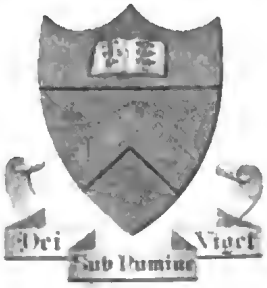
32101 065278952

0902
7

Library of
Princeton University.



Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

4399.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hamburger

Literariſche und Kritiſche Blätter.

SOCIETÄT

Verlegt und redigirt

von

F. Niebour.

Achtundzwanzigſter Jahrgang. Januar, Februar, März.

Hamburg, 1852.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Januar, Februar, März.

No. 1. S. 1: Stimmen aus Niederland. — Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) — Der Meßnersohn. — Högeingar. Reise durch Schweden, Lappland, Norwegen und Dänemark im Jahre 1850. Von Albrecht Pancritius.

„ 2. S. 9: Die blinde Mutter. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Hannover in architektonischer Hinsicht mit vergleichenden Anmerkungen nach Quellen von O. Beltz. — Högeingar. Reise durch Schweden, Lappland, Norwegen ꝛc. — Franz Baader im Verhältnisse zu Spinoza, Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart. Von Dr. Franz Hoffmann. — Miscelle.

„ 3. S. 17: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Hannover in architektonischer Hinsicht ꝛc. (Forts.) — Högeingar. Reise durch Schweden, Lappland, Norwegen ꝛc. (Forts.) — Atlas zu Alex v. Humboldt's Kosmos. — Miscellen.

„ 4. S. 25: Ich habe den Frühling. Von H. Zeise. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Hannover in architektonischer Hinsicht ꝛc. (Forts.) — Spinoza's Staatslehre. Zum ersten Male dargestellt. Von J. E. Horn. — Sagenbuch der Bayerischen Lande. Herausgegeben von A. Schöppner. — Miscellen.

„ 5. S. 33: Es herrscht auf Erden die Lüge. Von H. Zeise. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Hannover in architektonischer Hinsicht ꝛc. (Forts.) — Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation. — Miscellen.

„ 6. S. 41: Maßliebchen. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Ueber Heraldik, nach J. Planché's neuerem Werke ꝛc. — Bemerkungen über die Rechtsmittel im französischen Strafverfahren, mit besonderer Rücksicht auf das bayerische Gesetz vom 10. November 1848, von A. Feierbach. — Antiquarische Briefe von A. A. Böckh, J. W. Loebell, Th. Panofka, F. von Raumer und H. Ritter. — Launen und Spiele des Schicksals. Miscellen.

No. 7. S. 49: Aus der Nordsee. Von H. Zeise. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Ueber Heraldik, nach J. Planché's neuerem Werke ꝛc. (Schluß.) — Die Expedition nach Mittel-Afrika. — Waldvogel. Ein Lebensbild von Heinrich Pröhle. — Zur Literatur der Volkspoesie. Von Hugo Goering. — Miscelle.

„ 8. S. 57: Proben aus einer Uebersetzung des altdeutschen Gedichts „Gudrun." Von Carl Barthel. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Demosthenes oder Hellas' Untergang. Trauerspiel in fünf Akten, von Leopold Arend. — Miscellen.

„ 9. S. 65: Proben aus einer Uebersetzung des altdeutschen Gedichts „Gudrun." (Forts.) — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Literaturbriefe von Emil Budler. Miscellen.

„ 10. S. 73: Proben aus einer Uebersetzung des altdeutschen Gedichts „Gudrun." (Forts.) — Geschichte des Directoriums. — Cäcilia. Betrachtungen über die Kunst und Musik. Von Louise Bost. — Literaturbriefe von Emil Budler. — Miscelle.

„ 11. S. 81: Proben aus einer Uebersetzung des altdeutschen Gedichts „Gudrun." (Schluß.) — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Illustriertes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd. — Volksscheiften von Jeremias Gotthelf. — Literaturbelege von Emil Budler. — Miscellen.

„ 12. S. 89: Knud der Große. Von H. Zeise. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Statistisches über Taffe. — Das Weltgebäude, die Erde, und die Zeiten der Menschen auf der Erde, von Dr. G. H. v. Schubert. — Die ungarische Literatur 1851. — Miscellen.

(RECAP) 572965

Digitized by Google

No. 13. S. 97: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Die ehemalige Handelsstraße zwischen Arabien und den Ländern am caspischen Meere nach der Ostsee und Scandinavien. — Das Königreich der Langobarden in Italien. Von Alexander Ziegler. — Die Ritter vom Geiste. Roman von Karl Gutzkow. — Resultat des öffentlichen Verkaufes der Link'schen Bibliothek.

„ 14. S. 105: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Das Christenthum und der deutsche Volkscharacter. — Die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst. — Jugend-Album. — H. W. Schmidt's in Halle Antiquarisches Verzeichniß No. 52. Botanik. — Miscellen.

„ 15. S. 113: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Die französische Heizerbande, oder die Räuber von Orgères. — Thomas Morus. Historische Tragödie in fünf Akten von Friedrich W. Ebeling. — Der kleine Volkswirth. — Miscellen.

„ 16. S. 121: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Caerara. Ein historischer Roman aus Paduas Vorzeit. — Miscellen. — Anzeige.

„ 17. S. 129: Die französische Heizerbande, oder die Räuber von Orgères. (Forts.) — Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich, von den ersten christlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Franz Brendel. — Vier Wochen französischer Geschichte. Von A. L. von Rochau. — Miscellen.

„ 18. S. 137: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Die französische Heizerbande, oder die Räuber von Orgères. (Schluß.) — Geschichte der Römer von Fr. Dor. Gerlach und J. J. Bachofen. — Franz Hoffmann's illustrirter Volkskalender. — Miscellen.

„ 19. S. 145: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Die arctischen Schlitten-Expeditionen. — Die Phrenologie in ihren Grundzügen und nach ihrem wissenschaftlichen und praktischen Werthe. Von Prof. Dr. Julius Schaller. — Fort der Safranhändler. Volksschrift von Philipp Körber.

No. 20. S. 153: Grabschrift für die gefallenen Schleswig-Holsteiner. — Der Cardinal Mezzofanti. — Die hannoversche Bibliothek-Wissenschaft. — Goethe in Briefen und Gesprächen. — Zur Geschichte der Deutschen Bibelübersetzung vor Luther, ꝛc.

„ 21. S. 161: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Das Händewaschen als religiöse Ceremonie. — Die hannoversche Bibliothek-Wissenschaft. (Schluß.) — Weibliche Bibliomanie in Lüttich. — Neue Polterabend-Scherze. Herausgegeben von Johannes Keen und Mary Osten. — Illustrirtes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd. — Miscellen.

„ 22. S. 169: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Memoriam Viri Consularis Amandi Augusti Abendroth J. U. D. publica auctoritate civibus commendat C. F. Wurm, Ph. D. etc. — Der große Kurfürst und der Schöppenmeister. — Miscellen.

„ 23. S. 177: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Böhmische Rosen. Czechische Volkslieder übersetzt von Ida von Düringsfeld, Verfasserin von Schloß Goczin. Miscellen.

„ 24. S. 185: Ein Selbstmörder. — Die Kaisergruft in Wien und der Herzog von Reichstadt. Von Alphonse Valleydier. — Der Hofrath. Zeitbild in zwei Aufzügen von H. Asmus. — Dictionnaire supplémentaire contenant les mots nouveaux, etc. — Miscellen.

„ 25. S. 193: Herbstbilder. — Die Kaisergruft in Wien und der Herzog von Reichstadt. (Schluß.) — Der Hofrath. Zeitbild in zwei Aufzügen von H. Asmus. (Forts.) — Thorvaldsen's Leben nach den eigenhändigen Aufzeichnungen, nachgelassenen Papieren und dem Briefwechsel des Künstlers von Just Mathias Thiele. — Miscellen.

„ 26. S. 201: Der Hofrath. Zeitbild in zwei Aufzügen von H. Asmus. (Forts.) — Thorvaldsen's Leben nach den eigenhändigen Aufzeichnungen, ꝛc. (Forts.) — Miscellen.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 1. Sonnabend, den 3. Januar. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kämpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Stimmen aus Niederland ..... Seite 1
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... " 2
Der Meßnersohn ..... " 5
Literatur:
Hägringar. Reise durch Schweden, Lappland, Norwegen und Dänemark im Jahre 1850. Von Albrecht Pancritius ..... " 6

Stimmen aus Niederland.

Uebertragen von F. J. Freiholz.

Romanze.

Von J. F. van Kerckhoven.*)

Sanft und lieblich ist der Frühling
Wenn in reicher Morgenpracht
Auf den zart geschmückten Fluren
Jeder Blumenkelch erwacht; —
Aber schöner ist mein Liebchen
Wenn's im schneeigem Gewand
Liebesthränen in den Augen
Auf aus weichem Bette stand.

Stolz und edel ist der Sommer
Wenn der Sonne voller Strahl
Von den hohen Himmelsbogen
Leben strömt ins Erdenthal; —
Doch ein Blick von meinem Liebchen
Ist der schönste Glanzesstern,
Mag mir der auf Erden scheinen,
Miß' ich jeden andern gern.

Reich und prächtig sind die Dichter
Wenn ihr Geist die Schwingen dehnt
Und der Dichtung Reich durchirrend
Lang geträumtes Glück ersehnt; —
Größer ist der Durst der Seele,
Heißer meines Herzens Gluth,
Wenn des Erdreich's schönster Engel
Fesselnd an der Brust mir ruht.

*) Aus: Gedichten en Balladen door J. F. v. K. Antwerpen 1846, einem Buche, das sehr viel Mittelmäßiges, aber auch manches Schöne enthält. F.

Der Epheu.

Von Cats.

Der Epheu, der den Baum umfängt,
Und an den weichen Aesten hängt,
Und an der grünen Rinde klebt,
Der scheinet freundlich und belebt;
Es scheint als biete treu und wahr
Dem Baum er seine Liebe dar.
Doch dringt er tiefer stets hinein,
Und saugt des Baumes Leben ein;
Das Holz, das jugendfrisch und grün,
Wird alt, eh' seine Jahre flieh'n.
Es trauert wie ein dürrer Stock,
Gleicht einem lebenslosen Block,
Betrogen von dem list'gen Freund,
Der's nie recht gut mit ihm gemeint.

Ihr, deren Lebensaufenthalt,
In dieser Welt, dem großen Wald:

Digitized by Google

Viel Freunde, die um euch sich reih'n,
Verehren euch oft nur zum Schein,
Und unter diesem Maskenputz
Steckt manchmal nichts als Eigennutz.
Sowie ein feiner Witz oft leicht
Dem alten Haß ein neues Kleid.
Gebt darum eure Liebe nicht
An Jeden, der euch Lieb' verspricht,
Und prüfet erst es aufmerksam
Ob was er spricht vom Herzen kam;
Denn wer zu leicht den Freund erkoren,
Hat leicht durch ihn sich selbst verloren.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Zweiter Bd. (M. s. Nr. 100 v. J.)

Die Revolution vom 10. August. — Die September-Metzeleien. — Die Einsetzung des Convents.

Einige der Meuterer, die man am 20. Juni 1792 unter dem Vorgeben, einen Freiheitsbaum zu überbringen und zu pflanzen,*) herbeigelockt hatte, um das Schloß der Tuilerien zu erstürmen, sagten, als sie Abends gegen 8 Uhr das Gemach der Königin verließen, laut: „Man hat uns um nichts und wieder nichts hergeführt, aber wir werden wiederkommen, und erreichen, was wir wollen."

Was hatten denn diese 20,000 Vorstädter, Männer und Weiber, mit Piken, Säbeln, Aexten, Hellebarden, Bratspießen bewaffnet, ein blutiges Kalbsherz als Fahnenzeichen tragend, die unter der Anführung eines Polen, Namens Lazusky, und Santerre's, des Befehlshabers des Bataillons der Findelkinder eine Kanone bis in den Saal der Garden heraufschleppten, um damit die Thüre zum Cabinette Ludwigs XVI. einzurennen, in den Tuilerien zu suchen?

Sie waren durch die Girondistenpartei hergesandt worden, um die Wiederanstellung von deren drei Lieblingsministern: Roland, Servan und Clavière, welchen der König, in Folge beleidigender und unerträglicher Prätensionen, und selbst auf Anrathen ihres Collegen Dumouriez, am 13. Juni die Portefeuilles zu nehmen sich gemüssigt gesehn hatte, mit Ungestüm zu foedern und mit Gewalt durchzusetzen.

So war durch die Umtriebe und die Intriguen einer großen politischen Partei, die stolz auf das, was sie ihren Patriotismus und ihre Einsichten nannte, war, und sich sehr mit ihrer Liebe für die Verfassung brüstete, in den Vorstädten von Paris eine Emeute organisirt und zu den Tuilerien geführet worden um den König und die Königin zu insultiren und durch Gewalt die Rückberufung der gerechter Weise in Ungnade gefallenen drei Minister zu erlangen.

Ludwig XVI. hatte inmitten dieser Buben den größten Muth gezeigt, und jede Concession, die man ihm abzwingen wollte, verweigert. In dem Augenblick, wo Santerre und Petion ihn angeredet hatten, hatte der Volkshaufen lauter als je geschrieen: „Sanctionieren Sie die Decrete!*) Rufen Sie die patriotischen Minister zurück!" Ludwig XVI. antwortete darauf mit der größten Ruhe: „Ich habe die Aufrechthaltung der Verfassung beschworen, und ich werde sie auf Gefahr meines Lebens aufrecht erhalten. Wenn Ihr irgend ein Gesuch an mich zu richten habt, so ist der jetzige Augenblick für Euch nicht passend, um es vorzutragen, und für mich nicht, um es zu bewilligen."

Die Emeute hatte sonach, obwohl Herrin der Tuilerien, von dem Könige weder Concession noch Zusage erhalten können, deshalb sagte sie beim Weggehn: „Man hat uns um nichts und wieder nichts hieher geführt; aber wir werden wiederkommen, und dann erhalten was wir wollen."

Die Girondisten und ihre Meuchelmörder kamen funfzig Tage später, den 10. August, auch in der That wieder; die Vorsehung hatte ihnen aber in ihrem Triumph selber eine Züchtigung aufgehoben. Die verzweifelte und blutige Anstrengung, die sie machten, um drei elende Portefeuilles zu erobern, warf die nur zu langmüthige Monarchie, die sie auszubeuten gedachten, über den Haufen, und die wilden und raubgierigen Banden, die sie mit so vieler Mühe auf den Thron gehetzt hatten, kehrten sich nun gegen sie, verjagten sie von einer Gewalt, zu welcher sie so unloyal gekommen waren, und schickten sie aufs Schaffot.

Die Revolution vom 10. August war also, wie man sieht, nichts weiter als die wiederholte, vervollkommnete und über das Ziel ihrer Urheber hinausgehende Emeute vom 20. Juni. Deshalb erfordert die Beschreibung der Vorbereitungen und der Ausführung dieser Revolution eine flüchtige und vorläufige Darlegung des Gedankens, der bei dieser Emeute im Hintergrunde gewesen war.

Diese Darlegung will dem Zeugnisse der Männer entlehnt seyn, die in allen Geheimnissen der Girondisten eingeweiht waren.

Röderer, dessen so linkisches Benehmen bei diesen schmählichen Umständen wir zu erzählen haben werden, gesteht, „daß die Entlassung der Patrioten-Minister vielleicht das ganze Räthsel wegen der Bewegung vom 20. Juni löse."

Chabot, der sich minder zu menagiren brauchte, erklärte die Beschaffenheit und den Zweck des Aufstandes vom 20. Juni am 26. September 1792 auf der Tribüne des Convents wie folgt: „In der Nacht vom 19. Juni habe ich mich nach der Vorstadt St. Anton begeben, wo ich mich öffentlich den Anschlägen gewisser Intriganten widersetzte, die nicht die Freiheit des Volkes,

---

*) Dies war der erste Freiheitsbaum, von dem je in Frankreich die Rede gewesen ist. Er war aus der Vorstadt St. Anton genommen worden und für die Tuilerien bestimmt. Man pflanzte ihn in den Gemüsegarten des Kapuzinerklosters, d. h. beinahe in den jetzigen großen Hof des Finanzministeriums.

*) Das Decret, welches die Deportation über die Priester verhängte, die nicht auf die Civilverfassung der Geistlichkeit schwören wollten, und das Decret, demzufolge unter den Mauern von Paris ein Lager von 20,000 Föderirten gebildet werden sollte.

Digitized by Google

sondern nur die Zurückberufung einiger Minister im Auge hatten."

Auf den Rath Robespierre's war es gewesen, daß Chabot sich nach der Vorstadt St. Anton begeben hatte, um die Anschläge der Girondisten zu vereiteln, doch war dieser Rath sicherlich nicht aus Sinn für Ordnung gegeben worden, sondern aus Rivalität und Eifersucht. Dieses hat Robespierre selber im nächsten Octobermonate in seiner Antwort an Petion in folgenden Worten erklärt:

„Sie haben für die Bewegung vom 20. Juni eben so viel Nachgiebigkeit an den Tag gelegt, als Sie sich dem Aufstande vom 10. August abgeneigt bewiesen haben. Welches ist die Ursache dieses Widerspruchs in Ihrem Benehmen gewesen? Ich will es Ihnen sagen: das Ergebniß der Revolution vom 10. August sollte die Freiheit seyn, das des bewaffneten Zuges vom 20. Juni die Rückberufung der Minister Clavière und Roland .... Ich rieth Chabot, sich nach der Vorstadt St. Anton zu begeben, wo die Petenten sich versammelten, um ihnen über das schlechte Manöver, das man im Schilde führte, die Augen zu öffnen. Er harangirte das Volk, das sich in der Kirche der Quinze-Vingts versammelt hatte. Es war zu spät; und seine bürgerliche Ermahnungsrede scheiterte an folgenden vor 3000 Personen ausgesprochenen Worten: „Wie können auf Petion rechnen; Petion will's, und er ist für uns!"

Als Petion diese Worte hervorgehoben hatte, da entgegnete ihm Robespierre: „Ist's nicht wahr, daß der angegebene Zweck der Bewegung vom 20. Juni die Rückberufung der Minister Clavière und Roland gewesen ist? Ist's nicht wahr, daß die Minister Beissot's, Guadet's und Eure vertrauten Freunde waren, und daß sie durch diese Partei ihre Stelle bekommen hatten? Ist's nicht wahr, daß diese Bewegung acht Tage vorausgesagt und selbst der Tag dafür festgesetzt worden war?"

So ist denn die gemein interessirte Betheiligung der Girondisten an der schändlichen Emeute vom 20. Juni 1792 aufs Klarste und durch die directesten Zeugnisse erwiesen.

Bei einer von dem Friedensrichter der Section des Königs von Sirillin angestellten gerichtlichen Untersuchung, wies ein als Freiwilliger in dem Bataillon der St. Ludwigs-Insel dienender und mit dem Militairkreuz geschmückter Soldat, Namens Lorenzie, die subalternen Personen, deren sich die Girondisten zur Aufwiegelung der Vorstadt St. Anton bedient hatten, wie folgt, nach:

„Der Zeuge sagte aus, daß er seit ungefähr acht Tagen — seit dem 16. Juni — durch den Briefwechsel, welchen er mit der Vorstadt St. Anton unterhielt, davon Kunde gehabt habe, daß die Bürger dieser Vorstadt durch Herrn Santerre, den Commandanten des Bataillons der Findelkinder, und durch andre (von ihm namhaft gemachte) Personen bearbeitet worden waren.

„Daß in den geheimen Versammlungen dieser Agitatoren die Anträge festgestellt worden seyen, welche in den Gruppen der Tuilerien, des Palais Royal, des Greve-Platzes und vor allem des Thores von St. Anton, auf dem Bastillenplatze zur Sprache gebracht werden sollten. Daß dort die aufrührerischen Plakate verfaßt wurden, welche man von Zeit zu Zeit in den Vorstädten anschlug, so wie Petitionen, die man durch Deputationen an die patriotischen Gesellschaften zu Paris überbringen ließ. Daß es endlich dort gewesen, wo die berüchtigte Petion und das Complott vom 20. Juni entworfen worden sey.

„Daß Herr Santerre, als er seit jenem Tage vom 20 gesehn habe, wie mehrere der Seinigen, insbesondre die Aufführer seiner Partei, durch den Beschluß des Directoriums des Departements abgeschreckt, sich weigerten, bewaffnet auf der Straße zu erscheinen, weil man auf sie schießen würde, sie mit der Versicherung beruhigt habe, daß die Nationalgarde dazu keine Ordre haben und Herr Petion gegenwärtig seyn würde."

Dieses Schlages waren die Verschworenen, mit welchen die Girondisten nächtlicher Weile ihre schändlichen Pläne schmiedeten, und die Hände, durch welche sie mit Gewalt die Macht an sich rißen wollten, welche das Königthum ihnen vorenthielt.

Es geschah also, wie wir es gesagt haben, daß sie die Revolution vom 10. August vorbereiteten, weil sie mit der Emeute vom 20. Juni gescheitert waren.

Eine ältere Tradition und neuere Irrthümer, der mehr oder minder größere Glanz, den die Wissenschaften und die Gelehrsamkeit stets um sich her verbreiten, und das Interesse, was sich der Jugend und dem Unglück zuwendet, sind es gewesen, die gemeinschaftlich die Benennung, Girondisten, berühmt gemacht haben. Doch muß schon zugegeben werden, daß die unter derselben begriffenen Menschen diese Berühmtheit weniger ihren eignen Verdiensten zu verdanken haben, als der gerechten Verdammung, womit die Geschichte ihre Besieger und Henker in alle Ewigkeit verfolgen wird.

Wenn man in einen und denselben Leuten Grausamkeit, Dummheit und Gemeinheit vereinigte, so würde dies doch nur einen nothdürftigen Begriff von dem geben, was man damals als die Männer vom Berge oder Montagnards bezeichnete. Danton, ihr Chef und Opfer, konnte sie allein gehörig schildern, und er sagte von ihnen: „Es ist ein Haufe unwissender Lumpenhunde, die nur, wenn besoffen, Patrioten sind, ꝛc. Der Leser muß es dem Geschichtsschreiber schon zu Gute halten, wenn er so gemeine Redensarten von ihm citirt; aber es ist einmal unmöglich, mit den Menschen der Schreckenszeit in Berührung zu kommen, ohne sich mit Blut oder Koth zu besudeln.

Gegen einen seiner Freunde, den Journalisten Prudhomme, war es, daß Danton sich über die Montagnards in der von uns erwähnten Weise aussprach. Späterhin äußerte sich der plumpe und cynische Tribun noch: „Ich gehöre dem Berge an; wir bilden nur eine schwache Minorität der Versammlung, und sind nur ein Haufen Lumpenvolks, das den Girondisten und Beissotinern in Talenten weit nachsteht. Diese Canaillen würden uns guillotiniren lassen, wenn wir unterlägen, indem sie uns den 10. August, die Septembertage und den Tod Capet's, womit sie doch einverstanden gewesen, zum Verbrechen machten; wir sind aber verwegener als sie, und haben die Canaille zu unserm Befehl.

Der Abscheu, den die Principien, die Handlungen und die Personen der Montagnards einflößen, hat also, wie wir gesagt haben, eine Art von Interesse, Mitleid und Bewunderung über die Girondisten verbreitet, darum waren sie aber nicht minder Aufwiegler und Revolutionaire, und verdienen sie nicht minder die Verachtung der Nachwelt.

Während der letzten Zeit der legislativen Versammlung, und so lange sie nur eine Art philosophischer und literarischer

Digitized by Google

Seite unter der Leitung von Condorcet, Briſſot und Roland bildeten, nannten ſich die Männer, die man mit dem Namen Girondiſten belegt hat, noch Briſſotiner oder Rolandiſten. Der Name Girondiſten wurde ihnen in der erſten Zeit des Convents gegeben, wo ſie eine bedeutende und mächtige Partei bildeten, Herren der Geſchäfte waren, und hauptſächlich von Genſonne, Guadet und Vergniaud geleitet wurden.

Von den zwölf Mitgliedern, aus welchen die Deputation des Gironde-Departements beſtand, gehörten nur acht der ſogenannten Girondiſtenpartei an; die übrigen vier waren Montagnards.

Ungefähr funfzig andere Deputirte, die Repräſentanten von etwa dreißig Departements, bildeten mit den acht Bordeauxer Deputirten den Kern der girondiſtiſchen Partei, deren Bundesgenoſſen der Partei des Convents angehörten, die den Namen Marais (Sumpf) führte und daher von den Demagogen verächtlich Sumpfſinken genannt wurden.

In den Reihen der Girondiſten mochten ſich ein Paar Journaliſten bemerkbar, die nicht zum Convent gehörten, nämlich: Girey-Dupre und Marchena. Achtzehn Girondiſten, worunter auch die ſchöne und unglückliche Mad. Roland, ſind als Opfer der revolutionairen Principien, die ſie entfeſſelt hatten, auf dem Schaffotte oder durch ihre eigne Hand umgekommen.

Wonach der Leſer zuerſt fragen wird, das iſt natürlich, welches denn die politiſche Lehre der Girondiſten geweſen ſey?

Sie hatten gar keine politiſche Lehre, und waren nichts weiter, als ein Verein von Ehrſüchtigen, welche durch Leidenſchaften und nicht durch Ideen mit einander verbunden waren. Einmüthig darin, die Regierung Ludwigs XVI. anzugreifen, um ſich in deren Einfluß und Vortheilen zu theilen, hatten ſie weder gleiche Anſichten, gleiche Pläne, noch gleiche Regierungsentwürfe. Noch mehr, ſie hegten weder Vertrauen, noch Liebe, noch Achtung für einander.

Es läßt ſich kein kläglicheres, ſchimpflicheres und ergreifenderes Schauſpiel denken, als dasjenige war, welches ſie Frankreich darboten, als ſie, von den Montagnards beſiegt, in dem berühmten Prozeſſe, der vom 24. bis 30. October 1793 geführt wurde, vor dem Revolutionstribunale ihre Principien zu erläutern und zu verfechten hatten. Wie leidenſchaftlich und gewaltſam die Anklage-Acte auch war, welche Amar im Namen des Ausſchuſſes der allgemeinen Sicherheit entworfen hatte, wurden ſie durch dieſelbe doch nicht ſo ſehr geavirt, als ſie ſich ſelbſt belaſteten. Mit Leidenſchaft und Egoismus ſtraften ſie einander Lügen, klagten ſie einander an, und überhäuften ſie ſich gegenſeitig mit Vorwürfen und Schimpfworten.

Als die Anklage-Acte verleſen und der erſte Belaſtungszeuge, Pache, vernommen worden war, da begannen die 21 Girondiſten, welche in der Audienz zugegen waren, damit, daß ſie alle ernſteren Facta ihren abweſenden Freunden Roland, Petion, Barbaroux und Louvet in die Schuhe ſchoben.

Ueber ſeine Verbindungen mit den Girondiſten, die ſeine Collegen waren und im Gerichtshofe neben ihm ſaßen, verleugnete Vige ſie, und erklärte, daß er keinen von ihnen ſpeziell kenne.

Ueber die Lehrſätze befragt, welche er in Gemeinſchaft mit den Girondiſten verfochten habe, erklärte Boileau, er ſey mit Leib und Seele ein Montagnard. „Ich ging nicht aus," ſagt er, „und wußte nicht, was vorfiel; ich befand mich zwiſchen zwei Klippen; aber ich wollte, eben ſo wie der Berg, die volle Freiheit. . . . . Ich habe gleich dem Berge für den Tod des Tyrannen geſtimmt, und wenn ich zuweilen den Patrioten des Berges opponirt habe, ſo fühle ich mich doch nun in Betreff ihrer eines Beſſeren belehrt, und bin jetzt ein ächter Montagnard.

Dieſe abſcheuliche und nutzloſe Gemeinheit war niedergeſchrieben, und Boileau las ſie Wort vor Wort vor, aus Furcht, ſich nicht tief genug zu erniedrigen, wenn er aus dem Stegreif ſpräche. Doch hatte Boileau ſich für den Augenblick nicht auf alle die Reſſourcen beſonnen, die ihm in dieſer Act zu Gebote ſtanden; denn in einer nachherigen Audienz erſchien Leonard Bourdon mit einem Schreiben von Boileau, worin derſelbe, indem er ihn erſuchte, ihn vor Gericht zu vertheidigen, ſeine Collegen anklagte. „Ich bin," heißt es in dieſem Schreiben, einen Augenblick im Irrthum geweſen, aber nun, wo die Binde mir von den Augen gefallen iſt, und ich weiß, wo die Wahrheit thront, erkläre ich ein Montagnard zu ſeyn. Es leuchtet mir ein, daß eine Verſchwörung gegen die Einheit der Republik beſtanden hat, ſo wie es am Tage liegt, daß die Jacobiner ſtets der Republik gedient haben. Schließlich erkenne ich es noch an, daß die rechte Seite, ſo lange ihr die Gewalt verblieben wäre, die kräftigſten Maaßregeln gelähmt haben würde."

Nachdem dies ſchimpfliche Schreiben verleſen worden war, ſagte der Präſident Herman zu Boileau: „Nennen Sie mir unter den Angeklagten diejenigen, auf die Sie in Ihrem Schreiben angeſpielt haben." — „Ich habe niemand anklagen wollen," antwortete Boileau, von einem Reſt von Schaam beherrſcht, der auch bald dahin war; „ich habe mich nach Wahrheit umgeſehn, und habe ſie bei den Jacobinern gefunden, daher ich nun auch ganz Jacobiner bin." Um das Maaß der Schande voll zu machen, die ihn nicht einmal retten konnte, geſtand dieſer Girondiſt, daß das Ungeheuer, welches Marat das Leben genommen, ein Auswurf der rechten Seite geweſen und er durch dies Ereigniß anderen Sinnes geworden ſey.

Ueber ſeine Beziehungen zu Petion, ſeinem vormaligen Collegen in der conſtituirenden Verſammlung, und ſeinem augenblicklichen Collegen im Convent befragt, antwortete Sillery, daß er erſt gegen das Ende von 1791 auf vertrautem Fuße mit ihm geſtanden, und ihn ſeit Ende von 1792 nicht geſehn habe. Als Fouquier-Tinville ſodann ein vertrauliches Schreiben Petion's verlas, in welchem derſelbe ſeine Freude über die Rückkunft der Frau von Genlis äußert, die er nach England begleitet hatte, da antwortete Sillery, im Netze ſeiner Verſtellung gefangen: „Es iſt wahr, daß der Bürger Petion meine Gattin nach England begleitet hat, aber ſie haben ſich nach ihrer Ankunft zu London getrennt."

Ueber ſeine Beziehungen zu Roland, deſſen intimer Freund, Commenſal und Director er war, befragt, antwortete Briſſot: „Ich betrachte ihn als einen lautren Mann, der ſich aber in ſeiner Meinung geirrt haben mag."

Ueber ſeine Beziehungen zu Beiſſot und Genſonne befragt, mit welchen er am 10. Auguſt die Abſetzung Ludwigs XVI. vertagt und beſtritten hatte, ſtellte Vergniaud es in Abrede, daß er mit Briſſot und Genſonne in vertrauten Verhältniſſen geſtanden habe. So antwortete er auf den ihm gemachten Vorwurf, ſich hartnäckig wider die Abſetzung aufgelehnt zu haben, als ſie hätte decretirt werden können.

Digitized by Google

Das wären denn bis dahin die Girondisten, die sich einander vereinigneten; wie wollen nun diejenigen namhaft machen, die sich gegenseitig denuncirt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Meßnersohn.

Tirolee Volksmächen. *)

Es wae einmal ein Meßnersohn, dem beide Aeltern gestoeben waeen und dee nue eine einzige Schwestee hatte. Er hieß Hans und wae ein gae keckee und furchtloser Bursche, so daß ee sich weder voe den Menschen noch voe den Geistern fürchtete. Nachts ging er nie nach Hause und in's Bett, sondern blieb auf dem Friedhofe und schlief auf den Gräbern, die mit Schmehlen weich überwachsen waren, und wenn der Mond ihm eecht blaß in's Gesicht schien odee die schwarzen Wolken am Himmel wild dahinjagten und dee Wind an den Todtenkränzen recht rüttelte und schüttelte, wuede dem Hans erst wohl und er meinte, es könnte gae keine schönee Nacht mehe geben. Die Schwester sah dieses Treiben ihres Brudees ungeene und bat ihn oft, ee möchte doch nach Hause und in's warme Bett gehen und nicht draußen bei den Todten schlafen, denn sonst könnte es ihm einmal übel gehen. Allein diese Reden schlugen an taube Ohren. Hans ließ sich Nichts einwenden und übernachtete auf seinen Gräbern.

„Warte nue," dachte sich da die Schwestee, „wenn du den Worten nicht folgest, will ich dich zu fürchten machen." Gedacht, gethan.

Als es wieder nachtete, ging die Schwester in ihre Kammer, hüllte sich in ein mindelweißes Leintuch und schlich sich auf den Gottesacker. Doet stellte sie sich zue Thränenweide, unter der Hans gewöhnlich schlief. Sie wartete lange, bis endlich der Bruder kam, und glaubte, ee wüede sich nun fürchten. Hans hatte aber das Gruseln nie geleent, besann sich nicht lange, nahm seinen Knittel auf und schlug den Geist maustodt. — Nachdem schaurte ee, was das für ein Geist gewesen sei, und fand, o Schreckea! seine liebe einzige Schwester leblos und blutbefleckt zu seinen Füßen liegen. Ee wußte sich nun weder Trost noch Rath und sah sich schon auf dem Rade, der Boden brannte ihm unter den Füßen, und ee beschloß in die weite Welt zu wandern, um dem Gerichte und wo möglich dem Gewissen zu entrinnen. — Ee machte sich noch in derselben Stunde auf und ging, ohne zu rasten und ohne nue einmal rückwärts zu schauen, bis am andeeen Tage die Nacht hereinbrunkeite und Alles in's Schweigen und Träumen wiegte. — Da wae Hans hungeig und müde, und ee ging in ein Wirthshaus, das am Wege stand und gae heerlich beleuchtet wae.

Hans kam abee zu spät. Das Haus wimmelte schon von Gästen, und es war kein Bett und kein Fleck mehe zu haben.

„Hier ist kein Platz mehr," sprach der Wirth, „das Haus ist vollgestopft wie eine magere Wurst. Hiee kannst du keine Heeberge mehr finden."

„Ist hier in der Nähe auch nirgends ein Nachtlagee zu haben?" forschte der Ermüdete. „Nein," antwortete der Befragte; „es steht mein Wirthshaus hier mutteeseelenallein. Da drüben das Schloß wäre wohl ganz leer und du hättest darin Platz genug — allein ich will es früher sagen — es geistert in den Sälen. Schon Manchee ließ es sich nicht weheen und schlief drüben — allein Morgens fand man noch Jeden todt."

„Pah, was geistern!" fiel Hans dem Wirth in die Rede; „die Geistee scheeren mich nicht. Will 'mal sehen, was die da drüben treiben." Ee ließ sich vom Wirthe nun eine Flasche Wein, einen Weck Brot, ein Spiel Karten geben, und verlangte auf's Geisterschloß zu gehen. Der Wirth teug ihm zwei Lichter voran, führte ihn in ein schönes, hohes, aber etwas alterthümliches Zimmer, stellte doet den Armleuchtee auf den Tisch und ging wieder fort.

Hans wae nun allein und ganz guter Dinge, er trank und aß und spielte für sich, gab aber immer die Karten für zwei Spielee aus und spielte auch für den Abwesenden. So ging es bis zwölf Uhr. Als es auf dem Thueme der Schloßkapelle mit dumpfen Klängen zwölf Uhr schlug, klopfte es staek an die Thüee des Zimmers.

„Hereein, was Hosen seyn,
Weiben sollen draußen bleiben."

rief Hans mit starkee Stimme.

Kaum hatte ee dieses gesagt, so öffnete sich die Thüre und ein weißer Geist trat hereein und verneigte sich vor dem Spieler. Als Hans dieses sah, stand ee voll Freuden auf, bot dem Fremdling einen Sitz an und lud ihn ein, mit zu spielen. Der Geist nickte schweigend, und spielte, ohne ein Woet zu verlieren.

So hatten sie einige Zeit gespielt, da klopfte es wiedee an dee Thüre.

„Hereein, was Hosen seyn,
Weiben sollen draußen bleiben."

antwortete Hans. Auf diese Woete öffnete sich die Thüee, und es kam wieder ein Geist und trug einen schweeen, schweren Sack auf dee rechten Achsel. Schwieg und winkte der Ankömmling dem Hans, ee möchte ihm den Sack „abhelfen".

Der Meßneesohn sprach aber: „I hab Dir nit aufgeholfen, i hilf Die a nit ab."

Trotzig warf nun dee Geist den schweren Sack auf die Erde, daß die Dielen zitteeten und die Wände bebten. Hans verzog zum bösen Spiele keine Miene und wartete neugieeig dee Dinge, die da kommen würden. Der zweite Geist setzte sich nun auch zum Tische und spielte mit den Zweien.

Nachdem ee einige Zeit gespielt hatte, stand er auf und winkte dem Hans wiedee, ee möchte ihm den Sack aufheisen.

Dee gute Hans gab ihm abee wiedee zur Antwort: „I hab Dir nit abgeholfen, i helf Die a nit auf." — Da winkte dee Geist wiedee, Hans solle ihm das Geld, das im Socke wae, zählen helfen. Hans machte es aber wie früher und sagte: „I hab's nit hinein gezählt, i zähl's nit heraus."

Wie Hans das gesagt hatte, waren die Geistee erlöst, übergaben ihm das Geld und das Schloß, und verschwanden, wie der Rauch bei heiterem Himmel.

---

*) Aus den unter der Presse befindlichen „Tirolee Volksmärchen" von J. V. Zingerle.

Digitized by Google

Hans war nun ein reicher Mann und legte sich froh und glücklich auf's Bett und schnarchte bis zum späten Morgen.

Als die Morgensonne schon in das Thal gekommen und die Vögel ihr Morgenlied sangen, dachte sich der Wirth, ich muß doch sehen, wie's dem Burschen im Schlosse geht, und ging hinüber, im festen Wahne, ihn todt zu finden. Wie groß war aber das Staunen, als er den Hans frisch und gesund im Bette fand und ihn dieser die ganze Geschichte der verflossenen Nacht erzählte.

Hans war nun reich, wie ein Fürst, und wohnte einige Jahre auf dem Schlosse, das er sich stattlich herbauen ließ. Endlich wurde ihm dieses einsame Leben da droben zu langweilig, und er beschloß weiter zu wandern und die Welt anzuschauen. Er schaute sich nun ein stolzes Reitpferd und nun schöne Kleider, und ritt nun in die Ferne.

Eines Abends kam er auf seinen Wanderzügen in eine große, prächtige Stadt, in der ein König wohnte. Es war aber in den weiten Gassen und in den schönen Palästen gar öde und traurig, denn nirgends wurde gelacht oder gesungen und die Leute gingen herum mit gar trüben und ernsten Gesichtern. Ritter Hans fragte um die Ursache dieser allgemeinen Trauer und hörte, die Königstochter müsse heute dem Drachen vorgeworfen werden.

Hans war, als er dies erfahren hatte, nicht faul, ging zum Könige und fragte ihn, was er ihm geben wollte, wenn er seine Tochter befreien würde.

„Meine Tochter selbst!" rief freudig der König, dem ein unerwarteter Hoffnungsstrahl, daß seine wunderschöne Tochter vielleicht noch gerettet werden könnte, durch's betrübte Herz zuckte.

Hans war mit dem Preise einverstanden, machte tödtliche Giftknödel und ging zur Höhle des Drachen. Dort warf er sie dem Ungethüme zu, und dem Wurm schmeckte die süße Kost so, daß er aß und aß, bis er todt zusammenstürzte.

Hans eilte nun zum Könige, brachte ihm die Drachenzunge, und wurde wie ein Sohn vom alten Herrscher aufgenommen und umarmt. Er hätte nun die Königstochter heirathen und mit sich nehmen sollen, allein er sprach: „Ich will mich noch in der Welt umsehen, und wenn ich nach einem Jahre wieder komme, werde ich die schöne Prinzeß zum Altare führen."

Hans kehrte nun wieder auf sein Schloß zurück, und baute und ordnete dort, oder ging auf die Pirsche und jagte in den Wäldern Hirsche und Rehe. Es gingen Tage und Wochen vorbei und dem Hans gefiel das Leben und Treiben so wohl, daß er der Königstochter fast vergaß. Das Jahr war fast zu Ende, da dachte er sich: „Ich muß doch mein Wort halten und die Braut holen," und machte sich auf den Weg zur Königsstadt. Als er in die Stadt kam, sah er in allen Ecken und Enden nur fröhliche Gesichter, und überall waren Bereitungen zu großen Festlichkeiten getroffen. Hans konnte sich das Alles nicht erklären, und fragte Einen, der ihm begegnete, was das zu bedeuten hätte.

„Ja," ward ihm erwidert, „die Königstochter hat Hochzeit und deßhalb triumphirt Alles so."

„Die Königstochter und Hochzeit!" sprach Hans stille bei sich, „wenn es so wäre, müßte ich doch auch Etwas davon wissen," und eilte in die Burg und zum Könige.

Wie der König den Retter seiner Tochter sah, von dem er drei hundert fünf und sechzig Tage kein Wörtchen mehr gehört hatte, stand er ganz „verdutzt" und wie versteinert da.

Hans konnte an den Mienen des Königs lesen, daß er hier zu spät gekommen sey, und sagte zum Könige: er wolle seine Ansprüche auf die Prinzeß fahren lassen, wenn er ihm nur viel Geld geben würde.

Der König war über diesen Antrag ganz getröstet und gab ihm so viel Geld, daß es Hans fast nicht fortbringen konnte. Der Meßnersohn kehrte nun in sein Schloß zurück, und war der Reichste im ganzen Lande.

Hägringar. Reise durch Schweden, Lappland, Norwegen und Dänemark im Jahre 1850. Von Albrecht Pancritius. Königsberg. Verlag der Gebrüder Borntträger. 1852. 357 (358) Seiten. Gr. 8.

Auf der Rückseite des Titelblattes stehen Linné's Worte: „Qui rudis et indoctus patriae terminos egreditur, raro doctior regreditur." — Die Bedeutung des Titels und was man in dem Buche zu suchen hat, erhellt aus der anstatt der Vorrede gegebenen Einleitung, die auch sonst noch manches Wissenswerthe enthält. Sie lautet: „Der fremdartig klingende Titel meines Buches bedarf zunächst einer Entschuldigung. Ich reinneere zu dem Ende meine Leser an eine Stelle aus der so auch in Deutschland wolbekannten Frithjofssage von Tegnér. — Der Held sitzt auf dem Grabhügel seines Vaters. Er hat Balder's Heiligthum zerstört, er ist friedlos. Da beschwört er die Geister der Entschlafenen. Sie sollen ihm den Weg der Versöhnung zeigen; aber die Todten bleiben stumm. — Die Sonne verstalt, und, aus Gold und Gluth malt sich vor dem Auge Frithjofs auf den Wellen ein Zauberbild von dem Tempel, den er dem zürnenden Gotte bauen soll.

„Die Hägring nennen wir dies Himmelswunder,
Ja Walhall klingt sein Name schöner noch!"

Auch der Norden hat seine Fata Morgana, die Meerfrau Gunnilla, die dann und wann ihre Wunderinseln (Gunnilas Öar) aus den Fluthen emporsteigen läßt. Im Innern des Landes sieht man die märchenhafte Erscheinung über Sandhaiden, selbst auf den Eisflächen des Winters. Die üppige Pracht freilich fehlt, die sich im Golf von Neapel entfaltet. Die Natur des Nordens verleugnet ihren Charakter nie. Das Gepräge des Kolossalen und Düstern ist selbst den Krystallformen der nordischen Mineralien aufgedrückt. Der geistreiche Hausmann schildert das Erstaunen, mit dem man in den Museen der drei skandinavischen Hauptstädte die oft fußlangen Krystalle des Orthoklas, Solait, Skapolith u. s. w. findet. Was man sonst davon sah, sind nur verkümmerte Fragmente. Ist die Form gigantisch, so ist der Sinn ernst, der sich darin ausspricht. Dem Auge lacht nicht die wasserhelle Klarheit der Bergkrystalle südlicher Alpen, nicht das Feuer und die Farbenpracht orientalischer Saphyre und Smaragde entgegen. Alles ist undurchsichtig und dunkel, grün, braun oder schwarz. —

Nebelbilder und Luftspiegelungen sind in der Ostsee und im bottnischen Meerbusen nicht eben selten; doch sieht man meistens

Digitized by Google

nur feine Schattenzeichnungen, den Daguerreotypen vergleichbar. Eine eigenthümliche Strahlenbrechung, — man hat es oft nur als optische Täuschung angesehen, — macht das Auge des Reisenden irre, wenn er sich den lappländischen Bergen nähert und es ihm auf ungefähre Höhenbestimmung ankommt. Die Spitzen des Gebirges erscheinen über und neben Wolkenschichten wie verlängert und erhöht; man erkennt dieselben Partien in verschiedenen Tageszeiten kaum wieder. — Der Anblick ist eigenthümlich. Jene Gegenden sind weithin öde. Moorbrüche von fast schwarzem Ansehen strecken sich bis an den Fuß des Gebirges. Einzelne graue Felsen ragen daraus hervor, sie sind zum Theil mit dem weißen zierlich geästelten Rentherrmoos bedeckt. Etwas erhöhte Sumpfstellen tragen dunkelblätteriges Gebüsch mit hochrothen Beeren. Den untern Theil des Berges umgiebt ein Fichtenwald; einzelne Fichten klettern noch in die Birkenregion, die wie ein breites helles Band den Berg umzieht. Darüber hinaus giebt es nur grauliche, kriechende Weidenbüsche. Lagert sich nun um diesen wilden und wüsten Strich eine Wolke, so treten die Gletscherspitzen und die Schneekuppeln sonderbar in die freie Luft. Die Sonne entfernt sich auf ihrem Nachtbogen nur wenig unter den Horizont und ihr rothes Licht liegt vom Untergange bis zum Aufgange an dem Himmel und den schimmernden Bergen fest. — Der Nordländer nennt das Jöblink und die Erinnerung daran wirkt in der Ferne auf ihn wie auf den Schweizer ein Klang aus seinem Kuhreigen.

Was ich von meiner Reise hier mittheile, zeichne ich nur nach den Bildern der Erinnerung. Es wohnt die Meerfrau Gunnilla auch in des Menschen Brust. Aber ich glaube auch im andern Sinne mein Buch so am Besten bezeichnet zu haben.

Die ersten Reisenden, welche den Norden besuchten, waren fast mit den Entdeckern neuer Welttheile zu vergleichen. Die Beschreibung des Gesehenen und Erlebten war von allgemeinem Interesse. Seitdem ist Skandinavia längst in die große Tour aufgenommen; die Wanderer der verschiedenen Nationen durchziehen es in allen Richtungen. Man könnte ein eignes Buch über die betreffende Reiseliteratur schreiben; und es ist nicht die geringste Reisestrapaze für mich gewesen, nur das Wichtigste zu lesen. Mineralogen und Geologen, Botaniker von allen Farben, Entomologen, Statistiker, Philosophen und Poeten, selbst Theologen haben das Land bereist und mit ihrem besonderen Lichte beleuchtet. Linné hat in einer vortrefflichen Rede „die Nothwendigkeit der Reisen im eigenen Vaterlande" bewiesen. Er hat selbst mehre Provinzen bereist und seine Beschreibungen sind charakteristische Muster. Er betrachtet und schildert die geologische Schichtung des Kinnekulle mit eben derselben Gründlichkeit wie eine einer Provinz eigenthümliche Art von Dudelsack. Den schwedischen und norwegischen Gelehrten muß man den Ruhm zugestehen, daß sie ihr Vaterland genau durchforschten. — Man gewinnt bei ihrer freundlichen Zuvorkommenheit gegen den Fremden oft aus einem Gespräche mehr als auf der flüchtigen Fahrt durch eine ganze Provinz. — Wem es auf statistische Uebersichten ankommt, den verweise ich für Norwegen auf Blom, für Schweden auf Forsell. Der erstere hat sein Buch selbst in deutscher Sprache geschrieben, das letztere Werk ist, ich glaube sogar mehrfach, übersetzt und in beiden finden wir übrigens in geistreicher Form das zureichendste und zuverlässigste Material. In Schweden liefern die zahllosen Beamten, um doch ein sichtbares Merkmal ihrer Thätigkeit zu geben, tabellarische Uebersichten von Allem nur Möglichen; in Norwegen schöpfte Blom, gestützt auf eine sehr genaue eigne Bekanntschaft mit allen Einzelnheiten, aus dem patriotischen Eifer der Nation selber. — Der Fachmensch weiß ohne mich, wo er das ihm Dienliche zu suchen hat; und über einzelne Touristen wird man hier und da in meinem Buche gelegentlich meine Meinung finden. —

Die Zeit der Reiseromane ist vorüber; es geht draußen jetzt Alles sehr natürlich zu. Auch im Norden ist das Reisen jetzt weniger abenteuerlich und viel bequemer als sonst. Von Haparanda bis Hammerfest, also beinahe von Tornea bis zum Nordkap ziehen regelmäßig abgehende Dampfschiffe eine ununterbrochene Linie. Ebenso fährt man auf Kanälen und über die Landseen im Innern. Die Straßen sind vortrefflich, hin und wieder findet man auf Haupttouren sogar ganz gut eingerichtete Diligencen. — Ich muß gestehen, daß ich nach einer Reise von mehr als zwölfhundert Meilen nichts zu erzählen weiß, was einem Abenteuer ähnlich sieht, als daß ich einmal auf der sogenannten Kanalfahrt den Landungsplatz des Dampfbootes verfehlte und erst zu Fuß, dann auf einem glücklich aufgegriffenen Bauerkarren einen Wettlauf am Ufer bis zur nächsten Brücke anstellen mußte — zur großen Belustigung der zahlreichen Passagiere — ich blieb übrigens Sieger.

Anstatt meinen Lesern den gleichmäßigen Faden meines Journals abzuwickeln, begnüge ich mich damit, an denselben einige ausgesuchte Bilder zu knüpfen. Ich schreibe keine Anweisung für die, welche mir nachreisen wollen, obwol ein ordentliches Reisehandbuch für den Norden Noth thut. (Was unter dem Titel 1850 bei Th. Grieben in Berlin erschienen ist, reicht in keiner Weise zu.) — Es liegt in den nordischen Völkern, sagt man, ein Zug der Sehnsucht nach dem Süden. Man erklärt ja die Römerzüge der deutschen Kaiser so. Ich wende mich an die, die von der Sehnsucht nach dem Norden geführt werden und bei denen „zu des Geistes Flügeln kein körperliches Flügel sich gesellt." — Daß „es auch solche Käuze geben muß", davon bin ich mir selber der Beweis. —

Ihnen also, die zu Hause bleiben müssen, zeichne ich die Bilder ab, die ich mitbrachte und ich bedauere nur, daß sie auf dem Papier nicht so farbenhell erscheinen werden, als sie in meiner Erinnerung leben. Wenn man ein Hägring sieht, so eilt man wol den Freund zu rufen, hat man ihn herausgeholt, so ist das lustige Bild schon verflogen. — Ich habe es immer sonderbar gefunden, wenn Reisebeschreiber auf objektive Glaubwürdigkeit Anspruch machten. Ich kann die Dinge nur beschreiben, wie sie mir erscheinen, nicht wie sie sind. Ich kann nicht schreiben was wahr ist, sondern was ich denke. — Man wird mir vielleicht den Vorwurf machen, daß ich die Dinge und die Menschen verlieblicht dargestellt habe, größer und besser als sie in der That sind. Zum Theil liegt das in der Natur der Hägring, zum Theil bestieht die Freundlichkeit allerdings, mit der der einzelne Deutsche im Norden empfangen wird, so sehr auch die Achtung vor den Deutschen als Nation gesunken, geschwunden ist. — Denen endlich, „die im Buche suchen, nicht, was darin steht, sondern was ihrer Meinung nach darin stehen sollte", ist nicht zu helfen."

Die dreizehn Abschnitte des Werkes haben folgende Ueberschriften: Auf dem Meere. S. 6—20. Stockholm. S. 21—48.

Digitized by Google

Der Thiergarten und Bellmann. S. 49—82. Schloß Gripsholm und Erich XIV. S. 83—106. Upsala und Carolus Linnäus. S. 107—129. Lappland. S. 130—177. Zwei lappländische Novellen. S. 178—213. Kinnekullen. S. 214—238. Christiania. S. 239—257. Vestfjorddalen. S. 258—300. Ein norwegisches Volksmärchen. S. 301—313. Kjödenhavn. S. 314—342. Rügen. S. 343—357.

Obgleich der Verfasser den Gesichtspunkt, von welchem aus man sein Buch beurtheilen muß, selbst angegeben, dürfte doch der Wunsch nicht als ganz unstatthaft erscheinen, daß er mit den Mittheilungen seiner Reiseerfahrungen etwas freigebiger gewesen wäre, und Manches nicht für sich und in seinem Tagebuche behalten hätte, was seinen Lesern zu wissen nicht gleichgültig sein möchte; wir wenigstens haben ihn, wo er das Resultat seiner eigenen Beobachtungen über Land und Volk, über die Natur des Nordens darlegt, vorzugsweise mit Theilnahme begleitet. Die Darstellungsweise erhält an einigen Stellen durch die kurzen Sätze und gedrängten Gedankenstriche eine eigenthümliche, aphoristische Form. Die Skizzen, die einen großen Raum einnehmen, sind übrigens lebensfrisch gezeichnet, so z. B. wenn der Dichter Bellmann (geb. am 24. Februar 1741, gest. am 12. Februar 1796) geschildert wird, den Arndt für einen der außerordentlichsten Menschen hält, man möge ihn nun unter dem allgemeinen Charakter als Mensch oder unter dem nationalen als Schwede ansehen; der Verf. meint, Bellmann sei durch und durch Stockholmer und repräsentire den schwedischen Nationalcharakter nur ganz einseitig. — Die Auszüge aus Linné's eigenhändigen Anzeichnungen über sich selbst werden nur für einige Leser den Reiz der Neuheit haben; die deutsche Uebersetzung derselben von K. Lappe ist viel gelesen und sind Fragmente dieser Notizen in Zeitschriften aller Art abgedruckt. Die siebenköpfige Hydra (S. 120), die Linné bei dem Bürgermeister Andersen (Andetson) in Hamburg gesehen haben will und die ihm den Aufenthalt daselbst verleidete, befand sich im Kabinette des 1764 gestorbenen Licentiaten und Raths-Secretairs Joh. Heinr. von Speckelsen, der mit den größten Naturforschern seiner Zeit in Briefwechsel stand. Der Besitzer hielt sie für ein Naturerzeugniß; Linné erkannte aber bald, daß es ein mit Hülfe von Wiesel-Kinnladen verfertigtes künstliches Monstrum sei (abgebildet in Seba's Thesaurus). Es diente gerade zum Unterpfande für 10,000 Mark (?), und nun war es vielleicht keine 100 werth. Die Geschichte gab viel Gerede und Lärm. Stöver („Leben des Ritters Carl von Linné"), unser Gewährsmann, sagt: „Endlich drang man darauf, daß Linné gerichtlich (!) oder durch ein akademisches Forum beweisen solle, daß die Schlange kein Wunder wäre. Unter diesen Umständen gab ihm der Doctor (Gottfr. Jacob) Jänisch den freundschaftlichen Rath, daß er, um widrige Abhaltungen und Weitläuftigkeiten zu vermeiden, eilen möchte, aus Hamburg zu kommen. Linné befolgte diesen Rath und sagte nachdem öfterer: Ich habe zu Hamburg nur einen einzigen Freund gehabt. Dies war der Doctor Jänisch; denn er war mein wahrer Freund." Der gelehrte Bürgermeister Andersen scheint also bei der fatalen Affaire ganz ohne Schuld gewesen zu sein. — Statt Erich's XIV., nach Geijer erzählten, nicht unbekannten Lebensgeschichte, hätte füglich ein anderes Bild gewählt werden können. Den beiden lappländischen Novellen „Velkog" und „Svart-Aunad" sollen wirkliche Begebenheiten zu Grunde liegen; sie geben ein anziehendes Gemälde lappischer Sitten und Denkweise. Bei dem norwegischen Volksmärchen „Gudbrand vom Berge" ist bemerkt, es sei der neuen Ausgabe einer Märchen-Sammlung entnommen, von welcher der Verf. erst später erfahren, daß eine von Tieck bevorwortete, nach der ersten Ausgabe bearbeitete Uebersetzung derselben vorhanden; die Herausgeber, in Norwegen als Dichter bekannt und beliebt, hätten zum zweiten Hefte Erläuterungen versprochen, die sicher von großem Interesse sein würden.

Die Beschreibung Stockholm's belehrt uns über mehrere, auch geschichtliche Merkwürdigkeiten; der Verf. erklärt sie für ermüdend weitläuftig, und freut sich sie beendigt zu haben. Nach unserer Ansicht hätte eine etwas größere Ausführlichkeit nicht geschadet. Eine Bemerkung, die in Veranlassung des Besuchs der zoologischen Sammlung gemacht wird, mag hier wiederholt werden: „Ich kann nicht von dem Gedanken loskommen, daß man die Thiere nach den Ländern, in denen sie hausen, nicht nach dem System, in das die Wissenschaft sie ordentlich eingeschachtelt hat, aufstellen sollte. Es wäre doch sonderbar, wenn man z. B. ein ethnographisches Museum nach den Gegenständen zusammenbringen wollte, also in einem Zimmer alle Waffen, im andern alle Toilettensachen aufhängen wollte. Wie scheint Löwe, Affe und Paradiesvogel ebenso zusammenzugehören, als Eisbär, Rennthier und Eidergans. Die Gelehrten könnten sich ja das Nöthige nach dem System zusammensuchen, wie jetzt die Menschheit, die sich ohne System behelfen muß und behilft, aus zehn Zimmern die Züge zu dem Bilde eines Landes sammeln muß." Bei sehr reichhaltigen Museen möchte die Idee des Verf. zu verwirklichen, bei kleineren aber schwer auszuführen sein und eine nachtheilige Zerstückelung veranlassen, davon abgesehen, daß solche Sammlungen häufig als Erläuterungsmittel naturhistorischer Vorträge dienen sollen, bei welchen der Gesammtüberblick einer Classe und ihrer Arten nicht das Unwichtigste ist. Mit Recht lobt der Reisende die Anwesenheit des betreffenden akademischen Lehrers während der ganzen Zeit, da das Museum dem Publicum geöffnet ist, und die Bereitwilligkeit, mit der Erklärungen gegeben werden, so daß gewissermaßen ein Collegium publicum stattfindet.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. In Nr. 101 d. Bl., in dem Gedichte: „die letzten Zecher", 4ter Vers, lese man: anstatt „wir haben die Becher", „wir heben die Becher". — In Nr. 104, in dem Gedichte: „Heidereitt", 3ter Vers: anstatt „So hat mich stets mein Lied", „So hat mich stets ein Lied". — 4ter Vers: anstatt „Laßt mich mein Lied", „Laßt mich mein Leid".

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 2. Mittwoch, den 7. Januar. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Die blinde Mutter ..... Seite 9
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 9
Hannover in architektonischer Hinsicht mit vergleichenden Anmerkungen nach Quellen von O. Beltz ..... „ 11
Literatur:
Hägringar. Reise durch Schweden, Lappland, Norwegen und Dänemark im Jahre 1850. Von Albrecht Paucritius (Forts.) „ 13
Franz Baader im Verhältnisse zu Spinoza, Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Herbert. Von Dr. Franz Hoffmann.... „ 16
Miscelle ..... „ 16

Die blinde Mutter.

Ich seh' Dich nicht mein liebes Kind,
Ich hab' Dich blind geboren,
Doch Deine Stimme zart und lind
Klingt himmlisch mir zu Ohren.

O komme! ich betast' Dich fein,
Will Deine Züge schauen,
Sie prägen sich in's Herz mir ein,
Mir Aermsten von den Frauen.

Dein holdes Lächeln seh' ich nicht,
Fühl' nur des Pulsschlag's Leben;
O Gott! wie's hier im Innern spricht,
Nur Du kannst Trost mir geben.

„Lieb Mütterlein, o weine nicht,
„Die Thränen mich gar rühren.
„Ich häng' an Dir mit Lieb' und Pflicht,
„Und werde stets Dich führen.

„Und gehst Du einst den letzten Gang,
„Begleite ich Dich wieder,
„Und singe Deines Sterbesang
„Und leg' mich zu Dir nieder.

„Am Auferstehungstage dann
„Liegt an dem Mutterherzen
Dein treues Kind! — es sind fortan
„Vorbei die langen Schmerzen."

Thomas Bauer.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Choumette bemerkt, als Belastungszeuge, daß ihm früher ein rothes Plakat zu Gesicht gekommen sey, in welchem man das Volk aufgefordert habe, die Jacobiner und die Cordeliers zu ermorden, um Brod zu haben. Er setzte hinzu, daß der Verfasser dieses Plakats eine lange Zeit unbekannt geblieben, zuletzt aber in der Person des Valaze oder Valady ermittelt worden sey. „Ich habe seiner Zeit Antwort gegeben," rief Valaze aus, „daß ich nicht der Verfasser des mir angeschuldigten Plakats sey. Auch ist seitdem Valady als solcher erkannt worden."

Als Leonard Bourdon, ein anderer Belastungszeuge, die Girondisten und namentlich Brissot beschuldigte, am 12. August die Absicht, die in der Nacht vom 10. in insurrectioneller Weise gebildete Gemeinde von Paris erneuern zu wollen, laut ausgesprochen zu haben, da antwortete Brissot lebhaft: „Der Antrag wegen Erneuerung der Pariser Gemeinde ist der Versammlung durch Gensonne gemacht worden."

Digitized by Google

Indem Gardien, einer der Angeklagten, dem Zeugen Dobsen in Betreff der Operationen der Commission der Zwölfe antwortete, behauptete er, dieselbe verlassen zu haben, weil Dobsen von ihr schlecht behandelt worden sey und man ihn nicht habe freigeben wollen. — Da trat Vigee vor, und sagte: „Ich bin in dieser Sache nicht verwickelt, und würde das Wort nicht nehmen, wenn Gardien nicht sich zu vertheidigen versucht hätte, indem er die Schuld auf seine Collegen wälzte. Gardien ist es gewesen, der den Bürgee Dobsen verhört hat! Ich äußerte meine Unzufriedenheit über die rauhe Weise, in welcher dies geschah. Dobsen wurde u. a. gefragt, welchee Meinung er in seiner Section über meheere von derselben genommene Beschlüsse sey. Der Zeuge antwortete darauf als ein freier Mann, der niemandem darüber Rechenschaft zu geben braucht, wie er eine Sache ansieht. Ich trat darauf zu Gardien heran, und sagte zu ihm: „Die Art und Weise deines Verhörs ist unschicklich!" Darnach wandte ich mich an den Ausschuß selber, und verlangte die Freilassung des Bürgees Dobsen."

Die Girondisten haben sich also, wie man sieht, einander verleugnet und angeklagt, aber das ist noch nicht Alles: sie haben sich auch angeschwärzt.

Sie hatten in der Straße d'Argenteuil, wo Dufriche-Valaze wohnte, eine Art von Zirkel gebildet, wo sie speiseten und sich besprachen. Belssot forderte Chabot auf auch dorthin zu kommen, was derselbe aber verweigerte.

„Du hast daran sehr Recht gethan," sagte Grangeneuve zu ihm; „es sind Intriganten. Condorcet kenne ich, und achte seine Talente; aber Brissot hat ein übles Gesicht und einen schlechten Ruf, und was meine drei Collegen aus der Deputation der Gironde betrifft, so kenne ich sie als Ehrsüchtige und Intriganten.

„Gensonne ist der heuchlerischeste von Allen. Er war Aristokrat, und hat sich nur als Patriot gestellt, um zu Stellen zu gelangen. Er war nicht sobald Procureur der Gemeinde von Bordeaux geworden, als er, um den ehemaligen Herzog von Duras zu gefallen, alles mögliche that, um den Nationalclub aufzulösen.

„Bergniaud ist noch jetzt der Freund und Beschützer der Aristocraten, so wie er es im Jahre 1789 gewesen.

„Guadet wünschte eine Anstellung als königlicher Commissarius zu haben, wobei er auf seine große Ergebenheit gegen den Hof fußte. Er kam nach Paris, um darum anzusuchen, erhielt aber von dem Ministee eine abschlägige Antwort. Seitdem ist er ein Feind des Hofes geworden. Man urtheile nun, welch Vertrauen diese Leute bei den Patrioten verdienen!"

Ducos hatte von seinen Collegen auch keine bessre Meinung als Grangeneuve; sie waren in seinen Augen, und Gensonne vor allen, lauter Bösewichter. Bei folgender Gelegenheit und in folgenden Worten hat Fabre-d'Eglantine die Ansicht ausgesprochen, welche Ducos hatte:

„Als wir eines Tages aus dem National-Convent weggingen, vereinigten wir uns unserer sieben Patrioten, um zusammen zu speisen. Ducos schloß sich uns an, und fragte, ob er mit von der Partie sein dürfte, was wir bejahten. Während der Mahlzeit erging sich die Unterhaltung unsrerseits in einer Schilderung des Charakters der Mitglieder der Faction und ihres Ganges, und des bessren Weges, welchen Ducos eingeschlagen. Gegen Ende des Mahles sagte Ducos zu uns: „Ihr beurtheilt sie sehr richtig, und was Ihr sagt, das ist wahr; Ihr habt nur vergessen, des ärgsten Buben unter ihnen, des Gensonne zu erwähnen."

Sich einer Aeußerung wie diese, in Gegenwart seiner Freunde, die dadurch gekränkt wurden, schämend, wollte Ducos derselben eine minder gravirende Bedeutung geben, und sagte: „Es ist wahr, daß die Unabhängigkeit meines Charakters und meiner Meinung es mir gestattete, mit den Deputirten beider Parteien zu verkehren. Ich bin mit bei dem Diner gewesen, von welchem Fabre gesprochen hat. Die Unterhaltung fiel auf Leute, mit welchen ich in der gesetzgebenden Versammlung befreundet war. Die Portraits, welche man von ihnen entwarf, waren nicht geschmeichelt. Da sagte ich: „Ihr beurtheilt eure Gegner mit Unbefangenheit; es giebt aber Leute, die ihrem Urtheil Haß beimischen. Was die Aeußerung betrifft, welche ich dem Zeugen zufolge über Gensonne gemacht haben soll, so erkläre ich: daß er wohl politische Meinungen hatte, die mir nicht gefielen, und Verbindungen unterhielt, über deren Grund ich Aufklärung geben wollte, aber einen Bösewicht habe ich ihn nie genannt."

Als Fabre jedoch auf seine Aussage bestand, und Danton, Camille-Desmoulins und Tallien als Zeugen anrief, da schwieg Ducos.

So waren die Girondisten denn weder durch Beziehungen, noch durch Zuneigung oder durch Achtung unter einander verbunden. Es waren Ehrsüchtige und Revolutionnaires, die für den Augenblick als Mißvergnügte, und in der Gier, zu herrschen, zusammen hielten. Man hat gesehen, wie Grangeneuve Bergniaud, Guadet, Gensonne und Brissot den Patriotismus abgesprochen und die verächtlichste Ehrsucht als das Triebrad ihres Benehmens erklärt hat; man hat gesehen, wie Vigee erkläete, daß seine Collegen ihm nur wenig bekannt seyen; man hat gesehen, wie Bergniaud von keiner Intimität mit Brissot und mit Gensonne etwas wissen wollte; man hat gesehen, wie Silleey den Petion verleugnet hat, obwohl er ihm seine Frau anvertraut hatte; man hat gesehen, wie Ducos die Lauterkeit der Verbindungen Gensonne's beargwohnt, seine politischen Meinungen verabscheuet hat, und durch Zeugen überwiesen worden ist, ihn den gehäßten Bösewicht seiner Partei genannt zu haben; man hat gesehen, wie die Girondisten vor Gericht alle Schuld von sich ab auf ihre flüchtigen Collegen haben wälzen wollen; man hat endlich gesehen, wie Boileau die Lehrsätze der Gironde abgeschworen, sich als Jacobiner und Montagnard erklärt und auf seine Gefährten den Verdacht der Ermordung Marats gewälzt hat.

Welche gemeinschaftliche politische Ansichten konnten wohl unter Leuten bestehen, die durch so gemeine Gesinnungen getrennt waren, daß selbst die Gleichheit des Unglücks, mindestens dem Anschein nach und so lange sie unter den Augen ihrer Henker blieben, sie nicht einigen konnte? Wir werden nachweisen, daß sie deren in der That nicht hatten, und daß diese Häupter einer der gehäßten Parteien der Revolution keine abgeschlossene politische Meinung besaßen, selbst die nicht, welche man ihnen zur Last legte und derentwegen sie in den Tod geschickt wurden.

Fünf Anklagen oder Vorwände waren es, welche die Montagnards außer den banalen Verschwörungen, die gewissermaßen das Ritornell aller Anklageacten jener Zeit bildeten, aufstellten, um die Ueberwundenen vom 31. May 1793 zu erwürgen.

Es wurde den Girondisten vorgeworfen: eine Departementsallgewalt votirt zu haben, um die Stadt Paris zu unterdrücken;

Digitized by Google

die Operationen der Commission der Zwölfer, welcher die Verfolgung der Verschwörer oblag, geleitet zu haben und dabei zu arg zu Werke gegangen zu seyn; Pache, dem Maire von Paris, ein Verbrechen daraus gemacht zu haben, daß er am 2. Juny die Barrieren hatte schließen lassen; endlich, die insurrectionelle Municipalität vom 31. May angegriffen, und, keine Liebe für Marat gehegt zu haben. — Das waren die größesten Verbrechen, derentwegen man unter dem Schreckensregimente das Schaffot besteigen mußte!

Die meisten Girondisten haben diese Anklagen aber nicht gelten lassen wollen, und erklärt, daß sie die Departementalgarde zurückgeworfen, die Commission der Zwölfer getadelt, Pache'n das Wort geredet, die insurgirte Gemeinde gelobt, und Marat vertheidigt hätten.

Gegen Ende September 1792, als sie gesehn, daß Andre die Früchte des Verbrechens vom 10. August geerntet hatten; als die Monarchie, bei der sie nur hatten Minister seyn wollen, zu Boden geworfen worden war, und die Revolutionaires von Paris, die ihnen als Bundesgenossen hatten dienen sollen, ihnen über den Kopf gewachsen waren, da war es, wo die Girondisten deutlich einsahen, daß sie verloren waren, wenn es ihnen nicht gelang, die insurgirte Macht der Vorstädte, der Jacobiner und der Gemeinde zu bewältigen. Eine, von den 83 Departements zu stellende, Garde von 24,000 Mann schien ihnen ein sichres Mittel zu seyn, um Paris im Zaum zu halten. Lanjuinais hatte sie am 3. October in Vorschlag gebracht, und als das Princip einmal votirt war, da stattete Buzot, fünf Tage darnach, den Bericht über ihre Organisation ab.

Die Revolutionnies von Paris sahen, wie man es sich schon denken kann, eben so klar in dieser Sache als die Girondisten, Die Petitionen der Clubs und der Vorstädte schoben derselben also einen Riegel vor, und so wurde die Departementalgarde denn am 12 August 1793 wieder aufgelöst, ehe sie einmal vollständig organisirt gewesen war.

Dies gab dann den ersten Anlaß zu einer Beschwerde gegen die Girondisten. Laut der Aussage von Pache verantworteten sich die drei Hauptangeklagten in folgender Weise:

„Vergniaud. Der Zeuge hat gesagt, daß die Faction für die Einführung der Departementalmacht votirt habe, und hat daraus den Schluß gezogen, daß sie die Republik habe föderalisiren wollen. Das betrifft aber sämmtliche Angeklagte, und kann nicht mir allein zur Last gelegt werden. Die Einen haben für eine solche Macht, die Anderen dagegen gestimmt, und zu diesen gehörte ich.

„Carra. Was die Departementalmacht betrifft, so war ich gegen diesen Antrag, wie man sich dessen aus den Zeitungen überzeugen kann. Demnach findet dasjenige, was der Zeuge sagt, auf mich gar keine Anwendung.

„Fonfrede. Hinsichtlich der Aussage des Zeugen erkläre ich, daß ich nicht für die Errichtung einer Departementalgarde gewesen bin; ich habe vielmehr verlangt gehabt, daß zwei Bataillons, die auf dem Marsche nach Paris begriffen waren, nach den Seeküsten zurückkehren sollten."

Da hätten wir denn in Betreff der Hauptmaaßregel, auf welche die Girondisten verfallen waren, um der Tyrannei der Clubs, der Gemeinde und der Vorstädte von Paris die Spitze zu bieten, drei ihrer Mitglieder, und zwar der einflußreichsten, welche davon nichts wissen wollten und sie tadelten.

(Fortsetzung folgt.)

Hannover in architektonischer Hinsicht

mit vergleichenden Anmerkungen nach Quellen von O. Beltz.

Was König Ludwig von Baiern für München, Paul Friedrich für Schwerin: Ebendasselbe hat, und vielleicht noch mehr mit specieller Berücksichtigung des horazischen „Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci," Ernst August für Hannover gethan. Unter ihm haben Maurer- und Zimmermeister einzusehen gelernt, daß ein mit reihenweisen Fenstern versehener Kasten nicht mit zur Architektur gehöre; unter ihm haben Männer wie Laves, Ebeling und Andreae mit Aufwand der verschiedensten Kräfte Licht in die ägyptische Finsterniß der vor-westphälischen Zeit gebracht. — Der Waterlooplatz mit dem Monumente, einer im schönsten und reinsten Stile ausgeführten dorischen Säule, freilich nur einer Säule, bei welcher fortwährend das Auge andere Säulen gruppirt um ein Gebälk darüber zu legen, gab die Aurora eines besseren Tages. Mit Vergnügen betrachtet der Fremde das Denkmal mit der prächtigen Canelirung und den Treppenstufen von der vortrefflichsten Eintheilung im Steinschnitte, und mit wahrem künstlerischen Blicke würdigt der Kenner das nahe königliche Schloß im Mansardenbau mit seiner reichen korinthischen Säulenstellung des Portals nach der Leinstraße zu. Wir verweilen jedoch nicht, obschon die reiche Dekoration unter Anleitung Molthan's uns noch vielfach Stoff darbietet über Kunst im Allgemeinen und über die Architektur insbesondere zu sprechen — bietet doch das neue Hannover ein ganz anderes Bild als das großentheils im Renaissance-Stil erbaute Berlin, das im buntesten Rococo-Stil restaurirte Hamburg und das in echtem gothischen Baustile noch bis auf heute wie die Gleichen bei Göttingen recht mittelalterlich erhaltene Lübeck dar. Auf das gräflich von Wangenheim'sche Palais an der Friedrichsstraße,*) welches im rein antik-klassischen Stile mit reichem dorischen Portikus eine große Zierde der Stadt ist, machen wir im Fluge aufmerksam: das neue königliche Theater fesselt uns auf's Neue, da es von dem löblichen Streben Zeugniß ablegt, trotz des dramaverpestenden Fortschritts unsers Zeitgeistes, der nach immer Neuem jagt und Alles, was Geschichte heißt, zu nivelliren trachtet, daß dennoch wie Religion und Wissenschaft so auch die ewige Kunst wie der fabelhafte Vogel der Alten verjüngt aus dem Strome der Revolution emporstieg. „Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang!" Vita brevis, ars longa est — *Ὁ μὲν βιὸς μικρὰ, ἡ δὲ τέχνη μακρά.* Das, das alte Theater mit seinen 160 Jahren verdrängende neue Theater überragt in einem hohen Mittelbau die beiden Seitengebäude, die durch innere Höfe vom Hauptgebäude getrennt sind. Der Mittelbau enthält das Theater nebst Logenhaus, der Haupttreppe und dem Foyer des ersten Ranges;

*) vgl. Hoppe's Geschichte der Stadt Hannover mit 2 Abbildungen und einem Plane, gr. 8, 1 Thlr. —

Digitized by Google

das nördliche Seitengebäude den Concert-Saal und das südliche Probesäle für Ballet, Oper und Schauspiel. Außerdem sind noch Garderobe- und Ankleidezimmer und enorme Räume für Dekorationen und Requisiten in den Seitengebäuden vertheilt. Das Aeußere des Hauses wird an der Westseite durch zwei und auf der Ostseite durch einen Vorbau in reiche Säulenstellung geziert, die alle drei durch Balkone mit offenen Ballustraden, die mit überlebensgroßen Statuen besetzt werden, gekrönt sind, die Namen der Künstler, welche mit der Ausführung beauftragt sind, sind rühmlichst bekannt: Hesemann, Wrssel, Bandel, Hengst, Dopmeire, Engelhardt, Müller, Target u. s. w. Ein reiches Hauptgesimse mit reichen Consolen und ornamentirten Metopen schmückt den ganzen Bau; so wie die Frontespice auf Akroterien Embleme, die auf die Schauspielkunst und jene Statuen bezüglich sind, tragen. Wenn das Aeußere durch seine imposante Masse, durch die reiche Gliederung und Ornamentirung schon unsere Bewunderung hervorruft, so steht das Innere dem Aeußeren doch nicht im Mindesten nach. Die drei mittleren Thüren unter dem Hauptportale führen in ein säulenreiches Vestibüle, wo zu beiden Seiten sich Billetverkaufslokale befinden. Aus dem Vestibüle führen marmorne Doppel-Treppen zu dem Foyer des ersten Ranges, der durch drei offene Kuppelgewölbe sein Tageslicht erhält. Aus dem Foyer führt eine mittlere Thüre in die königliche Haupt-Loge, und die zwei daneben liegenden zu den Logen des ersten Ranges. Auf der nördlichen Seite gelangt man aus dem Foyer durch ein Vorzimmer in den Concertsaal, einen großen reich decorirten Saal, dessen Deckenfüllungen sechs größere und vier kleinere Gemälde in Grisaille auf Goldgrund von Georg Laves schmücken. Die Gegenstände sind auf die Musik bezügliche, und sie versinnlichen die verschiedenen Arten derselben z. B. den Opfergesang, das Triumphlied, den Schlachtgesang, u. s. w. Ringe Büsten von Musikern und Componisten. An des Saales Enden durch Karyatiden getragene Tribünen, darunter in Kassetten bildlich dargestellt: Musikes zweiten Ranges. Oben hängen reiche Renaissance-Kronleuchter. Hinter dem Vestibüle ein Quergang, von welchem neue Treppen zu den Plätzen führen in der vollendetsten Construktion. Der dritte Rang liegt frei auf dem Bogen des zweiten Ranges. Die Gallerie trägt durch mächtige Karyatiden das Hauptgesimse. Im Plafond die Poesie, die Musik, das Drama, die Opera seria, das Lustspiel, die Opera buffa, das Melodrama und das Ballet, von Keeling in München bildlich ausgeführt. Die Farbe des Logenhauses wird weiß und gold, die Logen selbst dunkelroth. Die Proscениumslogen werden wieder die kleineren königlichen Logen bilden. Die dem Proscenium zunächst liegenden drei Logen des ersten Ranges haben wie diese, kleinere Vorzimmer. Die Bühne wird von dem berühmten Theatermaschinisten Mühldörfer in Mannheim eingerichtet — es wäre zu wünschen, daß der Vorhang mit dem trefflichen Sonnenwagen aus dem alten Theater in der Leinstraße in das neue Theater mit hinüber gesiedelt würde. — Jetzt wenden wir uns zu den Kirchen, die bis etwa auf die Neustädtische mit ihren etagirten Fensterreihen sammt und sonders in desolaten Umständen sind, aus denen indessen noch einigermaßen in architektonischer Hinsicht sehenswerthe Gebäude werden können, wenn man sich jetzt die Restauration alter, wie die eben vorgenommene der Marktkirche, auch die „zum heiligen Georg und Jakobus" genannt, angelegen sein läßt. Die Entstehung der Marktkirche fällt im vierzehnten Jahrhundert. Sie soll von den Tempelherren erbauet sein, die auch ihre kabbalistischen Dreiecke und Druidenfüße als Stempel dem Thurme aufgedrückt haben. In der Zeit des herrschenden gothischen Baustils hatte sich auch derselbe über das steinerne Norddeutschland verbreitet und den für diese Gegenden vollkommen passenden romanisch-byzantinischen Stil verdrängt, von denen nur wenige Ueberbleibsel auf unsere Zeit gekommen sind. Der gothische Baustil hat im ziegelsteinbauenden Norddeutschland, obwohl in Mecklenburg noch herrliche rein byzantinisch oder byzantinisch-gothisch gebaute Kirchen gefunden werden — da wo nicht die Geschichte schon so sehr tabula rasa gemacht hat als in dem recht sehr durch den Zahn der Zeit, zumal zur Stunde des westphälischen Königreiches, benagten Hannover — nur das Gerippe der Gothik aber nicht das Fleisch, welches das Gerippe bekleiden soll, hervorbringen können und deshalb z. Th. über alle Begriffe häßliche unförmige Bauten. Weshalb nun gerade Hannover auch nur die Gerippe der gothischen Kirchen erhalten hat, da doch die Deister- und Weser-Steinbrüche unsern liegen: muß in Anderem seinen Grund haben. An den religiösen Bauten darf man nicht in Hannover den Maaßstab der Civilisation nehmen — sind doch die Ägidien- und Kreuzkirche mit italienischen Thürmen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gar elendigliche Gebäude! Warum ist der jetzt der „gothische" genannte Baustil überhaupt der eigentliche deutsche und zugleich der christliche Baustil, wie er am idealsten sich am Cölner Dome wieder vorfindet? Das Vorherrschende im gothischen Baustile ist der Spitzbogen und das Vermeiden der horizontalen und vorherrschenden vertikalen Linien in gigantischem Verhältnisse; im Grundriß wird die Rotunde und das Quadrat mit dem Oblongum vertauscht. Zwischen den Wandsäulen sind Fenster überall mit steinernen Rippen und Rosetten. Tausende von Pyramiden und Säulenbündeln, tausende von Baldachinen und Consolen und Dreiecke mit durchbrochener Arbeit bedecken alle Strebepfeiler, von wo sich Blindthürmchen, durch Gallerieen verbunden, erheben. Darunter große Wasserspeier in barocken Thier- und Teufels-Gestalten. Auf der Firste des hohen Kupfer- oder Bleidaches die Firste mit einer Gradverzierung. Die Spitzbogenfenster sind auch in Utilitätsbauten übergegangen, jedoch in der englischen gothischen Manier finden sich an deren Statt viereckige Fenster mit einer überlaufenden Verzierungsliste, wie sie auch in dem provinzial-landständischen Hause am Theaterplatze zu Hannover sind angewandt worden. Gothische Giebelhäuser sind von oben bis unten mit Halbpfeilerbündeln belegt, die oben entweder in Spitzbogen oder Pyramiden zusammentreffen, als welche sich dann von der höchsten Spitze des Giebels nach der Dachtraufe verjüngten. Der vorspringenden Halbpfeiler wegen, wie am Leibnitz-Hause an der Ecke der Schmiede- und Kaiserstraße, da wo granitene Untermauern die prachtvollsten Stein-Bildhauerarbeiten zeigt, wurden Ecken und Auslagen nothwendig mit Spitzbogenfenstern, wogegen am Ende des vorigen Jahrhunderts ein eigenes Gesetz erlassen wurde. Aus dieser Zeit sind die Bauten auf dem Domhofe in Hildesheim,*)

*) Der Dom und die Godehardi-Kirche, die ältesten fast tausendjährigen Gotteshäuser der Stadt Hildesheim werden restaurirt und d. 6. Juli v. J. ist auch der Rest zu den für die Erneuerung der St. Michaeliskirche erforderlichen 22,000 Thlr. zusammengebracht, so daß H. alsdann wohlbehaltene Kunstwerke aus den drei Epochen der romanischen, italienischen

Digitized by Google

dagegen in Hannover in der Knochenhauer-, Cöbelinger- und Markt-Straße die Erker aus späterer Zeit; das dem Justiz-Kanzlei-Gebäude gegenüber gelegene auf der Osterstraße noch das älteste — eine für zusammengedrängte Häusermassen, zumal für Speicher durchaus comfortable Bauart. Wenn nicht zusammengedrängte Häusermassen so doch eine zusammengedrängte Hausmasse waren die christlichen Tempel: daher wahrscheinlich der Charakter des gothischen Stiles und wird dieser so leicht trivial, wo er in kleinerem Maaßstabe z. B. bei dem allgemein gepriesenen Rathhause zu Löwen auftritt, deshalb denn auch das Mesquine in der Musterkarte von Baustilen zu Hamburg, selbst da wo man schlanke Pyramiden mit Accantusblättern und Knaufblumen im Ziegelbau darstellen könnte: nur das von Bülau in Hamburg gebauete patriotische Haus ist zu loben, da die Gothik nur eine innere ist — die neuen Ziegelthürme der Klosterkirche zu Dobbertin und Malchow in Mecklenburg-Schwerin theilen aus eben dem Grunde manche tadelnswerthe Erscheinung (cf. „das fette und das magere Mecklenburg" von O. Beltz „Hamb. Lit. u. Krit. Bl." 1850, Nr. 127). Mit den Villen in diesem Stile ist es auch nicht anders. —

Wir haben so eben das städtische Waterloo-Denkmal und die Kirchen durchmustert: die Hannover'sche Zeitung, deren Politik wir uns dabei aber nicht anschließen wollen, hat uns manchen schätzenswerthen Wink (Nov., 1851, u. Okt.) dabei an die Hand gegeben — wenden wie unsere Aufmerksamkeit jetzt auf einige Augenblicke den königlichen Gebäuden und Gärten in Hannover zu! 1) Das königliche Residenzschloß wurde vom Herzog Georg von Kalenberg in den Jahren 1637—40 aus einem Minoritenkloster eingerichtet. 1741 brannte der frühere sogen. Kammerflügel ab. 1817 begann die letzte Restauration und Erweiterung. Bis Juli 1837 verursachte diese an Baukosten 556,973 Thlr. und an Meublementskosten 77,070 Thlr., zusammen 634,043 Thlr. Bis zum Juli 1851 verursachte die Restauration des Residenzschlosses, nebst der Anlage des Friederiken-Platzes, der Friederiken- und Waterloo-Brücke an Baukosten 419,360 Thlr., an Meublementskosten 356,015 Thlr., zusammen 775,375 Thlr. Von 1817 bis 1851 kosteten diese Bauten also 1,409,418 Thlr. Neben den angegebenen Ausgaben für die Jahre vom 1. Juli 1837 bis 1851 wurden in derselben Zeit für die übrigen Schlösser, Hofgebäude und Gärten u. s. w. verausgabt: für Ordinaria 243,474 Thlr., für Extraordinaria 1,388,488 Thlr., für Meublement 393,331 Thlr., Summa 2,025,293 Thlr. Für Completirung und Instandsetzung des Mobiliars wurden in sämmtlichen Schlössern in diesen 14 Jahren jährlich noch etwa 12,000 Thlr. verausgabt. Von der obigen Summe kamen Theile

2) auf das königliche Theater und einen Theil des Schlosses, 1690 von Kurfürst Ernst August vollendet, 21,985 Thlr.;

3) auf das königliche Residenz-Palais an der Leinstraße, früher von Busch's Haus, dann gehörig dem Herzog von York, von Eckartstein und Herzog von Cambridge, 1830 von Wilhelm IV. angekauft, 68,717 Thlr.;

4) das königl. Ernst-August-Palais in der Adolph-Straße;

5) den königlichen Friederikengarten mit Palais, vormals Prinz Schwarzenberg, dann Graf Alten, angekauft im Jahre 1845, 3914 Thlr.;

6) königl. Gebäude auf der Leinstraße, zum Abbruche bestimmt;

7) den königl. Fürstenhof, ehedem v. Münchhausen;

8) königl. Gebäude am Berge und Hofbaumeisterwohnung;

9) den königl. Bauhof mit Malersaal, Sprützenhaus, Gerätschaften;

10) das königl. Prinzenhaus auf dem Walle, 1549 Thlr.;

11) die königl. Hof-Prediger Wohnung in der Marktstraße;

12) das königl. Hof-Schlachthaus, Neuestraße, 75 Thlr.;

13) die königl. Holzvogts-Wohnung in der Koppel, 4344 Thlr.;

14) das königl. Haus bei dem Jägerhof, vormals Flohr, 900 Thlr.;

15) den königl. Garten in Linden, 18,970 Thlr.;

16) das königl. Sommer-Palais Montbrillant, 32,053 Thlr.;

17) den königl. Georgsgarten, vordem Graf Wallmoden, 61,093 Thlr.;

18) Herrenhausen-Schloß mit Kastellan-Wohnung, Pagenhaus, Gallerien, Direktor-Wohnung, das auf dem v. Linsingenschen Wesen 1842—1848 gegründete Mausoleum, Waschhaus, Bleiche, Wein- und Eiskeller, Garten-Gebäulichkeiten mit Gartengehülfen-Wohnung, dem großen und Burg-Garten mit dem von 1841—46 erbaueten Orchideen-Hause, Palmen-Hause, Glashause, dem der Victoria regia und dem Plantagegarten.

(Fortsetzung folgt.)

Hägringar. Reise durch Schweden, Lappland, Norwegen und Dänemark im Jahre 1850. Von Albrecht Pancritius. Königsberg. Verlag der Gebrüder Bornträger. 1852. 357 (358) Seiten. Gr. 8.

(Fortsetzung.)

Von Upsala wird nicht Viel berichtet; der Verfasser versichert, er könne mit Wahrheit sagen, daß er Nichts gesehen, was er nicht schon kannte. Nichts erfahren, was er nicht schon wußte. Doch machen wir durch ihn die Bekanntschaft des Adjunktus Macklin. „Es war am 1. Juli," erzählt er, „als ich den alten Herrn aufsuchte, der an diesem Tage eben sein siebenzigstes Lebensjahr vollendete. Er feierte das Fest — s. h. er stand vor der Thür seines Museums und stäubte Versteinerungen ab. Das war zugleich seine Feierentergötzlichkeit. Dabei sah er selber aus wie ein staubiges und verdorrtes Kabinetsstück, war aber die personificirte Gefälligkeit und Zutraulichkeit. Es war ihm nun endlich gelungen, für seine Sammlungen ein passendes Lokal zu bekommen, nach dem er lange vergeblich getrachtet hatte. Er selbst hatte seine Schlafstelle in einem Winkel auf der Erde und einige umgestürzte Stühle sollten es verhindern, daß er nicht etwa von der Matratze herunterrollte. „Die Herren", sagte er, „meinen, für solch einen ehemaligen Knecht, denn das bin ich in meiner Jugend gewesen, wäre Alles gut genug. Sie denken, ich will stolz werden." Nein, mein ehrlicher Macklin, das wird denn doch schwerlich Jemand von Dir denken. Dein abgeschabter, blaugeriebener Rock, der große Knopf von gelblichem Knochen in dem

und gothischen Bauweise besitzt. Die Gedehardi-Kirche besitzt einen prachtvollen Hochaltar.

Digitized by Google

eben nicht ängstlich saubern Hemdkragen, der grade in den Nacken gestülpte Hut, deuten auf nichts weniger als auf leidische Eitelkeit, und die Art Deines Lebens geben Jedem gewiß die Ueberzeugung, daß Du, was den Luxus und den Genuß dieser Welt betrifft, überaus anspruchslos bist. — Alle Zimmer, alle Räume bis unter das Dach hin waren mit Schränken, Kisten, Sammlungen von Insekten, Flechten und Petrefakten angefüllt. Während ich mich unter den zum Theil wirklich interessanten Sachen umsah — Marklin beschränkte sich fast nur auf einheimische Merkwürdigkeiten — aß er sein Abendbrod, d. h. er ging mit einem Grützapf in der einen, dem Löffel in der andern Hand umher, setzte beides hier und dort zur Seite, um mir etwa eine neue Schieblade von Steinflechten zu öffnen. „Mittags", sagte er, „esse ich recht gut mit einigen Uhrmachern für 8 Schillinge (ungefähr gleich zwei guten Groschen). Sonntags haben wir Braten und Gurken." Sein jährliches Einkommen betrug ca. 250 preußische Thaler. In einer Dose von Birkenrinde trug er seine Baarschaft bei sich. Er klagte bitter, daß er sich viel über seine Haushälterin ärgern müsse. „Die Weiber", sagte er, „taugen alle nichts. Nur eine nehme ich aus, das war ein Engel — meine Mutter. Ich habe mich nie mit einer im Mindesten abgegeben, und wenn ich mit meiner Wirthin spreche, zanken wir uns." — Er führte mich mit der größten Bereitwilligkeit allenthalben umher. „Ich gehe doch täglich spazieren", meinte er, als ich bedauerte, seine Zeit zu verkürzen. Dabei lief er, daß ich trotz der anderthalb Fuß, die ich mehr maß als er, ihm kaum folgen konnte. — Marklins eigenthümliches Genie ist das Sammeln. Wie er mit solchen Mitteln solche Schätze, für den Liebhaber sind's Schätze, aufhäufen konnte, das ist ein Räthsel. Eine Sammlung von Dissertationen hatte er eben an die königliche Bibliothek in Stockholm für 5000 Thaler Banco verkauft. Er hatte sogleich wieder angefangen und stand wegen der neuen Sammlung mit einem Engländer in Verhandlung. In diesen Dissertationen steckt viel alte Gelehrsamkeit, viel Stoff, weniger für die Wissenschaft, als für deren Geschichte. Marklin zeigte mir mit Begeisterung manche Rarität, die ich freilich nicht zu würdigen verstand. — Die Flechtensammlung, die schwedischen Versteinerungen sind sicher von mehr Werth. Alles ist sehr übersichtlich geordnet und viel sauberer gehalten, als der Inhaber der Herrlichkeiten selber. — Das meiste Gewicht legte er auf seine Gallwespen. Es waren diese mitunter sehr kleinen Thierchen so sorgfältig aufgespannt und unter Glas gebracht, daß die verwendete Mühe unermeßlich gewesen sein muß. Er war nicht damit zufrieden gewesen, die vollständig entwickelten Wespen aufzuspießen und neben einander zu stecken. Er hatte sie in verschiedenen Lebensstufen, die Gallen u. s. w. aufbewahrt. Man sah die Geschichte der Thiere ziemlich vor sich. „Ich habe sie alle in meiner Stube erzogen," sagte er. In der That eine süße Gesellschaft. — Er klagte bitter über einen geliebten Freund, dem er zu seiner Geschichte der Insekten die wichtigsten Beiträge geliefert hatte: „Denken Sie, ich hatte einer von mir neu unterschiedenen Gallwespe den Namen Cynips superciliosus gegeben und — er hat ihn nicht aufgenommen. Er hat über mich gespottet und gesagt Der Marklin hat den Wespen in os et in anum gesehen. Das ist ganz richtig, aber es ist ein Lob, obgleich ich nicht so eitel bin, als Linné. Das war ein Smoländer und die sind alle eitel." — Er war in frühern Zeiten in Deutschland gewesen und sprach auch noch deutsch, d. h. er machte es, wie er es mit andern, rücksichtlich seiner Muttersprache: „Sie müssen nicht viel an's Conjugiren und Declinirn denken. Sagen Sie nur die Worte, die Leute werden sie schon zusammenbeugen." — Er zeigte mir ein altes Stammbuch und suchte lange und vergeblich nach einem leeren Plätzchen für meinen Namen. — Mag dies Blatt hier anzeigen, daß ich sein nicht vergaß."

Auf den 48 ihnen gewidmeten Seiten werden Lappland und die Lappen, nach des Verfassers Versicherung, möglichst genau und treu abgezeichnet. „Lappland", so leitet er seine Notizen und seinen Reisebericht ein, „liegt uns räumlich so nahe, man könnte es von Berlin aus in weniger als zwei Wochen erreichen: die lappländischen Zustände sind uns deste fremder und fremder. — Ich selbst meinte, daß man in den elenden Hütten Masurens und sonst an vielen Orten unseres gepriesenen Vaterlandes Aehnliches finden könnte. Dem ist nicht also! — Unsere Proletarier sind Menschen, verkümmert durch die geschichtliche Entwickelung des socialen Lebens. Ihre Zahl wird größer, ihre Lage kläglicher. Der Lappmann ist ein Autochthone, er ist der Gestalt wie der Lebensweise nach, wozu die Natur ihn machte, was sie ihm zu sein verstattet. — Lappland ändert allmälig sein Exterieur, seine Uebewohner werden bald zu den autediluvianischen Gestalten gehören. Die Wüste wird kultivirt, ihre ächten Kinder verschwinden vor der Civilisation. Wir übersehen die Lappmarken in allen Stufen ihrer Entwickelung vollständig; ein Blick reicht von den unansänglichen Voraussetzungen bis zu den endlichen Resultaten, ich meine von der geologischen Gestaltung des Bodens bis zu der Mythologie der Bewohner. Das sind die Pole, die Endpunkte eines Landes und des dort entstammten Volkes. In Lappland ist das Alles in den einfachsten Zügen hingeschrieben. Ein Kind kann es lesen." Von den Fischlappen erhalten wir nachstehende Schilderung: „Sie pflegen einige Rennthiere zu halten, die sie ihren nomadisirenden Brüdern zur Hütung anvertrauen. Das Rennthier hält sich nur in größeren Heerden und eine Zahl, geringer als etwa zweihundert, vermindert sich schnell. Das Leben der Fischlappen ist nicht angenehm. Sie fangen besonders reichlich eine Lachsart, dort Sick genannt (Salmo lavaretus). Was sie nicht frisch verzehren, wird getrocknet und hält sich dann lange. Sie führen ihren Vorrath im Reisebeutel mit sich. An der Lagerstelle backen sie um's Feuer, stecken ihre Fische einzeln an Zweige und rösten sie an der Gluth. Es ist wenigstens für unsern verwöhnten Gaumen ein unschmackhaftes Gericht. — Sie haben zwar feste Wohnungen: aber diese Baracken von Brettern und Zweigen sind viel weniger wohnlich als ein ordentliches Lappenzelt. Wenn sie an ihre bestimmten Seestellen auf den Fang ausziehen, so errichten sie nach der Windseite zu eine dachartige Steinwand, zum Schutz für das Feuer. Wohlhabendere haben auch wol ein Zelt für solche Fälle. Ihre Boote sind sehr klein und überaus leicht gearbeitet, meist ganz ohne Eisen. Muß der Lappe einen Wasserfall umgehen, muß er nach einem andern See hinüber, so stülpt er den Kahn wie einen großen Hut über den Kopf, hackt seine Axt in den Schnabel und regiert mit ihr den schnellen Lauf durch niederhängende Baumäste und dichtes Gebüsch. In der linken Hand trägt er dabei sein Fischergeräth, am Halse hängt in einem Beutel von Rennthierfell seine übrige Habe. Kleinigkeiten trägt er auch im Busen seines um die Hüften gegürteten Oberkleides. — Diese Lappen wohnen

Digitized by Google

meist einzeln und sind ungesellige Leute. Nur zu größeren Fischereien verbinden sie sich mitunter. Dem Gaste ihr Brod zu brechen, fällt ihnen nicht ein. Sie backen aus Fischen und Fichtenrinde nämlich eine Art fast ungenießbaren Brodes. Nur wenn der Reisende mit der Flasche in der Hand zu ihnen kommt, findet er Aufnahme. Ein Jackaſaka, d. h. ein Schluck, macht ihn zum lieben Bekannten. Die Gaſtfreundſchaft der Araber, die unter Palmen im glühenden Wüſtenſande wohnen, findet man nicht, wo die Lappen hausen unter düſtern Fichten auf Eis und Schnee. Mit ſchwediſchen Redensarten, mit Silbergeld und mit Branntwein muß man in Lappland verſehen ſein, wenn man weiterkommen und nicht in ernſtliche Gefahr gerathen will. Selbſt von den Berglappen verſtehen viele ſchwediſch und die meiſten ſprechen die bei ihnen ſogenannte Bürgerſprache, d. h. ein Gemiſch ihrer eignen mit allerlei Worten ihrer Nachbaren. — Papiergeld nehmen ſie ſehr ungern, Kupfer gar nicht, aber das ſchwediſche ſchöne Silbergeld reizt ſie, vor allem die großen, blanken Speciesthaler, die man in Schweden ſelbſt faſt nie zu Geſicht bekommt. — Aber Branntwein! Man wird wie ein Freund aufgenommen, man wird mit dem Beſten bewirthet, was die Gamme bietet, man wird am Ende gar beſungen. — Ich werde mich eines ſolchen Schauſpiels immer erinnern, als die Rumflaſche in ihrem Kreiſe herumging und ſich ein Concert anhob, das man bei doch immer vernunftbegabten Menſchen nicht erwarten ſollte. Jung und Alt, Mann und Weib kauerte im Kreiſe um das dampfende Mückenfeuer. Die Flaſche kreiſte, ſo lange ein Tropfen darin war. Sie nickten ſich mit ſeligſtrahlenden Geſichtern zu, die höchſte Befriedigung ſpiegelt ſich in allen Augen. Die Unterhaltung wird reißend lebhaft, bis ſie in's Muſikaliſche übergeht. Die Sprache der Lappländer iſt nicht eben wohlklingend, wenn die Schweden auch mit ihrer Redensart arg übertreiben, daß, wer lappiſch ſprechen will, erſt ſtottern lernen ſoll. Geht's aber in's „Geicken" über, ſo iſt die Wirkung entſetzlich! Es ſcheint, als ob Jeder nur ſeine eigne Melodie beachtet und ſeinen eignen Text improviſirt, ſo viele bekümmern ſich offenbar gar nicht um Melodie und Sinn, gurgeln ihre beliebigen Worte oder ſtoßen unartikulirte Töne aus. Am Ende fiel Einer nach dem Andern um. Der Letzte lallte noch Einiges vom „braven Deutſchen" — vackee tyske war wol all ſein Schwediſch — und legte ſich zu den Seinen nieder. Es war ein unentwirrbarer Knäuel, um ſo wunderlicher verſchlungen, da Jeder den Kopf unter das Gewand des zunächſt Liegenden geſteckt hatte, um ſich vor dem blutdürſtigen Mückenſchwarm zu bergen. — Die rothglühende Sonne ſtand über Schneebergen, Rennthiere klettern daran umher. Ich ſaß an einem Felsblock und ſchrieb, einen zuſammengebrochenen Hut auf dem Kopfe und einen großen Schleier umgewickelt, der am Rockkragen befeſtigt ein helmartiges Viſier bildete. — Man hätte uns malen ſollen." Seite 157—163 wird einem Lappen-Knaben das Pragnoſticon geſtellt und ihm ſeine Zukunft von der originellen Wiege (Jätka), in welcher er wie in einer Puppe der Schmetterling ſteckt, bis zum Grabe prophezeit. Dann ſind charakteriſtiſche Züge aus dem Treiben und Thun des Volkes geknüpft, und der junge Sprößling iſt ſo gleichſam Repräſentant deſſelben. Die Lage der Lappen unter den drei verſchiedenen Regierungen wird, wie folgt, dargeſtellt: „In Rußland kümmert man ſich wenig um ſie. In Norwegen verachtet das Volk den Lappmann und braucht ſelbſt ihre Rennthierkäſe nur gegen Froſtbeulen. Es iſt nur vor Kurzem mehr für ſie geſchehen. Nils Stockfleth, geb. 1787, war Juriſt und kämpfte 1813 im däniſchen Heere in Holſtein. Er war Kapitain und Ritter des Dannebrogordens. Da ſtudirte er 1823—25 Theologie und ward Paſtor in Oſtfinnmarken zu Vadſöe. Er erlernte die Sprache der Lappländer und überſetzte mit anderen Gelehrten, namentlich mit Profeſſor Raſk, die Bibel und einige Religionsbücher. Er legte ſeine Stelle nieder und hat lange Jahre mit raſtloſem Eifer die Marken durchwandert, wo er von ſeinen Pfleglingen verehrt ward und wirklich manches Weſentliche geleiſtet hat. — In Schweden ſind die Marken ordentlich und genau eingetheilt und jeder Horde ihre beſtimmten Grenzen angewieſen. Seit Chriſtians Zeit wird ſonntäglich Gottesdienſt gehalten und junge Theologen ziehen als Miſſionäre von Horde zu Horde. Es wird ihnen in der Anciennität jedes Jahr dieſer beſchwerlichen Dienſtzeit doppelt gerechnet. — Jeder Lappe weiß genau, zu welchem Gerichtsſprengel er gehört, und es kommen viele Proceſſe vor, wenn zur beſtimmten Zeit an den Kirchen Gericht gehalten wird. Namentlich machen ihre Geſchäftsregulirungen viel zu ſchaffen; doch haben ſie auch ſonſt viel gerichtlichen Rechtsſinn. In beſondern Fällen tritt ein aus Lappländern und Coloniſten, wo es deren giebt, gebildetes Geſchworenengericht zuſammen. — Kirchen- und Gerichtsweſen iſt ganz wie in den ſchwediſchen Provinzen.

Die Zahl der Lappen iſt nicht groß — in Schweden ohngefähr 6000 — und nimmt allmälig ab. Ihr Leben hat viel Anziehendes, etwa wie das der Bettler, die bei uns den freieſten, ſorgloſeſten Stand bilden. — Naturvölker müſſen der Kultur weichen. Kapitain Roß ſagt in der Beſchreibung ſeiner Nordpolexpedition etwa ſo: „Es iſt freilich nicht zu leugnen, daß die indianiſchen Völkerſtämme Nordamerika's durch den Branntwein ausgerottet werden. Die Spanier ſchlugen die armen Wilden geradezu todt, dieſe haben doch wenigſtens noch Vergnügen dabei." Die ſchwediſche Regierung huldigt dieſem Grundſatz nicht. Es wird, ſo vortheilhaft das Geſchäft auch ſonſt wäre, nur wenig Branntwein in die Lappmarken geſchmuggelt. Die Strafen ſind hoch und hart.

Man iſt ein Narr, wenn man über den Untergang ſolcher Stämme trauert und es klingt unbarmherzig, wenn man ſich darüber freut. Man muß dabeiſtehen, wie der Arzt auf einem herrlichen Bilde von Nicolas Pouſſin, das ich in der Meltke'ſchen Gallerie in Kopenhagen ſah, neben einem Krankenbette ſteht. Er hält den Puls des Sterbenden in der linken Hand und die rechte liegt auf dem eignen Herzen, an deſſen ruhigen Schlägen er das Stocken im Blutumlauf des verlöſchenden Lebens abzählt. — Manche Völker ſcheinen Ruinen einer verſunkenen Kultur zu ſein. Auch bei ſolchen geiſtigen Erdfällen heißt es:

„An Leben reich iſt die Natur!"

Den Schluß dieſes intereſſanten Abſchnittes bilden kurze Nachweiſe über die lappiſche Sprache. (Wir erinnern unſere Leſer an die in G. Reimer's Verlag in Berlin 1841 erſchienene: „Reiſe nach Lappland und dem nördlichen Schweden (1828) vom Major Freiherrn von Hogguér", die uns zufällig, Behufs einer literariſchen Arbeit vorliegt. Beide Reiſende ſtimmen in Vielem überein und der Atlas von 20 lithographirten Tafeln kann theilweiſe auch zur Verſinnlichung von Manchem benutzt werden, deſſen in Hrn. A. Pancritius' Reiſe gedacht iſt; ſo findet ſich

Digitized by Google

auf Tafel 6 eine Abbildung der S. 172. 173 erwähnten Zaubertrommel, die im Geheimen noch gebraucht wird; auf Tafel 9 sehen wir das Vorrathshaus auf einem Baumstamm [Stadom], auf Taf. 11 einen lappischen Reisezug im Sommer; auf Taf. 14 der Rennthierfang ꝛc.)

(Schluß folgt.)

Franz Baader im Verhältnisse zu Spinoza, Leibniz, Kant, Jacobi, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart. Von Dr. Franz Hoffmann. Leipzig 1851. Herrm. Bethmann. 74 Seiten. 8.

Dieses kleine, aber gediegene Schriftchen ist ein besonderer Abdruck der Einleitung zum II. Bande der gesammelten Schriften zur philosophischen Grundwissenschaft oder Metaphysik, welche die I. Hauptabtheilung der sämmtlichen Werke Baader's ausmachen. — Ein geistlicher Schüler und warmer Verehrer Baader's, Prof. Hoffmann in Würzburg, hat endlich mit mehren gleichgesinnten Freunden die verdienstliche Aufgabe übernommen, die Werke dieses tiefen Denkers in einer Gesammtausgabe der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wenn es überhaupt ein Verdienst ist, die Werke eines bedeutenden Mannes in vollständiger geordneter Sammlung der Mitwelt und Nachwelt in die Hand zu geben, so ist dies Verdienst um so größer bei einem Gelehrten wie Baader, dessen zahlreiche, aber überall zerstreute Schriften einen Reichthum der herrlichsten Gedanken enthalten; der von mächtigem Einflusse auf die bedeutendsten seiner Zeitgenossen gewesen; und der, obgleich Alle bekämpfend, Keinem ein förmlich geordnetes System seiner Ansichten entgegengestellt hat, deren richtiger Zusammenhang nur durch seine sämmtlichen Werke übersichtlich gemacht werden kann. Baader ist ein rein christlicher Philosoph, der sich gleich ferne hält von dem Pantheismus Fichte's, Schelling's und Hegel's, wie von dem postulirten Deismus Kant's (sowie dem Deismus Jacobi's und Herbart's) bedeutsam hinweisend auf eine höhere Versöhnung dieser unwahren Gegensätze, ja diese Versöhnung wenigstens im Principe vollbringend und sie auch in das Einzelne hin weiter ausführend, als diejenigen sich vorstellen, welche die Schriften Baader's nicht genugsam kennen. Er sucht Glauben und Wissen in ein richtiges Verhältniß zu bringen und wenn er festhält an dem Satze des Thomas von Aquino: Deum esse non creditur, sed scitur, so macht er auch dieses Wissen von Gott unabhängig von jeder Willkür des intelligenten Geschöpfes.

Der Herausgeber giebt uns einen in der Erkenntnißweise und oft mit den eigenen Worten Baader's geschriebenen Ueberblick des Verhältnisses Baader's zu den obigen Philosophen, deren Lichtseiten stets gerecht gewürdigt und deren Irrthümer er eifrig bekämpft hat. Seine Polemik mag oft schroff und rücksichtslos erscheinen, ihre Derbheit wird aber stets durch die tiefe Gerechtigkeitsliebe und den überlegenen Scharfsinn unseres Philosophen in ein für ihn günstiges Licht gesetzt. Trefflich ist in dieser Beziehung der Vergleich, den Hoffmann aus dem Munde Baader's erzählt, welcher einigen Freunden den Unterschied seiner Polemik von jener des J. Görres witzig auseinander setzte: „Görres", sagt er, „schlägt immer mit der Keule drein. Er zielt gut und trifft den wunden Fleck; aber es kümmert ihn nicht, ob er das gesunde Fleisch neben daran mit trifft. Dagegen erinnert meine Weise an die Kunst jenes Mannes, der in einer heiteren Gesellschaft die Wette einging, den Kopf eines Apfels vor Aller Augen mit einem feinen Messerchen so zu durchschneiden, daß Niemand etwas von seiner Handbewegung und von dem geschehenen Durchschnitt mit bloßen Augen gewahr werden solle. So wie jener Mann noch mit Blitzesschnelle vollzogenem Durchschnitt den scheinbar unverletzten Apfel der Gesellschaft darreichte und sagte: Belieben Sie nun abzunehmen er ist schon durch! so könnte ich manchem meiner Gegner zurufen: Belieben Sie Ihren Kopf nur abzunehmen: er ist schon durch!"

Sehr richtig ist der Ausspruch des Herausgebers gelegentlich der Beurtheilung des Verhältnisses Baader's zu Herbart, wenn er sagt: „Herbart ist Determinist wie Spinoza, gleichwie der strenge Deismus überall so deterministisch ist, als der strenge Pantheismus. Sie gleichen der Scheere, deren beide Hälften einander zu schneiden scheinen, indeß sie nur das Dazwischenliegende (die Wahrheit) schneiden oder doch zu schneiden suchen."

Vorliegende Schrift Hoffmann's führt zwar kurz, aber vollständig und geistvoll den gegebenen Stoff durch, und dürfte wohl geeignet sein, der Gesammtausgabe der Werke Baader's noch manchen Freund zu gewinnen, nur hätten wir zur Ermöglichung ihrer ausgedehnteren Verbreitung einen billigeren Preis gewünscht, da eine Ausgabe von 16 Ngr. für eine nur 5 Bogen umfassende Schrift leicht von Manchem gescheut wird, was um so mehr zu beklagen ist, da das Schriftchen doch nur dazu dienen soll, das Hauptwerk zu empfehlen. — Der Druck ist sauber, und die Ausstattung des ganzen Werkes soll, nach der Anzeige, der Gesammtausgabe von J. G. Fichte's Werken möglichst ähnlich werden.

F. J. Freiholz.

Miscelle.

Wir haben bereits wieder zwei neue Verzeichnisse des Schmidt'schen antiquarischen Bücherlagers vor uns liegen, die gleich allen früher ausgegebenen und genauentheils von uns angezeigten, die Durchsicht aller Besitzer von Privat- und Vorsteher öffentlicher Bibliotheken verdienen, nämlich: No. LIII. Naturwissenschaften. Nr. 3, enthaltend: Mineralogie und Geologie, mit Anhang: Bergwissenschaft. (Nr. 5001—6015 und einige Portraits von Naturforschern, sowie systematisch geordnete Mineralien-Sammlungen in Stücken von 9, von 6, von 4, von 2 und von 1 Quadratzoll Größe.) No. LIX. Philologie. Nr. 1. 1. Abtheil. Literatur, Encyclopädie, Methodologie. Allgem. Sprachenkunde, Philosophie der Sprachen, Polyglotten, — Griechische Dichter und Prosaiker, nebst Commentaren und Uebersetzungen. 2. Abtheil. Griech. Geschichte und Geographie, Archäologie ꝛc. Griech. Wörterbücher, grammat., phraseol. Werke, Anthologien, Chrestomathieen, Uebungsbücher der griech. Sprache. (3138, von denen aber viele mit a, b, c ꝛc., und 925 Nummern.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 3. Sonnabend, den 10. Januar. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 17
Hannover in architektonischer Hinsicht mit vergleichenden Anmerkungen nach Quellen von O. Belitz. (Fortsetzung.) ..... „ 20
Literatur:
Hägringar. Reise durch Schweden, Lappland, Norwegen und Dänemark im Jahre 1850. Von Albrecht Pancritius (Schluß.) „ 22
Atlas zu Alex v. Humboldt's Kosmos ..... „ 24
Miscellen ..... „ 24

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die großen Philosophen, welche sich im Jahre 1789 der Regierung von Frankreich bemächtigten, glaubten Wunder was gethan zu haben, als sie der Agenz der Centralgewalt eine Schaar von Ausschüssen und Commissionen jeglicher Art substituirt hatten. Die außerordentliche Commission der Zwölfer war eine Folge dieser Zerstückelung der Gewalt, und bezweckte die Ueberwachung und Verfolgung der Verschwörer. Auf die zuverlässige Kunde, daß Hebert, Dobsen und Varlet an der Spitze einer im Erzbisthum organisirten weit umfassenden Verschwörung standen, die den Zweck hatte, die, doch sehr democratische, Gemeinde vom 10. August zu wechseln und den Convent zu dezimiren, ließ die Commission der Zwölfer sie in der Nacht vom 24. zum 25. Mai 1793 festnehmen und in die Abtei setzen. Bekanntlich wurden die drei Verhafteten aber in der Nacht vom 27. zum 28. wieder befreit und im Teiumph nach der Gemeinde getragen, und eine furchtbare Emeute, durch Danton organisirt, ließ am 31. Mai die Commission der Zwölfer, deren Operationen einen zweiten Anklagepunkt gegen die Girondisten, welche ihre Mehrzahl bildeten, abgaben, unterdrücken.

Auf die Erklärung Pache's, daß die auf Guadet's Antrag allen Principien zuwider eingesetzte Commission der Zwölfer ein Werk der girondistischen Faction sey, entgegneten Fonfrede, Vigne und Boileau:

„Fonfrede. Ich war in Betreff der Arrestationen nicht gleicher Meinung mit meinen Collegen; auch hat der Nationalconvent dies seiner Zeit anerkannt, indem er mich von dem gegen dieselben erlassenen Verhaftsbefehle ausgenommen hatte.

„Vigne. Wenn die Einsetzung der Zwölfer-Commission das Resultat einer Intrigue ist, so habe ich durchaus nichts damit zu schaffen gehabt.

„Boileau. Wenn die Commission der Zwölfer in Folge eines Complottes eingesetzt ist, so haben die Rädelsführer, wie es scheint, mich nur zum Mitglied derselben ernannt, um Vertrauen einzuflößen."

Das Schließen der Barrieren von Paris war stets mit allen großen revolutionairen Maaßregeln verknüpft. Sie wurden am 10. August, am 2. September und am 31. Mai geschlossen. So konnte man am sichersten der Leute habhaft werden, auf deren Börse oder Leben es abgesehen war, und es ist nicht außer Acht zu lassen, daß diese Maaßregel immer von der Gemeinde ausging. Sie war am 31. Mai hauptsächlich auf die Girondisten gemünzt, daher Guadet und Genfonne sie im Ausschusse der allgemeinen Sicherheit auch lebhaft tadelten; man wird jedoch sehen, daß über diesen Punkt wie über viele andre in den Ansichten der Girondisten gar keine Einigkeit herrschte.

„Genfonne. Ich habe dem Ausschuß der allgemeinen Sicherheit mit angehört, und ich befand mich an dem Tage in seiner Mitte, wo die Gemeinde die Barrieren von Paris hatte schließen lassen. Ich sagte zu dem Maire, der dahin kam: „Das ist eine ungesetzliche Maaßregel, und ich rathe Ihnen, die Barrieren so schnell als möglich wieder öffnen zu lassen. Ich war zugegen, als Guadet in höchster Aufregung fortging; als Pache aber geäußert hatte, die Sperre sey nur momentan, da war man gleich wieder eins, und nun tadelte alle Welt das rasche Abgehn Guadet's.

Digitized by Google

„Vergniaud. Ich weiß nicht, ob der Zeuge zweimal derselben Sache wegen in den Ausschuß gekommen ist; ich war einmal da, und ich ersuche ihn, zu erklären, ob ich mich nicht für das Schließen der Barrieren ausgesprochen habe, sobald er sich dahin geäußert hatte, daß dies nur wegen einer Sicherheitswache geschehen wäre, die man dort aufstellen wollte."

Die Revolution vom 31. Mai 1793, die bis zum 2. Juni dauerte, war es eben, durch welche die Girondisten auf ihren Bänken arretirt, für Verräther des Vaterlandes oder außer dem Gesetz erklärt wurden. Ein Aufstand, von welchem Pache, Hebert und Danton die Häupter waren, überfiel den Convent, führte Kanonen um ihn her auf, ließ die Deputirten nicht fort, und erzwang durch Gewalt die Aufhebung der Zwölfer-Commission, die Einführung der Revolutions-Armee, zu vierzig Sous für jeden Mann per Tag, auf Kosten der Reichen, und die sofortige Verhaftung von 22 Repräsentanten.

Diese Revolution vom 31. Mai, durch die aufrührerische Gemeinde und durch Hanriot, einen vormaligen Dieb und Mörder ausgeführt, der gebrandmarkt das Bicêtre verlassen hatte, um den Befehl über die Nationalgarde,*) in welcher zwei Söhne des Henkers Officiersstellen bekleideten, zu übernehmen, war sicherlich ein so schändlicher und ehrenloser Streich, wie je einer ausgeführt worden ist, und die Girondisten hätten mindestens doch darin eins seyn sollen, gegen die Revolutionairs, welche die Nationalrepräsentation so schamlos geschändet hatten, und von welchen sie selber zum Schaffot geschleift wurden, einen gemeinsamen Haß, eine gemeinsame Verachtung zu empfinden, wozu sie so wohl berechtigt waren; doch gab es deren, die sich damit brüsteten, die Gemeinde, welche die Revolution vom 31. Mai vollführt hatte, geehrt zu haben! Man höre:

„. . . Fonfrede. Ich habe mehrere Male zu Gunsten der Municipalität von Paris plaidirt.

„. . . . Duprat. Ich heiße gegenwärtig die Revolution vom 31. Mai gut.

„. . . . . Vergniaud. Ich ließ in der Sitzung vom 31. Mai den Beschluß fassen, daß den Armeen von dem Vorgefallenen in Paris Kunde gegeben werden sollte. Von Bewunderung über das Benehmen der Bewohner dieser Stadt an diesem Tage durchdrungen, **ließ ich decretiren, daß sie sich wohlverdient um das Vaterland gemacht hätten.**"

Alles dieses hatte seine Richtigkeit! Vergniaud war für eine Gemeinde von Bewunderung durchdrungen, welche den Convent mit Truppen und Kanonen umstellt hatte, und er ließ decretiren, daß diejenigen, welche mehr als hundert Mitglieder der Versammlung festgenommen oder proscribirt hatten, sich wohlverdient um das Vaterland gemacht hätten.

Was die Adresse an die Armeen betrifft, so war dies, wenn möglich, eine noch schändlichere Handlung. Barrere, der Verfasser dieser abscheulichen Piece, sagte darin: „Die Feinde der Republik werden sich beeilen, Euch zu sagen, daß sich Tausende von Männern um den Convent her herbeigestürzt hätten, um ihm ihren Willen als Gesetz der Republik vorzuschreiben. Franzosen, eure Repräsentanten sind überzeugt, daß das Glück der Reiche nur auf Wahrheit begründet werden kann, und die sollt Ihr von ihnen hören. . . . Wenn die Sturmglocke und die Lärmkanone sich haben vernehmen lassen, so hat darum doch keine Verwirrung, kein Schrecken statt gefunden. Alle Sectionen haben sich, mit ihren Waffen angethan, in Marsch gesetzt, aber nur, um sich in der größten Ordnung **und mit Achtung** um die Repräsentanten des Volks zu deployiren."

Aber das Vorhergesagte besteht aus eben so vielen abscheulichen Lügen als Worten! Der Convent war ein Gefangener in den Tuilerien, und Vergniaud selber mußte bei dem Versuche, sich zu entfernen, unter dem Zischen auf den Tribünen wieder umkehren.

Zwei Jahre später, am 8. Juli 1795, trug der Deputirte Portiez, von der Oise, im Convent darauf an, das notorisch falsche Protocoll vom 31. Mai und 1. Juni durch ein Decret feierlichst zu berichtigen; und lange darnach hat der elende Barrere, der Verfasser der Adresse, durch welche Frankreich betrogen werden sollte, in seinen Memoiren selber die abscheuliche Lüge eingestanden, zu deren Complicen sich alle Zeitungen gezwungener Weise hatten machen müssen.

Es war endlich in jener gräulichen Zeit ein Verbrechen, keine Liebe für Marat zu hegen. Antiboul und Vergniaud erniedrigten sich so weit, sich auch dieserhalb zu rechtfertigen.

Als Hermann an Antiboul die Frage richtete, welchen Antheil er an dem Anklagedecrete gegen Marat genommen hätte, antwortete er: „ich habe dagegen gestimmt."

Vergniaud, der im Convente öffentlich seine tiefe Verachtung gegen Marat ausgesprochen hatte, gerieth in Angst über seinen früheren Muth, und stotterte, sich entschuldigend: „Man macht mir den Vorwurf, ich hätte gegen Marat losgedonnert, aber ich habe nur ein einziges Mal gegen ihn gesprochen, und als man, zu der Zeit, wo die Kramer geplündert wurden, ein Anklagedecret gegen ihn verlangte, da habe ich mich dem widersetzt."

Nach solch eclatanten Apostasien würde es überflüssig seyn, erst noch alle die kleinen und lächerlichen Erbärmlichkeiten aufzuzählen, welche von den Girondisten ihren Henkern gegenüber, also höchst unnütz, begangen wurden; denn sie hätten unsinnig seyn müssen, wenn sie sich von dem Berge Gnade versprochen wollten. Dieselbe Partei, welche sie in der Nacht vom 9. zum 10. März hatte ermorden lassen wollen, war sicher im Monat October nicht gesonnen, sie laufen zu lassen.

Warum sich nun aber in ihrer eignen Achtung herunterseyen, und sich in den Augen der Geschichte demüthigen? Welchen Nutzen glaubte Antiboul von seiner kläglichen Lüge zu haben, als er sich darüber, daß er vom Berge zu dem Marais übergegangen, damit rechtfertigen wollte, er sey nur näher herangetreten, um besser hören zu können? Wem gedachte Vigne weiß zu machen, daß er seinen Sitz auf der Rechten nur deshalb genommen habe, weil er auf dem linken Ohr taub sey? Frankreich ist vor Allem ein Land der Loyalität und des

*) Hanriot (François) ist zuerst von dem Procureur Formey, dessen Domestik er war, wegen Diebstahls fortgejagt, darnach aus gleicher Ursache seiner Stelle als Commis bei den Barrieren, und abermals aus derselben Ursache seiner Stelle als Polizeispion entsetzt, dann im Bicetre eingekerkert, mit Ruthen gestrichen und gebrandmarkt worden. Hiernach hat er sich als Massacreur gerirt, sowohl in Saint-Firmin als in la Force, wo er von dem Blute der Prinzessin Lamballe trank. Am 2. Juni 1793 zum General der Nationalgarde ernannt, ist er endlich am 28. Juli 1794 zu Paris hingerichtet worden.

Digitized by Google

Muthes; auch zuckte das Publikum des Revolutionstribunals, als es die schimpflichen Ausreden hörte, die Achsein, und Fouquier-Tinville sah sich in dem Vorhaben, mit einem einzigen Streiche eine ganze Partei zu tödten, durch den Umstand gefördert, daß er sie so lügnerisch und so feige fand.

Sonderbar, dieselben Girondisten, die so sehr vor dem Tode bebten, hatten in den Versammlungen eine Bravour affectirt, die an Großprahlerei gränzte. Die Schwüre, die sie individuell und unaufgefordert gethan, auf ihren Posten zu sterben, sind gar nicht zu zählen, und sie erneuerten diesen Schwur gemeinschaftlich und feierlichst bei Gelegenheit von Vergniaud's Motion am 31. Mai 1793. Jénard, der Ruhmredigste von Allen, hatte sich nicht damit begnügt, auf seinem Sitze sterben zu wollen, sondern hatte in einer Rede, die er am 9. August in der gesetzgebenden Versammlung gehalten, ausgerufen: „Wenn mich ein Decret zum Tode verdammte, und sich niemand fände, der mich zur Richtstatt bringen wollte, so würde ich von selber dahin gehen. Natürlich suchte Jénard in allererst das Weite!

Als der Convent, am 2. Juni, durch den Säbel Henriot's in sein Gehäge zurückgeworfen ward, und die Populace, welche die Versammlung in ihrer Gewalt hatte, die Verhaftung der Girondisten verlangte, da schlug Barrere im Namen des Heilsausschusses als Mittelweg vor, daß die proscribirten Deputirten ihre Demission eingeben und so freiwillig aus der Versammlung scheiden sollten. Vier von ihnen griffen eiligst nach diesem Rettungsanker, Jénard zuerst. Die drei, welche seinem Beispiel folgten, waren: Lanthenas, Fauchet und der alte Dussaulx. Wer weiß, wie es mit all dem stolzen Muthe abgelaufen wäre, wenn nicht Marat, der an diesem Tage das Regiment führte, den Vorschlag des Heilsausschusses laut getadelt und weiteren Demissionen durch die Aeußerung ein Ende gemacht hätte, um dem Vaterlande Opfer anbieten zu können, müsse man unbescholten seyn! Proscribirt und außer Gesetz erklärt, machte Jénard sich klüglich aus dem Staube, und kam erst nach dem 9. Thermidor wieder zum Vorschein.

Mehrere Girondisten, die durch ein Decret vom 2. Juni in ihren Wohnungen Arrest bekommen hatten, sahen darin keine dringliche Gefahr, und ließen sich festnehmen, ohne einen Fluchtversuch zu machen. Vergniaud war einer von diesen, und stellte sich freiwillig unter die Bewachung seines Aufsehers, Bergoing und Barbaroux entwischten nach ihrer Verhaftung. Die Mehrzahl wartete den letzten Augenblick nicht ab, sondern machte sich zeitig auf die Socken. Ihrer vier und zwanzig zerstreuten sich in die Departements.

Die Geschichte der Girondisten ist Dank der Einbildung der Dichter bereits in dem Grade zu einer Legende ausgeartet, daß die größte Vorsicht und die schärfste Untersuchung erforderlich sind, um die Wahrheit von den unwahrsten Traditionen zu unterscheiden.

Man zeigt noch heutigen Tages in den Mansarden eines Hauses der Straße Vaugirard, Nr. 70, ein Kämmerchen voller lateinischer, französischer und deutscher Inschriften, in Versen und in Prosa, meistens traurigen oder exaltirten Inhalts, und diese Inschriften werden Girondisten zugeschrieben, die in diesem Hause, welches im Jahre 1793 zu dem vormaligen Karmeliterkloster gehörte, dessen Priester am 2 September 1792 ermordet wurden, eingesperrt gewesen seyn sollen.

Der Herr von Lamartine hat von diesem Girondistengefängniß folgende Beschreibung gegeben:

„Als ihr Prozeß entschieden war, wurden sie noch enger in Haft gehalten. Sie wurden auf einige Tage in dem immensen Karmelitergebäude in der Straße Vaugirard, dem in ein Gefängniß umgewandelten Kloster, das durch die Erinnerung und die Blutspuren von den Septembermetzeleien schaurig gemacht worden, eingesperrt. Da die unteren Stockwerke schon mit Gefangenen angefüllt waren, so blieb für die Girondisten nur ein enger Raum unter den Dächern des ehemaligen Klosters übrig, der aus einem finstern Korridor, und aus drei niedrigen Zellen bestand, welche gleich den Bleikammern von Venedig mit einander in Verbindung standen. Eine, in einem Winkel des Gebäudes verborgene, Treppe führte von dem Hofe ab zu diesen Dachkammern. Auf diesen Treppen waren mehrere Pförtchen angebracht. Eine einzige massive und schließbare Thüre führte zu diesen Gefängnissen. Seit 1793 ungeöffnet, hat diese Thür, die sich vor uns wieder aufgethan, uns diese Zellen auf's Neue erschlossen, und uns das Bild und die Gedanken der Gefangenen so frisch zukommen lassen, als sie an dem Tage gewesen, wo sie jene Zellen verließen, um in den Tod zu gehen. Kein Schritt, keine Hand, kein Zahn der Zeit hat in denselben ihre Spuren verlöscht. Schriftzüge von allen anderen Parteien der Republik finden sich daselbst untermischt mit denen der Girondisten. Die Namen von Freunden und Feinden, von Henkern und Opfern haften auf einer und derselben Wand.

„Die, mit einem groben Kalk beworfenen, Wände und Decken dieser Gemächer dienten den Gefangenen, welche des Gebrauches von Papier beraubt waren, als Gedenksteine, auf welchen sie ihre letzten Gedanken mit der Spitze ihrer Messer eingraben, oder mit dem Pinsel malen konnten. Diese Gedanken, im Allgemeinen in kurzen Sätzen und sprichwörtlich, oder in lateinischen Versen, der unvergänglichen Sprache, ausgedrückt, bedecken noch gegenwärtig diese Tünche, und machen diese Wände zur letzten Unterhaltung und vertraulichsten Herzensergießung der Girondisten. Fast alle mit Blut geschrieben, bewahren sie davon noch immer die Farbe. . . . In keinem verräth sich ein Bedauren oder eine Schwäche. . . . Fast alle sind eine Hymne an die Standhaftigkeit, ein Trotzen des Todes, ein Anruf der Unsterblichkeit. Einige Namen ihrer Verfolger finden sich darin mit den Namen der Girondisten untermengt. Hier liest man:

„Als ihm die Freiheit Rom's zu retten nicht mehr möglich war, fühlte Cato sich doch selber frei und verstand zu sterben."

An einer anderen Stelle, lateinisch:

„Den edlen, seinem Vorsatz treuen Mann
Erschüttert nicht in seinem festen Sinn
Der Bürger Ungestüm, die Unrecht heischen,
Nicht des Tyrannen drohender Blick."

Mehr nach oben, ebenfalls lateinisch:

„Der Tugendhafte ist niemals ganz elend."

Weiter unten:

„Die wahre Freiheit, das ist die Freiheit der Seele."

Zur Seite eine religiöse Inschrift, in welcher man die Hand von Fauchet zu erkennen meint:

„Sey eingedenk, daß Du nicht berufen bist um zu schwatzen

Digitized by Google

und nichts zu thun, sondern um zu dulden und zu arbeiten."

(Ein Kruzifix.)

Eine andere Stelle der Wand enthält die Erinnerung an einen theuren Namen, der aber selbst dem Tode nicht offenbart werden sollte:

„Ich sterbe für . . . . .

(Montalembert.)

Auf dem Balken, lateinisch:

„Ein, der Götter würdiges, Schauspiel ist es in der That, einen Mann mit dem Unglück ringen zu sehen."

Da darüber:

„Welch solide Stützen im höchsten Unglück!"

„Ich habe meine Tugend, die Gerechtigkeit, Gott selber für mich."

Da darunter:

„Der Tag ist nicht lauterer als meines Herzens Grund."

Und in großen Zügen, mit Blut, in der Handschrift Bergmanns, lateinisch:

„Lieber sterben, als Beschimpfung erdulden."

(Fortsetzung folgt.)

Hannover in architektonischer Hinsicht

mit vergleichenden Anmerkungen nach Quellen von O. Belitz.

(Fortsetzung.)

19) Die Heerenhäuser Wasserkunst, 31,712 Thlr., und Aller.

Beiläufig auch auf die königlichen Gebäude anderer Orten des Königreiches Rücksicht nehmend, nennen wir:

a) Schloßgebäude, Stall und Remise zu Celle, darauf von obigen 2,025,293 Thlr. verausgabt wurden 92,416 Thlr.;

b) Schloß und Gartengebäude zu Osnabrück, 21,694 Thlr.;

c) Schloß und Nebengebäude zu Lüneburg, 28,773 Thlr.;

d) Absteigequartier und Stallgebäude auf der Göhrde, 23,017 Thlr.;

e) Jagdschlößchen und Saupark bei Speinge, 7260 Thlr.;

f) Bad Rehburg, 1007 Thlr.;

g) Rothenkirchen, 954 Thlr.

(Anmerkungsweise des königl. Hauses in Berlin, Linden Nr. 4, gedenkend.)

h) Das neue Hoftheater, von dem wir oben sprachen, kostete im Durchschnitt jährlich 156,950 Thlr. Die meisten jener Schlösser und Gebäude zeichnen sich mehr durch innere Struktur und Ameublement, als durch reiche äußere Architektonik aus. — Das Nähere giebt eine Nummer der Weserzeitung, Sept. 1851.

Hier brechen wir die Aufzählung und Schilderung der Denkmale neuerer und neuester Civilisation ab und eilen mit der Eisenbahn nordwärts von Hannover, um alsdann uns rechtsweg in die Lüneburger Halde zu verfügen, wo in der Nähe des Städtchens Hermannsburg (die ersten Tage des August-Monats, 1851) der mit dem alten Claus Harms in Kiel geistesverwandte und gleichbenannte Prediger Harms in ächt apostolischer Weise ein Missionsfest würdig begehen will. Hier haben wir genugsam Gelegenheit, Hannover's Bildungsstufe in unseren Tagen mit der längst vergangener Jahrhunderte, obschon der Strom der Zeit hier wie kaum anderswo im großen Deutschland laut- und spurlos vorüberrauscht ist, zu vergleichen. Was ist doch das Lüneburger Haideland für ein schönes Land in seinen Höhen und Tiefen nach der Richtung von dem Städtchen Bergen, obschon trotz mancher für das Sachsenvolk und seine Urgeschichte klassischer Stellen, z. B. Lutterloh, wo Kaiser Lothar geboren ist und gewohnt hat, jetzt ein gewöhnliches Haide-Walddorf, dennoch — wenn wir etwa noch von der im Dome zu Hildesheim befindlichen Irmensäule abstrahiren — nirgends, außer zu Bardowick, handgreifliche Ueberreste jener etwas verweichlichter Asathorszeit zu finden sind. Dunkel wie der vorgeschichtliche Himmel, kaum noch Mythe, ist die hier befindliche Stelle der „sieben Steinhäuser", wo die heidnischen Altvorderen geopfert haben sollen, und wo mit blutiger Schrift die ersten Missionare, die Gebrüder Ewald, das Christuswort in die Herzen einzeichneten — eine Sage, wie sie Mecklenburg in seinen unzähligen slavisch-wendischen Opferstätten (z. B. bei Jabel an der Müritz, wo sich bei deutlich kennbarer Feuerstein-Feamen-Werkstätte Urnen späterer Zeit als Scherben die Menge finden) in größerem Maaße trauert hat. Die Steinhäuser, wo auch jetzt während des christlichen Missionsfestes dem ewigen Gotte geopfert werden sollte, sind nichts anders als Opfer-Altäre, ungeheure Steine, zwei Seiten von einer Platte eines kolossalen Steines überdeckt, ähnlich denen auf Jasmund's Höhen zu Rügen, so daß hinein man bequem gehen, auch darauf treten kann. Hier haben die Sachsen ihre Gefangenen dem Gotte Odin geopfert und das Blut der Geschlachteten in die Wälder gebracht. Hier sind die Ewald's geschlachtet, hier besonders zur Zeit Karl's des Großen alle Franken, die sie in der Schlacht bei Detmold gefangen nahmen, ihrer 4000, davon 2000 nach dem Haeze, der Opferstätte auf dem Brocken, und 2000 hieher gebracht und in 8 Tagen geschlachtet worden. Besonders war es Wittekind, der mit Wuth und Zorn diese Opfer betrieb. Auf diesem Steine war vor Zeiten und noch unlängst ein Hufeisen eingedrückt, nach der Fama, der germanischen Sage, von Wittekind's Pferde. Als die Priester die Opfer auf den Altar gelegt hatten: da ist W. voll Freude auf die Christenleiber hinaufgesprengt, aber sein Pferd sollte nicht auf die Leichname treten, sondern es versank tief in den Stein, wie auch Meineidige bei der Feuerprobe in Steine anderer Orten sollen eingesunken sein. 70 Christenpriester sind hier einstmals an Einem Nachmittage geschlachtet, die man zusammengebunden auf der Erde hergeschleppt hatte, indem man ihnen unterwegs das Kreuzeszeichen auf Stirn, Wangen, Brust und Unterleib schnitt, daß die Gedärme herauskamen. Aber Wittekind *) bekehrte sich wie ein Saulus, geht als Bettler nach Aachen, wird getauft, das Christenthum durch Ludgar den Sachsen eindringlich gemacht. Die Stelle eignete sich nicht passender zu einer Missionsbetrachtung — fast eben so viel wie über die Rechtlichkeit der Opposition der schleswig-holsteinischen Prediger gegen Dänemark, ist über Harms' geschichtliche Darstellung dieser Data als Wahrheit geschrieben worden: wir enthalten uns bitterer Beimischung und freuen uns eben so sehr über die Lauterkeit des Festes, das in seinem Total-Eindrucke wesentlich von dem z. B. 1850 von Dr. Wichern zu

*) Die Familie Wedekind in Hildesheim und Wedekin in Berlin datiren sich von diesem Sachsenherzoge.

Digitized by Google

Dobbecan gehaltenen differirte, als über die passende Gelegenheit zur Anschauung der vielfachen „Hünengräber“ aber so fälschlich benannten „Sirbensteinhäuser“.

Die in hiesiger Gegend sich hin und wieder findenden komischen Vornamen, z. B. Trintje, Nathje und Lauta der Mädchen, Rieks, Lüer, Clamor, Jan und Gerrits der Knaben der unteren Volksklasse sind zu merken, deren wir in der bei Kiel gelegenen Probstei, als wir dieselbe am sogenannten „Pfingstfreitage“ — einer in der ersten halben Nachpfingstwoche in 24 Dörfern in der schönen Nationaltracht abgehaltenen Volks-Feierlichkeit — besuchten, ähnliche fanden, die aber hier sicher aus dem Ostfriesischen sich herschreiben, wo der Bauernstand seit jener karolingischen Zeit sich datirend, trotzdem zu Zeiten Ludwig des Kindes (899—911) fast überall die von den Grafen und anderen Großen bedrückten ärmeren Freien in die Hörigkeit gelangten, seine eigenthümliche Sprache und Sitten in auffallender Weise bewahrt. Der Viehhandel hat in diesen Gegenden sehr abgenommen, nur der Pferdekauf und Verkauf, vielleicht durch die deutschen Verhältnisse begünstigt, hat sich gehoben. Vierjährige Kutschpferde, nach Preußen, Brabant und Italien abgesetzt, werden für 16—36 Pistolen, junge Füllen für 3—8 Pistolen verkauft. In diesen Haidgegenden kostet der fette Ochse, der, wenn auch nicht den Ostfriesischen, doch den Weser-Ochsen, z. B. denen des renommirten Landwirths Herrn Spangenberg, Pachters auf Ohsen, das Wasser reicht, nur 35 Thlr., die Milchkuh nur 17—18 Thlr. Die Wolle hält noch einigermaßen den Preis. Milchferkel haben gar keinen Werth. Bei verschiedenen Privat-Viehversicherungs-Anstalten waren 8524 Stück Rindvieh versichert. Ausmästung von Groß-Schweinen und Ausfuhr nach Hamburg, Bremen und Thüringen, u. A. vom Amte Ehrenburg, dem Amte Syke (1850 1400 bis 1500 Stück), dem Amte Wölpe, und Diepholz werden stark betrieben. Die Gänsezucht mehrt sich. Die Veredelung der Haidschnucken tritt in den Hintergrund.

Ueber Uelzen nach Lüneburg sind es nur wenige Stunden. Wir können nicht unterlassen, nachdem wir Hannover, die erste Stadt des Landes Hannover, und Celle, dem Range nach die zweite, beschauet haben, auch unser Augenmerk hierauf einige Augenblicke zu richten. Lüneburg, eine Stadt dritten Ranges, ehedem durch die Nähe des Klosters Lüne, gestiftet 1172 — die jetzigen Mitglieder dürfen nur von Adel sein — und als Handelsstadt sehr berühmt, zeigt eben wie Braunschweig noch manche Alterthümer von hohem Werth. Dahin gehört namentlich das Rathhaus in Form des griechischen Holztempels also in gothischem Style fundirt (v. hiezu „Cölner-Domblatt,“ Jahrg. 1844, Nr. 113 u. 114). Man will aus demselben durch verhältnißmäßigen Neubau gar ein Pasquill auf den venetianischen Dogen-Pallast machen: mit Verachtung scheint aber der hohe, steile und ganz isolirte, im W. nahe gelegene Kalksteinfelsen, der ganz dem zu Segeberg in Holstein in der Physiognomie gleicht, auf ein derartiges Unternehmen herabzublicken. Ueberrascht wird der Fremde durch ein eigenthümlich malerisches Bild, sobald er vom Bahnhofe aus die Flußbrücke der Ilmenau betritt. Giebel an Giebel in rothen und schwarzen Backstein mit weißgrauen Mörtelfugen reihen sich fast an einander; rechts ein schönes gothisches Speicher; in gerader Richtung überragend der schlanke mächtig hohe Chor der St. Nikolai-Kirche; links am Wasser ein alter Thurm und wieder dahinter überragend die Kirche St. Johann mit hohem Thurm und Spitzhelm, jene das Kloster St. Michaelis. Im Innern hat die Stadt, die jetzt öde und todt ist, schon manche schöne Kirche eingebüßt: vier größere und eine kleine Kirche haben sich nichts destoweniger erhalten, obgleich die Stadt beinahe glaubt jetzt mit Einer Kirche fertig zu werden. Von den noch heute rings um die Stadt gehenden alten Baumalleen besetzten Festungswällen hat man ein schönes Bild auf die Umgegend. Die dreischiffige Kirche St. Nikolai, ohne abgetheilten Chor im Innern, hat ihren Thurm eingebüßt, und eine neue Umfütterung erhalten, weil die alten Backsteine Lüneburgs so sehr verwittert und ausgefallen waren. Fünf Paar freistehende Pfeiler und ein Paar, welche mit den Enden des sechsseitigen östlichen Schlusses sich verbinden, bestimmen das Mittelschiff, welches zu den höchsten Deutschlands gehört. Jede Seite dieser achtseitigen Pfeiler oder Schaffte ist ein wenig einwärts gewölbt, und je drei Stäbchen laufen an den Ecken aufwärts. Ueber den Arkaden des Mittelschiffes treten Dienste für die Hauptgewölbe vor, während die Füllmauer zurücktritt; und unter den hohen Fenstern läuft ein Umgang hier, eingefaßt mit schöner Maßwerk-Gallerie. Die Gewölbe-Gräte bilden Sterne, und die Profile der Arkaden oder Scheidebögen sind unter einander sehr abwechselnd. Die Nebenschiffe enthalten die halbe Höhe des mittleren und ziehen sich in der Art um den Chor her, daß sie hier wieder in sehr sinniger Art fünf Polygone bilden. Von den Gewölbeschaften ist unterwärts viel abgeschlagen, und häßliche neuere Emporen entstellen das Innere. Ein schöner gothischer Flügelaltar mit guten alten Bildern ist dem Untergange nahe. Hinter dem Altare findet man Schloßbeschläge von sehr schöner alter Arbeit, und in der Kirche zur Seite stehend, weil der Thurm abgerissen, die drei Glocken, von welchen die älteste sehr zierliche von 1516 herstammt. — Von bedeutsamerer Ausdehnung als die Nikolai-Kirche, nur nicht so hoch im Mittelschiff, ist die im S. gelegene zu St. Johann. Fünf Schiffe von gleicher Höhe bilden hier eine imposante Breite und schließen sämmtlich östlich mit schönen Vielecken ab. Die Schaffte der Schiffe sind rund und an vier Stellen mit Gewölbe-Diensten besetzt, deren jedes aus je drei Rundstäbchen besteht. Die Gewölbe sind einfache Kreuzgewölbe mit Gurt-, Scheide- und Diagonal-Rippen. Außer den Schalten, welche immer je fünf die Schiffe entlang laufen, tragen zwei starke Pfeiler die innere Hälfte des Glockenthurms. Dieser überragt mit 4 Spitzgiebeln und einem hohen, spitzen Helme ansehnlich. Die Thurmgiebel zieret ein buntes Muster von Mörtelputz. — Die Kirche St. Michael im NW. besteht aus 3 Schiffen von gleicher Höhe, mit ebenfalls 3 polygonen Schlußenden. Im Innern stützen 5 Paar freistehende Schaffte das einfache Kreuzgewölbe. Die bereits zopfige Kanzel aus dem sechszehnten Jahrhundert ist mit vielem Fleiß gearbeitet. Eine Unterkirche ist vorhanden, der Glockenthurm eine Zopfspitze. — St. Lamberti im S. ist durch die starken Versenkungen ohne einzustürzen bemerkenswerth. Der vierseitige massive Glockenthurm ist nach W. übergewichen. Von den 6 Paar freistehenden Schaften der 3 gleich hohen Kirchenschiffe stehen die westlichsten ebenfalls schon schräge, vielleicht von unterirdischen Quellungen herrührend. Von den Schaften sind 3 Paar achteckig, die anderen 3 Paare viereckig. Noch enthält die Kirche einen alten Schnitzaltar. — Nach O. zu befindet sich die heil. Geist-Kirche nebst Hospital,

Digitized by Google

klein, mit hölzerner Decke und im Spitzbogenstil, ein sechseckiges spitzes Dachreiter-Thürmchen. — Der interessanteste Theil des Rathhauses ist die sogenannte „alte Laube," ein Saal von hölzernem Tonnengewölbe überdeckt, die Wände bunt mit Holzwerk vertäfelt. Das Querende enthält 3 Spitzbogen-Fenster mit Maßwerk und alten Glasmalereien in Mosaik. Im Fußboden ist eine Vorrichtung zur Erwärmung mit heißer Luft, ähnlich der im Hochmeister-Schlosse zu Marienberg. Der Sessions-Saal hat Schnitzereien, namentlich sehenswerth an den Thüren, aus der Zeit von 1550—1600, auch ein schönes Eisengitter von 1576 durch Hans Ruge. Prächtig sind alte Silber-Arbeiten z. B. ein Reliquienschrein von 1444 und ein Trinkhorn von 1486. Dieses ist, für Rechnung eines Engländers eben höchst sauber von allen Seiten gezeichnet, mit zwei kleinen reichen Tabernakeln verbunden, welche auf einem Elephanten ruhen. — Unter den durch gediegene runde Weise, häufig auf den Wänden der verschiedenen Stockwerke durch runde Kränze, welche vergoldete Figuren auf farbigem Grunde enthalten, verzierten Giebel-Gebäuden zeichnet sich im Mittelpunkte der Stadt ein Speicher durch drei Stock Höhe und kolossale antike Ausdehnung aus. Ferner empfiehlt sich ein Mühlengebäude von 1656 aus Holzwerk mit hübschem gothischen Holzverband, die Backsteinlagen in den Fächern nach sogenanntem Häckelsgärtenmuster.

(Fortsetzung folgt.)

Hägringar. Reise durch Schweden, Lappland, Norwegen und Dänemark im Jahre 1850. Von Albrecht Pancritius. Königsberg. Verlag der Gebrüder Bornträger. 1852. 357 (358) Seiten. Gr. 8.

(Beschluß.)

Der sehr belehrende Abschnitt: „Kinnekullen" bietet unter Anderem biographische Nachrichten über den hochverdienten, eifrigen Beförderer des Trollhättankanal-Baues, Baltzar Bogislaus von Platen († 1829, am 6. December), und den „Bauernmaler" Pehr Hörberg († 1816, am 24. Januar); Dr. Wetterberg, der als „Onkel Adam" das Lesepublicum mit anmuthigen, auch in's Deutsche übersetzten Erzählungen beschenkt, ist nicht vergessen. — Ueber Christiania und norwegische Zustände vernehmen wir verschiedenes Neue und Beachtungswerthe, z. B. über die Studirenden. „In Norwegen", sagt der Verf., „ist man altmodischer Weise mehr darauf aus, Männer zu erziehen, während man sich in kultivirteren Ländern mehr auf die Fabrication von „Wunderkindern" legt. Durchschnittlich sind die Studenten über zwanzig Jahr alt. — Die Universität von Christiania ist ganz und gar eine Volksschöpfung. Wenn ich meine Leser nicht ausdrücklich auf Blom's vortreffliches Buch über Norwegen verwiesen hätte und wenn es mir Raum und Zeit erlaubten, würde ich es mir nicht versagen, die Geschichte ihrer Entstehung zu erzählen. — Es studiren jetzt dort etwa 600 junge Männer. Sie zeichnen sich vor den übrigen Einwohnern der Stadt höchstens durch freundliches Entgegenkommen gegen den Fremden, durch das Verstehen seiner Sprache und durch heitere Lebensfrische aus. Sie gehören in einen Verband, schaffen sich eine Bibliothek von Büchern, die aus der übrigens auch liberal genug geöffneten Bibliothek der Universität, die sich in Rücksicht der Raritäten vor ihren Schwestern vortheilhaft dadurch auszeichnet, daß sie zunächst ihr Augenmerk auf das Courirende richtet, nicht häufig genug entnommen werden können, geben eine eigne, recht tüchtige Zeitschrift heraus und — sind über manches Vorurtheil der deutschen Universitäten von vorn herein weg. Ich fragte nach Duellen. „Wie beleidigen uns nicht," sagte ein Student. „Ein Scherz in munterer Gesellschaft wird nicht übel vermerkt, eine unbedachte Aeußerung richtig gedeutet und im Nothfall entscheidet das ordentliche Gericht, auf wem die Schande des ausgesprochenen bösen Wortes hafte. Ein besonderes Gericht haben wir nicht." — Die Lehrer sind wenigstens so gestellt, daß sie von dem regelmäßigen Einkommen, in dem ziemlich theuern Christiania, leben können; Honorar wird für die Vorlesungen nicht bezahlt. — Die Museen beschränken sich hauptsächlich auf Vaterländisches, sind aber auch sonst für den Unterricht völlig ausreichend und sauber gehalten, wie instructiv geordnet. — Das neue Gebäude ist darauf eingerichtet, außer den Hörsälen auch geeignete Räume für die sonstigen akademischen Kostbarkeiten und Sammlungen darzubieten. Es liegt dem Schlosse ziemlich nahe; man konnte sich von dem Ganzen noch kein vollständiges Bild machen, da das Haupthaus noch in den Gerüsten steckte, doch sieht man jetzt schon die würdevolle Haltung des Aeußern, wie man sich von der zweckmäßigen Einrichtung des Innern einen Begriff machen kann.

Die Universität besitzt, wie viele Schulanstalten, eigenes Vermögen. Die von den einzelnen Storthing's bewilligten Summen sind nur als Aushülfe anzusehen und belaufen sich durchschnittlich auf 30,000 Speciesthaler."

Seite 258, Abschnitt: „Vistfjorddalen", ist von dem Reisen in Norwegen in folgender Weise die Rede: „Die meisten Reisenden durchschneiden Norwegen der Länge nach von Christiania nach Trondhjem (Drontheim). Man bleibt da stets auf der gut gebahnten Straße, findet auf dem Mjösensee sogar Dampfschiffe, und es giebt überall Erfrischungen und Bequemlichkeiten, wie man sie billigerweise nur verlangen kann.

Will man indessen Schöneres sehen und mehr Neues, will man auch das Volk in seiner Unberührtheit kennen lernen; so thut man wohl, sich in die abgelegenen Thäler zu vertiefen. Da freilich sind der Beschwerden und Gefahren mehr; und „Entbehren sollst du, sollst entbehren!" ist „jeder Stunde heiterer Gesang." Dafür hat man denn aber doch auch Norwegen gesehen und nicht bloß Landstraßen."

Dann wird eine Schilderung eines einzigen Thals, die Geschichte weniger Tage gegeben; sie gehört zu den vorzüglichsten Partieen der Reisebeschreibung, und läßt es bedauern, daß nicht mehr ähnliches Eigene aufgenommen ist. Das Leben in Dale bei dem Bauern Ole Torgersen, der ein Fremdenbuch angelegt, in dem Reisende verschiedener Nationen ihre Namen verzeichnet haben, die Ersteigung des Gausta, der 5993 Fuß über dem Meere und 5176 Fuß über Dale liegt, die Tour nach dem Rjukanfossen, d. h. dem rauchenden Wasserfall, und dieser selbst, sind unterhaltend und ansprechend dargestellt.

Digitized by Google

In Kopenhagen (zwölfter Abschnitt) hat der Verfasser unverdrossen Museen und Schlösser besucht, obgleich er bekennt, daß er eben nicht an übergroßer Gewissenhaftigkeit beim Besehen von Merkwürdigkeiten laborire. Das ethnographische Museum, welches früher eine Abtheilung der königlichen Kunstkammer bildete, jetzt aber durch Thomsen neu geordnet und durch die von der „Galathea" mitgebrachten Merkwürdigkeiten vermehrt, in einer Reihe von Sälen des sogenannten Prinzenpalais aufgestellt ist, und das Museum der nordischen Alterthümer, 1807 auf Nyerup's Vorschlag begründet und jetzt fast 11,000 Nummern umfassend, werden ausführlich (S. 317—324) beschrieben. (Das bei Carl B. Lorck in Leipzig 1850 erschienene: „Handbuch für Reisende nach Dänemark, Kopenhagen und seine Umgebungen", ist als vortrefflich belobt.)

„Rügen" wird im letzten Abschnitte von unserem Reisenden herzlich begrüßt: „Freundliches Land, friedliche Insel! Es erquickt mir das Herz, daß ich mit einer Erinnerung an dich mein Buch kann ausklingen lassen!" Doch machen ihm die Filzschuhe, die man anziehen muß, wenn man die schön getäfelten Zimmer des Jagdschlosses in der Granitz besehen will, etwas unmuthig. „Es stehen an den Studenthüren dergleichen Monstra von allen Größen. Ich besehe fremde Zimmer nur aus höflicher Schwäche und hasse die Filzschuhe aus ästhetischem Gefühl. Ich würde keinen Menschen in meine Wohnzimmer, sollten sie auch im Pinealis existiren, hineinlassen, wenn ich nicht darin mit ihm zu sprechen hätte. Aber in Filzschuhen müßte mir Niemand vor Augen kommen; und sie gar rattenweise vor meiner Zimmerthür zu haben — wäre mir gräulich. Ob Se. Durchlaucht stets Filzschuhe trägt, weiß ich nicht. — Ich erinnerte mich an ein Märchen von Hauff, in dem man der Zauberin Tapisseriefüsse anzieht, damit sie auf dem Spiegelglase leicht und sicher fortkommt." Geologen ist Folgendes vielleicht nicht uninteressant: „Die Insel Rügen hat früher mit dem Festlande — wol noch vor 5—600 Jahren — in Zusammenhang gestanden. In der Urzeit waren die dänischen Inseln und die vor dem Stettiner Hof ungetrennt. Die Insel Ruden zwischen Usedom und der vorspringenden Halbinsel Mönchgut ist ein Ueberrest dieser Verbindung. Auch fände man wol sonst noch Spuren; doch darf man nur diese Ufer ansehen, um die Ansicht der Geologen zu billigen. Rügen gehört, wie die dänische Insel Moen, der Kreideformation an. Bei Stettin findet sich anstehendes Gestein der tertiären Periode und bei Kammin Oolithenkalk gebirgsartig. Es fehlt meines Wissens sowohl für Pommern als wie für die Provinz Preußen eine genauere monographische Darstellung der natürlichen Verhältnisse. Für Pommern liefern die dortigen Provinzialblätter und die baltischen Studien wichtige und interessante Beiträge, die oft von dem speciell Beobachteten ausgehend, auf allgemein wichtige Ideen führen. In Rügen, welches für die Kreideformation von großer Wichtigkeit ist, fehlt es an Sammlungen, wie etwa in Preußen rücksichtlich seiner interessanten Bernstein-Braunkohlen-Formation. An einigen Oeten hat man die Arbeiter in den Kreidegruben gewöhnt, auf Versteinerungen aufmerksam zu sein. Ich habe bei Hasper in Bergen und bei Schepler in Sagard manches interessante Stück gesehen; aber von wissenschaftlicher Bestimmung und Anordnung ist nicht die Rede, und über kurz oder lang haben solche Sammlungen das Schicksal der Franckschen, die für etwa tausend Thaler nach England verkauft wurde, wenn nicht das mühsam Gesammelte später verworfen wird. Allenthalben haben Versteinerungen, Alterthümer und bei Schepler sogar Naturspiele (Feuersteine von auffallender Bildung) zusammen."

Auf dem „Guithiod", dem schönen und bequem eingerichteten Passagierschiffe, mit dem der Verf. nach Stockholm fuhr, lernte er einige dänische Edelleute, „liebenswürdige Leute übrigens", kennen; sein Vorsatz, keine politische Gespräche zu führen, wurde am dritten Tage gebrochen. Die Herren Polonius, Guildenstern und Rosenkranz äußern dabei gar wunderbare und wenig schmeichelhafte Meinungen von Deutschland. Später begegnet der Verf. den beiden letztgenannten Herren wieder in Kopenhagen bei dem dreitägigen Feste im Garten des Rosenburger Schlosses, am 30., 31. August und 1. September, dessen ganzer Ertrag für die Wittwen und Waisen der bei Idstedt gefallenen Krieger bestimmt war, und es begann abermals eine politische Conversation, an welcher zuletzt auch Herr Polonius Theil nimmt; der Krieg, deutsche und schleswig-holsteinische Zustände, Jomfru Rasmussen ꝛc. liefern den Stoff. Hier ein kleines Bruchstück:

Guildenstern. „— — — — Als man in Frankfurt den komischen Beschluß gegen die dänische Krone faßte, haben Ihre Fürsten gewußt, daß die Gefahr für sie daheim vorüber sei. Man gab den unruhigen Geistern ein Asyl; man beschäftigte die aufgeregte Masse durch einige schöne Feldmanoeuvre, bis der Rausch verflogen war. Inzwischen hatten Eure Fürsten Alles hübsch ins Gerade gelenkt, und — Schleswig ward aufgegeben. Daß Dänemark die Kosten dieses politischen Intermezzo's zahlen muß, wird es verschmerzen; wie denn sicher die Zeit kommen wird, in der sich Schleswig freut, einem gesunden Staatskörper anzugehören und nicht einem unorganischen Gebäude, wie es das deutsche Reich ist."

(Der Reisende.) „Dänemark besteht nur durch die wechselseitige Eifersucht der Großmächte."

Rosenkranz. „Lieber Herr, das sind deutsche Redensarten, und wir haben das schon auf dem Guithiod abgehandelt; hier gilt's unser Schleswig. Wir haben es mit schweren Opfern und mit unserm besten Blute wieder errungen, ich kann sagen, wieder befreit. Was hat denn Deutschland, was hat denn die deutsche Nation, wie Sie es nennen, für das viel besungene und viel besprochene Herzblut gethan; als es darauf ankam, die reichen Geldkisten zu öffnen, als von allen Seiten tausende von wohlversorgten Kriegern — nicht Abenteurer, die nach dem Tagesbefehl zogen — hätten zusammenströmen sollen, da war die Begeisterung schnell zu Ende. Man packte ein, gab einen Bettelpfennig und — blieb zu Hause, wo inzwischen Zucht und Ordnung wieder eingeführt waren."

Das typographisch recht gut ausgestattete Buch ist leider nicht sorgfältig corrigirt. Der Verf. hat jedoch einige Druckfehler berichtigt und ausdrücklich erklärt, daß seine unleserliche Handschrift sie veranlaßt habe und die Schuld nicht seinen gefälligen Freunden, denen er die Correctur übertragen, beizumessen sei. H.

Digitized by Google

Atlas zu Alex. v. Humboldt's Kosmos in 42 colorirten Tafeln mit erläuterndem Text. Herausgegeben von Traugott Beomme. Zweite Lieferung enthält Tafel 7—12 sammt Text (S. 13—24). Stuttgart. Verlag von Krais & Hoffmann.

Es gereicht uns zur besondern Freude, daß die erste literarische Anzeige, die wir in dem soeben begonnenen Jahre für diese Zeitschrift abzufassen haben, die Fortsetzung eines wissenschaftlichen Unternehmens zum Gegenstande hat, auf dessen Werth und Wichtigkeit wir zuerst mit die Aufmerksamkeit des Publicums zu lenken in den Stand gesetzt waren (vgl. Nr. 92 der „Litter. u. Krit. Blätter" von 1851) und das sich jetzt bereits schon viele Freunde erworben. Uns auf früher Bemerktes beziehend, wird es genügen, hier eine genaue Darlegung Dessen zu geben, was auf den sechs Tafeln, die in sauberer Ausführung den vorhergehenden 6 ganz gleich sind, zur Anschauung gebracht wird. Tafel 7. Die Gebirgsketten der Erde. — Kamm- und Gipfelhöhen der Haupt-Gebirgsketten des Erdball's, von A. v. Humboldt. — Die mittleren Höhen der Continente, nach A. K. Johnston. — Die Haupterhebungs-Systeme in Frankreich und den Nachbarländern, nach Elie de Beaumont. — Richtung der verschiedenen Erhebungs-Systeme, nach Demselben. — Bezeichnung der Erhebungs-Systeme des Nebenkärtchens. Tafel 8. Idealer Durchschnitt der Erdrinde, nach dem heutigen Standpunkte der Geognosie, meist nach Nöggerath. v. Humboldt. Burkart, Webster und Cotta bearbeitet. — Die Erhebungs-Systeme nach Elie de Beaumont: 1. Erhebungs-System des Hundsrücks. — 2. System der Vogesen. — 3. System des nördlichen Englands. — 4. System des Hennegau's. — 5. System des Rheins. — 6. System des Thüringerwaldes. — 7. System der Côte d'Or. — 8. System des Mont-Viso. — 9. System der Pyrenäen. — 10. System der westlichen Alpen. — Linear-Darstellung der Hebungszeiträume einiger europäischer Gebirge, von B. Cotta. — Idealer Querschnitt des Erzgebirges — des Harzes — des Riesengebirges — und Thüringer Waldes, nach Bernhard Cotta. Tafel 9. Geologische Erdkarte, nach Ami Boué und K. Johnston bearbeitet. — Die bedeutendsten Höhen der Erde nach ihrer Beckenlage und ihren geologischen Verhältnissen. Tafel 10. Europa in geologischer Beziehung. — Durchschnitt von Europa von West nach Ost. — Maaßverhältniß der Höhe 1: 150,000. Tafel 11. Deutschland, Schweiz und Theile der angränzenden Länder in geologischer Beziehung. — Angabe der bedeutendsten Berge. Tafel 12. Die vulcanischen Erscheinungen der Erdoberfläche; Erdbeben, Reihenvulkane und vulkanische Centralgruppen. — Vulkan-Distrikt von Unter-Italien. — Die Vulkan-Reihe der Sunda-Inseln. — Island und dessen Vulkane. Die Tafeln sind alle von T. Beomme entworfen; Nr. 7 und 9 ausgeführt von E. Winckelmann, die übrigen von F. Multé. — Jede dieser Tafeln gewährt eigenthümliches Interesse; uns ist besonders die letzte als ungemein belehrend und gelungen erschienen.

Den Text anlangend, so bringt die zweite Lieferung die Fortsetzung des in der ersten begonnenen Abschnitts: Der Weltraum und die Sternenwelt, und ferner: Unser Sonnensystem. (Also Taf. 2.) Tabellarische Uebersicht der Größe, Entfernung, Anziehung, Beleuchtung, Revolution ꝛc. der Planeten, soweit sie bisher bestimmt werden konnte. Nach Litterow, Lamont u. A. Bahn-Elemente der Planeten unseres Sonnensystems. Nach Litterow, Lamont u. A.

Auf dem Umschlage ist bemerkt, daß mit einer der nächsten Lieferungen den Subscribenten für Tafel 6 der 1. Lfrg. (Höhen der Erde) ein neu gestochenes Blatt gratis nachgeliefert werden soll. „Wir verdanken", heißt es, „die damit gegebenen Verbesserungen den gütigen Mittheilungen des Hrn. Alex. v. Humboldt, dessen Winke bis in's Einzelnste zu befolgen uns eine angenehme Pflicht ist." Hoffmann.

Miscellen.

Flüche und deren Bestrafung im 16. Jahrhundert in Aarau. Zu Aarau schalt Rudolf Pfister die Frau Bernhard Brunner's, des Hufners, eine Diebin. Darüber ergrimmte dieser so sehr, daß er den Beleidiger Nachts mit großem Geschrei aus seiner Wohnung herausforderte, und in der Wuth die Ausdrücke brauchte: Gotts fünf Element! Gotts fünf Wunden! Gotts fünf Leiden! Gotts fünf Himmel! Gotts Sacrament! Gotts Tauf! Gotts Krankheit und Ohnmacht! — Man nahm dies für Gotteslästerung auf, Zeugen überführten ihn des Unfugs, Räthe und Bürger urtheilten, er habe Leib und Leben verwirkt, in Ansehung seiner Jugend aber und vorangegangener Aufreizung wegen, sei er zu begnadigen. Man verpflichtete ihn, daß er hinfort kein Gewehr tragen, nur zu Hause trinken, und „keine eheliche Gesellschaft" besuchen sollte, bis ihm die Obrigkeit die Erlaubniß gäbe; auch durfte er Nachts nicht ausgehen, wurde er eine Stunde lang an's Halseisen gestellt, und am nächsten Sonntage in die Kirche geführt, wo die ganze Gemeinde für ihn zu beten eingeladen ward. Eine solche Scene giebt einen Begriff von der Gerechtigkeitspflege der damaligen Zeit. (Rathsprotocoll am Samstag nach Martini, 18. Nov. 1542.) (Aus: „Der Kanton Aargau. Von Franz Xaver Bronner. 2. Bd. St. Gallen u. Bern. 1844.") H.

Mein Principium ist, nie zu sagen: diese Regierung ist gut oder schlecht, aber wohl: diese Regierung ist an ihrer rechten Stelle an dem Ort, wo sie ist. Alle schlechten Regierungen sind es geworden nicht durch Verkehrtheit der ersten Einrichtung, sondern durch Ausartung der Gesetzgebung. (J. v. Müller.)

Es können sich die sieben Hügel noch mehr erniedrigen, St. Peters wunderbarer Bau mag einst in Trümmer fallen, der große Obelisk in Staub und Trümmer brechen; Rom, so lang Rom ist, wird wollen herrschen, und was man ohne Unterlaß will, das geschieht. (J. v. Müller.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 4. Mittwoch, den 14. Januar. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Ich habe den Frühling. Von H. Zeise.....Seite 25
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.)..... „ 25
Hannover in architektonischer Hinsicht mit vergleichenden Anmerkungen nach Quellen von O. Delitz. (Fortsetzung.)..... „ 27
Literatur:
Spinoza's Staatslehre. Zum ersten Male dargestellt. Von J. E. Hoen ..... „ 29
Sagenbuch der Bayerischen Lande. Herausgegb. v. A. Schöppner. „ 31
Miscellen ..... „ 32

Ich habe den Frühling.

Ich habe den Frühling des Lebens verträumt,
Vorbei ist Alles, vorbei,
Und nimmer von duftigen Rosen umsäumt,
Kehrt wieder der wonnige Mai.
Als mir im Lenze die Nachtigall sang,
Hab' ich ihrem Lied nicht gelauscht,
Ich habe geträumt zu lang, ach zu lang,
Und des Frühlings Lust ist verrauscht.

Wie standen auf üppigem Wiesengrund
Die Blumen so herrlich und schön,
Wie schmetterte fröhlich der Sänger Mund, —
Im rauschenden Wald welch' Getön!
Welch' Leben und Jauchzen auf jeglichem Baum,
Wie schwatzte der hüpfende Quell,
Und Abends stand an des Waldes Saum
Der Mond so leuchtend und hell.

Jetzt sind die Fluren und Wälder entlaubt,
Ihr Leichentuch bildet der Schnee,
Die säuselnde Weide senket das Haupt
Auf den eisumpanzerten See.
Und nur die Tanne flüstert im Wald
Unheimliche Lieder mir zu,
Du bleicher Träumer, ich schenke dir bald
Des Herzens ewige Ruh'.

H. Zeise.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Es kann wahrlich nichts Bestimmteres und der Sache nach der Theilnahme würdigeres geben, als diese Details; aber die Geschichte kann sich nicht, gleich dem Roman, mit Interesse und Foemen begnügen, sie verlangt auch steiete Wahrheit. Die Wahrheit aber ist, daß auch nicht Eine dieser Inschriften von den Girondisten herrührt, weil dieselben nie in dem Karmeliteregefängnisse eingesperrt gewesen sind.

Um unsern Ausspruch zu beweisen, wollen wir uns nicht darauf berufen, daß das fragliche Gemach nicht Raum für mehr als fünf bis sechs Betten hatte; daß sich der Name keines Girondisten auf dessen Wänden befindet; daß nichts auf der Welt weniger geeignet wäre, diese oder jene Inschrift Vergniaud oder Fauchet zuzuschreiben, und daß neun Zehntheile dieser Inschriften augenscheinlich von einer und derselben Hand herrühren: nein, wir wollen darthun, daß die Girondisten nie in dem Karmelitergefängnisse eingeschlossen gewesen sind, indem wir nach authentischen Documenten ihrem Gange zu den Gefängnissen von Paris, von dem Augenblick ihrer Verhaftung, bis zu ihrem Tode, folgen.

Wir stellen also, nach der gewissenhaftesten Untersuchung der im Jahr 1793 über die Gefangenen in den Pariser Ge-

Digitized by Google

fängnissen geführten Register, der durch den Herrn Lamartine consecrirten Legende ein pünktliches Tableau über den Aufenthalt der Girondisten in den Gefängnissen entgegen.

Brissot, zu Moulins verhaftet, ist am 23. Juni in der Abtey gefangen gesetzt, und am 6. October, laut eines Urtheilspruches, nach der Conciergerie gebracht worden.

Vergniaud, in Paris verhaftet, wurde am 26. Juli im Luxemburg gefangen gesetzt, am 31. desselben Monats nach Grande-Force, und endlich am 6., laut einem Urtheil vom 4., nach der Conciergerie gebracht.

Gensonne, in Paris verhaftet, wurde am 26. Juli im Luxemburg gefangen gesetzt, am 31. ej. nach der Abtei, und laut Urtheil vom 4. am 6. October nach der Conciergerie gebracht.

Lauze-Duperret, in Paris verhaftet, wurde am 14. Juli in der Abtey gefangen gesetzt, und am 6. October, laut Urtheil vom 4., nach der Conciergerie gebracht.

Carra, in Paris verhaftet, wurde am 2. August in der Abtey gefangen gesetzt, und am 6. October, laut Urtheil vom 4., nach der Conciergerie gebracht.

Gardien, in Paris verhaftet, wurde am 26. Juli im Luxemburg gefangen gesetzt, am 31. nach der Abtey, und endlich am 6. October, laut Urtheil vom 4. nach der Conciergerie gebracht.

Dufriche-Valaze, in Paris verhaftet, wurde am 26. Juli im Luxemburg gefangen gesetzt, am 31. nach Grande-Force, und endlich am 6. October, laut Urtheil vom 4., nach der Conciergerie gebracht.

Duprat, in Paris verhaftet, wurde am 30. Juli im Luxemburg gefangen gesetzt, und am 6. October, laut Urtheil vom 4., nach der Conciergerie gebracht.

Brulart-Sillery, in Paris verhaftet, wurde am 3. August in der Abtey gefangen gesetzt, und am 17. von dort nach dem Luxemburg gebracht. Da er am 6. October erkrankt war, so wurde er nicht nach der Conciergerie versetzt. Während der Dauer des Prozesses wurde er aus dem Luxemburg nach dem Revolutionstribunal abgeholt, auch ist er direct von dort nach dem Schaffott geführt worden, wie der Huissier, der ihn dem Nachrichter überantwortet, es an dem Rande des Gefangenregisters bemerkt hat.

Fauchet, in Paris verhaftet, wurde am 14. Juli in der Abtey gefangen gesetzt, und am 5. October, laut Urtheil vom 4., nach der Conciergerie gebracht.

Ducos, in Paris verhaftet, wurde am 6. October, laut Urtheil vom 4. und auf einem von der Mairie ausgestellten Haftsbefehl, directe in der Conciergerie gefangen gesetzt.

Lasource, in Paris verhaftet, wurde am 19. August im Luxemburg gefangen gesetzt. Er blieb eben so wie Sillery und aus derselben Ursache im Luxemburg, von wo er direct zum Schaffott abgeführt worden ist, wie es eine am Rande des Gefangenregisters geschriebene Erklärung des Huissiers bezeugt, der dem Gefangenwärter die Auslieferung seiner Person bescheinigte.

Lesterpt-Beauvais, in Paris verhaftet, wurde am 12. October in der Abtey gefangen gesetzt, und am 22., laut Urtheil vom 4., nach der Conciergerie gebracht.

Duchatel, am 4. October in Bordeaux verhaftet, wurde nach Paris transportirt, und am 16. November, laut Urtheil vom 4. October, nach der Conciergerie gebracht.

Mainvielle, in Paris verhaftet, wurde am 30. Juli im Luxemburg gefangen gesetzt, und am 6. October, laut Urtheil vom 4., nach der Conciergerie gebracht.

Lacaze, in Paris verhaftet, wurde am 6. October, laut Urtheil vom 4. und einem von der Mairie ausgestellten Haftsbefehl, directe in der Conciergerie gefangen gesetzt.

Lehardy, in Paris verhaftet, wurde am 26. Juli im Luxemburg gefangen gesetzt, und am 6. October, auf Urtheil vom 4. nach der Conciergerie gebracht.

Boileau, in Paris verhaftet, wurde am 6. October, laut Urtheil vom 4. und auf einen von der Mairie ausgestellten Verhaftsbefehl, directe in der Conciergerie gefangen gesetzt.

Antiboul, in Paris verhaftet, wurde am 30. September in Grande-Force gefangen gesetzt, und am 8. October, laut Urtheil vom 4., nach der Conciergerie gebracht.

Vigne, in Paris verhaftet, wurde am 6. October, laut Urtheil vom 4. und auf einen von der Mairie ausgestellten Verhaftsbefehl, directe in der Conciergerie gefangen gesetzt.

Man sieht aus diesen Thatsachen und Daten, die getreu aus den Gefangenlisten und Büchern, welche die Verhaftungsbefehle enthalten, gezogen sind, daß die Girondisten nur in den vier Gefängnissen des Luxemburg, der Abtey, der Grande-Force und der Conciergerie eingeschlossen gewesen sind. Nirgends ist von einer Versetzung der Gefangenen nach dem Karmelitergefängnisse die Rede, und das Gefangenbuch dieses Gefängnisses selber ist stumm in Bezug auf sie.

Die Inschriften des Dachstübchens in der Straße Vaugirard müssen also ihren wahren Verfassern wieder überwiesen werden, und ihre Mehrzahl gehört dem Bürger Destournelle, der nach dem 9. Thermidor seine Freiheit wieder erlangte, an, auch sind sie überdem von ihm unterschrieben.

Die Legende vom letzten Bankett der Girondisten.

Die Legende in Betreff dessen, was man das letzte Bankett der Girondisten genannt hat, hat mit Bezug auf die Geschichte noch viel ernstere Consequenzen, als die Legende über die Inschriften des Karmelitergefängnisses.

Unstreitig ist es für die moralische Verantwortlichkeit eines Geschichtschreibers schon etwas Bedeutendes, den Girondisten im Allgemeinen, und Fauchet und Vergniaud insbesondere die exaltirten oder mystischen Herzensergießungen zugeschrieben zu haben, die sich an den Wänden eines Gefängnisses verzeichnet finden, in welchem, wie man gewiß weiß, nie ein Girondist eingesperrt war; aber ganz willkührlich ein großes und feierliches Bankett ersonnen haben, in welchem man mit affectirter Präcision die Girondisten auftreten, sie Reden halten läßt, die sie nicht gehalten haben, und ihnen Gefühle beimißt, die sie nicht besaßen, das heißt doch mindestens das Publikum sehr unüberlegt über die Charactere einer großen politischen Partei irre geführt haben, welcher die Geschichte so wie aller Welt nur die unparteiische Wahrheit schuldet.

Hier übrigens der erste Ursprung und die späteren Entwickelungen dieser Fabel.

Herr Thiers ist der erste gewesen, der von einem feierlichen Bankett gesprochen hat, welches die Girondisten nach ihrer Verurtheilung veranstaltet, und von den Reden, die sie bei dieser Gelegenheit gehalten haben sollen. Er sagt in seiner Geschichte der französischen Revolution: —

„Die Girondisten hielten gemeinschaftlich ein letztes Mahl, bei welchem sie wechselsweise fröhlich, ernst, beredt waren. Brissot

Digitized by Google

und Gensonne waren ernst und nachdenkend, Vergniaud sprach mit dem edelsten Bedauern über die verscheidende Freiheit, und mit einer hinreißenden Beredtsamkeit über das menschliche Geschick. Ducos sagte Verse her, die er im Gefängniß gedichtet hatte, und Alle sangen Hymnen auf Frankreich und die Freiheit."

Da haben wir also eine präcise und umständliche Beschreibung: die Girondisten sprechen, discutiren, gerathen in Extase, und der Leser wird genau mit der Natur der Gefühle der Bedeutendsten unter ihnen bekannt gemacht. Leider entgeht der Geschichtschreiber jeder Controlle, indem er es vermieden hat, die Quellen anzugeben, aus welchen er diese Details geschöpft.

Herr Charles Nodier, ein Mann von Einbildungskraft und Geist, dem die poetischen Daten von Girondisten, welche kurz vor ihrem Tode mit Beredtsamkeit discutirten, schon ansprechen mußten, bemächtigte sich der Scene des Herrn Thiers, und legte sie einem philosophischen Dialoge in der Weise Plato's, unter dem Titel: das letzte Bankett der Girondisten, zum Grunde. Damit der Leser sehen sollte, daß unter der imaginairen Erzählung eine Thatsache verborgen sey, gab Herr Charles Nodier seinem Buche die entsprechende Stelle des Herrn Thiers zum Motto, und indem er es über sich nahm, die Gefühle zu entwickeln, mit deren Andeutung sich Herr Thiers begnügt hatte, ließ er die Girondisten in folgender Weise reden:

„Was sollte uns länger abhalten," rief Mainvielle endlich aus, „uns zu einem köstlichen Mahl zu setzen, ein Mahl, der üppigen Soiree'n Herault-Sechelles, Tuinettes und Danton's, mit der braunen Gabriele und der lustigen Jüpeina, würdig wie je einst! — Ich erkenne darin die Sorgsamkeit Bailleuls, setzte Ducos hinzu, und gestehe, daß er mit der Anordnung des Festes ganz gewissenhaft verfahren ist. Er allein fehlt an der Zahl unserer gewöhnlichen Gäste, und es ist dies das erste Mal, wo unsre Freundschaft sich über seine Abwesenheit trösten kann. Wir wollen ihm unsern Dank mit dem Glase in der Hand darbringen!"

„Dabei steht er sich besser," entgegnete Mainvielle, und lachte, „als bei dem Beuderkusse in Samson's Korbe.

„„Die Sitzung ist eröffnet,"" sagte Vergniaud. „Ich lade Euch zu dem feinen Mahl der alten Christen ein. Wir wollen die Tiger, die uns erwarten, bis morgen brüllen lassen.""

Die erste Angabe über das Bankett der Girondisten, wie sie von Thiers ausgegangen war, hat sich, wie man sieht, sehr erweitert. Erstens hat die einfache Erzählung die Form eines Dialogs angenommen, und wie sehen zweitens einen Herrn Bailleul auftauchen, der das Festmahl angeordnet haben soll.

Wer war dieser Bailleul und wo war er? Warum fehlte er bei einem Bankette, das er veranstaltet hatte? — In der Beschreibung des Bankettes sagt Charles Nodier dies nicht, aber er sagt es anderer Orten, und in folgender Weise:

„Bailleul, Advokat und Deputirter der Nieder-Seine, zählte damals 31 Jahr. Er hatte, nach seiner Verhaftung zu Provins, die Gefangenschaft der Girondisten getheilt, eine Auszeichnung, die sein energisches und lautres Benehmen im Nationalconvent schon verdiente. Man begnügte sich jedoch damit, ihn den 73 beizugeben, deren hartes Geschick er bis zu ihrer feierlichen und begütigenden Zurückberufung in die Versammlung theilen mußte.

„Nach der Tradition der älteren Freunde der Girondisten, hatten diese unter einander die Verabredung getroffen, daß die Freigesprochenen den Verurtheilten ein Todtenmahl veranstalten sollten, und Bailleul, der allein dem Tode entrann, soll seiner Verpflichtung eingedenk gewesen sein.

„Ich konnte nicht umhin, einer Anecdote zu erwähnen, die ihm so sehr zur Ehre gereicht, und die er, wenn sie unbegründet seyn sollte, wiederrufen kann. Herr Bailleul ist noch am Leben.

Es fehlet nun nichts mehr an den wesentlichen Bestandtheilen einer Legende. Zuvörderst haben wir erfahren, daß die Girondisten sich zu einem letzten und feierlichen Mahl gesetzt haben; daenach haben wir die verschiedentlich erhobenen Materien kennen gelernt, welche sie in wohlgesetzten Reden behandelten, und deren Verfasser namhaft gemacht sind; endlich macht Charles Nodier, um ein Vergessen von Thiers wieder gut zu machen und seiner Erzählung eine Garantie von Verläßlichkeit zu geben, uns noch mit dem Ursprung, der Ursache und den Anordner des Bankettes bekannt.

Es ist Bailleul, einer der 73 Deputirten, die nach der Revolution vom 31. Mai verbannt worden waren, Anfangs ein Gefangener, wie die Girondisten, hernach dem Gefängnisse und dem Tode entronnen, der dies merkwürdige Festmahl seinen verurtheilten Freunden zum Besten gegeben. Bailleul, dessen Zeugniß man angerufen hat, und der jene Zeilen gelesen haben muß, ist verstorben, ohne seine gloreiche Theilnahme an diesem denkwürdigen Ereignisse in Abrede gestellt zu haben, das Gewissen des Publikums hat sich sonach hinsichtlich des Vorwurfs der Leichtgläubigkeit schon beruhigen können.

(Fortsetzung folgt.)

Hannover in architektonischer Hinsicht

mit vergleichenden Anmerkungen nach Quellen von O. Belitz.

(Fortsetzung.)

Die berühmten, nicht minder durch Kunstwerth als durch geschichtliches Interesse notabeln Altartafeln aus der Michaelis-Kirche in Lüneburg sind in den zeitweiligen Besitz des Museums oder Künstlervereins zu Hannover durch die Klosterkammer des Königreichs gekommen. Sie dienten gleichsam als Flügel des Altarschreines, in welchem die nicht weniger berühmte sogenannte „güldene Tafel," die Kaiser Otto II., Pallida mors Saracenorum, nach einer großen gewonnenen Saracenenschlacht dem Benedictinerkloster St. Michaelis vermacht haben soll, aufbewahret wurde. Die goldene Tafel war ein aus arabischem Goldblech getriebenes Relief von 9' Länge und 4' Höhe und stellte das in der Mitte einen segnenden Christus, sitzend auf einem Regenbogen, zur rechten und zur linken Seite die 12 Apostel; um dieses Mittelbild liefen kleinere Darstellungen aus der Geschichte Christi, die Erscheinung der Engel bei den Hirten, die Verkündigung Mariä, die Heimsuchung, die Geburt Jesu, die Flucht nach Aegypten, die Erscheinung des Engels dem Joseph im Traume, die 6 steinernen Wasserkrüge zu Cana in Galiläa, die Hochzeit zu Cana, die Taufe des Erlösers, der Heiland und die Samariterin, der Ausgang des Messias aus einer Stadt da ihm viel Volk folgt, und die Bergpredigt. Alles in einem schwer reich getriebenen und ciselirten goldnen Rahmen,

Digitized by Google

eingefaßt von einer hölzernen stark vergoldeten mit den edelsten Steinen und Perlen dicht besetzten Leiste. Rings als Einfassung des Ganzen 16 vergoldete, ungefähr 1' tiefe Fächer mit den werthvollsten Reliquarien und den seltensten Reliquien, sowie mit Brillanten und geschnittenen Steinen bedeckte Evangeliarien, ihrer 47, aus Gold, Silber und Elfenbein mit den werthvollsten Steinen und Gemmen. Dieses Ebengenannte (darunter ein Brillant und ein Rubin von der Größe einer Wallnuß, ein Saphir von Daumengröße und ein Onyx von Handgröße) nahmen den Raum ein, den die erwähnten, im Hannover'schen Künstler-Vereins-Lokale befindlichen, mit reichem gothischen, stark vergoldeten Schnitzwerk versehenen Altarflügel bedeckten. In den geöffneten Flügeln sah man eine goldene Fläche von 24' Länge, übersäet mit Edelsteinen und Perlen; auf der Rückseite aber jeder Tafel sah man 9 Bilder, welche Darstellungen aus dem Leben Christi und Maria geben, in fromm ascetischem, naivem Sinne der christlichen Maler der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Als letzter Verschluß dienten zwei andere Flügel, deren innere Seite ebenfalls 18 Darstellungen aus dem Leben Christi und der Maria aus vielleicht etwas späterer Zeit enthalten, deren äußere Seiten jedoch mit einer Anbetung der Schlange und einer Kreuzigung Christi wohl aus der älteren Zeit bemalt sind. Noch lange über die Reformation hinaus ward der Altar an großen Feiertagen den Lutheranern in Lüneburg gezeigt. Da raubte sie 1698, 8—9. November unter August Grote's Kloster-Direktorate Nickel List, dem Juden und ein Schiffsknecht Schwanke die Nachricht von dem Schatze hinterbracht hatten. Da täglich 10 Uhr damals wegen Hinscheidens des Churfürsten Ernst August eine Stunde in allen Kirchen geläutet wurde, so konnte Nickel sich leicht einen Nachschlüssel bereiten und probiren. Ein Theil Goldblech und 34 Edelsteine und 2 Perlen widerstanden seinen Händen, ebenso 21 Reliquienbehälter, welche nach Aufhebung der Ritterakademie in den Reliquienschatz der Schloßkapelle nach Hannover gebracht wurden. —

Der Museums-Verein zu Hannover, der bis jetzt etwa 90 Bilder von Wateelau, Canaletto, Zisenis, Morgenstern, W. Schirmer, M. Müller, Gräfle, Busse, Kaufmann, von der Heide, Oppenheim, Reichmann, Waldmüller, Volz, Petzel, Bouterweck u. a. gemalt, besitzt, hofft mit der Zeit ein eignes Gebäude und Corporationsrechte zu erhalten. —

Bei unserer diesmaligen Tour durch das Lüneburgische hatten wir Gelegenheit das Gedeihen der Obstbaum- und Waldbaumzucht näher kennen zu lernen. Jenes findet in dem ungünstigen Boden erhebliche Schwierigkeiten, nichts destoweniger ist Sinn dafür rege, besonders da wo man parcellirt, verkoppelt, Gemeinheits-Theilung vorgenommen hat. An Forstgrund besitzt die Landdrostei 644,444$\frac{8}{10}$ Morgen Fläche, zu 122,987$\frac{3}{10}$ Thlr. Conv.-Münze Steuer-Capital in der Grund-Steuer. Daraus wurden 1850 171,218 zweispännige verbraucht, während der Torf-Consum sich auf 141,552 zweispännige Fuder verlief. Das vom landwirthschaftlichen Provinzialverein seit dem ersten Juli 1849 herausgegebene Sonntags-Wochenblatt bemerkt, daß vom Ministerium für das Rechnungsjahr 1850 u. 1851, wie gewöhnlich, eine Beihülfe von 1500 Thlr. bewilligt sei, davon 300 Thlr. zu Ent- und Bewässerung namentlich der Wiesen, 600 Thlr. zu Einführung geregelter Fruchtfolge genommen seien.

Wir versetzen den Leser im Fluge nach Osnabrück um auch hier in dieser zur Zeit so sehr durch Jesuiten unterwühlten Stadt, einige aperçus zu machen. Der erste, so wie auch späterhin der allgemeine Eindruck, welchen Osnabrück auf mich gemacht hat, war recht wohlthuender Art. Die Stadt mit ihren nächsten Umgebungen bildet noch ein naturwüchsiges, durch allerhand Zufälligkeiten bestimmtes Ganzes! Eine Verschönerungs-Commission hat hier mit ihrer Gartenschaur noch nicht Gesetz und Regel vorgeschrieben, die städtische Baupolizei noch mancherlei Unebenheiten gründlich bestehen lassen; die Bürgerschaft noch nicht alle Spuren des Alters mittelst der Tünche-Quaste hinweggeschminkt von ihren Häusern. Ganz besonders haben mir einige Reihen von Holzhäusern wohlgethan, als welche sonst in unseren Städten bekanntlich nicht mehr das Bürgerrecht genießen. Bei Weitem die meisten stammen aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und sind dieselben nach einem großen Brande entstanden, der 1613 einen Theil der Stadt verwüstete. Zweifelsohne waren ihre Vorgänger in künstlerischer Beziehung noch viel werthvoller; indeß zeigen auch sie doch immer noch Reflexe mittelalterlicher Kunstschönheit. Man sieht, daß die großen Traditionen der Bauhütten und der mit denselben verwandten Gewerke aller „Renaissance" zum Trotz im Volksleben noch lange nach dem Untergange der germanischen Kunst sich lebendig zu erhalten gewußt haben. Vor dem „Steinmetzengrund" hat sich die Holz-Gothik fast überall flüchten müssen, nur auf Dörfern und einzelnen Bauerhöfen, so viel in Tyrol und im Schwarzwalde hat sich dieselbe spärlich tradirt. Nur in den an der Fronte im Havellande und im Cellischen reichlich angebrachten in die Riegel mit Fleiß eingehauenen Bibelsprüchen hat sich die christliche Holz-Gothik aus alter Zeit her gerettet. In Osnabrück findet sich daneben mancher Schmuck als Standbilder: Adam und Eva, Christus mit der Weltkugel, der gute Hirte ꝛc. Durch die Araber ist diese Spruch-Ornamentik unzweifelhaft zuerst in Schwung gekommen und sie fanden sie vielleicht bei den Byzantinern. Zu solchen Sprüchen, z. Th. latein, gehören hier folgende:

Ick hebbe dy ein klein Ogenblick verlathen, aberst
mit groter Barmhertichkeit wil ick dy sammelen;
Ach Godt helf mich erwerben ein erlich Leben und
selich Sterben, 1625 — Jan Drop. Anna Klovehoven;

Deo dante quid invidia: Deo nondante quid labor;
Vivere da nobis et bene Cheiste mori.

In den neuen Gebäuden Osnabrück's walten romanische Anklänge überall vor, was schon in dem Umstande eine zureichende Erklärung findet, daß die principienmäßige Gothik nur dann mit Erfolg zu handhaben ist, wenn man ihrer ganz und gar Meister ist. Nur die oberen Theile fallen fast ohne Ausnahme aus der Rolle. Sobald man den Giebel davon giebt, macht das Gesimse seine Rechte geltend; ein solches aber wird überaus jämmerlich, wenn man es von zu Stein angestrichenem Bretterwerke herstellte oder überaus kostspielig und zugleich unzweckmäßig, wenn man es in Hausteln ausführt. Man kehre daher doch lieber zur romanischen Zinnenkrönung zurück, wenn man vor den Giebeln eine gar zu große Scheu hat! Die Monotonie der graden Straßenlinien würde dadurch noch zugleich in etwas gemildert. Von den alten Privatbauten Osnabrück's ist noch eine ganz eigenthümliche Gattung die s. g. Steinwerke zu erwähnen. Die noch vorhandenen sind Hintergebäude mit festungsmäßig colossalen bis zu 9' dicken Mauern.

Digitized by Google

Mächtige Spitzbogen-Gewölbe überdachten die beiden Geschosse; die zum obern Geschosse führende enge Treppe liegt in der Mauerdicke; eine starke eiserne Thür dient als Abschluß. Zweifelsohne hatten diese „Steinwerke" den Zweck gegen Feuersgefahr sowohl als gegen feindliche Vergewaltigung augenblicklichen Schutz zu gewähren. Die Wälle und Thürme sind großentheils geschleift. Ein überaus malerischer Rest des alten Osnabrück's ist „das Hasenthor." Das äußere Thor hat schon den viereckigten Pfeilern mit angehängtem gußeisernem Gitterwerke weichen müssen; aber drüben, noch melancholischer als ein paar uralte Bäume, kauert dem Gertrudenberge gegenüber eine schöne edle Kapelle, in Verödung der Tage gedenkend, wo ihre Wände Lobgesänge widerhallten und weithin in die merkwürdigen Felsenmonumente der Umgegend (i. q. in der Ebene bei Salisbury in England die weltberühmten Ringe von Stonehenge, wonder of ages, still sitting in her glory) der Gläubigen Gebetstimmen erschallen ließen.

Seltsam sind die Hochzeitsgebräuche in hiesiger Gegend, und nur um Rethem an der Aller findet man Aehnliches. Braut und Bräutigam kommen getrennt auf vier- oder sechsspännigen Wagen mit großem Gepränge und umgeben von den reichlich mit Bändern, Flittergold und Myrthen geschmückten Traubführern und Traubführerinnen, zur Kirche; *) getrennt verlassen sie dieselbe, um auf dem Kirchhofe die Gratulationen anzunehmen. Dann fahren sie getrennt dem Festlokale zu, die Braut mit Reitern umgeben. Eine Viertelstunde vor demselben beginnt unter den letzteren ein Wettrennen: wessen Pferd zuerst mit seiner Schnauze den Herd auf der Diele küßt, bekommt einen Besen, mit Bändern geputzt und mit 8 Gutegroschen behangen. Dem kommenden Paare bringen die resp. Mütter Wein und Brod entgegen auf den Hof, wo Braut und Bräutigam das Brod mit Salz bestreuen und essen. Die Braut fährt mit dem ganzen Wagen auf die Diele und verlangt, ihr Mann solle ihr vom Wagen helfen. Man bringt ihr den schäbigsten ältesten Lump, der zu finden ist. Dann tritt die Brautjungfer vor und erklärt in gereimter althergebrachter Rede die Eigenschaften des gesuchten Ehegatten. Nachdem die Braut noch einige Male eben so gemacht, erscheint erst der Bräutigam und setzt die Leiter an den Wagen. Des Abends tanzt die Braut mit sämmtlichen Verwandten, mit Jedem zwei Tänze, wobei es oft Händel um den Vortanz giebt. Der Vater tanzt zuerst mit ihr, sonst der Vormund. — Die Sitte am Silberhochzeitstage ist eben so komisch, daß die Gäste sich wetteifernd bemühen, der Braut das Strumpfband zu lösen. Dem Glücklichen, der es davonträgt, ist es ein günstiges Omen unter Heleuth.

Die ganze hiesige Gegend ist meist wohlhabend und werden diese günstigen Verhältnisse sicher durch die nächstens fertige Eisenbahn auf's Vortrefflichste ausgebeutet werden. Nächstdem erfüllt im ganzen Königreich Hannover unbedingt die Landdrostei Stade, vom Meere im Nordwesten bespült, von zwei Hauptströmen begrenzt und von mehren schiffbaren Nebenflüssen derselben und verschiedenen Kanälen durchzogen, dazu zwei wichtigen Handelsstädten, Hamburg und Bremen, benachbart, alle Bedingungen eines durch Fruchtbarkeit des Bodens und Mißbrauch der Handelswege auf die Oberfläche kommenden Provinziallebens, das bis tief in's Bewußtsein hinein empfunden wird. Wir müssen nachstehende einige Notizen darüber sagen. Seeschifffahrt wird der Regel nach nur von den Hauptströmen Elbe und Weser, so wie der Geestemündung, und nur ausnahmsweise von den Nebenflüssen Oste, Schwinge, Lühe, Este, Lesum betrieben. Letztere beschränken sich meistens auf Flußschifffahrt und vermittelnden inneren Verkehr, sowie die Verbindung mit den Hauptströmen und den daran belegenen Handelsplätzen. An den Ausflüssen der vielen Schleusenkanäle und an vielen dazu geeigneten offenen Stellen der Nebenflüsse finden sich Ankerplätze und Schiffslegestellen von geringerer Bedeutung. Indem wir der Weser folgen, sind im oberen Theile des Wesergebiets die bedeutendern Schiffslegestellen zu Eitze, Amts Verden, und zu Bodne, Gogerichts Achim. Wichtig ist hier die Aller-Schifffahrt, mittelst welcher durch spätere Benutzung der Weser ein nicht unerhebliche Binnen-Verkehr, vorzüglich mit Landesprodukten, als Holz, Torf, Mauersteinen u. s. w., größtentheils nach Bremen betrieben wird. Einige Stunden unterhalb Bremen, bei Vegesack und Grohn, ergießt sich die Lesum in die Weser. Etwa eine Stunde landeinwärts heißt dieser Fluß Hamme, und steht durch die Wümme und die Kanäle, welche in ihn sich ergießen, mit den bedeutenden Torfmooren der Aemter Lilienthal, Osterholz und Ottersberg in Verbindung. Diese Wasserwege vermitteln einen bedeutenden Absatz von Landesprodukten und Erzeugnissen, namentlich Torf, Holz, Kiesel- oder Feldsteine, Granitblöcke, Getraide, Vieh, Heu und Stroh, Ziegelfabrikate, Bauholz, Schlachtbusch. Vorzügliche Schiffslegestellen finden sich zu Hutkamp, Amts Osterholz, und Grohn, Gerichts Lesum-Schönebeck. Der wichtigste Verkehrsplatz ist aber Geestemünde, dessen Hafen immer mehr in Flor kommt. Leben und Energie bewirkt hier vorzüglich das nahe Bremerhafen. Im vorigen Jahre wurde in Geestemünde der Quai planirt, theilweise auch gepflastert und ein Krahn aufgestellt, der 16,000 Pfund hebt. Außerdem sind 7 Dalben geschlagen. Von Seiten der General-Direction sind 8638 Thlr. 7 ggr. 8 pf. zu Wasserbauten verwandt, und Baumeister Kutzbach setzte allein ein Capital von 88,960 Thlr. in Umlauf. Die Schiffsbetebewegung bestand 1850 aus 1571 Schiffen mit 25,943 Lasten. 1850 hatte der Ort selbst nur 272 Einwohner und bildet eine Landgemeine.

(Schluß folgt.)

*) In Mecklenburg werfen sie gern mit voller Hand Aepfel und Nüsse unter die ihnen zujauchzende Jugend ihres und des Kirchdorfes.

Spinoza's Staatslehre. Zum ersten Male dargestellt. Von J. E. Horn.

> Höchstes Staatsgesetz ist des Volkes Wol, dem Alles, Menschliches und Göttliches, anbequemt werden muß.
> Spinoza: Theol. Polit. Trakt. XIX. 24.

Dessau, Druck und Verlag von Moritz Katz (Gebrüder Katz). 1851. (IV und) 201 Seiten. 8.

Spinoza's Philosophie hat feindlicher und freundlicher Beachtung gefunden; was „diese hohe, von Vorurtheilen nicht beirrte, von Leidenschaften nicht getrübte Geist", wie ihn der Verfasser charakterisirt, über den Staat und das Recht gedacht und geschrieben, ist bis jetzt fast gar nicht gewürdigt oder verkannt und falsch

Digitized by Google

beurtheilt worden, z. B. wenn behauptet ist, er folge in vielen Beziehungen dem Hobbes! Aber es fehlte auch eine übersichtliche Zusammenstellung seiner Lehrsätze, die natürlich nur Ergebniß eines genauen Studiums seiner Schriften, hauptsächlich des Tractatus theologico-politicus (1670, Hambneg ist als Druckort angegeben, der wirkliche Amsterdam) und des Tractatus politicus (Opera posthuma [Amsterd.] 1677; die zweite Abhandlung derselben) sein konnte; aus ihnen diese Sätze und sonst dahin Gehöriges auszuziehen und abdrucken zu lassen, würde das richtige Verständniß der Staatslehre Spinoza's wenig fördern; es ist ein systematisches Aneinanderreihen derselben, mit, das Einzelne zum Ganzen verbindenden und bildenden Uebergängen, mit Rückblicken auf seine Philosophie, dabei nothwendige Bedingung. So wird eine Totalansicht gewonnen und zugleich falschen Schlußfolgerungen, die aus dem Einzelnen, steht es, des Zusammenhangs beraubt, da, leicht gezogen werden können, z. B. aus des Philosophen Enthusiasmus für die Aristokratie, vorgebeugt. Diese Aufgabe ist in dem vorliegenden Werke umsichtig gelöst; es wird hoffentlich eine künftige nähere Berücksichtigung Spinoza's auch in erwähnter Beziehung in den Lehrbüchern des Vernunft- und Staatsrechts veranlassen.

Spinoza persönlich betreffend, sagt Herr Hoen von ihm: „Man hat sich namentlich in neuester Zeit gewöhnt, Volks- und Freiheitsfreunde mit Demagogen und Umsturzmännern zu identificiren; gemeine Selbstsucht oder höchstens unbedachte Neuerungssucht als Hauptquelle ihrer Fortschrittsbestrebungen zu bezeichnen. So vernehmen wir denn über diese Fragen die Ansichten eines Mannes, dessen Charakterreinheit auch von seinen Feinden eben so wenig, als seine Geistesgröße angezweifelt wird, der allen Parteien persönlich fern-, aber geistig nahegestanden, den kein irdisches Interesse von der Himmelsbahn der Wahrheit ablocken konnte, der nur die Wahrheit zum Ausgangs- und Endpunkt seiner Forschung gemacht, die Beförderung des Wohles der Einzelnen und der Gesammtheit als einzig würdige Aufgabe der Filosofie anerkannte. Und eben die Abwesenheit „Böhme'scher Quallgeister", was Hegel an Spinoza's Filosofie wiederholentlich rügt, dürfte seiner Politik zur besondern Empfehlung gereichen. Denn auf diesem Gebiete soll ja immer der Verstand, nicht das Gemüth, der Kopf, nicht das Herz das entscheidende Wort sprechen....." *)

Der Verfasser mußte voraussetzen, daß seine Schrift auch von Manchem gelesen werde, der den „heiligen verstoßenen Spinoza" (so nennt ihn Schleiermacher) und den Spinozismus nur wenig oder gar nicht kennt, oder sich doch, was er von beiden erfahren, in kurzer Uebersicht wieder vergegenwärtigen möchte; zweckmäßig ist auf den ersten dreißig Seiten dahin im ersten Abschnitt: Zur Würdigung Spinoza's, von der praktischen Richtung der Spinoza'schen Staatslehre, den Schicksalen des Spinozismus im Allgemeinen, dem Grundwesen desselben, und der Persönlichkeit und dem Karakter Spinoza's gehandelt. Die Darstellung selbst umfaßt, im zweiten bis fünften Abschnitt, in folgender Reihenfolge: Naturrecht und Vernunftrecht: 1. Naturstand. 2. Naturrecht. 3. Dessen Umfang. 4. Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft. 5. Motive der Gesellschaftsbildung. 6. Vernunft- oder Gesellschaftsrecht. 7. Zweck der Gesellschaft. — Staatsrecht und Staatsverfassung: 1. Oberste Grundsätze. 2. Staatsvertrag. 3. Staatsgewalt. 4. Umfang ihrer Macht. 5. Geistesfreiheit. 6. Rechts- und Zweckwidrigkeit ihrer Beschränkung. 7. Prüfung der mosaischen Staatsverfassung. 8. Garantien ihres Bestehens. 9. Gründe ihres Verfalls. 10. Schlußfolgerungen. — Volk und Regierung: 1. Quelle aller Regierungsgewalt. 2. Absolute Monarchie. 3. Konstitutionelle. 4. Regierungs- und Verwaltungsorgane. 5. Dessen Wirkungskreis. 6. Thronerblichkeit. 7. Bürgermiliz und stehende Heere. 8. Politische Reife des Volkes. 9. Aristokratische Verfassung. 10. Innere Organisation derselben. 11. Haltbarkeit. 12. Die Demokratie über Alles. — Staat und Kirche: 1. Staat und Religion. 2. Staat und Kirche. 3. Positive Religionen. 4. Grundwesen des Glaubens. 5. Machtvollkommenheit des Staats in Kirchensachen.

Fragt man, für welche Staatsform Spinoza sich erkläret, so muß die Antwort erfolgen: für die demokratische. Ueber die Aristokratie spricht er das bedeutsame Lob aus: daß, wenn überhaupt irgend eine Verfassung nothwendig, die aristokratische ewig sein müsse, weil sie mit der Vernunft übereinstimmt und den menschlichen Leidenschaften nicht widerstreitet, daß sie daher durch keine Selbstverschuldung, sondern nur durch ein unglückliches Geschick zu Grunde gehen könne. Nach diesen Aeußerungen sollte man sie für sein Ideal halten. Hiezu könnte man um so eher verleitet werden, als seine Aristokratie frei von den Fehlern der gewöhnlichen Aristokratieen, als sie jede volksthümlich organisirt und bedeutend freiheitsfreundlicher als so manche Verfassung ist, die sich eine demokratische nennt.... Nichtsdestoweniger wäre jene Vermuthung irrig. Spinoza bleibt seiner anderweitig dargelegten Vorliebe getreu: sein Ideal ist die Demokratie. Und das reiche Lob, welches er im Gegensatz zur Monarchie der Aristokratie gespendet, zeigt nur, wie wenig bold er der — Monarchie ist. Aber der Demokratie gegenüber setzt er auch die Aristokratie weit zurück.. — Diese Vorliebe für die Demokratie wurzelt so tief im Spinozismus, geht mit solcher logischen Nothwendigkeit aus seiner politischen Theorie hervor, daß wir uns keinen Augenblick darüber wundern können, wenn er sie auch der nach seinem Plane organisirten, also die Freiheit und das Volkswohl genügend sichernden Monarchie und Aristokratie bei weitem vorzieht. — Spinoza's Ansichten von dieser von ihm meist bevorzugten Regierungsform sind uns jedoch im 11. Kapitel seines Tract. polit. nur theilweise überliefert; der Tod ereilte ihn (1677), bevor er sie vollständig niedergeschrieben hatte. (M. s. S. 171 ff.)

Ganz besonderer Aufmerksamkeit werth sind die Kapitel 7 bis 10 des 3. Abschnitts, welche die mosaische Staatsverfassung zum Gegenstande haben. Wir entlehnen aus dem achten ein Bruchstück.

*) Ludwig Wachler in seinem „Handbuch der Geschichte der Literatur", dessen Werth durch alle neueren ähnlichen Werke nicht verringert, ja in manchen Beziehungen ihnen vorzuziehen ist, beginnt den Artikel über Spinoza: „Baruch (Benedict) Spinoza aus Amsterdam, ein edler Jude, durchdrungen von reiner Achtung für die Hoheit der menschlichen Bestimmung, und beseelt von heldenmüthiger Liebe der Wahrheit, der er weder durch Scheinkünste der Ergebnisse rücksichtsloser Forschung, noch durch äußere Gefahren und Lockungen, nicht durch Bann oder durch Dolch oder durch Bestechung, entfremdet und veruntreut werden konnte u. s. w." H.

Digitized by Google

„Von tiefem pſychologiſchen Blicke", heißt es S. 106, „und dem Beſtreben Spinoza's, den Staat immer den natürlichen Eigenſchaften des Menſchen gemäß organiſirt zu ſehen, zeigt es, wenn es als wirkſames Mittel zum Gedeihen des iſraelitiſchen Staats auch die gebotenen Ruhe-, bezüglich Feſt- und Freudentage bezeichnet. Dreimal im Jahre waren ſie — die Iſraeliten — Gottes Gäſte; am ſiebenten Tage in jeder Woche mußten ſie ſich aller Arbeit enthalten und ſich der Ruhe widmen, und außerdem waren ihnen auch andere Zeiten bezeichnet, an welchen anſtändige Freudenfeier und Gaſtmahle nicht blos zugelaſſen, ſondern befohlen waren. „Und ich glaube, daß kein wirkſameres Mittel, die Gemüther der Menſchen zu lenken, erdacht werden könne als dieſes. Denn durch Nichts werden die Herzen der Menſchen mehr eingenommen als durch Freude, die aus Verehrung, d. h. aus Liebe und Bewunderung zugleich entſteht." Wie in ſo manchen anderen Punkten handelten auch hierin die alten Staatsmänner unzweifelhaft weiſer, als manche anderen. Letztere glauben das Volk nur dann gut regieren zu können, wenn ſie es entweder durch unerſchwingliche Abgaben u. ſ. w. ſo tief herabdrücken, daß es ſich nur nothdürftig erhalten, aber an Feſt und Freude auch nicht denken kann: oder wenn ſie im Gegentheil eine gewiße Gattung von Vergnügungen befördern, durch die das Volk entnervt und dadurch zu jeder politiſchen Thätigkeit unfähig gemacht wird. Daß Letzteres ebenſo unmoraliſch wie Erſteres ungerecht und das Eine wie das Andere unpolitiſch iſt, leuchtet von ſelbſt ein. Griechen und Römer und vor beiden ſchon die älteſten Regierungen Aſiens handelten viel zweckmäßiger, wenn ſie dem Volke Feſte und Freuden nicht nur gönnten, ſondern dieſelben auch beförderten und in denſelben ein neues mächtiges Mittel zur Veredlung und Erhebung des Volksgeiſtes und zur ſpielenden Einwirkung auf denſelben ſuchten und auch fanden. Wir müſſen daher auch unſerem Filoſofen beiſtimmen, wenn er in der bedeutenden Stelle, welche dieſer Einrichtung im moſaiſchen Staatsmechanismus eingeräumt war, ein wirkſames Mittel zu ihrem Gedeihen und Beſtehen erkennt."

Wo Spinoza ſich zu Fehlſchlüſſen, zu trügeriſchen Sophismen verleiten läßt, ſind ſie vom Verfaſſer bemerkbar gemacht und gerügt; Erläuterndes aus der Geſchichte u. ſ. w. iſt hin und wieder eingeflochten, und, was oben als Bedingung einer wiſſenſchaftlichen Arbeit wie die beſprochene, geſtellt wurde, die Philoſophie, deren Trägen Spinoza, nicht unberückſichtigt geblieben. Aber auch auf die Neuzeit iſt vielfältig hingedeutet. Solche Hindeutung zu unterdrücken, mag ſchwer ſein, wo die Veranlaſſung ſich ſo einladend, ſo drängend darbietet, wie bei manchen Sätzen der Theorie des edlen Denkers, z. B. in den Kapiteln von der Geiſtesfreiheit und der Rechts- und Zweckwidrigkeit ihrer Beſchränkung oder von dem Bürgermilitair und ſtehendem Heere; die Nothwendigkeit derartiger Nutzanwendungen, mögen ſie immerhin geiſtreich vorgetragen ſein, wo es ſich um die Darſtellung und Analyſe eines Syſtems, oder deſſen Aufbau aus gegebenem Stoffe handelt, will uns jedoch nicht einleuchten; aber bereitwillig erkennen wir es an, daß dieſe Hinblicke auf die Gegenwart der Compoſition ein friſches Leben verleihen und ſie geeigneter machen, ſich ſchnell und leicht die Theilnahme der Mehrzahl von Leſern zu erwerben.

Aeußerlich iſt das Buch lobenswerth von der Verlagshandlung ausgeſtattet.

H.

Sagenbuch der Bayeriſchen Lande. Herausgegeben von A. Schöppner. Bd. 1. Lieferg. 1. München 1852. Rieger'ſche Buchhandl. 8.

Eine ausführlichere Beurtheilung dieſes anziehenden Werkes behalten wir uns vor, bis es vollſtändig in unſere Hand gelangt ſein wird, und beſchränken uns für jetzt nur auf eine kurze Anzeige der erſten Lieferung. Der Herausgeber ſpricht ſich in der Einleitung über Anlaß und Zweck ſeiner Sammlung folgendermaßen aus: „Etliche Sagenfaſcher hatten die Gelehrten, etliche das Volk, etliche Beide zugleich vor Augen. Mir ſchien es vor Allem ein verdienſtliches Unternehmen, dem Volke den Sagenſchatz des Vaterlandes in die Hand zu geben. Das iſt der Standpunkt, von welchem aus dieſe Sammlung erwachſen iſt. Denn wie die Sage ein treuer Spiegel iſt, in welchem ſich des Volkes innerſtes Sinnen und Leben, Glauben und Lieben offenbart, ſo hat die Sage hinwiederum für das Volk unverkennbaren ethiſchen Werth, denn ſie erfreut, erhebt und rühet nicht nur die Gemüther, ſondern lehret, warnet, tröſtet durch die Macht des Beiſpiels und der überall in ſtarken Zügen hervortretenden göttlichen Gerechtigkeit. Die Sage iſt die eigentliche und echte Volkspoeſie. Dieſe neben dem religiöſen Glauben hat eine viel höhere Bedeutung für die Veredlung und Sittigung des Volkes, als Leute, welche neuerdings über die Abhilfe der Nothſtände des Volkes geſchrieben, vermuthen. In dem Grade als kenntloſe Afterbildung und ſogenannte Aufklärung das Volk ſeines Gefühls- und Gemüthslebens beraubte, hat der Materialismus, die Ungenügſamkeit und die Unſeligkeit zugenommen. Die Aufgabe der Lehrer und Erzieher des Volkes wird es ſein, gegenüber dürrer Verſtandescultur und einſeitiger Unterrichterei mit allen Mitteln auf die Bewahrung eines der Natur des Volkes gemäßen edlen Gemüthslebens hinzuwirken."

Wahr und treffend ſagt der Herausgeber ferner: „Kennt unſere „gebildete" Jugend die Sagen von Hellas und Rom nicht beſſer als die des Vaterlandes? Und doch iſt die deutſche Sage gegenüber der antiken viel reiner und unſchuldiger."

Schöppner hat ſein Werk aus dem Munde des Volkes, der Chronik und der Dichter geſammelt. Nicht mit Unrecht befürchtet der Herausgeber das Verdammungsurtheil der ſogenannten „ſteengwiſſenſchaftlichen Heeren", welche die Dichter der Sagen wie „Tempelräuber und ihre Poeſie wie Verſündigung an der Wahrheit" betrachten, aber was liegt an dem ohnmächtigen Wuthgeſchrei ſolcher verknöcherter Menſchen, denen jedes Gedicht überhaupt ein Gräuel iſt und die die Sage eben ſo trocken zerſetzen möchten wie einen arithmetiſchen Lehrſatz. Deutſchlands beſte Geiſter haben es ausgeſprochen, und durch die That den Beweis geliefert, daß wenig Gegenſtände ſich beſſer zur dichteriſchen Behandlung eignen wie die Sage. Der Mund des Dichters iſt es gewöhnlich, der die Sage vom Untergange rettet, und was man ſich verſtohlen im engen Kreiſe der Spinnſtube erzählte, das trägt er hinaus an's Herz des ganzen Volkes und belebet und erfreut dadurch Tauſende, die in ſeinen Worten erſt die Sage liebgewinnen und treu bewahren. Es ſtünde beſſer um unſer deutſches Volksgefühl, wenn die deutſche Sage, die mit der Geſchichte ſo enge Hand in Hand geht, eifriger gehegt und gepflegt worden wäre, wenn unſere Dichter öfter in dieſen reichen Quell gegriffen hätten, um durch die alten Bilder deutſchen Glanzes im Volke die Be-

Digitized by Google

geisterung für das Vaterland wach zu erhalten. Es haben freilich manche Dichter oft die Sage bis in's Unkenntliche verwässert, aber wo giebt es einen besingbaren Gegenstand auf der Welt, den schlechte Dichter nicht entweiht hätten? Es wäre lächerlich, die Sage darum von der poetischen Behandlung auszuschließen, weil einige Dichter sie mißhandelt haben. — Unser Herausgeber läßt sich auch durch das Gekreische dieser gelehrten Raben keineswegs stören und bereits in der vorliegenden Lieferung ersahen wir durch herrliche Dichtungen von A. Follen, Chamisso, Rückert, Duller, Platen, Adelb. v. Stolterfoth, Gust. Schwab, Kuglee, Gaudy, Nadnagel, Förstee, J. N. Vogl u. s. w., daß viele unserer edelsten deutschen Dichter aus dem Sagenschatze Baierns manche Perle geschöpft haben. Sonst zeichnen sich noch unter den dichterischen Gaben des Buches aus die Sagen von Schöppner, Feenau's Erzählung vom list'gen Schwur des Pfarrees von Wertach, Herzog Christoph's Stein von Guido Görres, die Geisterkirche auf dem Ochsenkopfe von Braunfels, die Geschichte von tollkühnen Sprung des Eppelin von Gailingen, die in zwei guten Bearbeitungen von Strauch und von Gg. Neumann aufgenommen ist. Von allen mitgetheilten dichterischen Bearbeitungen scheint uns nur eine ganz schlecht, und zwar 166, „der ewige Schmied im Fichtelgebirg", von J. M. Rath, die in Anlage sowohl wie in sprachlicher Beziehung mißlungen ist.

Auch mit den Mundarten der verschiedenen im Königreich Baiern vereinigten Volksstämme will der Herausgeber seine Leser bekannt machen. In vorliegender Lieferung erhalten wir mehre gemüthvolle, sinnige Sagen in baierischer Mundart von F. von Kobell und J. A. Pangkofer, von denen uns besonders „die übergoß'n Alm" von Kobell und „A Mährlein von der Rusel" von Pangkofer angesprochen haben.

Ebenfalls eine Fülle des Schönen bieten die prosaischen Sagen. Ein anderes Verdienst erwirbt sich der Herausgeber noch hiedurch, daß er uns auch mit den sagenhaften Sitten und Gebräuchen der baierischen Volksstämme bekannt macht.

Da durch Register das Buch für den wissenschaftlichen Gebrauch leicht hergestellt werden kann, so hat es der Herausgeber vermieden, sein Werk alphabetisch-topographisch, aber streng nach innerer Sagenverwandtschaft zu ordnen, aber dennoch sind zusammengehörende Sagen nicht in blinder Unordnung zerstreut worden. Man hat den Unterhaltungslesern gerne Rechnung getragen, ohne dabei die leisen Anknüpfungspunkte zu zerschneiden. — Den würdigen Anfang des Werkes machen die Kaisersagen vom Untersberg, die Sagen von Barbarossa, von Karl dem Großen, von seiner Geburt in der Reiswühle von Wüewsee bis zu seinem Einzug in die Salzburg. Die Sagen des baierischen Gebirges ziehen an uns vorüber, bevor wir in die Städte eintreten, und nachdem wir München, Landshut, Augsburg, Regensburg, Eichstädt, Nürnberg und Andere besucht, werden wir in das Fichtelgebirge eingeführt, mit dessen Bergmännchen und Goldsuchern wir von der ersten Lieferung Abschied nehmen.

Diese Lieferung enthält, nebst einer XVI S. großen Einleitung, auf 176 Seiten 170 Sagen, von denen den meisten noch eine kurze wissenschaftliche Begründung vorangeht. — Druck und Papier sind vortrefflich. F. J. Freiholz.

Miscellen.

Einige Geistliche in Celleinn in Oberengadin (K. Graubünden), die eine Anzahl von ihnen übersetzten geistlicher Lieder in eine Sammlung vereinigen und als Kirchengesangbuch in den Gemeinden einzuführen die Absicht hatten, ließen im 18. Jahrhundert einen Setzer und einen Drucker aus Bergamo kommen, welche den nöthigen kleinen Letternvorrath in einem Ranzen auf dem Rücken mit sich trugen, die schlechte hölzerne Presse aber einem Esel aufpackten, weil damals noch kein fahrbarer Weg von Cleven in das Oberengadin führte. Diese Presse wurde nur im Sommer in Bewegung gesetzt; gegen den Winter kehrte der Druckerverein (die Namen desselben sind nicht bekannt, weil nur die Herausgeber sich auf dem Titel nannten) mit dem Lumpen Lanzohr in die freundlichere italienische Heimath zurück. Die Druckerei war auf einem Heustall errichtet, Regale und Kästen waren von einem Zimmermann im Groben gearbeitet; als Gehülfe an der Presse gebrauchte man einen Stallbuben, welchem neben anderen Arbeiten auch die Abwartung des im unteren Stockwerke logirten Esels aufgetragen war. Diese Heustalls-Officin wurde täglich von dem Ortsgeistlichen (der eine ungeheure Perücke trug und durch seine Gravität das Komische dieses Etablissements vollendete) besucht, um die Korrekturen zu besorgen. Est-ne aliquid corrigendum? scheie er dann, während manchmal zu dem Seufzen der Presse der Esel sein J..a vernehmen ließ. — Das Celleiner Gesangbuch bildet einen großen, dicken Oktavband, ist typographisch gar nicht übel ausgestattet und mit Noten versehen; noch jetzt ist es das in Engadin allgemein gebrauchte Gesangbuch. („Die Buchdruckereien in der Schweiz. Von P. W[egelin], Buchdrucker. St. Gallen 1836.") H.

Die Aenderung der Verwaltungsformen überlasse man dem Lauf der Zeit, welcher jedem Volk die Verfassung zutheilt, für die es eben in dem Zeitraum empfänglich ist, und eine andere, wenn es dazu reif geworden. (J. v. Müller.)

Das fühle ich tief, daß alle s. g. politische Arbeit eitel und nichtswürdig ist, in Vergleichung mit geleherer; diese wirkt Jahrtausende und auf Nationen, die noch nicht sind; sie ist pure, freie Geistesfrucht, aus der ein Mann zu schätzen ist; jener ihre Wirkung verweht wie Staub, sobald ein Thor oder Böswicht seine Macht mißbraucht oder seine Rolle versäumt; für den der nicht en chef arbeitet, ist an keinen Ruhm zu gedenken.

(J. v. Müller.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 5. Sonnabend, den 17. Januar. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Es herrscht auf Erden die Lüge. Von H. Zeise.....Seite 33
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.)..... „ 33
Hannover in architektonischer Hinsicht mit vergleichenden Anmerkungen nach Quellen von O. Belitz. (Schluß.)..... „ 35
Literatur:
Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation..... „ 38
Miscellen..... „ 40

Es herrscht auf Erden die Lüge.

Wer trägt hienieden die Krone?
Wen schmückt der Purpurtalar?
Wer sitzt auf schimmerndem Throne,
Ein Held in Noth und Gefahr?
Wo ist ein Ritter, der schlüge
Zu Boden die gistige Saat, —
Es herrscht auf Erden die Lüge,
Die Bosheit und der Verrath!

Der Tugend erhab'ne Veste,
Sie liegt zertrümmert im Staub,
Die Tempel schmückt und Paläste
Der mächtigen Herrscher Raub.
Wo ist ein Ritter, der trüge
Die Waffen, und riefe zur That? —
Es herrscht auf Erden die Lüge,
Die Bosheit und der Verrath!

Du Lenker der Blitze, o wende
Die Schande von unserm Haupt,
Gen Himmel hebet die Hände
Ein Jeder, der an Dich glaubt.
O, flamme ein Blitzstrahl, und schlüge
Zu Boden die gistige Saat, —
Daß nimmer erstände die Lüge,
Die Bosheit und der Verrath!

H. Zeise.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Es scheint also, daß das letzte Bankett der Girondisten in seinen Entwickelungen hier hätte Halt machen sollen; aber ein Detail zieht das andere nach sich, besonders in Dingen der Einbildung, so wie ein Erdsturz einen anderen mit sich fortreißt, und da die Erzählung immer noch einige Festons und andere Verzierungen brauchen konnte, so hat man ihr folgende letzte Form gegeben:

„Der Deputirte Bailleul," so sagt der Herr von Lamartine," ihr College in der Versammlung, ihr Complice der Meinung, gleich ihnen proscribirt, aber der Proscription entronnen und in Paris verborgen, hatte ihnen gelobt, ihnen an dem Tage, wo ihr Urtheil gesprochen werden würde, von außen ein letztes Mahl zuzusenden, ein Jubel- oder Leichen-Mahl, je nachdem das Urtheil ausfiele, zur Feier ihrer Freiheit, oder zum Andenken ihres Todes. Obwohl selber unsichtbar, hatte Bailleul sein Versprechen unter Beihülfe eines Freundes gelöst.

„Das Todtenmahl wurde in dem Kerker angerichtet, und ausgesuchte Speisen, feine Weine, zahlreiche Lichter bedeckten den eichenen Gefängnißtisch. Da herrschte der Luxus des letzten Abschiedes, die Verschwendung der Sterbenden, die für den nächsten Tag nichts aufzubewahren brauchen.

„Die Verurtheilten setzten sich zu diesem letzten Festmahl,

Digitized by Google

Anfangs, um in der Stille ihre erschöpften Kräfte zu stärken, hernach aber verließen sie ihren Platz nicht wieder, um in Geduld und Ergebung den Tag abzuwarten: es verlohnte sich nicht der Mühe, erst noch zu schlafen!

„Ein Priester, der damals noch jung war, und bestimmt, sie mehr als ein halbes Jahrhundert zu überleben, der Abbé Lambert, ein Freund Brissots und der andern Girondisten, in der Conciergerie eingesperrt, um den Todescandidaten Trost zuzusprechen oder sie zu segnen, wartete in dem Korridor das Ende des Soupe's ab. Die Thüren standen offen. Er sah von außen diese Scene mit an, und seinem Gemüthe prägten sich die Gebehrden, die Seufzer und die Worte der Gäste ein. Von ihm hat die Nachwelt den größeren Theil dieser Details, so wahrhaft als das Gewissen, und so getreu als das Gedächtniß eines letzten Freundes, erhalten.

„Das Mahl zog sich bis zur ersten Tagesdämmerung hin. Vergniaud, der den mittleren Platz am Tische inne hatte, präsidirte ihm mit derselben ruhigen Würde, die er in der Nacht vom 10. August bewiesen, wo er den Vorsitz im Convent geführt.*) Er hatte unter Allen beim Ausscheiden aus dem Leben am wenigsten zu bedauern, denn er hatte seinen Ruhm begründet und hinterließ weder Vater noch Mutter, weder Frau noch Kinder. Die Uebrigen placirten sich gruppenweise, wie es der Zufall wollte, oder auch nach gegenseitiger Zuneigung. Nur Brissot saß allein an dem einen Tischende, aß wenig und sprach nicht.

„Eine lange Zeit verrieth nichts in den Physionomien und in den geführten Reden, daß dies Mahl das Vorspiel des Richtplatzes war. Man hätte glauben können eine Gesellschaft von Reisenden zu sehen, die sich zufällig unterwegs in einem Gasthofe getroffen hätten, und die sich beeilten, die flüchtigen Freuden der Tafel zu genießen, welche durch die Abreise unterbrochen werden sollten.

„Sie aßen und tranken mit Appetit, jedoch Maaß haltend. Vor der Thür hörte man das Geräusch der Tafel und das Klingen der Gläser, dazwischen einige Conversation: die Gäste wollten zuvörderst ihren Hunger stillen. Als die Tafel bis auf den Nachtisch abgetragen worden war, da wurde die Unterhaltung wechselsweise lebhaft, lärmend und ernst, wie es bei sorglosen Leuten vorkömmt, welchen der Wein die Zunge und die Gedanken gelöst hat.

„Mainville, Antiboul, Duchatel, Fonfrede, Ducos, diese gesammte Jugend,*) die sich binnen einer Stunde nicht genug gralliren hatten können, um anderen Tages zu sterben, erging sich in leichtfertigen Reden, in lustigen Einfällen. Diese Worte contrastirten mit dem nahen Tode, profanirten die Heiligkeit der letzten Stunde, und gaben dem unnatürlichen Gelächter, welches die jungen Männer um sich her zu verbreiten suchten, eine eisige Kälte. Diese affectirte Lustigkeit Angesichts Gottes und der letzten Stunde, war gleich unehrerbietig für das Leben wie für die Unsterblichkeit. Sie konnten aus dem Einen nicht so leichtfertig scheiden, noch in die Andere so leichtfertig eintreten. . . .

„Brissot, Fauchet, Sillery, Lasource, Schoedy, Carra versuchten es einige Male, auf diese verlornen Provocirungen einer verstellten Heiterkeit und einer falschen Sorglosigkeit zu antworten... Vergniaud, der ernster und in seinem Ernste wehmuthsvoll furchtloser war, sah Ducos und Fonfrede mit einem Lächeln an, in welchem sich die Nachsicht mit dem Mitleid paarte."

„Gegen Morgen nahm die Unterhaltung einen ernsteren und feierlicheren Charakter an. Brissot sprach prophetisch von dem Unglück, welches der Republik überkommen werde....

„Vergniaud hielt eine kleine Rede. Ducos sagte: „Was beginnen wir morgen um diese Zeit?" Ein jeder antwortete in seiner Weise, „wenn der Tag zu Ende ist, legen wir uns schlafen." Fonfrede, Gensonne, Carra, Fauchet und Brissot hielten Reden. Vergniaud resumirte das Besprochene."

„Der Tag, der durch das Dachfenster †) in das große Gefängniß fiel, begann die Lichter matt werden zu lassen.... Da standen sie auf, und trennten sich, um zu ihren Kammern zurückzukehren, wo sie sich fast sämmtlich auf ihre Matratzen hinwarfen. Die Einen sprachen leise mit sich selber, die Anderen wollten vor Schluchzen ersticken, Einige schliefen. Um 8 Uhr ließ man sie sich gruppenweise in den Korridors versammeln."

Es würde nicht möglich seyn, diese Beschreibung eine noch größere Ausführlichkeit zu geben.

Bailleul, der immer der Anordner des Festschmauses ist, hat nicht einmal das Gefängniß verlassen. Er hält sich in Paris versteckt, von wo aus er, um den Girondisten sein gegebenes Versprechen zu halten, dem Ausschuß der allgemeinen Sicherheit, der Polizei Pache's und der Guillotine ein Schnippchen schlägt.

Wir erfahren, welchen Platz die Gäste am Tische eingenommen haben; wir sehen ihre Haltung, wir hören ihre Gläser klingen, wenn sie anstoßen, es entgeht uns nicht ein Wort ihrer Reden. Nichts bleibt uns verborgen, selbst ihr Lächeln und ihr Schluchzen nicht.

Wir vernehmen, was uns selbst durch die Herren Thiers und Charles Nodier nicht gesagt worden ist, daß Bailleul von seinem mysteriösen Versteck aus seltene Weine, thurer Blumen, eine Menge Kerzen gesandt hatte.

---

*) Es ist sicher ein Irrthum aus Zerstreutheit, und eben seiner Ungeheuerlichkeit verzeihlich, daß der Herr von Lamartine den Convent in der Nacht vom 10. August durch Vergniaud präsidiren läßt. Es wird dem Herrn von Lamartine sonder Zweifel bekannt seyn, daß am 10. August 1792 noch gar kein Convent existirte.

Aber Vergniaud hat in der Nacht vom 10. August nichts präsidirt, nicht einmal der gesetzgebenden Versammlung. Es war der Herr von Pastoret, der, in Abwesenheit des Präsidenten, des Herrn Merlet, Deputirter des Maine- und Loire-Departements, gegen Mitternacht den Sessel einnahm. Herr Merlet trat denselben nachdem an den Herrn Tardiveau, dem Deputirten des Ille- und Vilaine-Departements, ab, welcher ihn seinerseits erst gegen 7 Uhr an Vergniaud überließ, der dann noch etwa eine Stunde präsidirte, wonach er, den Sessel an Guadet überlassend, sich entfernte, um sich in die außerordentliche Commission zu begeben.

*) Antiboul, vormaliger Procureur zu Saint-Tropez, zählte übrigens 40 Jahr.

†) Wir werden weiterhin nachweisen, daß das sogenannte große Gefängniß die heutige Kapelle der Conciergerie war, in welcher die Gefangenen Sonntags dem Gottesdienst beiwohnen. Da gab es aber kein Dachfenster, sondern zwei große Glasfenster, die auch jetzt noch vorhanden sind.

Digitized by Google

Endlich wird noch eine neue Person in dem Drama eingeführt, der Abbe Lambert, der all diese Dinge sieht und hört, und der ihr Gewährsmann bei der Nachwelt ist.

Haben wir nun nicht Recht gehabt, wenn wir sagten, es fehle dieser Beschreibung an gar nichts, außer — an der Wahrheit?

Dies Bankett, dieser in Paris versteckte Bailleul, diese Weine, diese Blumen, diese Kerzen, diese Reden, ja selbst dieser Abbe Lambert sind sammt und sonders nichts weiter als — Luftgebilde!

Es hat endlich überall kein letztes Bankett der Girondisten statt gefunden, und Lasource und Sillery, wie beredt sie dort auch gewesen, haben nie in der Conciergerie gefangen gesessen.

Die Achse, um welche sich zuvörderst Alles dreht, das ist das von Bailleul gegebene Versprechen, den Girondisten, ob freigesprochen, ob verurtheilt, ein letztes Sieges- oder Todesmahl zu schicken, ein Versprechen, das er, der Proscription entgangen und in Paris versteckt, durch Vermittelung eines Freundes gewissenhaft erfüllt haben soll.

Da haben wir, vorbehältlich der seltenen Weine, der theuren Blumen und der zahlreichen Kerzen, worauf wir noch zurückkommen werden, das eigentliche Fundament der Geschichte des letzten Banketts der Girondisten.

Aber dies Fundament, auf welchem die ganze Erzählung beruht, ist gleich von vorn herein eine Fabel! Denn statt das Gefängniß verlassen zu haben und sich in Paris versteckt zu halten, war Bailleul eben so wie die Girondisten und zugleich mit ihnen ein Gefangener in der Conciergerie, aus welcher er erst fünf Monate nach dem Tode der Girondisten herausgekommen ist.

Zu Pervins verhaftet, ist Bailleul in der That am 9. Oct. 1793, drei Tage nach den Girondisten, in die Conciergerie gefangen gesetzt worden. Das Gefangenenregister der Conciergerie erwähnt der Entlassung Bailleul's, wie es das am Rande hätte thun sollen, nicht; wir haben aber in den Registern der anderen Pariser Gefängnisse nachgesehen und gefunden, daß er am 3. Ventose des Jahres II (20. März 1794) aus der Conciergerie nach dem Luxemburg versetzt worden war.

Am 9. Juli 1793 in die Conciergerie gekommen, hat Bailleul dieselbe also am folgenden 20. März nur wieder verlassen, um das Gefängniß des Luxemburg zu beziehen, aus dem er erst eilf Tage nach dem Tode Robespierre's, am 21. September 1794, und eilf Monate nach dem Tode der Girondisten wieder herauskam.

Da sieht man, daß es mit dem Bailleul, der dem Tode entronnen ist, der sich in Paris verborgen gehalten, und auf Gefahr seiner Freiheit und seines Lebens ein den Girondisten gegebenes Versprechen erfüllt hat, kurz mit dem Bailleul der Tradition, mit dem Bailleul Charles Nodier's, des Abbe Lambert's, des Herrn von Lamartine nichts ist, und wir haben statt dessen einen ganz gewöhnlichen, machtlosen Bailleul, der in der Conciergerie gefangen sitzt und dies Gefängniß fünf Monate nach dem Tode der Girondisten nur verläßt, um weitere sechs Monate in dem Gefängnisse des Luxemburg zuzubringen.

Sollte man, um sich aus der Affaire zu ziehen, aber eine neue Tendition geltend machen, und sagen wollen, daß wenn nicht der freie Bailleul von außen dies Festmahl besorgt hätte, der gefangene Bailleul das von seinem Gefängnisse aus gethan haben würde, so ist dieses ohne weiteres für völlig unzulässig zu erklären. Es hatte in der That niemand, selbst die Girondisten nicht, den Tag und die Stunde der Verurtheilung vorher sehen können. Dieselbe erfolgte beschleunigt in der Audienz vom 30. October, in Folge eines Convents-Decrets, welches an demselben Morgen erlassen worden war; und als das Urtheil gefällt ward, da hatten die gerichtlichen Verhandlungen noch nicht begonnen.

Bailleul, selbst ein Gefangener, konnte also die Verurtheilung seiner Collegen erst Abends 11½ Uhr, und aus dem Munde der Girondisten erfahren, als sie von dem Revolutionstribunal herabkamen; er konnte folglich für ihre Ankunft keinen Festschmaus für mindestens zwanzig Personen bereit halten, angenommen, daß ein solches Bankett mit seltenen Weinen, theuren Blumen und vielen Kerzen selbst am letzten Tage durch einen Gefangenen der Conciergerie zu bewerkstelligen gewesen wäre, der in einer Stadt, die dem Schrecken und der Hungersnoth Preis gegeben war, seinem Urtheil entgegen sah.

(Fortsetzung folgt.)

Hannover in architektonischer Hinsicht

mit vergleichenden Anmerkungen nach Quellen von O. Belitz.

(Fortsetzung.)

Doch wir standen ja bei der Schilderung Osnabrück's und seiner Gebäude. Das Rathhaus ist ein gothischer Bau, einfach, aber würdig; 6 vorspringende sogen. Pfefferbüchsen von runder Form geben seiner Physiognomie etwas Pikantes, Belebtes. Ueber dem Haupteingange behauptet noch Karl der Große, eine stattliche Steinfigur, seinen Platz. Eine neuerlich stattgehabte Restauration des Bauwerks hat zwar demselben nichts Schlechtes angehängt, doch z. B. durch Weglassung der Kreuzpfosten aus den Fenstern geschadet. Im „Friedenssaal" sind die alten Wandschränke zur Aufbewahrung von Urkunden mit ihren zierlichen Eisenbeschlägen zu sehen, so wie der Kronleuchter, welchen die Friedensgesandten geschenkt haben, wovon 39 Portraits an den Wänden umherhängen. Auch die Sitzbänke an den Wänden umher sind als Holzschnitzwerke sehenswerth. Ein paar riesige „Lotterieräder" haben hier jetzt Platz genommen. Als Curiositäten werden aufbewahrt: ein vergoldeter Hahn, ein treffliches Werk der alten Goldschmiedekunst; beim Bürgermeisterwechsel hatte der abgehende Bürgermeister den (beweglichen) Kopf, der antretende den Körper auszutrinken. Als anderes Kurzweil bemerken wir z. B. das Bad der Kaiserin, dargestellt durch ein recht hübsches Figürchen in einem Trinkgeschirr. Der Wein durfte beim Trinken nicht über den Schooß und nicht unter das Knie zu stehen kommen. *) — In der Marienkirche, dem Charakter nach massenhaft, behauptet sich siegreich über den romanischen Stil das gothische Princip. In Westphalen überhaupt tragen die Kirchen entschieden noch den Anklang an die romanische Stil-Gattung, so der im J. 1225 gegründete Dom zu Münster, in Bezug auf die Wölbungsart deutlich sichtbar an der Kirche zu Bellm nahe bei Osnabrück, ein kuppelartiges Ge-

*) Gleichwie ehedem an dem Wagen, auf dem der Lübecker H. C. Senat dem Schweriner Magistrat ein Oxhoft Wein p. A. lieferte, kein Nagel der bestimmten Anzahl fehlen durfte.

Digitized by Google

wölbe mit wulstförmigen Rippen, deinnen ein sehenswerther Taufstein. Die mangelhaft restaurirte Marienkirche hat in Dr. W. Abeken (die St. Marienkirche zu O., 1842, bei Kißling in O.") einen umsichtigen Bearbeiter gefunden, der in Rom, freilich im orthodoxen Sinne des Katholizism, umfängliche Studien der Antike gemacht hatte. Der Hauptaltar, dessen Mittelpunkt die Jungfrau Maria mit dem göttlichen Kinde auf dem Schooße bildet, ist reich an bedeutungsvollem Bildwerk; ein Spruchband führt die Worte: Ecce enim ex hoc beatam me dicent omnes! Auch die Malerei auf den Flügelbildern, ungewöhnlich lebensvoll für das unverkennbar hohe Alter, verdient Beachtung. In dem kunstreichen Taufsteine sieht man das gothische Bildungsgesetz des Grundrisses auf dem Achtecke. — Der „Dom" ist gewissermaßen der Krystallisationspunkt, an welchem seit den Tagen Karl's des Großen alles Andere sich angeschlossen hat. Der südliche, seitlich umgebaute Thurm ist neben den Thürmen der „Johanniskirche" ein Beweis der Massenhaftigkeit: die Laub-Basen auf den Bogen-Einfassungen erinnern an gefrornen Schnee. Schon von weitem Ferne berühren die wälsche Haube des dicken Thurms von gräulichem Kupfer und die Ochsenaugen darunter unangenehm: mag man sich von Aehnlichem in Hildesheim, dessen Dom in dem so verdienstvollen Dr. Kratz einen Bearbeiter fand, entfernt halten, wenigstens nur dergestalt restauriren, daß z. B. die Apostelstatuen über den Säulen dort in eine andere Kirche placirt werden. Auf den Neubauten am Dome zu Passau sind würdige Seitenstücke. Aus der Schwedenzeit sind im Osnabrücker Dom noch einige Reliquarien von vorzüglicher Arbeit, reich an kunstvollen Statuetten, Steinen u. dgl. m., ein aus dem Sechsecke construirter gothischer Kelch, prachtvoll ziselliert mit nicht weniger als 50 Figürchen auf blauem Emailgrunde, ein sehr seltenes Krystallkreuz mit einem Christus aus Gold u. s. w. gefaßt. Als eine besondere Merkwürdigkeit wird ein großer Elfenbeinkamm gezeigt: auf dem oberen Theile sitzt Christus inmitten von zwei knieenden Figuren, von welchen die eine den heiligen Petrus darstellt, byzantinische Arbeit, womit wahrscheinlich dem Bischofe das Haar in Ordnung gebracht wurde, wenn er zum Pontificalhochamte ging. Ein auf vier Füßen ruhendes bronzenes Taufbecken, vielleicht aus der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, trägt die Inschrift: Quando sacramentum fit atq. simplex elementum verbo vietutis operatur dona salutis nam redit ad vitam novus et interit vetus Adam — leoninische Verse. Den Körper des Beckens umgeben 5 im Halbkreise eingeschlossene Relief-Figuren dergestalt, daß Christus mit gekreuztem Nimbus schwebt über Wellen, mit der einen Hand segnend, Inschrift: baptizatur XPC (Christus); sodann Johannes. Inschrift: batistat Johannes; Petrus, Paulus und fliegende Engel, Inschrift: angelus domini. Eine Seltenheit sind romanische Chorschränke von Stein. Vor etwa 50 Jahren hat der Küster die metallenen Grabdenkmäler der Fußböden ausgebeutet. Der „geradlinigte" östliche Abschluß der 3 Schiffe des Doms ist analog den englischen Kirchenbauten, da sich z. B. an dem Dom zu Ely, Peterborough, St. Albans, vom 13ten Jahrhundert an seit Verschwinden der halbrunden Apsen Analoges fand. In seiner Gesammt-Erscheinung hat der Dom Lombardisches, während der achteckige Kuppelthurm über der Kreuzvierung an rheinische Bauten, z. B. die Kirchen zu Neuß, Sinzig, die Andreaskirche zu Cöln erinnert, ähnlich dem Kuppelthurme der Ludgerikirche zu Münster aus späterer Zeit. Die meisten der 32 Fenster im Dome zu Osnabrück sind vermauert, der Kreuzgang ist ebenfalls interessant.

Ich weiß nicht wie es kommt, ist es eine bloße Ideen-Täuschung, oder bietet die Wirklichkeit in Wahrheit so viele Anknüpfungspunkte der Erinnerung: aber die ganze Gegend um Osnabrück, aber vielmehr von Osnabrück bis zur Weser und dann diese aufwärts gen Süden zu, mahnt mich unwillkürlich mehr als andere Lande an den Entwickelungskampf, den die Geschichte im Mittelalter zwischen eigene Nationalität und Romano-Manie, zwischen Natur und Kunst dem Principe nach, praktisch zwischen Ideologie und den Anfängen der Industrie (Ritterthum und Cleerokratie den Städten gegenüber) bestand. Die bewaldete Kuppen mit Burgruinen neben den verkommenen Flecken von Lutherlo in der Lüneburger Haide bis zu Prüm in der Eifel ist Ein Kirchhof, möchte ich sagen, für die Thaten besonders der Karolinger und der sächsischen König-Kaiser, sobald auswärtige Feinde ihnen Ruhe ließen: hier wurde die Macht der aufsässigen Vasallen gedämpft. In Lutherlo stand Lothar's Wiege, Prüm war (außerdem sich auch daran die Namen Pipin's und Karl's des Großen knüpfen) die letzte Zufluchtsstätte desselben, sodann Jahrhunderte hindurch eine der glänzendsten Abteien Deutschlands. Dabei ähneln jene merkwürdigen Felsenmonumente um Osnabrück den noch bislang nicht genugsam gepriesenen gezackten Thalgründen der Eifel, von reißenden klaren Forellen-Bächen durchströmt, nebst den teichförmigen Seen vulkanischen Ursprungs (Maare), zumal im Kyllthale, den ragenden Bergkämmen, den Schlössern, Kirchen und z. Th. verfallenen Klöstern die Menge. Dort liegt in dem ringsumher mit Hochwald bewachsenen Thalkessel noch der stattliche Palastbau mit Kirche der alten Abtei Prüm: ein oder der andere Grabstein giebt noch Kunde von der großen Vorzeit. Von der Höhe des gegenüberliegenden Berges wird Trier erblickt, der Abglanz der weltbeherrschenden Roma damals wie auch jetzt es sein wollend, diese Augusta Trevicerum tacitëischer Zeit — etwas Traumhaftes, eine Mischung monumentalen Größe und idyllischer Anspruchslosigkeit: jetzt Ludwig Simon's liberale Residenz dabei! Die Stadtmauern sind rasirt — jetzt fall auch einem alten Stadtthor mit überaus merkwürdigem Basrelief, Christus zwischen dem Apostel Petrus und dem Bischofe Eucharius mit der Umschrift: „Trevericam plebem dominus benedicat et urbem" (ganz das alte Stadtsiegel), das Garaus gemacht werden, trotz des Frankfurter Architekten Reichensperger's sogenannte „obskuren" Anti-Bemühungen! Die Porta Nigra indessen wird allzu mundgerecht erhalten: sie stammt zweifelsohne aus den letzten Tagen der Römerherrschaft und war zugleich Befestigungs- und Triumphthor. Die Völkerwanderung wird die Möchtel-Bearbeitung der gigantischen Blöcke verhindert haben. Dabei sind hier ansehnliche Ueberreste eines Kaiserpalastes, eines Amphitheaters und einer Basilika, so daß keine Stadt diesseits der Alpen und selbst jenseits, außer Rom, mit Trier in die Schranken treten dürfte. Überall, selbst noch in einer Entfernung von 5—6 Stunden, gräbt man Ueberreste römischer Luxus-Bauten, Mosaikböden, geschliffene Steine, Skulpturen aus. In den sogenannten „Bädern" von Trier hat man kaum erst ein Drittel und doch schon 36 verschiedene Sorten von großentheils kostbaren Marmorplatten zu Tage gelegt. Die feinste Kritik aller dieser Schätze giebt indessen das „tu regere imperio populos Romane memento!" — so der Altzeit bauenden Sklaven.

Digitized by Google

im Mittelalter freie Männer! Der Dom zu Trier ist eine Einschachtelung der Architektur beider Perioden ineinander — auch hier hat man wie an dem Dome zu Osnabrück die Schallöcher an den Vordertheilthürmen „vermauert", vgl. des Trier'schen Architekten „Chr. W. Schmidt Werk über die Alterthümer Trier's". Auf Kosten des Königs soll nun auch die römische Basilika, im Mittelalter ein kurfürstliches Schloß und dann eine Caserne, ihrer ursprünglichen Gestalt wiederum entgegengeführt werden.

Nachträglich können wir uns nicht verhehlen, noch einige Worte über das Verhältniß des oben erwähnten Hannover'schen Freihafens Geestemünde zu dem Bremen gehörigen Hafenorte Bremerhafen hinzuzufügen. Durch einem Vertrag, welchen das Ministerium Münchhausen noch mit der freien Hansestadt zunächst Behufs anderweitiger Regelung der militairischen Verhältnisse in jenen Hafenorten zufolge der Anlage des neuen Bremer Docks und in Beziehung auf die dort stationirte Abtheilung der sogen. deutschen Marine abgeschlossen hat, sind auch verschiedene Details, nichtsdestoweniger nicht unwichtig, geordnet worden. Es ist namentlich die Erbauung einer Brücke über die Geeste vereinbart, und soll der Bau von Hannover ausgeführt werden, Bremen auch nur ein Drittel der Bau- und Unterhaltungskosten tragen. Brückengeld wird nicht erhoben werden, obwohl es einzuziehen würde, da bei neulicher Verpachtung der Pachtpreis einer Fähre auf 1600 Thlr. Conv. und der einer andern zugleich auf 1430 Thlr. Gold ausgebracht worden ist. Bis zur Erbauung der Brücke hat Hannover an der ersteren Fähre gleichen Antheil erhalten und außerdem ist durch den Pakt bestimmt, daß die hannover'schen Schiffe in dem neuen bremerhafener Dockbassin die nämlichen Vortheile genießen, wie in dem alten. Noch ist die Fortsetzung des Bollwerks am diesseitigen Geestufer gesichert, der freien Stadt Bremen hingegen die Anlegung eines ähnlichen Bollwerks am rechten Ufer, jedoch bei Weitem nicht in der Ausdehnung des hiesigen, zugestanden worden. Ferner hat man hannover'scher Seits Bremen auf Grund des Art. IV. c. eines Staatsvertrages vom 11. Januar 1827 zum Zwecke der Erweiterung des Distrikts Bremerhafen den Erwerb eines Areals von 50—60 Morgen Kolenb. zugestehen müssen. Die Führung einer Eisenbahn event. durch bremisches Gebiet ist durch frühere Unterhandlung bereits garantirt. Die Verlängerung des Bollwerks am diesseitigen Geeströfer, so sehr erwünscht, wird gewiß demnächst in Angriff genommen werden. Im Ganzen scheint Hannover auf diese Weise unbeschadet des Vertrages mit den Zollvereinsstaaten zu Gunsten des Ortes Geestemünde, das im Laufe der Jahrhunderte emporblühen und Bremen, wenn auch nur etwas, schaden dürfte, also zu Gunsten eines hannover'schen Orts, nicht direkte zu Gunsten des ganzen Hannovers speculirt zu haben.

Doch wenden wir uns zu unseren Gebäuden zurück. Wir haben einmal einen Abstecher nach der Eifel gemacht — warum sollten wir auch nicht ein Wörtlein über „Dortmund" sagen, da es sich der Mühe lohnt? Angestreichene Häuser mit hier und da noch gothischen Kleeblättern, Renaissance-Muschelwerk und Holzschnitzereien aus der Tünche oder, weiß Gott, welchem sonstigen Kleister, Balkone von Brettern oder Gußeisen ließen uns gewahren, daß auch hier schon der Geist der Zeit seinen Einzug gehalten hatte. Mit unsäglicher Mühe schleifte man selbst den Unterbau des letzten Stadtthores, bald noch wird das mittelalterliche Rathhaus auf dem Markte dieser mittelalterlichen Freistadt abgebrochen werden. Ein imposantes Quaderbau mit einer gewölbten Vorhalle, arkadenförmig aneinander gereihete, durch zierliche Säulchen von einander getrennte Fenstern mit Rund- und Spitzbogen, romanisch im Grundcharakter! Die 4 Kirchen würden einer Stadt ersten Ranges Ehre machen: die Dominikaner- (jetzt katholische Pfarr-) Kirche, die Reynoldi-, Petri- und Marienkirche. Die zuerst genannte ist ein Bauwerk, dessen ganze Erscheinung die spätgothische Tendenz zum Ueberkühnen zeigt: breite Räume und hohe Wölbungen mit dünnen Unter- und Widerlagen, darauf berechnet, daß prachtvolle Farbengläser die Fensteröffnungen füllen. Ein Hauptschmuck des Innern bildet ein überaus kunstreiches dreitheiliges Sakrament-Häuschen. Die 4 Füße, auf welchen das Ganze ruht, sind von 4 Löwen getragen. Die Chorstühle tragen die Jahrzahl 1497; ein eiserner Kronleuchter gothischen Stils ist bemerkenswerth. An die Kirche stößt das ehemalige Kloster, von dessen Herrlichkeit noch der in zierlichster Gothik überwölbte Kreuzgang Zeuge ist: jeder Schlußstein trägt ein Figürchen von vollendeter Kunst-Schönheit, ebenso die mit unterhöhlten Laubwerk-Guirlanden geschmückten Consolen voller Tünche. Ein Flügel ist zerstört. Was noch vorhanden, wird conservirt werden. Auch die St. Reynoldikirche ist ein spätgothisches Bauwerk. Das Baumaterial, ein Sandstein von sehr schöner gelblicher Farbe, ist schon sehr verwittert; insbesondere sind die Chorfenster mit trefflichen Glasmalereien bedroht. Hier ist fast Alles, wie es im 15ten Jahrhundert war, erhalten: die Heiligenbilder (darunter ein schönes Madonnenbild über der Sakristei), der Altar, das Evangelienpult, ein herrlich gegossener Taufstein von 1469, und das Sakramenthäuschen. Hier ist ebenfalls viel getüncht. An den beiden Wandpfeilern halten der heil. Reynold und Karl der Große Wacht, mit ihren Schwertern gleichsam das Heiligthum schützend. Alle protestantischen Kirchen, älter als die Reformation, haben in der Regel Sehenswerthes, mehr denn katholische: das macht der Kampf des Romanismus und Jesuitismus, indem der gothische, im Germanismus wurzelnde Stil gleichsam blind überrannt ward, und nahmen sofort die pseudo-antiken Bildungen die Stelle ein. Die kostbaren Glasmalereien halten sich eben noch mühsam in Rand und Band, wenn auch den Fenstern der streng-architektonische Charakter bereits abhanden gekommen ist. Noch bemerkenswerther in baulicher Beziehung ist die kleinere Marienkirche. Das Schiff zeigt den einfachsten romanischen Stil des 12ten Jahrhunderts, das Chor den gothischen des 15ten; auch die leider beschädigten Chorfenster sind stilgerecht. Das basilikenartige Hauptschiff ist mit Kuppelgewölben überdeckt. Eine jede Haupt-Arkade theilt sich unten in zwei kleinere, deren Stützpunkte durch je 2 Säulen mit byzantinischen Kapitälen gebildet sind. Notabel ist ein Evangelien-Adler aus ciselirtem Messing, ein zweitheiliges zierliches Sakramenthäuschen und ein schöner Messing-Kronleuchter. Die alten Chorstühle von guter Arbeit, mit allerliebsten Figürchen, sind wiederum durch Oelfarbe unkenntlich gemacht. Die Petrikirche ist ein überaus melancholisches Bauwerk, verstümmelt und zerfressen, die Glasmalerei ist natürlich auch hier verschwunden. Das Mittelschiff hat die doppelte Breite der Seitenschiffe, die Thurmanlage ist grandios. Hauptaltar und Kronleuchter haben sich gewiß nicht das Alter träumen lassen. Auf jenem entrollt sich in 36 Compartimenten das Leben der Jungfrau Maria; von diesen ist der reichste der zunächst dem westlichen Eingange befindliche. Die ge-

Digitized by Google

krönte Himmelskönigin im Strahlenglanze steht inmitten 11 Armen, welche als zierliches Ast- und Laubwerk in gothischer Weise sich gestalten. Hätte ich den Dortmundern einen Rath zu ertheilen gehabt, so wäre er dahin gegangen, daß sie mit dem Einreißen, eben wie die guten Osnabrücker mit dem Vermauern, inne halten mögten.

Doch um nicht noch weiter seitwärts zu streifen, wollen wir abbrechen. Etwaige Berichtigungen von Seiten Solcher, die wirklich Kunstverständige sind, werden dankbar unter meiner Adresse in der Expedition d. Bl. entgegengenommen. Dasselbe sei in Betreff meines Aufsatzes: „Celle, eine famose Stadt", in d. Bl. Nr. 75 ff. 1851 gesagt. Mäkeleien von Wem auch immer, im Fall sie keinen Grund unter den Füßen haben, werden ignorirt.

Geschrieben auf der Durchreise durch Hamburg, Neujahr 1852.

Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation. Herausgegeben von einem Verein von Freunden des Volkes und Vaterlandes. Eingeführt von Ernst Moritz Arndt. Erster Band. Leipzig: Avenarius & Mendelssohn. 1851.*) XIV und 705 Seiten. Gr. 8.

„Die „Germania", heißt es im Prospect, will nach einem encyklopädischen Plane, jedoch in der freien Form selbstständiger, in sich vollkommen abgeschlossener Abhandlungen und ohne eine streng vorausbestimmte Reihenfolge das deutsche Nationalleben in Vergangenheit und Gegenwart, so wie in seinen wichtigsten Zielpunkten für die Zukunft, zur Anschauung bringen." Sie liefert: Schilderungen des deutschen Landes; Darstellungen des deutschen Volkes; Uebersichten aus der politischen Geschichte Deutschlands; Belehrungen über die socialen, gewerblichen, religiösen und kirchlichen Zustände des Vaterlandes nach allen ihren Richtungen, über die Leistungen des deutschen Geistes in Kunst und Wissenschaft; ferner kleine Bilder von Personen und Zuständen.

Voran gehen die Worte, „mit welchen vor Jahresfrist der ehrwürdige E. M. Arndt die Ankündigung der „Germania" begleitete, ihr gleichsam die Weihe seines Segens auf den Weg gab." Dies sind ermahnende, hoffnungsvolle Worte, den Unglück weissagenden und verzweifelnden entgegengesetzt, die Heeren im Jahre 1810 in dem von Perthes in Hamburg begründeten „Deutschen Museum", das sich nur eines kurzen Daseins erfreute, bei seinem Erscheinen sprach. Die Herausgeber haben dann eine Uebersicht Dessen, was in dem vollendeten ersten Bande (das erste Heft des zweiten ist auch bereits ausgegeben) geleistet worden, mitgetheilt. Nicht um uns die Anzeige des Werkes bequem zu machen, sondern weil wir nicht kürzer und genügender über den Inhalt zu berichten wissen, lassen wir diese Uebersicht hier folgen.

„Die Kenntniß des deutschen Landes ist in deutsch gründlicher Weise eingeleitet worden durch Zurückgehen auf dessen innere und äußere Bodenverhältnisse, deren mannichfache Gestaltung und Abwechslung, deren Einfluß auf die gesammten Culturverhältnisse des Landes der bekannte Geolog B. Cotta geschildert hat.

Das deutsche Volk wird Gegenstand einer ethnographischen Betrachtung zunächst in seinen Mischungen mit den Völkern des römischen Weltreiches (von W. Hoyd), als wesentliches Bildungselement jener vielen Völkerschaften, die auf den Küsten Albions, im großen Frankenreiche und in dessen zahlreichen Nebenstämmen die Träger der occidentalischen Cultur wurden.

Deutschland selbst, wie es sich in Sitte und Bildung, in Wissenschaft und Kunst eigenthümlich gestaltet, hat in mehrfachen Darstellungen seinen lebendigen Ausdruck gefunden: in dem von K. B. Stark entworfenen Bilde Albrecht Dürer's und seiner Zeit spiegelt sich ein ganzes reiches Stück deutschen Mittelalters mit seinem reformatorischen Drange in Kunst, Religion und Politik, mit seinen Volks- und Gesellschaftszuständen; die Schilderungen des deutschen Universitätslebens (von L. Bechstein) — die in diesem Bande durch das Mittelalter bis an die Schwelle des gegenwärtigen Jahrhunderts herangehen und im nächsten bis auf die neueste Zeit fortgesetzt werden sollen — führen den deutschen Studenten vor, diesen eigenthümlichsten Typus deutschen Geistes und deutscher Sitte, und in den Deutschen Denkmälern (von W. Stricker) sehen wir, gleichsam versteinert und über den Strom der Vergessenheit hinausgerettet, die ganze deutsche Geschichte in ihren wichtigsten Momenten und ihren bedeutendsten Trägern abgebildet. Das Feld der eigentlichen Biographie und der vergleichenden Charakteristik — der Personification allgemeiner nationaler Culturrichtungen — hat bislang noch nicht in dem Umfange angebaut werden können, wie dies im Plane der „Germania" liegt und in den künftigen Bänden jedenfalls geschehen wird. Nur zwei kleinere Skizzen vertreten dieses Gebiet: die eine das frische Andenken eines kürzlich verstorbenen vaterländischen Dichters, Gustav Schwab, aufbewahrend, die andere in der Charakteristik und Lebensschilderung der beiden Mose ein Seitenstück zu der Unsicherheit unserer gegenwärtigen Rechtszustände und ein Vorbild der Standhaftigkeit in Vertheidigung des Rechts darbietend. Unmittelbarer an die Gegenwart Deutschlands, ihre ethischen Gebrechen und ihre nationalen Bildungsbedürfnisse treten die Abhandlungen von W. Gwinner über die innere Mission in Deutschland und von F. A. W. Diesterweg über deutsche Nationalerziehung heran. Der letzte dieser beiden Artikel stellt als nächstes Ziel der Erziehung die Weckung eines wahrhaft deutschen Nationalgeistes auf und weist die Mittel zu diesem Zwecke an; der erste dringt auf die Nothwendigkeit einer ethischen Wiedergeburt des ganzen lebenden Geschlechts in Haus und Schule, Staat und Kirche und stellt dies als Aufgabe einer Religion der Zukunft dar, deren Keime er in Deutschland vorgebildet erblickt. Nach ganz anderer Seite hin liegen die von den Lichtfreunden und den Freien Ge-

*) Auf dem Umschlage lautet der Titel etwas ausführlicher so: „Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation nach ihrer fortschreitenden Entwicklung in Staat und Kirche, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, Sitte und Volksleben mit Rücksicht auf die Natur- und Culturverhältnisse des Landes. Zur Förderung deutschen Sinnes und deutscher Einheit u. s. w."

Digitized by Google

meinden angestrebten Zukunftsgestaltungen des deutschen Protestantismus, eine Entwickelungsphase des deutschen Geistes, welche ebenfalls in diesem Bande ihre Darstellung und Kritik durch H. Pröhle gefunden hat, so daß hier zwei der wichtigsten Richtungen unserer religiösen Gegenwart dicht nebeneinander zur Anschauung gebracht sind.

Aber nicht blos die idealen Interessen, wie sehr auch deren Bevorzugung heutzutage wieder von Vielen als eine „schöne Eigenthümlichkeit" des deutschen Geistes gepriesen werden möchte, haben hier ihre Vertretung gefunden, sondern ebenso sehr die materiellen. Auch auf diesem Gebiet ist Dasjenige in den Vordergrund gestellt worden, was mit Recht das Fundament unserer ganzen materiellen Cultur genannt werden mag: die deutsche Landwirthschaft. Ihre Entwickelung von den ältesten Zeiten an bis zum 19. Jahrhundert ist Gegenstand einer Abhandlung von Ch. E. Langethal, als deren zweiter Theil eine Darstellung des gegenwärtigen Standes der deutschen Landwirthschaft im zweiten Bande folgen wird. Ergänzend schließt sich daran J. A. Stöckhardt's Aufsatz über die Fortschritte der Chemie, besonders der Agriculturchemie in Deutschland.

Vor allem reich bedacht ist natürlich das Fach der Politik und der politischen Geschichte. Die „Germania" trat gerade in dem Momente ins Leben, wo die letzten Hoffnungen der constitutionellen Einheitspartei in Deutschland auf den Conferenzen zu Warschau, Olmütz und Dresden zu Grabe getragen wurden. Was Wunder, wenn dieses Thema in ihr vielfach und in allerlei Variationen anklingt, wenn hier (unter der Chiffre P. A.) das Verhältniß der beiden deutschen Großstaaten zu einander und zum übrigen Deutschland besprochen wird, dort (von P. Pfizer) der Gegensatz von Nord- und Süddeutschland, wieder ein anderes Mal (von A. L. v. Rochau) das Uebel der deutschen Kleinstaaterei sammt den Mitteln seiner gründlichen Abhülfe; wenn wir von der einen Seite auf die Geschichte der verschiedenen deutschen Kaiserdynastien und ihre Bestrebungen für die Einheit des Reichs (durch den Aufsatz Dr. Abel's) hingewiesen und am Schlusse dieser Betrachtung gleichsam an die Grabesstätte des deutschen Reichs geführt werden, und dann wieder eine andere Hand (K. Biedermann) uns eine neue Reihe deutscher Einheitsbestrebungen eröffnet, welche bis zur Gegenwart herab fortgeführt werden soll und in denen nicht mehr blos, wie dort, die Kaiser- und Fürstengeschlechter, in denen auch das Volk seinen Antheil an der Zukunftsgestaltung des Vaterlandes verlangt und wenigstens vorübergehend erhält. Selbst die Untersuchungen R. Köstlin's über die Fortschritte des deutschen Strafrechts in Theorie und Praxis spitzen sich wesentlich zu in der Betrachtung des Wechselverhältnisses von gemeinem oder nationalem und particularem Recht, von Reichs- und Landesgesetzgebung.

Natürlich durften die innern Verfassungskämpfe Deutschlands nicht unberührt bleiben, und wenn die Entwickelung des parlamentarischen Lebens in Deutschland (von K. Biedermann) nur den Kreis modern-constitutioneller Verfassungen von 1806—51, die Charakteristik des Ministeriums Bekk in Baden aber, von L. Häusser (die sich als Anfang einer Folge von Charakteristiken deutscher Märzministerien ankündigt), nur die letzten drei bis vier Jahre umschließt, so bringt dagegen die Geschichte der Rechts- und Staatsverfassung Kurhessens (von K. W. Wippermann) auch jene fernen Zeiten in Erinnerung, wo zuerst ständische Verfassungen in Deutschland entstanden, und das mannhafte Auftreten dieser ältern Stände in ihren Streitigkeiten mit den Landesherren, wie es hier geschildert wird, widerlegt schlagend die Behauptungen Derer, welche die constitutionellen Forderungen einer Beschränkung des absoluten Fürstenwillens gern als die Ausgeburt modernen Lügengeistes darstellen möchten.

Für die Beziehungen Deutschlands nach außen wies uns die nächste Gegenwart mit schmerzlicher, aber unabweisbarer Gewalt auf die brennendste Wunde des Vaterlandes hin, auf Schleswig-Holstein. Nur ein zweifelhafter Trost war es, wenn in den „Deutsch-dänischen Wechselwirkungen" (von W. Stricker) der Glanz einstiger Großthaten der Deutschen erneuert, wenn die Befreiungskämpfe der Friesen und Ditmarsen gegen die Dänen geschildert, wenn die Gestalten Jürgen Wullenweber's und Marcus Meier's, jener kühnen Besieger der Könige des Nordens, vorgeführt wurden, denn um so niederdrückender erschien im Vergleich zu jener ruhmvollen Vergangenheit die ruhmlose Gegenwart —; besseren Trost gewährte schon die Geschichte der schleswig-holsteinischen Marine in den Jahren 1848, 1849, 1850 (von Ch. J. Wurm), dieser Marine, welche, aus dem Nichts geschaffen durch die muthvollen und beharrlichen Anstrengungen eines kleinen, aber tapfern und zähen Stammes, mit der altbewährten und gefürchteten dänischen Seemacht glückliche Kämpfe bestand und die deutsche Flagge zuerst wieder siegreich auf dem Meere wehen ließ.

Wohl bezeugten jene „Deutsch-dänischen Wechselwirkungen" zugleich die Herrschaft deutscher Kunst und Wissenschaft, deutscher Gelehrter und Staatsmänner über das halbgermanische dänische Inselvolk, und die Bewunderer der idealen Macht und Superiorität deutschen Geistes mögen hieraus, wie aus der „Statistik der deutschen Presse außerhalb Deutschlands" (von W. Stricker) neue Beweise schöpfen für die Vielbeweglichkeit, innere Lebenskraft und kosmopolitische Mission jenes Geistes, mögen vielleicht sogar darüber die Verwahrlosung unserer eigentlich nationalen Interessen, die Dürftigkeit und Trostlosigkeit unsers heimischen Nationallebens vergessen — die „Germania" steckt das Zukunftsziel der großen deutschen Nation höher und hat überall, wo sich Anlaß dazu bot, auf dieses Ziel mit ernst mahnender Stimme hingedeutet."

Die verschiedenartigsten Ansprüche, man kann es aus der mitgetheilten Uebersicht der Abhandlungen ersehen, werden bei der Lectüre des Werkes sich befriedigt finden; die Herausgeber haben dafür gesorgt, daß jedem Leser ihn vorzugsweise Ansprechendes sich darbiete. Die bedeutende Zahl der Mitarbeiter macht es schon zur Bedingung, daß große Mannigfaltigkeit des Stoffes und der Behandlung desselben vorherrscht; jeder Aufsatz erhält dadurch sein Eigenthümliches, wenn auch in keinem die Berücksichtigung des Zweckes der Unternehmung zu verkennen ist. — Nicht um ihnen eine Stelle vor den übrigen anzuweisen, sondern weil sie unsere Theilnahme besonders gewonnen, heben wir hervor die Leistungen von Stricker: „Die deutschen Denkmäler" (— der hamburgischen, dem Grafen Adolf IV. von Schauenburg, Büsch und Reimarus, Männern der Wissenschaft und des Volks, errichteten, ist nicht gedacht —) und „Die deutsch-dänischen Wechselwirkungen;" von Bechstein: „Deutsches Universitätsleben;" von Biedermann: „Die Versuche zur Einigung Deutschlands seit der Auflösung des Reichs;" von Wurm: „Schleswig-Holsteins Kriege-

Digitized by Google

marine;“ von Stark: „Albrecht Dürer und seine Zeit;“ von Dieſterweg: „Deutſche Nationalerziehung;“ von Langethal: „Geſchichte der deutſchen Landwirthſchaft.“

„Für den nächſten Band,“ bemerken die Herausgeber, „wird es die Hauptaufgabe der Germania ſein, neben der Fortſetzung und Vollendung der im erſten begonnenen Arbeiten namentlich denjenigen Fächern ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden, welche bisher, bei der Ueberfülle des von allen Seiten herzudrängenden Stoffs, noch keine oder nur eine ungenügende Vertretung finden konnten. So wird beiſpielsweiſe auf kirchlichem Gebiete on die vorzugsweiſe dem Proteſtantismus zugewandten Darſtellungen (welche ihrerſeits auch eine Erweiterung durch Hereinbeziehung der ſo wichtigen Kirchenverfaſſungsfrage und ihrer verſchiedenen Phaſen erfahren ſollen) eine Entwickelung des Katholicismus in ſeinem Wechſelverhältniß mit dem deutſchen Geiſte ſich anreihen, weiterhin aber, beide ergänzend, eine Schilderung der Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland hinzutreten; auf materiellem Gebiete ſoll neben dem gegenwärtigen Stande der Landwirthſchaft auch der Stand der Gewerbe und des Handels, die Handelspolitik und Handelsgeſetzgebung unſers Vaterlandes zur Beſprechung gelangen; die ſocialen Zuſtände der arbeitenden Claſſen werden in mehrfacher Weiſe uns beſchäftigen, und ebenſo werden wie die Bildung des Volks theils im Allgemeinen, in der geſchichtlichen Entwickelung des deutſchen Erziehungsweſens, theils im Einzelnen — z. B. nach der körperlichen Seite hin im Turnweſen, nach der geiſtigen im Volksſchriftenweſen — weiter verfolgen. Auch die Entwickelungsgeſchichte der deutſchen Sprache, dieſes lebendigſten Keimpunktes unſerer Nationalität, ſowie der deutſchen Poeſie in einzelnen ihrer Hauptrichtungen, gedenken wir in dieſem Bande den Leſern der „Germania“ vorzuführen. Natürlich werden die übrigen Fächer, namentlich das politiſche und geſchichtliche, nicht vernachläſſigt werden.“

(Das zweite Heft des zweiten Bandes enthält: Die chriſtlich germaniſche Staatslehre, ihre Bedeutung in der Gegenwart, ihr Verhältniß zum geſchichtlichen Chriſten- und Germanenthum, von H. v. Sybel; Skandinavien, Deutſchlands Stammverwandter und Nachbar, von E. M. Arndt; Deutſches Univerſitätsleben, dritter Artikel, vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zur Begründung der deutſchen Burſchenſchaft, von L. Bechſtein.)

Die „Germania“ erſcheint in Lieferungen von 4 bis 5 Bogen; 10 derſelben bilden einen Band. Papier und Druck von F. A. Brockhaus ſind ausgezeichnet ſchön. H.

Miscellen.

Der Commodore eines engliſchen Wallfiſchfängers Interpid, Robert Martin, hat jüngſt eine, in Bezug auf die noch immer verſchollene Expedition von Sir John Franklin wichtige, gerichtlich atteſtirte Erklärung, im Weſentlichen folgenden Inhalts, abgegeben: „Daß er ſich am 22. Juli 1845, im 75° 10'' Breite- und 66° W. Länge und bei ruhigem Wetter, circa 15 Minuten mit ſeinem Schiffe in der Nähe des Erebus und des Terror befanden und während dem mit Sir John Franklin unterhalten habe; daß derſelbe ihm auf ſeine Frage, wie es um ſeinen Proviant ſtehe, erwiedert: er ſey reichlich auf 5 Jahre verſorgt, und würde es, wenn nöthig, ſo einrichten können, daß er 7 Jahre ausreiche; er würde ſich keine Gelegenheit entgehen laſſen, um ſeine Vorräthe noch durch ſeine Schützen zu mehren, da er reichlich Pulver und Blei habe; ſo habe er bereits mehrere Fäſſer einer Gattung Vögel, faſt ſo groß und eben ſo wohlſchmeckend wie junge Tauben, und ſtets in ſolcher Menge bekommen, daß auf einen Schuß bei vierzig fielen, einpökeln laſſen. Am 26. oder 28. Juli ſpeiſ'ten mehrere der Officiere, die Sir John auf die Jagd ausgeſandt hatte, bei dem Herrn Robert Martin an Bord ſeines Schiffes. Sie ſagten, daß ihre Expedition wohl vier bis fünf, ja vielleicht ſechs Jahre dauern könne, indem man entſchloſſen ſey, ſo weit als irgend möglich vorzudringen. Zunächſt wolle man ſich nach einem paßlichen Winterlager umſehen, und im Frühjahr die Fahrt fortſetzen, und es ſo von Jahr zu Jahr halten. Herr Robert Martin ſollte den andern Tag bei Sir John ſpeiſen, mußte dieſe Einladung aber ablehnen, weil der Wind umgeſprungen war. Er behielt den Erebus und den Terror, die arben einem Eisberge lagen, noch zwei Tage in Sicht, und das Wetter blieb der Jagd auf die Vögel noch zehn Tage lang günſtig. Dieſe Gattung Vögel werden nach der Ausſage des Herrn Martin nicht an all den Orten des Wallfiſchfangs gefunden, erſcheinen aber an den Plätzen, die ſie zur Nahrung und zum Brüten beſuchen, in großen Flügen. Er ſelber hatte deren in großer Menge geſchoſſen, und dieſe hielten ſich in der Davisſtraße volle drei Monate lang, ſo daß der letzte noch eben ſo genießbar war als der erſte.

Der Builder giebt folgende Beſchreibung von der Villa Barnum's zu Bridgeport, in Connecticut. Sie iſt im gemiſchten byzantiniſchen, maureſchen und türkiſchen Styl gebaut, und hat eine Fronte von 124 Fuß, während die Flügel irregulair zurückliegen und an beiden Enden Gewächshäuſer mit einem Kuppeldache haben. Das Hauptgebäude beſteht aus drei Stockwerken, deren jedes mit großen Verandahs, von Säulen getragen und mit Minarets darüber, verſehen iſt. Beim Eintritt in die Halle und ungefähr in der Mitte, befindet ſich eine Windeltreppe mit einem aus ſchwarzem Wallnußholze geſchnitzten Geländer, die, ſich allmählig verengend, zu dem Obſervatorium in der mittleren Kuppel führt. Die Niſchen der Treppe ſind mit Marmor-Statuen geſchmückt, die man von Florenz hat kommen laſſen. Dem Fuße der Treppe gegenüber, gelangt man durch große Flügelthüren zu dem Geſellſchaftsſaal, deſſen Wände tapezirt ſind, und die auf den Hauptpanelen die vier Jahreszeiten repräſentiren. Die Decke hat ein Simſ von Arabesken in Weiß und Gold. Die Kaminge ſimſe ſind von italieniſchem Marmor, das Mobilier von Rosenholz. Der Speiſeſaal hat als Grundfarbe die der dunklen engliſchen Eiche; auf den Paneelen der Wände ſind die ſchönen Künſte: die Muſik, die Malerei und die Poeſie abgebildet; die Decke hat ein vergoldetes Simſ, und das Mobiliar iſt von ſchwarzem Wallnußholze. In der chineſiſchen Bibliothek ſind die Wände mit chineſiſchen Landſchaften in Oel gemalt bedeckt, und iſt die ganze Einrichtung in chineſiſchem Geſchmack.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenſtraße No. 6. Expedition ebendaſelbſt.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 6. Mittwoch, den 21. Januar. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Maßliebchen ..... Seite 41
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 41
Ueber Heraldik, nach J. Planche's neuerem Werke ꝛc. ..... „ 43
Literatur:
Bemerkungen über die Rechtsmittel im französischen Strafverfahren, mit besonderer Rücksicht auf das bayerische Gesetz vom 10. November 1848, von A. Friedrich ..... „ 45
Antiquarische Briefe von A. A. Böckh, J. W. Loebell, Th. Panofka, F. von Raumer und H. Ritter ..... „ 46
Launen und Spiele des Schicksals ..... „ 48
Miscellen ..... „ 48

Maßliebchen.

Durch die bunten Blumenreihen
Still ein Gärtnermädchen geht;
Fragt nicht nach dem Abendwinde,
Der ihr schwarzes Haar durchweht.

Schwarzes Haar und braune Augen!
Braun der Nacken, braun die Hand,
Drauf des Südens heiße Sonne
Unbarmherzig hat gebrannt!

Träumend geht sie dort vorüber,
Wo die vollen Rosen blüh'n
Und die rothen Lilien läßt sie
Einsam auf den Beeten glüh'n.

Dort rest, wo Maßliebchen schüchtern
Aus dem grünen Grase seh'n,
Bleibt das braune Gärtnermädchen.
Wie gebannt erröthend steh'n.

Und sie pflückt das kleine Blümchen,
Zupft die Fähnen aus und spricht:
„Liebt mich, — über alle Maßen, —
Ein klein wenig. — — ach! gar nicht!.

Hugo Goeeing von Walterehausen.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

So fällt also die Grundlage des Banketts und mit ihr dieses selber weg. Auf gut logisch könnte die Discussion hiemit schon ihr Ende haben, wie wollen jedoch noch nachweisen, daß das Bankett, in seiner Hauptsache fabelhaft, dieses auch noch in seinen Nebenumständen ist; denn Sillery und Lafource, welche den lärmenden Provocirungen Malville's, Antiboul's, Ducos, Fonfrede's und Duchatel's zu einer verstellten Fröhlichkeit und einer erborgten Gleichgültigkeit entsprochen haben sollen, haben sich nicht in der Conciergerie, sondern im Luxemburg befunden. Man hatte sie, wie wir es schon anderweitig erwähnt haben, als ihre Gefährten am 6. October nach dem erstgenannten Gefängnisse transportirt wurden, Krankheits halber in dem letztgenannten zurücklassen müssen.

Daß Sillery und Lafource bis den 31. October, den Tag ihrer Hinrichtung, das Luxemburg nicht mehr verlassen haben, ist erwiesen. *)

Es ist also durch authentische und unverwerfliche Thatsachen a priori, wie man im Schulstyl sagt, offenbar, daß kein Bankett hat statt finden können; nun wollen wir noch durch andere, nicht minder authentische Daten den Beweis führen, daß ein solches

*) Der Herr Verfasser theilt die deßfallsigen Beweise: Gefangenregister, Hussiersattieste ꝛc. mit, wir glauben aber, ohne Nachtheil des Ganzen, minder speciell seyn und uns die Auslassung von unerheblichen Nebendingen erlauben zu dürfen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

auch in der That nicht stattgefunden hat. Dieses wird aus der Beschreibung der letzten Augenblicke der Girondisten, von der Stunde ihrer Verurtheilung bis zu der Stunde ihres Todes, hervorgehen.

Zwei unverwerfliche Autoritäten sollen uns die Elemente dieser Beschreibung liefern: einerseits das Bulletin du tribunal revolutionnaire, andererseits Toussaint-Riouffe, der Gefährte und Freund der Girondisten, Gefangener wie sie in der Conciergerie und in demselben Saal.

Heinrich Toussaint-Riouffe, Sohn eines Wundarztes zu Rouen, war ein sehr unterrichteter Literat, ungefähr 29 Jahr alt, und, ein wenig tollkühn, mit in den Anschlägen der Girondisten verwickelt. Er hatte Paris mit den flüchtigen Deputirten nach dem 31. Mai verlassen. „Er war", sagt Louvet, „ein wackerer junger Mann, der uns in Caen aufgesucht hatte." Am 4. October in Bordeaux verhaftet, wurde er mit Duchatel nach Paris geführt, am 16. in der Conciergerie zu Dieben in ein Loch geworfen, am 27. aber nach dem großen Saal der Girondisten versetzt.

Nach dem 9. Thermidor befreit, wurde er im Jahr 1799 Mitglied des Tribunats, und starb am 30. November 1813 zu Nancy als Präfect des Meurthe-Departements. Im Jahr 1794 gab Riouffe seine „Mémoires d'un détenu pour servir à l'histoire de la tyrannie de Robespierre" heraus, welches merkwürdige Werk nebst dem Zeugniß des exaltirtesten Enthusiasmus zu Gunsten der Girondisten sehr umständliche Daten über deren Aufenthalt und letzten Augenblicke in der Conciergerie enthält.

Der Proceß der Girondisten begann im Revolutionstribunal in dem Saale, wo gegenwärtig der Cassationshof seine Sitzungen hält, am 24. October 1793. Er währte sieben volle Tage. Nachdem die Namen des Ausschusses der allgemeinen Sicherheit von Amar abgefaßte Anklageakte auch durch denselben verlesen worden war, wurde zum Verhör der Angeklagten und der Zeugen geschritten. Chauveau-Lagarde war einer der officiosen Defensoren.

In der siebenten Sitzung, am 30. October, richtete Herman, in Folge eines Beschlusses wegen Beschleunigung der Urtheile, der denselben Morgen auf das Verlangen von Herman und Fouquier-Tinville genommen worden war, an Antonelle, dem Chef der Jury, die Frage, ob die Jury nicht schon klar genug in der Sache sähe. Auf die verneinende Antwort von dieser wurde mit dem Verhör der Angeklagten fortgefahren.

Nachmittags 2 Uhr wurde die Sitzung bis 5 Uhr ausgesetzt.

Als Antonelle um 7 Uhr die Erklärung abgegeben hatte, daß die Jury nun hinlänglich mit sich im Klaren wäre, da begaben sich die Geschworenen in ihren Deliberationssaal, ohne daß die Angeklagten mit ihrer Vertheidigung gehört worden waren.

Um 10 Uhr kehrten die Geschwornen zur Sitzung zurück, und gaben einstimmig ein bejahendes Verdict über sämmtliche Punkte und gegen alle Angeklagte ab.

„Die Angeklagten", so berichtet das Bulletin du tribunal révolutionnaire, „werden zur Sitzung zurückgeführt."

„Herman, der Präsident, liest ihnen die Erklärung der Jury vor, und zeigt ihnen an, daß sie den Antrag des öffentlichen Anklägers vernehmen sollen."

„Nachdem Fouquier-Tinville auf Todesstrafe gegen alle Angeklagte angetragen hatte, setzte er hinzu: „Ich verlange ferner, daß das Urtheil auf dem Revolutionsplatze vollzogen werde."

„Unter den Angeklagten", heißt es im Bulletin weiter, „macht sich keine große Bewegung bemerklich. Die der Sitzung beiwohnenden Bürger bewahren eine majestätische Ruhe."

„Der Präsident zu den Angeklagten. Das Gesetz gestattet Euch, gegen die Anwendung des Gesetzes, welches der öffentliche Ankläger gegen Euch angerufen hat, zu sprechen oder Euch vertheidigen zu lassen."

„Gensonne. Ich verlange das Wort in Betreff der Anwendung des Gesetzes."

— „Man hört den Ausruf: „Ich sterbe!"

„Der Tumult unter den Angeklagten nimmt zu. Mehrere rufen ironisch: es lebe die Republik! Der Präsident befiehlt den Gensd'armen, ihre Schuldigkeit zu thun und die Angeklagten fortzuschaffen."

„Indem diese den Saal verlassen, werfen sie dem Volke Assignaten zu, und rufen: kommt uns zu Hülfe, Freunde! Aber das ganze Auditorium giebt darüber seinen Unwillen kund, das Volk tritt die Assignaten mit Füßen, und reißt sie unter dem Ausruf: es lebe die Republik! in Stücken."

„Die Gensd'armen führen die Gefangenen fort, bis auf einen, der auf der Estrade hingestreckt liegt."

Dieser Eine war Dufriche-Valaze, der sich mit einem Messer selbst getödtet hatte.

„Die Verurtheilten nahmen", setzt das Bulletin hinzu, „es sich heraus, beim Hinabsteigen nach der Conciergerie im Chor die vier ersten Strophen der Marseillaise zu singen, die sie auf ihre augenblickliche Lage anwenden zu dürfen meinten. Es war eilf Uhr und einige Minuten Abends am 9. Brümaire. (30. Oct.)"

Die Beschreibung des Bulletin du tribunal révolutionnaire begleitet demnach die verurtheilten Girondisten bis zu dem Eingang der inneren Treppe, die aus dem Tribunal nach dem Gefängniß führte. Dort nimmt sie nun die Erzählung Riouffe's auf, der sich in dem Gefangensaal befand.

Aber wie lautete die Variante der ersten Strophen der Marseillaise, welche die Girondisten gesungen, als sie von den Gensd'armen fortgeführt wurden, und die sie, wie das Bulletin besagt, auf ihre augenblickliche Lage anwenden zu können glaubten?

Folgendermaßen, nach Riouffe, der sie hatte singen hören:

„Allons enfants de la patrie
Le jour de gloire est arrivé,
Contre nous, de la tyrannie
Le couteau sanglant est levé."

Hierauf reduciren sich die Lobgesänge, welche die Girondisten der Legende nach Frankreich und der Freiheit dargebracht haben sollen.

Man muß sich überall sehr hüten, die schwulstige Redeweise der Revolutionaires buchstäblich zu nehmen. Lobgesänge anstimmen war eine hochtrabende Phrase, die sie häufig und überall gebrauchten, ob sie eine Bedeutung hatte oder nicht.

Real, der Defensor Goulin's, eines der Mitglieder des Nanteser Revolutionsausschusses, sagte zu ihm, indem er ihn in seinem Vortrage apostrophirte: „O Goulin, wenn Du die Brücken von hier überschreiten wirst, so vergiß nicht, einen Lobgesang anzustimmen!"

Der gute alte Dufraisse, derselbe, der den Antrag gemacht hatte, den Tuileriengarten mit Kartoffeln zu bepflanzen, läßt die Pariser auch in einer Beschreibung von der Einnahme der Bastille

Digitized by Google

Hymnen anstimmen. Alles dieses ist nichts weiter als ein, Rousseau und Diderot nachgeahmter, Schnickschnack. Es sind selbst da keine Gesänge gesungen worden, wo dieses von Schriftstellern gesagt worden ist, noch weniger, wo diese solchen Umstandes nicht erwähnt haben.

Die Girondisten stiegen auf einer Treppe in der Conciergerie zu dem Revolutionstribunal, dem Saal des heutigen Cassationsgerichts und vor 1790 die große Parlamentskammer, hinab. Diese Treppe ist noch jetzt vorhanden, wird aber nicht mehr benutzt und liegt verwahrlos't.

Am Fuße dieser Treppe, in der Conciergerie und gegenüber, befand sich die Thüre der Kapelle, eine Thüre, die gegenwärtig außer Brauch gesetzt und nach Innen durch einen Beichtstuhl maskirt ist.

Diese heutige Kapelle, die das auch vor der Revolution gewesen ist, hat den Girondisten zum Gefängniß gedient. Es ist ein Bau aus dem siebenzehnten Jahrhundert, geräumig, hoch, hell, und der mindestens hundert Personen fassen kann. Dorthin hatte man Riouffe am 27. October gesetzt; von dort aus hatte er die ersten Strophen der Marseillaise gehört, welche die Girondisten im Chor gesungen, als sie von dem Revolutionstribunal herunter kamen; dort hat er mit ihnen die Nacht zugebracht, und man wird aus seiner Erzählung sehen, daß weder ein Festschmaus stattgefunden hat, noch philosophische Reden gehalten worden sind.

„Sie (die Girondisten) wurden in der Nacht vom 29. Octbr., gegen eilf Uhr, zum Tode verurtheilt," heißt es bei Riouffe in seinen Mémoires d'un detenu. „Dies Loos traf sie alle. Man hatte vergebens an eine Ausnahme für Ducos und Fonfrede, die sich wohl selbst einige Hoffnung gemacht haben mochten, geglaubt."

„Das Zeichen, welches sie uns versprochen hatten, patriotische Gesänge, wurde gegeben. Alle erhoben gleichzeitig ihre Stimmen, um uns Freiheit eine letzte Hymne darzubringen. Die Marseillaise parodirten sie in folgender Weise:

„Contre nous de la tyrannie
Le couteau sanglant est levé, etc."

„Die ganze gräuliche Nacht hindurch erscholl ihr Singen, und wenn sie einmal pausirten, so geschah das, um sich über ihr Vaterland zu unterhalten, und zuweilen auch, um einen witzigen Einfall von Ducos anzuhören."

„Es war dies das erste Mal, wo so viele außerordentliche Männer in Masse gemordet wurden. Jugend, Schönheit, Genie, Tugenden und Talent, kurz Alles, was es nur Interessantes unter den Menschen giebt, wurde mit einem Schlage vernichtet. Wenn Kannibalen Repräsentanten hielten, sie würden solch ein Attentat nicht begehen."

„Wir waren durch ihren Muth in eine solche Aufregung gerathen, daß wir den Streich erst lange nachher empfanden, als er geführt worden war."

„Wir traten hoch auf, und triumphirten innerlich, zu sehen, daß solch schönem Leben kein schöner Tod abging, und daß sie die einzige Aufgabe, die sie noch auszurichten hatten, wohl zu sterben, in einer würdigen Weise erfüllten."

„Als dieser, dem ihrigen entlehnte, Muth sich aber abgekühlt hatte, da empfanden wir, welchen Verlust wir erlitten hatten. Wir verfielen in Verzweiflung. Man zeigte einander weinend die elende Lagerstätte, von welcher sich der große Vergniaud erhoben hatte, um, die Hände auf dem Rücken gebunden, sein Haupt auf's Schaffot zu tragen. Valaze, Ducos und Fonfrede standen uns immer vor Augen. Die Stätten, wo sie geweilt, wurden der Gegenstand einer religiösen Verehrung, und selbst die Aristokratie nahm begierig und ehrerbietig die Betten in Augenschein, in welchen diese großen Männer geruht hatten."

Das kann man schon Details nennen und recht präcise Details! Aber wo bleibt da das Bankett?

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Heraldik,

nach J. Planche's neuerem Werke: „The Pursuivant of Arms; or Heraldry founded upon Facts.

(Aus dem Athenaeum.)

Die Heraldik oder Wappenkunde wurde von unsern Vorfahren für eine höchst ehrwürdige und erhabene Wissenschaft gehalten, weil sie mit nichts Geringerem als Staaten und Reichen bekannt mache, sich mit Rittern und Edeln, Königen und Kaisern beschäftige, und sich eines Alterthums rühmen könne, das weit über die Ansprüche von Moliere's Antiquar hinaus reiche, der sich damit begnügte, vom Anfang der Sündfluth auszugehen. „Mit dem Himmel will ich beginnen," heißt es im Buche Sct. Alban's, „wo es fünf Ränge von Engeln gegeben hat, nun aber deren nur vier, geschmückt mit vielen Edelsteinen, im Cote armoirs verzeichnet stehen." Schon Adam hat, nach Sylvanus Morgan, sein Wappen gehabt, und zwar ein schlichtes rothes Schild, mit einem weißen oder silbernen Schildlein in der Mitte, als ein Anspruchswappen, weil Eva eine Erbin war. Und mit welcher Herzensfreude haben die Leighs, die Holmes und die Feenes die Wappen all der versündfluthlichen Häuser bestimmt! Dem Jubal haben sie, sehr passend, „eine goldne Harfe im azurnen Felde," dem Tubal-Cain „einen silbernen Hammer mit einer Krone darüber", und der Schwester von Beiden, Naamah, als Erfinderin der Kunst zu weben, „einen silbernen Krämpelkamm im rautenförmigen rothen Felde" zugetheilt. Welch ein weites Feld bot weiter die jüdische und die profane Geschichte diesen wackeren Heraldikern für ihren Scharfsinn in der Erfindung von Wappen für alle die Könige Israels und alle die Heiden des trojanischen Krieges dar! Selbst die apocryphische Geschichte Englands wurde in Anspruch genommen, und ein Wappenkönig des Hosenbandordens, Sir William Segar, machte dem hitzigen Kriege, der sich zu Anfang der Regierung Jacobs zwischen den englischen und den schottischen Heroldikern über die Vorrittsfrage entsponnen hatte, ein Ende, indem er sehr gelehrt auseinander setzte, daß Schottland auf dem königlichen Schilde das zweite Feld einzunehmen verpflichtet sey, indem „thatsächlich" Brutus, der König von Britannien, seinem ältesten Sohn Locrine England mit einem rothen Wappen, worin ein schreitender goldner Löwe, seinem jüngeren Sohne aber Schottland, mit einem aufrechten rothen Löwen im goldnen Felde als Wappen gegeben habe.

Diese ausschweifenden Hirngespinnste waren es unstreitig, in Folge deren eine Wissenschaft, die seit länger als drei Jahrhunderten einen so hohen Rang behauptet hatte, daß ihre Kenntniß sowohl für den Gelehrten als für den Edelmann für unerläßlich

Digitized by Google

galt, so sehr in Verachtung gerathen war, daß der leichtfertige Witz des vorigen Jahrhunderts sie als „Wissenschaft von Thoren mit langem Gedächtniß bezeichnete, eine Bezeichnung, die, wie Herr Planche bemerkt, mehr Witz als Verstand verräth, indem der Mißbrauch einer Kunst bei denkenden Menschen nie deren Cultus verringern darf, und so lange nicht jede Achtung vor hohen und edlen Thaten auf Erden verschwunden ist, kann eine Kunst, die dazu beiträgt, die Erinnerung an deren Vollbringern zu erhalten, mit Recht nimmer „eine Wissenschaft der Thoren" genannt werden.

Gleich den meisten neueren Autoren, die über diesen Gegenstand geschrieben haben, fühlt auch Planche sich bewogen, der Heraldik einen ziemlich neuen Zeitpunkt anzuweisen. So viel ist gewiß, daß der eifrigste Verfechter ihres hohen Alterthums nun nicht allein die Ansprüche von Menschen vor der Sündfluth und der Patriarchen, sondern auch der Heroen des Alterthums, ja selbst der römischen Kaiser — wiewohl der Adler unstreitig als das „Ehrenzeichen" des Reiches anzusehen ist — auf das Führen von Wappen aufgeben muß. Es ist sehr die Frage, ob nicht selbst Sylvanus Morgan, wenn er gegenwärtig lebte, sich durch die Macht der Evidenz gezwungen sehen würde, seine Ansprüche auf die alte Welt fahren zu lassen. Aber hat nicht Arthur, wenn er in ächt ritterlicher Weise sich mit seinem guten Schwerdte Excaliber umgürtete, das Bildniß unserer lieben Frau auf seinem Schilde geführt, und nicht Carl der Große die Lilien Frankreichs zu seinem Wappen erkoren? Aber ach! Arthur bedeutet in der Geschichte wenig mehr als ein Name, und Carl der Große hat so wenig daran gedacht, sich ein Wappen zu wählen, daß er einmal von dergleichen Kunde gehabt, daß er sich, so viel wir wissen, stets einer Gemme von ausgezeichneter griechischer Arbeit als Siegel bediente, ein sicherer Beweis, daß es damals kein Collegium von Wappenkundigen gegeben hat. Daß viele Schriftsteller über Heraldik, wenn auch bei Ermangelung positiven Beweises, sich zu der Meinung hinneigen, Wappenschilde seyen schon Jahrhunderte vor den Kreuzzügen bekannt gewesen, ist indeß kaum zu verwundern; denn die Heraldik ist eine symbolische Sprache, und das Symbolische war das einzige Charakterzeichen des Mittelalters in dessen Beginn. Wir haben jedoch triftige Beweise, daß die Heraldik damals unbekannt war. Die Abbildungen aus dem zehnten und eilften Jahrhundert geben uns nicht ein einziges Exemplar von einem Schilde oder von einem Fähnlein mit einem Wappen, und in der werthvollsten Urkunde über die Gebräuche jener Zeit, den Bayeux-Teppichen, finden wir wohl Kreuze, Ringe, Streifen, und etwas, das einige Aehnlichkeit mit einem Drachen hat, aber nichts, was einer regelmäßigen heraldischen Figur irgend nahe käme. Auch beweis't das von Planche angeführte Zeugniß der Anna Comnena, daß die Franzosen bis zu dem Zeitabschnitte des ersten Kreuzzugs keine Wappen führten. Sie sagt, indem sie die Schilde der französischen Ritter (1081—1118) beschreibt, daß dieselbe länglich viereckigt gewesen seyen, nicht flach, sondern auswärts gerundet, und die äußere Seite von hellpolirtem Metall und mit einem so blanken messingnen Buckel in der Mitte, daß es jeden Anschauenden geblendet hätte." Ehe aber noch zwei Generationen vergangen waren, hatte jeder Monarch und jeder Edelmann sein Familienwappen auf dem Schilde gemalt und in dem Banner gestickt. Ist es demnach nicht höchst wahrscheinlich, daß die Heraldik mit den Kreuzzügen entstanden ist? Herr Planche scheint dieser Ansicht auch nicht ganz abfällig zu seyn, obwohl er die Frage aufwirft: „warum die so pünktlichen Chronikenschreiber und getreuen Schilderer der Zeit, welchen ein so wichtiger und merkwürdiger Umstand, der ihnen nach ihrem eigenthümlichen Geschmack doch so interessant als neu hätte seyn müssen, es hätten unterlassen sollen, desselben zu erwähnen." Hierauf läßt sich erwiedern, daß die große Begebenheit des ersten Kreuzzugs: die Einnahme von Jerusalem, die Gemüther der christlichen Welt so sehr beschäftigte, daß alles Andere darüber unbeachtet blieb. Europa war über die Kunde, daß das Banner Gottfrieds von den Mauern der heiligen Stadt wehe, vor Erstaunen wie außer sich, und es war schon erklärlich, wenn die Chronikenschreiber darüber Dinge van nach weit größerer Erheblichkeit, als die Annahme eines regelmäßigen Erkennungszeichens oder Wappens unerwähnt ließen. Um die Zeit des zweiten Kreuzzugs finden wir so zu sagen Andeutungen von der Existenz von Wappen vor, indem das Schild, welches Heinrich I. seinem Schwiegersohn Gottfried Plantagenet umhing, als er ihn zum Ritter schlug, mit „kleinen goldenen Löwen" verziert war. Das älteste Siegel mit einem heraldischen Wappen ist das Philippe, des ersten Grafen von Flandern, van 1164, also um einige Jahre später.

Wir haben von einem regelmäßigen System der Erkennungszeichen gesprochen, — daß solche selbst in dem vorherigen Jahrhundert in Brauch gewesen, dafür haben wir das Zeugniß Ware's und Anderer — und es scheint sehr wahrscheinlich, daß das ursprüngliche Erkennungszeichen und sein Anhängsel den Grund zu der Heraldik gelegt haben. Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts haben die meisten Regenten im nördlichen Europa, wie Herr Planche nachweis't, einen Löwen zum Erkennungszeichen gewählt.

„Der normännische Monarch von England, die Könige von Schottland, Norwegen und Dänemark, die eingebornen Prinzen von Wallis, die Herzöge der Normandie, die Grafen von Flandern, Holland, Hennegau ꝛc. scheinen insgesammt um dieselbe Zeit, d. h. früher oder später im zwölften Jahrhundert, wie einstimmig den Löwen als eine Devise, wenn nicht als ein positives heraldisches Wappen adoptirt zu haben; und daß die Löwen Englands ihren Ursprung der Annahme des Einen als Wappen oder Helmzeichen, vor 1127 durch Heinrich I., zu verdanken haben, ist aus folgenden Gründen höchst wahrscheinlich: John von Salisbury erzählt uns, daß Heinrich (in dessen Regierung, wie wir gesehen haben, so viel bekannt zuerst, eines mit kleinen goldenen Löwen geschmückten Schildes erwähnt wird) den Beinamen Löwe der Gerechtigkeit geführt habe, und Herr Sharon Turner bemerkt in seiner Geschichte Englands, daß das Epitheton von den angeblichen Prophezeihungen Merlins hergenommen seyen, die damals sehr in Mode und in Umlauf waren. „Noch zwei Drachen", so lautete Merlins Prophezeihung, „wird der Löwe der Gerechtigkeit kämmen, bei dessen Brüllen die gallischen Thürme und die isländischen Schlangen erzittern werden." Ein derartiger Beiname war schon ohne einen anderen Grund hinreichend, ihn einen Löwen als Wappenzeichen wählen zu lassen; es dürfte indeß auch noch erwähnenswerth seyn, daß Heinrichs Lieblingsaufenthalt in der Normandie, und wo er auch gestorben ist, der Löwenwald, in der Nähe einer kleinen Stadt, die Lions hieß, und die häufig mit der großen südlichen Stadt Lyon verwechselt worden ist, war, und daß seine zweite Gemahlin, Adelize, mit welcher er sich im Jahr 1121

Digitized by Google

vermählt hatte, eine Tochter Gottfrieds, des ersten Herzogs von Löwen war, welches Herzogthum eventuell auch einen Löwen als Namenwappen gehabt haben mag."

Aus dieser zweiten Ehe scheint Herr Planche den zweiten Löwen in dem königlichen Wappen erklären zu wollen; wir möchten denselben aber vielmehr auf den zweiten Heinrich beziehen, dessen Vater, wie wir schon gesehen haben, mehr als einen Löwen auf seinem Schilde führte. Dies geben wir jedoch nur als eine Muthmaßung; denn

„Das große Siegel Heinrich's II. giebt uns keinen weiteren Aufschluß, indem nur die Binnenseite des Schildes sichtbar ist; und die Angabe, daß er in Anlaß seiner Vermählung mit Eleonore von Aquitanien einen zweiten Löwen in sein Wappen aufgenommen habe, hat, wie ich schon vorhin bemerkt, kein gleichzeitiges Zeugniß für sich. Die älteste unzweifelhafte Abbildung eines englischen königlichen Wappens findet sich auf dem Siegel des Sohnes Heinrich's II., Johannes, der nachmals König von England geworden ist, und der sich dessen schon bei Lebzeiten seines Vaters bediente. Dasselbe stellt einen Schild dar, mit zwei schreitenden Löwen, welch nämliche Zahl auch sein natürlicher Sohn Richard de Vareac führte, schreitend und zur Seite blickend. Auf dem ersten Siegel Richard's I. sehen wir einen Schild mit einem Löwen counterrampant, d. h. aufrecht und das Gesicht der linken Seite des Schildes zugekehrt; da man bei der ravenen Form einen Schildes nur die eine Seite zur Zeit sehen kann, so vermuthet Sir Henry Spelman in seiner „Aspilogia", daß die linke Seite einen zweiten Löwen enthalte, so daß das Wappen zwei Löwen combatant, aufrecht gegen einander, bilde; und daß Richard bei Lebzeiten seines Vaters, eben so wie sein Bruder Johann, mehr als einen Löwen auf seinem Schilde geführt hat, das ersehen wir aus den Versen eines Dichters jener Zeit, der William de Bare sagen läßt, er erkenne Richard an „den grimmen Löwen seines Schildes" r rictus agnosco leonum illius in clipeo, was jene Mehrzahl eben so entschieden darthut, als Johann von Marmoutie die bei Heinrich I. oder Gottfried von Anjou nachgewiesen hat. Auf dem zweiten großen Siegel Richard's, das nach seiner Heimkehr von Jerusalem und aus seiner Gefangenschaft in Deutschland im Jahr 1194 gebraucht worden ist, sehen wir zuerst die Abbildung der drei Löwen oder Leoparden, die seitdem als das königliche Wappen Englands auf uns gekommen sind. Dies letztere Siegel zeigt uns auch die sehr interessante Eigenthümlichkeit einer Helmzierde, indem über dem Helme ein Halbkreis von Strahlen, gleich einer halben Sonne, befindlich, in dessen Mitte ein einzelner Löwe oder Leopard sichtbar ist."

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über die Rechtsmittel im französischen Strafverfahren, mit besonderer Rücksicht auf das bayerische Gesetz vom 10. November 1848, von A. Friedrich. Aschaffenburg, 1851. Verlag von Th. Pergay (C. Krebs).

Der Herr Verfasser spricht sich in dieser volksthümlichen, auch für den Geschwornen, falls er Kenner des betreffenden Gesetzes ist, leicht faßlichen Schrift mehr tadelnd, als lobend über den Gegenstand seiner Betrachtung aus. Die Mängel der Rechtsmittel in unserem Strafverfahren schreibt er französischen Ursprungs zu, und die vielleicht minder gefährliche, aber auch desto bewußtlosere Nachahmung des Deutschen scheint ihm fast ein Entschuldigungsgrund. Willenskräftig fehlt der Franzose, willenlos der Deutsche; fehlt dieser deßhalb minder? Darf es einem Volke zum Troste gereichen, daß seine Gesetzgebung nur der Vorwurf der Verschuldung treffen könnte? Armuthszeugniß, welches ein Deutscher seinem eigenen Volke beilegt!

Unser Schriftsteller zeigt die Mängel des Rechtsmittelverfahrens, und daß diese Mängel keine Wesenheiten der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit seien. Der zweite Punkt ist so klar, so richtig ausgeführt, daß er keiner näheren Erleuchtung bedarf. Widmen wir also eine kurze Besprechung dem ersten Theile! Handeln wir, dem Gange des Buches treu zu bleiben, zuerst von der Veranlassung der Rechtsmittel, dann von den Fällen ihrer Zulässigkeit, von den für sie zuständigen Gerichten, von ihren verschiedenen Arten, und zwar immer mit Rücksicht auf die Meinung des Verfassers. Die Veranlassung der Rechtsmittel bilden die richterlichen Erkenntnisse, d. h. die mit Entscheidungsgründen versehenen Bescheide. Von dem ungeführten Gesetze konnten diese nur in Gegenwart von Schriftführern (Secretairen) abgefaßt werden. Die Anwesenheit des Schriftführers — so spricht beiläufig der Verfasser — ist jetzt bei der Urtheilsfällung ausgeschlossen, seine Schrifturkunde wird über die Stimmgebung aufgenommen. Und — fährt er fort — eine Urkunde über die gesammte Stimmgebung ist eine Art Beruhigung für den im Meinungsstreite Unterliegenden. Sehr wahr! Aber, sind die Entschuldigungen der Geschwornen nicht minder Erkenntnisse? Keine Entscheidungsgründe — denn die sind geschöpft aus dem allgemeinen Rechtsgefühle, welches Jedem in das Herz geschrieben ist — begleiten sie; in ihren Wirkungen jedoch, welcher Unterschied ergiebt sich da vom Richterspruche? Ist nicht gegen sie eine Nichtigkeitsbeschwerde ergreifbar? Sind sie nicht das Urtheil über die Thatfrage, und als solches das Bedingende; das richterliche nur das über die Rechtsfrage, und als solches das Bedingte? Denn erst muß der Rechtsspruch feststehen, ehe das Recht nach Abrede als Unverbrüchliches sich an der Quelle des Bruches, dem verbrecherischen Willen, wieder herstellt. Strafe ist vernunftnothwendige Folge des Rechtsbruches; doch nicht das Ob, wie das Wie dieser Folge fällt mit den gesetzlichen Beschränkungen der richterlichen Thätigkeit anheim. Und sollte deßhalb der Geschworne nicht minder dieser Beruhigung bedürfen, weil er seine Meinung aus dem Leben, der Richter nur der Schule schöpft?

Unabweisbar ist freilich der Einwand Friedrich's, die ehemalige Anstalt der Schriftführer sei eine Pflanzschule der tüchtigsten Richter gewesen. Hier würde der Geist des Rechts in einem einzelnen Lebensverhältniß aufgefaßt. Alle übrigen richterlichen Thätigkeiten sind mehr oder minder Erscheinungen des Formenwesens. Unersetzbar ist dieser Verlust durch die Vorträge der Lehrstühle. Denn sie enthüllen uns den Rechtsgeist in seiner Gesammtanschauung. Tröste uns der Ausspruch der Weisheit: „Nichts unter der Sonne gedeiht zur Blüthe der Vollendung!"

Weilen wir einige Augenblicke dem zweiten Punkte!

Friedrich will die Nichtigkeitsbeschwerde für die unrichtige Lösung der Thatfragen, die Berufung für die unpassende Beziehung

Digitized by Google

der Rechtsätze auf diese Thatfragen angewendet wissen. Dies ist der einzig richtige Standpunkt einer weisen Gesetzgebung. Daß aber der Richter, an welchem die Berufung ergeiffen wird, seinem Geiste dasselbe klare Bild aus todten Akten, wie aus lebendiger Selbstanschauung vergegenwärtigen könne, wie unser Schriftsteller behauptet, hierüber mögen einige bescheidene Zweifel obwalten.

Die Einleitung des dritten Punktes bildet eine kurze Entstehungsgeschichte des französischen Kassationshofes. Das Conseil du roi hatte wohl das Recht, geltende Machtsprüche zu cassiren. Aber ein geltender Machtspruch ist nicht deßhalb schon ein gültiger Rechtsspruch. „Der König vereint bei einem unbeschränkten Staate in sich alle gesetzgebende Gewalt. Diese aber vermag Alles im Staate", sagt der Verfasser. Was bliebe demnach der richterlichen Gewalt? In einem vernunftgemäßen Staate wirkt die gesetzgebende Gewalt das Recht im Ganzen, die richterliche das Recht im Einzelnen. Diese ist das Gleichgewicht für jene, und dieses Gleichgewicht die nothwendige Grundlage eines gesunden Staatsbaues. Ein Recht war also gegeben, aber kein vernünftiges, kein heilsames, ein durch Mißbrauch vielleicht oft entweihtes.

Jetzt ist der oberste Gerichtshof Frankreichs eine Mischung von gesetzgebender und richterlicher Gewalt, von Hoheitsrecht und Volksrecht, *) von unmittelbar vernichtender und nur mittelbar schaffender Thätigkeit, was Alles Friedrich scharfsinnig ausgeführt hat.

Einer gleich trefflichen Behandlung erfreuen sich die verschiedenen Rechtsmittel selbst, Nichtigkeitsbeschwerde und Berufung. Der Verfasser spricht uns so ganz aus der Seele, daß wir Nichts wegwünschen, Nichts hinzufügen können. Den Schlußstein bildet die Wiederaufnahme des Strafverfahrens. Doch weßhalb hier die immerwährende Bezugnahme auf Gesetzesstellen, ohne diese selbst zu klarerem Verständnisse anzuführen?

Eine einfache und edle Sprache durchweht die ganze Schrift, welche uns in ihrem Verfasser einen Gesetzes-Freund, aber keinen Gesetzesschmeichler kennen lehrt. Nehmen wir von ihm mit dem aufrichtigen Wunsche Abschied, ihn recht bald wieder in einem neuen Werke begrüßen zu dürfen. Philipp Will.

*) Die richterliche Gewalt ist ein Volksrecht, Zöpfl Staatsrecht S. 190 § 107. Ein Beleg sind die Schwurgerichte.

Antiquarische Briefe von A. Böckh, J. W. Loebell, Th. Panofka, F. von Raumer und H. Ritter. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1851. VI und 256 Seiten. 8.

Der Titel dieses Werkes mahnt an eine andere berühmte, nun fast schon ein Jahrhundert alte Schrift, — die antiquarischen Briefe von Gotthold Ephraim Lessing, welche auch offenbar die Veranlassung zu dieser Benennung geworden sind. Obgleich aber dieselbe Aufschrift tragend, weichen doch beide Werke sowohl hinsichtlich ihres Inhaltes, als ihrer Entstehungsweise bedeutend von einander ab. Reden wir von der letzteren zuerst, so ist bei Lessing die Briefform mehr eine zufällige, und rühret wohl nur daher, weil derselbe Anfangs diese antiquarischen Untersuchungen stückweise in einer Zeitschrift und zwar der Hamburgischen Neuen Zeitung*), — denn Lessing lebte damals in unserer Vaterstadt, als Dramaturg unseres Theaters, das durch seine Kritiken zuerst zu Deutscher, und selbst europäischer Berühmtheit gelangte, — erscheinen zu lassen beabsichtigte. Als nun der Stoff ihm bald für diesen Zweck zu sehr unter den Händen anwuchs, wurde die epistolographische Form demnach ihrer Bequemlichkeit und Eindringlichkeit halber beibehalten. Die im vergangenen Jahre erschienenen antiquarischen Briefe aber sind, oder erscheinen wenigstens, als wirkliche Briefe, welche moderne Heroen der philosophischen Wissenschaft zu gegenseitiger Belehrung und Förderung untereinander ausgetauscht haben.

Noch weit mehr aber gehen beide Schriften hinsichtlich ihres Inhaltes auseinander. Lessing verfolgte in seinen Briefen hauptsächlich einen polemischen Zweck. Jene ganze, an ihm sowohl bekannte, und seinen Widersachern oft so furchtbar gewordene kritische Schärfe und vernichtende Logik wendet er in dieser Schrift auf, um einen anmaaßenden und dünkelhaften Gegner zu zermalmen, der von diesen Keulenschlägen nicht wieder aufgestanden ist, — den Hofrath Klotz, den Anführer der kleinen Schaar muthwilliger „Knaben, die," wie Herder sagt, „nicht müde wurden, einen Postag für den anderen Lessing: Kohlkopf zu schelten, bis er denn endlich zwei Bären über sie schickt, — die zwei Theile von Briefen antiquarischen Inhaltes, die den Hauptknaben zerrissen, und die übrigen in ihre Löcher und Winkel jagten." — Aus dem Briefwechsel der Heeren Böckh, Löbell, Panofka, Raumer und Ritter hingegen weht uns bei Weitem keine so scharfe Luft entgegen. Natürlich giebt es auch hier streitige Dinge zu erledigen, da ohne solche der Scherzienaustausch keinen Reiz haben würde, — allein Alles geht in der mildesten und freundschaftlichsten Weise vor sich; die Heeren sind von vornherein in der Hauptsache einig, sie geben nur je nach ihrer Individualität derselben Sache eine verschiedene Färbung, und die Differenz betrifft nur einzelne Nebenpunkte. Man sieht es diesen Briefen an, daß sie von Männern geschrieben sind, die in heiterer, sorgenloser Stellung, in ungestörtem Genusse der Musen und der Wissenschaft lebend, sich die Ergebnisse ihrer zu gelegener Stunde angestellten Studien mittheilen.

Nicht minder verschiedenartig ist endlich das Verhältniß beider Schriften zum lesenden Publikum. Lessing glaubte für die seinige auf keinen großen Leserkreis rechnen zu dürfen, und in der That möchte es manchen Philologen von Fache geben, dem die Lectüre derselben nicht anders, als ein ernstes Studium erscheint. Die antiquarischen Briefe der mehrgenannten Heeren hingegen behandeln bedeutend leichtere Materien und in leichterer Weise, so daß sie auch wohl dem, der auf dem Standpunkte der allgemeinen modernen Bildung stehend, keine speziellen philologischen Studien gemacht hat, zugänglich sind, obgleich nicht zu läugnen, daß nur der Kenner der Alten dieselben vollstän-

*) Im Jahre 1768 und nicht, wie in einer Note von Eschenburg in der Carlsruher Ausgabe von Lessing's Werken vom J. 1824 Bd. V. p. 1. fälschlich angegeben ist: 1786. Seine Hamburgische Dramaturgie schrieb Lessing in den Jahren 1767 und 68.

Digitized by Google

dig zu würdigen im Stande sein wird. Dagegen möchte, streng genommen, der Name „antiquarische Briefe" ihnen mit weit wenigerem Rechte zukommen, als den lessing'schen, da man mit dem Namen „antiquarisch" eigentlich nur das bezeichnet, was die alte Kunstgeschichte betrifft, der hier doch nur in den Briefen Panofka's, also einem sehr kleinen Theile des ganzen Werkes, gedacht wird; der den Inhalt der lessing'schen antiquarischen Briefe bildende Streit mit Klotz hingegen betraf hauptsächlich des Letzteren Werk über die geschnittenen Steine der Alten, war also wirklich antiquarisch. Für das vorliegende Werk wäre aber die allgemeine Bezeichnung „philologische Briefe" vielleicht richtiger gewesen.

Darin aber ist entschieden der Fortschritt der Zeiten zu erkennen, daß auch die klassische Philologie, eine ehemals so sehr sich abschließende Wissenschaft, bestrebt ist, auf den Markt des Lebens hinauszutreten, und sich auch außerhalb des Kreises der Brüder der Lege aufmerksame Hörer zu verschaffen. Und wirklich sind diese Briefe zugleich so anmuthig geschrieben, die darin behandelten Fragen sind so leicht und faßlich dargestellt, und so gut ausgewählt, alle Ueberladung mit gelehrtem Beiwerk ist so geschickt vermieden, ohne doch dabei der beiwissenschaftlichen Gegenständen unerläßlichen Gründlichkeit Eintrag zu thun, daß dieses verdienstvolle Streben gewiß auch ein erfolgreiches sein wird. Wollte man zwischen diesen Briefen und den größern Werken derselben Männer ein Verhältniß finden, so möchte zur Veranschaulichung desselben vielleicht am Besten das zwischen zweien Werken Alexander von Humboldts obwaltende dienen, — den „Ansichten der Natur" und dem „Kosmos." Wie die antiquarischen Briefe der preußischen Philologen, so sind auch die Ansichten des großen preußischen Naturforschers dem ganzen weiten Kreise der Gebildeten, und für das Schöne und Wahre in welcher Form es auch sei Empfänglichen gewidmet, ohne dabei doch für das Studium des Forschers und Mannes vom Fache unergiebig zu sein. Dagegen macht der Kosmos, wie etwa Böckh's „Staatshaushalt der Athener," Panofka's Werk über antike Kunstgeschichte, Raumer's „Vorlesungen über alte Geschichte," weit ernstere Ansprüche, und setzt schon einen gediegenen wissenschaftlichen Standpunkt voraus. Um indeß das Verdienst der Philologen der Gegenwart bei diesem wahren Fortschritte nicht über die Gebühr zu vergrößern, dürfen wir nicht unberücksichtigt lassen, daß gerade Lessing es war, der zuerst die Philologie von ihrer Exklusivität befreite, indem er zuerst es wagte, in deutscher Sprache — ein in seiner Art damals ebenso unerhörtes, und auch von den unbedingten Anhängern des Hergebrachten ebenso verketzertes Unternehmen, als die deutsche Bibelübersetzung Martin Luthers — Gegenstände der alten Literatur und Kunst zu behandeln.

Siebenundzwanzig Briefe enthält die vorliegende Sammlung, alle entweder von Raumer (es sind deren 15), oder an Raumer geschrieben, nämlich je fünf von Böckh und Panofka, einer von Ritter und einer von Löbell. Die Zeit der Abfassung fällt zwischen December 1849 und December 1850; viele Briefe tragen indeß überhaupt kein Datum, andere folgen in ungemein kurzen Zwischenräumen auf einander, wie denn die vier ersten Briefe Raumer's an Böckh zwischen dem 17. — 23. December 1849 datirt sind. Während die lessing'schen Briefe sich nur mit der Polemik gegen das klotzische Werk beschäftigen, ist der Inhalt dieser antiquarischen Briefe ein sehr mannigfaltiger, und läßt die verschiedenartigen Individualitäten der Schreibenden deutlich erkennen. Da ist der am liebsten in allgemeinen Anschauungen sich ergehende Raumer, der Charakteristiken der griechischen und römischen Historiker und Philosophen giebt, die schwierigen Einzelheiten jedoch seinen gelehrten Freunden als Fragen zur Beantwortung vorlegt; Böckh, der mit großer Bereitwilligkeit auf die angeregten Materien eingeht, aber alsbald den königlichen Weg bei Seite lassend, sich auf die verschlungenen Fußpfade begiebt, auf die nur hinzudeuten, Raumer sich begnügt hat. Der noch bei Weitem minutiösere Panofka, der verdienstvolle Director des Antiquariums vom königlichen Museum zu Berlin, zeigt an einzelnen Stellen der alten Klassiker, welches Licht über die Letzteren durch eifrigeres Studium der alten Kunstgeschichte noch anzuzünden ist; der donner Professor Löbell stellt Hypothesen über einige zweifelhafte Punkte des spartanischen Staatswesens auf. Doch bleibt die Discussion nicht einmal streng auf dem Felde der klassischen Philologie; mit den Bemerkungen Raumer's über Schiller's Definition des Antiken und Modernen in seinem Werke über naive und sentimentale Dichtkunst geht die Debatte in das Gebiet der allgemeinen Aesthetik, mit denen Raumer's und Böckh's über Plato's Unsterblichkeitslehre in das Gebiet der Philosophie hinüber, und indem auch der göttinger Philosoph Ritter in diesem Streite interveniert, wird die ungemein wichtige Frage behandelt, ob die Verbreitung des Christenthums auch die philosophische Erkenntniß gefördert und geläutert habe. —

In eine eigentliche Kritik des hier gelieferten Stoffes einzugehen, kann natürlich nicht unsere Absicht sein, und würde auch schwerlich den Beifall der Leser dieses Blattes gewinnen. Diese Inhaltsanzeige wird genügen, um auf den reichen Inhalt der vorliegenden Briefsammlung aufmerksam zu machen, und die Freunde eines ernsten und nachhaltigen geistigen Genusses zur Lectüre derselben zu ermuntern.

Lessing's antiquarische Briefe, die, in umgekehrter Anwendung das Wort jenes großen griechischen Historikers Thucydides zu Ende seiner Vorrede an ihrer Stirn tragen, wo es denn in deutscher Uebersetzung etwa so lautet: „Mehr eine dem Augenblicke angemessene Untersuchung, als ein Besitzthum für immer,"*) sind demnach ebenso wie das Werk des großen Griechen, dem das Motto entlehnt ist, ein dauerndes Besitzthum des menschlichen Geistes geworden, — möge ein ähnlicher Preis auch den neuen antiquarischen Briefen zu Theil werden! —

Bei einem im Brockhaus'schen Verlage erschienenen Werke ist kaum nöthig hinzuzufügen, daß Druck und Papier vortrefflich sind. —

MM.

*) Ein Thucydides durfte von seinem Werke sagen: „Eher ein Besitzthum für immer, als eine dem Augenblicke angemessene Unterhaltung." Thucyd. I, 22.

Digitized by Google

Launen und Spiele des Schicksals. Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten, von Sigismund Scharffenberg. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1851. VI und 339 Seiten.

Der Verfasser hat sein Buch selbst sehr anspruchslos beurtheilt, wenn er es als Erstlingsversuch einer ungewandten, bisher müssigen Feder bezeichnet, und für Fehler und Verstöße um Verzeihung bittet, die solchen Arbeiten von Anfängern eigen sind. Wenn seine Technik mangelhaft und schülermäßig, seine Farben matt, seine Diction schleppend erscheine, möge man dies Alles damit entschuldigen, daß er die Blätter, die er der Oeffentlichkeit übergiebt, in trüben, kummervollen Nächten gefüllt habe, er im Schildern fremden Schicksales Vergessen des eigenen schöpfen wollte. Weit entfernt daher, belehren, erbauen, spannen zu wollen, werde er sich überreich belohnt finden, wenn er den Lesern auch nur kurze Unterhaltung gewähre. Und diese mögen und werden denn auch manche von ihnen in der Erzählung finden, die reich an wunderbaren Verwickelungen ist und einige nicht ungeschickt angelegte Scenen enthält; daß es Thatsachen sind, die Schicksale einer Reihe theils noch lebender, theils erst vor Kurzem heimgegangener Persönlichkeiten, versichert der Verfasser im Vorworte. Die Geschichte derselben ist übrigens noch nicht zum Schlusse gelangt; ob den „stürmischen Verlauf" derselben ein zweiter Band zur Kunde des Publikums bringen darf, soll von dem Urtheil desselben abhängen. Wir rathen dem Verfasser, Anfang und Ende zu einem in ruhigen und glücklichen Stunden, die wir ihm von Herzen wünschen, sorgfältig bearbeiteten Ganzen, in abgekürzter, gedrängter Gestalt zu verschmelzen. C. F.

Miscellen.

Es ist nichts Griechisches, nichts Römisches im ganzen Abendland und im Land gegen Mitternacht ist Nichts gleich dem David, welchen sich der Gott Israels ausersah, ihn höher zu singen, als die Götter der Nationen; vom Geist geht, schallt es tief in das Gefühl, und nie, seit ich lebe, nie, ist Gott mir so vor Augen gewesen.

(J. v. Müller.)

Daß die vielen, zum Theil nur engen, Canäle (Fleethe), welche Hamburg durchschneiden, auf die Lebensdauer seiner Einwohner nicht nachtheilig einwirken, davon zeugt unter andern der Umstand, daß Viele derselben ein hohes Alter erreichen. So enthielten die „Hamburger Nachrichten" vom 16. d. M. unter den Todesanzeigen nicht weniger als Vier, die Verstorbene von 80 bis 83 Jahr betrafen, wobei noch zu bemerken ist, daß viele Todesfälle nicht öffentlich angezeigt werden.

Das Edinburgh Review stellt folgende Vergleichung über die relative Dauer des Nützlichen und des Schönen an. „Das Grab von Moses ist unbekannt, aber aus dem Jacobsbrunnen löscht der Reisende noch heutigen Tages seinen Durst. Der riesige Pallast des weisesten und mächtigsten Monarchen ist mit seinem Cedernholze, seinem Golde, seinem Elfenbein dahin, ja selbst der große Tempel von Jerusalem, in der sichtlichen Glorie der Gottheit selber geheiligt, hat sich nicht behaupten können, die von Salomo angelegten Cisternen aber bestehen noch in ihrer ursprünglichen Vollkommenheit. Von dem alten Bau der heiligen Stadt ist nicht ein Stein auf dem andern geblieben, aber der Teich Bethseda flößt dem Pilger noch heutigen Tages Ehrerbietung ein. Die Säulen von Persepolis liegen in Staub und zerbröckeln, seine Cisternen und Wasserleitungen aber heischen noch immer unsre Bewunderung. Das goldne Haus des Nero ist ein Haufen Ruinen, der claudianische Aquaduct aber führt Rom noch wie vor seinen Wasserbedarf zu. Der Sonnentempel zu Tadmor, in der Wildniß, ist zusammengebrochen und zerstoben, seine Quelle aber glitzert noch immer im Sonnenlichte, wie wenn sich noch wie vor Tausende von Andächtigen unter seinen hohen Säulengängen drängten. Wenn irgend ein Werk der Kunst sich in dem tiefen Ocean der Zeit über Wasser erhalten sollte, so dürfte das weder ein Pallast noch ein Tempel, sondern irgend eine großartige Wasserleitung oder Cisterne seyn, und wenn irgend ein Name aus dem Nebel des Alterthums hervorschimmern sollte, so wird dies wahrscheinlich der Name Desjenigen seyn, der zu seiner Zeit mehr das Wohl seiner Mitmenschen, als den Ruhm im Auge hatte, und mit dessen Andenken irgend ein großes Werk nationaler Nützlichkeit oder Wohlthätigkeit verknüpft ist. Dies ist der wahre Ruhm, der jeden andern überlebt, im unvergänglichen Glanze von Generationen zu Generationen leuchtet, und den Werken etwas von seiner eignen Unsterblichkeit mittheilt, sie gewissermaßen vor dem Untergange bewahrt, dem gewöhnliche Denkmäler geschichtlicher Tradition oder bloßer Prachtliebe nicht entgehen.

Die neueste Nummer des Londoner Athenaeum berichtet: „Es sind Briefe von dem Lieutenant Pim eingelaufen, wonach es scheint, daß die russische Regierung auf den Plan dieses Officiers, Sibirien bis zur äußersten nordöstlichen Gränze zu durchreisen, um dann den Versuch zu machen, zu den Gebirgsstrecken fern im Norden, der Behringsstraße zu, zu gelangen, nicht eingehen will. Ohne die Unterstützung, wir möchten sagen ohne ein liberales Patronat der russischen Regierung, kann der Lieutenant Pim, da seine eigne Regierung nichts für ihn thut, aber nichts ausrichten; wir hoffen deshalb, daß der Plan des Capitains Beatson, das arctische Meer im Norden der Behringsstraße vermittelst eines Schraubendampfbootes zu erforschen, nun die verdiente Unterstützung und Aufmunterung finden wird.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 7. Sonnabend, den 24. Januar. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Aus der Nordsee. Von H. Zeise ..... Seite 49
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 50
Ueber Heraldik, nach J. Planche's neuerem Werke ꝛc. (Schluß.) „ 51
Die Expedition nach Mittel-Afrika ..... „ 53
Literatur:
Walddrossel. Ein Lebensbild von Heinrich Pröhle ..... „ 53
Zur Literatur der Volkspoesie. Von Hugo Goering ..... „ 55
Miscelle ..... „ 56

Aus der Nordsee.

I.

Meeresgruß.

Sei mir gegrüßt, du heil'ges Meer,
Mit deiner klaren Fluth,
Auf der so prächtig, stolz und hehr
Der Sonne Abbild ruht.
Der Himmel wölbt sich grenzenlos,
Der auf der Fluth sich malt,
Und aus des Meeres tiefem Schooß
Der Dichtung Zauber strahlt.

Hier fühlt sich frei des Menschen Herz,
Und schwillt, und dehnt sich weit,
Es jauchzt die Seele himmelwärts
In trunk'ner Freudigkeit.
Und wie der Dampfer durch die Fluth,
Ein Schwan des Meeres, fährt,
So fühlst du wie das heiße Blut
In deinen Adern gährt.

Und wenn die Fluth im Sturme braust,
Wenn er im Segel pfeift,
Und mit der starken Riesenfaust
Der Wogen Kamm ergreift.
Dann fühlst du die erhab'ne Kraft,
So die Natur beschwor,
Dein Herz und deine Seele rafft
Sich himmelan empor.

Sei mir gegrüßt, du heil'ges Meer,
So weit und grenzenlos,
Was auf der Brust gelastet schwer
Senk' ich in deinen Schooß.
Und freies, frohes Leben zieht
Mir wieder in die Brust,
Auf Sturm! pfeif' mir ein keckes Lied
Der Lieb' und Jugendlust!

II.

Nachts auf dem Meere.

Die Nacht ist da, es dunkelt,
Die frische Kühle weht,
Jedoch der Himmel funkelt
Mit Sternen übersät.
Die straffen Taue schwanken
Vom mächt'gen Wind bewegt,
Und an des Schiffes Planken
Die Woge brausend schlägt.

Sieh, auf den Fluthen flimmert
Ein wunderbarer Glanz,
Und in der Höhe schimmert
Der Sterne reicher Kranz.
Es flimmert auf den Wogen,
Es schimmert in der Luft,

Digitized by Google

Mir ſtrahlt der Himmelsbogen,
Mich lockt die Fluthengruft.

Und mag das Meer auch toben,
Ich halte muthig Stand,
Den freien Blick nach oben
Zum Sternendom gewandt.
Wenn auch das Meerweib riefe
Mit Sturmesallgewalt,
Die Tiefe, ach die Tiefe
Iſt ſchauerlich und kalt!

Die Nacht iſt da, es dunkelt,
Die feiſche Kühle weht,
Jedoch der Himmel funkelt
Mit Sternen überſät.
Die ſteifen Taue ſchwanken
Vom mächt'gen Wind bewegt,
Und an des Schiffes Planken
Die Woge brauſend ſchlägt.

III.
Helgoland.

Aus der Nordſee grünen Wogen ragt ein Felſen ſtolz empor,
Den ein wackres Frieſenvölkchen ſich zum Wohnſitz auserkor,
Rings umbrauſt von wilden Fluthen iſt ihr Feld der Meeresplan,
Und ihr Pflug, der kleine Nachen, bricht mit ſcharfem Kiel ſich Bahn.

Auf den Feldern kein Getraide, auf den Fluren keinen Baum,
Nur der Tang zieht um den Felſen einen dunkelgrünen Saum.
Keine Blüthe labt das Auge, dich erfriſcht kein Blumenduft,
Doch ſo weit die Blicke ſchweifen, grün das Meer und blau die Luft.

Ja, das Meer, das iſt der Acker, den der Frieſe keck befährt,
Der verſchwenderiſch ihm bietet, was ſein freies Herz begehrt.
Auf dem Meer iſt ſeine Heimath, ſtets winkt ihm der weite Plan,
Sei's im goldnen Sonnenglanze, ſei's im donnernden Orkan,

Stets ſiehſt du die ſtolzen Männer, wenn die Fluth im Sturme droht,
Springen in die leichten Kähne, wenn ein Schiff in Sturmesnoth,
Und ſie zwingen ihre Nachen durch der Brandung wilde Fluth,
Kraft im Arme, ſcharf das Auge, und im Herzen Heldenmuth.

Heil dem kleinen Frieſenvölkchen, das ſo treu die Inſel liebt,
Und des Meeres grüne Woge, die am Dünenſand zerſtiebt,
Manch' Jahrhundert noch umbrauſe Meeresfluth die Felſenwand,
Und es ſegne deine Söhne, ſturmerprobtes Helgoland!

Auguſt 1851. H. Zeiſe.

Geſchichte des Directoriums.

(Fortſetzung.)

Wir haben die Girondiſten in dem Saal des Revolutions-Tribunals vorgeführt; wir ſind ihnen auf der Treppe gefolgt, die zur Conciergerie führet; wir haben ihre Geſänge, das Zeichen, welches ſie mit ihren Mitgefangenen verabredet hatten, um dieſelben von der über ſie verhängten Todesſentenz in Kenntniß zu ſetzen, gehöret; wir haben ſie während ihrer letzten und tumultuariſchen Nacht nicht einen Augenblick verlaſſen, wie Vergniaud mit gebundenen Händen abgeführt worden iſt, um den Karren zu beſteigen. Was iſt uns da zur Kunde gekommen? Geſang, Geſchrei, Aufregung, Exaltation, einiges Reden über Frankreich, einige Witze von Ducos, aber nicht die kleinſte Spur von dem berühmten und phantaſtiſchen Bankett. Aber das geht ſehr natürlich zu! Einerſeits befand ſich Bailleul, der, wie man geſagt hat, in Paris, verborgen von ſeinem Verſteck aus, daſſelbe angeordnet und beſorgt hatte, unter den Riegeln der Conciergerie und muthmaßlich mit den Girondiſten in einem und demſelben Saal; andererſeits haben Sillery und Lafource, zwei der angeblichen Redner bei dem Bankette, ſich nicht einmal in der Conciergerie befunden.

Die Tradition über das Bankett der Girondiſten iſt neueren Datums. Wir haben darüber nichts gefunden, was über die Beſchreibung des Herrn Thiers hinaus ginge. Die gleichzeitigen Journale oder Memoiren ſpielen nicht im Geringſten darauf an. Prudhomme's Revolutions de Paris, dasjenige Journal, welches ſich am umſtändlichſten über die letzten Augenblicke der Girondiſten ausſpricht, ſagt kein Wort von dem Bankette.

Man bedenke nur, welch einen ſchönen Text ein dergleichen Luxus mitten in einem Gefängniſſe für die Declamationen des Vater Duchêne abgegeben hätte, und welche Vergleiche zwiſchen dem damals furchtbaren Elende des Volkes und dem Raffinement der verurtheilten Girondiſten würden angeſtellt worden ſeyn.

Ueberdem läßt ſich gar nicht ſagen, wie unſinnig ein ſolches Bankett in ſolch einem Augenblicke geweſen ſeyn würde.

In ganz Frankreich herrſchte Hungersnoth, und in Paris war ſie gräßlich. Das Maximum war ſeinem Princip nach am 10. October votirt, am 26. deſſelben Monats organiſirt worden.

Der Waizen galt im Beauce 200 Fr. der Sack, Fiſche galten 18 Fr. das Pfund, Kartoffeln, damals noch kaum bekannt, da ſie erſt im Jahr 1785 in Frankreich eingeführt worden waren, letztlich 80 Fr. der Scheffel.

Und weiß man, welche Formalitäten zu beobachten waren, damit jede Familie nur das dringend Nöthige erhielt, um nicht zu verhungern?

Dieſelben waren am 8. Brumaire, gerade am Vorabend der Verurtheilung der Girondiſten, durch einen Beſchluß des General-Conſeils der Gemeinde, wie folgt, feſtgeſtellt worden:

„Art. 1. Jedes Familienhaupt, jeder anſäßige Bürger hat binnen drei Tagen, von gegenwärtiger Verfügung an, dem Wohlthätigkeitsausſchuſſe ſeiner Section eine Erklärung abzugeben:

„Ueber die Perſonenzahl ſeiner Familie oder ſeines Haushalts, mit Unterſcheidung der Frauen und Kinder."

„Ueber das Quantum des zu ihrem Conſum nöthigen Brodes."

Digitized by Google

„Ueber den Namen und die Wohnung des Bäckers, bei dem es für gewöhnlich seinen Bedarf nimmt."

„Art. 2. Es soll ein Verzeichniß über die Zahl der Bürger aufgemacht werden, welche erklärt haben, bei welchem Bäcker sie sich versorgen, so wie über das in jeder Erklärung pfundweise angegebene Quantum."

„Art. 3. Wenn diese Verzeichnisse angefertigt worden sind, und der Consum eines jeden Bäckers ermittelt ist, dann soll ein jeder Bürger eine Karte oder Tabelle erhalten, auf welcher sich am Fuße die von zwei Mitgliedern des Ausschusses unterschriebene Ermächtigung des Bäckers befindet, jeden Tag des Monats das in der Erklärung angegebene pfundweise Quantum Brod zu liefern."

„Oben sollen spaltenweise die dreißig Tage eines Monats gedruckt seyn, mit einem freien Raum oder einem horizontalen Striche zwischen jedem Tage, so daß ein jeder derselben einen Coupon bildet."

„Zur Rechten eines jeden Tages soll das zu liefernde Brodquantum angegeben seyn, zur Linken die Signatur oder der Name des Bürgers stehen."

„Art. 4. Jeder Bürger geht oder schickt täglich zu seinem Bäcker, um die festgesetzte Portion Brod gegen den Coupon, der deren Quantität, den Tag der Ablieferung, und seinen Namen enthält, in Empfang zu nehmen."

„Art. 5. Jeder Bäcker soll in seinem Geschäftszimmer eine verschlossene Büchse, in der Gestalt eines Almosenstockes halten, zu welchem nur der Commissair der Section den Schlüssel haben soll, und die zur Aufnahme der successive eingehenden Coupons bestimmt ist."

Art. 6. Ein jeder Bäcker, der Brod weggiebt, ohne darüber die Coupons erhalten oder reservirt zu haben, soll das erste Mal mit einer Geldbuße von 50 Livres belegt, im Wiederholungsfall aber als verdächtig angesehen und demgemäß behandelt werden."

„Art. 7. Die Weinhändler, Speisewirthe, Kaffeegisten, Limonadiers ꝛc., haben anzugeben, wie hoch sich ungefähr ihr tägliches Consum beläuft. Der Ausschuß wird in Betreff ihrer eine Durchschnittsanzahl festsetzen, so daß ihnen an den Tagen, an welchen sie weniger verbrauchen, das für die anderen Tage nöthige übrig bleibt."

Und wie stand es um die Quantitäten Brod und Fleisch, derentwegen man all diesen Formalitäten unterworfen war?

An Brod erhielt man mindestens 2 Unzen pr. Tag, und an Fleisch 1 Pfund auf zehn Tage.

In Betreff einer in unserer „Geschichte" schon vorgekommenen Angabe, daß die Pariser unter dem Regime des Maximums ein Viertelpfund Brod pr. Tag erhalten hätten, ist uns von einem respectablen Zeugen der Ereignisse jener Zeit, dem Herrn Audot, vormaligen Buchhändler und Verleger, folgende Zuschrift zugegangen:

„Sie haben die Pariser zu gut gepflegt, indem sie Anderen nachgesagt, daß ihnen täglich drei Viertelpfund Brod verabreicht worden wären."

„Es mögen wohl glückliche Tage zu drei Viertelpfund vorgekommen seyn, es hat deren aber auch zu zwei Viertel und zu ein Viertel, ja selbst viele zu einem halben Viertel oder zwei Unzen gegeben."

„Um diese zwei Unzen aus der Hand des Bäckers, Herrn Loquin, dessen Laden noch diesen Augenblick, aber mit herrlichem Brode reichlich versehen, existirt, zu bekommen, habe ich, damals ein zwölfjähriger Knabe, mich schon 4 Uhr Morgens der langen Reihe anschließen müssen, die sich zu gleichem Zwecke vor den Häusern der Straße des alten Komödienhauses bildete; denn wenn zu spät gekommen, hätte ich riskirt, daß dem Herrn Loquin der Vorrath ausgegangen wäre."

„Man sah sich für die viele Mühe durch die gute Qualität der Kleie belohnt, welche ein Viertel der Viertelunze sehr zarten und weichen Brodes des Maximums betrug, so daß für den Zusatz an Wasser noch ein reichliches Viertel übrig blieb! Ich brachte für unsere vier Personen acht Unzen Brod pr. Tag zurück."

Diese Beschreibung des Herrn Audot ist durchaus richtig, und wir haben sie recht bedauerlich durch ein Document aus jener Zeit bestätigt gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Heraldik,

nach J. Planché's neuerem Werke: „The Pursuivant of Arms; or Heraldry founded upon Facts.

(Aus dem Athenaeum.)

(Beschluß.)

Die Frage, ob die Löwen in den königlichen Wappen Löwen oder Leoparden zu nennen sind, ist mit vielem Eifer discutirt worden. Im Allgemeinen wird dafür gehalten, daß ein einzelner Löwe in einem Schilde bei seinem rechten Namen genannt werden müsse, wenn ein Schild aber mehrere derartige Abbildungen enthielte, diese trotz der königlichen Länge des Schweifes und der zottigen Majestät der Mähnen als Leoparden zu bezeichnen wären. Löwenherze's Löwen wurden jedoch bei ihrem rechten Namen genannt, wiewohl sein Neffe, der dritte Heinrich, sie in vielen Documenten „Leoparden" nannte. Eduard III. und „der schwarze Prinz" und Richard II. nennen sogar ihre Helmzierde „den Leoparden". Dies giebt mindestens den Beweis, daß der Leopard in den Blüthetagen der Heraldik nicht für ein Thier niederen Ranges gegolten hat. Endlich, gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts, „hat das königliche Thier wieder seinen Namen gewonnen, und das Wappen Englands ist seitdem stets" als ein rothes Feld mit drei goldenen Löwen passant-regardant, schreitend und zur Seite blickend, beschrieben worden.

Fast zu derselben Zeit, wo die Monarchen und Heerführer im nördlichen Europa sich den Löwen zum Sinnbild erkoren, hatten die Regenten in Osten und Süden sich den Adler als solches gewählt. Obenan unter diesen steht der doppelköpfige Adler des deutschen Reiches, den die Kaiser muthmaßlich als die Nachfolger der Cäsaren angenommen haben. Während wir uns aber die Wahl des königlichen Vierfüßlers und des königlichen Vogels als Wappen der Monarchen von Europa wohl erklären können, scheint es schwer, einen Grund dafür aufzufinden, daß

Digitized by Google

die Monarchen einer Nation, die stets eine hohe Stellung, nicht allein in der politischen Macht, sondern in den Waffen eingenommen hat, sich mit einer Blume begnügen mochten. Wir können uns in der That kein unpassenderes Wappen für eine kriegerische Nation denken, als die Lilien Frankreichs mit ihrem Faullenzer-Wahlspruch: „non laborant neque rent", sie arbeiten nicht und spinnen nicht; auf die Salons von Versailles oder für das Boudoir von Klein-Trianon war es schon anwendbar, aber höchst unpassend für das Schlachtfeld. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß viele französische Heraldiker behauptet haben, das, was man Lilien nenne, seyen Lanzenspitzen, eine Frage, über welche viel gestritten worden ist.

„Nächst dem Ursprung der Heraldik selber, hat von alle dem, was damit in Verbindung steht, wohl nichts zu solcher Controverse Anlaß gegeben, als der Ursprung dieses berühmten Wappens. Es ist ganz ernst versichert worden, ein Engel sey damit vom Himmel gekommen und habe es Clovis, dem Könige der Franken, überbracht. Upton nennt es „fles gladioli", und sein Uebersetzer, Dame Juliane Barnes, belehrt uns, „es sey Thatsache, daß ein Engel das Wappen des Königs von Frankreich drei Blumen in Schwerdtsgestalt, auf himmelblauem Felde, vom Himmel her gebracht habe; daß es dem Könige von Frankreich das Zeichen einer immerwährenden Unruhe seyn, und er wie seine Nachfolger stets durch Schlacht und Schwerdter heimgesucht werden sollten". Es ist auch als Kröte und als Lanzenspitze bezeichnet worden, welche letztere Bedeutung ihm von Dallairay und Lower gegeben wird. Es ist nicht meine Absicht, all die Argumente anzuführen, welche von Zeit zu Zeit für diese oder jene Theorie hervorgesucht worden sind; meine Sache ist's, Thatsachen zu geben, und das Raisonnement darüber Anderen zu überlassen. Als Zierrath findet sich die Lilie auf römischen Denkmälern und in den ältesten Zeiten der französischen Monarchie oben am Scepter oder am Schwerdtgriff. Als Wappen kommt sie zuerst auf dem Siegel Ludwig's VII. von Frankreich vor, Le Jeune genannt, so wie auch Fleury, nach der Abtei desselben Namens, dem Lieblingsaufenthalte der französischen Könige und wo Philipp I. begraben liegt. Philipp II., mit dem Beinamen Augustus, Zeitgenosse unseres Richard's I. und Johannes, führte sie einfach und mehrfach, sans nombre (ohne bestimmte Zahl), und die Analogie redet der Folgerung das Wort, die von einem der intelligentesten französischen Schriftsteller über diesen Gegenstand schon vor langer Zeit gemacht worden ist, nämlich, daß die Blume Lilie nichts weiter als ein Rebus sey, welcher die Blume Ludwig's bedeute." (Fleur de Lys gleich Fleur de Loys.)

Dies ist augenscheinlich der wahre Ursprung, und es liegt unsers Bedünkens auch der Grund darin, warum die Capets eine so merkwürdige Vorliebe für den Namen Ludwig hatten. In dem Obigen bekundet sich auch eine sprechende Erklärung der sogenannten „Armes parlantes" (redenden Wappen), die in früheren Zeiten sicherlich nicht geringschätzig angesehen wurden, welche Meinung auch die späteren Heraldiker darüber gehabt haben mögen; denn es würde, wie Herr Planche sehr richtig bemerkt, „schwer halten, ein älteres Wappenschild zu finden, das nicht ursprünglich auf den Namen, Stand oder Gewerbe seines Inhabers anspielte, mit selbstverständlicher Ausnahme derjenigen, welche bloß die „Heroldsfiguren" (Pfähle, Balken u. s. w.) darstellen." Die einzigen Ausnahmen, welche unser Gedächtniß uns an die Hand giebt, sind diejenigen, welche sich entschieden auf die Kriegsführung im Orient beziehen: das rothe Kreuz, das Saracenenhaupt, die häufig vorkommende Muschelschaale und der Halbmond, der Wasserflasche (Water-Bouget) zu geschweigen, die, wie wir mit Herrn Planche glauben, ebenfalls den Kreuzzügen angehört, während welcher aus Mangel an Wasser oft so große Noth herrschte, daß dem Ritter, welcher den Zutritt zu einem Born gewonnen oder die Wasserbesorger durch sein gutes Schwerdt beschützt hatte, von seinen Waffenbrüdern noch mehr Ehre erwiesen ward, als wenn er einen vornehmen Sa racenen erlegt hatte.

Die Theorie des Herrn Planche über die Heroldfiguren ist nicht unwahrscheinlich, wiewohl die braven Heraldiker des sechszehnten Jahrhunderts höchlichst verwundert darüber seyn würden. Er bezieht das Kreuz, das Schrägkreuz, das Schildhaupt, den Schrägbalken, den Sparren, kurz sämmtliche neue honourable ordinaries auf die verschiedenen Mittel, dem Schilde durch hölzerne oder metallene Barren eine größere Stärke zu geben. Diese Ansicht ist sehr sinnreich durchgeführet, und durch beigefügte Abbildungen belegt worden. Wir können deßungeachtet eine so prosaische Abfertigung der Poesie der Heraldik nicht wohl gut heißen, besonders wenn wir bedenken, daß dieselbe sich aus der poetischesten Periode herschreibt, wo man überdem fast in allen Dingen eine symbolische Bedeutung zu suchen gewohnt war. Man muß dem Herrn Planche jedoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, wenn er einerseits etwas weit geht, die Heraldik ihres poetischen Elements zu entkleiden, er andererseits willig ihrer Wichtigkeit für genealogische und geschichtliche Forschungen das Wort redet, sie „die Schnellschrift der Geschichte" nennt, und ein allgemeineres Studium derselben empfiehlt. Wir glauben nicht besser thun zu können, als wenn wir zum Schlusse den Verfasser selber sprechen lassen.

„Und nun, lieber Leser, erlaube mir, daß ich, ehe wir uns trennen, die Thatsachen in der Kürze wiederhole, welche ich in dem Vorhergehenden darzustellen beflissen gewesen bin. Erstens, daß die Heraldik als Wissenschaft zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erscheint, und daß, wenn das Führen von Wappen unstreitig schon einige Zeit früher existirt hat, doch über deren erste Anwendung bis jetzt keine zuverlässigen Daten aufgefunden sind. Zweitens, daß der Zweck derjenigen, die sich ein Wappen genommen, nicht, wie so allgemein behauptet und geglaubt worden ist, der gewesen, eine vollführte That im Andenken zu erhalten oder irgend eine Tugend oder Befähigung zu symbolisiren, sondern nur, sich und ihr Eigenthum zu unterscheiden, ihre Ansprüche auf gewisse Ehren oder Verhältnisse zu bekunden, ihre ehelichen oder verwandtschaftlichen Verbindungen nachzuweisen, oder ihre feudalistische Lehnshörigkeit anzuerkennen. Drittens, daß es sich überall, wo eine gänzliche Sichtung der Evidenz möglich gewesen ist, ergeben hat, wie die Volkstraditionen über den Ursprung gewisser eigenthümlicher Wappen die Erfindung eines späteren Zeitabschnittes sind, Geschichten, die man fabricirt hat, um die Wappen zu erklären, zuweilen auch wohl in der Absicht, die Nachkommen einer Familie damit zu schmeicheln, daß man ihren Vorfahren die unwahrscheinlichsten Abenteuer oder Großthaten zuschreibt. Viertens, daß der wahre Werth des Studiums der Heraldik erst in neuester Zeit erkannt worden ist, und daß, wenn auch die Widerlegung alter, liebge-

Digitized by Google

wordener Familiensagen von Einigen bedauert werden mag, doch Jedermann die Wichtigkeit der Ermittelung genealogischer Thatsachen zugestehen muß, und daß das neue Interesse, welches die Wissenschaft in dieser Weise gewinnt, sie in den Augen von Manchen höher stellt, welche sie vielleicht bis dahin gleichgültig, wenn nicht gar geringschätzig betrachtet haben."

Die Expedition nach Mittel-Afrika.

Der Dr. Beke in England hat folgendes neuere Schreiben von dem Herrn Dr. Barth erhalten und es dem Londoner Athenaeum zur Bekanntmachung übergeben:

Kuka, den 1. Sept. 1851

Werther Herr, wir sind noch nicht fort, es scheint augenblicklich jedoch, daß Alles zur Weitereise in Bereitschaft ist, indem die Araber Pferde und Proviant angeschaft haben. Will's Gott werden wir diese Stadt, wo gegenwärtig sowohl Ausländer als Einheimische vom Fieber befallen werden, binnen acht Tagen hinter uns haben. Ich bin sehr von Kräften gekommen, bin aber doch Gott sey Dank im Stande, etwas zu thun und mich in Bewegung zu erhalten. Nachdem ich mein Tagebuch von hier nach Yola in die Reihe gebracht, habe ich eine Skizze des Weges entworfen, und versucht, auf einem und demselben Blatte alle die Itinerarien zu vereinigen, welche durch das bisher unbekannte Land zwischen dem Shary und der Kwara führen. Ich bin im Stande gewesen die Wege, welche ich Ihnen mitzutheilen das Vergnügen gehabt, in vielfacher Weise verbessern zu können und habe deren noch einige mehr gesammelt. Die Lage von Yakoba macht mir einige Schwierigkeit, und ich zweifle nicht, daß man diesen Platz viel zu weit nach Süden verlegt hat, ich habe in diesem Stück jedoch nichts abgeändert. Wenn der Mann, der dies Schreiben mitnimmt, noch drei oder vier Tage hier bleiben sollte, so hoffe ich mit derselben Gelegenheit auch meine Karte nach England schicken zu können. Da hierauf aber nicht bestimmt zu rechnen ist, weil ich nicht immer zur Arbeit fähig bin, so zeige ich Ihnen nachfolgend die Lagen der wichtigsten Punkte von meiner Route an:

Yola, 8° 2' N. Breite und 13° 5' O. Länge (Greenwich).

Das Tanpe, oder der Verbindungspunkt der beiden Flüsse, 8° 12' N. Breite und 13° 37' O. Länge.

Uba, der nördliche Grenzplatz von Adamawa, 9° 45' N. Breite und 14° 1' O. Länge.

Uje Kafuckula, 11° 20' N. Breite und 14° 17' O. Länge.

Ich habe nun so viele Punkte von dem Benue, daß der gesammte Lauf dieses Flusses mit fast absoluter Sicherheit zu verzeichnen ist. Die Meinung des Herrn Allen über diesen Gegenstand erscheint mir fast als unglaublich. Es fließt auch nicht der kleinste Bach von Yakoba in der Richtung von Benue, und was den kleinen Wasserfaden betrifft, welchen Lander im Norden des Districts, den er Dungurah nennt, bemerkt hat, so nimmt derselbe einen ganz anderen Cours.

Aber ich brauche mich bei dieser Meinung, die mit den Angaben eines sonst scharfsichtigen und aufmerksamen Reisenden in Widerspruch steht, nicht aufzuhalten, indem ich von jenem wichtigen Flusse Adamawa's nebst allen seinen größeren Nebenarmen eine Karte anfertigen werde. Gleichzeitig bin ich eifrig über Forschungen in Betreff des Landes zwischen dem Shary und dem Nil aus, und ich habe bereits ein Netzwerk von Straßen gesammelt, die sich im Süden fast bis zum Aequator erstrecken.

Was die Straße, die wir einschlagen wollen, betrifft, so werden wir die von Muezuk nicht bis zu der Quelle von Kashifery verfolgen, sondern uns, sobald wir Ingangimi, eine Stadt an der nordwestlichen Ecke des See's, verlassen haben, weiter nach N. O. wenden. Unsre Stationen von dort weiter sind dann: Maijat, Bir-Nefasa, Bir-Sherifa, Bir-el-Hesha, El Hamir, Bir-Haduj, Bir-el-Atesh, Bir-ben-Mussebi, Bir-Sali-Kederi, Dira, Birso, Agae, Tarro-u-Karro, Udanga, Yaio-el-Kebir und nicht weit von dort Yaio-el-Sreir. Binnen drei Tage, reisen in Bergu gelangt man nach Lenger, von den Arabern Beled-el-Amian genannt. Dies ist die mittlere Straße zwischen der oberen Straße von Bir-Kashifery und der unteren durch Kanem, die durch Turra, Balaia, Berri, Kaskawa, Talgin, Fuli, ꝛc. führt.

Ich habe mich so viel mit den Ländern im Süden beschäftigt, daß ich darüber ganz versäumt habe Ihnen meine Reiserouten nach Mam. zu beiden Seiten des See's zu schicken. So Gott will, werden wir bald im Stande seyn Kanem zu erreichen, ein Land, das vor Zeiten von so großer Bedeutung gewesen, als Enjimie die berühmte Hauptstadt jenes mächtigen Königreichs war, von dem Bornu nur ein besser bekannter Sprößling ist.

Woran es uns fehlt, das ist Unterstützung, ansehnliche Unterstützung; denn augenblicklich macht uns die finanzielle Lage die meiste Sorge, ja versetzt uns in reelle Verlegenheiten.

Walddrossel. Ein Lebensbild von Heinrich Pröhle. Dessau. Druck und Verlag von Moritz Katz (Gebrüder Katz). 1851. 304 Seiten. 8.

Es ist ein glücklich gelungenes und sehr ansprechendes niedersächsisches Lebensbild, welches der talentbegabte, durch frühere Leistungen, besonders durch sein viel besprochenes und viel belobtes Büchlein: „Aus dem Harze. Skizzen und Sagen.", dem Lesepublikum längst lieb gewordene Verfasser hier liefert. Den „Dorfgeschichten" ist die Erzählung wol ihrer größeren Hälfte, ihrer wesentlichsten und charakteristischten Partie nach beizuzählen, aber in den ersten Kapiteln ist der Schauplatz auch auf anderen Gebieten, im Hause (der Curie) eines alten adlichen Domherrn und im Kreise seiner wunderlichen Umgebung, dann in der Schule und auf der Universität. Daß Ferdinand Hohohm, der Erzähler der Geschichte Walddrossel's („die zuletzt ihre rechte Heimath fand an seiner Brust") in vielen seiner Erlebnisse und Anschauungen identisch ist mit Heinrich Pröhle, ist

Digitized by Google

kaum zu bezweifeln; dahin gehören auch vermuthlich die Scenen aus dem Schüler- und Studentenleben. Der alte Domherr nicht nur, die Matadore unter den Studenten, namentlich jedoch die beiden alten Schulzen Feldrain und Boddensmecker, die, mit der Abschätzung des Werthes der einzelnen Felder Behufs der Ackerseparation beschäftigt, „im Lande umherziehen wie Apostel und dabei den Bauern das Evangelium der Aufklärung predigen," sind gewiß nach der Natur gezeichnet.

Wer Waldroffel näher kennen lernen will, den verweisen wir auf das von der Verlagsbuchhandlung sauber ausgestattete Buch selbst, fügen jedoch einem früher mitgetheilten Bruchstücke noch ein zweites hinzu.

Das Dorf Roßheim.

Wir führten in ländlicher Zurückgezogenheit unser Stillleben auf dem Gutshofe zu Sundborn fort, bis die Stürme, die im Jahre 1848 von Westen hereinbrachen auch bei uns nachzuwirken begannen. Die Zeitungen, welche die erste Kunde von den großen Ereignissen brachten, wurden in Sundborn förmlich verschlungen. Bei jeder Gelegenheit hörte man Unterhaltungen über die Weltstadt Paris; wer seiner Zeit mit den siegreichen Heeren des deutschen Vaterlandes dort gewesen war, sollte nun genauen Bericht erstatten. Aber selten brachte es von unsern Bauern jemand weiter, als jener reiche Ackermann der bei einem Begräbnisse auf die Frage eines Andern: wie Päris sei? erwiederte: Paris is wietlöftig. Mehr erforschte Niemand von ihm und zufrieden klopfte er sich, diese Antwort wiederholend, an die Hosentasche, wo der Geldbeutel steckte und machte ein Gesicht als hätte er etwas Rechtes gesagt. Hierauf hob man die Bahre auf und trug die Leiche eines alten Mütterchens auf den Gottesacker.

Im nahen Städchen Oberleben ging es noch seltsamer zu. Dort waren die Bürger zusammengetreten und hatten einen Ausschuß für die ganze Gegend ernannt, der eine Verfassung für den großen deutschen Staat, in dem unsere winzigen Ortschaften lagen, entwerfen sollte, da man es für Pflicht hielt, daß auch der kleinste Bezirk über alle Einzelheiten des großen Verfassungswerks, bis in's kleinste Detail seine Meinung abgebe. Der Bürgermeister der Stadt, der Gerichtsdirector und einer seiner Richter bildeten den Ausschuß, und weil man auch die Umgegend der Stadt vertreten sehen wollte, hatte man in Ermangelung einer geeigneteren Persönlichkeit, mich aufgefordert, demselben beizutreten. Wir saßen denn auch wirklich gar manchen Abend zusammen und stimmten ab über die einzelnen Paragraphen der Verfassung. Der Bürgermeister und ich nahmen den geringsten Antheil an der Debatte, da wir uns meist über die Verhältnisse der Bevölkerung unserer Gegend unterhielten. Dagegen klangen mir oft, wenn ich im nächtlichen Dunkel nach Hause ging, noch die Debatten der beiden Gerichtspersonen, zweier braven Beamten, welche bis dahin sogar in dem nicht ganz unverdienten Rufe der Büreaukratie gestanden hatten, über die einzelnen Punkte der Verfassung in den Ohren. Namentlich ereiferten sie sich sehr bei der Feststellung der Civilliste, wobei der Gerichtsdirektor, ein alter freundlicher Mann, dem Könige „ein paar Thälerchen mehr" zuwenden wollte, als sein Untergebener. Doch war auch bei der von ihm vorgeschlagenen Summe noch niemand Anders als Schmalhans Küchenmeister.

Auf Wegen und auf Stegen, wo man ging und stand, schaffte, wirkte und rumorte der Zeitgeist damals. Während wir uns die deutschen Cocarden an Hut und Mützen steckten und mit Stolz die Farben unseres Vaterlandes zur Schau trugen, stimmte wohl Anfangs hie und da in einem Winkel des Landes ein Arbeiter oder ein Knecht im allgemeinen Jubelruf mit ein, indem er rief: Schwarzbrod und Gold!

Mehr als anderswo war aber in Roßheim ein eigenthümliches Leben erwacht.

Ein seltsamer Anblick bot sich mir dar, als ich eines Nachmittages durch das nur eine halbe Stunde von Sundborn entfernte Dorf ging. In langen Bauernröcken zogen die vormärzlichen Liberalen des Dorfes die Straße herauf. Niemand anders als der Pfarrer trug eine große, schwere schwarz-roth-goldne Fahne voran. Dabei ging er unbedeckten Hauptes einher, sein Haar flog im Winde, Gang und Mienen waren wild und stürmisch. Auch der Schulmeister war im Zuge. Er trug einen engen schwarzen Frack, aus dem er schon in seiner Jugendzeit herausgewachsen war und der ihn sonst nur an hohen Festtagen während des Orgelspielens bekleidete. Das Männlein sah weniger schwärmerisch aus, als der Pfarrer, und kümmerte sich wenig um die eigentlichen Förmlichkeiten der Prozession. Beim Gehen demonstrirte es sehr eifrig den neben ihm gehenden Bauern die Lehre von Freiheit und Gleichheit und besonders die Menschenrechte, hier „Minschenrechte" genannt.

Alles dieses aber war dem Bauern, der neben ihm herging, nicht mehr neu. Es war Warnbeck, der Stiefsohn des Schulzen Boddensmecker, welcher selbst schon seit acht Tagen im Lande umherzog, von einer Volksversammlung auf die andere. Der alte Mann im Bauernrocke, der so gern sprach und durch seine Beschäftigung schon aller Orten bekannt war, wurde überall gern gesehen. Oft trat er, kaum aus dem Dampfwagen ausgestiegen, in eine schon begonnene Versammlung ein, wo er sich stets in der Nähe des Präsidententisches postirte und wartete, bis der Ordner ihn aufforderte, einige Worte zu den Versammelten zu reden. Nicht selten stürmte er dann, noch mit dem vom Regen nassen, grauen kleinen Mäntelchen bekleidet, auf die Tribüne und machte dort wenigstens, wenn er nichts anders zur Hand hatte, die Bücklinge nach, welche die Dorfschulzen, wie er aus eigener Erfahrung wußte, vor den Landräthen schnitten, was jede damalige Versammlung in einen unbeschreiblichen Jubel versetzte.

Warnbeck, Boddensmeckers Stiefsohn, war so in das Gespräch mit dem Cantor loci vertieft, daß Beide, obgleich gar wohl mit mir bekannt, an mir, der ich an der Seite des Weges stand, vorüberzogen, ohne mich zu bemerken. Wenige Schritte von mir blieben sie sogar in eifriger Unterredung einen Augenblick stehen, so daß eine kleine Stockung in dem Bauernaufzuge verursacht wurde. Ich hörte, daß Warnbeck zum Schulmeister, mit dem der wohlhabende reiche Bauer die excentrischsten Schriften zu lesen pflegte, in diesem Augenblicke, indem er nachdenklich die Hand an's Kinn legte, die Worte sprach:

„Also meint Ihr nicht, daß es noch zu einer Theilung der Güter kommen muß in der Welt? Die Vernunft verlangt es aber doch —"

Digitized by Google

Hiermit schritten Beide weiter. Der hohen, schlanken Gestalt dieses Bauern, mit dem ernsten und sinnenden Gesicht blickte ich noch lange mit tiefer Theilnahme nach. Es ist unglaublich, zu welchen Opfern der schlichte, einfache Mann aus dem Volke für die Idee bereit ist, wenn er einmal zu denken beginnt und sich ihr hingiebt.

Ungeduldig und gedankenlos drängten sich andere Bauern hinter den Beiden her. Weiber und Kinder machten den Beschluß des Zuges, der in seiner Art ein Seitenstück war zu manchem großen und weltgeschichtlichen Aufzuge aus den Zeiten der ersten französischen Revolution. Das Ganze bewegte sich, vom Pfarrer geführt, der kleinen Kirche des Ortes zu. Vor derselben zog dieser einen mächtigen Kirchenschlüssel aus der Tasche und öffnete die schwere mit großen sogenannten Nadnägeln beschlagene Thür von doppelt gelegten Bohlen. In einem Winkel der Kirche flog er, die deutsche Fahne in der Hand, die Treppe zur Orgel hinan und bog dann, durch ein kleines, enges steinernes Pförtchen kriechend, an jenen kühlen dunklen Ort, wo am Sonntage der Bälgentreter sich aufhält und den man gleich der Glockenstube als die eigentliche Vorrathskammer für die Andacht und Erbauung in einer Dorfkirche betrachten kann. Wen hätte es nicht, wenn er als Knabe an diesem Orte vor der Frühkirche umherkroch, hier nicht einmal angeheimelt, als wäre er in einer Obstkammer seines Vaterhauses, um mit der Mutter Aepfel heraufzuholen.

Auf einer schmalen steilen Treppe stürmte der Pfarrer von hier aus zum Oberstock des Thurmes empor. Hier stand er plötzlich in einer Luke und bog sich weit heraus, so daß Manchem, der unten stand, schwindelte. Er befestigte die schwarz-roth-goldene Fahne an einen Haken, der zur Seite der Luke am Thurme angebracht war und begann in seiner gefährlichen Stellung plötzlich eine Rede zu halten, bei der er lebhaft aus dem Schalloche herab nach der unten versammelten Menge gestikulirte. Immer leidenschaftlicher wurden seine Geberden und immer unheimlicher ward seinen Zuhörern bei dieser Rede, so daß selbst Warnbeck und der Schulmeister, die bis jetzt noch immer ihre Unterredung fortgesetzt und nur von Zeit zu Zeit einen Blick nach dem Thurme hinaufgerichtet hatten, plötzlich verstummten und in ängstlicher Spannung emporstarrten. In diesem Augenblicke aber ergriffen mehrere Bauern, welche dem Pfarrer aus Neugierde langsamer in die Kirche und auf den Thurm gefolgt waren, diesen am Rockzipfel und bedeuteten ihn, aus dem Schalloche wieder in den Thurm herabzusteigen, — eine Aufforderung, der er auch nach einigem Zögern Folge leistete.

Die schwarz-roth-goldene Fahne flatterte nun zwar am Thurme, allein der Bauernaufzug war gänzlich gestört und die Anwesenden zerstreuten sich allmälig. H.

Zur Literatur der Volkspoesie.*)

Von Hugo Goering.

Nicht das deutsche Volk allein, ein jedes Volk der Welt, und mag es auf der untersten Stufe der Kultur stehen, hat seine Volkspoesie, seine Lieder, die, man weiß nicht wie, entstehen und sich fortpflanzen von Geschlecht auf Geschlecht. In jedem Menschen liegt der Drang, gesangesartig den Lüften anzuvertrauen, was sein Herz wähnt und was es sehnt, was sein Gemüth erheitert oder trübt. So sucht er entweder nach schon vorhandenen Sangesweisen, oder er schafft sich, was besonders bei frischen Waldnaturen häufig ist, seine eigene, dem augenblicklichen Bedürfnisse angepaßte Weise, die er dann unter Anderen wieder singt, von denen sie meist rasch angeeignet und weiter fortgepflanzt wird. Auf solche Art entstehen die Volkslieder, die Jäger- Köhler- und Hirtenlieder auf den Bergen, in den Wäldern, die zarten Sehnsuchts- Liebes- und Scheidelieder in den stillen Dörfern, wenn Bursche und Mädchen, Arm in Arm, dieselben Abends durchziehen, oder das Eine oder Andere einsam auf der Thürschwelle sitzt, und des Geliebten gedenkt, der fern ist. So entstehen die Bergmannslieder in den dunklen Schachten beim spärlich leuchtenden Grubenlicht, die Soldatenlieder auf den Wachtposten in der Nacht. Wollen wir nicht Deutschland, nicht Europa allein vor Augen haben, so müssen wir besondere Rücksicht nehmen auf die Verhältnisse, in denen jedes Volk lebt, auf die Beschäftigung, die ihm am Meisten eigen ist. Der Indianer besingt seine Jagden, der Araber sein Pferd, der Tscherkesse hat viele Liebeslieder, weil dort die Frauen so schön und die Gegenden voller Poesie sind.

Nicht Jedem ist es gegeben, die Schönheiten herauszufinden, die in den einfachen Liedern verborgen sind. Ueberall fehlt die strenge Form der Kunst und das einfach Rührende will mit unverdorbenem Gemüthe betrachtet sein, wenn es richtig aufgefaßt und nicht bespöttelt werden soll. Aber eben so wenig ist es auch Jedem gegeben, die Wunderblumen der Volkspoesie zu suchen und zu finden, denn das Volkslied ist ein scheuer Sangesvogel, wie Ludwig Bechstein sagt, schwer zu erspähen in seinem Blätterdickicht, und noch schwerer einzufangen. Aber trotz dem ist es den Bemühungen und Forschungen Solcher, die mit lauterem Sinn in den Schacht der Volkspoesie gestiegen sind, gelungen, die reichen Erzadern zu entdecken, und als edles Gestein zu Tage zu fördern.

Auch auf diesem Felde war es J. G. Herder, der zuerst das Glockengeläute seiner „Stimmen der Völker" wie ein Sturmeslauten durch die deutschen Gaue klingen ließ. Es wurde gehört und viele Hände wurden rüstig, an dem Baue mitzuar-

*) Mit besonderer Bewilligung des Verfassers dieses Artikels, entlehnen wir denselben dem Frankfurter Conversationsblatt No. 308 vom 27. December 1851 und bemerken noch dazu, daß von Hrn. Goering seit längerer Zeit Beiträge zur Literatur der Volkspoesie in jenem Blatte erschienen sind. Der vorliegende Aufsatz behandelt die Bibliographie der Volksliederliteratur, und ist hervorgerufen durch das in diesen Blättern schon erwähnte Werk (No. 101 Lit. u. Krit. Bl.) von Kertbeny.
Anm. der Red.

Digitized by Google

beiten, zu dem er den Grund gelegt hatte. Von allen Seiten wurde Material zugetragen, bald besseres, bald schlechteres. Der „kleine feele Almanach;" des Knaben Wunderhorn von Brentano und Arnim, dazu Göthe's Kritik dieses Werkes in der Jenaischen Literaturzeitung; Büsching's und von der Hagen's Sammlung; Schottky's und Ziska's österreichische Volkslieder; die Schnadahüpfln von Stelz gesammelt; und Meynert's Sammlung der Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens, folgten rasch jenem ersten Wurfe. Jedoch nicht auf Deutschland allein waren die neuentstehenden Sammlungen beschränkt, sondern nach allen Weltgegenden hin wurde gespürt und gesorscht. Aus England schaffte Bodmer die Balladensammlung, noch vor ihm Uesinus. In Dänemark wurde durch Geimm und Sandees Nachlese gehalten, in Schweden zuerst von Studack; Frankreich, Spanien, Portugal lieferten reiche Ausbeute an Romanzen. Von Jahr zu Jahr mehrten sich auf dem Büchermarkte die Sammlungen von deutschen Volksliedern im Allgemeinen und im Besondern, d. h. aus den einzelnen deutschen Gauen, und wie man glaubte in Deutschland fertig zu sein, sammelte oder übersetzte man auch slavische, magyarische, neugriechische, baskische, keltische, arabische, mongolische, chinesische, tscherkessische und sogar malayische Volkslieder und schickte sie in die Welt. Viele Sammlungen ruhen noch im Pulte, werden aber mit der Zeit wohl ans Tageslicht kommen.

Massenhaft hatte sich nach und nach der Stoff aneinander gereiht, und schwer war schon der Ueberblick und die Sichtung, da wagte es eine in der deutschen Literatur ehrenhaft dastehende Frau, Robinson, geb. v. Jacob, die jetzt im fernen Westen weilt, die ganze Masse der erschienenen Sammlungen zu durchforschen und in ihrem, für das Studium dieses Literaturzweiges unentbehrlichen Werke „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen, nebst einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften" das Bedeutsamste zusammenzufassen und beinahe systematisch zu gliedern. Seit dem Erscheinen dieses Werkes (1840) hat sich die Literatur in dieser Richtung von Jahr zu Jahr vermehrt, wie ja im letzten Jahre allein sieben verschiedene Sammlungen herausgegeben worden sind, und es wird Jedem, der sich mit dem Studium der Volkspoesie beschäftigt hat, Bedürfniß geworden sein, sich eine Bibliographie derselben zusammenzustellen, um das überall Zerstreute und hie und da im Buchhandel Vergriffene, vor Augen zu haben. Dem jungen talentvollen Uebersetzer der „ungarischen Volkslieder," Kertbeny, ist es ebenso ergangen, und er hat auf gut Glück sein Verzeichniß der in dieses Fach schlagenden Bücher unter dem Titel: „Volksliederquellen in der deutschen Literatur von Kertbeny. Halle bei H. W. Schmidt 1851," vor wenigen Tagen den Freunden dieses Literaturzweiges übergeben. Das Werkchen ist nicht groß geworden, es beträgt nur einen Bogen und hat noch manche Mängel und Lücken. Aber wer wollte auch verlangen, daß ein bibliographisches Werk, mag es ein noch so kleines Terrain umfassen, gleich Anfangs vollständig sein soll. Hat doch Peter's Literatur der Faustsage auch erst durch Peßholdt's (des Dresdner Bibliothekars) Beiträge und in der zweiten Auflage eine möglichste Vollkommenheit erhalten. Zunächst hat Kertbeny auch nur die Bücher zusammengestellt, die in deutscher Sprache, entweder deutsche oder aus anderen Sprachen übersetzte Volkslieder enthalten. Die zweite Abtheilung wird Volksliederausgaben in fremden Originalsprachen in sich fassen. Dieser wird dann wohl auch ein Nachtrag zur ersten Abtheilung beigegeben werden können, wenn die Bitte Kertbeny's, die ich zu unterstützen wage, Anklang findet, nämlich, daß diejenigen Leser, die mit dem Fache vertrauter sind, die Mühe nicht scheuen mögen, ihre Correkturen und Zusätze an den Verleger oder Verfasser einzusenden. Nur durch vereinte Bemühung kann Vollkommenheit erzielt werden. Schließlich reiche ich aber allen Mitstrebenden die Hand zum Bunde, da ich bei denen echten Sinn für Poesie und Recht vermuthe, die sich damit beschäftigen, die einzelnen Blätter von dem Baum zu sammeln und heimzutragen, der jetzt so unbarmherzig von der Sucht nach Modernem beschnitten und zerhackt wird.

Miscelle.

Mit Bezug auf den englischen Lieutenant Pim, welcher die Expedition von Sir John Franklin vermittelst einer Landtour über Sibirien aufsuchen will, berichtet der Londoner Globe, daß derselbe laut Briefen, welche bei der königl. geographischen Gesellschaft eingegangen, die Ehre gehabt zu haben scheine, zu einer persönlichen Audienz vor Se. Maj. dem Kaiser von Rußland in den kaiserl. Palast zu Petersburg beschieden zu werden. Se. Maj. habe sich über sein Vorhaben weitläufig mit ihm eingelassen, und ihm die unübersteiglichen Hindernisse vorgestellt, die demselben entgegen ständen, unter dem Beifügen, daß Höchstsie ihm außerdem gern jeglichen Beistand geleistet haben würden, um, wenn möglich, eine Spur von seinen verschollenen Landsleuten aufzufinden. Der wackre junge Officier erklärte darauf, daß er dennoch sein Unternehmen auszuführen wünschte und jede damit verknüpfte Gefahr gern riskiren wollte, wenn er nur mit den dazu erforderlichen Mitteln versehen würde, und darum nun bäte er Se. Maj. inständigst. Der Kaiser hörte ihn mit der größten Aufmerksamkeit an, und war von seiner Hingebung und seinem Eifer für die Sache so überrascht, daß er zu ihm sagte, er möchte seine Pläne zu Papier bringen und sie ihm dann überreichen, und wenn er dann eine Möglichkeit sähe, diese Pläne auszuführen, so sollte es ihm eine Freude seyn, ihm in seinem menschenfreundlichen Unternehmen beizustehen. Der Lieutenant Pim verließ den Palast höchlichst zufrieden mit dem Resultate seiner Unterredung mit dem Kaiser.*)

*) Diesemnach ist also von einer Weigerung der russischen Regierung, wie das Londoner Athenaeum (m. s. Miscellen, in unserm vorigen Blatte) angegeben, keine Rede gewesen.

Anm. der Red.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 8. Mittwoch, den 28. Januar. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Proben aus einer Uebersetzung des altdeutschen Gedichts „Gudrun." Von Carl Barthel ..... Seite 57
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 60
Literatur:
Demosthenes oder Hellas' Untergang. Trauerspiel in fünf Akten, von Leopold Arend ..... „ 62

Proben aus einer Uebersetzung des altdeutschen Gedichts „Gudrun".

Von Carl Barthel.

Vorwort.

Das altdeutsche Epos „Gudrun", aus welchem wir schon in Nr. 57 des Jahrganges 1851 dieser Blätter ein Stück in einer neuhochdeutschen Uebersetzung mitgetheilt haben, fällt in der letzten mittelalterlichen Gestaltung, in der wir es besitzen, in die glanzvolle Zeit der Hohenstaufischen Kaiser. Der poetische Werth desselben ist längst von Männern, wie Fr. v. d. Hagen, Rosenkranz, Gervinus u. a. anerkannt, und wenn man es „die Nebensonne der Nibelungen" oder „die deutsche Odyssee" genannt hat, so hat man eben nur damit bezeichnen wollen, daß es als das ebenbürtige, ob auch mildere Seitenstück zu dem großartigen, aber weit herberen Nibelungenliede anzusehen sei. Denn wenn uns dieses als ein gewaltiges Trauerspiel erscheinen muß, über welchem der gespenstische Geist der Blutrache schwebt, der nicht eher rastet, bis die Blutrache des Einen an dem ganzen Geschlechte gesühnt ist, so ist unser Gedicht, die Gudrun, ein liebliches Schauspiel, in welchem der Geist der weiblichen Treue und Zucht die Blutrache nicht aufkommen läßt, sondern wie ein Schutzengel dagegen waltet und Alles zu einem erfreulichen Ausgange hinführt. Das Weib und dessen reines Gemüth ist es eben, von dem alle Strahlen dieses Gedichts ausgehen und das einen so herzwarmen Hauch über das Ganze verbreitet. So verhält sich denn die Gudrun zum Nibelungenliede ganz ähnlich, wie die Odyssee zur Ilias, wie die Shakespeare'sche Cymbeline zu King Lear, oder, wenn man will, wie eine freilich nachgeborne, vielleicht auch zartere, schwächere, aber doch vollbürtige Schwester zur andern, und die Bezeichnung derselben als der deutschen Odyssee paßt insbesondere auf diese noch besser, als der Vergleich der Nibelungen mit der Ilias, weil in der Gudrun wie in der Odyssee das Seeleben der Helden den Hintergrund des Gemäldes bildet, und hier wie da neben den Irrfahrten die Gattentreue gefeiert wird, die sich unter allen Bedrängnissen und Prüfungen auf's Glänzendste bewähret.

Das über den Geist, die Tonart der Gudrun im Verhältniß zu den bekannteren Nibelungen. Was nun aber die künstlerische Formirung beider Gedichte betrifft, so ist da die Gudrun nicht blos ein Seitenstück zu den Nibelungen, sondern sie übertrifft diese bei Weitem. In den Nibelungen ist noch Vieles herb trocken und hölzern, in der Gudrun ist Alles mehr aus einem Gusse, hat das Ganze ein blühenderes frischeres Colorit und wenn die Nibelungen oft eine kunstmäßige Feile vermissen lassen, so zeigt sich diese in der Gudrun deutlich genug in der größeren sprachlichen Gewandtheit, in der Mannigfaltigkeit der Wendungen und der Innigkeit, mit welcher die Darstellung sich dem Stoffe anschließt.

Nach diesem Allen ist es denn wohl zu wünschen, daß unsere Nation, neben dem Nibelungenliede, das seit Bodmers Zeiten wieder bekannter geworden ist, ihre volle Liebe und Aufmerksamkeit auch dieser freilich erst seit etwa 30 Jahren wieder eingeführten Gudrun zuwende und um hiezu beizutragen, legen wir hier die beiden lieblichsten Gesänge dieses Gedichts als Proben einer vielleicht später zu vollendenden Uebersetzung vor. *) Damit der Leser sich

*) Anmerkung. Freilich sind schon mehrere Uebersetzungen dieses Gedichtes erschienen: von San-Marte, Adalbert Keller, Simrock und Koch, ja es ist sogar neuerdings von Vietor von Steauß dramatisirt

Digitized by Google

aber in den Zusammenhang dieser Stücke mit dem Ganzen versetzen könne, fügen wir hier den Inhalt der Gudrun nach der Darstellung Weber's (in s. Grundriß der Gesch. der deutschen Literatur S. 10) bei.

Das Gedicht zerfällt in 3 Theile, die nur locker zusammenhängen.

„I. Hagen, der Sohn Siegebants, Königs von Tyrland (Irland), wird bei einem Feste von einem Greifen geraubt und auf eine ferne Insel getragen, wo er durch einen Zufall wiederkommt und von drei Königstöchtern, die durch gleiches Schicksal dahingekommen, kümmerlich ernähret, aber im Umgang mit wilden Thieren stark und gewandt wird. Nach Jahren werden alle von einem vorbeisegelnden Schiffe nach Tyrland gerettet, wo Hagen die Regierung erhält, und sich mit einer der drei nie alternden Jungfrauen, Hilde aus Indien, vermählt. II. Ihre Tochter, gleichfalls Hilde genannt, wird von dem Vater so geliebt, daß er ihr keinen Freier gönnt. Er tödtet die Boten und will nur den als Eidam anerkennen, der ihn im Kampfe besteht. Auch Hettel, König von Hegelingen, wünscht sie zum Weibe. Die Werbung übernehmen drei seiner Edelleute, die in kaufmännischer Verkleidung als Brächtete nach Tyrland gehen, wo Wate durch seine Stärke, Heute durch seine Freigebigkeit und Horand durch die Lieblichkeit seines Gesanges, dem selbst die Vögel lauschen (siehe Nr. 57 des Jahrganges 1851 dieser Blätter) Gunst erlangen. Horand findet endlich Gelegenheit bei Hilden die Werbung seines Gebieters anzubringen und sie zur Flucht auf ihrem Schiffe zu bewegen. Hagen setzt ihnen nach und erreicht sie, willigt aber doch in die Vermählung und läßt seiner Tochter eine der drei Jungfrauen, die Hildburg, als Gespielin zurück. III. Hettel gewann zwei Kinder, Ortwin und die schöne Gudrun. Um die Hand der letzteren werben viele Freier, darunter Hartmut von der Normandie, allein seinem gewähret sie der Vater, obgleich Hartmut der Tochter nicht mißfällt. Als aber Herwig, ein benachbarter Fürst, mit bewaffneter Macht in Hegelingen einfällt, scheidet Gudrun den Streit und wird mit ihm verlobt. Bald darauf benutzt Hartmut einen Kriegszug Hettels, um während seiner Abwesenheit die Gudrun zu rauben und nach der Normandie zu entführen. Umsonst eilt der Vater mit seinen Kämpfern den Flüchtigen nach. Auf dem Wülpensand wird er von Hartmuts Vater, Ludwig, erschlagen und die Blüthe seiner Ritterschaft erliegt im Streit. Eine neue Generation muß heranwachsen, ehe der Rachezug gegen die Normänner unternommen werden kann. Unterdessen wird Gudrun nach der Normandie abgeführt. Schon auf dem Meere erklärt sie aber, daß sie dem Herwig ihre Treue bewahren würde, worauf sie Ludwig in die See wirft, Hartmut sie aber an den Haaren wieder herauszieht. Da sie sich indessen standhaft weigert, dem Normannen ihre Hand zu reichen, wird sie von Hartmut's Mutter Gerlinde, „der Teufelin", auf's schrecklichste gequält und zu den niedrigsten Diensten einer Magd und Wäscherin gezwungen, wobei ihr Hildburg treulich Hülfe leistet. Endlich kommt die Rettung. Ortwin und Herwig kommen an den Ort, wo die Jungfrauen waschen. Es folgt die schöne Erkennungsscene, worauf Gudrun stolz die Gewänder in's Meer wirft, und dann wieder in die Burg zurückkehrt, weil ihre Retter sie nur durch siegreichen Kampf gewinnen wollen. Um der Strafe zu entgehen, verspricht sie hier Gerlinden, in die Vermählung mit Hartmut zu willigen. Aber während der Nacht umringen die Hegelinger die Burg und erheben einen mächtigen Kampf, in dem Ludwig durch Herwigs Hand fällt. Schon hat Gerlinde den Tod der Gudrun befohlen und hohen Lohn dem Thäter verheißen, als Wate, dessen Bart indessen ellenbreit geworden, die Burg erstürmt und die Königin erschlägt. Den Schluß bildet die Heimfahrt und eine dreifache Vermählung. Ortrun, Hartmuts Schwester, die allein gegen Gudrun theilnehmend und freundlich gewesen war, wird mit Ortwin verbunden, Gudrun mit Herwig und Hildburg mit Hartmut."

Der Leser wird nun wissen, wie er sich die hier übersetzten Stücke, die dem dritten Theile des Gedichtes angehören, in das Ganze einzufügen habe, und wir halten es nur noch für nöthig, über diese insbesondere uns zu verbreiten.

Was den Gehalt derselben anlangt, so gehören sie zu den lieblichsten Erzeugnissen der altdeutschen Literatur, dessen sich wohl selbst ein Goethe nicht zu schämen brauchte. Wir haben das Nibelungenlied und die Gudrun, die beiden vorzüglichsten Epen unserer alten Literatur, nur in einer regenerirten Gestalt des 13. Jahrhunderts. Vor dieser Umgestaltung mochte ihnen noch viel Heidnisches, etwas mehr dem Typus der nordischen Dichtung Analoges anklebem, erst im 13. Jahrhundert wurde dieses Heidnische verwischt und das Christliche damit verschmolzen oder ganz dafür an die Stelle gesetzt. Von dieser historisch beglaubigten Wahrheit ausgehend, halten wir diese Stücke gerade für solche, die am meisten die Spuren der übernatürlichen Hand eines christlichen Geistlichen tragen. Der Engel, welcher der Gudrun die Ankunft der Ihrigen verkündet, ist nichts weiter als eine christianisirte Walkyrie oder Schwanenjungfrau, denen der heidnische Glaube die Gabe der Weissagung beilegte. Der Engel hier ist ganz dasselbe, was die Meerweiber im Nibelungenliede sind, die dem Hagen seinen Untergang vorhersagen und wie Vögel über der Fluth schweben. Daß diese Ansicht gegründet sei, beweis't die dem Engel beigelegte Vogelgestalt und sein Schwimmen auf dem Meere, was der christliche Uebernearbeiter aus dem Heidnischen der Originalgestalt beibehielt. Außerdem ist der Geist des Abenteuers, worin das Wiedersehen der beiden Geliebten geschildert wird, so zart und fromm, so voll wahrer Liebe und Sehnsucht, daß das Meiste davon nur aus einem christlichen Gemüthe entspringen konnte, dessen tiefer psychologischer Blick in die innere Welt des Weibes durch die Religion der Liebe geleitet wurde. Was aber endlich diese Stücke so außerordentlich anziehend macht für den Belesenen, das ist ihre überraschende Aehnlichkeit mit dem Schönsten und Lieblichsten in der hellenischen Welt. Wer dächte nicht bei der königlichen Wäscherin an die herrliche Episode von der Nausikaa bei Homer, nur daß dort die warme Sonne Griechenlands das kindliche Mährchen durchwärmt und durchglüht hat, hier aber die Frostwinde des hohen Nordens hindurchwehen und das Ganze in dem grauweißen Dämmerlicht des Winterschnees erscheint. Beide Dichtungen geben sich aber an Lieblichkeit nichts nach, das Waschen am Meeresstrande mit der Gespielin, die jungfräuliche schamhafte Flucht vor den herannahenden Boten, das Anrufen der Flehenden,

---

und von dem bekannten Componisten C. A. Mangold zu einer Oper verarbeitet, die sich in diesem Jahre auf dem darmstädter Hoftheater des größten Beifalles erfreute; aber dennoch ist das Gedicht noch immer nicht in dem Maaße bekannt und geliebt, als es dieses verdient.

Digitized by Google

alle diese Züge finden wir auch in der Nausikaa, deren Mägde vor dem Odysseus auseinanderstieben, jungfrauenhaft kreischen und davonlaufen. Jene Scene des Wiedersehens klingt aber auch an die analoge Scene in der Elektra des Sophokles an (Soph. Elekt. Vers 1105—1215). Das allmälige sich Annähern der beiden Liebenden, das gegenseitige Verstellen, um des Wiedersehens Lust noch süßer zu machen, und vorzüglich der Zug, daß Beide an dem Geschlecht und Familie bekundenden Siegelringe sich wiedererkennen, sind Eigenthümlichkeiten, die beiden Dichtungen zugleich angehören. Auch als heroische Dulderin ähnelt Elektra unserer Gudrun; wie jener die herzlose, buhlerische und unmütterliche Klytemnestra, so steht dieser die rohe, boshafte Gerlinde gegenüber, die das Gedicht so oft die Teufelin, Wölfin, böse Vettel nennt. Doch möchten wir von dieser Seite der Duldsamkeit und wegen der Leidensgenossenschaft unsere Gudrun lieber mit dem uns Deutschen geläufigeren Aschenbrödel vergleichen, die mehr als Elektra im niedrigen Dienste schmachten muß, und die dennoch nur Schelten und Schläge von ihrer Mühe davonträgt. Merkwürdig ist es, daß Aschenbrödel Tauben beschützen und endlich erlösen, hinter denen die Sage gewiß ebenso Engel verborgen hält, als es in der oben erwähnten Stelle der Fall war. Wer aber nun die vorliegenden Stücke liest und dabei die ebenerwähnten meisterhaften Dichtungen vergleichend im Auge behält, dem werden dieselben einen wohlthuenden Schein auf unsere Dichtung werfen, die in einem eben so ärmlichen Gewande auftreten muß, als die heimathlose Gudrun selbst.

Vierundzwanzigstes Abenteuer.

Wie Gudrun ward ihrer Ankunft kund gethan.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Gudrun und Hildeburge, die waschen stets am Strand.

Es war in einer Fasten, als um die Mittagszeit
Ein Vogel kam geschwommen, da sprach Gudrun vor Leid:
„O wehe, schöner Vogel, es jammert mich so sehr,
Daß Du mußt'st mühsam schwimmen auf diesem weiten Meer!"

In einer Menschenstimme hub da zu reden an
Der hehre Gottesengel, als ob er wär' ein Mann:
„Ich bin vom Christ ein Bote, und fragst Du, edle Maid,
So geb' ich Dir zur Stunde von Deinen Lieben Bescheid."

Als da die schöne Jungfrau die Stimme so vernahm,
Da wollte sie's nicht glauben, daß immer also zahm
Der wilde Vogel wäre, und daß die Red' ihm kund;
Ihr dünkt's, als käme die Stimme aus eines Menschen Mund.

Da sprach der hehre Engel: „Du mögst Dich wohl versehn,
Die armen elenden Mädchen soll großes Lieb' geschehn,
So Du nur willt mich fragen um Deiner Heimath Land;
Ich bin von Gott ein Bote zum Troste Dir gesandt."

Da fiel Gudrun am Strande auf ihre Knieen alsbald
Und hub die Hände betend zu Gott in Kreuzgestalt.
Sie sprach zu Hildeburgen: „O wohl uns dieser Ehr',
Daß Gott uns also gnadet, nun trauern wir nicht mehr."

Dann sprach die Jammerreiche: „Dieweil Dich Christ gesandt
Uns beiden Heimathlosen zum Trost in dieses Land,
So laß mich nun auch hören, lebt Hilde noch immerdar,
Die einst der armen Gudrune herzliebste Mutter war?"

Da sprach zu ihr der Hehre: „Ich will Dir Rede steh'n,
Hilden, Deine Mutter, han ich gesund geseh'n,
Als sie ein Heer Die frommte hieher in dieses Land,
Größer als je eine Wittwe durch Freundesdienst gesandt."

Da sprach das edle Mädchen: „Du Himmelsbote hehr,
Laß Dich es nicht verdrießen, so ich Dich frage mehr.
Lebt Ortewin noch immer, der König von Norderland? —
Und Herwig auch, mein Friedel? ich hätt's gar gern erkannt." —

Da sprach der hehre Engel: „Das thu' ich dir wohl kund;
Ortewin und Herwig sind beide noch gesund.
Ich sah die wackern Degen auf trüber Meeresfluth,
Sie zogen an einem Ruder mit immer gleichem Muth." —

„Du sagst gar liebe Mähre; ist Dir auch wohl bekannt,
Ob Irold noch und Morung herkommen in dieses Land?
Ach, Himmelsbot', ich frage Dich jetzt mit Eifer aus.
Ich säh' sie gern, sie waren aus meines Vaters Haus."

Da sprach der hehre Engel: „Wie sollt' ich's nicht gesteh'n,
Irolden und Morungen, die hab' ich wohl geseh'n,
Gar williglich sie dienen Euch wunderholden Frau'n,
Und kommen sie her, sie werden noch manchen Heim zerhau'n:

Doch jetzo muß ich scheiden," sprach da der Engel hehr,
„Gott pflege Eurer Ehre — ich raste nimmermehr —
Mehr darf ich Euch nicht sagen, es ist über mein Gebot."
Er schwand vor ihren Augen, da waren sie feenentodt.

Da sprach der Hilden Tochter: „Mir ist ohn' Maßen Leid';
Was ich noch fragen wollte, des hab' ich nicht Bescheid.
Beim Christ ich Dir gebiete, eh' Du scheidest so geschwind,
Daß Du uns Sorgen mich lösest, mich armes Königskind."

Da schwebt' er ihnen vor Augen, abermals wie eh'.
„Eh' unser beider Scheiden, meins und Deins regeh',
Soll, was ich nur kann dienen, mit Freuden Dir geschehn;
Da Du vom Christ gebietest, will ich Dir Rede steh'n!

Sie sprach: „So hört' ich gerne: hast Du es wohl vernommen,
Soll Herant auch von Dänemark mit seinen Helden kommen,
Die mich in Sorgen ließen? Er ist so treu gesinnt,
Daß ich ihn gerne grüßte, ich armes verstoßnes Kind."

Digitized by Google

„Wohl kommt von Dänemarke Horant, der Recke dein,
Um starker Schlachten willen, er und die Seinen sein.
Er trägt das Hilden-Banner in seiner starken Hand;
So zieh'n die Hegelingen in Hartmutes Land."

Da sprach Gudrun auf's Neue: „Weißt Du wohl Engel hehr,
Lebt Wate noch von Stürmen? Dann klagt' ich nimmermehr.
Auch freuten wir uns Alle, wenn das noch einst geschäh',
Daß ich den alten Frute bei unserm Banner säh?"

Da sprach der Engel wieder: „Es kommt Dir in dies Land
Auch Wate noch von Stürmen, der führet in seiner Hand
Ein starkes Steuerruder auf Frutens hohlem Kiel.
So guter Freunde findest Du in der Schlacht nicht viel."

Zum andern Mal der Engel den Scheidegruß ihr bot;
Da sprach die Gottesarme: „Mich drückt noch eine Noth;
Ich wüßt' es gar zu gerne, wann das nur noch geschäh',
Daß ich viel Heimathlosen der Mutter Boten säh'."

Drauf antwortete der Engel: „Bald wird Die Freude nah'n,
Eh's morgen taget, kommen zween Boten Dir heran;
Dir sind gar bieder Sinnes, und was es dann auch wär',
Was sie Dir dann berichten, 's ist keine Lügenmähr'."

Da mußte von ihnen scheiden der Gottesbote hehr;
Die heimathlosen Frauen, die fragten da nicht mehr.
Es schwankten ihre Sinne nun zwischen Freud' und Leid,
Ein seltsam banges Sehnen ergriff die arme Maid.

Nun waschen sie desto träger des Tages das Gewand;
Sie schwatzten von den Helden, die ihnen dargesandt
Aus Hegelingen hätte die reiche Königin;
Gudrun's Verwandte erharreten mit Angst das Magedin.

Der Tag ging bald zu Ende, still war's schon überall,
Da traten die armen Mägde in Gerlind's Burgeshall';
Dort fuhr mit grimmen Schelten das arge Weib sie an;
So hatte sie's schon lange den Edlen angethan.

„Wer," sprach sie zu den Frauen, „riath solcher Dinge Euch?
Was waschet Ihr so träge mein lichtes Linnenzeug.
Und bleichet also lässig die weißen Decken mein?
Wollt Ihr's nicht bessre pflegen, sollt Ihr's mit Thränen beeen'n."

Sprach Hildeburg: „Frau, wir thuen, so weit die Kraft uns reicht;
Ihr solltet billiger denken, als Ihr's an uns erzeigt.
Uns armes Dingestade friert draußen gar zu sehr.
Ja, wehten warme Winde, wir wüschen desto mehr."

Da sprach Gerlinde wieder gar übel ihnen zu:
„Ihr sollt Euch nimmer säumen, wie auch das Wetter thu';
Sei's frühe oder späte, Ihr waschet mein Linnen dort,
Sobald es morgen taget, treib ich vom Haus Euch fort.

Uns nahen Freudenfeste, das wißt Ihr ja fürwahr.
Der Palmentag ist nahe, dann kommen Gäste dar;
Und schafft Ihr meinen Helden nicht weiße Kleider da,
So wasch' ich Euch, wie's nimmer am Königshof geschah."

Da gingen sie und legten ihre nassen Gewänder ab.
O, daß man doch den Armen nicht bess're Pflege gab!
Zerronnen war all Treue, ihr Hoffen war vorbei.
Das mochte sie bitter schmerzen — ihre Speise war Roggenbrei.

Sie wollten schlafen gehen, ihr Bett war nicht gelind,
Auch nur zwei dünne Hemde trug's arme Dingesind;
Gar wenig war Gerlinde auf ihre Ruh' bedacht,
Auf harten Bänken mußten sie liegen in der Nacht.

Gudrun, das arme Mädchen, gar unsanft es da lag;
Sie beide harrten bange, wann's wieder würde Tag.
Sie schliefen wenig, denn immer war ihr Gedanke die Nacht:
„Ach, wenn der Sang der Vögel die Ritter erst gebracht!" —

Als nun der Morgen graute, trat an ein Fenster dar,
Die dort so hart gelegen des süßen Schlafes bar
Die gute Hildeburge und schaute um sich her;
Da war ein Schnee gefallen, das schmerzte sie gar sehr.

Da sprach die Heimathlose: „Wir sollen waschen bald;
Daß es der Himmel wende — das Wetter ist also kalt,
Daß wenn wir heute waschen so barfuß, ja bei Gott,
So findet man vor Abend vielleicht uns Beide todt."

Doch freuten sie sich der Hoffnung, daß es endlich würde geschehn,
Daß sie die Hilden-Boten des Tags noch sollten sehn;
Und dachten sie dieses Trostes und all' der großen Freud',
So schwand den Minniglichen das bitt're Herzeleid.

Da sprach die Hildentochter: „Du fragst, traut Gespiel,
Die üble Gerlinde, ob sie's erlauben will,
Zum See hin Schuh' zu tragen; sie mag's ja selbst ersehn,
Geh'n wir so barfuß, wir müssen vor Frost zu Tode geh'n.

Sie gingen, wo sie fanden den König und sein Weib;
Da hielt mit Armen umschlungen den Ludwiges Leib
Die üble Gerlinde, noch schliefen Beide da;
Daß sie nicht wecken durften, das ging Gudrunen nah.

Da hörte sie im Schlafe die klagenden Mädchen steh'n,
Gleich fing sie an zu schelten die Magd so wunderschön.
Sie sprach im grimmen Zorne: „Wann gehet Ihr zum Strand,
Und wascht mit lauterm Wasser mein herrliches Gewand?"

Da sprach die Heimathlose: „Ich weiß nicht, ob ich geh',
Denn heute ist gefallen ein kräftiglicher Schnee.
Sei's denn, Ihr wolltet gerne, daß wir den Tod umseh'n,
Wir müssen heute sterben, so wie keine Schuhe ha'n."

Digitized by Google

Da sprach die Wilde wieder: „Das soll mir nie geschehn,
Euch sei sanft oder wehe, Ihr müßt von hinnen gehn;
Ihr waschet mir derweile, sonst sag' ich Euch großes Leid:
Was kümmert's mich, ob Ihr sterbet." — Da weinten die Armen beid'.

Drauf nahmen sie die Kleider, fort gingen beide dann;
„Nun geh' es Gott," sprach Gudrun, „ich mahn' Euch ernstlich d'ran!"
Mit ihren nackten Füßen durchwateten sie den Schnee —
Wie thut den armen Mädchen ihr Elend da so weh!

Wie sie von jeher pflegten, so gingen sie zum Strand.
Sie stunden dort nun wieder und waschen das Gewand,
Das sie zum Kies getragen in Kält' und Windesgenaus —
Um ihre hohe Hoffnung sah's arm gar übel aus.

Drum warfen sie beständig weit über die öde Fluth
Gar sehnsuchtsvolle Blicke, ob denn die Boten gut
Noch immer nicht erschienen, die aus der Heimath Land
Die reiche Königinne den Edlen dargesandt.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Bibliothek des Arsenals enthält eine Sammlung Manuscripte von Revolutionsgesängen und Poesien. Dieselben sind in Schaafleder eingebunden, bilden aber keinen vollen Band, sondern füllen nur 57 Seiten, während die Seiten 58, 59 und 60 die Brouillons von zwei Briefen eines jungen Mädchens an seinen Vater enthalten. Wir wollen dieselben in ihrer herzzerreißenden Naivität mittheilen:

„Lieber Vater,

ich sehne mich sehr nach Nachrichten von Dir. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß mein Brief Dich nicht in so großem Elende antreffen mag, als worin wir uns befinden. Wir bekommen nur vier Unzen Brod für uns Beide. Ich wünsche, daß Du dessen mehr haben magst. Meine Tante hat nur noch funfzig Sous per Tag zu verausgaben; da wird es Dir einleuchten, daß es mit uns knapp bestellt ist. Alles ist sehr theuer, und es würde uns sehr lieb seyn, wenn Du Gelegenheit hättest, uns etwas Mehl zu schicken. Ich wollte nur, daß Du meine Tante bei Dir hättest, es ginge ihr dann vielleicht weniger kümmerlich aus Mangel an Nahrung und an Mitteln."

„Ich bitte, daß Du mir gleich nach Empfang meines Briefes ein Paar Zeilen schreiben magst. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß es Dir besser ergehen mag, bezweifle es aber."

„Lieber Vater,

es verlangt mich sehr, Nachrichten von Dir zu haben. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß mein Brief Dich nicht in einem solchen Elende vorfinden möge, als es das unsrige ist."

„Das Pfund Brod kostet 8 Fr., die Schmuckbohnen kosten 6 Fr." *)

„Wir können Ausgaben wie diese nicht mehr bestreiten. Ich wünschte, Du könntest uns ein wenig Mehl schicken, da, wie ich höre, meine Tante Delorme nach Paris kommen wird. Ich sähe es gerne, daß Tante das könnte, und versichere, daß wir dann reisen würden; aber sie kann es nicht. Sie kann in ihrem hohen Alter keinen Schritt mehr machen. Sie jammert stets nach Brod; aber wir können uns zu den Preisen, wie ich sie Ihnen gemeldet habe, keins mehr anschaffen. Sie kann sich so nicht lange mehr halten, und ich sehe schon den Augenblick kommen, wo man Alles, was das Zimmer enthält, wird zu Gelde machen müssen. Das wird mir recht weh thun, ich gestehe es!"

„Sehen müssen, wie eine gebrechliche Frau am Ende ihrer Tage in Gefahr ist, Hungers zu sterben, das macht mir großen Kummer."

Es hat, wie man sieht, eine eigenthümliche Liebhaberei am Wunderbaren Noth gethan, um in solch eine Zeit und unter solchen Umständen ein improvisirtes Bankett von ein und zwanzig Couverts, mit theuren Weinen, seltenen Blumen und Kerzen in Menge, mitten in ein Gefängniß und um Mitternacht zu versetzen.

Obwohl sichtbar auf einen großen Schauplatz gestellt, und, wie der Dichter sagt, geräuschig in ihrem Treiben und eitel in ihren Worten, haben die Girondisten im Sterben doch nur eine mittelmäßige Standhaftigkeit bewiesen. Viele unbekannte Gefangene, oder solche, die nicht, wie sie, eine öffentliche Rolle gespielt hatten, legten mehr Ruhe, eine größere Geistesfreiheit und mehr Würde an den Tag.

Ein vormaliger Grenadier im Regiment Artois, genannt Gonnay, der Emigrations halber in der Conciergerie gefangen saß, bekundete sich als ein seltenes Muster der Sorglosigkeit und des Frohsinns. Als ihm seine Anklageacte übergeben wurde, rollte er sie mit aller Ruhe zu einem Fidibus zusammen und zündete seine Pfeife damit an. Als er am folgenden Tag auf einer der so furchtbaren Bänke des Revolutionstribunals saß, sagte er zu Allen, wessen ihn der öffentliche Ankläger beschuldigte, ja, und als sein Advocat ihn damit entschuldigen wollte, daß es mit seinem Kopfe nicht ganz richtig sey, da nahm Gonnay das Wort, und sagte: „Nie ist es mit meinem Kopfe besser bestellt gewesen als eben jetzt, obwohl ich auf dem Punkt stehe, ihn zu verlieren. Darum Defensor verbiete ich Dir, mich ferner zu vertheidigen: man bringe mich unter die Guillotine!"

Auch der General Biron, dieser glänzende und romantische Herzog von Lauzun am Versailler Hofe, so wie der alte Bailly und der constitutionelle Bischof von Lyon, Lamourette, zeigten ebenfalls die größte Standhaftigkeit.

Als Biron aus dem Tribunal herabging und zu dem Gemach

*) Es ist hier von den Preisen die Rede, welche die Verkäufer nach ihrer Willkür stellen konnten. Die Bäcker in Paris mußten das Pfund Brod der auf den Bons der Sectionen angegebenen Ration zu 3 Sous das Pfund liefern, und erhielten den Unterschied zwischen dem künstlichen und dem wirklichen Preise von der Regierung vergütet; was aber ohne einen solchen Bon gekauft wurde, das mußte nach dem Marktpreise bezahlt werden.

Digitized by Google

geführet wurde, wo die sogenannte Toilette mit ihm vorgenommen werden sollte, grüßte er die anderen Gefangenen mit der ritterlichsten Würde, und sagte zu ihnen: „es ist meiner Treu aus mit mir, Freunde! ich gehe den letzten Gang."

Als Bailly, dessen Urtheilsspruch auf eine andere Sitzung ausgesetzt worden war, in das Secretariat und zu seinen besorgten und schweigsamen Gefährten zurückkehrte, sagte er, sich die Hände reibend, zu ihnen: „das kleine gute Mänalein lebt noch."

Lamourette tröstete seine Freunde in der Conciergerie nach seiner Beurtheilung, und sagte zu ihnen: „Was hat's denn weiter auf sich mit dem Sterben? Es ist ein Umstand, auf den man sich vorbereiten muß. Und die Guillotine? Nun, das ist ein Schnepper für den Hals."

Der Muth der dem Tode geweihten Gefangenen ging zuweilen so weit, daß sie ihn herausforderten und seiner spotteten.

Man zwang die Gefangenen, nicht allein ihre Beköstigung und Logis, sondern selbst ihre Bewachung zu bezahlen. Diese Bewachung wurde Nachts durch große Hunde besorgt, die zu dem Ende losgebunden wurden. Die Gefangenen zu la Bourbe hatten für ihren Hund zwei hundert Franken bezahlen müssen.

Der furchtbarste Hund in der Conciergerie hieß Ravage, und hatte den großen Hofraum zu bewachen. Es war jedoch einigen Gefangenen gelungen, ihn zu beschwichtigen, auszubrechen, und zu entkommen. Sie machten sich bei dieser Gelegenheit aber auch noch über ihre früheren Kerkermeister lustig. Sie hatten dem Hunde eine Assignate von 100 Sous an die Ruthe gebunden, nebst einen Zettel, auf dem geschrieben stand: „Ravage läßt sich mit einer Assignate von hundert Sous und einem Paar Kalbsfüßen bestechen." Als der Hund nun am andern Morgen durch sein Anhängsel sein eigner Verräther ward, da sammelte sich Alles um ihn her, und brach in ein schallendes Gelächter aus.

Ein Gefangener, der seiner Verurtheilung entgegen sah, hatte sich für seinen persönlichen Gebrauch ein Liedchen gedichtet, das er ohne Unterlaß trällerte. Die Endstrophe lautete:

„Quand ils m'auront guillotiné,
Je n'aurai plus besoin de nez."

Als ein Gewürzhändler, Namens Cortey, der mit dem Herrn von Sambreuil, dem Herrn von Laval-Montmorency und dem Marquis von Pons in Saint-Pelagie gefangen saß, durch die Gitter seines Korridors die Frau von Choiseul-Stainville, geborne Prinzessin von Monaco, erblickte, ihr zuwinkte und Kußhand zuwarf, da verwies der Marquis von Pons ihm das sehr ernst, und sagte: „Herr Cortey, Sie verrathen wenig Lebensart, indem Sie sich gegen eine Dame solchen Ranges solche Freiheiten herausnehmen."

Die Prinzessin von Monaco starb mit einer außerordentlichen Würde. Sie zählte erst 25 Jahr. Am 7. Thermidor, zwei Tage vor dem Sturze Robespierre's, mit 52 andern Opfern verurtheilt, worunter der Generallieutenant von Clermont-Tonnere, die Wittwe des Marschalls d'Aumont, die Prinzessin von Chimay, die ein und siebenzig Jahre alte Frau von Narbonne-Pelet, die 21jährige Dlle. Leroy, Actrice beim Theater Feydeau, Priester, Mönche, Klosterfrauen, Ordensgeistliche, Gewürzhändler und Kammerfrauen, wurde sie nach der Conciergerie zurückgeführt, weil sie sich als schwanger erklärt hatte.

Sobald sie sich wieder in ihrem Gemache befand, schnitt sie sich ihr Haar ab, und schrieb folgendes Billet an den öffentlichen Ankläger:

„Ich würde mich dem Bürger Fouquet de Tinville sehr verpflichtet fühlen, wenn er die Güte haben wollte, sich auf einen Augenblick hieher zu bemühen, um mir ein kurzes Gehör zu bewilligen. Ich bitte ihn inständigst, mir mein Gesuch nicht abzuschlagen."

Als Fouquier-Tinville jedoch nicht kam, da schrieb ihm die Prinzessin auf's Neue:

„Ich zeige Ihnen an, Bürger, daß ich nicht schwanger bin. Dies war es, was ich Ihnen sagen wollte, und was ich Ihnen nun anzeige, da ich dem Anschein nach nicht hoffen darf, daß Sie kommen werden. Ich würde meinen Mund mit einer solchen Lüge weder aus Furcht vor dem Tode, noch um denselben zu vermeiden, besudelt haben, mein einziger Zweck war der, einen einzigen Tag zu gewinnen, um mir selber mein Haar abzuschneiden, so daß es von Henkers Hand unberührt bleibt. Da es das einzige Vermächtniß ist, was ich meinen Kindern hinterlassen kann, so soll es mindestens lauter seyn."

„Unterz.: Choiseul-Stainville-Joseph-Grimaldi-Monaco, eine fremde Fürstin, durch die Ungerechtigkeit französ. Richter den Tod erleidend."

Die Frau von Grimaldi-Monaco erlitt noch desselben Tages, am 8. Thermidor, den Tod. Sie war die Vorletzte, welche den Karren bestieg. Sie hatte ihr Schreiben an Fouquier schwarz gesiegelt, und der Adresse die Bemerkung: sehr dringlich, beigefügt. Nur noch zwei Tage, und sie wäre gerettet gewesen, so wie die Frau von Maille, die ihr Leben einer Ohnmacht verdankte, welche ihr den andern Tag, den 9. Thermidor, auf den Stufen des Revolutions-Tribunals überkam. Die Richter setzten ihr Verhör bis den folgenden Tag, den 10 Thermidor, aus, mußten da aber selber mit Robespierre das Schaffott besteigen.

Zwei Frauen, die Frau von Lavergne und Dlle. Costard, dehnten ihren Muth noch weiter aus als die Prinzessin von Monaco.

Die Frau von Lavergne war in dem großen Saale des Palastes zugegen, als ihrem Gemahl, dem vormaligen Commendanten von Longwi, der Prozeß gemacht wurde. Als sie nun sah, daß derselbe von seinen Richtern nichts mehr hoffen durfte, da rief sie laut und zu mehreren Malen: „es lebe der König!" Auf der Stelle verhaftet und zu den Stufen des Tribunals, neben ihren Gatten gebracht, wurde sie mit ihm zugleich zum Tode verurtheilt und auf einem Karren zur Richtstätte geführt.

Auvyr Costard arbeitete mit Boyer-Brun an der Redaction des Journal des Spectacles. Begeistert durch die Selbstaufopferung der Frau von Lavergne, beschloß sie, Boyer's Schicksal zu theilen, als derselbe verurtheilt worden war. Da sie, eingekerkert, nicht zum Palaste kommen konnte, so richtete sie ein Schreiben an Fouquier-Tinville, das folgendermaßen endigte: „Vernehmen Sie, daß ich seit den vier Jahren, wo Boyer die Vertheidigung der Katholiken von Nimes, die Geschichte der Karrikaturen und des Volksjournals geschrieben hat, ihm in allen seinen Arbeiten beigestanden habe; daß er mein Freund war, daß ich mit ihm gleiche Gesinnungen hege, und daß ich ohne ihn nicht leben kann. Es ist mir auch nicht möglich, unter einem Regimente wie das Ihrige zu leben, wo man nur rauben und morden will. Vor dem Tode meines Freundes habe

Digitized by Google

ich mich den erlittenen Drangsalen gefügt, weil er mich tröstete, und ich die Hoffnung hegte, daß wir bald wieder einen König bekommen und uns für all die Leiden würden rächen können, die Ihr uns angethan habt; nun aber, wo ich nichts mehr auf der Welt besitze, da ich meinen Freund verloren habe, stoßt zu, macht meinem Leben ein Ende, das mir verhaßt ist und das ich nicht ohne Abscheu zu ertragen vermag. Es lebe der König! es lebe der König! es lebe der König! Costard."

Mademoiselle Costard schrieb diesen Brief am 20. Mai 1794; sie starb auf dem Schaffotte am 23. desselben Monats.

Spielen und Dichten bildeten den Zeitvertreib der Gefangenen, die einige Geistescultur besaßen. Die Oden, Episteln, Epigramme ꝛc., welche unter der Schreckensherrschaft in den Gefängnissen von Paris gedichtet worden sind, würden eine ansehnliche Sammlung abgeben. Aus ihnen schreiben sich die schönsten und edelsten Ergüsse Andre Chenier's her, u. a. die Ode an die gefangene Jugend, mit dem berühmten Verse:

„Mourir sans voir mon carquois!
Sans tuer, sans fouler, sans petrir dans leur sange,
Ces bourreaux, barbouilleurs de lois!" *)

Die Conciergerie war der Ort, wo das Dichten am meisten sagen wollte, weil sie nicht sowohl ein Gefängniß, als ein Gerichtshaus war, das dem Revolutions-Tribunal als Antichambre diente. Einer der Poeten der Conciergerie, welcher die eindringendste und dauerndste Erinnerung hinterlassen hat, war Pierre Ducourreau, ein junger Mann aus Bordeaux, des Föderalismus beschuldigt. Er erhielt seine Anklageacte am 14. März 1794 des Abends, und schrieb, während er mit seinen Freunden soupirte, mit einer Bleifeder Strophen nieder, in welchen er sein und seines Gefährten Theillard's Andenken empfahl.

Roucher, der Verfasser „der Monate", und ein Freund von Andre Chenier, saß in Saint-Lazare gefangen. „Er wandte seine Muße dazu an," sagt Mercier, „eines seiner jungen Kinder, Namens Emil, zu unterweisen, eine Beschäftigung, durch welche er die Langeweile der Gefangenschaft verscheuchte. An dem Tage, wo er seine Anklageacte erhielt (den 6 Thermidor), sah er das traurige Loos voraus, das seiner wartete. Er schickte seinen Sohn fort, und gab ihm sein Portrait mit, um dasselbe nebst folgenden Strophen der Mutter zu überbringen:

„Ne vous étonnez pas, objets charmans et doux,
Si quelque aie de tristesse obscurcit mon visage.
Lorsqu'un savant crayon dessinait cette image,
On dressait l'échafaud et je pensais à vous." **)

Roucher erlitt den Tod den andern Tag, am 7. Thermidor, mit André Chenier.

Zu Saint-Lazare wurden auch folgende prophetische Verse über den Tod Danton's und seiner Freunde gedichtet:

„Lorsque arrivés au bord du fleuve Phlegeton,
Camille Desmoulins, d'Eglantine et Danton
Payerent pour passer cet endroit redoutable,
Le nautonier Caron, citoyen équitable,
A nos trois passagers voulut remettre en mains
L'excédant de la taxe imposée aux humains.
Garde, lui dit Danton, la somme tout entière,
Je paye pour Couthon, Saint-Just et Robespierre. *)

(Fortsetzung folgt.)

Demosthenes oder Hellas' Untergang. Trauerspiel in fünf Akten, von Leopold Arend. (Der Bühne gegenüber als Manuscript.) Berlin, Verlag von Louis Hirschfeld. 1848. 183 Seiten. 8.

Der Verfasser dieses, durch die Zeitumstände verspäteten, Tragerspiels, dem hamburgischen Publikum als Erfinder einer neuen Schnellschrift bekannt geworden, und auch in diesen Blättern durch die in Nr. 91 vorigen Jahrganges erschienenen „Erotischen Lieder" bereits heimisch, hat sich in dem Vorworte, mit welchem er sein Werk begleitet hat, zu sehr lobenswerthen dramaturgischen Grundsätzen bekannt. Er verlangt von dem Dichter des historischen Drama's, — als solches mag er allerdings das seinige bezeichnen — daß sich der Geist der Gegenwart in keiner andern Weise in seinem Werke manifestire, als in der Achtung vor der Wahrheit der Geschichte, er hält jede Trübung derselben durch Hineinspielung einer Subjectivität, welche allein dem Dichter oder seiner Zeit angehört, als des Dramatikers unwürdig; der historische Dichter soll lernen darnach streben, zu dem realen Charakter seiner historischen Stoffe auch die realen Motive aus dem Steom Leidens (sic!) herauszubeschwören, und Beides dann in einem geschlossenen Bilde so plastisch auszuprägen, daß es mit dem vollsten Verständniß zugleich auch den höchsten ästhetischen und moralischen Genuß seiner und jeder späteren Zeit bietet. Er verlangt endlich von der dramaturgischen Kunst, daß sie die Wahrheit eines thatenreichen Lebens in der engen Schranke von Raum und Zeit, welche die Bühne bietet, darlege. —

Alles Dies sind sehr treffende und beherzigenswerthe Aussprüche, und der Verfasser ist sehr zu loben, solche Forderungen an sich und an seine Kunst gestellt zu haben. Dieselben sind aber zugleich auch sehr schwer zu erfüllen, — das wird der Herr Verfasser bei der Ausarbeitung seines Drama's wohl selbst am Lebhaftesten empfunden haben, und es wird ihm daher nicht befremdlich sein, wenn die Kritik ihm sagen muß, daß sie für das gegenwärtige Drama ihm noch nicht den Lorbeerkranz auf die

---

*) Sterben, ohne meinen Köcher zu leeren!
Ohne diese Henker, diese Verhunzer der Gesetze zu tödten,
Unter die Füße, in ihren Koth zu treten!

**) „Es darf Euch, Ihr reizenden und lieblichen Gegenstände meiner Liebe nicht Wunder nehmen, wenn Ihr mein Gesicht durch einen Anflug von Traurigkeit verdunkelt seht.
Als ein geschickter Crayon mit dem Zeichnen dieses Bildes beschäftigt war,
Da wurde das Schaffott aufgeschlagen, und ich dachte an Euch!"

*) „Als Camille Desmoulins, d'Eglantine und Danton am Ufer des Flusses Phlegeton angekommen waren und ihr Fährgeld bezahlten, um diesen furchtbaren Fluß zu passiren, da wollte der Fährmann Charon, ein ehrlicher Gesell, unseren drei Passagieren herausgeben, was sie über die für die Menschen festgesetzte Taxe bezahlt hatten; aber Danton sagte zu ihm: Behalte nur das Ganze, ich zahle für Couthon, Saint-Just und Robespierre mit."

Digitized by Google

Schläfen drücken, und sich mehr an seine lobenswerthen Absichten, als an die Ausführung derselben halten muß.

Diese ist wohl hauptsächlich darum weniger gelungen, weil der Verfasser sich nicht die Tragkraft der eigenen Forderungen klar gemacht hat. Bleiben wir nur einmal bei den letzten derselben stehen, dem Verlangen nach der Wahrheit eines thatenreichen Lebens in der engen Schranke von Raum und Zeit, welche die Bühne bietet, so wird der dramatische Künstler, der seine Aufgabe versteht, sich alsbald fragen müssen: „Wie wird sich aber der Ausdruck dieser Wahrheit wohl bei einem dramatischen Werke gestalten müssen, wo derselbe nicht unbedingt, sondern eben nur in den engen Schranken, welche Raum und Zeit ihm vorschreiben, stattfinden kann?“ Und diese Frage wird ihn bald auf die Nothwendigkeit führen, dem aufgestellten Postulate bei seiner Anwendung auf die Bühne einen Zusatz zu geben, nach welchem es alsdann lautet: „die Wahrheit eines thatenreichen Lebens, wegen der engen Schranke von Raum und Zeit, welche die Bühne bietet, in wenige, bedeutsame Momente zusammengedrängt.

Freiwillige Beschränkung zu Gunsten der künstlerischen Darstellung muß überhaupt das Augenmerk jedes Künstlers sein, besonders des jüngeren, der gewiß so begränzten Aufgaben seine Kräfte am Besten übt und entfaltet. Diesem hat schon der alte Horaz die berühmten Worte zugesprochen:

„Sumite materiem vestris, qui scribitis, aequam
Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri.“*)

Mit Betrübniß muß man dagegen sehen, wie in unseren Tagen das Beispiel des großen Britten fast eben so viel Schaden anzurichten droht, als es einige Jahrzehende früher segensreich gewirkt hat. Wir möchten in dieser Beziehung an unsere jungen Dramatiker die Aufforderung richten: „Lest, studirt den Shakespeare, vertieft Euch in seine Schönheiten, begeistert Euch an der Kühnheit und Großartigkeit seiner Schöpfungen, erhebt Euch an ihm zu großen und würdigen Vorstellungen — aber hütet Euch, ihm nacheifern zu wollen, nach seiner Strahlenkrone zu greifen, sie würde Euch nur Hand und Haupt versengen.“ — Unsere größten dramatischen Dichter, ein Schiller, ein Göthe, haben gefühlt, daß es nicht in ihrer Aufgabe liegen könne, deutsche Shakespeare zu sein, und namentlich Schiller hat es bekannt, daß sein dramatisches Streben erst dann ein klares und geordnetes geworden, als er neben dem brittischen Dichter auch die alten griechischen zu studiren begann, und durch diese erkannte, wie an der vollendeten Durchführung einer Handlung von geringerem Umfange sich der dichterische Genius am Herrlichsten bewähren kann. Seine Uebersetzungen der beiden Euripideischen Tragödien, der Iphigenia in Aulis und der Phönizierinnen, geben uns den Beweis von der Ecostlichkeit seiner Beschäftigung mit der griechischen Muse. Auch die Uebertragung der Phädra von Racine ist aber nichts weniger als eine müssig und zwecklos unternommene Arbeit. Sie kann uns vielmehr beweisen, daß Schiller auch von den tragischen Dichtern der Franzosen aus der klassischen Periode Vieles lernen zu können glaubte, und dieselben höher schätzte, als dies jetzt gemeiniglich zu geschehen pflegt. — Und welches sind die Früchte, die der große Dichter unserer Nation aus dem Studium der griechischen und der französischen Tragödie gewonnen hat! — Im Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell, vergliechen mit seinen früheren dramatischen Schöpfungen, den Räubern, Kabale und Liebe, Fiesco, Don Carlos, liegen dieselben klar und offen vor Jedermanns Augen dar, und der Gegensatz dieser beiden Reihen dramatischer Schöpfungen läßt sich einfach in die Worte zusammenfassen: „Formlosigkeit und von Werk zu Werk immer steigende formale Vollendung.“

Es ist für diesmal nicht unsere Absicht, näher auf die Einzelnheiten des vorliegenden Drama's einzugehen. Wir bemerken nur, daß ähnliche Studien dem Verfasser desselben wohl auch die Ueberzeugung nahe gebracht haben würden, daß man mit einer geringeren Anzahl von Personen oft besser seine Absicht erreicht, als mit einer größeren, oder, daß wenn einmal der gewählte Stoff nöthigt, eine größere Anzahl von Personen auftreten zu lassen, jedenfalls einige wenige als Hauptpersonen in den Vordergrund treten und sich deutlich von den übrigen abheben müssen, weil eben im Drama nicht einem in's Endlose sich ausdehnenden Opferzuge eines antiken Basreliefs, oder gar der Bilderreihe eines modernen Panorama's ähneln soll. Es würde ferner eine ganze Anzahl unbedeutender Vorfälle aus seinem Drama ausgeschieden, und die wenigen, bedeutsamen Momente, auf welche das Leben seines Helden zurückgesetzt werden kann, gefunden haben. Wir wären dann vielleicht nicht so häufig auf die athenische Pnyx, und auf die Schlachtfelder Griechenlands gesandt worden, wie hätten vielleicht weniger Fragmente aus den Reden der attischen Rhetoren, aber dafür vielleicht mehr Poesie zu hören bekommen, und einen klareren und daher auch nachhaltigeren Eindruck von der Lectüre dieses Drama's davongetragen, als es wohl jetzt der Fall sein kann.

Dahin hat also der Verfasser bei zukünftigen Schöpfungen, — zu denen Derselbe wegen der immerhin in diesem Stücke bewährten Befähigung zu lebendiger Auffassung geschichtlicher Begebenheiten wohl entschieden zu ermuntern ist — mit Nachdruck zu streben. Alsdann wird er wohl auch zu einer naturgemäßeren und angemesseneren Behandlung der Sprache gelangen, und derselben fortan nicht mehr solche Prokrustes-Tortur von Wortverzerrungen und Wortverrenkungen zumuthen, wie sich dieselbe auf allen Seiten seines Demosthenes hat gefallen lassen müssen.

Druck und Papier sind gut zu nennen.

MM.

*) Ars poëtica v. 38 sqq.
„Ihr, die ihr schreiben wollt, vor allen Dingen
Wählt einen Stoff, dem ihr gewachsen seid,
Und wäget wohl vorher, was eure Schultern
Vermögen oder nicht, eh ihr die Last
Zu tragen übernehmt.“
Wieland'sche Uebersetz. v. 72—76.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 9. Sonnabend, den 31. Januar. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Proben aus einer Uebersetzung des altdeutschen Gedichts „Gudrun."
Von Carl Barthel. (Fortsetzung.) ..... Seite 65
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 67
Literatur:
Literaturbriefe von Emil Budlar ..... „ 70
Miscellen ..... „ 71

Proben aus einer Uebersetzung des altdeutschen Gedichts „Gudrun".

Von Carl Barthel.

(Fortsetzung.)

Fünfundzwanzigstes Abenteuer.

Wie Ortwin und Herwig zu ihnen kamen.

Als sie nun lange harrten, seh'n sie auf offnem Meer
Zween Leut' in einer Barken, die floß so sanft daher.
Sprach Hildburg zu Gudrunen: „Sieh doch, da segeln zween,
Die möchten deinen Boten vielleicht wohl ähnlich seh'n."

Da sprach die Jammerreiche: „O weh mir armen Maid,
Obwohl's mich sollte freuen, mir bringt's doch bitter Leid.
Denn wären's Hildens Boten und sähen die mich so
Am Strande waschen, ich würde nie meines Lebens froh.

Ich arme Gottverlassne, ich weiß nicht was ich thu'
Sag' Du Gespielin Hildburg, was rathest Du mir zu?
Soll ich von hinnen weichen, oder hier in Schanden stehn?
Eh' wollt' ich doch auf immer im harten Dienste gehn."

Da sprach Frau Hildeburge: „Ihr seht wohl wie es steht;
Wie könnt' Ihr nur verlangen, daß von mir Rath's ergeht!
Ich dulde mit Euch gerne, was Ihr auch immer thut,
Ich bleib' und leide Alles, sei's übel oder gut."

So wandten sie die Schritte, und eilten beide fort;
Doch die zween Männer waren so nah' dem Lande dort,
Daß sie die Wäscherinnen am Ufer stehen seh'n,
Auch merkten sie, sie wollten von ihren Kleidern la'n.

Drum sprangen sie aus den Barken und riefen ihnen nach:
„Ihr schönen Wäscherinnen, warum ist Euch so jach?
Wir sind ja fremde Leute, und flüchtetet Ihr Euch,
Ihr müßtet's wahrlich büßen mit Eurem Linnenzeug.

Nun stellten sie sich kläglich, als wenn sie nichts vernomm'n,
Doch ihnen war die Stimme wohl zu den Ohren komm'n.
Herwig, der wackre Degen, der sprach ein Theil zu laut;
Er wußte nicht der Mähre, daß er so nah' der Braut.

Da sprach der Voigt von Seeu: „Ihr schönes Ingesind,
Ihr sollt mich hören lassen, wes diese Kleider sind;
Wir bitten Euch ohne Arges, thut's allen Mädchen zu Ehr'n;
Dann sollt Ihr Frau'n auch wieder zu dem Gestade kehr'n."

Sprach Gudrun: „Wenn's nicht schiene, ich wäre dadurch entehrt;
Dieweil ich Mädchen heiße und Ihr mich so beschwört
Bei aller Mädchen Ehre, ich gäb' Euch nie Gehör,
Doch nun kommt's Euch zu Nutze, und mich macht's sorgenschwer."

Sie gingen beid' in Hemden von Schnee und Regen naß —
O weh, den edlen Frauen war's ehedem doch baß!
Vor Frost und Hunger bebte das arme Ingesind,
Denn draußen schnob gewaltig ein kalter Märzenwind.

Digitized by Google

Es war so um die Zeiten, wo sich der Winter legt,
Ein stilles Blüthenkeimen in Busch und Wald sich regt,
Wo bald im Widerstreite der Vögel Lied beginnt,
Und Schnee und Eis im Felde allmälig schon zerrinnt.

Mit aufgesträubtem Haare, so kamen sie heran,
Und doch war's Haupt den beiden so schön und wohlgethan.
Zerfähet vom Mäzenwinde war ihnen ihr Linnenkleid:
Mocht's regnen oder schneien, es brachte den Kindern Leid.

Die See schon allenthalben von losem Eise schwamm,
Auch mochten sie wohl zagen vor jungfräulicher Schaam;
Denn ihnen schien durch die Hemde, weiß wie gefallner Schnee,
Ihr Leib, der minnigliche, in fremdee Leute Näh'.

Drauf einen guten Morgen der edle Herwig bot,
Den heimathlosen Kindern that das auch wahrlich Noth;
Denn ihre Meisterinne, die war ein Ungeheu'e,
Guten Morgen und guten Abend, das war den beiden theu'r.

„Ihr sollt uns hören lassen," sprach Ortewin geschwind,
„Wes diese reichen Kleider am Ufersande sind,
Und wem Ihr also waschet? Ihr beiden seid so schön,
Daß Gott ihm höhnen müsse, der solches läßt geschehn.

Ihr seid so schön, Ihr könntet wohl Königinnen sein,
Wenn Ihr nur Land besäßet, wär's groß nun oder klein;
Auch Landesfrauen könntet Ihr sein mit großer Ehr,
So schöner Wäscherinnen hat wohl Eu'r Meister mehr?"

Da sprach viel traurig wieder das arme Mägdelein:
„Er hat noch manche schöner als wir wohl mögen sein;
Nur sagt, was Eu'r Begehren? Der Meisterin Zorn erglüht,
Wenn sie uns von der Zinnen mit Euch so sprechen sieht."

„O, laßt's Euch nicht verdrießen, und nehmet unser Gold,
Seht guter Spangen viere, das sei Eu'r Dank und Sold,
Daß Ihr Euch schöne Frauen der Aengste überhebt,
Und uns auf unsre Fragen auch willig Antwort gebt."

„Gott lasse Eure Spangen Euch beide selig sein,
Den Lohn wir nimmer nehmen, „sprach da das Mägdelein
„Nun sagt, was Eu'r Begehren? Wir sind zum Scheiden bereit;
Sieht man uns bei Euch beiden, so bringt's uns bitter Leid." —

„Wes sind hier diese Erbe und dieses reiche Land
Und diese guten Burgen, sagt, wie wird er genannt,
Daß er Euch dienen lässet, so nackt und freudenbar?
Denn wollt er Ehre haben, das schafft sie ihm nimmermar."

Sie sprach: „Der Fürsten Einer, der heißt Herr Hartemut,
Dem dienen weite Lande und veste Burgen gut.
Der andere ist Herr Ludwig von Normandie genannt,
Dem dienen viele Helden, die sitzen daheim im Land."

„Wir sähen sie gar gerne," sprach da Herr Ortewin,
„Könnt Ihr uns wohl bescheiden, Ihr schönen Magedin,
Wie wir die Fürsten finden in ihrem weiten Land?
Wir sind von einem König zu ihnen hergesandt."

Da sprach Gudrun die hehre den beiden Helden zu:
„Ich verließ sie in der Veste noch heute morgen früh,
Als sie im Bett noch lagen, sammt viermal tausend Mann;
Ob sie indeß ausgeritten, ich jetzt nicht wissen kann."

Da sprach der König Herwig: „Nun saget uns noch an,
Vor wem die kühnen Helden so großes Bangen ha'n,
Daß sie mit so viel Mannen sich schirmen allezeit.
Ein Königsland wollt' ich bestreiten, hätt' ich so viele bereit."

„Davon ist uns nicht Kunde," sprach da das Ingesind,
„Wir wissen nicht, welche Plane bei ihnen im Gange sind;
Das Land der Hegelingen das fürchten sie gar sehr,
Sie meinen, sie schickten bald ein grimmes Feindesheer." —

Noch zitterten vor Kälte die zarten Mägdelein;
Da sprach Fürst Herwig wieder: „Wie, möchte das wohl sein,
Daß Ihr, Ihr Minniglichen, Euch nicht geschändet fühlt,
Wenn Ihr Euch hier am Strande in unsre Mäntel hüllt?"

„Gott lasse Eurer Mäntel Euch beide selig sein;"
So sprach der Hilde Tochter, „denn an dem Leibe mein
Soll nimmer mir ein Auge Mannskleider sehn;
Ja, meine Mädchenehre soll nie zu Grunde gehn."

Und aber und aber blickte Herwig die Jungfrau an,
Sie dünkte ihm so schöne und auch so wohlgethan,
Daß es in seinem Herzen ihm manche Seufzer gebracht:
Sie gleiche zu sehr der Einen, der er so oft gedacht.

Da sprach von Nordland König der Herre Ortewin:
„Ich frag' Euch beide Mädchen, sollt' Euch wohl Kunde sein,
Von einem Heergesinde, das einst kam in dies Land?
Darunter war auch Eine, die war Gudrun genannt."

Da sprach die Jungfrau wieder: „Des weiß ich wohl Bescheid;
Einst kam ein Ingesinde schon seit gar langer Zeit.
Man brachi's auf starker Heerfahrt herüber in dies Reich,
Da wurden die armen Frauen an Jammer überreich."

Sie sprach: „Die Ihr da suchet, die hab ich wohl gesehn
In großen Müh'n und Aengsten; des kann ich Rede stehn,
Sie war von denen eine, die Hartemut gebracht."
(Der Mähre, wie ich wähne, war emsig sie bedacht.)

Da sprach Herwig, der König: „Nun seht Herr Ortewin
Soll Gudrun, Eure Schwester, noch jetzt am Leben sein
In irgend einem Lande auf diesem Erdenreich,
So ist das diese eben; sie sieht ihr völlig gleich."

Da sprach der König Ortwin: „Sie ist gar minniglich,
Und doch ist meiner Schwester sie nirgend ähnlich;

Digitized by Google

Denn denk ich so zurücke an unsre Jugendzeit,
So gab's doch auf der Erde wohl keine schön're Maid!

Da sie nun also hört' vom kühnen Heldenmann,
Daß er sich Ortwin nenne, da sah ihn wieder an
Gudrun, das arme Mädchen, ob er ihr Bruder sei:
Hätte sie's gewußt, es wäre all' ihre Sorge vorbei.

Sie sprach: „Wie Ihr auch heißet, Ihr seid so edelich,
Auch Einen, den ich kannte, dem seid Ihr ähnlich.
Herwig von Seeland hieß er, ein Held so ehrenfest;
Ach, wenn der jetzt noch lebte, er hätte uns längst erlöst! —

Ich bin euch deren Eine, die mit Hertmuts Heeresmacht
Im Kampf gefangen wurde, und über's Meer gebracht.
Ihr sucht Gudrunen; wahrlich das thut ihr ohne Noth,
Das Mädchen liegt schon lange von großem Drangsal todt."

Da konnte man helle Thränen in Ortwins Augen sehn,
Auch Herwig konnte nicht länger dem Weinen widerstehn.
Denn da sie also sahen, daß sie erstorben wär',
Gudrun die wunderschöne, da waren sie freudenleer.

Als sie nun beide Mannen so vor sich weinen sah'
Da sprach die Heimathlose: „Wie! geht es Euch so nah'?
Ihr thut ja fast so traurig und seid von der Gebär,
Als ob Gudrun, die Edle, aus Eurer Sippe wär."

Da sprach Fürst Herwig wieder: „Fürwahr mich reut ihr Leid;
Auf meines Lebens Ende war diese Maid mein Weib.
Sie war mir angelobet mit Eiden treu und gut.
Drauf mußt ich sie verlieren durch des alten Ludwigs Wuth."

„Nun laßt, Ihr wollt mich trügen," sprach da die arme Magd,
„Es ist von Herwigs Tode mir schon gar oft gesagt.
Bei all der Erdenwonne, die ich gewinnen sollt',
Wär der jetzt noch am Leben, er hätte mich heimgeholt."

Da sprach der edle Ritter: „Nun seht doch meine Hand;
So Ihr das Gold erkannt, bin Herwig ich genannt.
Damit ward ich zur Minne vordem Gudrun's Gemahl,
Seid Ihr nun meine Fraue, so führ' ich Euch zuthal."

Sie sah an seinen Händen wohl eines Ringes Schein,
Es lag in dickem Golde von Adalie der Stein,
Der beste, den ihre Augen auf Erden je erkannt;
Einst trug ihn Frau Gudrune, die schöne, an ihrer Hand.

(Schluß folgt.)

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Ducos war unter allen Girondisten derjenige, der die meiste Staarhaftigkeit und Sorglosigkeit bewies. Er war 28 Jahre alt und ein Schwager von Boyer-Fonfrede, der seine Schwester nach Holland entführet und sich dort mit ihr hatte trauen lassen. Fonfrede war erst 27 Jahre alt. Eine lebhafte Freundschaft verband sie beide als junge Leute und als Brüder.

Bei Ducos war von keiner politischen Idee die Rede. Er rühmte sich vor dem Revolutions-Tribunal seines unabhängigen Charakters, in Folge dessen er mit Leuten jeglicher Partei verkehren könne, was mit andern Worten so viel hieß, daß er keiner Partei angehörte und keinen Charakter besaß. Obwohl zuletzt mit in das gemeinsame Geschick der Girondisten verflochten, hatte er sich immer fern von ihnen gehalten, ja sie zum öfteren bekämpft. Als sie, am 2. Juni 1793, in ihren Wohnungen verhaftet wurden, hatte man Ducos auf Marat's Verlangen auf freien Füßen gelassen. „Ich will," hatte Marat gesagt, „daß das Verhaftungsdecret klar und einfach sey, daß Fremont und Valaze, die auf dem Verzeichnisse fehlen, darauf nachgetragen, Ducos, Lanthenas und Dussaulx aber, die nicht darauf gehören, gestrichen werden." Nach Marat's Tode bemächtigten sich Hebert und dessen Freunde in der Gemeinde aber ihres Opfers wieder: Ducos wurde am 6. October mit Boyer-Fonfrede auf einen Urtheilsspruch des Revolutions-Tribunals vom 4. und einen von den Bureau's der Mairie ausgestellten Verhaftsbefehl arretirt und in die Conciergerie gebracht.

Da Beide die Girondisten im Convent bekämpft hatten und auch von der Proscription vom 31. Mai ausgenommen geblieben waren, so glaubten sie einer Verurtheilung zu entgehen. „Man hatte", sagt Riouffe, „für Ducos und Fonfrede Hoffnungen gehegt, und sie mögen selbst nicht ganz darauf verzichtet haben." Ducos ließ der Heiterkeit seines Alters freien Lauf, warum es sich auch handeln mochte, Fonfrede aber, der nachdenkender oder minder standhaft war, wußte seine Verzweiflung nicht immer zu verbergen. „Ein Mal", sagt Riouffe, „nahm Fonfrede mich bei Seite, als ob er von seinem Bruder nicht gesehen seyn wollte, und brach bei den Namen, welche auch die stoischesten Herzen brechen, bei den Namen seiner Gattin und seiner Kinder, in einen Strom von Thränen aus. Sein Bruder war es jedoch gewahr geworden, und sagte zu ihm: „Nun, was ist Dir denn?" Sich des Weinens schämend und seine Thränen zurückdrängend, antwortete er darauf: „mir nichts! er ist's, der zu mir spricht." Er schob mir dergestalt die Schaam über ein Benehmen, das ihm als Schwäche erschien, zu. Die beiden Brüder umarmten sich sodann und gewannen in ihrer Umarmung mehr Stärke. Fonfrede wurde seiner Thränen Herr, sein Bruder ließ es bei sich nicht zum Weinen kommen, wie nahe es ihm auch war, und Beide konnten sich wieder als ächte Römer zeigen. Dieser Auftritt fand 24 Stunden vor ihrer Hinrichtung statt."

Ducos war der Einzige unter den Girondisten, der sich standhaft, sorglos, männlich gezeigt hat. Unter den übrigen Girondisten haben die Besten es nur bis zu dem vulgairen (?) Muthe des Selbstmords bringen können.

Digitized by Google

Petion und Buzot nahmen, durch die revolutionairen Ausschüsse zu Bordeaux von Versteck zu Versteck gehetzt, endlich Gift, und wurden, halb von Wölfen verzehrt, auf offenem Felde gefunden.

Barbaroux feuerte, in seinem Versteck überrumpelt, ein Paar Pistolenschüsse auf sich ab, und wurde halbtodt auf's Schaffott getragen.

Vergniaud, der Gift bei sich führte, warf es von sich, weil er im entscheidenden Augenblick anderen Sinnes geworden war, oder das Gift nicht zu nehmen wagte.

Valaze, der, ehe er zum Revolutionstribunal hinaufstieg, an Rioufle eine Scheere abgegeben hatte, hatte ein Messer bei sich behalten, mit dem er sich in der letzten Audienz erstach, was Fouquier-Tinville jedoch nicht abhielt, den todten Körper auf einem Karren nach dem Revolutionsplatze transportiren zu lassen.

Louvet sagt von sich in der sehr merkwürdigen Beschreibung seiner Flucht und seiner Drangsale, daß er stets eine schußgeladene Espignole zur Hand gehabt und sich deren Mündung bei jeder ernsten Gefahr an die Stirn gesetzt habe. Er war auch so vorsichtig gewesen, sich ein Leichen-Carmen, nach der Melodie des Liedes: „Veillons au salut de l'empire", zu dichten. „Ich wollte", sagt er, „es singen, wenn ich meinen Feinden in die Hände fiele und man mich zum Schaffott abführte."

Lidon, der zu Brivas, seinem Geburtsorte, von einem Freunde verrathen worden war, den er um ein Pferd gebeten hatte, und der ihm statt dessen zwei Brigaden Gensd'armerie über den Hals schickte, wehrte sich wie ein Verzweifelter, und tödtete drei Gensd'armen, ehe er sich selbst entleibte.

Condorcet trug seit lange Gift bei sich, das ihm von Gaut gegeben worden war; denn diese großen Philosophen der Revolution hatten ein Regime geschaffen und sich zur Richtschnur gemacht, nach welchem ein Politiker jeden Augenblick bereit seyn sollte, sich durch den freiwilligen Tod des Selbstmordes dem öffentlichen Tode auf dem Schaffott zu entziehen. Am 28. Juli 1793 für vogelfrei erklärt, weil er sich dem Verhaftungsdecrete entzogen hatte, verließ Condorcet Paris in der Verkleidung eines Arbeiters, und begab sich nach Sceaux, wo er bei einem Freunde ein Asyl zu finden hoffte. Da er diesen Freund aber nicht angetroffen hatte, so irrte er mehrere Tage und Nächte in den Steingruben umher, bis ihn der Hunger zwang, ein Wirthshaus zu Clamart aufzusuchen.

Dort machte er sich aber durch seinen Heißhunger, seinen schüchternen Blick und seinen langen Bart auffällig. Er wurde zu dem Revolutionsausschuß zu Clamart geführt, wo er sich für einen Domestiken, Namens Simon ausgab. Als man sodann aber einen mit Noten von seiner Hand versehenen Horaz bei ihm fand, erregte dies natürlich Verdacht, und er wurde nach Bourg-la-Reine abgeführt, wo man ihn einkerkerte, um ihn darnach nach Paris zu transportiren. Als ihm aber am andern Morgen ein Stück Brod und ein Krug mit Wasser gebracht wurde, fand man ihn todt.

In den Aufruf an die Franzosen, welchen die gesetzgebende Versammlung am 13. August auf den Antrag von Condorcet votirt hatte, schloß der girondistische Philosoph seine Apologie der Revolution vom 10. August mit folgenden Worten: „Welches Urtheil unsere Zeitgenossen auch über uns fällen mögen, haben wir doch unsere eigene Ueberzeugung nicht zu scheuen, und werden mindestens vor Gewissensbissen frei seyn." Gott allein, der Zeuge der Verzweiflung Condorcets in seiner verhängnißvollen Stunde gewesen kann wissen, ob er in dem Augenblick, wo er Gift genommen, nicht sein Thun bereuet hat, so dieß von ihm angerathene und ausgeübte revolutionaire Politik, die Monarchie, deren Wohlthaten er genossen und die er dennoch umgestürzt hatte, und den Tod Ludwig's XVI., den er hatte brandmarken und auf Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilen lassen wollen!

Auch Roland hat sich selbst den Tod gegeben, gleich Petion, Buzot, Condorcet und Valaze; aber seine Albernheiten waren schuld, daß er nicht des Mitleids genoß, welches das Unglück fast immer findet, indem er in einer lächerlichen Weise starb.

Rolands hauptsächlichste Albernheit war die, daß er für tugendhaft und redlich gelten wollte, während er nur aufgeblasen, brutal und nachlässig in seiner Kleidung war. Vor dem Könige in Schuhen mit Bändern hingetreten zu seyn, während ganz Paris Schnallenschuhe trug; es darauf angelegt zu haben, daß Ludwig XVI. seinen Beichtvater wechseln sollte, und dessen Denunciirung in der Versammlung, als er aus dem Ministerium trat, durch ein Schreiben, dessen Schändlichkeit das Andenken der Madame Roland, der eigentlichen Verfasserin desselben, auf ewig beflecken wird, das waren die Grundzüge, durch welche Roland seine Redlichkeit und seine Tugendhaftigkeit zu documentiren meinte. Louvet war beauftragt, eine und das andere in dem Blatte Sentinelle, das aus den geheimen Fonds des Ministeriums des Innern subventionirt wurde, auf's glänzendste in's Licht zu stellen, und Roland hatte wohl auch mehr als Petion folgende spottende Phrase Robespierre's verdient: „Bin ich Ihrer Lächerlichkeit, Ihre Tugenden täglich durch die Zeitungen, ja selbst durch Straßenanschläge ausposaunen zu lassen, während darüber von Niemand debattirt wird, je in den Weg getreten?"

Obwohl Roland gleich all den andern wohl hundertmal geschworen hatte, daß er auf seinem Posten sterben wollte, hatte er sich nach der Revolution vom 31. Mai doch wohlbedächtig aus dem Staube gemacht, und dieses noch unter dem, seine Redlichkeit und seine Tugend sehr gravirenden Umstand, daß er seine Gattin und seine einzige Tochter im Gefängniß zurückließ. Zu Rouen angekommen, hielt er sich dort bis zum 8. November 1793 verborgen. An diesem Tage starb Madame Roland zu Paris auf dem Schaffott. Dies war ein Schlag, der Roland tief in's Herz drang. Er verließ den Versteck, in welchem er sich bis dahin verborgen gehalten hatte, und begab sich auf den Weg nach Paris. In dem Flecken Bourgoin angekommen, lehnte er sich an einen Baum und erdolchte sich.

Die Art von Tugend, auf welche er Anspruch machte und sich etwas einbildete, war selbst noch Rolands letzter Gedanke gewesen, und er hatte, um noch nach seinem Tode Parade zu machen, folgende Expectoration zu sich gesteckt, die er für diesen Fall verfaßt hatte:

„Wer Du auch seyn mögest, der mich hingestreckt findet, respectire meine sterbliche Hülle; sie gehörte einem Manne an, der sein ganzes Leben darauf verwandt hat, sich nützlich zu machen, und der gestorben ist, wie er gelebt hat: tugendhaft und redlich."

„Möchten meine Mitbürger doch mildere und menschlichere Gesinnungen annehmen! Das Blut, das in meinem Vaterlande in Strömen fließt, giebt mir diese Mahnung an die Hand. Nicht

Digitized by Google

die Furcht, sondern mein empörtes Gefühl hat mich mein Versteck verlassen machen, als ich erfahren, daß meine Gattin gemordet worden war. Ich habe nicht länger auf einer von Verbrechen besudelten Erde bleiben mögen."

Die Gefangenen zu Paris waren zu der Zeit, wo Roland Minister des Innern war, an den Tagen vom 2., 3., 4., 5. und 6. September 1792 massacrirt worden; die Clubs hatten Ludwig XVI. am 21. Januar 1793, die Königin am 6. October, die 21 Girondisten am 31. October morden lassen, und der Henker fand seit März keine Ruh, doch kam Roland erst am 15. November, durch den Tod seiner Frau zu der Einsicht, daß die Welt mit Verbrechen besudelt sey!

Eine unlängst bei dem Gerichtshofe zu Bordeaux angestellte Magistratsperson hat uns folgende Daten über die Girondisten zugesandt, welche in der Umgegend der dortigen Stadt den Tod gefunden haben.

Diese Details sind das Ergebniß einer genauen und umständlichen Ermittelung an Ort und Stelle, und verdienen vollen Glauben.

„Nachdem sie die Departements von Calvados und von Finistere verlassen, die sie zum Aufstande zu bewegen bemüht gewesen waren, suchten einige Girondisten eine Zufluchtsstätte im Departement der Gironde, und Guadet hatte die meisten von ihnen zu Saint-Emilion verborgen. Da ihre Anwesenheit in dieser Stadt aber bald bekannt geworden war, so zogen Petion, Buzot, Barbaroux und Valady, der vormalige Adjutant von Lafayette, sich nach Castillon zurück. Die drei Ersteren fanden in dieser Stadt eine edelmüthige Gastfreiheit, und wenn die Herren Caste, Pathier und noch einige andere Bürger, deren Namen uns nicht bekannt sind, ihnen das Leben nicht haben retten können, so wäre ihre edle Selbstverläugnung doch eines vollständigen Erfolges werth gewesen."

„Valady schlug gleich den ersten Tag die Straße nach Perigueux ein, und wurde auf dem Wege dahin von mehreren Personen gastlich aufgenommen. Die Notizen, die er, um ihnen vielleicht später seine Dankbarkeit zu bezeigen, davon genommen hatte, wären denselben beinahe verderblich geworden, und einige Tage nachdem sein Kopf zu Perigueux gefallen war, mußten mehrere von ihnen die Großmuth, welche sie bewiesen, mit dem Verlust ihrer Freiheit büßen."

„Nachdem Buzot, Petion und Barbaroux sich mehrere Tage bei dem Herrn Caste zu Castillon aufgehalten hatten, sahen sie sich gezwungen, dies Haus zu verlassen, weil der Verdacht bereits darauf zu fallen begann. Drei Tage lang hielten sie sich unter einer Brücke verborgen, die über einen kleinen Fluß führt, welcher durch die Stadt fließt, und brachten dort, einen Theil des Körpers im Wasser, vielleicht lange Stunden damit zu, den Plan auszudenken, der ihrem Leben ein Ende machte. Einige Tage darnach führten Petion und Buzot in einem Kornfelde der Gemeinde Saint-Magne, wo sie eine Zufluchtsstätte gesucht hatten, in der That diesen schwierigen Plan aus. Ihre Körper wurden nachdem, nicht von Wölfen angefressen, aber bereits in Verwesung übergegangen, dort gefunden. Sie wurden, eben wegen dieses Zustandes, sofort an Ort und Stelle eingegraben."

„Man meint allgemein, daß ein Trupp junger Leute, welcher ungefähr vierzehn Tage vor dem Auffinden dieser Leichen, mit einem trommelnden Tambour voraus, diese Straße gezogen war, jenen Girondisten als ein Corps Truppen, ausgesandt, um sie aufzusuchen, erschienen seyn mag, und daß dieser Umstand ihren schon gefaßten Entschluß, durch ihre eigne Hand zu sterben, beschleunigt haben wird. Guadet, ein Neffe des Girondisten dieses Namens, erzählt diesen Umstand in seinem Werke über die Alterthümer von Saint-Emilion. Derselbe scheint außerdem verlässig zu seyn; jedoch giebt der Todtenschein über Petion und Buzot die Veranlassung des Todes nicht an; auch ist es unbekannt geblieben, ob neben den Leichen Pistolen gefunden worden sind. Weder das Protocoll des Friedensrichters, noch das des Gesundheitsbeamten sind aufzufinden gewesen. Die Version über den Selbstmord findet in jener Gegend aber allgemeinen Glauben, ist vielleicht auch nie in Zweifel gezogen worden."

„Barbaroux, der jünger als die andern, folgte ihrem Beispiel nicht, sondern irrte noch mehrere Tage in der Umgegend von Castillon umher, sich des Tages im Getreide und im Gebüsch verbergend. Herr Caste schickte ihm Lebensmittel zu, so oft sich das ohne Argwohn zu erwecken thun ließ; er hatte übrigens ein Gleiches schon an Buzot und an Petion gethan. Eines Tages aber, wo Barbaroux unter einem Baume sein Mahl einnahm, mochte der Hunger ihn wohl abgehalten haben, mit all der Vorsicht zu Werk zu gehen, die seine Lage erheischte, und er hatte seinen Vorrath noch nicht aufgezehrt, als er es über seinem Kopfe rauschen hörte. Er blickte aufwärts, und da gewahrte er einen Mann im Baume, der beschäftigt war, Laub für sein Vieh zu pflücken; er aber hielt sich für entdeckt, und fuhrte sofort sein Pistol gegen sein Haupt ab, hatte sich in der Uebereilung aber nur leicht hinter dem Ohre verwundet. Der Zeuge dieses Vorfalls aber, der sich in derselben Gemeinde und unfern der Stelle, wo die Leiber von Buzot und Petion gefunden worden waren, zutrug, erhob darüber ein gewaltiges Geschrei, das eine Menge Leute herbeizog, welche den durch Schmerz bewußtlosen Barbaroux nach Castillon trugen."

„Er wurde in dem Local abgelegt, welches jetzt als Stadthaus dient, und in dem Gemache, das augenblicklich von dem Concierge Guitard bewohnt wird. In den ersten Tagen weigerte er sich, auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten, und da seine Wäsche RB. gezeichnet war, und man nicht wußte, daß Barbaroux mit zur Gironde gehörte, so wurde er für Buzot gehalten. Er brach jedoch zuletzt sein Schweigen, und gab seinen Namen an."

„Der damalige Maire, ein Herr Lamaich, ein sehr intelligenter Mann, besuchte ihn zum öfteren, und Barbaroux schien viel Gefallen an seiner Unterhaltung zu finden. So verstrichen ungefähr zwölf Tage, dann lief der Befehl ein, ihn nach Bordeaux zu schicken, wonach er an Bord eines Fahrzeugs eingeschifft wurde, das Herrn François Bordes gehörte. Der Herr von Lamartine würde ihn auf einen Karren haben reisen lassen, um sagen zu können, daß sein Weg zum Schaffotte durch eine lange Blutspur bezeichnet gewesen sey."

„Während der wenigen Tage, welche er zu Castillon blieb, sprach er zum öfteren von seinem Tode, und seine Besorgnisse, die für ihn den Charakter der Gewißheit hatten, schienen ihm nicht die geringste Furcht zu verursachen. Ich habe einen hochbejahrten Mann zu Castillon gesprochen, der es sich erinnert, Barbaroux in seinem Blute nach dem Hôtel der Mairie haben tragen zu sehen.

Digitized by Google

Er äußerte sich gegen mich mit Bewunderung über die Schönheit seiner Züge und über seinen hohen Wuchs."

„Die Leute zu Saint-Magne nennen das Feld, wo die Leiber von Buzot und Petion gefunden worden sind und wo dieselben noch jetzt begraben liegen, das Emigrantenfeld. Wie mag es aber zugehen, daß noch Niemand daran gedacht hat, diese sterblichen Ueberreste auszugraben, und dem ehemaligen Maire von Paris, der in einem Weinberge, ohne Epitaphium ruht, und dessen Asche von den Eigenthümern dieser durch das Unglück und den Tod geheiligten Erde täglich gedankenlos unter die Füße getreten wird, eine würdigere Grabstätte zu geben?"

„Die 21 verurtheilten Girondisten gingen in ganz gewöhnlicher Weise, ohne Furcht, aber auch ohne Auszeichnung in den Tod. Beim Austritt aus der Conciergerie von einer heulenden Volksmasse mit dem Zuruf: „an die Guillotine!" empfangen, kehrte Custine sich verächtlich um, und erwiederte: „dahin geht's, Canaille!" Hebert, eben so feige als grausam, war sehr niedergeschlagen, als er den verhängnißvollen Karren bestiegen hatte, und als der Zug durch die Straße Saint-Honore an dem Clubgebäude der Jacobiner vorüber kam, da stieß ihm Vincent, der neben ihm saß, mit dem Ellbogen in die Seite, und sagte zu ihm: „Nun, Vater Duchene, willst Du nicht einen Augenblick absteigen, um einen Antrag zu machen?"

Literaturbriefe

von

Emil Bublan.

I.

Liebe Johanna!

Also mit Literatur beschäftigst Du Dich jetzt? Das zu hören hat mir große Freude bereitet, aber noch mehr, daß Du mich dazu ausersehen hast, Dein Leiter in Bezug auf Deine Lectüre zu werden. Nun gut! ich bin bereit dazu.

Zuerst möchte ich Dich wohl auf ein Bändchen Gedichte aufmerksam machen, das vor Kurzem unter dem bescheidenen Titel Juvenilien (Leipzig, Bruno Hinze) erschien. Der Dichter ist Ludwig Grote, ein Candidat des Predigtamts, der in dem Hause Spitta's zu Wittingen, einem Städtchen im Hannoverschen, lebt. Schon 1848 erschienen Gedichte (Halle, Richard Mühlmann) von ihm, die aber unbeachtet blieben und auch der Beachtung eben nicht im hohen Grade werth waren. Es könnten hier die Verse von Dingelstedt zur Anwendung kommen:

„Und nur zuweilen haucht es wie von oben,
In stiller Stunde durch die losen Saiten."

Mit den Juvenilien ist es nun aber anders. Herrliche lyrische Klänge sind darin, die oft an Geibel, oft an Heine und wie z. B. das „Auf dem Bodensee" überschriebene Lied an Goethe erinnern, die deshalb aber keineswegs Nachahmungen zu nennen sind. Ich hebe dieses besonders hervor, denn da ich weiß, daß sich in Deinem Hause manche Zeitung aufhält, so könnte Dir auch eine Recension über diese Juvenilien in der Illustrirten Zeitung zu Gesichte gekommen sein, deren Verfasser sich bemüht hat diesen Ludwig Grote als einen gewandten Nachahmer Geibels und Heines hinzustellen. Ja, er nennt die Gedichte Schulexercitien und findet in Bezug darauf den Titel Juvenilien treffend. Ueber Letzteres wollen wir ganz hinwegsehen, denn das siehst Du wohl ein, daß das eigentlich nichts anderes heißt, als mit gehässigen Redensarten um sich werfen. Was aber das Nachahmungsthema betrifft, so möchte ich nur wissen, ob jener Recensent auch Dichter wie Anastasius Grün und Redwitz für Nachahmer von Heine ansieht, weil jene von diesem gelernt haben. Sollte Dir jene Recension, der der Parteihaß auf der Stirn geschrieben steht, zu Gesichte gekommen sein, so laß Dich dadurch nicht abschrecken, diese Gedichte zu lesen. Höre nur einige der kürzeren als Beispiel, da ich Dir leider des beschränkten Raumes wegen längere wie „Antwort" (Seite 21), „Ulm' und Buche" (S. 52), „Birke" (S. 55), „Der Ottensund" (S. 103) u. s. w. nicht mittheilen kann.

Im Herbst. (Seite 10).

Der Sommer floh, die Blüthen sind
Dem Herbst geworden zum Raube,
Die Zeit verrinnt,
Schon spielt der Wind
Säuselnd im dürren Laube,
Und also klingt seine Klagemelodie:
Es eilt die Jugend zu Grabe.
Ach, daß ich sie,
Ich weiß nicht wie,
Verträumet, verträumet habe!

Erster Schnee. (Seite 18).

Die ganze Welt, wie weiß und rein!
So mag sie einst geschmücket sein
Am Auferstehungsmorgen.
Doch unter des Schnees hellem Schein
Liegt schwarze Erde und hartes Stein,
Liegt Staub und Schmutz verborgen.
So spielt auf Manches Angesicht
Ein helles Lächeln und dennoch bricht
Ihm oft das Herz vor Sorgen.

Auf dem Bodensee. (Seite 38).

Die Fahrt geht über den Bodensee,
Die Welle schäumt so weiß wie Schnee,
Der See ist tief, der See ist weit,
Doch tiefer und weiter mein Herzeleid.

Die Fahrt geht über den Bodensee,
Mein Schmerz ist tief und groß mein Weh',
Mein Schmerz ist tief, mein Weh' ist groß,
Wie der See, wie der See so bodenlos.

Nicht wahr, das sind Schätze für den Musiker?! Während nun aber das erste Buch, aus dem Obiges genommen ist, „Vermischtes" und das dritte „Liebe und Leid" dem Inhalte

Digitized by Google

gemäß als Ueberschrift führt, so trägt das zweite das Wort „Zeitgedichte" auf der Stirn. Wenn ich Dir nun daraus die Schlußstrophe eines Gedichtes (S. 100) hier mittheile, so brauche ich Dir nicht erst zu sagen, wes Geistes Kind unser Dichter ist:

— — — — — — — —

Als nach der Königskrone Du
getastet hast mit frechem Hohne,
Da fiel vom eignen Haupte Dir
herab die schmucke Dichterkrone.
Dir wäre freilich besser Rath
Du wärst im Bann von Mekka's Thoren,
Als daß vom Teufel Du gebannt
im Schmutz der Gasse Dich verloren.

Unter diesen Zeitgedichten findet sich auch ein ganzer Abschnitt mit der Ueberschrift „Sonette;" es sind deren 24 an der Zahl, die theils bekannte Namen, wie Schenkendorf, Uhland, Freiligrath, Arndt, Geibel, Redwitz u. s. w. zur Ueberschrift haben. Nur eins möge Dir hier als Probe von der Meisterschaft des Dichters im Sonett dienen:

Jubel. (Seite 112).

Laßt Andre jubeln, Andre laut frohlocken,
Von Festgeläut und goldner Freiheit träumen,
Ich sehe blutig sich den Himmel säumen,
Ich höre nur der Freiheit Sterbeglocken.

Ihr sehet nichts, als weiße Blüthenflocken
Auf euren selbstgepflanzten Freiheitsbäumen,
Ich sehe nur, daß rings in allen Räumen
So Blatt wie Blüthe dürre stehn und trocken.

Und wenn ich so im Fieberwahn dich sehe,
Mein Vaterland, dann will es fast mir scheinen,
Als ob an einem Sterbebett ich stehe.

Den eignen Schmerz vergeß ich dann, den kleinen,
Um über deinem großen, tiefen Wehe
Das volle Herz mir einsam auszuweinen.

Bis dahin das Lob! Jedes Ding aber hat seine schwachen Seiten, sogar der Mensch selbst hat seine schwachen Seiten, meine liebe Johanna, und seine Werke sollten makellos sein? Nein, das beweist der Dichter der Juvenilien gleich in dem Widmungsgedichte: An Frau Julie Wild in Bern. Da heißt der erste Vers:

Du hast mir einst geprophezeit
Weshalb wurde dafür nicht gesetzt:
Du hast mir einstens prophezeit.

Ueberhaupt könnte der Ausdruck an einigen, aber doch nur an wenigen Stellen, etwas gewählter sein, so z. B. Seite 115 in dem Sonett Odi profanum:

Doch stehn die Führer hinter den Coulissen
Und zeichnen heimlich ihre Umsturzpläne,
Bis daß das Fuhrwerk richtig umgeschmissen.

Und wenn sich außerdem überhaupt der Lyriker Zwang in Bezug auf seine Stoffe auferlegen könnte, so wäre es dem Dichter der Juvenilien wohl zu rathen, sein schönes Talent der Romanze und Ballade zuzuwenden, weil dann weniger zu befürchten wäre, daß aus dem gesunden Schmerze in den Juvenilien in späteren Productionen jene Empfindelei werden könnte, an der so manche unserer heutigen Dichter scheitern.

Nun lebe wohl, liebe Johanna und lies die Juvenilien. Bis ich Dir wieder schreibe, habe ich wohl einen andern Schatz entdeckt, den ich nicht für mich allein behalten werde.

Dein

rc. rc. rc.

Miscellen.

Paris hat gegenwärtig 125 öffentliche Badeanstalten, ungerechnet die warmen Bäder auf der Seine in den vier großen Etablissements von Pont Royal, Pont Neuf und Pont Marie, so wie die kalten Bäder, die während des Sommers im Flusse genommen werden. Die erwähnten 125 Anstalten geben jährlich 1,818,500 Bäder, und wenn man die der anderen Gelegenheiten hinzurechnet, so dürfte die Gesammtsumme sich auf 2,116,125, d. h. zwei Bäder pr. Kopf, belaufen. Der Durchschnittspreis eines Bades ist auf 60 Centimen anzunehmen, indem der höchste Preis 80 und der niedrigste 40 C. ist.

Ein spanisches Blatt, sagt der Londoner Globe, giebt folgende wunderliche Namen als die zweier Angestellten im Finanzdepartement zu Madrid: Don Eylsanio Mieurzurnedundua y Zengotita, und Don Juan Nepomucenno de Burionagonatolorreagognazconcha.

Ein Schreiben aus Turin vom 12. Januar an den Redacteur der Indépendance belge (16. Jan.) enthält Folgendes:

In Turin ist ein in Florenz gedrucktes Werk angekommen, welches großes Aufsehen erregt und begierig gelesen wird. Es ist dies der vierte Band der Geschichte der letzten Ereignisse in Italien von dem Marchese Filippo Gualterio, welcher zu Orvieto im Kirchenstaate geboren und gegenwärtig in Florenz lebend, einer der vorzüglichsten Publicisten Italiens ist. Er war im Jahre 1848 d'Azeglio's Waffengefährte. Soldat und Schriftsteller, hat er stets die Sache der edleren Freiheit und Nationalität vertheidigt. Er veröffentlichte im verflossenen Jahre in drei Bänden eine umfassende Einleitung zur Zeitgeschichte Italiens, die mit großem Beifall aufgenommen wurde; ihr Verfasser fand, selbst außerhalb der Halbinsel, ehrenvolle Aufmunterung, und der König Victor Emanuel sandte ihm die Insignien des Ordens des heiligen Mauritius und Lazarus. — Der neu jetzt erschienene Theil des Werkes befriedigt jede Erwartung vollkommen: er schildert die ersten Schritte der Italiener auf dem

Digitized by Google

Wege der Reformen, und zeigt, mit Aktenstücken belegt, wie vom Anfange an die radikale Partei, die Alles verdorben hat, das Streben gemäßigter Männer und vorsichtiger Vaterlandsfreunde hemmte. Gualterio beurtheilt Menschen und Thatsachen mit der hohen und strengen Unparteilichkeit der Geschichte und liefert zur Unterstützung seiner Behauptungen eine Menge ungedruckter Documente, deren Werth unzweifelhaft ist. Unter denselben befinden sich mehrere Briefe des Königs Karl Albert, deren Veröffentlichung ein unschätzbarer, der Geschichte und dem Andenken dieses Fürsten geleisteter Dienst ist. Gualterio's Werk ist die Arbeit eines einsichtsvollen und talentvollen Mannes, der muthig seine Meinung ausspricht, und, indem er die Ereignisse leidenschaft- und parteilos erzählt, sie mit Umsicht und einer seltenen Feinheit politischer Würdigung beurtheilt.

Man hatte den guten Einfall, auf der alten Habsburg ein Denkbuch (Stammbuch) zu halten, in das sich jeder Besuchende mit beliebiger Schrift einzuzeichnen gesucht ward; das Buch hatte sich nach und nach, von 1806 bis zum 14. October 1815, bereits nahe bis an's Ende mit Sprüchen und Namen gefüllt. Auf seiner Rückkehr als Sieger von Paris besuchte auch Kaiser Franz II. diese Stammruine, und beobachtete auf gar humane Weise den guten Brauch, sich in das Denkbuch einzuschreiben. Gutmüthig schrieb er auf das gleiche Blatt, auf dem zu oberst der Schreiber Schmid von Lupfig sich ein Denkmal gesetzt hatte:

Franz M. ppria, der erste Oesterreichische Kayser.

Billig ließ sein Begleiter die gleiche Seite unberührt. Nur auf der folgenden Seite lies't man:

Rudolph Graf Wrbna, k. k. Oberst-Kämmerer.
Ferdinand Baron von Lindeman aus Dresden
am 14. Oct. 1815.

Hierauf findet man ein Blatt Postpapier beigebunden, auf welchem geschrieben steht: Prinz Ferdinand Erzherzog, Kronprinz von Oesterreich pria besuchte die Burg Habsburg den 5ten November 1815. („Der Kanton Aargau. Von Franz Xaver Bronner. 1. Bd. St. Gallen und Bern 1844.")

In der Sitzung der Londoner antiquarischen Gesellschaft vom 8. v. M. zeigte Herr Hawkins vom brittischen Museum eine Menge silberner tuntsischer Kleiderverzierungen vor. Dieselben sind verhältnißmäßig modern, jedoch in sofern merkwürdig, als sie wichtige Aufklärung über liefländische Alterthümer gaben, die vor einigen Jahren wieder aufgefunden worden sind, nachdem sie sieben bis acht Jahrhunderte begraben gewesen. Die Kette, die Platten, die Amulette, ꝛc. der beiden Zeitabschnitte sind sowohl im Material als in der Bearbeitung völlig übereinstimmend, und liefern in hohem Grade den Beweis, daß im zehnten oder eilften Jahrhundert ein intimer Verkehr zwischen den Uferbewohnern der Ostsee und denen der Bewohner der südlichen Ufer des mittelländischen Meeres statt gefunden haben muß.

Politische Romane halte ich für schädlich. Sie machen mit unserer Welt überteichen mißvergnügt, eigensinnig, unlenksam, ungesellschaftlich. Der Jüngling, im Dünkel seiner Weisheit findet keinen Staat, keinen Menschen, seiner Achtung würdig; er gefällt nur sich selbst in seiner platonischen Republik. Auch werden zur Führung der Geschäfte die besten Köpfe und Herzen hiedurch verdorben; sie agiren als die Träumendsten; ihr Blick zieht innerwärts auf ihre Phantasie, nicht außer sich auf die Lage der Welt und auf's Thunliche. Daher wohl oder leidenschaftliche Menschen mit nicht so feinem Herzen durch ihren richtigen Blick und ihre Klugheit nützlicher gewirkt.

Ohne Waldo, Gotzbert und Hartmuth, Aebte zu St. Gallen, Stifter der Bücherei daselbst, würde Cicero vergeblich von den Zwecken unserer Handlungen und von den Gesetzen für die Nachwelt geschrieben haben: in diesem Thurgau, welches Ammianus fürchterlich schildert, wurde von Mönchen sein eigener Geschichtsbuch nach Quintilianus aufbewahrt.

Wenn die Hierarchie mit gehörigem Verstand verwaltet worden wäre, die Prälaten würden an der Spitze des waffenlosen Theils des menschlichen Geschlechts dem bewaffneten Uebermuth im Gleichgewicht gehalten haben.

Das Christenthum ist nicht in Rom oder zu Genf oder zu Wittenberg oder zu Barby oder Philadelphia: die Formen, welche ihm an diesen Orten gegeben sind, mögen sich verändern; das Christenthum selbst war nie von Gott oder es muß bleiben länger als Himmel und Erde, so daß die stolzen Denker dieser Zeit eben so wenig dagegen ausrichten werden, als die tausendjährige Nacht, welche vor dem fünfzehnten Jahrhundert Europa bedeckte.

Muth ist jeder Tugend Quell, Muth ist jedes Standes Ehre; im allbeschiedensten, ersten der Stände leuchtet er am glanzvollsten. Gemischt, gefärbt wird er, nach Zeit und Sitten, so oder anders, bleibt aber, so lang als der Grundsatz der Ehre. Das ist die Ehre, Mann zu sein. Dieses besteht in der Geistesgegenwart, Geschicklichkeit und Entschlossenheit, seine Pflicht ganz zu thun.

Wenn das Jugendfeuer, anstatt in excentrische Paradoxien auszubrechen, zu lebenslänglichen großen Planen begeistern soll, der muß am Eingang der Laufbahn eine ernste, genaue, anhaltende Untersuchung dem strengen Dienste der Wahrheit geweiht werden. Das wollten die Alten wenn sie die Geometrie forderten.

(J. v. Müller.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 10. **Mittwoch, den 4. Februar.** **1852.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Nolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Proben aus einer Uebersetzung des altdeutschen Gedichts „Gudrun." Von Carl Barthel. (Fortsetzung.) ..... Seite 73
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 75
Literatur:
Cäcilia. Betrachtungen über die Kunst und Musik. Von Louise Best ..... „ 78
Literaturbriefe von Emil Budlar ..... „ 80
Miscelle ..... „ 80

Proben aus einer Uebersetzung des altdeutschen Gedichts „Gudrun".

Von Carl Barthel.

(Fortsetzung m. s. No. 9 d. Bl.)

Da sprach vor Freuden lächelnd das gute Mägdelein:
„Das Gold ich wohl erkenne; ehdem noch war es mein.
Nun sollt Ihr dies auch sehen, das mir mein Friedel gesandt,
Als ich Arme noch war mit Freuden in meines Vaters Land."

Er blickte nach ihren Händen und als er's Gold ersah,
Da sprach Herr Herwig: „Wahrlich! nun liegt's am Tage da,
Dich zeugte Niemand anders, als königlich Geblüt,
Nun ist nach langem Leide mir Wonne aufgeblüht."

Drauf schloß er in seine Arme die hehren Mädchen beid';
Es schwankten ihre Sinne nun zwischen Freud' und Leid,
Er küßte, ich weiß nicht wie ofte, der Trauten rothen Mund;
Auch küßt' er Hildeburgen so recht von Herzensgrund.

Fing Ortwin an zu fragen die beiden Mägdelein:
(Ihr brachte diese Frage nur Scham und Herzenspein)
Ob sie nicht könnten anders dienen hier zu Land,
Als daß sie täglich wüschen am Ufer das Gewand?

„Auch sagt mir doch, Frau Schwester, wo Eure Kindlein sind
Die Ihr von Hertmut truget, als er euch noch gewinnt?
Daß sie Euch so waschen lassen allein auf kaltem Kies;
Denn, sollt ihr Königin werden, so dünkt mir übel dies.

Da sprach sie unter Schluchzen: „Wie sollte ich Kinder ha'n!
Es wird ja Niemand läugnen, der unter Hertmuts Bann,
Daß er solch' Anerbieten mir nimmer durfte thun;
Drum läßt man's mich auch büßen, und fügt mir Drangsal nun."

Da sprach Herr Herwig wieder: „Wir müssen's doch gestehn,
Daß uns auf dieser Fährte, Nichts besseres konnte gesch'h'n.
Nur laß uns drum auch eilen, und beide alsogleich
Zu uns herüberfahren aus diesem bösen Reich."

Sprach Ortewin: „Ich wähne, daß es uns zur Schande hall'.
Denn hätt' ich hundert Schwestern, ich ließe sie sterben all,
Eh' ich mich so verhehlte in grimmer Feinde Land,
Und mir die heimlich stähle, die man im Kampf entwandt."

Da sprach der Held von Seen: „Mir macht nur das noch Pein,
Daß, wird man unser innen, man beide Mägdelein
Uns in die Weit' entführet; drum mag's im Stillen gesch'h'n,
Sonst läßt man sie uns nimmer mit Augen wieder sehn."

Sprach Ortwin: „Wie? Wir wären von Herzen also hart?
Daß wir sie hier verließen, sie ha'n ja lange geharrt
In diesem fremden Reiche, daß sie's verdrießen mag;
Meiner Schwester füg' ich nimmer so großes Ungemach."

Digitized by Google

Sprach Herwig: „Freund, wie stehen die lieben Sinne Dir!
Ich will ja meine Traute herüberführen mit mir,
Nur laß uns werben bei ihnen um unsrer beider Frau'n.
Sprach Ortwin: „Eher laß ich mich sammt der Schwester zerhau'n."

Da sprach die Ungemuthe: „Was hab' ich Dir gethan,
Mein lieber Bruder Ortwin, siehst mich so ernstlich an,
Als wolltest Du mich schelten, weil Dich ein Haß erfüllt;
Ich weiß nicht, welche Dinge Du mir entgelten willt?"

„Nein, liebe Schwester, glaub's, ich thu' Dir's nicht aus Haß;
Deine schönen Mägde genießen es desto baß,
Ich kann Dich doch nicht retten, es sei in Ehren denn;
Sollst auch Deinen Helden Friedel Herwigen wiedersehn."

So gingen sie zu Schiffe; da klagte die schöne Maid:
„O weh mir Gottverlaßnen, endlos ist jetzt mein Leid!
Auf die ich mich verließet, woll'n die mich also fliehn,
Damit mir Unerlös'ten nie wieder Freuden blühn?" —

Doch jene starken Degen, die segelten gar jach,
Da rief Gudrun, die Arme, Herwigen laut es nach:
„Eh' dem war ich die Beste, jetzt hat man mich zur Bös'sten,
Wer und was soll fürder mich arme Waise trösten?"

„Fürwahr bist nicht die Bös'ste, Du mußt die Beste sein,
Viel edle Königinnen verhehle die Reise mein.
Eh morgen noch scheint die Sonne, komme ich hier wieder an,
Das glaub' auf meine Treue, mit achtzigtausend Mann."

Sie fuhren nun so schnelle, wie Vögel über die Fluth;
Da gab's ein hartes Trennen, wie's unter Freunden thut.
Die beiden Mädchen aber, so fern ihr Auge sah,
Begleiteten mit Blicken der Boten Nachen da.

Nun auch vergaß der Wäsche das arme Ingesind;
Auch hatte es wohl beachtet die übele Gerlind,
Daß sie so müssig stunden da nieden auf dem Sand.
Drob zürnte sie gar sehre, denn es galt ja ihr Gewand.

Da sprach Frau Hildeburge, die Magd aus Ireland:
„Was lasset Ihr so liegen das linnene Gewand,
Und waschet nicht mehr die Kleider für Ludwigs Ritterschaar?
Sie fügt uns Leid mit Schlägen, wird es Gerlinde gewahr."

Da sprach der Hilder Tochter: „Dazu bin ich zu hehr;
Ich wasche für Gerlinde nun nie und nimmermehr.
Denn so gemeine Dienste, die acht' ich zu gering,
Da mich ein König küßte und mich mit Armen umfing."

Sprach Hildeburg: „Laßt die Mahnung Euch nicht so zu Herzen gehn;
Es ist doch besser, wir bleichen das Zeug noch gut und schön,
Als daß wir's schmutzig tragen in unsre Kemmenat;
Wir wissen sonst vor Schlägen weder Hülfe noch Rath."

Da sprach des Hegen Tochter: „Dem seh ich lächelnd zu,
Bald naht ja Trost und Wonne; denn wee bis morgen früh
Mich auch mit Ruthen schlüge, ich glaub' ich stürbe nicht; nein
Denn die uns Leiden fügen, die sollen's gar bald bereun.

Nun trag' ich diese Kleider hinüber zu der Fluth;
Auch sie soll es jetzt erfahren, sprach da die Maid in Wuth,
Daß ich bin ebenbürtig der höchsten Königin,
Ich werfe sie auf die Wogen, da fließen sie fröhlich dahin!"

Wie viel auch Hildeburge errettete von dem Zeug:
Gudrun erraffte es eilig und trug's hinfort sogleich.
Sie schwang es von ihren Händen fern in der Wogen Schlund;
Nicht lange noch schwebt' es oben, da berg's der Meeresgrund.

Jetzt zog die Nacht herüber, des Tages Licht zerrann;
Hildeburge ging belastet zur steilen Burg hinan.
Sie trug wohl sieben Gewänder vom Wasser mächtig schwer,
Doch Ortewinens Schwester schritt ledig nebenher.

Schon spät war's und im Dunkel verlor sich Steg und Pfad.
Als sich das Ingesinde der hohen Veste naht,
Da stund Gerlind' am Thor im kühlen Abendwind,
Und grüßte mit harten Worten das arme Ingesind.

„Wer hat Euch das geheißen," so sprach des Königs Weib,
„Weh Euch, Ihr sollt's noch fühlen an Eurem eignen Leib;
Was geht Ihr zu dem Werder des Abends also spat?
Ihr seid nicht werth, daß Ihr wohnet in meiner Kemmenat.

Was schweigt Ihr? Sprecht behende, warum denn thut Ihr das?
Ihr weigert Euch den Königen und seid denen so gehaß,
Und kost doch gegen Abend mit böser Knechte Beut;
Wollt Ihr Euch Ehr' erwerben, das steht Euch nimmer gut."

Da sprach das hehre Mädchen: „Was keift Ihr mich so an?
Wie ist ja leider im Leben Niemand so zugethan,
Mit dem ich kosen könnte außer die Verwandten mein,
Daß ich mit denen schwätze wird kein Verbrechen sein."

„Nun schweig, Du böse Golle, Du heißt mich lügen mich,
Das will ich heut noch rächen an dir gewaltiglich:
Vor Zorne sollst du heulen so laut, wie nimmermehr;
Denn nun geht's wie ein Wetter über Deinen Rücken her."

„Das will ich widerrathen," sprach bald die hehre Magd,
„Daß Ihr mich nimmer wieder mit Ruthenbündeln schlagt,
Ich schätze mich viel höher als Euch und Euer Schaar;
So ungefüges Züchtigen ertrag' ich nimmermehr."

Da sprach die böse Wölfin: „Wo sind die Gewänder mein?
O weh, ich wittere Arges! Denn wie könnt' es anders sein,
Als daß Du heute müssig die Händ' in den Schooß gelegt,
Ich will Dir es anders lehren, wie man im Dienst sich trägt."

Digitized by Google

Da sprach des Hegen Tochter: „Ich ha'n sie liegen la'n
Dort nieden an dem Meere. Als ich sie mit mir dann
Zum Burghof tragen wollte, da waren sie mir zu schwer;
Ob Ihr sie je wiederfindet, das fragt sich wahrlich sehr."

Da schalt die Teufelinne: „Das kommt Dir hoch zu stehn,
Eh' ich noch steige zu Bette, soll großes Gericht ergehn."
Da ließ sie Ruthen binden aus wildem Dornenreis;
Es ward dabei Frau Gerlinde vor Zorne kalt und heiß.

An einen Bettenpfosten band sie das Mägdelein;
Da stund sie nun, die Arme, in hoher Angst und Pein.
Sie wollte von dem Rücken ihr schlagen die weiße Haut;
Die Frauen, die das wußten, die weinten draußen laut.

Da sprach Gudenn mit Listen: „Ich hab's mir überdacht;
Werd' ich mit diesen Ruthen geschlagen heute Nacht,
So sieht mich nimmer ein Auge beim reichen König stehn
Und mich die Krone tragen; so soll es sicher geschehn.

Drum seid Ihr jetzo willig, die Zucht mir zu erla'n,
So will ich treulich immer, dem ich's versprochen ha'n.
Will herrschen hier zu Lande auf hohem Königsthron;
Denn werd' ich erst gewaltig, denn sprech' ich der Leiden Hohn."

Da sprach die Frau Gerlinde: „Nun laß ich meinen Zorn;
Und hättest Du tausend Gewänder mir draußen auch verlor'n,
Ich wollte sie gern verschmerzen. Dir kommt es auch zu gut,
Wo Du willt treulich minnen den Fürsten Herrmut."

Sprach Gudrun: „Endlich wieder ward ich der Leiden bar;
Denn also manchen Qualen ertrug ich nimmerdar,
Nun sagt, wie ich den König gewinnen kann für mich;
Was er mir jetzt gebietet, das thu' ich williglich."

Die diese Rede hörten, die liefen noch zur Stund'
Zu Hartmut's Saal hinüber, und thaten's schnell ihm kund.
Er saß bei seinen Mannen, da bracht ihm Einer die Mähr;
Daß er von schön Gudrune herübergerufen wär'.

Und sprach dann laut vor Allen: „Gebt mir den Botensold,
Denn Hilden's schöne Tochter ist Euch in Liebe hold,
Und bittet, ihr möchtet kommen in ihre Kemmenat,
Sie wolle nicht fremd mehr thuen, wie sie's wohl ehedem that."

Da sprach der edle Ritter: „Du lügst ohne Noth,
Wär' Deine Mähr wahrhaftig, ich gäbe Dir Botenbrot:
Drei Burgen, viel goldne Spangen und reiches Ackerfeld,
Denn dann wär' mir das Leben in steter Wonne bestellt."

Da sprach des Boten Geselle: „Ich hab' es auch vernomm'n;
Die Gabe will ich theilen — ja, Ihr sollt zu Hofe komm'n,
Es sprach das edle Mädchen, sie minne von Herzen Euch,
Und wärt Ihr's willig, so würde sie Königin hier im Reich."

Da sagte Hertmut schnelle dem lieben Boten Dank,
Hei, wie der Held so eilig von seinem Sessel sprang,
Er wähnte, daß Gott ihn hätte mit Minne reich berath'n;
Drum ging er frohen Sinnes zur Maid in die Kemmenat'n.

Da stund in ersteem Hemde das engelschöne Kind,
Mit weinenden Augen begrüßte sie ihn geschwind;
Sie ging ihm dann entgegen, und thut ihm also nah'n,
Daß er mit seinen Armen Gudrunen wollt' umfahn.

Sprach Gudrun: „Nein, Herr Hertmut, dergleichen thut noch nicht,
Damit von uns beiden nicht arge Dinge spricht.
Eine arme Wäscherin steht Euch gewiß nicht an,
Ihr seid ja ein reicher König, wie könntet Ihr mich umfahn!

Denn erst will ich's erlauben, mein Herre Hertemut,
Wenn ich dir Krone trage vor Euren Recken gut,
Und Königinne heiße; wie sollt ich's denn verschmähn?
Denn ziemt es uns, in Liebe so bei einander zu stehen."

(Schluß folgt.)

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Girondisten legten nicht die Geringschätzung des Soldaten, aber auch nicht die Ironie des Cluddisten an den Tag; dazu kam noch, daß das Wetter selber ihnen ungünstig war und es wie aus Mulden goß. Die Straßen waren gedrängt voll von einer unzähligen und feindlich gesinnten Volksmasse, und die Leiche von Valaze, welche unten in dem Karren, das unbedeckte Gesicht nach oben, hingestreckt lag, gab einen schaurigen Anblick.

„Seit der Hinrichtung von Lally, im Jahr 1766," heißt es im Bulletin du tribunal révolutionnaire, „und seit 1777, als Desrues hingerichtet ward, hatte man eine solche unermeßliche Menge von Zuschauern nicht gesehen. Die Brücken, die Kay's, die öffentlichen Plätze und die Straßen waren mit einem unzähligen Volke angefüllt. Aus den Fenstern schauten die Bürger beiderlei Geschlechts Kopf an Kopf. Längs ihrer Route hörten sie aus tausend Kehlen es lebe die Republik! nieder mit den Verräthern! rufen."

„Keiner von ihnen benahm sich ängstlich, nur zeigte sich in den Gesichtern von Brissot und Fauchet — die jeder auf einem anderen Karren saßen — eine finstere und nachdenkende Miene. Mehrere der übrigen, namentlich Mainvielle und Duprat, fielen längs des Weges mehrere Male mit in die Ausrufungen der Zuschauer ein."

„Gegen 1 Uhr kamen die Verurtheilten auf dem Revolutionsplatze an. Ehe Beyer-Fonfrede und Ducos ihren Karren verließen, umarmten sie sich. Diesem Beispiel folgten sodann die übrigen Verurtheilten, die sich schon am Fuße des Schaffotts befanden. Sillery stieg zuerst zu demselben hinauf. Er grüßte mit ernster Miene die Zuschauer rechts und links. Diejenigen, die denselben letzten Gang gingen, richteten einige abgebrochene

Digitized by Google

Phrasen an das Volk, die man aber nicht verstehen konnte. Nur Schardy wurde, Dank der kräftigen Lunge, womit ihn die Natur bedacht hatte, überall vernommen, als er es lebe die Republik! rief. Die übrigen sangen, in Abwartung, daß die Reihe an sie kam, den Refrain: „Lieber sterben, als ein Sclave seyn, das ist das Motto der Franzosen." Vigne war der Letzte, der sein Haupt unter das Messer legte."

„Noch der Hinrichtung, die 38 Minuten währte, schwenkte man die Hüte, und der tausendmal wiederholte Ruf: es lebe die Republik! erscholl längere als zehn Minuten lang."

Die Girondistenpartei hatte nur einen einzigen Mann, der wahrhaft redlich, loyal und wacker war, und dies war der Journalist Girey-Dupre.

Girey-Dupre, der zweite Aufseher über die Manuscripte der Nationalbibliothek, hatte sich, erst 24 Jahre alt, mit der Uneigennützigkeit, der redlichen Absicht und dem Enthusiasmus seines Alters, der von den Girondisten organisirten Presse angeschlossen, und redigirte den leidenschaftlichen und angreifenden Theil von Brissot's Patriote français. Während die Koryphäen dieser Partei Frankreich umwühlten, um im Stuem ein Portefeuille zu erringen, führte Girey-Dupre einen Avantgardenkrieg gegen die Bergpartei, und die Nummern des genannten Blattes vom 11., 12. und 13. März 1793 entschleierten mit der edelsten Kühnheit und dem größten Muthe den von Dubois-Crance, Garnier de Saintes und Bentabole im Jacobinerclub organisirten Plan zu dem Gemetzel vom 10. Von diesem Augenblick an war Girey-Dupre denn auch mit auf die Liste der Opfer gebracht worden.

Auf Veranstaltung von Tallien und Isabeau gleichzeitig mit Duchatel, Rieuffe und Marchena zu Bordeaux verhaftet, wurde Girey-Dupre nach Paris gebracht und am 19. November in der Conciergerie gefangen gesetzt. *) Man konnte nichts Edleres und Stolzeres sehen, als diesen jungen, heldenmüthigen Mann, als er seinen Prozeß abwartete, der am 21. begann und am 22. mit einem Todesurtheil endigte.

„Ich will nicht von dem Muthe Girey-Dupre's sprechen," sagt Rieuffe, sein Gefährte; „mit diesem Worte ist die Idee einer Anstrengung verbunden; er ist aber gestorben, ohne darauf zu achten. Seine Fesseln hatten seinen offenen und freimüthigen Frohsinn in nichts verändert; dabei sah er so blühend aus, als ich ihn immer gekannt habe, und nahm ohne Rückhalt an Allem Theil, wie unbedeutend es auch seyn mochte."

„Er ging nicht in den Tod, er flog ihm in die Arme. Er hatte seinen Hemdskragen geöffnet und trat so vor das Tribunal hin. Sein, den feigen Vorspiegelungen der Hoffnung verschlossener und unerschütterlicher, Verstand hatte ihn überzeugt, daß nichts weiter übrig bleibe, als sein Haupt hinzustrecken."

Von ihm sah man nicht, daß er seine Freunde verleugnete, und stotternd Abbitte wegen seiner Verachtung der Revolutionairs that, die er bekämpft hatte. Die Antworten, die er dem Präsidenten Herman gab, waren stolz, geringschätzig, oder edel.

„Welcher Ursachen wegen haben Sie Paris verlassen?"

— Weil ich von einem Verhaftsbefehl bedroht war.

„Warum haben Sie sich nach Bordeaux eingeschifft?"

— In der Hoffnung, dort unbehelligt zu seyn.

„Weßhalb machten Sie öftere Reisen?"

— Weil mir die Reiselust angeboren war.

„Haben Sie mit den Volksgesellschaften verkehrt?"

— Sehr wenig.

„Sind Sie mit Brissot liirt gewesen?"

— Ich war mit ihm bekannt, und bezeuge, daß er wie Aristides gelebt hat und wie Sydney, ein Märtyrer der Freiheit, gestorben ist.

Girey-Dupre wurde am 22. November Mittags zum Tode verurtheilt und um 3 Uhr zur Richtstätte geführt. Er hatte sich im Voraus eine Todtenhymne gedichtet, und sang sie auf der ganzen Route mit der festesten und tactvollsten Stimme.

Als der Karren in der Straße Saint-Honore, an der Ecke der St. Florentinsstraße, dem Hause gegenüber, welches gegenwärtig die Nummer 298 trägt, angekommen war, unterbrach Girey-Dupre seinen Gesang, und sah starr nach ein Paar Frauen hin, die in einem Pavillon hinten im Hofe — jetzt durch das Hauptgebäude an der Straße maskirt — am Fenster standen. Diese beiden Frauenzimmer waren Henriette und Victoire Duplay, von welchen die erstere nachdem mit Lebas, die andere mit Robespierre verheirathet wurde, beides Töchter des Tischlers Duplay, der Eigenthümer des Hauses und Geschworner beim Revolutionstribunal war. Nieder mit den Dictatoren! nieder mit den Tyrannen! rief Girey-Dupre aus Leibeskräften, bis er die beiden Frauenzimmer aus dem Gesicht verloren hatte, wonach er seinen Gesang wieder aufnahm, dessen Refrain erst das Messer des Henkers abschnitt.

Girey-Dupre ist nur 24 Jahre und 12 Tage alt geworden.

Die Girondisten.

Mit ihren wohlbekannten Principien, und so wie sie gelebt hatten, konnten die Girondisten in keiner andiren Weise sterben, als sie gestorben sind. Man hätte eine sonderbare Idee von diesen Principien und diesem Leben haben müssen, wenn man ihnen nach ihrer Verurtheilung einen Priester hätte beigeben wollen. Die Girondisten waren es eben gewesen, welche die Priester hatten proscribiren lassen und die ihre Deportation votirten ließen.

In Hinsicht des religiösen und philosophischen Gesichtspunktes, waren die Girondisten die directen Nachfolger der Encyclopedisten, und dieserhalb konnte Rieuffe sich über ihren Tod nicht zugeben. „Die Generation, welche wahrhaft zu Jean-

*) Wir finden Folgendes in einem noch nicht gedruckten Schreiben Tallien's an Pache, datirt Nevle, vom 9. October 1793:

„..... Der Ex-Deputirte Duchatel, das Gespenst vom 16. Januar, und einer der Chefs der Buzotinschen Brigands und Armee, ist mitten in dieser Stadt verhaftet worden, nicht durch die Fürsorge der neuen Municipalität, — die sich stellte, als ob sie von der Anwesenheit dieses Bösewichts nichts wußte — sondern durch die Fürsorge der Unsrigen und einiger wackeren Sansculotten."

„Noch mehr, wir haben auch einen Spanier, Namens Marchena, den Geheimsecretair von Beissot, und einen der Redacteurs des Französischen Patrioten, einen gewissen Toussaint-Rieuffe, ein ambulanter Contra-Revolutions-Entrepreneur, einen Adjutanten von Wimpfen, und die Frau des Generals Puysain festnehmen lassen."

„Wir wissen für gewiß, daß Guadet, Petion, Buzot, Grangeneuve, Girey-Dupre sich entweder zu Bordeaux oder in der Umgegend aufhalten, doch thun die Municipalität und die Behörden nichts, um sich ihrer zu bemächtigen."

Digitized by Google

Jacques, Voltaire und Diderot gehalten hat," sagt er, „hat unter dem gräulichen Vorwande des Föderalismus vernichtet werden können und ist auch großentheils vernichtet worden."

Eins der Dinge, worauf Briſſot ſich während ſeiner politiſchen Laufbahn etwas zu Gute that, war, daß er auf die Untergrabung des Chriſtenthums hingearbeitet hatte. „Die religiöſe und die politiſche Tyrannei", ſagte er, „hatten mich empört, ſobald ich zum Nachdenken gekommen war. Von da ab hatte ich geſchworen, mein Leben ihrer Vernichtung zu weihen. Die erſtere iſt den verdoppelten Anſtrengungen Rouſſeau's, Voltaire's, Diderot's und d'Alembert's erlegen."

Namens der Philoſophie den Verfolgungsgeiſt erneuernd, der Urſache an dem Widerruf des Nanteſer Edicts war, ließ Guadet ſchon am 24. Mai 1792 durch die geſetzgebende Verſammlung die Strafe der Deportation gegen diejenigen Prieſter votiren, welche ſich weigerten, der neuen und einfältigen Organiſation der katholiſchen Kirche, das unter dem Namen Civil-Verfaſſung der Geiſtlichkeit bekannte Werk von Proteſtanten und Atheiſten, den Eid zu leiſten.

Das girondiſtiſche Miniſterium war noch weiter gegangen: während es ſicher ſelbſt nicht zur Beichte ſaß, hatte es die Anmaßung, Ludwig XVI. einen Beichtvater geben zu wollen. Dumouriez, der Mitglied dieſes Miniſteriums war, erzählt dieſe eigenthümliche Verfolgung in folgenden Worten: „Guadet verlas ein großes, ſehr inſolentes und hartes Schreiben, welches die ſechs Miniſter ſeiner Meinung nach an Ludwig XVI. richten ſollten, um ihn zur Entlaſſung ſeines Beichtvaters zu zwingen. — Dumouriez erklärte aber, daß er nicht zugeben würde, daß man im Namen des Rathes an den König in Angelegenheiten von deſſen Gewiſſen ſchriebe; daß es demſelben freiſtehen müſſe, ſich zu deren Leitung eines Imans, Rabbiners, Papiſten oder Calviniſten zu bedienen, und daß ſich darin Niemand zu miſchen hätte."

Was ihre Verachtung der Religion und des Cultus betrifft, ſo verſäumten die Girondiſten keine Gelegenheit, ſich damit zu brüſten.

Wenn auch nicht Girondiſt, war Camille Desmoulins doch auch ein Philoſoph, und als ſeine Frau, Lucile Dupleſſis, ihm einen Sohn geboren hatte, ließ er denſelben am 8. Juli 1792 unter dem Namen Horaz in folgenden ſonderbaren Worten in die Regiſter ſeiner Municipalität eintragen:

„Louis-Simplice-Camille Desmoulins hat erklärt, daß, da die Freiheit der Culten durch die Verfaſſung decretirt worden iſt, und, laut einem Decrete der geſetzgebenden Verſammlung in Betreff des Modus, den Civilſtand der Bürger anders als durch religiöſe Ceremonien zu conſtatiren, in jeder Municipalität eines Hauptorts ein Altar errichtet ſeyn muß, vor welchem die Väter, unter dem Beiſtande von zwei Zeugen, dem Vaterlande ihre Kinder vorzuzeigen haben, er, mit dem Willen, ſich die Verfügungen des conſtitutionellen Geſetzes zu Nutz zu machen, und, um ſich ſicher zu ſtellen, daß ihm ſein Sohn nicht einſt den Vorwurf machen könne, ihn eidlich an religiöſe Meinungen gefeſſelt zu haben, die noch nicht die ſeinigen ſeyn konnten, und ihn in der Welt mit einer unbedachten Wahl unter den neun hundert und ſo vielen Religionen, welche die Menſchen theilen, zu einer Zeit haben debütiren laſſen, wo er noch nicht einmal ſeine Mutter hatte erkennen können, verlangt, daß ꝛc. ꝛc."

Das war ſchon, wie man ſieht, die Sprache der legitimen Söhne der Philoſophie. Was ſollten Prieſter für Leute dieſes Schlages? Sie hätten gern zu Lambeet, wie Voltaire zu d'Alembert geſagt: „Die Schuſter und die Mägde, das ſind die Leute der Apoſtel", oder auch wie Voltaire zu d'Argental: „Die Prieſter dürfen nur über die Canaille Gewalt haben."

Welch Schlages waren überdem dieſe Männer, und was waren ſie geweſen?

Petion.

Es hieße ſich ſchlecht ausdrücken, wenn man ſagen wollte, daß Petion der Chef der Girondiſtenpartei geweſen wäre: er war höchſtens deren Gliederpuppe. Robespierre, der ihn am beſten gekannt, hat ihn mit einem einzigen ſehr geiſtreichen und treffenden Worte bezeichnet, indem er ihn den Grillon der Revolution vom 10. Auguſt genannt hat.

Die Revolution vom 10. Auguſt iſt in der That im Namen Petion's vor ſich gegangen, ohne daß er dabei geweſen.

Hieronymus Petion, *) von Villeneuve, im Jahr 1759 zu Chartres geboren und Advocat bei dem Gericht dieſer Stadt, war König der politiſchen Geronten, deren ſich die Parteien bedienen, um ihre Umtriebe zu maskiren, ihren Intriguen einen moraliſchen Anſtrich zu geben, und ihre Empörungen populair zu machen. Er war für die Revolutionairs von 1792, was Necker für die Revolutionaires von 1787 und Bailly für die Revolutionairs von 1789 geweſen: eine naive und gefügige Eitelkeit, bezaubert von Allem, insbeſondere von ſich ſelbſt, lachend vor Wonne, weinend aus Convenienz, kurz die leichteſte und am leichteſten zu tragende Fahne, die es ſeit dem claſſiſchen Heubündel gegeben, welches Romulus den erſten Soldaten Latiums vortragen ließ.

Den Parteien iſt immer daran gelegen, daß ihr Chef ſich durch irgend eine, von Jedermann geachtete, Eigenſchaft auszeichne; da die Freunde Petion's dieſem aber weder Geiſt noch Muth nachrühmen konnten, ſo ſtatteten ſie ihn mit Tugend aus, und nannten ihn den Tugendhaften, wie Robespierre den Unbeſtechlichen.

Als dieſe Looſung einmal gegeben worden war, da ſtrahlte Petion's Tugend in einem unvergleichlichen Glanze: er ſelber wurde davon geblendet, und da alle Welt davon ſprach, ſo glaubte er am Ende ſelber daran. Er bezahlte aus dem Gelde ſeiner Polizei in der Form von Placaten abgefaßte Zeitungen, in welchen Louvet ſeine Tugend herausſtrich, ließ ſolche auch, wie Robespierre ſagt, ſelber anſchlagen.

Obwohl Robespierre ihm nicht eben gewogen war, und man bei ſeinem Zeugniß hierauf Rückſicht nehmen muß, kann man doch nicht umhin, zuzugeben, daß er ihn beſſer als irgend ein Anderer gekannt und vollkommen naturgetreu geſchildert hat. „Er zeigte ganz", wie derſelbe geſagt hat, „ein durch ein ewiges Lächeln ſeliges Geſicht, und war der Weltmann, deſſen Blut möglichſt ſanft kreiſt, deſſen Herz ſich die menſchlichen Treuloſig-

*) So ſchreibt er ſich, und nicht Pethion, wie Roederer und Lamartine ſeinen Namen geſchrieben haben.

Digitized by Google

keiten am wenigsten anfechten läßt, und dessen Philosophie sich am geduldigsten in das Elend von Anderen schickt."

(Fortsetzung folgt.)

Cäcilia. Betrachtungen über die Kunst und Musik. Von Louise Bost. Würzburg. In Commission der Stahel'schen Buchhandlung. 1851. (IV und) 261 Seiten. 8.

Das Büchlein, dem eine sehr anspruchslose, aus Reims datirte Zueignung, voll Sehnsucht nach dem Vaterlande und den entfernten Freunden, vorangeht, besteht aus Gedichten und prosaischen Aufsätzen und Aphorismen; es zerfällt in zwei Hälften oder Theile, deren zweiter als „Cäcilia's Betrachtungen über die Natur der Kunst und Musik" bezeichnet, die Seiten 123 bis 261 füllt; die Dichtungen, religiöse und andere, Reflexionen, Reiseerinnerungen u. s. w. des ersten sind unter den Ueberschriften, erste, zweite, dritte, vierte, fünfte, sechste, siebente und achte Zeit gebracht, und an sie schließt sich ein „Mährlein": Die Cäcilia in der Cäcilia. Ersichtlich hat der Verfasserin Selbsterlebtes den Stoff zu diesem ersten Theile dargeboten. Manches nur durch Worte der Trauer und des Unmuthes Angedeutete, bleibt räthselhaft. Ueberhaupt ist uns die Idee nicht klar, die bei der Veröffentlichung dieser Gefühlsäußerungen die leitende gewesen. Der zweite Theil besteht aus 14 Abschnitte; die ersten fünf bilden gewissermaßen die Einleitung; in den übrigen werden besprochen: Die Kunst (objektive); die Phantasie; der Künstler; die Künste; die Musik; Architektur; die italienische und die deutsche Musik neuerer Zeit; die innere Verwandtschaft der Künstler Mendelssohn-Bartholdy und Rossini an einem Abend. Kirchengesang. Die Orgel, die Königin der Instrumente. Den Schluß macht: Uebersetzung einer Tanzmusik von K. A. Ritter.

Die Darstellungsweise der Verfasserin wird man aus den folgenden Bruchstücken ersehen. — Papier und Druck sind schön.

Die Brüder strafen, schmähen mich stets um meine Liebe zu Kunst und Musik, als sei sie Gott mißfällig und gehöre der Welt allein nur an. Wie lange habe ich gekämpft deßwegen und mit mir selber gerungen, und zu Gott hinauf geseufzt, mich darüber aufzuklären, ob die Kunst wirklich vom Uebel sei? Die Hälfte meiner Seele wandte ich dazu an, um deren andere Hälfte zu zerstören. Doch wird mir's immer klarer nun, die Kunst nicht, sondern nur die Künstler sind vom Uebel. Die Natur hatte mich zur Kunst bestimmt, das Schicksal aber hat mich verdammt, die niedrigsten Arbeiten im Hause zu verrichten, und ich werde Angesichts meiner Dienerschaft geschmäht, wenn sie mir nicht gehörig gelingen. Meine Knechte und Mägde sehen mit Thränen des Mitleids auf mich und ich darf den guten, edlen Seelen nicht danken! Und nach geschehener Arbeit nur widme ich einige Augenblicke der Kunst, oder während ich meinem holden Knaben sein Schlaflied singe, ihn mit der Linken wiegend, schreibe ich mit der Rechten oder ich lese mir etwas. Gar manchmal sitze ich so da in einsam stiller Nacht. Des Knäbleins Lächeln geht mir so wonnig durch die Seele, wie ein milder Strahl des Mondes durch dunkle Nacht. Wie bin ich dann so gottesvoll und doch so gottbedürftig!

Die Schrift.

Ach ich sehe es immer mehr, der Glaube läßt sich weder erlernen, noch erringen, er ist eine freie Gabe der Gnade Gottes.

Ich studire mit Fleiß das furchtbare, das heilige Buch aller Zeiten. Warum habe ich's nicht früher gethan? Warum glaubte ich lange, ich müßte heilig erst werden? warum wollte ich's nur mit heiligen, reinen Händen berühren? Wer ist rein? Und wer wird sagen: Quelle, deine Wasser sind zu hell und klar, ich darf mich darin nicht baden. Kann man sich auch im trüben Wasser rein waschen? Nur reines Wasser macht uns rein. Und wird die Quelle auch trübe auf kurze Zeit, bald wird sie wieder hell und klar. Er nahm so auf sich unsere Schmach und litt unsere Krankheit, auf daß wir würden heil. Er, der Himmlische, litt irdische Schmach. Selig, wer glauben kann, was unglaublich wäre, hätt' es der Herr nicht selbst gesagt. Da steht's geschrieben in dem Buch der Bücher, in dem, wer Wahrheit suchet, Wahrheit findet, darin die Heiligkeit an sich selbst der beste Beweis ist für sich selbst. In dem Menschen sprechen, wie nicht Menschen sprechen, denn Menschen sprechen menschlich, nicht göttlich. O einzige That, einmal gethan, deren Wirkung von Ewigkeit fortdauert. Wer bin ich? Und wer kann sich fragen, wer bin ich, ohne zu versinken? Wer bin ich, daß so große That für mich geschehen!

Schau hin nach Golgatha, dort steht ein Stern, glänzend und blutig blinkt er mitleidig durch die Nacht der Erde und zeigt dir den Weg zum Lande der Vollendung, der Freiheit, des Friedens und der seligen Ruhe. Sein Licht geleitet sicher und führt recht durch alle Fährlichkeiten hin zum Ziele.

Sokrates, Platon, die Stoiker und die berühmten Weisen Griechenlands alle, die es am weitesten gebracht hatten, die am meisten geworden sind, was sind sie neben dem sanften Jesu? Diese vom kalten Verstande künstlich gemeißelten Charaktere, diese steifen, starren, herzlosen Tugenden dieser vollendetsten Kinder der Zeit, was sind sie neben Jesu? Neben diesen durch sich selbst nur weise gewordenen Weisen wird die Gottheit Christi doppelt fühlbar. Sie haben Leben in sich, aber kein belebendes, kein Princip, das Leben giebt. Diese tugendhaften Griechen sind neben den Christen, was vortreffliche Statuen neben Menschen sind. In des Christen Seele glimmt ein stilles heiliges Feuer, darin die Liebe Gottes wohnt und das alles Unreine, Irdische in der Seele nach und nach verzehrt. Diese stoische Gleichgültigkeit und Ruhe, was ist sie anders als ein mühsam errungener, stolzer, ehrgeiziger Selbstmord? Seht dagegen des Christen lieblich erhabene sanfte Ergebung.

An die republikanischen Frauen in Paris, welche ein politisches Journal gründeten und an der Emancipation der Frauen arbeiteten.

Er ist schön der Baum der Freiheit, ja, er ist schön! aber ein Auswuchs, eine Parasitpflanze dieses Baumes ist die Emancipation des Weibes.

Das intellektuelle Leben des Weibes mag ohne Grenzen sein, denn wohnt nicht auch in ihm der Hauch Gottes des

Digitized by Google

Schöpfers? Das Heiligthum der Psyche steht ihm offen, gehört ihm wie dem Manne. Es mag darin wohnen und die Saiten der Lyra rühren, wenn es dazu berufen ist. Der Tempel hallt wieder von ihren Melodien, sie deutet die Phänomene der Psyche mit Tönen, sie belauscht ihre Oracle und scheidet sie nieder. Das Weib ist dazu bestimmt, Alles zu verstehen, jedoch nicht Alles zu thun, es werfe sich nicht zum Architekten außerhalb des Heiligthumes auf. Das Außenwerk gehört dem Manne, an ihm ist's, den Architrav der socialen Welt fest zu setzen, die Organisation der Welt ist sein Geschäft. Das Weib aber wirke mehr durch das, was es ist, als durch das, was es thut. Das Weib ist dazu da, um den Mann zu verstehen in allen seinen Beziehungen, in all seinem Thun, und daran sympathetisch Theil zu nehmen, nicht aber, um sein Geschäft zu verrichten. — Es giebt zwar einige höchst ehrenhafte und glorwürdige Ausnahmen, wie Orleans, die Jungfrau von Orleans, Frau von Staël, allein wie ehren und bewundern sie auch nur ausnahmsweise und als Ausnahmen. Und wenn wir sie mit Freuden als solche anerkennen, so geschieht's, weil wir fühlen, daß etwas in ihnen ist, welches ihnen das Recht dazu giebt, und daß sie, als Ausnahmen, ganz in der Regel sind, jedoch nicht als Regel dienen könnten.

Mendelsohn-Bartholdy und Rossini an einem Abend.

Man könnte nicht zwei musikalische Schöpfungen hören, die ihrer innern Wesenheit nach verschiedener wären, als Mendelsohns Lobgesang und Rossini's Stabat mater. Die Musik des ersteren ist die jugendliche Frische des Morgens, wenn nach einer durch Gewitter erschreckten und gekühlten Nacht die Natur erwartungsvoll da liegt, und die ersten Strahlen der glühenden Sonne die Bergspitzen röthen. Die heiligfrohe Ahnung der patriarchalischen Hirtenwelt weht darin; fromme, kindliche Glaube, die heiße, sehnende Sehnsucht nach Erfüllung der Verheißung. — Rossini's Werk ist wie eine trübe, schwüle Abendröthe; ein Geist des verderbten Christenthums beherrscht durch diese Musik. Sie gleicht der wüsten Ruine eines herrlichen Monumentes, dessen weite labyrinthische Gänge, in denen neckisch höhnende Geister hausen, Staunen, Bewundern und schmerzliches Bedauern erregen. Sie ist eine verdorbene, geschminkte Schönheit. Mendelsohn's Lobgesang ist die frohe, heilige Ahnung eines höheren Lebens, eine Begeisterung von Oben, eine himmlische, frohe Verheißung, die der Sänger voll heiliger Freude singt.

Wenn ich von Beethovens Fidelio sagen möchte, das ist eine weltliche Musik, die den Himmel meidet und sucht, die nach dem Ueberweltlichen ringt, so ist von Rossini's Werk zu sagen: das ist eine geistliche Musik, die die Erde beneidet. Sie singt den Himmel, schwingt sich in die Höhe und schielt beständig nach der Erde, gleich einer Kokette, die Nonne wird, aber, den Rosenkranz in der Hand unter dem Schleier hervorschielend, das Kokettiren nicht lassen kann, denn der Schleier, der Rosenkranz, finden sie, stehen ihr schön.

Demungeachtet enthält Rossini's Stabat wirklich schöne Momente, allein sie sind nicht wahr, nicht an ihrem wahren Platze, und das Schöne in der Kunst ist nichts, wenn es nicht auch wahr ist.

Mendelsohn's Lobgesang ist Wahrheit, ist eine höhere Offenbarung. Diese Musik ist erquickend, wie ein feischer, kühlender Windhauch, der von Osten über die grünen Gebirge herweht, wenn die aufgehende Sonne die Nebelwolken durchbricht, die auf ihren Gipfeln die Nacht über sich gelagert hatten. Die Liebe Gottes irrt darin, wie zu den Zeiten der frommen Hirten, da die Morgenröthe der göttlichen Verheißung über dem israelitischen Volke aufging.

Rossini's Musik in seinem Stabat mater ist durchaus seiner nicht würdig, sie ist keine höhere Eingebung, sie ist eine Heuchelei, eine Fabrication, ein Blendwerk. Sie gleicht einer rohen Majestät, glänzend angethan, mit heiliger demuthvoller Geberde ꝛc., die den Schalk im Herzen hat. Mendelsohn's Cantate hat nicht den Charakter, der im eigentlichen schweren Kirchenstyle geschriebenen geistigen Musik, ist aber sehr geistiger Natur. Rossini's Stabat ist in dem ernsteren geistlichen Kirchenstyle geschrieben, voll Feuer und Leben, aber das Feuer ist nicht rein und das Leben nicht geistig, sondern gar fleischlich. Es ist ein Feuer, das glänzt, aber nicht wärmt.

Daran schon erkennt man die höhere Abkunft des Mendelsohn'schen und die niedrigere Abkunft des Rossini'schen Werkes, daß uns für letzteres keine Worte fehlen, für ersteres aber finden wir in der mangelhaften menschlichen Sprache keine Worte, es ist unaussprechlich. — Die Seele wird überrascht, sie weiß nicht, wacht oder träumt sie, oder ist sie ihrem irdischen Körper schon entrückt; sie wird emporgehoben in höhere Regionen, requickt in Thränen von nie geahnter hoher Freude. Die Seele wiegt und badet sich voll Wonne und Wehmuth in diesen harmonischen Fluthen, wie der Schwan in einem klaren See, indem er den Himmel eingeum, über und unter sich schaut und die glühende Morgenröthe über das duftige Gebirge hereinbricht.

Der Eingang zur Cantate Mendelsohn's ist rehabene Pracht, ein Tongemälde voll Reichthum und Fülle; der Hauptgedanke steht fest darin und beherrscht das Ganze, wie eine herrliche himmelhohe Burg auf einem mächtigen Felsen, die dem Wandrer bald von Wald und Gebieg, bald von vorüberziehenden Wolken verborgen wird, ihm aber immer wieder erscheint und ihn leitet auf den wirren, viel verschlungenen Wegen zum himmlischen Jerusalem. Oder wie ein starker Held, der im Getümmel der Schlacht bald da, bald dort verschwindet im Gedränge und wieder erscheint, kämpfend zur Ehre Gottes, bis der heilige Streiter siegreich seine Fahne aufgepflanzt.

„Ich harrete des Herrn". Welch' göttliche Freude, welch' heilige Einfalt! „Hüter, ist die Nacht bald hin?" Diese duftige Sternennacht, so geheimnißreich, so voller banger Erwartung der himmlischen Dinge, die da kommen sollen, wer beschreibt sie! „Hüter, ist die Nacht bald hin?" Welch' eine Tiefe, welche Schauer, welch' banges Sehnen! Die Nacht ist vergangen! Welch' ein heiliger Triumph!

Luthers Choral, so lieblicher Klarheit, voll Andacht und Anbetung, wie ein englischer Gesang, erhebt sich über den Harmonien

Digitized by Google

der Instrumente, wie ein Lichtstrom über einen Reichthum von Blumen sich ergießt. So sanft und mildspielend flathen diese Harmonien an's Herz, daß man sich von dieser Erde wegsehnt und nicht mehr in diese Welt zurückkehren möchte, um sich an der unversiegbaren Quelle alles Schönen zu laben. Mendelssohn schmilzt diesen Choral Luthers in ein höchst sinnreiches Unisono, welches wie der Brenn- und Centralpunkt des Ganzen zu sein schien. Alle verschiedenartigen Bestrebungen vereinigen sich hier in eine einzige Farbe; wie im Regenbogen die Farben des Sonnenstrahles zertheilt in harmonische Fülle vielfältig schimmern, aber zurückgetreten in die einfarbige Einheit des einzigen Sonnenstrahls desto mächtiger wirken. Alle Individualität verschwindet hier in dem Dank und Lobe des lebendigen Gottes, in dem allgemeinen Brennpunkte, welcher Gott ist in der Einheit der Kirche.

Der Eingang zu Rossini's Stabat ist furchtbar und groß, ist einer der glücklichsten Momente im Werke, die Nacht und der Schrecken des Todes des Herrn am Kreuze schauren darin. „Quis est homo" mischt zum Ernste des Kirchenstyles theatralisch-musikalische Koketterien. Das Inflammatus ist von großer Wirkung, sicher und kühn, wie ein prächtiger Adler über Tiefen und Abgründe voller wild brausender Ströme hinfliegt, die Stimme über den furchtbaren Chören in die judicii, welche der Schrei der gesammten Menschheit aus der Tiefe heraustönen. Das Finale gleicht einem wild aufgeregten Meere im Sturme und ist Chören einiger Sünder und Dämonen ähnlicher, als einem Amen. Das ganze Werk ist, möchte ich sagen, ein Gewebe schöner Lügen, eine falsche, schöne Musik, die die Seele um ihre Empfindungen betrügt.

Literaturbriefe

von

Emil Bahlae.

II.

Für dies Mal habe ich Dir ein Sammelwerk zu empfehlen, wovon vor einiger Zeit der dritte und letzte Band erschienen ist. Der Titel heißt: Deutsche Dichterhalle des neunzehnten Jahrhunderts (mit Einschluß Goethe's und Schiller's). Von Dr. F. Schenkel (Mainz, Kunze 1851). Das Buch enthält eine gute Auswahl lyrischer Gedichte mit kurzen erläuternden Anmerkungen am Ende jedes Bandes und von jedem Dichter eine zuverlässige Biographie. Herr Dr. Schenkel hat sich die Biographieen größtentheils von den Dichtern selbst oder doch von Freunden derselben mittheilen lassen, und so ist es ihm möglich geworden, vieles Neue und Interessante darzubieten. So wirst Du z. B. Nachrichten über Louise von Plönnies, über Georg Scherlin, Victor von Strauß, Julius Sturm u. A. finden, über die doch eben bisher nur sehr wenige oder ungenaue Notizen bekannt waren. Da siehst wohl, das Buch ist interessant und nützlich. Aber auch praktisch eingerichtet ist es: Jeder Biographie ist ein, zwar oft mangelhaftes, Verzeichniß der Werke des besprochenen Dichters untergesetzt, und die Eintheilung der Dichter ist nicht etwa geographisch, sondern alphabetisch, damit Jeder beim Aufschlagen leicht zu finden ist.

Das wären also die guten Seiten des Buches: interessant, nützlich und praktisch. Aber zweierlei will mir nicht gefallen. Der Titel heißt Deutsche Dichterhalle u. s. w. Da entsteht bei mir denn die Frage, ob die Epiker, Dramatiker und Novellisten nicht mit zu den Dichtern gehören. Entweder hätte doch der Herausgeber den Inhalt dem Titel oder den Titel dem Inhalte entsprechender machen sollen. Sehen wir aber davon ab und nehmen an, Herr Dr. Schenkel habe nur Lyriker in sein Buch aufnehmen wollen, so fehlt es wieder an Vollständigkeit: Wo Dichter wie Wolfgang Müller, Georg Scherlin, Joh. Gabr. Seidl, Julius Sturm u. A. ihre Stelle finden, da muß auch Raum für Dichter wie Karl Beck!!! Alfred Meißner!!! Moritz Hartmann!!! Adolph Bube, Bechstein, Mayer, Tanner, Fröhlich, Franki, Drexler-Manfred, Strachwitz, Simrock!!! Gustav Jahn!!! Otto Roquette!!! u. A. sein. Ich will damit nicht sagen, daß den ersteren durch die Aufnahme in das Buch zu viel geschehen wäre, sondern daß die Letzteren im Vergleich mit jenen vernachlässigt sind. Das schöne Geschlecht kommt nun gar schlecht weg. Dichterinnen wie Annette von Droste-Hülshoff!!! Betti Paoli, Lilia Helena (Frau Dr. Branko in Potsdam), Louise Hensel, Ida von Hahn-Hahn, Adelheid von Stolterfoth, Emma von Rindorf (Baronin Dakow in Stuttgart) scheint Hr. Dr. Schenkel gar nicht zu kennen. Die einzige besprochene Dichterin ist die in der Form so anmuthige Louise von Plönnies. Dieser Fehler wegen dürfen nun aber die guten Seiten an dem Buche nicht unbeachtet bleiben, denn sie sind im höchsten Grade überwiegend und künftige Literaturhistoriker werden dieses Werk kaum entbehren können. So sei es denn auch Dir bestens empfohlen.

Dein

&c. &c. &c.

Miscelle.

Dulce et decorum est pro patria mori — noch edler für dasselbe zu leben und arbeiten. Wie Menschen leben einen Tag, eine Ewigkeit werden wie für desselben nützliche Anwendung belohnt. Heute leben wir, morgen sind wir nicht mehr, aber große Verdienste werden nach Jahrhunderten gepriesen. Wenige fühlen stark den Ruf der Unsterblichkeit und des allgemeinen Besten, zu dem man arbeiten soll. Ohne dies mächtige Gefühl geschehen keine großen Dinge. (J. v. Müller. 1774.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 11. **Sonnabend, den 7. Februar.** **1852.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Proben aus einer Uebersetzung des altdeutschen Gedichts „Gudrun."
Von Carl Barthel. (Schluß.) ..... Seite 81
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 82
Literatur:
Illustrirtes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd ..... „ 84
Volksschriften von Jeremias Gotthelf ..... „ 85
Literaturbriefe von Emil Budlae ..... „ 86
Miscellen ..... „ 88

Proben aus einer Uebersetzung des altdeutschen Gedichts „Gudrun".

Von Carl Barthel.

(Beschluß.)

In seinen hohen Züchten trat er zurücke dann,
Und sprach: „Du liebes Mädchen, so schön und wohlgethan.
Ich thue ja Alles willig, was Du begehrst von mir;
Da Du mich so begnadet, will ich's auch lohnen Dir."

Da sprach die Jungfrau wieder: „Mir ward so sanft noch nie;
Soll ich die Botschaft, denn nur gebieten hie,
So will ich jetzt vor Allem, nach also großem Weh,
Daß man ein Bad mir schaffe, noch eh' ich schlafen geh'.

Zum andern ich gebiete, daß man die Mägde mein
Zu mir herüber bringe; wo sie auch mögen sein.
Unter Gerlind's Weiberscharen, man bringe sie mir her;
In ihrem Pfieselgaden *), da bleiben sie nimmermehr."

„Ich will es Alles schaffen," sprach willig Hertemut,
Da nahm man aus dem Gaden wohl manches Mägdlein gut,
Die da mit struppigem Haare und ärmlich dünnem Kleid
Zu Hofe gehen mußte auf Gerlind's harten Bescheid.

Da kamen dreiundsechzig; und als sie Hertmut sah,
Sprach Gudrun drob entrüstet: „Nun schaut nur König da,
Wie sind die Frauen erzogen! Das bringt Euch keine Ehr!"
Da sprach er ernig wieder: „Es ändert sich nunmehr."

„Thut mir zu Liebe, Hertmut," sprach das edle Kind,
„Das alle meine Mägde, die hier verderbet sind,
Man heute Nacht noch bade. Laßt diesen Wunsch geschehn;
Ihr könnt ja selbst sie schauen, wenn sie im Schmucke stehn."

Drauf sprach Herr Heermut wieder, der Ritter auserkor'n:
„Sind auch der Kleider manche seit jener Zeit verlor'n,
Die einst Eu'r Jungfrau zu uns mit hergebracht,
Man soll ihnen dennoch geben der Kleider ganze Pracht.

Auch seh' ich's gern, wenn alle bei Euch im Putze stehn."
Da hub sich großer Eifer, ein Laufen und ein Gehn,
Man wollte das Bad bereiten; und mancher Kämmerer
Sich eilte ihr zu dienen, auf daß sie ihm gnädig wär.

Nun ward gar schön gebadet die wunderhelle Maid,
Auch wuschen ihre Frauen sich rein von allem Leid.
Der schönsten Kleider Fülle ward ihnen dargelegt;
Das schlechteste darunter war Königen nicht zu schlecht.

*) Pfiesel gaden (franz. poële), ein heizbares Frauengemach, so wie überhaupt Gaden ein Gemach, Zimmer bedeutet.

Digitized by Google

Als sie gebadet waren, da schenkte man ihnen Wein,
Wie er in Normanie nicht besser machte sein.
Man gab den edlen Frauen auch Meth von guter Art;
Doch Hermut ahnte nimmer, wie's ihm vergolten ward.

Im Saal beisammen saßen die lieben Mägdlein nun;
Da rief die Frau Gerlinde ihr Töchterlein Ortrun,
Sie solle schnell sich schmücken sammt allen ihren Frau'n,
Wenn sie bei Zeiten wolle der Hilde Tochter schaun.

Ortrun, das edle Mädchen warf über das Gewand;
Sie ging gar frohen Sinnes, wo sie Gudrunen fand.
Da lief ihr rasch entgegen die hehre Königsmaid,
Und als sie sich gefunden, gab's eine hohe Freud'.

Sie küßten sich einander; von ihrer Hauben Gold
Fiel auf die Wangen ein rother Glanzschein so wunderhold.
Nun waren ihre Herzen geeint, lieb war's Ortrunen da,
Daß sie die Wäscherinne so reich gekleidet sah.

*) — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

„Wohl mir," sprach Frau Ortrune, „daß ich am Leben bin,
Da Du zu Hertmut hegest so minniglichen Sinn,
Für Deinen guten Willen geb' ich Dir jetzt zum Lohn,
Die ich einst tragen sollte, der Mutter Gerlind's Kron'."

„Nun lohne Dir Gott Ortrune," sprach da das Mägdelein,
„Wie Du mir jetzt gebietest, so will ich immer sein.
Da weintest oft im Stillen ob meines Herzens Leid;
Drum bin ich Dir auch immer zum treuen Dienst bereit."

Da ließ Gudrun die Frage an ihr Gesind' ergehn,
Ob ihr gebettet wäre, sie wolle schlafen geh'n,
Denn diese Nacht doch endlich, war's Herz ihr sorgenleer, —
Da gingen mit dem Mädchen des Königs Kämmerer.

Es trugen die Landeskinder die Kerzen ihr voran,
Vor Zeiten hätten sie nimmer ihr solchen Dienst gethan.
Nun standen da aufgerichtet wohl dreißig oder mehr
Gar säuberliche Betten für all die Jungfraun hehr.

Drauf lagen weiche Polster vom Lande Arabé,
In bunten Farben schillernd und grün wie Wiesenklee.
Auch waren all die Laken von schweren Borden reich,
Und roth wie Feuersgluten schien Gold aus seidnem Zeug.

Doch waren die lichten Decken mit Fischhaut unternäht,
Die Pracht war Hertemutes, die weil er wähnen that,
Er habe sie schon zur Traulen die Hegelingermaid,
Denn was ihr Stamm ihm brächte, er wußt' es nicht, das Leid.

*) Hier folgen einige unächte Verse von späterer Hand.

Da sprach das edle Mädchen: „Ihr sollt nun schlafen geh'n
Ihr Hertemutes Helden, wir wollen Ruhe hab'n
Ich und meine Frauen; denn seit wir kamen hieher,
Solch' eine Nacht wie heute genossen wir nimmermehr."

Wie viel nun dort die Fremden, man sah sie von dannen geh'n
Die Greisen mit den Jungen und Hertmuts Heeresbann;
Der hatte in den Betten sich schon zur Ruhe gelegt,
Es waren die Armen fleißig mit Meth und Wein gepflegt.

Da sprach der Hilde Tochter: „Verschließet mir die Thür!"
Da schossen sie beherzte vier starke Riegel dafür;
Auch war der Garten so feste, daß, was man drin begann,
Es konnte Niemand hören in der Kemmenat nebenan.

Da saßen sie allererst und tranken guten Wein,
Da sprach die aller Hehrste: „Nun sollt Ihr fröhlich sein,
Ihr Frauen; denn geendet ist all das starke Leid,
Und morgen werdet Ihr schauen eine liebe Augenweid'.

Ich habe heut' geküsset, Herwig, meinen Mann,
Und Ortwin, meinen Bruder. Nun denke jede daran,
Die gerne reich will werden noch durch die Gaabe mein,
Daß sie uns morgen künde des Tages ersten Schein.

Ihr Lohn wird nicht geringe; denn uns naht Freudenzeit.
Ich will zum Lohn ihr geben viel gute Burgen weit,
Dazu auch viele Acker. Ich hab's ja allermeist
Wenn ich die Zeit erlebe, wo man mich Königin heißt."

So legten sie sich schlafen; wie fröhlich war ihr Muth!
Sie wußten ja, ihnen käme noch manches Rittergut,
Der sie erretten könnte aus all der hohen Pein;
Auch hofften sie, es solle schon nächsten Morgen sein.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Petion verwahrte sich in einer sehr grotesken Weise dieser lächerlichen Gutmüthigkeit, und sagte, wie Necker, Bailly oder Roland es gethan haben würden, in dem Bericht, welchen er der Gemeinde von Paris abstattete: „Mir hat ein Mann im Amte aus sich selbst mehr gedacht und gethan als ich." Robespierre antwortete darauf, mit Bezug auf die Bildung des ersten girondistischen Ministeriums:

„Sie werden Ihr eignes Verläumder, wenn Sie behaupten, daß Sie von niemand geleitet würden. Sie meinen dies wohl gar in vollem Ernste — aber es ist nichts damit, ich schwöre es Ihnen. Weiß man es denn, wenn man geleitet wird? Sehen Sie nur, wie es auf unsern Theatern zugeht. Wenn eine verschmitzte Soubrette oder ein intriganter Diener einen Geronte oder Orgon wie am Gängelbande führt, sehen Sie da

Digitized by Google

nicht, wie das Schelmenvolk die seltene Weisheit und die unglaubliche Festigkeit des Düpirten herausstreicht, und wie er in seiner Herzenswonne laut aufschreit: „ja ja, ich weiß es wohl, daß ich mich nicht leiten lasse, und wenn es einen kräftigen Kopf in Frankreich giebt, so ist's der meinige, dafür stehe ich Euch!"

„So habe ich z. B. im letzten Monat März, als die Minister erneuert wurden, gesehen, wie Sie des festen Glaubens waren, daß Sie dieselben gewählt hätten. Als ich Sie fragte, ob dies Verlangen des Hofes Ihnen nicht verdächtig erschiene, da antworteten Sie mir mit einer merkwürdig selbstzufriedenen Miene: „Ha! wenn Sie wüßten, was ich weiß; wenn Sie wüßten, wer sie ausersehen hätte!" Ich wußte, was Sie damit sagen wollten, und erwiederte, Ihre Leichtgläubigkeit belächelnd: „Das sind Sie wohl gewesen?" Und da antworteten Sie mir, sich die Hände reibend, mit einem Hem! Hem!

„Ich will Ihnen sagen, wie Sie dazu gekommen sind, sich selber einzureden, daß Sie die Minister erekrt hätten.

„Als Brissot und einige Patrioten gleichen Schlages in Uebereinstimmung mit Narbonne, mit der Einwilligung von Lafayette, und durch Vermittelung einiger Frauen, wie die Baronin von Stael und die Marquisin von Condorcet, Alles abgemacht hatten und die Clauseln der Transaction festgestellt worden waren, da sagte Brissot zu Ihnen: „Wen nehmen wir zu Ministern? Roland? Claviere? die wären gut. Mögen Sie sie?".... „Poh Velten ja!... Roland, Claviere.... aber nein, das wäre ja köstlich, sage ich Ihnen: man ernenne sie!" — Und da haben Sie gemeint, das Ministerium wäre Ihr Werk."

Solch ein Mann ist Petion in der That gewesen: Zeit seines Lebens der Handlanger der Pläne von Anderen, damit beginnend, daß er Lafayette, und damit endend, daß er Maillard gehorchte; in seiner unerschöpflichen Schwäche Gründe für Alles findend, was er nicht zu hindern wagte, und sich am Ende in Jegliches schickend, selbst in das Verbrechen.

Petion hatte die Revolution vom 10. August nicht gewollt, ließ sie aber doch geschehen. Ihm waren die Septembermetzeleien ein Gräuel gewesen, doch ließ er den Mördern von dem Wein auf seiner Tafel einschenken. *)

Wir haben eben ein merkwürdiges und sonderbares Document vor Augen, in welchem Petion eigenhändig seinen politischen Charakter abconterfeiet hat. Es ist ein in Anlaß des den Schweizern vom Regimente Chateauvieux, die durch ein Decret der gesetzgebenden Versammlung von den Galeeren befreit worden waren, gegebenen Festes im April 1792 an Petion gerichtetes anonymes Schreiben.

Die öffentliche Meinung war über dies Fest in einer großen Aufregung. Es lag darin zuvörderst eine offenbare Verhöhnung der Gerechtigkeit, deren legitimen Aussprüche mit Füßen getreten wurden; nächstdem war es eine öffentliche und feierliche Ermunterung zum Aufruhr. Wer möchte fernerhin auch wohl die Ordnung vertheidigen, nachdem von dem gesetzgebenden Corps selber denjenigen, welche die Straßen unserer Städte mit Blut besprützt hatten, dergleichen Ovationen zuerkannt worden waren?

Unter dem Drucke solcher Gefühle, welche die der ruhigen und redlichen Gesellschaft waren, schrieb ein Freund von Petion demselben folgendes Billet:

„Petion, magst Du nicht länger tugendhaft seyn?... Bedenke die Pflichten, die Dein Charakter Dir auferlegt. Bedenke die furchtbaren Folgen des Festes, das man im Schilde führt; bedenke die Bekümmerniße der wahren Freunde des Vaterlandes, und — entehre Dich, wenn Du es magst.

„Dein bester Freund, so lange Du dessen würdig seyn wirst."

Nachdem Petion über dies Billet nachgedacht hatte, nahm er die Feder, und schrieb oben auf das Papier die folgenden Zeilen, das getreue Bild dieses eitlen und unschlüssigen Geistes:

„Mit der Bemerkung abzuschließen, daß es unbillig und entmuthigend ist, mir mit Bezug auf das Fest der Freiheit zur Last zu legen, was nichts weiter als der regellose Wille einer gottlosen Partei ist; was ich nicht zu verhindern berechtigt bin, und was noch augenscheinlichere Gefahren zur Folge haben würde, wenn man freien Bürgern verbieten wollte, an diesem bevorstehenden Feste, bei welchem das Volk friedlich und ohne Waffen erscheinen wird, Theil zu nehmen oder nicht."

Da haben wir den Petion mit Haut und Haar. Zuerst fällt ihm das Uebel in die Augen, sodann entschuldigt er es, und schließlich stellt er es in Abrede. Er giebt zu, daß das Fest das Manöver einer böswilligen Partei ist; er findet es ungerecht und entmuthigend, daß es ihm zugeschrieben wird; aber es hätte der Menge die Spitze geboten werden müssen, um es zu verhindern, und dazu fehlt ihm der Muth. Er sagt also, um sich selber zu beschwichtigen, daß er nicht berechtigt sey, das Fest zu verbieten, und daß es des öffentlichen Friedens halber geschehe, wenn er einer abscheulichen Unordnung freien Lauf lasse.

So geschah es auch, daß Bailly und Lafayette, diese Petions der Constituante, am 23. Juli 1789, nachdem sie die Ermordung Berthiers zu verhindern versucht hatten, das Gesicht abwandten, um nicht das blutende Herz des Opfers zu sehen, das ihnen gebracht wurde. „Es trat ein Dragoner ein," sagt Bailly selber, „der ein blutiges Stück Fleisch trug, und sagte: „das ist Berthier's Herz." Wir wandten das Gesicht ab. Nachdem hörten wir, daß man uns auch das Haupt desselben bringen wollte, worauf wir hinaussagen ließen, es könnte niemand zugelassen werden, weil die Versammlung eben deliberire. Man mußte damals schon auf einen oder den anderen Vorwand bedacht seyn, um solchen Gräuelscenen auszuweichen."

Da sehen wir, was es kostet, populair zu seyn. Man muß, wohl oder übel, die Hände zu allen Thorheiten und Verbrechen des großen Haufens bieten, und ist damit, daß man die Schande theilt, kein Mitschuldiger zu seyn, noch keineswegs gesichert, nicht als sein Opfer zu fallen.

*) Dieser schaudervolle Umstand, für den es hundert Beweise giebt, wird von Duhem, einem Augenzeugen, folgendermaßen erzählt:

„Am 5. September 1792 war ich bei Petion zu Tisch, Brissot, Gensonne und mehrere andre Deputirte waren ebenfalls zugegen. Gegen Ende des Mahles öffneten sich die beiden Flügelthüren, und ich war sehr erstaunt, etwa funfzehn Kopfabschneider mit blutriefenden Händen eintreten zu sehen.

„Sie wollten die Befehle des Maire über 80 Gefangene entgegennehmen, die noch in la Force übrig waren. Petion gab ihnen zu trinken, und entließ sie mit der Empfehlung, Alles aufs Beste zu machen."

Digitized by Google

Man reräth, wie gefährlich ein Mann wie Petion, mit einem gewissen Anstrich von Tugend, der den großen Haufen, das ewige Werkzeug der Aufwiegler, blendet, welcher durch die klaffende Pforte seiner Eitelkeit leichten Zutritt zu seinem Gemüthe fand, zu einer Zeit seyn mußte, die mehr als irgend eine andre den Intriguen und dem Charlatanismus bloßgestellt war.

Petion war zuerst ein feuriger Royalist, so weit man, wenn mit einer revolutionairen Natur begabt, irgend etwas seyn kann. Der Moniteur analysirt folgendermaßen eine Antwort, die er am 27. August 1789 in der constituirenden Versammlung an Camus gegeben: „Herr Camus verlangt, daß man zur Berathung der Artikel übergehen solle, die sich auf die Monarchie beziehen, und die das fast einstimmige Resultat sämmtlicher Cahiers sind; Herr Petion de Villeneuve will aber nicht, daß man bei der Berathung dieser Artikel übereilt zu Werke gehe. Er äußert, unter denselben sey Einer von augenscheinlichem Nutzen für das französische Volk und dessen Ruhe: die Aufrechthaltung der Monarchie, die männliche Thronfolge, mit Ausschluß der weiblichen."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrirtes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd. Zweiter Band. 1stes Heft. Triest 1851. Im Verlage der literarisch-artistischen Abtheilung des österr. Lloyd. (Haupt-Agentur für Deutschland: Leipzig: Heinrich Hübner; für Oesterreich: Wien, E. Dittmarsch, Hoher Markt, 388.) 32 Seiten. Hoch-4.

Es ist des „Illustrirten Familienbuches" bereits in Nr. 97 und des Erfolgs der Preisausschreibung der Redaction in Nr. 101 d. Bl. gedacht. Der erste Band desselben hat den ungetheiltesten Beifall erhalten und ist eine Hauptzierde manches Weihnachtstisches gewesen. Den leitenden Gedanken, nach dem die Redaction bisher gehandelt und nach welchem sie auch ferner verfahren wird, hat sie in Folgendem dargelegt: „Nach den Stürmen der jüngsten Zeit wird allgemein der Wunsch nach einer literarisch-artistischen Unternehmung rege, welche das Schöne mit dem Nützlichen vereinige. Je mehr nun das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzte, einengte und unterjochte, desto dringender machte sich das Bedürfniß geltend, in dem politischen Tumulte einen engen Cirkel zu schließen, aus welchem Alles verbannt sein soll, was mit einem unreinen Parteigeist gestempelt ist. Deshalb unternahm es die Direction der lit.-art. Abtheilung des österr. Lloyd in Triest, eine Zeitschrift zu gründen, welche einer gebildeten und leidenschaftlosen Unterhaltung und Belehrung gewidmet, dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine seelische Zerstreuung gewähre. Eine solche Unternehmung dürfte aber keine Tageszeitung sein, in welcher sich die Aufsätze von Nummer zu Nummer mühselig fortschleppen und worin die Aufmerksamkeit des Lesers stets unterbrochen und zersplittert wird; sie durfte auch nicht zu große Zwischenräume für ihre regelmäßig erscheinenden Lieferungen festsetzen. So entstand das „Familienbuch", das in monatlichen Lieferungen zu 3—4 Bogen Text mit 3 artist. Beilagen in Stahlstich erscheint, und dessen einzelne Hefte je ein für sich abgeschlossenes Ganze bilden."

Das erste, anzuzeigende Heft des zweiten Bandes, der, aus 12 Lieferungen (36—40 Bogen Text nebst 36 artist. Beilagen) bestehend, mit Titel und Inhaltsverzeichniß vor Weihnacht dieses Jahres beendigt sein wird, um wiederum, gleich dem ersten, an diesem Feste zum Geschenke benützt werden zu können, enthält, in fünf Abschnitte getheilt: Belletristische Originalien. 1) Novellen, Sagen und Mährchen: Der Ruthengänger, Novelle, zur Preisbewerbung eingesendet. 2) Gedichte: Im Kahn, von Fr. Halm; Die Erde und der Mensch, von F. Hebbel; Das letzte Kleinod der Wittwe. — Kunst, Wissenschaft und Leben: Für Freunde der Literatur: Ein Frühlingsmährchen, von Böttger. Ruhender römischer Pilger, nach einem Gemälde von P. Delaroche. Ueber Sprachverderb in Oesterreich, von J. Ch. Freiherrn v. Zedlitz. — Schilderungen aus der Heimath und Fremde: Fragmente aus dem Wanderbuch eines deutschen Naturforschers im türkischen Asien, von M. Wagner. Die Grotte von Corniole, nach G. Kohl (mit Holzschnitt). Der Rheinstrom. Erstes Landschaftsbild: Die Marxburg. — Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur: Notizen über die Geschichte und den jetzigen Stand des Haarlemer Blumenhandels, von G. Kohl. — Buntes.

In der Novelle, welche fast die Hälfte des Heftes einnimmt, wird die Geschichte eines anscheinend durch die Wunderkraft der Haselgerte von einem alten Bergmann enthüllten, lange verborgenen Verbrechens erzählt. Der junge Mann, dessen zwiefaches Glück die Enthüllung begründet, sagt dem alten Ruthengänger Martin am Schlusse: „Aber das Ganze war doch nur eine von Dir veranlaßte Comödie, Martin! Du selbst glaubst nicht an die Wunderkraft der Ruthe, an deine eigene Gabe, verborgenes Metall zu fühlen." Der Bergmann antwortet ihm: „Daß es dort nicht darauf ankam, einen Erzgang zu finden, daß ich dort nur eine Comödie aufführte, und daß Rippolo's (des Mörders) Nerven von andern Motiven, als den Schwankungen meiner Haselgerte erschüttert wurden, das Alles ist richtig und es bedurfte keines sonderlichen Scharfsinns, es wahrzunehmen. Deshalb aber zweifle ich weder an meiner und anderer Leute Fähigkeit, Erz- oder Wasseradern durch's Gefühl zu entdecken, noch an der wirksamen Mithülfe einer gabelförmigen Haselruthe beim Suchen darnach. Die Natur besitzt noch einen reichen wohlverwahrten Vorrath geheimnißvoller Kräfte in ihren Schöpfungen — aber welche Wunder sie auch in Luft und Wasser, in Stein und Blume verschlossen habe, die größten barg sie hier!" Er legte die Hand auf's Herz." Die Novelle ist, wie oben erwähnt, eine von den zur Preisbewerbung eingesendeten und, wie es in dem Programme der Preisausschreibung die Redaction sich vorbehalten hatte, schon vor der Entscheidung der Prüfungs-Commission, als nach Form und Inhalt mit der Tendenz des „Familienbuches" in Einklang stehend, hier abgedruckt. (Den Preis erhielten später „Taubstumme", von Friedrich Uhl in Wien, und „Anne Marie", von Ernst Ritter in Aussee; der „Ruthengänger" wurde mit zwei anderen Novellen als den erwähnten fast ebenbürtig hervorgehoben.) — Das Gedicht von

Digitized by Google

Hebbel (1848) erschien bereits früher in einer Zeitschrift, hat aber jetzt eine wesentliche Ueberarbeitung erfahren. — Unter der Rubrik: „Für Freunde der Literatur", ist eine lobende Besprechung von „Ein Frühlingsmährchen. Gedicht von Adolf Böttger. Leipzig, Klemm, 1849", mit Auszügen, gegeben.

Sehr interessant und beherzigungswerth sind die Bemerkungen des Freiherrn von Zedlitz „über Sprachverderb in Oesterreich" (S. 18—20). Es ist in der That wunderbar, daß ungeachtet selbst die Staatsverwaltung diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zugewendet und an die Beamtenwelt wiederholt die Forderung gestellt hat, sich in amtlichen Schriften klar und bündig, und verständlich deutsch auszudrücken; ungeachtet fast alle Staatsschriften des österreichischen Ministeriums trefflich stilisirt, die Veröffentlichungen des Heeres in Italien musterhaft sind, u. s. w., wir dennoch täglich von einer „K. K. Aerarialbergwerksprodukten-Hauptverschleiß-Direction", von „Tabackverschleißern", von „Saiz- oder Biervertilbereen" (Verkäufern), von „Erzengern" von gußeisernen Oefen, Heerenkravatten, Bettfedern u. dgl. lesen müssen. Der Verf. hat den Sprachverderb mit Ernst und Laune rügend, jedoch ausdrücklich erklärt, daß es nicht der eigenthümliche Ausdruck des Dialectes sei, gegen den er zu Felde ziehe, daß er ihn vielmehr gegen falsche, als eine Bereicherung des alten Sprachstocks, als das lebendige Wasser, das dem Sprachbrunnen täglich neu entströmt und ihn frisch erhält. Ob übrigens das in Steiermark als Zeitwort übliche „wassereugeln", für eine Thräne der Rührung, die im Auge zittert, als echt poetische Bezeichnung, die, wie der Verf. meint, auch außerhalb der steierischen Alpen sprachgebräuchlich zu werden verdiene, allgemeinen Beifall finden werde, bezweifeln wir. — Als Beispiel unrichtig, aber fortwährend angewandter Fremdwörter, werden die Wörter „raillieen" und „Raillieung" angeführt, die in fast allen militairischen Schriften österreichischen Ursprungs, in den meisten Werken kriegsgeschichtlichen Inhalts, sowie im gewöhnlichsten Exercierzettel vorkommen. Raillier heißt sonttn, se rallier, sich wieder sammeln, also wenigstens müßte man doch rallieren schreiben. — Unter den Mitteln der Sprachverbesserung, die vorgeschlagen werden, möchten die nothwendige Bedingung jeder Anstellung: reine Anwendung und Gewandtheit des Ausdrucks in der Muttersprache, und die Verfügung, daß bei den Maturitätsprüfungen dieselben als eigener und erster Gegenstand beachtet würden, ihre Wirksamkeit nicht verfehlen.

Eine armenische Handelskaravane, Hussun-kaleh, kurdische Nomaden, den Naturcharakter der armenischen Alpengegenden, Topra-kaleh und die kurdische Pferderace schildert Moritz Wagner in dem ersten Abschnitte seiner „Fragmente" in bekannter anziehender Weise. — Die merkwürdige Grotte von Caciulo, etwas abseits von dem gleichnamigen Dorfe, eine Stalaktiten-Höhle, die viel Aehnlichkeit mit der von Adelsberg hat, ist nach Kohl beschrieben und S. 26 durch einen großen Holzschnitt veranschaulicht. — Blumen-, und besonders Hyazinthen- und Tulpenfreunde werden die Nachrichten von Kohl über den gegenwärtigen Haarlemer Blumenhandel, nach den Mittheilungen eines der größten Blumisten Haarlems von ihm bearbeitet, mit Theilnahme lesen. — Aus dem „Bunten" heben wir nur die Notiz über das kostbare, von der berühmten hindostanischen Kaiserin Nur Mahal 1612 entdeckte Rosenöl hervor.

Zur Erläuterung des ersten Stahlstiches: L'ultimo giojello della vedova — Das letzte Kleinod der Wittwe — dient das gleichnamige Gedicht; der zweite: I pellegrini — Die Pilgerinne, — nach Delaroche's Gemälde, wird S. 17. 18 (Ruhende römische Pilger) erklärt; der dritte: Braubach und die Marxburg, womit ein Cyklus von Rheinansichten eröffnet wird, dem, wenn er anspricht, ein ähnlicher der Donaulandschaften folgen soll, in dem Aufsatze: Der Rheinstrom, S. 20—28. Diese artistischen Beilagen sind sauber gearbeitet.

Die äußere geschmackvolle Ausstattung ist der des ersten Bandes ganz gleich. Hoffmann.

Volksschriften von Jeremias Gotthelf.

Seit Pestalozzi, dem hochherzigen Freunde und Lehrer des deutschen Volkes, hat kein Schriftsteller so zu dem Herzen desselben gesprochen, wie Jeremias Gotthelf, kein anderer so mit geistiger Gewalt und inniger Liebe es emporgereichtet, kein anderer so das Bewußtsein eigener Kraft und göttlicher Hülfe in ihm erweckt und befestigt.

Gotthelf's schweizerische Sitten- und Charakterbilder haben seit länger als einem Jahrzehnt in unserm großen Gesammtvaterlande — bei Hoch und Niedrig, bei Jung und Alt — in tausenden und abertausenden von Abdrücken Verbreitung gefunden —, es sind in Wahrheit deutsche Volksbücher geworden. Was ihren Worten so große Macht gab, so viele Herzen ihnen zuwandte, das ist, nächst der vollendeten Zeichnung, die uns den Menschen wie ein Gewächs seines Bodens in allen heimischen Verhältnissen, Sitten und Unsitten meisterhaft darstellt, das ist die gottesfüllte lebendige Liebe, die ihnen innewohnt, das ist der hohe und herrliche Zweck, welchem sie dienen wollen. Gotthelf's Ziel ist die Erziehung des Menschen, durch Thätigkeit, Liebe und Gottvertrauen!

Wo haben Wenige in die Tiefe des menschlichen Herzens geblickt! Er kennt und enthüllt es mit seinen Räthseln, Wallungen und Schwächen. Auch an den liebsten Menschen will er uns nichts von ihren Irrthümern verhehlen, er will die Sünde nicht beschönigen um des Sünders willen, er will nicht schmeicheln und einschläfern, sondern wach halten und kräftigen. Seine Strenge ist eine heilige Strenge der Liebe. Unerbittlich hält sie den Spiegel vor, der uns die eigne Thorheit und Sündhaftigkeit zurückwirft.

Die verschiedenartigsten Charaktere, welche uns Gotthelf unter dem Prüfstein mannigfacher Verhältnisse und Schicksalen vorführt, tragen den Stempel einer Wahrheit, an der wir nicht zweifeln können. Wie sich ihr äußeres Leben frisch und natürlich fortbewegt, so wächst ihr inneres gleichfalls vor unseren Augen und enthüllt uns jeden Keim, jeden Trieb, gut oder böse. Und je länger wir einen solchen äußeren und inneren Lebenslauf verfolgen, desto lebendiger und unabweislicher wird uns der Gedanke, daß jedes wahrhafte Glück nur von innen heraus, durch einen kräftigen, durch den mit Gott verbundenen Willen begründet werde.

Das ist das Ziel aller Gotthelf'schen Schriften, daß wir erkennen, welch eine Kraft zu segnen der Geist Gottes im Menschen habe,

Digitized by Google

Diese Erkenntniß des Geistes, welcher schafft und segnet, das Unglaubliche wirkt nach innen und außen, tritt in das Leben des armen, verzagenden Menschen, wie eine Sonne, die ihn erwärmt und sein Haupt emporrichtet. — Solch einen Menschen, welcher der Kraft Gottes weniger vertraut als der Kraft des Reichthums, welchen er nicht besitzt, zeichnet uns Gotthelf in seinem Uli. Ein armer Knecht, schon halb verloren, entschließt sich Uli, den Weg zu gehen, auf den sein wackerer und gottesfürchtiger Herr ihn hinweist. Und weil er will, so will es Gott. Je rüstiger er vorwärts schreitet, desto näher rückt ihm das Unglaubliche und Fernste. Jahre des Fleißes und der Entsagung gründen ihm langsam, aber sicher den Grundstein seiner Zukunft, seines Glückes.

Und das ist der unendliche Segen dieser Schriften, daß sie nicht bloß vorübergehend unsere Empfindung anregen, das Herz in eine flüchtige Wallung versetzen, sondern unablässig uns zur That, zum Schaffen, zur Verwirklichen anspornen, daß sie in unsern Willen Wohl und Weh legen, daß sie mit Ernst und Liebe uns unaufhörlich mahnen: leg' an die Hand, so ruhet Gottes Hand auf dir!

Es ist aber kein Menschenherz, in welchem nicht ein Senfkorn göttlichen Willens schlummert, das noch zum mächtigen Baum empor wachsen könnte.

In allen diesen Bildern und Gestalten, welche Gotthelf so aus dem vollsten Leben herausgreift, offenbart sich ein seltener Reichthum schöpferischer Kraft. Wie er in Uli einen kernhaften Charakter schildert, dessen Tüchtigkeit sich aus der Sorge, Noth, Entbehrung doch hinaufarbeitet, so ist sein Vreneli das köstliche Bild einer umsichtigen Hausfrau, mit hellem Geist und mit reichem Gemüth. In Joggeli wird uns die Thorheit und Zähigkeit eines Mißtrauischen und Mißgünstigen unübertrefflich dargestellt, während der wohlwollende und gottesfürchtige Johannes, Uli's erster Meister, zu stiller Ehrfurcht nöthigt. — An einem andern Orte führt uns Gotthelf in ergreifendster Weise vor die tiefe Kluft, welche der Geldgeist zwischen Mann und Frau aufreißt, aber der Gottesgeist wieder ausfüllt. — Er erzählt uns die Freuden und Leiden eines armen Schulmeisterehrens, das aber reich und gesegnet wird durch das fromme Herz seines trefflichen Weibes. Dann wieder ergötzt uns die schalkhafte Weisheit eines reichen Bauern, der seine Erbschleicher meisterlich zu bestrafen versteht, oder wir folgen mit sanfter Rührung der aufopfernden Liebe, dem gottesfürchtigen Schaffen einer alten Frau, einer armen Großmutter.

Doch welcherlei Figuren uns Gotthelf zeichnet, wo er uns hinführt, welches Gemälde er uns aufrollt, ob er in die Behaglichkeit eines reichen Bauernhofes uns versetzt, oder in die schlotterige trübe Wirthschaft verkommener, lieb- und glaubensarmer Menschen, ob er uns Geiz und Härte, Jähzorn, Liebe, Demuth und Gottvertrauen beweglich schildert, ob er mit brennenden Farben einen Trunkenbold malt oder die patriarchalische Gestalt eines kernhaften Bauern, der wie aus Stein gehauen vor uns steht, gleich als sollte die Zeit an so kräftiger und entschiedener Eigenthümlichkeit nichts verwischen — immer und überall ist es ein Spiegel wahrhaften Lebens, in den wir lauschend gespannt und überzeugt hineinblicken.

Wer hat wie Gotthelf so das Volk in seinen kleinsten Zügen, in seinem innersten Leben, in seinen Meinungen, Vorurtheilen, Mißbräuchen, in seinen ehrwürdigen Sitten und Gewohnheiten, so im Niedrigen wie im Großen, so im Haß, wie in der Liebe beobachtet, erkannt und vor uns hingestellt?

Un welcher Zweck könnte höher und herrlicher sein, als die selbstgeschaffene Noth durch eine rüstigere Hand, durch ein frommeres Herz von der Schatter zu heben und die ewig denkwürdigen Worte des Dichters zur Wirklichkeit werden zu lassen:

Laßt uns besser werden,
Gleich wird's besser sein!

Solche Schriften sind es, welche die Kraft in sich tragen, den Grundstein eines neuen Lebens, einer besseren Zukunft zu legen und zu befestigen.

Sie sind ein Schatz, dessen Kostbarkeit und reinen Werth das deutsche Volk je länger je mehr an sich erfahren und immer dankbarer würdigen wird, ein Kapital, dessen Zinsen sich als Friede, Kraft und Freudigkeit in dem neuen Menschen zu erkennen geben werden. *)

Literaturbriefe

von

Emil Bobler.

III.

Die Zeit der Musenalmanache scheint wieder angebrochen zu sein! Das Jahr 1851 hat uns deren drei gebracht: von Grugge, von Christian Schad und einen Schleswig-Holsteinischen; und das neue Jahr wird wahrscheinlich dem alten nacheifern und es vielleicht in der Zahl der Musenalmanache übertreffen. Denn bereits ist der von Schad (dritter Jahrgang) angekündigt, und der Grugge'sche (zweiter Jahrgang) liegt vor mir; außerdem sammelt der Verfasser der „deutschen Nationalliteratur der Neuzeit" Carl Barthel in Braunschweig Beiträge eben zu einem Musenalmanach, der im Sommer erscheinen soll. Und wer weiß, was noch im Schooße der Zukunft liegt!

Was nun den von dem bekannten Dichter O. F. Grugge (zweiter Jahrgang 1852 — Berlin, G. Reimer) betrifft, so kann ich ihn Dir sowohl wegen seines gediegenen Inhalts, als auch wegen seiner geschmackvollen Ausstattung empfehlen; doch, wir wollen näher hinzutreten. Schon der vorige Jahrgang brachte bisher ungedruckte Gedichte von Goethe und den Gründerer, und auch der neue hat dir Todten nicht ausgeschlossen: er hat ein hübsches Gedicht von Strachwitz und Porsien des alten Goethe

*) Es ist in dieser Charakteristik der Gotthelf'schen Schriften unsere innigste Ueberzeugung von ihrem Werthe und ihrer Bedeutsamkeit so warm und wahr ausgesprochen, daß wir uns den Wiederabdruck derselben erlauben, um so auch unserer Seits zu ihrer noch weiteren Verbreitung beizutragen. Ueber eine der neueren: „Hans Jacob und Heiri, oder die beiden Seidenweber", und die neueste, so eben vollendete: „Zeitgeist und Berner Geist, 2 Theile", welche beide bei dem Verleger von Jeremias Gotthelf's Werken, Julius Springer in Berlin, erschienen, soll nächstens Bericht erstattet werden. H.

Digitized by Google

aufzuweisen. Was meinst Du, meine liebe Johanna, sollte wohl Goethe, als er diese Verse im Jahre 1826 dem Grafen Brühl schrieb, daran gedacht haben, daß Herr Grugge sie im Jahre 1852 in einem Musenalmanache veröffentlichen würde? — Ich glaube: nein. Und doch müssen wir es dem Herausgeber Dank wissen. Außer diesen findest Du viele Bekannte: Arndt, Geibel, Kopitsch, Reinick und Andere darin. Von den Unbekannteren will ich Dich auf einige besonders aufmerksam machen. Zuerst auf Theodor Bornowski. Zwei Gedichte, die ich Dir von ihm mittheile, werden genügen, um ihn Dir lieb zu machen.

Gruß aus der Ferne. (S. 165.)

Lilien, die ihr duftend steht,
In ein grün Gewand gehüllt,
Grüßt, wenn sie vorüber geht,
Grüßt mir eure Schwester mild!

O wär ich! (S. 164.)

O wär ich der Orkan!
Nicht wollt' ich die Bäume schütteln;
Aus ihrem eitlen Wahn
Wollt' ich die Menschen rütteln,
Daß sie sich auf die Erde
Würfen in Todesnoth,
Mit wilder Angstgeberde
Erkennten Gott im Tod.

Wenn ich der Donner wär,
Nicht sollten die Häuser beben,
Den Menschen sing' ich schwer
Ein Lied von Tod und Leben.
Da sollten sie erschrocken
Hin nach den Kirchen fliehn
Und zerren an den Glocken,
Vor den Altären knien.

Wär' ich der Blitz, der Blitz,
Nicht wollt' ich die Thürme zünden;
In all' den Aberwitz
Schlüg' ich der Ewigblinden,
Daß prasselnd stürzt' zusammen
Der stolze Babelbau
Und heil'ge Opferflammen
Stiegen zum Himmelblau.

Als ein sehr begabter Poet giebt sich Paul Heyse in seinen Beiträgen kund. Seine Mädchenlieder (S. 296–305) sind ausgezeichnet; hier nur zwei als Probe:

1.

Und wie sie kam zur Hexe,
Dornröschen hold, Dornröschen gut,
Die stach sie in ihr Fingerlein,
Da floß das rothe Blut.

Sie schloß die lichten Augen,
Dreihundert Jahr das Mägdlein schlief,
Bis um das Schloß, das stolze Schloß,
Eine Rosenhecke lief.

Nun hört' ich oder sagen:
Es kam ein kühner Rittersmann;
Mit blankem Schwerd er hieb sich durch,
Daß er die Maid gewann.

Ich wollt', ich läge schlafen
In Rosen über Jahr und Tag,
Bis daß der Eine gegangen käm',
Der mich gewinnen mag!

7.

So herzlich küsse jeden Kuß,
Als dächtest du, der letzte sei's.
O blicke jeden Blick so heiß,
Wie man beim Scheiden blicken muß.

Hängt Seel' an Seele noch so bang,
Die Stunde droht der letzten Noth.
Nahmst du nicht Abschied lebenslang,
Wie überlebtest du den Tod!

Jetzt komme ich zu einem Dichter, den Du wohl schon als Erzähler kennen wirst, nämlich zu dem Verfasser der lieblichen Volkserzählung „Walddrossel" (Dessau, Katz 1851) Heinrich Pröhle. Was die Walddrossel betrifft, so hat sie von der Kritik viel dulden müssen, was wahrscheinlich seinen Grund in solchen Ansprüchen an das Buch hat; der Verfasser wollte keine Novelle liefern, sondern er wollte das norddeutsche Gebirgsleben schildern und das ist ihm herrlich gelungen.*) Und, es ist eigenthümlich, die Leser der Waldbrossel werden gewiß bei den Beiträgen im Musenalmanach unwillkührlich an dieselbe erinnert werden. Höre nur das schöne Sonett:

Der Gang durch die Stadt.

Wie ich am Arm dich durch die Gassen führte
Der Stadt und über'n Markt, fühlt' ich mit Beben:
Verloren, denn vereinsamt ist mein Leben,
Weil, holdes Weib, mein Dasein dir gebührte.

Wie ich im Gehn an deine Schulter rührte,
Die prächt'ge, königliche, war mir's eben,
Als hätte es einen guten Klang gegeben,
Den nun die Luft empor zum Himmel führte.

Hört nicht das Menschenohr ein dumpfes Dröhnen,
So oft zwei Feinde sich entgegen springen,
Gerüstet um einander zu bezwingen?

Wie gäb es nun nicht ein harmonisch Tönen,
Wenn an dem Frauennacken rührt dem schönen,
Des Mannes Schulter, da vereint sie gingen?

*) M. s. Nr. 7 dieser Zeitschrift. H.

Digitized by Google

Ist das nicht Walddrossel? — — Außerdem haben auch unter den unbekannten Dichtern gute Beiträge geliefert: Gottfried Bergamenter, Dietrich Richter und Wilhelm von Merckel. Was die trefflichen Gedichte des bekannten Herausgebers betrifft, so mögen hier zum Schlusse nur die letzten Verse des Epilogs (S. 391) eine Stelle finden:

„Ja mit Scheu nur bringen wir euch dies handliche Bändchen:
Wenig wiegt es an Silberwerth — wie viel an dem eigenen?
Aber es ist von deutschem Gemüth, von deutschem Erfinden,
Deutscher Kunst das neueste Stück — könnt ihr es beachten?
Viele steuerten bei, viel stellten sie aus — und das Ganze,
Deine Hand umspannet bequem die gebotenen Blätter,
Ist nur ein Blumenstrauß, die Brust des Mädchens zu schmücken."

Das laß es auch Dir sein!

Dein

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Miscellen.

Die officielle Kopenhagener Zeitung vom 17. v. M. hat ein bisher nicht veröffentlichtes Document, dessen Original sich in den geheimen Staats-Archiven der dänischen Hauptstadt befindet, das Schreiben gegeben, welches die junge und unglückliche Königin Caroline Mathilde, Gemahlin Christian's VII., Königs von Dänemark, während ihres Exils und an ihrem Todestage an ihren Bruder, Georg III. von England, gerichtet. Es ist vom 10. Mai 1775 aus Celle datirt, und lautet, wie folgt:

„Sire, Ich wende mich in der feierlichen Todesstunde an Sie, mein königlicher Bruder, um Ihnen meine Gefühle der Dankbarkeit für die Güte zu bezeugen, die Sie mir zu Zeit meines Lebens und insbesondere während meines langen Mißgeschickes bewiesen haben. Ich sterbe gern; denn es giebt nichts, was mich an diese Welt fesseln könnte, weder meine Jugend (sie war in ihrem 23sten Jahre), noch die Genüsse, die mir früher oder später zu Theil werden könnten. Kann auch ein Leben wohl irgend einen Reiz für eine Frau haben, die von allen Denen geschieden worden ist, die ihr lieb und theure sind, von ihrem Gemahl, ihren Kindern, ihren Brüdern und Schwestern? Ich, eine Königin und von königlicher Abkunft, habe das elendeste Leben geführt, und liefere der Welt abermals ein Beispiel, daß Krone und Scepter nicht im Stande sind, ihre Träger vor dem größten Mißgeschick zu schirmen. Ich erkläre, daß ich schuldlos bin, und diese Erklärung schreibe ich mit zitternder, im Todesschweiße gebadeter Hand. Ich bin schuldlos! Der Gott, den ich anrufe, der mich geschaffen hat, und der mich bald richten wird, ist Zeuge meiner Unschuld. Ihn flehe ich in Demuth an, daß er nach meinem Tode die Welt überzeugen wolle, daß ich nie eine einzige der schrecklichen Anschuldigungen verdient habe, womit meine schändlichen Feinde meinen Charakter anzuschwärzen, meinen Ruf zu verunglimpfen, meine königliche Würde unter die Füße zu treten gesucht haben. Sire, glauben Sie Ihrer Schwester, einer Königin, und, was noch mehr sagen will, einer Christin, die mit Furcht und Grausen ihr Auge auf die andere Welt richten würde, wenn ihr letztes Bekenntniß eine Lüge wäre. Seyn Sie versichert, ich sterbe mit Vergnügen, denn die Leidende sieht den Tod als eine Segnung an. Was mir aber noch peinlicher ist, als der Todeskampf, das ist der Umstand, daß ich niemand von denen, die ich liebe, an meinem Sterbelager sehe, um mir ein letztes Lebewohl zu sagen, mich durch einen mitleidigen Blick zu trösten, mir die Augen zuzudrücken. Ich bin jedoch nicht allein. Gott, der einzige Zeuge meiner Unschuld, sieht mich in diesem Augenblick, wo ich auf meinem einsamen Lager eine Beute des grausamsten Todeskampfes bin. Mein Schutzengel wacht über mich; er wird mich bald dahin führen, wo ich in Ruhe für meine Geliebten und selbst für meine Henker beten kann. Adieu, mein königlicher Bruder; möge der Himmel Sie mit seinem Segen überschütten, so wie auch meinen Gemahl, meine Kinder, England, Dänemark und die ganze Welt. Ich bitte Sie, zu gestatten, daß mein Leichnam in das Grab meiner Vorfahren gelegt werde, und nun empfangen Sie das letzte Lebewohl Ihrer unglücklichen Schwester. Caroline Mathilde."

Herr Aug. Petermann, der sich so lebhaft für das Schicksal unserer deutschen Reisenden in Mittel-Afrika, der Herren Doctoren Barth und Overweg, interessirt, berichtet in der neuesten Nummer des Londoner Athenaeum: „Die Reisenden hatten bei ihrer Abreise von Europa eine gute Auswahl englischer Waaren mitgenommen, mußten sich aber in Tripolis noch fernerweitig mit Waaren versorgen, was dort, und auch bei den späteren Nachsendungen, aber nur in geringeren Nürnberger, Triester und Tripolitanischen Qualitäten möglich war. Dies gereichte nun den Reisenden sehr zum Nachtheil, indem die verschiedenen Stämme sehr wohl mit den abweichenden Qualitäten der europäischen Fabrication bekannt waren und der englischen vor allen anderen den Vorzug gaben.

Das von dem Herrn Dr. Overweg aufgemachte Verzeichniß von Waaren umfaßt mehrere Ballen von Eisenwaaren, Messerschmiedwaaren, viele Dutzend Rasirmesser, viele tausend Nadeln (100,000, welche die Reisenden mitgenommen hatten, waren bereits angebracht), Scheeren, Messer, Pistolen, Uhren, Compasse und Thermometer, Spielsachen, Seidenwaaren, eine Menge kleiner Spiegel in starken Zinneinfassungen, silberne Ringe, und sonstige Kleinigkeiten. — Je stärker und solider die Waaren sind, je mehr Werth setzen die Eingeborenen darauf, die auch die Eigenthümlichkeit haben, jede Art weißen Metalls — in Ringen ꝛc. — dem Golde vorzuziehen.

Hoffentlich wird die sehr sorgfältig getroffene Wahl der den Reisenden jüngst nachgesandten Waaren ihnen bei ihrem weiteren Vordringen in den Ländern zwischen dem Tschad Bassin und der Küste von Zanzibar, wo ihnen Geld wenig oder gar nichts nützen würde, sehr zu Statten kommen. — Dies wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch der letzte Beistand und die letzte Communication gewesen seyn, die sie von und mit ihren Freunden in Europa gehabt haben, ehe sie sich in die noch gänzlich unbekannte Wildniß des Innern von Afrika geworfen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 12. Mittwoch, den 11. Februar. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Knud der Große. Von H. Zeise.....Seite 89
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.)..... „ 89
Statistisches über Caffe..... „ 91
Literatur:
Das Weltgebäude, die Erde, und die Zeiten der Menschen auf der Erde, von Dr. G. H. v. Schubert..... „ 91
Die ungarische Literatur 1851..... „ 94
Miscellen..... „ 96

Knud der Große.

Es saß am Meeresstrande bei wildempörter Fluth,
Die Krone auf dem Haupte, der Dänenkönig Knud,
Da trat ein Höfling zu ihm, und sprach: „Herr, Deine Macht,
Sie gleicht der goldnen Sonne an Fülle und an Pracht."

„Wie sie den Segen spendet weit über Meer und Land,
So spendet Glück und Segen auch Deine mächt'ge Hand,
Zuckst Du mit Deiner Braue, so folgt dem Wink die That,
Die rinnt der Born des Segens, Dir sprießt der Allmacht Saat."

Doch Knud zuckt mit der Wimper: „Halt' ein, Du eitler Thor,
Siehst Du die Meereswoge? sie speitzt am Strand empor,
Sie netzt mit salz'ger Zunge den goldnen Königsthron,
Des Meeres wildes Rauschen spricht mir im Sturme Hohn."

„Und wie ich auch gebiete der Brandung: halte auf,
Stets höher nimmt und höher sie ihren Riesenlauf,
Es muß der König weichen; — des Nordens mächt'gen Knud
Treibt von dem Meeresstrande mit Hohn die wilde Fluth."

„Schwach nur sind Asku's Söhne; Odin besitzt die Macht,
Er ist's, der über Alle mit Vateraugen wacht;
Er ist's, deß Weltenauge die tiefsten Tiefen mißt,
Der Sturm und Fluth entfesselt, der Weltenherrscher ist."

„Ich bin ein mächt'ger Herrscher, der Leut' und Land gewann,
Und nicht einmal den Wogen im Zorn gebieten kann,
Drum mag die Demuth schmücken der Krone nicht'gen Glanz,
Sie nur verleiht dem Helden der Tugend Lorbeerkranz."

H. Zeise.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Uebrigens redete Petion der Unordnung damals in keiner Weise das Wort, und verdammte durchaus das revolutionaire Princip der Berechtigung zum Aufstand. „Alle Mittel, die man uns angegeben hat," sagte er am 5. September 1789, „würden nur mit Inconvenienzen verknüpft seyn, weil es nur der Aufstand ist, mit welchem man dem Fürsten entgegen treten möchte, ohne zu bedenken, daß solcher nur den Bösen zu Statten kömmt, den Besseren aber verderblich wird." Am 30. December setzte er noch hinzu: „Das Volk kann sich keine Gewalt reserviren, wiewohl alle Gewalten in ihm beruhen, und ich bin der Meinung, daß es sie sammt und sonders übertragen muß."

Petion glaubte, noch kurz vor ihrem Falle, an die Nothwendigkeit der Monarchie, selbst in dem Augenblick, wo er, ohne es zu wissen, an ihren Umsturz arbeitete. Er hatte nur sein Terrain von 1789, das Terrain der monarchischen Erblichkeit in männlicher Linie aufgegeben, und trachtete im Jahre 1792 mit den Girondisten und der Pariser Gemeinde nach der Erhebung des Herzogs von Orleans, für den Fall, wo die Partei sich durch irgend einen unerwarteten Umstand verhindert sähe, ihre

Digitized by Google

Rechnung bei der Absetzung Ludwigs XVI. oder bei der Bildung eines Regentschaftsraths für den jungen Dauphin zu finden.

Der Plan wegen Erhebung des Herzogs von Orleans wurde in der Adresse der Gemeinde an die Nationalversammlung, welche Petion am 3. August verlas, von den Girondisten laut ausgesprochen. "Aus einem Rest von Nachsicht," sagte er, „hätten wir von Euch die Suspension Ludwigs XVI. fordern mögen, so lange das Vaterland in Gefahr ist, aber die Verfassung ist dem entgegen. Ludwig XVI. beruft sich ohne Unterlaß auf die Verfassung; wir wollen uns nun auch darauf berufen, und verlangen seine Absetzung. Wenn diese große Maaßregel einmal getroffen worden ist, so verlangen wir, da es sehr zu bezweifeln steht, daß die Nation zu der jetzigen Dynastie Vertrauen haben kann, weiter, daß solidarisch verantwortliche Minister, von der Nationalversammlung ernannt, provisorisch die executive Gewalt ausüben.

Ohne irgend eine Thätigkeit des Geistes, ohne allen Adel des Charakters geboren, ein gewöhnlicher Ehesüchtiger, den die Eitelkeit blendet und den der revolutionaire Strom mit sich fortreißt, hatte Petion, ein Sklave seiner Partei, selbst die Autorität gegen Ludwig XVI. verwandt, die er dessen Vertrauen zu verdanken hatte. So setzte die ostensible Stütze des Hofes, als im November 1791, wo die Zeit von Bailly abgelaufen war, ein neuer Maier für Paris ernannt werden mußte, seine eigne Candidatur gegen die von La Fayette durch.

„Petion war zum Mairr von Paris ernannt worden," sagt Bertrand von Molleville, indem er jener Zeit gedenkt. „Er war mit einigen Mitgliedern der Municipalität (bei dem Herrn Enbin de Gerville) zu Tisch gebeten. Der neue Minister beabsichtigte, uns an seiner Popularität Theil nehmen zu lassen.

„Ich richtete insbesondere meine Aufmerksamkeit auf Petion, für den der König und die Königin der Zeit eingenommen waren. Sie hatten es gewünscht, daß er bei Besetzung der Maire's-Stelle dem Herrn de La Fayette, seinem Concurrenten, möchte vorgezogen werden. Petion und ich, wir waren die beiden stärksten Billardspieler. Wir machten mehrere Partieen mit einander, und ich blieb eine ziemlich geraume Zeit in seiner Gesellschaft. Seine Physionomie, die auf den ersten Blick offen und angenehm zu seyn schien, war vielmehr fade und nichtssagend. Seine geringen Kenntnisse und sein schwerfälliger, wechselsweise trivialer oder schwülstiger Vortrag ließen mich ihn als einen wenig gefährlichen Menschen ansehen. Ich war selbst der Meinung, daß man ihn dem Könige nützlich machen könnte, wenn man seiner Eitelkeit oder seiner Ehrsucht schmeichelte. Sein Benehmen hat nur zu sehr bewiesen, wie sehr ich mich geirrt hatte, und ich kann noch heutigen Tages nicht ohne ein unangenehmes Gefühl daran denken, daß ich mich durch einen so einfältigen Buben habe täuschen lassen."

Wen auch ein wenig kräftig in den Ausdrücken, war dies Urtheil Bertrand de Molleville's über Petion doch wohlbegründet, nur vielleicht mit dem Unterschiede, daß Petion, wenn er in der Revolution vom 10. August wie ein Bube handelte, wie wir es sehen werden, dies nur geschah, weil er ein Dummkopf war. Er wurde durch die Intriguen seiner Partei genarrt, der er bis zu Ende diente, ohne sie zu durchschauen, ohne daß sie sich einmal der Verstellung zu bedienen brauchte, weil er der scheinbaren Wichtigkeit, die man ihm gegeben hatte, ganz und gar vertrauete.

Petion konnte schon auf den Gedanken kommen, daß er der Leiter der Politik der Girondistenpartei sei, da er sich eingeredet hatte, es habe nur von ihm abgehangen, König von Frankreich zu sein.

Es war während der Föderation von 1792, wo dieser Blitzstrahl maßloser Eitelkeit Petion durchs Gehirn fuhr, und zwei Monate darnach offenbarte er sie selber dem Publikum in der Antwort, die er Robespierre gab. „Robespierre," sagte er, „Sie sind Zeuge des Enthusiasmus gewesen, der sich in jener Epoche vom 14. Juli kundgegeben hat, von den Acclamationen, den Fahnen, den mit Kreide bezeichneten Hüten; aber Ihnen sind die Particularitäten verborgen geblieben, die ich verschwiegen habe und auch jetzt noch verschweigen werde. Nie ists einem Menschen näher gelegt worden, das können Sie mir glauben, sein Leben durch einen verbrecherischen und unsinnigen Ehrgeiz zu besudeln, als mir; aber der bloße Gedanke, daß man mich für solch einen Feind der Freiheit meines Landes halten konnte, um an eine solche Abscheulichkeit zu denken, hat mich grausen gemacht, und meine Mitbürger haben aus meinem Herzen gelesen, was Cäsar, Ihrer Behauptung nach, aus meinem Gesichte gelesen haben würde."

Diese kaum glaublichen Geständniße Petions waren an Robespierre gerichtet. Niemand wußte es besser als dieser, der noch unlängst ein Verbündeter der Girondisten gewesen war, wie erkünstelt, aufwieglerisch und revolutionair die Gesinnungen waren, welche die Föderirten im Monat Juli 1792 mit nach Paris gebracht hatten, und wie fremd Frankreich selber der von dem leitenden Ausschuß der Jacobiner organisirten Manifestation geblieben war. Auch war niemand besser im Stande, Petion den Kinder-Fallhut zu entreißen, den er für eine Krone angesehen hatte.

„Ich verstehe Sie schon," antwortete ihm Robespierre; „Sie machen die geheimnißvollen Particularitäten, von welchen Sie gesprochen haben, klar genug; aber Sie wollen, gleich der Phädra, daß wir Ihrer Verschämtheit zu Hülfe kommen und das verhängnißvolle Wort selber aussprechen sollen.

„Ja, Petion, ich habe Sie verstanden. Man hat in den Augenblicken des Enthusiasmus und der Trunkenheit, inmitten des unsterblichen Triumphes von der obersten Magistratur zu Ihnen gesprochen .... Sie haben aber, nicht mit der falschen Bescheidenheit eines Cäsar, nein, mit einem aufrichtigen Abscheu, das Diadem zurückgewiesen, das man um Ihre Stirn legen wollte .... die Nachwelt wirds nie glauben; doch ists eine Vielen bekannte Thatsache, die ich, außer dem Geständniß, das Sie uns eben ablegen, selber in mehr als einer Weise darthun könnte.

„Sie hatten es sich in den Kopf gesetzt, daß Frankreich mit dem Gedanken schwanger ginge, Sie zum König, oder mindestens zum Regenten zu machen; daß Sie gegen dasselbe einen schweren Kampf zu kämpfen hätten, um sich dessen zu erwehren, und Sie zitterten bei dem Gedanken, die Föderirten möchten bloß zu dem Ende gekommen sein, Sie auf den Thron zu setzen.

„Guter Gott! wir hätten also einen König, Hieronimus I. genannt, gehabt. Welch eine Glückseligkeit! Aber, wer weiß ... ob nicht Frankreich genöthigt sein wird, sich Ihnen wieder zu Füßen zu werfen, und Sie zu bitten, ihm Gesetze vorzuschreiben!... Hier, ich bitte Ew. Majestät unterthänigst, einen Theil der

Digitized by Google

Wahrheiten, die ich an Sie zu richten die Ehre gehabt habe, und der Rathschläge, die ich Ihnen zu ertheilen so frei war, zum Heil des Volkes und zum Flor Ihrer Regierung gütigst in Erwägung ziehn zu wollen."

So ist Petion gewesen und wird er ewig bleiben: eitel, leichtgläubig, schwach, die gefügige Fahne und der eskomptirte Verhörte einer Partei von Intriganten. Im Jahre 1792 hatte er geglaubt, daß die Brigands, welche die Girondisten unter dem Namen von Föderirten nach Paris hatten kommen lassen, die Absicht gehabt hätten, ihn zum König zu machen; im Jahre 1793 ahnte es ihm nicht, daß die Jacobiner, mächtig genug, um ihn in Paris zu proscribiren, dieses auch in dem Maaße sein würden, um ihn, gleich einem wilden Thiere, aus einer Provinz in die andere zu hetzen; er hatte wohl gar die unzähligen und scheußlichen Volksgesellschaften vergessen, die von seinen eigenen Freunden organisirt worden waren, und welchen Roland durch mehr als zwanzig unsinnige Circulaire eine förmliche Verfassung gegeben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Statistisches über Caffe.

Nach einem in der Sitzung der Londoner statistischen Gesellschaft vom 19. v. M. verlesenen Aufsatze von John Crauford Esq.

(Aus dem Athenaeum.)

Der Caffe ist in Abyssinien zu Hause, wo er in wildem und in cultivirtem Zustande gefunden wird. Von dort ist er in einer verhältnißmäßig neuen Zeit (1450) nach Arabien gebracht worden; er ist somach den Arabern mehr als 800 Jahre nach der Zeit Mohameds, und erst vierzig bis funfzig Jahre vor der Entdeckung von Amerika bekannt geworden. Sein Gebrauch verbreitete sich in ungefähr einem Jahrhundert nach Aegypten und anderen Theilen des türkischen Reiches, wonach er seinen Weg nach Europa fand. Ein türkischer Kaufmann, Namens Edwards, hat den ersten Sack Caffe nach England gebracht, und sein griechischer Diener den ersten Trank davon im Jahre 1652 bereitet.

Der heutige Ertrag des Caffe in den verschiedenen Erzeugungsländern ist in runden Summen wie folgt angeschlagen: Brasilien 176 Millionen Pfund, Java 124 Mill. Pfund, die Philippinen 3 Mill. Pfund, Celebes 1 Mill. Pfund, Arabien 3 Mill. Pfund, Cuba und Portorico 30 Mill. Pfund, Laguaira und Porto Cabello 35 Mill. Pfund, das brittische Westindien 8 Mill. Pfund, das französische und holländische Westindien 2 Mill. Pfund, Malabar und Mysore 5 Mill. Pfund, St. Domingo 35 Mill. Pfund, Ceylon 40 Mill. Pfund, Sumatra 5 Mill. Pfund, Costa Rica 9 Mill. Pfund, zusammen 476 Mill. Pfund, was, in Europa den Centner zu 50 (engl.) Schillingen gerechnet, einen Werth von mehr als 10 Millionen Lstrl. austragen würde. Angenommen, daß nur 300 Millionen einen Zoll von 3 d das Pfund unterworfen wären, so würde derselbe den verschiedenen europäischen Regierungen doch eine Revenue von 3,700,000 Lstrl. abwerfen.

Der Verbrauch von Caffe in Großbritannien und Irland (im Jahre 1850 31,226,840 ℔) ist reichlich um die Hälfte geringer als der von Thee, während in Amerika vier Mal mehr Caffe als Thee consumirt wird.

Die Verwendung von Cichorien ist dem Consum des Caffe mehr förderlich als zum Nachtheil, indem derselbe wesentlich zur Verbreitung der Liebhaberei an letzterem Getränke dadurch beiträgt, daß er dasselbe wohlfeiler macht.

Das Weltgebäude, die Erde, und die Zeiten der Menschen auf der Erde, von Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert, Hofrath und Professor in München. Erlangen, 1852. Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke. XVIII und 762 Seiten, nebst einem Blatte Druckfehler. Gr. 8.

Der Verfasser bemerkt in der Vorrede, daß seine Arbeit zunächst als neue Auflage des ersten Bandes seiner Geschichte der Natur (3 Bände, Erlangen, Palm u. Enke, 1835—38) ein Versprechen erfüllen sollte, das dem lesenden Publikum schon seit länger als einem Jahr gegeben war. Das Buch sei ihm jedoch unter der Hand in vielen und zwar den wesentlichsten Theilen seines Inhaltes so sehr zu einem ganz neuen geworden, daß es ihm nöthig schien, dasselbe zugleich als ein abgeschlossenes für sich bestehendes Ganze unter dem oben angegebenen besonderen Titel der Oeffentlichkeit zu überliefern. — Mit Ausnahme der beiden ersten Paragraphen sind bei der neuen Bearbeitung nur hin und wieder einzelne Seiten des älteren Textes der ersten Hauptabtheilung des Werkes, welche bis S. 216 die Beschreibung des Weltgebäudes umfaßt, beibehalten worden. Dasselbe gilt auch, zwar nicht von den meisten, wol aber von den bedeutsamen Partieen des zweiten Hauptabschnittes, welcher bis S. 574 die Naturgeschichte des Erdkörpers enthält. Am wenigsten hat verhältnißmäßig der dritte, kürzeste Abschnitt, der von den Zeiten des Menschen auf der Erde handelt, Aenderungen erfahren, obwol diese auch an ihm, da wo sie nöthig schienen, nicht gespart worden sind. Es ist ferner darauf aufmerksam gemacht, daß das Buch in seiner jetzigen Gestalt sich an des Verfassers Geschichte der Seele (4. Aufl. Stuttgart, Cotta. 1850) anschließe und zugleich in diesem, nach manchen Richtungen hin seine Ergänzung finde. Die beiden nachfolgenden Bände der Geschichte der Natur werden eine weitere, mehr in's Einzelne gehende Beschreibung der irdischen Körperwelt geben; der zweite behandelt das Gebiet der Mineralogie und der Botanik, der dritte jenes der Zoologie.

Der reichhaltige Stoff ist in folgender Weise geordnet: In § 1 ist einleitend über die Geschichte der Natur in jener des Menschen gesprochen; dann im ersten Hauptabschnitt das Weltgebäude in zwei Unterabtheilungen, geschildert, nämlich: 1. Die Astralwelt oder der Fixsternhimmel. § 2—8. Die Schwere und das Licht. Der Bau des Sternenhimmels. Die Dimensionsverhältnisse des Fixsternhimmels. Das Licht der Fixsterne und seine Veränderungen. Die einzelnen Sternensysteme der Doppelsterne und der Sternhaufen. Die Nebelflecke und die planetarischen

Digitized by Google

Nebel. Die Theorien des Lichtnebels. 2. Das Planetensystem § 9—19. Der Weltraum. Die Sonne im Vergleich mit den Fixsternen. Die Dimensionsverhältnisse der Sonne. Vermuthliche Naturbeschaffenheit der Sonne. Die Planeten. Die vier sonnennäheren oder erdverwandten Planeten. Der Erdenmond. Das Ringgewölbe des Asteroidensystems. Das Geschlecht der Jupiterplaneten. Die Kometen. Einige Grundzüge der sichtbaren Weltordnung. Der zweite Hauptabschnitt enthält die Naturgeschichte des Erdkörpers. § 20—37. Vorläufige Erwägung der Aufgabe. Dimensions- und Massenverhältnisse des Erdkörpers. Die Stellung der Erde auf der Ebene ihrer Bahn. Klimatische Begränzung der organischen Natur. Die Wärme der Erdmasse und der Erdentiefe. Die Höhlen. Das Meer. Die Erhöhungen des Festlandes. Der Kreislauf des Süßwassers. Der Luftkreis. Die Meteore. Die Erdbeben und die Vulkane. Der äußere Bau der Felsenmassen. Die krystallinischen Felsarten. Die organisch-plastischen Gebirgsarten. Das Diluvial- und Alluvialland. Die organische Natur der Felsenformationen. Die Urgeschichte der Erde. — Dritter Hauptabschnitt: Die Zeiten des Menschen auf Erden. § 38—50. Die Erde als Wohnsitz des Menschen. Von der Ab- und Zunahme des Gewässers der Erde in der historischen Zeit. Von der Ab- und Zunahme der Wärme der Erde. Neuere Veränderungen am Niveau der Erdfläche. Das Alter des Menschengeschlechts auf Erden. Spuren, welche auf einen Ursprung des Menschengeschlechts aus einem gemeinen Stamme hindeuten. Gemeinschaftliche Sage über einen ursprünglichen Wohnsitz des Menschengeschlechts im Norden. Gemeinschaftliche Sage der Völker von einer großen, alleverheerenden Fluth. Jene große Fluth scheint die Ursache oder doch die Begleiterin der bedeutenden Veränderungen gewesen zu sein, welche unserer Erdoberfläche seit ihrer jetzigen Bewohnung getroffen hat. Verschiedene Hypothesen und Ansichten über die Entstehung der letzten großen Katastrophe. Seit wie lange mag der jetzige, letzte Zustand der Dinge, welcher nach der großen Fluth eintrat, mögen stattgefunden haben? Nachrichten und Sagen von mehr als einer großen Fluth. Schluß. — Als Anhang erhalten wir einige Züge aus der Geschichte der Naturwissenschaft. § 51—54. Die Weisheit der Väter. Die Begründung der Naturwissenschaft durch die Griechen und Römer. Fortbau der Naturwissenschaften durch die Araber und Perser des Mittelalters. Die Naturwissenschaft des neueren Europa.

Jedem, den Gegenstand ausführlich behandelnden Paragraphen sind erläuternde Bemerkungen hinzugefügt, die nähere Erörterungen und Belege, sowie zugleich die nothwendigen literarischen Nachweisungen enthalten und die umfassenden Studien, die der Verf. der Ausarbeitung seines Werkes vorangehen ließ, bekunden.

Es würde überflüssig sein, der Darstellungsart des Verfasser zu gedenken; sie ist längst bekannt und anerkannt. Wer sich mit Liebe der Naturwissenschaft zuwendet, muß ihm dankbar sein für die Belehrung, welche hier in der ansprechendsten Form dargeboten wird; Schubert's Buch vereinigt, von der wissenschaftlichen Bedeutsamkeit desselben abgesehen, Alles in sich, um den Leser zu fesseln und ihn geistig zu erheben, zu veredeln. Wir es in unserer Zeitschrift üblich, möchten wir dem trefflichen Werke jetzt gerne ein Benchstück entnehmen; die einzelnen Paragraphe der drei Hauptabschnitte stehen jedoch in so inniger Beziehung zu einander, daß wir uns dies nicht gestatten dürfen, ohne dem Verständniß zu schaden. Aber aus den als Anhang gegebenen Zügen aus der Geschichte der Naturwissenschaft (S. 710—762) lassen wir den § 54 folgen:

Die Naturwissenschaft des neueren Europa's.

Die modernen Forscher der Geschichte des Mittelalters haben den geistigen Zustand der christlichen Abendländer in dieser Zeit, im Vergleich mit dem der damaligen Morgenländer, öfters gleich einem solchen geschildert, als jener der Israeliten war, ehr Saul zum Könige über das Volk gesalbet worden. Denn siehe „es ward kein Schmied im ganzen Lande erfunden und ganz Israel mußte hinabziehen zu den Philistern, wenn jemand hatte eine Pflugschar, Haue, Beil oder Sichel zu schmieden."

Mag immerhin einem nur das Aeußerliche beachtenden Auge das geistige Leben der christlichen Völker des Mittelalters, namentlich in Beziehung auf Wissenschaft, so erscheinen, wie das leibliche Leben eines Volkes, welches vergnügt an dem, was die Früchte des überreichen Landes und der Ertrag der Heerden zur Nahrung und Bekleidung darbieten, weder nach Gold und Silber, noch auch nach Eisen im Boden gräbt, oder nach kostbaren Steinen auf den Gebirgen suchet, so wird ein solches Stehenbleiben bei dem Einen, Nothwendigsten, keinen scharfen Tadel verdienen. Das Leben, die Ernährung und Bekleidung ist mehr als der glänzende Schmuck des Leibes; ein Gut, das der Mensch schon besitzt, und das ihm durch Erbe zugefallen, braucht nicht erst durch das mühsam zusammengelesene Gold erkauft zu werden: zum freundlichen Verkehr mit Brüdern und Verwandten bedarf man nicht der Rüstung und Bewahrung durch scharfes Eisen und Panzer.

Das was der Geist des Menschen in den Zeiten der ersten christlichen Jahrhunderte gefunden und besessen, das war eine so durchaus genügende, lieblich erquickende Nahrung, daß er über dem Genuß des tiefen inneren Friedens der Wanderungen in die Fremde und der Kämpfe vergessen: es war die Zeit der ersten Liebe, da, in der Stille wohnend, der Jüngling für das Tagewerk und den Lebensberuf des Mannes bekräftiget wird und diesem entgegenreifet.

Doch das Land hat außer der unerschöpflichen Fülle seiner Gärten und Felder noch andere Güter, verborgen im Boden und in den Felsenklippen der Alpen; ein natürlicher Zug führet den Menschen zu den Metallen der Tiefe und zu dem edlen Gestein der nackten Höhen. Dieser natürliche Zug des Lebens ist nicht darum allein nach den Metallen gerichtet, weil in diesen die Kraft liegt, mit schneidender Schärfe den Boden zu durchgraben, die Bäume des Waldes zu fällen und das feindliche Thier zu erlegen, sondern vor allem, weil durch die Metalle eine Kraft wirket, selber mit der des Lebens verwandt; eine Kraft, deren offenkundiges Spiel dem Geist das Geheimniß seines eigenen Wirkens lehret, und welche das Geschäft des Lebens zu fördern und zu verstärken vermag. Wenn deshalb ein anfängliches Forschen an den Metallen nur die Nutzbarkeit für den Landbau und für das Gewerbe der Städte bemerkte; so hat bald nachher ein weiteres Beobachten in ihnen jene Kräfte erkannt und benutzt, welche, wie die des Magnetes, nicht bloß den Weg über Meer und Land zeigen, sondern welche ein sinnlich wahrnehmbares Band der Lebenswirkung

Digitized by Google

sind, die vom gemeinsamen Anfang aus durch die ganze Sichtbarkeit gehet, oder, wie der Galvanismus, im Bande sind mit den Kräften des Lebens selber. Freilich hat der Geist des Menschen, als er, von dem innewohnenden Zuge geleitet, die Schatzkammer der Tiefe eröffnet, aus dieser nicht bloß die heilbringenden Güter, sondern zugleich auch die Gifte und die Gräuel der Abgötterei, des Geizes, der eitlen Prunksucht und des zerstörenden Wuchers hervorgebracht.

Was wir hier vergleichungsweise von dem natürlichen Zuge sagten, welcher den Menschen, auch wenn er mitten in der sättigenden Fülle der oberirdischen Güter wohnt, hinabführt nach den unterirdischen Metallen, das gilt in noch höherem Maaße von dem geistigen Bedürfniß unseres Wesens nach dem wissenschaftlichen Erkennen. Es giebt ein Erkennen von höherer Art, eine Weisheit der Tempel, welche, gleich wie die Wissenschaft mit der äußeren sinnlichen Erfahrung, so mit der inneren Erfahrung des Geistes und Gemüthes Hand in Hand gehet. Sie vor Allem, diese „königliche Weisheit", gewährt dem Geist ein Genügen und Ausruhen, das mit keinem anderen zu vergleichen ist. Dennoch, wie nicht der innere Mensch allein, sondern auch der äußere, leibliche von den Kräften des Geistes durchdrungen und durchwirkt werden muß, damit sein Leben ein vollkommenes werde, so mußte auch der Geist des Menschen mit dem inneren Gebiet seines Erkennens zugleich das äußere der sichtbaren Welt und ihrer Erscheinungen in Besitz nehmen.

Die Wissenschaft im engeren Sinne, und namentlich die der Natur, soll nicht bloß lehren, was der Mensch und was die Welt des Sichtbaren in Beziehung auf Gott und das Unsichtbare sei, sondern das, was das Einzelne auf ein anderes und auf alle andere Einzelne ist. Beiderlei Arten der Beziehung, auf das Unsichtbare und auf das Sichtbare hin, werden an den ersten Trieben erkannt, welche beim Anfang der neueren Zeit dem alten Stamme der Naturwissenschaft entsprossten. Hierauf, mehr in der Form der eigentlichen Wissenschaft, hat die Naturforschung sich zum Nutz und Dienst des äußeren Menschen und seiner täglichen Bedürfnisse hingewendet; hat in's Licht gestellt, was die natürlichen Dinge in Beziehung auf einander selber und auf ein sichtbares Ganze sind. Neben diesem sichtbaren Sammelpunkt der zerstreuten Strahlen ist hernach ein unsichtbarer im Geist des Menschen merklich geworden: es sind dieselben Gesetze, welche bei unserem Denken und welche bei der natürlichen Anordnung der leiblichen Dinge zu ihren Familien und einzelnen Reichen walten. Doch zu dem Nützlichen und Heilsamen ist auch hier das Unheilbringende gekommen: die Thorheit und ihre Tochter, die Eitelkeit, haben die gesunderen Güter nur benützt, um mit ihnen zu prunken; der blinde Hochmuth hat nicht mehr das beachtet, was die natürlichen Dinge nach einer göttlichen Ordnung eines für das andere und für den Menschen sind, sondern er hat ihnen Beziehungen angedichtet, nach denen sie nur bald dieses, bald ein Anderes für die Laune seiner Einbildungen sein sollten; der Unglaube und die Gefühllosigkeit gegen ein unsichtbares Höheres haben die nach oben erhebende Kraft der Naturbeschauung in ein flüchtiges, allauflösendes Gift verwandelt. Zuletzt sollten die Gesetze eines ewigen Denkens, aus denen die Ordnung der sichtbaren Welt hervorgegangen, nur noch in einer Einbildung der Schwärmerei bestehen; das System der Natur nur ein Fachwerk, zum leichteren Auffinden der Gegenstände sein, welches jeder nach seiner Bequemlichkeit und wie es ihm einfiele, sich erbauen und verändern könnte.

Die allgemeine Bewegung der christlichen Abendländer zur Zeit der Kreuzzüge war aus einer mächtigen Erweckung der tiefsten geistigen Kräfte hervorgegangen. Nach allen Richtungen hin verrieth sich damals die wieder nach außen gekehrte Selbstständigkeit des Geistes und auch die Naturwissenschaft trug in der Schule von Salern und in anderen Pflanzstätten wieder ihre ersten Blüthen.

Wie die Macht des Gewässers, welche der Winter lang in Banden hielt, bei wieder eintretender Wärme zumal aus den Felseln gelöst wird und die seit Monaten aufgehäufte Masse des Schnee's als ein Strom, trüb und gewaltig sich über Thal und Ebene ergießt, so hat sich in Albert dem Großen das wißbegierige Forschen nach dem Geheimniß der sichtbaren Welt über alle Theile der Naturwissenschaften ergossen. So wird die eben erwachte, jugendliche Neugier in der Seele des Menschen früher von dem Fernen und Fremden, als von dem Nahen und Einheimischen angezogen: mit kindlicher Theilnahme vernehmen die Völker des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts die Abenteuer und neuen Dinge, welche die Reisenden jener Jahrhunderte: Marco Polo, Oderich von Portenau und Andere, in den Ländern von Asien erfuhren, bis sich bald nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts durch Heinrich des Schiffers Sterben das jugendliche Sehnen, der Fremde zu sehen und Zeit einer sicheren, ruhigeren Betrachtung in ihr aufzuschlagen, eine neue Bahn über das Meer bricht.

Bei dem Wiedererwachen der Wissenschaften in der neueren Zeit hat sich dieselbe Aufeinanderfolge und Art der Entwickelung der einzelnen Gebiete wiederholt, welche wir in der ältesten Geschichte der Wissenschaften bemerken. Jene Begeisterung, durch welche dem Menschen die Sprache wird, muß überall als Erfinderin und Begründerin vorangehen, wo im Reich des Erkennens ein neuer Bau entstehen soll. Der Geist der alten, hochgebildeten Menschensprachen mußte zuerst mit sicherer Klarheit das ganze weite Feld des menschlichen Wissens, wie eine aufgehende Sonne beleuchten; mußte — denn erst aus dem Wort der Rede kommt Ordnung des Denkens — das allvereinende Band, das durch die Gebiete der Sichtbarkeit gehet: das was die Dinge eins für das andere sind, offenbar machen, ehe die neuen Bearbeiter des Feldes an ihr Tagewerk gehen konnten. Mit dem rege gewordenen Interesse an dem Studium der Werke und Sprachen des klassischen Alterthumes hat sich das Thor, hinaus zu den freien Räumen des Forschens und Erkennens, aufgethan: Peurbach und Regiomontan eilen zu der am frühesten von der aufgehenden Sonne beleuchteten Höhe der Sternkunde; bald nachher, da auch in's Thal herunter die Strahlen fallen, gehen Georg Agricola, Otto Brunfels, Leonhard Fuchs und mit ihnen Hieronymus Tragus an die Arbeit des Wieder-Bestellens der lange brach gelegenen Felder der Mineralogie und Botanik; Conrad Geßner bearbeitet mit kräftiger Hand das Gebiet der Thierkunde. Roger Bacon, Robert Bayle, G. E. Stahl und Prieſtley erbauen auf neuer Grundlage das Gebiet der Physik und Chemie.

Wenn wir jedoch, auch nur in dem engeren Kreis der Naturkunde, das, was die christliche Zeit der Völker in wenig Menschenaltern hervorgebracht, mit dem vergleichen, was im Laufe langer Jahrhunderte die alten Völker hierin gewirkt hatten; so wird uns

Digitized by Google

ein gewisser Unterschied zwischen beiderlei Leistungen nicht entgehen können. Die christliche Zeit der Völker scheinet, vor der älteren voraus, ein geschärfteres, tiefer eindringendes Auge für das Erkennen eines Gesetzes empfangen zu haben, das von der Unterordnung des Geschöpfes unter den Schöpfer, der Einzelnen unter ein höheres Ganze ausgehet; ein geöffnetes Auge für das Walten jenes Geistes, der alle Dinge durchwebet mit seinem belebenden Odem und der selber nur vom Geist erkannt wird. Die Ordnung des Laufes der Welten wird von Kopernikus, das hehre Gesetz, das diesen Lauf lenket und jene Ordnung erhält, von Galilei und dem geweihten Seher des harmonischen Weltganzen: von Kepler erkannt, hierauf von dem großen Isaak Newton genau beschrieben! Das Grundgesetz des thierisch-leiblichen Lebens wird von Haeväus und von Priestley entdeckt; über das Verhältniß der Seele zum Leibe verbreitet die Erfindung des Magnetismus ein reiches Licht.

So hat der Baum der neueren Naturkunde in früher Zeit die vielversprechenden Blüthen entfaltet; nach den Blüthen ist der reiche, schöne Schmuck der Blätter hervorgekommen, endlich wird auch, zu seiner Zeit, dem edlen Gewächse die rechte, bleibende Frucht nicht fehlen: die Frucht voll lieblich erquickender und heilsamer Kräfte.

(In der erläuternden Bemerkung, S. 750 – 762, wird das Obige weiter ausgeführt und über die hervorragendsten Gelehrten im Gebiete der Astronomie, der Physik und Chemie, und der Naturgeschichte kurz berichtet.)

Die Verlagshandlung hat das Buch würdig ausgestattet; der Mangel der eignen Beaufsichtigung des Druckes von Seiten des Verfassers, die während einer durch seine Gesundheitsumstände ihm gebotene Reise unmöglich war, hat manche Druckfehler unberichtigt gelassen, von denen jedoch einige am Schlusse verbessert sind. D.

Die ungarische Literatur 1851.

Wie vollständig fast jedes geistige Leben in Ungarn durch die Revolutionswirren verschüttet, unter dem einstürzenden Gemäuer begraben wurde, kann man sich denken, und es gleicht einem Wunder, daß wieder so viel neue Triebe seitdem hervorschossen, um obige Aufschrift zu rechtfertigen. Mehr als die Hälfte der großen Zahl jener Schriftsteller und Dichter, welche den Glanz und die Hoffnung der vormärzlichen Periode ausmachten, ist theils im offenen Kampfe gefallen, theils nach seiner traurigen Beendigung für immer, oder auf lange Zeit der Freiheit, wenn nicht des Lebens beraubt worden, und die übrigen irren als Flüchtlinge in der Fremde umher; diese Emigration bildet jetzt theils in der deutschen, theils in der französischen und englischen Literatur den Stamm zu einer ungarischen Literatur in nicht ungarischer Sprache, von welcher Erscheinung wir in Nr. 48 u. 49 d. Bl. v. J. eine einstweilige Uebersicht gegeben. Die Dichter Prónay, Kerényi, Sárossy, Vasváry u. s. w. sind gefallen oder verschollen, der greise Döbrentei starb, wie auch der erblindete Patriot Wesselényi, und der geistreiche Széchényi wurde durch den patriotischen Schmerz geistesberaubt, und siecht im Irrsinn hin, wahrscheinlich endend wie sein Landsmann Lenau; eine weitere Anzahl von Talenten zog sich zurück, und schweigt. — Doch da und dort schießen schon wieder neue Keime hervor, von den zeitweilig Verschollenen kommt wieder der eine oder der andere zum Vorschein, noch schüchtern, unsicheren Schrittes, aber sie sammeln sich; eine kleine Gruppe ferner, die sich durch Freund wie Feind zu winden und zu erhalten wußte, beutet jetzt in literärischer Speculation den Tod der unterlegenen Partei aus, und eine dritte Gruppe, endlich geht wacker an die Arbeit, erkennend, daß durch Lamentationen nichts, nur durch eine energische geistige Thätigkeit vielleicht wieder etwas gut zu machen sei.

Es liegt uns ein Verzeichniß über die diesjährigen Erscheinungen der ungarischen Literatur vor, welches freilich mager und elend gegen den früher jährlich erschienenen „Bibliographischen Anzeiger" (Irodalmi értesitö) ist, aber doch zu neuen Hoffnungen berechtigt, und ein gedrungener Auszug desselben uns daher zur Mittheilung an das deutsche Publikum geeignet erscheint.

Eins der schönsten edelsten Unternehmen ist jedenfalls die Herausgabe älterer und neuerer Classiker der Nation. Dieselbe steht unter Redaktion des berühmten Literaturhistorikers Franz Toldy, und begann bereits schon 1844. Erschienen sind bisher fünf Sektionen, in 13 großen Oktavbänden, 13 Dichter und Schriftsteller vorführend, und zwar von Karl Kisfaludy, Csokonai, dem Superintendenten Kis, Vörösmarty (sämmtlich unserem Jahrhundert angehörend), Alexander Kisfaludy, dem Palatin Grafen Eszterházy (XVII. Jahrh.), Faludy, Bitskovics (XVIII. Jahrh.), dem Grafen Zrinyi, und Baron Liptai (XVII. Jahrh.) die sämmtlichen Werke; von Kármán die ausgewählten Schriften; von der Dichterin Fanni den Briefwechsel; von Gombos den poetischen Nachlaß, und von Cserei (XVII. Jahrh.) die Geschichte seiner Zeit betreffend. Da die einzelnen Werke Eigenthum verschiedener Verleger sind, so war es nun Zweck dieser Ausgabe, gleiche innere Redaktion und äußeres Format zu erzielen, und diese der Nation würdige Bibliothek ihrer Classiker führt den Collectivtitel „Nemzeti Könyvtár" (Nationalbibliothek), und wird in weiterer Folge zu einer Bändezahl leicht über hundert anwachsend, die Gesammtwerke eines Balassa, Rimai, der Reimchronisten; eines Benitzki, Gyöngyösi, Kohári, Bessenyei, Szentjóbi, Anyos, Baroczy, Révai, Dayka, Ráday, Verseghi, Virág, Kazinczy, Fay, Kölcsei, Szemere, Bezsenyi, Szász, Andreas Horvát, Szentmiklossy, Döbrentei, Czuczor u. s. w. vorführen.

An politisch-historischen Schriften, und solchen, die Geschichte der jüngsten Revolution betreffend, erschienen: von Csengeri, „die ungarischen Redner und Staatsmänner. Politische Charakterzeichnungen" (deutsch: Wien 1851). — Von Baron Kemény das Libell „Nach der Revolution"; und von einem Anonymus „Documentirte Antwort auf Kemény's, Nach der Revolution, betiteltes Werk. Von einem gestürzten Diplomaten". — Von Kecskeméthy „Ungarns Verbindung mit Oesterreich". — Von Kacsófi und Rátkai „Kossuth's parlamentarisches Leben", 1ste Bd. „der Reichstagsdeputirte". — Vom Bischof Lonovics „der Josephinismus, und die neuesten kaiserlichen Verordnungen, die Kirche betreffend" (deutsch: Wien 1851). —

Digitized by Google

Von Somsich „Ungarns legitimes Recht, und das Recht seines Königs" (deutsch: Wien 1851). — Von Szalay, ehemaligem Gesandten beim frankfurter Parlament, eine neue Folge seines herrlichen Werkes „Buch der Redner und Staatsmänner"; sowie in Leipzig der erste Band seiner langerwarteten „Geschichte der Ungarn" (deutsch: Leipzig 1851). — Von Baron Joseph Eötvös „die herrschenden Ideen des 19ten Jahrhunderts" (deutsch: Wien 1851). — Von Szeberényi „Politische Redekunst, in griechischen, römischen, englischen, französischen, deutschen und ungarischen Mustern gezeigt". — Von dem vielschreibenden Alexander Szilágyi die 3te Auflage der „Ungarischen Revolutionstage nach dem 1. Juli 1849" — die „Geschichte der ungarischen Revolution 1848 und 1849" — die zweite Auflage der „Männer der ung. Revolution" — „Görgey und die Waffenstreckung, aus dem Tagebuche eines Honvédoffiziers — sowie „Aus dem Revolutionsleben ungarischer Frauen". — Von Virgil Szilágyi die „Geschichte der Neuzeit 1516—1789". — Und von Jászay das 6te Heft seines großen Werkes „Die Tage der Ungarnation seit der Mohácsee Niederlage", welches seit 1846 in langen Zwischenräumen heftweis erscheint. — Ferner von Imreffi „die ung. Flüchtlinge in der Türkei" (deutsch von Vaoff, Leipzig 1851). — Von Karádfi „das Honvéd- und Hußarenleben in Anekdoten". — Von dem ohnlängst amnestirten, flüchtig gewesenen Schauspieler Egressy „Tagebuch aus der Türkei", wovon in wenigen Tagen die erste Auflage vergriffen war. — Vom Grafen S. K. „die Ungaremigration auf türkischer Erde". — Von einem Anonymus „die Flucht nach Debreczin im Anfang d. J. 1849". — Von Korányi „Tagebuchnotizen einiger Honvéds". — Also 24 Werke.

Ethnographische Werke und Reisen. — Von Jerney seine „Reisen im Orient 1844—45, zur Auffindung der Ahnensitze der Ungarn", 2 Bde. in gr. 4 mit mehreren Kupfertafeln. — Von Reguly, welcher bekanntlich durch 9 Jahre dem Ursprung der Ungarn bei den Finnen, Wogulen, Ostjäken u. s. w. nachforschte, ein „Bericht über seine Reisen" in dem zu seinem Besten herausgegebenen „Reguly-Album". — Von Mészáros eine „Geschichte der Russinnen in Ungarn". — Von Fejér eine Untersuchung über die „Chazaren"; von demselben „Ueber den Ursprung der Hunnen". — Mehr belletristisch, von Horváyi „die italienische Taue 1850", 2 Bde. — Und von Lorenz Tóth „Reisenovellen". — Im Ganzen 7 Werke in 9 Bänden.

Lexikalische Arbeiten: — Von Bloch die zweite Auflage seines vortrefflichen „ungarisch-deutsch und deutsch-ungarischen Wörterbuche", 2 Bde. — Von Farkas gleichfalls ein Wörterbuch der „ung. und deutschen Sprache". — Von Jancovics ein „slavisch-ung. und ung.-slavisches Wörterbuch", 2 Bde. — Von Kiss und Karády ein „französisch-ung. und ung.-französisches Wörterbuch", 2 Bde. — Und von Koczányi ein „lateinisch-ung.-deutsches Wörterbuch". — In welcher Sektion zugleich das „Geographische Lexikon Ungarns" des großen Statistikers Alexius Fényes erwähnt werden kann, in 4 Bänden. — Also zusammen 6 Werke in 14 Bänden.

Literaturhistorische, aesthetische und nationalliterärische Arbeiten. — Vallagi gab „Ungarische Sprichworte" heraus. — Und bald nach ihm, im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft, erschien von Erdélyi die noch reichere Sammlung „Ungarischer Sprichworte". — Die Kisfaludy-Gesellschaft selbst ließ den 7ten Band ihrer „Jahrbücher" von 1845—46, erst jetzt drucken. — Und dieselbe Gesellschaft edirte von Greguss die „Grundzüge der Schönheitslehre" — Dr. Franz Toldy endlich überraschte mit dem 1.—3. Hefte seiner langerwarteten „Geschichte der ungarischen Nationalliteratur"; — und gab auch das erste Heft der „Historischen Dichtung Ungarns von Zrinyi" heraus. — Somit im Ganzen 6 Werke.

An dramatischen Novitäten war die Nationalbühne in Pest in letzterer Zeit ziemlich reich, und die meisten der gegebenen Stücke erhielten sich auch auf dem Repertoir, doch fast nichts erschien davon bisher im Druck, mit Ausnahme von Erdélyi's Drama „Das Mädchen von Venedig" und „Cyrill Horvát's Rival" von Demetrer Horvát.

Die Belletristik brachte „Hinterlassene Novellen eines Flüchtlings", 2 Bde. — „Novellen; von Jokay", 2 Bde. — „Das Tagebuch eines Flüchtlings. Novellen aus der Zeit nach der Revolution; von Sajo". — Von demselben „Revolutions- und Kampfesbilder 1848—49" (deutsch: Pest 1851). — „Tagebuch eines Augenglases, vor, während und nach der Revolution". — Von Szicondi „Bildersaal der Revolution, Roman und Wahrheit", 2 Bde. — Und von dem höchst talentvollen und populären Dorfnovellisten Vas das „Dorfbuch", 12 Hefte. — Boross brachte einen komischen Roman „die Heirath aus Spekulation" — und Székelyi den Roman „Tobias Liliput von Liliputdorf". — Zusammen 13 Bände, worunter nichts Erhebliches, als das Buch von Vas.

Die Poeten dagegen stellten sich reichlicher ein. — Des genialen Petőfi's Nachlaß, d. h. alle Gedichte, welche von ihm von 1848—50 theils gedruckt, theils handschriftlich zirkulirten, und jedenfalls die höchste Blüthe seines Genies sind, wird schon lange versprochen und begierig erwartet, erschien aber bis jetzt noch nicht, vielleicht aus Furcht vor der Censur, da er fast nur aus den glühendsten Revolutionsoden besteht, mitten im Kampfe gedichtet, gesungen und verbreitet. — Die „Freiheits- und Revolutionslieder des ung. Volkes" dagegen erschienen gesammelt im Original in Leipzig, unter dem Titel „Hangok a multból" (Klänge aus der Vergangenheit). — Tompa, ein junger evang. Seelsorger, nächst seinen Freunden Petőfi und Arany einer der bedeutendsten ung. Dichter, veranstaltet demnächst eine Gesammtausgabe seiner beliebten Gedichte. — „Gedichte von Vörösmarty" erschienen so eben mit des Dichters Portrait. — Frühere „Liederklänge" von Garay. — Von Bajza die Gesammtausgabe seiner „Poesien" in 3 Bden. — Von Szabó „das Horn des Lehel", Heldensage in 8 Gesängen. — Von Vörösmarty, nach langem Schweigen, drei, freilich schon 1845 gedichtete, Sagen, zwei größtentheils Kindern gewidmet. — Endlich von Kolumban Lisznyai, dem Sänger der „Leanlieder", welcher auch der Revolution verurtheilt, und als gemeiner Soldat assentirt wurde, die „Lieder der Palóczen", eines eigenthümlichen Stammes der ungarischen Volksrace, welcher

Digitized by Google

noch spärlich in einer Ecke Siebenbürgens lebt; diese Lieder sind so naturgetreu naiv, volksthümlich und tiefpoetisch, daß die erste, und jetzt schon die zweite Auflage sogleich vergeiffen waren.

Eigentlich sammelte sich die Belletristik in einer großen Zahl von Albums, meistens zu wohlthätigen Zwecken herausgegeben, und elegant ausgestattet. Wir nennen vor Allem das „Losonczer Phönix", 2 Bde., her. von Bachott; — ferner das schon obenerwähnte „Reguly-Album"; — das „Album für Nagy-Enyéd"; — das „Siebenbürger Album"; — das „Album ung. Schriftstellee. Herausg. von A. Szilágyi", und das „Platteraseralbum"; letzteres mehr Zeichnungen enthaltend.

Belletristische und kritische Monatsschriften existiren derzeit leider nur zwei, da einige andere Versuche sogleich unterdrückt wurden. Diese zwei sind die „Hoffnung", redigirt von Bachott, und das „Neue ungarische Museum", herausg. von Dr. Franz Toldy. In diesen Monatsschriften, wie in den Albums trifft man den Rest und die neuen Keime der ungarischen Poesieblüthe.

An Uebersetzungen aus fremden Sprachen erschienen während des Jahres 4851: Ahrens Naturrecht, 2te Auflage. — Budge's Lebenslehre von Dr. Rhédey. — Cervantes Don Quixote, nach Florian von Horvát. — Euripides, von Szabó, 1. u. 2. Bd., oder 5. u. 6. Bd. der durch die Kisfaludy-Gesellschaft herausgegebenen Bibliothek der Hellenen. — Hippokrates Aphorismen, von Toepler. — V. Hugo's Drama „Maria Tudor" von Horvát. — Hyetl's Anatomie von Dr. Rhédey. — Hazlitt's Leben Napoleons. — Und „Jacopo Ortis letzte Briefe" nach Ugo Foscolo von Csáfár.

Wir führten Alles in Allem hiemit 56 bedeutendere Werke in 94 Bänden der neuaufathmenden ungarischen Literatur an, um zu zeigen, daß ihre Freunde doch noch hoffen können. Außerdem erschien eine mehr als nochmals so starke Anzahl von Büchern in diesem Jahre, welche aber der kath. Theologie, dem Landrechte, und anderen Lokalfächern angehören, von uns daher nicht erwähnt wurden. Die naturwissenschaftlichen, landwirthschaftlichen, pädagogischen u. s. w. Schriften aber sind größtentheils Uebersetzungen aus fremden Sprachen, mit rühmlicher Ausnahme von Jedlik's „Elementen der Naturwissenschaft", wovon der 1ste Bd., „die Lehre von den dichten Körpern", erschienen. †††

Miscellen.

Die Armenier gehören zu den abergläubischsten Völkern des Erdballs. Im Laufe meiner Reisen durch das asiatische und türkische Armenien (erzählt M. Wagner im „Illustrirten Familienbuche") wurden mir viele, mitunter überaus komische Züge erzählt, welche einen merkwürdigen Hang zum Mysteriösen und Wunderbaren und einen Grad von Leichtgläubigkeit und Selbsttäuschung verriethen, die unter einem mit so viel natürlichem Verstande, Schlauheit und morgenländischer Feinheit ausgestatteten Volke billig Erstaunen erregten und nur aus dem gänzlichen Mangel aller Bildung und Aufklärung durch Schulunterricht und Lectüre erklärt werden können. Pfaffenbetrug hat bei solchen, zum Aberglauben geneigten und vom Aberglauben beherrschten Völkern freilich ein kinderleichtes Spiel und es liegt im Interesse der Mönche, die Verbreitung der Schulbildung und der Bücher, welche durch den Eifer der Mechitaristen im armenischen Orient allmälig Eingang und Empfänglichkeit finden, durch alle mögliche Ränke zu hintertreiben.

Nach einer Berechnung des Spaniers Llorente wären bis zum Jahre 1523, wo der vierte Inquisitor starb, auf Anordnung der Inquisition in Spanien 18,320 Individuen lebendig, 9660 in Effigie verbrannt und 234,526 zu kirchlichen Büßungen verurtheilt worden.

Das letzte Mal, wo der verstorbene König von Sardinien, Carl Albert, zu Genua weilte, lief dort ein Schiff mit einer Ladung Wein ein, welchen der Rheder auf der Zollstätte als sardinisches Gewächs declarirte. Da es sich jedoch bei näherer Untersuchung ergab, daß der Wein von Cypern kam, so wurden Schiff und Ladung unter Sequester gelegt. Nach mehreren vergeblichen Reclamationen bei den unteren Behörden, entschloß sich der Rheder endlich, sich direct an den damaligen Minister Herrn von Beignole zu wenden. „Das Sequester bleibt in Kraft, weil die Insel Cypern nicht zu den Staaten Se. Majestät, sondern zu dem ottomanischen Reiche gehört," entgegnete derselbe, „Verzeihung, Excellenz," explicirte da aber der Kaufmann, nahm ein Fünflivresstück aus seiner Börse, und las auf demselben: Sardiniae, Cypri et Hyerosolimae rex. — „Oho!" sagte der Minister da, „warten Sie ein wenig", und verschwand durch eine Thüre, die sich bald wieder öffnete, indem nun mit dem Gesandten der König selber eintrat. „Ich sehe," sagte der König mit einem wohlwollenden Lächeln zu dem Reclamanten, „daß Sie ein Genueser alten Schlages sind. . . . . Nun, das thut nichts; auch vermuthe ich, daß es Ihnen Ihre Abwesenheit noch nicht gestattet hat, sich mit dem Artikel unserer neuen Verfassung bekannt zu machen, der, während er die Adelstitel aufrecht erhält, die Privilegien, die vordem damit verknüpft gewesen, aufhebt. So erfahren Sie denn, daß es mit meiner Gewalt auf Cypern, trotz meines Titels als König dieser Insel, eben so gegangen ist wie mit den alten Rechten und Privilegien, womit Ihre vormalige Republik sich so freiwillig gegen ihre Dogen und Patrizier bewiesen hatte. Dieses Mal," setzte der König lächelnd hinzu, „soll das Sequester jedoch Ihres guten Glaubens wegen aufgehoben werden."

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 13. Sonnabend, den 14. Februar. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 97
Die ehemalige Handelsstraße zwischen Arabien und den Ländern am caspischen Meer nach der Ostsee und Scandinavien ... „ 101
Literatur:
Das Königreich der Langobarden in Italien. Von Alexander Flegler ..... „ 101
Die Ritter vom Geiste. Roman von Karl Gutzkow ..... „ 103
Resultat des öffentlichen Verkaufes der Link'schen Bibliothek... „ 104

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Condorcet.

So wie es speciell Petions Aufgabe war, in der Partei der Gironde die Tugend zu repräsentiern, mußte Condorcet in ihr das Sinnbild der Philosophie sein. Es war dieses zu jener Zeit eine bedeutende und geachtete Function.

Condorcet vereinigte in seiner Person die drei größten Steckenpferde des achtzehnten Jahrhunderts: die Philosophie, die Philantropie, die Staatswirthschaft, und er hatte sie an der Quelle selber geschöpft, aus dem Schooße Voltaires, des Herzogs von La Rochefoucauld und Turgots. Er hatte mit diesen drei Liebhabereien noch den Mißbrauch der in das Gebiet der Politik übertragenen Geometrie und Algebra vereint, was ihn denn ganz besonders eignete, den revolutionairen Illusionen und Excessen förderlich zu sein.

„Marie-Jean-Antoine Caritat, Marquis von Condorcet, war," wie Nathan von der Varenne sagt, „am 17. September 1743 zu Ribaumont in der Picardie geboren, wo sein Vater, der Chevalier de Condorcet, die Tochter des Subdelegirten der Intendanz von Amiens gehelicht hatte. Er verlor ihn sehr früh, und sein Onkel väterlicherseits, der damals Bischof von Gap im Dauphinate war, übernahm sodann seine Erziehung. Man hatte ihn dem geistlichen Stande bestimmt, da aber die Gräfin von Greuel d'Uffays, eine Base von ihm, militairische Anlagen bei ihm zu erkennen vermeinte, so bewog sie den Prälaten, ihn diese Carriere betreten zu lassen. Dieser wurde nach Auxerre versetzt, der junge Condorcet aber erhielt das Patent als Lieutenant eines Dragenerregiments, ohne jedoch je davon Gebrauch machen zu können, weil er im Streite mit einem Chevalier von Aben vor aller Welt Augen eine Maulschelle bekommen hatte, ohne deshalb Satisfaction zu nehmen. Da wurde ihm denn von dem Bischofe und der Familie der Rath gegeben, sich den Wissenschaften zu widmen, für die er eine entschiedene Vorliebe an den Tag legte.

„Er wäre nach seinem Abenteuer gerne Kanzler des Ordens St. Lazarus vom Berge Carmel geworden, der Genealogist Cherie der Vater, bei dem er sich dieserhalb Raths erholte, rieth ihm aber ab, irgend einen Schritt deshalb zu thun, weil er nicht die Proben ablegen könne, welche Monsieur, der Bruder des Königs und das Oberhaupt dieses Ordens von ihm verlangen würde."

Es dürfte hier vielleicht am Orte seyn, ehe wir weiter gehen, die Bemerkung zu machen, daß dieser nämliche Condorcet, der Kanzler eines Ritterordens zu werden gewünscht hatte, am 19. Juni 1792 die Vernichtung aller Depots von Adelstiteln in den Provinzen decretiren ließ. Es gab übrigens schon illustre Beispiele in dieser Art von Palinodie, und Mathieu de Montmorency hatte ihm auf diesem Felde nur die Nachlese gelassen. Auch Roland und dessen Frau hatten eifrig Jagd auf Pergamente gemacht, als noch Ansehn und Privilegien damit verknüpft waren, und Cherie Sohn wurde durch ein merkwürdiges Umsatteln einer der feurigsten Sansculotten der Schreckenszeit.

Algebraische und geometrische Arbeiten waren es, wodurch

Digitized by Google

Condorcet sich der Welt bekannt machte und sich einen großen Ruf erwarb. Eine Denkschrift über die integrale Berechnung, die er im Jahre 1765 herausgab, und ein im Jahre 1768 publicirter Versuch der Analyse erschlossen ihm die Pforten der Academie der Wissenschaft. Wie empfehlungswürdig diese Arbeiten aber auch waren, würden sie Condorcet doch nur einen Platz unter die speculativen und unbeachteten Gelehrten angewiesen haben, womit ihm nicht gedient war.

Eine Ausgabe der Gedanken Pascals, im Jahre 1776, mit einer Vorrede, classificirte Condorcet mit unter die Philosophen, und eröffnete ihm das Sanctuarium, wo sie insgeheim den Untergang des Christenthums vorbereiteten. Es gab keinen Ort, wo Condorcet sicherer zum Herzen von Voltaire hätte gelangen können. Pascal war, und das hatte seinen guten Grund, eine seiner feurigsten Antipathien, so, daß er im Jahre 1734 ausrief: „Schon gut, Pascal, schon gut, laß' mich nur machen! Du hast ein Capitel über die Weissagungen, in welchem kein Fünkchen gesunden Menschenverstand ist. Warte nur, warte!" Pascal ließ Voltaire freie Hand, und es ist ihm gelungen, die wahre Vernunft und das ächte Wissen vierzig Jahre lang in Frankreich in den Bann thun zu lassen; so sein Erfolg schien die Erfüllung der im Jahre 1758 niedergeschriebenen Drohung bewahrheiten zu wollen, „daß man binnen zwanzig Jahren mit Gott leichtes Spiel haben würde."

Es ist die Sache der Geometrie, den Werth Condorcets als Algebraist zu bestimmen; wir aber wagen zu behaupten, daß es mit seinem Werthe als Philosoph und Schriftsteller äußerst wenig auf sich hatte. Sein gesammter philosophischer Gehalt beruht in einer flüchtigen Darstellung Lockes der unerklärlichen Perfectibilität des menschlichen Geistes, eine Idee, über welche die Geschichte und der gesunde Menschenverstand schon den Stab gebrochen haben. Doch ist dieselbe noch das Verständlichste in „der Skizze eines historischen Tableau's der Fortschritte des menschlichen Geistes," in welcher die Declamationen gegen die Könige und die Priester die Aermlichkeit des Princips und des Styls nicht zu vertuschen vermögen. Condorcet hatte es in seinem lächerlichen Königshasse so weit gebracht, daß er sein am 8. Juni 1793 erlassenes Verhaftsdecret einer Schrift verdankte, die, die französischen Bürger, betitelt war, in welcher er die Verfassung von 1793, als die Keime des Königthums enthaltend, angriff.

Condorcet war zu seinem Unglück nicht durch Erhabenheit des Charakters vor den Verirrungen des Geistes geschirmt, und in seinem Sturz als Mensch lag nichts, was ihn von seinen revolutionairen Excessen hätte freisprechen können.

Er hatte gegen das Ende der Regierung Ludwigs XV. eine Demoiselle de Grouchy, sehr geistreich und sehr schön, und von dem Herzog von La Rochefoucauld mit 100,000 Fr. ausgesteuert, geheirathet. Er verstand es indeß nicht, weder seiner Gattin noch seinem Wohlthäter Ehre zu machen.

Im Allgemeinen befleckte die Revolution den Ruhm der Philosophen mit Koth, wenn nicht mit Blut. Chenier präsidirte am 2. September 1792 der Section von Filles-Saint-Thomas, und gab sich alle möglichr Mühe, um Weber, den Milchbruder der Königin, der dem Tode wir durch ein Wunder entronnen war, nach La Force zurückbringen zu lassen, wo man noch mordete. Roland, der tugendhafte Roland, hieß die Metzeleien gut. Condorcet schwieg zu den Mordthaten vom September, und hatte ihnen am 10. August das Wort geredet.

Brissot von Warville.

Brissot von Warville, am 1. Januar 1754 zu Chartres geboren, war der Sohn eines Pastetenbäckers. Wegen dieses genealogischen Punktes von Theveneau de Morande mit einiger Schärfe angegriffen, antwortete er, mehr eitel als wohlangebracht, und auch mit schlecht verhehltem Aerger: Socrates sei kein Patrizier gewesen; der Philosoph Cleant habe sich vermiethet gehabt, um Wasser zu schöpfen; Plato sey kein Edelmann, Demosthenes eines Schmidt's, Diderot eines Messerschmidt's, Rossillon eines Gerbers Sohn, und die Väter von Ramyer und von Jean Baptiste-Rousseau seyen Schuster gewesen. Brissot bedachte nicht, daß es wenig sagen wollte, diesen so verschiedentlich berühmten Männern in der Abkunft gleich zu seyn, wenn man sie nicht in ihrem Ruhm erreichte.

Gleich den meisten Vätern niedrigen und arbeitsamen Standes, trachtete der Pastetenbäcker Brissot für seinen Sohn nach dem Advocatenhute. Er gab seinen Sohn, nachdem derselbe eine möglichst sorgfältige Erziehung genossen hatte, zu einem Procurator. „Ich habe für denselben fünf Jahre gearbeitet," sagt Brissot, „sowohl in der Provinz als zu Paris. Je weitere Fortschritte ich im Studium der Chicane machte, je mehr ekelte es mich an. Zu dem Ekel gesellte sich noch der Unwille, den der Anblick von Bübereien sehr natürlich in einer gefühlvollen und noch unerfahrnen Seele erregte. Um mir die Langeweile zu vertreiben, befliß ich mich der Literatur und der Wissenschaften. Der Zufall führte ein Paar Engländer nach meinem Vaterlande, was mich zum Lernen des Englischen bewog und das über mein Schicksal entschieden hat."

Da sehen wir denn, mit welchem Gepäck Brissot in die Welt eingetreten ist. Ein wenig Lateinisch, fünfjährige Beschäftigung bei einem Procurator, und so viel von der englischen Literatur, als sich im Umgange mit ein Paar englischen Reisenden lernen ließ, die einige Monate in Chartres zubrachten.

In der damaligen Zeit war der Name einer Person so ziemlich dasselbe, was ein Schild einem Gewerbe ist. Brissot fand seinen Namen ein wenig kurz. Sein Vater hatte einige Ländereien in einem Dorfe Quarville, im Beauce, und mit Bezug darauf daß Arouet, um einem schlechten Wortspiel zu entgehen, seinen Namen in den von Herrn von Voltaire umgewandelt hatte, setzte Brissot dem seinigen den des Dorfes von Quarville zu." Als dreizehntes Kind meiner Familie," sagt er, „und der zweite von meinen Brüdern, legte ich, wie es im Beauce der Brauch war, um mich von ihnen zu unterscheiden, mir den Namen eines Dorfes, wo mein Vater einige Ländereien besaß, bei. Dies Dorf hieß Quarville. Ich kam nebenbei auf den Einfall, meinen Adoptivnamen zu anglisiren, indem ich dem Qu ein W, das im englischen denselben Laut hat, substituirte. Da ich nachdem Werke mit dieser meiner Namensveränderung herausgegeben und Documente so unter-

Digitized by Google

zeichnet hatte, habe ich sie ein für allemal beibehalten zu müssen geglaubt.

Mit dem bekannten Witzen und Namen ausgestattet, reis'te Brissot im Jahre 1778 nach Boulogne am Meer ab, wo er von dem Herausgeber des französisch-englischen Journals „Courrier de l'Europe", in London von Serres de la Tour, Mac Mahon und Thevenau de Morande redigirt, als Buchdrucker-Factor und Präceptor verwandt wurde. „Als er, im Jahre 1778, aus seinem Procuratoren-Bureau nach Boulogne gekommen war," sagt Thevenau de Morande, „fungirte er nur als der Factor eines Winkeldruckes, der damals in dieser Stadt statt fand, und da er wöchentlich nur zwei Correcturen zu besorgen hatte, so blieb ihm Muße genug, die Kinder des Eigenthümers des Courrier im Lesen und im Latein, so viel er von diesem selber kundig war, zu unterrichten. Er diente seinem Principal auch als Copist." Im Jahre 1783 brachte Brissot es zum Redacteur des europäischen Couriers, und bekam seine Uebersetzungen mit einer Guinee die Woche honorirt.

Inzwischen war Brissot die Scheidlust übergekommen, und er gab im Jahre 1780 zwei Bände „Theorie der Criminalgesetze" heraus. Man kann sich denken, was an dieser Arbeit eines jungen Mannes von sechs und zwanzig Jahren seyn konnte, der von den Gesetzen im Allgemeinen gerade so viel wußte, als sich in einem Procuratoren-Bureau lernen läßt, in welchem man die fünfjährige Langeweile einer gefühlvollen Seele gefesselt hat.

Holland und die Schweiz waren damals mit Druckereien bevölkert, welche von der strengen Zucht Vortheil hatten, unter welcher die französische Presse gehalten wurde, und denen jegliches Geschreibsel willkommen war, das man ihnen zusandte. Brissot bewog sie zur Uebernahme von weiteren zehn Bänden, „Bibliothèque philosophique des lois criminelles" betitelt. Es war dieses eine Uebersetzung und eine Compilation verschiedener Abhandlungen, die über diese Materie in Europa erschienen waren, mit all den Uebertreibungen und Abschweifungen, die man damals den philosophischen Geist nannte. In dem sechsten Bande dieser philosophischen Bibliothek wurde der Menschenfresserei, wie folgt, das Wort geredet:

„Ist's den Menschen erlaubt, sich von Ihresgleichen zu nähren?

— Das ist eine Frage, deren Lösung die Natur selber an die Hand giebt. Die Geschöpfe sind berechtigt, sich mit alle dem zu nähren, was ihren Hunger stillen kann.

„Wenn es dem Schaafe erlaubt ist, mit dem Grase, das es abweidet, tausende von Insekten zu verschlucken; wenn der Wolf seinerseits das Schaaf fressen darf, und es dem Menschen wieder gegeben ist, sich von allerlei Thieren zu nähren, warum sollten da nun Schaaf, der Wolf und der Mensch nicht auch das Recht haben, ihre Lüste an Ihresgleichen zu befriedigen?

— Die Menschenfresser, die nicht von socialen Institutionen geleitet werden, thun nichts weiter, als daß sie dem Impuls der Natur folgen."

Nach diesem, der Berechtigung des Menschen zu Grunde gelegten Rechte des Schaafes und des Wolfes, sieht man, daß es im Jahre 1780 ein Leichtes war, Philosoph zu seyn.

Die Beweglichkeit des Geistes, im Mangel bestimmten Zweckes, eine gewisse unruhige und unstäte Stimmung, eine unsichre Zukunft, und der Drang, etwas zu seyn, gleichviel was und um welchen Preis, verschlugen Brissot zu Anfang des Jahres 1783 nach London. Er blieb dort zwei und zwanzig Monate und der Einfluß dieses Aufenthalts klebte ihm Zeitlebens an.

Zuförderst bethätigte er sich sehr an der Fabrication von Libellen, die gegen den französischen Hof und insbesondre gegen die Königin gerichtet waren, und wovon ein Paar Baden, Mac Mahon und Pellepert, einen nicht unbedeutenden Vortheil zogen. Brissot mußte seine Bethriligung hiebei mit einer zweimonatlichen Gefangenschaft in der Bastille büßen, als er am 12. Juli 1784 nach Frankreich zurück kam.

Nachdem endlich Brissot von einem Herrn Desfoeges 15000 Fr. unter dem Vorgeben, in London ein Lycäum zu begründen, wie sie eben in Paris sehr Mode waren, angeliehen hatte, verausgabte er dies Geld in kurzer Zeit für seine persönlichen Bedürfnisse. Ein absichtlicher Betrug war ihm nun zwar nicht nachzuweisen, wohl aber ein sträflicher Leichtsinn und Mangel an Delicatesse.

Diese leidige Lycäumsangelegenheit haben die literarischen Feinde und politischen Gegner Brissots stets benutzt, um seine Rechtschaffenheit in Zweifel zu stellen. Camille Desmoulins brachte das neue Verbum: beissotiren, auf, was selbst der ernste Robespierre, der sich in seiner Pairmik nicht leicht einer Beleidigung schuldig machte, einmal anwandte. „Muß Ihr armer Brissot," sagte er zu Petion, „denn darum von dem Publikum als der Chef einer Partei angesehen werden, weil sein Name die Wurzel einer neuen Conjugation geworden ist?"

Was Brissot zum Schaden gereicht, ist, daß er, was er gewesen, nie ganz war, weder als Literat noch als Politiker, und daß er eins wie das andere nur handwerksmäßig betrieben und sonach erniedrigt hat. Er ist bis an seinen Tod bei den Ideen, der Ehrsucht, den Plänen und den Versuchen eines Millionairs stehen geblieben.

Bis 1786 gab Brissot mehrere neue Werke heraus, die gegenwärtig aber eben so vergessen sind wie seine ersteren. Die Frau von Genlis war die Schwester des Herrn Ducrest, der damals als Canzler bei dem Herzog von Orleans engagirt war. Auf seine Verwendung beim Prinzen war Brissot so bald wieder aus seiner Haft in der Bastille erlöst worden, auch hatte derselbe es ihm zu verdanken, daß der Herzog von Orleans ihn seinem Hausbalt attachirte.

Obwohl Brissot sich späterhin als ein ewiger Feind der Könige und selbst der Herzöge erklärte, bewies er sich damals nicht sehr auffässig gegen die Prinzen von Geblüt. Er gelangte in folgender Weise dazu, in der Canzelei des Hauses Orleans angestellt zu werden, nachdem er um die Hand einer Kammerfrau der Mademoiselle von Orleans, der Schwester des letzten Königs

Digitized by Google

von Frankreich, Ludwig Philipp, angehalten und sie erhalten hatte.

„Brissot," sagt die Frau von Genlis, „nannte sich damals Herr von Warville. Er schrieb mir aus der Bastille, und sein Schreiben und sein Unglück nahmen mich für ihn ein. Ich bewog den Herzog von Orleans, der damals nur noch Herzog von Chartres war, sich für diesen Unglücklichen zu verwenden. Der Herzog ging dabei so eifrig und thätig zu Werke, daß Brissot schon nach vierzehn Tagen wieder in Freiheit war.

„Er kam zu mir, um mir zu danken, und wenige Tage darnach belehrte mich ein neues Schreiben von ihm, daß er sich in eine Kammerfrau der Mademoiselle von Orleans, genannt Demoiselle Dupont, verliebt habe. Ich hielt viel auf dies junge Mädchen, und stellte ihr vor, daß sie thöricht handeln würde, einen Mann ohne Talent, das war er in meinen Augen, und ohne alles Vermögen zu heirathen. Sie ließ aber meinen Rath unbeachtet, und ich mußte selbst auf ihre Bitte an ihre Mutter, die zu Boulogne lebte, schreiben, um deren Einwilligung zur Verheirathung ihrer Tochter auszuwirken. Zugleich versprach ich, auch um eine kleine Anstellung für den Herrn von Warville zu sollicitiren.

„Die Einwilligung wurde sofort gegeben, und die Frau von Warville eilte darnach mit ihrem Gatten von Belle-Chasse nach England ab. Sie verblieb dort so lange, bis der Herzog von Chartres durch das Ableben des Prinzen, seines Vaters, Herzog von Orleans geworden war. Da erlangte ich denn auch eine Anstellung für den Herrn von Warville mit tausend Thaler Gehalt und einer freien Wohnung in der Orleans'schen Canzelei. Er kam darauf mit seiner Frau zu mir, um mir für ein Loos zu danken, das seine Erwartung übertraf. Dieser Besuch ist der letzte gewesen.

„Möglich, daß Brissot trotz der Ideen, die er nachdem über die völlige Gleichheit, die unter den Menschen herrschen sollte, aufeinander gesetzt hat, doch daran Anstoß nahm, mit seiner Frau ferner in einem Hause zu erscheinen, wo sie als Kammerfrau mit der übrigen Dienerschaft, die noch dort war, hatte essen müssen. So habe ich mir mindestens die große Undankbarkeit Brissot's gegen mich erklärt: von jenem Augenblick an habe ich nämlich nie das geringste Zeichen der Erinnerung und noch weniger der Theilnahme weder von ihm noch von ihr erfahren. Uebrigens gebe ich dieses nicht der Madame Brissot schuld; diese arme Frau ist so interessant durch ihre Tugenden und ihren Charakter, als durch ihr Unglück."

Ohne allen thätigen Geist, und von Wanderlust beherrscht, ging Brissot im Jahre 1788 nach den Ver. Staaten von Amerika ab. „Die Revolution," sagt er, „schien mir noch weit entfernt zu seyn. Ich beschloß, Frankreich zu verlassen und meine Stiftshütte in Amerika aufzuschlagen. Mein Plan fand bei wackern Männern, die mit mir gleichgesinnt waren, Beifall; da es aber unbedächtig gewesen wäre, so ohne weiteres sich mit zahlreichen Familien sich nach einem fernen Lande zu begeben, das man nicht kannte, so erhielt ich den Auftrag, dort zu reisen, mich mit den Oertlichkeiten bekannt zu machen, die Menschen zu beobachten, und zu sehen, wo und wie unser gemeinschaftliches Etablissement am besten angelegt werden könnte. . . . Meine Reise dehnte sich jedoch nicht so aus, wie ich es gehofft hatte: die Nachricht von der französischen Revolution rief mich schon Anfangs 1789 wieder zurück. Mit ihr änderten sich mein und meiner Freunde Pläne.

Nun war Brissot also an der Schwelle des politischen Lebens angekommen. Er hatte eine Menge Werke in Druck gegeben, in England gelebt, die Verein. Staaten besucht, war also einer der Unterrichtetsten und Erfahrensten seiner Generation; dennoch muß man unwillkürlich bei dem Gedanken zittern, daß Frankreich, dessen Institutionen, Gesetze, Macht und Ruhm, seine Gegenwart und seine Zukunft Gefahr liefen, die Beute so vieles falschen Wissens, so vieler Vorurtheile, so vieler Unbeständigkeit, so vielen Hochmuths zu werden.

Als, im Juli 1789, die früheren Gesetze über die Presse gänzlich und definitiv aufgegeben waren, da trat Brissot gleich so vielen Andern in die Schranken, und brachte einen Organisationsplan für die neue Pariser Municipalität in Vorschlag. Damals war es sehr in Mode, mit Plänen nach sogenannten großen Principien aufzutreten. Brissot hatte sich mit seiner Arbeit die Ehre erworben, einer Art administrativen, gerichtlichen und politischen Gewalt beigesellt zu werden, welche die Gemeinde sich nach dem Vorbilde der Constituante angemaßt hatte, und die sich Forschungs-Ausschuß (Comité des Recherches) nannte. In diesem Ausschusse, der eine vollständige Regierung bildete, befanden sich: Herr Agier, der erst vor Kurzem gestorben ist, und die Herren Duport, Gueran de Coulon und Brissot de Warville. Mit dieser Stellung, die damals eine große Bedeutung hatte, erhielt Brissot seine erste politische Wichtigkeit.

Welcher Art waren damals die politischen Ansichten Brissot's? Ei, lieber Gott! er theilte die von aller Welt, d. h., er war öffentlich Royalist, im Geheimen aber revolutionair gesinnt.

Er hatte am 28. Juni 1789 den Patriote français gegründet, und schon am 8. August bekundete er seine Meinung durch einen Zug, der uns schon der Erwähnung werth zu seyn scheint. Der König hatte Bailly, dem Präsidenten der constituirenden Versammlung, die „Entrée familière" *) zugestanden, und Brissot beeilte sich, in seinem Patrioten zu bemerken, daß dies als eine unendlich kostbare Auszeichnung der Repräsentanten der Nation anzusehen sey.

Nach dem scheußlichen Attentat vom 5. und 6. October befahl der Nachforschungsausschuß der Gemeinde dem Procurator derselben die denkwürdige Nachforschung, welcher die Procedur des Chatelet folgte, der nachdem durch die Entscheidung der Constituante ein Ende gemacht wurde. Die Deliberation des Ausschusses, ein Werk Brissot's, auch von ihm unterschrieben, zeichnet sich durch die Energie ihrer Entrüstung aus, und brandmarkt die Urheber der Schandthat, welche dem französ. Namen einen unauslöschlichen Schandfleck angehängt haben, als Banditen und Räuber. Dies ist schon merkwürdig, wenn man bedenkt, daß dies

*) Die Ermächtigung, unangemeldet das Gemach des Königs betreten zu dürfen.

Digitized by Google

Worte waren, die Danton, dem Hauptanstifter der Insurrection und der Verbrechen vom 6. October 1789, wie er sich dessen spätterhin in seiner Vertheidigung vor dem Revolutionstribunal rühmte, galten.

Es würde unmöglich seyn, im geringsten an die ursprünglich moralische Denkweise Brissot's zu Anfang seiner politischen Laufbahn zu zweifeln, und der Leser wird demnach wissen, was er von seinen späteren Betheuerungen, daß er sein Lebelang ein Republikaner gewesen, zu halten hat.

Im Juli 1791 discutirte ganz Paris nach der Rückkunft von Varennes die Frage, ob dem Könige der Proceß gemacht werden könnte? Brissot hielt über diesen Gegenstand am 10. eine Rede bei den Jacobinern, und nahm darin Gelegenheit, seine äußersten Wünsche auf die Bildung eines wählbaren Minister-Conseils zu beschränken, gleichviel, ob Ludwig XVI. beibehalten oder durch den Dauphin ersetzt würde.

„Was ist's denn," rief er aus, „das diejenigen wollen, die man Republikaner nennt? Sie fürchten und verwerfen gleich sehr die tumultuarischen Demonstrationen Athen's und Rom's; sie fürchten nicht minder die 83 föderirten Republiken: sie wollen nichts weiter als die repräsentative, homogene Verfassung von ganz Frankreich .... Wir sind demnach insgesammt einstimmig; wir Alle wollen die französ. Constitution."

„Das Einzige, worüber wie dem Anschein nach getheilter Meinung sind, reducirt sich auf die Frage, ob der Chef der executiven Gewalt an seinen Schwüren zum Verräther geworden ist, das Vertrauen der Nation verloren hat, und ob man, wenn man ihn beibehält, oder ihn durch ein Kind ersetzt, den Einen wie das Andere nicht mit einem wählbaren Rath umgeben muß, der ein in diesen Augenblicken der Unruhen so nothwendiges Vertrauen einflößt."

„Die Patrioten bejahen dies, diejenigen aber, die freie Hand mit einem verachteten Könige oder dessen schwachen Nachfolger haben möchten, sind dagegen und schreien nach Republikanismus, damit man seine Stimme nicht bei der Civilliste wider sie erhebe. Da haben Sie, meine Herren, das ganze Geheimniß; das ist der Schlüssel zu der lächerlichen Anschuldigung von Republikanismus."

(Fortsetzung folgt.)

Die ehemalige Handelsstraße zwischen Arabien und den Ländern am caspischen Meer nach der Ostsee und Scandinavien.

(Aus „An Account of the Danes and Norwegians in England, Scotland and Ireland. By J. J. Worsaae.")

Nach den orientalischen Münzen zu urtheilen, die sowohl in Rußland als in scandinavischen Ländern gefunden werden, scheint die obgedachte Handelsstraße vom achten Jahrhundert ab bis tief in das eilfte Jahrhundert hinein benutzt worden zu seyn, um welche Zeit sie durch innere Unruhen in Asien und gleichzeitig durch Revolutionen in Rußland und anderweitig im Norden unterbrochen wurde. Die Straße zog sich entweder von Transoxana (in Turan) nach den Ländern im Norden des caspischen Meeres, — von wo die Waaren dann auf der Wolga nach der Ostsee gefördert wurden — oder auch von Khoenssan (in Iran) durch Armenien nach dem schwarzen Meer, von wo die Khazaren und anderes Volk die Güter die Flüsse hinauf nach Norden schafften.

Wie bedeutend dieser Handel gewesen seyn muß, das ergiebt sich sowohl aus den vielfachen Andeutungen in den Sagas, als aus den noch vorhandenen arabischen Berichten von Kaufleuten, die in jenen Tagen die Küste der Ostsee des Handels wegen besuchten, und in welchen von mehreren ansehnlichen Handelsplätzen, als Schleswig ꝛc., die Rede ist; mehr aber noch aus der sehr bedeutenden Anzahl arabischer Münzen, die sowohl in Rußland als in Scandinavien ausgegraben worden sind. In Schweden, insbesondere auf der Insel Gothland, hat man deren zu verschiedenen Zeiten eine so immense Quantität gefunden, daß allein in Stockholm mehr als 20,000 Stück davon aufbewahrt werden, die über tausenderlei Gepräges haben und in ungefähr siebenzig Städten der östlichen und nördlichen Districte des Gebietes der Kalifen geschlagen worden sind. Fünf Sechstheile derselben haben das Gepräge der samanidischen Kalifen. Außer den Münzen sind auch eine Menge Schmucksachen, silberne Ringe ꝛc., die sich durch eine eigenthümliche Arbeit auszeichnen, gefunden worden. Im Allgemeinen scheint das Silber zuerst auf diesem Wege nach dem Norden gekommen zu seyn, wo es vor dem neunten und zehnten Jahrhundert, der Zeit, wo der Handel mit Arabien in vollem Gange war, nicht allgemein circulirte.

Das Königreich der **Langobarden in Italien.**

Von Alexander Flegler. Leipzig. Verlag von Carl Geibel 1851. VI und 63 Seiten. Gr. 8.

Wir erhalten hier den Text einer Rede, mit welcher der Verfasser vor zwei Jahren seine geschichtlichen Vorlesungen an der Hochschule von Zürich eröffnete, wortgetreu wiedergegeben, aber mit neuen, zum Theil sehr ausführlichen Erläuterungen und Belegen. (S. 25—63.) Es war ihm zunächst darum zu thun, den innern Gang und das Endresultat der Geschichte des longobardischen Reiches wie ein einziges Ganze vor Augen zu führen, die hiebei zusammenwirkenden Elemente deutlich hervorzuheben, und ihr Verhältniß zur allgemeinen Geschichte zu bezeichnen; sodann wollte er gerade vermittelst dieses Ideenganges dazu gelangen, mit Sicherheit auf die Stellen und Lücken hinzuweisen, die auch jetzt noch ausgedehnterer Erörterung und Ausfüllung bedürftig. Die einzige Stunde, welche zu dieser Rede und zugleich Probevorlesung vergönnt war, verstattete den Verf. nur die Ergebnisse unverkennbar sehr ernster und gründlicher Studien des gewählten Gegenstandes, in gedrängter Kürze darzulegen, doch stellt er in Aussicht, in einem größeren Werke auf denselben zurückzukommen, zu welcher wir ihm die bis jetzt vergeblich angestrebte Muße um so mehr wünschen, da sie, nach dieser Vorarbeit zu urtheilen, gewiß geeignet sein wird, eine der wichtigsten Partieen der Geschichte des Mittelalters in ein noch helleres Licht zu stellen.

Digitized by Google

Die vielleitenden Worte liefern ein Bild Deſſen, was der Verf. darzuſtellen verſucht. Sie lauten:

„So oft wir den Bildungen der Gegenwart ein tieferes und über den Drang des Augenblicks hinwegſehendes Verſtändniß abzugewinnen ſuchen, ſo führen uns alle Fäden der Entwickelung in die Geſchichte des Mittelalters zurück. Dieſes zog die allgemeinen Umriſſe der heutigen europäiſchen Staatengebiete, begründete das innerliche Schwergewicht ihrer Nazionalitäten, und gab allen völkerrechtlichen Verhältniſſen eine nie geſehene Ausdehnung. In dem Mittelalter wurzeln die Elemente unſerer geſellſchaftlichen Ordnung, und ſo wie die Monarchie aus ihm ihre Beſtätigung herüberholt, ſo bietet es die Vorbilder eines reichhaltigen republicaniſchen Lebens. Die Scheidung unſerer Stände, die Einteilung des Bodens, der Zuſtand der Gewerbe, ja ſelbſt unſere Handelsſyſteme führen in dieſe Zeit zurück. Das Mittelalter iſt zugleich die geheime Werkſtätte der europäiſchen Sprachen und ihrer Literaturen geworden. Es enthält demnach die Merkmale vielſeitigen Fortſchritts, und von einem Stillſtande iſt um ſo weniger die Rede, da das, was wir ſo zu nennen pflegen, gewöhnlich nur dieſe oder jene Seite betrifft, während andere Beziehungen um ſo mächtiger hervortreten.

Auch hat ſich dieſe Anſicht ſo ſiegreich Bahn gebrochen, daß der Vorwurf tauſendjähriger Nacht, den man ſo oft dieſer Zeit entgegengeſchleudert hat, nur noch der unwiſſendſten Anmaßung zu gute gehalten werden kann. Aber zwiſchen der Anerkennung der geiſtig ſelbſtſtändigen Bedeutſamkeit des Mittelalters im allgemeinen, und der geſchichtlichen Durchführung dieſer feſtſtehenden Wahrheit im einzelnen beſteht fortwährend ein klaffender Widerſpruch. Die Einen werden je nach dem Volke, dem ſie angehören, parteiiſch und ungerecht, oder ſie muſtern die Küche des Mittelalters mit den Augen der Gegenwart, oder malen die damaligen Parteiſtellungen nach den Geſichtspunkten des modernen Liberalismus, der ſo in dem Mittelalter nirgends gefunden wird. Den Andern iſt dieſe Zeit eine Welt der höchſten Poeſie, die ihnen romantiſch entgegendämmert, wie die Umriſſe eines fernen Gebirges, deſſen kahle Stoppelfelder im bläulichen Duft des Aethers verſchwinden. Manche greifen in ſie hinein wie in eine muſtergültige Vorratskammer, nicht übel gelaunt die dort hergenommenen Stoffe mit dem neueſten chemiſch zu verbinden, und ſo die dunkeln Rätſel der Sfinx zu löſen. Und alle dieſe Widerſprüche erſcheinen im Kreiſe geſchichtlicher Studien ſo gut als auf dem Boden des praktiſchen Lebens; ſie ſind in Büchern niedergelegt und bis in die kleinſten Ritzen friedlicher Folianten eingedrungen.

Der Widerſtreit der Meinungen trifft kein Land ſo ſehr als Italien, und von den Perioden ſeiner Geſchichte keine mehr als die der langobardiſchen Zeit. Hier neigt man ſich zur Annahme, daß während derſelben alles römiſche Leben aus dem germaniſchen Elemente gänzlich ausgelöſcht worden ſei; dort will man die langobardiſche Staatseinrichtung nur als bald verflüchtigte Uebertünchung gelten laſſen. Deutſche Schriftſteller klagen die damaligen Einwohner Italiens einer völligen Entnervung an, und die Italiener beehren dafür die Langobarden mit dem Titel rohe und geiſtloſer Barbaren. Kurz! man kämpft wie um ein Bollwerk, das über den Beſitz einer ganzen Feſtung entſcheidet.

Die Annahme, daß ein durch Kriegsgewalt ſiegendes und erobertes Volk wie die Langobarden, kaum auf fremdem Boden angeſiedelt, ſich alsbald alles angeborenen und heimiſchen Weſens hätte begeben können, um von Stunde an in dem eroberten und unterworfenen Volke völlig aufzugehen, widerſpricht ſo ſehr aller innern Wahrſcheinlichkeit und aller geſchichtlichen Erfahrung, daß es nur der Frageſtellung ſelber bedarf, um jede Widerlegung überflüſſig zu machen. Aber auch die Verteidiger des germaniſchen Uebergewichts oder, wie ſie zu ſagen pflegen, der unbedingten Durchführung des langobardiſchen Rechts in Italien, tragen ihre Behauptung in einer Weiſe vor, deren grelle Färbung nur darum leichter als jene erſtere Meinung beſticht, weil ſie durch das ſtets in den Vordergrund geſtellte Auftreten des erobernden Volkes äußerlich wenigſtens ungemein begünſtigt wird. Unter dem ſcheinbaren Schutze dieſer Thatſache ſtürzen ſie ſich, wie mit verbundenen Augen, durch das Chaos der Völkerwanderung dem Mittelalter entgegen, greifen überall nach den hervorragendſten Maſſen der Begebenheiten, gelangen ſo wohlverpanzert über Klüfte und Abgründe hinweg, und wandeln endlich wohlgemuth unter rein germaniſchen Geſtalten; es ſtört ſie wenig, daß mittlerweile mehr als einer der erobernden Stämme von der entgegenfluthenden Strömung ergriffen und niedergeſchmettert worden iſt, und wie der todtgeglaubte Romanismus, gleich einer verzauberten Fee aus fünfhundertjährigem Schlafe erwachend, den aufgeſchichteten Bau in Trümmer zu ſchlagen vermöge, ſelbſt dieſe warnende Erſcheinung zu erklären, kümmert ſie nicht. Ich geſtehe offen, daß ich mich nie mit der Selbſtgenügſamkeit eines kritiſchen Verfahrens zufrieden geben konnte, welches links und rechts die gewichtigſten Fragen bei Seite ſchiebt, die Schwierigkeiten mit einem ſehr ſummariſchen Verfahren abfertigt, und gerade was den geiſtigen Charakter des Mittelalters ausmacht, die Vermiſchung verſchiedenartiger Elemente, bis zur Unkenntlichkeit verwiſcht. So wurde es mir zum natürlichen Bedürfniſſe, zwiſchen dem Ende des römiſchen Reiches und dem Wiederaufleben Italiens im Mittelalter eine wenn auch verborgene Kette von Verbindungen aufzuſuchen. Zur Grundlage wählte ich den Zuſtand der römiſchen Geſellſchaft vor der Invaſion der Langobarden, ſuchte mir von hier aus die Gränzen der Oberherrſchaft dieſer letzteren zu verdeutlichen, und ſo allmälig zu den Punkten zu gelangen, von denen die Verjüngung des italieniſchen Lebens notwendig ausgehen mußte."

Müſſen wir nun zwar eine nähere kritiſche Würdigung und Analyſe der verdienſtlichen Leiſtung des Verf. gelehrteren Beurtheilern überlaſſen, ſo können wir uns doch nicht verſagen, das folgende kleine beachtungswerthe Bruchſtück aus ſeiner Abhandlung herauszuheben. „Schon dieſe (in dem Vorhergehenden geſchilderte) verwickelte Lage läßt kaum an die Möglichkeit denken, daß die Langobarden die römiſche Bevölkerung bis auf wenige Ueberbleibſel hätten vertilgen können, wie deutſche und italieniſche Schriftſteller in lächerlicher Weiſe zu behaupten wagten. Denn wenn ſie auch wenig von dem Bildungsſinne der Gothen, nichts von der gewandten Anbequemung des fränkiſchen Stammes zeigten, ſo gebot ſchon ihr Eigennutz Schonung des unterdrückten Volkes, da ſie nicht um ſich in einer Wüſte zu vergnügen, ſondern um die Behaglichkeiten des civiliſirten Lebens zu genießen, nach Italien gekommen waren. Auch zeigt der ganze Verlauf der Geſchichte, daß ſie außer dieſem naturgemäßeſten Motive noch andere Gründe genug hatten, ſich allen römiſchen Zuſtänden anzuſchließen, ſoweit dieſer nicht geradezu ihrem eignen Beſtehen widerſprachen."

Digitized by Google

Ueberall sind Ansichten und Behauptungen, von denen manche allerdings Widerspruch finden werden, mit den Quellen entnommenen weiteren Ausführungen in den Anmerkungen belegt und vertheidigt. Wir theilen als Beispiel mit, wie die vielbesprochene Streitfrage, ob die spätere Verfassung der italienischen Städte römischen oder germanischen Ursprungs sei, in der 49. Anmerkung erläutert wird. Der Verf. beschränkt sich darauf, die Gesichtspunkte hervorzuheben, welche für ihn bei der Behandlung dieses Stoffes stets die leitenden gewesen sind, und die er zugleich als die unabweislichen Bedingungen einer gesunden historischen Kritik ansieht, nämlich:

„1. Die Frage, ob unter der langobardischen Herrschaft die Municipalfreiheit in altrömischem Sinne fortbestanden habe, ist an sich eine völlig unstatthafte und unhistorische, weil sie die Zwischenglieder überspringt, die zwischen dieser und jener in der Mitte liegen. Die Frage kann also nur die sein, in welchem Zustande die römischen Städte beim Einbruche der Langobarden diesen überliefert worden seien.

2. Nun sehen wir aber die imperatorische Gesetzgebung von Anfang an darauf hinarbeiten, das städtische Leben auf der einen Seite über alle Provinzen des Reiches hin auszudehnen und zu erweitern, auf der andern Seite aber die autonomischen Formen desselben in eben dem Maaße auszulöschen und in den Bereich der kaiserlichen Behörden herüberzuziehen, bis sich zuletzt im allgemeinen als stehendes Princip herausgebildet hat, daß die Städte sich unter dem unmittelbaren Schutze des Kaisers befinden, einzelner localer Freiheiten unbeschadet, die eben durch die kaiserliche Oberhoheit, als Inhaberin aller Privilegien und Immunitäten, fortbestehen.

3. Die Langobarden aber, das bleibt eben so gewiß, brachten weder die Idee des städtischen Lebens, noch das wirkliche Material eines solchen aus ihrem eigenen Volksleben mit herüber nach Italien. Dies widerspricht ihrer ganzen früheren Geschichte, ihrer auf Heerfahrten berechneten Kriegsverfassung, ihrer letzten eingenommenen gefährdeten Stellung in Pannonien. Städtisches Leben setzt eine ganze Reihe entwickelter agrarischer, gewerblicher und bürgerlicher Beziehungen voraus, die bei ihnen unmöglich zu finden waren, und ein Volk, daß diese Einrichtungen auf heimischem Boden besitzt, wandert nicht in Masse nach einem fremden aus.

4. Behaupten wollen, der langobardische Städtebegriff habe den römischen verdrängt, hieße in der That nichts anders, als die Langobarden hätten das Schema eines abstracten Nichts an die Stelle eines empirisch festgestellten Gegenstandes gesetzt. Dagegen liegt es in der Natur der Sache, daß das erobernde Volk den vorgefundenen Inhalt in irgend einen förderlichen Zusammenhang mit seinem eignen Volksleben zu bringen suchte.

5. Den Uebergang und organischen Zusammenhang aber bildete hier wie in andern Dingen der von den langobardischen Königen adoptirte römische Königsbegriff mit allen in ihm liegenden Consequenzen. Wir haben nun oben gesehen, daß der König durch diese Stellung Schirmherr seiner römischen Unterthanen, und somit auch der römischen Freien wurde, ein Verhältniß, das nicht nur für diese förderlichen sein mußte, als ihre Lage in der imperatorischen Zeit, weil sie nun gegen eine bestimmte Seite hin individuelle Geltung erlangten, sondern auch den Königen selber zu gute kam, da sie umgekehrt in ihnen einen Rückhalt zu finden hoffen durften. Wie über die Freien überhaupt, so erlangte der König noch insbesondere über die römischen Städte die Schirmherrschaft; in seinem Namen übten dieses königliche Recht neben andern Befugnissen die königlichen Gastalden aus, und traten so förmlich in die Stellung der imperatorischen Defensoren.

6. Es ist indessen dieses staatsrechtliche Verhältniß nicht überall mit schneidender Schärfe durchzuführen, weil zwei andere vollgewichtige Elemente dasselbe vielfach durchkreuzen und modificiren. Wir sehen nämlich dem Streben nach unbedingter Königsgewalt die Theilungsgelüste der Duces und die hierarchischen Bestrebungen der Kirche entgegentreten. Die letztere gelangt unter der Gunst der von außen her dem langobardischen Königreiche bereiteten Gefahren zuletzt zum entschiedensten Uebergewichte.

7. Die Beibehaltung römischer Municipalformen in altem und ungebrochenem Zusammenhange scheint mir demnach schwer zu erweisen; dagegen bleibt die Fortexistenz römischer Elemente des städtischen Lebens jedenfalls unbestreitbar, und die Fortentwickelung und Umgestaltung der städtischen Verfassungen auf dieser Grundlage sicher und gewiß.

8. Diese Entwickelung des städtischen Lebens macht sich schon in der langobardischen Zeit spürbar, tritt gekräftigter unter den Karolingern hervor und nähert sich ihrem Höhepunkte mit dem Eintritte der sächsischen Periode. Denn gerade da, wo um den Besitz der höheren Gewalten in heftigster Weise gestritten wird, bilden sich naturgemäß die unteren Schichten zu bewußter Selbstständigkeit heraus."

Für die äußere Ausstattung hat die Verlagshandlung bestens gesorgt. D.

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern, von Karl Gutzkow. Achter Band. Neunter Band. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1851. 485, 548 Seiten. 8.

Vollendet liegt nun das Werk, dessen frühere Bände in diesen Blättern bald nach ihrem Erscheinen angezeigt wurden, vor uns; viele Leser hätten gewiß gern gesehen, daß das Ende nicht sobald erfolgt wäre. Denn selten ist wol ein Roman von so bedeutendem Umfange mit der Ausdauer und stets sich gleich bleibenden Theilnahme gelesen worden, wie Gutzkow's „Ritter vom Geiste", eine Behauptung, die wir im Stande sind, vollgültig zu beweisen. Auch lange noch wird dieser Roman das bevorzugte

Digitized by Google

Unterhaltungsbuch nicht allein der gewöhnlichen Lesewelt, sondern auch engeren, höherer Kreise bleiben; ja, Mancher, der das Werk in den zwischen der Ausgabe der einzelnen Bände liegenden, wenn auch nicht großen, doch immer Zwischenräumen, unterbrochen gelesen, wird jetzt das Ganze mit nicht geringerem Genusse noch einmal lesen. Mögen dann einige schwächere Partieen auffallender hervortreten, aber ein Gesammteindruck wird gewonnen werden, der auf die Beurtheilung nur einen günstigen Einfluß äußern kann und das Kunstwerk als solches erst recht eigentlich zur Anschauung bringt.

Wenn in dem letzten Bande die Entwickelung fast zu rasch für uns, die der Erzählung des Verfassers gerne noch länger zugehört hätten, erfolgt, wenn hier der reichhaltige Stoff, den Gutzkow's Talent leicht für mehr als einen Band hätte ausbeuten können, bisweilen nicht erschöpft scheint, so ist Dem nicht zu widersprechen; aber theils mußte doch dem Werke ein Ziel gesetzt werden, theils kann man sich überzeugt halten, daß gerade diese Entwickelung eine vorbedachte, wenn auch zugestanden werden mag, daß Momente herbeigeführt sind, die als etwas gewaltsame Lösung festverschlungene Knoten uns entgegentreten.

Was schon früher gesagt wurde, wir wiederholen es, Gutzkow's Roman steht in der neueren deutschen Literatur einzig da.

H.

Resultat des öffentlichen Verkaufes der Link'schen Bibliothek.

Die Leipziger Bücherauctionen, die seit langen Jahren vom In- und Auslande gleich geachtet dastehen, haben in diesen Tagen wieder einmal ihren alten Ruf rühmlichst bewährt. Allerdings war ein so allgemein bekannter und geehrter Name wie Link wohl geeignet, eine außergewöhnliche Theilnahme bei der Versteigerung der Bibliothek dieses Gelehrten hervorzurufen. — Der Buchhändler Herr T. O. Weigel in Leipzig war von den Link'schen Erben beauftragt worden, die Bibliothek durch sein in den weitesten Kreisen bekanntes Auctionsinstitut zu verwerthen, und so wurden denn die Schätze, an denen einer der Veteranen unter den deutschen Naturforschern bis zum letzten Augenblicke seines Lebens gesammelt hatte, von Berlin dem Stapelplatze deutscher Literatur und deutschen Buchhandels zugeführt, wo sie im Laufe dieses Monats versteigert wurden. Interessant war es, zu beobachten, welche rege Theilnahme sich dabei kundgab. Nicht Deutschland allein, sondern fast alle europäischen Staaten, namentlich England, Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland, Rußland, Schweden, Dänemark ꝛc., hatten dem Vernehmen nach Aufträge eingesandt; ja selbst bis über den Ocean war der Ruf dieser Bibliothek gedrungen, und bedeutende Bestellungen waren aus Amerika eingelaufen. Bei solch' günstigen Auspicien ließ sich ein bedeutendes Resultat vorhersagen, und in der That ist es durch den Erfolg vollkommen gerechtfertigt worden. Herr Weigel hat so eben eine gedruckte Preisliste der bedeutenderen Werke erscheinen lassen und wir ersehen daraus, daß das schöne Werk von Ramon de la Sagra über die Insel Cuba den ersten Preis davontrug; dasselbe wurde unter all' den vielen werthvollen und großentheils seltenen Büchern am höchsten, nämlich mit 166 Thlr. bezahlt. Außerdem wurden, um nur einige Beispiele anzuführen, Alcide d'Orbigny's voyage dans l'Amérique meridionale für 128 Thlr. 20 Ngr., — Wallich plantae Asiaticae für 123 Thlr., — Poggendorff's geschätzte Annalen der Physik und Chemie für 110 Thlr. 5 Ngr.; — Whigt icones plantarum Indiae für 101½ Thlr. — Jacquin' icones plantarum rariorum für 100 Thlr. 15 Ngr. versteigert. — Diese wenigen Angaben mögen genügen; — wer das Nähere über diese interessante Versteigerung zu erfahren wünscht, dem wird Herr Weigel gewiß gern die ausgegebene Preisliste mittheilen; *) und uns mag nur noch die Bemerkung gestattet sein, daß der Gesammterlös für diese einzige Privatsammlung unserer Schätzung nach die Summe von 10—11,000 Thlr. **) erreicht haben mag. Im Uebrigen sind durch dieselbe altbekannte Versteigerungsanstalt in den letzten Jahren die großen Bibliotheken des Minister von Beaudenstein in Oldenburg, der Professoren Mittler in Zürich und Weber in Bremen, des Rector Weichert in Grimma, des Hofrath Weigel in Dresden, des Dr. Baumann in Trebsen, sowie die Bibliotheken vieler Leipziger, namentlich der Domherren Winzer und Jügen, der Professoren Braune und Hasse, des Dr. Putteich und viele andere Büchersammlungen auf den literarischen Markt gebracht worden. Und kaum war die Versteigerung der umfangreichen Link'schen Bibliothek zu Ende, so bot uns dieses Haus bereits wieder einen neuen Auctionskatalog. Derselbe umfaßt u. a. die Bibliothek des verstorbenen Professor Heimbach in Leipzig und führt uns auf verschiedenen Gebieten der Literatur eine große Zahl höchst beachtenswerther Werke vor.

(Leipziger Zeitung v. 28. Decbr. 1851.)

Berichtigung.

Im dritten Literaturbriefe von Emil Budler, Nr. 11 d. Bl., ist statt Grugge überall zu lesen **Gruppe**.

---

*) Sie enthält die Versteigerungspreise der größeren Werke und namentlich derjenigen, welche den Erstehungspreis von 10 Thlr. überschreiten.

H.

**) Die Summe beträgt 10,640 Thlr. H.

Gedruckt bei A. H. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 14. Mittwoch, den 18. Februar. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 105
Das Christenthum und der deutsche Volkscharacter ..... " 108
Literatur:
Die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst ..... " 110
Jugend-Album ..... " 111
H. W. Schmidt's in Halle Antiquarisches Verzeichniß No. 52. Botanik ..... " 112
Miscellen ..... " 112

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Camille Desmoulins machte damals gemeinschaftliche Sache mit Brissot im Protestiren gegen die Republik, ja er dehnte die Wohlthat seiner Protestation selbst bis auf die Jacobiner aus. Es handelte sich um die, bei den Jacobinern unterzeichnete, berühmte Petition, durch welche die Absetzung und Ersetzung Ludwigs XVI. verlangt wurde. „Die Petition der Jacobiner war untadelhaft," sagt er; „man fabricirt da aber eine aufwiegleerische Petition, der man eine Antwort des Präsidenten Carl Lameth anhängt, um glauben zu machen, daß sie die wahre Petition der Jacobiner sey, und läßt dieselbe als die große Petition der Jacobiner mit der Antwort des Präsidenten, auf den Straßen ausrufen.

„. . . Die Janitscharen, die geschworenen Ausrufer, und ein viezigtausend ambulante Pressen sind stets darüber aus, die Jacobiner zu verläumden. Diejenigen, die darauf angetragen haben, daß der Dauphin, in Folge der am 21. Juni von Ludwig XVI. erfolgten Thronentsetzung, nach abgelaufener Zeit als König ausgerufen werden sollte, nennt man Republikaner, welche es auf Anarchie abgesehen haben, und um das Volk zu täuschen, werden die Jacobiner als Aufwiegler, Unruhestifter dargestellt, die man, um das Volk besser zu hintergehen, ausrotten müsse."

Gegen Ende des Jahres 1791 war Brissot noch nicht sehr republikanisch, denn da stand er noch unter dem Befehl des Kriegsministers, des Herrn von Narbonne. „Der große Einfluß der Tageblätter," sagt Bertrand de Molleville, der damals Marineminister war, „ließ den Minister glauben, daß es schon von großem Nutzen seyn würde, wenn man sie nur zum Schweigen, wenn auch nicht zum Beistimmen bewegen könnte. Diese Gegenstand wurde in einem, bei dem Herrn von Gerville gehaltenen, Comite sehr ausführlich besprochen. Der Herr von Narbonne übernahm es, mit Brissot, dem Redacteur des Patriote français, und mit Condorcet, dem Verfasser der Chronique de Paris zu unterhandeln. Die Folge davon war, daß beide Journalisten dem Herrn von Narbonne Lobeserhebungen spendeten, den Herrn von Lessart und mich hingegen mit neuer Leidenschaftlichkeit angriffen. Wir äußerten uns darüber gegen den Herrn von Narbonne, worauf derselbe erwiederte, er habe ihnen deshalb schon Vorwürfe gemacht, und es sey ihm von ihnen täglich versprochen worden, daß sie ihren Styl ändern wollten. Er versicherte uns zugleich, daß er neuerdings mit ihnen reden werde. Er wird das sicherlich gethan haben; doch hatte es so wenig Erfolg, daß Brissot sich nicht mehr darauf beschränkte, die Minister, zu welchen der König ein besonderes Vertrauen zu haben schien, herunterzureißen, sondern die Verwegenheit so weit trieb, in seinem Blatte vom 28. Januar die schändlichsten Verläumdungen gegen den König persönlich zu veröffentlichen."

Condorcet und Brissot waren damals Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung, und die Subsidien, die sie von Herrn von Narbonne, dem halbrevolutionairen Repräsentanten des Cabinets, erhielten, verhinderten sie nicht, in der Person der Herren de Lessart und Bertrand de Molleville die Auflösung des Ministeriums zu betreiben. Dies Resultat erreichten sie in der That nach einer zweimonatlichen hitzigen Bekriegung: Herr von Lessart wurde vor den hohen Gerichtshof von Orleans, das heißt, vor die

Digitized by Google

Septembermörder gestellt, und die Girondisten drängten sich im Monat März 1792 in das Cabinet ein.

Im Juli 1792, kurz vor dem 10. August und dem Sturze der Monarchie, war Brissot noch nichts von dem, was er darnach geworden: Republikaner und Königsmörder. Er protestirte in folgenden Worten gegen eine Faction, von der gesagt worden war, daß sie auf die Ermordung Ludwigs XVI. eine Republik begründen wolle.

„Man spricht zu uns," sagte er am 25. Juli, „von einer dritten Faction, von einer Faction von Königsmördern, die einen Dictator ernennen, die Republik begründen will.

„Diese Idee wird sonder Zweifel als ein Paradoxum erscheinen, doch ist sie eine Wahrheit, aber es läßt sich kein besseres Mittel, das Königthum zu verewigen, denken, als der Königsmord. Nein, mit der empörenden Niedermetzelung eines einzelnen Individuums wird man jenem nie ein Ende machen. Die Wiederherstellung des Königthums in England hatte man der Hinrichtung Carls I. zu verdanken. Dieselbe hatte das Volk empört, und es seinem Sohne zu Füßen gelegt. Wenn es demnach solche königsmörderische Republikaner giebt, so muß man gestehen, daß dies recht einfältige Republikaner sind, welche die Könige in ihren Sold nehmen sollten, um den Republikanismus auf immer verabscheuungswürdig zu machen. (Hier wurde applaudirt.)

„Wenn, gleichviel, wie dem seyn möge, solch ein Pact von Königsmördern existiren, und es Menschen geben sollte, die dahin arbeiteten, jetzt eine Republik auf den Trümmern der Verfassung zu begründen, da müßte das Schwerdt des Gesetzes sie ebensowohl treffen, wie die thätigen Wortführer von zwei Kammern und die Contrerevolutionnaires in Coblenz."

Diese letzteren Worte spielen auf die Sitzung der Versammlung vom 7. Juli an, und beweisen, daß Brissot noch an den Schwur gegen die Einführung einer Republik und zweier Kammern hielt, den die Deputirten auf Antrag des Bischofs von Lamourette einstimmig abgelegt hatten.

Brissot wollte späterhin, Ende Octobers 1792, diese Rede auslegen und zustutzen, so wie eine andere, die er am 26. Juli bei der Berathung über die Absetzung Ludwigs XVI. gehalten hatte, und in welcher er mit dem feurigen Republikanismus, welchen ihm die Septembermetzeleien eingeflößt hatten, die Verfassung mit Nachdruck vertheidigte.

„Die Girondisten," sagte er, „bereiteten die Geister vor, die Suspendirung des Königs auszusprechen. Davon waren die Geister aber noch weit entfernt, deshalb rückte ich die famose Rede über die Absetzung, in welcher gewöhnliche Augen eine Meinungsänderung zu sehen glaubten, in der aber aufgeklärte Männer nur ein vorsichtiges und nothwendiges Manöver erkannten.

„Ich wußte, daß die rechte Seite nichts so sehr wünschte, als die Frage wegen der Absetzung zur Sprache zu bringen, weil sie sich des Erfolges sicher hielt; weil man die Stimmen gesammelt hatte, die sich auf mehr als vierhundert beliefen; weil die Meinung in den Departements noch nicht zur Reife gediehen, und dort mit Erfolg von dem Feuilletonismus bearbeitet worden war; so wie die Sachen standen, war die Niederlage der Patrioten unvermeidlich.

„Man mußte also laviren, um Zeit zu gewinnen, entweder die öffentliche Meinung aufzuklären, oder den Aufstand reifen zu lassen; denn die Absetzung konnte nur durch ein oder das andere Mittel gelingen."

Wenn man, allen Wahrscheinlichkeiten und allem Anschein entgegen, diese verspätete Erklärung Brissot's in Betreff seiner monarchischen Gesinnung auch für wahr nehmen wollte, so könnte man höchstens folgern, daß er seit Juli 1792 ein Republikaner gewesen sey; weit peremtorischer aber würde sich beweisen lassen, daß er nichts weiter, als ein gemeiner Lügner und ein erbärmlicher Intrigant war. Wir glauben überdem, daß er die wahre Erklärung seiner beiden Reden verschwiegen hat, und werden sie, die Belege in der Hand, bald mittheilen. Brissot unterhandelte mit dem Ministerium über eine Aushändigung von zwölf Millionen Behufs der Rettung des Königs.

Es war am 3. September, zur Zeit, wo die Gefangenen in neun Pariser Gefängnissen niedergemetzelt wurden, als Brissot, bei der Gemeinde als Royalist denuncirt, durch ein an die Tagesblätter von Paris gerichtetes Schreiben sein öffentliches Bekenntniß als Republikaner ablegte. An diesem Tage hatte er mindestens eine Entschuldigung für sich: die Furcht.

„Gestern, Samstags," sagt er, „bin ich, so wie auch ein Theil der girondistischen Deputirten, und andere eben so tugendhafte Männer der Gemeinde von Paris denuncirt worden. Man beschuldigte uns, wir hätten Frankreich dem Herzoge von Braunschweig, von dem wir Millionen erhalten hätten, überliefern und uns sodann nach England flüchten wollen. Ich, der ewige Königsfeind, und der nicht erst das Jahr 1789 abgewartet hat, um seinen Haß gegen sie zu bekunden, ich sollte der Anhänger eines Herzogs seyn! Lieber tausendmal umkommen, als je einen Despoten anerkennen!"

Der Leser hat die verschiedenen politischen Ansichten Brissot's seit 1789 vor Augen gehabt; er mag urtheilen, ob es wahr ist, daß er einen so feurigen und eingefleischten Königshaß genährt hat, als es von ihm hinterher behauptet worden ist.

Madame Roland.

Im Monat August 1793 in Sainte-Pelagie gefangen gesetzt, entwarf Madame Roland, nun 39 Jahre alt, folgendes Porträt von sich, wie sie im Alter von 14 Jahren gewesen:

„In meinem vierzehnten Jahr maaß ich, eben so wie jetzt, ungefähr fünf Fuß; meine Taille war völlig ausgewachsen, das Bein wohlgebildet, der Fuß wohlgestellt, die Hüften stark hervortretend, die Brust breit und voll, die Schultern eingezogen, die Haltung fest und graziös, der Gang rasch und leicht. So viel als ersten Ueberblick."

„Mein Gesicht hatte nichts Auffälliges, als seine sehr lebhafte Farbe, viel Sanftmuth und vielen Ausdruck. Wenn alle Züge detaillirt würden, könnte man sich fragen, wo denn die Schönheit wäre. Keiner von ihnen ist regelmäßig, doch gefallen sie alle."

„Der Mund ist ein wenig groß; man sieht tausende, die hübscher sind, aber doch nicht einen, dessen Lächeln zärtlicher, verführerischer wäre. Das Auge hingegen ist nicht sehr groß, sein Stern ist kastanienbraun, mit einem Anflug von Grau, und stark hervortretend, der Blick offen, frei, lebhaft, sanft, die Brauen sind braun, wie das Haupthaar, und wohlgezeichnet. Der Ausdruck

Digitized by Google

des Auges wechselt gleich der empfindsamen Seele, deren Bewegungen es darstellt. Wenn ernst und stolz, setzt es zuweilen in Erstaunen, es liebkos't aber weit mehr und erreget immer."

„Die Nase ist mir nicht nach Sinn; ich finde sie an der Spitze ein wenig zu dick; im Ganzen und insbesondere im Profil gesehen, verdirbt sie jedoch nichts. Die hohe, kahle, in diesem Alter wenig verdeckte Stirn, durch die sehr hohe Augenhöhle gehoben, und auf deren Mitte Adern in der Gestalt eines griechischen Y bei der leichtesten Gemüthsbewegung anschwellen, hatte keineswegs die Unbedeutendheit, wie es mit ihr bei so vielen andern Gesichtern der Fall ist."

„Was die, ziemlich aufgestülpte, Nase betrifft, so hat sie ganz die Charaktere, welche die Physiognomisten als die der Wollust bezeichnen. Wenn ich sie mit Allem, was mir eigen ist, in Verbindung bringe, so möchte ich zweifeln, daß es jemals jemand gegeben hat, der mehr dafür geschaffen gewesen wäre und sie weniger gekostet hätte. Ein mehr lebhafter als sehr weißer Teint, eine sehr feische Farbe, deren Röthe häufig durch ein von höchst empfindlichen Nerven aufgeregtes siedendes Blut sehr gesteigert wurde; eine weiche Haut; ein runder Arm; eine Hand, die, ohne klein zu seyn, dennoch lieblich war, weil sich in ihren länglichen und dünnen Fingern Geschicklichkeit verrieth, ohne daß dem Graziösen Abbruch gethan wurde; weiße, wohlgeordnete Zähne; eine Beleibtheit, die von einer vollkommenen Gesundheit zeugte — das waren die Schätze, welche mir die Natur gespendet hatte.

„Ich habe viel von ihnen eingebüßt, insbesondere von denjenigen, die zu dem Embonpoint und zu dem frischen Aussehn gehören. Diejenigen, die mir geblieben sind, verbergen noch ein fünf bis sechs meiner Jahre, ohne daß ich die Kunst dabei zu Hülfe nehme, und selbst Leute, die mich täglich sehen, halten mich nicht für älter als für 32 bis 33 Jahre, wenn ich ihnen nicht mein Alter sage. Erst nach meinen Verlüsten erkenne ich es, was ich verloren habe; ich habe seinen Werth nicht zu würdigen gewußt, als ich noch in seinem Besitze war, und diese Unwissenheit hat wohl seinen Werth noch gehoben; ich bedaure es nicht, weil ich keinen Mißbrauch davon gemacht habe; wenn aber die Pflicht mit meinem Geschmacke zu einigen wäre, so daß ich, was mir geblieben, weniger ungenutzt zu lassen brauchte, so würde es mir nicht leid thun."

„Mein Portrait ist mehrere Male gezeichnet, gemalt und gestochen worden; aber keine dieser Nachbildungen giebt eine richtige Idee von meiner Person. Die Aehnlichkeit ist auch schwer zu fassen, weil ich mehr Seele als Gesicht, mehr Ausdruck als Züge habe. Ein gewöhnlicher Künstler kann sie nicht wiedergeben; er wird ihrer vielleicht nicht einmal inne."

„Meine Physiognomie belebt sich je nach dem Interesse, das man mir einflößt, eben so wie mein Geist sich in dem Verhältniß desjenigen entwickelt, den man bei mir in Anwendung bringt. Ich finde mich so einfältig bei so manchen Leuten, daß ich, meine Mittel bei geistreichen Personen erkennend, in meiner Gutmüthigkeit eine lange Zeit der Meinung gewesen bin, ich hätte das ihrer Geschicklichkeit zu verdanken. Ich gefalle allgemein, weil ich mich hüte irgend jemand weh zu thun; es ist jedoch nicht jedermanns Sache, mich hübsch zu finden und meinen Werth zu würdigen.

„Der Wunsch zu gefallen, der den Busen schwellt, den schmeichelnden Blicken, deren Gegenstand zu seyn man inne wird, eine wohlthuende Aufregung verleiht, verbreitete, im eigenthümlichen Verein mit der Schüchternheit der Scham und der Austerität meiner Principien, über meine Person einen ganz besonderen Reiz und hatte auch auf meine Toilette Einfluß. Es konnte nichts Decenteres geben als meinen Schmuck, nichts Bescheideneres als meine Haltung. Ich sah es gerne, daß sich darin die Zurückhaltung kund gab, ich trachtete dabei nur nach Anmuth, man rühmte bei ihnen aber die Verzierung.

„Dies Entsagen der Welt, diese Verachtung ihres Prunkes und ihrer Werke, von der christlichen Moral unausgesetzt empfohlen, war aber wenig mit den Eingebungen der Natur im Einklange. Ihr Widerspruch quälte mich anfangs, aber das Raisonnement erstreckte sich nothwendiger Weise eben so über die Regeln des Benehmens, wie über die Mysterien, welche Gegenstände des Glaubens sind. Ich verwandte eine gleiche Aufmerksamkeit darauf, zu sehen, was ich thun müßte, und zu untersuchen, was ich glauben könnte. Das Studium der Philosophie, das ich als die Wissenschaft der Sitten und die Grundlage der Glückseligkeit ansah, wurde meine einzige Beschäftigung, der ich all mein Lesen und meine Beobachtungen widmete.

„Es ging mir bei der Metaphysik, bei den Systemen, wie mit den Gedichten: ich entschied mich für die Meinungen, deren Neuheit oder Glanz mir aufgefallen war. . . . . Als ich den alten Secten der Philosophie folgte, da reichte ich den Stoikern die Palme. Ich versuchte mich gleich ihnen in der Behauptung, daß der Schmerz kein Uebel sey; da diese Thorheit aber nicht Stich halten konnte, so strebte ich mindestens hartnäckig danach, mich nie von ihm überwältigen zu lassen. Meine kleinen Experimente überzeugten mich, daß ich die größten Schmerzen ohne aufzuschreien aushalten konnte."

Wir haben Madame Roland ihre sonderbarsten Erinnerungen und Gefühle bis in die kleinsten Einzelnheiten selber analysiren lassen, weil kein anderer ihre Eigenschaften und ihre Mängel mit derselben Autorität hätte offenbaren können. Wenn wir alles das, was sie den Blicken der unparteiischen Nachwelt bloß legt, beobachtet, entdeckt und wiedergegeben hätten, wir würden es nicht gewagt haben in unsere Erzählung die Ruhe und die naive Selbstzufriedenheit mit ihrer Person und ihrem Geiste zu legen, welche den Hauptzug ihres Charakters bilden.

Diese allgemeine Uebersicht, mit all der Authenticität ausgestattet, die man nur wünschen kann, wird dem Leser ein Leitfaden durch die Details seyn, vermittelst deren wir diese berühmte Frau kennen lehren wollen, die man schildern kann, indem man von ihr sagt, sie sey schön ohne Auszeichnung, belesen ohne wahres Wissen, weise ohne Züchtigkeit gewesen. Eine kräftige, aber nur gemeine Natur, ein feuriger, aber doch nur vulgairer Geist, wird es begreiflich, daß sie den Enthusiasmus einer politischen Partei zu erregen vermocht hat, und daß deren Schlachter sie zur Ehe hat begehren können.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Christenthum und der deutsche Volkscharacter.

Eine geistige Erhebung seines Menschenwesens ist wohl wenig Völkern so nöthig zum höheren und schöneren Leben und so unschädlich in seinen Gegenwirkungen, als dem norddeutschen Volke. Es bedarf, sobald ihn das Schicksal in außerordentliche Umstände verwickelt, eines höheren Reizes, damit es sich über die Sphäre des Gewöhnlichen erhebe. Redete ich hier von Einzelnen, so müßte ich mehre Dinge namhaft machen, die ein solches Belebungsprincip enthielten, ich rede aber vom Volke, und für dieses giebt es zu guten Zwecken nur das Eine: Religion.

Die reine Christuslehre ist ganz dazu geeignet, die Sitten sanft und den Menschen in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes gut zu machen, ihn zu begeistern für das höchste Menschliche, oder mit andern Worten, sie vermag wie keine andere, das Gemüth zu reinigen von Eigenliebe, zu beseelen mit Nächstenliebe und diese zu steigern zu der wärmsten Vaterlandsliebe, dieser Mutter der herrlichsten Empfindungen und — Thaten. Sehen wir aber wohl noch ihr Zauberlicht in den Thälern, ihre Dämmerung in den Wäldern, ihre Aurora in den Berggipfeln? Sehen wir noch ihre holde Poesie verschönern das reizlose Einerlei des Tagiöhners, erhellen das dunkle Labyrinth des Leidenden und entwickeln zur rechten Richtung das Genie des höheren Menschen? Sehen wir noch ihren tadtverachtenden Himmelssinn begeistern das Volk zu freien Opfern für das Vaterland, den Hader der Parteien auflösen in feste brüderliche Einigkeit und Heiden erwecken für Alle? Ach nein! Die Himmelslichter sind erloschen! Ein kleines tragbares Licht hat man statt ihrer in Papierlaternen gesteckt — dabei sieht man in den Wohnungen, aber draußen ist's dunkel. Man nimmt's auch wohl mit auf den Weg, hält's vor jeden Gegenstand und beachtet ihn haarscharf von allen Seiten, aber rund umher waltet Nebel. Und so kommt es denn, was wir sagen!

Nun es denn nicht anders? Meine Antwort liegt in meiner Klage. Ja, es gab eine Zeit, wo zwar tausend Kräfte und Fähigkeiten noch schlummerten, deren spätere Entwickelung das äußere Menschen-Wesen seitdem bereichert und verschönert hat, wo aber eine das Innere beseligende, erhabene Gottesverehrung dem dunkeln, reizlosen Leben der niedern Stände ein Relief gab, wo der Einfluß religiöser Hochgefühle auf die Kräfte der höhern Menschen Charactere und Thaten hervorbrachte, für welche diese Generation fast den Maßstab verloren hat.

Glaubt nicht, ich sei der Mystiker Einer, die den Adler Vernunft aus seinem Horste vertreiben möchten, um ihre Kukuks-Eier hinein zu legen? Wahrlich, deren Einer bin ich nicht! Einen sichern Führer gab uns Gott, die Vernunft, das Steuerruder auf unserm Lebensschiffe zu führen. Glaubt auch nicht, ich wolle Euch katholisch machen, und Euren freigebornen Geist wieder einzwängen in Kleider, denen Ihr entwachsen. Eine jede Kirche hat Raum für die wahre Religion, denn wie sich in jedem Thautropfen die Sonne spiegelt, so giebt es auch keine Kirche, in welcher nicht Jeglicher das Maaß und die Form finden könnte, wonach sein Herz sich sehnt. Nur dieses Sehnen des Herzens soll nicht getödtet werden und das lebendige Wort darin nicht gleich sein einem eitlen Rasseln, der die Musik verbietet, damit man sein Taktklopfen vernehme. Doch reden wir frei und ohne Gleichnisse.

Wohl hängen Sittlichkeit und Religion auf das innigste zusammen, wie Vernunft und Gefühl in dem Menschen sich nie gegen einander stellen sollen, aber ihre so ganz verschiedenen Quellen sind irrig mit einander vermengt worden, und dieser später in den Protestantismus hineingetragene, ursprünglich und wesentlich nicht darin liegende Irrthum hat der Religion großen Schaden gethan. Zu beiden verhält sich ja die Vernunft so ganz verschieden. In der Sittlichkeit mag sie als Spiritus Creator gelten, in der Religion darf sie nur, und zwar mit Erkennung ihrer Beschränktheit, sehr bescheiden als Spiritus rector auftreten, denn nur in dem Gefühle und in der Phantasie des Menschen liegt die Schöpfungskraft übersinnlicher Ideen; die Vernunft soll hier nur innerhalb ihrer Gränze prüfen und vertheilen, aber nicht schaffen und setzen, wie man's nennt. Keine reine Vernunft auf Erden hat je überzeugend einen Gott demonstrirt, wie er in unserm Gefühle lebt und wirkt, und keine Conclusion ist je im Stande gewesen, uns nur so viel logische Wahrscheinlichkeit von unserer höhern Bestimmung zu geben, wie sie die leiseste, poetische oder religiöse Ahnung in uns erweckt und kräftigt. Das hat die neuere protestantische Kirche im Fortschreiten eines sonst löblichen freien Denkens immer mehr verkannt, und diese vielleicht durch Friedrich den Großen vorzüglich breit gemachte Vernunftusurpation, hat nun so lange ihren Eichbaum über alle Blumengefilde der Religion wehen lassen, bis Alles versteret ist und die tabula rasa des Schnee's mit ihrem langweiligen Album die lieblichsten Gärten verschüttet und bedeckt hat, die sonst Sion und Herz ergötzten. Gesetzt nun auch, der Mensch habe sittlich dabei nicht verloren, so hat er doch unendlich eingebüßt an Glück, an unschätzbarem, innern Glücke! Der gebildete Theil des Volks ist mißtrauisch geworden gegen die innere Stimme in seiner Brust und giebt ein ängstliches Schwanken über seinen Lebenszweck kund, mit einem Worte, er hat sich eine negative Religion, eine in der Theorie sublime, in der Praxis egoistische Moralpolitik angeeignet; das niedere Volk aber ist unbeschreiblich arm und elend gemacht, indem es gezwungen, den Verlust einer belebenden kindlichen Phantasie in einer, den gereiften Sinn veredelnden und verschmähenden herzlosen Halbcultur, oder in dem tödtenden Genusse grober Sinnlichkeit zu verschmerzen, und dem Menschengeschlechte im Ganzen ist der Adel seiner Herkunft geraubt, das hochherzige Eingedenksein seiner erhabenen Bestimmung und damit seine edelsten Empfindungen, seine herrlichsten Kräfte (die Musik der Seele, wie Arndt sie nennt); und um der Menschheit den Rest zu geben, hat man sich bemüht mit dem Wasserstrahle eitelfrecher Bücher die ewige Sonne auszulöschen, damit fortan ein Kienspan leuchte in der festigen finstern Nacht des Egoismus.

Obwohl ich nicht Lust habe, den Eifer zu mildern, womit ich diese meine Ansicht und Ueberzeugungen, ihres möglichen Nutzen willen, vor aller Welt niederschreibe, so muß ich doch fast lachen ob des Mißverhältnisses zwischen dem unwillkürlichen Pathos (Indignatio facit versus) dieser Anklagen und der größtentheils so winzigen Unwichtigkeit ihrer Gegenstände, denn wenige sind unter diesen, die mit Bewußtseyn, mit bösem Vorsatz und en gros sündigen; die meisten sündigen en detail unwissend, aus Herzensarmseligkeit, aus thörichter Verkehrtheit, und vor allen Dingen aus Eitelkeit und Sclavendemuth gegen den Geist der Zeit, der jetzt despotischer herrscht, wie ehemals die Dragoner. Candidaten,

Digitized by Google

die sich ängstlich hüten, geheiligte Wörter ja nicht oft auszusprechen, Prediger, die wohl gar das Vaterunser zierlicher geben, als Christus es sprach, Superintendenten, die hinter jeder poetischen Ergießung einer höheren Phantasie katholische Ingredienzien wittern, Schriftsteller, welche die reine Moral so rein vortragen, daß auch keine religiöse Taube eine Erbse darin finden kann, Hofprediger, die ganz fremde, und Modeprediger, die wohl obendrein noch heidnische Dinge auf die Kanzel bringen, und all jene herz- und geistlosen Prädicanten, die, ihres eigentlichen Priesterberufs sich schon als einer absoluten Lächerlichkeit schämend, ihre Weltfigur nur noch durch den Ruf einer modernen und schöngeistigen Declamation zu retten suchen. Und nun auf der anderen Seite wieder, obwohl in geringer Zahl, jene pietistischen Obscuranten, die mehr aus Neid gegen Jene, als aus wahrer Frömmigkeit, eine geist- und herzlose Manier begonnen, welche nicht etwa zwischen Vernunft und Gefühl ausgeglichen, sondern geradezu vernunftwidrig und nur dazu geeignet ist, den Triumph ihrer Gegner zu erhöhen! Wahrlich, alle diese mehr ärmlichen als bösen Menschen dürfen schweren Zorn nicht reizen. Aber ihr Zusammenwirken zu einem Zweck: Herabsetzung der Religion und Entzweiung der Vernunft mit dem Gefühle, ihr so wirksames, obwohl zufälliger Verein zu dieser allgemeinen Plünderung an der Würde und dem Glücke der Menschen — dieses ist es, dem ich zürne aus warmem und bewegten Herzen — nicht den Einzelnen.

Hier sehen wir Protestanten, die einen ehrenvollen Namen in der wissenschaftlichen Welt tragen, zum Katholicismus übergehen, Andere diesen Schritt aus den edelsten Beweggründen herleiten und zugleich die katholische Religion in einer Gestalt darstellen, die selbst der edlere Katholik als veraltet und dem Wesen seiner Kirche nicht entsprechend, erkennt. Dort erhebt sich in Schriften und Reden eine neue mystische Welt. Von dem wahrlich unstreitigen Satze ausgehend, daß höhere Wahrheit nur in der Poesie des Gemüths walte, verfinstren sie mit magischen Dämpfen Berge und Thäler, gleich, als ob die Natur nicht schon genug Abwechselung von Licht und Schatten gegeben, und indem sie das Riesengebirge ihrer Phantasie seinen Schatten in das rechtmäßige Gebiet der Vernunft werfen lassen, entzweien sie diese von Neuem mit einer Religion, deren Ueberladung mit unnöthigen Hieroglyphen und willkürlichen Verdunkelungen wiederum zum Aberglauben, oder, das Kindliche verschmähend, zum Kindischen führt. Noch weiter sehen wir die alte Aufklärer-Zunft, durch alle Erfahrung noch um nichts bescheidener gestimmt, mit altem Dünkel und alter subjectiver Profanität das eine Extreme dem andern eifernd entgegen setzen und während die Mystiker ihren Glauben wie ein Feuerschloß ausstaffiren, erscheint die Göttin der Vernunft der Aufklärer gleich einem dämischen Papst Hildebrand mit dem Bannstrahle, oder gleich Robespierre mit dem gemeßnen Decret, daß ein Gott sei. Nur wenig leise Stimmen mischen sich noch zur Zeit in den Streit, um beide auszusöhnen, die nach langem Waffenstillstande nur um so kampflustiger sind. Diese Versöhnungsstimmen rufen vergebens den Mystikern zu: lasset Freiheit dem Denker — und den Aufklärern, schaffet euere Sandwüsten zu Hesperiden-Gärten um. Aber Jene wollen Träume statt der Gedanken, und diese sind Oedländer geworden, denen es selbst in Italien nicht gefallen würde.

O so trete doch Jeder auf, der sich berufen fühlt, diesen Streit zum rechten Ende zu bringen! Sollen wir dazu erst einen zweiten Christus erwarten? Wie können wir dies aber, da es nur ein Ideal giebt und wir dies ja schon in ihm besitzen? Oder einen zweiten Luther, der mit kräftiger Faust die Bilderstürmer aus dem Tempel treibe, weil sie das Kleid zerrissen haben, das sie nur bessern sollten?

Wozu aber immer und immer Revolutionen? Können wir nicht auf stillem Wege schaffen? Sind wir noch so weit aus einander? oder sind jene Erscheinungen nicht vielmehr die ersten Lebenszuckungen einer großen erwachenden Vereinigung der Gemüther? Das Letztere glaube ich; von dem Katholicismus erwarte ich keinen ersten Schritt, denn so sehr auch hie und wieder diese Kirche sich geläutert haben mag, so ist in ihrer wesentlichen Einrichtung doch zu viel Beschränkendes, als daß aus ihrem Schooße Erhebung der Religion über das Kirchliche möglich wäre. Den Vorzug der größeren Erhebungsfähigkeit zu einem höhern Standpunkte hat offenbar der Protestantismus, und nur er vermag — eine Christuskirche zu gründen, in welcher alle Confessionen sich auflösen können ohne Kirchenverein.

In den Wesentheilen der Christusreligion: Moral der Liebe, Glaube an Gott und Unsterblichkeit, Beetenden zu der Lebensfähigkeit dieser Lehre, stimmen ja alle Confessionen überein. Es giebt also eine Christuskirche über allen Confessionskirchen, wie es eine Sonne giebt über Planeten. Es giebt also ein medium resolvens für alle Differenzen. Ließe sich diese Idee nicht in der Wirklichkeit darstellen? Einer directen Vereinigung der Kirchen bedarf es nicht, und auf dem Wege der Abgleichung wird es auch nie dahin kommen. Wie aber, wenn irgend ein Staat eine Christuskirche ohne gegebene Gemeinde constituirte — würde dann nicht eine mittelbare Vereinigung auf dem Wege der Auflösung jener Differenzen von selbst erfolgen können; oder wenn es auch nicht dahin käme, wäre dann nicht eine wahre Mutterkirche vorhanden, deren Mutter und damit einander selbst die Filiale sich dann freiwillig nähern würden? Gesetzt, es gäbe einen Staat, der nach Verbesserung des Religionswesens strebte, der durch die Repräsentation seiner Vorsteher, durch die Einführung eines würdigern Gottesdienstes in den schon vorhandenen Kirchen und durch die bessere Sorge für Kirchen und Schulen, für Geistliche und Lehrer, in Thaten beweisen wollte, daß er die Religion nicht etwa als politisches Thronbollwerk, sondern als etwas Göttliches über alles Menschliche hinaus ehrte; — gesetzt ferner, dieser Staat fände sich durch den Geist der Zeit und den spröden Stoff der Confessionen in seinem Werke gehindert und könnte seinen Zweck nicht allgemein und vollständig genug erreichen, könnte ein solcher Staat dann nicht, statt aller verwerflichen Eingriffe in die unbedingte Freiheit der Meinungen einmal den großen Versuch wagen, durch die Constituirung einer Christuskirche ein Ideal in der Wirklichkeit darzustellen, das auf dem Wege der Freiheit dem Ziele näher führte?

Ich will versuchen, diese meine Idee deutlicher zu machen, obwohl ich sie nur in unvollkommenen Umrissen zu zeigen vermag. In der Hauptstadt eines Landes würde diesem, allen Confessionen zuständigen, Cultus ein Tempel geweiht, und auf eine der Natur und der Größe seiner Bestimmung angemessene Weise höchstwürdig eingerichtet für alle Confessionen bestimmt, müßte jede darin ihre

Digitized by Google

Formen finden, alle Formen also und vielleicht noch edlere Formen reinerer Idealität freundlich neben einander. Aus den Edelsten ihres Standes, gleichviel übrigens welcher Confession zuvor angehörend, würden die Redner oder Prediger erwählt; Anerkennung dieses reinen Christenthums in jeglicher Form der verschiedenen Confessionen, gleiche Duldung also allen Systemen und Gestaltungen, denen dieser Geist inne wohnt, das wäre außer anderen Forderungen ihres Berufs, das Fundament ihrer Verpflichtungen und ihrer friedlichen Verbindung, die Verkündigung dieser allgemeinen Religion in einer großherzigen und liberalen Sprache, welche über alle Confessionen hinweg und dennoch diese als ihre eigenen verschiedenen Mundarten würdigend, Jedem verständlich wäre und Jedem das Reinmenschliche treffend und entwickelnd des Menschen ergriffe und erhöbe, — ein Gottesdienst, feierlich, würdig, herzerhebend und fähig, hohe Begeisterung und tiefe Rührung zu bewirken, und in Allen jene innere Andacht zu erwecken, in deren fruchtbaren Boden allein religiöses Wesen keimen kann, — und ein Geist der Liebe über alles dieses Reden und Thun verbreitet, — das die anspruchlosen Handlungen dieser Christuskirche, zu welcher sich ohne Zwang und ohne Proselytenmacherei nur die Gemeinde sammeln möchte, die eigener freier Trieb herbeizieht, und deren einzelne Mitglieder auch in ihr bleiben dürften, was sie waren, und fortan sein wollen, Katholiken oder Protestanten. Wenn dann bei der ersten Einweihung dieser Kirche die Ersten des Staates dem Volke mit ihrem Beispiele feierlich vorangingen, wenn dann fortan in dieser Kirche, die ja jeden Anstoß wegräumte und Jedem Ehrerbietung einflößte, Vornehme und Geringe, gebildete und ungebildete Menschen, Katholiken und Protestanten brüderlich neben einander Befriedigung und Erbauung, Erhebung und Rührung fänden — was würde, was könnte die Folge dieses großen Beispiels werden? — — —

Möchte dieser noch unvollständigen Idee die Aufmerksamkeit berufener Männer werden! Möchte alles ohne Vorurtheil, alles pro et contra reiflich abgewogen werden, möchte, wenn für ihre Ausführbarkeit im Ganzen entschieden, ein heiliger Sinn sich mit umsichtiger Besonnenheit und tiefer Menschenkunde vereinigen, um dann das Einzelne zu bessern und auszuarbeiten, und möchte dann eine Regierung sich finden, welche diese Idee in der Wirklichkeit darzustellen und das große Beispiel zu geben entschlossen wäre, statt vergeblicher Kirchenvereinigungsversuche, ein Institut zu gründen: welches alle Confessionen auf dem Wege der Freiheit ein reineres Christenthum auflösen, oder doch jede auf dem Wege des Beispiels ihrem Urbilde wieder näher bringen wird!

A — n.

Die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst. Für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht bearbeitet von Ernst Kleinpaul, Lehrer an der Realschule zu Barmen. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Barmen, 1850. Verlag von W. Langewiesche. VIII. (X) und 211 Seiten. 8.

Wir ersehen aus dem Vorworte, daß die erste Auflage des anzuzeigenden Werkes vielfach und größtentheils sehr günstig recensiet und in namhafte höhere Lehranstalten eingeführt ist, auch mannichfache Anerkennung von Autodidakten und Praktikern fand. Der Verf. hat es sich angelegen sein lassen, dasselbe für diese neue Ausgabe in seinen einzelnen Theilen möglichst zu verbessern, ohne an den Grundzügen, der Anlage des Ganzen zu ändern. Dieses zerfällt in zwei Theile (oder acht Abschnitte nebst einem Anhang): Die Dichtungsformen S. 1—83 und die Dichtungsarten (87—180.) Die Seiten 181—201 enthalten 78 Beispiele, die Seiten 203—211 ein alphabetisches Register. Der Verf. hat entschiedener und bestimmter als es in der ersten Auflage geschehen, die Poetik durchweg auf die Praxis, auf die Produktionen anerkannter deutscher Dichter zu begründen und nach diesen zu bestimmen gesucht. Der erste Abschnitt: „Von den Silben (Prosodik)" ist von demselben vortheilhaft bekannten Dichter, dem er schon bei der ersten Ausgabe manche wesentliche Verbesserung verdankte, umgearbeitet. Auf der Grundlage, welche derselbe bildet, hat der Verf. weiter fortgebaut und namentlich der zweite Abschnitt: „Von den Versgliedern (Metrik)" eine bestimmtere und theilweise ausführlichere Fassung erhalten. Der dritte Abschnitt handelt „Von den Versarten;" Viehoff's „Versuch einer Theorie des Verses der deutschen Tragödie" im ersten Jahrgange seines „Archives für den Unterricht im Deutschen" ist hier benutzt; im vierten Abschnitt „Vom Reim" ist wenig verändert; bei der Bearbeitung des fünften „Von den Strophen" Viehoff's erwähnte Abhandlung zu Rathe gezogen. So wie der erste, beginnt auch der zweite Theil mit einer kurzen „Einleitung" und haben die dann folgenden Abschnitte 6 bis 8 zum Gegenstande: „Lyrische Poesie" — „Epische Poesie" — „Dramatische Poesie;" im Anhange ist der „Endreime," der „Parodie" und „Travestie" und des „Räthsels" kurz gedacht. Die frühere, angegebene Eintheilung des zweiten Theiles, so wie die Ein- und Unterordnung der Dichtungsarten ist unverändert geblieben, doch ist Manches verbessert und mit Zusätzen bereichert. Die Beispiele zu den Dichtungsformen sind vermehrt und absichtlich ohne systematische Ordnung unter fortlaufender Seitenzahl, zusammengestellt. Der Verf. erklärt am Schlusse seines Vorwortes, was er bereits bei der ersten Auflage bemerkte, daß er nicht auf Kosten der Sache habe originell sein wollen; ohne der Selbstständigkeit etwas zu vergeben, habe er sich gern auf die Werke anerkannter Autoritäten wie Gervinus, Gebr. Grimm, Hoffmeister, A. W. Schlegel u. A. bezogen.

Soweit wir den behandelten Gegenstand beurtheilen können, verdient das Buch des Herrn Kleinpaul den Beifall der ihm zu Theil geworden und auf den es in dieser zweiten, mit ersichtlicher Sorgfalt umgearbeiteten Auflage noch mehr Anspruch machen darf.

Wir entlehnen dem siebenten Abschnitt ein paar Bruchstücke, eine Anmerkung (zu S. 146), in welcher der Verf. sich über den historischen Roman ausspricht und fein, allerdings etwas derbes Urtheil über den Einfluß der schlechten Romane (§ 224) abgiebt. — Zu der Stelle, in welcher im Texte bezweifelt wird, daß der historische Roman das Studium der Geschichte fördere, heißt es in der erwähnten Anmerkung:

„Nach unserer Meinung bewirkt er vielmehr meist das Gegentheil. Der Geschichtschreiber kann, — selbst wenn er sich einer schöneren Darstellungsweise befleißigt, als sich von dem

Digitized by Google

meisten unserer Historiographen rühmen läßt, — seinen Stoff nicht immer so mundrecht verarbeiten, daß der Leser nur Genuß daran findet: er muß oft Ernst, anhaltenden Fleiß und eine Anstrengung fördern, wie sie der historische Roman nie verlangt. Und das schreckt ab — man lies't gern, aber man studirt nicht gern.

Aber der historische Roman hat nur zu oft noch eine weit bedenklichere Seite, die er zwar mit allen, auf geschichtlichem Grunde ruhenden Poesien theilt, die aber bei ihm am grellsten heraustritt: er trägt häufig zu falschen Vorstellungen über den wahren Hergang der Begebenheiten bei, er entstellt die Geschichte in den Köpfen seiner Leser. Die Freiheit des Dichters, sich an die historische Treue nur so weit zu binden, als es die poetischen Zwecke fordern, bringt diesen Uebelstand mit sich. Würde diese Freiheit nur bei unwesentlichen Gegenständen angewendet, so ginge es noch, aber leider dehnen sie die Romanschreiber oft auf sehr wesentliche aus und schaden so; — wie sehr, das wissen am besten die Geschichtslehrer an höhern Schulen. Denn es ist unmöglich, den Schülern immer anzugeben, was im Roman wahr und was erfunden, es ist unmöglich, weil die Zeit fehlt, ganz abgesehen von dem Umstande, daß es Keinem zuzumuthen ist, alle Specialitäten die der Romanschreiber wohl aus weitläufigen Quellen schöpfen kann, nach ihrem wirklichen Hergange im Kopfe zu haben. Deshalb empfehlen wir allen Dichtern historischer Romane, doch dem Beispiele zu folgen, was z. B. Mundt in seinem Münzer gegeben: möglichst geschichtlich treu zu schreiben!*)

Der Schluß des § 224 lautet:

„Der Roman ist, wie keine andere Dichtungsart, ins Volk gedrungen; wie er im Allgemeinen gewirkt, das läßt die Verordnung der Behörde ahnen, die die Leihbibliotheken nur seinetwillen unter (??) polizeiliche Controlle stellte. Wir wollen nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und dem guten Roman seinen Werth und seine heilsame Wirkung absprechen, aber wir verhüllen unser Antlitz vor dem maaßlosen Verderben, das uns der belletristische Schund, das uns die schlechten Romane gebracht. Es ist das Geringste, daß dem Volke der Geschmack an wahrer Poesie damit verdorben; es ist noch nicht das Aergste, daß von Tausenden Zeit, Geld und Beruf dieser „Lektüre" geopfert wird — wie ein vergiftender Pesthauch hat der Geist à la Clauren auf die Sittlichkeit gewirkt. Und das ist das Beklagenswertheste! Mit Feuer und Schwert sollte man diesen Krebsschaden unserer Literatur vertilgen. Besonders aber sollte man der Uebersetzungswuth entgegen arbeiten, die den Schund des Auslandes auch in das Vaterland verpflanzt und mit leichtfertiger Hand den Saamen ausländischer Liederlichkeit und Frivolität ausstreut. Denn irren wir nicht, so stehen wir, was unsere Originalromane betrifft, jetzt in einer besseren Periode: selbst die Talente schämen sich, unsittliches Zeug zu Tage zu fördern, und nur einzelne verkommene Lohnknechte elender Bücherfabriken geben sich noch dazu her, so schmutzige Waare zu fabriciren."

*) Einen vortrefflichen, bei Brockhaus erschienenen historischen Roman aus Padua's Vorzeit, „Carrara," werden wir baldigst in d. Bl. besprechen. H.

Die Beispiele sind aus Dichtungen von Goethe, Gr. v. Kleist, Rückert, Platen, Arndt, Claudius, Bürger, Lessing, A. W. Schlegel, Uhland, A. Grün, dem Nibelungenliede, Logau, Kopisch, Schiller, F. Stollberg, Hölderlin, Kortüm, Freiligrath, F. Schlegel, Tieck, Brentano, L. Wiese, v. Zedlitz, Prutz, Herder, Wieland, Braunfels, Raßmann, Schmitthenner (nach Veiture), und A. Böttger (Uebers. v. Byron) entnommen.

Druck und Papier sind gut. H

Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise. Mit Bildern und Musikbeilagen. Jahrgang 1852. Januar-Heft. — Februar-Heft. Stuttgart. Eduard Hallberger. Seite 1—112. Gr. 4.

Wir haben wiederholt im vorigen Jahrgange d. Bl. das von Herrn Eduard Hallberger — von einem Kreise der trefflichsten und beliebtesten Jugendschriftsteller im Süden und Norden des deutschen Vaterlandes unterstützt — redigirte und verlegte „Jugend-Album" Eltern und Erziehern bestens empfohlen; die beiden vorliegenden Hefte des dritten Bandes verdienen dieselbe Empfehlung; Inhalt und äußere Ausstattung sind unterhaltend, belehrend und ansprechend. Der Herausgeber hatte für die vorzüglichste bis zum 1. August des verflossenen Jahres einlaufende Erzählung einen Preis von 150 fl. ausgesetzt; der Anfang der mit dem Preise gekrönten Erzählung: „Die Stieftochter," von Aurelie, füllt die Seiten 1—29 (mit einem color. Bilde) und 49—92 dieser beiden Hefte und wird dieselbe im folgenden fortgesetzt werden; ferner finden wir aus dem Nachlasse von Karl Steiger ein Gedicht: „Der treue Hirte;" „Die Hunnenschlacht auf den catalanischen Gefilden" (mit color. Bilde); „Erloschene Vulkane," von F. A. Schmidt; „Georg Washington und das Kind," mitgetheilt von Max Rosenheyn; „Green und die Luftschifffahrt;" „Das Schlangenessen in Neuholland;" „Logogriph," von Irnee; „Die sieben Wunder der alten Welt" (mit Abbildung); „Mozart," Gedicht von Theodor Drobisch; „Die Zobelfänger," von A. F. Schmidt (nebst color. Bilde); „Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt am Nordpole;" „Auflösung des Logogriphs." Als Musikbeilage ist geliefert: „Der Lindenbaum." Volkslied, übertragen für das Piano von W. Krüger.

Hoffmann.

H. W. Schmidt's in Halle Antiquarisches Verzeichniß. No. 52. **Botanik.**

Dieser Catalog, die zweite Abtheilung der „Naturwissenschaften" bildend, enthält über 2150 Bände botanischer Bücher älterer und neuerer Zeit, unter denen sich neben vielen allgemein geschätzten Werken der berühmtesten Botaniker, mehrere Kupferwerke befinden, z. B. Dietrich's Flora universalis und Deutschlands Flora nach natürlichen Familien, des Grafen von Hoffmannsegg's und Link's Flore portugaise, v. Humboldt's und Bonpland's Nova genera et species plantarum, die Schriften von Rivinus, Bruch's und Schimper's Bryologia europaea, W. J. Hooker's Flora bor.-americana, u. s. w., Jacquin's Collectanea, Linné's Hortus Cliffortianus, Lyngbye's Tentamen hydrophytologiae danicae, Martelli's und Bonelli's Hortus romanus, Pallas Flora rossica, Reichenbach's Icones plantarum rar. et minus cognit., v. Krombholtz's Abbildung und Beschreibung der Schwämme, u. s. w. — Auch einzelne botanische Abhandlungen aus: Acta academ., Leop. Carol. Vol. 9—31 und: Mémoires du museum d'histoire naturelle. 12 Tomes, sind unter No. 4752—4819 verzeichnet. Die Preise sind verhältnißmäßig billig. H.

Miscellen.

Das Londoner Athenaeum theilt, wie es sagt, im Interesse seiner jagd- und reiselustigen Landsleute, folgendes Verzeichniß von Raubthieren und Raubvögeln mit, die in den letzten fünf Jahren in Norwegen erlegt worden sind und wofür die dortige Regierung Prämien bezahlt hat:

1846: 219 Bären, 238 Wölfe, 104 Luchse, 81 Vielfraße, 1055 Adler, 154 Bergeulen, 249 Falken und Habichte. 1847: 270 Bären, 259 Wölfe, 146 Luchse, 88 Vielfraße, 2594 Adler, 484 Bergeulen, 480 Falken und Habichte. 1848: 264 Bären, 247 Wölfe, 144 Luchse, 51 Vielfraße, 2498 Adler, 369 Bergeulen, 527 Falken und Habichte. 1849: 325 Bären, 197 Wölfe, 110 Luchse, 76 Vielfraße, 2142 Adler, 343 Bergeulen, 485 Falken und Habichte. 1850: 246 Bären, 191 Wölfe, 118 Luchse, 39 Vielfraße, 2426 Adler, 268 Bergeulen, 407 Falken und Habichte.

Für Kunstfreunde theilen wir aus dem an bibliographischen und Kunst-Seltenheiten reichen Katalog der Bücher-Versteigerung, welche bei J. M. Heberle in Köln, vom 26. Februar bis zum 15. März stattfinden wird, Folgendes mit:

No. 38. Höchstseltenes Blatt in geschrotener Arbeit (manière criblée). Die Kreuztragung. Composition von 8 Figuren. Dieses in Bezug auf Alterthum sowohl, als durch seine technische Ausführung (zum Theil punktirt mit gebäumten Hintergründen ꝛc.) höchst merkwürdige Blatt ist alt illuminirt und trefflich erhalten. Das Wasserzeichen ist ein gothisches p mit Kreuz. 4.

„ 39. — — Die Grablegung. Composition von 8 Figuren. Aus derselben Folge wie das vorgehende Blatt und ebenso interessant und kostbar. (Illuminirt und an den Ecken durch Wurmfraß etwas beschädigt.) 4.

„ 40. — — Abnahme vom Kreuz. Composition von 5 Figuren. Illuminirt. Aus derselben Folge und gleich werthvoll. (wurmst.) 4.

„ 41. — — Auferstehung Christi, im Hintergeunde die 3 Marieen. Altcolorirtes trefflich erhaltenes Blatt aus derselben merkwürdigen Folge. 4.

Die vorstehenden Blätter sind keinem Buche entnommen, sondeen selbstständ. Künstlerarbeiten.

„ 42. Der h. Antonius. Holzschnitt aus der ältesten Zeit der Kunst mit Patronen illuminirt. Kl. Fol. Nicht aus einem Buche und von hohem Interesse.

H.

Letztes Gebet von Maria Stuart.

(Die unglückliche Königin schrieb die nachfolgenden, ebenso durch Frömmigkeit wie Wohllaut ausgezeichneten Zeilen, wenige Stunden vor ihrer Hinrichtung nieder.)

	Uebersetzung.
O Domine Deus!	Herr, Herr der Welt!
Speravi in Te:	Ich baute auf Dich!
O care mi Jesu,	O Jesu, mein Hort,
Nunc libera me:	Befreie nun mich!
In dura catena,	In schmachvollen Ketten,
In misera poena,	In Jammer und Nöthen,
Desidero Te;	Herr! weinend und schwindend,
Languendo, gemendo,	Im Staube mich windend,
Et genuflectendo	Verehre, beschwöre
Adoro, Imploro,	Um Freiheit ich Dich!
Ut liberes me!	

A — s.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Riebour.

№ 15. Sonnabend, den 21. Februar. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 113
Die französische Heizerbande, oder die Räuber von Orgères... „ 116
Literatur:
Thomas Morus. Historische Tragödie in fünf Akten von Friedrich W. Ebeling..... „ 118
Der kleine Volkswirth..... „ 120
Miscellen..... „ 120

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Manon-Jeanne Phlipon ist den 7. März 1754 zu Paris geboren worden. Ihre Mutter hieß Marguerite Bimont, und ihr Vater, Gatine Phlipon, war als Graveur auf dem Brillen-Kay etablirt. Sie war das zweite von sieben Kindern, die aber sämmtlich sehr jung starben, so daß sie allein von ihnen übrig blieb.

Ein Grundzug und Fehler ihres Geistes war eine fieberische und unersättliche Thätigkeit, in Folge deren sie ohne Unterlaß Lectüren und Arbeiten vornahm und betrieb, die weder zu ihrem Alter, zu ihrem Geschlechte, noch zu ihrer Stellung paßten. Vier Jahre alt, war sie des Lesens schon kundig genug, um sich mit Eifer auf das Studium legen zu können, und ihre Eltern, ehrliche Leute, die nur auf ihr Haus und ihr Geschäft bedacht waren, ließen sie die wenigst zu einander passenden und sonderbarsten Bücher, welche der Zufall ihr recht wie in die Hände zu spielen schien, eines nach dem andern, ohne Folge, ohne Abstufung, ohne Methode verschlingen. Acht Jahre alt, hatte sie die Bibel, Scarron's komischen Roman, eine Abhandlung über Appian's Bürgerkriege, die Memoiren von Pontis und der Mademoiselle de Montpensier, und eine Abhandlung über die Heraldik gelesen; daneben erhielt sie Unterricht im Latein von einem Priester, einem Bruder ihrer Mutter.

Madame Roland zählte 39 Jahre, als sie die Erinnerungen ihrer Kindheit schrieb. Sie war damals stark von der Philosophie eingenommen, und während sie an ihren früheren Commentaren über den Text des Englischen Grußes nichts auszusetzen fand, meinte sie ihre Mutter darüber entschuldigen zu müssen, daß dieselbe sie zur Katechisation geschickt hatte. „Einige Leute werden vielleicht die Bemerkung machen, daß es auffallend sey, wie meine Mutter, eine so sorgfältige und verständige Frau, mich habe zur Katechisation gehen lassen können; aber jede Sache hat ihre zwei Seiten. Meine Mutter hatte einen jüngeren Bruder, der Geistlicher in ihrem Sprengel war." — Dieses ist sicherlich nicht der wahre Grund gewesen, und wir sehen da als eine weitere Frucht der Philosophie, daß sie in dem Herzen der Madame Roland den Respect vor ihrer Mutter Frömmigkeit verlöscht hatte. Marguerethe Bimont hat sicherlich die Lectüre ihrer Tochter nicht strenge genug überwacht gehabt, aber in ihren Glaubensangelegenheiten wird weder Respect vor der Welt, noch Familienconvenienz ihre Richtschnur gewesen seyn. Selbst die Atheisten, wenn einigermaßen groß an Geist und edel von Herzen, nehmen Anstand, die unschuldige Seele ihrer Kinder in ihrer Blüthe zu verderben, und während eines der Dinge, die Voltaire zu großem Aergerniß gereichten, war, daß Diderot seiner Tochter eine christliche Erziehung geben ließ, schickte er doch selber sein Gesinde zur Kirche und hielt einen Schulmeister, der die Kinder von Ferney im Katechismus unterweisen mußte.

Man fühlt sich unwillkührlich zur Traurigkeit gestimmt, wenn man sieht, welchen Excessen in der Lectüre und im albernen Vornehmen Manon's unersättlicher und regelloser Geist sich hingab, weil man einsieht, daß sie den besseren Theil ihres Gemüthes in diesen unsinnigen Kämpfen zusetzen muß. Erst neun Jahre alt, hatte sie schon das befreite Jerusalem, den Telemach, Locke's Abhandlung über die Erziehung der berühmten Männer Plutarchs, und, pro pudor! Voltaire's Candide gelesen. Das Merkwürdigste aber ist, daß Madame Roland, nachdem sie bemerkt hat, wie sehr sie sich an dem Lesen des Candide amüsirt,

Digitized by Google

hinzusetzt: „Uebrigens habe ich nie ein sittenloses Buch in Händen gehabt."

Die Erinnerung an Plutarch war dem Geiste der Madame Roland insbesondere lieb und werth geblieben. „Es war," sagt sie, „der Plutarch von Dacier. Dies Werk sprach mich mehr an, als irgend ein anderes, das mir bis dahin zu Gesicht gekommen war, selbst zärtliche Geschichten nicht ausgenommen, obwohl diese mich sehr rührten. Ich werde nie die Fasten von 1763 — ich war damals neun Jahre alt — vergessen, wo ich den Plutarch statt des Gebetbuches mit zur Kirche genommen hatte. Von diesem Augenblick her datiren die Eindrücke und Ideen, die mich zu einer Republikanerin machten, ohne daß ich dies zu werden gedacht hatte." An einer andern Stelle auf dasselbe Thema kommend, setzt sie hinzu: „In der ersten Begeisterung meines jungen Gemüths vergaß ich, zwölf Jahre alt, Thränen, nicht als Spartanerin oder Römerin geboren zu seyn; es war mir, als ob ich in der französischen Revolution die unverhoffte Verwirklichung der Principien sah, mit welchen ich mich genährt hatte. Die Freiheit, sagte ich bei mir selbst, hat zwei Dotten: „die guten Sitten, welche die weisen Gesetze schaffen, und die Einsichten, die uns durch die Kenntniß unserer Rechte zu einem und dem anderen führen. Mein Gemüth wird sich nicht ferner durch den Anblick der geschändeten Menschheit verwundet fühlen, die Menschen werden überall gebessert, und die Glückseligkeit Aller die Basis und das Unterpfand des Glückes jedes Einzelnen werden. Glänzende Chimären, hinreißende Verführungen, die gräuliche Verdorbenheit einer immensen Stadt hat Euch zunichte gemacht! Ich sah das Leben mit Geringschätzung an; nun Verlust hat es mich hassen machen, und nun sind mir die äußersten Excesse der Wahnsinnigen willkommen. Was erwartet Ihr, Anarchisten, Brigands? Ihr proscribirt die Tugend; aber das Blut derjenigen, die sie üben, wird, wenn über diese Erde ausgegossen, dieselbe glühend machen, und sie sich aufthun, um Euch zu verschlingen!"

Der Madame Roland thaten erst die Excesse der durch ihre Freunde, die Philosophen, ihre geleiteten und entfesselten großen Haufens, die einfältigen Helfershelfer der Pariser Sectionen, die Brigands der Gemeinde vom 10. August und vom 31. Mai, und die Mörder des Heilsausschusses Roth, um, zu spät, die natürlichen Folgen der verwirrten Ideen, von welchen sie sich hatte leiten lassen, einzusehen, so wie, wie theil, unvernünftig und verderblich ihre so mühsam erwobene, vorgeblich moralische und politische Wissenschaft gewesen war.

Auch wir haben, eben so wie Madame Roland, in unserem neunten Jahre den Dacier'schen Plutarch gelesen. Die edle Sprache des siebenzehnten Jahrhunderts, wenn auch durch die pedantische Geisteerichtung des Uebersetzers etwas steif geworden; die unten auf den Seiten gegebenen, so zahlreichen und so mannichfaltigen Noten; die bewundernswürdigen Schilderungen des Geschichtschreibers des Heldenaltertums, in welchen die griechische und die römische Gesellschaft mit den häuslichen Sitten, den Gebräuchen, der Religion, der Liturgie, den Schauspielen, den Wissenschaften den Künsten, den Denkmälern, dem Ackerbau, der Kriegskunst, der Politik neu aufleben — alles dieses ist in unserem Geiste lebendig geblieben, und wird ewig darin lebendig bleiben, aber in Verbindung mit der Erinnerung an die gewaltsamen Kämpfe, die haben bestanden werden müssen, um sich den Banden der Philosophie und des Communismus der heidnischen Gesellschaften zu entreißen, bis endlich Plutarch, wie groß und schön auch, in unserer Seele durch das größte und schönste der Bücher, den Katechismus der kleinen Kinder, überwunden und zu Boden geworfen worden ist.

Man sieht es, alle Arten von Gefühlen und Ideen waren bei Madame Roland so frühreif, daß man, nachdem man gesehen, wie weit sie es mit neun Jahren mit ihrem Geiste gebracht hatte, ohne Indiscretion dahin trachten kann, ein Näheres über ihr Herz zu erfahren. Sie kömmt überdem aller äußern Neugier mit einer unerschöpflichen Gefälligkeit entgegen, und giebt uns über diesen Gegenstand in Folgendem genaue Kunde.

„Der zärtliche Fenelon machte mir das Herz weich, und Tasso entflammte meine Einbildungskraft. Zuweilen mußte ich auf Verlangen meiner Mutter laut lesen, was ich nicht gerne that. Das störte mich in meiner Beschaulichkeit, die meine Wonne war, und nöthigte mich, nicht so rasch vorzuschreiten; ich hätte mir jedoch lieber die Zunge abgebissen, als die Episode der Insel Kalypso und manche Stelle des Tasso laut zu lesen.

„Ich war Eucharis für den Telemach, und Herminie für den Tancred; aber wenn auch ganz in diese umgewandelt, fiel es mir noch nicht ein, selber etwas für jemand seyn zu wollen.

„Ich entsinne mir jedoch, daß ein junger Maler, Taboral genannt, der zuweilen zu meinem Vater kam, einen großen Eindruck auf mich machte. Er mochte ungefähr 20 Jahre alt seyn, hatte eine weiche Stimme, ein sanftes Gesicht, und erröthete wie ein junges Mädchen. Wenn ich hörte, daß er im Atelier war, hatte ich dort immer etwas zu suchen, einen Crayon oder was sonst; da seine Gegenwart mich aber eben so sehr verlegen machte, als sie mir wohl that, so entfernte ich mich noch schneller wieder, als ich gekommen war, mit einem Herzklopfen und einem Zittern, das ich in meinem kleinen Cabinette zu verbergen strebte. Ich glaube gegenwärtig schon, daß die Einbildung und die Person bei einer solchen Anlage, bei Unthätigkeit und bei gewissem Umgange rasche Fortschritte machen kann."

Dies Sujet gefiel Madame Roland in hohem Grade, und sie hatte darüber, als sie eilf Jahre und zwei Monate alt war, und in dem Augenblicke, wo sie, zu den Frauen der Congregation in der neuen Straße St. Etienne, Vorstadt St. Marcel, gegeben, ihre erste Communion machte, folgende Ansichten:

„Es ist mir, als hörte ich diejenigen, die dieses lesen werden, fragen, ob dies so zärtliche Herz, diese so liebreiche Empfindsamkeit nicht endlich in reelleren Gegenständen ihre Verwendung gefunden haben, und ob ich, nachdem ich so früh das Glück geträumt, es nicht in einer Leidenschaft verwirklicht habe, die einem andern zu Statten gekommen wäre.

„Wir wollen in nichts vorgreifen, werde ich zu ihnen sagen; bleibt einstweilen nur mit mir bei den Zeiten friedlicher und heiliger Illusionen stehen, in die ich mich noch jetzt so gern zurückversetze. Meint Ihr, daß es in einem so verdorbten Jahrhundert, und bei einer so schlechten gesellschaftlichen Ordnung möglich sey, das Glück der Natur und der Unschuld zu genießen? Darin finden die vulgairen Gemüther ihre Wonne; aber die anderen, für welche, angezogen von Leidenschaften, die mehr verheißen, und gezwungen von bizarren oder grausamen Pflichten, die sie aber doch verehren, das Vergnügen allein zu

Digitized by Google

wenig seyn würde, kennen selten etwas anderes, als den so theuer erkauften Ruhm jener Pflichten zu erfüllen."

Wenige Frauen konnten, wie man sieht, besser als Madame Roland geeignet seyn, sich in die gänzliche Umwälzung Frankreichs zu schicken, wo der gesellschaftliche Zustand so schlecht war, daß die aus freien Stücken geschlossene Ehe in demselben nur bizarre oder grausame Pflichten auferlegte. Man begreift nicht minder, daß ein so empörter Orkan von Fleisch und Blut sich nicht wohl durch das Christenthum bezähmen ließ, dessen mit einer erhabenen und heitern Vernunft in Einklang stehende Principien Einbildungen und Gemüthern sehr in die Quere kommen müssen, die sich im Alter von neun Jahren beim Anblick eines jungen Malers entflammen, und, noch ein Jahr jünger, freie Commentare über den Text des Ave Maria machen. So liest man denn ohne Erstaunen, obwohl mit tiefer Trauer, die folgenden Worte, in welchen Madame Roland die Eindrücke resumirt, die ihr von dem Religionsunterrichte geblieben waren:

„Die Philosophie hat die Illusionen eines eitlen Glaubens verscheucht; sie hat aber die Einwirkung gewisser Gegenstände auf meine Sinne, und deren Beziehung zu den Ideen oder den Anlagen, die sie zu erwecken pflegte, nicht vernichtet. Ich kann auch mit Theilnahme dem Gottesdienste beiwohnen, wenn derselbe mit feierlichem Ernste verrichtet wird. Ich vergesse dann den Charlatanismus der Priester, das Lächerliche ihrer Geschichten, oder das Alberne ihrer Mysterien, und sehe nur noch eine Versammlung schwacher Menschen, welche den Beistand eines höchsten Wesens anrufen. Das Elend der Menschheit, die tröstende Hoffnung eines mächtigen Vergelters beschäftigen meine Gedanken; die fremden Bilder verschwinden, die Leidenschaften legen sich, der Sinn für meine Pflichten gewinnt neues Leben, und wenn die Musik einen Theil der Ceremonieen ausmacht, so fühle ich mich in eine andere Welt versetzt; ich verlasse dann die Stätte gebessert, wo das einfältige Volk nur gedankenlos ein Stückchen Brod gegessen hat."

Wenn man diese, doch recht ärmlich gottlosen, Worte liest, darf man nicht vergessen, daß dies Volk doch nicht so einfältig war, um in mehreren philosophischen Werken, die von Madame Roland bewundert worden, Geist zu finden, und dieses Volkes gesunder Menschenverstand sagte ihm, daß, eine Autorität gegen die andere gehalten, die der Kirchenväter und Concilien jene der Encyclopedie doch wohl aufwögen.

Uebrigens hatte die Religion, selbst bis zum Asceticismus gesteigert, in den verschiedenen Phasen, welche der Geist der Madame Roland durchmachte, auch ihre Reihe. Als sie 12½ Jahr alt war, wollte sie eine Nonne werden. „Der heilige Franz von Sales," sagt sie, „einer der liebenswürdigsten Heiligen des Paradieses, hatte meine Eroberung gemacht, und die Visitandinnen, deren Stifter er war, waren schon von mir als Schwestern adoptirt worden. . . Die Philothea des heiligen Franz von Sales, und das Manual des heiligen Augustin wurden die Quellen meiner Lieblings-Meditationen. Welch eine Lehre der Liebe, und welch köstliche Nahrung für die Unschuld eines jungen, den himmlischen Illusionen hingegebenen Gemüths!"

Die, immer auf ihre Bücher, welcher Art sie auch seyn mochten, versessene arme Manon übertrieb es also mit ihren religiösen Studien eben so, wie mit allen anderen, und ihr Glaube wurde erschüttert. Sie las den Abbe Bauchat, den Abbe Bergier, Abbadie, Holland, Clarke, und darnach durcheinander den Dictionnaire philosophique von Voltaire, den Bon sens des Marquis d'Argens und l'Esprit von Helvetius, Diderot, d'Alembert und Raynal. Sie wurde, wie sie sagt, nach der Reihe Jansenistin, Kathöuserin, Stoikerin, Deistin; aber abgesehen davon, daß solche Qualificationen in einem Alter von 12½ Jahren lächerlich sind, war Madame Roland wohl damals noch nachdenkend etwas anderes, als ein, mehr mit heterogenen und mixten Dingen vollgepfropfter, denn genährter Geist, der die Religion auf die Romane, die Geometrie auf die Musik, die Metaphysik auf die Algebra anwandte, und, nach immensen Anstrengungen, es nur bis zu den beiden äußersten Resultaten: Finsterniß im Geiste, und Hochmuth im Character, brachte.

Der Hochmuth der Madame Roland gab sich in einer eben so vorzeitigen und so lebhaften Weise kund, als alle ihre anderen Leidenschaften, und ihr ganzes Leben war eine Empörung voller Zorn oder Bitterkeit gegen die allgemeinen Zustände einer Gesellschaft, wo es ihr nicht gegeben war, sich ihren Platz zu wählen. Es ist selbst dieser Haß einer Welt, in welcher ihr die Ränge nicht gerecht vertheilt zu seyn schienen, der sie immerwährend die Einsamkeit aufsuchen ließ. Da demüthigte ihren Stolz keine Vergleichung, kein Kampf; sie legte sich nach dem Roman die Rolle einer Heldin zu, welche den augenblicklichen Gefühlen ihrer Seele am meisten zusagte, und sie machte sich in ihrem Cabinette zu einer Prinzessin, Nymphe oder Göttin, um sich darüber zu trösten, daß sie auf der Gasse und in der Gesellschaft nur die Tochter eines unbekannten Handwerkers war.

Diese kleinen Grausamkeiten des Geschickes begannen für Manon in ihrem achten oder neunten Jahre. „Ich ging," sagt sie, „in einem sehr einfachen Anzuge mit meiner Mutter zu Markte, und mußte zum öfteren allein Petersilie oder Salat einholen, wenn die Köchin es vergessen hatte. Ich muß gestehen, daß mir das gerade nicht gefiel; ich ließ es mir jedoch nicht merken, und verstand es, mich meines Auftrages in einer Weise zu entledigen, daß er mir Spaß machte."

Darnach — und dieses ist ein Zug, der sie ganz und gar darstellt, wie sie ist — setzt sie hinzu: „Dies Kind, das ernste Werke las, die Sphäre der Himmelskreise ganz gut erklärte, den Crayon und den Grabstichel handhabte, und in ihrem achten Jahre in einer Gesellschaft junger Personen über ihr Alter, die sich zu einem kleinen Familienfeste versammelt hatten, die beste Tänzerin war; dies Kind wurde häufig in die Küche gerufen, um einen Pfannkuchen zu backen, Grünigkeiten zu verlesen, eine Suppe abzuschäumen. . . . . Ich bin überall auf meinem Platze; ich würde mir meine Suppe ganz so gut kochen können, als Philopoemen Holz fällte; es würde aber niemand, der mich sähe, auf den Gedanken kommen, daß das eine Sache sey, mit der mich zu beschäftigen schicklich wäre."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die französische Heizerbande, oder die Räuber von Orgères.

Von R. Fichet.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

Am 25. Vendemiaire des Jahrs IV, (16. October 1793) an einem windigkalten Abend, wanderten ein Paar Männer langsam längs eines schmalen Pfades in der Gemeinde Saint-Cyren-Val, im Arrondissement Chartres. In einer ziemlich kurzen Entfernung von diesen beiden Männern hätte man, wenn nicht die Dunkelheit neblig und undurchsichtig zu werden begonnen hätte, sehen können, wie zwei und dreißig andere Individuen, theils als Gendarmen, theils als Nationalgardisten uniformirt und sämmtlich in weiten blauen, goldbetreßten Mänteln eingehüllt, unter welchen sich die Karabiner, die Säbel und Pistolen verbargen, auf Pferden, welchen die Hufen mit leinenen Lappen umwickelt waren, um zu verhindern, daß ihr Getrappel auf Steinpflaster hörbar werde, eben so wie sie schweigsam desselben Weges zogen.

Die Straßen waren zu jener Zeit ziemlich unsicher, und auch wenig frequentirt. Die öffentlichen Wagen fuhren auf einigen Strecken zwischen Chartres und Paris, die durch verwegene Anfälle berüchtigt geworden waren, nicht anders, als unter einer starken Bedeckung. Die angesehenern Pächter im Beauce begaben sich nur truppweise, zu Pferde und wohlbewaffnet, nach den Messen und Märkten. Zwei renommirte Räuberhauptleute, Poulailler, der im Jahr 1786 zu Paris gehangen worden, und Fleur-d'Epine, den das Schaffott erwartete, als er, im Jahr 1792, sich bei den Metzeleien der Gefängnisse von Versailles betheiligt hatte, hatten denen, die, mit einem wohlversehenen Beutel hinter dem Sattel, sich allein auf die Landstraße gewagt, ihre Unvorsichtigkeit theuer bezahlen lassen. Außer den förmlichen Räuberbanden, waren die Heerstraßen aber auch noch durch Deserteurs und Refractaires unsicher gemacht, die dieselbe auf ihre eigene Hand ausbeuteten. Die Gendarmerie, die Leute wie die Pferde, hatte wenig Ruhe.

Die beiden Männer, welche den Pfad von Saint-Cyr-en-Val verfolgten, hatten jedoch augenscheinlich keine Ursache, sich diese Lage der Dinge zu Herzen zu nehmen: man konnte an ihrer Haltung sehen, daß weder der eine noch der andere von Räubern oder Marodeurs etwas zu fürchten hatte. Ein anderes wäre es wohl mit einem ehrlichen Pächter gewesen, der, verspätet, ihnen in den Krümmungen der Ebene oder am Saume eines Gehölzes begegnet wäre. Ueber die Eigenschaft dieser beiden Personen konnte man sich nicht irren; auch bedurfte es nicht des geübten Auges eines Brigadiers der Maréchaussée oder eines Polizeiagenten, um ihr Gewerbe, ja selbst ihre im ganzen Lande wohlbekannten Namen zu errathen.

Der erste dieser beiden Wanderer, der bei seinem raschern Gange seinem Gefährten immer einige Schritte voraus war, hielt einen langen Knotenstock in der Hand, der in einer Krücke auslief, die zugleich, um sich darauf zu stützen, und als Waffe benutzt werden konnte. An der Unordnung seiner Kleidung, und an seinem bestäubten Fußzeuge ließ sich leicht erkennen, daß er schon eine weite Strecke Wegs zurückgelegt haben mußte. Obwohl in seiner Haltung etwas Verwegenes und Drohendes lag, stützte er sich im Gehen doch auf seinem Stocke; von Zeit zu Zeit richtete er sein Haupt empor, um in die Ferne zu schauen, und dann konnte sein Gefährte einen zwischen den Zähnen gemurmelten kräftigen Fluch vernehmen. Augenscheinlich ärgerte dieser Reisenden die Länge der Landstraße im Beauce, und es verlangte ihn, das Ziel seiner Wegesstrecke zu erreichen.

Es war ein junger Mann von ungefähr drei und zwanzig Jahren, groß, dünn und schlank. Er ging gekleidet, wie es damals Brauch war, und trug einen langen Rock mit aufstehendem Kragen, ledrene Beinkleider, Husarenstiefel, einen dreieckigten Hut, keck auf ein Ohr gestülpt, eine gewaltige mousselinene Halsbinde, und einen wallenden Busenstreif. Seine Augen traten stark hervor, und sein en queue geflochtenes lichtblondes Haar gab ihm ein militairisches Ansehen. Uebrigens war es unmöglich, ihn anzusehen, ohne sich instinctmäßig abgestoßen zu fühlen. Sein harter und durchbohrender Blick, sein falbes Haar, oder vielmehr seine Mähne, seine zusammengekniffenen Lippen, alles an ihm, selbst eine Art krankhaften und nervösen Tic's, bekundete eine tief verdorbene Natur, eine wilde Brutalität, und die Bekanntschaft mit großen Orgien. Alle Laster schienen auf seinem Gesichte ihr Mal zurückgelassen zu haben, und es war, als ob sein ganzer Körper auch Blut roch. So war Francois Ringette, genannt der Rothe von Nanteau, beschaffen.

Der zweite Reisende, einige Schritte hinter dem ersteren zurück, bildete einen schlagenden Contrast mit demjenigen, dessen Physionomie wir eben skizzirt haben. Es war ein Mann von dreißig Jahren, nicht ganz so groß, wie sein Gefährte, aber von einem herculischen Körperbau, und seine Gesammtheit stellte eins der Typen auf, welchen das Volk den Namen eines schönen Mannes beilegt. Er ging gekleidet in einem blautuchenen Ueberrock, dazu eine Sammtweste, ein zwillichener Pantalon; seine Schuhe waren mit Nägel beschlagen. Eine rothe Halsbinde und ein hoher runder Hut von lackirtem Leder vollendeten seinen Anzug. Ueber der Schulter trug er einen Stock, an welchem ein kleines Bündel hing. Das Gesicht und das Aeußere dieses Mannes hatten auf den ersten Blick nichts Abschreckendes. Es konnte ein fremder Handelsmann, einer der nomadisirenden Colporteurs seyn, die von Dorf zu Dorf gehen und welchen man auf allen Straßen begegnet. Wenn man diese Persönlichkeit aber genauer auf's Korn nahm, und insbesondere, wenn man ihn mit seinem Gefährten, der ganz anders charakterisirt war, verglich, dann würde es einem schwer gefallen seyn, sich nicht auf seiner Hut zu halten. Man sah unter dieser scheinbaren Unbefangenheit und Gutmüthigkeit die Hinterlist und die Entschlossenheit hervorschimmern. Wenn dieser Mann, der in der Regel sehr bedächtig und zurückhaltend war, sich einmal vergaß, dann nahm sein Gesicht seinen eigentlichen harten und grausamen Ausdruck wieder an, und aus seinen gerötheten, etwas tiefliegenden Augen schoß ein Blitz der Wildheit hervor. In solchen Augenblicken verschwand der Colporteur, und machte dem — Heizer Platz.

Dieser Mann war in der That kein anderer, als das Haupt der Räuber von Orgères, der Nachfolger von Fleur-d'Epine, Jean Auger, allgemein als „der schöne Franz" bezeichnet.

Die beiden Reisenden waren, wie wir bereits gesagt haben, schon lange auf dem Marsche, hatten aber, jeder mit seinen eigenen Plänen beschäftigt, nicht ein einziges Wort mit einander gewechselt. Es war währenddem völlig Nacht geworden; und sie

Digitized by Google

waren nur noch wenige Schritte von dem Meierhofe von Gautray, welchen der schöne Franz diesmal zum Ziel seiner Expedition erkoren hatte, entfernt, als er seinem Gefährten durch ein Zeichen Halt zu machen bedeutete, um die Reiter, die ihnen folgten, herankommen zu lassen; denn diese Reiter waren trotz ihres Costüms von Gendarmen und Nationalgardisten nichts anderes, als die zu seiner Bande gehörenden Räuber.

Sobald sie eingetroffen waren, ertheilte er ihnen in einigen kräftigen Worten seine letzten Befehle; dann saß auch er auf, stellte sich an ihre Spitze, und pochte, im Namen des Gesetzes Einlaß fordernd, um, wie er sagte, nach Deserteurs, widerspänstigen Priestern und Emigranten zu spähen, kräftig an die Thür des Meierhofes.

Da der Pächter aber ahnen mochte, mit welch einem Schlag von Leuten er es zu thun hatte, und sich zu öffnen weigerte, sich vielmehr von Innen zu verbarricadiren suchte, so ließ der schöne Franz die Thüren à la bombe sprengen, d. h. durch einen Balken einrennen, den seine Leute wie die Alten ihre Mauerbrecher handhabten, wonach denn Alle mit dem Säbel in der Faust in's Haus drangen. In einem Nu waren die sämmtlichen Hausgenossen, mit Ausnahme des Pächters selber, gefesselt; dieser aber wurde, das Pistol auf der Brust, gezwungen, die Räuber zu dem Schloßverwalter zu führen, der, durch Drohungen und Schrecken eingeschüchtert, sie seinerseits in das Gemach seines Gebieters, des Herrn Deloynes führte.

„Steh auf, Bürger!" redete der schöne Franz diesen an, indem er bei ihm eintrat; „Ich stelle Dir die Wahl zwischen Krieg und Frieden. Du hast viel Geld hier; Dein Schloß steckt voller Reichthümer, und wir könnten Alles nehmen; aber wir sind großmüthig, und wenn Du uns 25,000 Fr. giebst, so soll Dir kein Haar gekrümmt werden. Ich weiß, daß Du geizig bist, und daß es Dir schwer werden wird, einen Entschluß zu fassen; aber bedenke, was Du thuste: entweder Du zahlst die 25,000 Fr., oder es geht Dir an den Kragen! Ich gebe Dir zehn Minuten Bedenkzeit."

Herr Deloynes weigerte sich, dem Verlangen der Räuber zu entsprechen, indem er betheuerte, so viel Geld nicht zu besitzen; dabei drohte er, trotz der Dringlichkeit der Gefahr, den Räubern mit göttlicher und menschlicher Rache, wenn sie sich an seinem Leben vergreifen würden.

„Ich habe des Redens satt," unterbrach ihn der Chef der Heitzer: „Du bekömmst es nun mit dem Rothen von Auneau zu thun." Mit diesen Worten gab er seinem Lieutenant ein Zeichen, worauf dieselbe den unglücklichen Kastelan schnell knebelte, und ihn, nachdem er ein großes Feuer angemacht hatte, zu diesem heranzog und so legte, daß er mit beiden Beinen bis an die Knie mitten in den Flammen lag.

Sodann begann das Rauben oder vielmehr die gänzliche Ausplünderung des Schlosses von Gautray. Alles, was von Gold und Silber und Schmuck, gleichviel in welcher Gestalt, vorhanden war, ja selbst Gemälde von Werth wurden mit fortgenommen, der unglückliche Deloynes aber, der trotz seiner fürchterlichen Qualen den Ort nicht angeben wollte, wo man meinte, daß er Geldsummen verborgen haben müßte, wurde von dem Rothen von Auneau niedergeschossen, nachdem derselbe zuvor die gesammte Dienerschaft ermordet hatte.

Nach beendigter Expedition handelte es sich nun darum, den Raub in Sicherheit zu bringen, und da ist es, um zu erklären, welcher Mittel die Räuber sich zu dem Ende bei solchen Gelegenheiten bedienten, unerläßlich, hier über die Organisation der Bande, gewissermaßen über ihre intimste Lebensweise, in einige Details einzugehen, die wir, wie alles übrige unserer Documente, den Acten der Procedur entnehmen, die in der Criminal-Canzlei von Chartres fünf große Folianten anfüllen, und einer sehr merkwürdigen Beschreibung, die ein Localitäts-Tageblatt, der Glaneur d'Eure-et-Loire, in dem Jahre 1845 und 1846 gegeben hat.

Ohne eine vollständige Geschichte der furchtbaren Genossenschaft von Missethätern geben zu wollen, deren Vernichtung wir zu erzählen beabsichtigen, begnügen wir uns, mit Bezug auf ihren Ursprung zu bemerken, daß der Wald von Dégères und seine unbekannten Höhlen schon unter Philipp August ein Schlupfwinkel für Räuber und Mörder waren, und daß sich späterhin, unter Carl VI., ergab, daß die Hauptmörder der Armagnacs dort funfzehn Jahre lang ein unzugängliches Asyl gefunden hatten.

Vom funfzehnten Jahrhundert ab recrutirten sich der Wald von Orgères und seine endlosen Katacomben, aus welchen die Kathedrale von Chartres glanzvoll hervorgegangen, aus all den Bösewichtern und Banditen, welche die Bürgerkriege erzeugen. Der Krieg der Bourgunder gegen die Armagnacs, unter Carl VI.; der des öffentlichen Wohls, unter Ludwig XI.; die Ligue, die Fronde selber, und vor Allem die brudermörderischen Raufereien, die abscheulichen Kreuzzüge der Jacquerie, lieferten den Räubern des Waldes von Dégères ihre Contingente. Darnach brach die französische Revolution herein, und da schäpten die Kopfabschneider vom 10. August, die Septembermörder, die Kirchenräuber und Mordbrenner, als endlich auch die Nation den Bannfluch über sie ausgesprochen hatte, wie es von der Menschheit längst geschehen war, sich glücklich, mit ihren Aeltesten in Schand- und Freveltaten im Walde von Orgères die monstreusen Traditionen von Mord, Schändung und demagogischer Wuth wiederzufinden, welche sie ihrerseits mit dem Dolche und der Brandfackel in der Faust den Sieg zu verschaffen gesucht hatten.

Von diesem Augenblicke an wurde das ganze Kalkhäuserland ein weites Schauplatz der Verbrechen. Diese vereinten Banden, von welchen die Einen das Rauben unter der falschen Maske der Chouannerie verbargen, die anderen sich unverhüllten Gesichts den Verbrechen hingaben, verbreiteten nicht bloß in der Umgegend von Chartres, sondern auch im Perche, im Vendome, im Blaisois, ja selbst bis in das Gebiet von Orleans Angst und Elend. Diese Gegenden, welche die sprichwörtliche Lauterkeit ihrer Sitten und die Loyalität ihrer Bewohner bis dahin vor allen revolutionnären Unthaten bewahrt hatten, sahen sich von nun ab durch zahllose Attentate auf das Leben, die Ehre und das Eigenthum der Bürger erschreckt. Die unsichtbaren Räuber vergriffen sich an Allen, ohne Unterschied der Lage, der Kaste oder des Reichthums. Der Landmann wurde eben sowohl wie der Bürger, der Edelmann, der nicht emigrirt war und seinen Bürgerschein besaß, eben so wie der Amtsschreiber, der protestantische Prediger eben so wie der katholische Priester beraubt. Alle Welt war über solch eine Vermessenheit, solch eine Sturmfluth nie verdutzt, und die öffentliche Meinung, die in ihren legitimsten Allaerungen zum öfteren ungerecht ist, ging selbst so weit, die Regierung eines geheimen Ein-

Digitized by Google

verständnisses mit den verwegenen Urhebern so vieler Missethaten zu beschuldigen.

Das rührte aber daher, daß der Plan, nach welchem zu gleicher Zeit so viele Verbrechen begangen wurden, mit einer wahrhaften Geschicklichkeit angelegt war; das rührte daher, daß alle Expeditionen, die Orgères zum Mittelpunkt hatten, mit einer merkwürdigen Umsicht ausgeführt wurden.

Nachdem der schöne Franz bei tausend Mann, Alles entronnene Galerensklaven, Reclusionirs oder Mörder, um sich vereint hatte, wollte er nicht allein ihr unumschränkter Gebieter, sondern auch ihr Gesetzgeber seyn, und so hatte er es durch Energie und Geschicklichkeit dahin gebracht, sie zu einer Art von militairischer Freimaurerei zu organisiren. Darnach hatte er, den damaligen Machthabern nachahmend, die Frankreich in Departements abgetheilt hatten, sich für seine Person eine oberste Gerichtsbarkeit über einen Umkreis von ungefähr 150 Lieues angemaßt, und denselben nach dem Vorbilde von jenen in Departements, Districte und Cantons abgetheilt. So galten die Waldungen von Murtte, la Porte und Chambeaudain als Departements, während die Gehölze von Pussin, Lisermeau, Sainte-Escobille und andere von gleicher Größe Districte und Cantons vorstellten, die von den in den größeren Wäldern etablirten Departements abhängig waren.

Mit dieser ersten Vorrichtung im Reinen, hatte der schöne Franz eine Art von Codex aufgesetzt, dem jeder, der mit der Bande in Verbindung stand, bei Todesstrafe in allen Punkten nachleben mußte. Darnach erfann er neue Erkennungszeichen, und ließ es sich angelegen seyn, die Diebessprache zu verbessern, so daß dieselbe dem gemeinen Manne, der durch die Processe über Mandrin und Cartouche zu sehr in sie eingeweiht worden war, minder verständlich sey. Da er seiner Bande sich unaufhörlich und dergestalt vergrößern sah, daß sie in den Höhlen von Orgères nicht mehr unterzubringen war, so organisirte er, nach einem feuchtbaren Ausdruck der damaligen Zeit, das Ueberseilen der Ebene, eine Art von Ueberschwemmung des Beauce, dessen Meierhöfe, wie ein erobertes Land behandelt, nun förmliche Razzias erdulden mußten.

Der schöne Franz ließ es aber bei diesen Maaßregeln noch nicht bewenden, sondern war, die Expeditionen seiner Bande aus einem mercantilischen Gesichtspunkte nehmend, auch darauf bedacht, der Beute derselben Absatz zu verschaffen, zu was Ende er in Paris, zu Orleans, Chartres und Pithiviers Entrepôts anlegte. Er erwarb sich, unter dem Namen von Feriers und Landeignern, Complicen, die, unter dem Schein des Ackerbetriebes oder des Handels, auf vielen verschiedenen Punkten den Leuten seiner Bande im Fall der Verfolgung eine Retirade, und dem Silbergeschirr, den Waaren, und sonstigen Gegenständen, welche die Frucht der Beraubung von Kirchen, Schlössern und Meierhöfen waren, jederzeit Absatz sicherten.

Den Rothen von Auneau hatte der schöne Franz, wie wir bereits gesagt haben, zu seinem Lieutenant gewählt; außerdem hatte er noch folgende Agenten in seiner Bande: einen Schulmeister oder Père des mioches, der die Kinder zeitig in allen Diebespraktiken unterrichten mußte; einen Curé (Pfarrer) des Pègres, ein Ex-Priester, der in gotteslästerlicher Parodie die Ehen oder vielmehr Verkuppelungen der Bande nach einem festgesetzten Ritus einzusegnen hatte; einen Aeltestern, Vater Provenchère genannt, ein Greis von mehr als 80 Jahren, der zum Brandmark und zur Galeere verdammt gewesen war, sich diesen Strafen aber immer zu entziehen gewußt hatte, um unter der Bande die Lehren und Traditionen der älteren Chefs zu verewigen, unter welchen er schon thätig gewesen war; endlich die Brigadiers oder untergeordneten Anführer, die nach ihren Noms de guerre benannt wurden, als: Ohne-Daum, Mauvrebrannt, Großer Dragoner, Großer Bauval, Hinkender von Chartres, Einäugiger von Jouy (ein Blutsäufer, der einmal, nach einem Aderlaß, verlangte, daß ihm das Blut gekocht aufgetragen werden sollte), Johann der Kanonier, Tödte-Alles, Kleiner Brauerson (dieser war im Jahr 1783 ausgepeitscht, gebrandmarkt, und zu den Galeeren verurtheilt worden, während sein Bruder wegen Straßenraubs gerädert ward) ꝛc.

Die Frauen der Bande, von welchen letztlich 64 zur Haft gebracht wurden, hatten auch ihre Beinamen, als: die große Marie, die Bendee, die Labarde, die Dubourg, ꝛc. Eine unter ihnen, die Wittwe Renaudin, fast eben so alt wie der Vater Provenchère, ward, ihrer langen und vielfältigen Dienstleistungen wegen, die gute Mutter von Apreux genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Thomas Morus. Historische Tragödie in fünf Akten von Friedrich W. Ebeling. Mit einer Vorrede: Zur Kritik der deutschen Kritik. Berlin 1851. Druck und Verlag von Albert Sacco. XXVI und 98 Seiten. 8.

Zu Anfange der Vorrede, die der Verfasser draußen zu wollen erklärt, um „schedinsmatisch ein Stück Arbeit abzuthun, ähnlich so, wie sie Friedrich Hebbel vor nicht langer Zeit bei Herausgabe seiner Julie vollzogen," d. h. um einer ganzen Reihe von deutschen Autoren und Zeitschriften, Gutzkow, Prutz, Dingelstedt, den Gränzboten, den Blättern für literarische Unterhaltung, den Fehdehandschuh hinzuwerfen, — äußert Derselbe in Bezug auf das vorliegende Trauerspiel, daß er „nicht gewillt sey, mit den Bühnendichtern von Metier zu concurriren, und es also keiner recensirenden cautio de damno infecto bedürfe, daß er vielmehr jene humane, unparteiische Beurtheilung dieses Stückes erwarte, die man von einem Gentleman, was nach dem Ausspruch der Gränzboten ein Schriftsteller, und daher auch ein Recensent sein soll, zu fordern berechtigt ist." —

Man muß gestehen, daß Das jetzt eine seltsame Art der jüngeren Autorenwelt ist; der Eine proclamirt laut den souverainen Willen des schaffenden Genies, der keine Satzungen der Kritik anerkenne, der Andere glaubt Kritiker und Neider in eine Categorie stellen zu müssen, der Dritte erklärt gar, daß er „mit den Leuten von Metier nicht concurriren wolle." Das Letztere könnte ganz bescheiden klingen, wenn es nicht eben doch einen andern

Digitized by Google

Anstrich hätte, und gar viele Aehnlichkeit mit dem geringschätzigen Stolze verriethe, mit welchem der in seine Berufssphäre sich eingebogene Geschäftsmann auf die freien Hervorbringungen des Geistes herabzublicken pflegt. Allein, Wer aus seiner Sphäre heraustritt, und ein Werk seines Geistes der Oeffentlichkeit übergiebt, hat es damit ohne Weiteres über sich genommen, mit den „Leuten von Metier zu concurriren," und muß es sich auch gefallen lassen, daß die Kritik seine Tragödie für eine Tragödie nimmt, und demgemäß ihre Anforderungen stellt. Vorurtheilsfreiheit allein und Gerechtigkeitsliebe können die gentlemännischen Eigenschaften seyn, die der Autor von seinem Recensenten zu fordern berechtigt ist.

Ohne diese Eigenschaften zu verläugnen, glauben wir denn auch sagen zu dürfen, daß der „Thomas Morus" des Herrn Ebeling ebensowenig dem Stoffe, als der Durchführung nach dem Begriffe einer Tragödie entspricht, sei es eine historische, oder eine andere. Das Schicksal eines pflichtgetreuen Beamten, der sich weigert, eine gegen seine gewissenhafte Ueberzeugung laufende Verkündigung seines Landesherrn zu unterschreiben, und dafür Gefängniß und Tod erleidet, ist an und für sich, wenn an diese Handlung keine großartigen Folgen sich knüpfen, noch kein Stoff, der zur Höhe des tragischen Kothurns hinanreicht. Welch' einen Reichthum von tragischen Sujets würde sonst unsere Zeit bergen! — Vielmehr fehlen einer solchen Begebenheit fast alle Kennzeichen einer dramatischen Handlung; ihr Schauplatz ist das Innere des Menschen, dort werden die Kämpfe zwischen den Lockungen des äußeren Vortheils und der Stimme des Gewissens gelitfert; was davon nach Außen heraustritt, ist nur das Endresultat dieser inneren Zwistigkeiten, daß der Autor selbst einmal sehr passend eine seiner Personen, den Cromwell, in die Worte: „Ehren oder Ehre?" zusammenfassen läßt. Ueber diesen Seelenkampf ließen sich vielleicht einige treffliche Monologe schreiben, schwerlich aber ein ganzes vortreffliches Drama.

Man darf vielmehr von vornherein annehmen, daß wie viel oder wie wenig Personen der Dichter auch sonst einführen mag, sie doch Alle zu der einen Hauptperson in einem ganz äußerlichen Verhältnisse stehen, und mit ihren Bitten, Ueberredungen und Bedrohungen kaum etwas Anderes vermögen werden, als der einzigen handelnden Person des Stückes ihren Entschluß etwas schwieriger zu machen, und ihren Triumph der Selbstüberwindung zu vergrößern. Und so ist es denn auch sämmtlichen Personen, die sich um den Thomas Morus herum bewegen, ergangen. Es ist deren gerade keine kleine Anzahl; der König Heinrich VIII., Cromwell, des Königs Günstling, (ein Vorfahr des Protectors!); Cranmer, Erzbischof von Canterbury; Anna Boleyn; ein Sohn, zwei Schwiegersöhne, die Frau und drei Töchter des Morus; englische Peers, Geschworne, und alle Staffage einer großen shakespearisirenden Tragödie, — allein alle diese Personen sind mehr oder weniger — Schattenbilder ohne individuelles Leben. Der König Heinrich ist ein leerer Wüthrich, höchstens passend für die parodirenden Puppenspiele der Weihnachtsausstellungen; Cromwell, der der gefährlichste Feind des Morus sein soll, ein Mensch ohne allen Plan und Gedanken, den nur ein solcher Heinrich, wie der hier geschilderte, als Rathgeber an seiner Seite dulden kann, und an dem es sich wahrlich nicht lohnt, die poetische Gerechtigkeit zu üben, wie dies hier im Verlaufe der Handlung geschieht; die ganze Familie des Morus endlich zählt nur vollständig unbedeutende Personen. Während bei der Zeichnung dieser Charactere nach des Dichters Erklärung mehr oder minder die poetische Willkür gewaltet hat, so bezeichnet er den der Anna Boleyn dagegen als das Resultat historischer Forschungen, die dieselbe in weit ungünstigerem Lichte, als die gewöhnliche Annahme, erscheinen lassen; man sieht aber überhaupt nicht ein, wozu es ihrer hier bedurfte. Aber selbst, was man nach dem Allen am Ehesten erwarten sollte, — eine eingehende Schilderung des Seelenkampfes der Hauptpersonen — ist eigentlich nicht vorhanden. Es ließe sich vielmehr gegen den Heroismus des Kanzlers dasselbe geltend machen, was man schon vordem gegen den des Corneille'schen Polyeuct bemerkt hat — seine That schreit ihm Nichts, oder doch nur wenig zu kosten, und es darf daher nicht Wunder nehmen, daß sie denn auch uns, die Hörer und Zuschauer, nur wenig berühret. —

Auch in der dramatischen Technik kann Herr Ebeling nur erst für einen Anfänger gelten. Fast keine einzige Scene dieser Tragödie ist auf eine natürliche Weise eingeleitet oder beschlossen; die Personen kommen und gehen, reden und schweigen — ohne innere Nothwendigkeit. Der Dialog ist nicht selten durchaus unnatürlich, oft sehr zur Unzeit sententiös, noch häufiger äußerst trivial, und bis zu den gewöhnlichsten Gemeinplätzen herabsteigend, wovon das Gespräch der Morus'schen Familie zu Anfange des zweiten Akts ein auffallendes Beispiel giebt; selbst entschieden undeutsche Wendungen sind nicht selten. *)

Nachdem wir nun so manchen Tadel genöthigt waren, auszusprechen, freut es uns um so mehr, einzelne Partien der Tragödie als gelungen hervorheben zu können; so den Monolog des Morus im Gefängnisse (dritter Akt, zweite Scene), der eine treffliche Paraphrase des biblischen Ausdruckes: „Und sie legten Hand an ihn" enthält, und die kurze Auseinandersetzung, mit der Morus (erster Akt, erste Scene) den Wunsch, seine Aemter niederzulegen, gegen die Seinigen motivirt. Auch die Rede des Morus vor Gericht (Vierter Akt, erste Scene), in welcher derselbe seinen Richtern die Verbindlichkeiten, die England dem Papste schuldet, vorhält, gehört unbedingt zu den besseren Partien des Stückes.

In der Versification seiner Tragödie — ersterer besteht aus miteinander abwechselnden fünffüßigen vollständigen und sechsfüßigen unvollständigen Jamben — hat der Verfasser sich oft die größten Freiheiten erlaubt, und Verse wie die folgenden:

„Und auf | Beach|tung bil|liger | Rück|sichten" I, 1.

oder „Nie wer|der dem | Cardi|nal | ich glei|chen" III, 2.

sind nichts Seltenes.

*) König zu Cranmer:

„Was sieht Euch an, Lord Erzbischof? Ihr scheint
Mir just betroffen?" I, 2.

König.

„Sagt, edler Norfolk, Morus:" statt: sagt dem Morus.
Ebendas.

Morus.

„Was Glaube, Ehre, heil'ges Recht der Freiheit
Dem Mann gebeut, wovon nur Memmen,
Tyrannendiener, feile Glaubensfrevler,
Von je sich zu entziehen strebten."
III, 2.

Digitized by Google

Der Verfasser äußert in der Vorrede, daß „selbst bei den brillantesten Erfolgen es noch höchst zweifelhaft sei, ob er sich zur Production eines neuen Stückes entschließe.“ Sollte diese Drohung, oder für was der Verfasser diese Aeußerung sonst angesehen haben will, eine so ganz ernsthaft gemeinte sein? Wie würden es bedauern, indem wir dieselbe, auch bei einem durchaus nicht brillanten ersten Erfolge, keineswegs für gerechtfertigt halten würden.

Druck und Papier sind vortrefflich zu nennen.

MM.

Der kleine Volkswirth. Ein Büchlein für den Elementarunterricht, mit einem Vorwort an die deutschen Lehrer von O. Hübner. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer. 1852. 79 Seiten. 12.

Der Zweck dieses Büchleins erhellt aus dem Vorworte des durch mehrere volkswirthschaftliche Abhandlungen, z. B. „Die Irrthümer des Schutz-Systems. Beleuchtung der Rede des Herrn Thiers“; „Die Arbeiter und die Maschinen“; „Die Zoll-Einigung und die Industrie des Zollvereins und Oesterreichs“ bekannten Verfassers, welches wir daher hier wiedergeben:

„Der Socialismus macht darum so große Fortschritte, weil der Volksunterricht bisher in den Gemüthern der Kinder den Raum nicht bebaut hat, auf welchem sich die Leidenschaften und Tugenden der Erwachsenen bewegen und es dem Zufall überließ, die Begriffe über Mein und Dein, über Eigenthum und Erwerb, über Menschen und Güterwerth zu gestalten.

Ich entspreche vielseitigen Aufforderungen, welche an mich gelangt sind, indem ich die Lehrer Deutschlands einlade, jene Lücke auszufüllen, und ihnen vorläufig in diesem kleinen Buche einen Versuch übergebe, die Grundsätze der sittlichen Volkswirthschaft, faßlich für die Kinder darzustellen.

Ich gestehe, daß ich mehr Schwierigkeit in diesem Versuche gefunden habe, als in irgend einer der wissenschaftlichen Abhandlungen, in welchen ich sonst die Volkswirthschaft zu besprechen pflege, und ich verkenne nicht, daß ich viel, sehr viel, dem Lehrer zu thun, übrig lasse.

Die unerschöpfliche Aufopferung, die bewunderungswürdigen Leistungen der deutschen Lehrer, lassen mich aber hoffen, daß ich darum nicht vergeblich auf ihre Unterstützung rechne, weil ich sie in einem hohen Maaße in Anspruch nehme.

Es gilt, der Jugend die Gesellschaft achten und lieben zu lehren, es gilt, ihr einzuprägen, daß der Fleiß, die Enthaltsamkeit, die Redlichkeit, daß die Tugend nicht allein gottgefällige Opfer, sonder daß sie auch vortheilhaft sind, und daß daher die blendenden Versprechungen, welche der Socialismus für den Umsturz jener erhabenen Principien bietet, Lüge sein müssen.

Zu diesem Zwecke bitte ich die deutschen Lehrer, diese Blätter zu benutzen.“

In 13 Abschnitten, die in mehrere Paragraphe zerfallen, sind folgende Gegenstände in einfacher und leicht faßlicher, aber zugleich anziehender Darstellungsweise besprochen: Arbeit. Arbeitstheilung. Tausch. Geld. Fabrikant und Handwerker. Der Landmann. Der Kaufmann. Der Lehrer. Der Beamte. Werth und Preis. Eigenthum. Capital und Zins. Reich und Arm. Alles ist durch Beispiele, größtentheils aus dem Familien- und Kinderleben, der Jugend zur klaren Anschauung gebracht; sehr gut gewählt ist besonders die stete Beziehung auf den Ursprung u. s. w. des Buches selbst. Am Schlusse eines jeden Abschnittes sind auf den Inhalt desselben sich beziehende Fragen hinzugefügt; sie zu vermehren, finden einsichtsvolle Lehrer hinreichenden Stoff. — Von seiner eigentlichen Bestimmung abgesehen, möchte „der kleine Volkswirth“ auch Lesern, denen die ersten Grundsätze der Volkswirthschaft ganz fremd sind, manche Belehrung gewähren.

Die typographische Ausstattung ist lobenswerth. Kr.

Miscellen.

Die Sepolture dei Giganti. Diese Riesengräber auf Sardinien bestehen aus großen Steinen, welche ohne Mörtel auf einander gefügt sind und eine Haube von 36—50 Fuß Länge auf 3—6 in der Breite einfassen; die am besten erhaltenen sind mit ungeheuren Steinplatten bedeckt. Die Richtung eines solchen Grabes ist stets von Nordwest nach Südost. Am südlichen Ende erhebt sich ein gewaltiger, eckiger Stein, 10—15 Fuß hoch, dessen Gestalt bald elliptisch, bald viereckig, bald kegelförmig ist; mehre haben an ihrer Basis eine Oeffnung von 18 Zoll ins Gevierte. Nach jeder Seite läuft eine Reihe Steine aus, unregelmäßig an Umfang und Gestalt, die einen Bogen beschreiben, dessen Sehne 20—40 Fuß beträgt und das Ganze einem Sporn ähnlich macht. Die Benennung, „Sepolture dei Giganti“, welche die Sarden diesen Denkmalen geben, entspringt aus ihrer Ansicht, daß es wirklich Riesengräber seien; andere Benennungen aber, z. B. „Stein der Juden“, so wie ihr Alter, deuten darauf hin, daß es Opferstätten sein mochten. Diese „Sepolture“ scheinen Sardinien ganz eigenthümlich anzugehören, und man kann mit Recht vermuthen, daß diese „Sepolture“ die Gräber von Helden eines abgöttischen Volkes waren.

A.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger SOCIETÄT
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 16. Mittwoch, den 25. Februar. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 121
Literatur:
Carrara. Ein historischer Roman aus Paduas Vorzeit ..... " 124
Miscellen ..... " 128
Anzeige ..... " 128

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Da haben wir das ganze Gemüth der Madame Roland in wenigen Zeilen. Ihre Stellung war ihr verhaßt, und da sie sich nach dem Hofe und der Welt nicht adeln konnte, so legte sie sich mit einem ungezügelten Enthusiasmus auf die Wissenschaft, den einzigen Adel, der ihr zugänglich war, und jedes neue Buch als ein Feld betrachtend, das sie der Tradition ihres Geistes hinzufügte. Unglücklicher Weise sah sie wenig auf die Qualität der Ahnen, die sie sich so gab, indem sie Scarron zu Malebranche, den Pfarrer Meslinez zu Bossuet gesellte, und, was nicht minder bedauerlich war, sie war auf das, was sie für ihr Wissen hielt, noch eitler als die Andern auf ihren Adel. Man sehe nur, mit welcher Affectation sie einen literarischen Ruhm neben kleinliche Haushaltsdetails hinstellt, durch die sie sich für gedemüthigt und compromittirt hält. Sie ging zuweilen aus, um Salat einzukaufen; aber sie las auch ernste Bücher; sie schäumte die Suppe ab und buk einen Pfannkuchen; aber sie erklärte auch die Kreise der Himmelssphäre; und wenn sie späterhin, wo sie das Haupt einer politischen Partei und die Frau eines Ministers geworden ist, sich noch für fähig, ihre Suppe zu kochen, erklärt, will sie doch, daß Jedermann wissen soll, daß sie keiner Köchin ähnlich sehe und eben so gut ein Heiligengrisettenritter sey, als Philopomene ein Holzfäller gewesen.

Was konnte aber wohl natürlicher seyn, als daß die Tochter eines Handwerkers, der von seiner Hände Arbeit lebte, im Stande war, den bescheidenen, aber nothwendigen und würdigen Beschäftigungen des Haushalts vorzustehen; und was würde aus einem Lande werden, wo alle jungen Mädchen Algebra, Metaphysik, Theologie und Völkerrecht lernen und das Lesen der Bücher eines Clarke, des heiligen Augustin, Montesquieu's und Burlamaqui zu ihrer gewöhnlichen Beschäftigung machen wollten? Aber Madame Roland war zu eingebildet, um weder die Pflichten von Andern noch die eigenen einzusehen. Ihr Vater wollte sie in seinem eigenen Geschäfte einweihen, dem sie Ehre gemacht haben würde. „Man ließ mich den Anfang im Graviren machen," sagt sie; „mir war Alles recht. Ich lernte den Grabstichel halten, und hatte bald die ersten Schwierigkeiten überwunden .... Mein Vater verwandte mich zu einem kleinen Genre, für welches er mich zu interessiren gedachte, indem er einen Vortheil für mich damit verknüpfte. Er ließ mich kleine Arbeiten machen, deren Bezahlung er mit mir theilte. Das ranonirte mich aber, und ich fand nichts Faderes, als den Rand eines Uhrgehäuses zu graviren oder ein Etui zu verzieren. Ich fand mehr Vergnügen daran, ein gutes Buch zu lesen, als wie ein Band zu kaufen, schloß deshalb meine Grabstichel weg, und habe sie seitdem nicht wieder angerührt."

Einige zufällige Umstände nährten den Haß der Mad. Roland gegen eine Gesellschaft, bei welcher ihr Stolz nicht seine Rechnung fand, und flößten ihr, noch weit mehr als das Lesen des Plutarche, republikanische Gesinnungen ein.

Eines Tages nahm ihre hochbetagte Großmutter Phlipon sie zu einem Besuche in dem Hôtel Boismorel, in der Straße Saint-Louis im Marais, mit. Der Anblick der Lakaien regte schon ihre Nerven an, und ihr kleines Herz gerieth vollends in Aufruhr, als sie, in den Saal tretend, die Frau von Boismorel auf einem Kanapee sitzend betrachtete.

„Die Frau von Boismorel", erzählt sie, „hatte das Alter, den Wuchs und die Corpulenz meiner guten Mama; aber in ihrer Kleidung verrieth sich mehr Absicht, den Reichthum und die Vor-

Digitized by Google

nehmheit zu bekunden, als Geschmack, und weit entfernt, den Wunsch zu gefallen auszudrücken, sprach sich in ihrer Physionomie der Wille, vereirt zu werden, und die Ueberzeugung, daß dem so seyn müsse, aus. Ein reiches Spitzenmützchen à papillons auf dem Hinterkopfe ließ ein, vielleicht erborgtes, Haar sehen, das mit der fingirten Discretion geordnet war, die, am sechzig Jahre zu verdecken, schon Rath that, und eine zwiefach aufgetragene Schminke gab Augen, die sehr nichtssagend waren, eine weit größere Härte, als erforderlich gewesen wäre wie die meinigen niederschlagen zu machen."

Was der Entrüstung der kleinen Philosophin vollends den Boden einschlug, war, daß die Frau von Boismorel es sich herausnahm, ihre gute Mama Phlipon bei ihrem Jungfernnamen, Mademoiselle Ratisset, zu nennen.

„Ei, guten Tag Mademoiselle Ratisset!" rief die Frau von Boismorel mit einer lauten und kalten Stimme aus, indem sie sich bei unserm Eintritt erhob. (Mademoiselle? — Wie? meine gute Mama hier Mademoiselle!) Ich bin wahrlich recht erfreut, Sie zu sehen. Und dies hübsche Kind — das ist wohl Ihre Enkelin? ... Wie alt ist Ihre Enkelin, Mademoiselle Ratisset?" ... Die Unterhaltung drehte sich sodann um die Familie und die Frau vom Hause. Es wurde von dem Abbe Langlois, von der Marquisin von Levy, von dem Rath Brion, und von Madame Roude, die trotz ihres Alters noch gern mit entblößtem Busen ging, außer wenn sie ausfuhr, wo sie ihn sorgfältig mit einem großen Tuche bedeckte, das sie zu dem Ende in der Tasche trug, weil, wie sie sagte, ein solcher Anblick nicht für die Lakairen geschaffen sey, gesprochen .... Zu mir sagte die Frau von Boismorel: „Mein Herzchen, schlag' nicht so viel die Augen nieder; sie können sich schon sehen lassen, und kein Beichtvater verbietet, sie zu öffnen. Ha! Mademoiselle Ratisset, man wird Ihnen viel die Cour machen, und recht zeitig, ich verspreche es Ihnen. Adieu, meine Damen." Darauf klingelte die Frau von Boismorel, beschwichtigte ihren Hund, und hatte sich wieder in ihr Canape geworfen, ehe wir noch das Vorzimmer erreicht hatten."

Ein andermal machte unsere Philosophin mit ihrer Großmama einen kleinen Ausflug nach Versailles, in Gesellschaft einer alten Dame, d'Hannaches, die sehr eingebildet auf ihren Adel war. „Die Bekanntschaft der Madame Le Grand, Kammerfrau der Dauphine, bahnte uns den Weg. Mademoiselle d'Hannaches drang überall stolz vorwärts, immer bereit, einem Jeden, der sich ihr hätte in den Weg stellen mögen, ihren Namen an den Hals zu werfen, und des festen Glaubens, daß man ihrem grotesken Gesichte die sechs hundert Jahre ihres erprobten Adels ansehen müßte .... Die niedliche Figur eines kleinen Kragenmannes, wie der Abbe Bimont, und der einfältige Hochmuth der häßlichen d'Hannaches waren an dieser Stätte schon an ihrem Platze; aber das ungeschminkte Gesicht meiner ehrwürdigen Mama und mein bescheidener Putz verriethen den bürgerlichen Stand. Ich sah lieber die Statuen des Gartens, als die Leute des Schlosses, und als meine Mutter mich fragte, wie ich mit meiner Reise zufrieden sey, antwortete ich, daß ich mich nach ihrer Beendigung sehnte, indem wir bei noch einigen Tagen Bleibens die Leute so verhaßt werden würden, daß ich gar kein Ende darin absehen könnte. „Was thun sie Dir denn zu Leide?" — Die Ungerechtigkeit empfinden, und jeden Augenblick Zeuge von Albernheiten seyn müssen! Ich seufzte, indem ich an Athen dachte, wo ich ebenfalls die schönen Künste bewundert haben würde, ohne durch den Anblick des Despotismus verletzt zu werden; ich erging mich im Geiste in Griechenland, wohnte den olympischen Spielen bei, und begierte mich, Französin zu seyn."

Ha! Madame Roland war in einem großen Irrthume befangen, als sie sich für eine Republikanerin hielt: sie war nichts weiter, als neidisch. Gott würde sie zu sehr in ihrem Hochmuth gestraft haben, wenn er sie zu Athen hätte geboren werden lassen. In das Innere eines Weibergemaches relegirt, ohne Bücher, ohne Renomme, ohne äußern Einfluß wäre ihr nur das Eine übrig geblieben, nicht selbst in die Reihe der Sclavinnen mitzuzählen: deren zu haben.

Die grausamste Demüthigung, die diesem überspannten und eitlen Geiste nur widerfahren konnte, traf ihm in dem Alter von zwanzig Jahren. Manon besaß die Schönheit, die wir schon kennen, und die sie uns selbst beschrieben hat. Es hatten sich indeß mehrere Bewerber um ihre Hand gefunden, sie waren aber, da sie weder Rang noch Reichthümer aufweisen konnten, sämmtlich abgewiesen worden. Inzwischen hatte Manon mit der ihrem Alter eigenthümlichen Stärke oft wahrgenommen, wie auch ihr Schlachter ihr Aufmerksamkeiten zu beweisen beflissen war, ohne daß sie jedoch deren Endziel errathen hatte. „Man hat gesehn," sagt sie, „wie meine verständige Mama es darauf angelegt hatte, daß ich sowohl in der Küche als im Salon, auf dem Markte wie auf der Promenade an meinem Platze sein sollte. Der Schlachter, der ihre Kundschaft hatte, verlor seine zweite Frau, und war wieder Wittwer mit einem Vermögen von 50,000 Thalern, das er noch zu vermehren gedachte. Diese Besonderheiten waren mir nicht bekannt; mir war es nur angenehm, gut bedient zu werden, und ich wunderte mich sehr, diesen Mann so oft des Sonntags in einem schönen schwarzen Habit und sonstigem Staate auf unsern Spaziergängen zu begegnen, wo er dann meiner Mutter immer einen tiefen Bückling machte, ohne sie jedoch anzureden. So trieb er es einen ganzen Sommer hindurch, und als ich dann einmal unpäßlich wurde, da ließ der Schlachter sich jeden Morgen erkundigen, was mir in seinem Fache am zuträglichsten seyn möchte. Diese sehr directe Sorgfalt begann meinem Vater ein Lächeln abzunöthigen, und er ließ, um sich einen Spaß zu machen, die Demoiselle Michon, eine ernste und sehr gesetzte Person, als sich dieselbe einstellte, um ceremoniell für den Schlachter um mich anzuhalten, direct zu mir kommen."

Man kann sich die wegwerfende Geringschätzung und die verbissene Wuth denken, womit die Schülerin eines Plutarch, Fenelon und Tasso, die als die Aspasia des Perikles, die Eucharis des Telemach, oder die Herminia des Tancreds eingeschlummert war, die Zumuthung abwies, als die dritte Frau ihres Schlachters wieder erwachen zu sollen.

In dieser Stimmung war es, wo Manon die Bekanntschaft von Roland machte.

Roland war gerade nicht geschaffen, um die Träume unserer Manon mit besonders anmuthigen Illusionen auszufüllen; auch ließ sie fünf Jahre vorüber hingehen, ehe sie ihm ihr Herz abstand. Die Klosterfreundin, die ihn ihr zusandte, sprach sich folgendermaßen über ihn aus:

„Dies Schreiben wird Dir durch den Philosophen übergeben

werden, dessen ich zuweilen gegen Dich erwähnt habe, den Herrn Roland de la Platière, ein aufgeklärter Mann und von reinen Sitten, dem Nichts vorzuwerfen ist, als seine große Bewunderung der Alten auf Kosten der Neueren, die er verachtet, und die Schwachheit, gern von sich selber zu reden!"

Ueber den Eindruck, den er auf Manon machte, spricht sie sich folgendermaßen aus:

„Ich sah einen Mann in den Vierzigern, von hohem Wuchs, nachlässig in seiner Haltung, mit der Art von Steifheit, welche das Junggesellenleben giebt; doch waren seine Manieren einfach und ungezwungen, und verriethen, ohne die Politur der Welt zu haben, die Höflichkeit des Mannes von Bildung mit dem Ernst des Philosophen. Magerkeit, ein etwas gelber Teint, eine schon ziemlich von Haaren entblößte Stirn thaten den regelmäßigen Zügen keinen Abbruch, sondern machten sie nur mehr ehrwürdig als verführerisch. Seine Stimme klang männlich, seine Redeweise war abgebrochen, wie die eines Menschen, der nicht lange Luft schöpfen kann."

Alles dieses war nun, wie man sieht, weit ab vom Telemach, vom Alcibiades und vom Tancred.

Manon's Lage war damals nicht eben glänzend. Ihre Mutter war gestorben, ihr Vater hatte sein Vermögen sehr heruntergebracht, so, daß ihr nur 500 Livres Rente blieben, womit sie sich in das Kloster der Congregation zurückzog. „Kartoffeln, Reis und Schminkbohnen, dazu einige Körner Salz und ein Bischen Butter, Alles in einem und demselben Topfe gekocht, bildeten", sagt sie, „meine verschiedenen Gerichte, und gaben die, nicht viel Zeit erfordernde, Beschäftigung meiner Küche ab."

Roland, dem diese veränderte Lage ehrlich offenbart worden war, war in seiner Bewerbung nur um so feuriger. Manon widerstand jedoch noch immer. „Ich verhehlte mir nicht," sagt sie, „daß ein Mann, der keine fünf und vierzig Jahre hinter sich gehabt hätte, nicht Monate lang darauf gewartet haben würde, daß ich andern Sinnes werden sollte, und ich gestehe gern, daß eben dieses meine Gefühle auf ein Maaß herabgestimmt hatte, wobei die Illusion aus dem Spiele blieb." Endlich, im Jahr 1780, gab Manon ihr Jawort. Sie zählte der Zeit 24 Jahre, und Roland war nicht 45, sondern 48 Jahre alt, indem er im Jahr 1732 geboren worden.

Madame Roland hatte, wie sie sagt, sich keine Illusion gemacht, und bewahrte deren auch in der That keine. „Ich habe nicht einen Augenblick aufgehört," sagt sie, „meinen Mann als einen der achtungswerthesten Männer zu betrachten, die es giebt, doch habe ich oft erkannt, daß eine Gleichheit unter uns fehlte. Wenn wir abgeschlossen lebten, so wurde mir zuweilen die Zeit lang, und wenn wir die Gesellschaften aufsuchten, so wurden mir Zeichen der Freundschaft von Leuten gegeben, unter welchen einige waren, bei welchen ich fürchten mußte, daß das einen zu großen Eindruck auf mich machen könnte!"

Jean-Marie Roland de la Platière war im Jahr 1732 zu Villefranche im Beaujolais geboren worden. Er war der letzte von fünf Brüdern, die bis auf ihn sämmtlich den geistlichen Stand erwählt hatten. Die Familie besaß zwei Lieues von Villefranche, in dem Kirchspiel Theisé, das Gut la Platière, dessen Namen er dem seinigen angehängt hatte, obgleich dasselbe das Eigenthum seines ältesten Bruders war. Er brachte, noch sehr jung, den größeren Theil seines Vermögens durch, und begab sich im Jahr 1752 mit der Absicht nach Nantes, sich nach Ostindien einzuschiffen. Ein Verwandter, den er zu Rouen hatte, wo derselbe als Inspector von Manufacturen fungirte, brachte ihm aber Geschmack für ein ähnliches Amt bei, und so kaufte er sich in eine Vacanz ein und war im Jahr 1780, als er sich verheirathete, Inspector der allgemeinen Manufacturen zu Amiens, mit einem Gehalt von circa 6000 Livres.

Ueberdrüssig, kränklich und lebensatt, stand er im Begriff, seinen Abschied zu nehmen, um sich nach Villefranche zurückzuziehen, als Madame Roland, die sich zu Paris befand, ihrer eigenen Angabe nach auf die Reflexion verfiel, „daß es doch besser seyn würde, mit als ohne Amt nach seiner Heimath zu gehen." Ohne daß Roland davon wußte, wirkte sie es aus, daß er seine Stelle zu Amiens gegen die zu Lyon vertauschen konnte, wodurch es ihm nun möglich ward, sich mit 8000 Livres Gehalt nach Villefranche zurückzuziehen, wo sodann das Erscheinen des Königlichen Almanachs seine Anwesenheit bis 1791 bezeichnete, in welchem Jahre die Inspectionsreisen von der constituirenden Versammlung aufgehoben wurden.

Zu Villefranche, in dem Hause des ältesten Bruders, Stiftsherrn und Vorsängers bei der Collegialkirche dieser Stadt, hat das philosophische Ehepaar mehrere Jahre verlebt, und sich mit mittelmäßigen literarischen Arbeiten beschäftigt, an welche Madame Roland immer die letzte Hand anlegte.

Sie hatte ihre schriftstellerische Laufbahn im Jahr 1775 mit einem Werke begonnen, das den Titel: Oeuvres de loisir et reflexions diverses führte. Es ist nichts davon übrig geblieben, wenn, nach einem Gedichte zu urtheilen, das sie im Jahr 1775 an den Herrn von Boismorel gerichtet hatte, auch nichts verloren zu seyn scheint.

Dagegen hat Mad. Roland sich einen begründeten und anerkannten literarischen Ruhm durch ihre Mémoires erworben. Diese sind, neben denen des Herrn von Dumouriez, eins der merkwürdigsten und originellsten Werke in dieser Art, welche das Ende des vorigen Jahrhunderts zu Tage gefördert hat. Kein anderes Buch bietet so viele Thatsachen, und mit so vieler Verve und Geist erzählt, dar.

Die Verfasser einer neueren Compilation, welche eine Apologie der Schreckenszeit bezweckt, haben die Authenticität der Memoiren der Mad. Roland bestreiten zu müssen gemeint. Es würde für das Andenken von Robespierre, Marat und Danton schrecklich von hohem Interesse seyn, wenn man die foudroyanten Offenbarungen der Mad. Roland, die, unter dem Namen ihres Mannes, vor und nach dem 10. August 1792 der eigentliche Minister des Innern war, für apocryph erklären könnte. Der Leser mag in dieser Frage aber selbst Richter seyn. Die Verfasser der Histoire parlamentaire de la Révolution française besprechen sie folgendermaßen:

„Die Mémoires der Mad. Roland erschienen kurz nach denen von Riouffe (April 1794). *) Es waren neun Monate

*) Das angegebene Datum April 1794 ist in Betreff der Memoiren von Riouffe ungenau; sie sind allerdings im Jahr 1794 erschienen, aber nach dem Tode von Robespierre, d. h., vom Monat August bis den Monat December. Zunächst sind die Memoiren der Mad. Roland nicht kurz darnach, sondern vom 15. April bis 8. Mai 1795, also wenigstens vier Monate später erschienen.

Digitized by Google

seit der thermidorianischen Reaction verstrichen, und Jedermann hatte Zeit gehabt, die posthumen Werke der Seinen zu ordnen. Die der Mad. Roland wurden von einem ihrer Freunde in Druck gegeben. Wir lesen im Moniteur vom 27. April 1795 einen Artikel von Trouvé, der, wie folgt, beginnt: „Wir haben vor einigen Tagen ein Werk angekündigt, das den Titel Appel à l'impartiale postérité, par la citoyenne Roland, femme du ministre de l'intérieur, führt. Der Verleger, Büeger Base, zeigt in einer Ankündigung an, daß diese Sammlung vier Abtheilungen bilden werde, und daß sie das einzige Eigenthum Eudora's, der Tochter Rolands sey, der einzigen und theuren Tochter, deren rührende Gesichtszüge schon alle die Anmuth ihrer Mutter besäßen, und deren Herz alle ihre Tugenden verheiße."

„Die sehr zweifelhafte Authenticität dieser ersten Abtheilung beruht auf nichts weiter, als auf der Erwähnung, die das Bülletin des Revolutionstribunals von einer Rechtfertigungsschrift macht, welche Madame Roland vor ihren Richtern abzulesen unternahm. Möglich, daß diese Schrift aufbewahrt worden ist, und auf dieser sehr zweifelhaften Möglichkeit würde in diesem Falle all der Glauben beruhen, den man dem Verleger zu schenken hätte."

„Was die übrigen drei Abtheilungen betrifft, insbesondere die beiden letzteren, in welchen Mad. Roland die Zeit ihrer Kindheit, Mannbarkeit, ꝛc. erzählt, so sind sie mehr als verdächtig, apocryph zu seyn."

„Dies Buch ist zu gut für den bekannten Geschmack der thermidorianischen Gesellschaft berechnet, oder, wenn man will, von Jemand geschrieben worden, der zu naiv von der Gesinnung dieser Gesellschaft inspirirt war, als daß sich das einen Augenblick bezweifeln ließe. Alle Werke jener Zeit sehen sich einander so ähnlich, daß man sich versucht fühlen könnte, sie für das Erzeugniß einer und derselben Feder zu halten."

„Das Siegel, wodurch sie sich auszeichnen, und an welches bei einer so zügellosen Verworfenheit, als wovon das Directorium das Beispiel gab, in der That die Bedingung, Glück zu machen, geknüpft war, war Obscönität."

„Die Männer, welche die Feder ergreifen, um die Opfer der Schreckenszeit zu rehabilitiren oder zu rächen, sind fast immer bemüht, ihre Helden dadurch interessant zu machen, daß sie dieselben als vergnügungs- und genußsüchtig und allen liebenswürdigen Lastern ergeben darstellen. Und wie sollte man die grausamen Menschen nicht verabscheuen, die unter dem chimärischen und eitlen Vorwande des öffentlichen Wohles Existenzen weh gethan oder zertrümmert haben, die dem Glücke und der Freude geweiht waren?"

„Die Memoiren der Mad. Roland sind ein Buch dieser Art; sie sind ein schlechtes Buch in der vollen Bedeutung des Wortes. Sie sind ihr aber dennoch nicht in Rechnung zu bringen, außer wenn sie sie selber herausgegeben hätte."

Der Leser wird einsehen, daß es sich nicht darum handelt, zu wissen, ob die Memoiren der Mad. Roland ein moralisches Buch, sondern, ob sie ächt sind. Was ergiebt sich nun aber von vorn herein aus dem Urtheil, das die Verfasser der parlamentarischen Geschichte über diese Memoiren gefällt haben? Es ergiebt sich daraus die handgreifliche, auf vier materiellen Thatsachen gegründete, Wahrheit, daß die beiden Schriftsteller, welche die Aechtheit der Memoiren von Mad. Roland läugnen, dieselben nie gelesen haben.

Die Memoiren der Mad. Roland zerfallen in vier Abtheilungen, von welchen die beiden ersteren das politische Leben Herrn Rolands und seiner Frau, die beiden letzteren ihr Privatleben betreffen. Diese Memoiren sind bis auf einige Briefe, womit sie endigen, durch Mad. Roland im Gefängniß geschrieben worden, die erstere Abtheilung in der Abtei, die anderen drei in Saint-Pelagie.

Nachdem Mad. Roland am 23. Juni die Abtei verlassen hatte, wurde sie denselben Tag auf's Neue verhaftet und nach Saint-Pelagie gebracht. In dem Wirrwarr ihres Austritts aus dem Gefängnisse und ihrer Versetzung nach ein anderes Gefängniß, hatte sie den Theil ihrer Memoiren verloren oder glaubte ihn verloren zu haben, den sie schon fertig hatte und der die Posteritieung der politischen Personen enthielt; sie ging deßhalb in Saint-Pelagie auf's Neue an die Arbeit, und brachte sie, häufig mit denselben Ausdrücken, deren sie sich zuerst bedient hatte, wieder zu Stande. Die erste und die zweite Abtheilung der Memoiren der Mad. Roland betreffen also einen binnen wenig Tagen zweimal nach einander behandelten, sich völlig gleichen Gegenstand.

Unter solchen Umständen würden die Verfasser der Histoire parlamentaire, wenn sie die Memoiren gelesen hätten, nicht, wie sie es gethan, der ersten Abtheilung eine halbe Aechtheit eingeräumt, den letzteren drei Abtheilungen aber dieselbe völlig abgesprochen haben; denn da die erste und die zweite Abtheilung ein und dasselbe Werk sind, so müssen sie ja auch beide gleich ächt oder gleich falsch seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Carrara. Ein historischer Roman aus Paduas Vorzeit. 2 Theile. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1851. 308 und 348 Seiten. 8.

Der vorliegende historische Roman, dessen, ersichtlich den Quellen oder doch zuverlässigen Hülfsmitteln entnommener Stoff die Grundlage zur Schilderung eines zwar nur kurzen, aber höchst interessanten Zeitabschnittes der Geschichte Paduas und Venedigs bildet, gehört zu den wenigen ausgezeichneten Leistungen dieser Art, welche unsere vaterländische Literatur aufzuweisen hat. Das romantische Element ist in demselben geschickt mit dem geschichtlichen verschmolzen, doch behauptet das Letztere stets den Vorrang. Würden bei einer zweiten Ausgabe einige, der trefflichen Diction, die im Ganzen herrscht, nicht entsprechende Stellen beseitigt oder gemildert, so würde das Werk dadurch in stilistischer und ästhetischer Hinsicht noch an Werth gewinnen.

Die Zeit, in welcher der Roman, der die letzten Lebensjahre des Herrn von Padua, Francesco da Carrara des Zweiten und seiner Söhne umfaßt, beginnt, ist das Jahr 1405. Im ersten Kapitel wird eine einleitende Uebersicht der vorhergegangenen Ereignisse gegeben. — Der Kampf Carraras, und also auch Paduas,

Digitized by Google

gegen Venedig und dessen Verbündete, der mit seinem und der Seinigen Untergang endigte, wird uns in allen seinen Einzelheiten vorgeführt; es war ein schwerer, heldenmüthiger Kampf um die Behauptung der Herrschaft, die der Vater verloren, der Sohn, Francesco II., im Jahre 1390 wieder erworben hatte. Die Republik Venedig nahm Gelegenheit das damals eingegangene Schutz- und Trutzbündniß einige Jahre später zu brechen, um Paduas Herrn, dessen Vergrößerungsgelüste nach dem 1403 (1402) erfolgten Tode des Herzogs von Mailand, Gian Galeazzo Visconti's (Conte di Virtù), ihr furchtbar wurden, unschädlich zu machen.

Das Bild Francescos ist in folgenden Umrissen gezeichnet: „Francesco war ein hoher und kräftiger Mann, der in derben Zügen einige Aehnlichkeit mit seinem Sohne (auch Francesco, im Romane Terzo genannt) hatte, der um die Hälfte der Jahre jünger war. Francesco da Carrara hatte das funfzigste Jahr hinter sich; er nahm es aber an Energie mit dem Jüngsten auf. Seine Energie, die im Sturme der Leidenschaft selbst zu grausamen Handlungen fortriß, entbehrte jenes Zaubers der Ritterlichkeit, der seinen Sohn so liebenswürdig machte. Sein einziges Auge — das linke hatte er in einem Kampfe eingebüßt und trug darüber eine schwarze Binde — war feuriger als das seines Sohnes und dämonisch wild; in seinen Mundwinkeln saß der unbeugsamste Trotz; sein Haupt- und Barthaar, das er auf gleiche Weise wie Terzo trug, war kohlschwarz, und nur mit wenig grauen Haaren gesprenkelt. Die Stirne war niedriger, und die Backenknochen seines Gesichtes traten mehr hervor. Seine Haltung war übermüthig stolz, sein Gang jugendlich rasch. So war der Herr von Padua, der außerdem noch durch eine glänzende Kleidung die Augen seines Volkes verblenden wollte. Er zeigte sich nur immer von großen Hunden begleitet auf den Straßen, denen Alt und Jung scheu aus dem Wege gingen; denn diese Hunde waren weit und breit wegen ihrer Wildheit bekannt und ließen sich von Niemand bändigen als ihrem Herrn. Wer Francesco da Carrara sah, konnte begreifen, daß ein solcher Mann allein in ermüdenden Kämpfen seine Lebenslust finden könne, und daß ihn nur einer zu bezwingen im Stande sei, nämlich der Tod, dem die riesigsten Geschlechter erlagen."

Wie der tapfere Terzo das von einem überlegenen Belagerungsheere und vom Hunger bedrängte Padua durch einen kühnen Reiterausfall vergeblich zu befreien sucht, der Kriegszustand immer drückender wird, Carraras Bundesgenossen unwirksame oder keine Hülfe leisten, die wichtige Veste Castell-Caro und die Stadt Verona, wo Carraras zweiter Sohn Giacomo befahl, in die Hände der Belagerer fallen, dennoch die Carraras unbesiegt bleiben von den Feinden vor, den Gegnern in der Stadt, wie zuletzt aber durch Brecath ein Theil Paduas den Venetianern überliefert wird und Francesco sich vertrauensvoll mit seinem Sohne Terzo nach Venedig, wo Giacomo schon im Gefängnisse schmachtet, begiebt, um mit der Signoria wegen des Friedens zu unterhandeln, und er hier, am Sterbelager Giacomos treulos erwürgt wird (17. Januar 1406), Terzo und der jüngere Bruder Guglielmo gleichfalls ihren Tod finden, dies Alles ist geschildert.

Leicht hätte der Roman auf einen Band beschränkt werden können, wenn nicht häufige Episoden aus der Geschichte, dem Volks- und Staatsleben Paduas und Venedigs in die Erzählung eingeflochten wären, die ihr übrigens nur neuen Reiz verleihen. So ist z. B. im ersten Bande ein kurzer Abriß der frühesten und früheren Geschichte und der damaligen Oertlichkeit Paduas geliefert, der mit den Worten anfängt: „Der Schauplatz unserer Geschichte ist in eine Stadt verlegt, die ihr nur dem Namen nach kennt, die jetzt klein und arm ist, während sie noch in der Zeit, von der wir sprechen, den Fehdehandschuh übermüthig von dem Boden raffte, den ihr die stärksten Mächte hingeworfen hatten. — Padua! Auch in dir wirkte einst die Freiheit viele Wunder, und das Buch deiner Geschichte hat tausend Blätter, deren jedes mit einer großen That beschrieben ist. Dein Stolz ist gebrochen wie der deiner Schwestern, und dein Leben geht nicht mehr in dem hohen Wellenschlag der Vergangenheit." An diese geschichtlich-topographischen Rückblicke schließt sich die Beschreibung einiger festlichen Aufzüge der Paduaner, aus alten Chroniken entnommen. Zwei bei denselben erscheinende Persönlichkeiten des Romans, werden uns im Folgenden vergegenwärtigt: „Terzo war ein schöner Mann, und es sprachen die Frauen seiner Zeit viel von dieser kräftigen und ritterlichen Schönheit; doch schwärmten sie davon in Zucht und Ehren, denn die Frauen aus Padua waren seit undenklichen Zeiten wegen ihrer Tugend berühmt, und (seine Gemahlin) Alda konnte um dieses Ruhmes wegen ihres Besitzes sicher sein. Eine hohe Gestalt, die in jeder Bewegung die Energie eines kräftigen Willens offenbarte; ein dunkles, feuriges Auge, das, wie es jetzt mild wie eine Aitarflamme loderte, wieder wild wie eine Brandfackel flammen konnte; ein edel geformter Mund, von dessen Lippen nur bezaubernde Worte der Liebe oder vernichtende Worte des Hasses gehen konnten; langes, dunkles Haupthaar, das in weichen Locken auf seinen Nacken rollte; ein üppiger Schnurr- und Knebelbart: das waren die in die Augen fallenden Merkmale seiner Schönheit, welche aber noch mehr und eigentlich durch einen innern geistigen Zauber, der wie der Duft der Blume über seinem ganzen Wesen athmete, bedingt war. Selbst die Venetianer, die ihn doch tödtlich haßten, sagten von ihm, daß er ein ritterlicher Charakter sei. War Terzo ein schöner Mann, so war Alda ein Wunder weiblicher Schönheit. Wenn Giotto, der eigentliche Begründer der italienischen Malerei, sie gesehen und die harmonischen Formen ihrer Erscheinung mit den Farben hätte bewältigen können, so wäre Raphael nach ihm um den Ruhm seiner Madonna gekommen, und sie wäre auf diese Weise in allen Kirchen Italiens angebetet worden, während sich jetzt nur vor ihr in tiefre Verehrung neigte, an dem sie vorüberschritt. Diese Verehrung versagte ihr Niemand, und hätte es einer gewagt, einen solchen Frevel zu begehen, so hätten sich noch in der nächsten Stunde hundert Edelleute gefunden, die für sie eine Lanze gebrochen und den Frevel in dem Blute ihres Feindes bestraft hätten. Sie konnte Sünder zur Tugend bekehren, wenn sie ihr sanftes, tiefblaues Auge mit seinem Perlenglanze auf ihnen ruhen ließ. Hätte Petrarca zu ihrer Zeit noch gelebt, den die Herren von Carrara zu Arquà feierlich zu Grabe gebracht hatten, er hätte gewiß, wenn ihn diese Augen nur flüchtig gestreift hätten, in seinen alten Tagen die Erinnerung an jene Laura, die er mit seinen Liedern unsterblich gemacht, aufgegeben; er wäre von Stadt zu Stadt gezogen, um mit neuen und schöneren Sonetten seinen Ruhm und den Ruhm der Gefeierten vergessen zu machen, und wir wüßten jetzt weniger von jenem grausamen Weibe, das seine Lieder hinnahm, wie eine Königin die Perlen hinnimmt aus der Hand

Digitized by Google

des armen Tauchers. Die Farbe ihres Antlitzes glich der Weiße der Lilien, und es schimmerte nur eine leichte Röthe durch. Der Ausdruck dieses Antlitzes war eine rührende Trauer; auf ihre Stirn war mit dem Finger der Gottheit die Vorahnung künftiger Leiden geschrieben. Ihr goldig blondes Haar fiel in langen und schweren Flechten auf ihre Schultern. Ihre Hände waren weiß wie Alabaster, die weichgeformten Finger liefen spitz aus. Von ihren rosigen Lippen konnte kein Fluch und nur der heiligste Segen kommen. So war Alda da Gonzaga, Terzo's Gemahlin. Ihre Ehe war bis zur Stunde kinderlos geblieben."

An anderen Stellen werden die Leser, was zum Verständniß der Geschichte nothwendig ist, mit der Communalverfassung Mailands, die sich in den meisten lombardischen Städten, so auch in Padua, wiederholte, und mit dem Freiheitspaladium der Commune von Padua, dem Kriegswagen von ungeheurer Größe, der das Wappen der Stadt und zugleich ihres Capitano, ihres adelichen Tyrannen, Francesco da Carrara, und seines Geschlechts bildete, bekannt gemacht. — Im zweiten Bande ist eine venetianische Regatta, die den Abgesandten des besiegten Veronas zu Ehren veranstaltet wurde, beschrieben. — Das 23ste Capitel, in welchem ein Mitglied des Raths der Zehen, das unter dem Namen Sarti als geheimer Feind der Carrarer in Padua erfolgreich wirkte, von Dem, was es gethan, von demselben Rechnung ablegt, enthält manchen Lesern wahrscheinlich Unbekanntes über dieses furchtbare Gericht, das, nachdem es einen Dogen (Marino Faliero, dessen Proceß, womit der im Roman vorkommende Doge Michele Steno verflochten, erzählt wird) zum Tode verurtheilt hatte, die oberste Gewalt in der Republik übte. Wenn Michele Steno in dem folgenden Kapitel handelnd auftritt, heißt es: „Worin bestand seine ganze Gewalt? Er hatte nur den Schatten der Gewalt, und er mußte sich selber einer finstern Macht fügen, die ihm so zu sagen das Maß jedes Athemzuges vorschrieb. Außerhalb Venedig anerkannte man nicht seine Autorität, und in Venedig ward ihm keine öffentliche Ehrenbezeugung zu Theil. Sein Palast war ein goldenes Gefängniß, in dem er von lauernden Spionen bewacht wurde, in das die Staatsinquisitoren ohne sein Wissen und ohne seinen Willen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht treten konnten, Nachschlüssel zu seinen Schränken hatten und die Vorhänge seines Lagers auseinanderschlugen, um sich zu überzeugen, ob er auch wirklich schlafe, wenn er nicht wachen sollte. Nur trat in die Fußstapfen seiner Handlungen und rügte oder bestrafte ihn selbst, wenn er nur einen Fußbreit aus der vorgeschriebenen Linie wich. Diese Beschränkung der Dogenwürde konnte für Männer, in denen das wilde Feuer eines thatenlustigen Ehrgeizes loderte, wenig Reiz haben; dieses Amt genügte zum höchsten Ihrer Eitelkeit, die sich mit einer äußern glänzenden Erscheinung abfindet. Das Gesetz hatte aber für den möglichen Fall, daß einer etwa die ihm übertragene Würde zurückweisen wolle, vorgesorgt; ein solcher wurde mit der Verbannung und mit der Einziehung seiner Güter bestraft. Um ihm seine Abhängigkeit noch weiter und eindringlicher zu beweisen, verkündigte man ihm im Augenblicke seiner Krönung, daß er nach seinem Tode drei Tage ausgestellt, sein ganzes Verhalten der genauesten Prüfung unterworfen, und diejenigen, die irgend einen Nachtheil durch ihn erlitten hätten, auf Kosten seines Nachlasses entschädigt werden würden. So geschah es auch wirklich, denn drei Censoren hielten Gericht über den todten Dogen."

In dem erwähnten Capitel finden wir die Beschreibung des eigenthümlichen, in Treviso begangenen Festes, der Belagerung von Amors Castelle, das im Jahre 1214 den Anlaß zu heftigen Kämpfen zwischen den Paduanern und Venetianern gab. —

Zu Anfang des 30sten und letzten Kapitels blickt der Verfasser auf das Erzählte zurück. „Ein Geschichtschreiber von Padua," sagt er, „meint, das Haus Carrara hätte nicht ein so trauriges Ende genommen, wenn Francesco da Carrara die Verse berücksichtigt hätte, die auf dem Schwerte des Antenor eingegraben waren, das mit dessen Gebeinen in der Kirche Santo Lorenzo in Padua aufbewahrt wurde. Antenor soll nämlich geweissagt haben, Padua, das frühere Dardanea hieß, solle so lange seine Freiheit behaupten, bis es kein Volksoberhaupt erwähle, dessen Name mit einem A anfange, denn dann würde es Gott allein nur retten können, und er hat diese Weissagung in folgenden Versen auf seinem Schwerte eingraben lassen:

„Cum semper A sumes tibi primum Dardane Gramma,
Auxilium a supero subito tibi Numine clama!"

Nun hieß aber der letzte selbstgewählte Podestà der Paduaner Messer Andrea di Neri de'Vettori.

Wir sind nicht so abergläubig wie jener Geschichtschreiber; wir glauben vielmehr, daß die Freiheit der Paduaner nicht erst mit dem Sturze der Carrarer verloren ging, und daß die Herrschaft Francescos sich wider sie täglich und stündlich verständigte.

Wir konnten dessenungeachtet diesem Hause nicht das Mitleid mit seinem Falle vorenthalten, weil das Unglück mit seinem traurig finsteren Gefolge in seine verödeten Räume einzog, in denen einst die lauteste Lust jubelte. Wir konnten aber auch nicht unseren Abscheu über die blutige Rache Venedigs verbergen, weil wie die übermüthige Willkühr des Siegers, der kein Maß in seinen Strafurtheilen findet, verdammen.

Was hatte die Republik Venedig durch die Eroberung Paduas gewonnen? Sie beschleunigte damit ihren eigenen Sturz.

Weltverhältnisse haben Venedig zur Blüthe gebracht und wieder zu Grunde gerichtet. Von ihm ging der Handel mit dem Orient aus, und es hat diese kaufmännische Rolle mit einer Energie und Weisheit durchgeführt, daß heutzutage noch die Engländer sich an seinem Beispiele erheben können. Venedig war eine Zeitlang gleichsam die Pulsader Italiens; hier drängte alles Blut und alle Bewegung zusammen. Dadurch, daß es dem Herzen Europas näher lag, wurde seine Bedeutung mächtiger als die der anderen Seestädte, und Genua, seine Rivalin, rang zwar mit ihm, mußte ihm aber doch nachgerade unterliegen. Das war auch durch die Lage dieser beiden Städte bedingt; das östliche Becken des Mittelmeeres hatte, abgerechnet die günstigere geographische Position, auch sonst noch eine größere Wichtigkeit als das westliche Becken. Venedig wußte sich selbst noch nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und der Neuen Welt mächtig zu erhalten, indem es den Handel nach der Levante in seine Hände brachte. Diese Entdeckung gab ihm zwar einen erschütternden Stoß; sie war aber nicht die eigentliche Ursache seines Falles. Diese lag darin, daß es, von der Natur nur auf den Seehandel angewiesen, dieses Ziel seiner Bestimmung aus den Augen verlor und sein Landgebiet zu vergrößern suchte. Darum hatte die Republik auch mit der Eroberung Paduas nicht gewonnen, sondern verloren."

Digitized by Google

Am Schlusse erfahren wir die ferneren Schicksale einiger Personen, die im Romane eine Rolle spielen; Ubertino, einer von den beiden noch lebenden Söhnen Francescos II., ein achtzehnjähriger Jüngling, wurde in Florenz vergiftet; Marsilio, der andere, ging nach Mailand; 29 Jahre später wurde er, bei einem mißglückten Versuche auf Padua gefangen, in Venedig enthauptet; Andrea, tödtlich verwundet, hauchte sein Leben vor dem Dome in Padua aus, in dem Madonna Aida begraben lag. Auch das tragische Ende des lustigen Raths Gonella am Hofe des Herrn von Ferrara, Nicolò d'Este, wird berichtet. (Er hatte seinen fieberkranken Gebieter in den Fluß gestürzt und wirklich von seinem Fieber befreit, ward für seine Kühnheit zum Scheine zum Tode verurtheilt und starb, als, statt mit dem Beile hingerichtet zu werden, über seinen Hals und Kopf der Inhalt eines Wassereimers gegossen wurde, vor Schrecken. Mehrere seiner Schwänke sind im 11ten Kapitel des ersten Theiles erzählt; (die Erinnerung an den Narren Gonella lebt noch im toskanischen Volke und seine buffonerie sind oft allein oder mit denen des Piovano Arlotto zusammen gedruckt.)

Wir haben bisher die Darstellung des Kampfes und Falles der Carraras nur in historischer Beziehung betrachtet; es bleibt uns jetzt noch übrig, in Kurzem ihres romantischen Bestandtheiles zu gedenken. Es ist unter Anderm hervorzuheben die hohe, verehrende Liebe des Pagen Andrea, eines Nachkommen Petrarcas, und Guglielma Carraras zu Trezzo Gattin, Aida Gonzaga; die treue, ausdauernde Liebe Lenas, Trufos Tochter, zu Andrea, die er nicht erwidern konnte; der Regattensieger Lorenzo und der alte Trufo, die Männer des Volkes. Hier ein Bruchstück aus dem 27sten Kapitel: Andrea ist fest entschlossen die Carraras zu retten; Lena folgt ihm trotz seinem Verbote, um ihn, der einst im Dome von Padua sein Leben für das Leben ihres alten Vaters wagte, zu warnen. Sie erzählt ihm einen Traum, in welchem ihr Vater sie zu dieser Warnung aufforderte, als er auf seiner Wanderung, um mit dem Engel des Todes zu kämpfen, der die Gräber der Carraras graben soll, strauchelnd fällt; denn auf seinem Wege war ihm ein milder Engel begegnet, der ihm die Stirne mit einem Schweißtuche abtrocknete und zu ihm sagte: „Du wirst zu spät kommen; warne, wenn Du kannst, einen edlen Jüngling, daß er nicht zu Grunde gehe, indem er seine Kraft an einer unmöglichen Rettung aufopfert." Andrea fragt:

„Hast du nicht das Antlitz des Engels gesehen, der deinen Vater warnen sollte?

„Ja, er glich Madonna Aida!"

„Aida!" rief Andrea schmerzvoll aus.

„Du liebst und leidest, Andrea! und darum wirst du auch mit einem andern Geschöpfe Mitleid haben, das leidet und liebt wie du! Opfere nicht fruchtlos ein Leben auf, das dieses Geschöpf mit jedem Athemzuge hüten muß."

Andrea schwieg.

Lena fuhr fort: „Der Grasholm, der am einen Thautropfen bettelt, schaukelt ihn am Morgen im Sonnenlichte wie einen funkelnden Edelstein; bin ich denn geringer und verächtlicher als der Grasholm am Wege? Ich liebe dich, Andrea! und ich weiß es, daß ich nicht deine Liebe erlangen kann, ich weiß es! Versage mir aber nicht dein Mitleid; sei gnädig mit einem Herzen, das sein Verhängniß auf die Bahn der Liebe geschleudert hat, auf der es rastlos wandern muß, ohne sein Ziel zu erreichen. Ich habe muthig und standhaft Leiden ertragen, denen das stärkste Herz erlegen wäre, ich ertrug sie, weil ich dich liebte. Gott löscht nicht seine Sonne am Himmel aus, weil er damit die Menschen erleuchtet und erwärmt, was willst also du deine Augen im Tode schließen, um mich des Lichtes und der Wärme zu berauben? Das darfst du nicht; ich würde ja sonst in Nacht und Finsterniß wandeln und fände nicht die Wege, weil mir die milde Leuchte fehlt."

„Lena!" sagte Andrea mit erschütterter Stimme, „hast du in Padua in die Brandstätten der Häuser geblickt, die durch den Frevel der Venetianer in Schutt und Asche fielen? Da war alles zerstört, was den Bewohnern sonst zur Freude war; da war keine wohnliche Stelle. Einer solchen Brandstätte aber gleicht mein Leben, und du willst darin Schutz und Obdach finden vor den Stürmen und Ungewittern? Kein Wollen und keine Macht baut das zerstörte Haus auf, und selbst die Schwalbe, die darin ihr Nest bauen wollte, hätte eine schlimme Stelle gewählt; denn der nächste Windstoß kann das Gesimse von der Mauer reißen, an dem es klebt. Was irrt also deine Liebe wie die Schwalbe mit ängstlichem Flügelschlage durch die verödeten Räume meines Lebens, und was willst du die Gondel deines Lebens an eine Barke hängen, die jetzt oder doch in dem nächsten Augenblicke zu Grunde gehen wird? Was drängt es die Quelle, zu einem Flusse zu eilen, der durch weltvergessene und gottverlassene, wilde Einöden seinen Lauf nehmen muß?"

„Verlange keine Antwort auf deine Fragen; mein Herz hat nicht gefragt, ob es dich lieben soll; ich mußte dich lieben und ich kann dir und mir keine Rechenschaft von dieser Liebe geben, die mit einer schmerzlichen Freude mein ganzes Leben erfüllt. Du stehst neben Gott, wenn ich bete; du wachtest in meinen Träumen, und du schreitest neben mir, wenn ich am Tage durch die Menge gehe, die ich nicht sehe, weil sich meine Augen nur an deinem Anblick weiden. Ich will wie deine Magd sein; stoße nicht die arme Lena von deiner Thüre, welche die dienen will, da sie dich liebt; habe Gnade und Mitleid mit ihrer Liebe!"

„Die grüne Rebe will eine morsche Mauer umschlingen?"

„Sie kann vielleicht den Fall verhüten."

„Es fällt, was zum Falle reif ist."

„Wage nicht dein Leben an eine verlorene Sache."

„Halte mich nicht in meinem Handeln auf! Verhindere nicht einen treuen Diener, daß er dankbar sein will. Was ich einmal beschlossen habe, das wage ich auch, und hinge auch das scharfe Richtschwert über meinem Nacken."

„So laß mich dir folgen."

„Nein! ich darf nicht dein Leben den Gefahren preisgeben."

„Du darfst mir nicht verwehren, dankbar gegen den Mann zu sein, der den Todesstreich von dem Leben meines Vaters abwehren wollte."

Andrea entgegnete nichts auf diese Worte, deren Wahrheit er nicht bestreiten konnte."

Wir schließen unsere Anzeige, indem wir noch eine treffliche Stelle, den Anfang des fünften Kapitels, abdrucken lassen:

„Engel der Barmherzigkeit! Dein gelinder Flügelschlag kühlt die brennenden Stirnen, in denen die Flammen eines unheimlichen Autodafés verzehren und in Asche legen; Du leitest an das Lager des Leidenden . . . seine Pulse fliegen nicht mehr so heftig und

Digitized by Google

seine Wunden hören zu bluten auf. Du nimmst das sterbende Kind an Deine Brust, daß es wieder zum Leben erwarme; es kommert Dich die Mutter, in deren Herz schon der Wahnsinn seine scharfen Krallen wie ein Tiger schlägt. Du legst dem Greise, der sein Kind verlassen muß, die Hände auf und öffnest neue Lebensquellen in seiner Brust, die ihm das Dasein so lange fristen, bis des Sohnes Arm so kräftig ist, daß er sich sein Theil erringen könne, bis das Herz der Tochter so besonnen wird, daß sie nicht in Versuchung falle.

Auch bei der Tugend der Barmherzigkeit gilt der Ausspruch des Gottmenschen: Viele sind berufen, doch Wenige sind auserwählt! Wie wollt ihr von einer Welt diese Tugend fodern, die es gleichgültig sieht, wenn das Blut in den Gossen läuft; fodert von ihr, daß sie Wunden schlage, das versteht sie, nicht aber Wunden zu heilen. Seht! dort strauchelt einer, jetzt schlägt er auf den Boden hin; für neunundneunzig ist das ein Schauspiel zum Lachen und nur der hundertste hebt ihn vom Boden und richtet ihn auf. Das Kind gewöhnt sich daran, dem schmerzvoll bebenden Falter die Nadel in den Leib zu bohren: wie wollt ihr von ihm später verlangen, daß es den Kummerbeladenen Trost und Mitleid biete? Die Tugend der Barmherzigkeit hat ihre Helden und Märtyrer, ihre Thaten aber sind nicht in dem Buche der Geschichte verzeichnet; in dieses werden nur die stolzen und rauschenden Thaten eingetragen. Menschenhände schreiben die Geschichte der Menschheit, und sie ziehen es vor, den Fluch der Nachwelt aufzubewahren.

Tretet geräuschlos auf, ihr kommt in ein Gemach, in dem der stille Engel der Barmherzigkeit waltet. Ihr werdet euch wundern, daß ihr ihn hier findet, da ihr durch ein Palastthor gekommen seid, und ihr habt gehört und ersahren, daß diese Tugend sich nicht mit dem übermüthigen Stolze vereine. Doch! und was vor hundert und hundert Jahren geschah, geschieht auch noch heute; ihr habt nur keine Augen für diese Tugend, die nicht mit prahlendem Gepränge auftritt." (Es ist die Einleitung zu der Erzählung von Madonna Alda's Besuch bei dem verwundeten Geelfe Teoso, den sie Andreo's Pflege übergiebt, die wir hier mitgetheilt haben.)

Lettern, Druck und Papier des Buches sind sehr schön.

H.

Miscellen.

Unter den in Rußland im August und September v. J. verbotenen Büchern befinden sich auch: Memoiren des Generals Ludw. Freih. v. Wolzogen; Germania. Jahrbuch deutscher Belletristik. Jahrg. 1851; Mügge. Streifzüge in Schleswig-Holstein und im Norden der Elbe; Pertz. Stein's Leben. Dritter Band; Preller. Karl Otto v. Madai; Storch. Das Haus Fugger. Erster und zweiter Band; Wagner. Das Kunstwerk der Gegenwart; Wagner. Die Reise nach Colchis; Zimmermann. Geschichte der prosaischen und poetischen deutschen Nationalliteratur.

Es ist die Rede davon, sagt das französische Journal, die Presse, eine große Commission von Malern und Bildhauern einzusetzen, deren Aufgabe es seyn soll, für jede große Stadt (Frankreichs) ein Sujet als Statue, Büste oder Gemälde aufzugeben, das Bezug auf die Geschichte jeder Oertlichkeit hat. Der Staat soll die Hälfte der Kosten solcher Kunstwerke tragen, die andere Hälfte aber von den Departements und den Gemeinden bestritten werden.

Der Rest der von dem Herrn Layard in Ninive gesammelten Alterthümer, worunter ein Bildhauerstück von 15 Tonnen Gewicht, ist kürzlich von Bussora in England angekommen.

Nach einer Anzeige des Pariser Correspondenten der Literary Gazette, wird die Veröffentlichung des kostbaren Werkes: „Roms Katacomben," wofür die Nationalversammlung ihrer Zeit 8000 £ bewilligt hat, unter der Leitung einer Commission, bestehend aus den Herren Ampère, Ingres, Mérimée und Vitet, Mitglieder des Instituts, unter Kurzem beginnen. Dies Werk wird eine genaue Abbildung von Architecturen, Wandmalereien, Inschriften, Figuren, Symbolen, Grabmälern, Lampen, Vasen, Ringen, Werkzeugen, kurz von alle dem geben, was zur Zeit der ersten Christen im Gebrauch gewesen, und auf dessen Aufsuchung in den Katacomben des alten Roms viele Jahre verwandt worden sind. Zu bedauern ist nur, daß der hohe Preis dieses so wichtigen Werkes, zwischen 50 und 60 £. es nur den Reichen zugänglich machen wird.

Druckfehler: In dem lateinischen Texte des letzten Gebetes Maria Stuart's, Nr. 14 d. Bl., S. 112. Sp. 2, ist zu lesen: **gemendo** und **genuflectendo**. — Ebendaselbst Sp. 1 statt Jacquin's: **Jacquin's** und statt Ciffortianus, **Clifortianus**.

Anzeige.

Im Begriff, die Redaktion des Grevismühlen-Rehna-Gadebuscher Wochenblattes zu übernehmen, bitte ich alle gediegenen und wissenschaftlichen Schriftsteller Mecklenburgs und der Nachbarstaaten mich gewogentlichst durch Beiträge zu erfreuen.

Da in Mecklenburg die Presse sich consolidirt, von Seiten der hohen Regierung ein demokratisches Blatt nach dem andern suspendirt wird, also Aussicht vorhanden ist das seit 1848 exagerirte Volk auf ernstere Dinge hinzulenken, da überdieß der Landes-Universität auch nicht ein einziges Feuilleton zur Belehrung zu Gebote steht und außer den Zeitungen nur kirchliche und Agricultur-Blätter erscheinen: so ist, wenn wir bedenken welch' eines Absatzes sich ehedem das nur wissenschaftlich gefärbte „Schweriner freimüthige Abendblatt" zu erfreuen hatte, von objektiver Seite betrachtet, fruchtbarer Boden vorhanden. Subjektiv gedenke ich durch Cultivation freilich erst Territorium zu gewinnen: tüchtige Kräfte mögen mir ihren Beistand nicht versagen — der Dank wird nicht ausbleiben!

Grevismühlen in Mecklenburg, den 15. Februar, 1852. Dr. O. Belitz.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 17. Sonnabend, den 28. Februar. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Nolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Die französische Heizerbande, oder die Räuber von Orgères (Forts.) Seite 129
Literatur:
Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich, von den ersten christlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Franz Brendel ..... „ 132
Vier Wochen französischer Geschichte. Von A. L. von Rochau „ 136
Miscellen ..... „ 136

Die französische Heizerbande, oder die Räuber von Orgères.

(Fortsetzung.)

Es würde schwer halten, sich einen Begriff von den wüsten Ausschweifungen dieser Räuberbanden zu machen, die, wie einst die Plagen über Aegypten gekommen waren, nun dies ehedem so ruhige und so glückliche Land heimsuchten. Die bändereichen Documente über die zuletzt zu Chartres eingeleitete Procedur bieten einen Ueberfluß an derartigen Details dar. Die Beschreibung einer einzigen Scene, der Aussage des Rothen von Auneau entnommen, einer Scene, welche der Vernichtung der Bande nur wenige Tage vorangegangen war, wird unsern Lesern zu ermessen Gelegenheit geben, bis wie weit sich die Traditionen einer anderen Räuberzeit und die Gebräuche des ehemaligen Wundergerichts unter den Räubern von Orgères erhalten hatten.

Es war am anderen Tage nach einer glücklichen Expedition: ein Theil der Bande, mit dem schönen Franz an der Spitze, hatte Tags vorher dem Postwagen von Chartres in der Nähe von Rambouillet 16,000 Fr. abgenommen, während eine zweite Expedition, unter der Anführung des Rothen von Auneau, den Meierhof Millouard geplündert, dem Pächter, Namens Fauffet, die Füße abgebrannt, und, außer einer ansehnlichen Beute, noch einen Karb voll Louisd'ors, Thalern und Silberzeug bei dem dem Meierhofe benachbarten Müller von Saint-Avit entdeckt und mit sich genommen hatte.

In der Art von Codex, welchen der schöne Franz entworfen, und dem nachzuleben seine Bande beschworen hatte, war ursprünglich festgesetzt worden, daß das Band der Ehe nur durch das Oberhaupt wieder gelöst werden dürfe; da aber seitdem in dem wirklichen gesellschaftlichen Zustande, namentlich in Betreff der Ehe, wichtige Veränderungen vorgegangen waren, so hatten die Räuber, welchen die Unauflösbarkeit des Ehebandes lästig zu werden begann, in einer allgemeinen Versammlung verlangt, daß auch bei ihnen die Scheidung eingeführt werden sollte.

Dieser einstimmige Wunsch wurde bewilligt, und beschlossen, daß sämmtliche Scheidungen, so wie, in Folge derselben, die neuen ehelichen Verbindungen an einem und demselben Tage vorgenommen werden sollten. Der zu dieser Ceremonie, welche für die ganze Truppe ein Fest seyn sollte, gewählte Ort war die Wohnung des Vaters Pigolet, der zu Garaudeville, im Canton Bazoches-les-Gallerandes, zum Schein, und unter dem Namen Peter Rousseau, als Abdecker fungirte. Der Vater Pigolet war ein Mann von etwa sechzig Jahren, hager und dürre, gekleidet wie damals die Landleute sich trugen, mit einem dreieckigten Hut, Wams, mit Nägeln beschlagenen Schuhen und langen weißen Kamaschen. Um den Leib trug er einen Gurt von Büffelleder, und unterm Arm eine Flinte, die er selten ablegte, wie er sagte, aus Furcht vor Dieben.

Peter Rousseau, der Abdecker oder Schinder, hatte eine in ihrer Art merkwürdige Eigenthümlichkeit. Er hatte nämlich die Industrie eines Hehlers dermaßen vervollkommt, daß er dieselbe fast wie ein freies Gewerbe seinen Nachbaren und der Marechaussee unter der Nase betrieb. Man konnte von ihm sagen, daß er die sämmtlichen verbrecherischesten und zugleich einträglichsten Metiers in sich vereinigte. Er war kein Mithandelnder der Bande in alle dem, was deren wichtigeren Arbeiten betraf; auch mordete er nicht; aber gestohlen hatte er Zeit seines Lebens. Seine Söhne,

Digitized by Google

seine Töchter, seine Schwiegersöhne, kurz wer mit ihm in Berührung stand, war von ihm so abgerichtet, um ihm von Nutzen zu seyn. Er hatte sogar seine Hunde mit zu seinen Diebsgesellen gemacht. Er hing nur unter als von ein Paar großen Schlächterhunden, die er seine Leibgarde nannte — denn der Vater Pigolet scherzte auch gern einmal — begleitet aus. Diese Vierfüßler waren dressirt schwere Taschen, ohne einen Führer, insbesondere des Nachts, nach Hause zu bringen. Endlich beschäftigte der Vater Pigolet sich auch mit dem Hehlen, wobei er sich mit einem mäßigen Profit auf die Gegenstände, die man seiner Discretion und seiner bedächtigen Umsicht anvertraute, begnügte.

Dank dieser verschiedenen Talente, hatte dieser respectable Patron sich nun ein recht bequemes Auskommen erworben, und es machte ihm Freude, alle Mitglieder der Bande bei sich aufzunehmen und gewissenhaft zu bewirthen, sie mochten mit vollen oder mit leeren Händen kommen. Durch diese Gastfreiheit hatte er sich bei der Truppe einen Namen gemacht. Ja, einer der Beigaben des schönen Franz, Beauceron-la-Blouse, erinnerte sich noch im Gefängnisse mit dankbarem Gefühl der fetten Bissen und der dampfenden Kessel des Vaters Pigolet.

So war, in wenigen Worten geschildert, der Vater Pigolet, einer der Aeltesten der Bande von Orgères; ein Mann, der wegen der Klugheit seiner Rathschläge und der Vollkommenheit seiner Küche sehr in Ruf stand. Von seiner Wohnung aber geben die Actenstücke des Processes folgende Beschreibung:

„In dem Garten des fast isolirt liegenden Hauses, welches der Abdecker zu Gueudreville bewohnte, befand sich ein unterirdisches Gewölbe, dessen Ursprung nicht bekannt war. Es war von einem, zum Theil mit Weiden und Dornbüschen umgebenen, Erdhügel bedeckt, der sich allmählig bis über einen Rauchfang erhob, der ungefähr einen halben Fuß über dem Gipfel hervorragte. Dies Souterain war bei hundert Fuß lang und dreißig Fuß breit. Sein Gewölbe war sehr solide, und die im Süden, der des Hofes diametral entgegen, angebrachte Thür war so gestellt, daß kein Eintretender sie bemerken konnte. Sie schloß sich nach Innen, vermittelst einer sehr schweren eisernen Stange, die mit dem einen Ende in die Mauer eingelassen war, und eines sehr starken, nach Außen verdeckten und unsichtbaren Schlosses. Man stieg auf einer Treppe von sechszehn Stufen hinab, an deren Fuße ein sehr großer Kamin, der zehn bis zwölf Personen fassen konnte, so angebracht war, daß im Fall einer Ueberrumpelung im Souterain die Flucht dadurch erleichtert ward."

„Dieses war die geheime Abtheilung des Etablissements des Vaters Pigolet. In diesem Souterain nahm er die Mitglieder der Bande auf, und bewirthete sie in der Weise, wie sich Beauceron-la-Blouse dessen noch mit Wohlgefallen erinnert hat. Für gewöhnlich beherbergte der Vater Pigolet einen Wundarzt, einen Barbier, mehrere Räthe einiger und Magazinaufseher, eine kleine Post, einen Pfarrer, die jüngeren Kinder der Bande, und einen Schullehrer dieser Jugend. So hatte der Stab denn eine Zufluchtsstätte in dem Dorfe Gueudreville gefunden, und dort war die eigentliche Werkstatt der Bande."

Diesem geheimnißvollen Punkte zu, der mit einem dichten Walde verbunden war, convergirten von funfzig verschiedenen Punkten alle die Individuen, welche auf oder fern mit der Bande des schönen Franz in Verbindung standen. Diese wie unter einander gemischten Männer und Frauen, im Alter und im Aufzuge verschieden, boten unter sich alle Charaktere einer vagabondirenden Horde dar. Sie hatten schon manches Jahr im Betteln und im Stehlen verlebt, ehe sie sich dazu entschlossen hatten, sich der unerbittlichen Disciplin des schönen Franz zu unterwerfen und sich zu einer und derselben Bande zu verschmelzen. Das Berri, die Sologne, das Blaisois, das Gebiet Orleans, das Gatinais, das Vendome, das Perche, die Normandie, die Umgegend von Paris und Versailles trugen noch die Spuren ihres Durchzuges. Nur ein einziges Band war stark genug, diese furchtbare Verbindung verderbter Naturen zu fesseln und zu zügeln, das Band der monstrosesten Contubernalität. (Bei den Alten eine Ehe zwischen Sclaven, auf Verlangen ihrer Herren.)

Das Vorhandenseyn der Frauen ist nicht eine der mindest merkwürdigsten Thatsachen der Geschichte der Bande von Orgères; sie ist auch eine derjenigen, die denen, welche sich nicht scheuen diesen schmutzigen Schlamm aufzurühren, den meisten Ekel machen müssen. Nach der Angabe mehrerer Zeugen, haben mehrere hundert von Frauen mit der Bande in Verbindung gestanden, obgleich in dem Processe nur 64 figurirten. Die meisten dieser Frauen waren auf der Schulter mit dem Brandmark gezeichnet. Alle waren Mütter, Frauen, oder Töchter von Räuber und Dieben. Es würde eine gräuliche Geschichte seyn, wenn man die Geschichte dieser Frauen erzählen wollte; auch schraken die beiden ehrenwerthen Männer, welche die Debatten leiteten, der Präsident und der öffentliche Ankläger, davor zurück. Einige der unglücklichen Geschöpfe waren noch jung, und hatten, wenn auch in Lumpen gehüllt, doch noch einiges Weibliches bewahrt.

Drei von ihnen waren in der Truppe von allen gekannt, nämlich: Marie Rose Bignon, die Provenchere, und die Dubarry.

Marie Rose Bigaon war eine junge Frau von 27 Jahren, wohlgewachsen, und ging auch stets mit einer gewissen Koketterie gekleidet, warum ihre Gefährtinnen, die ihr das nicht nachthun konnten, sie beneideten.

Die Dubarry war eine Person von 47 Jahren; sie rühmte sich, eine der Töchter der berühmten Madame Dubarry zu seyn, dem jedoch ihr Alter positiv widerspruch. Das vornehme Air, das sie sich gab, war wohl die Hauptursache des ihr beigelegten Spitznamens gewesen.

Am auffallendsten durch Jugend und Schönheit war die Provenchere; aber sehr jung von ihrem Vater, einem der Aeltesten der Bande, in seiner Weise zugestutzt, zeichnete sie sich insbesondere durch ihre schrankenlose Unmoralität aus. Sie war es, die, als sie nachdem im Verhör nach ihrem Geburtsorte gefragt wurde, keck antwortete: „ich bin ein Kind der Truppe, und in einem Munitionswagen auf die Welt gekommen".

Als sich alle Räuber versammelt hatten, und das Gehölz um die Wohnung des Vaters Pigolet her durchsucht und mit zahlreichen Posten umstellt war, begab sich der schöne Franz, der sich bis dahin abseits gehalten hatte, um mit seinen Unterbefehlshabern über dies und das andere Abrede zu treffen, sich in ihre Mitte.

Er sah in diesem Augenblicke keinem Colporteur oder ausländischem Handelsmann mehr ähnlich, sondern erschien als der König des Waldes. Er ging nach der Aussage von Augenzeugen en Monsieur gekleidet, mit einer kleinen Reitgerte in der Hand.

Digitized by Google

Bewaffnet traten die Räuber nie auf, außer wenn sie auf eine Expedition ausgezogen. Ihre Waffen wurden stets bei den Hehlern oder auch im Walde verborgen gehalten.

Nach eröffneter Sitzung nahm der schöne Franz den Ehrenplatz ein, und diejenigen, die seinen großen Rath bildeten, setzten sich ihm zunächst, als: der Rothe von Auneau, der Pegres-Pfarrer, der Schulmeister, die drei Aeltesten, die im Verbrechen ergraut waren und schon frühzeitig Blut gekostet hatten, von welchen Einer, Clouis genannt, über 83 Jahr alt war, dann die Chefs der Districte und der Cantone. Als Alle Platz genommen hatten, schlug der schöne Franz mit seinem Commandostab dreimal auf den Tisch, und die Anwesenden hielten sich bereit, das Losungswort und die Erkennungszeichen zu geben.

Der schöne Franz gab sodann eine Art historischer Schilderung ihrer Lage, und sagte, daß die Ebene von Jahr zu Jahr unsicherer würde; daß die Bande signalisirt sey, und daß sämmtliche Brigaden des Departements auf die Beine gebracht würden; daß die Ebene schon ein reichliches Contingent an Meierhöfen hergegeben habe; daß es deren in derselben nur noch wenige auszubeuten gebe, es folglich an der Zeit sey, einen ernsten und allgemeinen Angriff auf andere Punkte zu unternehmen.

Diese letzteren Worte wurden mit einem Gemurmel des Beifalls aufgenommen; Aller Blicke waren fragend auf den schönen Heinrich gerichtet: ihn zu unterbrechen wagte Keiner.

Er erklärte demnach, daß es sich darum handle, die Campagne durch die Belagerung des Schlosses Faronville zu eröffnen, eine Belagerung, die nach allen Regeln der Kunst würde betrieben werden müssen, indem das Schloß wohlbesetzt sey und sorgfältig bewacht werde. Der Eigenthümer, der Abbe Philippe, habe, ohne eine Ahnung von der Gefahr zu haben, die ihn eigentlich bedrohe, sich in Vertheidigungsstand gesetzt, und die gewöhnlichen Mittel würden also nicht ausreichen; doch dürfte ein kühner Handstreich, ein förmliches Sturmlaufen, rasch zum Ziel führen; er selber wolle diese Expedition leiten, die zugleich das Signal eines allgemeinen Angriffs seyn sollte, und zu welcher er ein hundert Mann entschlossener Leute, alle wohlausgerüstet, gut bewaffnet und berittten verlange. Wenn das Schloß genommen wäre, so solle der zu demselben gehörige große Meierhof Epars dessen Schicksal theilen, und die dann aufsteigenden Feuersäulen sollten dem Rest der Bande Kunde geben, daß die Expedition gelungen sey, und der Meierhof wie das Schloß nicht mehr existirten.

Dann sollte die Bande sich auf allen Punkten in Bewegung setzen und die verschiedenen Detaschements den ihnen bezeichneten Orten zuziehen. Der schöne Franz trug darauf an, den Rest der Bande in sechs Hauptdetaschements abzutheilen, jedes zu 30 Mann. Diese Detaschements sollten sechs verschiedene Meierhöfe überfallen, und, wenn ausgeraubt, sammt ihren sämmtlichen Insassen, ohne Ansehn der Person und ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, durch Feuer und Schwert vernichten.

Während dieses Vornehmens sollten die Alten, die Weiber und Kinder der Bande, kurz der gesammte Nachtrab auf möglichst vielen Stellen Feuer anlegen, um überall Allarm zu verbreiten und so den Secours, der kommen könnte, zu theilen. Wenn die Meierhöfe geplündert, das Schloß genommen worden wäre, wollten die Räuber die Beute auf ihre Pferde laden und in der allgemeinen Bestürzung das Weite suchen.

Dieser Plan, den der schöne Franz im ruhigsten Tone und mit fester Stimme vortrug, feuerte die Gesellschaft zu einem rasenden Jubelgeschrei an. Alle Räuber erhoben sich wie auf ein gegebenes Zeichen und streckten ihrem Hauptmann die Arme entgegen.

Nach der Annahme dieses Plans hatten die Räuber sich nur noch mit persönlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Mehrere Paare verlangten geschieden zu werden, nachdem sie ihre mehr oder minder sonderbaren Beschwerden vorgebracht hatten, und der schöne Franz bewilligte meistens ihr Begehr nach vorheriger Rücksprache mit dem obern Rath. Hiernach wurde zur Abschliessung mehrere neuen Ehen geschritten, und er selbst trat, um ein Beispiel der Achtung der strengen Gesetze, die er vorgeschrieben, zu geben, mit Marie Rose Bignon an der Hand vor eine Art von Altar hin, der mit kostbaren priesterlichen Decken belegt war, und verlangte von dem Pegres-Pfarrer, ihn zu trauen.

Das Ceremoniell von Orgeres war übrigens von uralter Einfachheit. Jedes Mitglied der Bande bedurfte die Erlaubniß seiner Vorgesetzten, wenn es sich verheirathen wollte. Andererseits konnten die Eheleute sich nicht willkürlich wieder trennen, sondern mußten ihre Vorgesetzten zuvor von der Begründung ihrer Beschwerden überzeugen. In diesem Falle bekam der Schuldige eine gewisse Anzahl Hiebe, mit der Weisung, sich besser zu schicken und der Bande nicht ferner ein Aergerniß zu geben. Gegen diese summarische Strafjustiz fand keine Appellation statt, auch unterwarfen die Betheiligten sich derselben ohne alles Murren.

Der Pegres-Pfarrer, mit einem symbolischen Stäbchen in der Hand, ließ den schönen Franz sich zu seiner Rechten und Rose Bignon, die beide auch einen normännischen Stock, zwei Fuß hoch über der Erde und sich mit ihren Haken berührend, in Händen hielten, sich zu seiner Linken stellen.

Nachdem er ihnen das bestehende Reglement über die Ehe vorgelesen hatte, gebot er dem schönen Franz, auf der einen Seite der Stöcke, und der Rose Bignon, auf der anderen Seite derselben zu bleiben; dann schwang er seinen Stab über die Häupter des Brautpaars, und sagte:

„Gueux, willst Du diese Gueuse da als Gattin und Frau nehmen?"

— „Ja, Gueux, das will ich", antwortete der schöne Franz.

Nachdem er eben so die Rose Bignon gefragt und eine bejahende Antwort erhalten hatte, forderte er laut den schönen Franz auf, über die ihm vorgehaltenen Stöcke zu springen, was derselbe unter dem schmetternden Jubelruf der Bande that und womit die Sache abgemacht war.

Unter völlig ähnlichen Formalitäten wurden noch mehrere Trauungen geschlossen und ihnen folgte dann ein immenses Mahl.

In dieser Nacht bot der Wald von Gueudreville einen merkwürdigen Anblick dar. Von fern hätte man glauben mögen, daß er an mehreren Stellen in Brand stände. Es waren dieses aber die großen Feuer an den lichten Stellen des Waldes, bei welchen die Räuber das Hirsch, welches ihnen von dem Abdecker zu Gueudreville, dem Vater Pigolet, geliefert worden war, und das theils nur halbgerupfte Geflügel, das sie längs des Weges und auf den benachbarten Bauerhöfen geraubt hatten, brieten. Der Cider und Wein flossen in Strömen. Um die Feuer her tanzten die Räuber, in Rotten abgetheilt, wilde Tänze und Runden nach ihrer

Digitized by Google

Weise, zu welchen sie sich durch Völlerei begeisterten. Wenn irgend ein verirrter Reisender dieser wüsten Orgie als unsichtbarer Zeuge hätte beiwohnen können, er hätte glauben müssen, daß da irgend ein Stamm Kannibalen seine gräulichen Mysterien feiere, oder daß die Hölle ihre abscheulichsten Insassen ausgespieen habe.

Nachdem die Truppe sich den folgenden Tag wieder getrennt hatte, fastete sie auf Befehl des schönen Franz fünf Tage, um dann, gehörig vorbereitet, den von ihm summarisch angegebenen Plan, ein fürchterlicher Plan, dessen Erfolg sicher zu seyn schien, der aber doch der gesammten Bande verderblich ward, in Ausführung zu bringen.

Inzwischen hatten die letzten Unternehmungen der Räuber von Orgeres, die Plünderung des Schlosses des Hrn. v. Loynes, so wie des Meierhofes Millouard und der Mühle von Saints Avit, und die Beraubung der Post von Charlres, in weniger als zwei Tagen ausgeführt, den Schrecken verdoppelt, der schon im Lande herrschte. Die Landleute der Ebene hielten sich nicht mehr unter ihrem Dache sicher, sondern schliefen mehrentheils in Scheunen, um, wenn überfallen, mindestens ihr Leben zu retten.

Ein derartiger Zustand mußte aber endlich die Aufmerksamkeit des Directoriums erwecken, mit welch ernsten Complicationen es auch zu kämpfen hatte. Den Centraladministrationen der Departements der Eure und Loire und des Loiret wurden Mannschaften zugesandt, um mit Nachdruck gegen die Jacquerie des Raubes und des Mordes einzuschreiten. Die Gendarmerie sämmtlicher Brigaden wurde mobil gemacht, eine Schwadron Husaren auf verschiedene Posten vertheilt, und die Maire's und Friedensrichter wurden angewiesen, ihre Anstrengungen mit denen der öffentlichen Macht zu vereinigen, um die Moral der Einwohner wieder zu kräftigen, und die verbundenen oder einzelnen Mitglieder der fürchterlichen Bande des schönen Franz überall zu signalisiren, wo sie sich blicken ließen.

(Schluß folgt.)

Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich, von den ersten christlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Franz Brendel. Leipzig 1852. VI und 546 Seiten.

Das vorliegende Werk ist, wie es bei seiner Richtung kaum anders zu erwarten war, schon mehrfach der Gegenstand einseitiger Invektiven, wir möchten sagen, persönlich gereizter Beschuldigungen, gewesen. Man hat sich bemüht, weniger zu beurtheilen, als zu denuncirn. Statt auf sein Princip, den Gang seiner Entwicklung näher einzugehen, hat man seine Bedeutung von vornherein vornehm zu ignoriren und es durch einige nichtssagende Phrasen bei dem Publikum in Mißkredit zu setzen gesucht. Es ist unser Vortheil, diese Manier nun bereits hinter uns zu haben. Die Art, wie sich dieselbe beweist, giebt den passendsten Ausgangspunkt für eine Besprechung, die wenigstens auf die Kenntniß ihres Gegenstandes gestützt ist, nicht ohne weiteres in den Tag hinein raisonnirt.

Die berüchtigten Kritiken (sie stehen in dem Leipziger literarischen Centralblatt und den Grenzboten) haben sich, das muß man ihnen lassen, die Sache wenigstens sehr bequem gemacht. Man spricht anfangs im Allgemeinen von musikalischem Dilettantismus, kommt dann auf das vorliegende Werk, reißt einige Sätze aus dem Zusammenhange heraus, findet in ihnen nicht was man sucht und erklärt dann den Verfasser für einen ungebildeten Menschen, sein Buch für unbrauchbar, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Urtheile für etwas ganz Zufälliges u. s. w. Diese Manier klingt beinahe lächerlich, wenn wir nur einfach das Aeußerliche bemerken, daß der Verfasser Redakteur einer seit vielen Jahren bestehenden und jedenfalls, mag man ihrer demokratischen Gesinnung vorwerfen, was man will, wegen ihrer Gründlichkeit und Entschiedenheit allgemein anerkannten musikalischen Zeitschrift ist, der die linke Seite der musikalischen Literatur vertretenden „Neuen Zeitschrift für Musik". Dem Redakteur einer solchen Zeitschrift musikalische Bildung abzusprechen, das ist doch von vornherein etwas stark. Aber noch stärker ist die Anmaßung, über ein wissenschaftliches Werk, das jahrelange Studien und eine philosophische Durchdringung zur Voraussetzung hat, kurz abzuurtheilen, ohne es einmal ordentlich gelesen zu haben. Denn hätten das jene Kritiker gethan, so würde ihr Blick noch auf ganz anderen Mängeln haben verweilen müssen, die ihnen aber aus eben diesem Grunde entgangen sind.

Allein es kam auf eine principielle Opposition an, — eine Opposition, für die es bezeichnend ist, daß sie, indem sie Gegenstände von allgemeiner Bedeutung vornimmt, persönlich wird und in dem Moment, wo sie sich für unparteiisch erklärt, dogmatisch über das ihr Entgegenstehende entscheidet. Die Kritiker der „Geschichte der Musik" gehören zu der Coterie, welche es als Zeichen des Dilettantismus und der Ueberspanntheit zu betrachten pflegt, wenn man die Meinung hat, daß die Musik auch die Trägerin von Gedanken und Ideen und weltgeschichtlichem Inhalt sein solle, — daß sie noch eine andere Bedeutung habe als das auszudrücken, was man unter dem in sich schwankenden, mystischen Begriff eines „musikalischen Gedankens" zusammenfaßt. Der Musiker steht ihnen außerhalb den Bewegungen der Zeit; er ist künstlerisches Individuum — was hat das mit seinen politischen und religiösen Ansichten, mit seinen gesellschaftlichen Beziehungen zu thun? So macht sich der Recensent der Grenzboten unter anderen auch darüber lustig, daß Beethoven einen Demokraten nennt. Auf solche Gedanken zu kommen, ist ungebildet. Die einfache Consequenz ist, daß damit auch die gesammte Darstellung des inneren Zusammenhanges der musikalischen Geschichte in sich und der Einheit dieser Geschichte mit der Weltgeschichte als Phrase bezeichnet werden muß; denn eben durch eine solche Darstellung wird im Ganzen und Einzelnen die Musik jenem musikalischen Kliquen- und Kastenwesen entrückt und in höherem Sinne zu einem Gemeingut der gebildeten Welt erhoben.

Es ist die Bedeutung des vorliegenden Werkes, eine solche Darstellung versucht zu haben. Schon der äußere Anlaß seiner Entstehung war ein populärer. Das Ganze sind 22 Vorlesungen, vor einem gemischten Publikum in Leipzig im Jahre 1850 gehalten; und da die Tendenz dieser Herausgabe dieselbe blieb wie die damalige des mündlichen Vortrages, so ist die Form unverändert gelassen. Ueber diese Tendenz äußert sich der Verfasser kurz und bestimmt, daß sie sei Popularisirung der musikalischen Wissenschaft, Anbahnung eines allgemeinen Verständnisses der Musik und ihrer Aufgabe in der Gegenwart durch

Digitized by Google

die Kenntniß ihrer Geschichte. In dieser Form ist sie zugleich „praktische Aesthetik“ (p. V). „Nicht antiquarische Gelehrsamkeit,“ sagt er p. 2, „will ich daher durch meine Behandlung des Gegenstandes fördern. Es ist zwar meine Absicht, Ihnen eine Anschauung der gesammten Kunst zu gewähren und auch die Größen der Vergangenheit näher zu rücken; vorzugsweise aber wünsche ich, auf Ihre Betheiligung an der Kunst unmittelbar einzuwirken und Sie zu einem bewußteren Verständniß der Hauptzwecke der Tonkunst und ihrer Meister zu führen.“ Seinen Standpunkt bezeichnet er damit zusammenhängend, als den der „Philosophie der Geschichte“ (p. 542). Denn es ist dieser Standpunkt der, in seiner tiefsten Bedeutung erfaßt, mit dem der wahrhaften Popularisirung der Wissenschaft zusammenfällt. Die verschiedenen Voraebeiten sollen, einmal gesammelt, ein Boden allgemeineren Verständnisses, geeignet die unendlichen Gegensätze der Auffassung zu versöhnen, constituirt werden. „Es ist,“ sagt Brendel, nachdem diese Voraebeiten berührt sind, „noch nicht versucht worden, in Bezug auf das Ganze des Stoffs zum Princip vorzudringen. Der Zweck, den ich im Auge habe, ist daher, eine umfassende Anschauung von der geschichtlichen Entfaltung der Tonkunst anzubahnen, das Gesetzmäßige dieses Ganges, den Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen Ihnen nachzuweisen. Ich trete damit jener weit verbreiteten Ansicht entgegen, welche in der Geschichte der Musik Nichts als einen Wechsel zufälliger Persönlichkeiten, Nichts als einen Wechsel der Mode erblickt. Es ist ferner mein Zweck, die Tonkunst in ihren Beziehungen zur allgemeinen geistigen Entwicklung erkennen zu lassen, ihren Zusammenhang mit den allgemeinen weltbewegenden Mächten darzuthun. Wenn ich endlich den tiefer geistigen Inhalt, der in den Werken der großen Tonmeister zur Erscheinung gekommen ist, darzulegen bemüht bin, so resultirt daraus die Weltanschauung der verschiedenen Künstler und ihrer Epochen.

Nach diesem Princip ergiebt sich auch in gewisser Weise die Eintheilung des Stoffes. Keine Zeit ist ohne Bedeutung für die Entwicklung der Musik, jede hat in ihrer Weise für das Ganze gewirkt und Eigenthümliches hervorgebracht. Allein es besteht doch der Unterschied größeren oder geringeren Inhalts. So ist das Mittelalter nothwendig kürzer zu fassen, als die Geschichte der neuen und neuesten Zeit. Das weltgeschichtliche Auftreten der Musik erkennt Brendel im Auftreten des Christenthums, ihre weltgeschichtliche Geburtsstunde als höhere Kunst aber erst in den großen Bewegungen des 16ten Jahrhunderts, wo sie, befreit von den scholastischen Spitzfindigkeiten der Schule, in das Leben, in die Wirklichkeit eintritt (p. 44). Von da an erweitert sich der Gesichtskreis immer mehr, immer Neues, Umfassenderes wird hervorgebracht und immer allgemeiner wird der Antheil an diesen Schöpfungen der Kunst. Die Geschichte der neuesten Zeit, ihrer Werke und Meister wird daher am ausführlichsten behandelt.

Allein so wenig wir diesem Princip der Eintheilung entgegen sind, so sehr wir im Gegentheil die allein richtige Norm der Darstellung und der Kritik in ihm erkennen, indem jede Epoche nur an ihrer Stelle an der Entwicklung des Ganzen, das Ganze nur als die nothwendige immer erfüllendere Entwicklung eines Inhalts erkannt wird; so können wir doch am Eingange der Betrachtung einen Tadel nicht unterdrücken. Der Verfasser scheint uns hier seiner philosophischen Tendenz zu sehr nachgegeben zu haben. Gerade hier hätten unserer Meinung nach die vorhin erwähnten Kritiker weit erfolgreicher auftreten können, wenn sie einen Hauptmangel des Werks in der wie uns scheint zu kurzen Behandlung der einleitenden Periode hervorgehoben hätten. Uns wenigstens wird in dieser Periode nicht genügend dargestellt die technische Ausbildung der Musik. Wir vermissen die Schärfe der Charakterisirung, welche uns später befriedigt. Die Bemühungen der Schule sind zu kurz abgemacht und ebenso der Volksgesang, das naturalistische Element der Musik dieser Tendenz nicht prägnant genug gegenübergestellt. Es fehlt auch die klare Scheidung der griechischen und der christlichen Musik, eine Scheidung, welche fast nur beiläufig berührt wird. In dieser Periode der vorwiegend technischen Ausbildung hätte aber neben der philosophischen Seite der Kunst das Technische vorzugsweise und ausführlicher dargestellt werden müssen. Man fühlt es dagegen der Darstellung an, wie sie mit ihrem Interesse schon darüber hinaus ist, in einer Zeit, wo sie nicht mehr Dieses, das Mechanische, studirte, sondern große geschichtliche Gestalten voll schöpferischer Kraft zu ihrer Erfüllung sich gegenüber sieht.

Wir heben diesen Mangel um so mehr hervor, je umfassender die nun folgende Darstellung ihren Inhalt erfüllt und in ihrem genetischen Zusammenhang auch das Fragmentarische des Vorhergehenden theilweise ergänzt.

Brendel betrachtet, wie schon bemerkt, die Mitte des 16ten Jahrhunderts als die weltgeschichtliche Geburtsstunde der Tonkunst — es ist die Zeit jenes Umschwungs, wo der Geist der Menschheit sich aus dem katholischen Formenwesen des Mittelalters befreit und indem er sich religiös und weltlich regenerirt, überall neue Schöpfungen erzeugt. Eine Regeneration geht auch innerhalb des Katholicismus selbst vor. Es sei uns erlaubt, an diese allgemeinen Bemerkungen einen kurzen Ueberblick des ebenso einfachen als klaren und reichhaltigen Ganges der Darstellung anzuschließen. Vortrefflich sind auch besonders die Charakteristiken der Hauptmeister und ihrer Werke. Wir können diese indeß nur im Vorübergehen erwähnen.

Die weltgeschichtliche Tonkunst nimmt ihren Ursprung in Italien. Der ihr vorhergehende, mit dem ganzen päpstlichen Regiment zusammenhängende und bis gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts dauernde Zustand des Verfalls wird in kurzen aber meisterhaften Zügen dargestellt. Wir sehen die contrapunktistische melodielose Gelehrsamkeit, die Verwahrlosung des Gesanges, die Nachlässigkeit in der Behandlung der Textworte, wie sie während der ersten Hälfte des Jahrhunderts herrschten. Sodann die Verhandlungen des Tridentiner Concils zur Beseitigung dieser Uebelstände und das Auftreten Palästrina's. Palästrina ist es, der die italienische Kirchenmusik und den nationalen italienischen Kunststyl begründet. „Der Hauptpunkt,“ sagt der Verfasser (p. 62), „auf den es bei der Würdigung des Meisters zunächst ankommt, ist, daß die Formen des künstlichen Satzes aufgehört haben, Selbstzweck, Zweck des Tonwerkes zu sein, daß Palästrina dieselben zum Mittel des Ausdrucks herabgesetzt hat.“ Nach der Seite des Inhalts ist es die Epoche des erhabenen Styls, „gleich fern von der Schwerfälligkeit und Starrheit einer Vorstufe der Kunst, wie von der Anmuth, Lieblichkeit und Weichheit späterer Epochen“ — die sich nun entwickelt. Man kann sie auch die Epoche des musikalischen Epos, im Gegensatz gegen die der Lyrik nennen. Der Zu-

Digitized by Google

sammenhang dieser Kunstweise mit der katholischen Liturgie wird dargestellt. Wie in dieser Alles zum Ganzen wirkt, so geht bei Palästrina „aller Ausdruck allein aus dem Ganzen der Composition hervor," nur in der Totalität des Stückes ist der Ausdruck zu suchen, alles was Affekt heißen könnte, fehlt gänzlich" (p. 64). Der Eindruck dieser Musik auf die Zeitgenossen und die Nachwelt wird geschildert; an dieselbe schließt sich eine Charakteristik der Hauptschüler Palästrina's: Gregorio Allegri, L. de Victoria und Tomaso Beji.

Brendel bezeichnet die Herrschaft dieser Musik als die des Contrapunktes, des vorwiegend mehrstimmigen Gesanges. Die Melodie schien verloren zu sein. Allein zu derselben Zeit bewegte auch das protestantische Element die Welt; eine frischere, sinnliche Auffassung des Lebens war hervorgetreten gegenüber der orthodox kirchlichen und als Ausdruck dieses Geistes erhebt sich die Oper, „diejenige Kunstgattung, aus welcher die gesammte neuere Musik hervorgegangen ist." Die ersten Keime derselben in den musikalischen Partien der Mysterien des Mittelalters und dem Volksgesang werden aufgesucht. Es wird gezeigt, wie sich in der gebildeten, geistreichen Gesellschaft, vornehmlich in Neapel, Florenz und Venedig, seit Anfang des 16ten Jahrhunderts der Einzelgesang (des Madrigal, damals ein kurzes weltliches Lied) in weltlichen Liedern vor Allem durch die Musiker Vincenzo Galilei, Giulio Caccini, Jacopo Peri ausbildete; wie sich zugleich das Gefallen an mit Musik verbundenen scenischen Darstellungen erhob; wie das Studium der griechischen Literatur an die Verbindung von Musik und Drama im Alterthum erinnerte. Aus der Verschmelzung dieser Elemente ging die Oper hervor. Man riß sich ebensowohl los von dem Ernste des vielstimmigen Kirchengesanges, als von dem früheren Mischstyl der scenischen Darstellung. „Das Schauspiel wird völlig in eine musikalische Region versetzt, der Dialog wird musikalisch behandelt," seit 1600 in Florenz die Erfindung des Recitativs auftritt. Wie groß der griechische Einfluß war, erhellt daraus, daß die ersten Compositionen dieser Art, analog der wahrscheinlichen Form des griechischen Dramas, fast nur noch aus Recitativ und Chören bestanden. Der erste Operndichter war Rinuccini. Er dichtete die Dafne, welche Peri componirte und die durch Opitz und den sächsischen Capellmeister H. Schütz bald darauf nach Deutschland verpflanzt wurde (p. 82). Für Europa brach Rinuccini Bahn mit seiner Oper Eurydice, zuerst dargestellt bei der Vermählung Heinrichs IV. mit Maria von Medicis, in Florenz, im Jahre 1600, dann von dort aus durch alle europäischen Länder verbreitet.

So gelangt mit der Oper, wenn auch langsam und zunächst in mangelhafter Gestalt, das lyrische, subjektive Element gegenüber dem Epos der früheren Zeit zur Herrschaft.

Gleichzeitig gab auch ein Römer; Emilio del Caroliere den ersten Anstoß zu der anfangs der Oper sehr ähnlichen Kunstform des Oratoriums (das Weitere s. p. 88).

Der Verfasser erklärt sich nun entschieden gegen die Ansicht, welche, wie z. B. Fink in seiner Geschichte der Oper, diese Wiederbelebung des Griechenthums als eine seltsame Liebhaberei darstellt. Ihm ist sie die nothwendige Erzeugung einer neuen weltgeschichtlichen Gestalt. „Ein dunkler Instinkt," sagt er p. 90, „eine Ahnung, daß der christlichen, bis dahin vorzugsweise auf die Kirche beschränkten Musik Etwas fehle, was nur in Griechenland zu erlangen sei, trieb und leitete jene Männer, welche die Oper erfanden. Derselbe Geist, welcher alle Erscheinungen des modernen Lebens gestaltete, hat auch auf gleiche Weise in der Tonkunst weiter bildend und schaffend gewirkt und hier durch diese Wendung jenen Gebilden entsprechende Gestalten hervorgerufen." „Das Princip der neuern Zeit ist die Ineinsbildung der griechischen und der früheren christlichen Weltanschauung."

Aber die Männer der Schule sträubten sich noch lange gegen diese neue Kunstform, die nicht von ihnen, sondern von „geistreichen Kunstfreunden, Alterthumsforschern, Dilettanten, Sängern" erfunden war. So entstand in der folgenden Zeit, im Anfange des 17ten Jahrhunderts, ein Mißverhältniß, weil die Erfinder wohl größere Leichtigkeit des Agirens besaßen, aber die nachhaltige künstlerische Bildung und Kraft ihnen fehlte. Auch die Einrichtung des Orchesters, der Instrumentalmusik war noch sehr mangelhaft. „Es ist," sagt der Verfasser, „aus jener Zeit höchstens nur von großem Unfug, der mit Instrumenten getrieben wurde, zu berichten" (p. 95). Aus diesem Grunde findet sich lange Zeit nur Wiederholung des im ersten Impuls Geschaffenen, oder unbedeutendes Neue. Nur die Höfe und reichen Privatleute interessirten sich für die Aufführung. Erst um die Mitte des Jahrhunderts setzt sich die Oper in umfassender Weise durch. Es findet sich ein größeres Publikum, Theater werden gebaut, die Instrumentalvirtuosität, die Gesangskunst bildet sich aus.

In Rom bestand indeß die strenge Schule der Kirchenmusik fort. (Hauptmeister: Orazio Benevoli, G. Benadei). Doch die Musiker selbst konnten sich dem Einfluß des Neuen nicht entziehen; sie selbst empfanden den Mangel der bisherigen musikalischen Gestalt und nahmen von der Oper den Einzelgesang und die Instrumentalbegleitung in die Kirchenmusik auf. Der Palästrinastyl mußte die Herrschaft mit einem neuen theilen. Durch diese Betheiligung gewann wiederum das Neue. Die subjektive Leichtigkeit ergänzt sich mit objektiver Gediegenheit. Bedeutend für diese Uebergangsperiode sind: G. Coriffimi und Alessandro Stradella. Das Recitativ entwickelt sich zur Arie, die Chöre werden seltener.

Alles dieses bezeichnet das Erblühen des schönen Styls. Bahnbrechend ist für denselben Alessandro Scarlatti (1650 bis 1720). „Er, sagt der Verfasser, ist in der geschichtlichen Kette als das Glied zu bezeichnen, welches die alte Zeit mit der neuen verbindet. Die Arie erhielt durch ihn die bekannte Form, wonach sie aus zwei Theilen und einem Dacapo besteht. Er war es, der die Instrumentalbegleitung zu größerer Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit emporbildete, das Quartett der Bogeninstrumente zur Begleitung einführte, wie er denn überhaupt als der Erfinder des begleiteten, des obligaten Recitativs angesehen wird. Er soll der erste gewesen sein, der zu seinen Opern Ouvertüren componirte" (p. 104). „Auch als Lehrer ist er bedeutend. Noch entschiedener von der kirchlichen Musik befreite sich sein Nachfolger im Ruhme: Francesco Durante, Direktor des Conservatoriums in Neapel und Leonardo Leo, sein Vorgänger im Amt. „An Reichthum angenehmer, gesangreicher Melodien, ist er von Keinem zu seiner Zeit übertroffen worden. In seinen Werken findet man alle Formen, welche unsere Tonkünstler bis jetzt bearbeitet haben" (p. 106). Die Stellung dieser Meister

Digitized by Google

in der Geschichte der Musik schildert der Verfasser so, daß sie die Höhepunkte der zweiten Epoche, des schönen Styls, seien. „Die frühere Herbheit ist zu schöner Milde verklärt, der spätere Leichtsinn noch durch Gediegenheit fern gehalten; wir sehen hier das Ideal italienischer Tonkunst verwirklicht. Plastische Schönheit, Ebenmaaß, architektonischer Verstand in der Gruppirung, überall ein feiner Sinn für das rechte Maaß, Grazie, der schönste, fließende, sich einschmeichelnde Gesang" (ib.). Sie sind jedoch noch vorzüglicher in der Kirchenmusik als in der Oper.

Nach ihnen tritt die Kirchenmusik immer mehr zurück, die Oper immer mehr voran. Es braucht nur erinnert zu werden an die Entwicklung des neuern Katholicismus, um diesen Umschwung begreiflich zu machen. Porpora, Bluci, Pergolesi, Leardo, Jomelli, Sarsini, Piccini, Cimarosa, erscheinen bald nacheinander. Die Nation giebt sich einem musikalischen Schwelgen, einer Weichheit des Gefühls hin, welche den alten Ernst ganz verdrängt. „Das Gefällige und Anmuthige siegt über das Großartige, Ernste und Feierliche." Auch in die berühmten Werke der Kirchenmusik dringt dieser Charakter ein; so in Pergolesi's Stabat mater. Brendel findet in derselben das Weiche und Zarte vorherrschend.

Im Einzelnen wird dann die Geschichte des Gesanges und der Instrumentalmusik dargestellt; womit die zweite Periode schließt.

Die Einleitung der folgenden Periode bilden, wie auch den Schluß der ersten, wieder philosophische Betrachtungen über den durchlaufenen und noch zu durchlaufenden Weg. Wir heben diese Partieen deshalb als besonders gelungen hervor, weil sie in der That den Proceß der Geschichte darstellen und auf dem Grenzpunkt zweier Zeiten das Vergangene noch einmal in der Form des Geistes klar zusammenfassen. Sie bezeichnen die Eigenthümlichkeit der einzelnen Momente im Gedankenzusammenhang und bestimmen ihre Bedeutung nach dem, was sie für das Ganze gewesen sind. Das ist der philosophische Standpunkt — ein Standpunkt, hinweisend in die Zukunft, aber ebenso überall gegenwärtig. Brendel verlangt diese Art der Betrachtung vor Allem auch für Darstellung und Kritik der deutschen Musik, — hier, wo von den Schwärmern für Bach und Händel bis auf Schumann und Wagner noch ein solcher Wust einseitiger, enthusiastischer oder leichthin verwerfender Parteiansichten sich breit macht.

Wie die italienische Kunst mit Palästrina, so beginnt die deutsche mit Luther. Nur nimmt, dem deutschen Wesen entsprechend, die Epoche des erhabenen Styls in Deutschland einen ungleich größeren Raum ein, als in Italien. Sie reicht bis auf Bach und Händel, welche sie als klassische Gestalten schließen. Die zweite, weltlichere Epoche wird dargestellt durch Gluck, Haydn und Mozart. Jene erfüllt sich in Norden, diese in Süddeutschland. Als Grund dieses Unterschiedes der deutschen und italienischen Musik einerseits und der französischen andererseits führt der Verfasser an: „theils das Vorwiegen des protestantischen Elements und die mit diesem gegebene überwiegend geistige Natur und individuelle Lebendigkeit Deutschlands, theils seine universelle Bestimmung, die ihm vorschreibt, nach Durchdringung und Erfüllung durch alle andern Volksgeister zu sterben." So nähren sich Händel und Mozart an den Italienern, Gluck an den Franzosen — aber sie verschmelzen die Eigenthümlichkeit beider in die deutsche Musik und diese Musik verkommt nicht in Sinnlichkeit, wie die italienische, schwankt nicht zwischen der sinnlichen Lebendigkeit und der abstrakten Verständigkeit der Franzosen, sondern sie nimmt vermöge ihres universell bewegten Inhalts in Beethoven einen neuen großen Aufschwung, der für die Kunst der Zukunft eine neue Perspektive eröffnet.

Wir können nicht näher auf diese sehr ausführliche Darstellung der deutschen Musik eingehen. Wir machen nur aufmerksam zunächst auf die vortreffliche Charakteristik Händels und Bachs (p. 238—54); sodann auf die ebenso vortreffliche Digression, welche über die Stellung der Kritik zur Gegenwart und den so verwickelten und verwirrenden Streit über Klassicität in der Musik in Bezug auf diese beiden Meister gegeben wird. Unseres Erachtens hat der Verfasser in derselben, wie in seiner ganzen Darstellung, die wahrhaften, für ein Zusammenfassen der Gegensätze in ein höheres Resultat allein wirksamen und fruchtbaren Principien hervorgehoben. „Bleibend," sagt er p. 254, „sind alle Werke der Kunst, in denen die Epoche derselben ihren auf dieser Stufe möglichen, vollendetsten Ausdruck gefunden, in denen das Wahre was sie anstrebte, das Beste was sie besaß, seinen Kulminationspunkt erreicht. Dies ist das Wesen der Klassicität, dies ist charakteristisch für Werke, welche, einer nothwendigen Entwickelungsstufe des Menschengeschlechts angehörig, ewig als von gleicher Gültigkeit bezeichnet werden müssen. Im Gegensatz hierzu theilen alle Schöpfungen das Schicksal des Veraltens, welche nicht den Kulminationspunkt einer Epoche bezeichnen, welche zu ihm hin, oder von ihm herabführen; Werke demnach, welche den Vorstufen der Kunst angehören, oder als eine Nachblüthe zu betrachten sind, Werke, denen das Ziel nur noch ein geahntes ist, welche die Erreichung vermitteln, oder solche, in denen schon die höchste Aufgabe einer Epoche überschritten wurde, die dasselbe durch Ueberhäufung der Mittel noch einmal lösen wollen." Demgemäß werden Bach und Händel für klassisch erklärt, aber ebensowenig wird die Erkenntniß zurückgehalten, daß das Klassische auch überwunden und zu einer Entwickelungsstufe herabgesetzt wird, sobald die Geschichte eine neue, vollendetere Form erzeugt.

Die folgenden Kapitel behandeln Anfang und Fortgang der französischen Musik und nach diesem Gluck. Sodann die italienische Oper in Deutschland, die deutsche komische Oper, die Operette und das Melodrama. Endlich Haydn, Mozart und Beethoven. Wir können auch hier unmöglich auf Einzelnes eingehen — auch deshalb nicht, weil die Darstellung, je weiter sie fortschreitet, um so reicher und tiefer wird.

Der übrige Theil des Buches behandelt die neueste Musik: die Schule Mozarts in Italien, Deutschland und Frankreich; die Kirchenmusik des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts; die Oper nach Mozart; die neueste Oper; den Zustand der Instrumentalmusik und des Concert- und Virtuosenwesens, u. s. w. Wir verweisen hier u. a. auf die meisterhafte Charakteristik der modernen Kirchenmusik (p. 400 ff.); auf das Prognostikon, welches Brendel dem Oratorium stellt (p. 409 ff.). Beethoven ist in seiner welthistorischen Tiefe erfaßt als der Demokrat, der Componist des Humors und des freien, im Kampfe mit der alten Welt eine neue erfüllenden, aufstrebenden Geistes. Ueberall wird der dornigten Ansicht entgegengetreten: daß der Musiker außerhalb der Bewegungen der Zeit stehe, daß er in seiner Schöpfung nicht einen

Digitized by Google

wesentlichen Inhalt allgemeiner Gedanken und Gefühle, den Inhalt des geschichtlichen Lebens seiner Zeit, wenngleich in einer die Klarheit des Wortes nicht erreichenden Form — das ist die Schranke seiner Kunst niederlege. Nur im Zusammenhang mit seiner Zeit, als von den geschichtlichen Mächten emporgehoben, wird er begriffen.

Der Schluß des Ganzen bildet eine Charakteristik des letzten großen Genius auf dem Gebiete der Tonkunst — des Geistes, der bestimmt scheint, radikal wie die gegenwärtige Weltbewegung alles Leben, so alle Verhältnisse der Musik in ihrem dramatischen Keime nach den Gesetzen der vollen Freiheit des Schönen neu zu gestalten und wiederum zur bisher ungeahnten Lebenskraft und Fülle zu erheben. Es sind die Opern und Schriften des Demokraten Richard Wagner, welche als die musikalischen Werke der Zukunft noch kurz charakterisirt werden. Wir schließen mit ihnen auch diese Anzeige. Der Geist, welcher das vorliegende Werk erfüllt, drängt durch die consequente Entwicklung der Geschichte in diese zukünftige Bahn; er läßt, indem er von der Höhe der gegenwärtigen Bildung den durchlaufenen Weg überschaut und in sich zusammenfaßt, nur diese Richtung frei, welche dem ganzen Drängen des Zeitgeistes ähnlich, neue weltgeschichtliche Formen, neue schöpferische Mächte erstrebt, die den Geist der Menschheit zu vollendeter Erscheinung gestalten. Es ist keine Frage, daß hiermit das wahre Princip aller Geschichtschreibung erreicht ist. Die Mängel in diesem besonderen Werke haben wir theils schon angedeutet, theils glauben wir, daß es die Leser dieser Anzeige nach dem Vorhergehenden der Mühe werth halten werden, sich weiter danach umzusehen, um so zu der Einsicht zu gelangen, wie, nach des Verfassers eigner Aeußerung, Manches an dieser Geschichte wohl noch als „Vorarbeit" zu betrachten ist — aber die Idee des Ganzen und die Haupttheile der Darstellung eine Lücke in der Geschichte der Musik ausfüllen, deren Ergänzung an wissenschaftlicher Tiefe und populairer Klarheit wenig zu wünschen übrig läßt. —e.

Vier Wochen französischer Geschichte. 1. December 1851 — 1. Januar 1852. Von A. L. von Rochau.

Nemo unquam imperium flagitio quaesitum bonis artibus exercuit.

Leipzig: Avenarius & Mendelssohn. 1852. 166 Seiten. 8.

Es sind in dieser Schrift die Ereignisse des auf dem Titel angegebenen Zeitraums vollständig, mit manchen wenig bekannten Einzelnheiten, in zwölf Abschnitten erzählt, und am Schlusse ist die am 14. Januar d. J. veröffentlichte Verfassung in deutscher Uebersetzung abgedruckt. Außer den antibonapartischen und bonapartischen französischen und englischen Zeitungen standen Hrn. v. Rochau vermuthlich keine andere Quellen offen, wir wissen auch nicht, ob er theilweise Augenzeuge Dessen gewesen, was sich in dem denkwürdigen Decembermonate in Paris zugetragen hat. — — Wäre über den „Staatsstreich", seine Vorbereitung, seinen Fortschritt, seine Folgen, einfach Bericht erstattet, so würde das Buch für die Mehrzahl der Leser unlesbar ein bei weitem geringeres Interesse haben, aber es scheint uns doch augenblicklich noch nicht an der Zeit, das Geschehene, wie es dem Verfasser gefallen, nur von einem Standpunkte aus, zu beurtheilen und die handelnden Personlichkeiten zu charakterisiren, um so weniger, da mit vollem Rechte auch das „Audiatur et altera pars" gegenseitig zur Geltung gebracht werden müßte. Schon aus dem vorgesetzten Motto, das sich unsere mit der lateinischen Sprache nicht vertrauten Leser von ihren gelehrten Freunden oder Söhnen verdeutschen lassen mögen, ersieht man, welchen Standpunkt der Vers. als den seinigen gewählt hat. Von ihm aus sind denn allerdings die vier pariser December-Wochen mit großer Consequenz und in anziehender Darstellungsweise geschildert. — Es ehrt den Mann, den Schriftsteller, wenn er seine Ueberzeugung unumwunden ausspricht, aber ist er gleich sicher, daß sie von Vielen getheilt wird, entspringt sie auch der lautersten Quelle, ihre Darlegung muß frei bleiben von allen Spuren leidenschaftlicher Aufwallung, selbst wenn die letztere nicht leicht zu besiegen sein sollte.

So sehr wir übrigens Bedenken tragen müssen, dem künftigen Geschichtschreiber des „Staatsstreiches" eine in ganz anderem Geiste und anderer Auffassung geschriebene französische, in den neuesten Heften der „Minerva" übersetzte Brochüre, als vollgültiges, auf guten Glauben hin zu benutzendes Actenstück zu empfehlen, eben so wenig können wir die vorliegende Zusammenstellung als ein solches anerkennen.

Die Verlagshandlung hat für eine geschmackvolle äußere Ausstattung des Werkes bestens gesorgt. H.

Miscellen.

Nach einer Angabe des Inverness Courier, soll auf dem Whitechapel-Fleisch-Markte in London zur Zeit der Cholera Niemand an dieser Krankheit gestorben seyn, während die Sterblichkeit rund umher sehr bedeutend war.

Die Bibliophilen sehen ungeduldig der Auction entgegen, die in den ersten Tagen des März über die Bücher aus den Privatbibliotheken Ludwig Philipp's zu St. Cloud, Neuilly, im Palais Royal und in den Tuilerien gehalten werden soll. Sie wird im höchsten Grade merkwürdig und interessant seyn, indem viele der Bücher Randglossen des gewesenen Königs und verschiedener Mitglieder seiner Familie enthalten, andere, und in Menge, die Spuren der Februarrevolution an sich tragen. Bekanntlich haben zwei bis drei Monate bewaffnete Männer in den Tuilerien gehaust, die manches Buch mit wunderlichen Noten oder auch mit Bayonnetstichen versehen haben. Ein Werk haben die Kunstfreunde ganz besonders in's Auge gefaßt, nämlich eine Naturgeschichte, von welcher nur zwei Exemplare existiren, dies eine in Frankreich, das andere in England, in einer öffentlichen Bibliothek. Ebenbesagtes Werk besteht aus zwei Foliobänden. In Amerika von dem Herzog von Orleans um den hohen Preis von 14.000 Fr. angekauft, hat sein Einband auch noch 4000 Fr. gekostet.

Gedruckt bei A. F. M. Kämpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 18. Mittwoch, den 3. März. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 137
Die französische Heizerbande, od. die Räuber von Orgères (Schluß) » 139
Literatur:
Geschichte der Römer von Fr. Dor. Gerlach und J. J. Bachofen » 142
Franz Hoffmann's illustrirter Volkskalender ..... » 143
Miscellen ..... » 144

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung m. s. No. 16 d. Bl.)

Welch einen augenscheinlicheren Beweis der Authenticität der Memoiren könnte man überdem wohl verlangen, als diesen politischen Theil, den wichtigsten von allen, der zwei Mal mit denselben Thatsachen, denselben Ansichten, denselben Einzelnheiten, so häufig mit denselben Worten niedergeschrieben ist, bei dem aber die erste Version mehr Feuer, mehr Frische, mehr Geist, mehr Umfang hat, während der neu entworfene zweite, nach Uebersichten, Zügen, entschwundenen Erinnerungen suchend, sich mühsam, unwillig und verlegen auf einem Wege fortschleppt, wo das Gedächtniß die Stelle der erschöpften Einbildung vertreten muß? Ist's denkbar, daß ein Fälscher, nachdem er das politische Leben Rolands und seiner Frau schon einmal und glanzvoll beschrieben hatte, sich veranlaßt sehen konnte, dasselbe noch einmal, aber matt und unzusammenhängend zu beschreiben?

Andererseits läßt die parlamentarische Geschichte die sehr zweifelhafte Authenticität der ersteren Abtheilung der Memoiren lediglich in der möglichen, aber wenig wahrscheinlichen Erhaltung einer Rechtfertigungsschrift beruhen, deren das Bulletin des Revolutionstribunals erwähnt, und die Madame Roland ihren Richtern vorzulesen versucht hatte.

Wenn die Verfasser der Histoire parlamentaire die Memoiren gelesen hätten, so hätten sie zuvörderst über die Erhaltung des Manuscripts der Vertheidungsschrift der Madame Roland nicht den geringsten Zweifel haben können, weil sich dieselbe in der zweiten Abtheilung der Memoiren unter dem Titel: Projet de défense au tribunal, abgedruckt findet; nächstdem hätten sie nicht das Manuscript dieses Vertheidigungsentwurfes, ein kleines Pliadoyer von fünf Seiten, für das Original der ersten Abtheilung der Memoiren geben können, die eine Beschreibung von hundert acht und zwanzig Seiten umfaßt, die Geschichte der beiden Ministerien Rolands, die Portraits der Girondisten, die Schilderung der Septembermetzeleien, die Proscription vom 31. Mai, die Verhaftung der Madame Roland, ihre Redeiten in der Abtei, und die merkwürdigsten Aufschlüsse über Robespierre, Danton, Marat, Pache, Robert, Lazusky, und die Gemeinde vom 10. August enthält.

Drittens erklärt die parlamentarische Geschichte die letzten drei Abtheilungen der Memoiren der Unächtheit für mehr als verdächtig, weil dies Buch, auf den bekannten Geschmack der thermidorianischen Gesellschaft berechnet, das Siegel der schamlosen Verworfenheit trage, von welcher das Directorium das Beispiel gegeben habe.

Wenn die Verfasser der Histoire parlamentaire die Memoiren gelesen hätten, so würden sie gesehen haben, daß deren erster Theil am 15. April 1795 in der Buchhandlung von Louvet erschienen ist, und daß demselben der zweite Theil am 23. April desselben Monats, der vierte und letzte am 8. Mai folgte. Die Memoiren waren also sämmtlich ein halbes Jahr vor der Ernennung des Directoriums, die am 5. November erfolgte, und drei Monate vor der Discussion der Verfassung, die dasselbe einsetzte, erschienen; so wird es denn schwer zu begreifen, wie die Verfasserin derselben den Einfluß der schamlosen Verworfenheit erfahren haben sollte, von welcher das Direktorium das Beispiel gegeben.

Endlich setzt die parlamentarische Geschichte, nachdem sie

Digitized by Google

die Gründe angegeben, derentwegen ihr die Memoiren der Madame Roland als ein apocryphes Buch erscheinen, noch hinzu, daß dasselbe nicht auf ihre Rechnung gebracht werden könne, es sey denn, daß sie es selbst herausgegeben hätte.

Zuvörderst ist die Guillotine, nicht Madame Roland daran schuld, wenn ein anderes als sie selbst ihre Memoiren herausgegeben hat. Auch Barrere hat seine Memoiren nicht selbst herausgegeben, eben so wenig Senart, Barbaroux, Meda, von Barentin, Saint-Simon und Dangeau, dessenthalben ist die Aechtheit dieser Werke doch nie in Zweifel gezogen worden.

Die Aufschlüsse der Madame Roland über Robespierre, über Morat, Danton, Pache, Fouquier-Tinville sind um so schlagender, als sie während der beiden Ministerien ihres Mannes das Personal und die Triebfedern der Revolution sehr nahebei gesehen und kennen gelernt hatte. Der erste Theil der Memoiren, in welchem diese Aufschlüsse enthalten sind, brachte in der That eine lebhafte Sensation hervor. „Welche Mühe wird man sich geben," sagt Trouvé im Moniteur vom 27. April 1795, „und wie viele kleine Intriguen spielen lassen, um die ersten Wahrheiten, wovon jede Seite strotzt, zu verkleinern, ja, wenn möglich, zu verwischen! Wie wird man darüber aus seyn, das Verdienst des Verfassers herunterzusetzen, um dem Werke allmählig in unmerklicher Weise jedes Verdienst zu nehmen. Eitles Streben! die Geschichte hat schon immense Materialien gesammelt; mehr den Namen, die sie auf die Säule der Schande und der Verwünschung eingraben wird!"

Was Trouvé vorhergesehen hatte, ging bald in Erfüllung. Die Feinde der Girondisten im Allgemeinen, und die Terroristen als die Meistbetheiligten, stellten die Aechtheit der Offenbarungen der Madame Roland in Abrede. Dies bestimmte Bosc, den treuen Freund der Familie, der auch die Tochter der unglücklichen Manon aus der Abtei zu sich genommen hatte, sofort das Manuscript zu deponiren und darüber dem Publikum unterm 23. April, voran des zweiten Theils der Memoiren, folgende Anzeige zu machen:

„Der Royalismus und der Terrorismus suchen die Aechtheit dieser Schrift in Zweifel zu ziehen. Beide möchten gern ihren Absatz inhibiren, die Einen, um die Contrerevolution durch das Anschwärzen eines Ministers zu begünstigen, der durch eine verständige und standhafte Administration den Beweis geliefert hat, daß Frankreich auch unter einer republikanischen Regierung glücklich seyn könne; die Anderen, um nicht in den Augen des Volkes als die eigentlichen Urheber unserer jetzigen Lage zu erscheinen, und in der Hoffnung, den Abscheu zu schwächen, den ihre Missethaten einem jeden einflößen müssen, der deren Geschichte liest.

„Ich fordere die guten Bürger, die sich durch Insinuationen möchten schwankend haben machen lassen, auf, erstens zu bedenken, daß Niemand im Stande gewesen wäre, der Bürgerin Roland in der Darlegung einer Masse von Details behülflich zu seyn, von welchen außer ihr niemand Kenntniß haben konnte; zweitens, daß jeder Schriftsteller seinen eigenthümlichen Styl hat, und daß der der Bürgerin Roland original genug ist, um nicht leicht mit dem einer anderen verwechselt werden zu können; drittens, daß ich die Aechtheit der Schrift durch meine Namensunterschrift bescheinigt habe, und ein jeder sich bei mir überzeugen kann, daß das ganze Manuscript eigenhändig von meiner unglücklichen Freundin geschrieben ist.

„Paris, den 4. Floréal des Jahres III. der Republik."

Alles dieses beweist, wie man sieht, überflüssig nicht allein die unbestreitbare Aechtheit der Memoiren der Madame Roland, sondern auch, daß die Verfasser der parlamentarischen Geschichte, wenn sie diese Memoiren gelesen hätten, nicht hätten sagen können, daß die sehr zweifelhafte Authenticität des ersteren Theiles nur auf der Erwähnung beruhe, welche das Bulletin du tribunal révolutionnaire von einer Vertheidigungsschrift gemacht, die Madame Roland vor ihren Richtern abzulesen begonnen habe.

Außer den materiellen und positiven Umständen, welche den Memoiren der Madame Roland alle wünschenswerthe Authenticität geben, würde man auch keine anderen finden, welchen so wie diesen auf jeder Seite der Stempel ihres Autors aufgedrückt wäre. Man könnte hundert Thatsachen oder Umstände auf's Ungefähr daraus heraus greifen, die nur der Madame Roland und einigen Personen, die sie nachdem völlig bestätigt haben und wobei keine Connivenz möglich war, bekannt waren. Wir wollen davon hier nur einige anführen:

„Das häusliche Leben der Madame Roland, zu Villefranche im Beaujolais, durch den Abbé Guillon in seinen „Denkwürdigkeiten über die Belagerung von Lyon, im Jahre 1797 herausgegeben," bestätigt.

„Die sehr komische Wirkung, welche das Costüm Rolands bei seiner Einführung als Minister in den Tuilerieen hervorgebracht hatte, ein Detail, welches Dumouriez in dem Theile seiner Memoiren, die im Jahre 1795 erschienen sind, fast mit denselben Worten gegeben hat.

„Die geheime Besprechung zwischen Barbaroux und Roland in der Wohnung des Letzteren, in der Straße la Harpe, und die Projecte wegen einer im Süden von Frankreich zu begründenden Föderativ-Republik, eine in den im Jahre 1822 erschienenen Memoiren Barbaroux getreu wiedergegebene Conversation.

„Die gewaltige Furcht Robespierre's am 17. Juil 1791, nach der sogenannten Marsfeld-Massacrirung; seine Flucht an demselben Abend aus der Wohnung, die er im Marais, Straße Saintonge No. 8, inne hatte, zu Duplay, in der Straße Saint-Honoré No. 7, verborgene Umstände, die aber durch Ferron in einer Note, die zuerst im Jahre 1828 publicirt worden ist, vollkommene Bestätigung erhalten haben.

„Die durch Dumouriez geschehene Ueberweisung von 30,000 Fr. geheimer Fonds an Petion, Maire von Paris, aus der Casse des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, unter der, etwas erzwungenen, Zustimmung des Königs, und die Verwendung dieses Geldes durch Petion zu Pamphleten und Journalen, die gegen Ludwig XVI. gerichtet waren, wie dieser es gewollt und Dumouriez vorhergesagt hatte; eine ihrer Natur nach wesentlich geheime Angelegenheit, und durch die im Jahre 1795 zu Hamburg erschienenen Memoiren von Dumouriez wörtlich bestätigt.

„Die Begründung des von Louvet redigirten Tageblattes Sentinelle aus den geheimen Fonds Rolands, wie Louvet das in seinen im Jahre 1797 herausgegebenen Memoiren offen eingestanden hat.

„Endlich die unbekanntesten Umstände in Betreff der letzteren Sitzungen des Conseils des ersten girondistischen Ministeriums, Umstände, die späterhin in den erst im Jahre 1797 erschienenen

Digitized by Google

Memoiren des Herrn Bertrand de Molleville wörtlich angeführt stehen.

Ueberdem hätte es damit, mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit gesagt zu haben, daß die Memoiren der Madame Roland nächst setzen, auch nur wenig auf sich; es würde noch ein sehr wichtiges und schwer zu lösendes literarisches Problem zu lösen übrig bleiben, nämlich das Auffinden des wirklichen Verfassers.

Wenn diese Memoiren nicht von der Madame Roland wären, von wem sollten sie denn seyn? Man müßte mit dem Styl der damaligen Zeit sehr wenig bekannt seyn, um dies Buch mit irgend einem andern zu verwechseln, und wenig oder gar keinen Geschmack haben, wenn man seine Würze, seine Geschmeidigkeit, seine Originalität nicht erkennte. Meillan, Gorat, Louvet und Barrere stehen der Madame Roland in der Lebendigkeit der Sprache und in dem Schwung der Phrase weit nach, und es finden sich in dieser, in Hast und mit gepreßtem Herzen in einer Gefängnißzelle vollführten, Arbeit reizende Partieen, mit welchen sicherlich kein Schriftsteller jener Zeit, Rabaut Pommier allein ausgenommen, hätte concurriren können.

Roland stand seiner Frau sowohl in Talent als in Character weit nach, und alle beide besaßen im höchsten Grade den Stolz, das falsche Wissen, und den immensen Ehrgeiz der verdorbenen Philosophen und revolutionnairen Dintenkleckser, aus welchen die Partei der Gironde bestand.

Roland suchte etwas darin, dasjenige zu leiten und zu fördern, was er die nützlichen Künste nannte, als ob eine unnütze Kunst noch eine Kunst wäre. Er hatte gewaltig viel über die Kunst der Fabrikanten wollener und sammtner Stoffe, so wie der Torfstecher geschrieben, und alle diese Schriften waren der Industrie ungefähr in demselben Maaße zu Gute gekommen, als die so berühmten Bücher Raynal's dem Handel. Roland war ein Industrieller, wie Voltaire ein Chemiker gewesen ist.

Dem Chimärischen dieser überspannten Geister kam nichts gleich, außer ihre Eitelkeit. Roland vereinigte in seiner Person alle die Mängel des Genie, und diese im höchsten Grade. „Er war," sagt Mathon von la Varenne, „ein starrköpfiger, reizbarer, von Eigenliebe ganz und gar besessener Greis, der sehr lächerlich den Cato Censor copirte, dessen trockenes und abstoßendes Wesen er angenommen hatte, ohne seinen Geist zu besitzen." Auch Dumouriez, dessen College im Ministerium er gewesen war, beurtheilte ihn fast eben so. „Roland," sagt er, „sah dem Plutarch, oder einem Quäker in seinem Sonntagsstaate ähnlich; er trug weißes Haar, schwach gepudert, einen schwarzen Frack, und Schuhe, die statt der Schnallen lederne Riemen hatten. Sein Gesicht hatte jedoch etwas Decentes und Angenehmes."

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Heizerbande, oder die Räuber von Orgères.

(Beschluß.)

Die Magistratsperson, welche zu damaliger Zeit als Friedensrichter des Cantons Orgères fungirte, hieß Fougeron. Es war ein Mann von Herz, ein entschlossener und rechtschaffener Bürger, und obwohl er wußte, daß er von allen Seiten von Mördern umgeben war und von den Heizern kein Vergeben erwarten durfte, schritt er doch getrost zu Werk. Er unternahm an der Spitze der kühnsten Männer seines Bezirks einen Streifzug in die Umgegend, und schon den Tag nach der von uns beschriebenen Scene gelang es ihm, den Rothen von Auneau und einige seiner Genossen in die Hände zu bekommen. Leider konnte der Rothe von Auneau, der auch in der That bei der Plünderung von Gaulray nicht zugegen gewesen war, aber sein Alibi nachweisen, und mußte demzufolge wieder freigelassen werden.

Herr Fougeron hatte in dem Gendarmerie-Regimentsquartiermeister Vasseur einen tüchtigen Gehülfen seiner Aufgabe, das Land von Räubern zu befreien, gefunden. Derselbe hatte bereits einige Jahre früher den Wald von Senonches, in welchem eine Räuberbande hauste, die die Umgegend unsicher machte, gesäubert. Er war bei dieser Gelegenheit mit den Schlichen, den Gewohnheiten, ja selbst der Sprachweise der Räuber bekannt geworden.

Angewiesen, seine Mannschaft zu theilen, und die Dorfschaften zu umzingeln, die in dem Verdacht standen, den Heizern oder den thätigen Mitgliedern der Bande selber ein Asyl zu geben, zog er es vor, sich in der Ebene umzusehen, was sich durch die baldige Gefangennahme mehrerer Banditen auch rechtfertigte.

Unter diesen befand sich der sogenannte Einäugige von Jouy, Germain Boucaut, dem in den Gefängnissen von Chartres der Beiname Finfin (Ueberschlau) gegeben war.

Germain Boucaut gab sich Anfangs für einen der vielen Vagabunden aus, die in der damaligen Zeit überall im Lande umherstreiften, in der Hoffnung, mit einigen Tagen Einsperrung frei zu kommen; doch sah er sich durch sein Signalement — er war wirklich auf dem rechten Auge blind — verrathen und mußte seine Identität eingestehen. Man hatte an ihn einen kostbaren Fang gemacht; denn obwohl kaum zwanzig Jahre alt, konnte er doch als einer der Vertrauten der Bande angesehen werden. Der schöne Franz war schon der dritte Räuberhauptmann, dem er diente, und dieser hatte so viel Vertrauen zu ihm, daß er ihm alle Geheimnisse, welche die Bande betrafen, mittheilte.

Man hatte Mühe, den Einäugigen von Jouy zum Geständniß zu bringen; endlich, und nachdem ihm versprochen worden war, daß er nicht um Leben gestraft werden sollte, entschloß er sich jedoch, die von der Bande verübten Verbrechen auf's Umständlichste zu beschreiben und ein genaues Personenverzeichniß derselben, so wie das Signalement von 250 ihrer vornehmsten Vertrauten zu geben.

Nachdem Vasseur die Centralverwaltung von dieser wichtigen Offenbarung in Kenntniß gesetzt hatte, erhielt er den Befehl, auf alle diejenigen Jagd zu machen, die ihm von dem Einäugigen von Jouy namhaft gemacht worden waren. Es war dieses ein gefährliches Unternehmen, indem Vasseur nur eine kleine Anzahl von Gendarmen zu Gebote stand, und er es mit Leuten zu thun hatte, die gewohnt waren, ihr Leben auf's Spiel zu setzen und theuer zu verkaufen; rasche und energische Maaßregeln mußten ersetzen, was ihm an der Zahl seiner Mittel abging. Er erkor die Gemeinde von Artenay zum Mittelpunkte der Abtheilungen seiner kleinen Armee.

Die von Vasseur angeführte Brigade, die den Einäugigen

Digitized by Google

von Jouy zwischen zwei Gendarmen in ihrer Mitte hatte, war gegen Mitternacht, ohne daß ihr etwas Besonderes aufgestoßen war, an ihrem Sammelplatze angekommen. Während die Gendarmen nun Halt machten, und einige von ihnen in ein Wirthshaus gingen, hatte einer darunter, Namens Lambert, die Unvorsichtigkeit, seine beiden, scharfgeladenen Pistolen auf den Rand eines Kamins zu legen. Dies war dem Einäugigen von Jouy, dem seine gemachten Geständnisse schwer drückten machten, nicht entgangen, und er sprang, als der Gendarme, ihm den Rücken zuwendend, beschäftigt war, sich die Degenkuppel zu lösen, rasch zu, und bemächtigte sich der beiden Pistolen, von welchen er die eine auf Lambert anlegte, um ihn hinterrücks zu erschießen, und sich mit der anderen einen jeden vom Leibe zu halten gedachte, der ihm den Weg zur Flucht vertreten wollte. Aber Vassenc, der glücklicher Weise nahe war und den Vorfall bemerkt hatte, hatte den Räuber mit einem Satz gepackt, und es gelang ihm nach kurzem Ringen, ihn zu entwaffnen. Als dieser seine Hoffnung, zu fliehen, nun plötzlich wieder vereitelt sah, verfiel er in eine völlige Wuth, so daß man ihn gebunden auf ein Pferd setzen mußte, um ihn mitzubekommen.

Inzwischen hatte die bei dieser Gelegenheit von Vassenc entwickelte Stärke und Entschlossenheit einen tiefen Eindruck auf den Einäugigen gemacht, und er sagte den anderen Morgen aus freien Stücken zu ihm:

„Da ich sehe, mit welch wackeren Männern ich zu thun habe, so bin ich nun erbötig, Euch innerhalb vier und zwanzig Stunden in die Nähe des schönen Franz zu führen; wollt Ihr?"

Ein freudig ausgesprochenes „Marsch!" war Vassenc's kurze Antwort.

Der Plan des schönen Franz, dessen Umfang er, wie die Leser wissen, schon in dem Souterrain des Vaters Pigoiet gegeben hatte, war, sich des Schlosses von Forenville durch Ueberrumpelung zu bemeistern, an mehreren Stellen Feuer anzulegen, um die Macht, die man ihm entgegen stellen könnte, zu theilen, und durch die einzelnen Theile seiner Bande gleichzeitig die Plünderung der denselben dazu angewiesenen Meierhöfe ausführen zu lassen. Schon den nächsten Tag nach der Orgie von Gueudeville war er selber aufgebrochen, und hatte seinem Lieutenant, den Rothen von Auneau, befohlen, ihm baldmöglichst mit so viel erprobten und entschlossenen Leuten, als er in der Eile zusammenbringen könnte, zu folgen. Der schöne Franz war seitdem Tag und Nacht marschirt, wußte daher nichts von dem, was unterdessen in seinem Rücken vorgegangen war, als: die Verhaftung und Wiederfreilassung des Rothen von Auneau, die Gefangennahme und die Geständnisse des Einäugigen von Jouy, und die gegen ihn selber und seine Bande mit Nachdruck eröffnete Campagne.

Nach der Expedition von Gueudeville hatte er sich ohne weiteren Aufenthalt nach Pithiviers begeben, um dort einem Uhrmacher, einem der mit seiner Bande in Verbindung stehenden Hehler, den Schmuck und das Silberzeug zu verkaufen, welches er in dem Schlosse von Goutroy und in der Mühle von Saint-Avit geraubt hatte. Von dort hatte er sich mit dreißig seiner Genossen, alle beritten, in die Waldung gewandt, welche die Höhen von Mereville bekränzt, um dort die Ankunft des Rothen von Auneau mit der Verstärkung abzuwarten, die ihm derselbe von la Brie zuführen sollte.

In dieser, bisher unzugänglich gehaltenen, Retraite wollte der Einäugige von Jouy seinen gewesenen Chef überfallen lassen. Die kleine Expeditionscolonne, in deren Mitte er sich befand, und die aus Gendarmen und Husaren vom Regimente der Nation zusammengesetzt war, hatte achtzehn Lieues an einem Tage zurückgelegt; trotz dem ließ sich aber doch erwarten, daß ihr Marsch kein Geheimniß geblieben war. Der schöne Franz konnte über Nacht durch Signale oder durch irgend einen seiner Emissarien davon Kunde bekommen haben; doch war Alles daran gelegen, ihn zu erreichen, ehe er wieder aufgebrochen war. Halt machen, hieß die Partie verloren geben; aber wie weiter kommen? Die Leute wie die Pferde waren todtmüde, die Nacht war hereingebrochen, und das Gehölz, in welches man eindringen mußte, war selbst bei Tage kaum für Fußgänger zu passiren. Die Pferde, welche in der Ebene dem Weiterkommen so förderlich gewesen, waren hier ein Haupthinderniß, und die schwere Rüstung der Gendarmen war einem Streifzuge durch das Dickicht und zwischen Abgründen hin auch nicht günstig.

Die Expedition war am Saume des Waldes und des Thales von Mereville angekommen. Es war 9 Uhr Abends. Vassenc, der zur Sicherung seines Unternehmens gern noch weitere Auskunft von dem Einäugigen haben wollte, bestürmte ihn mit Fragen, derselbe antwortete aber ein und allemal:

„Ich habe Euch mein Wort gehalten: die halbe Bande ist Euch in die Hände gegeben. Der schöne Franz ist hier; morgen früh könnt Ihr ihn haben. Wollt Ihr das, so dürft Ihr mir nur folgen."

Ohne weitre zu deliberiren, ließ Vassenc sein kleines Detaschement einige Stunden rasten, darnach drang er, Gott und den Verheißungen des Einäugigen vertrauend, entschlossen in das Gehölz.

So lange man die Straße von Mereville und die gebahnten Wege halten konnte, fiel es dem Detaschement, das zwei Mann hoch ritt, nicht schwer, trotz der Finsterniß vorwärts zu kommen. Licht durfte nicht angezündet werden. Bald war aber jeder Pfad verloren. Man mußte sich, so gut es gehen wollte, durch das Gestrüpp und zwischen den einander nahestehenden Bäumen durchzwängen, die Pferde hinter sich herziehend. Diese Gendarmen, diese Husaren hatten sicherlich ihre Proben längst abgelegt, und den Beweis geliefert, daß es ihnen nicht an Muth fehlte, doch ließ sich aus ihrem Schweigen erkennen, daß ihnen das Gefährliche der unheimlichen nächtlichen Expedition einleuchtete.

„He du!" rief plötzlich der Einäugige aus, „da haben wir den Teufelssprung." Sich dann an Vassenc wendend, zeigte er mit dem Finger den Weg an, der nun eingeschlagen werden müsse.

Inzwischen hatte sich die dichte Finsterniß der Nacht etwas verloren, und die Gegenstände waren besser zu erkennen.

Der Weg, welchen der Einäugige von Jouy angewiesen hatte, verdiente schon den Beinamen, den er führte. Es war ein zwischen zwei Schluchten durchführender Abhang, zu dessen Füßen sich ein Abgrund eröffnete, dessen Tiefe der Blick nicht zu ermessen vermochte. Bei dem geringsten Fehltritt wären Mann und Pferd in ihn hinabgestürzt: aber hier half kein Bedenken: es hieß vorwärts, auf Leben oder Tod!

Der Einäugige, dem auch in diesem kritischen Augenblicke seine kalte Ruhe nicht verlassen hatte, eröffnete den Zug, von

Digitized by Google

Vasseur mit gespanntem Pistol auf der Ferse gefolgt. Als Beide die gefährliche Stelle glücklich passirt waren, folgten ihnen die übrigen Reiter Mann für Mann, und da keins der Pferde strauchelte, lief Alles ohne Unglück ab.

Der Nachtmarsch war so lang als gefährlich gewesen, man hatte nun aber den Abhang des Gehölzes von Meerville erreicht und war im Begriff, in das Thal hinabzusteigen, als man endlich des Feindes ansichtig ward, den es zu bekämpfen galt. Der schöne Franz hatte sich da, unter den Augen, fast vor den Füßen derjenigen gelagert, die ihn aufsuchten. Durch einen forcirten Marsch ermüdet, hatten die Räuber die Nacht um ein Feuer her zugebracht, dessen Reste noch rauchten. Nichts hatte sie gewarnt, und ihr Chef hatte im Vertrauen auf die Oertlichkeit, in welcher er sich befand, es selbst versäumt, die Anhöhen mit Wachtposten besetzen zu lassen. Seiner Meinung nach konnte ihm kein Feind beikommen, wenn nicht geradesweges vom Himmel herab.

Vasseur hatte seinen Plan in einem Augenblick entworfen. Er ließ seine Husaren sich links und rechts der Straße vertheilen, so daß sie im Hintergrunde des Thales einen Halbkreis bildeten und den Räubern ein Entkommen unmöglich machten. Mit dem Reste seines Detaschements wollte er auf den schönen Franz, den er todt oder lebendig zu fangen geschworen hatte, einstürmen.

So wie er seine Mannschaft geordnet hatte, sprengte er vorwärts, und hatte in einem Augenblick den Feind erreicht. Der schöne Franz hatte währenddem jedoch Zeit gehabt, seine Lage zu erkennen. Als er alle Ausgänge von Husaren besetzt sah, und daß es unmöglich war sich durchzuschlagen, da gab er jeden Gedanken an Widerstand auf, weil er keineswegs Lust verspürte, sich niederhauen zu lassen.

Er warf also seine Pistolen von sich, und rief Vasseur zu, daß er sich ergäbe. Zugleich gebot er seinen Leuten, von welchen einige Miene machten, sich zu vertheidigen, die Waffen zu strecken, indem er ihnen sagte: „Sehet Ihr denn nicht, daß wir verloren sind?“

Als er darauf als Gefangener an dem Einäugigen von Jouy vorüberging und denselben trotz der Nationalgardisten-Uniform, in die er gekleidet worden war, erkannte, schauerte er zusammen; doch wurde er seiner Aufregung bald wieder Meister, und auf seinen Lippen zuckte ein leichtes Lächeln.

Als das Haupt der Bande einmal eingefangen war, da konnte es nicht fehlen, daß dem Reste ein gleiches Schicksal widerfuhr. Schon den andern Tag war die Division des Rothen von Auneau abgeschnitten und in ihrem Marsche gehemmt.

Durch seine ersten Erfolge angefeuert, setzte Vasseur nun seinen kleinen Krieg in der Ebene mit verdoppeltem Eifer fort. Er kam hundert sieben und zwanzig Tage lang so zu sagen fast nicht vom Pferde, nicht aus der Uniform. Alles, was mit der Bande von Orgeres, gab oder sein, in Verbindung stand, bekannte Hehler oder geheime Genossen, so wie jegliches irgendwie verdächtige Volk, das auf der Heerstraße angetroffen ward, wurde unter gehöriger Bedeckung nach Orgeres expedirt. Ueber drei hundert Gefangene wurden dem Friedensrichter zu Orgeres nach und nach vorgeführt, und nach dem von ihm vorgenommenen ersten Verhöre wurde dann der große Proceß zu Chartres eingeleitet.

Erst nach achtzehn Monaten unausgesetzter Vorarbeiten konnte die Anklageacte gegen die Gefangenen zu Orgeres abgefaßt werden. Die vollständige Sammlung der Verbrechen und Vergehen, welche der Bande zur Last gelegt wurden, wurde der Jury am 19. Vendemiaire des Jahres XIII übergeben, und sie erkannte darnach, daß 82 der anwesenden und 133 der in Contumaciam Angeklagten der Proceß zu machen sey. Nur Drei wurden freigesprochen, und 64 andere, die seit ihrer Verhaftung verstorben waren, wurden bloß namentlich in der Anklageacte mit aufgeführt.

In dem ersten Augenblicke hatte sich die Zahl der eingebrachten Gefangenen auf mehr als 700 belaufen. Man hatte sie in den drei Gefängnissen der Stadt, dem vormaligen Schlosse der Grafen von Chartres, dem Gefängnisse St. Johannes und dem Gefängnisse von Lonas vertheilt. Bald war aber die Luft der überfüllten Gefängnisse verpestet, und es brach unter den Gefangenen eine ruhrartige Krankheit aus.

Der schöne Franz war in dem Gefängniß der Wechselstraße eingeschlossen, in welchem die Krankheit ebenfalls grassirte und wo ein Gemach der Straße zu als Krankenzimmer eingerichtet worden war. Dem Hauptmann der Bande von Orgeres leuchtete es nun bald ein, daß er sich dieses wohl zu Nutz machen könnte. — In der That währete es darnach nicht lange, so verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, daß der schöne Franz mit einem seiner Genossen, Peter Boniay, mit dem Beinamen Auvergnat, entflohen sey.

Und die Sache hatte ihre Richtigkeit! Bei der Untersuchung des Krankenzimmers, das die beiden Entflohenen mit noch sechs anderen Kranken getheilt hatten, ergab sich, daß die Mauer hinter dem Bette, in welchem der schöne Franz gelegen, und die nach der Straße hinausging, durchbrochen worden war; daß die Flüchtigen sich an einem Taue, welches sie aus den aneinander geknoteten Streifen zweier zerschnittener Bettdecken gebildet, die vierzig Fuß bis zur Straße hinabgelassen hatten. Beide hatten ihre Flucht im bloßen Hemde vollführt, und der schöne Franz allein war mit ein Paar Schuhen versehen.

Daß die Kunde von dieser Flucht großen Lärm machte, läßt sich denken: die Stadtthore wurden geschlossen, Detaschements Reiter auf's Land und in die benachbarten Gehölze entsandt; doch blieben alle genommenen Maaßregeln fruchtlos. Erst hinterher erfuhr man, daß die Entflohenen bald nach ihrer Entweichung, um 3 Uhr Morgens, auf der Straße nach Nicochet gesehen worden waren, und daß sie wenige Stunden später Gelegenheit gefunden hatten, einen Reisenden zu erschlagen und auszuplündern.

Muthmaßlich ist es dem schönen Franz vermöge Geldes, die er an sicheren Orten verborgen gehalten, und einiger Vertrauten, die der Gerechtigkeit noch nicht in die Hände gefallen waren, gelungen, die Gegend zu erreichen, wo noch die Chauans hausten; er wird sich indessen gehütet haben, die Berühmtheit seines Namens ferner geltend zu machen. Wieder eingefangen ist er nie.

Am 28. Ventose des Jahrs VIII war es, wo die Verhandlungen des Processes über die Räuber von Orgeres in der Stadt Chartres in einem Palaste eröffnet wurden, der wechselsweise den Karmeliten, den Malteserrittern und den Templern gehört hatte. Er war erst anfänglich zum Sitz des Criminalgerichts erkoren worden, und wurde durch den in Rede stehenden Proceß eingeweiht. Er dient noch diesen Augenblick als Justizpalast.

Der Einäugige von Jouy war, wie unsere Leser wissen, der

Digitized by Google

erste Angeber gewesen. Er hatte alle Geheimnisse der Bande verrathen. Im Verlauf der Verhöre verstanden sich noch zehn andere der Angeklagten zu Geständnissen, unter ihnen zumeist der Rothe von Auneau, der Unterchef des schönen Franz. Derselbe setzte eine Art von Stolz darin, die selbstverübten Verbrechen und die seiner Complicen auszumalen. Mit Behagen beschrieb er die Mordscenen, bei welchen er selbst Mithandelnder oder Zeuge gewesen war, ohne eine der Thaten seines ruchlosen Lebens zu übergehen. Um das Grausen, das er einflößte, noch zu steigern, ersann er selbst Verbrechen, die er nicht begangen hatte. Es war, als ob diese scheußliche Natur Vergnügen daran fand, sich noch in der Erinnerung in dem vergossenen Blute zu baden. Seine Geständnisse waren eben so viele Todesurtheile seiner Complicen. Auch mußten er und der Einäugige von Jouy von den Mitgefangenen abgesondert werden, um nicht als Opfer ihrer Wuth zu fallen.

Nach dem Ausspruch der Jury wurden 19 der Angeklagten, worunter 11 Frauenzimmer, von den wider sie erhobenen Anklagen freigesprochen und sofort losgegeben.

Von den Kindern der Räuber wurden 2 der ihnen schuldgegebenen Vergehen überwiesen erkläret, ihrer Jugend halber wurden sie aber nur auf drei Monate einem Correctionshause überantwortet.

Einige der Angeklagten wurden zu ein- und zweijährigem Gefängniß, 2 zu zehn Jahr, 2 zu zwölf Jahr, 5 zu 16 Jahr Eisen, 8 Frauenzimmer zu 16jährigem Gefängniß, 1 zu 18 Jahr Jahr Eisen, 3 zu 24 Jahr derselben Strafe verurtheilt. Unter diesen Letzteren befand sich auch Germain Boutenat, genannt der Einäugige von Jouy.

Außer den Vorangegebenen, wurden noch 11 Frauenzimmer, worunter Marie Rose Bignon, auch die schöne Rose genannt, die Frau des schönen Franz, zu ein und zwanzigjährigem Gefängniß verurtheilt.

Des Mordes und gewaltthätigen Raubes in bewohnten Häusern und auf den Landstraßen schuldig, wurden 21 der Räuber zum Tode verurtheilt, und mit ihnen auch ein Gärtner und dessen Frau, die zur Ermordung ihrer Herrschaft Gelegenheit gegeben hatten und dazu indirect behülflich gewesen waren.

Den zum Tode verurtheilten Verbrechern wurde am 12. Vendemiaire des Jahres IX angezeigt, daß ihr letzter Tag gekommen sey. Mit Ausnahme des Rothen von Auneau, dieses fieberischen Mörders, der so gern mit seinen Verbrechen geprahlt hatte, sich aber doch mehrere Male kleinmüthig bewies, verläugneten sie auch in diesem kritischen Augenblicke ihre wilde Energie nicht.

Das Todeswerkzeug hatte seit den großen Metzeleien der Revolution nie solch eine Arbeit gehabt. Die Nachrichter von Dreux und Chartres waren mit ihren Knechten zu seiner Handhabung berufen worden. Die Verurtheilten, nach damaligem Brauche angethan mit rothen Hemden, legten noch einander ihr Haupt unter dem beleckigten Stahl, welcher das Symbol ihrer heillosen Lehren gewesen war.

Die, während des Processes begonnenen, Nachsuchungen in den Souterains von Orgeres wurden auch nachdem noch fortgesetzt. Es wurden ansehnliche Schätze darin gefunden. Ein Backtrog, der unter anderen Verstecken den ersteren Nachsuchungen entgangen war, so wie ein Paar Beschläge von 37 Fuß Höhe, in dem Felsen ausgehauen, enthielten eine ansehnliche Menge Gold- und Silbermünzen, worunter welche aus der Regierungszeit Philipp August's, Ludwig's VIII., Carl's V., Franz I., Heinrich's II. und Carl's IX. Dreißig bis vierzig Fuß tief in diesen Katacomben, wurden auch Kirchenschmuck und heilige Gefäße gefunden, die dort sonder Zweifel seit dem Albingenserkriege und den successiven Empörungen der Hugenotten, die jeden ihrer Siege durch Verwüstung der Kirchen, Klöster und Abteien zu krönen gewohnt waren, vergraben gelegen hatten. Der Justiz fielen hier auch noch andere merkwürdige Gegenstände in die Hände, namentlich ein diamantines Armband und Kreuz, welche der Herzogin von Etampes, der Geliebten Franz I., zugehört hatten, und die Livree eines Couriers des Herrn von Pontchartrain, Minister unter Ludwig XIV., der muthmaßlich auf Anstiften einer rivalisirenden Macht ermordet worden war, als er dem Gesandten zu Venedig Depeschen des großen Königs und seines Ministers hatte überbringen sollen; denn in seinen betreßten Kleidern wurden noch die Reste von Depeschen gefunden, deren Duplicat im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten aufbewahrt worden war.

Die sämmtlichen großen unterirdischen Höhlen und Gänge von Orgeres, Lisereau und in den benachbarten Waldungen sind vermessen worden, nachdem sie auf's sorgfältigste von Justizbeamten, Geologen, Mineralogen, Philosophen, Malern und berühmten Schriftstellern durchsucht worden waren.

Geschichte der Römer von Fr. Dor. Gerlach und J. J. Bachofen. Erster Band, zweite Abtheilung: Die Zeiten der Könige. Basel, Bahnmaier's Buchhandlung (C. Detloff). 1851. 372 Seiten. Gr.-8.

Da es uns nicht gelungen ist, die erste Abtheilung dieses, auf mehrere Bände berechneten Werkes, welche die älteste Geschichte bis zu Gründung der Stadt und eine Vorrede enthält, die vermuthlich den Plan desselben darlegt und den Antheil nachweist, der jedem der Verfasser in Rechnung zu bringen, aus eigener Ansicht kennen zu lernen, so müssen wir uns augenblicklich damit begnügen, nur im Allgemeinen über diese zweite vorliegende Abtheilung, mit welcher der erste Band, wie ein hinzugefügter Haupttitel es ergiebt, geschlossen ist, zu berichten. Sie zerfällt in zwei Abschnitte: 1) Roms Gründung. Sage, Ueberlieferung, Geschichte. Romulus. Numa Pompilius. Tullus Hostilius. Ancus Marcius. Tarquinius Priscus. Servius Tullius. Tarquinius Superbus. (S. 1—208.) 2) Die Grundlagen des römischen Staatsrechts.

Die Geschichte der sieben Könige ist in sehr ausführlicher Weise, wie sie vom Alterthume geglaubt wurde, aus den bekannten Quellen, mit steter Berücksichtigung, oder vielmehr versuchter Widerlegung von Niebuhr's Ansichten und eines Artikels des Herrn Nitsch in Pauly's Realencyclopädie (Tarquinius) erzählt. — Seite 16 heißt es: „Es ist nicht schwer in unserer thatenlosen

Digitized by Google

Zeit, welche im Gefühl ihrer Schwäche so gerne das Alterthum und seine Größe lästert (?), auf dem Gebiet der negativen Kritik einen Namen sich zu gründen. Mir ist es würdiger erschienen, der durch das Alterthum geheiligten Ueberlieferung ihr ewiges Recht zu sichern. Die Wahrheit in ihrer ganzen Tiefe und Höhe zu ergründen, ist dem Menschen nicht verliehen, ist ein von dem Sterblichen noch nie erreichtes Ziel. Aber wenn wir mit Ernst und einem festen und gewissen Geist zu forschen trachten, was ein großes Volk Jahrhunderte geglaubt, und als beglaubigte Geschichte überliefert hat, was mit seinem innersten Bewußtsein verwachsen ist, was große Thaten und edle Entschlüsse hervorgerufen hat, so ist dieß ein der Geschichte nicht minder würdiges Ziel. Mögen Andere den Olympos stürmen, ich kenne nichts Höheres als eines Volkes tiefen, heiligen Ernst, wie er in Sage, Ueberlieferung und Geschichte sich offenbart." — Dem zweiten, ein gründliches Studium des Gegenstandes bekundenden Abschnitte entnehmen wir die folgenden Stellen, welche den Gesichtspunkt zeigen, aus dem derselbe aufgefaßt und bearbeitet ist: „Wo immer Großes geschaffen worden ist, da hat es nur durch das Vertrauen auf den Beistand der himmlischen Mächte zu Stande kommen können. Hier liegt der wahre und einzige Ursprung einer nachhaltigen Volkskraft. Und hierin ruht auch das Geheimniß der römischen Größe. Nicht die Vollendung der Formen, nicht Gesetze und Verfassungen haben dieses Volk zu dem gemacht, was es geworden, dem Herrscher des Erdkreises. Dazu ist es emporgestiegen durch die Unterordnung seines ganzen Staatswesens unter eine höhere Ordnung der Dinge. Der römische Staat ruht auf einer göttlichen Grundlage, seine Magistratur ist der Ausdruck einer höheren göttlichen Macht, und alle seine Bestandtheile werden von religiösen Ideen durchdrungen und gehalten. Zu keiner Zeit ist die Verbindung des irdischen Staats mit der übersinnlichen Welt aufgelöst worden. Selbst die ausgebildete Demokratie, deren Heraufkommen Polybius in einer Zeit weissagte, da von dem Hochgefühle des Sieges und im Taumel der höchsten Wonne jeder Laut der Besorgniß verstummte, — selbst sie hat es nicht gewagt, die alten Bande ganz zu zerreißen. Aber die Zeit, in welcher jener Zusammenhang am reinsten hervortritt, und in der alle Theile des Staats das Gepräge ihres Ursprungs noch am deutlichsten tragen, ist die Zeit der Könige. Dadurch eben gewinnt die Betrachtung jener längst entwichenen Zustände so großen Reiz, daß in ihnen die Verbindung des Himmels und der Erde noch so innig und beziehungsweise auftritt. Das Alterthum steht der Gottheit näher, bemerkt Cicero, und wer den Gang der römischen Verfassung betrachtet, der wird in der That bekennen müssen, daß sich in ihr eine allmälige Entfernung von jener göttlichen Grundlage, eine stets fortschreitende Verweltlichung aller Bestandtheile des Staats geltend macht. — — — Das römische Volk ist ganz von dem Glauben an eine fortlaufende ununterbrochene Offenbarung der himmlischen Mächte durchdrungen, und nur dem verständlich, über welchen ein Hauch des gleichen Geistes ergangen ist. Jedem Andern bleibt es ein Räthsel oder eine Thorheit. Die staatliche Gestaltung insbesondere wird in allen Theilen von jener religiösen Anschauung getragen. Sie ist ihr reinster Ausdruck, ihre vollendetste Schöpfung."

Das Werk (auch gedruckt bei C. Detloff) ist sehr schön ausgestattet. H.

Franz Hoffmann's illustrirter Volkskalender in Monatsheften für 1852. Stuttgart, Druck und Verlag von Eduard Hallberger. Gr.-4.

Es liegen bereits das Mai-, das Juni- und ein Doppelt-Heft für die Monate Juli und August, die Seiten 81—160 und, außer den Monatstafeln, vier große Blätter Illustrationen von Düsseldorfer Künstlern enthaltend, vor uns. Man sieht, daß von uns in diesen Blättern schon mehrfach der Aufmerksamkeit unserer Leser empfohlene zeitgemäße und mit Umsicht geleitete Unternehmen schreitet rasch vorwärts. Mit Uebergehung der kleineren Bestandtheile des Inhalts, führen wir nur die größeren Beiträge, die Erzählungen, namentlich an. Von Bernd v. Guseck erhalten wir „Der Bauernfänger"; den Schluß der Erzählungen Aug. Wildenhahn's: „Der schwarze Mann" und Schmidt's: „Das Lipsloch". Ferner: „Drei Dutzend Jahre, aus den Papieren eines Geistlichen" von Karl Steiger; „Das Forsthaus im Entenbruch" von Gustav Pfarrius; „Niggi Ju. Ein Lebensbild unserer Zeit" von Jeremias Gotthelf; „Der alte Thürmer; nach den Flitterwochen", von Franz Hoffmann; „Curia, die Wasserfrau", von Ferdinand Schmidt; „Das Schreinerbäbele; eine Geschichte aus der rheinischen Pfalz", von August Becker. Aus dem Scherzgedichte des Barons v. Klesheim: „Schwäbische Fragen und österreichische Antworten", theilen wir hier den Schluß mit. (Jokele, ein Bauer aus Strümpfelbach, steht mit mehreren Zeitungsblättern in der Hand vor einem Schulmeister aus Oesterreich.)

Der Bauer.

Do stoht au no was, do weiß i weder bott no bischt —
Was des saga will, des Wort Commonischt —

Der Schulmeister.

Kommunist is am Land a Mann, oder in der Stadt,
Der Alles gern hät, was a Anderer hat.
Hätt er gern an Rock, so begehrt er dein Ruck,
Und will er dich prügln, so nimmt er dein Stock,
Will er sich was kaufn, so nimmt er dein Geld,
Und benucht er a Koen, mabt er's ab von dein Feld,
Is ihm grad was z'schwer, lad't er's dir auf'n Leib,
Und plagt ihm die Lind, möcht er gern dein Weib,
Hat er etwan Schulden, mußt du ihm's bezahln.
Kurzum so a Mann is am Kopf grad nit gfalln.
Was Dein ghört, ghört sein, und das Seine ghört Alln,
Er hat aber Nix, und drum laßt er sich's gfalln.

Der Baure.

Aber sej' zom Beschluß, do fällt mer no ein,
Was mag denn das einige Deutschland wohl seyn?

Der Schulmeister.

Wenn den Bauern a Freund wird, der Mann aus der Stadt,
Wenn dem Bürger a Freund is, der treue Soldat,
Wenn All's mitanand'r in der Stadt und am Land,

Digitized by Google

Zusammen halt't ehrlich, und treu, Hand in Hand,
In Lust und in Trauer, in Freud und in Schmerz,
An Gott hat im Himmi, an Sinn und a Herz,
Damahls liaber Freund wird der schöne Verein,
A starks und a einiges Deutschland erst seyn!

Der Bauer.

Schön Dank, und jez kommt mer kai Zeiting in's Haus,
Wo i net was Gut's und Rechtschaffes lerna kan d'raus;
O könnt i's dene Herrn von der Feder no sagn,
Se sollet uns mit Wort', dia uns fremd send, net plagn;
Denn soll 's G'schriebene Früchta für's Vatterland tragn,
So muß mer für's Volk, was 's versteh'n kan, no schreiba!

„Die Wirthstafel", auf der letzten Seite jedes Heftes, ist noch immer von den Weinreisenden Felix Schmidt und Lebrecht Finke besetzt, die Herren scheinen aber mitunter keine glänzende Geschäfte gemacht zu haben und es in Wein „flau" zu sein, da ihre Witze und Schnurren theilweise nicht glänzend und etwas flau sind. Doch es wird schon besser kommen! Die humoristischen Kunstblätter sind dagegen fortwährend sehr gelungen; besonders hat uns der Gastgeber gefallen, der seinem Kostgänger eine weise Lehre gibt, und der mit stattlicher Körperfülle gesegnete Herr Amtsactuarius, dem der Kaufmann Ludenschmid keine Cigarren mehr auf Borg geben will; „er solle erst die vorjährige Rechnung bezahlen," habe er gesagt, berichtet der Stiefelputzer Cornelius. — „So das hat er gesagt! Sieh den verdammten Demokraten, den Aufwiegler, die Cölnische Zeitung hält das Subjekt und Freiligrath's Gedichte liest er, warte nur er soll hausgesucht, ausgewiesen werden", entgegnet der Amtsactuar. H.

Miscellen.

Auf der Insel Sardinien werden jährlich im Ganzen ungefähr 36,000 Centner Käse bereitet; die meisten aus Schaf- oder Ziegenmilch, welchen der wilde Thymian einen besondern und sehr angenehmen Geschmack verleiht. Das Gerstenbrod, „S'orzatu" genannt, die gewöhnliche Nahrung des Volkes, ist schwer und bitter; „Sucuccone", Waizenbrod, ist leicht und gut, aber etwas theuer, ebenso das „Sufresu", eine Art Zwieback, der in sehr heißen Oefen bereitet wird. — Fleisch, das sehr viel gegessen wird, ist wohlfeil. Das beliebteste Gericht, der „Barbaricini", besteht aus einem Gemisch von Brotwürsten, Bohnen, Kartoffeln, Kastanien, Oliven und kleinen Stücken Ochsen- oder Schweinefleisch, mit Fett bereitet. A.

Gibraltar. Wohl nirgends in der Welt findet der berühmte Denkspruch: Labor omnia vincit improbus seltsamere Bestätigung. Die Natur hat hier einen nackten, brennenden Felsen senkrecht hingestellt, ihn allen Winden der Wüste, allen Gewittern des Himmels preisgegeben; sie hatte ohne Zweifel ihre Gründe dazu. Die Britten haben den Felsen behauen, in Spanien, vielleicht sogar in England Erde und ich weiß nicht wo Wasser geholt, und das kahle Gestein in einen Garten verwandelt, der, glaube ich, der hübscheste und lachendste auf der ganzen Halbinsel ist. Prächtige Bäume, Aloen vom schönsten Wuchse, Blumen aller Art, aller Zonen und Farben, reizende Kioske zeigen sich den verwunderten Blicken. Das Ganze ist freilich in einem Panzer von Granit gepreßt, und dieser Garten voll Kanonen erinnert stark an die Blumenbeete, welche die Soldaten in den Ruhestunden um die Zelte pflanzen. Aber gleichwohl hat der Mensch nicht leicht irgendwo der Natur auf überraschendere Weise Trotz geboten. A.

Der Weihnachtschmaus in Italien. Das Fest aller Feste in Italien bleibt der Weihnachtschmaus, der von 8 Uhr Abends bis tief in die Mitternacht währt und bei welchem sich jeder Koch selbst übertreffen muß. Alle Fischer des mittelländischen Meeres tauchen Monate vorher in die Wogen, um diese Mahlzeit zu verherrlichen. Während der ganzen Woche vor Weihnacht wird kein Geschäft abgeschlossen außer dem Fischmarkte, der besonders Nachts ein hübsches Bild gewährt mit seinen hundert Lichtern und rothen Papierlampen, seinen Ladungen von Orangen und Citronen, seiner stummen Bevölkerung, mit glänzenden Schuppen, und seiner bunten, in südlichem Muthwillen scherzenden und lachenden Menschenmenge. Der Weihnachtschmaus muß nun einmal dem Inbegriff höchster irdischer Glückseligkeit gleichen, den uns die italienischen Feenmärchen schildern, als: „Un gran pranzo con dodici piatti." Unter diesen 12 Schüsseln geht es nicht ab. Der größte Luxus wird aber beim Nachtische entfaltet. Weihnacht hat seine eignen Süßigkeiten: Cremona ist wegen seiner Tortoni berühmt; die beste Mostarda kommt von Venedig; Spongata und Spongatini fertigt man in Mönchs- und Nonnenklöstern, die trefflichsten aber bei den Benedictinern von St. Johannes zu Parma. Diese „Spongatini dall' Aquila", also benannt von dem Adler des Evangelisten, den sie auf der Kruste tragen, und stattlicher als Hochzeitkuchen, werden in alle Welt versandt, artig in Silber und Seide gemickelt, zum Entzücken von allen Kinderherzen. A.

Gedruck bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 19. Sonnabend, den 6. März. 1852

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 145
Die arctischen Schlitten-Expeditionen ..... „ 148
Literatur:
Die Phrenologie in ihren Grundzügen und nach ihrem wissenschaftlichen und praktischen Werthe. Von Prof. Dr. Julius Schaller ..... „ 151
Fast der Safranhändler. Volksschrift von Philipp Körber.... „ 152

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Zwei Ideen, die Roland in Lyon und zu Villefranche auszuführen versuchte, können diesen Geist, durch den Frankreich regiert werden sollte, kennen lehren.

„Im Jahre 1787," sagt der Abbe Guillon, „sagte Roland nach einer Sitzung der Lyoner Academie, deren Mitglied er war, mit einer Art von Eitelkeit zu mir, daß er dort ein Memoire über den Nutzen vorgelesen habe, der sich aus den menschlichen Leichen ziehen lasse, welche der Tod täglich liefere. Damit meinte er eine lange Discussion zu beendigen, die sich zu Lyon über das Edict erhoben hatte, durch welches die Beerdigungen in den Städten und vollends in den Kirchen verboten wurde. Die Pfarrer lehnten sich wider dies Edict auf, und die Administration wußte nicht, wo sie die Kirchhöfe außerhalb der Stadt anlegen sollte. Herr Roland schlug nun vor, daß man die Leichen ausbraten sollte, wie man es zu Paris mit dem crepirten Vieh machte. Sein Memoire wurde aber von den Akademikern übel aufgenommen, und da ich, als er mit mir darüber sprach, die Sache nicht für ernst nahm, so mußte ich lachen. Er nahm das jedoch übel .... Als ich ihm noch bemerkte, daß er bei seiner Manier, aus Allem Nutzen zu ziehen, doch nicht wissen würde, was er mit unseren Gebeinen anstellen sollte, da antwortete er kurz angebunden, daraus ließe sich Phosphorsäure extrahiren. Madame Roland, die zugegen war, schien mit ihrem Manne einverstanden zu seyn, doch lachte sie hinterher, als er fort war, mit mir über das bizarre Project."

Das waren für die Philosophen der Girondistenpartei Ideen, mit welchen sie sehr vertraut, auf die sie sehr stolz waren, und durch die sie sich über den Rest der schwachen Menschheit hoch erhaben hielten. Um strikte den Gesetzen der Natur nachzuleben, wollte Roland, daß man die Todten ausbraten, und Brissot, daß man sie verspeisen sollte. Man darf die furchtbare Verwoefenheit des Pariser Volkes während der Revolution sicherlich nirgends anders, als in den abscheulichen Systemen dieser herz- und erbarmungslosen gottvergessenen Philosophen suchen. Diejenigen, welche am 10. August die Schweizer gebraten, und die, welche am 2. September rohes Menschenfleisch gegessen hatten, waren Encyclopädisten dritten Ranges und Zöglinge Rolands und Brissots.

„Als die Academie von Villefranche," heißt es weiter bei dem Abbe Guillon, „im Jahre 1788 unter mehreren literarischen Sujets wegen der im nächsten Jahre auszutheilenden Prämie zu wählen hatte, wollte der Herr Roland durchaus, daß man das Sujet genehmigen sollte, welches von ihm in Vorschlag gebracht worden war, nämlich eine Beleuchtung der Frage: ob es nicht zum öffentlichen Wohl erfoederlich sey, Todtengerichte einzusetzen. Ueber den steifen Eigensinn des Herrn Roland war der St. Ludwigstag, an welchem das für die Prämie bestimmte Sujet in öffentlicher Sitzung angekündigt werden mußte, angebrochen, ohne daß darüber etwas entschieden worden war. Es wurde nun dieserhalb eine Privatsitzung angeordnet, zu welcher auch ich von mehreren Academikern, den Herrn Roland mit einbegriffen, eingeladen worden war, wiewohl ich keine Stimme hatte. Ich saß neben ihm. Sein Antrag wurde indessen verworfen, was ihm sehr verdroß, so daß er die Academie von Villefranche nie wieder besuchte."

Ein so närrischer Einfall, wie die Einsetzung eines Todtengerichts, konnte in der That nur aus einem Tollhause hervorgehen; und doch nannten diejenigen, die dergleichen hatten, sich Philosophen.

Digitized by Google

und die Vorsehung gab zu, daß Frankreichs Schicksal in ihre Hände kam, um daraus zu machen, was uns, ach! die Geschichte gelehrt hat.

Unter den ersten Reformen, welche die Revolution herbeiführte, war auch die Ernennung der Municipalitäten. Roland hatte sein Augenmerk auf die Mairie von Lyon gerichtet. „Er besuchte verkleidet die Wirthshäuser," erzählt der Abbé Guillon in den Memoiren über die Belagerung von Lyon," und machte, ohne sich zu erkennen zu geben, an ihren Zechgelagen Theil nehmend die Arbeiter auf seinen Namen aufmerksam. Er theilte unter das Volk selbst ein gegen die Schöffen, den Adel und den Handelsstand gerichtetes Libell aus. Ein untergeordneter Notablenplatz war jedoch Alles, was er von seinen Umtrieben hatte."

Um diese Zeit war es, wo Madame Roland sich in die Politik mit einzumischen begann. Man wird sehen, daß sie dieses mit einer Wuth that, wie es nur einer Theroigne von Mericourt möglich war; um aber ihre revolutionnairen Grundsätze gehörig zu würdigen, ist ein Zurückgehen auf einen erheblichen Umstand ihres Lebens nothwendig.

Als einmal verheirathet, Familienmutter, und in der Gesellschaft eine ehrenvolle Stellung einnehmend, fand Madame Roland die Welt nicht so gar übern mehr. Es däuchte ihr selbst, daß es viel verständiger sey sich um die gesellschaftlichen Auszeichnungen zu bemühen, als dawider zu declamiren, und es wandelte ihr ein feuriges Verlangen an, in den Adelstand erhoben zu werden. Aber wir wollen sie selber sprechen lassen, denn sie verhehlt den Umstand gerade nicht.

„Man hat Roland," sagt sie, „den Vorwurf gemacht, sich um einen Adelsbrief beworben zu haben; wohl, hier das wahre Sachverhältniß darüber:

„Seine Familie besaß seit Jahrhunderten die Privilegien des Adels in Aemtern, die sich nicht forterben, und in einer Opulenz, die sich durch alle äußern Zeichen desselben, als: Wappen, Kapelle, Livree, Lehngüter ꝛc. kund gab. Aber der Reichthum verschwand, ihm folgte eine erträgliche mittelmäßige Lage, und Roland mußte erwarten, sein Leben auf dem einzigen Gute zu beschließen, das ihm geblieben war und das noch jetzt seinem ältesten Sohne gehört. *) Er glaubte durch sein Wirken ein Recht zu haben, seinen Nachkommen einen Vortheil zu sichern, dessen seine Vorfahren genossen hatten, und den er zu kaufen verschmäht haben würde. Er gab demzufolge seine Ansprüche ein, um die Anerkennung seines Adels oder einen neuen Adelsbrief zu erhalten.

„So geschah dieses zu Anfang des Jahres 1784, und ich wüßte nicht, wer in jener Zeit und unter bewandten Umständen daran hätte etwas auszusetzen finden können.

„Ich kam nach Paris, und da sah ich bald, daß die neuen Handelsintendanten, die auf seine Ancienneté in einem Felde der Administration, wo er besser Bescheid wußte als sie, neidisch waren, und deren Ansichten über die Handelsfreiheit, welche er mit Leib und Seele verfocht, nicht mit den seinigen übereinstimmten, ihm wohl die Wichtigkeit seiner Arbeiten bezeugten, weil sie sich dem nicht entziehen konnten, aber keineswegs mit der Wärme, die eine Sache gelingen macht. Ich hielt deshalb dafür, daß es das Beste sey, die Idee aufzugeben, und eilte von weiteren Schritten ab. . . . Ihr Patrioten von heute, die ihr erst der Revolution bedurftet, um etwas zu werden, weist einmal auf, was Ihr gethan habt, und wagt es, Euch messen zu wollen!"

Man sieht, daß Madame Roland es sehr verständig und in der Ordnung fand, daß ihr Gatte seinen Nachkommen die Privilegien zuwenden wollte, in deren Genuß seine Familie früher gewesen war und zu welchen unter anderm auch eine bedeutende Steuerbefreiung gehörte. Erst da, als ihm das mißlungen war, fiel es ihr ein, auf die Aristocraten zu schimpfen, in deren Kreis sie keine Aufnahme hatte finden können.

Die Einnahme der Bastille war es, die über die politische Laufbahn der Madame Roland entschied und sie mit einem Satze an die Spitze der heißköpfigsten Revolutionnaires warf. Sie schrieb am 26. Juli an ihren Freund Boze:

„Nein, Sie sind nicht frei; es ist's nach Keiner! Das öffentliche Vertrauen ist verrathen; die Briefe werden aufgefangen. Sie beschweren sich über mein Schweigen, doch schreibe ich Ihnen posttäglich. Wahr ist es, daß ich Sie von unseren persönlichen Angelegenheiten wenig mehr unterhalte; aber welcher Verräther könnte heutzutage auch wohl an andere, als die des Vaterlandes denken! Es ist wahr, daß ich Ihnen energische Dinge geschrieben habe, als sie von Ihnen verrichtet worden sind, und wenn Sie nicht wohl Acht geben, wird Alles auf eine bloße Schilderhebung hinaus laufen. Ich habe auch das Schreiben nicht erhalten, welches ich, wie unser Freund Lanthenas mir anzeigt, von Ihnen zu erwarten hatte. . . . . .

„Ihr beschäftigt Euch mit einer Municipalität, und lasset Euch Häupter entschlüpfen, die neue Gräuel anstiften werden.

„Ihr seyd nichts weiter als Kinder, Euer Enthusiasmus ist ein Strohfeuer, und wenn die Nationalversammlung nicht zweien illustren Häuptern einen regelrechten Proceß macht, oder ein hochherziger Decius dieselben herunter schlägt, wird Euch Alle der Henker holen!

„Wenn Ihnen dies Schreiben nicht zu Händen kommen sollte, so mögen die Hundsvötter, welche es lesen, darüber erröthen, daß es von einer Frau herrühret, und bei dem Gedanken zittern, daß sie hundert Enthusiasten schaffen kann, die Millionen andere machen werden."

Madame Roland eilt also gleich von vornherein zum Mord des Königs und der Königin, und schlug den Ton des Vater Duchene ein!

Als sie am 4. September vernahm, daß der König sich hochherzig der Versammlung andertraut und die Königin derselben ihren Sohn präsentirt hatte, da gerieth sie neuerdings in Wuth, und schrieb an Boze:

„Ich predige, was ich nur kann. Ein Wundarzt und ein Dorfpfarrer haben sich auf Brissot's Journal abonnirt, für welches wie ihnen Geschmack beigebracht haben. Villefranche ist gepfropft voll von Aristocraten, Leute, die aus dem Staube hervorgegangen sind, und diesen abzuschütteln meinen, indem sie die Vorurtheile eines andern Standes affectiren.

„Ich habe so eben den Schritt erfahren, welchen der König, dessen Bruder und die Königin bei der Versammlung gethan

*) Als die Memoiren erschienen, besaß derselbe es nicht mehr, indem er (er war Convulsus) am 22. December 1793, drei und dreißig Tage nach dem Tode der Madame Roland, zu Lyon guillotinirt ward.

Digitized by Google

haben. Es ist ihnen teufelsmäßig angst. Weiter beweist dieser Schritt nichts; denn um an die Aufrichtigkeit des Versprechens, sich in das zu schicken, was die Versammlung thun würde, zu glauben, müßte man nicht die Erfahrung dessen, was vorhergegangen, haben. Der König hätte damit den Anfang machen müssen, daß er alle die fremden Truppen fortgeschickt hätte.

„Wir sind der scheußlichsten Sclaverei näher als je, wenn man sich durch ein falsches Vertrauen blenden läßt.

„Die Franzosen lassen sich leicht durch ein freundliches Gesicht ihrer Herren gewinnen, und ich bin überzeugt, daß die Hälfte der Versammlung schafsköpfig genug gewesen ist, sich durch den Anblick Antoinettens rühren zu lassen, als sie derselben ihren Sohn empfahlen hat. Aber, zum Henker! es handelt sich ja doch nur um ein Kind!"

Am 27. September 1790 verging ihr die Geduld, und sie rief laut nach Aufstand. Sie schrieb:

„Brissot scheint zu schlafen; Loustalot ist todt, und wir haben seinen Verlust bitterlich beweint; Desmoulins hätte Veranlassung, seinen Posten als Generalprocureur der Laterne wieder anzutreten; aber wo ist denn die Energie des Volkes? Warum erhebt Ihr Euch nicht gegen die Schändlichkeit des verkauften Ausschusses, der es wagt, den Schulden des Artois das Wort zu reden? Das Gewitter zieht herauf, die Schurken zeigen sich in ihrer wahren Gestalt, die schlechte Partei triumphirt, und man vergißt, daß der Aufstand die heiligste Pflicht ist, wenn das Vaterland in Gefahr schwebt."

Am 20. December will sie, daß die Pariser die Versammlung in Tritt bringen sollen. „So laßt doch den Modus der Verantwortlichkeit der Minister decretiren; laßt doch Eurer executiven Gewalt den Zügel anlegen! . . . Potz Velten! obwohl Pariser, schaut Ihr nicht über Eure Nase hinaus, oder es fehlt Euch auch an Kraft, um Eure Versammlung in Tritt zu setzen. Unsere Repräsentanten sind es nicht gewesen, die die Revolution gemacht haben; bis auf funfzehn ist der Rest ihr nicht gewachsen; die öffentliche Meinung, das Volk ist es, das immer den rechten Weg einschlägt, wenn es von dieser Meinung richtig geleitet wird, und Paris ist der Sitz dieser Meinung."

Das ewige Drängen zu Emeuten, welches aus der Versammlung eine Decretiermaschine machte, erschien der Madame Roland noch immer nicht energisch genug, und sie schrieb am 29. Januar 1791:

„Paris hat auf die Versammlung noch nicht Einfluß genug ausgeübt, um sie dahin zu bringen, daß sie alles das thut, was sie thun sollte."

In weniger Worten ließ sich die künftige Politik der Girondepartei nicht darstellen und resumiren.

Madame Roland und ihr Gatte gingen zu Anfang des Jahres 1791 nach Paris ab und trafen dort am 20. Februar ein. Roland war mit einer Unterhandlung bei der Regierung beauftragt, die den Zweck hatte, der Municipalität von Lyon die Liquidirung ihrer ältesten Schulden zu erleichtern. Sie logirten sich in der Straße la Harpe, im dritten Stock eines Sainte-Come gegenüberliegenden Hauses ein.

Madame Roland hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich in die Sitzung der constituirenden Versammlung zu begeben, um sich die Heroen der Revolution zu beschauen. „Ich kannte zu den Sitzungen," sagt sie, „und sah den mächtigen Mirabeau, den in Festonnen versetzenden Cazales, den verwegenen Maury, den verschmitzten Lameth, den kalten Barnave. Ich nahm zu meinem Aergre auf der Seite der Schwatzen*) die Art von Ueberlegenheit wahr, welche in den Versammlungen die Gewohnheit der Repräsentation, die Reinheit der Sprache, die ausgezeichneten Manieren geben; doch mußten die Macht der Vernunft, der Muth der Rechtschaffenheit, die Einsichten der Philosophie, das Wissen des Cabinets und die advocatische Geläufigkeit den Patrioten der linken Seite den Triumph sichern, wenn sie alle hinter einander und einig bleiben konnten."

Nachdem Madame Roland der Revolution den Besuch gemacht hatte, empfing sie sie. Sie hatte, wie man gesehen hat, dem Abonnement von Brissot's Journal als Makler gedient, und sich mit Eifer in den Dienst der Propaganda der Philosophen begeben. Die feurige Adeptin mußte also dreifach willkommen seyn: ihrer Grundsätze, ihres Geistes und ihrer Schönheit wegen.

„Es wurde arrangirt," sagt sie, „daß man wöchentlich vier Mal, Abends zu mir kam, denn ich war gern zu Hause, hatte eine gute Wohnung, und war von keinem derjenigen weit entfernt, aus welchen diese kleinen Comite's gebildet waren."

Alle bedeutenderen Philosophen und Revolutionnairs fanden sich successive in dem Salon der Madame Roland ein: Brissot, Petion, Buzot, Barbaroux, Condorcet, Robespierre, und ein jeder von ihnen ist in ihren Memoiren mit den Zügen gezeichnet worden, die ihr bei dem Sichgegenüberstehen dieser vertraulichen Plaudereien auffielen.

„Das schlichte Wesen Brissot's," sagt sie, „sein Freimuth, seine angeborne Nachlässigkeit erschienen mir als im vollkommenen Einklang mit seinen strengen Grundsätzen; nur fand ich bei ihm eine Art Leichtfertigkeit des Geistes und Charakters, die minder gut zu dem Ernst der Philosophie paßte, auch hat sie mir stets Leid gethan und seine Feinde haben sie sich immer zu Nutz gemacht. Seine Schriften sind besser als seine Persönlichkeit geeignet, Gutes zu bewirken, weil ihnen all die Autorität beiwohnt, welche die Vernunft, die Gerechtigkeit und die Einsichten den Werken geben, während seine Person aus Mangel an Würde deren keine annehmen kann . . . Des Hasses ist er unfähig; es ist als ob seine durchaus gefühlvolle Seele für ein so kräftiges Gefühl der erforderlichen Consistenz ermangelte. Bei vielen Kenntnissen arbeitet er außerordentlich leicht, und er entwirft einen Tractat, wie ein anderer ein Lied copirt."

Man sieht, wie wohlwollend Madame Roland diejenigen beurtheilte, die mit ihr die Partei der Gironde leiten sollten; das waren Leute ihres Schlages; sie sah und bewunderte in ihnen ihr Ebenbild. Von Petion sagt sie:

„Er ist ein wahrhaft wackerer, guter Mann, unfähig irgend etwas zu thun, was gegen die Redlichkeit verstieße, und irgend jemand den leichtesten Kummer zu machen. In seinem Gesichte spricht sich die Heiterkeit eines guten Gewissens, die Sanftmuth

*) Die Deputirten der Constituante wurden Anfangs die Schwatzen, die Rothen, die Genuen genannt, weil die Versammlung sich nach den Ereignissen vom October 1789 zu Paris in der Reitbahn der Tuilerien versammelte. Die Schwatzen, das waren die Deputirten der rechten Seite.

Digitized by Google

eines gefügigen Characters, Offenheit und ein froher Sinn aus. Er war ein vorsichtiger Maire, ein treuer Repräsentant; er ist aber zu vertrauensvoll und zu friedfertig, um Stürme vorherzusehen und zu beschwören. Er ist ein kalter Redner, und als Schriftsteller feige in seinem Styl. Ein gerechter Administrator und guter Bürger, ist er geschaffen, in einer Republik die Tugenden zu üben, aber nicht, um eine solche Regierung bei einem verdorbenen Volke einzuführen."

Das Portrait Buzot's, welches mit den Zügen einer liebreichen Bewunderung, oder, wie man sich damals ausdrückte, gefühlvoller gezeichnet ist, hilft uns vielleicht ein merkwürdiges Räthsel lösen, welches nur eine Zeit, wie die war, in welcher Madame Roland lebte, aufstellen konnte.

„Buzot, erhabenen Charactere, von stolzem Geiste und feurigem Muth, gefühlvoll, schwärmerisch und zage, muß sich zuweilen den Extremen zuneigen. Ein leidenschaftlicher Beobachter der Natur, seine Einbildungskraft mit all den Reizen nährend, welche sie darzubieten vermag, so wie seine Seele mit den Grundsätzen der rührendsten Philosophie, scheint er gemacht zu seyn das häusliche Glück zu genießen und zu gewähren, und er würde im Verein mit einem Herzen, das seiner würdig wäre, in der Lieblichkeit der Privattugenden die ganze Welt vergessen. Aber in das öffentliche Leben geworfen, kennt er nur die Regeln der strengen Gerechtigkeit. Ein Freund der Menschheit, für die zärtlichsten Gefühle empfänglich, hehrer Regungen und der hochherzigsten Entschlüsse fähig, liebt er seine Mitmenschen und weiß er sich als Republikaner aufzuopfern; aber ein strenger Richter der einzelnen Individuen, und difficil in den Gegenständen seiner Achtung, gesteht er diese nur Wenigen zu. Diese Zurückhaltung, und der energische Stolz, mit welchem er sich ausspricht, sind aber Ursache gewesen, ihn des Hochmuths zu beschuldigen und ihm Feinde zu erwecken.

„Bei einem edlen Gesichte, einem zierlichen Wuchs zeigte er in seiner Kleidung die Sorgfalt, die Sauberkeit, die Decenz, welche den Geist der Ordnung, des Geschmackes und das Gefühl der Schicklichkeit, die Achtung des wackern Mannes für das Publikum und für sich selbst verrathen . . . So bekannte Buzot, als die Hefe der Nation Männer an das Staatsruder brachte, die den Patriotismus darin setzten, dem Volke zu schmeicheln, um es dahin zu bringen, die Gesetze zu lästern, um zu regieren; der Ungebundenheit das Wort zu reden, um sich die Straflosigkeit zu sichern; zu morden, um ihre Gewalt zu befestigen; zu fluchen und zu saufen, und sich wie die Lastträger zu kleiden, um mit Ihresgleichen Brüderschaft zu machen — sich zu der Moral des Sokrates und behielt die Höflichkeit des Scipio bei, der Bösewicht! Nach haben der rechtschaffene Lacroix, der weise Chabot, der sanfte Cindet, der behutsame Thuriot, der gelehrte Daroy der humane Danton und deren getreue Nachbeter ihn für einen Vaterlandsverräther erklärt, sein Haus schließen lassen, seine Güter confiscirt, so wie man vor Zeiten Aristides verbannt, Phocion vertheilt hat."

Buzot zur Seite, jedoch ihrer Seele und ihrem Herzen ferner, hat Madame Roland Barbaroux gestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Die arctischen Schlitten-Expeditionen.

(Aus dem Athenaeum.)

Die Aufmerksamkeit der Behörden in der Heimath hatte sich unter anderm auch auf die Entsendung von Streifzügen übers Eis im Frühjahr gerichtet, und die Schiffe des Capitains Austin waren zu dem Ende mit dem Nöthigen versehen worden.

Die Organisation der Wanderpartieen wurde während der langen Wintermonate sehr häufig und sehr angelegentlichst auf denselben besprochen; denn man hatte die Absicht, die arctischen Gewässer und Küsten weit ab von dem Winterquartier zu erforschen. Sobald der Schatten der Winternacht durch den goldenen Schimmer verscheuchen worden war, der die heraufkommende Sonne verkündigte, wurde das Schiffsvolk im Ziehen und Auf- und Abpacken der Schlitten geübt, und der Operationsplan im März festgesetzt.

Am 15. April waren die Schlitten mit ihrer Ausrüstung und Bemannung sämmtlich fertig und brachen unter günstigen Auspicien auf. Ihre Zahl betrug ein und zwanzig, und jeder hatte seinen besondern Namen und irgend ein emblematisches Motto, als: Domine dirige nos; Wagen gewinnt; Lady Franklin, ꝛc. ꝛc.

Die Ausrüstung eines jeden Schlittens war, wie folgt:

Ein Gutta percha oder ölgetränkter Segeltuchüberzug, ein Zelt mit fünf Stangen; eine Fußdecke und zwei Wolfshäute; ein Filz-Schlafsack per Mann; eine Schaufel; ein Kochapparat; ein kleiner Kessel; ein Futterbeutel; einige gedruckte Notizen nebst einer zinnernen Büchse zu deren Bewahrung; ein Tornister für jeden Mann; eine Flinte außer der des Officiers, und zwei Pfund Pulver und acht Pfund Schrot und Kugeln für jede der beiden; eine kleine Pfanne, ein Löffel und ein Messer per Kopf; Instrumente, um Beobachtungen anzustellen; ein kleines Zinnfutteral mit Medicamenten; ein für den arctischen Dienst eingerichtetes Gebetbuch und eine kleine Bibel; zwei oder drei Papierdrachen; eine Kleiderbürste; eine Zunderbüchse; einige Wachslichter; in Schwefel getränkte baumwollene Zündlunten; eine Laterne; eine Spitzhacke.

Zu seiner gewöhnlichen und zur Marschbekleidung war ein jeder versehen

Mit zwei Flanellhemden und einem Guernsey-Kittel; einem Rock von Sarsche, einem Wams von Segeltuch, zwei Paar Unterbeinkleidern, ein Paar Hosen, einer segeltuchenen Pantalon, einer Leibgurt, drei Paar Strümpfen, drei Paar wollenen Fußwärmern, ein Paar wattirten Hosen, zwei Paar Canevaß-Stiefeln mit ledernen Sohlen, einer wollenen Perrücke, einem Südwester (wasserdichte Kopfbedeckung), einer langen wollenen Halsbinde, zwei Paar Pelzhandschuhen, einem Augenschirm, einer Flasche, um unter dem Wams Wasser darin zu bergen, einem Handtuch, einem Stück Seife und einem Kamm.

Als täglicher Proviant war jedem ausgesetzt:

¾ Pfund Schiffszwieback, 1 Pfund Pemmican, 1 Unze Zwiebackspulver, 6 Unzen Schweinefleisch, ½ Pinte Rum, ½ Unze Citronensaft, ½ Unze Zucker, ½ Unze Thee oder 1½ Unzen Chocolade, ½ Unze Taback, 1½ Pinte Weingeist, um einer jeden Abtheilung von sieben Personen als Brennstoff zu dienen.

Einzelne bedienten sich lieber des in Canevaß-Cylindern verwahrten Talges als Brennmaterial, wovon täglich nach Bedarf abgeschnitten wurde.

Digitized by Google

Die Papierdrachen beförderten die Fahrt der Schlitten sehr, wenn sie vor einem kräftigen Winde trieben. Wenn sie nicht gebraucht wurden, das Eis gehörig eben, und der Wind günstig war, so thaten die als Segel aufgesetzten Persennige gute Dienste, und leisteten oft dasselbe, was zwei oder drei Matrosen bei jedem Schlitten hätten thun können. Wenn weder von Segeln noch von Drachen Gebrauch gemacht werden konnte, so hatte ein jeder der Mannschaft durchschnittlich 205 Pfund zu ziehen. Der Anblick der vor einem scharfen Winde segelnden Schlitten soll sich höchst curios ausgenommen haben. Von fern angesehen, glichen sie einer Flotte malayischer Fahrzeuge mit ihren dunklen Binsensegeln, während der aufwirbelnde Schnee den Schaum repräsentirte. Diese Art des Weiterkommens machte den Leuten viel Vergnügen, indem sie dabei ohne Anstrengung, mit schlaffen Stricken, unter sich scherzend und lachend, nebenher laufen konnten. Einzeln kam es vor, daß nirgends Land in Sicht war, und dann wurden die Schlitten mit ihren Drachen eben so wie die Schiffe auf dem Meere gesteuert.

Bei der Expedition des Capitains Ommanney zog man es vor, des Nachts zu reisen, um den blendenden Reflex der Sonne vom Eise und vom Schnee zu vermeiden. Ihre Aufgabe war die Untersuchung der Ufer im Süden und Westen des Cap Walker. Hier einen Auszug aus dem Tagebuche dieses Officiers, vom 21. April:

„Frühstückten um 6½ Uhr Abends, indem die Kälte die Zeit, das Wasser zum Kochen zu bringen, verlängert hatte. Darnach Gebete verlesen. Dann die Schlitten gepackt, und um 7½ Uhr bei einem ziemlich scharfen Nordwest-Winde, der uns ins Gesicht schnitt, dem Lande zugesteuert. Mitternachts Zelte aufgeschlagen, um ein zweites Frühstück einzunehmen. Um 1 Uhr Nachts wieder aufgebrochen, unter Segeln und Ziehen. Sehr tiefer Schnee. Auf das Land zugesteuert, das zwischen der dicken Luft durch einzelne sichtbar ward. Um 5 Uhr das Lager aufgeschlagen, da wir uns wegen der Ferne des Landes getäuscht sahen und die Mannschaft sehr ermüdet war. Gegen 7 Uhr die Abendmahlzeit gehalten."

Strapazen und Lasten dieser Art haben aber auch ihre eigenthümlichen Genüsse und Belohnungen. Wie mannig der Schlaf ist, der darnach folgt, mag man aus folgendem Auszuge des Tagebuchs eines Officiers sehen:

„Man glaube jedoch nicht, daß mit unseren Strapazen und Entbehrungen nicht auch entsprechende Annehmlichkeiten verknüpft gewesen wären. Annehmlichkeiten, von deren Bedeutsamkeit sich diejenigen keinen Begriff machen können, die gewohnt sind, in weichen Betten, oder auch nur auf dunter Erde, aber in wärmeren Climas zu schlafen. Weder der ermüdete Soldat, wenn er sich nach einem langen Marsche in seine Decke einhüllt und am Wachtfeuer niederlegt, noch der südamerikanische Reiter, in dessen Augen seit dreißig Stunden kein Schlaf gekommen ist, wenn er, von Müdigkeit überwältigt, den Zaum um den Arm gewickelt, mit dem Haupte vornübersinkt und in einen erquickenden Schlummer verfällt, oder der Landmann, der nach einem schweren Tagewerk zu seiner bescheidenen Hütte zurückkehrt, um im Schlafe neue Kräfte zu sammeln, hat eine Ahnung von den bezaubernden Träumen und dem köstlichen Schlaf, die dem arctischen Reisenden zu Theil werden, wenn er, nachdem er sich an seinem Pemmican vollgegessen, sich in seine Decke eingehüllt hingestreckt hat. Die lieblichsten Erlebnisse der Vergangenheit, und was die Einbildung von der Zukunft nur Herrliches zu erwarten vermag, durchkreuzen des Schläfers Träume; er tummelt sich auf prunkenden Bällen, sitzt an Tafeln, die unter der Last köstlicher Gerichte zusammenbrechen wollen. Dies letztere Bild ist noch um so lebhafter, wenn die gehaltenen Mahlzeiten des Tages zufällig magerer als gewöhnlich ausgefallen waren."

Es wurde Alles aufgeboten, sich vor Frostbeulen zu schützen, doch war die Kälte häufig so strenge, daß jede Vorsicht vergebens war. Der Commandeur M'Clinton, der die Expedition nach der Melville-Insel befehligte, berichtete unterm 23. April:

„Die Leute hatten fast immerwährend Frostbeulen im Gesicht; kaum war eine Backe frei davon, so war schon die andere wieder damit behaftet. Wir schlugen unsere Zelte mit größter Hast auf und krochen mit eins in unsere Bettsäcke, um unsere Füße wieder zu erwärmen. In der Regel aßen wir erst zu Abend, und machten darnach von unseren Bettsäcken Gebrauch; aber ich war sehr besorgt wegen der Füße meiner Leute, und ließ nichts unversucht, sie vor Frostbeulen an denselben zu beschützen."

An diesem Tage, bei einer Kälte von 27 Graden, war es, wo der arme Schelm selber dermaßen von Frostbeulen befallen wurde, daß sein Tod die Folge davon war. Seine eigene Unvorsichtigkeit war aber wohl die Hauptursache seines Mißgeschickes, indem er dem deßfallsigen Befehl entgegen unter den Moleskin-Kamaschen lederne Stiefeln statt Stiefeln von Canevaß getragen hatte. Obwohl Alles, was sich unter den Umständen thun ließ, für den Dulder geschehen war, starb er doch bald, nachdem er sein Schiff erreicht hatte, wohin er mit einem Retourschlitten gebracht wurde.

Bei sehr strenger Kälte hatten die Leute ihre Noth, sich der Stiefel zu entledigen, und wenn sie sie wieder anziehen wollten, waren sie oft so steif gefroren, daß dieses fast unmöglich war. Deßhalb entschloß man sich nachdem dazu, sie immer mit in den Bettsack zu nehmen um sie zwischen den Beinen warm und geschmeidig zu erhalten.

„Wenn die Zelte aufgeschlagen waren," erzählt einer der arctischen Reisenden, „und ein Feuer angemacht war, um unser Abendessen zu bereiten, so waren wir mit unseren Reisenöthen noch keineswegs am Ende. Wenn das Thermometer unter 10° stand, so wurde das Fett des Schweine-Pökelfleisches hart und bröckelte wie Nierenfett; der Rum verdickte sich, und aus einer eisernen Pfanne zu trinken, ohne daß die Haut der Lippen daran haften blieb, erforderte viele Uebung und große Vorsicht. Der Qualm vom Kochen und der nasse Hauch condensirten sich im Innern des Zeltes dermaßen, daß jeder Windstoß uns mit einem Schneeschauer überschüttete und unsere Schlafsäcke durchnäßte."

Von allen Expeditionen scheint die unter dem Befehl des Capitains Ommanney am meisten gelitten zu haben. Unter den sechszig Tagen, die sie aus war, mußte sie zehn Tage wegen erblindender schwerer Schneestürme unter Zelten zubringen, fünf andere Tage wurde sie durch zufällige Vorkommnisse aufgehalten, und während all der Zeit campirte sie nur acht Mal auf trockenem Lande.

Die bei weitem interessanteste Expedition von den Schiffen des Capitains Austin ist diejenige gewesen, welche bis zur Mit-

Digitized by Google

bille Insel, dem ultima Thule der neueren arctischen Entdeckungen, und die seit 1820, wo der Capitain Parry sie mit seinen Schiffen erreichte, nicht mehr besucht worden ist, gelangte. Zwischen der Griffith- und der Melville-Insel, am nördlichen Ufer, wurden die Trümmer von zehn Eskimo-Winterwohnungen gefunden, so wie Knochen von Wallfischen, Bären, Seehunden ꝛc., mehrere mit scharfen Instrumenten klein gemacht. Es war unmöglich, genau die Zeit zu berechnen, wo diese Stätte bewohnt gewesen war, der Commandeur M'Clinton meint jedoch, es müßten das mindestens ein Paar hundert Jahre seyn. Die allgemeine Form der Hütten war ein Oval, mit einer Oeffnung auf der einen Seite von circa 10 Fuß Höhe und 7 Fuß Breite; dabei schienen sie ein von Wallfischknochen getragenes Dach von Steinen und Erde gehabt zu haben. Warum er diesen Hütten ein so hohes Alter beilegt, hat der Commandeur M'Clinton nicht angegeben; doch dürfte anzunehmen seyn, daß zu ihrer Zeit eine mildere Temperatur geherrscht haben muß, weil sie als eine dauernde und nicht bloß als eine temporelle Wohnung eingerichtet gewesen sind.

Die Spuren von Capitain Parry's Lager auf der Melville-Insel waren noch sehr augenfällig. Die Stange, welche die Stelle bezeichnete, wo dieser Officier ein Memorandum hinterlassen hatte, war umgefallen, doch wurde diese Stelle in Folge der genauen Beschreibung seines Tagebuches sammt dem hinterlassenen Pulvervorrathe ohne Schwierigkeit aufgefunden. Das Pulver war jedoch völlig verdorben, indem der Cylinder, in welchem es bewahrt gewesen, von Rost durchfressen und mit Eis angefüllt war. Nachdem man dieses am Feuer geschmolzen, wurde die mit eingeschlossene Schrift sorgfältig herausgenommen, es war an derselben aber nur noch das Datum zu erkennen. In der Nähe des Cylinders wurden einige Flinten- und Pistolenpatronen; in sich zinnernen Gefäßen, worin man luftdichte Speisen bewahrt, gefunden, doch zerbröckelte der Zinn, so wie er berührt wurde. Der Capitain Parry hat eines köstlichen Schneehuhn-Mahles erwähnt, welches er an dieser Stelle genossen: die Knochen davon wurden auch gänzlich unversehrt, nur gebleicht, vorgefunden, und sie ließen sich ganz so brechen, wie wenn sie von Vögeln herrührten, die erst eben getödtet worden wären.

Die Karrenräder, welche Sie Edward Parry hinterlassen hatte, wurden bestens erhalten vorgefunden, so, daß der Commandeur M'Clinton die Idee hatte, sie für seinen Schlitten zu benutzen; es fand sich aber, daß ihr Nabenloch zu enge war, um eine hölzerne Axe zu fassen. Da wurden sie denn zerschlagen, und lieferten der Expedition mit dem Material der Karre auf vier Tage Brennholz. Man wurde einer Menge Thiere ansichtig, auch wurde mehreres Rothwild und Moschusochsen erlegt. Die Melville-Insel scheint noch eben so, als zu der Zeit, wo der Capitain Parry sie besuchte, von dessen Officieren einer auf die Frage, wie er dort gelebt habe, antwortete: „besser, als je der Herzog von Wellington, indem er Birkhühner zum Frühstück, Birkhühner zum Mittagsmahl und Birkhühner zum Abendessen gehabt habe", ein Lieblingsaufenthalt des Wildprets zu seyn.

Den Reisenden in den arctischen Regionen ist übrigens schon Alles recht, was ihren Hunger zu stillen vermag, denn die scharfe Kälte giebt merkwürdigen Appetit. „Wir hatten heute ein Frühstück von Pemmican und Schneehühnern, und dazu ein in Schweinefett gebratenes Bärensteak, nebst Chocolade. Meine Leute sind nicht wählerisch in den Gerichten, sondern nur eifrig darauf bedacht, den Kessel zu füllen, den zu leeren die Umstände macht, da wie sämmtlich gut bei Appetit sind." Jeder Mann verzehrte beinahe ein Pfund Pemmican des Tags, und sah die Bärensteaks und was sonst an Wildprett vorfiel nur als ein Nebengericht an.

Die Expedition unter dem Befehl des Herrn Goodsir war ebenfalls unter sehr bedenklichen Umständen glücklich. Er berichtet unterm 20. Mai:

„Der Tag begann, ohne daß sich das Wetter im geringsten gebessert hatte. Es wehete ein solcher Schneesturm, daß auf zwei Schritte von der Zeltöffnung nichts zu erkennen war, und wie sorgfältig wir diese auch verschlossen, war es doch unmöglich, das Eindringen des Schnee's von dem Zeltdache ab zu wehren, wo derselbe sich in dichten Guirlanden ansetzte, wie Spinngewebe in einer Mehlmühle, und mit jedem Windstoße auf uns herniederfiel. Die gewöhnliche Zeit, um wieder aufzubrechen, brach an, doch hatte sich der Schneesturm wenig gelegt. Wir hatten insgesammt des Bettsackes satt, indem derselbe nichts weniger war als behaglich war; denn der Schnee unter uns war durch unsere Körperwärme während des langen Nachtlagers geschmolzen, und ein jeder von uns machte nun unwillkürlich eine vollständige Wasserreise in seinem triefenden Bettsacke durch. Dies gab den Leuten aber nur Stoff zum Scherzen und Lachen, und Allen schien Alles recht zu seyn, nur bedauerten sie, daß sie der Nässe wegen auf ihrem nächsten Marsche eine größere Oberlast haben würden."

Die Schlittenexpedition des Capitains Perry ist bekanntlich von kürzerer Dauer, als sie berechnet war, gewesen, weil sie im Norden des Wellington-Canals offen Wasser antraf; bis dahin hatten aber alle diejenigen, die daran Theil nahmen, den größten Eifer, die lebhafteste Energie bewiesen. Sie war fast eben so ausgerüstet, als die des Capitains Austin, hatte aber auch einige Hunde vor ihren Schlitten gespannt, die gute Dienste thaten, wenn ihnen einige von der Mannschaft vorangingen, aber angetrieben nicht vom Fleck wollten. Die Officiere zogen die Schlitten ebensowohl, als die Mannschaft, und obwohl dies keine leichte Arbeit war, indem jeder Schlitten durchschnittlich ein Gewicht von 1500 Pfd. hatte, waren doch alle heiteren Muthes und unverdrossen.

Nach der in den Tagebüchern der Officiere enthaltenen Beschreibung der gebrauchten Schlitten, waren dieselben höchst zweckmäßig für weite Reisen eingerichtet. Am beschwerlichsten wurde der zu enge Raum in den Zelten gefunden, indem solcher für sieben Personen nur 8 Fuß 10 Zoll Tiefe und 7 Fuß Breite betrug. Demzufolge waren diejenigen, welche den äußeren Schlafkreis bildeten, der Kälte trotz ihrer Bettsäcke dermaßen ausgesetzt, daß sie oft an den Seiten festgefroren waren, wenn sie des Morgens aufstehen wollten. Große Mulden von Guttapercha, deren man sich als Böte zu bedienen gedacht hatte, bewiesen sich nicht praktisch, weil dies Material bei sehr kaltem Wetter zerbröckelte.

Auf der Tour auswärts wurden im Durchschnitt täglich 9, heimwärts circa 13 Meilen zurückgelegt. Die verschiedenen Expeditionen sind respective 44, 58, 60 und 62, die nach der Melville-Insel aber 80 Tage ausgewesen. Mehrere Tage sahen sie sich wegen überwältigen Schneesturms, und bei einer Temperatur, die zuweilen die Höhe von 69 Graden unter Null erreichte, in ihren Zelten zurückgehalten. An Meilen hin- und herwärts auf ihrer Expedition hat der Trupp von Capitain Austin 5937 zurück-

Digitized by Google

gelegt, worunter 865 längs eines neu entdeckten Küstenstriches.

Die Schlitten-Expeditionen haben sich jedenfalls sehr nützlich erwiesen, und es würde passend seyn, auch die Dampfböte, die nach dem Wellington-Canal geschickt werden, mit Schlitten und Zubehör zu versehen.

Die Phrenologie in ihren Grundzügen und nach ihrem wissenschaftlichen und praktischen Werthe. Von Professor Dr. Julius Schaller. Mit 1 Tafel Abbildungen. Leipzig. Verlag von Carl Geibel. 1851. 87 Seiten. 8.

Die anzuzeigende Schrift besteht aus 5 Abschnitten: 1. Methode und Grundsätze der Phrenologie. 2. Die Psychologie der Phrenologen. 3. Die Physiologie der Phrenologen. 4. Die Thatsachen der Phrenologie. 5. Der praktische Werth der Phrenologie. Den blinden Anhängern dieser sogenannten Wissenschaft werden Herrn Professor Schaller's gründliche und sarkastische Erörterungen des vor einigen Jahren auch in diesen unseren Blättern vielbesprochenen Thema's wahrscheinlich höchstens ein mitleidiges Lächeln abgewinnen, aber wer mit hellen Augen und freiem Sinn die wissenschaftlichen Bestrebungen Gall's, der richtig der geistvollste aller Phrenologen genannt wird, gerne anerkennend, dem Thun und Treiben mancher Phrenologen zugesehen, dem wird das Büchlein gewiß willkommen seyn und ihm empfehlen wir es bestens. Genau vertraut mit der Literatur der Phrenologie, hat der Verfasser gegen keine Behauptungen gekämpft oder sie prüfirt, ohne den Lesern die betreffenden Stellen vorzulegen. Entspricht es nun der Tendenz dieser Zeitschrift auch nicht, in eine weitere Analyse der einzelnen Abschnitte einzugehen, so wollen wir wenigstens ein Paar Bruchstücke folgen lassen. Bekanntlich spielt der Grundsatz von den modificirenden Umständen eine bedeutende Rolle in der Phrenologie. „Er enthält", heißt es S. 65 in dem höchst interessanten und besonders beachtungswerthen Abschnitte: Die Thatsachen der Phrenologie, „das offenste phrenologische Geständniß. Der ganze Mittelschlag der Menschen paßt nicht genau in die phrenologische Büste. Ob am Schädel diese oder jene Stelle mehr oder weniger hervortritt, ist für die geistige Beschaffenheit der meisten Individuen durchaus nicht entscheidend. Die Extreme aber sind es, die als Thatsachen übrig bleiben. Alle Individuen also, bei denen die Beifallsliebe sehr groß ist, haben an derselben Stelle des Schädels eine Erhöhung. Noch mir ist eine Ausnahme dieser Thatsache vorgekommen! Wer von allen Gegnern der Phrenologie weiß auch nur eine aufzuweisen? Was ist denn aber eine „sehr große" Beifallsliebe? Hat sie etwa der, welchen das ganze Publikum für einen unerträglich beifallssüchtigen Menschen ansieht? Buko verlangt zur Methode der Induction das Anfertigen einer tabula graduum, und will nur dasjenige Gesetz als ein wirkliches, objectiv begründetes gelten lassen, welches durch alle quantitativen Unterschiede hindurch sich bestätigt. So lange die Phrenologie mit der Beifallsliebe, der Ehrfurcht u. s. w. dies nicht zu leisten vermag, und so lange sie für das „sehr groß" kein objectives Maaß entdeckt, steht es ganz in ihrer Willkür, jede Ausnahme eben so zu behandeln, wie so viele andere — nämlich den modificirenden Umständen zu überlassen. Eben dies ist es, was wir nach dieser Seite hin von den Phrenologen fordern: daß sie es sich zum klaren Bewußtseyn bringen, daß das, was sie constatirte Thatsachen nennen, im Grunde Urtheile sind ohne wissenschaftliche Begründung. Sobald sie nach einer solchen sich umsehen, werden sie zu der Einsicht kommen, daß die ganze phrenologische Beobachtung sich in einer Sphäre bewegt, in welcher die Methode der Induction, wie sie die empirische Naturwissenschaft befolgt, unmöglich zu dem Ziele führen kann, welches die Phrenologie sich selbst vorsteckt. Trotz aller Mühe, welche sich die Phrenologen geben mögen, machen sie sich doch ihre Sache viel zu leicht. Und eben darin liegt der Grund, daß die Phrenologie von den beiden Wissenschaften, in welche sie eingreift, nämlich von der Philosophie und der empirischen Physiologie, immer nur als Dilettantismus angesehen wird. In der Gestalt, in welcher sie bisher aufgetreten, hat sie auch sicherlich keinen größeren Werth. In der Wissenschaft am wenigsten dürfen wir uns Illusionen machen. Die Phrenologie ist voll davon. Mit einem paar dürftigen Reflexionen meint sie ihre Thatsachen zur Wissenschaft verarbeitet und eine philosophische Erkenntniß des Geistes gewonnen zu haben. Und will man dies ihr nicht zugestehen, so stellt sie sich wenigstens auf den Boden der exacten Naturwissenschaft, und hält uns ihre, durch die unbefangenste, vorsichtigste Beobachtung gewonnenen Thatsachen entgegen, welche, bei Lichte besehen, so unbestimmt sind, so sehr durch die modificirenden Umstände verdünnt, und von einem Gesetzlichen zu einem gewöhnlich Vorkommenden herabgesetzt, daß es der offenbarste Leichtsinn ist, sie für mehr als für ein sehr untergeordnetes, mit der äußersten Vorsicht zu benutzendes Moment in der Erkenntniß des geistigen Organismus zu halten."

Nachdem der Verf. S. 85. 86 eine Stelle aus des Engländers Noel „Grundzügen der Phrenologie" (2. Aufl. Leipzig. 1846) mitgetheilt hat, die so schließt: „Um nur noch einen Punkt zu berühren, welcher so viel Elend in die Welt bringt, nämlich die Mißverhältnisse der Ehen, so muß man annehmen, daß selbst eine geringe Kenntniß der Phrenologie einen vortheilhaften Einfluß auf die Wahl der Gatten haben würde. Wie oft hält nicht das unerfahrene, vertrauensvolle Mädchen, durch die Reinheit ihrer eigenen Empfindungen bestochen, den Esel, der um ihre Liebe wirbt, für edel und gut, während dem Phrenologen die Kopfbildung und Physiognomie eines solchen Menschen ganz niedrige und egoistische Eigenschaften offenbaren."

Herr Professor Schaller fügt dieser Aeußerung hinzu:

„Wer möchte nicht, mit der Aussicht auf eine so heilsame Praxis (Herr Noel hat nämlich zuvor von dem richtigen Schätzen der Fähigkeiten unserer Mitmenschen gesprochen), und wäre es auch nur, um den unerfahrenen, vertrauensvollen Mädchen Beistand zu leisten, zum praktischen Phrenologen werden! Erinnern wir uns aber an unsere früheren Untersuchungen, vor Allem an die modificirenden Umstände, durch welche nach der eigenen Ansicht der Phrenologen das Finden einer allgemeinen Thatsache, eines allgemeinen Gesetzes so unendlich erschwert wurde. Wie schrumpft dann die phrenologische Kunst zu einem Minimum herab, welches ohne

Digitized by Google

allen praktischen Werth ist! Am sichersten scheint sich die phrenologische Praxis an den Kinderköpfen applicieren zu lassen. Denn bei diesen haben wir wenigstens nicht den modificirenden Umstand der Uebung. Ein Kind, welches eben das Licht der Welt erblickt, hat noch kein Organ entwickelt, es ist reine Anlage, die in seinem Schädel sich darstellt. Allein die Unbestimmtheit, die in der Anlage liegt, kommt auch im Schädel zum Vorschein. Die geistige Thätigkeit selbst ist es, welche die Organe ausbildet, vergrößert, mit Bestimmtheit hervortreten läßt. Trotz dem wäre, wenn die Thatsachen der Phrenologie anderweitig auf sicheren Füßen ständen, bei den Kinderköpfen noch die meiste Aussicht auf ein treffendes Urtheil. Auch hat hier der Phrenologe den Vortheil, daß er nur auf die Zukunft hinweist. Er sagt, was das Kind künftig sein wird; gegenwärtig, auf der Stelle treten keine widerlegende Thatsachen ihm gegenüber. Sobald es sich aber um die Beurtheilung eines bereits entwickelten Individuums handelt, so muß der Phrenologe seine eigene Doctrin vergessen, will er an dem Schädel eines Liebhabers „niedrige, egoistische Eigenschaften" entdecken. Versteht das Mädchen, welches es durch solches Urtheil vor dem Liebhaber warnen will, auch etwas Phrenologie, so wird sie ihm versichern, daß der Mann ihres Herzens nur die Anlage zum niedrigen Egoismus habe, in Wirklichkeit aber eine große Anhänglichkeit, ein großes Wohlwollen, eine große Geschlechtsliebe. Denn alles dies beweist er thatsächlich, und ihr sei es doch um den wirklichen, nicht um den möglichen, blos angelegten Liebhaber zu thun. Auch würden wir dem Phrenologen wohlmeinend rathen, daß er in seinen Warnungen doch etwas vorsichtig zu Werke gehe. Der Liebhaber könnte ja — auch ohne großen Raufsinn — der Meinung Lichtenberg's sein, welcher sagt: „Wenn Jemand sagte, du handelst zwar wie ein ehrlicher Mann, ich sehe es aber aus deiner Figur, du zwingst dich, und bist ein Schelm im Herzen; fürwahr, eine solche Anrede wird bis an's Ende der Welt von jedem braven Kerl mit einer Ohrfeige erwidert werden." Hegel hält sogar für den Phrenologen diese Erwiderung noch für unzureichend, weil sie nur die weichen Theile aus ihrem Ansehen und ihrer Lage bringe. Hier, meint er, müßte die Erwiderung eigentlich so weit gehen, Einem der so urtheilt, den Schädel einzuschlagen, um gerade so greiflich, als seine Weisheit ist, zu erweisen, daß der Knochen nicht des Menschen wahre Wirklichkeit sei."

Auf den lithographirten Tafeln befinden sich 4 Büsten, um die Bezeichnung der verschiedenen Geistesvermögen nach Georg Combe (System der Phrenologie. Aus dem Engl. übersetzt von Hirschfeld. Braunschweig, 1833), an den die Phrenologen sich jetzt vorzugsweise anzuschließen pflegen, zu versinnlichen.

Papier und Druck sind vorzüglich. F.

Fact der Safranhändler. Volksschrift von Philipp Körber. Mit einem Stahlstich (und 3 color. Lithogr.). Nürnberg. Verlag von J. L. Lotzbeck. 376 Seiten. 8.

Es sind in diesem Buche zwei Lebensbilder aus der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, das Bild eines alten und eines jungen Mannes, aufgestellt, deren Betrachtung uns zeigt, wie man es anfangen muß, um auf rechtem Wege „in der Welt zu Etwas zu kommen." Der alte, der nürnberger Wurstmacher, Rauchfleisch- und Schinkenhändler, nebenbei auch Safranhändler Fact, nimmt einen vaterlosen Bauernknaben Leonhard Thummet in seinen Dienst und lehrt ihn — arbeiten. Der Vetter Fact ist ein wunderlicher, aber ganz geschickter Mann, der seinem Leonhard auch auf dem ferneren Lebenspfade stets klug rathend zur Seite steht. Arbeit! Arbeit! das ist das Losungswort in dieser Volksgeschichte. Aber auch Gottvertrauen und rechtlicher, ehrlicher Sinn, Sparsamkeit, Nüchternheit, halfen dem Knechtlein Lindl, daß es aus einem solchen erst Schaffner im Schwan zu Nürnberg und dann in seinem sechs und zwanzigsten Jahre gar Schwanenwirth ward. „Der Schaffner im Schwan", bemerkt der Erzähler, „war eine in der Stadt geschätzte Person geworden, sehr vielen Leuten bekannt, obwohl er ganz für sich lebte, und es kam nicht selten vor, daß Aeltern zu ihren Söhnen sagten: „Den schau an. Weißt du, als was der herein in die Stadt kam? Als ein armer Bauernbub! Und was ist er jetzt?" Hatte sich aber auch in wenigen Jahren derzehntausend fünfhundert Gulden erspart, dieser Bauernbub! — Die Genannten sind freilich die Helden der Geschichte, aber es begegnen uns in derselben auch zwei andere Personen, die unsere Theilnahme gleichfalls in Anspruch nehmen, aber uns warnend entgegentreten und vom Verfasser stillschweigend als recht abschreckende Gegenbilder Fact's und Leonhard's vorgeführt werden: der leichtsinnige Sohn eines würdigen Vaters, des Kaufmanns Hahnthal in Pirna, erst Student, dann Schuldenmacher, preußischer Rekrut und Soldat (— vielleicht hat er es bis zu den goldenen Epauletts gebracht, auf welche er hoffte; wir erfuhren Nichts von seinem weiteren Schicksale —), und der nicht viel bessere Sohn des früheren Schwanenwirths Muskäller, der in Straßburg falsche Wechsel macht, und sein junges, freches Leben frühzeitig endigt.

Doch nicht blos Menschen, gute und böse, schildert der Verfasser treu und lebensfrisch, sondern auch erhabene Naturscenen, und zwar in recht anziehender Weise.

Wir werden gelegentlich über einige andere Volksschriften Philipp Körber's, die unserer Empfehlung übrigens wol kaum mehr bedürfen, berichten.

Von der Verlagshandlung ist für die äußere Ausstattung bestens gesorgt. H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

SOCIETET

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 20. Mittwoch, den 10. März. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Reiandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Grabschrift für die gefallenen Schleswig-Holsteiner ..... „ 153
Der Cardinal Mezzofanti ..... „ 153
Die hannoversche Bibliothek-Wissenschaft..... „ 155
Literatur:
Goethe in Briefen und Gesprächen. ..... „ 158
Zur Geschichte der Deutschen Bibelübersetzung vor Luther, ꝛc.. „ 160

Grabschrift für die gefallenen Schleswig-Holsteiner.

Uns schmerzt des Feindes Kugel nicht,
Nicht schmerzen uns die Narben,
Die wir mit jauchzendem Gesicht
Für unsre Heimath starben.

Wir ruhen friedlich Hand in Hand
Zerschossen und zerschunden,
Du Deutschland, großes Vaterland,
Komm her, sieh unsre Wunden.

Nicht schmerzt' es, als der Tod uns rief; —
Als uns die Kugeln trafen,
Da trugen wir den Freiheitsbrief
In unsern Schlummerhafen.

Wir sind im Schooß der Erde frei,
Uns traf das Loos der Braven,
„Doch Ihr verfleht der Tyrannei,
Ihr wart und bliebet Sklaven."

H. Zeise.

Der Cardinal Mezzofanti.

In der Sitzung der Londoner philologischen Gesellschaft vom 23. Januar ist von dem Herrn T. Watts eine Skizze dieses merkwürdigen Gelehrten verlesen worden, aus welcher das Londoner Athenaeum vom 21. v. M. folgenden Auszug mittheilt:

Joseph Mezzofanti ist zu Bologna geboren worden, wie das Conversations-Lexicon besagt im Jahr 1771, nach den Daily News aber im Jahr 1774, doch wurde er von Leuten, die ihn im Jahr 1820 sahen, nur vierzig Jahre alt gehalten. Sein außerordentliches Talent, fremde Sprachen zu erlernen, entdeckte er zuerst im Verkehr mit verwundeten Soldaten der Armee'n Napoleons, die in dem Hospitale zu Bologna lagen, bei welchem er als Caplan angestellt war. Er lebte unausgesetzt zu Bologna bis 1831 und war Professor der griechischen und der morgenländischen Sprachen bei der dortigen Universität, so wie einer ihrer Bibliothekare. Die Unruhen, welche aus der französischen Besitznahme Ancona's nach der Revolution von 1830 entsprangen, gaben Anlaß, ihn mit einer Deputation nach Rom zu schicken, wo er die Aufmerksamkeit des Papstes Gregorius XVI. auf sich zog und fesselte. Im Jahr 1833 folgte er dem famosen Angelo Mai als Präfect des Vatikans, erhielt am 13. Februar 1838 den Cardinalshut, und starb den 16. März 1849. Der Ruck der Revolution, und das Exil seines Beschützers, des Papstes, wird seinen Tod beschleunigt haben.

Die erste öffentliche Notiz, die über ihn in's Publikum gekommen ist, scheint die in Stewart Rose's „Briefe aus dem Norden von Italien" zu seyn, in deren zweitem Theile, pag. 54, es (vom November 1817) heißt: „Der lebendige Löwe, den ich meine, das ist der Signor Mezzofanti zu Bologna, der, als ich ihn sah, obwohl erst 36 Jahr alt, doch zwanzig verschiedene Sprachen lesen und sich in achtzehn unterhalten konnte. Er sprach alle geläufig, und diejenigen, die ich zu beurtheilen im Stande war, mit der außerordentlichsten Präcision. Ein deutscher Officier erklärte, er würde ihn nicht von einem Deutschen haben unterscheiden können. Ein smyrnaischer Diener, den ich hatte, sagte, er würde

Digitized by Google

durch das ganze Reich des Großherrn als Grieche oder Türke reisen können. Was mich aber am meisten verwunderte, war, daß er in sehr langen und häufig wiederholten Unterhaltungen im Englischen nie einen Fehler im Tempus machte, ein Stein des Anstoßes, über welchen die Schotten und die Irländer so häufig stolpern. Das Wunder wird wo möglich noch wunderbarer durch die sonstige Ausbildung und Kenntniß dieses Herrn, was bei Linguisten selten gefunden wird, weil sie meistentheils die Mittel für den Zweck halten."

Nicht lange hiernach hat der Baron Zach, der ungarische Astronom, der selbst kein unbedeutender Linguist war, in dem Februarhefte von 1820 seiner „Correspondance Astronomique" eine sehr lebendige Beschreibung von Mezzofanti gegeben. „Die ringförmige Sonnenfinsterniß", sagt er, „war für uns eine große Merkwürdigkeit, eine zweite war der Professor Mezzofanti. Dieser außerordentliche Mann spricht zwei und dreißig Sprachen, lebende und todte, in einer Weise, die ich beschreiben will. Er redete mich ungarisch an, und dieses in einem so wohlgesetzten Complimente und in solch vortrefflichem Magyarisch, daß ich vor Verwunderung nicht wußte, was ich darauf erwiedern sollte. Darnach sprach er Deutsch mit mir, Anfangs in gutem sächsischen, nachdem im österreichischen und schwäbischen Dialect, und dieses mit einer so getreuen Betonung, daß ich höchlichst darüber verwundert war und laut auflachen mußte, als ich diesen merkwürdigen Professor in solch einer Mundart sprechen hörte. Er sprach mit dem Capitain Smyth Englisch, und mit dem Fürsten Volkonsky Russisch und Polnisch, als ob eines und das andere seine Muttersprache gewesen wäre. Nachdem wir bei Tisch in verschiedenen Sprachen mit ihm geplaudert hatten, kam es mir in den Sinn, ihm unvorbereitet wallachisch anzureden. Ohne sich zu besinnen, und als ob er meinen plötzlichen Sprachenwechsel gar nicht bemerkt hätte, begann mein Polyglotte nun unsere Unterhaltung im Wallachischen mit einer solchen Geläufigkeit fortzusetzen, daß ich zu ihm sagen mußte: „sachte, sachte, mein Herr Abbé, ich kann Ihnen nicht folgen, ich bin mit meinem Latein-Wallachisch am Ende." Auch die Zigeunersprache, eine Sprache, die ich nie habe lernen können, kannte er."

In dem fünften Bande seiner Correspondance erwähnt der Baron Zach Mezzofanti's noch einmal, doch sagt Blume, der im Jahr 1821 in Bologna gewesen ist, daß seine Beschreibungen sehr übertrieben wären.

Die Notiz der Lady Morgan, ungefähr aus derselben Zeit, ist minder unterschätzend als die Blume'sche, jedoch auch nur kühl. Es ist ungefähr um dieselbe Zeit gewesen, wo Lord Byron Mezzofanti gesehn hat und von ihm sagte: „Er ist eine wandelnde Polyglotte, und hätte zur Zeit des babylonischen Thurmbaues da gewesen seyn sollen, um als Universal-Dolmetscher zu dienen. Ich habe ihn in allen möglichen Sprachen, von welchen ich nur einen Fluch oder ein Ausrufungswort kannte, auf die Probe gestellt, und er setzte mich in Erstaunen, selbst in meinem Englisch."

Im Jahr 1820 hatte Molbech, der gelehrte und biedere dänische Schriftsteller, eine Unterhaltung mit ihm, und sagte: „Es giebt kaum einen europäischen Dialect, romanisch, scandinavisch oder slavonisch, den dieser wunderbare Polyglottist nicht spricht. Ich traf einen Deutschen bei ihm an, mit dem er sich geläufig in wohltönendem Deutsch unterhielt, und als ich, nachdem wir allein waren, in derselben Sprache mit ihm zu reden begann, unterbrach er mich mit einer Frage auf Dänisch, welche Sprache er fast völlig correct sprach. Mezzofanti ist nicht bloß ein Linguist, sondern auch in der Literaturgeschichte und Bibliographie, so wie in der unter seiner Aufsicht stehenden Bibliothek wohlbewandert. Er ist ein Mann von der feinsten und geschliffensten Lebensart, und daneben äußerst gutmüthig und artig."

Fiock, der deutsche Theologe, sagt in seiner „Wissenschaftlichen Reise vom Jahr 1837" von Mezzofanti: „Eines Morgens sprach er im Vatikan mit einem jungen Manne, der eben eintrat, neugriechisch, mit dem Rabbi oder Scrittore der Bibliothek hebräisch, mit einem Magnaten, der zu dem Manuscriptenzimmer wollte, russisch, mit mir lateinisch und deutsch, mit einem anwesenden jungen dänischen Archäologen dänisch, mit den Engländern englisch und mit Vielen italienisch. Er ist nie gereis't, außer nach Rom und nach Neapel, nach letzterer Stadt, um in dem dortigen Institute zur Ausbildung von eingebornen Chinesen zu Missionarien das Chinesische zu studiren. Er kennt den Unterschied zwischen der hamburgischen und der hannoverischen Mundart, und ist selbst mit dem Wendischen bekannt. Er soll einige dreißig Sprachen und Dialecte mächtig seyn, wenn auch nicht alle in gleicher Vollkommenheit.

Am mindesten günstig hat sich Mrs. Paget, geborne Wesselenyi, eine Transylvanierin, in ihrem im Jahr 1842 erschienenen Buche über Mezzofanti geäußert. „Er trat", sagt sie, „im Gespräch mit ein Paar jungen Mauren ein. Er konnte gegen 70 Jahre alt seyn, war klein von Wuchs, dürr, und hatte ein bleiches ungesundes Ansehn. Sein ganzer Körper war immer in einer affenartigen anstätigen Bewegung. Er spricht das Ungarische ziemlich gut und hat auch mehrere ungarische Bücher gelesen. Er redete mich selbst wallachisch an, in welcher Sprache ich ihm aber zu meiner Schande nicht antworten konnte. Er fragte mich auch, ob ich slowakisch verstände, und indem er uns mehrere Bücher zeigte, las er daraus neu-griechisch, lateinisch und hebräisch vor. Mit einem Priester, der in Palästina gereis't war, conversirte er Türkisch. Auf meine Frage, mit wie vielen Sprachen er bekannt sey, antwortete er: „mit nicht sehr vielen, denn ich spreche deren nur zwischen vierzig und funfzig."

Ein anonymer russischer Reisender, der im Jahr 1846 einige „Briefe aus Rom" herausgegeben hat, berichtet über Mezzofanti: „Ich habe diesen merkwürdigen Mann, ein Phänomen, das in der gelehrten Welt noch nicht seines Gleichen gehabt hat, zweimal gesehen. Er sprach in meinem Beisein acht Sprachen mit der größten Geläufigkeit, und namentlich das Russische ganz lauter und correct. Selbst jetzt noch, in seinem vorgerückten Alter, liegt er dem Sprachenstudium ob und hat vor nicht langer Zeit erst noch das Chinesische gelernt. Auf meine Bitte, mir ein Verzeichniß all der Sprachen und Dialecte zu geben, deren er kundig sey, schickte er mir, mit seiner eigenen Hand geschrieben, den Namen **Gott** in sechs und funfzig Sprachen zu, worunter dreißig europäische, ausschließlich ihrer Dialecte, siebenzehn asiatische, fünf afrikanische und vier amerikanische. Er ist eine der wunderbarsten Merkwürdigkeiten der ewigen Stadt."

Während der letzteren Jahre von Mezzofanti's Leben bot Rom alljährlich ein Schauspiel von höchstem Interesse dar. Bei dem Examen der Eleven des Collegiums der Propaganda ist es

Digitized by Google

der Brauch, daß ein jeder der jungen Missionaeien der verschiedenen Länder eine Rede in seiner Muttersprache halten muß. Diesen Examen pflegte Mezzofanti mit beizuwohnen, und sich mit sämmtlichen Eleven der Reihe nach zu unterhalten, mit gleicher Geläufigkeit von den Dialecten des äußersten Westens zu denen des äußersten Ostens, vom Irländischen, das er koulant sprach, zum Chinesischen, das er besonders liebte, überspringend. Wenn er auch als Philologe Rask, und als Bibliothekar Magliabechi nicht an die Seite gestellt werden kann, ist Mezzofanti doch ein ganz besonderes Genie gewesen, ein Genie, welches mit Fleiß und Eifer zu einem Grade ausgebildet worden ist, wovon es kein Beispiel giebt und das auch wahrscheinlich in seiner Art einzig bleiben wird.

Die hannoversche Bibliothek-Wissenschaft.

Es soll kein Tadel ausgesprochen werden, aber es ist wahr, noch unlängst lag die antiquarische und bibliothekarische Wissenschaft im Königreiche Hannover sehr darnieder. Trotzdem die „Societät der Wissenschaften in Göttingen“ und „der historische Verein für Niedersachsen in Hannover“ gar Manches in dieser Branche der philosophischen Wissenschaft that: so war indessen derlei Studium insofern ein einseitiges als derartige Vereine anderer Länder, die sich mit Hannover in eine Correspondenz zu setzen beabsichtigten, nie erüssirten, ja bisweilen Briefe an einzelne Herren unbeantwortet abgesandt hatten. Die neuere Zeit hat auch hier einen Samen ausgestreut, der Früchte tragen wird. Folgender Artikel der „Weserzeitung“ aus Hannover, abgedruckt in der „Niedersächsischen Zeitung“, datirt vom 23. Januar, giebt uns diese Notiz. „Kürzlich ist die Benutzung der hiesigen Bibliotheksschätze sehr wesentlich erleichtert worden. *) Bisher durften aus den Handschriften der Bibliothek, die bekanntlich den Leibnitz'schen Nachlaß enthält und wegen desselben häufig von auswärtigen Forschern besucht wurde, weder einheimische noch fremde Gelehrte ohne besondere Ministerial-Erlaubniß Abschriften, Auszüge oder auch nur Notizen machen. Diese lästige Beschränkung ist vom Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten aufgehoben, und den Bibliothek-Beamten gestattet, alle Manuscripte, bei denen sie kein Bedenken finden, den Besuchern zur Copirung oder sonstigen Benutzung vorzulegen. Erst jetzt werden die vielen handschriftlichen Schätze von Leibnitz und aus seiner Zeit ergiebiger werden. Wie wir hören, findet sich hier, außer dem gelehrten Briefwechsel Leibnitzens, eine Menge von Berichten aus der Zeit der Königin Anna (stgniet Lancastre), die an interessanten Personenschilderungen sehr reich sein und auf die englische Geschichte mannigfache neue Lichter werfen sollen. Der **) bekannte englische Gelehrte (von Oxford) John M. Semble Esq., der hier seit einiger Zeit lebt, (und sich schon mit Dr. Lisch in Schwerin in Correspondenz gesetzt hat), beschäftigt sich mit der Durchsicht, um das Wichtigste demnächst herauszugeben. Auch für die Geschichte Englands von Macaulay bieten diese Berichte vielfältig brauchbaren Stoff, den M. Kemble seinem Freunde mittheilt.“

Auch das von mir im „Hamburgischen Correspondenten“ v. J. Nr. 66, März 18, erwähnte ausgezeichnete Werk „Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte, eine Darstellung mittelalterlicher Kunstwerke in Niedersachsen und nächster Umgebung, herausgegeben von H. Wilh. H. Mithoff — Lehnherr des Kurfürsten von Hessen — Hannover, Helwing'sche Hofbuchhandlung.“ ist zum Theil eine Frucht der Studien der königlichen bibliothekarischen Schätze. Bisher ist erst die erste Abtheilung erschienen, welche in 24 Tafeln (Fol.), nebst Text mit Holzschnitten, die mittelalterlichen Kunstwerke in der Stadt Hannover enthält. Preis: 8 Thaler Courant. Das Werk erscheint so in Abtheilungen, daß jede ein für sich bestehendes Werkchen ausmacht — eine Schrift, der Lisch'schen „Mecklenburg in Bildern“, vier Jahrgänge von 1842—45, Druck und Verlag der J. G. Tiedemann'schen Hof-Steindruckerei in Rostock, und der J. von Hefner'schen „Trachten des Mittelalters“, herausgegeben unter Mitwirkung des Ph. Veit, J. D. Passavant, Ballenberger, K. Grim, J. von Radowitz, Graf Pocci, Krieg von Hochfelden, Hoffstadt, Mannheim bei Hoff, vergleichbar.

Während so in der Stadt Hannover selbst in archäologischer und bibliothekarischer Hinsicht gar Manches — besonders von Siemsen, dem Gothaer jetzt nach Wien designirten Zimmermann, Dr. Sudendorf, Dr. Böttger, Legationsrath von Wangenheim — schon gethan ist und wahrscheinlich noch gethan werden wird, da die Stände trotz scheeffer Opposition des Rittmeisters von Münchhausen erst jetzt wieder 1500 Thaler p. a. zur Verwendung für die Wissenschaft (und Kunst) außerordentlich bewilligt haben: so florirt auch die bewegte Wissenschaft (außer Göttingen) noch in anderen Städten des Königreichs, wenn auch der Todesfall des Herzogs von Cambridge in dieser Beziehung (wie ich höre; fast gleichzeitig mit dem des berühmten Bibliothekars Holtrop im Haag und Baron von Reiffenberg in Brüssel, starb am 18. April 1850) sehr zu beklagen ist. Nachdem in Lüneburg die einst so berühmte Ritterakademie (hervorgegangen aus dem St. Michaeliskloster) durch die Märzstürme 1848 zu Grabe getragen worden, hat der Dr. Volger, Gymnasial-Direktor daselbst, einen geschichtlichen Special-Verein ins Leben gerufen, der sich auch zur Aufgabe gemacht haben wird, die alte Kloster-Bibliothek vor Unordnung zu bewahren. Und in Celle floriren die Bibliothek des Oberappellationsgerichtshofes und die Ministerial-Kirchen-Bibliothek, so die verschwundenen Geschlechter mit den lebenden noch tausend stille Beziehungen, die immer mehr noch geweckt werden dürften, verbindend, wozu z. B. die am 8. März v. J. vom historischen

---

*) Dies hat schon Herr Archidiakonus Helmbürger-Celle, bei seiner Herausgabe der „Caroline Mathilde“, Capaun-Cortawa'sche Buchhandlung, 1851, berührt. Demselben ist nämlich auf sein Ansuchen endlich die Bibliothek sowohl wie größtentheils — aber zuvor vom Ministerium jeder Passus zur Benutzung speciell zu genehmigen — das königliche Archiv zur Disposition gestellt, der er auf seiner früheren Reise nach Dänemark in Kopenhagen und Kronenburg nur sehr wenig bezügliche Notizen hat einsammeln dürfen. Caroline Mathilde nämlich ist in der Stadtkirche zu Celle beigesetzt worden.

**) Durch seine the anglosaxon poëms of Beowulf the travellers song and the battle of finnesburh, Edit. II, Lond. 1835, 12. und sein glossar dazu, Lond. 1837.

Digitized by Google

Verein für Niedersachsen gestellte Preis-Aufgabe der Lebensbeschreibung des um das hannoversche Fürstenhaus und das Vaterland so hochverdienten Otto Grote, (Reichsfreiherrn zu Schauen), geboren den 25. Dezember 1636, zu Sanderburg *) — gar Vieles beitragen dürfte.

Die Ministerial-Kirchen-Bibliothek in Celle (gegen 14000 Bde. und ein Capital-Vermögen von fast 7000 Thlr. Cour.) ist nicht, wie andere große Bibliotheken, aus Klosterschätzen hervorgegangen, sondern, nach-reformatorisch, wie es selten noch zu geschehen pflegt, durch privative Legate angewachsen. Wie nämlich das jetzige Celle (Neuencelle), nach Spangenberg, einst Oberappellationsgerichtsrath und Besitzer gar werthvoller jetzt zerstreuter und von mir nicht zu erspähender — trotz Anfrage bei dessen noch lebender Gemahlin — Inkunabeln mittelalterlicher Literatur, noch kurz vor dem vierzehnten Jahrhundert ohne alle Bedeutung als Colonie der lüneburger Haide galt, bis ihr Erbauer, Otto der Strenge, ihr Stadtrecht gab, (S. Leibnitz' Script. Brunsvic. Tome III. praefat. p. 16) und seit die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg ihre Residenz von Altencelle — von wo aus nach Klöden, „Zur Geschichte der Marienverehrung, Berlin 1840", Neu-Zelle an der Oder 1230 durch Heinrich den Erlauchten fundirt worden sein soll — dahin verlegten, so ist auch von einer vormals bestandenen Kirchen- oder Kloster-Bibliothek nicht die geringste Spur vorhanden. Erst als der Welfe, Ernst der Bekenner — durch dessen Biographie Herr Heimbürger sich große Verdienste erworben, er der Verfasser mehrerer Berichte über das Linerhaus, eine Anstalt für verwahrlosete Knaben, bei Celle, und des „Weber und Wahn, eines Wortes über den Pauperismus, Celle 1845", und anderer Broschüren — da, in Folge der Reformation in Celle 1523, als die Stadt ein Sammelplatz mehrerer bedeutender lutherischer Geistlichen wurde, ist auf des Fürsten Vorschlag „diese Liberey und Bücherhaus mit Fleiß und Kosten" entstanden. Den ersten Grund zu der Kirchen-Ministerial-Bibliothek zu Celle legte (nach der gemäß seiner nicht eben speciellen Aufzählung nicht gerade ein Katalog zu nennenden Broschüre des jetzigen Bibliothekars, des Archidiakonus H. Ch. Heimbürger aus Thüringen: „Die Kirchen-Ministerial-Bibliothek zu Celle, Celle 1848, Druck von Schulze") der Nachlaß des 1525 zum Stadtprediger nach Celle berufenen Niederländers Martin Ondermark, Luther's Haus- und Tischgenossen, des Ordners der kirchlichen Verhältnisse in Ostfriesland (S. Wiarda, Geschichte Ostfrieslands, Th. II, S. 345, Schlegel, Reformations-Geschichte von Norddeutschland, Th. II, S. 112). Das bestätigt der sich schriftlich noch findende „Catalogus Bibl. Illust. Princ. Dom., Dom. Guilelmi Junioris Brunsvic. ac Lüneb. Dec. inclyti Dom. sui elementissimi conscriptus ab. Henr. Meiero concionatore et bibl." in seinem Anhange: „Catalogus librorum quos reverendus D. Pastor M. Ondermark piae memoriae reliquit." Zu diesen Büchern, die „Ernst der Bekenner", Herzog Franz und Ernst's Söhne Franz Otto, Heinrich und Wilhelm nach vermehrten, ist vor allen Dingen zu rechnen das Folio-Prachtwerk in schwarzem Sammt, mit silbernen und goldenen Schildern, darauf die Propheten und Evangelisten gegossen sind, verziert: die durch Hans Lasst in Wittenberg 1558 gedruckte und von Lucas Kranach mit Bildern verzierte (ohne Wappen und Titelkupfer 108 im A. T. Th. I, 26 ohne Wappen und Titelkupfer in Th. II im A. T. und 38 im N. T.) Titelblatt: „Der Durchlauchtigst hochgeborne Fürst, Herr Augustus, Hertzog zu Sachsen, des heiligen römischen reichs Ertzmarschalch vnd Churfürst ꝛc. sampt Seiner Churfürstlichen Gn. freuntlichenn geliebtenn Gemahlinn Frawen Anna geborenn aus königlichenn Stamm zu Denenmarkenn ꝛc. Verehrenn den Durchlauchtigenn Hochgebornenn Fürstenn Herrn Wilhelm Hertzogen zu Braunschweig vnd Lüneburg ꝛc. vnd seiner F. Gn. geliebten Gemahlinn Frawen Dorotheen aus berürten königlichen Stammen geboren, Ihren freuntlich lieb Ohmen Schwieger vnd Schwester mit dieser gedruckten deutschen Biblia, (roth gemalt) vnd wünschen darneben von hertzen, das der Allmechtige Gott beyder Ihre F. G. bey rechtem warenn verstand seines göttlichen Worts gnediglich erhalten vnd darinnen heiligenn wolle zum ewigen Lebenn. Amen. Anno fünfhundert vnd Neun vnd Sechzigk." Schön ist besonders auf dem Pergament das fiber-geglättete Wasser und das Mauerwerk der Gebäude gemalt. Die Juden erscheinen mir zu sehr in mittelalterlicher Tracht. Das schönste unter den Textes-Bildern ist mir im alten Testamente der Umsturz des Tempels durch Simson (S 143). Bisweilen befinden sich sogar ihrer zwei Abbildungen auf einer Seite, zuweilen (wie in den Psalmen z. B.) ist auf zehn Seiten auch nicht eines. Dem A. T. vorangeschickt ist eine Warnung Luthers für den Bibellesen, sehr sauber und deutlich wie durchweg. Der zweite Theil enthält vor dem neuen Testamente „die Propheten. Deudsch. Doct. Mart. Luth. Gedr. zu Wittenberg durch H. Lufft, 1561." Das zweite Titelbild, ganz dem im ersten Theile gleich, enthält das Conterfei des „Augustus. D. G. Dux. Saxoniae. Sacri. Romani Imperii Archimarscalcus. Et. Elector (trägt unten die Jahreszahl 1557)." Merkwürdig ist Bild 4 (Cap. VII), Daniels Traum, darstellend eine Guadi-Charte der Erde, aus der in Asien und zwar in der Gegend des gelobten Landes sich die Berge öffnen und ein zahlreiches Fahnen-Heer emporsteigen lassen. Die Offenbarung St. Johannis enthält offenkundig viele Zeichnungen, unter denen sehr viele die merkwürdigsten Karrikaturen sind. Nr. 26 unter denen im N. T. scheint eine Anspielung auf das eben erst besiegte Papstthum darzustellen (Offenb., Capt. XIII); es steht am Rande gedruckt: „Bapst des Reichs Gott vnd Schrpffee. Beide Bände der Bibel haben ein Holzfutteral aus späterer Zeit. Das ganze Exemplar kann seinem Werthe nach der von mir in meiner Abhandlung „Kreuzzüge über Deutschlands Ursprachen" S. Nr. 35, 1847 der „Hamb. Lit. und Krit. Bl." erwähnten Mazarin-Bibel sicher zur Seite gestellt werden.

Zu den meisten älteren Werken, die in die Rubrik „Theologie" fallen, gehören die werthvollen Geschenke Ernst's II. (von 1592 bis 1611), der in Wittenberg studirt hatte und selbst zum Rector der Universität erwählt war, und von dem sich noch folgender Revers findet: „Unser Befehlig ist das der Jacobus Fischer soll Martino Haußmann ein Exemplar Formulae concordiae von der Bibliotheca folgen lassen und hiermit berechnen. Signatum 8 IX A O. 97. Ernst, H. z. B. u. L. Mpr." Häufig tragen diese Werke die eigenhändige Inschrift des Herzogs: „Sum Ernesti principis", doch auch nicht z. B. — Eine Handschrift eines

*) Wo sein Vater, der 1657 als Großvoigt zu Celle verstorbene Thomas Grote, holsteinischer Geheimer Rath war.

Digitized by Google

Breviariums aus dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts (ohne Interpunction), das Papier nach Gatterer's „Diplomatica" wahrscheinlich aus dem Anfange des viezehnten Jahrhunderts. Das Kirchengebet zu Ende trägt die Ueberschrift: „Gebet für die heilige Christheit." Ziemlich leserlich, oberdeutsche Mundart, z. B. waren — waren, sachen, wann — dann, was — war das, Kriegsknechte — Ritter, König ist ausgedrückt durch „king" in der angelsächsischen Uebersetzung des Codex argent. v. Junius p. 81: kyning (v. J. 900). S. meine demnächst erscheinende Literaturgeschichte mit Rücksicht auf die Handschriften, Ausgaben und Bearbeitungen. — Ferner: Eine Handschrift (schwarz mit roth), scheinbar ein Bibel-Extract, mit Vorkupfer (merkwürdigerweise auf beiden Seiten des Blattes) auf Papier in Duodez, mit dem Anfange: „Das sind die vier Passion nach | dem Text der ersten Paltag (Palmsonntag) | sant Matheum. — Vnd es ist beschehen als Jesus (abgekürzt) hatte volbraht alle diesse reden da sprach er zu sinen jungern wissent — — —, aus dem funfzehnten Jahrhundert. — Eben aus dieser Zeit finden sich eine Menge Kirchenordnungen meist jedoch erst von Bockelmann legirt, z. B. der ehrbaren Stadt Hamburg Christliche Ordnungen — Hamburg's Kirchenordnung von Bugenhagen, 1529 — Kerken-Ordnung der Stadt Hamborch von Joh. Aepin, 1550 und eine dito von 1565. — Kirchenordnung der Herzogthümer Bremen und Verden. — Goslarsche Kirchenordnung, 1531. — Dudenstadtsche Kirchenordnung. — Thornsche Kirchenordnung. — Ostfriesische Kirchenordnung. — Ordeninge des Kerckendenstes, gedruckt tho Riga, 1592, worin der Versbau einiger Lieder diese niederdeutsche ist:

„Will gy hören ein nye gedicht,
Wo des ock disse Gesanck bericht.
Vam vesen HEren Jesu Christ,
De aller Werldt ein Scheppre ist.

Idhesus de ginck den Berch hinan,
He reep syn hemmelschen Vader an.
Ach Vader leevester Vader myn
Kond ick der maetee verhoven syn."

Nebst einem Missale auf Pergament in Folio (der wahrscheinlich aus dem vierzehnten Jahrhundert) findet sich ein lateinisches Missale in Duodez mit Paternostee-Knöpfen am Schnitt. Der Titel (theilweise mit rothen, runden römischen Lettern inmitten gothischer) lautet: Diurnale secundum ordinem regularium capituli Mindechimensis (Windsheim.) Davor ein Calendarium mit Angabe der Tage der Heiligen, hinten Gebete. Trotz der Abkürzungen sehr leserlich. —

Ein Brevirium Romanum, ex decreto Sacrosancti concilii Tridentini restitutum, Colon. Agripp., 1641, schön gebunden. Voran eine tabula Paschalis antiqua reformata, dann folgt ein Kalender, rubricae generales Breviarii pp.

Nach Ernst II. war in Folge der unruhigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges die Inspection und die Sorge der nun einmal fundirten Bibliothek fast allein der damaligen Celli'schen Geistlichkeit vertraut, so dem (1611—1621) Generalsuperintendenten Johann Arndt, dem als Schriftsteller bekannten, Jenem folgenden Johann Wetzel (1621—1642) und dem auf Anlaß der Heimstädtischen Theologen eine bedeutende Rolle spielenden Michael Walther (1642—1662). Besonders ist der berühmte Canzler Langenbeck (ein Ahn des Kieler Professors und der den 24. Jan. 1851 in einem Alter von 73 Jahren zu Göttingen verstorbenen Obermedicinalraths d. N.), der in den Verhandlungen des westphälischen Friedens sich große Verdienste um das Vaterland erwarb, als Protector der Bibliothek zu nennen. Ferner Dr. Joachim Hildebrand, vorher als Professor ein Geistesverwandter der beiden Calixte in Heimstädt. — Aber erst seit 1707, wo der Archidiakonus Bohnstädt der Bibliothek das Capital von 1000 Thlr. Cassenmünze vermachte, datiren sich speciellere Nachrichten, indem zu gleicher Zeit 400 Thlr. N⅔ als erster Geldfonds, im Jahre 1608 durch Ernst II. bewilligt, genannt werden. Wenn aber in den Akten außer dem oben erwähnten Stammcapitale sich vom Jahre 1719 die Belegung von 1500 Thlr. N⅔ bei der Rentkammer findet: so erhellt daraus, daß, wenn auch die genannten 1000 Thlr. Bohnstädtisches Legat mit zu diesen 1500 Thlr. gehören sollten, doch mindestens 500 Thlr. Capital sonst noch auf unbekannte Weise bis dahin müssen zugeflossen sein. — Einer der nachfolgenden verdientesten Wohlthäter der Bibliothek war der von 1701—1735 an der Stadtkirche fungirende Diakonus Bockelmann, dessen Bildniß auch auf der Bibliothek gefunden wird. Er schenkte bei seinem Tode nicht bloß seine sehr vollständige und in ihrer Art seltene Sammlung von Agenden und Ritualien, sondern auch eine Wiese die ihm selbst 700 Thlr. gekostet hatte. Auf jenes Legat bezieht sich der von Hermann König, B.'s Schwiegersohn, auf 267 S., Celle 1726, herausgegebene Katalog „Bibliotheca Agendorum, durch den der Ruf dieses Schatzes weit und breit wohl begründet wurde, so daß noch jetzt hie- und dahin der Bibliothek Bücher-Kataloge zugehen (z. B. der Catalogus bibl. Jo. Jac. Griesbach, Jenae 1814, der der Hinrich'schen Buchhandlung). — Hieher gehört u. A. das Werk „Rerum liturgicarum libe. Duo auctore Jo. Bona. Compoduni a. 1674." — „Geistliche Lieder des Moet. Lutheri und anderer Geistreichen Männer. Lippe 1612. (Mit Bildern und buntem Rand, fast elegant gebunden, prächtiger Druck auf festem Papier.)" „Ein Newe Betbüchlein, des seligen und hewren Man Gottes Doctoris Martini Lutheri, aus seinem eignen Geistrost gezogen und lebendigen warten und Tomis, 1568. Was mehr yn diesem Büchlin begriffen, würd folgendes Blatt berichten." — „La liturgie de l'église Anglicane, 1665." — „Kirchen-Ordnung der Stadt Hannofee." durch das Vrbanum Regium gefasset, Vnnd einen Erbarn Rath der Statt Hannover, Anno 1536 publiciet (Ausg. 2.)" *) —

(Schluß folgt.)

---

*) Des „Urbanus Rhegius" Biographie ist jetzt, Hamburg und Gotha, Perthes, 1851, nach gedruckten und ungedruckten Quellen, ein werthvoller Beitrag zur Reformations-Geschichte, durch obengenannten Herrn Heimbürger erschienen, auf welches wir hier als auf das gediegenste und werthvollste Werk des Verfassers aufmerksam zu machen uns erlauben. Nebst Berücksichtigung der damaligen kirchlichen Bewegungen in Braunschweig-Lüneburg, ist auch eine authentische Darstellung der Bauern-Unruhen um und der Apostatie vom Papstthume in Augsburg gegeben

Digitized by Google

Goethe in Briefen und Gesprächen. Sammlung der brieflichen und mündlichen Bemerkungen und Betrachtungen Göthe's über Welt und Menschen, Wissenschaft, Literatur und Kunst. Supplement zu den Werken des Dichters. Berlin, 1852. Verlag der Vereins-Buchhandlung. XVI und 252 Seiten. 8.

Der Titel des Buches zeigt vollständig, was die Leser in demselben zu suchen haben; eine Zusammenstellung dieser Art, meint der Herausgeber, werde dem deutschen Volke, das den reichen Dichtergenius Goethe's liebe, ein Born der Freude und der Belehrung sein, dem reinen Genusse des Geistes und Herzens dienen. Die benutzten 21 Werke sind namhaft gemacht. Die Anordnung des Materials ersieht man aus der folgenden Uebersicht des Inhalts: Religion und Philosophie. Politik. Deutschland und das deutsche Volk. Selbstbetrachtung und Lebensweisheit; Bildung und Gesellschaft. Naturwissenschaft und Naturbetrachtung. Allgemeine Kunstbetrachtung. Bildende Kunst. Poesie und Literatur: 1. Dichtung und Literatur im Allgemeinen. 2. Literatur des Alterthums. 3. Deutsche Literatur. 4. Englische Literatur. 5. Französische Literatur. 6. Italienische Literatur. Musik und Theater. Vermischtes. — In einem Anhange sind zweckmäßig die Quellen im Einzelnen nachgewiesen, d. h. für jedes im Texte enthaltene Bruchstück aus Briefen und Gesprächen Goethe's ist mit der Quelle zugleich die Zahl des Jahres, in welchem der Ausspruch erfolgte, angegeben. Das gesprochene Wort ist zur bessern Unterscheidung von dem geschriebenen durchgehends am Anfang und Ende des Satzes mit Anführungszeichen versehen. Zur Beruhigung Derer, die ein Bedenken dagegen haben möchten, daß nicht allein das von Goethe geschriebene, sondern auch das vertraulich gesprochene Wort in die Sammlung aufgenommen, bemerkt der Herausgeber, es seien treffliche und glaubwürdige Männer, denen die deutsche Literatur die Ueberlieferung Goethe'scher Gespräche verdanket der Professor Riemer, der Dr. Eckermann, der bekannte Historiker Professor Dr. Luden; alle versicherten die Genauigkeit und Treue ihrer Ueberlieferungen, und Riemer z. B. erkläre ausdrücklich, seine Mittheilungen seien weder im Ausdruck verändert, noch etwa mit seinen Gedanken unkenntlich vermischt und alterirt, so daß sie „für ipsissima verba auctoris gelten könnten"; Eckermann's Erklärungen (dessen drei Bände Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, 1823 bis 1832, natürlich besonders reichhaltigen Stoff lieferten) lauteten ähnlich, und man dürfe daher auch in den gesprächsweise erfolgten Aeußerungen das Eigenthum des Dichters, einen Theil seiner Geistesschätze erkennen. Wie bezweifeln nun wahrlich die Glaubwürdigkeit der drei genannten ehrenwerthen Männer nicht im Geringsten, haben jedoch nicht umhin gekonnt, gleich bei der Veröffentlichung ihrer Ueberlieferungen mit zweifelndem Staunen ihr treffliches Gedächtniß zu bewundern; man mache selbst den Versuch, nur die bedeutsamsten „ipsissima verba" eines geistreichen Mannes nach einer längeren Unterhaltung getreu niederzuschreiben; der Kern, das Wesentliche, seiner Rede wird gegenwärtig sein und lange bleiben, schwerlich doch die Form, der Ausdruck, die „ipsissima verba auctoris". Doch lassen wir Das dahingestellt, und nehmen dankbar entgegen, was uns gebracht wurde und in der vorliegenden Zusammenstellung mit umsichtiger Auswahl und Anordnung wiederholt wird! Denn gerade diese mündlichen Aussprüche sind der interessanteste Bestandtheil derselben; aus den Briefen hätte vielleicht noch Mehr herausgehoben werden können, wenn der Herausgeber, wie er selbst sagt und was allerdings Beachtung und Lob verdient, überhaupt nicht eine große Strenge bei der Wahl beobachtet und nur Dasjenige in die Sammlung aufgenommen hätte, was durch Trennen aus dem früheren Zusammenhange an Sinn und Bedeutung weder verändert noch sonst beeinträchtigt werden konnte.

Bemerkungen über Einzelnes wird man hier nicht erwarten, sie würden höchst unzeitig sein. Statt ihrer wählen wir ein paar Bruchstücke aus verschiedenen Abtheilungen.

„Ich kann nicht billigen, daß man von den studirenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretisch-gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruinirt werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuren Vorrath von philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedürften, haben sie eingebüßt, es fehlt ihnen die nöthige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerläßlich ist. Und dann! Bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll Einer gegen Andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist? Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Theil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier thäte es noth, von Oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen. Wir wollen indeß hoffen und erwarten, wie es etwa in einem halben Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es dann werden dahin gebracht haben, nicht mehr abstrakte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein." (1828. Eckermann, Gespräche III.)

„Es geht uns alten Europäern mehr oder weniger Allen herzlich schlecht. Unsere Zustände sind viel zu künstlich und complicirt, unsere Nahrung und unsere gesellige Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann ist fein und höflich, aber Niemand hat den Muth, gemüthlich und wahr zu sein, so

---

werden, wo der nebst Luther, Buggenhagen und Pommer so berühmt gewordene Rhegius, 1490 im Maimonat zu Langenargen am Bodensee geboren, ausgebildet durch Rhagius (des Celtes Schüler zu Krakau), nach seinen Studien-Jahren zu Basel und Ingolstadt (in Freundschaft und nachher in Feindschaft mit Dr. Eck), nach seinem Vikariate zu Constanz, — Dom-Prediger war, nach Hall im Innthale fliehen mußte, 1524 zur Zeit der Unruhen des Barfüßer-Mönchs, Johann Schilling, wieder in Augsburg war, [S. v. Stetten's Geschichte der Stadt Augsburg, Frankf. 1743], um die Mitte des Octobers 1530, durch Ernst den Bekenner berufen, nach Celle kam (S. Bertram's „Evangelisches Lüneburg"), von dort in Lüneburg thätig war (wohin er den flüchtigen Wittenberger Professor M. Hermann Fulich berief) und zuletzt am 23. Mai 1541 starb, in der Stadtkirche zu Celle beigesetzt.

Digitized by Google

daß ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen, auf einer der Südsee-Inseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein, ohne solchen Beigeschmack, durchaus rein zu genießen." (1828. Eckermann, Gespr. III.)

„Lessing war der höchste Verstand, und nur ein eben so großer konnte von ihm wahrhaft lernen. Dem Halbvermögen war er gefährlich." (An einer anderen Stelle dieser Gespräche sagt Goethe: Ein Mann wie Lessing thäte uns noth. Denn wodurch ist dieser so groß, als durch seinen Charakter, durch sein Festhalten! — So kluge, so gebildete Menschen giebt es viele, aber wo ist ein solcher Charakter!)

„Wielanden verdankt das ganz obere Deutschland seinen Styl. Es hat viel von ihm gelernt, und die Fähigkeit, sich gehörig auszudrücken, ist nicht das Geringste." (1825. Eckermann, Gespr. I.)

Geistesruhe und Thätigkeit hielten sich bei Wieland so schön das Gleichgewicht, und so hat er mit der größten Gelassenheit und ohne das mindeste leidenschaftlicher Streben unendlich viel auf geistige Bildung der Nation gewirkt. (1813. Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard. 72. Brief.)

„Ein Mann wie Voß wird sobald nicht wieder kommen. Es haben wenig Andere auf die höhere deutsche Kultur einen solchen Einfluß gehabt wie er. Es war an ihm Alles gesund und derb, weshalb er auch zu den Griechen kein künstliches, sondern ein rein natürliches Verhältniß hatte, woraus für uns Andere die herrlichsten Früchte erwachsen sind." (1827. Eckermann, Gespr. III.)

Bürger war ein entschiedenes deutsches Talent, aber ohne Grund und ohne Geschmack, so platt wie sein Publikum.

Schiller hielt ihm freilich den ideellgeschliffenen Spiegel scharf entgegen, und in diesem Sinne kann man sich Bürger's annehmen; indessen konnte Schiller dergleichen Gemeinheiten unmöglich neben sich leiden.

Bürger's Talent anzuerkennen, kostete mich nichts. Es war immer zu seiner Zeit bedeutend; auch gilt das Echte, Wahre davon noch immer und wird in der Geschichte der deutschen Literatur mit Ehren genannt werden. (1830. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. 745. Brief.)

Es wäre nicht nachzukommen, was Goldsmith und Sterne geradezu im Hauptpunkte der Entwickelung auf mich gewirkt haben. Diese hohe wohlwollende Ironie, diese Billigkeit bei aller Uebersicht, diese Sanftmuth bei aller Widerwärtigkeit, diese Gleichheit bei allem Wechsel, und wie alle verwandten Tugenden heißen mögen, erzogen mich auf's Löblichste, und am Ende sind es denn doch diese Gesinnungen, die uns von allen Irrsalen des Lebens endlich wieder zurückführen.

Merkwürdig ist noch hierbei, daß Yorik (Sterne, „Yorik's empfindsame Reisen") sich mehr in das Formlose neigt und Goldsmith („Der Landprediger von Wakefield") ganz Form ist, der ich mich dann auch ergab, indessen die werthen Deutschen sich überzeugt hatten, die Eigenschaft des wahren Humors sei das Formlose. (1829. Briefw. zw. Goethe und Zelter. 697. Brief.)

Von der neuesten französischen Romanlektüre und ihrem nächsten Kreise will ich nur soviel sagen: es ist eine Literatur der Verzweiflung, woraus nach und nach alles Wahre, Aesthetische sich von selbst verbannt. Notre Dame de Paris von Victor Hugo besticht durch das Verdienst fleißiger, wohlgenutzter Studien der alten Lokalitäten, Sitten und Ereignisse; aber in den handelnden Figuren ist durchaus keine Spur von Naturlebendigkeit. Es sind lebensantheilhafte Gliedermänner und Weiber, nach ganz geschickten Proportionen aufgebaut, aber außer dem hölzernen und stählernen Knochengerüste durchaus nur ausgestopfte Puppen, mit welchen der Verfasser auf's Unbarmherzigste umgeht, sie in die seltsamsten Posturen renkt und verrenkt, sie foltert und durchpeitscht, geistig und leiblich zerfleischt — freilich ein Nichtfleisch ohne Barmherzigkeit zerfetzt und in Lappen zerreißt. Doch alles geschieht mit dem entschiedenen historisch-rhetorischen Talent, dem man eine lebhafte Einbildungskraft nicht absprechen kann, ohne die es solche Abominationen gar nicht hervorbringen könnte. (1831. Briefw. zw. Goethe und Zelter. 799. Brief. In einem folgenden Fragment aus Eckermann, Gespr. III, nennt Goethe den erwähnten Roman „das abscheulichste Buch, das je geschrieben worden" und schließt: „Was ist das aber für eine Zeit, die ein solches Buch nicht allein möglich macht und hervorruft, sondern es sogar ganz erträglich und ergötzlich findet!")

„Ein Schauspieler sollte eigentlich auch bei einem Bildhauer und Maler in die Lehre gehen. So ist ihm, um einen griechischen Helden darzustellen, durchaus nöthig, daß er die auf uns gekommenen antiken Bildwerke wohl studiert und sich die ungesuchte Grazie ihres Sitzens, Stehens und Gehens wohl eingeprägt habe. Doch ist es mit dem Körperlichen noch nicht gethan. Er muß auch durch ein fleißiges Studium der besten alten und neuen Schriftsteller seinem Geiste eine große Ausbildung geben, welches ihm dann nicht bloß zum Verständniß seiner Rolle zu Gute kommt, sondern auch seinem ganzen Wesen und seiner Haltung einen höheren Anstrich geben wird." (1827. Eckermann, Gespr. III.)

„Es wird schwer halten, daß das deutsche Theaterpublikum zu einer Art von reinem Urtheil kommt, wie man es etwa in Italien und in Frankreich findet. Und zwar ist uns besonders hinderlich, daß auf unseren Bühnen Alles durcheinander gegeben wird. An derselben Stelle, wo wir gestern den Hamlet sahen, sehen wir heute den Staberle, und wo uns morgen die Zauberflöte entzückt, sollen wir übermorgen an den Späßen des neuen Sonntagskindes Gefallen finden. Dadurch entsteht beim Publikum eine Konfusion im Urtheil, eine Vermengung der verschiedenen Gattungen, die es nie gehörig schätzen und begreifen lernt. Und dann hat Jeder seine individuellen Forderungen und seine persönlichen Wünsche, mit denen er sich wieder nach der Stelle wendet, wo er sie realisiert sind. An demselben Baum, wo er heute Feigen gepflückt, will er sie morgen wieder pflücken, und er würde ein sehr verdrießliches Gesicht machen, wenn etwa über Nacht Schlehen gewachsen wären. Ist aber Jemand Freund von Schlehen, der wendet sich an die Dornen." (1824. Eckermann, Gesp. I.)

Das von der Verlagshandlung ansprechend ausgestattete, empfehlungswerthe Buch, wird dazu beitragen, die ganze Vielseitigkeit Goethe's, namentlich auch jüngeren Lesern recht anschaulich zu machen; in Bezug auf Letztere hätten noch öfteres, als es geschehen, einige kurze Erläuterungen und Nachweisungen hinzugefügt werden können. H.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Deutschen Bibelübersetzung vor Luther, nebst 34 verschiedenen deutschen Uebersetzungen des 5. Cap. aus dem Evangelium des hl. Matthäus. Herausgegeben von Joseph Kehrein, Professor am Herzoglich Nassauischen Gymnasium zu Hadamar, ꝛc. Stuttgart. Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung. 1851. X und 154 Seiten. Gr. 8.

In dem Vorworte bemerkt Herr Professor Kehrein, daß der Zweck seiner Schrift nicht sei, eine Kritik, sondern die bloße Nachweisung der handschriftlich und gedruckt vorhandenen deutschen Bibelübersetzungen vor Luther zu geben. Da aber die Bibelliteratur mit andern theologischen Werken (im weitern Sinne) innigst zusammenhange, so habe er eine gedrängte Uebersicht der letztern vorausgeschickt. Nach einer kurzen Einleitung, in der auch von den Bibelverboten, über welche unleugbar von Nichtkatholiken oft voreilig abgeurtheilt wird, gesprochen wird, erhalten wir demnach im ersten Abschnitte eine kurze Uebersicht theologischer, in deutscher Sprache, in Prosa und Versen, abgefaßter Werke, mit Ausschluß der eigentlichen Bibelübersetzungen. Der zweite Abschnitt handelt von den deutschen Bibelübersetzungen bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst, und zwar a) von der gothischen Uebersetzung, b) von althochdeutschen und altniederdeutschen Uebersetzungen, c) von mittelhochdeutschen und älteneuhochdeutschen Uebersetzungen. Der dritte Abschnitt ist den gedruckten deutschen Bibelübersetzungen gewidmet. Zuerst werden a) die sogenannten vierzehn ältesten vollständigen hochdeutschen Bibelübersetzungen von der ersten, ohne Ort und Jahr des Druckes und Namen des Buchdruckers (Straßb., Heinr. Eggesteyn, um 1466) bis zu der Augsburger (von 1518) nach Hain und Panzer beschrieben; die bei Hain typographisch abweichenden Worte sind aus den Originalen verbessert und einzelne Bemerkungen beigefügt. Dann bespricht der Verf. Luther's Uebersetzung des neuen Testaments (1522) und führt die bis 1545 erschienenen ganzen Bibelübersetzungen an. Unter b) sind die Theile der Bibel in hochdeutscher Uebersetzung nach Panzer kurz verzeichnet. Es folgen c) niederdeutsche Bibelübersetzungen. Der vierte Abschnitt (S. 57—154) enthält als Proben von deutschen Bibelübersetzungen vom 4. bis 16. Jahrhundert, das fünfte Capitel aus dem Evangelium des hl. Matthäus. Voran geht der Originaltext und der Text der Vulgata. Darauf werden a) Proben aus 11 (meist ungedruckten) Bibelübersetzungen vor Erfindung der Buchdruckerkunst (—von den in Wien befindlichen deutschen Bibelübersetzungen konnte der Verf. keine Abschriften erhalten —) und b) aus 14 gedruckten vor Luther, c) aus 3 Ausgaben der Bibelübersetzung Luthers, und d) aus 5 niederdeutschen Bibelübersetzungen vor und nach Luther mitgetheilt. Im Nachtrage erfolgt eine nähere Beschreibung einer Freiberger Handschrift sämmtlicher Bücher des neuen Testaments und des Briefes an die Laodicener, so wie das 5. Cap. Matth. aus derselben.

Die benutzten bibliographischen Hülfsmittel sind stets citirt und hat der Verf. sich bei seiner Arbeit der bereitwilligen Unterstützung mehrerer Gelehrten erfreut, deren er am Schlusse seines Vorwortes dankbar gedenkt. Wenn übrigens in diesem Vorworte behauptet wird, einer der sehr verbreiteten Irrthümer in der deutschen Literaturgeschichte sei der, Luther sei der erste Bibelübersetzer der Deutschen, und zwar nicht allein der Vortrefflichkeit, sondern auch der Zeit nach, und es dann weiter heißt: „Ueber Ersteres (die Vortrefflichkeit) läßt sich streiten, das Letztere (die Zeit) ist eine offenbare Lüge", so ist dies eine Behauptung, für deren Richtigkeit doch nur einzelne spärliche, dagegen aber vielfache Belege geliefert werden können, wenn auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß die Bedeutsamkeit der vorlutherischen deutschen Bibelübersetzungen für Sprachkunde, und, in beschränkterem Maaße, für Schrifterklärung, von früheren Gelehrten, die sich um die Bibelliteratur verdient gemacht, z. B. von Johann Friedrich Mayer in der Mantissa de translationibus Bibliorum germanicis ante Lutherum sive editis sive ineditis (bei seiner Historia versionis germanicae Bibliorum D. Martini Lutheri) nicht genügend gewürdigt ist, sie auch bisweilen aus einem einseitigen Standpunkte, nicht mit unparteiischer, leider von gehässigen Rückblicken nicht immer freien, Vorliebe für Luthers Meisterwerk beurtheilt sind. Daß Luther der erste deutsche Bibelübersetzer gewesen, ist freilich eine im deutschen Volke allgemein herrschende Meinung, in deutschen literargeschichtlichen Werken aber schwerlich so bestimmt irgendwo ausgesprochen.

Sehen wir von dem zum Theil polemischen Vorworte ab, so können wir dem durch viele verdienstliche wissenschaftlichen Leistungen rühmlichst bekannten Verfasser, nur dankbar sein für seinen Beitrag zur Bibelliteratur. Die fernere Benutzung des reichen Materials, über welches er ersichtlich zu verfügen hatte, so wie neuer Mittheilungen seiner gelehrten Freunde, besonders hinsichtlich der wiener Handschriften, die ihm bei fortgesetzter Bemühung gewiß nicht fehlen werden, veranlassen ihn vielleicht, seine Schrift noch einmal zu überarbeiten und dann zugleich Einzelnes näher zu bestimmen, weiter auszuführen, zu ergänzen und zu berichtigen. (Beiläufig mag erwähnt werden, daß die hamburgische Stadtbibliothek einige ältere Uebersetzungen der Bibel, in verschiedenen Dialekten, theils von der ganzen Bibel, theils von den Psalmen, Evangelien oder auch nur von den, gewöhnlich mit Gebeten oder Liturgien verbundenen Perikopen, aus dem 13., 14. und 15. Jahrh. besitzt, weshalb wir auf Petersen's Geschichte der Hamburgischen Stadtbibliothek, S. 230, verweisen.)

Deutschen Sprachforschern bieten die Proben der vorlutherischen und lutherischen Bibelübersetzungen Stoff zu interessanten Vergleichungen dar, und ihnen wird der Abdruck des ganzen Capitels des Evang. des hl. Matthaeus willkommen sein, wenn übrigens sonst etwa die acht ersten und letzten Verse desselben als Beleg hätten hinreichend sein mögen.

Von der Cast'schen Buchhandlung ist für die äußere Ausstattung des Buches bestens gesorgt. In typographischer Beziehung hat die Officin von Hering & Comp. die Schwierigkeiten des Satzes der Proben genügend beseitigt. H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 21. Sonnabend, den 13. März. 1852.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 161
Das Händewaschen als religiöse Ceremonie ..... " 165
Die hannoversche Bibliothek-Wissenschaft (Schluß) ..... " 165
Weibliche Bibliomanie in Lüttich ..... " 166
Literatur:
Neue Polterabend-Scherze. Herausgegeben von Johannes Kern und Mary Osten ..... " 167
Illustrirtes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd. .... " 167
Miscellen ..... " 168

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung m. s. No. 19 d. Bl.)

„Barbaroux", sagt sie, „dessen Züge zu einem Antinoushaupte zu verwenden die Maler nicht verschmähten, rührig, arbeitsam, offen und brav, mit all der Lebendigkeit eines jungen Marseillaners, war bestimmt, ein Mann von Verdienst und ein so nützlicher als aufgeklärter Bürger zu werden. Ein Freund der Unabhängigkeit, stolz auf die Revolution, schon genährt mit Kenntnissen, empfänglich für den Ruhm, ist er eine Persönlichkeit, die ein großer Politiker gern für sich gewinnen möchte. Aber wer möchte vorauszusagen wagen, bis zu welchem Grade eine vorzeitige Ungerechtigkeit, die Proscription, das Unglück ein solches Gemüth zusammen zu pressen und seine schönen Eigenschaften zu beflecken vermag! Ein mäßiger Erfolg würde Barbaroux in seiner Laufbahn unterstützt haben, weil ihm nach Ruhm verlangte, und er alle die Eigenschaften besaß, welche die Erlangung eines recht großen Ruhmes möglich machten; aber daneben befindet sich die Vergnügungssucht. Wenn diese einmal den Platz des Ruhmes, in Folge des Verdrusses über Hindernisse oder des Ekels über Unfälle einnimmt, dann wird sie eine herrliche Natur schwächen und dieselbe um ihre edle Bestimmung bringen.

„Barbaroux, herzlich und lebhaft, hatte sich an Buzot, der gefühlvoll und zartsinnig war, angeschlossen; ich nannte sie Nysus und Euryalus. Möge ihr Schicksal aber ein besseres seyn als das dieser beiden Freunde."

Ob aus Mangel persönlicher Annehmlichkeiten, ob wegen Trockenheit des Gemüths, ob wegen Rivalität der philosophischen Systeme, oder wegen wirklicher Mittelmäßigkeit in den Geschäften, stand Condorcet weder in dem Salon noch in der Meinung der Madame Roland gut angeschrieben.

„Auch über Condorcet," sagt sie, „dessen Geist stets den größten Wahrheiten die Wage halten, dessen Charakter aber immerwährend ein furchtsamer bleiben wird, müssen wir einige wenige Worte sagen. Von dem Verhältniß seines Verstandes zu seiner Person läßt sich sagen, daß er wie ein auf Baumwolle getröpfelter feiner Liqueur sey. Auf ihn findet der Satz keine Anwendung, daß in einem schwachen Körper oft ein großer Muth wohne: er ist schwach an Leib und Seele. Die Schüchternheit, die ihn charakterisirt, und die er selbst in der Gesellschaft in seinem Gesichte und in seiner Haltung zeigt, ist nicht bloß ein Temperamentsfehler, sie scheint mit seiner Seele verwachsen zu seyn, und seine Einsichten reichen nicht aus, sie zu besiegen. Auch stimmte er, nachdem er dies oder jenes Princip gehörig entwickelt, diese oder jene Wahrheit nachgewiesen hatte, in der Versammlung in einem entgegengesetzten Sinn, wenn es darauf ankam, sich fulminanten Tribünen gegenüber zu erheben, die mit Beleidigungen und Drohungen um sich warfen. Im Secretariat der Academie war er an seinem Platze. Leute dieses Schlages muß man immer nur schreiben lassen und nicht anderweitig verwenden."

Auch das finstre und grimassirende Gesicht Robespierre's endlich erschien in dem Salon der Madame Roland, und vereisete dort durch seine Kälte und seinen falschen Blick die vertrauliche Offenheit und den heitern Ton.

„Robespierre," sagt Madame Roland, „erschien mir damals als ein ehrlicher Mann. Ich verzieh ihm seiner Principien halber seine böse Zunge und seine langweilige Gesellschaft. Ich

Digitized by Google

hatte jedoch bemerkt, daß er stets in diesen Ausschüssen concentrirt war. Er hörte auf alle Meinungen hin, gab aber selten seine eigne ab, und wenn es geschah, gab er sich nicht die Mühe, sie zu motiviren. Ich habe sagen hören, daß er, am andern Tage der Erste auf der Tribüne, die Gründe geltend machte, die er Tags zuvor von seinen Freunden hatte vorbringen hören; dies schadete in etwas dem Vertrauen; denn wenn es sich darum handelte, etwas vorzuschlagen und Thatsachen einzugestehen, so war man nie sicher, ob nicht Robespierre dem in die Quere oder den Versuchen unbesonnen zuvorkommen würde, um sich davon die Ehre anzueignen und so Alles fehlschlagen zu machen.

„Ein Lächeln des Vertrauens hat nie auf Robespierre's Lippen geschwebt, während sie fast immer von dem bittern Lächeln des Neides, welches als ein Verschmähen aussehen sollte, zusammengekniffen waren. Sein Talent als Redner war unter dem Mittelmäßigen; seine triviale Stimme, übelgewählte Ausdrücke, und eine fehlerhafte Aussprache machten seinen Vortrag sehr langweilig.

„Wie war der Schrecken aufgefallen, in dem er an dem Tage der Flucht des Königs nach Varennes zu schweben schien. Ich traf ihn des Nachmittags bei Petion an, wo er mit großer Besorgniß sagte, die königliche Familie würde diesen Schritt nicht gethan haben, wenn sie nicht in Paris eine Coalition hätte, die eine Bartholomäusnacht der Patrioten anordnen würde, und daß er gewärtig wäre, binnen vier und zwanzig Stunden nicht mehr am Leben zu seyn. Petion und Brissot hingegen sagten, daß diese Flucht des Königs dessen Verderben sey, und man sich dieselbe zu Nutz machen müsse; daß ein jeder aus diesem einzigen Umstande schon erkennen könne, daß der König von der Constitution, die er beschworen habe, nichts wissen wolle; daß dies der Augenblick sey, sich deren eine homogenere zu sichern, und daß man die Gemüther auf eine Republik vorbereiten müsse. In seiner gewöhnlichen Weise höhnisch lächelnd und an den Zähnen kauend, fragte Robespierre, was eine Republik für ein Ding sey."

So war der Salon der Madame Roland beschaffen; er wurde, wie man sehen wird, die erste Ursache ihres politischen Glückes.

Nach einem siebenmonatlichen Aufenthalte zu Paris, und nachdem er die Maaßregeln durchgesetzt hatte, welche von der Municipalität zu Lyon zur Liquidirung der Schulden dieser Stadt gewünscht worden waren, kehrte Roland dahin zurück. Es war dieses im September 1791. Gegen das Ende desselben Monats hob die constituirende Versammlung in einer ihrer letzten Sitzungen die Aemter der Manufactur-Inspectoren auf und nahm damit Roland den besten und gesichertst gewesenen Theil seiner Einkünfte. Der Wunsch, eine Pension zu erhalten, und das Bedürfniß, dies schnell zu bewerkstelligen, führten ihn und seine Frau nach Paris zurück. Sie trafen hier am 15. December wieder ein, und bezogen neuerdings das Logis, welches sie in der Straße la Harpe inne gehabt hatten.

Die Lage der Dinge hatte sich inzwischen etwas geändert, die Freunde fanden sich zerstreut oder beschäftigt. Petion war Maire von Paris geworden, und bewohnte das Hotel der Mairie an der Neuen Kapuzinerstraße, das jetzige Hotel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Brissot und Condorcet waren Deputirte der gesetzgebenden Versammlung geworden, Robespierre hatte sich die Journalistik erwählt und gab den Defenseur de la Constitution heraus.

Roland besuchte zum Zeitvertreib die Sitzungen des Jacobinerclubs. „Er ist dort nie redend aufgetreten," sagt Madame Roland, „war aber wohl bekannt." Diese furchtbare Gesellschaft hatte über ganz Frankreich ihre Filial-Gesellschaften, und unterhielt mit denselben eine sehr thätige Correspondenz. In dieser Weise wurden die Wahlen beschafft, die Aemter vertheilt. Roland, der bekanntlich sehr gewandt in der Feder war, ließ sich in den Correspondenzausschuß des Clubs ernennen, und erhielt eine gewisse Anzahl Departements zu leiten. Um sich die Sache bequemer zu machen, nahm er die Arbeit mit nach Hause; da konnte Manon sich aber auch nicht länger halten: sie griff ebenfalls zur Feder, und predigte den Jacobinern in den Departements vor.

„Ich bekam diese Briefe zu Gesicht," sagt sie, „und da übernahm ich es zum öftern, dieselben zu beantworten, indem mir der Briefstyl immer merkwürdig geläufig und angenehm erschienen ist, weil er sich gleich sehr jedem Sujet, jedem Ton anpaßt, der Debatte sanfte Formen, und der Vernunft alle die Entwickelung darbietet, die man ihr geben will. Ich bemerkte in den meisten Briefen aus den Departements Exaltation und Ueberschwänglichkeit, schwulstige und dieserhalb erlogene Gefühle, im Allgemeinen Neid auf das allgemeine Wohl, oder auch die Sucht, sich dafür entbeannt zu zeigen. Ich fand, daß die Mutter-Gesellschaft einen großen Einfluß ausüben konnte, wenn sie, ihre Institution stets der Belehrung des Volkes weihend, weise Principien ausbreitete.

„Gerührt von dem Wohl, das sich thun ließe, indem man sich der Einbildungen bemeisterte, um sie zum Besten der Tugend zu leiten und entflammen, beschäftigte ich mich mit Lust mit dieser Correspondenz, und da meinte der Ausschuß, Roland müsse ein tüchtiger Arbeiter seyn. Die Arbeit von zwei Leuten, die beide rasch zu arbeiten gewohnt waren, mußte denen wohl als etwas Außerordentliches erscheinen, welche die Leistung eines Einzigen schon für ansehnlich gehalten haben würden. Unter solchen Beschäftigungen erreichte Madame Roland den Monat März 1792. Da kam eines Abends Brissot zu ihr, und sagte, daß man an Roland für das Ministerium des Innern dächte. „Dies schien mir eine närrische Idee zu seyn," sagt sie, „und sie machte fast gar keinen Eindruck auf meinen Geist." In der zweiten Bearbeitung auf denselben Gegenstand zurückkommend, sagt sie: „Brissot kam eines Abends zu mir; ich war allein. Er äußerte sich gegen mich, daß man an Roland dächte. Ich lächelte, und fragte ihn, wie er dazu käme, solchen Scherz zu treiben. Da versicherte er, es sey dies kein Scherz, und setzte hinzu, er sey ausdrücklich gekommen, um zu hören, ob Roland sich dazu verstehen würde, sich einer solchen Last zu unterziehen. Ich versprach, mit ihm darüber zu sprechen, und den andern Tag seinen Entschluß kund zu geben. Roland, der über die Sache nicht minder erstaunt war als ich, scheute bei seiner Thätigkeit die Menge der Arbeiten nicht. Ueberdem konnte ein eifriger Mann, der wußte, was er leisten konnte, nicht unempfindlich für die Hoffnung seyn, seinem Lande nützen zu können. Roland entschied sich demnach bejahend, und zeigte das Brissot an." Es geschah dieses den 22. März. Am andern Tag war Roland Minister des Innern.

Digitized by Google

Wie konnte es geschehen, daß der alte Roland, dem Publikum unbekannt, linkisch, mürrisch, politischen Geschäften fremd, so Minister ward, ohne einmal daran gedacht zu haben? Auch Madame Roland sagt ganz naiv, daß sie sich das niemals habe erklären können. „Wie sich das gemacht hat," sagt sie, „habe ich nie erfahren; ich habe mich auch nie darnach erkundigt, weil ich mir gedacht habe, es würde damit gegangen seyn wie mit allen erdenklichen Dingen... Ich weiß nicht, wer zuerst Roland als einen derjenigen genannt haben mag, an die man denken könnte."

Ein royalistischer Schriftsteller, der mit den geheimen Dingen am Hofe Ludwigs XVI. zu jener Zeit sehr bekannt war, giebt den allgemeinen Grund an, der die Veranlassung der Bildung des girondistischen Ministeriums war.

„Die Anschuldigung des Herrn von Lessart," sagt Peltier, „zog die völlige Auflösung des Ministeriums nach sich. Die Faction Condorcet, Brissot und der Deputation der Gironde, der zu herrschen verlangte, bereitete in Folge des Decrets gegen Herrn von Lessart die scandalöse Anklage gegen die Königin vor. Der König sah ein, daß er nicht die Kraft hatte, der Verläumdung und der Rache die Spitze zu bieten, und so gab er das Ministerium der Faction preis."

Dumouriez, seit dem 15. März mit dem Chevalier de Grave Minister, belehrt uns seinerseits, wie und durch wessen Einfluß Rolands Name genannt wurde. „Petion und Röderer," sagt er, „standen, der eine an der Spitze der Municipalität, der andre an der des Departements von Paris; diese beiden Männer, Brissot, Condorcet und noch einige andere Pariser Mitglieder schienen am geeignetsten zu seyn, den beiden Ministern über ihre Wahl den rechten Weg zu zeigen. Sie nahmen sie in Rath." Dumouriez setzt hinzu, daß Claviere und Roland durch Petion, Röderer, Condorcet und Brissot, und Duranton durch die Deputirten der Gironde bezeichnet wurden.

Es muß ein schöner Tag für Madame Roland, die um eine Pension für ihren Mann sollicitirte, gewesen seyn, als sie aus ihrem dritten Stock in der Straße la Harpe herunterzog, um sich in dem Ministerium des Innern einzurichten.

Wer die neue Straße von Petits-Champs hinauf geht, auf den macht der Anblick der finstern, räucherigen und unheimlichen Façade, welche die linke Seite der Straße zwischen den Straßen Richelieu und Vivienne, wenn man nach dem Siegesplatze will, einnimmt, einen widerwärtigen Eindruck. Dies verfallene und desolate Gebäude barg im März 1792 das Ministerium des Innern.

Bis dahin, und seit lange war dies Hotel das der Generalcontrolle oder der Finanzen gewesen, und hatte successive den Operationen des Abbé Terray, der Herren von Turgot, von Necker, von Calonne und von Brienne zum Schauplatz gedient, war nun aber dem Ministerium des Innern anheim gefallen. Der Finanzminister transportirte seine Hausgötter aus der neuen Kapuzinerstraße nach der Mairie, und der Maire von Paris nahm in der Jerusalemsstraße das Hotel der ersten Präsidenten des Parlaments, welches die Polizeipräfectur geworden ist, in Besitz. Röderer endlich, der Präsident der Administration des Departements von Paris, verließ die Straße Jerusalem, um auf dem Vandomeplatz das Intendanz-Hotel zu beziehen, wo der unglückliche Foulen so schaurige Erinnerungen hinterlassen hatte.

Zwei Dinge waren es, die auf Madame Roland einen besonderen Eindruck machten, als sie das Hotel des Innern betratt der Gedanke, in dem Saal zu speisen, der durch Herrn von Calonne decorirt worden war, und in ihrem Kreise in demselben Salon den Vorsitz zu führen, den vor ihr die Madame Necker inne gehabt hatte. „Welch ein Spiel des Glückes!" rief sie nach ihrem zweiten Ministerium aus. „Ich bewohne diese Gemächer nun zum zweiten Mal, sie sind mir aber eben deshalb ein Beweis von der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge."

Ob aus exclusiver Herrschsucht, oder aus Mangel an glänzenden Bekanntschaften, hatte Madame Roland es sich zum Gesetz gemacht, nie eine Dame zum Diner einzuladen. Die Frauen ihrer Freunde möchten übrigens in den vormaligen Salons der Frau von Necker auch wohl eine curiose Figur gespielt haben; denn die Erziehung hatte damals noch nicht, wie heutzutage, die Gesellschaft nivellirt, und die kleinen Bürgerinnen hatten noch ganz die Haltung und Gewohnheiten ihres früheren Standes bewahrt. Selbst Madame Roland bemerkte dies mit einer gewissen Malice. „Madame Brissot," sagt sie, „eine Frau, die sehr auf die häuslichen Tugenden hielt, und die, der Sorge des Hauswesens verstehend, die Hemden ihres Mannes selber plättete, pflegte, wenn Besuch kam, erst durchs Schlüsselloch zu gucken, um zu sehen, ob ihm auch zu öffnen sey." Es ist schon natürlich, daß dieser ehrenwerthen Hausfrau, vormaligen Kammerjungfer der Mademoiselle Adelaide von Orleans, nicht sehr darunter gedient seyn konnte, in einem Minister-Salon zu figuriren, und die Madame Petion hatte auch ihre Noth, die Honneurs des Salons der Mairie zu machen.

Wiewohl Madame Roland es stets in Abrede gestellt hat, unter ihres Gatten Namen der eigentliche Minister des Innern gewesen zu seyn, hat sie doch andererseits wieder dafür Sorge getragen, daß der Leser nie durch ihre Zurückhaltung und Bescheidenheit getäuscht werde. Sie betheuert, daß sie sich in nichts gemischt habe, doch beweist sie, daß sie ihre Finger in Alles steckte.

„Man sprach in meinem Beiseyn von Geschäften," sagt sie, „weil es nicht meine Art war, mich dahinein zu mengen, und meine Umgebung auch kein Mißtrauen einflößen konnte. Von all den Gemächern einer großartigen Einrichtung hatte ich mir zu meiner täglichen Wohnung den kleinsten Salon gewählt, in welchem auch meine Bücher und ein Büreau aufgestellt waren. Nun kam es häufig vor, daß Freunde oder Collegen des Ministers, die mit ihm ein Wort im Vertrauen zu sprechen hatten, statt ihn unter seinen Untergebenen und dem Publikum aufzusuchen, zu mir kamen und mich baten, ihn her rufen zu lassen. So wurde ich von der Lage der Dinge unterrichtet, ohne daß ich mich einer Intrigue oder eitlen Neugier zu bedienen brauchte. Roland hatte dabei die Annehmlichkeit, sich hinterher mit dem Vertrauen, das stets unter uns geherrscht hat, daher unsre Kenntnisse und Ansichten sich verschmelzen konnten, privatim mit mir darüber unterhalten zu können. So geschah es denn auch, daß Freunde, welche nur eine Meinung abzugeben, ein Wort zu sagen hatten, sich an mich wandten, um solches durch mich ausrichten zu lassen."

Da sehen wir also die Madame Roland nach ihrem eigenen Geständniß in den Brennpunkt der Politik gestellt. Zurückgezogen in ihr Cabinet, vor ihrem Bureau sitzend, umgeben von ihren Büchern, werden die Fragen aufgeworfen und debattirt;

Digitized by Google

zu ihr begeben sich die Minister und die Politiker; durch sie wird der Verkehr mit ihrem Mann beschafft. Sie hat dabei sonder Zweifel keine Intrigue ins Spiel gesetzt, aber sie bedurfte auch der Intrigue nicht, um in Geheimnisse einzudringen, die sich ihr ganz natürlich und von selbst erschlossen; sie mischte sich in die öffentlichen Debatten nicht ein, sie hatte aber den besten Antheil an den Entschreidungen, den vertraulichen, geheimen, freien, konfidentiellen Antheil, den Antheil jeglichen Augenblickes, den Antheil des Tages und der Nacht. Hatte sie nicht mit Roland Gemeinschaft ihrer Kenntnisse, ihrer Ansichten gemacht? Hatte sie ihn nicht gewöhnt, ihrer für nichts in der Welt und auf keinen Augenblick entbehren zu können?

In der zweiten Abfassung ihrer politischen Geschichte findet sich dieselbe Fürsorge wieder, stets zu erklären, daß ihr Mann seine Arbeiten allein abgemacht habe, und doch zu beweisen, daß er zu seinem Glücke und zu seinem Ruhme von ihr dabei geleitet worden.

„Die Gewohnheit, und die Liebhaberei an ein den Studien geweihten Leben," sagt sie, „haben mich die Arbeiten meines Gatten theilen lassen, so lange er nur ein Privatmann war. Ich schrieb mit ihm, wie ich mit ihm aß, weil mir das eine wie das andre gleich natürlich war. Er schrieb über die Künste, ich that es auch (über die Kunst des Torfstechers), wiewohl es mir langweilig war; er liebte die Gelehrsamkeit, ich legte mich auf Nachforschungen; er fand Vergnügen daran, einer Academie irgend einen literarischen Aufsatz einzusenden; wir arbeiteten gemeinschaftlich daran, oder auch einzeln, um dann Beides zu vergleichen und das Bessere zu wählen, oder auch Beides umzuschmelzen. Wenn er Homelien gemacht hätte, so würde ich deren auch entworfen haben.

„Er wurde Minister; da mischte ich mich in die Administration nicht ein; wenn es sich aber um ein Circular, um eine Instruction, um eine öffentliche und wichtige Schrift handelte, dann conferirten wir vermöge des Vertrauens, das wir zu einander hatten, darüber, und ich ergriff, von seinen Ideen durchdrungen, von den meinigen genährt, die Feder, die zu führen ich mehr Zeit hatte als er. Da wir beide gleiche Grundsätze und einen gleichen Geist hatten, so verständigten wir uns immer über den Modus, und mein Mann verlor nichts dabei, daß die Sachen durch meine Hände gingen. Ich wollte dasjenige, was er ausgerichtet hatte, oder was er ausrichten zu wollen verheißen mochte, besser aus, als er es gesagt haben würde. Roland würde ohne mich ein nicht minder tüchtiger Administrator gewesen seyn; mit mir hat er aber mehr Eindruck gemacht, weil ich seinen Schriften die Mischung von Kraft und Milde, von Autorität der Vernunft und Lieblichkeit des Gefühls gab, welche vielleicht nur eine gefühlvolle Frau, die den Kopf auf dem rechten Fleck hat, zu geben im Stande ist. Ich arbeitete mit Lust an alle dem, was meiner Meinung nach von Nutzen seyn konnte, und hatte eine größere Freude darüber, als wenn ich als ihr Verfasser bekannt gewesen wäre."

Man sieht, daß Madame Roland, wenn sie es sich auch gefallen ließ, den Ruhm ihrer politischen Arbeiten bei Lebzeiten einzubüßen, ihn doch sehr entschieden ihrem Namen für die Nachwelt vindicirte. Sie ließ es nicht dabei bewenden, ihren Mann des erborgten Glanzes, womit sie ihn ausgeschmückt hatte, wieder zu berauben, sondern machte ihn selbst noch lächerlich. Wir sehen in dem Folgenden in der That, durch welche Offenbarungen sie die naive Eitelkeit Rolands, die Arbeiten und Erfolge seiner Frau für die seinigen ausgegeben zu haben, bestrafte:

„Sechszehn Jahre meines Lebens habe ich mit meinem Gatten gearbeitet. Wenn die Rede auf ein Stück seiner Arbeiten fiel, an welchem man die Anmuth des Styls lobte, so machte mir die Zufriedenheit Spaß, mit der er das hinnahm, ohne es zu beachten, daß dasselbe mein Werk war; ja er überredete sich zum öfteren, daß er etwas Außerordentliches geleistet, indem er diese oder jene Stelle geschrieben hatte, die aus meiner Feder geflossen war."

Man wird vielleicht finden, daß Madame Roland ihrem Gatten die Hülfe ihrer Feder ein wenig theuer verkaufte, weil er einen, überdem noch sehr bestrittenen und ephemeren, Erfolg mit seiner Herabsetzung in der Geschichte hat bezahlen müssen.

Diese Arbeiten der Madame Roland, und der wenig verhehlte Antheil, den sie sich an den Arbeiten ihres Gatten beimaß, sind es gerade gewesen, welche den ersten Keim der Zwietracht in das girondistische Ministerium gelegt haben. Dumouriez, de Grove und Lacoste hatten es sich wohl gefallen lassen, Roland als Collegen anzunehmen, aber sie wollten mit ihm deren nicht Zwei haben.

„Die Minister hatten sich verabredet," sagt Dumouriez, „an den drei Rathstagen jeder Woche wechselsweise bei einem von ihnen unter sich zu speisen. Ein jeder brachte sein Portefeuille mit; man verabredete sich über die Angelegenheiten, die man dem Könige vorlegen wollte; man besprach sie von Grund aus, um nicht in den Fall zu kommen, darüber in seiner Gegenwart streiten zu müssen, und um sich eine gemeinsame Ansicht zu bilden. Dies währte ungefähr einen Monat; dann trug Roland aber darauf an, daß in seiner Wohnung auch seine Frau und seine Freunde mit zugelassen werden sollten.

„Lacoste und Dumouriez verabredeten sich, zu diesen Diners ihre Portefeuilles nicht ferner mitzunehmen, nachdem sie sich dieser lächerlichen Neuerung vergebens widersetzt hatten. Es war dies ein Mittel, welches sich die Girondisten ausgedacht, um sich in die Angelegenheiten zu mischen und die Regierung zu leiten."

Man kann sich, ohne die Sache in der Nähe zu besehen, in der That den wahren Antheil gar nicht denken, welchen Madame Roland an der Unordnung der öffentlichen Angelegenheiten im Jahr 1792 gehabt, und welchen Nachtheil ihre Schreibluft dem Lande gebracht hat. Sie hatte sich, wie wir gesehen haben, die Berichte und die Circulare vorbehalten; das war aber ein Enormes und füllte zum Theil den Moniteur an. Da gab es zuvörderst das Circular über die religiösen Unruhen; dann den Bericht wegen der Unruhen im Innern; wieder das Circular über die Mittel, diesen Unruhen ein Ende zu machen; ferner das Circular wegen der Priester, die den Eid geleistet, und ein Schreiben in Betreff derjenigen, die denselben verweigert hatten; ein Schreiben an die Bürger, die patriotische Vereine bildeten, und endlich ein Circular gegen die inneren Feinde. Dies Geschreibe hörte nicht einen Augenblick auf, und man kann sich nichts Declamatorisches, Revolutionaireres und Unsinnigeres denken.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Händewaschen als religiöse Ceremonie.

(Aus dem Athenaeum.)

In der Sitzung der Londoner königlichen Literaturgesellschaft vom 12. v. M. wurde ein Aufsatz von dem verstorbenen Herrn J. Belsour verlesen, der das Händewaschen des Pilatus, als Zeichen seiner Unschuld an dem Blute Christi, aus Stellen der Bibel und vielen classischen und anderen Autoren zu erläutern bezweckte.

Es ist seither geglaubt worden, Pilatus habe jene Ceremonie mit Bezug auf das jüdische Gebot, daß die Aeltesten der Stadt, oder in deren Nähe, wo ein Mord begangen worden, ohne daß der oder die Thäter zu entdecken gewesen waren, ihre Unschuld außer anderen Ceremonien durch das Waschen ihrer Hände bezeugen mußten, verrichtet; es ist jedoch schon an und für sich höchst unwahrscheinlich, daß der römische Procurator geneigt gewesen seyn sollte, sich einem jüdischen Brauche zu unterwerfen; Herr Belsour hat nun aber außerdem aus mehreren älteren Autoren nachgewiesen, daß eine völlig ähnliche Procedur bei den heidnischen Nationen und insbesondere bei den Landsleuten des Pilatus, den Römern, ebenfalls Sitte gewesen ist.

Der Ausübung religiöser Riten, so wie überhaupt jeglicher besonderen Feierlichkeit ist in älteren Zeiten stets das Waschen der Hände, zuweilen auch noch das der Füße und des ganzen Körpers, vorangegangen. Die Perser beobachteten diese Ceremonie vor dem Betreten ihrer Tempel, und die Griechen hatten den Glauben, damit ihr Gewissen zu reinigen. Die Römer wandten dieselbe noch allgemeiner an; sie wuschen sich nicht allein, zum Zeichen ihrer Unschuld, vor dem Aussprache eines Todesurtheils die Hände, sondern es mußten auch, wie dies aus Virgil und anderen Schriftstellern zu ersehen ist, diejenigen, die den Göttern opferten oder andere feierliche Tempeldienste verrichteten, nebst deren Assistenten zuvor durch Waschungen, in der Regel aus fließendem Wasser, weil dieses für am lautersten galt und folglich als geheiligt angesehen wurde, geläutert werden. In derselben Weise betheuerten sie feierlichst ihre Unschuld an irgend einem Betrug oder einem sonstigen der Moral zur Last fallenden Fleck. Die ersten Christen behielten dieselbe Ceremonie nicht allein bei, sondern dehnten sie noch so weit aus, daß sie nichts, was sie als heilig betrachteten, z. B. die Bibel, anrührten, bevor sie sich nicht die Hände gewaschen hatten.

Die hannoversche Bibliothek-Wissenschaft.

(Beschluß.)

Mehrere werthvolle Bibelausgaben, z. B. „das alte Testament (deutlicher Druck, griechisch, mit der varietas lectionum unten) ed. Joa. Ern. Grabe. P. T. P., Tiguri Helvetiorum," 1730, 2 Thle., — „ein altgothischer Pergament-Codex," 1 Th. Fol., ohne Titel, mit rothen, blauen und goldenen Majusc.; der Prologus ist überschrieben: Incipit prefatio beati hieronymi — — — — (rings umher Annotationen: Utrum difficilius sit facere qd poscitis — Iste plogus scribit in librum Esdre — — —) Text: Utrum difficilius sit facere qd poscitis: an negare — — — Liber Esdre. I. selbst hebt an: In anno primo cyri regis — — — — (unten ebenfalls Anmerkungen) 4 Th. — ἡ καινη διαθηκη, Argent. ex off. Staedelii," 1660, benutzt bei der Ausgabe griech. und lat. v. Ad. Göschen, verbi divini ad aedem ergastuli Cellensis minister, 1832, mit praefatio des Göttinger Abtes Dr. Fr. Lücke, und bei der eleganten (auch sehr sauber gebundenen) „Ausgabe des N. T. in 2 Bdn. (mit weitläuftigen lateinischen Anmerkungen) des Jo. Jac. Westenii, Amstelodam. 1751," sowie bei der noch eleganteren, mit Kupfern und sehr großem Drucke in 4 Bdn. „von J. Jac. Griesbach, Lips. 1803," ohne Anmerkungen, aber mit latein. praefatio, — entsprechend der Ausg. des A. T.; Th. 4, 4 Bde. durch Dr. Jo. Heinr. Michaelis, Halae 1720, Titelkupfer, Sr. Maj. dem Könige Fr. Wilhelm von Preußen gewidmet. — „ἡ καινη διαθ. cum lectionibus var. Mss. exemplarium, Versionum, Editionum S. S. Patrum & Scriptorum Eccl., & in easdem Notis. Stud. J. Millii S. T. P. Oxonii e theatro Scheldoniano, 1707," mit dem Imprimatur des Guil. Lancaster, Mar. 25, 1707, mit 2 Titelkupfern, deren eins die Ueberreichung der Schrift an die Königin Anna darstellt, kl. Fol. — „En tibi lector Hebraica Biblia," lat. und mit lat. Anmerkungen, Basil. 1534, Fol. —

Nach einem Berichte von 1736 ward im dritten Stock der neu zu erbauenden Diakonatwohnung ein Lokal für die Bibliothek eingerichtet (Archidiakonus Cuberg). 1805 unter dem Archidiakonate Echte ward sie auf den Saal über der Sakristei in der Stadt- und Hauptkirche gebracht. Nach dem Diakonus Scheteling arbeitete der unermüdliche Thörl einen Katalog in 6 Folio-Bänden bis 1811 aus, wofür zum Danke das Einkommen des Bibliothekars auf jährlich 20 Thlr. Cassenmünze erhöht ward, als welche bis auf diesen Tag das Gehalt der Bibliothekare ausmachen. Auf Archidiakonus Müller, 1830—1834, folgte Knauer, unter welchem die Bibliothek in das vormalige Gymnasialgebäude verlegt wurde, darauf Heimbürger. —

Außer der Scheteling'schen Medaille-Sammlung überkamen der Bibliothek 1843 als Vermächtniß des Lieutenants Spiel drei goldene und mehrere kupferne Denkmünzen, Karten, Kupferstiche und Zeichnungen.

Von den vorhandenen juridischen Werken erwähne ich u. A. S. Brant Expositiones omnium titulorum juris. U. Zasius Epitome juris feudalis, Decretales Gregorii IX., Grimm deutsche Rechtsalterthümer, Spangenberg's vaterländische Gesetzsammlungen.

Aus den medicinischen Werken hebe ich hervor: Paracelsus medicinische Traktate, *) Celsus 8 Bücher von beiderlei Medicin, übersetzt von Schuff, Galeni opera, Kraduate voll von allerlei Mitteln und edelen Kräutern, beschrieben durch die alten und weisen Medicinmeisters. —

---

*) S. meine Abhandlung, 1850 No. 12 der „Hamb. Lit. u. Krit. Bl." Inwiefern hat Fr. Saß mit Recht die Zeit des Paracels unseren Tagen vorgehalten.

Digitized by Google

Als Philologika sind zu erwähnen: Bocatius Genealogia Deorum, du Fresne Glossarium med. et inf. lat., Chrysolaras instit. gramm. graec., das Corpus script. Byzant., Vrbani Rhegii poëmata.

Philosophische Werke sind: 500 einzelne Dissertationen, Aristoteles, Plotin, D. und E. Scotus, Bonaventura, Drobisch' Psychologie u. a.

Zu der deutschen Literatur gehören, da die Bücher des seit 1815 in Celle bestehenden historischen Lesevereins jedesmal contraktlich in die Bibliothek kommen:

Adelshagen Exempel der alten Weisen, Nürnberg. 1569,
Bebelii facetiae, deutsch, Frankf. 1606,
Chiromancia (Wahrsagekunst), Frankf. 1599.
Dromböckschen, apt körteste thosammende getragen und gestellet, Hambg. 1594.
Eckens Ausfahrt, wie er von drei Königen ausgesandt, Diedrich von Bern zu suchen, Straßburg. 1595; kürzlich gestohlen.
Freydank, von dem rechten Weg des Lebens, Frankf. 1567.
Gebhardi, Geistlicher Lust- und Rosengarten. **)
Hevnet, Bienenkorf der heiligen Römischen Karte, 1572 (erinnernd an den Fischart'schen Immenkorb des h. röm. Reichs.)
Der Juden Badstub, den lieben Christen zu guten, 1611.
Kirchhof, Wendunmuth, 1550 höfl., züchtige und lustige Historien, Frankf. 1565.
Lutii Weltspiegel, Mömpelgardt 1590.
Mathesius vom Türken, was er sei und wie sich ein Christ vor ihm hüten soll, 1541.
Nettlesen ein Spiel von Abraham, Cöln 1592.
Ollenthaler Schmeerbeerenost, reimweise, Straßb. 1569.
Pomarii Pestilenzbüchlein, Magdeburg 1582.
Dat verklyke Ratheböck, Hamb. 1594 und Magdeburg 1584.
Hans Sachs Fastnachtsspiel; schöne Gedichte, Nürnb. 1571.
Thym Ritterliche Thaten des edlen Helden Thedel von Wallmoden, in Reime gebracht, 1563.
Unterricht und Antwort auf die sieben Todt-Sünden und acht Seligkeiten und Zehngebote, 1524.
Vermahnung an die ganze deutsche Nation, wider den Türkischen Tyrannen ꝛc. Wittenberg 1541.
Wilden Zwölf schöne Comödien und Tragödien, Augsb. 1566.
Schimpfwörter der Deutschen, 1840.
36 Zeichen vor dem jüngsten Tage, so vorherlaufen werden, zur Warnung, Magdeb. 1581.
Funcii Chronologia, Regim. 1551.
Vincentii speculum historiale, Nürnb. 1485.
Joachim Graf v. Zwickau Vermahnung an die ganze deutsche Nation wider den Türkischen Tyrann, 1591.
de Puffendorf de rebus gestis Friederici Wilhm. Magni, Electoris Brandenburgici, Lpz. & Berl. 1733.
Chytraeus Sächsische Chronik, Leipzig 1593.
Aventini Annales Bojorum, 1580.

Geschichte dessen Was sich mit Heinrich Herzog zu Braunschweig zugetragen, 1595.

Buchanani rerum Scoticarum historia, Amsterd. 1693.

Ich schließe jetzt meinen Bericht über die bibliothekarische und archäologische Wissenschaft im Königreich Hannover mit des Lucius Annäus Seneca Sentenz in seiner ersten Epistel an Lucill, von Hans Sachs also übersetzt: „Es seye kein schändlicher schad, denn d'auß Fahrlessigkeit verwahrloßt werde." Nicht bloß daß ich aber die reichhaltigen Schätze der Wissenschaft wohl bewahret wünsche: auch mögte ich, daß, wie jetzt häufig in den Zeitungen geschieht, das Studium dieser alten bestäubten Codices nicht noch mehr in den Staub gezogen werde. Grün ist freilich des Lebens goldner Baume aber ist die Wissenschaft ein todter Baum? Ein tausendfaches Vae und ω μοι über diejenigen, welche, wenn sie noch nicht in succum et sanguinem eingedrungen sind, die Mutter mit der Tochter verkennen, bloß aus dem Grunde, weil sie, eine keusche Madonna, keine Hetäre, keine Venus vulgivaga ist, keine holsteinische Milch, mecklenbuerger Butter und Schweizerkäse gebende Kuh.

Nur wo aber derlei Verkennen vorkommt: da kann es sich ereignen, daß man einen Besitzer sothaner Kuh, einen viel bewährten Bibliographen, nachdem man ihm als Censor sein Einkommen genommen hat, ohne alles Gehalt läßt — nicht anderswo. Dixi!

Dr. O. Heinr, Celle.

**) Man denke an den berühmten Vorfahr des Greifswalder Prof., Vaters und Großvaters der beiden Lüneburger Ritter-Akademie-Professoren und Urahn des ehemaligen Engern-Ausschusses Bibliothekar zu Rostock.

Weibliche Bibliomanie in Lüttich.

In einem der ersten Monate des Jahres 1851 starb in Lüttich plötzlich in vorgerücktem Alter die Witwe Huet, eine allen Lütticher Bibliophilen wohlbekannte Dame. Sie litt an der Monomanie der Bücher, oder vielmehr des bedruckten Papieres. Während mehr denn dreißig Jahren erschien sie regelmäßig bei allen Auctionen in der Provinz, kaufte ohne Unterschied, was nicht den Papierwerth überstieg, und häufte Alles in ihrem großen Hause in der Steuße Table de pierre auf. Nicht zufrieden mit diesem fast täglichen Zuwachs ihres Büchervorrathes, erwarb sie auch noch einige ganze Bücherlager. Vergegenwärtigt man sich acht geräumige Zimmer, in welchen die Bücher vom Fußboden bis zur Decke aufgestapelt lagen, so erhält man eine Idee von der Masse größtentheils beschmutzter oder unvollständiger, in diesem Labyrinth vergrabener Bände. Eine kleine verschlossene Kammer, zu welcher, so lange Frau Huet lebte, Niemand Zutritt erhielt, bildete die „Hölle" (unser, Benennung des Raumes der Nationalbibliothek, in welchem Bücher, die den Augen und der Lesung des größeren Publikums entzogen werden müssen, aufbewahrt werden) dieser sonderbaren Bibliothek. Herr Ulysse Capitaine, der fleißige und kenntnißreiche Mitarbeiter des Bulletin du Bibliophile Belge, dessen Bericht im neuesten Hefte dieser Zeitschrift wir hier übersetzten, fügt hinzu: „Man kann

Digitized by Google

denken, daß meine Neugier nicht klein war. Ich war so glücklich, der erste zu sein, der hineindrang; aber ich fand mich sehr getäuscht, als ich nur einige hundert Exemplare von vier der scheußlichsten Erzeugnisse der Presse in der letztern Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erblickte." Die dann mitgetheilten Titel dieser Bücher, in dem bibliographischen Journal an ihrer Stelle, können wir hier nicht namhaft machen. Die ehrenwerthen Erben der Verstorbenen haben sämmtliche vorgefundene Exemplare vernichtet. — Ein lütticher Buchdrucker, B....., benutzte die revolutionaire Zügellosigkeit zum heimlichen Drucke, oder richtiger Nachdrucke, der erwähnten Bücher unter erdichtetem Verlagsorts- und Verleger-Namen, sowie zur Verbreitung derselben durch Ankündigung in einem im August 1793 erschienenen Katalog. Der Director des Bulletin, Herr Ch. de Chênedollé, hat zu der letzten Mittheilung des Herrn U. Capitaine noch einen sehr werthvollen Beitrag geliefert: Coup d'oeil rétrospectif sur la presse clandestine, à Liège, pendant la seconde moitié du dix-huitième siècle.

Man sagt oft, „es sei Alles da gewesen", aber zu dieser lütticher büchersüchtigen Dame läßt sich gewiß kein ganz gleiches Seitenstück auffinden, wenn man sich, um es zu suchen, auch einige Jahre lang dem gründlichsten Studium der Geschichte des schönen Geschlechts widmen wollte. Es würde höchst interessant sein, über die Lebensverhältnisse der Frau Huet, so weit Familienrücksichten dieses gestatten, und über ihre intellectuelle Bildung von Herrn U. Capitaine etwas Näheres zu erfahren, ob sie die Bücher blos zur Befriedigung ihrer Manie erworben und aufgespeichert, oder gelegentlich davon verkauft, ꝛc. Daß sie die famosen lütticher Drucke zur „Hölle" verurtheilte und dort einsperrte, dafür kann man ihr nur Dank sagen; vermuthlich kaufte sie diese Bücher, ohne zu wissen, Was sie kaufte, und mag nicht wenig erschrocken gewesen sein, als sie die saubere Bescheerung näher besah; vielleicht wurde sie auch bei diesem Ankaufe von einer guten Absicht geleitet. H.

Neue Polterabend-Scherze. Herausgegeben von Johannes Kern und Mary Osten. Drittes Heft. Breslau, Verlag von Joh. Urban Kern. 1852. 109 Seiten. 8.

Wem ist es nicht begegnet, daß er, um einen Polterabend-Scherz vorliegen, zum Hof- oder Stadt-Poeten seine Zuflucht nehmen muß, für seinen blanken Thaler ein opusculum empfängt, das bei näherer Betrachtung ganz ungeeignet erscheint, aber in Ermangelung eines bessern Scherzes dann doch benutzt wird? Das vorliegende Heft und die beiden früher erschienenen gewähren in solcher Noth nun für weniges Geld eine gute Hilfe; die Scherze sind in drei Classen gebracht: 1. Für eine Person, 10 für eine Dame, 10 für einen Herrn. 2. Für mehrere Personen (7). 3. Zur Silber-Hochzeit (1). Da eine Dame Mitverfasserin ist, so bedarf es wol keiner Versicherung, daß in diesen Gedichten Anstand und Sitte herrschen, womit es in manchen ähnlichen Sammlungen nicht eben streng genommen wird. Mannigfaltigkeit, welche die Auswahl erleichtert, wird in einer solchen Zusammenstellung erwartet, und hier findet man sich nicht getäuscht. Auch ist den Darstellern die für die meisten derselben gewöhnlich willkommene Gelegenheit geboten, sich dem Brautpaare und den Gästen in hübschen, ansprechenden Costümen zu präsentiren; zu einigen gehört freilich ein gefüllter Geldbeutel, wenn sie mehr als Theaterpunk sein sollen, z. B. zur glänzenden Darstellung von Sonne und Mond, zur Kartenlegerin und ihren Karten (Personen in Atrappen auf Pappe, auf welchen die 16 Kartenbilder gemalt) u. s. w. — Poesie und Prosa, für zwei Damen, zwei Köhlerkinder, ein alter Soldat, ein Blumenkranz nebst dem Zephyr, und manche andere der Scherze werden gewiß ihren Zweck nicht verfehlen.

Illustrirtes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd. II. Band. 2tes Heft. Triest 1851.

Unter der Rubrik: Belletristische Originalien, bringt dieses Heft zuerst eine der zur Preisbewerbung eingesandten Novellen „König Franz und seine Schützlinge". Es sind Scenen aus dem Leben des florentinischen Bildhauers und Goldschmieds Benvenuto Cellini, während seines Aufenthalts in Frankreich im Schlosse Klein-Nello, und die Liebe seines Schülers Antonio und der Nichte des Prevost von Paris, welche den Stoff zu dieser Erzählung geliefert, die freilich keinen Preis erhalten, aber unstreitig den vorzüglichsten Einsendungen beizuzählen ist. Der die Kunst und die Liebe schützende ritterliche König Franz erscheint hier in der liebenswürdigsten Gestalt, Cellini aber im hohen Gefühl seiner Kunstbegabung. Dem ränkevollen, neidischen Prevost sagt der König: „O spinne doch Niemand Ränke gegen Künstler; unedel ist es, nicht klug, und gefährlich sogar; denn sie stehen im besondern Schutze des Gottes, dem sie dienen; — der Pfeil, der ihnen gilt, kehrt zurück und fährt in die Brust des Schützen!" Der Verfasser der Novelle wird gewiß dankbare Leser finden, wenn er ihnen noch mehrere ähnliche Bilder aus Cellini's Künstlerleben vorführt, für welche dessen Selbstbiographie eine reichhaltige Quelle ist.

Th. Vernaleken schildert „das goldene Zeitalter in den Alpen", d. h. er erzählt uns wunderbare Schweizersagen, wie frucht- und blumenreich, von frohen Menschen und edlen Thiergattungen wimmelnd es ehemals auf den Alpen ausgesehen, wie aber menschlicher Uebermuth und menschliche Sünde den Gottessegen von den herrlichen Fluren verscheuchte, so daß fruchtbare Weiden mit ewigem Eis bedeckt wurden und es geblieben sind bis auf den heutigen Tag.

In dem Gedichte von Otto Prechtler „Calanus", bewegt Alexandre einen aus der Schaar der friedlichen Bramahnen das ihm dargebotene „fremde Glück" anzunehmen. Die Weltlust besiegt ihn; erwacht vom Traume, muß er sich selber hassen, und drin-

Digitized by Google

sich selbst als Opfer zum Altar. Als er dem Holzstoß nahe, da ruft er dem zum Abschiede sich heerandrängenden Volke zu:

„Genieße Jeder, die ihm frommt, die Gabe.
Sich untreu sein, ist Tod! — So zündet an!“

Der erste der drei Stahlstiche: „Das erste Gebet“, ist von einem gleichnamigen kleinen Gedichte begleitet.

In der Abtheilung: Kunst, Wissenschaft und Leben, ist eine Beurtheilung von Max Waldau's (G. Spillee von Hauenschild) „Cordula“ mitgetheilt, in welcher es heißt: „Da ist nichts Gemachtes, nichts Verzerrtes, nichts Lüsternes oder Weichliches; alles ist so kräftig und frisch, und doch dabei köstlich zart und anmuthig, daß wie heimlich dem Dichter selbst nach jeder Seite die Hand drücken; denn wir erkennen in ihm einen edlen, vollen, echten Menschen, und nur einem solchen gelingt die Schöpfung ähnlicher Gestalten; wir vergessen während der Lesung den Dichter über dem Gedicht, und nach der Lesung das Gedicht über seinem Dichter“. (Vergl. über Max Waldau's „Cordula“ unsr. Bl. 1851. Nr. 81.)

Vom Prof. Petter ist im dritten Abschnitte: Schilderungen aus der Heimath und Fremde, der zweite Stahlstich: Der Morlake, durch aus eigener Anschauung geschöpfte Notizen über „die Morlaken in Dalmatien“ erläutert. „Der österreichischen Regierung“, sagt der Vers., „war die Aufgabe vorbehalten (— die venetianische hatte für die Civilisation der Morlaken Nichts gethan, so wie es überhaupt in ihrer Politik lag, die Finsterniß, welche in intellectueller Beziehung auf Dalmatien lastete, nicht zu lüften —) dieses verwilderte Bergvolk auf eine edlere Stufe der Menschenwürde zu führen. Das kann nur durch die Geistlichkeit ermöglicht werden, denn der nächste Rathgeber und Richter ist der Pfarrer, zu welchem sie ein unbedingtes Vertrauen haben, weil sie religiös sind. Die Absicht der Regierung geht dahin, die nach und nach durch das Aussterben der Geistlichen alten Schlages erledigten Pfarrstellen durch den Nachwuchs der gegenwärtigen Generation zu besetzen. Aber ich bedauere jeden wissenschaftlich ausgebildeten jungen Mann, welchen das harte Loos trifft, Pfarrer in einem morlakischen Dorfe zu sein. Es gehört eine hohe Willenskraft und Resignation dazu, um sich mit dem Schicksal abzufinden und nicht der Verzweiflung anheim zu fallen. Man denke sich, Monate lang in einer Wildniß zu leben, ohne mit Menschen von Bildung verkehren zu können, ohne zu wissen, was in der Welt vorgeht, und dazu noch der Mangel an materiellen Bequemlichkeiten in Bezug auf Wohnung und Nahrung! Man wird es natürlich finden, daß sich jeder junge Geistliche sträubt, so lange er kann, wenn er von seinem Ordinariate den Befehl bekommt, vom Meere weg in ein Morlakendorf wandern zu müssen!“ (Und demnach, fügen wir hinzu, ist es nicht ein schönes Ziel, nach welchem zu streben der junge Geistliche hier berufen wird? Wie segensreich und wohlthätig kann er in diesem Berufe nicht blos für das Seelenheil seiner Gemeinde, sondern auch für ihre geistige und sittliche Ausbildung und Besserung wirken, was ihm um so leichter werden dürfte, da, wie wir vom Vers. ersahren, es den dalmatischen Morlaken nicht an guten Anlagen und Fähigkeiten fehle, welche nur geweckt und genähret werden dürften, um nützliche Glieder der Gesellschaft aus ihnen zu machen. Die Regierung übrigens wird gewiß solche Geistliche in gerechter Anerkennung ihres Wirkens durch spätere bessere Beförderung nicht unbelohnt lassen.)

Zu dem dritten Stahlstiche: Bocca di Cattaro, ist nach G. Kohl ein kurzer Commentar gegeben.

„Beiträge zur Thierseelenkunde“, von A. R. von Perger, finden sich unter der Rubrik: Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur. Der Vers. macht uns mit merkwürdigen Erfahrungen auf diesem immer noch dunkeln Gebiete bekannt; besonders ergötzlich ist die Erzählung von einem seltenen Freundschaftsbunde, der auf einem Winzerhofe zwischen einer Ziege, einem Hunde und — einem Schweine statt fand.

Im Bunten lernen wir unter Anderm den Ursprung des Namens Stiefel kennen.

Wie gut die Redaction es versteht und es sich ernstlich angelegen sein läßt, ihren Lesern wirklich Unterhaltendes und Belehrendes darzubieten, dafür zeugen die verschiedenartigen von uns nähre bezeichneten Bestandtheile des besprochenen Heftes. *)

Hoffmann.

Miscellen.

Unter Kurzem wird der Capitain Beatson von England aus in See gehen, um sein heroisches Unternehmen Behufs der Aufsuchung von Sir John Franklin und dessen Genossen auszuführen. Er will, wenn es seyn muß, volle fünf Jahre darauf verwenden. Sein Plan ist, durch die Behringsstraße in den arctischen Ocean einzulaufen, und Jahr für Jahr, so wie ihm das durch offenes Wasser möglich gemacht wird, weiter, bis zum nördlichen Einlauf des Victoria-Canals vorzudringen.

Laut Pariser Blätteen, hat der Graf Demidoff der Academie der Wissenschaften zu Paris angezeigt, daß er Willens sey, in Gesellschaft von Künstlern, Literaten und Gelehrten, 25 oder 26 an der Zahl, drei Jahre in Sibirien zuzubringen, und hat die Academie ersucht, eine Comité zu ernennen, welche das Programm zu den von ihm im Interesse der Wissenschaft vorzunehmenden Experimenten und Forschungen anfertige, ein Begehr, dem dieselbe gern entsprochen hat.

---

*) Ueber das dritte Heft, welches wir so eben erhalten, nächstens.

Gedruck bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 22. Mittwoch, den 17. März. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 169
Literatur:
Memoriam Viri Consularis Amandi Augusti Abendroth J. U. D. publica auctoritate civibus commendat C. F. Wurm, Ph. D. etc. ..... „ 172
Der große Kurfürst und der Schöppenmeister ..... „ 173
Miscellen ..... „ 176

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Mit der Abfassung und der Veröffentlichung der Circulare war aber noch nicht Alles gethan, es mußte auch für ihre Verbreitung und daß sie Leser fänden, gesorgt werden. Um den Genuß, als Autoren applaudirt zu werden, zu haben, geschah es, daß Roland und seine Frau ganz Frankreich mit Volksgesellschaften bedeckten, und ganze Züge von Agenten in's Land schickten, um Aufstand und Demagogie zu predigen.

Nach der Revolution vom 10. August sandte die Gemeinde von Paris nach allen Seiten einen Schwarm von Commissarien aus, die den Auftrag hatten, ihren Bürgern in den Departements die Bedeutsamkeit der Ereignisse zu Paris klar zu machen. Der Mad. Roland war die Beschaffenheit dieser Menschen nicht unbekannt. „Es war dieses", sagt sie, „ein Schwarm ziemlich unbekannter Menschen, Intriganten der Sectionen, oder Leute, die in den Clubs das große Wort führten, Patrioten aus Exaltation und noch mehr des Interesses wegen, meistens ohne eine andere Existenz als diejenige, die sie durch die Volksbewegungen erlangt hatten oder zu erlangen hofften, aber Danton, ihrem Schutzherrn, sehr ergeben." Doch hat Madame Roland es nicht verschmäht, für diese Commissarien Instructionen anzufertigen, und diese Instructionen waren noch bösartiger als deren Gesinnung.

„Diese Commissarien", so hieß es in den Instructionen, „haben die politischen Gesellschaften zu besuchen, unter ihnen Druckschriften zu vertheilen, mit der Aufforderung, sie zu verbreiten. Sie sollen, so viel es ihnen möglich ist, die kleinen Städte und das platte Land bereisen, welche von den Hauptstraßen entfernt liegen. Sie sollen sich Mühe geben, eifrige Patrioten, Pfarrer, Schullehrer, Friedensrichter, Notaren u. s. w. ausfindig zu machen, die es auf sich nehmen, die ihnen zuzusendenden Schriften zu empfangen und sie den versammelten Bürgern vorzulesen und zu erklären. Ihre Aufgabe ist, die Energie des Volkes durch alle die mächtigen Gründe anzufeuern, die in der That auf die höchste Stufe des Eifers und der Entschlossenheit heben und halten müssen ... Sie haben die verschiedenen Gemeinden nach einander aufzufordern, ihre Detaschements von zehn zu zehn Lieues auf den Straßen nach Paris oder den bedrohten Departements vorrücken zu lassen ... Sie müssen die Bürger dahin vermögen, daß sie aus jedem Geräth, dessen sie entbehren können, eine Waffe machen."

So wurde das immense Netz von Clubs und Volksgesellschaften gewoben, aus welchem die Demagogen nachdem das furchtbarste Werkzeug ihrer Herrschaft machten; und als die Girondisten, späterhin durch den Aufstand vom 31. Mai 1793 aus Paris vertrieben, sich mit der Hoffnung, dieselben zu insurgiren, in die Provinzen zurückzogen, da wurden sie dort durch die Armee von Mördern und Plünderern aufgerieben, die sie so unüberlegter Weise selbst organisirt hatten.

Man hat gesehen, daß Mad. Roland sich in Betreff von Briefen, Circularen und Berichten nicht auf das insurrectionnelle Genre beschränkte. Sie hatte sich beinahe mit jeglichem befaßt, was ihr aber insbesondere Spaß gemacht hat, das ist eine Depesche gewesen, die sie an den Papst gerichtet hatte.

„Ich war von der Wichtigkeit des Gegenstandes so durchdrungen," sagt sie, „daß ich dabei nicht an mich selber dachte. Ein einziges Mal ärgerte ich mich aber doch über die Sonderbarkeit des Zusammentreffens; dies war, wo ich an den Papst schrieb, um die Losgebung französischer Künstler zu verlangen, die

Digitized by Google

in Rom gefangen gehalten wurden. Ein Schreiben an den Papst, im Namen des Vollziehungsrathes von Frankreich insgeheim von einer Frau in dem äußeren Cabinette aufgesetzt, welches Marat ein Boudoir zu nennen beliebte, kam mir so spaßig vor, daß ich, als ich damit fertig war, herzlich darüber lachen mußte."

Die Circulare allein genügten aber nicht, wie man es sich schon denken kann; Mad. Roland wollte auch eine Zeitung haben. Die geheimen Fonds gehörten damals nur den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges an; nach dem 10. August machte aber auch Danton, der Justizminister, Anspruch darauf, und die Berechtigung dazu wurde ihm zugestanden. Das erste Ministerium, zu welchem Roland mitgehörte, hatte über sechs Millionen geheime Fonds zu verfügen, die demselben trotz der Einrede der rechten Seite der Versammlung von den Girondisten bewilligt worden war. Man mußte also sehen, wie es anzustellen sey, aus jenen geheimen Fonds so viel abzubekommen, um davon ein ministerielles Blatt unter der Leitung Rolands zu erhalten. Da wurde denn folgender Ausweg gewählt, der auch vollkommen gelang:

„Man hatte", sagt Mad. Roland, „die Nothwendigkeit eingesehen, dem Einfluß des Hofes, der Aristocratie, der Civilliste und ihrer Papiere, durch Volksbelehrungen von großer Publicität die Waage zu halten. Ein Journal, das an den Straßenecken angeschlagen werden konnte, schien dazu am besten geeignet zu seyn. Es mußte nun, um dasselbe zu redigiren, ein verständiger und aufgeklärter Mann gesucht werden, fähig, dem Laufe der Begebenheiten zu folgen und sie in ihrem rechten Lichte darzustellen. Louvet, schon als Schriftsteller, Gelehrter und Politiker bekannt, wurde gewählt und nahm das ihm übertragene Amt an. Aber es waren auch Gelder nöthig, und dazu war nicht ganz so leicht zu rathen."

„Petion selber hatte deren nicht für die Polizei, doch waren sie unerläßlich nothwendig in einer Stadt wie Paris, und unter Umständen, wo man Leute haben mußte, um zu rechter Zeit von dem, was eintritt und was sich vorbereitet, unterrichtet zu seyn. Gelder von der Versammlung bewilligt zu erhalten, hätte seine Schwierigkeiten gehabt, indem ein derartiges Ansuchen die Aufmerksamkeit der Anhänger des Hofes erregt und Hindernisse erweckt haben würde. Man verfiel nun darauf, daß Dumouriez, der als Minister der auswärtigen Angelegenheiten über Gelder zu geheimen Ausgaben zu verfügen hatte, dem Maire von Paris für die Polizei monatlich eine Summe davon abstehen könne, und sich aus dieser Summe die Kosten des Anschlage-Journals bestreiten ließen, über welches der Minister des Innern die obere Aufsicht führen sollte. Dies Mittel war einfach, und man griff dazu. So ist die „Sentinelle" entstanden."

Einfach war dies Mittel in der That, aber es hätte wohl ehrlicher seyn können. Für wie tugendhaft Roland sich auch hielt, sah er doch nicht ein, wie unloyal es für einen Minister war, sich des Geldes aus dem öffentlichen Schatze zu bedienen, um das Königthum zu verläumden.

Ludwig XVI., auf den Mad. Roland mitleidig herabsah, weil er die Hölle und den Bannfluch fürchtete, zeigte sich weit edler und würdiger. Von dem Ansuchen des Maire von Paris unterrichtet, antwortete er Dumouriez: „Petion ist mein Feind; Sie werden sehen, daß er dies Geld zu Schriften wider mich verwenden wird; finden Sie es indessen für gut, so mögen Sie es ihm zugestehen." Der Minister ließ Petion die verlangte Summe, 30,000 Fr., auszahlen, doch ließ er es bei dieser einen Zahlung bewenden, weil er sich bald überzeugte, daß der König Recht gehabt hatte.

Als Roland zur Zeit seines zweiten Ministeriums 100,000 Fr. geheime Fonds erhalten hatte, da begründete er das sogenannte Bureau d'Esprit public. Es war dies ein System politischer Publicationen, aus Circularen und aus Abonnements auf verschiedene Journale geschaffen. „Er benutzte", sagt Mad. Roland, „die damals beliebten öffentlichen Blätter, und ließ sie gratis an die Volksgesellschaften, an die Pfarren und an alle diejenigen versenden, die sich willig zeigten, für des Staats Bestes mitzuwirken."

Marat, der von Roland verlangt hatte, daß er ihm von den so willkommenen geheimen Fonds 15,000 Fr. abgeben sollte, darauf aber abschläglich beschieden worden war, nahm ihm nun die Begründung seines Bürean's des öffentlichen Geistes sehr übel, und stellte im November 1792 überlaut die Frage an ihn: was ihm die Journale von Louvet, Gorsas und Dulaure kosteten, worauf derselbe ihm übrigens durch die Gegenfrage hätte antworten können, wie viel ihm sein Journal der französ. Republik einbrächte, von welchem der Schatzmeister der Gemeinde täglich 10,000 Exemplare nahm und bezahlte.

Wir haben bereits erzählt, wie das erste Ministerium Rolands geendigt hat. Ludwig XVI. weigerte sich, wie er es nach seinem constitutionellen Vorrecht konnte, das ungerechte und abscheuliche Decret, welches die katholischen Priester, die der Kirche treu geblieben waren, zur Deportation verdammte, so wie das Decret, welches 20,000 Föderirte herberief, um unter den Mauern von Paris ein Lager zu beziehen, zu sanctionieren. Das Decret gegen die Priester war eine im Namen der Philosophie gegen die Gewissensfreiheit verübte gräuliche Verfolgung, und das Decret in Betreff der Föderirten hätte den Jacobinern eine Armee von Revolutionnairs zur Verfügung gestellt, die stets willfährig gewesen seyn würde, ihre Gewaltstreiche durchzusetzen. Die unausstehliche Tyrannei, womit Roland, Servan und Clavier den König bestürmten, daß er diesen beiden Decreten seine Sanction ertheilen sollte, führte ihre Entlassung aus dem Ministerium herbei.

Mad. Roland bezeichnete diesen Austritt durch eine für ihren Namen schimpfliche Handlung. Sie richtete ein Schreiben an die Versammlung und ließ es von ihrem Manne unterzeichnen, das von der wildesten Leidenschaftlichkeit eingegeben war, und eine Anklage enthielt, die nach der damaligen Stimmung der Gemüther die Ermordung des Königs und der Königin hätte herbeiführen können. Dies Schreiben trägt viel Schuld an den Unwürdigkeiten vom 20. Juni.

Roland, dessen Frau und Freunde hatten, jedes politischen Geistes baar und in der Revolution noch große Neulinge, nicht die geringste Idee von den Folgen, die ihr Benehmen nothwendig haben mußte. Sie ließen es sich nicht träumen, daß sie, indem sie blindlings an dem Untergang der Gewalt arbeiteten, die Gesellschaft selber gefährdeten und sich selbst ein Grab gruben, und es würde sie sehr gewundert haben, wenn ihnen Jemand gesagt hätte, daß das Schrecklichste, was ihnen widerfahren könnte, ihr Erfolg seyn würde.

Digitized by Google

Wir werden in der That sehen, daß die Resultate der von den Girondisten ausgeführten Revolution vom 10. August eine Stunde nach ihrem Triumphe den Montagnards zu Gute gekommen sind.

Dieser Sturz der Girondisten ging mit der Schnelligkeit des Blitzes vor sich. Am 2. September, drei und zwanzig Tage nach der Absetzung Ludwig XVI., erließ die Gemeinde von Paris, die Herrin von Frankreich war, ein Mandat gegen Roland, um ihn, wiewohl ein Minister, in den Gefängnissen ermorden zu lassen, und Mad. Roland wagte es trotz der Functionen und der Gewalt ihres Mannes nicht mehr, im Ministerium zu übernachten. Da gingen ihr über alle die Fehler, die sie begangen hatte, die Augen offen, und sie verfiel in eine unbeschreibliche Verzweiflung.

„O Brutus!“ rief sie mit von Bitterkeit erfülltem Herzen aus, „o Brutus, dessen kühne Hand die verdorbenen Römer vergebens frei gemacht hat, wir haben eben so wie Du geirrt! Diese lauteren Männer, deren feurige Seele nach der Freiheit trachtete, welche die Philosophie in der Ruhe des Studiums und in der Austerität der Abgeschiedenheit sich bereitet hatte, haben sich gleich Die der Hoffnung hingegeben, daß der Sturz der Tyrannei das Regiment der Gerechtigkeit und des Friedens eröffnen würde; er ist aber nur das Signal der gehässigsten Leidenschaften und der abscheulichsten Laster gewesen.“

„Welches Babylon hat wohl je ein Schauspiel wie dies Paris gegeben, mit Blut und Ausschweifungen befudelt, von einer Obrigkeit regiert, die aus der Lüge ein Gewerbe macht, mit der Verläumdung Handel treibt, den Mord prädonisirt? Welches Volk hat wohl je seine Moral und seinen Instinct in dem Grade verderbt, daß es ihm zum Bedürfniß geworden ist, Hinrichtungen zu sehen; daß es vor Wuth zusammenbebt, wenn damit gezögert wird, und jeden Augenblick bereit ist, seine Grausamkeit an Jedwedem auszulassen, der es versuchen möchte, es sanfter zu machen oder zu beschwichtigen?“

„Was in dem Convente als Berg bezeichnet wird, das ist nichts weiter als ein Haufe von Räubern, die wie Ruderknechte gekleidet gehen und fluchen, den Mord predigen und das Beispiel im Plündern geben. Ein zahlreicher Volkshaufe umgiebt den Justizpalast, und läßt seine Wuth gegen die Minister aus, die nicht rasch genug ihr Verdammungsurtheil über die Unschuld aussprechen. Die Gefängnisse sind gedrängt voll von hohen Beamten, Generalen und Privatpersonen vom ehrenhaftesten Charakter. Die Angeberei gilt als ein Beweis des Bürgerthums, und in der Ermittelung und Festnahme von rechtschaffenen oder reichen Leuten besteht die alleinige Beschäftigung unwissender und verächtlicher Administratoren?“

Nachdem Mad. Roland drei Mal außerhalb des Ministeriums des Innern übernachtet und ein Asyl bei Freunden gesucht hatte, nahm sie all ihren Muth und all ihre Würde zusammen, und ergab sich darin, in ihrer Behausung ermordet zu werden. An diesem Tage gab ihr ihr Herz schöne und edle Worte an die Hand. „Wer“, sagte sie, „zur Zeit einer Revolution sein Leben in Anschlag bringt, der wird die Tugend, die Ehre, das Vaterland für nichts zählen. Ich wollte das Hôtel im Januar nicht mehr verlassen; Rolands Bett stand mit in meinem Schlafgemache, damit wir, was uns überkommen machte, theilten. Ich hatte ein geladenes Pistol unter meinem Kopfkissen liegen, nicht, um Diejenigen zu tödten, die uns morden wollten, sondern um mich vermittelst desselben ihrer Schändung zu entziehen, wenn sie Hand an mich zu legen beabsichtigten.“

Mad. Roland wurde am 31. Mai verhaftet und am 1. Juni 1793 in der Abtei gefangen gesetzt. „Als ich am folgenden Tage um die Mittagszeit aufgestanden war,“ sagt sie, „sah ich mich um, wie ich mich in meinem neuen Logis einrichten könnte. Ich deckte einen kleinen garstigen Tisch mit einem weißen Leinen, stellte ihn an das Fenster, und nahm mir vor, mich seiner als Büreau zu bedienen.“ An diesem Tische ist's gewesen, wo Mad. Roland innerhalb zwanzig Tagen den ersten Theil ihrer Memoiren geschrieben hat.

Kaum in der Abtei eingerichtet, empfand Mad. Roland die Folgen einer von ihrem Manne ausgegangenen Reform. „Man belehrte mich,“ sagt sie, „daß Roland, als er im Ministerium gewesen, die für jeden Gefangenen ausgesetzten 5 Livres pr. Tag zu viel gefunden und auf 2 Livres reduciert hatte, was aber bei der großen Vertheuerung der Lebensmittel, die seit einigen Monaten um's Dreifache im Preise gestiegen sind, sehr wenig ist, indem, da die Nation nur die vier Wände und ein Strohlager hergiebt, und der Kerkermeister 20 Sous für Bett und was er an Möbeln hergiebt, berechnet, nur noch 20 Sous für Licht, Feuerung — wenn diese Noth thut — und Beköstigung übrig bleiben.“

Am 23. Juni aus der Abtei entlassen, wurde sie an selbigem Tage auf's Neue verhaftet und in Sainte-Pelagie gefangen gesetzt. Dort fand sie Mad. Petion vor und verblieb daselbst bis Ende October.

Gegen den 18. October bemächtigte sich die Verzweiflung der Mad. Roland, und sie wollte sich das Leben nehmen. Sie machte deßfallsige Versuche; welcher Art dieselben gewesen, hat sie nicht gesagt, setzte ihr Testament auf, unter dem Titel: Meine letzten Gedanken, und schrieb an ihre Tochter Eudora und an ihre getreue gute Fleury.“

„Ich weiß nicht, kleine Freundin,“ sagte sie zu ihrer Tochter, „ob es mir gestattet seyn wird, Dich noch einmal zu sehen oder Dir zu schreiben. Gedenke Deiner Mutter! Diese wenigen Worte enthalten alles, was ich Dir Bestes zu sagen weiß. Du hast gesehn, wie ich mein Glück darin gesetzt habe, meine Pflichten zu erfüllen und den Leidenden zu Hülfe zu kommen. Dies ist die einzige Weise, in welcher man leben muß.“

„Du hast gesehn, wie ich das Mißgeschick und die Gefangenschaft geduldig ertragen habe, weil mich keine Gewissensbisse drücken und mir die Erinnerung und die Freude geblieben sind, welche die guten Handlungen hinterlassen. Nur so ist es möglich, sich in die Drangsale des Lebens und in die Wechsel des Geschickes zu fügen.“

„Vielleicht, und ich will es hoffen, sind Dir nicht gleiche Prüfungen, wie die meinigen, vorbehalten, doch giebt es deren noch andere, welcher Du Dich nicht wirst erwehren können. Ein ernstes und geschäftiges Leben ist das erste Schutzmittel vor allen Gefahren, und die Nothwendigkeit, so wie die Klugheit machen es Dir zum Gesetz, recht ernstlich zu arbeiten.

„Sey Deiner Eltern würdig; sie hinterlassen Dir große Beispiele, und Dein Daseyn wird kein vergebenes seyn, wenn Du Dich derselben zu Nutzen zu machen weißt.“

Digitized by Google

„So lebe denn wohl, geliebtes Kind, das ich mit meiner Milch genährt habe, und dem ich meine Gesinnungen einzuflößen wünsche. Es wird die Zeit kommen, wo Du einsehen wirst, welche Anstrengungen es mir gekostet hat, am nicht bei Deinem sanften Bilde weich zu werden. Ich drücke Dich an mein Herz. Lebe wohl, meine Eudora!"

Dies Schreiben stellt Mad. Roland, wie man sieht, ganz so dar, wie sie ist: es spricht sich darin ein raisonnirender und dezenter Gram, ein immenser Stolz aus, aber Gottes wird mit keinem Worte darin gedacht. Ihr Testament enthielt in dieser Beziehung, in der Gestalt einer Anrufung oder eines Gebetes, eine Art philosophischen und pantheistischen Galimathias, worin sie sagte: „Gottheit, höchstes Wesen, Seele der Welt, Princip desjenigen, das ich als groß, gut und glücklich erkenne, Du, an dessen Daseyn ich glaube, weil ich schon von etwas Besserem herrühren muß, als was ich sehe, ich stehe im Begriff, mich wieder mit Deinem Wesen zu vereinigen."

Mit dem Vorsatz, sich das Leben zu nehmen, muß es der Mad. Roland nicht sehr ernst gewesen seyn, denn sie setzte ihn am 24. October aus einem Grunde aus, dessen Wichtigkeit sie augenscheinlich zu hoch angeschlagen hat. An diesem Tage begann nämlich der den Girondisten gemachte Proceß, und es wurde ihr angezeigt, daß sie darin als Zeuge werde auftreten müssen. Der Gedanke, öffentlich zu reden, feierlich Politik und Philosophie zu verhandeln, mußte ihr natürlich sehr verführerisch seyn, und sie beschloß, sich zur Audienz führen zu lassen, aber Gift mitzunehmen, um es zu verschlucken, nachdem sie gesprochen haben würde. Sie wurde in der That am 25. zu der Canzlei des Revolutions-Tribunals geführt, sie kam aber nicht an die Reihe, abgehört zu werden, und nachdem ist nicht weiter an sie gedacht worden. Es hat ihr um den Effekt, den sie sich versprochen hatte, sehr leid gethan. „Ich fürchte," schrieb sie am 26. an Bosc, „die Leute haben eingesehn, daß ich eine interessante Episode zuwege bringen könnte." Sie hing dem Gedanken an Selbstmord noch nach, jedoch nicht sehr lebhaft, indem sie Bosc darüber zu Rathe zog, und ihm versprach, seine Meinung zur Richtschnur zu nehmen.

Im Stillen machte Mad. Roland sich noch immer Hoffnung, das Leben zu retten. Sie wurde am 10. Brumaire, (den 31. October) dem Tage der Hinrichtung der Girondisten, nach der Conciergerie versetzt, und den anderen Tag vor dem Richter David, der von Fouquier-Tinville assistirt wurde, abgehört. Sie verantwortete sich wie ein Procurator. Am 3. November abermals in's Verhör genommen, vertheidigte sie sich wieder auf's Hartnäckigste; Fouquier rief aber endlich wüthend aus, mit solch einer Maulasche würde man nie fertig werden, und ließ das Verhör abschließen.

Am 18. Brumaire des Jahrs II (den 8. November 1793) wurde Mad. Roland mit Simon Francois Lamarche, dem Director der Assignaten-Fabrication, der angeklagt war, sich am 9. August nach den Tuilerien, zu dem Könige begeben zu haben, zu dem Revolutionstribunal geführt. Beider Prozeß währte keine drei Stunden; Mad. Roland wurde beim Verlesen ihrer Vertheidigungsschrift von dem Präsidenten unterbrochen, und gleich Lamarche zum Tode verurtheilt.

„An dem Tage ihrer Verurtheilung", sagt Riouffe, „hatte sie sich mit Sorgfalt in Weiß gekleidet. Ihr langes schwarzes Haar fiel dicht bis auf ihren Gürtel herab ... Sie hatte diesen Anzug als ein Symbol der Lauterkeit ihrer Seele gewählt."

„Nach ihrer Verurtheilung kehrte sie in einer Hast zu ihrem Kerker zurück, die an Heiterkeit gränzte. Sie gab durch ein entsprechendes Zeichen zu verstehen, daß sie zum Tode verurtheilt war. Einem Manne beigesellt, den ein gleiches Schicksal erwartete, der ihr aber an Muth nicht gleich kam, gelang es ihr, ihm dessen mit einer so lieblichen und so wahrhaften Heiterkeit einzuflößen, daß ihm mehrere Male ein Lächeln auf die Lippen trat."

„Auf dem Richtplatze verneigte sie sich vor der Statue der Freiheit, und sprach die denkwürdigen Worte: „O Freiheit, welche Verbrechen werden in deinem Namen begangen!" Es war dieses am 9. November, gegen 3 Uhr."

Diese Freiheitsstatue stand mitten auf dem Platze, auf dem verstümmelten Piedestal der Statue Ludwigs XV., die man am 10. August 1792 zerschlagen hat, auf dem Fleck, wo sich jetzt der Obelisk erhebt.

Das Bülletin des Revolutions-Tribunals erzählt die Verurtheilung und Hinrichtung der Mad. Roland mit folgenden Worten:

„Nach geschworenem Ausspruch dankte die Angeklagte dem Tribunal für das über sie gefällte Urtheil."

„Die Hinrichtung erfolgte anderen Tages gegen 3 Uhr Nachmittags. Auf dem Wege zur Richtstatt unterhielt sie sich, und wir es schien scherzend, mit ihrem Kriegsgefährten Lamarche, der viel niedergeschlagener zu seyn schien als sie."

An dem Tage, wo Mad. Roland in Sainte-Pelagie Mad. Petion vorgefunden hatte, sagte sie zu derselben: „Als ich, am 10. August 1792, auf der Mairie war, fiel es mir nicht ein, Ihr Besorgniß, daß wir den Jahrestag in Sainte-Pelagie zubringen würden, und daß der Sturz des Thrones das Vorspiel unserer Ungnade seyn würde, zu theilen."

In diesen Worten resumirt sich auf's präciseste und getreueste die Politik und das Leben der Girondisten.

(Fortsetzung folgt.)

Memoriam Viri Consularis **Amandi Augusti Abendroth** J. U. D. publica auctoritate civibus commendat C. F. Wuem, Ph. D. in Gymnas. Hamburg. Academ. Historiarum P. P. Hamburgi 1852, typis Joann. Aug. Meissneri, Ampl. Sen. etc. Typographi XX und 39 Seiten. Kl.-Folio. Mit dem Bildnisse und Wappen Abendroths als Titelvignette.

Nachdem der Hamburgische Correspondent in seiner No. 63. (Sonnabend, d. 13. März 1852) dieser neuesten Schrift unseres hochgeschätzten Herrn Professors der Geschichte bereits eine ausführliche Besprechung gewidmet hat, welche auch den meisten Lesern dieser Blätter nicht unbekannt geblieben sein wird, scheint es überflüssig zu sein, dieselbe an dieser Stelle mit ähnlicher Ausführlichkeit zu behandeln, besonders auch, da der in dem erwähnten Blatte gegebene Auszug ganz geeignet ist, dem des Lateins nicht kundigen Verehrer des verstorbenen Abendroth ein, wenn freilich sehr zu-

Digitized by Google

sammengedrängtes, Bild von der öffentlichen Wirksamkeit dieses hochherzigen und ächt Hamburgischen Mannes zu geben.

Treffliche, lichtvolle Anordnung, lebendige, anregende Darstellung, unbedingteste Herrschaft über den Stoff, Erweiterung desselben zu höherer Bedeutung durch geschicktes Hineinflechten der allgemeinen Weltereignisse, — wozu bei der Lebensbeschreibung eines Mannes, dessen Wirksamkeit sich am Glänzendsten in den Beziehungen seiner Vaterstadt nach Außen bewährte, die unmittelbarste Veranlassung vorhanden war, — das Alles sind Eigenschaften, die der Verfasser dieser Memoria in seinen zahlreichen Schriften, wie mannigfaltig und verschiedenartig auch der Inhalt derselben ist, stets bewährt hat.

Der ächte Historiker zeigt sich aber nicht nur in der Großartigkeit der Anschauung, die er seinem Gegenstande zu verleihen weiß, sondern eben so sehr in der Treue und Sorgfalt für alles Einzelne, auch für das seiner Natur nach einer glänzenden Darstellung wenigst Fähige. Der Biograph Abendroths hat beide Eigenschaften in gleicher Vorzüglichkeit bewährt. Er verweilt mit gleicher Liebe und Theilnahme bei der Darstellung der einzelnen Verdienste, welche sich Abendroth in seinem bürgerlichen und administrativen Wirkungskreise erworben, wie auf der großen politischen Thätigkeit, welche derselbe während der drangvollsten Zeit der französischen Occupation zu Gunsten seiner Vaterstadt Hamburg entfaltete. So werden denn Abendroths Verdienste für das Hamburgische Armenwesen — ihm war es zuzuschreiben, daß das weithin in ganz Deutschland, Oesterreich, England Staunen erregende Verbot des Straßenbettelns gegeben werden konnte — seine Mitwirkung bei der Errichtung der Sparkassen für die arbeitende Bevölkerung und der Waiteschulen, seine Begründung des Cuxhavener Bades, seine Amtsführung in Hamm, Ritzebüttel, und vor allen Dingen die musterhafte Verwaltung der damals noch neuen, und als solche bei den Hamburgern doppelt unbeliebten Polizeiherrschaft, — „in welchem höchst unpopulairen Amte er es verstand der populärste Mann zu werden," — in treffender Weise hervorgehoben und besprochen. Ebenso eingehend ist die Darstellung seiner literarischen Wirksamkeit; — seiner Anregung in der patriotischen Gesellschaft zu einem Preisausschreiben für das beste Compendium der Hamburgischen Verfassung, seiner Arbeiten über einzelne Verfassungsangelegenheiten, über das Armenwesen, das akademische Gymnasium u. s. w. Mit ganz vorzüglicher Liebe aber und der lichtvollsten Klarheit ist daneben dann das große politische Leben des edlen Verstorbenen zur Anschauung gebracht, und namentlich gelungen die Partie der Gedenkschrift, in welcher die vermittelnde Stellung, die Abendroth, vor der drohenden zweiten französischen Occupation, zwischen den wegen des Abfalles Hamburgs auf's Aeußerste erzürnten und im Bewußtsein ihres gesunkenen Ansehens doppelt reizbaren französischen Autoritäten, und der schutz- und rathlosen Stadt einnahm, geschildert wird. In dieser schwierigsten aller Lagen sollte dem edlen Patrioten auch die schmerzlichste Prüfung, der Undank und die Anfeindung der irregeleiteten Mitbürger, die die Beweggründe seiner Handlungsweise nicht durchschauend, das treueste Hamburgische Herz für einen Franzosenfreund hielten, nicht erspart werden.

Einen vorzüglichen Werth haben auch die zahlreichen Aktenstücke, bestehend aus Briefen, die Abendroth mit den französischen Behörden in und außerhalb Hamburg — Bernadotte, Chaban, Davoust — sowie mit den höchsten Autoritäten des Kaiserreichs in der Hauptstadt, namentlich mit dem Minister des Innern, Grafen Montalivet, zu dem er in der vertraulichsten Beziehung stand, wechselte, — ferner der Correspondenz mit Mettlerkamp, Sieveking, Perthes, v. Axen, Beneke über die Mittel zur Wiederbefreiung Hamburgs und Reconstruirung seines alten Verfassungsgebäudes mit den durch den Gang der Dinge nothwendig gewordenen Modificationen,*) den Aeußerungen verdienter Hamburger über ein Compendium der Hamburgischen Verfassung u. s. w. Einen eigenthümlichen Eindruck hat es indeß auf uns gemacht, die wenigen verbindenden Sätze des Autors zwischen diesen theils deutschen, theils französischen und englischen Aktenstücken in lateinischer Sprache abgefaßt zu sehen. War Das nicht vielleicht eine zu weitgehende Gewissenhaftigkeit? Uns will bedünken, daß diese zweite wichtige Abtheilung des Werkes dadurch das Ansehn einer Buntscheckigkeit erhalten hat, die nur störend wirken kann.

Wenn es auch immerhin sein Interesse, und zuweilen sogar etwas Pikantes haben mag, der neuesten Zeit so ganz und gar angehörende Verhältnisse in dem Gewande einer von einer wesentlich verschiedenartigen, Jahrtausende zurückliegenden Weltanschauung durchdrungenen Sprache auftreten zu sehen, so wird es doch erst die deutsche Bearbeitung sein, die diese Schrift zu der ihr in Hamburg, und wohl auch über die Ringmauern unserer Vaterstadt hinaus, gebührenden Verbreitung und Bekanntmachung verhelfen wird. Wir freuen uns daher um so mehr, aus guter Quelle die Nachricht geben zu können, daß der Verfasser selbst eine deutsche Bearbeitung der vorliegenden Schrift unter den Händen hat, der er gewiß neben dem lateinischen Originale einen neuen und eigenthümlichen Werth zu geben wissen wird.

Die glänzende typographische Ausstattung solcher von Staatswegen veröffentlichter Gedenkschriften berühmter Hamburgischer Männer ist allbekannt, und hat sich auch bei der vorliegenden Schrift wieder in vollem Maaße bewährt.

MM.

Der große Kurfürst und der Schöppenmeister. Historischer Roman aus Preußens Vergangenheit. In drei Bänden. Von Max Ring. Breslau. Verlag von Joh. Urban Kern. 1852. 208, 192 und 172 Seiten. 8.

Das Werk hat noch einen zweiten Titel: „Lese-Zirkel für höhere deutsche Belletristik. 1—3 Band." Unter diesem Collectivtitel beabsichtigt die Verlagshandlung nämlich nach und nach eine Auswahl gediegener deutscher Original-Romane zu einem möglichst billigen Preise (— diese ersten drei Bände kosten 1 Thlr. 24 Sgr. —) zu bringen, so daß allen Leseinstituten, auch den kleineren, und allen Freunden der Romanenlectüre die Gewerbung derselben erleichtert wird. Als Bürgschaft dafür, daß nur gute, gern gelesene Romane in diese

*) Namentlich der „nicht schnell genug zu publicirenden Aufhebung des lutherischen Monopols," wie sich Ferdinand Beneke einmal sehr treffend ausdrückt. S. Memoria p. 19. Note 42.

Digitized by Google

Sammlung aufgenommen werden, erinnert der Verleger an die bisher von ihm veröffentlichten belletristischen Werke von Ida von Düringsfeld, Max Ring, Walter Tesche, Jeanne Marie, E. Eichholz, K. Eitner u. A.

Der Verfasser des vorliegenden Romans ist durch frühere Leistungen: das Trauerspiel: „Die Genfer", den Roman: „Die Kinder Gottes" u. s. w. hinreichend und vortheilhaft bekannt. — Die Geschichte Preußens in den sechziger Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts hat zu dieser neuen Arbeit das Material geliefert. Der Hauptschauplatz ist Königsberg. Wie diese Stadt und die preußischen Stände den Souverainitätsbestrebungen des großen Kurfürsten im hartnäckigen Kampfe, deren Seele der königsberger Schöppenmeister Hieronymus Rhode ist, entgegentreten, wird erzählt; der Letztere, ein redlicher und muthiger Kämpfer für die Privilegien der Stadt und das alte Recht, ist der Hauptheld der Geschichte und uns in einem wohlgelungenen Bilde vergegenwärtigt. Vom wankelmüthigen Volke bald vergöttert, als Vater und alleiniger Retter aus der Noth verehrt, bald wieder verdächtigt und vergessen, erliegt Hieronymus Rhode endlich der Gewalt, wird, nachdem ein Versuch sich seiner zu bemächtigen, von den Bürgern vereitelt ist, bei der besser vorbereiteten und gesicherten Wiederholung desselben, während des Kurfürsten Anwesenheit in Königsberg verhaftet, von Königsberg nach Küstrin und von dort nach der Festung Peitz gebracht, wo er auf ein richterliches Urtheil warten mußte. Ein weniger reiner, aber gleichfals von Vaterlandsliebe beseelter Charakter stellt sich uns in Ludwig von Kalkstein dar; er hatte freilich einen greisen, im Kerker gestorbenen Vater zu rächen, aber dieser Rachedurst führte ihn zu Handlungen, die seine Richter, da es im Plane des Kurfürsten lag, daß strenges Recht geübt werde, zwangen, die höchste, die Lebens-Strafe über ihn zu verhängen. (Sein Schicksal war ihm von einer Zigeunerjungfrau vorausgesagt.) „Mit diesem Schlage," sagt der Verfasser am Schluße der Erzählung, „endete der preußische Ständekampf. Der Kurfürst hatte sein Ziel erreicht und war unumschränkter Souverain aller seiner Staaten geworden. (In Königsberg wurde ihm unter festlichem Gepränge am 28. Oktober 1663 der Huldigungseid geleistet.) Die Einheit seines Landes war erzielt. Die mittelalterliche Zersplitterung, die getheilten Interessen der verschiedenen Stände, der schleppende Geschäftsgang und die mangelhafte Verwaltung waren durch seine Anstrengungen endlich beseitigt worden. Der moderne Staatsbegriff verlangte absolute Herrschergewalt und Centralisation. Der große Kurfürst hatte mit der ganzen Energie seines erhabenen Geistes die Aufgabe begriffen, welche ihm zu Theil geworden. Er hob die verrosteten Institute auf, weil längst der Lebenskeim in ihnen abgestorben war. Wie immer, wenn eine alte Zeit abgeschlossen, eine neue beginnen soll, erhob sich der Kampf zwischen den feindlichen Gewalten mit erneuter Kraft. Die Stände strengten sich noch einmal an, ihre alten Privilegien und Rechte gegen die absolute Herrschermacht zu vertheidigen. Doch sie mußten endlich erliegen, weil sie nur die Sondereinteressen ihrer Angehörigen, nur die Vortheile der verschiedenen und ungleich bedachten Kasten vertheidigten, während der große Kurfürst den Staat als ein großes und ungetheiltes Ganze in sich aufnahm und wiedergab. Durch ihn wurden die zerstückelten Provinzen ein Staat, die getrennten Stände ein Volk. In den Augen der Geschichte steht er gerechtfertigt für immer da."

Im dritten Bande, in welchem vorzugsweise der Kurfürst unsere Aufmerksamkeit fesselt, werden wir auch an den Hof von Warschau geführt, wo der Sohn des Schöppenmeisters, Oswald, als Gesandter der preußischen Stände, von seinem, dem Jesuiten-Orden angehörigen Oheim Amandus gelenkt, die Gunst der früh dahinscheidenden Königin Marie gewinnt, wo Kalkstein, augenblicklichen Schutz bei Michael Wisniowiecki, dem nach Johann Kasimir's am 16. September 1668 erfolgter Abdankung erwählten Könige von Polen, aber auch an Doris von Baumgart, zu welcher er, bereits verwählt, in einem sträflichen Verhältnisse gestanden, sich aber von ihr losgesagt, die Verrätherin fand, die, zu spät es bereuend und in Wahnsinn endend, ihn seinen Feinden, ihrem Vater, dem verrauten Rathgeber des Kurfürsten, Herrn von Brandt und ihrem Gatten, überlieferte. — Als Oswald Rhode, am Sarge der geliebten Königin weilend, von Amandus zur Heimkehr aufgefordert wird, antwortet er ihm: „Ich will mit Dir gehen. Ich verlasse Dich nicht mehr. Morgen werde ich in den Schooß der katholischen Kirche treten, vielleicht in den Orden selbst mich aufnehmen lassen." Auf des Oheims Frage: Woher dieser plötzliche Entschluß? Gott hat Dich sichtlich erleuchtet," entgegnet er: „Sie hat oft während ihres Lebens diesen Wunsch ausgesprochen, jetzt, da sie todt ist, will ich ihr gehorchen. Ich sehne mich nach den Tröstungen, welche ihr Glaube mir verheißt." — Auch Oswald hatte früher Doris von Baumgart geliebt. — Von den Nebenpersonen des Romans nennen wir nur noch die edle, männlich-starke Catharina, Rhode's Tochter, und die komische Person desselben, den Schneider und während der in Königsberg wüthenden Pest, die im zweiten Bande geschildert wird, auch Todtengräber, Klaus Bollermann, den wir gleich im ersten Abschnitt des ersten Bandes in einer Volksscene, welche an die Exposition von Goethe's Egmont erinnert, als politischen Redner kennen lernen.

Eine Vergleichung zwischen Max Ring's Roman: „Die Kinder Gottes" und dem besprochenen anzustellen, wäre unpassend; Stoff, Tendenz und Diction Beider sind durchaus verschieden; der Verfasser hat bei dem Letzteren stets berücksichtigt, für welche Leser er zu schreiben hatte. So sind denn z. B. die synkretistischen Streitigkeiten, die in „Königsberg zu vielfachen Reibungen zwischen den Schülern des Calixtus, Lattermann, Behm und Dreier und den streng-orthodoxen Geistlichen, namentlich Mielenz, Veranlassung gaben, nur kurz berührt.

Dem dritten Bande entnehmen wir die Unterhaltung des Kurfürsten mit dem im Schloße in Haft gehaltenen Schöppenmeister:

„Der Gefangene war auf seinem Sessel eingeschlafen. Die Müdigkeit hatte ihn übermannt und der erschöpfte Körper war der Gewohnheit auch hier unterlegen. Bei dem matten Scheine des mitgebrachten Lichtes betrachtete der Kurfürst seinen Gegner lange mit prüfenden Blicken. Das Gesicht des Schöppenmeisters wurde grad von dem Strahl der Laterne getroffen und leuchtete wie von einer Glorie umgeben. So sah er eher einem Apostel, einem Märtyrer ähnlich, als einem gefürchteten Verbrecher. Auch der Kurfürst schien von Achtung ergriffen zu sein und zögerte, den Schlummernden zu wecken, dem der Schlaf etwas vom Heiligen verlieh. Geblendet von dem glänzenden Schimmer schlug Rhode von selbst die Augen auf und starrte nach der Gestalt, welche er im Hintergrunde seines Gefängnisses bemerkte.

Digitized by Google

Wer sucht mich? sagte er, indem er träumerisch und fast erschrocken in die Höhe fuhr.

Ich selbst, kein Herr, entgegnete der Kurfürst mit erhabener Stimme.

Nur einen Augenblick war der Schöppenmeister überrascht, doch schnell gefaßt verbeugte er sich tief, und nicht ohne einen Anstrich von leisem Spott sagte er: Eure Hoheit haben eine schlechte Zeit und einen noch schlechteren Ort gewählt. Verzeiht, wenn ich den hohen Besuch nicht so empfangen kann, wie er es verdient. Doch tragt ihr selbst die Schuld.

Nicht ich, Schöppenmeister, sondern euer eigener Wille. Ihr habt die Gnade ausgeschlagen, die ich euch angeboten. Ich schätzte euch nach eurem wahren Werthe und wollte euch selbst unter die Zahl meiner Räthe aufnehmen. Ihr aber habt trotzig und schnöde meine Anerbietungen zurückgewiesen. Bei Gott, ich hab' es gut mit euch gemeint, doch ihr habt mir nur schlecht vergolten.

Ich stand im Dienste der Stadt, deren Rechte und Privilegien ich gegen Jedermann zu wahren hatte.

Und seid ihr denn selbst so fest überzeugt, daran Recht gethan zu haben? Diese Freiheiten stammen aus den Zeiten der Barbarei und begünstigen nur einzelne bevorzugte Klassen, die sich wieder untereinander befehden und zu unterjochen suchen. Die Steuern lasten auf dem Landmann und dem Bürger fast nur allein, während der Adel frei ausgeht. Das Wohl des Landes muß unter diesen ewigen Streitigkeiten leiden. Wie viele Landtage sind vergebens abgehalten worden, weil die Stände sich oft über die dringendsten Punkte nicht zu einigen vermochten. Während der Feind das Land verwüstete, stritten sie über die Bewilligung von Truppen und Geldern sich herum und faßten Beschlüsse, wenn die Zeit längst vorüber war, dieselben auszuführen. Bei solchem Unwesen muß jeder Staat zu Grunde gehn. Seht doch nach Frankreich, wo der Widerstand der alten Feudaleinrichtungen gebrochen ist und die einzelnen Bestandtheile in Eins verschmelzen, welche Macht entwickelt dieses Reich unter einem Könige, welcher der Souverain seines Landes ist. Beherrscht nicht Ludwig der Vierzehnte durch diese glückliche Stellung das ganze übrige Europa, welches noch an dem mittelalterlichen Ständewesen klebt? Er besitzt ein Heer, das nur ihm allein gehorcht und seine Befehle mit Sturmeseile vollzieht. Da giebt es kein Zögern und Bedenken, wie bei uns. Mit jedem Tage wächst die Macht dieses Fürsten, welcher der übrigen Welt seine Gesetze vorschreibt. Der Wohlstand des Landes, durch ihn geweckt, wird immer größer und blühender. Handel und Kultur gewinnen auf seinen Wink einen nie geahnten Aufschwung. Künstler und Gelehrte verbreiten Glanz an einem Hofe, an dem ein wahrer König, wie die Sonne, Licht und Leben ringsumher verbreitet. Und das ganze Geheimniß dieses wunderbaren Aufschwunges, den Frankreich genommen, liegt in der Souverainität, welche ihr, Schöppenmeister, mir zu eurem und des Landes Verderben streitig machen wollt.

Ich kann nicht anders, entgegnete Rhode, fast erschüttert von der überzeugenden Rede des Kurfürsten. Wir haben unsere Freiheiten von den Vätern ererbt, die sie mit ihrem Blute sich erworben haben. Gern will ich zugestehn, daß mancher Mißbrauch ihnen anhängt, manch schädliche Folge daher rührt, aber dürfen wir darum leichtsinnig das Gute vergessen und aufgeben, das sie uns gewährt? Wie eine feste Mauer, wie ein Bollwerk, erheben sich unsere Privilegien der Willkür gegenüber. Wohl möglich, daß der Bau hier und da schadhaft geworden, oder uns die bessere Aussicht raubt. Aber dürfen wir um solcher unbedeutenden Mängel willen unsern Schirm muthwillig einreißen? Lieber wollen wir die Risse und Spalten ausbessern und hier oder da ein Stück abtragen, wo es Noth thut, doch das Ganze zerstören, nimmermehr! Wohl mag die Souverainität manche Vortheile bringen, wie das Beispiel Frankreichs lehrt, aber was den Franzosen gut ist, wird es auch den Deutschen frommen? Wir waren und sind von Ewigkeit her ein freies Volk und der Kaiser selbst geht bei uns nur aus der Wahl hervor, und weil es also ist, wird kein Herrscher in Deutschland mit solcher Willkür schalten, wie dieser französische Ludwig, der seine Unterthanen, wie der Hirt seine Heerde, nur fett macht, um sie bei gelegner Zeit abzuschlachten und Alles wieder nimmt, was er ihnen gab. Wir aber wollen keine Heerde sein, Herr Kurfürst. Zwischen uns und unserm Regenten fand seit ewiger Zeit ein anderes Verhältniß statt. Nicht der blinde Gehorsam, sondern die Treue band uns einander fest. Weil wir mitthaten, darum durften wir auch mitrathen. Darum muß ich gegen euch kämpfen. Ich darf nicht wanken und weichen von dem, was mir, wie ein kostbares Kleinod anvertraut worden ist. Darauf will ich leben und sterben, bis zum letzten Augenblicke.

Der Kurfürst hatte die Rede des Schöppenmeisters mit steigendem Interesse angehört, dennoch schüttelte er zu Ende unmuthig sein Haupt.

Und um die deutsche Freiheit zu bewahren, habt ihr den Polen in das Land gerufen? sagte er mit gerunzelter Stirn.

Das that ich, weil der Pole unser Lehnsherr ist, weil er unsere Privilegien zu schützen verpflichtet ist.

Er hat seine Rechte über euch mir durch den Vertrag zu Welau abgetreten.

Doch nur *seine* Rechte, denn er konnte euch nicht mehr geben, als er selbst besaß und selbst dieses nicht, bevor er uns gefragt. Ein Volk ist nicht wie ein Stück Erdreich oder Vieh, das willenlos den Besitzer wechselt und aus einer Hand in die andere geht. Ohne Zustimmung der Stände konnte Polen uns nicht an Brandenburg überlassen. Noch gehören wir der Republik und bevor wir nicht freiwillig uns von derselben trennen und diese uns aus ihrem Lehnsverband entlassen hat, kann kein Fürst der Welt die Huldigung von uns verlangen.

Wenn aber Polen euch vom Schwure löst?

Dann müssen noch die Stände ihre Einwilligung geben.

Sie werden es thun.

Wenn eure Hoheit ihre Rechte und Privilegien bestätigt hat.

Unter keiner andern Bedingung würdet ihr, Herr Schöppenmeister, mir huldigen und die Andern auffordern, eurem Beispiele Folge zu leisten?

Nimmermehr.

Ist das euer letztes Wort?

So wahr mir Gott helfe.

Bedenkt, was ihr sprecht. Euer Leben ist in meiner Hand.

Ihr könnt es nehmen, doch um diesen Preis verrathe ich die gute Sache nicht.

Ich achte euch hoch, rief der Kurfürst, unwillkürlich bewegt, und ungern, nur gezwungen würde ich zu strengerem Verfahren

Digitized by Google

gegen euch greifen. Bedenkt, was ihr thut. Noch ist es Zeit. Unterwerft euch und ich will euch meine Gnade wieder zuwenden.

Da richtete sich der Schöppenmeister, der bisher vor dem Fürsten in gebeugter Stellung verharrte, in seiner ganzen Länge auf. In seinem Auge leuchtete das Feuer der reinsten Ueberzeugung, seine blassen Wangen rötheten sich, und mit kräftiger Stimme entgegnete er fest und entschlossen: Ich hoffe meine Loslassung, Herr Kurfürst, von euer Gerechtigkeit, von euer Gnade verlang' ich nichts."

Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig.

H.

Miscellen.

Mitte vorigen Jahres hatte Großbritannien und Irland nach officiellem Ausweis 380 Papiermühlen, von welchen 304 England, 28 Irland und 48 Schottland angehörten.

Ein amerikanisches Blatt, New York Tribune, enthält ein Schreiben von einem angeblichen Wallfischjäger, der endlich das Ungeheuer, die große Seeschlange (welche so oft den amerikanischen Blättern hat aushelfen müssen, wenn es ihnen an Stoff fehlte), getödtet und gefangen haben will. Seiner Angabe nach war sie 103 Fuß 7 Zoll lang und maß 19 Fuß 1 Zoll um den Nacken, 24 Fuß 6 Zoll um die Schulter und 49 Fuß 4 Zoll um den dicksten Theil des Leibes. — Der Londoner Globe druckt einen großen Theil des amerikan. Artikels nach, als ob die Sache — baarer Ernst wäre, da sie doch wahrscheinlich wieder ein Humbug, nur in etwas veränderter Gestalt ist.

Der Kaiser von Rußland hat auf Ansuchen der brittischen Regierung an sämmtliche Behörden längs der östlichen Küsten Sibiriens und des russischen Amerika den Befehl ergehen lassen, der Privat-Expedition unter der Leitung des Capt. Beatson zur Aufsuchung von Sir John Franklin allen ihnen möglichen Beistand zu leisten.

Der größte Baum der Welt. In Vondimensland soll nach einem glaubwürdigen Botaniker eine Baumart wachsen, wovon einige die Höhe von 300 Fuß erreichen. Sie heißen Sumpfgummibäume oder nach Anderen Gigantea, deren adstringirende Rinde der Colonie die Lohe liefert. Nach den Messungen, die man mit einem dieser Bäume angestellt hat, der zerbrochen und verfault dalag, ergab sich, daß er bis zu den ersten Zweigen 220 Fuß lang war, und von hier bis zu dem Ende des noch vorhandenen Stammes noch weitere 64 Fuß, so daß der Baum, ehe der Wipfel abgebrochen war, seine 300 Fuß messen mußte. Am Fuße des Stammes betrug der Durchmesser 30', und bei dem ersten Ast, also in einer Höhe von 220 Fuß, noch 12'. Nach einer ziemlich genauen Berechnung muß sein Gewicht 440 Tonnen oder 8000 metrische Centner betragen.

Der Kuhbaum in Brasilien. In der Gegend von Rio findet sich ein ganz merkwürdiges Erzeugniß. An kahlen Felswänden erblickt man einen Baum mit dürren, lederartigen Blättern, dessen Wurzeln kaum in die Felsenspalten eindringen. Dies ist der Kuhbaum oder Palo de Vaca. Während mehreren Monaten des Jahres, wo kein Regen sein Blätterwerk erfrischt, scheinen die Zweige wie todt und vertrocknet, aber wenn man den Stamm anbohrt, fließt eine süße nährende Milch heraus. Bei Sonnenaufgang ist diese vegetabilische Quelle am reichsten. Man sieht dann von allen Seiten die Schwarzen und Eingebornen herbeikommen mit großen Krügen, um die Milch aufzufangen, welche bald gelb wird und auf der Oberfläche sich verdichtet. Die einen trinken sie unter dem Baum, die andern bringen sie ihren Kindern heim — man glaubt die Familie eines Hirten zu sehen, der die Milch seiner Heerde vertheilt. Die Einwohner behaupten, an der Farbe und der Dichtigkeit des Blätterwerks die Bäume zu erkennen, welche am meisten Saft enthalten, wie der Hirte an äußern Zeichen eine gute Milchkuh erkennt. Dieser Baum, einer der größten in den brasilianischen Wäldern, wird auch zum Schiffsbau gesucht. Man kann den Saft statt der gewöhnlichen Milch im Thee und Coffee anwenden.

Neue Art von Publication. Man läßt in Paris wie in London Leute mit einer Art von Chorrock herumgehen, der mit Ankündigungen bedeckt ist; kürzlich sah man auf den Boulevards sogar ein mit Ankündigungen bedecktes Pferd, das ein Reitknecht am Zügel führte.

Ein merkwürdiges Naturspiel ist eine im vorigen Jahre unweit Kabow im Mecklenburgischen gefundene Kartoffelknolle, die in allen Einzelnheiten einer Kinderhand vollkommen ähnelt, und bei der selbst die Nägel deutlich angegeben sind; auch die Adern und Linien fehlen nicht. Die Kartoffel gehört nicht zu den sogenannten buntwächsigen Sorten, sondern, was noch auffallender ist, zu den gelben Eierkartoffeln.

Die Bananen. Die vorzüglichste Eigenschaft dieser Frucht ist, daß sie nicht verdirbt. Man hatte zu London im Krystallpalast welche ausgestellt, die 20 Jahre alt und doch noch ganz frisch waren. Drei Dutzend Früchte genügen zum Unterhalt eines Mannes eine Woche hindurch und ersetzen das Brot, ja sie nähren mehr als dies Nahrungsmittel. Man siedet sie oder röstet sie unter der Asche und ißt sie mit Fisch, Fleisch oder Mehl; in Stücke zerschnitten, backt man sie mit Oel oder Butter; endlich kann man sie als getrocknete Früchte essen. Läßt man sie im Wasser gähren, so geben sie ein geistiges Getränk, das mit dem besten bekannten Cider Aehnlichkeit hat. Die jungen Knospen der Pflanze werden als Gemüse verzehrt, das eben so gesund als angenehm ist. Das Vaterland der Bananen ist Amerika, und die Bewohner der Tierra Caliente von Mexico kennen schon lange ein Verfahren, die Bananen auf eine Art zu bereiten, daß sie ausgeführt werden können.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 23. Sonnabend, den 20. März. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 177

Literatur:

Böhmische Rosen. Czechische Volkslieder übersetzt von Ida von Düringsfeld, Verfasserin von Schloß Goczin ..... " 181

Miscellen ..... " 184

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Vorbereitungen zur Revolution vom 10. August.

Der Leser hat nun die Girondisten kennen gelernt; er hat sie, der Poesie entkleidet, womit die Legende sie geschmückt hatte, in der tenuigen und vulgairen Wirklichkeit ihrer Philosophie, Politik und Leidenschaften gesehn. Es wird ihnen nun, durch Thatsachen belehrt, vor Phantasieen gesichert, mit Nutzen bei den Vorbereitungen und der Ausführung der Revolution vom 10. Aug. folgen können.

Die Bevölkerung von Paris war dem Ueberfall des Tuilerienschlosses, so wie den plumpen Insulten, womit der König und die Königin an dem abscheulichen Tage vom 10. Juni 1792 überhäuft worden waren, fremd geblieben, und die Stadt fand sich durch dies Attentat, welches von den Girondisten geleitet und von Elenden, der Hefe der Vorstädte und der Barrieren, einige bezahlt, andere fortgerissen, ohne zu wissen wohin, ausgeführt worden war, in der That gedemüthigt und empört.

„Nichts war gewöhnlicher, als diese Art von Täuschung", sagt Meillan. „Man ließ die Sectionen, die Vorstädte reden, setzte sie in Bewegung, ohne daß sie wußten warum. Wir sahen eines Tages die Vorstadt Sct. Antoin, 8 bis 9000 Köpfe stark, heranziehen. Nun, diese Vorstadt Sct. Antoin bestand aus etwa funfzig Banditen, die in dem Stadtviertel kaum bekannt waren, die aber auf ihrem Wege Alles aufgegriffen hatten, wessen sie in den Werkstätten und den Laden ansichtig geworden waren, um eine imponirende Masse zu bilden. Diese armen Schelme hielten sodann, sehr gelangweilt, ohne zu wissen, warum sie hergeführt worden waren, und mit Ungeduld von ihren Führern die Erlaubniß erwartend, sich wieder wegbegeben zu dürfen, auf dem Vendome-Platz."

„Man ging noch weiter. Eines Tages erschienen vorgebliche Deputirte der acht und vierzig Sectionen in der Versammlung. Ihr unerwarteter Besuch erregte aber Verdacht, und man verlangte ihre Vollmachten zu sehen. Nur dreizehn oder vierzehn konnten deren aufweisen, und diese hatten dieselben von Wühlern bekommen, welche sich das Recht, die Sectionen vorzustellen, anmaßten. Und das nannte man die öffentliche Meinung, den Schrei der Nation!"

Die allgemeine Stimmung der Gemüther, einen König, eine Königin und ihre Kinder zu beklagen, die in ihrem mit Attschlägen geöffneten Palaste mit unwürdigen Kränkungen überhäuft worden waren, wurde durch eine von dem Minister des Innern, Herrn Tercier de Mouciel, entworfene Proclamation des Königs, in welcher die erhabensten und edelsten Gefühle auf's einfachste und würdevollste ausgedrückt waren, wunderbar angeregt.

„Die Franzosen", so lautete die Proclamation, „werden nicht ohne Kummer vernommen haben, daß ein von einigen Aufwieglern verleiteter Haufen mit bewaffneter Hand in die Wohnung des Königs gedrungen ist, Kanonen bis in den Saal der Garden geschleppt, die Thüren seines Gemaches mit Axthieben eingeschlagen, und dort, den Namen der Nation in abscheulicher Weise mißbrauchend, den Versuch gemacht hat, mit Gewalt die Sanctionirung zu erhalten, welche von Sr. Maj. nach constitutioneller Befugniß zweien Decreten versagt worden war."

„Der König hat den Drohungen und Insulten der Aufwiegler nur sein Gewissen und seine Liebe für das öffentliche Wohl entgegen gesetzt."

„Der König weiß nicht, wie weit sie es zu treiben gesonnen seyn mögen; aber er fühlt sich gedrungen, der französischen Nation zu sagen, daß Gewalt, zu welchen Excessen sie sich auch verleiten

Digitized by Google

lassen möge, ihm nie die Einwilligung zu irgend etwas entreißen wird, das er dem öffentlichen Interesse zuwider halten könnte."

„Er stellt ohne Bedauern seine Ruhe, seine Sicherheit bloß; er opfert selber ohne Leid die Rechte, welche allen Menschen gehören, und welche das Gesetz bei ihm wie bei allen Bürgern sollte respectiren machen; es liegen ihm aber als erblichen Repräsentanten der französ. Nation ernste Pflichten ob, und wenn er auch seine Ruhe zum Opfer bringen kann, wird er doch seine Pflichten nicht opfern."

„Wenn Diejenigen, welche die Absicht haben, die Monarchie über den Haufen zu werfen, noch eines Verbrechens mehr bedürfen, mögen sie es vollführen. In der kritischen Lage, worin sie sich befindet, wird der König allen constitutionellen Behörden ein Beispiel des Muthes und der Standhaftigkeit geben. Demzufolge befiehlt er allen administrativen Körperschaften und Municipalitäten, über die Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu wachen."

„Gegeben zu Paris, den 22. Juni 1792."

In dieser bewundernswürdigen heiteren Ruhe Ludwigs XVI. lag keineswegs etwas Gekünsteltes oder Uebertriebenes. „Er war", sagt einer der Minister jener Zeit, „von sehr schwachem Charakter, doch hatte er eine große Standhaftigkeit, die man vielmehr eine große Resignation nennen könnte. Von da ab hat er mehrere Male mit Dumouriez über seinen Tod als ein Ereigniß gesprochen, das ihm ahnte, und er that das mit der größten Kaltblütigkeit."

Paris stand noch nicht unter dem Schrecken, in welchen die ungestraft gebliebenen Septembermetzeleien und die wilde Tyrannei der revolutionnairen Ausschüsse die Bevölkerung versenkten; der König war noch geliebt, und in der guten und wahren Bedeutung des Wortes selbst populair; auch fanden seine Worte einen Widerhall in allen würdigen und stolzen Gemüthern und in allen edelichen Seelen. „Es fand", sagt Röderer, „eine große Bewegung zu Gunsten des Königs in der Meinung der Majorität der Bewohner von Paris und in der Opposition selber statt. Der allgemeine Unwille exaltirte sich gegen die Aufwiegler durch die Mittheilung der Eindrücke, welche die Ereignisse vom 20. auf einen Jeden gemacht hatten."

Diese Bewegung der öffentlichen Meinung gab sich gleichzeitig in den Provinzen und zu Paris kund. Die Directorien der Departements schickten energische Adressen an den König, und unter den ersten, die eingingen, zeichneten sich die des Indre- und des Somme-Departements aus.

„Man ist dem Könige", sagte die Wahl-Administration des Somme-Departements, „Dank schuldig für die Standhaftigkeit, die er bei dem aufrührerischen Auflauf vom 20. dieses Monats, wo er die Würde der Nation behauptet, bewiesen hat, indem er auf Gefahr seines Lebens sich geweigert, den Drohungen eines gegen das Gesetz bewaffneten Haufen Gesindels nachzugeben, und mit Muth das Recht handhabt, welches ihm die Constitution, deren Obhut ihm speciell anvertraut ist, gewähret. Demzufolge sollen sofort zwei Deputirte des Directoriums des Departements nach Paris abgesandt werden, um Se. Maj. dessen Huldigung, dessen Anhänglichkeit und das Zeugniß der öffentlichen Dankbarkeit auszudrücken."

„Diese Deputirten sollen dem Directorium täglich Bericht über die Umtriebe und Anschläge der Aufwiegler erstatten, über die Erhaltung der Person des Königs und seiner Familie wachen, und, wenn es seyn muß, ihm zur Seite für seine Vertheidigung und das Heil des Staates fallen; sie sollen die Hülfe der Nationalgarden der zwei hundert Bataillons dieses Departements für den Fall anbieten, daß die Nationalgarde von Paris nicht hinreichend wäre, das Leben des Königs und die Freiheit des gesetzgebenden Corps sicher zu stellen. Das Directorium erklärt zugleich, daß die Bürger Nationalgardisten dieses Departements von nun ab in den Stand einer permanenten Requisition gestellt sind."

Es ist dies eine Sache, die schon bemerkt zu werden verdient, und die darthut, bis zu welchem Punkte die Factionen bereits über das Land verfügten. Es dürfte nirgends mehr monarchische Gesinnung und Willen zu finden seyn, als sich in dieser Adresse des Somme-Departements ausspricht. Die Sprache der immensen Majorität der Departemental-Administrationen, die damals wie bekannt sämmtlich gewählt waren, lautete ganz eben so, so daß das offenkundigste revolutionnaire Journal der damaligen Zeit, das von Prudhomme, erklärte, diese Adressen lauteten zu einstimmig, um nicht verabredet zu seyn.

„Die Gleichmäßigkeit der Worte und der Principien", sagt er, „die man in den Adressen dieser Departements wahrnimmt, und die angebliche Proclamation des Königs zeigen, daß man sich augenblicklich derselben Manövre bedient, die man s. Z. in der constituirenden Versammlung angewandt hat, um die gräuliche Schlächterei auf dem Marsfelde canonisiren zu lassen .... Aber wenn auch alle Administrationen insgesammt sich einfänden, um dem Veto das Wort zu reden und die heilsamen Volksbewegungen zu verläumden, welche Wirkung könnte man von dieser administrativen Intervention erwarten? Die Administratoren sind nicht das Volk, das Volk allein ist souverain."

Während diese, von dem energischesten Geist der Monarchie, der Ordnung und der Achtung der Gesetze dictirten, Adressen in Paris einliefen, erhielt eine, am 25. Juni bei sechszehn Notaren der Hauptstadt ausgelegte Petition, in welcher von der gesetzgebenden Versammlung dieselben Gesinnungen ausgesprochen wurden, die Unterschriften von 16,000 der angesehensten Einwohner. Dieselbe lautete:

„Die unterzeichneten Bürger theilen Ihren Kummer über die Ereignisse, welche sich vorige Mittwochen in der Wohnung des erblichen Repräsentanten der Nation zugetragen haben und die sie gerne um den Preis ihres Blutes abgewendet hätten."

„Die Nationalgarde, sowohl diejenige, welche im Schlosse war, als diejenige, welche die Reserve eines jeden Stadtviertels bildete, ist mit einem an Verzweiflung gränzenden Leidwesen in der Lage gewesen, sich ohne alle Ordres des Commandanten zu sehen, und hat dem nicht aus sich selbst abhelfen können, wenn sie nicht alle Gesetze der Disciplin, wovon sie das Beispiel zu geben schuldig ist und stets gegeben hat, verletzen wollte."

„Wir fordern Sie auf, die ganze Energie Ihres Eifers zu entwickeln, um den Schimpf abzuwaschen, welcher der Nation durch die Attentate mehrerer Bürger aufgedrückt werden würde, von welchen einige im höchsten Grade straffällig, die meisten aber hintergangen, irregeführt, verleitet worden sind. Wir fordern Sie auf, das Benehmen der Urheber, Anstifter und Häupter des Auflaufs, so wie das des Maire's und der Municipalbeamten, welche

Digitized by Google

das Oeffnen der Schloß-Alleen und des Schlosses selber befohlen haben, auf's Strengste in's Auge zu fassen."

„Bedenken Sie, meine Herren, in wie vielerlei Weise das Gesetz und die Constitution verletzt worden sind; bedenken Sie, welch ein Schauspiel Paris, der Ort Ihrer Residenz und der Residenz des Königs, am Mittwochen den 83 Departements und Europa gegeben hat; sehen Sie, wozu Ihre Eigenschaft als Repräsentanten der Nation und die Pflicht als Gesetzgeber, deren Treue die Bewahrung der Verfassung anvertraut worden ist, Sie verpflichtet."

Die gesunden und redlichen Theile der Gesellschaft, durch die immensen Veränderungen, die seit 1789 ausgeführt worden, zufriedengestellt, an die Aufrechthaltung der ersten, mit so vielem Pompe ausgearbeiteten und unter so vielen Verheissungen eingeführten, Constitution haltend, des schmählichen Joches der Clubs überdrüssig, und nicht einsehend, daß sie ein Werkzeug der Herrschaft waren, deren sämmtliche ehrsüchtige Schichten, bis zu denen der Gosse herab, sich eine nach der anderen zu bedienen trachteten, sprachen, wie man sieht, den festen Entschluß aus, die Wühler in Zaum zu halten und zu bestrafen.

Die Einmischung der Girondisten in die Emeute vom 10. August, die sträfliche Connivenz des Maire Petion und des Gemeinde-Procurators Manuel waren so handgreiflich, daß eine nur halbentschlossene Regierung, die sich so offen von der öffentlichen Meinung unterstützt sah, die ganze Partei in der Person ihrer Häupter hätte vernichten und ehrlos machen können. „Petion", sagt Röderer, „der bis dahin ein Anhänger ohne Leidenschaft und ein Vertrauter ohne Complicität der Faction gewesen war, weil er noch immer auf den Wiedereintritt seiner Freunde in's Ministerium gerechnet hatte, wurde von dem Augenblick an, wo er voraussehen konnte, daß die Faction angegriffen, er aus derselben am ärgsten mitgenommen werden und für sie würde bezahlen müssen, ein erklärter Feind des Königs."

Was damals die Stärke der Revolutionnaires ausmachte, das war die furchtbare Organisation, welche die Clubs unter der Constituante erhalten hatten, und die Schwächung der executiven Gewalt, welche von der Begeiffslehre in die Constitution eingeführt worden war. Dazu kam noch, daß diejenigen, die Ludwig XVI. im Jahr 1792 vertheidigten, dieselben Leute waren, die ihn im Jahr 1789 verhöhnt hatten, so wie die Unterzeichner der gegen die Meuterer vom 20. Juni gerichteten Petitionen die öfteren Meuterer vom 14. Juli und 6. October waren. Die erst aufgetretenen Ehrsüchtigen und unruhigen Köpfe, welche nicht bedacht hatten, daß die von ihnen geöffnete Bahn auch Anderen dienen konnte, verlangten laut die Züchtigung der unruhigen Köpfe und Ehrsüchtigen zweiten Ranges, durch welche sie nun ihrerseits verjagt wurden, und die sich zu dem Ende derselben Mittel bedienten, deren sie sich gegen die Monarchie bedient hatten.

Der Leser würde diesem Verfahren der Voreltern, die Verschwörer der Constituante durch die Verschwörer der Legislative, die Sieger der Bastille durch die Sieger vom 10. August, Bailly durch Petion, Lafayette durch Santerre zu bestrafen, nur Beifall zollen können, wenn nicht Frankreich, das festgnirte Opfer dieser schändlichen Umtriebe, die Demagogie Collot's d'Herbois eben so ertragend, wie es sich den Philosophismus des Sieyes hatte gefallen lassen, verdammt gewesen wäre, dem letzten Sieger, wer er auch seyn mochte, in diesem unaufhörlichen und grausigen Kampfe, wo die Guillotine in die Stelle des Degens getreten war, als Preis zuzufallen.

Petion, der am bedrohetsten war, begann den Widerstand gegen die Entfesselung der öffentlichen Meinung, indem er den König durch die Lüge, d. h. auf einem Felde angriff, wo man stets sicher ist, die Volksleidenschaft hinzuziehen.

Am Tage nach der Emeute vom 20. Juni erfuhr man, daß abermals ein Volkshaufe durch die Straße Saint Honore gegen das Schloß im Anzuge war. „Der König hatte mich durch ein eigenhändiges Billet in's Schloß beschieden," sagt Röderer. „Ich begab mich dahin, und fand ihn, so wie die Königin, in großer Aufregung. Es war ihnen angezeigt worden, daß ein ähnlicher Volkshaufen wie der vom vorherigen Tage gegen das Schloß heranzöge. Der König fragte mich, ob es nicht gerathen sey, daß ich mich an die Barre der Versammlung begäbe, um von ihr eine Deputation zu erlangen."

Zu jener Zeit war der König gänzlich entwaffnet. Die Girondisten hatten am vorherigen 29. Mai die Auflösung seiner constitutionellen Garde verfügt, und deren ehrwürdigen Commandanten, den alten Marschall von Cosse-Brissac, vor den hohen nationalen Gerichtshof zu Orleans stellen lassen, um dornach zu den Septembermördern zurückgeführt zu werden. Paris wurde immerwährend von immensen Banden durchkreuzt, welchen Fahnen vorangetragen wurden, und an deren Spitzen sich Volksredner befanden. Die, seit drei Jahren von den Clubs beherrschten, Versammlungen hatten die Meinung aber dermaßen verkehrt und den gesunden Menschenverstand so weit heruntergebracht, daß man, um diesen ambulanten Emeuten zu steuern, nichts Besseres anzugeben wußte, als Deputationen der Versammlung abzuschicken, welche diese Banden *ersuchen* mußten, aus einander zu gehen.

Dies Verfahren, mit der Insurrection wie Macht gegen Macht zu unterhandeln, schrieb sich von 1789 her. Am 22. Juli hielt La Fayette, an der Spitze von 2000 Gensdarmen, eine pomphafte Rede, in welcher er von seinen Thaten in Amerika sprach, an die Banditen, welche Faulon an die dreifüßigte Laterne des Greveplatzes hingen, und er konnte dieselbe schon ausdehnen, denn der Strick riß zwei Mal, und einer der Dilettanten-Henker mußte erst hingehen, um einen neuen zu kaufen. Am 23. Juli fand La Fayette es nicht ausreichend, die Mörder von Berthier zu haranguiren: er warf sich vor ihnen in die Kniee. „Der Herr von La Fayette", sagt der Moniteur, „*eilt herbei, wirft sich in die Knie, und sieht das Volk, vor ihm auf sein Antlitz niedergeworfen, um Erbarmen an.* La Fayette hat zwar 60,000 Mann Nationalgendarmen unter seinem Befehl, aber gehorchen thut er den 1200 Mitgliedern des Jacobinerclubs!"

Um den Volksauflauf in der Straße Saint-Honore zu haranguiren, geschah es also, daß Ludwig XVI. eine Deputation der Versammlung verlangen wollte; man kann sich aber von der gewohnten Wirksamkeit dieser Mund-Intervention einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß sämmtliche Deputirte Mitglieder der Clubs waren; daß die Hälfte von ihnen mit in der Verschwörung der Girondisten verwickelt war, und daß die Versammlung es nicht gewagt haben würde, die Populace, die ihr als Werkzeug der Unterdrückung des Thrones diente, bis dieselbe zuletzt ein Werkzeug der Proscription gegen sie selber ward, zu ver-

Digitized by Google

stimmen. Diesmal besser gelaunt, hatte die Emeute sich auf der Höhe der Straße des dürren Baumes auf eine Rede Petions gutwillig zerstreut, und der zur Versammlung berufene Maire sagte zu derselben: „Ich füge mich den Befehlen der Versammlung. Ein an sie gerichtetes Schreiben kann ihr einige Unruhe gemacht haben; die Allarmirungen sind jedoch zu gutem Glücke unbegründet; die Obrigkeit hat, wie immer, ihre Pflicht gethan, und es wird die Zeit kommen, wo man ihr Gerechtigkeit wird widerfahren lassen."

In diesen Worten Petion's sprach sich schon einige Bitterkeit aus. Da er sich von der öffentlichen Meinung angeklagt sah, so suchte er seinen gewaltigen Fehler vom vorherigen Tage durch seinen augenblicklichen leichten Erfolg zu bemänteln.

Gegen 8 Uhr begab Petion sich nach den Tuilerien, zu dem Könige, der sich in seinem Cabinette befand, und die Königin nebst einigen anderen Personen bei sich hatte. „Der König", sagt Röderer, der diesem Auftritte beiwohnte, „drehte sich nach ihm herum, und Petion trat herbei. Er redete den König mit folgenden Worten, die ich wohl behalten habe, an:

„Sire, wir haben vernommen, daß man Sie von einem Volkshaufen benachrichtigt hatte, der gegen das Schloß im Anzuge sey. Wir kommen, um Ihnen anzuzeigen, daß dieser Volkshaufen aus unbewaffneten Bürgern besteht, die einen Maibaum aufpflanzen wollen. Es ist mir bekannt, Sire, daß das Benehmen der Municipalität verläumdet worden ist; Sie sollen es aber kennen lernen."

— „Ganz Frankreich muß es kennen lernen," antwortete der König. „Ich klage niemand speciell an, ich habe aber Alles gesehn."

Petion erwiederte:

„Das soll geschehen; und wenn die Municipalität nicht so vorsichtige Maaßregeln genommen hätte, so hätten weit bedauerlichere Ereignisse eintreten können."

Hier nahm der König das Wort; doch fuhr Herr Petion, ohne auf ihn zu hören, in seiner Rede fort, so, daß der König und er eine Zeitlang zugleich sprachen. Was sie einander gesagt haben, habe ich nicht verstehen können, außer folgende letzten Worte Petion's: „Nicht Ihrer Person wegen, weil Sie wohl wissen können, daß dieselbe stets respectirt werden wird, aber ...." Hier riß dem Könige die Geduld, und er sagte in einem entschiedenen Tone und mit sehr kräftiger Stimme: „Schweigen Sie!" — Nach einem Augenblicke Schweigens begann der König wieder:

— Heißt es dieselbe respectiren, wenn man bewaffnet bei mir eindringt, mir die Thüren einschlägt und meine Wache forcirt? Das gestern Vorgefallene ist ein wahrer Scandal für die ganze Welt gewesen!

„Sire," nahm Petion wieder das Wort, und sagte: „ich kenne den Umfang meiner Pflichten und meiner Verantwortlichkeit."

— Thun Sie Ihre Schuldigkeit, sagte darauf der König in einem streng gebieterischen Tone. Sie haften für die Ruhe von Paris. Adieu! — Darauf kehrte der König ihm den Rücken zu und zog sich zurück.

Es wird schwerlich niemand, der die Beschreibung der Unwürdigkeiten gelesen hat, welche Ludwig XVI. am 20. Juni in seiner geschändeten Wohnung und im Beisein der Municipalbehörden, die diesen schändlichen Beleidigungen ruhig zusahen, hatte erdulden müssen, finden können, daß der König in seinen Vorwürfen zu weit gegangen sey. Es war in der That eine sonderbare Manier, seine Person zu respectiren, daß man mit Kanonen in seine Wohnung einfiel und deren Thüren mit Axthieben erbrach; und noch sonderbarer war die Weise, in welcher der Maire seine Pflichten begriff, indem er eine solche Verletzung der constitutionellen Rechte Ludwigs XVI. als König, als Bürger und als Mensch zugab. Petions Eitelkeit war größer als seine Loyalität, und da er dem Könige gegenüber in den Tuilerien augenscheinlich im Nachtheil gewesen war, so nahm er darnach seine Maaßregeln, um in der Oeffentlichkeit gegen ihn im Vortheil zu seyn.

Zu dem Ende richtete er den Auftritt nach seinem Gefallen ein, und die revolutionnairen Blätter gaben dann die verfälschte Unterredung fast mit denselben Worten. Die Version des Manitenes lautete:

„Unterredung des Herrn Maire von Paris mit dem Könige, am 21. Juni um 8 Uhr Abends und im Beisein von zwei Municipalbeamten und ungefähr sechzig anderen Personen.

Der König. Nun, Herr Maire, ist die Ruhe in der Hauptstadt hergestellt?

Der Maire. Sire, das Volk hat Ihnen Vorstellungen gemacht; nun ist es ruhig und befriedigt.

Der König. Sie müssen gestehen, mein Herr, daß das gestern ein sehr scandalöser Tag gewesen ist, und daß die Municipalität nicht Alles, was sie hätte thun sollen, zur Abwendung des Scandals gethan hat.

Der Maire. Sire, die Municipalität hat Alles gethan, was sie thun konnte und mußte. Sie wird ihr Benehmen an die Oeffentlichkeit bringen, und die öffentliche Meinung mag dann darüber entscheiden.

Der König. Sagen Sie vielmehr die ganze Nation.

Der Maire. Sie fürchtet auch das Urtheil der ganzen Nation nicht.

Der König. In welcher Lage befindet sich die Hauptstadt augenblicklich?

Der Maire. Sire, es ist Alles ruhig.

Der König. Das ist nicht wahr!

Der Maire. Sire ....

Der König. Schweigen Sie!

Der Maire. Die Magistratsperson des Volkes braucht nicht zu schweigen, wenn sie ihre Schuldigkeit thut und die Wahrheit sagt.

Der König. Die Ruhe von Paris beruht auf Ihrer Verantwortlichkeit.

Der Maire. Sire, die Municipalität .....

Der König. Schon gut; entfernen Sie sich!

Der Maire. Die Municipalität kennt ihre Pflichten, und braucht an deren Erfüllung nicht erst gemahnt zu werden."

Die etwas kürzere Version des Prudhomme'schen Journals ist wohl ein wenig leidenschaftlicher; inzwischen legen sie alle dem Könige beleidigende und niedere Worte in den Mund, während sie dem Maire die Rolle eines Theater-Tribuns, geeignet, den Vorstädten zu schmeicheln und sie immer dreister zu machen, zutheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Böhmische Rosen. Czechische Volkslieder übersetzt von Ida von Düringsfeld, Verfasserin von Schloß Gaczyn. Breslau. Verlag von Joh. Urban Kern. 1851.

Die Uebersetzerin hat in einleitenden Worten über die Quelle dieser Volkslieder, ihre Eigenthümlichkeiten, und die Veranlassung der deutschen Bearbeitung sich in folgender Weise erklärt:

„Es sind jetzt gerade zwei Jahre, daß wir in Prag die Ereignisse abwarteten.

Diese Erwartung war damals keine angenehme, wir bedurften einer Zerstreuung und wählten dazu die czechische Sprache.

Eine Zerstreuung, die merkwürdig einem sehr anstrengenden und, beiläufig gestanden, etwas langweiligen Studium ähnlich war.

Wenn ich es nicht augenblicklich gedruckt gefunden hätte, daß ich mich mit diesem Studium beschäftigte, ich hätte es Angesichts der elf Deklinationen wieder aufgegeben, aber da es gedruckt stand, ich würde sie lernen, lernte ich sie.

Nachdem ich sie gelernt hatte, wollte ich lesen. In jeder fremden Sprache habe ich noch mit der Poesie angefangen — die Prosa kommt erst nachher. So fragte ich denn nach czechischer Poesie und unser Lehrer brachte mir die Pisne Národni, welche von Karl Jaromir Erben gesammelt, 1842 in Prag erschienen sind.

„Es sind nur Volkslieder," sagt er, „wie unsere Bauern sie gemacht haben, um sie bei der Arbeit zu singen, aber wir finden sie schön."

Ich machte das Buch auf. Gleich das erste Gedicht war die Ballade:

Verwaist ein Kindlein war
Noch vor dem zweiten Jahr.

Halb buchstabirt' ich es mir heraus, halb ließ ich es mir übersetzen. Als ich es verstand, sagte ich, die Ballade sei rührend und schön.

Der junge Czeche antwortete: „für mich ist sie's, meine Mutter hat mich immer mit ihr eingewiegt."

So war also, was ich in den drei kleinen Bänden vor mir hatte, wirklich der Gesang des czechischen Stammes, der Ausdruck seiner Trauer und seiner Freude, das Echo seiner Empfindungs-, die Offenbarung seiner Anschauungsweise. Von jetzt an war die fremde spröde Sprache mir lieb, ich ließ nicht ab, bis sie mir ihre Melodie gelehrt, ihre Schönheit gezeigt hatte. Ich lernte die Lieblingsblumen und Bäume dieser Poesie kennen, die rothe Rose, das Veilchen, die Kleeblüthe, die dunkle Nelke — den Ahorn, den Tannenbaum auf dem Hügel, den Birnbaum auf dem „breiten Feld," dann ihre Vögel: das Täubchen, die Nachtigall, den Pfauhahn und — die Gans — das schwarze Pferd, niemals ein braunes oder weißes. Ich fürchtete mich vor der asiatischen Grausamkeit in manchen Balladen, ich weinte bei der tiefen Melancholie in andren, ich lächelte über die Wehmuth, mit welcher der Bursche den „weißen Rock" anzieht, ich verstand ganz die des Mädchens, das sich einem ihr gleichgültigen Gatten hingegeben sieht, ich verfolgte endlich mit Erstaunen in der Liebe sowohl, wie im Schmerz und im Scherz den Trotz, welcher diese Poesie einen ganz eigenen Stempel aufdrückt, genug, ich lebte und webte zwei Monate hindurch fast ausschließlich im dichterischen Czechenthum.

Wer findet fremde schöne Lieder und versucht nicht, wenn er es kann, sie in seine eigne Sprache hinüberzutragen? Ich versuchte es sogleich und siehe, es gelang mir fast wörtlich. Die slavischen und germanischen Sprachen sind zwar feindliche Schwestern, aber doch immer Schwestern. Ich faßte den Plan zu diesem meinem Strauße „böhmischer Rosen," aber während ich mich damit beschäftigte, die Blüthen und Knospen dazu auszuwählen, donnerten die Kanonen des Pfingstfestes, und wir sammt allen Reisenden mußten Prag verlassen, damit es belagert werden könne.

Wir gingen nach Dresden, wo ich den Foscarini vollenden wollte. Ich sprach von meinen czechischen Liedern, sang die Melodieen davon vor — „wie," fragte man mich, „haben die Czechen eine Poesie? das hätten wir gar nicht gedacht."

Das arme, schöne, czechische Lied, nicht einmal sein Dasein war bekannt, und das in Dresden, welches Thür an Thür mit Prag liegt! Ich beschloß immer fester, es sollte bekannt werden, soviel ich dazu thun könnte.

Und so hab' ich denn in den Alpen der französischen Schweiz, in den italienischen, in Mailand diese Lieder übersetzt, die ich jetzt als Strauß Allen darbiete, welche den Duft ursprünglicher Poesie lieben. Ich wünsche von Herzen, daß die Gabe eine willkommene sein möge. Von der Uebersetzung sag' ich nur: sie ist treu, treu selbst in den Künsteleien und Kindereien des Originals. Ich wollte den fremdartigen Klang der Lieder nicht in einen deutschen verwandeln. Auch über die Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten derselben von und mit den andern slavischen sag' ich nichts — diese Vergleichung wird in einem späteren, größeren und ernsteren Werke erfolgen. In diesem Bändchen will ich nur ganz einfach zeigen, daß die Czechen eine schöne, eigenthümliche und reiche Art zu dichten haben."

Die Lieder sind: Liebeslieder, Trotzlieder, Mädchenlieder, Hochzeitslieder, Ehestandslieder, Soldatenlieder, Bunte Lieder, Balladen, Legenden. Es war gewiß keine ganz leichte Aufgabe, sie, ihrem Charakter gemäß, treu in die deutsche Sprache zu übertragen und ihnen dennoch eine dem Geiste der letzteren nicht ganz fremdartige dichterische Form zu geben; wer Böhmisch versteht, wird Dies noch besser als wir zu beurtheilen und zu würdigen im Stande sein. Je kleiner die Zahl der Uebersetzungen böhmischer Volkslieder ist (Kertbeny hat in seinen „Volksliederquellen in der deutschen Literatur" außer den vier Uebersetzungen der „Königinhofer Handschrift" und unsern „Böhmischen Rosen" nur noch angeführt: „Sammlung böhmischer Nationallieder, nebst deutscher Uebersetzung. Prag 1845" und „Blüthen neuböhmischer Poesie. Uebersetzt von J. Wenzig. Prag. 1833"), desto dankbarer ist dieser neue reichhaltige Beitrag — es sind 132 Lieder in der Sammlung befindlich — entgegen zu nehmen. Zur Probe wählen wir aus derselben die folgenden:

Vorsichtige Liebe.

Ach, weiß nicht, weiß nicht,
Was du an mir hast,
Ach, weiß nicht, weiß nicht,
Was du mich liebst.
Bin keine Reiche,
Schön bin ich auch nicht,
Ach, weiß nicht, weiß nicht,
Was du mich liebst.

Digitized by Google

„Dein blaues Auge
Iſt mir am liebſten,
Dein blaues Auge,
Das hab' ich lieb;
Dein blaues Aeuglein,
Dein weißes Händlein,
Das ſo geſchickt iſt,
Das hab' ich lieb."

Aufforderung.

Als ich Abſchied nahm,
Klang die Muſika,
Und mein liebes Mädchen
Weinend nach mir ſah.

Weine nicht um mich,
Liebes komm' mit mir,
Und ein grünes Kleidchen
Will ich kaufen dir.

Ja, ein grünes Kleid,
Aber nicht zu lang,
Daß zum Mitmirwandern
Nicht gehemmt dein Gang.

Wollen wandernd zieh'n
Ueber Thal und Berg',
In den Wäldern finden
Wir die Nachtheeberg'.

Und der grüne Rain
Wird das Flaumbett ſein;
Darauf laß uns ruh'n,
Ruh'n und zärtlich thun,
Liebſtes Mädchen mein!

Das ſtolze Mädchen.

Auf dem Ring zu Tabor
Rosmarin ſie ſäen,
Auf dem Ring zu Tabor
Hafer ſie ſä'n.
Schön grün der Hafer iſt,
Mein Liebſter böſe iſt,
Geſtern, da kam er nicht —
Heut' mag er geh'n!

Was iſt denn, mein Herrgott,
Da für große Herznoth,
Wenn mit einem Jüngling
Ich böſe bin?
Drehe mein Tüchlein um,
Schwing' es drei, vier Mal um,
Für dich da ſterb' ich nicht,
Stehe nicht hin.

Küßchen.

Mein' liebe Mutter,
Kann ich ihm geben
Ein Küßchen oder zwei
Zum Wiedergeben?

„Mein gold'nes Kindchen,
Spar' die die Reue:
Die Küßchen gäb' er dir,
Doch nicht die Treue."

Gedenken.

Ihr ſchönen Sternelein,
Schimmert ſo goldigklein —
Wie war dieſe ganzen Nächte
Lieblich mir euer Schein.

Eins mir am liebſten iſt:
Der holde Morgenſtern,
Der zu meinem gold'nen Mädchen
Stets mich geführt ſo gern.

Mädchen im Nachtgewölk,
Was biſt du fern von hier!
Ach, ſo iſt mein gold'nes Mädchen
Weit von mir, weit von mir.

Immer geſagt hat mir
Mein liebes Väterlein,
Würde einſt noch Leckerbiſſen
Mir das Kommißbrod ſein.

Immer geſagt hat mir
Mein gold'nes Mütterlein,
Würde einſt noch Tümpelwaſſer
Der beſte Trank mir ſein.

Immer geſagt hat mir
Mein herzig Brüderlein,
Daß für mich ſchön paſſen würde
Das ſchwarze Röſſelein.

Immer geſagt hat mir
Mein ſüßes Schweſterlein,
Daß mir einſt noch dienen würde
Das blanke Säbelein.

Und immer ſagten mir
Die lieben Freunde mein,
Läge einſt vom Feind erſchlagen
Todt auf dem Ackerrain.

Zieh' in das Feld hinaus,
Aber im blut'gen Streit

Digitized by Google

Werd' ich ein Mal noch gedenken
Meiner geliebten Maid.

Graben das Gräbchen mir
Dorten im grünen Hain —
Laſſ' mich ein Mal noch empfohlen
Meiner Geliebten ſein.

Leb' und gehab' dich wohl,
Die du mein Segen biſt;
Weine nicht und ſei nicht troſtlos —
Beſſer das Beten iſt.

Der letzte Wille.

Wüßt' ich, daß im Lenz
Meine Zeit ſoll ſein,
Ließ ich machen mir
Einen Eichenſcheln.

Einen Eichenſchrein,
Gold'nen Deckel d'rauf,
Daß die Mädchen gern
Thäten ſehen d'rauf.

Auf dem Deckel dann
Einen grünen Kranz,
Damit Alle ſäh'n,
Daß ich Jüngling ganz.

Und an dieſem Kranz
Eine Schleife roth,
Daß die Mädchen mich
Fänden, wo ich todt.

Nähmen, legten mich
Auf die Bahre dann,
Und die Eltern mein
Weinten laut daran.

Und ſechs Jungfrau'n ſchön
Gingen mir voraus
Und ſechs Jünglinge
Trügen mich hinaus.

Traget mich hinaus,
Gebt dem Grabe mich,
Und mit ſchwarzem Sand
Ueberſchüttet mich.

Auf das Grab da legt
Einen breiten Stein,
Und auf ihn da grabt
Dieſe Worte ein:

„Liegt ein junger Leib
Unter dieſem Stein,
Welcher ſehr geliebt
Schöne Mägdelein.

Schöne Jungfräulein,
Sprechet ein Gebet
Für die Seele ſein,
Wenn hierher ihr geht.“

Das verwaiſte Kind.

Verwaiſt ein Kindlein war
Noch vor dem zweiten Jahr.

Kaum ward das Kindlein klug,
Es nach der Mutter frug.

„Ach Vater, Väterlein
Wo iſt mein Mütterlein?“

„Dein Mütterlein ſchläft feſt
Und ſich nicht wecken läßt.

Unſern der Kirchhofthür
Machten das Grab ſie ihr.“

Als das gehört das Kind,
Lief es dahin geſchwind.

Mit einer Nadel klein
Grub's in die Erd' hinein.

Als an den Sarg es kam,
Da weint' es voller Gram.

„Ach Mutter, Mütterlein,
Speich zu dem Kinde dein!“

„Ach, Kind, ich kann es nicht,
Die Erde läßt mich nicht.

Auf meiner Bruſt der Stein
Brennt ſich wie Feuer ein.

Geh', Kind, nach Haus in Ruh'
Zur andern Mutter du.“

„Die iſt nicht hold wie ihr,
Die iſt nicht gut zu mir.

Geh' ich um Brod ſie an,
Sieht ſie es dreimal an.

Wenn Brod gegeben ihr,
Gibt ihr's mit Butter mir.

Digitized by Google

Wenn sie mich kämmen thut,
Dann fließt herab das Blut.

Wenn ihr gekämmt mich habt,
Dann ihr mir Küßchen gabt.

Wäscht mir die Füßchen sie,
Schlägt sie mich an die Knie.

Wenn ihr gewaschen mich,
Hab't ihr geliebkos't mich.

Kaum wäscht ein Hemd sie mir,
Ohne zu fluchen mir.

Wascht ihr mein Hemdchen aus,
Dann sang't ihr durch das Haus.

Was soll die Mutter mir?
Mein Mütterlein seid ihr."

„Geh', Kind, nach Haus in Ruh'
Im Namen Gottes du.

Ich komme bin zu dir
Und nehme dich mit mir.""

Das Kind nach Hause ging,
Müde das Köpfchen hing.

„Ach Vater, Vater mein,
Verkauft ein Kübelein
Und kauft ein Tödtelein.

Bestellt den Glockenklang,
Bestellt den Chorgesang.

Der Priester bereite sich,
Mein Grab erwarte mich."

„„Was, Kind, was redst du?
Was denkst an Sterben du?""

„Ach, Vater, Väterlein,
Ich sah mein Mütterlein.

Die Mutter kommt zu mir
Und nimmt mich fort von hier."

„„Was, Kind, was fällt dir ein?
Du hast kein Mütterlein.

Unsern der Kirchhofthür
Machten das Grab sie ihr.

Sieh, Niemand bei dir ist —
Mein Kind, da irre bist.""

„Ach, Vater, Väterlein,
Gebt mir ein Kisselein.

Das Köpfchen brennet mir,
Schon ist es aus mit mir.

Dem Herrn das Seelchen mein,
Den Leib in's Grab hinein.

In's Grab zum Mütterlein —
Ihr Herz soll fröhlich sein."

Den ersten Tag war's krank,
Den zweiten es niedersank,
Den dritten die Glocke klang.

Wir bitten die geehrte Uebersetzerin das in der Einleitung versprochene größere vergleichende Werk uns recht bald zu schenken. Die äußere Ausstattung des Büchleins ist ansprechend.

H.

Miscellen.

Die Araber verwenden das Fett der Strauße zur Bereitung der Nahrungsmittel, auch ißt man es mit Brot, und bedient sich desselben ebenfalls als Heilmittel in vielen Krankheiten. Beim Fieber macht man aus diesem Fett und Brotkrume eine Art Paste und giebt sie dem Kranken, der an diesem Tage nicht trinken darf; bei Kreuzschmerzen und Rheumatismen reibt man den leidenden Theil damit, bis er davon durchdrungen ist, dann legt sich der Kranke in den glühenden Sand, wobei er den Kopf sorgfältig einhüllt, ein starker Schweiß stellt sich ein, und die Heilung ist vollständig. Bei Gallenkrankheiten wird Straußenfett leicht erhitzt, so daß es wie Oel wird, dann etwas gesalzen und als Trank gegeben. Uebrigens ist das Straußenfett nicht theuer, man giebt einen Topf Straußenfett gegen nur drei Töpfe Butter.

Der fleißige Geschichtschreiber muß sich hüten in seinem Fleiße nicht aufzugehen, über den einzelnen Thatsachen nicht den Sinn für das Ganze zu verlieren; er darf nicht vergessen, daß die eigentlichen Quellen der Geschichte keineswegs ausschließlich in Büchern zu finden sind, daß der wahre Geschichtsforscher mehr sein muß als ein Literatus, nie Buchmensch, daß er sich als Denker, als Staatsmann, als Menschenkenner, als Menschenfreund bewähren muß.

Zu allen Zeiten war die Idee größer als ihre ausgezeichnetsten Träger und fast immer mußte die Thorheit Boten geben, um die Offenbarung der Weisheit an den Mann zu bringen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümmel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 24. Mittwoch, den 24. März. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Reichsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Ein Selbstmörder ..... » 185
Die Kaisergruft in Wien und der Herzog von Reichstadt. Von Alphonse Balleydier..... » 185
Der Hofrath. Zeitbild in zwei Aufzügen von H. Asmus.... » 187
Literatur:
Dictionnaire supplémentaire contenant les mots nouveaux, etc..... » 190
Miscellen..... » 192

Ein Selbstmörder.

Sagt, wen trägt Ihr in der schwarzen Bahre,
Ohn' der stillen Thräne Weihekuß?
Einen Greis. Mit ungebleichtem Haare
Lächelt er der Welt den Scheidegruß.

Ja es war ein Greis im gold'nen Lenze.
Wer gekämpft, gerungen lebensmüd,
Ist ein Greis, dem reif die Todeskränze,
Weil das Leben längst ihm abgeblüht.

Freundschaft zahlte ihm des Undanks Steuer,
Liebe ward ihm zur Verrätherin,
Treue treulos, doch sein Geist war freier,
Denn ach keine Fessel bindet ihn.

Und zurück gibt er des Lebens Bürde
Dem gewaltsam, der's gewaltsam gab.
Lebenskraft ist auch des Lebens Würde,
Ohne sie ist man sich nur ein Grab.

Weil er selbst zerriß des Lebens Kette,
Und ihn trifft der Kirche Todesfluch;
Flieht der Freund von ungeweihter Stätte,
Keine Thräne wrbt ein Leichentuch.

Nur sein alter Pudel kommt geschlichen,
Hunde beugt nicht des Gewissens Pflicht.
Weil sein einz'ger Herr und Freund verblichen,
Weint das treue Auge, bis es bricht.

Philipp Will.

Die Kaisergruft in Wien und der Herzog von Reichstadt.

Von Alphonse Balleydier.

(Aus dem Constitutionnel.)

Die beiden Grabgewölbe, in welchen die Leichen der Kaiserfamilie seit der Zeit Marien Thereſens beigesetzt worden sind, befinden sich unter der Kirche des Kapuzinerklosters. Das merkwürdigste Denkmal darin ist das der Kaiserin Marie Thereſia, das sich über den zu ihren Füßen befindlichen Grabmälern ihrer dreizehn Kinder erhebt. Maria Thereſia, mit einem Prinzen aus dem Hause Lothringen vermählt, hat sechszehn Kindern das Leben gegeben. Eines derselben hat die Stufen des schönsten Thrones der Welt herniedersteigen müssen, um die des Schaffotts zu betreten. Die Inschrift des Namens Marie Antoinette sollte ihren Platz neben ihrer illustren Mutter bezeichnen. Von den übrigen Denkmälern sind noch die Leopold's I., Joseph's I., des Kaisers Mathias, der Kaiserin Eleonore und Carl's VI. einer besondern Beachtung würdig.

Gestern (den 8. Februar d. J.) sind wir zum ersten Male in diese finstere Behausung, wo die Asche der Mächtigen ruht, unter deren Scepter sich die Völker Deutschlands beugten, hinabgestiegen. Was ist nun, außer der Erinnerung an ihre Tugenden und des Guten, das sie gethan, als sie auf dem Thron gesessen, von ihrer Macht noch übrig? Nichts weiter, als ein wenig Asche, einige Fetzen Sammt und Brocat, und ein Epitaphium!

Digitized by Google

Wir haben uns dessen selber überzeugen können, indem in unserem Beisein die Gebeine der Kaiserin Marie, Infantin von Spanien und Gemahlin Ferdinand's III., einen neuen Sarg erhielten. Diese illustre Fürstin, wegen ihrer Schönheit und ihrer Herzenseigenschaften berühmt, starb im Jahr 1646 im Wochenbette und wurde mit ihrem todtgebornen Kinde an der Brust beigesetzt. Ihre sterblichen Reste waren in Abwartung des neuen Sarges in eine Art von Betkapelle am äußersten Ende eines der Gewölbe deponirt worden. Gebleichte, formlose Gebeine, auf einer rothsammtnen Decke hingestreut, Fetzen der prunkenden Kleidung, in welcher sie eingesargt gewesen, das war Alles, was noch von der Kaiserin übrig war, deren Regierung eine ununterbrochene Folge von Bürgerkriegen gewesen ist. Sie hat in der That erst in der Kapuzinergruft die Ruhe wiedergefunden, die sie verloren hatte, als sie das Escurial verließ.

In der verflossenen Woche ist auch der Sarg der Kaiserin Anna, die Gründerin des Kapuzinerklosters, erneuert worden. Der Leichnam dieser im Jahr 1618 gestorbenen Fürstin war vollkommen erhalten, was eine um so merkwürdigere Ausnahme ist, da derselbe nicht wie der der Kaiserin Marie einbalsamirt worden war.

Der ehrwürdige Pater, der uns bei dieser schauerlichen Besichtigung herumführte, hat uns erzählt, daß der Leichnam der Kaiserin Anna so vollkommen gut erhalten gewesen sey, daß man trotz der Alteration ihrer Züge ihre Aehnlichkeit mit den von ihr vorhandenen Portraits ganz gut habe erkennen können.

Man wird ehestens noch den Sarg der Asche einer anderen illustren Person wechseln müssen. Wir werden suchen, dabei zugegen zu seyn. Die Stätte dieser Grabeswohnung, wo sich die sterbliche Hülle des Herzogs von Reichstadt beigesetzt befindet, wird durch Oeffnungen von oben erhellt. Auf dem Sarge dieses Prinzen liest man in einem ovalen Schilde auf Lateinisch folgende Inschrift:

„Zur ewigen Erinnerung Joseph Franz Carls, Herzogs von Reichstadt, Sohn Napoleons, Kaiser der Franzosen, und Marie Louisens, Erzherzogin von Oesterreich, geboren zu Paris den 20. März 1810, in seiner Wiege mit dem Namen König von Rom begrüßt. In der Blüthe seines Alters, mit allen Eigenschaften des Geistes und des Körpers begabt, von imposantem Wuchs, edlen und anmuthsvollen Zügen, einer auserlesenen Grazie der Sprache, ausgezeichnet durch seine Kenntnisse und seine militairische Tüchtigkeit, wurde er von einer grausamen Schwindsucht befallen, und der beklagenswertheste Tod raffte ihn am 22. Juli 1832 in dem Kaiserschlosse zu Schönbrunn, in der Nähe von Wien, hin."

Der Anblick dieses Sarges, der durch seine große Einfachheit mit dem großen Namen contrastirt, den er einschließt, hat mich tief ergriffen, um so mehr, weil mir eine lange Unterredung gegenwärtig war, die ich Tags zuvor mit Personen, die mit ihm in naher Berührung gestanden, gehabt hatte. Ich will nun versuchen, dieselbe so getreu als möglich wieder zu geben.

Die Reise des jungen Königs von Rom, als er in Folge der Ereignisse vom Jahr 1814 seinen Aufenthalt zu Paris mit dem zu Wien vertauschen mußte, glich mehr einem Triumphzuge als einer Wanderung des Exils und der Trauer. Marie Louise und ihr Sohn wurden mit Huldigungen, Ehrenbezeugungen und Beifallszeichen überhäuft. Die Bevölkerungen drängten sich, wo sie durchkamen, herbei, um sie zu begrüßen, und die Monarchen der Staaten, die sie passirten, ließen sie durch hohe Kronbeamten becomplimentiren. Zu Innsbruck stürzte das Volk mit einem so enthusiastischen Ungestüm herbei, um die Pferde ihres Wagens auszuspannen und ihn selber zu ziehen, daß Menschen dabei zu Schaden kamen. Zu Salzburg wurden sie von der königlich bayerischen Familie mit Entzücken aufgenommen; an der österreichischen Gränze nahm sie der Oberstallmeister des Kaisers, Fürst von Trautmannsdorf, in Empfang; die Kaiserin selber reiste ihnen mehrere Stationen von Schönbrunn entgegen. Endlich wurden sie von der kaiserlichen Familie und dem gesammten Hofstaate unter dem Peristyl des Palastes zu Schönbrunn, der prachtvollen, durch Marie Therese ausgebauten Residenz am rechten Ufer der Wien, eine halbe Stunde Weges von der Hauptstadt, empfangen.

Trotz der Feste und der Zeichen von Theilnahme, die ihnen gespendet wurden, hatte der junge Herzog von Reichstadt doch einen Begriff von seiner Lage. „Ha!" sagte er, „ich sehe wohl, daß ich nicht mehr König bin; ich habe ja keine Pagen mehr!" In den ersten Tagen ihrer Ankunft, bezeigten die Wiener sich äußerst entgegenkommend gegen ihre Erzherzogin und gegen den Sohn des großen Feldherrn, der, indem er zweimal ihre Hauptstadt in Besitz genommen, ihnen die Wucht seiner Siege hatte fühlen lassen.

Der Unterricht, den der Prinz in den ersten Jahren erhielt, war in nichts von dem verschieden, den die österreichischen Prinzen bekommen hatten. Bis zu seinem achten Jahre, wo seine classischen Studien begannen, machte er erstaunenswürdige Fortschritte in der deutschen, der englischen und der italienischen Sprache. Der Unterricht in den alten Sprachen, den er von Herrn Collin, einem verdienstvollen Dichter, erhielt, sagte seinem, sich mehr den militairischen Studien zuneigenden, Geschmacke nicht sehr zu, und er zeigte dabei mehr Intelligenz als Eifer. Vierzehn Jahre alt, hatte der junge Prinz es schon weit in Kenntnissen gebracht. Am liebsten waren ihm Cäsars Commentare über den Krieg der Gallier. Diesen Studien folgten die der theoretischen und practischen Philosophie in ihrer Allgemeinheit und in ihren einzelnen Zweigen. Das natürliche, politische und administrative Recht bildete den Schlußstein seines Unterrichts.

Von nur gebrechlicher und zarter Gesundheit, aber dennoch sehr gewandt in Leibesübungen, galt der Herzog von Reichstadt schon in seinem funfzehnten Jahre für einen tüchtigen Reiter. Seinen militairischen Neigungen schmeichelnd und ihn selbst darin anspornend, hatte der Kaiser, der ihn über alle Maaßen liebte, ihm erlaubt, schon in seinem siebenten Jahre die Uniform eines Soldaten anzulegen. Einige Tage darauf wurde er seines bewiesenen Eifers halber zum Sergeanten ernannt. Man ließ ihn die ganze militairische Stufenleiter durchmachen, und er lernte so den militairischen Dienst bis in die kleinsten Einzelnheiten kennen. Sein größtes Vergnügen als Gemeiner war, vor dem Gemache seines Großvaters Schildwache zu stehen und vor all den Personen, die zu dem Kaiser gingen, das Gewehr zu präsentiren, außer vor den Damen.

Er handelte schon so frühzeitig in allen Dingen mit Ueberlegung, daß er so zu sagen gar keine Kindheit gehabt hat; auch verkehrte er am liebsten mit Männern, insbesondere mit Militairs. Seine Intelligenz war merkwürdig wie sein Geist; seine Antworten waren so lebhaft als treffend; sein Wille war fest, sein Charakter

Digitized by Google

entschieden, und er übte eine außerordentliche Herrschaft über sich selber aus.

Rührend war die Herzlichkeit, welche zwischen dem Kaiser und seinem Enkel herrschte. Das Kind hatte zu dem Monarchen ein unbegränztes Vertrauen, und der Monarch nahm ein Interesse an dem Kinde, das sich durch die Bande des Blutes und das eigenthümliche Geschick erklärt, dessen Spielzeug der Sohn Napoleons des Großen war. Eines Tages, wo der Monarch, wie er das so gerne that, mit dem jungen Herzog plauderte, sagte dieser zu ihm: „Als ich noch in Paris war, da hatte ich Pagen, und man nannte mich König von Rom; ich bin also ein König gewesen?“ — „Ja, mein Sohn,“ antwortete ihm sein Großvater lächelnd, „Du wurst König von Rom, wie ich König von Jerusalem bin.“ Diese Antwort fiel dem Kinde auf; es sagte weiter nichts, und schien lange im Nachdenken versunken zu seyn.

Schon in seiner zartesten Kindheit äußerte sich seine Achtung und seine Vorliebe für das Militair bei jeder Gelegenheit. Während eines Aufenthalts des Kaisers zu Schloßhof, einem in der Nähe von Preßburg belegenen Schlosse, hatte der Monarch mehrere Generäle zur Tafel geladen, und da nahm der Herzog von Reichstadt, statt sich, wie gewöhnlich, neben den Erzherzog Franz zu setzen, den untersten Platz an der Tafel ein. Auf die Frage, wie er dazu käme, antwortete er: „Ei, das sind Generale, die müssen den Vorrang vor mir haben.“

Es war wünschenswerth, daß der junge Prinz mit den classischen und militairischen Studien auch solche Kenntnisse verbände, die hierher zu seiner Lage paßten; und da übertrug der Kaiser denn die Sorge, seinen Enkel mit der Politik und der Philosophie der Geschichte bekannt zu machen, einem Manne, der vermöge seiner practischen Erfahrung und seiner tiefen Einsichten ganz besonders im Stande war, den Wünschen des Monarchen zu entsprechen. Der Fürst von Metternich erhielt den Auftrag, für den Herzog von Reichstadt eine genaue und vollständige Geschichte des politischen und militairischen Lebens Napoleons zu entwerfen.

Der Fürst Metternich entledigte sich dieses schwierigen Auftrags, indem er sich die edlen Worte des Kaisers zur Richtschnur nahm. Dieselben lauteten: „Ich wünsche, daß der Sohn das „Andenken seines Vaters respectire, und daß er sich dessen große „Eigenschaften zum Beispiel nehme, um sich vor seinen Fehlern „zu hüten; lehren Sie ihn, sein Andenken zu ehren, kurz, sprechen „Sie mit dem Prinzen über seinen Vater, wie es Ihr Wunsch „seyn würde, daß man über Sie zu Ihrem eignen Sohne spräche.“

Von diesem Augenblicke an befliß sich der junge Herzog, mit dem Fürsten von Metternich, den er lieben und achten lernte, zu verkehren. Er sah die Pflichten seiner Stellung so wohl ein, daß er in einer ernsten Unterredung mit dem Grafen von Dietrichstein folgende denkwürdige Worte sprach: „Meine Gedanken dürfen nicht darauf gerichtet seyn, die Ruhe Frankreichs zu stören, noch weniger, dem Liberalismus als Werkzeug und Spielwerk zu dienen.“

Die Kunde von dem Tode seines illustren Vaters, die durch einen außerordentlichen Courier an die Herren Rothschild nach Wien gekommen war, erhielt der Prinz an demselben Orte und an demselben Tage, wo er eilf Jahre später selbst seinen Geist aufgeben sollte. Er gebärdete sich unendlich und weinte bittere Thränen, auch währte es eine lange Zeit, ehe sich seine Traurigkeit legte. Vor den revolutionnairen Ideen hatte er einen so entschiedenen Abscheu, daß er bei der Nachricht von der Revolution von 1830, und in dem Glauben, daß es zum Kampfe käme, lebhaft ausrief: „Ich wollte, der Kaiser erlaubte mir, mit seinen Truppen auszumarschiren und Carl X. zu Hülfe zu kommen!“ Diese Revolution machte einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des jungen Herzogs; sie gab ihm einen schwermüthigen und sinnenden Anstrich, der ihn nicht mehr verließ. Er beurtheilte die wahre Lage der Dinge mit vieler Einsicht, und hegte die Ueberzeugung, daß Frankreich weiteren Schwankungen ausgesetzt seyn und diese auf ganz Europa eine starke Rückwirkung haben würden. Er las in der Zukunft.

(Schluß folgt.)

Der Hofrath.

Zeitbild in zwei Aufzügen von Heinrich Asmus.

(Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt.)

Personen.

Der Graf. — Die Gräfin. — Der Hofrath. — Hellwig, Förster. — Röschen, dessen Tochter. — Franz, Wildschütz. — Ein Jägerbursche. — Schützen, Volk, Bewaffnete.

(Die Handlung geschieht in und neben dem gräflichen Schlosse.)

Erster Akt.

Erster Auftritt.

(Wald. Rechts vom Zuschauer ein Haus, daneben eine Bank, vor derselben ein Tisch. Im Hintergrunde links eine Linde.)

Förster.

(Aus dem Hause tretend in vollem Jagdcostüm; sich umhersehend). Es verspricht ein schöner, herrlicher Tag zu werden und der Herr Graf hätte wahrscheinlich keinen bessern wählen können. (Sich vergnügt die Hände reibend.) Das wird heute mal wieder ein Freudentag für mich werden! Hab's auch lange entbehren müssen — leider recht lange! — Der junge Graf scheint nicht wie sein würdiger Herr Vater das edle Waidwerk zu lieben. Hört' ich ihn doch neulich zu meiner nicht geringen Verwunderung, die Jagd mit Morden und Quälen vergleichen. Die Jagd ein Morden! Hm — hm — wer solch albernes Zeug ihm wohl eingeschwätzt? Vielleicht die junge Gräfin? oder gar der Hofrath? — Ach die schöne kräftige Zeit ist längst dahin, wo selbst Fräulein und Frauen ein Vergnügen darin fanden, den Jagden beizuwohnen. Aber freilich, wir leben auch in einer leeren, papiernen Zeit — in einer Zeit —

Zweiter Auftritt.

Förster. Röschen.

Röschen.

(Mit einem Morgenimbiß aus dem Hause hüpfend.) Guten Morgen, liebes Väterchen! Heute seid Ihr doch auch gar zu früh auf den Beinen und ich hätte gar leicht die Zeit verschlafen. Doch setzt Euch und stärkt Euch erst ein wenig zur Jagd, damit sie Euch nicht zu sehr angreife. (Sie setzt Brot, Wurst und eine Flasche auf den Tisch.) Es wird gewiß ein recht beschwer-

Digitized by Google

lichee Tag füe Euch weeden. Seht, alles hab' ich mir schon gesteen Abend in Beeeitschaft gesetzt, denn ich weiß, Ihr habt keine Ruhe im Bett, wenn eine Jagd ooberaumt ist.

Föestee.

(Legt die Büchse ob und setzt sich.) Die Freude kommt ja auch so selten, Röschen. Feüher, als dee alte Graf noch lebte, wurde drinnhe jeden Monat gebeizt, nun aber lebt der junge Graf den größten Theil des Jahres in der Residenz und findet in den paar Sommeemonatee, in denen ee das väteeliche Schloß bewohnt, duechaus keinen Geschmack an dem eelen Waidwerk. Ich bin ihm noch nicht ein einziges Mal im Forst begegnet. (essend)

Röschen.

Es soll ganz seiner Gattin, dee Gräfin lebee, deren Schönheit und Tugend voe allen, die sie gesehen und gesprochee haben, so gerühmt wird. Ich bin eecht gespannt auf den moegenden Tag, an dem dee Gebuetstag des Grafen ist und wo, wie herkömmlich, ein Freischießen auf der Schützenwiese gehalten weedee wird, zu dem auch hoffentlich die Gräfin, wenn auch nue auf Augenblicke kommt. Daß dee Graf seiner jungen Frau all seine Zeit widmet, daß ee sie untee soichen Umständen nicht gern allein läßt, wie man sagt, finde ich ganz natürlich.

Förstee.

Sagt man? (kopfschüttelnd) Nun ja, was wird nicht alles gesagt. Ich habe so meine eigenen Gedanken übee den Grafen. Ee ist zwae nicht geeade wild und ausschweifend, aber eigensinnig und leichtsinnig und besonders scheint ihn dee Hofeath, wenn ich mich nicht sehr iree, am Gängelband zu führen. Auch glaube ich, daß dieser Mensch etwas Böses mit Dir im Schilde führt. So seh' ich das Ding an.

Röschen.

Mit mir Vatee? Da iret Ihr gewiß. Was sollte er auch mit mir vorhaben? Wir kommt Ihr zu solcher Meinung?

Förstee.

Ich sage Dir, sei auf Deiner Hut, Röschen! Vorsicht ist immee gut. — Oder sollte ee's auf die Gräfin gemünzt haben?

Röschen.

Nehmt mir's nicht übel, Vatee — aber heute Ihr habt sonderliche Grillen. Wenn ich mich jedoch vor dem Hofeath in Acht nehmen soll, so muß ich doch auch das Warum wissen. Erklärt Euch also deutlicher. Woher Euer Verdacht auf ihn? Er ist ja die Freundlichkeit selbst und dabei so bescheiden, wenn er mit dem Grafen hier mitunter einspricht.

Förstee.

Im Beisein des Grafen! Ja! ja! Trau' dem Aprilwettee nicht, Tochtee, es ist trügerisch und verursacht Schnupfen und Husten. — Du hast Recht, im Beisein Anderee ist er bescheiden.

Röschen.

Nun ja, allein habe ich ihn noch nie gesprochen.

Föester.

(Schlägt ein Kreuz.) Der Himmel bewahee Dich voe dirsem Augenblick!

Röschen.

Wenn Ihr aber so besorgt um mich zu sein Ursache habt, Vatee, warum erlaubt Ihr denn nicht — daß —

Föester.

Nun was denn? Heraus mit der Sprache! Warum stockst Du? Warum erröthest Du? Wird's bald?

Röschen.

(Verlegen am Mieder zupfend.) Ich meinte — aber Ihr müßt mir nicht zürnen Väterchen — nein, Ihr müßt mich nicht so starr ansehen, sonst bring' ich's nicht heraus. — Ich meinte — daß man es Euch gar nicht verdenken könnte, wenn Ihr es Euch in Eurem alten Tagen etwas leichter in Eurem Berufe macht und Euch nicht allem Wetter aussetzt, wie bisher. Selbst die vielen Jahre, die Ihr Eurem Amte Tag und Nacht gewidmet, geben Euch schon eine Anwartschaft auf diese Erleichterung, am meisten aber sollte die vorsäheige Krankheit, die Ihr Euch doch nur einzig und allein durch Erkältung in den kalten Nächten zugezogen, Euch mahnen, Euch mehr Pflege, Ruhe und Schonung zu gönnen, damit meine Angst um Euch nicht noch vermehrt werde. Gewiß der Graf würde diesen Euren gerechten Wunsch gerne erfüllen und Euch einen jungen Mann zugeben, der für Euch die Streifzügen und Nachtwachen übernimmt — und da meint' ich denn — daß Ihr —

Föester.

(Lächelnd.) Du nimmst ja einen gewaltig großen Anlauf, Kind — Speich kurz, die Zeit entteilt, gleich wird das Signal zur Jagd gegeben — was meinst Du?

Röschen.

(Sich Gewalt anthuend.) Ich meinte Vatee — Ihr könntet dem Franz erlauben —

Föester.

(Einfallend.) Von dem schweige mir! Höre, Röschen, ich wäre ein recht glücklichee Vater und könnte auch recht vergnügt sein und meine alten Tage wonniglich verleben, wenn ich nicht befürchten müßte, daß Du mein altes, mit Ehren grau gewordenes Haupt mit Schimpf und Schande bedecktest. Thu' es mir doch zur Liebe, Kind, und laß ab von dem vorwitzigen, trotzigen Burschen, dem Wilddieb. So seh ich das Ding an.

Röschen.

Ich weiß gar nicht, was Ihr auf den Franz immer zu schelten habt. Er nimmt doch Keinem das Seine und ist dabei hübscher als alle Jägerburschen in der Runde. (schmeichelnd) Nehmt den Franz in Euer Dienste, Väterchen, er versteht sein Gewerbe und Ihr brauchr Euch in Euren alten Tagen nicht mehr so anzustrengen. Ist er nicht treu und herzlich, gut und ehrlich?

Föester.

(Barsch.) Ein Wilddieb ehrlich! Der ist ärger als ein Mordbrenner!

Röschen.

Nicht doch, Vatee! Das habt Ihr Euch nur in den Kopf gesetzt. Franz ein Mordbrenner? Nein, das ist er gewiß nicht! Er ist gut und ehrt Euch wie seinen Vatee.

Föester.

(Das Essen wegschiebend.) Was? Wie seinen Vatee? Alle Teufel! Ich wollte mich ja liebee erdrosseln, Dich liebee erschießen und meine Hütte in Brand stecken, als solchem Teufel meine einzige Tochter zur Frau gebee! So seh ich das Ding an.

Röschen.

O seid doch nicht gleich so aufgebracht, Vatee! Nehmt ihn

Digitized by Google

in Eure Dienste — ich kann nicht von ihm lassen — ich müßte denn sterben.

Förster.

(Aufstehend.) Das schadet nichts! Sterben ist besser als verderben, der Tod besser denn die Schande! Und wenn ich im Grabe läge, dort unter jener großen Linde, neben Deiner seligen Mutter, und Du heirathetest den gottlosen Buben, es drehten sich meine Gebeine im Grabe um. (In der Ferne erschallen Jagdhörner.) Ha! endlich wird das Signal zur Jagd gegeben! — Verdirb mir den Feiertag nicht, Röschen, er kommt ja jetzt so selten. Sei Deinem Vater gehorsam, er kennt die Welt. (Er wirft die Doppelbüchse über die Schulter.) Sei folgsam, Röschen, ich meine es gut mit Dir. (Er will ab, umkehrend.) Vergiß auch nicht den Blumenstrauß zu pflücken. Es ist so Gebrauch und der Graf von Jugend auf daran gewöhnt. Ade Röschen. (links ab.)

Röschen.

Ich werde daran denken, Vater.

Dritter Auftritt.

Röschen; später Franz.

Röschen.

(Kopfschüttelnd, während sie den Tisch abräumt.) Ach, ich werde wohl nie die Seine werden! — Ja, wenn die gute Mutter noch lebte — die vermochte viel über den Vater. — Wenn ich nur wüßte — (stehenbleibend, sinnend.) Nein! — nein!

Franz.

(Tritt während Röschens Selbstgesprächs rasch hinter der Linde in vollständigem Jagdanzuge hervor, nähert sich Röschen ungesehen und umschlingt sie.) Mein Röschen!

Röschen.

(Aufkreischend.) Ach! — Wie Du mich erschreckst, Franz!

Franz.

Guten Morgen, Mädchen! Warum so gedankenvoll? Warum so ernst? Blick um Dich, Geliebte, und sieh wie Mutter Natur so heiter und freundlich ist und auch uns auffordert lebensfroh zu sein.

Röschen.

Was der Vater nur auf Dich hat, Franz? Ich glaube gar, daß er mir noch verbietet, mit Dir zu sprechen.

Franz.

Ist der Ursache Deines Kummers? Grämt Dich nicht darum, Röschen. Er mag mich nun einmal nicht, ich bin ihm vielleicht gar zuwider. Das ist mir aber auch gleichgültig, wenn Du mir nur treu bleibst.

Röschen.

Er ist aber mein Vater.

Franz.

Und Du bist meine süße Braut. (Er umschlingt sie; beide blicken sich innig an.) Liebst Du mich denn auch wahrhaft, innig?

Röschen.

(Vorwurfsvoll.) Wie Du auch fragst!

Franz.

Und bleibst mir unter allen Umständen treu?

Röschen.

(Unschuldsvoll.) Ich kann nicht ohne Dich leben! Zwar sollte ich, als eine gehorsame Tochter Dir dies nicht sagen, sollte dem Vater folgsam sein und allen Umgang mit Dir abbrechen, aber ich vermag's nicht. Ohne Dich hat das Leben keinen Werth, keinen Reiz für mich, mit Dir möcht ich immer, ewig leben!

Franz.

Gutes Mädchen! (will sie umarmen.)

Röschen.

Könntest Du aber nicht Deinem Gewerbe entsagen?

Franz.

(Läßt Röschen schnell los.)

Röschen.

Bloß meines Vaters wegen.

Franz.

Nein, Röschen — das kann ich nicht — aber doch — vielleicht — (die Jagd kommt näher.)

Röschen.

O sage ja, Franz — Du machst mich dadurch unendlich glücklich.

Franz.

Jetzt nicht — später — vielleicht.

Röschen.

Ach geh' mit Deinem vielleicht! Was der Mensch will, kann er auch.

Franz.

(Lächelnd.) Meinst Du?

Röschen.

Warum nicht?

Franz.

So flieh' mit mir!

Röschen.

(Zurücktretend.) Das sprach Dein Mund, nicht Dein Herz.

Franz.

Ich meine es so redlich mit Dir — ich schwöre!

Röschen.

Die Liebe glaubt auch ohne Schwur.

Franz.

Und folgst mir?

Röschen.

Nein, Franz, ohne die Einwilligung meines Vaters nie!

Franz.

Wenn er Dich aber zwingt, einen Andern zu ehelichen?

Röschen.

So sage ich: Vater, das kann ich nicht — mein Herz ist nicht mehr frei — ich habe schon gewählt.

Franz.

(Röschen umarmend.) Röschen mein Stolz, mein Reichthum! (die Hand aufs Herz legend.) Ich schwöre Dir, dies Herz schlägt nur für Dich, so lange noch ein Blutstropfen darinnen ist. (Der Hofrath schleicht von der linken nach der rechten Seite ungesehen, über die Bühne, so daß er folgende Verabredung hört. Die Jagd kommt nahe.) Horch! die Jagd nähert sich, ich muß aufbrechen! Sehen wir uns heute Abend bei der Linde?

Röschen.

Bei meiner Mutter Grab.

Franz.

Leb' wohl, Röschen, aber sei heiter, Herzensmädchen, sei vergnügt! Gott verläßt uns nicht! (links ab.)

Digitized by Google

Röschen. (allein)

Gott verläßt uns nicht! Ja, Franz, Du hast Recht, auf ihn wollen wir bauen! Er ist ja der rechte Vater über alles was Kinder heißt. (Sie nimmt den Korb und eilt ins Haus.)

Vierter Auftritt.

Graf; später Hofrath. Franz (hinter der Linde.)

Graf.

(Schnell rechts auftretend, sich umsehend.) Nicht hier? Sonderbar! (Er geht ins Haus, kommt gleich zurück. Franz blickt von hier ab oft hinter der Linde hervor.) Nirgends ist sie zu finden. Das Blut wallt in mir — macht das die Jagd? Ich glaub' es kaum. Mich ekelt dies Morden an. Ist das ein Vergnügen? Und doch benennt es so die Welt. — Wo sie nur bleibt? Der Augenblick ist so günstig. Die Jagd entfernt sich. — Die Thüre offen — ich hoffte sie ganz sicher hier zu treffen. (rufend) Pst! pst! Röschen! Wo steckt denn das Wettermädchen mit den Diamantaugen? Die Zeit entleidt und ich steh' hier wie ein verliebter Geck. Verliebt? Hm, hm (will ins Haus.)

Hofrath.

(Rechts auftretend.) Sie hier, Herr Graf?

Graf.

Warum nicht, Hofrath? Sind Sie auch von der Jagd verschlagen?

Hofrath.

Ich verfolgte einen Eber.

Graf.

Und ich ein hübsches Mädchen.

Hofrath.

Da möchte ich mit Ihnen tauschen, Herr Graf.

Graf.

Das bezweifle ich, da Sie ein so großer Jagdfreund sind. Mich ekelt dies Morden und Hetzen an, Sie aber finden darin, wie Sie sagen, einen Krieg, wenn auch nur im Kleinen. Lassen Sie sich also durchaus nicht stören in Ihrem Vergnügen. Verfolgen Sie den Eber, vielleicht ist Ihr Glücksstern Ihnen günstig.

Hofrath.

Ich zweifle, Herr Graf. Der alte Förster verfolgt ihn mit stechenden Augen wie seinen eignen Schatten.

Graf.

Ist der Förster in der Nähe?

Hofrath.

Keinen Büchsenschuß weit.

Graf.

Sie werden Sorge tragen, ihn auf eine andere Fährte zu bringen.

Hofrath.

Mit dem größten Vergnügen, Herr Graf. Befehlen Sie über mich.

Graf.

Nun, mich dünkt ich sprach nicht in Räthseln.

Hofrath.

Es soll geschehen. (b. S.) Jetzt muß ich die Gräfin schnell hierher führen. (schnell rechts ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Dictionnaire supplémentaire contenant les mots nouveaux, les gallicismes, les locutions figurées, familières, proverbiales et populaires de la **langue française.** Par Aug. Diezmann. Complément de tous les dictionnaires français. Leipzig, Gustave Mayer. 1851. VI und 184 Seiten. 8.

Der Verfasser bemerkt, daß das Erscheinen des vorliegenden Werkes wol kaum einer Rechtfertigung bedürfe, da Niemand bestreiten werde, daß die Wörterbücher der französischen Sprache, die in Deutschland im Gebrauche sind, bei weitem nicht überall die gewünschte Auskunft geben. Ueber die neueren und neuesten Wortbildungen könnten sie meist keine Erklärung geben, weil sie bereits vor längerer Zeit abgefaßt wurden. Andere schlössen grundsätzlich Wörter, Bedeutungen und Redensarten aus, die sonst allerdings nicht für buchfähig galten, jetzt aber mehr und mehr in die Schriftsprache übergehen und namentlich in den neuen Romanen, seit dieselben vorzugsweise mit den Zuständen der verschiedenen Classen des Volkes sich beschäftigen, in Zeitungen, in Lustspielen und Possen häufig vorkommen. Ohne die Kenntniß solcher Wörter ꝛc. aber seien z. B. die neuen Schriften von Sue, G. Sand u. s. w. nicht zu verstehen. „Wo fände sich", heißt es weiter, „z. B. eine Erklärung über chantage, über coulee (bei den Kaufleuten und Schneidern); über chicard und chicarder, über titi, débardeur und dergl., wo erhielte man eine Erläuterung der eigenthümlichen Sprache der Mode ꝛc. ꝛc.? Der Verf., der aus Neigung und Beruf sich viel mit der neuesten Literatur Frankreichs beschäftigt, hat den Versuch gemacht, die eben angedeuteten Lücken auszufüllen. Daß ihm noch Manches entgangen ist, weiß er recht wohl; Anderes mag hier und da schon notirt sein; Vieles findet hier zum erstenmale seine Erklärung. Ueberflüssig war es, Adjective und Substantive, die von wohlbekannten Zeitwörtern abgeleitet sind, jetzt aber hier und da vorkommen, mit aufzunehmen, da ihren Sinn das Stammzeitwort giebt. Dagegen ist ein reicher Schatz von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, in denen sich so viel französischer Esprit zeigt, dargelegt; es sind gleiche oder doch fast gleiche Redensarten mit verschiedener Bedeutung neben einander gestellt, die Gallicismen sind hervorgehoben und bei vielen Ausdrücken die weniger bekannten bildlichen und ironischen Bedeutungen angegeben, seltene und seltsame Ausdrücke erläutert worden ꝛc., so daß der Verf. hofft, den vielen Freunden der französischen Sprache und Literatur eine nicht unwillkommene Gabe geboten zu haben."

Mehrere competente Richter haben die Arbeit des Verfassers schon mit Lob und Anerkennung gewürdigt, und unleugbar ist sie ein sehr nützliches Hilfsmittel zum Verständniß der neuesten, namentlich belletristischen Erzeugnisse der Franzosen. Doch auch Denjenigen, zu deren Lieblingslectüre diese Erzeugnisse nicht gehören, bietet das Wörterbuch viel Belehrendes, ja Unterhaltendes dar; manche Artikel lassen uns einen Blick in eigenthümlich französische Lebensverhältnisse, Sitten und Ansichten thun; den sprichwörtlichen Redensarten sind, wo dies möglich war, entsprechende deutsche als Erklärung beigefügt. So weit uns ein Urtheil in dieser Beziehung zusteht, möchten wir behaupten, daß selbst der Sprachforscher Stoff für seine Studien in dieser Zusammenstellung finden dürfte.

Digitized by Google

Wie wir gesehen, macht der Verf. auf unbedingte Vollständigkeit seines Werkes keinen Anspruch; so sind ihm denn auch bereits von Hrn. Dr. Kreyssig in Elberfeld einige fehlende Wörter nachgewiesen (in dessen übrigens sehr günstig lautender Beurtheilung); Andere werden Anderes nachweisen und den Verf. selbst wird seine fortwährende Beschäftigung mit der französischen Literatur noch zu Ergänzungen Gelegenheit auffinden lassen. Bei einer zweiten Auflage wären vielleicht verschiedene Artikel abzukürzen, andere, die, mit dem Genius der französischen Sprache einigermaaßen Vertrauten, nicht unklar sein können, ganz zu beseitigen; auch würde es genügen, deutsche Wörter, die gewisse Naturacte bezeichnen, stets, wie es zuweilen geschehen, blos anzudeuten, da zu erwarten steht, daß künftig mancher Dame ihren Eugen Sue nur mit dem Dietzmann'schen Dictionnaire zur Seite lesen wird.

Wir lassen jetzt in alphabetischer Reihenfolge einige Artikel folgen:

Aus dem Artikel: Ane. m. L'âne de la communauté Est toujours le plus mal bâté, (der Gemeinderath ist immer am schlechtesten gesattelt), die Gemeindeangelegenheiten werden (am schlechtesten besorgt) über die Privatangelegenheiten vernachlässigt; — il y a plus d'un âne à la foire qui s'appelle Martin; es giebt viele Müller und Schulze, es giebt viele, die eben so heißen; — ce sont les armoiries de Bourges, un âne dans une chaise (wir ein dummer Mensch auf einem Sessel): das Wappen von Bourges ist ein Esel auf dem Stuhle; — à rude âne, rude ânier, auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil; gegen heftige Krankheit muß man starke Mittel brauchen.

Chicard (arde) adj. schön, hübsch, angenehm: un bal chicard, un habit chicard, il a fait une action chicarde, avoir des manières chicardes, il est cranement chicard (Eug. Sue).

Chicarder, v. n. den Schönen, Stutzer spielen, eine hübsche Haltung haben, gut aussehen; kokettiren: voyez donc comme Lucile chicarde (Eug. Sue).

Couler, v. n. Ce tailleur coule, dieser Schneider näht schlecht, macht große Stiche; un habit coulé se découd promptement, ein schlecht genähter Frack trennt sich bald auf; — cet habit est coulé, der Frack paßt wie angegossen; — les mauvais commis coulent souvent, ungeschickte Commis lassen sich oft einen Kunden entgehen (verstehen nicht, ihn zum Kaufen zu veranlassen); il était sur le point de couler, beinahe hätte er keine Geschäfte gemacht (nicht verkauft, den Kunden gehen sehen); marchandises plusieurs fois coulées se fanent, mehrmals (vergeblich) Kunden zum Kauf vorgelegte Waaren bekommen ein schlechtes Aussehen; ꝛc.

Débardeur, m. (eigentlich Auslader der Schiffe im Hafen). Jemand, der eine jetzt allgemein gebräuchliche Maskenkleidung trägt (weite kurze Beinkleider und ein Jäckchen), auch dieser Anzug selbst, z. B. louer un débardeur, einen Debardeur-Anzug leihen.

Desservir, v. a. Le corridor dessert quatre portes (Lamartine), dieser Gang dient vier Thüren, setzt vier Thüren in Verbindung, ist vier Thüren gemeinschaftlich.

Ecoute-s'il-pleut, m. die wasserarme Mühle; täuschendes Versprechen; unsichere Hoffnung; ein Mensch, der sich immer mit den unwahrscheinlichsten Hoffnungen trägt.

s'Epaufrer, v. réc. sich abschiefern, in Stücken abspringen.

Flandre, n. pr. Faire Flandre (jetzt mehr noch: faire un tour en Belgique) austreten, flüchtig werden, Bankrott machen; il est en Flandre, er ist weg, er ist verloren, verliebt ꝛc.

Franc-Bourgeois, m. der Betrüger, welcher die Leute um das Geld bringt, indem er angeblich für Unglückliche sammelt, auf ein Werk das erscheinen soll ꝛc., Pränumerationen sucht ꝛc. Diebe dieser Art heißen auch drogueurs de la haute, weil sie wie Leute von höherem Stande aussehen, alle Formen der gebildeten Gesellschaft haben, ꝛc.

Godard, m. Gutschmecker, der gern ißt und trinkt; godard, (etwa: Hans) nennt man die Schwäne, wenn man sie ruft; der Mann, dessen Frau in den Wochen liegt, bekommt servez M. Godard, sa femme est en couche, was Glückwunsch, Freude darüber ausdrückt, daß einem Freunde ein Kind geboren wurde; sonst sagt man so, wenn Einer recht faul ist und in Allem bedient sein will, oder wenn Einer, dem es gar nicht zukommt, ein gebieterisches ꝛc. Wesen annimmt.

Goureur, m. der auf den Dörfern herumziehende Krämer, der (verfälschte) Gewürze verkauft.

Hatille, f. Donner de la hatille à qn., (Einem eine Schachtelschüssel schicken), Einen tüchtig durchprügeln.

Haubergeon, m. Maille à maille se fait le haubergeon, Masche nach Masche macht den Strumpf, arbeitet man fleißig und regelmäßig, so bringt man das Mühsamste und Langwierigste zu Stande, mit Fleiß und Ordnung erreicht man Alles.

J'ordonne, adj. Voyez donc monsieur j'ordonne, sieh (doch) wie der befehlen will, der glaubt auch, er brauche nur zu befehlen.

J'ordonner, v. a. immer commandiren, immer befehlen wollen, (La maison est pleine de voix qui jordonnent, wollte Victor Hugo in seinen Lettres sur le Rhin sagen, da aber das Wort hierher nicht gebräuchlich war, hatte der Corrector ordonnent daraus gemacht, der Verfasser stellte indeß in einem Druckfehlerverzeichnisse das jordonnent wieder her und sagte dabei, obwohl dies Wort von der Academie nicht aufgenommen, sei es doch sehr bezeichnend, im gewöhnlichen Leben gebräuchlich und durch kein anderes zu ersetzen.)

Leveur, m. der Bogenabnehmer, Abnehmer (bei der Druckmaschine); ce n'est qu'un leveur des lettres, der Setzer versteht seine Sache nicht (weiß nur die Buchstaben heraus zu nehmen); c'est un bon leveur des lettres, ihm (dem Setzer) geht es rasch von der Hand.

Lombard (arde) adj. et subs. Patience de Lombard, äußerste Geduld. Geduld die Alles über sich ergehen läßt.

Aus dem Artikel Marron, m.: das auf einer Winkelpresse gegen die bestehenden Gesetze gedruckte Buch; der Winkeldrucker (der druckt, ohne die Erlaubniß zu haben), Pfuschdrucker, Pfuschmäkler ꝛc.

Marronnage, m. das Pfuschen (Betreiben eines Gewerbes ohne obrigkeitliche Erlaubniß, namentlich die Buchdruckerei, das Mäklergeschäft).

Nèfle, f. Avec le temps et la paille les nèfles mûrissent, mit Geduld und Fleiß erreicht man vieles; on vous donnera des nèfles, man wird Dir was bieten, davon mußt Du Deine Hand lassen, das ist nichts für Dich; je ne l'ai pas eu

Digitized by Google

pour des nèfles, ich habe es nicht umsonst (geschenkt) bekommen, ich habe es anständig bezahlen müssen.

Opiner, v. n. Opiner du bonnet, ganz der Meinung der Andern sein, denken wie die Andern, keine eigene Meinung haben. (Sonst brauchte nämlich ein Richter nur seine Mütze abzunehmen, ohne etwas zu sagen, wenn er die Ansicht derer theilte, welche vor ihm gesprochen hatten.) Opiner par la tribune, (presse), seine Ansichten auf der Rednerbühne, in der Presse aussprechen, sich der Rednerbühne (Presse) bedienen, um seine Ansichten auszusprechen.

Page, m. (Mod.) Kleiderhalter (kleiner Haken ꝛc., durch den die Damen bei übelm Wetter das Kleid aufnehmen, so daß sie es nicht mit der Hand zu thun brauchen). Hors de page, der Zucht, Aufsicht, Bevormundung entlassen, selbstständig, frei; Louis XI mit les rois de France hors de page, Ludwig XI. machte die Könige von Frankreich selbstständig, d. h. absolut; il n'y en aura que pour les pages, es wird davon (von einer Speise ꝛc.) nicht genug da sein.

Pataqu'est-ce, m. der Fehler in der Aussprache, am Ende der Worte ein s statt eines t oder umgekehrt hören zu lassen. (Voici ce qui a donné lieu à ce mot populaire. Un plaisant était à côté de deux femmes, dont l'une était l'épouse d'un agioteur, ci-devant laquais, l'autre celle d'un fournisseur, ci-devant savetier. Les fournitures et l'agio avaient enrichi les deux hommes; l'or et les diamants brillaient sur les habits des deux femmes. Tout à coup le jeune homme trouve sous sa main un éventail. Madame, dit-il à la première, cet éventail est-il à vous? Il n'est point-z-à moi. Est-il à vous, madame? en le présentant à l'autre. Il n'est pas-t-à moi. Alors, dit le plaisant, il n'est point-z-à vous, il n'est pas-t-à vous; ma foi, je ne sais pas-t-à-qu'est-ce?) Man schreibt auch pataqui, pataquiès, pata-qui-est-ce oder pa-t-à qu'est ce.

Aus dem Artikel Rat m.: Rat (fig.) Mädchen vom Ballet, Tänzerin, Figurantin; rat, der Dieb, welcher in der Nacht in den Wirthshäusern die Fuhrleute ꝛc. bestiehlt; rat de cave, der Wachsstock (mit dem man in den Keller geht); donner des rats, die Kleider der Vorübergehenden mit Kreide oder Mehl weiß machen (durch ein Stück Zeug, meist in der Gestalt einer Ratte, eine Unterhaltung der Kinder im Carneval); prendre un rat, (ein Gewehr) versagen; seinen Zweck verfehlen, durchfallen; prendre des rats par la queue, Börsen stehlen.

Safran, m. Aller (être réduit) au safran, sehr schlechte Geschäfte machen, auf den Hund kommen.

se Soucier, v. réc. Je ne m'en soucie pas plus que madame Hérault, oder je m'en soucie comme de l'an quarante, ich kümmere mich gar nicht darum, es ist mir ganz gleichgiltig.

Taupe, f. C'est une taupe, er ist ein Duckmäuser, er hat es hinter den Ohren; il est où la taupe juche, il est allé au royaume des taups, er ist gestorben und begraben; marcher comme un preneur de taupes, leise (ganz geräuschlos) gehen; c'est un preneur de taupes, er ist ein geschickter, pfiffiger Bursch.

Titi, m. (in Paris) der junge Arbeiter aus der Vorstadt; eine Carnevalsmaske nach der Tracht junger Arbeiter.

Aus dem Artikel Vache, f.: Parler français comme une vache espagnole, sehr schlecht französisch sprechen (soll heißen Vace oder Basque espagnol); il est sorcier comme une vache, er ist ganz dumm, er sieht nicht über seine Nasenspitze; chacun son métier et les vaches seront bien gardées, wenn Jeder seine Pflicht thut und sich um sonst nichts kümmert, wird Alles gut gehen (im Hause gut stehen); voir vaches noires en bois brûlé, angenehme Dinge träumen, angenehmen Hoffnungen nachhängen, Luftschlösser bauen; sentir la vache à Colas, im Geruch der Ketzerei, des Protestantismus stehen, weil dieser la religion de la vache à Colas genannt wurde, aus der Zeit des Cevennenkrieges; vache à Colas war auch ein sehr starkes Schmähgedicht gegen die Geistlichkeit, das im Anfange des 17. Jahrh. vom Henker öffentlich verbrannt wurde und nirgends erwähnt werden durfte.

Zest, interj. Etre entre le ziste et le zeste, schwankend sein, nicht wissen, wofür sich entscheiden; so so sein; nicht gut und nicht schlecht sein; nicht krank und auch nicht gesund sein.

Die äußere Ausstattung des Buches ist vorzüglich; der kleine Druck, der es allein möglich machte, auf nur 184 zweispaltigen Seiten ein so reichhaltiges Material darzubieten, ist klar und rein.

H.

Miscellen.

Dem englischen Globe zufolge soll ein Herr zu Charleston, in Nordamerika, die Entdeckung gemacht haben, Daguerreotypbilder anzufertigen, die durch einen emaillirten Ueberzug vor der nachtheiligen Einwirkung der Luft geschützt sind, ohne unter Glas gesetzt zu werden. Die Email soll überdem so dauerhaft seyn, daß ein solches Bild pr. Brief weit verschickt werden kann, ohne im Geringsten zu leiden.

In der jüngsten Zusammenkunft der Bombay geographischen Gesellschaft hat ein Herr John Smith einen Aufsatz über die wahrscheinliche Entdeckung der Nilquellen durch die ostafrikanischen Missionarien verlesen. Dem zufolge entspränge dieser geheimnißvolle Fluß zweien See'n, worunter ein großer fast unter der Linie, und erhielten diese See'n ihre Gewässer aus dem schmelzenden Schnee der nahebei liegenden riesigen Berge.

Wenn wir auch Luthers unsterbliche Verdienste um die Bildung unserer Sprache wie unseres Volkes freudig anerkennen, so müssen wir doch gestehen, daß er nicht nur das nicht war, was man heut zu Tage einen Democraten, sondern auch nicht was man mit Recht einen Liberalen nennt, daß der „leidende Gehorsam," den er in weltlichen Dingen gegen jede, auch die unrechtmäßigste bürgerliche Gewalt predigte, von ihm in einer Ausdehnung gelehrt ward, wie es katholische Priester niemals thaten.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 25. Sonnabend, den 27. März. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Herbstbilder ..... Seite 193
Die Kaisergruft in Wien und der Herzog von Reichstadt. Von Alphonse Balleydier. (Schluß.) ..... " 193
Der Hofrath. Zeitbild in zwei Aufzügen von H. Romus. (Forts.) " 196
Literatur:
Thorwaldsen's Leben nach den eigenhändigen Aufzeichnungen, nachgelassenen Papieren und dem Briefwechsel des Künstlers von Just Mathias Thiele ..... " 198
Miscellen ..... " 200

Herbstbilder.

Auf dem dunkelgrünen Moose
Liegen fahle Blätter jetzt;
Hier und dort die Herbstzeitlose,
Schwer von Nebelthau benetzt.
Blumen, die in mild'ren Tagen
Lachten, wie das Morgenroth,
Hat die Zeit zu Grab getragen, —
Alle, — Alle, — sind sie todt.

Wo einst blauer Himmel prangte,
Zieht ein grauer Nebel nun,
Und die heitre, blüthumwobne
Liebe gehet auszuruhn.
Alles Grüne hat in gelber
Färbung Thränen sich vereint,
Thränen, die die Schöpfung selber
Ueber ihre Leichen weint.

Zwischen blattreinen Aesten
Hängt ein Kranz, verwaist, verdorrt;
Einer liebenden, gepreßten
Brust geweihter, heil'ger Ort.
Armes Herz! die hat dein Hoffen
Keinen süßen Lohn gebracht,
Wohl sahst du den Himmel offen,
Doch er selbst war die versagt.

Was blieb von dem Heiligthume
Einer bunten Frühlingswelt?
Nichts, — als jene Dichterblume
Die des Lebens Traum erhellt.
Denn wenn's grau ist, — oben, — unten
Merk ich erst die Harmonie,
Und es strömen aus den Wunden
Lieder der Melancholie.

Franz Wachter.

Die Kaisergruft in Wien und der Herzog von Reichstadt.

(Beschluß.)

Der neue französische Gesandte, General Bellard, hatte ihn unmittelbar nach seiner Ankunft zu sehen gewünscht, ein Verlangen, dem die österreichische Regierung jedoch auswich. Als der Herzog von Reichstadt dies erfuhr, da hieß er das gut, und sagte: dazu hat die Regierung sehr wohl gethan. Was hat ein Gesandter Ludwig Philipp's mit mir zu schaffen? Möchte er etwa eine Zustimmung zu dem, was in Frankreich vorgeht, von mir haben wollen?"

Um diese Zeit war aus dem Kinde ein Mann geworden, der seinen Eintritt in die officielle Welt gehalten hatte. Da sah er sich denn in den Zirkeln und auf den Bällen des Hofes von

der Zuvorkommenheit und der Theilnahme begrüßt, die seines großen Namens würdig waren. Seine exceptionelle Lage zog nicht allein die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; sein Geist, die Feinheit und Lebendigkeit seiner Unterhaltung, die Eleganz seiner Kleidung, das Ausgezeichnete seines Benehmens, das Graziöse seines hohen Wuchses, die Schönheit seiner Züge nahmen eben so alle Sympathieen in Beschlag und erwarben ihm hervorragende Erfolge. Sein Herz hatte mehremals einen Kampf mit der Vernunft zu bestehen.

Ende des Jahres 1830, wo der Herzog von Reichstadt seine militairische Erziehung ganz vollendet hatte, wurde er von dem Kaiser, zur weiteren Entwickelung seiner Talente in der Waffenlaufbahn, von Officieren umgeben, die wegen ihrer Loyalität, ihrer Talente und ihres militairischen Erfahrung in Ruf standen. Nach der Vorschrift, welche für die Prinzen des kaiserlichen Hauses, die sich dem Kriegsdienste weihen, besteht, machte er nach einander alle die niederen Grade und die damit verknüpften Functionen durch. Am 15. Juni 1831 zum Obristlieutenant ernannt, übernahm er den Befehl über ein Bataillon des ungarischen Infanterieregiments Giulay, das zu Wien in Garnison lag, und war in der Wahrnehmung seiner neuen Obliegenheiten so eifrig, daß man diesen Amtseifer seiner zarten Gesundheit halber oft mäßigen zu suchen bemüht sein mußte. Er verbrachte alle seine Zeit in theoretischen Studien, in der Kaserne, oder auf dem Exercierplatze, und ward bald der Abgott aller seiner Officiere, weil er in seinem täglichen Verkehr mit ihnen nur den Kameraden, nicht den Prinzen sichtbar werden ließ. Um diese Zeit zeigten sich von der Krankheit, die ihn wegraffen sollte, noch keine Spuren. Bald darnach erregten aber eine anhaltende Heiserkeit, mit einem leichten, jedoch häufigen Husten verbunden, und eine große Ermattung nach den militairischen Exercitien eine lebhafte Besorgniß. Seine Kräfte hielten seinem Muthe nicht Stand. „Ich ärgere mich über den elenden Körper," sagte er eines Tages zu dem Doctor Malfatti, „daß er nicht dem Willen der Seele parieren will." Die Krankheit griff, den Mitteln der Kunst Trotz bietend, rasch um sich und machte eine absolute Ruhe nothwendig, wovon der Herzog aber nichts wissen wollte. Der Kaiser mußte ihn dazu durch einen gebieterischen Befehl zwingen, und dieses bei folgender Gelegenheit.

Die Cholera war in Wien ausgebrochen. Der Herzog von Reichstadt, der die Furcht nicht theilte, welche diese Pest bei ihrem Erscheinen einflößte, wollte sich nicht von seinen Soldaten trennen. „Ich muß", sagte er, „bei diesen unglücklichen Umständen dem Beispiel von Muth und Aufopferung folgen, das der Kaiser und die kaiserliche Familie überall geben; ich bin bereit, auf meinem Posten zu sterben, wenn es seyn muß, aber verlassen thue ich ihn nicht." Bei dem kritischen Gesundheitszustande des Prinzen — er war allmählig abgemagert und sein Gesicht hatte eine fahle Farbe angenommen — würde aber der geringste Anfall des herrschenden Uebels tödtlich geworden seyn. In dieser Ueberzeugung begab sich nun der Doctor Malfatti eines Morgens nach dem Exercierplatze, wo der Kaiser sich unter seine Truppen, unter sein Volk mischte, um die einen und das andere durch seine Gegenwart über die Schreckensscene der Krankheit zu beruhigen; sobald die Parade beendigt war, trat er zu dem Monarchen heran, und stattete ihm in Gegenwart des Prinzen einen Bericht ab, in welchem er erklärte, daß dessen Gesundheit eine gänzliche Ruhe erheische. Darauf wandte sich der Kaiser an den jungen Prinzen, und sagte zu ihm in einem Tone, der Gehorsam bedang: „Sie haben gehört, was der Doctor Malfatti gesagt hat: Sie begeben sich sofort nach Schönbrunn!" Der Herzog verneigte sich ehrerbietig, als Zeichen, daß er gehorchen würde; er warf aber, als er sein Haupt wieder aufrichtete, dem Doctor einen zornigen Blick zu, und sagte: „Sie sind's also, mein Herr, der mich in Arrest schickt!" Darauf entfernte er sich rasch.

Zwei Monate gänzlicher Ruhe, in welcher er zu Schönbrunn verlebte, schienen seine Kräfte herzustellen: er konnte wieder schlafen, seine krankhafte Farbe hatte sich verloren und sein Blick den früheren Glanz wieder erhalten. Von der kaiserlichen Familie auf's sorgfältigste gepflegt, ritt er täglich mehrere Male aus, wohnte selbst mit dem Generalcommandanten allen Manövern bei, und erlangte sogar einmal, wo der Kaiser selber eine Revue hielt, die nachgesuchte Erlaubniß, sein Bataillon in Person zu commandiren. Einige Zeit darnach folgte er dem Kaiser auf die großen Jagden, die im October gehalten werden, und schien endlich seine volle Gesundheit wieder gewonnen zu haben. Aber das war eine trügerische Hoffnung! Die augenblickliche Besserung war nichts weiter als ein Pausiren der Krankheit, die bald wieder mit neuer Gewalt hervorbrach. Um jene Zeit ernannte der Kaiser ihn zum Seconde-Obristen des Regiments, in welchem er diente.

Der kritische Zustand des Prinzen verschlimmerte sich mit jedem Tage, und ein Fieber, das sich einstellte, führte noch beunruhigendere Symptome mit sich. Die, mit Verstand angewandten, Mittel hielten das Uebel wohl in seinem Laufe auf, konnten es aber nicht beseitigen, und der regsame Geist des Prinzen ließ ihn unaufhörlich Unvorsichtigkeiten begehen, welche wieder verdarben, was eben gut gemacht war. „Es ist," sagten die Aerzte, die ihn behandelten, „als ob in diesem unglücklichen jungen Manne ein regsames Princip herrschte, das ihn zum Selbstmorde antreibt: alle Vorstellungen, alle Vorsichtsmaßregeln scheitern an dem Verhängniß, das ihn mit sich fortreißt."

Das Frühjahrs-Aequinoxium war ein dem Herzoge verderblicher Zeitpunkt: die Verdoppelung des Fiebers machte seine chronischen Uebel wieder rege und griff die Leber an.

Zu diesem peinlichen Zustande gesellte sich im April noch zu Zeiten ein rascherer Pulsschlag. Eine wirkliche Besserung seiner Lage gestattete ihm jedoch einige Tage später, einen Ritt in's Freie zu unternehmen. Diese seine Lieblingsübung wiederholte er einige Zeit. Als er eines Tages aber trotz einer naßkalten Luft ausgeritten war, war ihm die Kälte empfindlich, und er machte, um sich zu erwärmen, einen langen und scharfen Ritt. Abends fuhr er in einem offenen Wagen zu der Promenade im Prater, wo er bis Sonnenuntergang blieb und selbst durch einen Zufall mit seinem Wagen umwarf. Auf diesen unvorsichtigen Tag folgte ein heftiger Fieberanfall, der eine Brustentzündung nach sich zog, die von den ernstesten Zufällen, namentlich von dem Verlust des Gehörs auf dem linken Ohr, begleitet war.

Auf Befehl des Kaisers wurden mehrere Consultationen gehalten, zu welchen die berühmtesten Aerzte des Reiches nach Wien berufen wurden, und da wurde entschieden, daß nur noch ein Ausgang für die Rettung des Prinzen offen sey, nämlich eine Reise nach Italien, und zwar nach Neapel. Die Aussicht zu einer

Digitized by Google

solchen Reise machte dem Kranken große Freude, die nur durch den Gedanken getrübt wurde, daß die Politik ihrer Ausübung im Wege stehen könne. Der Kaiser war abwesend, man mußte sich deßhalb an den Fürsten Metternich wenden, um die nöthige Autorisation zu erhalten, und er ertheilte dieselbe auch sofort mit folgenden Worten: „Der Herzog von Reichstadt kann sich, mit Ausnahme von Frankreich, wohin zu gehen ich ihm die Erlaubniß nicht ertheilen kann, nach jedwedem Lande begeben, wohin er will."

Durch diese Antwort zufriedengestellt, gab sich der Herzog nun auf's Lebhafteste einer Hoffnung hin, die nicht in Erfüllung gehen sollte.

Eine abwechselnde Erleichterung und Verschlimmerung bezeichneten den Gang der Krankheit, die der Wissenschaft Trotz bot. Der Herzog von Reichstadt empfing das heilige Abendmahl mit Liebe und Glauben im Beisein der kaiserlichen Familie. Der Kaiser Franz hatte sich an das äußerste Ende des Gemaches zurückgezogen, um seinen Gram und seine Thränen vor den Blicken zu verbergen.

Dem armen Kranken war noch ein zweiter Trost vorbehalten: seine erlauchte Mutter, obgleich selber leidend, traf am 24. Juni Abends in Schönbrunn ein. Sie eilte sofort zu ihrem Sohn. Es war ein herzzerreißendes Wiedersehen; die Lippen der Mutter und des Sohnes blieben lange an einander gepreßt; Beide waren keines Wortes mächtig, und konnten ihre beklommenen Herzen nur durch Thränen und Schluchzen etwas erleichtern. Marie Louise gelang es endlich, ihrer Rührung Herr zu werden. Von da ab weihte sie, Herrin ihres Willens, alle ihre Sorgfalt, jeden ihrer Augenblicke ihrem Kinde.

Die Bevölkerung Wien's, die Armee, alle Classen der kaiserlichen Familie nahmen ein lebhaftes Interesse an dem Zustande des Prinzen; zu jeder Stunde des Tages wurden bei denen, die darüber Ausweis geben konnten, Erkundigungen nach seinem Befinden eingezogen; in den Kirchen wurde für ihn gebetet. Zu einer Zeit brach ein heftiges Gewitter, von Blitz und Donner begleitet, über die Stadt und die Umgegend aus, in welchem einer der kaiserlichen Adler über dem Palaste von Schönbrunn herniedergeworfen wurde, welchen Zufall das Volk als eine sichere Vorbedeutung des Todes ansah.... Der Tod wartete in der That schon an dem Sterbelager auf das letzte Stündlein des Sohnes Napoleons.

Der Prinz ward immer schwächer; so oft die Witterung es erlaubte, wurde er nach einem besonderen Platze in den Gärten von Schönbrunn hinausgetragen, öfterer aber noch auf den Balcon seines Gemaches gelegt, um seiner zerrissenen Brust die Luft zu geben, woran es ihr gebrach.

Am 21. Juli, des Vormittags, wurden seine Leiden so arg, daß er sich zum ersten Male gegen seine Aerzte darüber beklagte. Nun wurde er auch des Lebens überdrüssig, und sagte: „Wann wird Gott meinem peinlichen Daseyn wohl ein Ende machen?" Dann setzte er, auf ein Christusbild blickend, hinzu: „Sein heiliger Wille geschehe!" Als Marie Louise sich in diesem Augenblick zu ihm setzte, sah er sie mit einem melancholischen und sanften Blick an, und sagte: „Beruhigen Sie sich, Mutter; es geht besser mit mir." Den Rest des Tages nahm er, obgleich er furchtbar litt, an dem Theil, was um ihn her gesprochen wurde, und sprach selbst mehrere Male mit Interesse von der Reise nach Neapel, die er machen sollte.

Abends zeigte der Doctor Malfatti an, daß der Kranke nur noch wenige Stunden zu leben habe, und daß er wahrscheinlich die Nacht nicht durchmachen würde. Mehrere Personen stritten sich nun um die Ehre, in diesem feierlichen Momente bei ihm zu wachen; doch war der Baron von Moll der einzige, der ohne Vorwissen des Prinzen, der den Gedanken nicht ertragen konnte, daß jemand über Nacht in seiner Nähe weile, in seinem Gemache blieb.

Um eilf Uhr herrschte die tiefste Stille in dem Schlosse von Schönbrunn. Marie Louise, die nicht wußte, daß ihr Sohn rettungslos verloren sey, hatte sich in ihr Gemach zurückgezogen... Sie betete, und ließ vor Gott den Thränen freien Lauf, die sie vor ihrem Sohne zurückgehalten hatte. Der Prinz lag in einem ruhigen Schlummer: derselbe war das Präludium des ewigen Schlafes. Um 2 Uhr klingelte er, und indem er sich von seinem Kammerdiener zu trinken geben ließ, sagte er zu ihm: „Armer Freund, wie viele Mühe mache ich Dir! Aber habe nur Geduld, es wird bald vorbei seyn!" Er schlummerte wieder ein. Um 3½ Uhr richtete er sich plötzlich in seinem Bette auf, und rief: „ich erliege! ich erliege!... Mutter! o meine Mutter, komm!..." Dies waren seine letzten Worte... Während der Kammerdiener den Prinzen in seinen Armen hielt, eilte der Baron Moll zu der Oberhofmeisterin von Marie Louise, und zum Erzherzog Franz, um sie zu benachrichtigen, daß der Herzog gebeten habe, in seinen letzten Augenblicken um ihn zu seyn. Alle eilten außer sich herbei. Marie Louise warf sich neben dem Sterbebette in die Knie; ihr Sohn athmete noch, konnte aber nicht mehr sprechen; doch erkannte er seine Mutter, und seine halbgebrochenen Augen suchten ihr die Gefühle auszudrücken, die seine Lippen nicht mehr auszusprechen vermochten... Der Prälat, der ihm Beistand leistete, zeigte gen Himmel, und da richtete der Prinz den Blick nach Oben, zum Zeichen, daß er ihn verstanden habe. Um 5 Uhr 8 Minuten erlosch er, ohne Convulsionen, in demselben Gemache, welches der siegreiche Napoleon bewohnt hatte, auf derselben Stelle, wo sein Vater als Eroberer einen Friedensvertrag unterzeichnete, der ihm in einem glorreichen Ehrbündnisse die Fortdauer seiner Dynastie hoffen ließ; an dem Jahrestage der Acte, durch welche der junge Prinz seinen letzten Namen erhalten hatte, an dem Jahrestage endlich, wo der Herzog von Reichstadt den Tod seines Vaters erfuhr, am 22. Juli.

Die Kunde von dem Ableben des Sohnes des größten Feldherrn neuerer Zeit verbreitete sich schnell durch Wien und am Hofe; sie verursachte dort eine allgemeine Trauer und erregte allgemeines Leid. Der Kaiser Franz befand sich zu Linz; er vernahm den Tod seines Enkels mit einem Schmerze, der sich in einem Strom von Thränen kund gab.

„Ich hatte gehofft," sagte der erlauchte Monarch, „daß die „Vorsehung, wenn sie ihn nicht meiner Zärtlichkeit erhalten wollte, „mir mindestens den Trost gewährt haben würde, seinen letzten „Seufzer zu empfangen." — Dann setzte er hinzu: „Ha! für „ihn kann ich nun nichts mehr thun, aber ich werde im Sinn „seiner schönen Seele handeln und keinen seiner Diener verlassen; „ich will sie alle zu mir nehmen."

Die Leiche des Herzogs von Reichstadt blieb am Sonntag

Digitized by Google

den ganzen Tag auf ihrem Todtenbette zur Schau gestellt. Am Montag, den 23. Juli, wurde ihre Oeffnung vorgenommen, und da ergab denn der Zustand der Lungen, der fast gänzlicher Mangel des Brustbeins, und der Bau der zusammengepreßten Brust, daß keine menschliche Hülfe eine Lebensverlängerung hätte möglich machen können.

In der Nacht vom 24. Juli wurde die Leiche bei Fackelschein in einer Sänfte nach Wien transportirt. Das Volk, dem dieses durch die Diener des Schlosses bekannt geworden war, wollte dem Sohne Napoleons noch einen Beweis seiner Theilnahme geben, und folgte dem Leichenzuge in hellen Haufen in feierlicher Stille. Die Leiche wurde in die Kapelle gestellt, welche an den alten Theil des von Ottokar begonnenen und von dem Sohne Rudolphs von Habsburg vollendeten Palast stößt.

Am 24., von 8 Uhr Morgens an, wurde dem Volke erlaubt, noch einmal die Züge des in einen schwarz ausgeschlagenen und mit dem Wappen des Herzogs von Reichstadt verzierten Kapelle zur Schau gestellten Prinzen zu beleuchten. An mehreren Altären verrichteten Priester den heiligen Opferdienst. Ein doppelter offener Sarg erhob sich mitten in der Kapelle über drei mit schwarzem Sammt, mit Wappen verziert, belegten und mit einer dreifachen Reihe silberner Kandelaber umstellten Stufen. Zur Rechten lagen die Herzogskrone und die St. Stephans Ordenskette auf einem Sammtkissen, und zur Linken sah man den Militairhut, den Degen und die Obristenschärpe. Zu Haupten des Sarges standen ein silberner Becher und desgleichen Urne, welche das Herz und das Eingeweide enthielten, die dem Brauche zufolge in der Kathedrale und in der Augustinerkirche beigesetzt werden müssen. Deutsche und ungarische Officiere in ihren von Gold und Stickereien funkelnden Uniformen standen unbeweglich an den vier Ecken des Sarges. Die Leiche des Prinzen, angethan mit Stiefel und Sporen, war bekleidet mit einem blauen Pantalon mit silbernen Streifen, und der mit ihren Decorationen geschmückten weißen Uniform des Regiments, in welchem der Prinz zuerst gedient hatte, und das nach dem Ableben des Grafen Dietrichstein auf den Prinzen Gustav Wasa überging. Ein merkwürdiges Spiel des Schicksals, daß der Sohn Napoleons des Großen eben in dem Regimente des Sohnes des großen Gustavs hatte dienen müssen!

Als die Stunde des Leichenbegängnisses geschlagen hatte, setzte sich der Zug in Bewegung; eine Menge junger Waisen mit Fackeln in Händen eröffneten ihn, und das Regiment Wasa bildete die Ehrenescorte. Der geschlossene Sarg, mit einem großen Kreuze von Silberstoff belegt, ruhete auf einem Wagen von antiker Form, mit rothem Maroquin ausgeschlagen. Sechs reich aufgezäumte Schimmel, von Fußdienern in österreichischer Livree an der Hand geführt, zogen den Leichenwagen, dem eine Paradekutsche, in welcher die functionirenden Geistlichen saßen, voraus fuhr. Die Hofequipagen, die Officiere des Prinzen, sein gesammtes Hauspersonal in tiefer Trauer, folgten dem Zuge. An der Thür der Begräbnißkirche nahmen die Kapuziner, welche die Wächter der kaiserlichen Grüfte sind, die Leiche in Empfang, wonach dieselbe in's Chor getragen und nach über dieselben gesprochenen Absolution in die Gruft hinabgesenkt wurde.

„Meine Wiege und mein Grab werden bald zusammengerückt seyn, meine Geburt und mein Tod also meine ganze Geschichte in sich begreifen," sagte der Herzog einige Tage vor seinem Ableben. Dieser Schmerzensausruf war jedoch nicht der Ausdruck des Bedauerns. Der Prinz hat seine letzte Stunde mit dem Muthe eines Soldaten, mit der Ergebung eines Christen, wer weiß, vielleicht selbst mit der Gleichgültigkeit der Enttäuschung schlagen hören. Der Sohn Napoleons, mit einer feurigen Seele wie sein Vater, einem kochenden und ungestümen Herzen begabt, fand sich beengt auf dem beschränkten Schauplatze, den ihm die mißtrauischen Forderungen der Politik angewiesen hatten; es fehlte dem jungen Adler an Luft und Sonne; sein Blick suchte vergebens nach weiteren Horizonten, um seine Flügel zu entfalten; der den mächtigen Organisationen nothwendigen Bewegung beraubt, war ihm das Leben bleich und farblos; doch ist es nicht steril gewesen, es bildet vielmehr eine der beredtesten Blattseiten in unserer Geschichte. Mit einem unvergänglichen Namen und unvergleichlichen Eigenschaften geschmückt, hat der Herzog von Reichstadt ein allgemeines Bedauern mit in seine Gruft genommen, auf Erden aber Erinnerungen zurückgelassen, die nicht sterben werden.

Der Hofrath.

Zeitbild in zwei Aufzügen von Heinrich Romus.

(Fortsetzung.)

Fünfter Auftritt.

Graf. Franz (hinter der Linde); später Röschen.

Graf.

(Sich umsehend.) Noch nicht da? Röschen, wo steckst du Mädchen? (Er will ins Haus, aus demselben tritt Röschen mit einem Blumenstrauß ihm entgegen.)

Röschen.

(Knixend den Blumenstrauß überreichend.) Guten Morgen, Herr Graf!

Graf.

Die Hand ist mir lieber als die Blumen. (Er will sie küssen.)

Röschen.

(Die Hand bescheiden zurückziehend.) Ich bitte gnädiger Herr. (will gehen.)

Graf.

Nicht doch Röschen, bleibe, und leiste mir Gesellschaft. Du mußt aber nicht gar zu spröde thun, denn mir ist nichts verhaßter als das Geziertr. (Zieht Röschen zu sich auf die Bank.) Erzähl' mir etwas von der Liebe.

Röschen.

Sie scherzen Herr Graf, wie kann ich unschuldiges Mädchen von der Liebe erzählen?

Graf.

Stell' Dich nur so — man kennt Euch Mädchen. Von der Liebe kann jedes Mädchen reden, und spricht auch gerne davon und Du allerliebstes Mädchen solltest von ihr nicht reden können? (Er will sie küssen.)

Digitized by Google

Franz.

(Springt mit angelegter Büchse hinter der Linde hervor. Halt!

Graf.

(Auffahrend.) Verwegener! Was soll das?

Franz.

Nichts soll's, Herr Graf. Das Mädchen ist mein und ich leide es von Keinem, daß er sie herze. Lassen Sie ab, oder — (anlegend.)

Röschen.

(Ihm in den Weg tretend.) Um Gotteswillen, Franz, besinne Dich!

Graf.

Nichtswürd'ger Wilddieb! Die Frechheit sollst Du büßen! Bisher hab' ich noch Deiner geschont — diesmal sollst Du mir nicht entkommen.

Franz.

Spannen Sie Ihre Drohungen Herr Graf — sie fähren doch zu nichts. Lassen Sie ab von dem Mädchen, weiter wünsch' ich nichts. Sie gehört mir und ich bin entschlossen, mein Recht gegen Jeden zu vertheidigen.

Graf.

(Setzt das Hifthorn, das er schon an den Mund gebracht, wieder ab.) Du sollst gezüchtigt werden! (schnell rechts ab.)

Franz.

(Verbeugt sich.)

Röschen.

(Dem Grafen nacheilend.) Ach gnädiger Herr! Eine Bitte!

Franz.

Keine Bitte, Röschen! Geh' ins Haus! (er verschwindet links.)

Röschen, (allein.)

Nun ist jede Hoffnung, auch die letzte, verschwunden. Ich hoffte durch mein Flehen den Grafen zu bewegen, meinen Vater zu Gunsten unserer zu stimmen. O schöner Traum, warum mußtest du so bald, so schrecklich enden? — Ach, wie klopft das Herz mir vor Angst und Furcht. — Was wird aus meinem Franz werden? Sie werden ihn umstellen — oder gar erschießen. (rufend) Franz! Franz! — Wenn er nur hier geblieben wäre, ich wollte ihn im Hause verstecken, da suchte man ihn nicht so leicht. (rufend) Franz! Franz! — Er ist fort — und geht seinem Tode entgegen. (beruhigt ab ins Haus.)

Sechster Auftritt.

Gräfin; später Röschen.

Gräfin.

(Im Jagdcostüm rechts auftretend.) Also hier, wie mir der Hofrath sagte, hier wohnt der Engel seiner Träume? Hier wohnt die, die ich beneiden muß? (Sich umsehend.) Es ist schön hier und wohnte sie nicht hier, wär' es wohl noch viel schöner an diesem Orte. Doch wohl nicht für ihn! — O wie glücklich ist das Weib, das mit dem Gatten ein solches Asyl gefunden, wo sie ihm ganz sein kann, was sie sollte, und wie unglücklich, wenn sie ihm niegende ist, was sie so gern sein möchte. O ich bin schnell aus meinen flüchtigen Träumen erwacht! Aber sehen, sprechen muß ich den Engel — denn ein Engel muß sie sein — wie könnte sonst mein Karl sie lieben. Ha! liebt er sie denn wirklich? Nein! nein! er liebt sie nicht, aber er sieht sie gerne, er scherzt und schäkert mit ihr — ja, ja, er scherzt und tändelt gerne mit ihr — und liebt sie doch nicht! — Dort kommt sie — Gott, wie ist mir. (Röschen erscheint mit einem Wasserkruge in der Thür.)

Röschen.

(Geht mit niedergesenkten Augen über die Bühne nach der linken Seite, ohne die Gräfin zu bemerken.)

Gräfin.

Ja, schön ist sie! schön wie die aufgehende Sonne! Diese Jung, diese Formen — ihr reiches Haar, der kleine Fuß, das einfache Kleid — fürwahr meines Gemahls Geschmack ist nicht übel. (Röschen kommt zurück.) Sie kommt zurück — Herz — wirst du's ertragen?

Röschen.

(Mit gefülltem Wasserkruge kommt zurück, und so wie sie die Gräfin erblickt, knixt sie grüßend.)

Gräfin.

(Bewegt.) Wolltest Du mir wohl einen Trunk Wassers reichen, Mädchen?

Röschen.

Recht gerne, hohe Frau. Hier ist das beste Wasser in der ganzen Umgegend und wenn man es trinkt, bekommt man rothe Wangen und wird gesund wie ein Fisch im frischen Wasser.

Gräfin.

(Schwermüthig lächelnd.) Meinst Du?

Röschen.

Der Vater sagt es wenigstens, hohe Frau. Doch ich will schnell ein Glas holen. (eilig in's Haus.)

Gräfin.

Ein Kind der Natur, ohne Arg, unschuldsvoll. Sollte der Hofrath mich täuschen? —

Röschen.

(Kommt mit einem Glase zurück.)

Gräfin.

Wie heißt du Mädchen?

Röschen.

(Einschenkend.) Man nennt mich Röschen, bin des Försters Hellwig einzige Tochter.

Gräfin.

Wohnst Du gerne hier, Röschen? Ist es Dir hier nicht zu einsam und zu still?

Röschen.

(Das Glas überreichend.) O nein! hohe Dame, ich bin recht gerne hier und besonders dort bei jener Linde, wo meine gute Mutter begraben liegt. Und still sitz' ich nie, denn ich muß viel arbeiten, daß ich lange Weile nur dem Namen nach kenne.

Gräfin.

(Hat getrunken, das Glas zurückgebend.) Ich danke Dir, Röschen. — Deinen Vater hast Du wohl recht lieb?

Röschen.

Ach ja, meinen Vater liebe ich recht herzlich. Es ist mir Keiner lieber in der Welt.

Gräfin.

Wirklich? Du hättest Keinen lieb außer Deinen Vater?

Digitized by Google

Röschen.

(Verlegen.) Das — das mein' ich nicht, gnädige Frau. — Ach ja, ich liebe noch Eisen — aber — das ist so nichts Böses?

Gräfin.

Wen hast Du denn sonst noch lieb?

(Der Hofrath schleicht über die Bühne.)

Röschen.

(Geheimnißvoll.) Ja, das darf ich eigentlich nicht sagen — denn ich soll ihn nicht lieb haben — und doch kann ich's nicht lassen. Aber beschreiben will ich ihn, wenn Sie es wünschen. Er trägt eine feine Büchse, einen schönen grauen Hut mit einem Blumenstrauße von meiner Hand gepflückt, gezieret, er ist ein hoher, schlanker —

Gräfin.

(b. S.) Er ist's! (laut) Du siehst ihn wohl oft bei Dir?

Röschen.

(Wie oben.) Ach nein! Nicht doch! Er darf ja nicht! Die Leute dürfen's nicht wissen — es muß heimlich geschehen.

Gräfin.

Gott im Himmel! (b. S.) Ach Karl! Karl! (Sie hält das Tuch vor's Gesicht.)

Röschen.

Wird Ihnen unwohl, hohe Frau?

Gräfin.

(Sich fassend.) Eine Unpäßlichkeit, die mich mitunter plötzlich befällt.

Röschen.

O warten Sie, vielleicht kann ich helfen. Ich will meines Vaters Balsam holen, das that allen Kranken gut.

Gräfin.

Bleibe — Dein Balsam hilft hier nicht — das Weh sitzt am Herzen.

Röschen.

Ach, da thut's am wehesten!

Gräfin.

Und Du weißt das auch schon? Armes Mädchen!

Röschen.

Ach ja!

Gräfin.

(b. S.) Ich muß fort! (laut) Ich möchte Dir gerne etwas schenken, Röschen, das Dich an diesen Augenblick immer erinnerte. (sinnend.) Ja, so sei's! (Sie zieht einen Ring vom Finger.) Komm näher. Nimm diesen Ring, den mir mein Gemahl als Bräutigam verehrte, schmücke Du Dich damit und denke an mich.

Röschen.

(Abwehrend.) Ach nein, hohe Dame, das Ringlein darf ich ja Keinem zeigen, die Buschen lachten mich sonst aus — und für ihn bin ich auch ohne Ring schön genug.

Gräfin.

Ha! Ja, auch ohne Ring! Du hast Recht! (empfindlich.) Ich soll Dich wohl erst recht viel bitten, eine kleine Erinnerung von mir anzunehmen?

Röschen.

Nein, gnädige Frau — ich will ihn so gerne annehmen, aber tragen darf ich ihn nicht. (Die Gräfin reicht ihr den Ring.) O wie schön! wie wunderlieblich! (Sie küßt ihn.) So rein golden wie die Liebe.

Gräfin.

Glückliches Mädchen! Jedes Deiner Worte schafft mir Weh und dennoch möcht' ich nicht aufhören mit Dir zu reden.

Röschen.

(Ganz mit dem Ring beschäftigt.) Und dieser Stein — ach, wie die Thränen der Liebe so klar!

Gräfin.

(Mit abgewandtem Gesichte.) Leb wohl, Röschen! (links schnell ab.)

Röschen (allein.)

(Aufblickend.) Ach du lieber Himmel, da eilt sie fort, die gute Frau, ohne daß ich ihr meinen Dank gesagt habe. Sie ist gewiß krank, recht krank! Sie sah so blaß und traurig aus. Aber daß ich mich nicht einmal bedankte, ist abscheulich. Pfui, Röschen, wie konntest du so undankbar sein? Sie eilte aber auch so schnell und plötzlich fort, ohne daß ich's ahnte. — Wer sie wohl ist? Was ihr wohl fehlt? — Das Weh sitzt am Herzen, sagte sie. (seufzend.) Ach, Röschen, du grade fühlst auch Du Schmerz! — Aber dies Ringlein ist schön! Schade nur, daß ich's nicht tragen darf. Ja, wenn mein Franz mir einen solchen Ring schenkte — ach, das wird er wohl nie! — Warum die unbekannte Dame ihn mir wohl schenkte? — Warum? — Sie schien so bewegt zu sein.

(Der Hofrath tritt spähend auf.)

(Fortsetzung folgt.)

Thorvaldsen's Leben nach den eigenhändigen Aufzeichnungen, nachgelassenen Papieren und dem Briefwechsel des Künstlers von Just Mathias Thiele. Deutsch unter Mitwirkung des Verfassers von Henrik Helms. Erster Band. Mit dem Portrait Thorvaldsen's nach Eckersberg. Leipzig. Verlag von Carl B. Lorck. 1852. XVI und 351 Seiten. 8.

Es giebt wol wenige Biographieen, zu deren Bearbeitung die Materialien auf so eigenthümliche Weise zusammengebracht wurden und so mühevoll geordnet und benutzt werden mußten, wie die vorliegende. Als der Verfasser, einer von Thorvaldsen's Testamentsvollstreckern, im Jahre 1844 nach Rom kam, fand er den größten Theil der Kunstsachen bereits eingepackt und in Thorvaldsen's Wohnung im Palazzo Tomati waren die Fußböden mit Stroh, Sägespänen, zersplitterten Bretterresten und anderen dergleichen Ueberresten des Verpackens bedeckt; in wehmüthiger Stimmung ging der Verf. umher, schorrte mit dem Fuß in dem Wirrwarr und las auf, was sich dann und wann seiner Aufmerksamkeit darbot. Hier und da guckten Papierstücke aus dem Stroh hervor. Es waren Briefe, oder Bruchstücke von Briefen, Visitenkarten, u. s. w., aber sie trugen Spuren von Zeichnungen oder der Schrift von Thorvaldsen's eigener Hand. In einem Fache einer alten Schatulle lag eine verschimmelte Brieftasche, die einige sorgfältig eingewickelte, Briefe von seinem Vater und seiner Mutter enthielt. — Thorvaldsen vernichtete nie vorsätzlich Papiere und ließ die Briefe sich so lange um sich her anhäufen, bis er

Digitized by Google

endlich zum Aufräumen derselben gezwungen wurde. Es drängte sich natürlich die Frage auf: Wo blieben diese Briefe, wenn er sie nicht verbrannte? Da erinnerte sich der Verf. von seinem früheren Aufenthalte in Rom der eines Kellers, der in den letztverflossenen Jahren zur Aufbewahrung abgenutzter Gypsformen u. dgl. verwendet war. Er wurde untersucht und das Ergebniß dieser Untersuchung, die mehrere Tage währte, war höchst befriedigend. Große Tonnen und Bretterkasten enthielten all' den papiernen Ueberfluß, dessen sich Thorvaldsen hier zu entledigen gewußt hatte, aber mit Mauersteinen und Glasstücken bedeckt. Anhaltender Arbeit gelang es die Papiere hervorzusuchen, auszulüften und zu trocknen. Alles wurde dann sorgfältig in Kisten verpackt und mit den Kunstsachen nach Kopenhagen abgesandt. Dort begann nun eine noch weit mühsamere Arbeit: das Ordnen der Papiere (unter denen Thorvaldsen's Tagebuch aus einer Zeit, die bis jetzt in Dunkel gehüllt blieb, nämlich der Zeit seiner einsamen Reise von Malta nach Rom im Jahre 1797) und Briefe, die mit ihren Couverts, sowie Convocations- und Einladungsbillets, von Thorvaldsen zum zweiten Male als Schreib- und Zeichnenpapier benutzt worden waren. (Der Verf. hat die Geschichte des interessanten Fundes und die umsichtige Benutzung desselben im Vorworte ausführlich erzählt; seine Sammlungen und Vorarbeiten, sowie die Briefe, chronologisch in Fascikeln gesammelt, und das Tagebuch sollen in Thorvaldsen's Museum niedergelegt werden, woselbst gegen fünf hundert größere und kleinere Zeichnungen, die auf den Papieren vorgefunden wurden, geordnet und cartonnirt, sich jetzt an die ihnen verwandte, schöne Sammlung der plastischen Entwürfe und Skizzen des Künstlers anschließen.)

Was früher bereits von Thorvaldsen's Künstlerleben zur Kunde gekommen, wird in dem anzuzeigenden Werke häufig in ein neues Licht gestellt, manches Unbekannte hinzugefügt und Alles mit einer Menge von Briefen und andern Documenten (Contracten u. s. w.) belegt. Ganz besonders aber erhalten wir hier auch über einige Abschnitte und Verhältnisse seines Privatlebens, von denen wir bis jetzt nur Weniges und Ungenaues wußten, Aufklärung; z. B. über seine Jugend, seine Eltern, die Römerin Anna Maria Magnani, Miß Mackenzie, seine Stellung zu dem dänischen Gesandten am neapolitanischen Hofe, Baron von Schubart, u. s. w. Dieser erste Band ist in zwei Bücher getheilt: Thorvaldsen's Jugend und Thorvaldsen in Rom. 1805—1809. (Der Verf. hat bemerkt, daß er dieses zweite Buch, wenn auch weniger correct, so überschrieben, weil erst ungefähr mit dem Beginn des Jahres 1805 Thorwaldsen freier und selbstständiger da stand, und die schöpferische Thätigkeit, die er damals entfaltete, auch der Anfang des großartigen römischen Lebens wurde, durch welches er bald in der ganzen Welt, und zwar unter dem Namen „Thorvaldsen in Rom" bekannt ward.) Das erste Buch S. 1—118 besteht aus vier Kapiteln, deren Inhalt folgender ist. Erstes Kapitel: Thorvaldsen's Vorältern. Seine Geburt und Taufe. Das elterliche Haus. Erinnerungen aus den Knabenjahren. Seine Erziehung. Die Akademie. Erste Preämie. Confirmation. Die große silberne Medaille. Nebenarbeiten. Die „kleine Akademie." Concurrenz zu der kleinen und großen goldenen Medaille. Zweites Kapitel: Thorvaldsen's Eintritt in das Leben. Die Kunst und das tägliche Brod. Reisestipendium. Abreise mit der Fregatte Thetis. Malta. Aufenthalt auf Malta. Reise über Palermo nach Neapel. Thorvaldsen's Tagebuch. Ankunft in Rom. Drittes Kapitel: Thorvaldsen's erster Aufenthalt in Rom. Er fängt an in Marmor zu arbeiten. Sein Umgang. Briefe in die Heimath. Unruhen in Rom. Unglückliches Schicksal seiner ersten Kunstsendung nach Kopenhagen. Erstes Modell von Jason. Gesellschaftliche Verhältnisse. Jason in übernatürlicher Größe. Hope's Besuch. Die beabsichtigte Rückreise unterbleibt. Viertes Kapitel: Oekonomische Verhältnisse. Thorvaldsen verfällt in Melancholie. Anna Maria's Verheirathung. Jason's Ruf. Bekanntschaft mit Baron Schubart. Charles Stanley. Die Gräfin Woronzoff. Wilhelm von Humboldt. Adam Mulke. Wirkung der Empfehlungen in Kopenhagen. Tod seiner Mutter. Reise nach Neapel. Aufenthalt auf Montenero. Ausflüge nach Florenz, Carrara und Genua. Rückkehr nach Rom. Taufstein für die Gräfin Schimmelmann. Schluß der Jugendgeschichte, den wir hier mittheilen.

„Thorvaldsen war nun in sein 35. Jahr getreten. Seine geschwächte Gesundheit, die seit seiner Ankunft in Rom lange an seiner Arbeitskraft gezehrt und ihn oft weniger gestattete, den Inspirationen der glücklicheren Augenblicke Folge zu leisten — so selbst sein Leben bedroht hatte, war nun, Dank sei Montenero und den Reisen, zu welchen man ihn genöthigt hatte, in hohem Grade gestärkt worden. Zwar mußte er seiner Gesundheit wegen — einen Grund, den er sonst nie, weder früher noch später gelten lassen wollte, — täglich die Reitschule besuchen; zwar entging er in der nächsten Zukunft nicht ganz dem Einfluße der ungesunden römischen Sommerluft in der kalten, feuchten Werkstatt, und das Fieber blieb ihm ein jährlicher Gast, aber allmälig wurde er so vertraut mit den klimatischen Verhältnissen, daß sie ihn kaum noch berührten, viel weniger in seiner Arbeitsthätigkeit beschränkten.

Mit einer zunehmenden kräftigen Gesundheit kehrten auch scheinbar eine größere Zufriedenheit und Gemüthsruhe bei ihm ein. Und doch sollte es ihm auch in dieser Hinsicht nicht an Anfechtung fehlen, aber es scheint, als habe er sie von nun an besser bewältigen können. In seinem Umgang mit einem so geschliffenen Mann, wie Baron v. Schubart, scheint er sich allmälig und nur gar zu gut eine gewisse Politesse eingeübt zu haben, mit welcher er sich gegen die Welt bewaffnete und hinter welche er sich verbarg, wenn er sich nicht so zeigen wollte, wie er war.

Die Kunst, die bereits seinen Namen zur Berühmtheit erhoben, hatte ihm dessenungeachtet noch nicht so viel eingebracht, als zu ruhiger und freier Ausübung nothwendig war. Bis jetzt hatte er sich durch Gnadengeschenke behelfen müssen und anstatt Das zu empfangen, was ihm billigerweise für seine fertigen, in die Heimath gesandten Arbeiten zukam, hatte er sich glücklich schätzen müssen, auf die Fürbitte Anderer durch Gratificationen unterstützt und ermuntert zu werden. Nun schien es, als würden sich diese kümmerlichen, demüthigenden Verhältnisse etwas bessern, wenn man in Dänemark, wie es den Anschein hatte, sein Anerbieten annähme: gegen eine bestimmte jährliche Einnahme sich ganz der Ausschmückung der in Kopenhagen begonnenen Bauten zu widmen. —

Doch diese mit so vielem Wesen angekündigten Hoffnungen auf bedeutende Bestellungen für Dänemark sollten noch lange Zeit ein Nebelbild bleiben, das unsern stillen Künstler nur mit trüch-

Digitized by Google

losen Schreibereien belästigen sollte. Dänemark hatte damals noch keinen Gebrauch für einen Bildhauer wie Thorvaldsen."

Die fünf Kapitel des zweiten Buches (S. 119—351) enthalten: Erstes Kapitel: Rückblick. Erwartete Bestellungen aus Kopenhagen. Charles Stanley. Der Taufstein für die Gräfin Schimmelmann. Achilles und Briseis. Thorvaldsen wird Professor an der Kopenhagener Akademie. Der Tanz der Musen. Graf Rantzau-Breitenburg. Prometheus und Minerva. Mars und Venus. Bestellungen aus Amerika. Zweites Kapitel: Oekonomischer Verlegenheiten. Tod Stanley's und des Vaters Thorvaldsen's. Hebe, Psyche mit der Vase. Frau von Humboldt und Frau Brun. Amor und Psyche. Fronton für das Rathhaus zu Kopenhagen. Mars. Adonis. Canova. Der Kronprinz von Baiern. A genio lumen. Bestellungen des Generals de Bulow. Vesta. Briefwechsel mit der Gräfin Schimmelmann und dem Grafen Reventlow. Tod Zoëga's. Oehlenschläger's Ankunft in Rom. Verhandlungen mit der Schloßbau-Commission in Kopenhagen. Drittes Kapitel: Entführung Pius VII. Amor. Hektor, Paris und Helena. Fürst Malthe von Putbus. Amor auf dem Löwen. Aphrodite's Geburt. Amor von einer Biene verwundet. Merkur, Bacchus und Ino. Büste Zoëga's. Abildgaard's Tod. Unannehmlichkeiten wegen Zoëga's Nachlaßverschaft. Die Herausgabe der Werke Thorvaldsen's. Bröndsted. Jupiter und Nemesis. Rauch. Büsten von Jos Brun und Camaccini. Göthe. Statterath West. Thorvaldsen's Büste. Der Sommer und der Herbst. Amor und Psyche. Byström. Bacchus und Amor. Caritas. Monument der Königin Louise. Abreise v. Schubart's. Malling. Monument Augusta Böhmer's. Viertes Kapitel: v. Schubart wieder in Kopenhagen. Aufforderung zur Rückkehr an Thorvaldsen. Der Alexanderzug. Die zwei Caryatiden. Arbeit für den Kronprinzen Ludwig von Baiern. Aufenthalt in den lucchesischen Bädern. Die Großherzogin von Toskana. Benvenuti und Santarelli. Tod der Baronin v. Schubart. Basrelief für ihr Grab. Tenerani. Eckersberg. Nessus und Dejanira. Vulkans Werkstätte. Das Monument der Auguste Böhmer. Der Herzog von Bedford. Priamus bei Achilles. Die Gräfin Ostermann. Fünftes Kapitel: Thorvaldsen's Portrait von Eckersberg. Der in Marmor vollendete Taufstein in Kopenhagen. Kunstausstellung der Kopenhagener Akademie. Der laute Wunsch nach Thorvaldsen's zeitweiliger Rückkehr in's Vaterland. Erweiterung seines Ateliers. Brief von Bröndsted und dem Prinzen Christian. Neue Bearbeitung älterer Arbeiten. Die Venus. Restauration der Argiuten. Neue Büsten. Fries für den Kronprinzen von Baiern. Englische Besuche. Monumente der Gräfin Borkowska und des Grafen Potocki. Schreiben von Henrick Steffens. Der Prinz Baiern. Briefwechsel. Die Reise nach Dänemark aufgeschoben. Das Monument für Poniatowski. Lord Byron in Rom. Thorvaldsen's Krankheit und Häuslichkeit. Miß Mackenzie Seaforth.

Dem ersten und fünften Kapitel entnehmen wir drei Bruchstücke.

(Die Lage seines Vaters.) Der gemeinschaftliche Wunsch Thorvaldsen's und seines Freundes, des Architekten Stanley, in Rom neben einander zu leben, ging im Februar 1805 in Erfüllung.

„Der Gebrauch der Bäder auf Ischia hatten den gichtbrüchigen Landsmann in so weit gestärkt, daß er sich endlich von Neapel nach Rom begeben konnte, wo er gegen Ende des Februar 1805 anlangte, und Thorvaldsen fand nun an ihm, was er weder an Schubart oder Zoëga, noch an andern frühern Bekanntschaften hatte finden können, — einen Freund gleichen Alters, der bereits von Kopenhagen aus in seine privaten Verhältnisse eingeweiht war und dem er also leichter den heimlichen Kummer seines Herzens anvertrauen konnte, denn weder Familienverhältnisse, noch Erziehung oder allgemeine Bildung hatten Stanley auf eine höhere Stufe gestellt."

Thorvaldsen hatte von Abildgaard ein Schreiben vom 31. Januar 1805 empfangen, in welchem es unter Anderm hieß: „Was macht nun mit Ihrem Vater? Ich habe mehrere Jahre hindurch Ihrer Mutter unterstützt, wenn sie meiner Hilfe bedürftig war, und schließlich ihr Begräbniß bezahlt, und Ihr Vater ist noch in derselben Lage. Ich helfe ihm womit ich nur einigermaßen kann, Sie werden aber selbst einsehen, daß diese Hilfe nicht genügt. Antworten Sie mir in dieser Angelegenheit eben so freundschaftlich, wie ich schreibe, Sie wissen, es kommt nicht weiter. Indessen werde ich mit Vergnügen Alles thun, was ich kann."

„Als Thorvaldsen nun das oben mitgetheilte Schreiben Abildgaard's empfangen hatte und jene Frage: Was macht nun mit Ihrem Vater? schwer auf seinem Herzen lastete, schüttete er seinen Schmerz gegen Stanley aus, und dieser schlug ihm die Stiftung „Wartow" in Kopenhagen als ein Asyl für seinen Vater vor. Nach den Statuten dieser Stiftung, deren Einrichtung Thorvaldsen wenig oder gar nicht bekannt gewesen sein mag, ist es unter Andern ein Vorrecht der Bürgermeister der Stadt, einige Plätze derselben vergeben zu können, und Stanley erbat sich, durch einen Bürgermeister, Schiött, der sein Gönner war, wo möglich einen Platz für Thorvaldsen's Vater auszuwirken."

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Unsere Schmerzensmutter Lyrik legt sich jetzt Fontanelle im Großen; es gilt einen Abfluß, eine Blutzersetzung und Entleerung, somit Reinigung aller poetischen Säfte ganz im Ultrakoloffalen. Ob dies zu Etwas helfen, ob die Cur anschlagen, ob der alte Nirsenleib wieder erstarken und gesunden wird, wer mag es sagen? Hoffen wir es still!

Die Schuhfabrikation in Lynn (Massachusets) lieferte im verflossenen Jahre 4,571,000 Paar Frauen- und Kinderschuhe, die einen Werth von 3,421,300 Dollars hatten. Das in den Schuhmanufacturwaaren angelegte Capital wurde zu 1,053,630 Dollars angegeben, während das Rohmaterial 1,627,816 Doll. kostete. An Arbeitern wurden dabei beschäftigt: 295 Zuschneider, 3779 Arbeiter und 6412 Frauenzimmer.

Gedruckt bei A. H. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 26. Mittwoch, den 31. März. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Der Hofrath. Zeitbild in zwei Aufzügen von H. Asmus. (Forts.) Seite 201
Literatur:
Thorwaldsen's Leben nach den eigenhändigen Aufzeichnungen, nachgelassenen Papieren und dem Briefwechsel des Künstlers von Just Mathias Thiele. (Fortsetzung.) ... „ 202
Miscellen ... „ 204

Der Hofrath.

Zeitbild in zwei Aufzügen von Heinrich Asmus.

(Fortsetzung.)

Siebenter Auftritt.

Röschen. Hofrath.

Hofrath.

Pst! pst! Schön Röschen! So gedankenvoll?

Röschen.

(Aufschreckend.) Sie, Herr Hofrath? Wie kommen Sie jetzt hieher?

Hofrath.

Ich bin ermüdet von der Jagd und wünsche hier etwas auszuruhen. Du erlaubst es doch, Röschen? (Er umschlingt sie.) Göttliches Mädchen, wie lieb' ich Dich!

Röschen.

(Sich losmachend.) Sie müssen nicht so mit mir reden und nicht so schön mit mir thun, ich bin nur ein einfaches Förstermädchen und es schickt sich nicht, daß Sie Ihr Spiel mit mir treiben.

Hofrath.

Mein himmlisches Röschen, für die Liebe schickt sich Alles! Die Liebe entschuldigt Alles! Ziere Dich also nicht.

Röschen.

Ich habe zu thun, Herr Hofrath — es naht der Abend und da Sie so sehr ermüdet sind, so ruhen Sie etwas aus. (will ab.)

Hofrath.

(Röschen aufhaltend.) Lass' die Arbeit! Die Liebe wacht! Sei doch nicht so spröde, du Kleine (mit Gewalt sie an sich ziehend.) Einen Kuß hübsche Dirne! O meine Liebe zu Dir ist gränzenlos!

Röschen.

Pfui, Herr Hofrath, das schickt sich für Sie gar nicht.

Hofrath.

Ich sage Dir, es schickt sich Alles — sei also keine Thörin und gieb mir einen Kuß!

Röschen.

Lassen Sie ab von mir, Herr Hofrath!

Hofrath.

Von irgend einem Gewissen würdest Du dies nämliche Anerbieten wohl gerne annehmen?

Röschen.

Möglich!

Hofrath.

Soll ich Dir den Namen nennen?

Röschen.

Ich dringe nicht darauf.

Hofrath.

Und warum nicht?

Röschen.

Weil Sie abergläubisch sind, Herr Hofrath, so sehr Sie auch den Muthigen spielen — und weil jener Name der Schutz aller beleidigten Frauen ist.

Hofrath.

Nun, darauf möcht' ich's wohl wagen. Gibst Du gutwillig, oder ich brauche Gewalt (er umschlingt sie.)

Digitized by Google

Röschen.

Dann muß ich Gewalt mit Gewalt vertreiben. (sie giebt ihm einen Klaps.)

Hofrath.

(Röschen loslassend.) Alle Welt, wie die kleine Hand derbe schlagen kann.

(Röschen will ab in's Haus; der Förster tritt rechts auf.)

Achter Auftritt.

Hofrath. Röschen. Förster.

Röschen.

(Wirft sich dem aufretenden Förster aufgeregt in die Arme.) Liebes Väterchen!

Förster.

Nun Kind, was ist Dir? So bewegt? Warum? So laß mich doch los, Du erdrückst mich fast. Was ist denn hier vorgefallen? (Sich umherblickend, zum Hofrath) Ja so, Sie hier?

Hofrath.

Ich war sehr ermüdet und sprach hier in der Meinung ein, eine Freistätte zu finden, da mir die Gastfreundschaft der Förster überall so gerühmt wurde.

Förster.

Und haben Sie sich darin betrogen gefunden? (zu Röschen) Konntest Du so Deine Pflicht vergessen und den Herrn Hofrath nicht anständig empfangen.

Röschen.

Nein, Vater, das hab' ich nicht.

Hofrath.

Im Gegentheil, ich bin von der Gastfreundschaft überzeugt (sich die Wange reibend) und will jetzt nicht länger incommodiren, da ich mich hinlänglich gestärkt fühle. Ade Röschen! Guten Abend, Förster! (rechts ab.)

Förster.

(Nachsehend.) Auffallend das! Sprich Kind, was ist hier vorgefallen?

Röschen.

Ach Vater — ich war — ich bin —

Förster.

Nun ja, Du bist — das sehe ich ja. Reinen Wein eingeschenkt, Mädchen, ohne Umschweife — Nun wird's?

Röschen.

Der Hofrath meinte — ich sei recht hübsch.

Förster.

Und hat er denn gelogen?

Röschen.

Er meinte — er wollte —

Förster.

Dich küssen! Nicht so? Ich merke, was die Glocke geschlagen, ich „kenne meine Pappenheimer!" — Mein Verdacht war also nicht ungegründet. Ja, ja, ich kenne die Welt, Röschen, und weiß den Schein vom Sein zu unterscheiden. Auf der Jagd habe ich ihn nur ein einziges Mal gesehen, da sprach er mit der Gräfin sehr angelegentlich und gleich darauf entfernten sich Beide. Aber ich bin jetzt wenig zum Erzählen aufgelegt, das ungewohnte Vergnügen hat mich etwas angegriffen. Besorge das Abendessen, Röschen.

Röschen.

Gleich, Väterchen. (will ab.)

Förster.

(Halblaut.) Ein Wetterbursche, der Franz!

Röschen.

(Umkehrend.) Franz? Was meint Ihr, Vater?

Förster.

Nun ja, einen Schuß hat er gethan, der dem Grafen das Leben rettete — doch jetzt geh', Röschen — ich habe Hunger. Bei Tische erzähle ich's Dir ausführlich.

Röschen.

Gutes Väterchen, wie macht Ihr mich so unendlich glücklich! Gleich soll das Essen fertig sein! (lebhaft ab.)

Förster. (allein)

Ja, wahrlich, das war ein Meisterschuß! Es ist doch schade, wirklich schade um den Burschen, daß er ein Wilddieb ist. So seh' ich das Ding an. (ab in's Haus.)

(Fortsetzung folgt.)

Thorvaldsen's Leben nach den eigenhändigen Aufzeichnungen, nachgelassenen Papieren und dem Briefwechsel des Künstlers von Just Mathias Thiele. Deutsch unter Mitwirkung des Verfassers von Henrik Helms. Erster Band. Mit dem Portrait Thorvaldsen's nach Eckersberg. Leipzig. Verlag von Carl B. Lorck. 1852. XVI und 351 Seiten. 8.

(Fortsetzung.)

„Seit vielen Jahren war es Thorvaldsen ein nagender Gram gewesen, daß er, selbst außer Stande, seinen armen Eltern zu Hilfe zu kommen, dies seinen Freunden in Kopenhagen hatte überlassen müssen, und dieses Verhältniß zu den Freunden, namentlich zu Abildgaard, hatte ihn tief gedemüthigt, wenn er auch weiter nichts hatte thun können, als die Sache auf sich beruhen zu lassen. Es darf uns deshalb auch nicht Wunder nehmen, wenn wir nun seine Gefühle in dieser Richtung etwas abgestumpft finden. Er hatte bei seiner Abreise von Kopenhagen Gypsformen zu einigen Arbeiten hinterlassen, durch welche seinen Eltern eine kleine Einnahme zufließen sollte, er hatte seine Reisekasse angegriffen, um der Mutter einen Nothpfennig zu hinterlassen, und von Rom aus hatte er Arbeiten nach Dänemark gesandt, die zum Vortheil der Eltern verkauft werden sollten, denn über baares Geld hatte er selten zu verfügen, und wenn er mitunter durch die Ankunft einer unerwarteten Anweisung überrascht wurde, war das, was er einkassiren sollte, gewöhnlich schon im Voraus vergriffen.

Aber jetzt, wird man vielleicht einwenden — jetzt, wo er ein angesehener Künstler war, bei welchem Bestellungen in Menge eingingen, — jetzt sollte man doch glauben, hätte er selbst eine Last übernehmen können, die doppelt schwer sein müßte, so lange er sie noch Andere für sich tragen ließ. Doch sein Wohlstand war um diese Zeit nur noch scheinbar, und die vielen Bestellungen, die auf ihn einströmten, riefen in der Ferne falsche Vorstellungen

Digitized by Google

von seiner Lage hervor; seine nähere Umgebung vermochte eher die Verlegenheiten zu begreifen, in welchen er sich noch immer befand.

Während das Gerücht sich in Kopenhagen verbreitete, und also gewiß auch das Ohr seines bedürftigen Vaters erreichte, „daß Thorvaldsen jetzt ein Capitalist sei, der vierzig Gesellen beschäftigte, daß er eine große Wohnung inne habe und viel Silberzeug besäße," war eben so wenig in seiner einfachen Lebensart wie in seinen ökonomischen Verhältnissen irgend eine beachtungswerthe Veränderung eingetreten.

Die wesentliche Veränderung war die, daß nun ein Wirkungskreis sich ihm eröffnete, welcher in kurzer Zeit seine Lage bedeutend verbessern würde. Aber um diese Stellung zu behaupten, hatte er seine Werkstätte erweitern und die Zahl seiner Gehilfen vergrößern müssen, und der nothwendige Einkauf von Marmor, im Verein mit den wöchentlichen Ausgaben an die Arbeiter im Studio konnte leicht die Summen übersteigen, die er auf bestellte Arbeiten vorausgezahlt erhielt. Er hatte z. B. um diese Zeit die ganze Summe für seinen Jason in Marmor erhoben, und doch hatte er nichtsdestoweniger dieses Werk bloßirt verlassen müssen, um andere zu vollenden, die ihm neue Einnahmen verschaffen konnten.

Baares Geld konnte er also seinem Vater nicht senden, und wozu sollte es führen, noch mehre Arbeiten nach Kopenhagen zu schicken, wenn doch Niemand sie kaufte und die Transportkosten die geringen Summen fast verschlangen, die er möglicherweise für sie erhalten konnte?

So war seine Lage noch um die Zeit, wo Abildgaard ihn frug, was man mit seinem Vater thun solle, und sein Freund Stanley ihm den einzigen Ausweg zeigte.

Die Frage in Betreff jener Stiftung wurde nun einige Abende zwischen Stanley und Thorvaldsen verhandelt und der Erstere mag wohl die Vortrefflichkeit derselben mit etwas zu schönen Farben geschildert haben; das Resultat wurde, daß Stanley seinem Gönner die Sache in einem Briefe vom 16. März vorstellte.

Erst gegen Ende des August, als Thorvaldsen in den Umgebungen von Montenero kaum länger an diese Angelegenheit dachte, wurde er in einem Briefe von Stanley durch die Nachricht überrascht, daß sein Vater bereits am 13. Juni einen der besten Plätze in der Stiftung Wartow erhalten habe.

Thorvaldsen's wegen war man in dieser Sache eifriger zu Werke gegangen, als sein Herz sich hätte wünschen können. Sowohl Abildgaard wie ein anderer Kopenhagener Freund, der Zimmermeister West, hatten, wie es scheint, den Einfluß des Rathmann Schiött benutzt und den Alten genöthigt, dies „gute, vernünftige" Anerbieten anzunehmen. Und in welchem Grade Gottskalk Thorvaldsen sich zur Nachgiebigkeit genöthigt gesehen hatte, geht daraus hervor, daß Abildgaard seine Betten vom Leihhause einlösen mußte.

Aber hatte Gottskalk Thorvaldsen sich fügen und Denjenigen nachgeben müssen, die bis jetzt immer seine Helfer in der Noth gewesen waren, so ließ er nun seinen Zorn über seinen Sohn ausströmen."

(Die Aeginetischen Marmore.) Die Fragmente von siebenzehn Statuen, aus der Tempelruine des panhellenischen Jupiters an's Licht gezogen, waren die bemerkenswerthe Ausbeute der antiquarischen Untersuchungen Cockerell's und seiner Reisegefährten auf der Insel Aegina im Jahre 1811. Die glücklichen Entdecker verkauften sie im Jahre 1812 dem Kronprinzen Ludwig von Baiern für die Summe von 20,000 Scudi; sie waren nach Rom gebracht, um dort restaurirt zu werden.

„Diese Statuen, die ein Gesammtwerk bildeten und den Kampf um die Leiche des gefallenen Patroklos vorstellten, hatten ihrerseits zur Giebelverzierung des genannten Tempels gedient, und brachten nun, nachdem sie hervorgezogen waren, ein bemerkenswerthes Licht in die ältere Geschichte der griechischen Sculptur.

Die Frage, welchen Künstler man mit dieser wichtigen und schwierigen Restauration vorzugsweise beauftragen sollte, war von Seiten des Kronprinzen leicht beantwortet. Thorvaldsen hatte in dieser Richtung bereits die befriedigendsten Proben geleistet, und man wandte sich deshalb sogleich an ihn. Aber unserem Künstler waren diese Fragmente seit ihrer Ankunft in Rom der Gegenstand eines tiefen künstlerischen Studiums gewesen, und er zögerte eine Weile bevor er den Auftrag annahm. So groß auch sein Interesse für diese ganz seltenen Alterthümer war, seine Bewunderung und Ehrfurcht war doch noch größer. „Antike zu restauriren, ist eine undankbare Arbeit," soll er zu seiner Entschuldigung gesagt haben. „Hat man es nicht gut gemacht, dann wäre es besser ungethan, und macht man es gut, dann ist es, als wenn Nichts geschehen sei." Doch übernahm er endlich die Restauration, damit sie nicht in weniger tüchtige Hände fallen solle. *)

Im Sommer des Jahres 1816 begann er die Restauration. Die Aufstellung der vielen Fragmente erforderte, zugleich um das Studium ihres Charakters und ihren Zusammenhang zu unterstützen, eine besondere Räumlichkeit, und eine solche fand er in der Nähe des Corso, wo er während vieler Besuche im Laufe eines Jahres diese Arbeit auf das Bewunderungswürdigste ausführte. Die Restauration — sagt Speth in seinem Werke: „Die Kunst in Italien" — wurde Thorvaldsen anvertraut, und eine glücklichere Wahl hätte man nicht treffen können. Dieser Wahl haben wir zum großen Theil den hohen Kunstgenuß zu verdanken, welche diese Sculpturarbeiten in ihrem jetzigen Zustande dem Beschauer gewähren. Eine tiefe Einsicht in den Styl und den Charakter der Aeginetischen Kunst spürt man in der Restauration überall, wo der Künstler entweder fehlende Theile mit einer täuschenden Nachahmung des verwitterten Steines erneuerte oder wo er die Fragmente so genau aneinander fügte, daß selbst das geübteste Auge kaum die Zusammensetzung bemerkt.

Die so meisterhaft beendete Arbeit zog allgemein die Bewunderung auf sich, aber es ist bezeichnend für die geniale Schelmerei unseres Künstlers, daß er, wenn die Bewunderer ihn nun baten, er möchte ihnen doch die Stellen zeigen, wo er bei der Restauration ergänzt habe, antwortete: „gemerkt habe ich mir sie nicht und herausfinden kann ich sie nicht."

---

*) Friedr. Schlegel (Schriften T. X, 234) äußert hierüber Folgendes: „Einer der ersten Prüfsteine und Beweise der Meisterschaft in der Kunst bleibt es, die Antike ergänzen zu können, welches, wenn es so vollkommen geschieht, wie Michel Angelo den berühmten Faun, oder zu unserer Zeit Thorvaldsen die Aeginetischen Figuren, ergänzt hat, schon allein Erstaunen erregt und der höchsten Bewunderung werth ist."

Digitized by Google

(Miß Mackenzie.) „Rom war im Frühjahr 1818 ungewöhnlich durch fremde Reisende belebt, und um Thorvaldsen hatte sich ein Kreis bewundernder Freunde gebildet, an deren geselligen Zerstreuungen und Ausflügen in die Umgegend er oft und gern theilnahm.

Bei einem solchen Ausflug nach Tivoli zog er sich in einer heitern Gesellschaft auf einer Abendwanderung nach den Cascatellen eine heftige Erkältung zu. Tags darauf stellte sich sein altes Fieber ein und er mußte vorläufig, und zwar bettlägerig, in Tivoli zurückbleiben. Da jedoch das Fieber sich steigerte und dieser Ort, wie bekannt, einem Fieberpatienten in hohem Grade ungünstig ist, führte man ihn bald in der Hoffnung, daß die reine Gebirgsluft ihm Genesung bringen würde, nach Albano. Allein diese Hoffnung schien wenigstens nicht so schnell in Erfüllung gehen zu wollen, so daß Thorvaldsen gänzlich die Geduld verlor und aller Vorstellungen ungeachtet sich in einem Zustande nach Rom begab, der die Betrübniß Aller erweckte. Er selbst schien sich in dieser Krankheit aufgegeben zu haben. „Seine Gedanken," heißt es in einem Briefe dieser Tage, „waren auf den Tod gerichtet," und Freunde und Freundinnen bestrebten sich vergebens, ihn dazu zu bewegen, wieder in die Berge zu ziehen, anstatt seine Arbeiten im Studio und seinen weitläufigen Briefwechsel zu besorgen. — „Thorvaldsen ruinirt sich in Rom, er ist zu krank, um seinen Beschäftigungen obzuliegen," schreibt dieselbe liebevolle Hand, die ihm später die oben mitgetheilten Todesgedanken in's Gedächtniß rief, nämlich die Schottländerin Miß Francisca Mackenzie Seaforth.

— — — — In Gesellschaft einer älteren Dame, ihrer Tante, Mrs. Proby, hatte sie zugleich mit einer englischen Familie, Mrs. Cumins, die Bekanntschaft Thorvaldsen's gemacht, und die häufigen Besuche der jungen Dame in den Ateliers, sowie ihre Begeisterung für unsern Künstler hatte andererseits das Interesse Thorvaldsen's in einem mehr als gewöhnlichen Grade erweckt.

Miß Mackenzie war weder ganz jung, noch mit körperlicher Schönheit begabt; dagegen soll sie im Besitz einer höhern, ihrem Geschlecht ungewöhnlichen Bildung gewesen sein, und die Sculptur war diejenige der schönen Künste, die sie mit Vorliebe studirte und selbst ausübte.

Als sie ihren großen bewunderten Freund in jenem Grade leidend sah, stimmte auch sie in die Bitten ein, um Thorvaldsen zu bewegen, Rom wiederum auf einige Zeit zu verlassen und die reinere Gebirgsluft zu genießen; und als man sich überzeugte, daß alle Ueberredungen vergebens sein würden, wenn Thorvaldsen nicht eine solche Villeggiatura in Gesellschaft Anderer machen könne, entschloß sie und ihre Tante sich, nach Genzano zu ziehen und ihn von dort zur Abreise aufzufordern. Diese Bestrebungen glückten nun auch in sofern, daß Thorvaldsen, als die Damen erst in Genzano waren, sich bald nach dem nahe gelegenen Albano begab, wo sie ihn oft besuchten; und da sein Zustand eine regelmäßige Pflege erheischte, scheint es selbst, als hätten sie ihre Wohnung von Genzano nach Albano verlegt, um ihm zu größerem Nutzen und zur Erheiterung sein zu können.

Während dieses Aufenthaltes in Albano hatte Miß Mackenzie die Befriedigung, daß Thorvaldsen täglich seiner Genesung näher rückte, und nun entwickelte sich aus dem gegenseitigen Wohlwollen ein innigeres Verhältniß, welches man von beiden Seiten für Liebe hielt. „Es will mich bedünken," schrieb sie einmal später an Thorvaldsen, „daß der Anfang unseres Vertrauens während des Aufenthaltes in Albano geschah."

(Schluß folgt.)

Miscellen.

In der geologischen Gesellschaft zu London wurde vor einiger Zeit eine Mittheilung von einem Herrn Bunbury vorgelesen, worin einer merkwürdigen fossilen Farrenart auf Cap Breton erwähnt wurde. Sie hat im allgemeinen Aehnlichkeit mit den Lycopodiaceen, erzeugt Blätter, die diesem Geschlechte eigenthümlich sind, die Zweige aber sind die einer ächten Farrenart, und Bunbury betrachtet sie deshalb als eine Farre mit einem kriechenden Stamm oder Rhizome, wie man sie in den meisten tropischen Klimaten findet.

Kürzlich wurde nach England eine außerordentliche Naturerscheinung gebracht, ein Pferd ohne Haare. Es ist eine Stute, welche auf den Ebenen von Venezuela durch eine Abtheilung amerikanischer Jäger unter dem wohlbekannten Reisenden Juan Peecy und dem Capitain Hall gefangen wurde. Sie ist 15½ Fuß hoch, sehr schön und symmetrisch gebaut, aber ohne das geringste Härchen am ganzen Körper. Die Haut sieht aus wie Kautschuk, und fühlt sich fast so weich wie Sammt an.

Die Auswanderung aus England nach Australien will noch immer nicht recht in Gang kommen, so nothwendig auch unter den gegenwärtigen Umständen eine rasche Vermehrung der Bevölkerung dort wäre. Wenn man bedenkt, daß in einem Zeitraume von drei Jahren die Bevölkerung Californiens von ein Paar Tausend Menschen auf etwa 200.000 stieg, so läßt sich ermessen, welche Verlegenheit in alle sonstigen bürgerlichen Geschäfte Australiens, namentlich aber in den Betrieb der Schäfereien kommen muß, wenn nicht bald die in die Minen strömende Bevölkerung ersetzt wird.

Die deutsche Musik in Paris. Unter dieser Aufschrift berichten die „Jahreszeiten" über die Aufführung des Fidelio an der ital. Oper zu Paris, wobei sie diesen Sieg deutscher Tonkunst F. Hillee zuschreiben. Nicht um an dem unbestrittenen Verdiensten eines wackern Landsmannes zu mäkeln, sondern um einem Ausländer Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, erlauben wir uns diesem Berichte beizufügen, daß in London schon „Bethoven's celebrated Opera" unter der Leitung Balfe's bei dieser Gesellschaft einstudirt und bei ungeheurem Zudrang in „Her Majesty's Theatre" aufgeführt wurde. Damals schon hat es uns unangenehm berührt, daß Fräulein S. Cruvelli nicht nur ihren Namen italienisirt, sondern daß sie auch einem deutschen Tonwerk mehr italienischen Flitter aufzubürden suchte, als alle anderen mitwirkenden Italiener. — F—z.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger

Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt

von

F. Niebour.

Achtundzwanzigster Jahrgang. April, Mai, Juni.

Hamburg, 1852.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

April, Mai, Juni.

No. 27. S. 205: Disticha. — Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) — Der Hofrath. Zeitbild in zwei Aufzügen von H. Asmus. (Forts.) — Thorvaldsen's Leben nach eigenhändigen Aufzeichnungen, nachgelassenen Papieren und dem Briefwechsel des Künstlers von Just Matthias Thiele. (Schluß.) — Miscellen.

„ 28. S. 213: Des Dichters Kranz. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Der Hofrath. (Forts.) — Noch ein Wort über das Dictionnaire supplémentaire etc. etc. de la langue française par Aug. Diezmann. — Miscellen.

„ 29. S. 221: Die Vertheilung des Thierreichs in den arctischen Regionen, aus dem Gesichtspunkte als Nahrungsmittel für Menschen. — Der Hofrath. (Forts.) — Paris und London, von L. Kalisch. — Literaturbriefe von Hugo Goering; Psychologische Studien des Herzogs de la Rochefoucauld. Altschottische und Altenglische Volksballaden. Böhmische Rosen. Freie Gaben für Geist und Gemüth. — Miscellen.

„ 30. S. 229: Beim Tode der Königin Marie von Dänemark. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Der Hofrath. (Schluß.) — Die Ojibway-Eroberung. Aus dem Englischen von H. Adler.

„ 31. S. 237: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Merkwürdige Lage des gelechischen Dreieinigkeits-Klosters. — Der Mezzo-Matto. Erinnerungen aus dem sicilianischen Leben. — Leben des Kaisers Taokuang von Karl Gützlaff. — Trost Einsamkeit. Ein Buch für Liebende von Dr. Emil Althaus, genannt Emile d'Estrées. — Centralorgan für die deutschen Bühnen. — Miscellen.

„ 32. S. 245: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Der Mezzo-Matto. (Forts.) — Die neueste (Privat-) Expedition zur Aufsuchung von Sir John Franklin und seiner Gefährten von England aus. — Literaturbriefe von Emil Burlac. — Engel Agnes. Ein Lied der Liebe von Emil Seippel.

No. 33. S. 253: Der Mezzo-Matto. (Forts.) — England und Schottland. Reisetagebuch von Fanny Lewald. — Franz Hoffmann's illustrirter Volkskalender in Monatsbesten für 1852.

„ 34. S. 261: Im „Frühling" 1852. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Der Mezzo-Matto. (Forts.) Die amerikanische Expedition nach Japan. — Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation ꝛc. — Beiträge zur Kritik des Thukydides von Franz Wolfgang Ulrich. — Miscelle.

„ 35. S. 269: Der Mezzo-Matto. (Forts.) — Skandinavien und sein Sagenkreis. — Geschichte der deutschen Literatur mit Proben aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz. — Miscellen.

„ 36. S. 277: Holzschnitte von Christian Winther. Aus dem Dänischen von H. Zeise. — Der Mezzo-Matto. (Forts.) — Stenographie. (Kurzschrift.) — Zwei Briefe von Richard Wagner. — Gemeinnütziges englisch-deutsches phraseologisches Handwörterbuch der englischen Zeit-, Haupt- und Eigenschaftswörter ꝛc.

„ 37. S. 285: Holzschnitte von Christian Winther. (Forts.) — Der Mezzo-Matto. (Schluß.) — Bulletin du Bibliophile Belge.

„ 38. S. 293: Centifolie. — Holzschnitte von Christian Winther. (Forts.) — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Die Fortschritte der Baumwoll-Manufaktur in England, ꝛc. — Les rues de Bruxelles débaptisées par ses Ediles en l'an III, l'an VI, l'an VII de la République, etc. — Das Gebet des Herrn. — Kalender-Geschichten von Franz Hoffmann. — Miscelle.

„ 39. S. 301: Holzschnitte von Christian Winther. (Forts.) — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Johannes Hus, der Martyrer von Constanz. — Die Gesänge der Völker. Lyrische Mustersammlung in nationalen Parallelen von Wolfgang Menzel. — Miscellen.

Digitized by Google

No. 40. S. 309: Holzschnitte von Christian Winther. (Forts.) — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Aus der Knabenzeit. Von Karl Gutzkow. — Die Girondisten. Trauerspiel von R. Griepenkerl. — Weigels neuester Katalog. — Miscelle.

„ 41. S. 317: Holzschnitte von Christian Winther. (Schluß.) Aus dem Tagebuche meiner Schwester Ida. Von H. Stoacke. — Neuestes Comptoir-Lexikon der französ. und deutschen Sprache. Von Louis Reigniez. — Sängerhain. Sammlung heiterer und ernster Gesänge ꝛc. — Wegweiser durch die Litteratur der Deutschen. Von G. Schwab und K. Klüpfel. — Miscellen.

„ 42. S. 325: Auf der Alster. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Noch Wechselrecht. Lustspiel in einem Akt von Rodereich. — Die Messias-Sagen des Morgenlandes nebst vergleichenden Auszügen aus seinen heiligen Büchern. — Miscellen.

„ 43. S. 333: Pfingsten. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Die Auction über die Soult'sche Gemäldesammlung. — Noch Wechselrecht. (Forts.) — Die Pädagogik der Volksschule in Aphorismen. Von L. Kellner. Die Poesie in der Volksschule. Von L. Kellner.

„ 44. S. 341: Ein Brief. — Die Kunstausstellung in Hamburg 1852. — Der gegenwärtige Aufstand in China. — Noch Wechselrecht. (Forts.) — Geschichte der amerikanischen Revolution von Georg Bancroft. — Parlez-vous français? Do you speak English? — Neue Kataloge des antiquarischen Bücher-Lagers von H. W. Schmidt in Halle. — Miscellen.

„ 45. S. 349: Noch Wechselrecht. (Forts.) — Leonhard Thummet, der Bürger. Volksschrift von Phil. Körber. — Heinrich Beerhaus. Physikalischer Atlas. — Geschichte der Amerikanischen Revolution von Georg Bancroft. (Schluß.)

„ 46. S. 357: Arabische Melodieen. — Noch Wechselrecht. (Schluß.) — Atlas zu Alex. v. Humboldt's Kosmos. Von T. Bromme. — Die Jesuitenmissionen in Hildesheim und damit Zusammenhängendes. — Zeitgeist und Bernergeist. Von Jeremias Gotthelf. — Miscelle.

No. 47. S. 365: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Die Haupt-Thee-Districte in China. — Der poetische Pilger durch Deutschland und die Schweiz. Herausgegeben von Joseph Rank. — Seraphin Schölchee. Historische Erzählung aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Von Philipp Körber. — Die Waisenfrage, oder die Erziehung verwaisteter und verlassener Kinder in Waisenhäusern und in Privatpflege. Von Dr. J. C. Kröger. — Literaturbriefe von Emil Budlae. Die Lyrik der Deutschen ꝛc. — Miscelle.

„ 48. S. 373: Prinz Johann von Sachsen. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Das Schulwesen im protestantischen Staat. Vorträge für Gebildete von Dr. Ernst Meier. — Paris und London von Ludwig Kalisch. — Miscelle.

„ 49. S. 381: Heimweh. Fliederlied. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Georg Arnold Heise. Mittheilungen aus dessen Leben, gesammelt von Dr. W. v. Bippen. — Untersuchungen über die germanischen Pönitentialbücher ꝛc. von Dr. Karl Hildenbrand. — Eschenburg und Eschenhof. Novelle von Lorenz Diefenbach. — Deutsche Volksmärchen aus Schwaben. Von Dr. Ernst Meier.

„ 50. S. 389: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Die Gefahren eines Krieges in dem Birmanenreiche. — Neuere Gedichte von Gottfried Keller. — Literaturbriefe von Emil Budlar.

„ 51. S. 397: Waldgottesdienst. Es hat die Birke. Von H. Zeise. — Ein Schiedsgericht in Circassien. — Ein Caffehaus zu Damascus. — Blumen. Romanzen, Lieder und Sprüche von Joh. Nep. Vogl. — Thomas von Kempen. — A. Asher u. Comp. in Berlin und London neuester antiquarischer Bücher-Katalog. — Miscellen.

„ 52. S. 405: Katmandu, die Hauptstadt von Nepaul. — Exposition des beaux-arts. 1851. Promenade au Salon, par le baron Frédéric de Reiffenberg, etc. — Tyrols Volksrichtungen und Volksgebräuche, gesammelt durch die Brüder Ignaz und Josef Zingerle. — Miscellen.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 27. Sonnabend, den 3. April. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Relandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Disticha..... Seite 205
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.)..... „ 205
Der Hofrath. Zeitbild in zwei Aufzügen von H. Asmus. (Forts.) „ 207
Literatur:
Thorwaldsen's Leben nach den eigenhändigen Aufzeichnungen, nachgelassenen Papieren und dem Briefwechsel des Künstlers von Just Mathias Thiele. (Schluß.)..... „ 209
Miscellen..... „ 212

Disticha.

Aus dem Latein. des Dionys. Cato.

1.

Wache lange und viel, und pflege nur wenig des Schlafes,
Dauernde Ruhe bestärkt immer die Laster in dir.

2.

Halte für Tugend es stets den Lauf der Zunge zu zähmen,
Wenn Du vernünftig nur schweigst, stehst Du am nächsten bei Gott.

3.

Standhaft sei stets, doch auch sanft, wie es die Sache erfordert,
Weise verändern ihr Thun, ohn' das sie Lustre begehn.

4.

Streite mit denen dich nie, die viele Worte gebrauchen,
Sprache erhielten zu All', Weisheit sehr Wenige nur.

5.

Wenn du als wankender Greis die Thaten Vieler erzählest,
O so erinnere dich stets, was du als Jüngling gethan.

6.

Fürchte doch nimmer den Schluß des flüchtig enteilenden Lebens,
Denn du verlierest dir Zeit, wenn du dich fürchtest vor'm Tod.

7.

Heuchlern mit Worten, die dich als Freunde im Herzen nicht lieben,
Heuchle nur wieder, denn so spottest der Kunst du mit Kunst.

8.

Prüfe die Menschen nicht nach der allzufreundlichen Rede,
Tönet die Pfeife ja schön, mit der die Vögel man fängt.

F. J. Feeiholz.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung m. s. No. 23 d. Bl.)

„Es ist eine positive Thatsache," sagt Röderer, „daß der König dem Maire nur deshalb Schweigen geboten hat, weil ihm derselbe in's Wort gefallen war und fortsprach, ohne auf ihn zu hören. Herr Petion hat nicht gewollt, daß aus seiner Relation seine Unhöflichkeit hervorleuchtete, er hat es deshalb für gerathen gefunden, den König in dem Ton eines Gebieters sprechen zu lassen, der ungehört verdammt."

„Nach der Entfernung des Herrn Petion wurde der König von den Personen umgeben, die gegenwärtig waren, die Königin aber kam zu mir, der hinterwärts der Gruppe stand, und sagte, auf die Eingangsthüre zum Cabinet zugehend mit sehr besorglicher Miene: „Herr Röderer, finden Sie nicht, daß der König sehr lebhaft gewesen ist?" Ich antwortete, es müsse jedem, der es gehört hätte, peinlich aufgefallen seyn, wie der Maire von Paris dem Könige hartnäckig ins Wort gefallen wäre. „Glauben Sie nicht," begann die Königin wieder, „daß dies dem Könige schaden kann?" Ich erwiderte: Madame, es wird wohl niemand bezweifeln, daß es dem Könige gestattet ist einem Manne Schweigen zu gebieten, der fortspricht, ohne auf ihn zu hören.

Es waren genug der Motive, die Petion in dem verstohlenen

Digitized by Google

und gehässigen Kriege, den er gegen Ludwig XVI. begann, leiteten: die Hoffnung, seine Freunde triumphirend ins Ministerium zurück zu führen, und der Wunsch, dem Umschwung der öffentlichen Meinung zu entgehen, welche durchgängig über die an der königlichen Familie verübten Gewaltthätigkeiten und Insulten empört war.

In diesem, mit seiner Partei gemeinschaftlich unternommenen, Werke der Ungerechtigkeit hatte Petion das räuberische und grausame Gesindel zu Bundesgenossen, welches von den Clubs organisirt worden war und das die ganze Revolution durchkreuzt, mit gleichem Eifer und aus gleichen Gründen die Sache aller Ehrsüchtigen und Verschwörer, von Mirabeau ab bis zu Babeuf, zu der seinigen machend.

Die Clubs und die Volksgesellschaften, deren Losung mit jeder neuen Faction eine andere war, bildeten eine Art officiöser Administration zur Seite der officiellen Administration, diese in Abwartung, in ihre Stelle zu treten, überwachend, controllirend, einschüchternd, und hundert Mal mehr Kraft und Eifer zeigend, weil sie von den beiden gemeinen Leidenschaften beseelt war, die in den Herzen, wo sie einmal Feuer gefangen haben, nie erlöschen: von dem Neide und der Habgier. Petion und die Girondisten konnten also über das Mittel verfügen, vermittelst dessen die, Ludwig XVI. günstigen, Kundgebungen der Departements-Directoren zu bekämpfen und zu ersticken waren, d. h., die Tribüne der gesetzgebenden Versammlung mit aufrührerischen Adressen und Petitionen überschütten, die ihm unter dem Beistande der Clubsverbrüderung von allen Seiten zugingen.

Bis dahin, und noch einige Jahre, bis Bonaparte die Janitschoren von Paris am 13. Vendemiaire durch Kanonen zur Raison brachte, hatte die Hauptstadt Frankreich ihre Ideen, ihre Vorurtheile, ihre Leidenschaften aufgezwungen. Um die revolutionaire Tradition aufrecht zu erhalten, kam es also darauf an, in Paris selber das Signal zur Auflehnung gegen Ludwig XVI. zu geben; deshalb antworteten die Girondisten am 23. Juny auf die schöne und edle Proclamation Ludwigs XVI. durch folgende, des Nachts in der Vorstadt St. Anton in Hast colportirte und unterzeichnete, schändliche Adresse an die Nationalversammlung:

„Die Männer vom 14. July erheben sich noch einmal, um Ihnen einen König, der ein Fälscher, und unwürdig ist länger auf dem Throne zu sitzen, zu denunciren. Wir verlangen, daß das Schwert auf sein Haupt falle! Wenn Ihr Euch unserm Verlangen nicht fügt, so sind unsere Arme gehoben, und wir werden die Verräther niederschlagen, wo wir sie finden, selbst in Eurer Mitte!"

Es waren überdem die Girondisten, die an der Spitze dieser Bewegung der Vorstädte standen, wie Röderer, der Procureur-Syndicus des Pariser Departements sich dessen überzeugt und in folgender Weise formell erklärt hat:

„Wir erhielten im allgemeinen Conseil," sagt er, „die zuverlässige und schriftliche Anzeige, daß die Faction die Absicht habe, am nächsten Sonntag der Versammlung eine Petition zu übergeben, durch welche sie von derselben verlangen würde, dem Könige das Oppositionsrecht oder das Veto über die Gelegenheits-Decrete zu entziehen; und daß sie, wenn man ihre Petition nicht annähme, sich am Montag nach den Tuilerien begeben wollten. Der Entwurf der Petition war der Anzeige beigefügt."

Wie tief das Uebel schon eingerissen war, und bis zu welchem Grade die neue Revolution, die sich vorbereitete, Complicen in der Versammlung hatte, das geht aus der Aufnahme hervor, welche diese ernsten Mittheilungen bei dem Minister des Innern fanden.

Als ein Mitglied die Tagesordnung verlangte, da sagte Bazire: „Die Proclamation des Königs ist es, welche die Unruhen erregt hat, und ich denuncire sie."

Saladin setzte hinzu: „Die Umstände sind nicht dringend. Es sollte mich nicht wundern, wenn man die Entdeckung machte, daß das Placat in der Vorstadt St. Anton ein Werk der Factiosen sey. Factiose nenne ich diejenigen, die das Volk verleumden."

Und diese lügnerischen und jämmerlich revolutionairen Worte wurden, wie man aus dem Moniteur ersieht, von der linken Seite der Versammlung lebhaft applaudirt.

Ohne aber zur Tagesordnung überzugehen zu wagen, schickte die Versammlung diese Mittheilungen zurück an die Zwölfercommission; das Resultat war jedoch fast dasselbe, denn der Berichterstatter dieser Commission, Muraire, erklärte: „Die constituirten Behörden wären durch die Gesetze mit all den erforderlichen Mitteln versehen, um die öffentliche Ordnung und Ruhe zu sichern, und es sey keine Veranlassung da, neue legislative Maaßregeln zu ergreifen."

Täglich machte sich diese Mitschuld der Versammlung in den öffentlichen und laut ausgesprochenen Anschlägen der Girondisten sichtbarer.

Als der Minister des Innern in der Sitzung vom 25. der Versammlung über den beunruhigenden Zustand der Gemüther und über die Umtriebe, welche einen neuen Aufstand vorbereiteten, Bericht abstattete, da verlas Delfau, Deputirter der Dordogne, ein Schreiben Petions, das folgendermaßen endigte:

„Die Unruhen würden durch das Uebermaaß von Vorsichtsmaaßregeln erweckt werden, die man zu nehmen affectirt. Sie sind so zu sagen nur eine Sturmglocke. So eine Gefahr ankündigen, die nicht vorhanden ist, heißt sie hervorrufen, heißt die Gemüther unnütz aufregen, die Nationalgarde ermüden, und glauben machen, daß Paris sich in einem kritischen Zustande befände. Diese Allarmirungen ohne Grund scheinen mir sehr gefährlich zu seyn."

Schmähliche Worte einer Magistratsperson, welche die mit ihrem Character verknüpfte Autorität dazu gebrauchte, das Vertrauen des Landes zu täuschen, und die selber in den Vorstädten die Emeute anschürte, über welche sie sich im Schooße der Versammlung lustig machte. Petion hat in der That folgende Offenbarung Robespierre's nie Lügen gestraft: „Ich hatte Chabot den Rath gegeben, daß er sich nach der Vorstadt St. Anton verfügen sollte, um den Petitionisten die Augen zu öffnen. Er harangurte darauf das in der Kirche Quinze-Vingts versammelte Volk; es war aber zu spät: seine bürgerliche Ermahnung scheiterte an den in Gegenwart von dreitausend Personen gesprochenen Worten: „wir können auf Petion rechnen; Petion will es; Petion ist auf unserer Seite!"... Obwohl der Aufstand seit acht Tagen laut verkündigt worden war, obwohl die Emissaire der Intriguen, von welchen Sie umgeben waren, öffentlich die Vorstädte durchstreiften, haben Sie nichts gethan, um denselben abzuwenden."

Ueberdem konnte nur eine Versammlung, die in hohem

Digitized by Google

Grade bei der Verschwörung betheiligt und der Complicität des Maire's und der Municipalität von Paris sicher war, den scheußlichen Reden und Adressen der Clubbisten Gehör und Aufnahme schenken.

Die officiell und formell abgefaßte Adresse der Vorstadt St. Anton wurde in der Sitzung vom 25. producirt. Sie wurde durch eine zahlreiche Deputation überbracht und von einer revolutionairen Celebrität der Vorstadt, unter dem Namen des wackren Gonchon bekannt, verlesen.

Der wackre Gonchon war eine Art Schöngeist der Schenke, von kräftiger Stimme, ein gewaltiger Sänger patriotischer Lieder, und hatte sich zum Redner der Vorstadt St. Anton aufgeworfen, wie Palloi sich zu deren Architecten und Santerre sich zu ihrem General gemacht hatte. Die Girondisten hatten Gonchon für sich gewonnen, und sie ließen durch ihn Volksadressen vor der Barre der Versammlung verlesen. Die Partei bezeugte diesem oratorischen Stentor die größten Egards, und Condorcet richtete am 19. December 1792 ein großes philosophisches Schreiben über die Kunst, die Völker zu beglücken, an ihn.

Die Lösung der Siegel, unter welche am 2. April 1793 die Papiere Rolands gelegt worden waren, that dem Patriotismus und der Tugend des wackren Gonchon aber großen Eintrag, indem die Commissarien des Convents unter diesen Papieren den Tarif seiner Beredtsamkeit fanden.

„Wir haben gesehen," sagte Camille Desmoulins im Monat Mai," wie ungetreu die Rechnungen Rolands gewesen sind, da er unter der Rubrik: geheime Ausgaben, nur 1200 Livres angegeben hatte und dafür seiner Zeit lebhaft applaudirt worden war, während doch die Gewinnung Gonchon's und die Verlesung zweier Petitionen der Vorstadt St. Anton durch denselben allein über 2000 Fr. gekostet hat."

Dies war eine sehr ernste Entdeckung, denn der wackre Gonchon wurde nach dem 31. Mai als in der Girondisten-Verschwörung verwickelt in Verhaft genommen; doch wurde seine Stellung in der Vorstadt St. Anton berücksichtigt, so, daß er nur Hausarrest erhielt, ja unter Begleitung des ihn bewachenden Gendarmen selbst in der Stadt seinen Geschäften nachgehen durfte. Dies geht wenigstens aus einer am folgenden 21. September im Jacobinerclub gegen ihn gemachten Denunciation hervor.

„Ihnen Allen," sagte dort ein Redner, „ist der ehemalige Patriot Gonchon, der Roland'sche Redner bekannt, der von der Brissotinischen Partei bezahlt wurde, um ihr Lob auszuposaunen. Er ist in Verhaft genommen und gefangen gesetzt, darnach aber auf sein Wort wieder frei gegeben worden, und spaziert nun, wie es sonst mit den vornehmen Herren gehalten zu werden pflegte, von einem Gendarmen in bürgerlicher Tracht gefolgt, umher."

(Fortsetzung folgt.)

Der Hofrath.

Zeitbild in zwei Aufzügen von Heinrich Asmus.

(Fortsetzung.)

Neunter Auftritt.

(Abend.)

Franz; später Röschen.

Franz.

(Links auftretend.) Der Mond wandelt schon mit seinem bleichen Glanze unter den Sternen am Himmel und spiegelt sein blasses Antlitz im nahen Weiher, dessen kaum vernehmbares Wellenrauschen dem Athemzuge eines Süßschlummernden gleichet. Schwäne gleiten am Uferrande in dem mondbeleuchteten Naß, schönen Träumen vergleichbar, die über die Seele des Glücklichen im Schlafe sich ziehen. (Er hängt seine Büchse an die Linke.) Wer doch glücklich sein könnte! Nun das kann Jeder, das Glück liegt ja in uns, nie außer uns. (vortretend) Wie still und feierlich ist die Natur jetzt eingeh umher, und wie geräuschvoll war es heute am Tage an diesem Orte. — Es war doch ein schöner Tag! Ja, ein recht schöner Tag! Habe ich doch an demselben einem Menschen das Leben gerettet, dem ich's heute Morgen bald genommen. Wir sind quitt, Herr Graf! (sich umsehend) Röschen läßt heute Abend auf sich warten, das pflegte sie sonst eben nicht. — Alles dunkel — nirgends Licht. — Ob ich lausche? — Nein! Lauschen setzt Mißtrauen voraus und bei Gott, Röschen ist mir treu. (Röschen erscheint in der Thür.) Ha! endlich, Röschen!

Röschen.

(Franz in die Arme fliegend.) Du hast doch nicht auf mich gewartet, Franz?

Franz.

Wenn auch, was macht das, Geliebte. Dies ist ja die schönste Stunde des Tages für mich, auf sie freu' ich mich, wenn ich morgens die Augen öffne, an sie denke ich mitten im Gewühl des geschäftigen Tages.

Röschen.

Ach, Franz, mir ist mir heute Abend so sonderbar um's Herz — ich meine immer, daß uns ein Unglück nahet.

Franz.

Solche Ahnungen hast Du schon oft gehabt, Röschen, aber gottlob, bis jetzt sind sie nicht in Erfüllung gegangen. Wer sollte uns hier auch stören? Wer wagt sich wohl um diese späte Stunde in den Wald?

Röschen.

Seit heute Morgen, hat die Furcht sich in mein Herz geschlichen — immer seh' ich Dich umstellt, ergriffen; immer seh' ich ein Unglück kommen. Fühle mein Herz, wie es hämmert — und im Kopf ist's mir so heiß, und in die Augen schleichen sich unaufhaltsam Thränen. Ach, gewiß Franz, uns steht ein Unglück bevor.

Franz.

Bist Du ein Sonntagskind, das Gespenster sieht?

Röschen.

Foppe nicht — uns droht Gefahr! (sie schluchzt.)

Digitized by Google

Franz.

Röschen, ich bitte, ermanne Dich! Sei vernünftig und laß das Weinen! Warum bist Du denn so besorgt um mich? Glaube mir, ich werde Dich heimführen und sollt' ich auch warten, bis ich graues Haar bekommen. Bleibe mir nur treu, und sei dem alten Vater gehorsam und wenn er's durchaus nicht zugeben will, daß wir uns heirathen, nun so wollen wir warten.

Röschen.

Gottloser Mensch! Du wolltest warten auf den Tod meines Vaters? Und Du kannst glauben, daß ich seinen Willen nach seinem Tode nicht mehr in Ehren halten werde?

Franz.

Nicht doch Röschen — so ist's nicht gemeint. Ich dachte, wenn Dein Vater sieht, daß Du lieber gar keinen heirathest, so wird er endlich doch nachgeben.

Röschen.

Ach nein, Franz, das wird er nimmer! Er meint, weil Du ein Wildschütz bist, seist Du ärger als Räuber und Mordbrenner.

Franz.

Und stimmt mein Röschen seinem Urtheile bei?

Röschen.

Das freilich nicht, denn ich weiß, Du bist brav und ehrlich, aber die Leute glauben's nicht. Ich dächte daher Franz, Du kämst zum Vater, und versprächest ihm, bei dem Grafen in Dienst treten zu wollen.

Franz.

Das geht nicht, Röschen. Denk' an den heutigen Vorfall. Er wird sich an mir rächen —

Röschen.

(Einfallend.) Nein, das thut der Graf gewiß nicht — Du hast ihm ja das Leben gerettet. Auch ist er gnädig und ich will überdem der Gräfin recht viele freundliche Worte sagen und sie bitten, für Dich bei dem Grafen ein gutes Wort einzulegen. O glaube mir's, sie thut's gern.

Franz.

Warum das Alles? (feierlich) Zweifle nicht Geliebte! So wahr dort der Mond am Himmel steht, wie werden Mann und Weib, auch ohne den Grafen. Unsere Liebe ist keusch und rein, und Gott hat nicht Lust an der Menschen Leid.

Röschen.

Ich glaube Dir ja alles, Franz — aber mein Vater — doch wir wollen nicht weiter darüber sprechen, auch ist es schon spät und ich muß daheim noch manches beschaffen, denn ich bin heute oft gestört worden. — Ach, Franz, wie ist mir das Herz so schwer!

Franz.

(Röschen umarmend.) Morgen zur bestimmten Stunde? Wie Du zitterst, Röschen! Gewiß Du bist krank.

Röschen.

Mich beschleicht wieder die Angst.

Franz.

Noch immer? Wovor bangt Dir denn?

Röschen.

Ich weiß es nicht — gute Nacht Franz!

Franz.

(Röschen zum Hause begleitend.) Schlage Dir doch jegliche Sorge um mich aus dem Sinn!

Röschen.

(Zusammenschreckend.) Ha! was war das, Franz? Hörtest Du nicht ein Geräusch?

Franz.

Es wird wohl mein Hund gewesen sein, der Wild wittert. Fasse Dich also, Röschen!

Röschen.

Gute Nacht denn, Franz! (umarmt ihn leidenschaftlich, dann ab ins Haus.)

Franz. (allein)

(Zurückkehrend.) Es ist doch ein herzengutes Mädchen, so einfach und natürlich, so unschuldsvoll und rein. (Sinnend. Während dieser Zeit tritt der Hofrath mit Bewaffneten links leise auf; der Hofrath schleicht zur Linde und nimmt behutsam die Büchse herab und stellt sich dann hinter die Linde. Die Bewaffneten umschleichen Franz von allen Seiten.) Wäre es nicht Pflicht von mir, daß ich doch einen Versuch bei dem Grafen wegen einer Anstellung wagte? Der verdammte Vorfall von heute Morgen! Aber heute Mittag? Als der Graf so auf dem Rücken des Ebers saß und im Vorbeijagen dem Förster zuschrie: Schießt Förster! sonst reitet die Bestie mir zum T—! — da konnte ich nicht länger an mich halten. Aller Groll war vergessen. In Gottes Namen! sagte ich, zielte auf das Hintertheil des Thiers und traf so gut, daß ich seine beiden Schenkel zerschmetterte. Als ich den Grafen gesund auf den Füßen stehen sah, wurde ich recht froh. Wer aber weiß, daß ich den Schuß gethan? Nur der Förster, der blickte sich gerade um. — Doch ich will mir die Sache überlegen. (Er geht zur Linde; als er seine Büchse vermißt, tritt er rasch zurück und zieht den Hirschfänger.) Ha! meine Büchse fort? Was soll das? Verrath? Ist's so gemeint? So leichten Kaufs geb' ich mein Leben und meine Freiheit nicht hin!

Zehnter Auftritt.

Franz. Hofrath. Bewaffnete; später Röschen.

Hofrath.

(Halb hinter der Linde sichtbar.) Steh' Wilddieb! oder ein halb Dutzend Kugeln sitzen Dir im Leibe!

Franz.

Heran Du Feiger! Verlaß Deinen Schlupfwinkel und kämpfe wie ein ehrlicher Mann! (die Bewaffneten haben ihn hinterrücks umgangen, packen ihn, werfen ihn nieder und binden ihn.)

Hofrath.

(Hervortretend.) Bindet den Satan gut, daß er uns nicht entwische. Der Graf wird euch fürstlich belohnen!

Röschen.

(Aufgeregt aus dem Hause eilend.) Was ist hier? Ha! Franz! Mein armer Franz! (Sie will zu ihm, die Kerle stoßen sie zurück.)

Hofrath.

(Höhnisch zu Röschen) Endlich hätten wir den Teufel, Deinen Galan! (zu den Bewaffneten) Marsch zum Grafen! Liefert ihn im Schlosse ab. Ich eile voraus, Euch anzumelden. (schnell ab.)

Röschen.

(Händeringend.) Ich laß Dich nicht Franz! — Gebt ihn los! Er hat nichts verbrochen! Er ist des Grafen Lebensretter!

Digitized by Google

Franz.

(Wird mit Gewalt von den Bewaffneten abgeführt.) Lebe wohl, Röschen! Erhalte mir Deine Liebe! Wir sehen uns wieder! (ab mit den Bewaffneten.)

Röschen.

Franz! Franz! Bleibe! Er hört nicht! — Er geht seinem gewissen Tode entgegen! Franz! Franz! (Sie will nach — kehrt um — schwankt und sinkt zu Boden.)

(Der Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)

Thorvaldsen's Leben nach den eigenhändigen Aufzeichnungen, nachgelassenen Papieren und dem Briefwechsel des Künstlers von Just Mathias Thiele. Deutsch unter Mitwirkung des Verfassers von Henrick Helms. Erster Band. Mit dem Portrait Thorvaldsen's nach Eckersberg. Leipzig. Verlag von Carl B. Lorck. 1852. XVI und 351 Seiten. 8.

(Beschluß.)

Baron von Schubart hatte Thorvaldsen angezeigt, daß er ihn in Albano besuchen werde.

„Da v. Schubart aber so genau Tag und Stunde seines Eintreffens angegeben hatte, und Thorvaldsen gewiß am liebsten diesem Besuch entgehen wollte, so traf ihn der Baron nicht, als er den folgenden Dienstag nach Albano kam, und bestrebte sich vergebens, durch ein späteres Schreiben vom 25. August ihn zu veranlassen, um diese Zeit noch Rom zu reisen.

In Albano hatten mehrere Freunde sich um Thorvaldsen und die schottischen Damen versammelt; unter diesen die geistreiche Hofräthin Herz aus Berlin und der schwedische Dichter Atterbom, und es nimmt Wunder, daß nicht der Baron v. Schubart sich auch diesem Kreise anschloß. Anstatt nach Rom zu gehen, improvisirte Thorvaldsen, ganz lebensfroh und erheitert, eine Lustreise mit seiner ganzen frohen Umgebung direct nach Neapel, und diese Plan wurde so schnell ausgeführt, daß sich demselben keine Hindernisse entgegenstellen konnten.

Thorvaldsen soll auf diesem Ausfluge ein ganz anderer Mensch, wiedergeboren an Gesundheit und Wohlsein, liebenswürdig bis zum Uebermaß gewesen sein. In Neapel erweiterte sich der Kreis durch einen Landsmann und Freund Thorvaldsen's, den jetzigen Professor Peder Hjort in Sorör.

Thorvaldsen, welcher auf der ganzen Reise in seinem Benehmen Miß Mackenzie gegenüber gleichsam ein jugendlicher Liebhaber gewesen war, wohnte in einem und demselben Hotel mit den Damen, und auf den Ausflügen, die man nun in die Umgegend von Neapel, nach Capri, Ischia und Sorrent unternahm, verbarg er so wenig seine Gefühle, daß die betreffende Dame ihm mit scheinbarer Kälte entgegentreten mußte, — was also auch Liebesqualen zur Folge hatte — und dieses Verhältniß nicht länger der allgemeinen Aufmerksamkeit entziehen konnte. Das Gerücht trug es auch schnell, wie wir in einem Briefe des Barons von Schubart bestätigt finden, nach Rom.

Dieser schrieb nämlich an Thorvaldsen:

Rom, 4. September 1818.

„Vor allen Dingen wünsche ich zu wissen, mein liebster Thorvaldsen, ob Sie glücklich und wohl mit Ihren Damen in Neapel angelangt sind. Dies wird die gute liebenswürdige Miß Mackenzie mir schon erzählen. — —

— — Ganz Rom spricht davon, daß Sie die Miß Mackenzie heirathen werden, und nachdem Sie sich haben überreden lassen, sie nach Neapel zu begleiten, glaube ich es selbst. Alle Ihre Freunde wünschen, Sie möchten sich etabliren, und ich wünsche es vor allen Andern. Miß Mackenzie ist ein liebes Mädchen, von ausgezeichneter Geburt und von einer Erziehung und Cultur sonder Gleichen. Alle Engländer achten sie hoch, und Sie würden sich noch mehr der Gunst derselben zuwenden, wenn Sie Miß Mackenzie heiratheten. Sie ist zu brezenegut, um Sie nicht vollkommen glücklich zu machen, und Alle werden dieser Verbindung zweier so guten Menschen ihren Beifall zollen. Ich bin sogar überzeugt, sie nähme gern die kleine Elisa als eigenes Kind an, wenn es darauf ankäme. Sie könnten ja von Dänemark aus einen Abstecher nach England machen, um sich mit Miß Mackenzie zu verbinden, wenn sie zum Frühjahr nach ihrem Vaterlande zurückkehren sollte. Ich verspreche, Sie nach London zu begleiten für den Fall, daß Sie dorthin müssen. — — —

Ich rathe niemals in Heirathsangelegenheiten, aber Miß Mackenzie ist ein seltenes Frauenzimmer, und sie glücklich machen müssen Sie und können Sie. Sie liebt Sie so innig, daß sie vor Kummer sterben würde, wenn ihre Hoffnung getäuscht werden sollte. Dies müssen Sie bedenken, sowie Sie auch nicht vergessen dürfen, daß Sie Beide im Munde aller Römer sind, die für gewiß glauben, Sie werden dieses gute, tugendhafte Mädchen heirathen. Leben Sie wohl! Grüßen Sie Alle von ihrem aufrichtigen Freunde

Baron v. Schubart."

Aber Baron v. Schubart bemühte sich vergebens, der Führer unsres Künstlers in seinem Laberinto d'amore zu werden, seine guten Rathschläge brachten ihm nicht einmal eine Antwort weder von Thorvaldsen selbst, noch von der Dame ein, zu deren Anwalt er sich aufgeworfen hatte, und so bereitete er sich gegen Ende Septembers auf die Rückreise nach Montenero vor, um dort den Verlauf der Dinge und Thorvaldsen's näheren Entschluß in Betreff der Reise nach Dänemark, die nun bald zur Ausführung gelangen sollte, abzuwarten. Doch bevor er den Palazzo Tomati verließ, wo er nun während einer so langen Zeit allein die leeren Zimmer Thorvaldsen's bewohnt hatte, schrieb er noch am 22. Dec. einen Brief nach Neapel, aus welchem wir, nicht ganz gewiß, ob sein Inhalt Ironie oder der höchste Ausdruck der unermüdlichen Bestrebungen des Barons ist, sich artig und vom besten Ton zu zeigen, folgende Zeilen mittheilen:

„Ich vermag nicht, Ihre Wohnung zu verlassen, ohne Ihnen für all' die Güte zu danken, die ich bei Ihnen genossen, und für unsern angenehmen Umgang, der mir stets unvergeßlich sein wird. Ich freue mich, denselben auf unserer Reise nach Dänemark im November zu genießen, um welche Zeit wir recht

Digitized by Google

heiter und gesund diese liebe Reise unternehmen werden, die uns so viele Genüsse inmitten unserer guten lieben Landsleute verspricht." —

Im October kehrte Thorvaldsen mit seiner Gesellschaft nach Neapel zurück, und in Rom harrten seiner nun eine Menge Geschäfte, sowohl in Betreff früher erwähnter Briefe, als auch wegen der während seiner Krankheit zurückgestellten Arbeiten.

Am 17. September 1818 war er zum Mitglied der Akademie in Carrara ernannt worden.

Nur das Gerücht hat uns von dem erzählt, was nach seiner Rückkehr in Bezug auf sein Verhältniß zu Signora Anna Maria geschah und beschlossen wurde. Nach diesem hieß es, die beleidigte Römerin habe unserem Künstler mit seinem eigenen, dem seines Kindes, und endlich mit ihrem gewaltsamen Tode gedroht, „wenn er es wagte, diese Engländerin zu heirathen." Thorvaldsen that auch keine offenen Schritte in dieser Richtung, aber Alle betrachteten doch seine Verbindung mit Miß Mackenzie als eine bereits entschiedene Thatsache.

„Eine Verlobung zwischen Thorvaldsen und Miß Mackenzie war in Rom nicht förmlich veröffentlicht; doch zweifelte Niemand daran, daß sie nicht in einem engeren Kreise stattgefunden habe, und aus den Briefen ihrer Familie, die er empfing, geht hervor, daß man in Schottland auf einen Besuch Thorvaldsen's und seiner Verlobten („Your beloved") hoffte.

Allein seit der Rückkehr von Neapel in Rom wurde das Verhältniß ein anderes. Thorvaldsen vermochte nun nicht länger ihr seine ganze Zeit und ungetheilte Aufmerksamkeit zu widmen, und es scheint, als sei er bald ermüdet durch das Mißvergnügen und die Forderungen, die sie laut werden ließ, als er nicht mehr, wie auf der Reise, der aufmerksame sie umflatternde Liebhaber war. Früher war sie kalt und zurückhaltend gewesen, nun bemerkte ihre Umgebung, daß fast der entgegengesetzte Fall eingetreten sei.

In einer solchen Stimmung nahm unser Künstler am 29. März 1819 Theil an einer Gesellschaft, die der Herzog und dessen Bruder, der Prinz von Augustenburg, in Frascati versammelt hatte. Während des heiteren Gelages brachte der Herzog ein Hoch auf Thorvaldsen und seine Verlobte aus, und es heißt, daß unser Künstler, wenn er auch verlegen wurde und nicht recht wußte, wie er sich zu diesem Hoch stellen sollte, doch dasselbe nicht zurückwies. Aus guten Gründen mag er gewünscht haben, jeder öffentlichen Erklärung in Bezug auf dieses Verhältniß auszuweichen, denn schon lange dürfte er gefühlt haben, daß das Geschehene besser ungeschehen gewesen.

Daß die strengeren Forderungen der Miß Mackenzie auf Convenienz und dergleichen nur wenig zu dem einfachen Wesen Thorvaldsen's paßten, ist eine Wahrheit, in welcher jeder ehrliche Freund des Künstlers einstimmte, und als man die zunehmende Kälte bemerkte, hieß es als Entschuldigung, daß „the transport was gone," was auch bald ihre Freunde bemerkten. Bis jetzt haben wir doch nur die Verirrung des Herzens bei unserem Künstler zu beklagen. Allein bereits seit „der Mitternachtsstunde 1818—19" scheint es, als habe ihn eine andere, stärkere Flamme, nicht allein berührt, sondern fast bezaubert. Eine andere Francesca, eine schöne, lebhafte — ein war in Begleitung einer reisenden Familie nach Rom gekommen, die Thorvaldsen's Bekanntschaft gemacht und ihn in ihre gesellschaftlichen Kreise gezogen hatte. Diese Dame, die zwar nicht mehr in blühender Jugendfülle dastand, ist uns als eine sinkende Herbstsonne geschildert, aber von dem ganzen entzückenden Schimmer des Abendhimmels umflossen. Aus ihren Briefen ersehen wir, daß sie Thorvaldsen leidenschaftlich geliebt hat, und durch den Glanz ihrer Schönheit zog sie ihn so ganz und gar von seiner Bahn ab, daß er, wenigstens einige Zeit, diesem strahlenden Himmelskörper als seinem Trabanten folgen mußte. Denn unser Künstler schien von nun an alle Rücksichten aus den Augen zu lassen, und den Kranz, den in einer Gesellschaft ein Kreis von Bewunderern um sein Haupt wand, drückte er begeistert auf ihre reichen Locken und jubelte bei ihrem schönen Anblick, während sein guter Genius sich weinend abwendete.

Miß Mackenzie konnte dieses Verhältniß nicht lange verborgen bleiben, um so weniger, weil Thorvaldsen sich kaum angelegen sein ließ, es zu verheimlichen. Zufälligerweise wohnte die Rivalin der Miß Mackenzie in Ripetta gegenüber und empfing täglich Thorvaldsen's Besuche, während die verlassene Braut ihn immer seltener erblickte.

Dieses Betragen unseres großen Künstlers betrübte seine Freunde, und selbst bei Denjenigen rief es Bedauern hervor, die keine Freude an seiner Verbindung mit Miß Mackenzie empfunden hätten. Von den gemeinschaftlichen Freunden trat endlich eine vornehme englische Dame dazwischen und forderte im Namen ihrer Landsmännin Thorvaldsen eine bestimmte Erklärung ab.

Die Folge hiervon war, daß Miß Mackenzie am 2. Mai 1819 Rom verließ und, allein von einer jüngeren Freundin begleitet, nach Florenz ging, wohin ihre ältere Begleiterin, wie es scheint, sich früher begeben, um unter den obwaltenden unglücklichen Verhältnissen ihre Anverwandte zu erwarten. Jedoch, als Miß Mackenzie nach Florenz kam, fand sie dort Niemand, der sich ihrer annehmen konnte, und mußte sich glücklich schätzen, von einer durchreisenden Familie aufgenommen zu werden, die sie aus Italien führte. Von Florenz aus schrieb sie mehrere Briefe an Thorvaldsen, die uns heilig sind; ernst und mit weiblicher Würde hielt sie dem schwachen Thorvaldsen sein Benehmen vor, indem sie ihm mit christlicher Duldsamkeit vergab, was er gegen sie verbrochen.

Die zweite Francesca genoß nicht lange ihren traurigen Triumph; Thorvaldsen schien wie aus einem unheimlichen Traume erwacht zu sein, und dachte jetzt nur daran, selbst Rom zu verlassen.

Sein Landsmann Brönsted war um diese Zeit in Rom und in seinem Tagebuch heißt es am 5. Mai 1819 über die Verbindung zwischen Miß Mackenzie und Thorvaldsen: „Heute Vormittag sprach ich viel mit Th. über Miß M—zie, die neulich abgereist ist und ihm ausführlicher über ihr Verhältniß geschrieben hat. Ich bin Th—s wegen recht herzlich froh über das Scheitern dieser Verbindung; sie hatte zwar Bildung und viele — vielleicht zu viele Kenntnisse, aber kein Notwort, keine Blume, keine heitere Mittheilung; — sie hätte ihn zu Tode ennuyirt, Gott Lob! daß sie fort ist."

Drei Tage später, am 8. Mai 1819, schrieb Brönsted an seinen Freund Professor Jens Möller in Kopenhagen, und in diesem Briefe spricht er sich folgendermaßen über jene Angelegenheit aus:

Digitized by Google

„— Th — 's Verhältniß mit Miß Mackenzie, einer schottischen Dame aus sehr guter Familie, von Bildung und mit ziemlich bedeutendem Vermögen, ist ganz und gar abgebrochen, und sie hat in Folge davon Rom vorgestern verlassen. Ich habe ihren außerordentlich wohlgeschriebenen, sechs bis sieben Seiten langen Abschiedsbrief an Thorvaldsen gelesen. Obgleich das Ende dieses Verhältnisses sehr unangenehm, namentlich für sie ist, muß ich mich doch Thorvaldsen's wegen freuen, daß diese Verbindung gelöst wurde. Sie hätte ihn zu Tode gelangweilt; sogleich als ich sie zum ersten Male erblickte, sah ich deutlich ein, daß sie gar nicht für ihn paßte, wenn sie auch höchst anständig und gebildet, selbst mehr gelehrt als vonnöthen, aber ohne Ideen (—), ohne originalen Gedanken oder heitere Mittheilung, nebenbei sehr häßlich ist. Thorvaldsen hat den Fehler begangen, das gegenseitige Wohlwollen und die Neigung, die voriges Jahr während eines Aufenthaltes in Albano und später auf einer Reise nach Neapel zwischen ihm und Miß Mackenzie entstanden, für etwas Anderes und Dauernderes anzunehmen als es war. Miß Mackenzie's Güte gegen ihn, während er krank in Albano lag, hatte ihn eingenommen, selbst gerührt, und Thorvaldsen's Greis und liebenswürdige Heiterkeit auf einer späteren Lustreise nach Neapel hatten sie eingenommen. Keins von ihnen bedachte, daß das Verhältniß leicht später in Rom ein ganz anderes werden könnte, wo Thorvaldsen zu seinen mannigfachen Arbeiten zurückkehrte, und in keiner Weise die Zeit hatte, sich um Miß Mackenzie, wie auf jenem Ausfluge, zu bewegen, und wo er, wie es natürlich ist, so viel Anderes hat, was ihn interessirt. Ich fange übrigens an zu glauben, daß im künftigen Monat etwas aus der Reise Thorvaldsen's nach dem Norden wird; wenigstens bin ich bei dem Ankauf eines Wagens zu Rathe gezogen worden. —"

Aus den rührenden Briefen, die Miß Mackenzie an Thorvaldsen schrieb, erlauben wir uns nur, ihr letztes Lebewohl mitzutheilen:

„Wenn Sie all das Gute genießen, das ich Ihnen wünsche, werden Sie glücklicher sein, als ich Sie in unseren glücklichsten Tagen hätte machen können. Leben Sie wohl!

Miß Mackenzie, hieß es, ging von Italien nach der Schweiz, weil sie glaubte, sich nicht in England sehen lassen zu können, woselbst die Zeitungen ihre Verbindung mit Thorvaldsen veröffentlicht hatten.

Einige Jahre nachher — 1826 — befand sich Thorvaldsen eines Abends in einer Soirée; er conversirte mit einigen Damen, die in einem Kupferstichwerk blätterten. Plötzlich verstummte und erblaßte er, sein Blick folgte einer Dame, die in den Saal trat, — Sie war es; im nächsten Augenblick war er aus der Gesellschaft verschwunden.

Später, im Laufe des Winters 1837 — 38, kehrte sie noch einmal nach Rom zurück und nun fand ihrerseits eine Annäherung statt, der eine vollständige Versöhnung folgte. Sie starb in Rom, zwei Jahre nachdem Thorvaldsen nach Dänemark zurückgekehrt war, und auf dem Gedenkstein, der ihr Grab auf dem protestantischen Friedhof zu Monte testaccio deckt, erblickt man die Inschrift: „Sacred to the Memory of Frances Catherina Mackenzie of Seaforth, who departed this life in Rome 24. Febr. 1840."

Das fünfte Buch des ersten Bandes von „Thorvaldsens Leben" schließt mit einer Notiz über ein Billet von Chiaveri an Thorvaldsen, welches der Künstler selbst den 12. Juli 1819, also am Tage vor der Abreise nach Rom, überschrieben hat, in der Angelegenheit des Mr. Hope, der noch immer seinen im Jahre 1803 bestellten Jason nicht erhalten hatte. „Auf diesem unbedeutenden Billet von Chiaveri", fügt der Biograph hinzu, „finden wir eine Spur der Gefühle, die in diesen Tagen Thorvaldsen's Herz am meisten in Wallung gebracht haben dürften. Es ist nur ein einziges Wort, welches er mit eigener Hand und ohne irgend eine sichtbare Ideenverbindung, gleichsam in Gedanken auf diesen vor ihm liegenden Streifen Papier hingeschrieben hat, aber es ist so inhaltschwer, daß es nur durch sich selbst verstanden wird; — es war der Name:

Makenzie

(Der Name ist im Buche in Thorvaldsens Handschrift nachgebildet.)

Aus der großen Anzahl abgedruckter Briefe theilen wir nur zwei mit. Zuerst ein Schreiben des damaligen Kronprinzen von Baiern.

„München, d. 4. April 1809.

Persönlich habe ich nicht das Vergnügen Sie zu kennen, doch glaube ich, Sie zu Rom flüchtig einmal gesehen zu haben, aber durch den Bildhauers Thorvaldsen's weit verbreiteten Ruhm, durch die Kunstwerke, welche ich gesehen, kenne ich denselben, und durch den mir erwiesenen Dienst, gewarnt mich zu haben vor dem Ankauf der großen Vase. Voll Vertrauen wende ich mich an Sie, vertrauend auf Redlichkeit und Talent, beide erprobt, mir auch in dieser Sache mit Ihrem guten Rathe behilflich zu sein, wie in andern. Es handelt sich von dem Erwerben der beiden Statuen Herkules und Faun; folgende meine Meinung:

a) Wenn die alten Statuen für 3500 Scudi zu erhalten wären, sollten, erhielt man sie wohlfeiler nicht, dieselben dafür erworben werden. Ginge dies nicht,

b) so nehme ich Herkules allein, mich bis auf 3000 Scudi einlassend. Wäre dies nicht thunlich,

c) für beide auf 4000 Scudi zu gehen; könnte man, wie die Hoffnung, vorhanden, ein anderes Plastisches Kunstwerk einschließen, desto besser.

Dem Bischof Häffelin schreibe ich demnach zu erfahren, nehmlich wenn Sie damit zufrieden — — die mittlere Bestimmung in Anwendung zu bringen, hielten Sie es für entschieden günstig, in jedem Fall beide Statuen zu kaufen, wenn nicht für 3500 Scudi sie zu erhalten, für die 4000 Scudi. Haben Sie demnach die Gefälligkeit sei dem Hrn. Bischof zu sagen, was Ihre Meinung ist.

Ihr Ihnen sehr geneigter
Ludwig, Kronprinz."

Das folgende Schreiben des Präses der Kopenhagener Kunstakademie, des Prinzen Christian, ist das erste, welches Thorvaldsen von demselben empfing:

„Herr Professor, Ritter Thorvaldsen!

Davon benachrichtigt, daß Baron Schubart Sie in Rom zu besuchen beabsichtigt, werden Sie es nicht übel nehmen, daß ich ihn, den warmen Freund Ihrer und aller vorzüglichen Künstler, bitte, Ihnen diese Zeilen zu überbringen, die zum Theil durch

die Nachricht des Historienmalers Lund veranlaßt sind, daß Sie sich entschlossen haben, erst gegen den Sommer d. J. nach Ihrem Vaterlande zu reisen, woselbst Sie mit so vieler Sehnsucht erwartet und den Empfang finden werden, den Sie in so hohem Grade beanspruchen können. Meine Freude über diesen Ihren Entschluß ist eben so aufrichtig wie groß, denn die Künstler unsers Landes werden durch Ihre Anwesenheit bedeutend gewinnen, die Meisterwerke unsers verdienten Hansen werden durch Sie die Zierde erhalten, die sie vermissen, und der König wird sich freuen; es wird außerdem Hochdemselben, sowie mir eine wahre Freude sein, die Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern, und was wir vermögen, werden wir dazu beitragen, daß Ihr Aufenthalt in Kopenhagen ein angenehmer wird. Wohnung und Räumlichkeiten zum Atelier sind zu Ihrer Disposition im Schlosse Charlottenburg, und die Akademie wird sich durch Ihren Antheil an den Arbeiten derselben geehrt fühlen. Bis zu der Zeit hoffe ich auch, daß der seltene Künstler Eckersberg sein Receptionsstück als Mitglied der Akademie vollendet haben wird; es stellt den Tod Baldur's im Kreise der Götter, nach der Edda, vor. Seine neuesten Arbeiten haben allgemeine Bewunderung auf sich gezogen.

Es freut mich zu erfahren, daß der Historienmaler Lund dahin strebt, sein Colorit zu ändern; er ist übrigens ein so guter Zeichner und ein so liebenswürdiger und bescheidener Künstler, daß ich sehr wünsche, er möchte in den Besitz dieses wichtigen Vorzugs eines guten Malers gelangen. Sie werden ihn in diesem guten Vorsatze stärken.

Ich hoffe, Ihre Basreliefs für das Schloß werden hier um dieselbe Zeit ankommen, um welche Sie in Kopenhagen sein werden, damit Sie selbst dieselben an Ort und Stelle eingesetzt sehen können. Sie werden sich bei dem Anblick des Schlosses und besonders des Rathhauses freuen.

In der Hoffnung, Sie in kurzer Zeit hier zu sehen, nenne ich mich Ihren wohlwollendsten

Christian Frederik,

Prinz zu Dänemark und Norwegen."

Druck und Papier, überhaupt die ganze äußere Ausstattung, sind vortrefflich.

Wir lenken bei dieser Veranlassung die Aufmerksamkeit der Verehrer des großen Künstlers noch auf zwei in Kopenhagen erschienene und erscheinende Werke (Commissions-Artikel des Verlegers des besprochenen Buches):

1) Musée-Thorvaldsen, publié par la direction du musée, décrit par L. Müller, inspecteur du musée. 1849—51. 8.
   - I. Sect. Desciption des oeuvres de Thorvaldsen. 81 SS. Mit 2 Plänen.
   - II. Sect. I. 2. Description des tableaux au Musée-Thoevaldsen. 142 SS.
   - III. Sect. 3—5. Description des estampes, médailles et diverses sculptures modernes au Musée-Thoevaldsen. 152 SS.
   - III. Sect. 1. 2. Desciption des antiquités du Musée-Thorvaldsen. 216 SS. Mit 3 Tafeln.
   - III. Sect. 3. Description des intailles et camées antiques du Musée-Thorvaldsen, XIV u. 200 SS.
   - III. Sect. 4. Description des monnaies antiques du Musée-Thoevaldsen. VIII u. 383 SS. Mit 4 Tafeln.
   - IV. Sect. Description des plâtres au Musée-Thorvaldsen. 47 SS.
   - V. Sect. Catalogue des livres et ouvrages de'stampes au Musée-Thorvaldsen. 72 SS.

Laut testamentarischer Verfügung Thorvaldsen's sollte der Katalog seiner reichen, der Stadt Kopenhagen geschenkten Sammlungen außer in der dänischen, in noch einer der Hauptsprachen Europa's abgefaßt werden. Der verdiente Inspector des Museums, Hr. Ludw. Müller, hat nach mehrjähriger Arbeit nun diese schwierige Aufgabe gelöst. Der Katalog beschreibt ausführlich 648 eigene Werke des Künstlers, 77 neuere Sculpturen, 1458 Zeichnungen, wovon 550 von Thorvaldsen, 460 nach seinen Arbeiten, 1197 Kupferstiche, 7049 Antiquitäten von Gold, Bronze ꝛc., Sculpturen, antike Münzen, 135 Medaillen, zum Theil zu Ehren Thorvaldsen's geschlagen, 402 Gypsabdrücke, 845 Kupferwerke ꝛc. Es ist dieser Katalog demnach nicht ein trockenes Verzeichniß für den Besucher des Museums, sondern ein sehr werthvoller Beitrag zur Kunstliteratur, und namentlich wird die Abthl. III den Numismatikern und Archäologen reiche Ausbeute gewähren.

2) Thorvaldsen's Arbeiten und Lebensverhältnisse im Zeitraume 1828—1844. Von J. M. Thiele. Nach dem dänischen Original mit Genehmigung des Verfassers bearbeitet und verkürzt von F. C. Hillerup. Erstes Heft. 1852. 8 SS. Imp. 4. Mit 5 Kupfertafeln.

Das Werk, gleichsam ein Supplement zu dem in den Jahren 1832—34 in Leipzig erschienenen Kupferwerke „Leben und Werke Thorvaldsen's", wird 2 Theile (etwa 37 Lieferungen, mit etwa 220 Kupfertafeln) umfassen. Jeden Monat erscheint eine Lieferung.

Hoffmann.

Miscellen.

Das Gute in der Idee ist ein absolutes, es ist rein in seinen Motiven wie in seiner Entwickelung; das Gute, das bestimmte Zeiten zu Tage fördern, ist ein relatives.

Unlängst hat man bei Nachgrabungen auf dem Platze Ludwigs XII. zu Blois einen Schatz von 340 goldenen und 111 silbernen Medaillen aufgefunden, der seinem Metallgehalte, den numismatischen Werth unberechnet, auf 4000 Fr. geschätzt wird. Dem Vernehmen nach schreibt sich die jüngste dieser Medaillen doch aus der Zeit Franz I. her.

Daß man in San Francisco außer dem Golde auch einen guten Trunk zu schätzen weiß, ergiebt sich aus folgendem Verzeichniß französischer Weine, die dort im letztverflossenen Jahre consumirt worden sind: 111,000 Kisten feine Sorten, 20,000 Fässer Bordeaux-Weine, 7000 Körbe oder Kistrn Champagner, 34,000 Fässer Branntewein.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 28. Mittwoch, den 7. April. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Reiandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Des Dichters Kranz ..... Seite 213
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... " 213
Der Hofrath. Zeitbild in zwei Aufzügen von H. Aemus. (Forts.) " 215
Literatur:
Noch ein Wort über das Dictionnaire supplémentaire etc. etc. de la langue française par Aug. Diezmann.... " 218
Miscellen ..... " 220

Des Dichters Kranz.

Die Sterne, die am Himmelsbogen glänzen,
Sie sind Dir nah' und doch unendlich fern,
Du wähnst im Traum Dein Lockenhaar zu kränzen
Mit einem goldnen, lichten Himmelsstern.
Du weißt, es ist ein Traum, ein Truggebilde,
Und dennoch blendet Dich der reine Glanz,
Doch höher als der Stern im Lichtgefilde,
Weit höher hängt des Dichters Kranz.

Du kannst im Geiste Land und Meer durchschweifen,
Und unerreichbar, führt Dich eine Fee,
Die Wüsten und den Wald kannst Du durchstreifen,
Und Perlen fischen aus der tiefen See.
Die Muschel aber blendet Dich im Meere,
Der Perle Spiegelbild war nicht'ger Glanz,
Aus diesem Bild entnimm die hohe Lehre:
„So Manchen täuscht des Dichters Kranz!"

Des Geistes Auge sollst Du weithin lenken,
Und preisen mit des Weisen höchster Kraft,
Und dann den Blick in's eigne Inn're senken,
Um zu enträthseln, was so zauberhaft.
Es soll des Herzens Güte Dich verklären,
Und nur die Tugend leiht Dir wahren Glanz,
Des eitlen Schimmers magst Du gern entbehren,
Im Herzen ruht des Dichters Kranz.

H. Zeise.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Der wackre Gonchon hatte übrigens von sich eine merkwürdige Idee gefaßt, wie sich aus dem Verfolg des Vortrags des jacobinischen Redners ergiebt.

„Einer meiner Brüder," sagte derselbe weiter, „der Soldat im 102. Regiment ist, fragte Gonchon, dem wir Beide begegneten, wie es käme, daß er Arrestant sey. „Pitt und Cobourg," antwortete er, „haben einen Preis auf meinen Kopf gesetzt, und es könnte sich wohl ein verirrter Patriot finden, der denselben zu verdienen Lust hätte, indem er den Redner der Patrioten ermordete." — Aber, fuhr mein Bruder fort, wie mögen Sie, der Sie die Gesetze kennen, es zugeben, daß ein bürgerlich gekleideter Gendarme Sie begleitet, da dies ja durchaus gesetzwidrig ist? — „Das geschieht deshalb," antwortete er, „damit die Sache geheim bleibe; denn wenn das Volk sähe, daß sein Redner gefangen gehalten würde, so könnte es sich zu Excessen verleiten lassen, die man doch sorgfältig vermeiden muß."

Dem Geschicke seiner vormaligen Schirmherren vermöge einer guten Dosis Jacobinismus, den er geflissentlich zur Schau stellte und ausbeutete, glücklich entrannen, wurde der wackre Gonchon nachdem ein wüthiger Thermidorianer; er kömmt in der Sitzung des Convents vom 20. Frimaire des Jahres III. (10. December 1794) wieder zum Vorschein, mit seinem ge-

Digitized by Google

wohnten Feuer eine erborgte Rede haltend, in welcher er unter gewaltigen Flüchen gegen die Tyrannen des gewesenen Heilsausschusses loszieht, und eine Pension für die Kinder seines Bruders, der unter der Herrschaft Carrier's zu Nantes vor Furcht gestorben, verlangt.

So war der Mann beschaffen, der am 25. Juni die von den Girondisten dictirte Adresse der Vorstadt St. Anton verlas.

„Gesetzgeber," sagte Gonchon, „man droht damit, die Urheber der Volksversammlung vom Mittwoch zu verfolgen. Wie kommen nun, dieselben zu denunciren, sie der Rache der Uebelwollenden Preis zu geben. Wir sind's gewesen, wir, Familienväter, Bürger, Soldaten, Sieger der Bastille; wir, die der vielen Complotte und der Beleidigungen, welche der Nation und dem gesetzgebenden Corps wiederfahren, so wie der Zwiespalt, welche treulose Menschen unter den beiden Gewalten anstifteten, satt sind; wir haben, als wir das Unbürgerthum seit einigen Tagen keck die Stirn erheben sahen, alle die Männer des 14. Juli versammelt gehabt, um ein früheres Bündniß zu erneuern; wir sind's gewesen, welchen nach der Ehre verlangte, vor Euch vorüber zu defiliren, gleich so vielen andern Bataillons, damit Ihr sehen solltet, welche Eintracht unter den Freunden der Gleichheit herrsche; wir sind's gewesen, die, empört über die Entlassung der patriotischen Minister, über die Schändlichkeiten und die Treulosigkeiten des Hofes, und über die Hindernisse, welche man den Arbeiten des gesetzgebenden Corps in den Weg legt, dem Könige das Schauspiel von 20,000 für die Vertheidigung der Nationalversammlung bewaffneten Armee haben darbieten wollen; wir sind es gewesen, die man verhöhnt, verläumdet, beleidigt hat; wir waren es, welche die Diener des Hofes zu den äußersten Excessen zu treiben gesonnen waren, indem sie uns Räuber und Aufrührer schalten. . .

„Unsre Verbrechen gegen die Tyrannei sind zahlreich. Als Eure Vorweser von den Versailler Janitscharen gezwungen wurden, sich in ein Ballhaus zu flüchten, da haben wie der Nationalversammlung Muth eingesprochen, und ihr aus unsern Leibern einen Wall bereitet. Als der Dämon des Hofes einen Trauerflor über der Hauptstadt ausbreitete, da haben wir Piken geschmiedet, den Soldaten ihre Pflichten als Bürger in's Gedächtniß gerufen, die Bastille umgestürzt. . . . Damals, Gesetzgeber, haben wir also auch die Gesetze verletzt, uns gegen den Willen eines Königs aufgelehnt. Das sind unsre Verbrechen!

„In den Vorzimmern von Versailles verborgen, als das Volksbeil den Thron des Despotismus in Trümmern schlug, haben die Feinde der Freiheit (die Constituanten) ihren Versteck erst dann wieder verlassen, als sie ihr Idol umgestürzt sahen, und da bildeten sie den Plan, sich in die Verlassenschaft der Aristocratie zu theilen. Nun war der Aufstand eine unsrer heiligsten Pflichten, die Tödtung der Knechte des Despotismus ein des Lobes würdiger Tyrannenmord, das Volk der Vorstädte eine Heldenfamilie."

Diese Herausforderung der königlichen Autorität, die in ihrer constitutionellen Sphäre handelte; diese auf den König gehäuften Beleidigungen; diese verwegene Apologie der Empörung und des Mordes; dieser Text einer Kneipen-Adresse, in welcher die Anhänger der Constitution als gemeine Böswichter behandelt werden, Ludwig XVI. als die einzige Ursache aller Uebel Frankreichs dargestellt wird, alles dieses ließe sich allenfalls begreifen, wenn diese Insulten, diese Drohungen das Product der fieberhaften Exaltation eines Clubs wären; was aber allen Glauben übersteigt, ist, daß so etwas im Schooße einer regelmäßigen Versammlung hat gesagt werden können, daß diese Versammlung diese Dinge nicht allein angehört und dazu applaudirt, sondern sie sogar feierlich, officiell in ihrem Namen dem 83. Departement zugesandt hat.

Wer hätte nach solchen, in Paris von einer der öffentlichen Gewalten gegebenen, Beispielen den Revolutionairs in den Provinzen wohl noch Schranken stellen können? Welche Dorfjacobinerin hätte Scheu tragen dürfen noch weiter als Gonchon zu gehen?

Gegen den 26. Juni begannen die Adressen der Demagogen der Departements, durch Vermittelung der mit den Jacobinern verbündeten Gesellschaften sollicitirt und befördert, einzulaufen. Sie alle waren im gehässigen, mehrere im schändlichen Sinn abgefaßt.

„Ludwig XVI.," hieß es in einer Adresse aus Grenoble, „hat drei patriotische Minister entlassen. Gesetzgeber, das Volk ist souverain. Wenn Ludwig XVI. nicht mit der Nation Hand in Hand gehen will, so wird sich die ganze Nation erheben, und, die Verfassung in der Hand, ausrufen: „Ludwig XVI., König der Franzosen ist der Krone verlustig! (Die Tribünen und ein Theil der Versammlung applaudirten bei dem Verlesen dieses Satzes.)"

„Die Verfassung ist in Gefahr," sagten die Bürger von Lyon. „Die Factiosen umgeben den Thron, und der, den die Nation auf denselben gesetzt hat, hört auf ihre verbrecherischen Einflüsterungen. Beugen Sie durch eine große Maaßregel einem Aufstande vor, den Ihre Gleichgültigkeit legitim machen würde. Trauen Sie den Worten eines Königs nicht, der Sie hintergeht.

„Ludwig XVI. will keine Constitution, weil er die Ungeheuer in Schutz nimmt, die sie angreifen; weil er die Minister entläßt, die sie in Gang bringen; weil er die Decrete annullirt, die ihr dienen. Dieser Mensch, für den die Nation so viel gethan hat, der die Feuchtigkeit des Schweißes von vier oder fünf Departements in eitler Verschwendung verschlingt; dieser Mensch, der feige seinen Posten verlassen, sobald die Großmuth der Nation vergessen hat, kann der noch ferner die Bewegungen unsrer Armeen leiten? Noch einige Tage der Nachsicht, und die Freiheit ist dahin!"

Eine Adresse der Bürger von Laval im Departement der Mayenne verlangte endlich nichts Geringeres, als ein Anklage-Decret gegen die Königin.

Daß diese Adressen das Werk des Centralausschusses der Jacobiner zu Paris waren, welche sie durch die mit ihnen verbündeten Gesellschaften der Provinzen votiren ließen, konnte niemandem ein Gegenstand des Zweifels seyn. Als Deputirte der Rechten diese Bemerkung in der Sitzung vom 27. gemacht hatten, da begnügte Lamarque sich mit der Antwort: „Ich höre diese Herren äußern, diese Adressen würden nach einem von den Jacobinern fabricirten Modell abgefaßt; nun gut, mögen diese Herren auch ein Modell anfertigen; aber dasselbe wird in allen Departements zerrissen und verbrannt werden."

Die Grenobler Adresse, die in sehr bittern Ausdrücken die Weigerung Ludwigs XVI., das Decret in Betreff der nichtbeeidigten Priester und das wegen des Lagers von 20,000 Mann zu sanctioniren, so wie die Entlassung der patriotischen Minister tadelte, war vom 19. Juni datirt. Die Entlassung

Digitized by Google

der Minister schrieb sich aber vom 13, und die officielle Verweigerung der Sanction vom 18. desselben Monats her, was Tronchon, dem Deputirten der Oise, Anlaß zu folgender, wohlbegründeter Bemerkung gab: „Es ist höchst verwunderlich, daß man sich am 19. zu Grenoble über eine Verweigerung beklagen kann, die erst Tags vorher erfolgt ist." *) Die Versammlung, der die Quelle dieser Adressen nicht fremd war, wollte sich jedoch keines Bessern belehren lassen, und ging über den Antrag von Cornet-Feuillans zur Tagesordnung über.

Die royalistischen Blätter entschleierten überdem die von den Jacobinern angewandten Mittel, die Meinung der Provinzen aufzuregen und auszubeuten. „Die Jacobinersecte," sagte das Journal des Feuillans einige Zeit vor dem 10. August, „theilt ihr Gold, ihre Libellen und ihre Dolche aus, um einen allgemeinen Aufstand zuwege zu bringen. Sie hat Couriere nach den südlichen Departements entsandt, um zu verbreiten, daß Paris den Schrecknissen des Bürgerkrieges Preis gegeben sey und das Blut der Patrioten durch Henkershand vergossen würde. Diese Bösewichter haben die Absicht, all das Gesindel nach der Hauptstadt zu ziehen, welches das Königreich unsicher macht." So ist es in der That mit der Oeganisieung der Föderierten zugegangen, die gegen Ende Juli von allen Seiten nach Paris herbeiströmten und den blutigen Handstreich vom 10. August vollführten.

Der Kampf war, wie man sieht, nicht bloß zwischen den Girondisten und dem Könige, sondeen auch zwischen den erstern und den Revolutionairs entbrannt, welche die Revolution von 1789 gemacht hatten nnd die im Jahre 1792 für Aristocraten galten. Es war selbst für den mindest Hellsehenden klar, daß die Gefahr der Verfassung alle diejenigen bedeohte, welche sich seit drei Jahren in die Gewalt nnd den Einflüssen getheilt hatten, und daß sie nicht fallen konnte, ohne die Paetei der Ehrsüchtigen nnd Unvorsichtigen, welche sie gemacht nnd ausgebeutet hatten, in ihrem Stneze zu begraben.

Van all den Männern, die ihrerseits durch eine neue Revolution in Frage gestellt nnd gefährdet wnrden, war niemand so bedroht, als La Fayette; anch war die öffentliche Meinung auf einen eclatanten nnd verzweifelten Kampf gefaßt, als der Herr von Girardin, der Präsident der gesetzgebenden Versammlung, in der Sitzung vom 28. Inni unerwartet folgende Anzeige machte:

„Es ist mir so eben folgendes Schreiben übergeben warden:

„Herr Präsident, ich habe die Ehee Sie zu bitten, bei der Veesammlung um die Erlandniß nachzusuchen, daß ich vor der Barre erscheinen darf, um ihr meine Huldigung darzubringen und meine Hochachtung zu bezeugen.

La Fayette.

„Die Versammlnng beschließt," setzt der Moniteur hinzu, „daß Heer La Fayette vorgelassen werden soll.

„Herr La Fayette erscheint vor der Baree, und wird von einem Theile der Versammlnng und der Tribüne applaudirt."

Von wo kam La Fayette her, und was hatte ihn so plötzlich vor die Barre der Versammlung geführt?

(Fortsetzung folgt.)

*) Welche Zeit die Post damals für die Route hin und her brauchte, läßt sich darnach ermessen, daß die Fahrt der königlichen Posten im Sommer sechs Tage für die Tour von Paris nach Bordeaux und fünf Tage für die von Paris nach Lyon währte.

Der Hofrath.

Zeitbild in zwei Aufzügen von Heinrich Aemus.

(Fortsetzung.)

Zweiter Akt.

Erster Auftritt.

(Zimmer im gräflichen Schlosse. Hinterwand mit zwei Thüren; links nnd rechts eine Zimmerthüe.)

Hofrath.

(Sitzt vor einem Tische.) Der verächtliche Wilddieb wäre also in Sicherheit nnd dem Gesetze verfallen, das ihn auf eine geraume Zeit, wenn nicht für immer unschädlich macht. Der wäre also aus dem Spiele! (aufstehend.) Es fragt sich nun, wie ich's weiter anzufangen habe, um Röschen zur Erhörung meinee Wünsche zu stimmen. Das Mädchen hat eine ziemliche Portion Natürlichkeit mit der Mutteemilch eingesogen, nimmt eben kein Blatt vor den Mund und veesteht die kleinen Hände beebe zu gebeauchen. Und doch muß sie mein werden, müßt ich mich auch zu einem Gewaltstreich entschließen. Allein der Graf? was wird der dazu sagen? Daß er gleich mir ein Auge auf Röschen geworfen, war mir vor der Gefangennahme des Galans außeroedentlich lieb, jetzt aber, da diesee im feeien Quaetlee beummt, ist's mir fatal — recht fatal! — Sollte aber die Gräfin, die ihren Gemahl auf meine Veranlassung unweit der Förstrewohnung traf, so ganz unthätig und gleichgültig bleiben? Sollte sie die ihr erwiesene Vernachlässigung nicht rächen? Gewiß! Das läßt ihr moralischer Character nicht ungerügt, sie wird dem Herrn Grafen eine Gardienenpredigt halten, daß er wohl für immer seine Wege zur Föesterwohnnng einstellt. Ich muß das Feuer schüren, wo sich nur die Gelegenheit dazu daebietet nnd das Eisen schmieden, so lange es glüht. Einer moralischgesinnten Frau sind gar leicht ihee schwachen Seiten abgelauscht und bei der Gräfin muß ich wohl ihre Eifeesucht als ihre größte Schwäche ansehen. Die will ich benutzen, die soll mir meinen Plan gelingen helfen. Gleich heute Morgen auf dem veeabredeten Spazierritt, beginne ich mein Werk. Ist dee Graf erst aus dem Spiele, so habe ich Röschen gewonnen, und schreibe ihe Friedensbedingungen voe, die sie gewiß genehmigt, oder ich müßte denn durchaus keine Erfahrungen haben und das weibliche Herz nicht kennen, aber leise aufgetreten, das Mädchen ist zu natürlich! (Es klopft.) Wer stört denn schon so früh? Gewiß Gratulanten! (auf) Herein!

Zweiter Auftritt.

Hofrath. Röschen.

Röschen.

(Tritt bloß und schüchtern herein.)

Digitized by Google

Hofrath.

Ah sieh' da! — Röschen? — bist Du's? Schon so früh? Welches Anliegen führt Dich zu zeitiger Morgenstunde schon auf's Schloß? Setze Dich liebes Mädchen — Du scheinst von dem Spaziergange etwas angegriffen und echauffirt zu sein.

Röschen.

Ich danke — ich wünschte den Herrn Grafen zu sprechen.

Hofrath.

Du kommst etwas früh. Die gestrigen Strapatzen, Anstrengungen und Gefahren auf der Jagd, erlauben den Grafen noch nicht aufzustehen. Du kannst Dein Anliegen jedoch meinem gefühlvollen Herzen anvertrauen, wo es gewiß gut aufgehoben ist und das zugleich als warmer Fürsprecher dieses Gesuche dienen soll.

Röschen.

Ihre Freundlichkeit und Dienstwilligkeit kommen mir, aufrichtig gestanden, etwas unerwartet. Ich glaubte Sie ganz anders gegen mich gesonnen, wie ich Sie finde.

Hofrath.

Es freut mich, daß Du Dich enttäuscht siehst und ich muß Dir mit reuevollem Herzen gestehen, daß ich mein gestriges Benehmen gegen Dich nicht nur tadle, sondern bereue, verfluche und Dich bitte, über den Vorfall den Schleier der Vergessenheit zu werfen. Deine Schönheit ist aber auch gar zu verführerisch, Röschen, sie reißt auch den kältesten Menschen zu Handlungen hin, die er später selbst verdammenswerth hält; sie entflammt das Herz so plötzlich, daß es mit dem Verstande davon rennt. Will er ihr auch widerstehen, er vermag's nicht, er muß Deiner Schönheit huldigen — und ist das Sünde, ist das ein Verbrechen, Röschen? (Er will ihre Hand fassen.)

Röschen.

(Abwehrend.) Sie machen viel zu viele Worte von meiner Wenigkeit, Herr Hofrath. Man sagt hier bei uns: wer viel spricht, der lügt auch. Aber ich bitte, deuten Sie diese meine Freimüthigkeit nicht übel. Ich gebe mich immer, wie ich bin. Worte abwägen, die Kunst verstehe ich nicht, so wie ich überhaupt nichts von der Kunst weiß. Was das Herz, das Gefühl, mir augenblicklich eingiebt, entfliegt unwillkürlich den Lippen, ohne daß ich damit irgend eine Anzüglichkeit bezwecke. Ach, es wäre weit besser in der Welt, wenn es gar keine Sprache gäbe. Das Weib richtet vielen Jammer an!

Hofrath.

Du malst mit allzugrellen Farben, Mädchen, mitunter kannst Du wohl Recht haben, aber in einer stummen Welt leben müssen — he! das wäre ja entsetzlich langweilig.

Röschen.

Lassen Sie uns den Versuch machen, ich glaube, wir Beide gewinnen nur dabei. Lassen Sie uns von nun ab kein Wort mit einander sprechen — lassen Sie uns denken, wir wären wirklich stumm.

Hofrath.

Genug des Scherzes. Meine Zeit erlaubt es mir leider nicht in denselben einzugehen. Theil' mir dafür mit, welches Anliegen Du an den Grafen hast — vielleicht kann ich Dir ein warmer Fürsprecher sein.

Röschen.

Wollten Sie das wirklich? Ich glaub's Ihnen eben so wenig, als ich weiß, daß Sie nicht stumm sein möchten. — Eigentlich habe ich kein anderes Anliegen, als das ich dem Herrn Grafen selber mittheilen muß, denn es würde sich doch wohl nicht schicken, dasselbe durch einen Andern bestellen zu lassen.

Hofrath.

Vielleicht irrst Du Dich, Röschen. Der Herr Graf ist mir gewogen, — mein Wort gilt etwas bei ihm. Sprich also ohne Scheu, ohne Furcht. —

Röschen.

So hören Sie: ich bin deshalb so früh auf's Schloß gekommen, um dem Grafen zu seinem Namenstage, dessen Feier ja heute stattfindet, Glück zu wünschen.

Hofrath.

(Enttäuscht.) So? Das nur? Weiter nichts? Ich dachte Du kämst des eingefangenen Wilddiebes wegen.

Röschen.

Ach, die Bitte würde wohl kein geneigtes Ohr finden.

Hofrath.

Wer wüßte — wenn sie durch mich zum Grafen gelangte.

Röschen.

Sie wollten wirklich meinen Franz retten?

Hofrath.

Wundert Dich das so sehr? Glaubst Du, daß ich allem Mitleiden abgestorben und unzugänglich bin? Nein Röschen, kenne mich, ich habe auch ein Herz, das für Menschenwohl und Menschenbeglückung schlägt und seinem Mitmenschen hilft, wo sich ihm die Gelegenheit dazu darbietet. Ich habe schon Manchem geholfen, bin auch oft mit Undank belohnt worden, das aber hält mein Herz doch nicht ab, da ein Fürsprecher zu sein, wo der Schönheit gedient werden kann.

Röschen.

Sprechen Sie denn wirklich wahr? Ich kann's nicht glauben! Sie wollen mich täuschen.

Hofrath.

Kenne meinem Worte, ich erweise Dir gerne eine Dienstleistung.

Röschen.

O so verzeihen sie mir, daß ich so schlecht von Ihnen gedacht. Ich meinte, nicht der Graf, sondern Sie, Sie hätten meinen guten Franz einkerkern lassen. Können Sie mir diese frevelhaften Gedanken vergeben?

Hofrath.

Ich verzieh' Dir gerne, schönes Röschen, wenn ich Dir etwas zu verzeihen hätte. Deine Gedanken sind eine ganz natürliche Folge des gestrigen Vorfalls. Diese Hand kann recht derbe schlagen. (Er streichelt Röschens Hand.)

Röschen.

(Die Hand wegziehend.) Ach, nein, Herr Hofrath, so schön müssen Sie nicht mit mir thun, wenn ich zu Ihrem Anerbieten Vertrauen fassen soll. Mir wird gar zu unheimlich, wenn Sie mir schmeicheln. Ich bin ein zu unbedeutendes Mädchen.

Hofrath.

Ha! wer Dich sieht und nicht liebt, muß statt des Herzens einen Kieselstein tragen.

Digitized by Google

Röschen.

Wenn Sie ſolche Sprache führen, muß ich mich entfernen. (will gehen.)

Hofrath.

Bleibe Röschen. Du biſt gar zu kurz angebunden. Alſo — Du möchteſt gerne den Wilddieb befreit wiſſen?

Röschen.

Sie haben's gehört — wollen Sie ihn retten?

Hofrath.

Ich will's! — aber unter einer Bedingung.

Röschen.

Bedingung? Ja ſo! — Nun laſſen Sie Ihre Bedingung hören.

Hofrath.

Du wirſt wohl ſelbſt einſehen, daß die Befreiung eines Wilddiebs keine kleine Gefälligkeit iſt, die man Jemand leiſtet, und das man auf Gegendienſte die größten und gerechteſten Anſprüche hat. Nun ſtelle ich Dir aber nur eine geringfügige Bedingung, deren Erfüllung Die nicht ſchwer fallen wird, da Du Dir durch ſie ſogleich Dein künftiges Lebensglück gründeſt.

Röschen.

O ſprechen Sie! — Aber was war das mein künftiges Lebensglück! Ich verſtehe Ihre blumenreiche Sprache nicht, Herr Hofrath, und muß bitten in einfachen Worten mit mir zu reden.

Hofrath.

Es iſt nur eine Kleinigkeit — eine Gunſt — weiter nichts. Verſtehſt Du mich, Röschen?

Röschen.

Nein, durchaus nicht.

Hofrath.

Ja, wie ſoll ich's Dir denn deutlich machen! (faßt ihre Hand.) In Worten kann ich's Dir nicht ſo recht ſagen, aber wenn Du in mein Herz ſähreſt, das brennt lichterlohe.

Röschen.

(Ihre Hand wegziehend, ſchnippiſch.) Pfui, Herr Hofrath, Sie verfallen in die alte Krankheit.

Hofrath.

Sei Du mein Arzt, Röschen, und der Wilddieb iſt frei!

Röschen.

Ihr Arzt? Ich verſtehe Sie nicht. In Wahrheit, Sie ſind recht krank!

Hofrath.

Ja, das bin ich! Die aber iſt's eine Kleinigkeit mich für immer zu heilen. Sei die Meine und er iſt frei!

Röschen.

Ha! wie war das?

Hofrath.

(Zudringlich.) Du ſollſt mich lieben und er iſt frei.

Röschen.

Nie und nimmer.

Hofrath.

So fällt des Wilddiebes Kopf!

Röschen.

(Reſignirend.) In Gottes Hand ſteht unſer Leben!

Hofrath.

Du mußt mich lieben! Du ſollſt mich lieben! (Er umſchlingt ſie.)

Röschen.

(Kreiſcht auf und ſucht ſich aus ſeinen Armen zu befreien.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Graf.

Graf.

(Aus der Thüre rechts tretend.) Was giebt's hier? Was bedeutet das Geſchrei? (zum Hofrath, der Röschen ſchnell losgelaſſen.) Die Gräfin wartet bereits auf Ihre Begleitung beim Morgenſpazierritt, Herr Hofrath.

Hofrath.

Ich werde keine Minute Vernachläſſigung mir zu Schulden kommen laſſen. (ab.)

Graf.

(b. S.) Ueberall der Hofrath! (laut) Was führt Dich ſo früh zum Schloſſe, Röschen?

Röschen.

Ich bringe Ihnen meinen herzlichſten Glückwunſch, gnädiger Herr, zu dem heutigen, ſchönen Tage. Möge der Allgütige ſeine reichſten Gaben Ihnen auch fernerhin verleihen, und Sie noch recht oft dieſen Feſttag erleben laſſen.

Graf.

Ich danke Dir für Deine Aufmerkſamkeit. Haſt Du ſonſt noch etwas auf dem Herzen?

Röschen.

(Zögernd.) Das wohl — Herr Graf — nur weiß ich nicht, ob meine Bitte ein gnädig Ohr findet.

Graf.

Laß hören, vielleicht kann ich rathen.

Röschen.

Ach, Sie müſſen helfen, Herr Graf! Rath kann ich mir ſelber geben.

Graf.

Nun ſo ſprich, Röschen.

Röschen.

An Ihrem heutigen Geburtstage haben Sie wie gebräuchlich, auch diesmal ein Freiſchießen angeordnet und alle Schützen in Ihrem Gebiete dazu einladen laſſen, damit dieſe von ihrer Kunſtfertigkeit eine Probe ablegen. Die Dirnen werden ebenfalls nicht ermangeln, ſich dort einzufinden, da nach dem Schießen Muſik, Tanz und Freude vollauf zu hoffen iſt. Bisher habe ich immer dieſem Feſte beigewohnt, und möchte heute nicht allein von allen Mädchen weinend daheim ſitzen. (kniend) O geben Sie meinen Franz los, Herr Graf, erbarmen Sie ſich meiner, ich möchte ſonſt umkommen vor Jammer und Herzeleid.

Graf.

Steh' auf, Röschen. Hier kann ich nicht helfen. An Tänzern wird es Dir ſchwerlich mangeln. Ich ſelbſt biete Dir den erſten Tanz an. Der Wilddieb iſt dem Geſetze verfallen, was dies über ihn verhängt, kann ich nicht aufheben.

Röschen.

Ach heiliger Gott! Haben Sie doch Erbarmen, gnädigſter Herr. Mir bricht das Herz — Er iſt doch unſchuldig. Wie kann man einen unſchuldigen Menſchen hinrichten wollen?

Graf.

Steh' auf Röschen! (hebt ſie auf.) Das verſtehſt Du nicht,

Digitized by Google

Mädchen. Der die Büchse auf einen anschlägt, ist nicht unschuldig, sondern in den Kathegorien mit einem Straßenräuber zu stellen, der auf offner Straße dem Wanderer anfällt und ihm zuschreit: Dein Leben oder Dein Geld!

Röschen.

Franz hat Ihnen doch gestern das Leben gerettet!

Graf.

Mich? Wer? Du sprichst in Räthseln! Hat er Dir solches eingebildet?

Röschen.

Nein, gnädiger Herr, mein Franz hat mir keine Silbe davon gesagt, er prahlt nicht gerne mit seinen Handlungen.

Graf.

Wer hat Dir denn die Anekdote erzählt?

Röschen.

Mein Vater selbst und er wird auch gleich hier sein, Ihnen dasselbe zu offenbaren. Mein Franz schoß den Eber — meines Vaters Büchse versagte.

Graf.

Der Hofrath nannte doch Deinen Vater als den Schützen.

Röschen.

Er ist es aber nicht. O geben Sie meinen Franz frei, Herr Graf! — Ich habe nur nichts, womit ich seine Schuld sühnen könnte. Ja doch — sehn Sie diesen Ring, mein einziges Kleinod. Die Dame, die ihn mir schenkte, wird nicht zürnen, daß ich ihn für meinen Franz hingegeben. (Sie streift den Ring vom Finger.) Nehmen Sie, Herr Graf und lassen Sie meinen Franz frei.

Graf.

(Abwehrend.) Behalte, Röschen, behalte! Aber ich will mit Deinem Vater die Sache besprechen. (Hier muß der Graf so stehen, daß er die Thür links im Rücken hat.)

Röschen.

(Den Ring ihm aufdringend.) O nehmen Sie, gnädiger Herr!

Graf.

(Den Ring fehrend.) Ha! was ist das? Wir wird mir? (Aus der Thür links tritt die Gräfin.)

Röschen.

(Die Gräfin erblickend, kreischt laut auf.)

Graf.

Mädchen, von wem hast Du diesen Ring? Sprich!

Röschen.

(Auf die Gräfin deutend.) Von dieser hohen Dame!

(Fortsetzung folgt.)

Noch ein Wort über das Dictionnaire supplémentaire etc. etc. de la langue française par Aug. Diezmann. Leipzig 1851.

In der Nr. 24 dieser Blätter findet sich von der Hand des verdienstvollen Bibliographen, der hauptsächlich den kritischen Theil derselben besorgt, eine Besprechung dieses neuen Wörterbuchs der französischen Sprache, die ganz geeignet ist, eine Vorstellung von der dem Verfasser desselben beiwohnenden Absicht zu geben. Herr Diezmann, bekannt als Uebersetzer moderner französischer und englischer Literaturwerke, wollte in seinem lexikographischen Werke eine Anzahl neuer Wörter und Redensarten zusammenstellen, die sich in den Wörterbüchern der französischen Sprache, die in Deutschland im Gebrauche sind, nicht finden, entweder, weil dieselben zur Zeit der Entstehung dieser Lexika noch nicht vorhanden waren, oder weil sie von ihnen nicht als buchfähige Ausdrücke anerkannt wurden. Das Werk des Herrn Diezmann hat auch schon vor einiger Zeit in einem Organe, dessen spezielle Aufgabe die Förderung des Studiums der neueren Sprachen ist, — wie meinen das preisdisch erscheinende „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, unter besonderer Mitwirkung von Robert Hecke und Heinrich Viehoff herausgegeben von Ludwig Herrig. Braunschweig. Westermann — eine eingehende und anerkennende Besprechung gefunden. Der Verfasser der Recension, — Archiv Zehnter Band, zweites Heft, 1852. p. 224 fg. — bemerkt mit Recht, daß die mustergültigen Wörterbücher der französischen Sprache, die bei den Franzosen selbst als Autoritäten gelten, vor allen Dingen das berühmte Dictionnaire de l'Académie Française, in der Aufnahme neuer Wörter und Redensarten häufig nach einem zu einseitigen Maaßstabe und allzuängstlich verfahren, und daß daher eine Arbeit, wie die vorliegende, die mit wenigen Ausschließlichkeit zu Werke geht, und namentlich auch den Schriftstellern, welche die romantische Richtung vertreten, eine sprachliche Berechtigung zuerkennt, willkommen sein müsse. Jedoch täuscht er sich dabei keinen Augenblick über den Werth, der einer solchen Sammlung, die eben nichts weiter als dieses ist, zukommen könne, und bezeichnet dieselbe dabei sehr passend als einen zwischen die Lexika tretenden Lückenbüßer. In seiner jetzigen Gestalt ist nämlich die von Herrn Diezmann veranstaltete Sammlung französischer Wörter, Redensarten und Sprichwörter nicht mehr, als das, und noch lange kein eigentliches Dictionnaire supplémentaire, wie der Autor dieselbe benennen zu können glaubte. Um dies Letztere zu werden, müßte auf die bereits gethane Arbeit des Sammelns eine andere folgen, gegen welche die erstere gar leicht nur ein Kinderspiel gewesen sein dürfte, — nämlich die der kritischen Durcharbeitung und Sonderung des gesammelten Stoffes. Wenn nämlich vorhin zugegeben worden, daß es auch außerhalb der beiden Foliobände des Dictionnaire de l'Académie, gute französische Wörter und Redensarten geben könne, und gebe, und daß dieses einzige, und durch die Wörterbücher keiner anderen Nation erreichte lexikalische Werk, sich namentlich gegen die Schöpfungen der Vertreter der romantischen Richtung oft mit zu große Hartnäckigkeit abschließe, so ist doch ein nothwendiges und unbesehenes Annehmen der in den letzten Decennien auf dem Gebiete der französischen Sprache entstandenen Neologismen wohl noch weit weniger zu dulden, und entschieden ein weit größerer Fehler, als der, in welchen die Redacteuren des großen Dictionnaire etwa verfallen sein könnten. Denn wer wollte läugnen, daß sich bei den Romantikern, bei Victor Hugo, Dumas, Eug. Sue die abenteuerlichsten, und dem Genius der französischen Sprache so sehr wie möglich zuwiderlaufenden Wort- und Phrasenbildungen fin-

Digitized by Google

dra! — Eine zumrist aus diesen Schriftstellern zusammengebrachte Sammlung mag, mit Erklärungen begleitet, dahre immerhin ein ganz willkommenes Hülfsmittel für Denjenigen sein, der, an Genauigkeit gewöhnt, auch seinen Juif Errant nicht lesen mag, ohne zu wissen, was jedes vorkommende Wort bedeutet (daß die gemöhnlichen Romanleser es damit so genau nehmen, daß sie das Diezmann'sche Werk häufig zu Rathe ziehen werden, glauben wir kaum) — allein ein Dictionnaire supplémentaire, in dem Sinne wenigstens, wie die Puriser Académie dieses Wort verseht, und wie dieselbe, in Zwischenräumen von zwanzig und mehreren Jahren etwa, Supplemente zu ihrem großen Werke erscheinen läßt, ist dasselbe noch lange nicht. Allein darüber wird sich andererseits auch Niemand täuschen, daß eine solche kritische Sichtung und Durcharbeitung ein Unternehmen der schwierigsten und mißlichsten Art sein würde, ein solches, was die Kräfte eines einzelnen Menschen, und wäre derselbe auch geborener Franzose, und eine der ersten Autoritäten auf dem sprachlichen Gebiete, — ein Boiteau, Baugeois, Lahaepe, Boiste — ganz bedeutend übersteigt. Das ist aber freilich ganz unzweifelhaft, wenn auch in Folge einer solchen, von competenten Richtern angestellten kritischen Richtung, das Gute aus den enggedruckten 184 Seiten des Herrn Diezmann sich auf einem halben Bogen zusammendrängen ließe, — so würde mit diesem halben Bogen mehr der französischen Lexikographie ein ganz wesentlicher Dienst erwiesen sein, und jedes Wort, was dieselbe auf diesem Wege neu empfinge, als eine wahre und höchst schätzbare Bereicherung für dieselbe gelten können, für welche sie in letzter Instanz sich doch nur dem ursprünglichen Autor, dem Herrn Diezmann, verpflichtet fühlen könnte.

Indeß sind es nicht eigentlich diese allgemeinen Bemerkungen, um derentwillen wir uns erlaubt haben, gleichfalls das Wort über das Dictionnaire des mehrgenannten Herrn zu nehmen, sondern ein kleiner Nachweis, den wir an dieselben anknüpfen wollten. Wie nämlich der Herr Recensent des Dictionnaire in dem Archive eine Anzahl Artikel dieses Werkes aus dem Buchstaben G, hier ausgenommen, und das hier Angeführte mit dem entsprechenden Texte des Dictionnaire de l'Académie und des, nach diesem am berühmtesten, Wörterbuches von Boiste verglichen hat, um zu sehen, welche der Wörter und Phrasen des neuen Dictionnaire sich etwa schon in den anerkannten französischen Lexika verzeichnet finden könnten, so haben wir ein Aehnliches mit den in der Besprechung der Nr. 24 unserer Blätter aufgeführten Ausdrücken, jedoch freilich nur nach dem Dictionnaire de l'Académie, das uns allein zur Hand war, versucht. *) Diese Vergleichung, wenn auch nur an einigen wenigen, und wohl ohne große Absichtlichkeit ausgewählten, Wörtern angestellt, wird doch immerhin für Freunde der französischen Sprache ein flüchtiges Interesse mindestens haben können.

Und somit geben wir ohne weitere Vorrede unsere Bemerkungen.

Aus dem Artikel Ane hat das Dictionnaire von den citirten Phrasen und Sprichwörtern nur das erste, das aber etwas anders lautet, nämlich: L'âne du commun (Diezmann: de la communauté) est toujours le plus mal bâté. In den folgenden nicht im Artikel der Nr. 24 angeführten Redensarten stimmen Diezmann und das Dictionnaire überein. A laver la tête d'un âne on perd sa lessive (Waschwasser); On ne saurait faire boire un âne s'il n'a soif, Il cherche son âne et il est dessus; Faute d'un point, Martin perdit son âne; Sérieux comme un âne qu'on étrille u. s. w.

Chicard, chicarder, kennt das Dictionnaire nicht, couler nicht in den angeführten Redensarten; débardeur nur in seiner eigentlichen Bedeutung als Auslader der Schiffe im Hafen; desservir wird nur in der Bedeutung von schaden, und von einem Vicar, der für einen andern Geistlichen den Kirchendienst versieht, gebraucht. Ecoute-s'il-pleut, *) s'épaufrer, franc-bourgeois, godard, hatille sind für das Dictionnaire nicht vorhanden, Flandre nicht in der angeführten Bedeutung. Goureur hingegen erwähnt das Dictionnaire außer in der engeren Bedeutung eines Solchen, der Droguen verfälscht, auch in der weiteren eines Betrügers im Kleinhandel überhaupt. Haubergeon wie bei Diezmann, bei Marron findet sich dagegen nur die Bedeutung Pfuschmäkler, nicht die eines Pfuschdruckers u. s. w. Marronnage ist erklärt: état d'un esclave fugitif (in den französischen Colonien werden die flüchtigen Neger marrons genannt); von J'ordonne, j'ordonner, leveur, Lombard (in dem von Diezmann angeführten Sinne) ist dagegen keine Spur vorhanden. Nèfle nur in der einen sprichwörtlichen Redensart avec le temps et la paille les nèfles mûrissent. Opiner in den von Diezmann aufgeführten Bedeutungen, von Page die Redensart hors de page, nicht aber page als Kleiderhalter. Dagegen hat das Dictionnaire noch die Ausdrücke: Tour de page, Pagrafterich, être effronté comme un page. Pataqu'est-ce ist dem Dict. begreiflicherweise ganz unbekannt, Rat kennt es als rat de cave, Wachestock, donner des rats, prendre un rat, nicht aber rat als Ballettänzerin und als Dieb. Dagegen hat es folgende in Nr. 24 nicht angeführte treffliche sprichwörtliche Redensarten von rat, die sich jedoch auch bei Diezmann finden: Il est gueux comme un rat d'église; à bon chat, bon rat, être dans un endroit comme rat en paille; avoir des rats (des caprices) dans la tête. Rats de cave spöttisch: Hebungsbeamte, welche die Getränke in den Weinkellern untersuchen. Safran und se soucier in den angeführten Bedeutungen unbekannt, titi gänzlich unbekannt. Taupe dagegen in allen angeführten Redewendungen; vache findet sich in den Redensarten: parler français comme un vache espagnole und chacun son métier et les vaches seront bien gardées, in den andern nicht; folgende Redensarten finden sich noch bei Diezmann und im Dictionnaire: manger de la vache enragée-éprouver beaucoup de privations et de fatigues; bonhomme, garde ta vache; il n'est rien tel, que le plancher des vaches-il y a plus de sûreté à aller par terre que par eau; il a pris la vache et le veau (nimmt die Kuh und das Kalb dazu des Schiller'schen Kapuziners!); nur im Dictionnaire dagegen: s'il ne tient qu'à cela, la vache est à nous; le diable est aux vaches-il y a du désordre; vache à lait in unserem Sinne

*) Außer dem von Boiste dürfte sonst auch wohl das von Chésuroller noch Anspruch auf allgemeinere Geltung machen. Unsere Vergleichung ist nach der Edition von 1835 geschehen, welche die letzte veränderte Edition des Dictionnaire ist.

*) Die, classische, Grammatik von Girault-Duvivier führt dieses Wort in einer Liste des Substantifs-Composés an.

Digitized by Google

eine melkende Kuh. Zest endlich findet sich wie bei Diezmann auch im Dictionnaire.

Wir wollen diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne die Freunde der französischen Sprache auf ein anderes treffliches Werk aufmerksam zu machen, welches, gleichfalls vor Kurzem erschienen, in dem Archiv (Zehnter Band, drittes und viertes Heft p. 441 sqq.) eine sehr ausführliche Besprechung erhalten hat. Dasselbe führt den Titel: Dictionnaire des Antonymes ou Contremots. Ouvrage fondé par (soll wohl heißen sur) les écrivains classiques, destiné à la jeunesse et aux écrivains français par Paul Ackermann, Paris et Berlin, Dümmler. Die Aufstellung dieser Antonymen, welche das Gegentheil von Synonymen sind, beruht auf dem Gedanken, daß wie jede Sache durch ihren Gegensatz, so auch jedes Wort durch das ihm entgegenstehende, am Klarsten hervorgehoben werde, — eine Idee, der man gewiß seinen Beifall nicht versagen kann, wenn auch die Gefahr der Begehung zahlreicher Irrthümer, der Täuschung über die Kraft und Bedeutung einzelner Wörter, hier sehr nahe lag, und nach der Recension zu urtheilen, auch bei diesem Werke nicht gar selten stattgefunden hat. Der Herr Ackermann, Mitglied der Pariser Gesellschaft für Sprachkunde, welcher sich schon früher durch die Herausgabe mehrerer werthvoller, theils eigenen, theils fremden Arbeiten über die Sprache überhaupt und die französische in's Besondere rühmlich bekannt gemacht hat, scheint ein elsässer Franzose zu sein.

M M.

Miscellen.

Das Athenaeum vom 6. v. M. verbindet mit der Anzeige, daß Herr Henry Cousins von den Herren Paul und Dominic Colnaghi beauftragt worden sey, Turner's großes Gemälde: „Das Wrack", eine Darstellung des Unterganges des Minotaurus, eines brittischen Linienschiffes von 74 Kanonen, das um das Jahr 1800 auf den Haag Sands an der holländischen Küste verunglückte, und welches derselbe für den verstorbenen Grafen von Yarborough gemalt hatte, in Mezzotinto zu graviren, folgende Schilderung des besagten Bildes: „Wenn wir die Beschreibung von Schiffbrüchen, wodurch unsere Gefühle in jüngster Zeit nur zu oft aufgeregt worden sind, lasen, so suchten wir uns eine Scene dieser Art zu vergegenwärtigen, mußten am Ende aber davon abstehen, weil wir nicht damit zu Stande kommen konnten. Hier aber haben wir die ganze Wirklichkeit vor Augen. Wir dürfen diese wunderbare Leinewand nur ein halbes Stündchen betrachten, und das ganze schaurige Ereigniß ist uns klar. Wir begreifen es, wie der riesige Schiffsrumpf, der für die Ewigkeit gebaut zu seyn schien, ein Spiel des elastischen Elements hat werden können, auf dem er schwimmt, und wie er von den Wogen, die wild auf ihn einstürmen, besiegt werden konnte. Dann die schaurelichen Scenen des Kampfes um Rettung und die menschlichen Episoden: das überfüllte Floß, das von dem Meere malträtirte Boot, die Verwirrung, der Schrecken, die Verzweiflung, die gänzliche Hoffnungslosigkeit, und alles dieses auf einem Meere, dessen grüne Tiefen die Einbildung zu den Gräften ertrunkener Generationen leiten, während nach Oben der Schaum, den die Brandung aufwirft, umherfliegt, als ob es die weissen Flügel des Engels der Vernichtung wären, der über dem dem Untergange geweihten Schiffe und seiner Mannschaft schwebt."

In Anlaß einer Sammlung von indischen Zierrathen, die in der Londoner Gesellschaft der Künste gezeigt wurde, äußerte Herr Owen Jones, welcher in derselben den Vorsitz führte, daß sämmtliche ihm bekannte englische Künstler, und auch die fremden Besucher, die nach England gekommen wären, die indischen und tunesischen Artikel der jüngsten Ausstellung einstimmig als die vollkommensten in der Zeichnung erkannt hätten, und sprach bei dieser Gelegenheit den Wunsch aus, daß die Scheidelinie, welche die Reformation zwischen Religion und Kunst gezogen habe, endlich wegfallen möchte.

Die unlängst im Druck erschienenen „Memoirs of the Whig Party during my Time. By Henry Richard, Lord Holland," enthalten u. a. auch folgenden Bericht über den s. Z. vorgefallenen Zweikampf zwischen England's hochberühmten Staatsmann Pitt und dem Herrn Tierney: „Dieser Zweikampf fand an einem Sonntage statt, ein Umstand, der dem Herrn Pitt sehr zur Last gelegt wurde. Er hatte in der That erklärt, daß das Duell, wenn überall, sofort vor sich gehen müßte, weil seine Stellung es nicht zulasse, über einen Gegenstand dieser Art erst weitläuftig zu correspondiren. Wohl nie haben sich zwei Paar Männer auf dem Kampfplatze einander feindlich gegenüber gestanden, die unerfahrener in der Handhabung ihrer Waffen gewesen wären. Als der Secundant des Herrn Pitt demselben bemerkte, mit seinen Pistolen vorsichtig zu Werke zu gehen, weil es Stecher-Pistolen (Hair triggers) seyen, hielt er dasjenige, welches er eben in der Hand hatte, hoch vor Augen, und erwiederte: er sähe — kein Haar daran. Der Duellplatz befand sich in der Nähe eines Galgens, an welchem noch der Körper des Missethäters Abershaw hing, und es ist mir von jemand, (dem Lord Grey) den die ängstliche Spannung über das Ereigniß, das ihm hinterbracht worden war, zu der Kampfstätte getrieben hatte, versichert worden, daß gleichzeitig, wenige Schritte von dieser, ein Paar Liebende eine heimliche Zusammenkunft in einer Kiesgrube hatten. Der Secundant des Herrn Tierney, General Walpole, sprang vor Freude hoch über das Ginsterstrüpp weg, als Herr Pitt sein Pistol in die Luft abfeuerte. Es verstrich jedoch noch einige Zeit und es war erst eine Zwiesprache der beiderseitigen Secundanten vonnöthen, bevor die Sache definitiv und freundschaftlich geschlichtet werden konnte. Herr Pitt wollte, und ganz mit Recht, den Kampfplatz nicht eher verlassen, als bis die Angelegenheit völlig abgemacht sey. Als Herr Tierney bei seiner Nachhausekunft seiner Gattin das Vorgefallene erzählte, da fiel sie, obwohl sie ihn gesund und völlig unverletzt vor Augen hatte, dennoch vor Schrecken in Ohnmacht. Herr Tierney hatte allerdings in einer großen Gefahr geschwebt; denn wenn Herr Pitt gefallen wäre, so würde er bei der damaligen Stimmung wahrscheinlich zum Exil oder zum Tode verurtheilt worden seyn, ohne daß auf die ihm geschehene Herausforderung Rücksicht genommen worden wäre.

Gedruckt bei A. H. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 29. Sonnabend, den 10. April. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Nelandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Die Vertheilung des Thierreichs in den arctischen Regionen, aus dem Gesichtspunkte als Nahrungsmittel für Menschen.... Seite 221

Der Hofrath. Zeitbild in zwei Aufzügen von H. Asmus. (Forts.) „ 223

Literatur:

Paris und London, von L. Kalisch..... „ 226

Literaturbriefe von Hugo Goering..... „ 227

Miscellen..... „ 228

Die Vertheilung des Thierreichs in den arctischen Regionen, aus dem Gesichtspunkte als Nahrungsmittel für Menschen.

(Aus dem Athenaeum.)

Ueber den obigen Gegenstand hat Herr A. Petermann in der Sitzung der königlichen geographischen Gesellschaft zu London vom 9. Februar d. J. mit Bezug auf die verschollene Franklin'sche Expedition folgende sehr interessante Notizen gegeben:

Seit lange ist man allgemein, jedoch irrthümlich der Meinung gewesen, daß das thierische Leben in den arctischen Regionen seltener würde, jemehr man sich dem Pole näherte. Dazu hat wahrscheinlich die Wahrnehmung in Betreff des Menschengeschlechts den Anlaß gegeben; denn über den Kreis hinaus leben nur äußerst wenige unserer Mitgeschöpfe, und, so viel wir wissen, finden sich deren gar keine zwischen der 75. und 77. Parallellinie. Die Polarregionen gestatten den Menschen in der That nur eine precaire Existenz; es ist aber ein ganz anderes mit den Polar-Thieren, von welchen mehrere so ganz für den hohen Grad der Kälte und den sonstigen Eigenthümlichkeiten jener Regionen geschaffen sind, daß sie in jedem anderen Klima gar nicht würden leben können. Demzufolge findet sich eben so viel thierisches Leben in den Polar-Regionen, als in den tropischen, und wenn auch die Zahl der Gattungen der ersteren entschieden geringer ist, als die der letzteren, so wird diese Verschiedenheit durch die größere Menge thierischer Geschöpfe in jenen ausgeglichen. Wenn wir, wie der Verfasser des „Atlas physikalischer Geographie" vor einigen Jahren in dieser Hinsicht gesagt hat, aus einer großen Anzahl Gattungen auf eine große Anzahl Individuen schließen wollten, so würde das sehr verkehrt seyn, indem solches häufig nicht der Fall ist. Davon geben uns die arctischen und die tropischen Länder den besten Beweis, mindestens in dem, was das Reich der Säugethiere und des Geflügels betrifft. Wir brauchen nur der großen Schaaren von Vögel zu gedenken, die über den Inseln und den Ufern des hohen Nordens schweben, oder der alle Begriffe übersteigenden Myriaden von Pinguinen, die Ross in den antarctischen Ländern angetroffen hat, wo auch nicht eine Spur von Vegetation sichtbar war, und unter den vierfüßigen Thieren der vielen Tausenden von Pelzthieren, die jährlich in den arctischen Regionen getödtet werden. Wrangel hat eine schöne Beschreibung des thierischen Lebens in dem sibirischen Districte Kolyma, eine der kältesten Regionen des Erdballs, gegeben. Dort steht die Aermlichkeit der Vegetation im stärksten Contrast mit dem großen Ueberfluß an Thieren, den zahllosen Heerden von Rennthieren, Elenthieren, schwarzen Bären, Füchsen, Zobeln und grauen Eichhörnchen, womit die gebirgigen Waldungen angefüllt sind, und die Steinfüchse und Wölfe, welche in den niedrigeren Gründen umherstreifen. Ungeheure Flüge von Schwänen, Gänsen und Enten finden sich im Frühjahr ein und suchen öde Strecken auf, wo sie in Ruhe mausen und ihre Nester bauen können. Adler, Eulen und Möven machen längs der Seeküste Jagd auf ihre Beute; die Gebüsche sind von Schneehühnern belebt, und nebst den Moorwässern und Moorästen halten sich kleine Schnepfen auf. Auch Baer erzählt, daß ein Wallroßjäger auf den Felsen von Nova Zembla in wenigen Stunden 30,000 Lemminge gefangen hat. Andererseits kann ein Reisender in Australien und anderen Regionen der tro-

Digitized by Google

pischen und der gemäßigten Zone oft Tage, ja ganze Wochen unterwegens seyn und hunderte von Meilen zurücklegen, ohne eines einzigen vierfüßigen Thieres ansichtig zu werden.

Ich will mich zuvörderst über die Regionen auslassen, auf welche die angegebenen Bemerkungen Bezug haben, die nämlich, welche die arctische Fauna in sich begreifen. Ich habe mir darin jedoch eine engere Gränze gezogen, als andere Autoren, indem ich die nördliche Gränze der Waldungen zur südlichen Gränze der Region genommen habe, über welche ich meine Betrachtungen anstellen will. Es hat seine Richtigkeit, daß einige arctische Thiere im Süden dieser Linie angetroffen werden, wie namentlich das Rennthier; dieselben sind jedoch nicht ausschließlich arctischer Art, auch mehr oder minder an ein Wanderleben gewöhnt. Der Eisfuchs, ein allen arctischen Reisenden wohlbekanntes hübsches kleines Thier, geht nicht über die angenommene Linie im Süden hinaus, die theilweise mit der äußersten nördlichen Gränze der Reptilien zusammentrifft und ziemlich genau der Linie von 50° mittler Sonnentemperatur entspricht. Die Region begreift also Island, Spitzbergen, Nova Zembla, die äußersten nördlichen Ufer von Europa und Asien, mit dem nordöstlichen äußersten Ende von letzterem in sich, einschließlich das Meer von Kamtschatka und die aleutischen Inseln, aber ausschließlich die Halbinsel von Kamtschatka. Auf der amerikanischen Seite umfaßt sie einen ansehnlichen Theil des brittischen Nordamerika's, den nördlichen Theil des Labrador und das ganze Grönland.

Obgleich einige Classen des Thierreiche, z. B. die Reptilien, dieser Region gänzlich fehlen, so können die der Säugethiere, der Vögel und der Fische, was Zahl und Größe betrifft, sich mindestens mit denen der Tropenländer messen, indem der Löwe, der Elephant, das Nilpferd und andere Geschöpfe in letzterer Hinsicht nicht ausgezeichneter sind als der Eisbär, der Moschus-Ochse, das Wallroß, und insbesondere der Wallfisch. Außer diesen giebt es nun noch Elenthiere, Rennthiere, Wölfe, Pol-Hasen, Seehunde und verschiedene kleinere Quadrupeden. Die Vögel bestehen insonderheit aus immensen Schaaren von Wasservögeln. Die hauptsächlichsten Fischarten sind Lachse, Lachsforellen und Heeringe, die letzteren in Massen, wovon man sich in den tropischen Regionen gar keinen Begriff machen kann. Fast alle diese Thiere können den Menschen als eine heilsame Nahrung dienen, und sie sind, mit wenigen Ausnahmen, über die ganze Region vertheilt. Ihre Anzahl, oder die relative Intensität der Individuen ist jedoch an verschiedenen Orten sehr ungleich. So finden wir, daß die Thiere auf der amerikanischen Seite von Osten nach Westen immer zahlreicher werden, wogegen sie an den Ufern der Davisstraße, der Baffinsbay, des LancasterSundes, der Regentsbucht in geringerer Anzahl angetroffen werden, als auf Boothia Felix und auf der Parry-Gruppe. Der Ueberfluß an thierischem Leben auf der Melville-Insel und im Victoria-Canal wird wahrscheinlich nirgends anderswo auf der amerikanischen Seite übertroffen. Wenn wir uns weiter westlich den russischen Besitzungen zuwenden, so finden wir überall Thiere in großer Anzahl, so auch innerhalb des Meeres von Kamtschatka und im Norden der Behringsstraße. Der jährliche Gewinn der russischen Pelz-Compagnie in Amerika ist immense, und er ist vordem noch ungleich größer gewesen. Pribylow hatte auf den von ihm entdeckten und nach ihm genannten kleinen Inseln innerhalb zweier Jahre 2000 Seeotterfelle, 40,000 Seehundsfelle, 6000 dunkle Eisfuchsfelle und 1000 Pud Walroßzähne gesammelt. Lütke berichtet in seiner Reise um die Welt, daß im Jahr 1803 allein zu Unalaschka, eine der Niederlagen der russischen Pelz-Compagnie, 800,000 Seehundsfelle deponirt waren, von welchen 700,000 in's Meer geworfen wurden, theils weil man sie schlecht bereitet hatte, theils um die Preise hoch zu halten.

In keinem Theile der arctischen zoologischen Region giebt es des thierischen Lebens in solchem Ueberflusse, als in dem nordöstlichen Distriete von Sibirien, insbesondere zwischen den Flüssen Kolyma und Lena. Die ersten Thiere, die sich einstellen, wenn der traurige Winter vorbei ist, das sind große Züge von Schwänen, Gänsen, Enten und Schnepfen; Alt und Jung fällt darüber her, um sie zu tödten; auch beginnt man die Fische mit Netzen und Reusen unterm Eise herauszuziehen. In unermeßlichen Massen aber zeigen sich die Fische im Juni, wenn die Flüsse frei vom Eise sind. — Zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts wurden an der Mündung der Kolyma zuweilen mehrere tausend Gänse an einem einzigen Tage getödtet; ungefähr zwanzig Jahre später, wo der Admiral Wrangel jene Regionen besuchte, hatte das etwas abgenommen, und man war zufrieden, wenn dort in einer Jahreszeit 1000 Gänse, 5000 Enten und 200 Schwäne getödtet wurden. An den Ufern der Indigirka soll die Zahl der Schwäne und Gänse in der Mauserzeit noch viel größer seyn, als selbst an den Ufern der Kolyma.

Im Westen der Lena und längs des ganzen übrigen Theiles der sibirischen Ufer, bis Nova Zembla, diese Insel mit eingeschlossen, steht das Thierreich in einem großen Contraste mit dem vorangegebenen Theile, indem es nirgends so umfassend ist, als in den schon erwähnten Distrieten, so in manchen Gegenden selbst äußerst beschränkt. Spitzbergen bildet den Schlußstein unserer sehr allgemein gehaltenen Pol-Uebersicht. Obwohl auch hier reichlich Thiere gefunden werden, worunter recht appetitliche fette Rennthiere, ist die Zahl der Thiere im Allgemeinen doch weit geringer, als im nordöstlichen Sibirien. — Es wäre schon natürlich, wenn die Frage aufgeworfen würde, was denn die Ursache des großen Unterschiedes in der Vertheilung oder vielmehr der relativen Intensität der Thierwelt in den arctischen Regionen sey. Die Antwort darauf würde aber ganz einfach die seyn: das ist keine andere, als das Klima und der Unterschied in der Temperatur. Wenn ich die zoologischen und auch die botanischen Gestaltungen mit den Temperaturbeobachtungen vergleiche, die in den arctischen Regionen gemacht worden sind, so finde ich, daß die Sommertemperatur für die Existenz und die Entfaltung des thierischen und des vegetabilischen Lebens von höchster Bedeutung ist, und daß, ohne Ausnahme, da am meisten Thiere angetroffen werden, wo die Temperatur am höchsten ist, so wie sich die wenigsten Thiere da aufhalten, wo dieselbe am niedrigsten ist. So haben unter all den Ufern des arctischen Bassins die des nordöstlichen Sibiriens den größten Reichthum an Thieren, weil dort die Temperatur verhältnißmäßig im Sommer am höchsten, wenn auch im Winter am allerkältesten ist.

Ohne weiter in Einzelnheiten einzugehen, will ich nun nur noch einige Worte mit Bezug auf die Bedeutung hinzufügen, welche das Vorhergehende auf die Expedition von Sir John Franklin haben kann. Der allgemeinen Meinung nach sehen sich die ver-

Digitized by Google

mißten Schiffe irgendwo zwiſchen dem Wellington-Canal und der Behringsſtraße und den ſibiriſchen Ufern, muthmaßlich den letzteren näher als den erſteren Punkten, feſtgehalten. Da dieſe drei Regionen nun reich an thieriſchem Leben ſind, ſo dürfen wir mit Grund annehmen, daß dies auch in dem dazwiſchenliegenden Theile der Fall ſey, ja in noch größerem Maaße, je weiter Sir John Franklin ſich vom Wellington-Canal entfernt haben und dem nordöſtlichen Theile Aſiens näher gekommen ſeyn mag. Da jene Länder vielleicht gänzlich unbewohnt von Menſchen ſind, ſo dürften die Thiere daſelbſt, mit der Vernichtung der Myriaden, welche die Menſchen ihrer Felle oder Zähne wegen tödten, verſchont, ſich in ihrer urſprünglichen Menge erhalten haben. Der Lieutenant Osborne hat in dieſer Geſellſchaft auch eines intereſſanten Umſtandes erwähnt, nämlich, daß der Capitain Penny im September 1850 eine ungeheure Anzahl Wallfiſche, die unter dem Eiſe des Wellington-Canals hervorgekommen, ihren Strich nach Süden nehmend, geſehen hat. Es iſt bekannt, daß ein Gleiches in jedem Frühjahre in den Gewäſſern von Spitzbergen ſtatt findet, und daß ſich längs der ſibiriſchen Küſten eine Menge Wallfiſche aufhalten. Dies beweiſt aber nicht allein das Vorhandenſeyn von einem oder vielleicht zwei das ganze Jahr hindurch mehr oder minder offenen Polarmeeren, ſondern auch, daß dieſe Meere Ueberfluß an thieriſchem Leben haben, weil ſie ſonſt nicht im Stande ſein würden die gewaltige Maſſe von Wallfiſchen zu nähren. Den Tſchuktſchen auf der nordöſtlichen Küſte von Sibirien — wo es nordwärts ein Land geben ſoll, das muthmaßlich an das von dem Capitain Kellett entdeckte ſtößt oder damit verbunden iſt — iſt es wohlbekannt, daß die Rennthierheerden ihren Aufenthalt zwiſchen jenen Ländern und den Continenten zu wechſeln gewohnt ſind.

Alle dieſe Umſtände erwogen, ſcheint man mit Grund annehmen zu können, daß Franklin, ſo wie er in den Wellington-Canal eingelaufen iſt, ſich in dem Theile der arctiſchen Regionen befunden hat, wo es muthmaßlich am meiſten Thiere giebt. Schon dieſerhalb würden er und ſeine Leute in den Polargegenden eben ſo gut als die dortigen Bewohner exiſtiren können, ſie ſind aber durch die Annehmlichkeiten und den Schutz, welche ihnen ihre Schiffe als Wohnſtätten gewähren, noch ungleich beſſer geſtellt als dieſe.

Der Hofrath.

Zeitbild in zwei Aufzügen von Heinrich Asmus.

(Fortſetzung.)

Vierter Auftritt.

Graf. Gräfin. Röschen.

Graf.

(Sich wendend.) Ha! von Dir? (die Gräfin umarmend.) O meine Agnes, ich verſtehe Dich, ich begeiſe Dich, Weib meines Herzens! Und dieſen Ring konnteſt Du verſchenken?

Gräfin.

Vergieb mir mein Gemahl. Laß mich ihn wieder einlöſen. Ich entbehre ihn, um ihn durch Dich wieder zu erhalten.

Graf.

Gieb was Du willſt dafür, Alles, Alles! Gewähre dem Mädchen in meinem Namen Alles, nur beweiſe mir, daß Du auf den Beſitz des Ringes noch etwas giebſt. (Ueberreicht der Gräfin den Ring.)

Gräfin.

Ich werde Dir's zeigen, Karl. (zu Röschen) Gehe heim, mein Kind, lege Dir die ſchönſten Feſtkleider an und flechte Dir einen Blumenkranz in's Haar. Komm dann mit den andern Mädchen auf den Wieſenplan und Du wirſt Dich freuen.

Röschen.

Soll ich meinen Franz wieder haben, gnädige Frau?

Gräfin.

Nun ja doch, Du ſollſt ihn wieder haben, um ihn nie wieder zu verlieren. Aber ſchweige davon und kehre voll Hoffnung zurück.

Röschen.

Ach ſchöne Gräfin, wie ſoll ich Ihnen danken? (Sie küßt der Gräfin die Hand, den Saum des Kleides und weint vor Freuden.) O des Himmels reichſten Segen über Sie Beide. Möge Gott Ihnen dafür recht viele ſonnenhelle Tage ſchenken! O Herz — Herz! — nicht zu heftig! — Ich kann mich in meiner Freude gar nicht finden. (Aufgeregt ſchnell ab.)

Fünfter Auftritt.

Gräfin. Graf.

Gräfin.

(Röschen nachblickend.) Ein Kind der Natur, rein und unſchuldig, unangehaucht von der Sünde. (zum Grafen.) Du wirſt ſie doch recht glücklich machen, Karl?

Graf.

Ich? Womit?

Gräfin.

Wenn Du dem Wildſchützen die Freiheit giebſt.

Graf.

Das werde ich unverzüglich — ſobald der Förſter erſcheinen — denn Röschen behauptet, er habe mir geſtern das Leben gerettet.

Gräfin.

Ich meine von dem Hofrath gehört zu haben, daß er's Die nehmen wollte.

Graf.

Ueberall der Hofrath — immer der Hofrath. — Er theilt Die wohl alle Neuigkeiten, Vorfälle und Ereigniſſe, die ſich auf mich beziehen mit! — er führt am Ende ein förmliches Tagebuch über alle meine Schritte. Er zeigte Dir auch den Weg zur Förſterwohnung?

Gräfin.

Laß uns darüber nicht weiter ſprechen, Karl. Wir wollen das Geſprochene in den Strom Lethe werfen und mit keiner Silbe weiter gedenken.

Graf.

Du gutes Weib, ſo viele Nachſicht verdien' ich eigentlich

Digitized by Google

nicht; ich fühle, daß ich an unsrer Liebe gefrevelt habe. Wenn ich aber ferner an Deine Liebe glauben soll, so mußt Du mir mittheilen, wie Du zur Försterswohnung gekommen bist.

Gräfin.

Meine Neugier, das Mädchen Deiner Liebe zu sehen, war zu groß, als daß ich widerstehen konnte, und da Du die Dienstfertigkeit des Hofraths kennst —

Graf.

Schon gut, Agnes — ich weiß genug. (b. S.) Ich merke Ihre Schliche, Herr Hofrath. (laut) Laß uns jetzt mit einander berathen, wie dem Mädchen zu helfen ist.

Gräfin.

Ich denke wir geben dem jungen Mann die Freiheit und Röschen zur Frau. Nichts kann beide glücklicher machen.

Graf.

Das Letzte wird schwer halten — der Förster wird seine Einwilligung verweigern.

Gräfin.

Nun, so abjungirst Du ihm den jungen Mann.

Sechster Auftritt.

Vorige. Förster.

Förster.

(Eintretend.) Guten Morgen Herr Graf! Guten Morgen Frau Gräfin!

Graf.

Dank' Alter! Schon ausgeschlafen von der gestrigen Strapaze?

Förster.

Es war ein Vergnügen, Herr Graf, was freilich so selten geboten, mich ein wenig angegriffen hat. Da aber heute ein so schöner Tag ist, konnte ich nicht länger in meiner Hütte weilen, und komme, Ihnen meinen wärmsten Glückwunsch unterthänigst darzubringen.

Graf.

(Dem Förster die Hand bietend.) Wohl schwerlich hätte ich diesen Glückwunsch vernommen, wenn Euer Kugel die Bestie nicht kalt gemacht. (z. Gräfin) Dieser brave Mann ist mein Lebensretter.

Förster.

Nein, gnädige Frau — ich verdiene den Dank und das Lob nicht — die verdammte Büchse versagte. Der Schuß, welcher den Keiler niederstreckte, fiel dicht hinter mir. Als ich mich umsah wischte der Wildschütz seine Büchse ab und schlug dann eiligst in's Gebüsch. Er ist der Lebensretter Euer gräflichen Gnaden. So seh' ich das Ding an.

Gräfin.

Dieser Wildschütz ist ein guter Mensch, nicht wahr, Herr Förster?

Förster.

Gut? — Hm, hm — Nun ja, wenn Mordbrenner und Diebe gut sein können, so ist's auch er. Um den Schuß aber beneide ich ihn!

Graf.

Möchtet Ihr ihn wohl zum Schwiegersohn?

Förster.

(Zurücktretend.) Ich wollte ja lieber — (gemäßigt) Sie scherzen, Herr Graf und es freut mich, daß Sie an Ihrem Geburtstage so lustig und aufgelegt sind.

Graf.

Ich scherze nicht, Förster, es ist mein völliger Ernst, denn ich möchte meinem Lebensretter eine Wohlthat erweisen und wenn ich recht berichtet bin, so ist er in Eure Tochter bis über die Ohren verliebt und Röschen in ihn. Wollt Ihr ihm das Mädchen zur Frau geben?

Förster.

(Pause.) Nein, Herr Graf, ich kann nicht!

Graf.

Wirst schon wollen, Alter! wenn Röschen ihren Thränen freien Lauf läßt — ich hoffe aber — es werden Freudenthränen sein.

Gräfin.

Ehe die jedoch fließen, muß der arme Mensch noch immer der Freiheit entbehren und in enger Haft der Belohnung seiner edlen That entgegen sehen.

Graf.

(Zum Förster.) Wollt Ihr wohl den Wildschützen aus seiner Haft hieher führen?

Förster.

Mit dem größten Vergnügen — des Schusses wegen. So seh' ich das Ding an. (ab.)

Siebenter Auftritt.

Gräfin. Graf.

Graf.

(Dem Förster nachsehend.) Der Starrkopf! — Es wird schwer halten, Agnes, deinen Wunsch zu realisiren. Möchtest Du aber nicht vorher den Schützen prüfen, ob er auch das Mädchen wirklich verdient?

Gräfin.

Die Prüfung wird er schon bestehen — doch laß Deinen Plan hören, Karl.

Graf.

Wir bieten ihm Geld und die Freiheit, unter der Bedingung, daß er diese Gegend auf immer räumt.

Gräfin.

Geld? Nein, Karl, das wird ihn vielleicht mit Unwillen erfüllen — versprich ihm lieber eine meiner Kammerjungfrauen und eine ernährende Anstellung.

Graf.

Könnten ihn diese glänzenden Aussichten nicht verlocken?

Gräfin.

Liebt er das Mädchen wahrhaft, innig, so wird er allem entsagen. Will er aber nur mit ihr tändeln —

Graf.

(Einfallend) Du strafst hart, Agnes.

Gräfin.

(Lächelnd) Wie leicht doch die Saiten des Gewissens berührt werden. Ich versichere Dir alles Ernstes, ich habe nicht im geringsten dabei an Nebenabsichten gedacht. Achtet er Röschen

Digitized by Google

nicht höher, ſo ſoll ſie ihm auch nicht werden. Aber ich zweifle keinen Augenblick. —

Achter Auftritt.

Graf. Gräfin. Förſter. Franz.

Förſter.

(Eintretend.) Herr Graf, hier bringe ich den Arreſtanten.

Graf.

Gut Förſter — ich dank' Euch und will Euch jetzt nicht länger dem Scheibenſchießen entziehen, denn man ſieht es Euch an, wie ſehr Ihr wünſcht Euren Schuß zu thun.

Förſter.

Ich will's nicht läugnen, Herr Graf, ich brenne vor Verlangen nach dem Schuſſe und wenn die gnädige Frau mich entlaſſen, empfehle ich mich gehorſamſt.

Gräfin.

Geht, Herr Förſter, und ſeid glücklicher als geſtern.

Förſter.

(Verbeugend.) Ich werde mein Möglichſtes thun, gnädige Frau. (ab.)

Neunter Auftritt.

Gräfin. Graf. Franz.

Graf.

Ich ſchulde Euch das Leben, junger Mann — dafür ſoll Euch die Freiheit und eine Belohnung werden.

Franz.

Für die Freiheit ſage ich Ihnen den wärmſten Dank, Herr Graf — die Belohnung muß ich aber zurückweiſen. Ich that den Schuß nicht, um mir eine Belohnung zu erſchleichen.

Graf.

Wenn ich Euch aber eine anſehnliche Summe biete, von der Ihr in Zukunft gemächlich und ſorgenlos leben könntet?

Franz.

So müßte ich das Geld von mir weiſen, Herr Graf, wenn Sie mir nicht zugleich die Namen beſtimmen, denen ich es zuſtellen ſoll.

Graf.

Ihr ſeid ſo ſtolz als verwegen.

Franz.

Nennen Sie mich nicht ſo, gnädiger Herr — beide Benennungen kenn' ich nur dem Namen nach. Was Sie ſtolz an mir nennen, iſt das Bewußtſein meiner Kraft, und die Verwegenheit das Vertrauen zu derſelben, und ſo lange beide meine Begleiter ſind, äußern Verſprechungen auf mich keinen Einfluß.

Gräfin.

Auch dann nicht, wenn ſie auf Liebe Bezug haben?

Franz.

Ohne Bedingung, allerdings, gnädige Frau.

Gräfin.

Mein Gemahl verſtand unter der Belohnung, die er Euch ſchuldet, daß er Euch unter meinen Kammerjungfrauen die Wahl ſtellt, und bedingt nur, daß Ihr wählt, die Euch Liebe einflößt.

Franz.

Die Bedingung, gnädige Frau, habe ich ſchon erfüllt.

Gräfin.

Ihr hättet ſchon gewählt? Welche von meinen Kammerjungfrauen gefällt Euch denn?

Franz.

Darf ich frei und unverholen reden?

Gräfin.

Ich bat darum.

Franz.

Keine!

Gräfin.

(Empfindlich.) Ihr müßt unſere Gutmüthigkeit auch nicht auf allzuſchwere Probe ſtellen.

Franz.

Ein Mißverſtändniß, gnädige Frau. Von Ihren Kammerjungfrauen kenne ich keine einzige auch nur dem Namen nach. Wie ſollt' ich auch deren Bekanntſchaft gemacht haben, da ich, ein Sohn der Wälder, wenig, ja gar nicht in ſo hohe Geſellſchaft komme. Das Mädchen meiner Wahl — doch warum weiter davon ſprechen? Das Verhältniß zwiſchen uns beiden iſt ſo natürlich und innig, die Hinderniſſe ſind aber auch ſo unüberſteigbar, daß wir wenig Hoffnung zu unſerer baldigen Vereinigung haben. Das Mädchen liebt mich mit ganzer Seele, ich ſie ebenfalls, aber der Vater iſt halsſtarrig und will ſeine Tochter keinem freien Manne geben.

Gräfin.

Ihr verſchweigt uns den Namen.

Franz.

Wozu ihn nennen, gnädige Frau.

Graf.

Ich denke, es iſt Röschen, des Förſters Hrllwig Tochter.

Franz.

Ja, gnädiger Herr, das iſt mein Leben, meine Sonne, mein Alles! O wie unausſprechlich liebe ich das Mädchen! Aber der Alte iſt hart wie Stein, er will durchaus nichts von mir wiſſen und wir dürfen uns nur heimlich ſehn und ſprechen.

Graf.

Was hat er denn gegen Euch?

Franz.

Gegen mich nichts, gegen mein Gewerbe alles.

Gräfin.

Wenn Eure Liebe zu dem Mädchen ſo heiß iſt, ſo gebt Euer Gewerbe auf und ergreift ein ehrliches Geſchäft.

Franz.

Das kann ich nicht, gnädige Frau. In den Wäldern erzogen, muß ich in denſelben leben, wenn mein Daſein nicht dahin ſchwinden ſoll.

Graf.

Dem iſt leicht abzuhelfen — ich erwähle Euch zu meinem Jäger.

Franz.

Zu Ihrem Jäger? Herr Graf, hört' ich recht? Ja, dieſe Belohnung nehm' ich mit freudigem Herzen an. Meinen wärmſten Dank gnädige Frau.

Gräfin.

Soll Euch aber Röschen werden, ſo geht auf die Schützenwieſe und thut Euren Schuß. Zielt aber gut, es möchte von

Digitized by Google

diesem Schusse viel abhängen. (zum Gesen.) Ich will jetzt schnell meine Toilette machen. (will ab.)

Franz.

Ja, ich will einen Meisterschuß thun! (will ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Paris und London, von L. Kalisch. 1ster Bd. Paris. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (J. Rütten). 1851.

Der Verfasser beginnt damit, uns seine „Erste Eindrücke" zu schildern, und macht dadurch wohl bei den meisten Lesern seines Buches einen schlechten ersten Eindruck, denn man braucht gerade nicht „Gagern-Enthusiast" zu sein, um die Witzeleien über diesen Mann abgeschmackt zu finden, um so mehr, da gewiß Niemand über die Politik der Gothaer lesen will, wenn er eine Schilderung von Paris zur Hand nimmt. Wir wollen von Paris hören, und, um mit des Verfassers eigenen Worten zu reden, keine „verklecksten Bilder" sehen, die ein „politischer Pinsel" uns mit „dick aufgetragener Parteifarbe" giebt (S. 4). Die Stadt der Städte bietet reichen Stoff zu lebendigen Bildern, und das Buch des Herrn Kalisch ist ohnedies kein sonderlich vollständiges Gemälde, aus dem wir einen richtigen Begriff von der Großartigkeit des Urbildes schöpfen könnten. Wenn wir auch die ungeheuere Schwierigkeit nicht verkennen, so viele widerstrebende Stoffe in einen Rahmen übersichtlich zusammenzudrängen, wenn wir uns auch gerne zufrieden geben wollen mit Skizzen von Einzelnheiten, so können wir doch verlangen, daß der Führer uns weniger von seinen Ansichten und mehr von der Sache selbst unterhalte. — Auf die „Ersten Eindrücke" folgt „der Carneval in Paris", über den der Verfasser ein treffendes Urtheil fällt:

„Der Pariser Carneval ist durchaus nicht mit unseren rheinischen Carnevalsfesten zu vergleichen. Am Rhein ist der Carneval ein poetischer Rausch, eine rauschende Poesie, die sich des ganzen Volkes bemächtigt; in Paris hingegen unterscheidet sich der Carneval von der Prosa der gewöhnlichen Tage nur durch eine größere Ausgelassenheit. Es ist keine Poesie, sondern nur ungebundene Prosa; es sind Bacchanalien, keine Saturnalien."

Sodann folgt „Ein Tantalus", die Schilderung eines unglückgebeugten Menschen, der einen Zoll breit vom Genusse entfernt, schier in der Entbehrung verschmachten muß. Um den Gegensatz der hungernden Armuth und genußsüchtigen Behäbigkeit greller hervorzuheben, läßt er seinen Peripatetiker vor das Schaufenster eines Marchand de Comestibles treten, das er in beredten Worten darstellt. Solche verführerische Läden sieht man nur in Paris, und damit unsere Leser einen richtigen Begriff davon bekommen, geben wir ihnen die wahrheitgetreue Schilderung unseres Verfassers.

„Unmittelbar um einen kleinen Springbrunnen, der aus der Mitte eines von zierlichem Moose umkränzten Beckens sprudelt, in welchem allerliebste Goldfischchen sorgenfrei spazieren schwimmen, liegen höchst anmuthige Leichen von wilden Enten, Feldhühnern und Fasanen; zwischen ihnen, in romantischer Abwechselung mehrere interessante Schnepfen, die langen Stechen zwischen Moos versteckt. Hinter diesen Seglern der Lüfte steht der Neugierige mehrere Seebewohner, gigantische Hummern, theils noch lebend, theils abgekocht, theils ganz, theils malerisch in zwei Hälften gespalten; damit das Auge des Feinschmeckers sich an dem innern, schneeweißen Fleische ergötze, das so herrlich in der purpurrothen Schaale prangt. Hinter diesen Hummern viele der groteskesten Seefische, unter welchen man auch wohl einen Salm, aber einen riesigen Hecht gewahrt, der im Leben mehrere tausend Meilen von denen getrennt war, mit welchen er jetzt in nachbarlichem Frieden liegt, um vielleicht nach Sonnenuntergang von einem aristokratischen Magen gemeinschaftlich verdaut zu werden.

„Hinter den Fischen, in amphitheatralischer Erhöhung, einige Hasen, die gebrochenen Auges auf einen gekrönten Wildschweinkopf blicken. Man kann sich kein wohlschmeckenderes Naturalienkabinet denken. Aber das ist bei weitem noch nicht Alles. Auf dieser Seite ist nur der Haut-gout vertreten, und es gehört schon ein wissenschaftlich gebildeter Magen dazu, um diese Dinge mit Bewußtsein verdauen zu können. Auf dieser Seite ist die Würde; auf der andern aber ist die Anmuth. Da sieht man gebratene Kapaune von unbeschreiblicher Grazie; furirte Welsche, die menschenfreundlich jeden Vorübergehenden anblicken; Straßburger Gänseleberpasteten, die zwar sehr schwer zu verdauen, aber sehr leicht zu essen sind; geräucherte Zungen, so schön gebräunt, als ob sie ein Maler lackirt hätte; Hamburger Rindfleisch, das jedem deutschen Patrioten Thränen der Rührung aus dem Auge lockt, und Würste von allen Enden der Welt. Hier und dort ragt aus diesen bunten Fleischmassen eine unschuldsreine Schüssel, gefüllt mit Perigordtrüffeln, die in Champagnersauce ertrinken. An der Decke brunette Schinken und Hammelskeulen, und im Hintergrunde eine Reihe von Ananas, Orangenpyramiden, Macronen, Konfituren und Alles, womit eine lebhafte Dichterphantasie das Land der Schlaraffen auszuschmücken pflegt."

In „Ein Besuch bei der Frau Steuß" erfahren wir eigentlich sehr wenig von der Heldin dieses Kapitels, und werden kurz abgespeist mit des Verfassers Ansichten über die muthmaßliche Stellung Börne's zu den Parteien des Jahres 1848. Wenn es auch höchst überflüssig ist, darüber zu rechten, wie eine Sache hätte werden können, so erlauben wir uns doch, bescheiden daran zu zweifeln, daß der strengrechtliche und sanfte Börne „vor den äußersten Consequenzen der Revolution" nicht zurückgeschreckt wäre. — Das fünfte Hauptstück handelt über „Die Freiheitsbäume und die Julisäule." — VI schildert „Die Pariser Theater" (mit Ausnahme der beiden Opernbühnen) in ihren vorzüglichsten Darstellern und in Stücken, die Kalisch auf diesen Bühnen zufällig gesehen. In diesem Abschnitte spricht der Verfasser auch von der lebhaften Theaterleidenschaft der Pariser, und äußert sich dabei folgendermaßen: „Es ist unglaublich, wie kindlich das Pariser Volk ist, dieses Volk, das in einem Zeitraum von sechs Lustren mehr Thaten verrichtet hat, als manche andere Völker in sechs Jahrhunderten." Es mag wahr sein, daß dieses Pariser Volk erstaunlich kindisch ist, denn wie ein unbesonnenes Kind hat es von je um alle goldenen Nüsse gekämpft, die seine Stimmführer ihm vorgehalten haben, aber seine Thaten waren eben auch nichts anderes, als Kinderstreiche. Wir unsertheils freuen uns darüber, daß wir in Deutschland noch nicht so „kindlich" sind wie die Pariser. —

Digitized by Google

Ueber „Die Druiden in Paris“ und ihre oft wenig beneidenswerthe Lage erzählt Kalisch viel Wahres und Beherzigenswerthes. — In VIII erfahren wir „Etwas über Geisetten und Verwandtes“, wobei wieder höchst unpassender Weise Heinrich Laube in Erwähnung gebracht wird. — „Der Präsident der Republik“ ist ein Kapitel, welches so allgemein bekannt ist, daß es füglich hätte wegbleiben können. — Hierauf folgt „Der größte Claqueur in Paris“, und durch diese Reihenfolge kommt der Präsident in die liebenswürdigste Nachbarschaft, ob durch Zufall, oder durch die Wahl des Verfassers, wollen wir nicht untersuchen. — „Einige Gedanken über die französische Höflichkeit“ sind sehr launig geschrieben. — „Wie man sich in Paris ernährt“, erfahren wie in aller Kürze, obwohl dies ein Gegenstand ist, über den sich unzählige Bogen schreiben ließen. — Zum Schluß schildert uns Kalisch noch sein „Haus in Paris“, welches eigentlich nicht sein Haus, sondern nur der Gasthof ist, den er in Paris bewohnte. Ein solches Haus ist oft eine Welt im Kleinen, nur daß Glück und Unglück, und Tugend und Laster näher beisammen wohnen, und sich doch weniger um einander kümmern.

Fassen wir nun den Gesammteindruck dieses etwas leichtfertig geschriebenen Buches zusammen, so finden wir nichts Neues, viel Unnöthiges, manches Interessante und eine große Zahl witziger Gedanken.

F. J. Freiholz.

Literaturbriefe

von

Hugo Goering.

IV.

Es ist merkwürdig, wie sich in der Literatur jetzt fast Alles verduodecimirt. Gutzkow hat die gegenwärtige Literaturperiode ganz passend die Zeit der Lorgnettsucht, die Zeit der Duodezausgaben mit Goldschnitt für Geheimerathstöchter genannt. Aber auch wir haben auch die Frauen soviel Antheil an den literarischen Erscheinungen genommen wie gerade jetzt, und wenn nicht die Schriftsteller, so müssen doch die Buchhändler ihnen in der Art Concessionen machen, daß sie ihnen ihre Erzeugnisse in möglichst eleganter Form, in einem möglichst entsprechenden Gewande, und sei es in Leinwand und Goldschnitt, vorführen.

Unser Büchertisch liegt voll solcher Toilettenausgaben, und wir greifen einige derselben heraus, um zu sehen, was unter den goldgestempelten Decken versteckt liegt.

Als das zuletzt Eingesandte nehmen wir vor:

„Psychologische Studien des Herzogs de la Rochefoucauld. Uebersetzt von A. Frei bearbeitet von C. Arnold Schloenbach.“*) — Der Bearbeiter leitet das Büchlein mit folgendem Plutarch entlehnten Motto ein: „Wir müssen einsehen lernen, daß höher als jede Kunst die Kunst zu schätzen ist: Sich Selbst kennen zu lernen. — Sie lehrt uns durch einfache Betrachtung unserer Natur und ganzen Entwickelung: wir Viel uns noch im Guten mangelt; mit welchen Lastern und Thorheiten unsere Handlungen, Reden und Leidenschaften verbunden sind.“ Zu dieser Selbstkenntniß giebt uns das kleine Büchlein, das nach langer Zeit wieder aus der Vergessenheit durch diese neue Bearbeitung gezogen ist, treffliche Winke an die Hand. In den Maximen und Systemen des Herzogs de la Rochefoucauld mußte der Literaturkenner seit lange die Resultate jahrelanger Beobachtungen und Erfahrungen eines der größten Menschenkenner aller Zeiten und Nationen verborgen. Dem größeren Publikum waren sie fast unzugänglich, und wie könnte es als eine durchaus verdienstvolle Arbeit anerkennen, daß gerade jetzt, wo man so gerne von der Welt da draußen nach Innen flüchtet, um hier zu suchen, was man dort nicht finden kann; in einer Zeit, wo auch dieses Innere so Manchem keinen Halt, keine Nahrung gewährt, weil ihm auch hier so viele Anschauungen getrübt und gestört sind, — diese psychologischen Fragmente wieder an das Licht gezogen worden sind. Denkenden jeglichen Standes werden sie ein liebes Vade-mecum werden.

Ein zweites Heft führt uns: Altschottische und Altenglische Volksballaden. Nach den Originalen bearbeitet von W. Doenniges. Nebst einem Nachwort über den alten Minstrelgesang. *) in die Hand. Dieses Werkchen gehört der täglich wachsenden Kategorie unserer Literatur an, die es sich zum Zwecke gemacht hat, die Rechte alter Volksdichtung in Lied, Sage, Märchen, Reim, Tracht und Sitten zu erhalten. Wir haben in unserem letzten Artikel **) einen Abriß der Geschichte dieses Literaturzweiges gegeben und verweisen hier auf denselben zurück. In Betreff des vorliegenden Buches bemerken wir nur noch, daß die Uebersetzung der alten Lieder eine fast durchaus verständliche ist, und daß Herr Doenniges da, wo er nicht treu übersetzt hat, in Noten angegeben hat, wie die wörtliche Uebersetzung hätte lauten müssen. In dem Nachwort giebt der Verfasser kurze, aber richtige Bemerkungen über das Wesen der Volkspoesie überhaupt, und über die Balladen, wie sie vorzüglich im europäischen Norden zu Hause sind, im Besonderen.

Hier dürfte vielleicht die Erwähnung eines andren Buches am Platze sein, das im vorigen Sommer erschien: Böhmische Rosen. Czechische Volkslieder, übersetzt von Ida von Düringsfeld. ***) Diese Uebersetzungen sind entstanden aus dem Studium der czechischen Sprache, welche die Verfasserin mit der Poesie begonnen hat, und tragen dieses Studienhafte auch noch theilweis an sich, da uns manche Wörter anders übersetzt scheinen, als ihr eigentliche Sinn ist. Das richtige Verständniß im Allgemeinen läßt sich jedoch nicht ableugnen, und wir haben innigen Gefallen gefunden an den Liebesliedern, Trotzliedern, Mädchenliedern, Hochzeitliedern, Ehestandsliedern, Soldatenliedern, Bunten Liedern, Balladen und Legenden, wir sie in dieser Reihefolge das

*) Leipzig. Verlag von W. Engelmann. 1852.

*) München. Commiss. der Lit. artist. Anstalt. 1852.

**) Nr. 7.

***) Breslau bei Kern. 1851.

Digitized by Google

kleine Buch enthält. Ein kleines Textliedchen möge hier mitgetheilt sein:

In Gitschin werden sie,
Pfeifen und trommeln sie, —
„Mein goldnes Mägdelein,
Stell ich mich ein?“

„Stell dich nicht, stelle dich,
Sagt, was kümmert's mich?
Glaub', ich marschire nicht
Hinter die drein!“ *)

Schließlich gedenken wir noch eines Heftes: Freie Gaben für Geist und Gemüth. Herausgegeben von J. Fr. Jencke. 1stes Jahrg. 3tes Heft. **), dessen Ertrag zur Erweiterung des Unterstützungsfonds für arme erwachsene Taubstumme bestimmt ist. Es haben sich zu Beiträgen die namhaftesten der jetzt in Dresden lebenden Schriftsteller verbunden, und schon die beiden ersten Hefte enthalten interessante Mittheilungen gewandter Federn. In diesem dritten Hefte machen wir besonders aufmerksam auf J. G. Kohl's, des Weltumreisten, Bemerkungen über die Protestanten in Oesterreich, besonders im Salzkammergute, auf des Geh. Kirchen- und Schulraths Dr. G. L. Schulze Aufsatz über Taubbildung, und über Jencke's, des Herausgebers, Nachrichten über die Zahl der Taubstummen in Deutschland im Besondern, in Europa und den übrigen Erdtheilen. — Möge der gediegene Inhalt und der freundliche Zweck das Unternehmen befördern!

Miscellen.

In der Sitzung der Londoner Gesellschaft von Alterthumsforschern vom 4. v. M. wurde unter anderen Merkwürdigkeiten ein von einem Herrn Murray eingesandtes Kleinod vorgezeigt, bestehend aus einem mit Brillanten eingefaßten Saphir, auf welchem das Portrait von Walter Devereux, im Jahr 1571 zur Würde eines Grafen von Essex erhoben und im Jahr 1576 in Irland, wovon er Graf Marschall gewesen, gestorben, graviert ist. Diese Reliquie hat auch der unglückliche Sohn des ersten Grafen von Essex, Robert, der einstweilige Favorit der Königin Elisabeth, im Jahr 1600 aber enthauptet, in seinem Besitz gehabt, wie sich daraus ergiebt, daß er seinen Namen und die Jahreszahl 1598 neben seines Vaters Haupte auf dem Kleinode hat graviren lassen. Die Rückseite des Saphirs enthält die Inschrift: Fide et fortitudine, 1575, und die Gravirung des Portraits auf demselben zeugt von einer großen Meisterschaft.

Im Jahre 1735 kaufte ein berühmter französischer Botaniker, Bernard de Jussieu, auf einer Reise, die er nach England machte, von einem aus dem Oriente kommenden Schiffscapitain ein Paar kleine Cedern, vom Berge Libanon, und brachte sie, in seinem Hute verwahrt, mit nach Frankreich herüber. Die eine pflanzte er in dem Pflanzengarten zu Paris, wo sie seitdem ein Gegenstand der Bewunderung geworden ist; doch wird sie von der andern, die auf der Besitzung des Schlosses Montigny gepflanzt worden, bei weitem übertroffen, indem sie, sechs Fuß von der Erde, nur einen Umfang von zehn Fuß hat, die zu Montigny aber in gleicher Höhe ein und zwanzig Fuß mißt, auch eine weit mächtigere Krone zeigt. Da die genannte Besitzung nun demolirt, und der anstoßende Park in Auction verkauft werden soll, so haben die Bewohner jener Gegend eine Subscription eröffnet, um den heerlichen und historischen Baum nebst dem Platze, worauf er steht, anzukaufen und nicht der Axt verfallen zu lassen.

Wie das North British Mail berichtet, liegt gegenwärtig in Liverpool ein fremdes Schiff mit eisernen Masten, die, mit den herkömmlichen Farben angestrichen, ganz das Ansehen von gewöhnlichen haben. Die untere Abtheilung dieser Masten bildet Cylinder von circa 70 Fuß Höhe aus geschlagenem Eisen. Zwei dicke Eisenplatten, die sich ihrer ganzen Länge nach inwendig durchkreuzen, geben dem Ganzen eine große Festigkeit und Stärke.

In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 8. v. M. stattete der Capitain Worth, Befehlshaber des Schiffes Calypso in der englischen Marine, u. a. Bericht über den Besuch ab, welchen er den georgischen, den Schiffer-, den Fenjens- und den Freundschafts-Inseln auf seiner jüngsten Fahrt gemacht hat. Ihm zufolge leben die Bewohner der Pitcairns-Insel in einem neuweltlichen Zustande der Glückseligkeit, während die der Fenjens-Insel die gräulichsten Kannibalen sind und das Menschenfleisch jedem andern Fleische vorziehen. Nach der Angabe eines wesleyanischen Missionnaires, des Herrn Hunt, haben sie in einem Kreise von nur funfzehn Meilen von seiner Wohnung innerhalb der letztverflossenen fünf Jahre mindestens 500 Menschen verzehrt, auch ist es eine gewöhnliche Redensart bei ihnen, von einem wohlaussehenden Individuum zu sagen: „das müßte ein leckeres Bissen seyn!“ Merkwürdiger Weise sind diese grausamen Kannibalen dennoch recht umgänglich in ihrem Verkehr.

---

*) M. vgl. Nr. 23 dieser Blätter.

**) Dresd. beim Herausgeb. Lpzg. Herm. Fritzsche. 1851.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 30. Mittwoch, den 14. April. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrgangs hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Nolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Beim Tode der Königin Marie von Dänemark..... Seite 229
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 230
Der Hofrath. Zeitbild in zwei Aufzügen von H. Asmus. (Schluß) „ 232
Literatur:
Die Ojibway-Eroberung. Aus dem Englischen von H. Adler „ 235

Beim Tode der Königin Marie von Dänemark.

Legte sich auf's Todten Kissen
nun der Fürstin Haupt so hehre
Das zum späten Greisenalter
schmückt' die Königskron' mit Ehre',
Sie der unsere Väter Väter
huldigten in alter Zeit,
Eines allverehrten Königs
Stolz im Glück und Stab im Leid!

Fern vom Sund die Trauerbotschaft
trug der Glocken dumpfer Klang
Zu dem Heimathsbord des Schleistroms,
und den Elbesteand entlang.
Dort wie hier aus allen Herzen,
die gerührt der ernste Schall,
Tönt wehmüthig noch ein tiefer
langgedehnter Wiederhall.

Ja! Ein Hall drin sich des Schmerzes
Klagen mischen mannigfach
Der uns beugt in alten Tagen
der das Herz in neuen brach.
Deines Namens Nennung rufet
die Vergangenheit zurück,
Weckt die Trauer um der Völker
tiefgestörte Ruh und Glück.

Als der Eintracht Band die Völker
noch vom Sund zum Elbestrand,
Die Dich Landesmutter hießen
fest und brüderlich umwand.
O! Glückselige Zeit der Kindheit
als zum Thron wie aufgeschaut
Sorglos Deines biederen Gatten
väterlichem Sinn vertraut.

Doch in unverharschten Wunden
will ich wecken nicht den Schmerz,
Schont' der Zeit Geschoß doch auch nicht
selbst Dein fürstlich Mutterherz.
Nein! Die Male nicht die feischen
schmerzenden berühr' ich heut,
Da die allgemeine Wehmuth
Trost doch für die Zukunft beut.

Diese Wehmuth, die im Stillen
dort wie hier manch' Herz durchbebt,
Zeugt sie's nicht, daß noch ein Band war,
das gemeinsam uns umwebt?
Ja! ein Band, aus starken Fäden
Wobe die Zeit mit Glück und Ruhm.
Dornen, Blüthen der Leinwand
sind gleich Aller Eigenthum.

Daß Du zu manch' bösen Tagen
auch die Letzten seh'n gemußt!
Jugendkräftig und mit Würde
trugst den Kummer Du der Brust.

Digitized by Google

Durftest Du sie nicht mehr schauen
unsrer Zukunft beß're Zeit? —
Oder wollte Gott verhüten
daß Du sähest größer Leid?!

Feiedensnacht, o, kühl' das Auge,
Das wol oft geweint im Schmerz!
Du, das oft und viel geblutet,
ruh in Segen edles Herz;
Du, das neunzig Jahr hienieden
fast des Wandels Zeuge war
Bist vom Loos des Staubes endlich
frei und ird'schen Wechsels baar.

Zu den langverklärten Theuren
setzet in den Dom sie hin,
Welcher nie empfangen eine
beß're Frau und Königin.
Hehr, und rein und ohne Makel
war Ihr Nam' zu jeder Zeit,
Nicht Ein feindlich Schmähwort folget
nach Ihr in die Ewigkeit.

Neu ins Land mit frischen Blumen
ist der Frühling eingerückt;
Hier an Deinem Heimathshuser
sind die ersten abgepflückt,
Wenn sie Dich nach Rothschild führen,
Pfänder von dem Schleigestad,
Streun wir sie mit Segenssprüchen
Die auf Deinen letzten Pfad.

J. Thomsen.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Ankunft und das Einschreiten von La Fayette.

Es war eine merkwürdige Erscheinung, La Fayette mit dem Degen in der Faust aus seinem Lager von Maubeuge eintreffen zu sehen, um die Girondistenpartei zu bekämpfen. Wenn es der Zufall gefügt hätte, daß La Fayette erst im Jahre 1792 aus den Ver. Staaten herübergekommen wäre, so würde er sicherlich ein Girondist geworden sein.

Nie ist die zweizüngige Politik und die auf zweierlei Ziele gerichtete Ehrsucht, die der Revolution förderlich sind, ihnen Nutzen schafft, und die die Revolution bekämpfen, die ihnen in den Weg tritt; die der Einnahme der Bastille, die ihnen zur Gewalt verhilft, applaudiren, die Einnahme der Tuilerien aber, die ihnen dieselbe wieder abjagt, verwünschen; stets bereit, es nach ihrem Interesse mit der Monarchie oder der Republik zu halten; es als verbrecherisch ansehen, daß Andere einen 20. Juni gemacht haben, während sie selber ein Gleiches mit dem 6. October gethan, und kein Maaß ihres Zornes und Abscheu's für Maillard und die Metzeleien in den Pariser Gefängnissen im September 1792 finden, nachdem sie die Amnestie Jourdan's des Kopfabschneiders und der Metzeleien in den Gefängnissen zu Avignon im October 1791 votirt, besser repräsentirt und vollständiger resumiet worden, als durch La Fayette.

Nach zwei Jahren einer allmächtigen Stellung, durch Unloyalität und Emeuten erworben, vermittelst zwanzig dem Pöbel und der Furcht zugestandener schimpflicher Capitulationen behauptet, hatte La Fayette sich im October 1791 auf seine Güter zu Saint-Pouecain, in Auvergne, zurückgezogen, von der öffentlichen Gunst, deren Idol er gewesen, verlassen, und von den Revolutionaies, als deren Chef er fungirt hatte, gehaßt und verachtet.

Er hatte sich am 8. October in die allgemeine Versammlung der Gemeinde von Paris begeben, die drei Jahre lang von ihm beherrscht worden war, und dort eine Abschiedsrede verlesen, die, wie Alles, was von ihm ausging, seiner Person und seinem Lebenslaufe das Wort redete. „Aus Besorgniß," sagt Prudhomme, „dasselbe möchte durch die Tachygraphen, die ihm auf Schritt und Tritt folgten, entstellt werden, ließ er es sich selber angelegen seyn, eine ansehnliche Anzahl Abschriften davon nehmen zu lassen. Man hat gesehn, wie Petion seine Tugenden durch Plakate ausposaunte; La Fayette hat ein Gleiches durch Druckschriften gethan. Die demagogischen Journalisten machten es ihm indessen zum Vorwurf, daß er diese Rede, dem Decrete gegen die herrschaftlichen Namen, zu dessen Erlaß er selbst mitgewirkt, zuwider La Fayette unterzeichnet, und sich nicht Motier genannt zu haben, so wie Mathieu de Montmorency sich Bouchard nennen ließ.

La Fayette ging am 9. October, von der Pariser Gemeinde, die ihm einen goldnen Degen und eine Medaille verehrte und seine Büste schon seit lange in ihrem Sitzungssaale aufgestellt hatte, mit Ehrenbezeugungen überhäuft, von Paris ab.

Die Ehrendegen waren damals Mode, und die gesetzgebende Versammlung hatte deren bereits einen nebst 30,000 Fr. dem Postmeister Drouet zuerkannt, durch den Ludwig XVI. zu Varennes angehalten worden war. Selbst Robespierre fühlte sich durch die Idee eines Paradedegens versucht; er ertheilte sich denselben aber selber, um ihn niemand anders zu verdanken zu haben. Dieser Degen hatte einen Handgriff von Perlmutter und Gold, und war nach einem von dem Maler David entworfenen Dessein gearbeitet.

Die Denkmäler, welche die Pariser Gemeinde dem Ruhme La Fayette's gewidmet hatte, sind inzwischen nur von kurzer Dauer gewesen. Seine Büste wurde nebst denen von Bailly, Necker und Ludwig XVI. am 10. August 1792 unter den Verwünschungen des Volkes zertrümmert, als ob die Vorsehung dem unglücklichen Könige den Trost hätte geben wollen, die Intriganten mit ihm fallen zu sehen, die seinen Thron untergraben hatten; und seine Medaille wurde auf dem Schaffotte von Henkershand zerhauen. Die Wuth des Hasses gab der Gemeinde vom 10. August selbst eine Handlung ein, welche den extravagantesten Verfügungen der Kaiser der syrischen Dynastie würdig war: ihr zufolge wurden alle diejenigen, die dem vormaligen Befehlshaber der Pariser Nationalgarde den Eid geleistet hatten, für unfähig erklärt, ein öffentliches Amt zu bekleiden.

Digitized by Google

Zwei Gründe, von welchen er den einen angab und man den zweiten errieth, waren es, die La Fayette bewogen hatten, sich im October 1791 auf seine Güter zurückzuziehen.

Zuvörderst hätte er gern dem Washington in etwas ähnlich seyn mögen; auch hätte es in der That eine gewisse Größe gehabt, nach drei Jahren einer immensen Magistratur in's Privatleben zurück zu treten, wenn La Fayette, als er diesen Entschluß nahm, hätte sagen können, daß er ein politisches Werk vollendet habe, und wenn nicht die Revolution, statt vollführt und abgeschlossen zu seyn, gerade in diesem Augenblick einen neuen Anlauf, wilder und haarsträubender als je, genommen hätte.

Aber außerdem, daß er sich von der Demagogie überflügelt sah, ging La Fayette deshalb auf seine Güter, weil ein ferneres Weilen zu Paris für ihn nicht mehr möglich war, indem er dort das Ziel unaufhörlicher Angriffe einer fesselosen Presse gewesen wäre. Er war es nicht, der sich von der Gewalt trennte, nein, die Gewalt trennte sich von ihm, indem die neue Organisation den Posten eines Generalcommandanten aufhob, und das Commando alle Monate unter den Chefs der vier Legionen umgehen ließ. Sobald La Fayette nicht mehr den Herrn spielen konnte, machten seine Stellung und sein Stolz es ihm zur Pflicht, nichts mehr zu seyn.

Als in dem folgenden Novembermonat laut der Verfassung die Wahl eines neuen Maire von Paris vorgenommen werden sollte, hatten La Fayette's Freunde ihn zum Candidaten dieses Postens erkoren, und er eilte an dem wichtigen Wahltage, den 17. November, incognito nach Paris; er sah sich aber in seiner Hoffnung bitter getäuscht, indem er nur drei tausend Stimmen erhielt. Selbst Petion, sein Sieger, hatte deren auch nur neun tausend; denn trotz der Mahnungen der Clubs und der Presse, gab die Pariser Bevölkerung so wenig auf die ihr verliehenen Wahlrechte, daß von 200,000 eingeschriebenen Wählern nur 12,000 ihre Stimmen abgegeben hatten.

Doch war dieses die zahlreichste Wahl während der ganzen Revolution; denn von da ab wurden die Behörden von Paris stets durch eine Handvoll Intriganten ernannt, wenn sie nicht, wie am 10. August und 31. Mai, die weit einfachere Partie ergriffen, sich selbst zu erneuen.

Die Vorbereitungen zu dem Angriffskriege im Frühjahr von 1792, ließen La Fayette aus seiner Abgeschiedenheit wieder hervortreten. Von den drei Armeen, die im Norden zu agiren bestimmt waren, gab der König ihm im December den Befehl über die Armee des Centrums, und er erschien am 24. December vor der Barre der Versammlung, um sich bei derselben für ihre Sanctionirung der Wahl Ludwigs XVI. zu bedanken.

Damals war in dem Herzen der alten Nationalgardisten von Paris noch ein Rest des früheren Enthusiasmus von 1789 für den Helden der ersten Föderation vorhanden. Die neuen Jacobiner, gegen welche dieser Enthusiasmus gerichtet werden konnte, zeigten sich darüber sehr beunruhigt, wiewohl sie sich das Ansehn gaben, als ob sie denselben verjährt und lächerlich fänden.

„Warum," fragte Prudhomme, „am Sonntag schon um 6 Uhr Morgens in allen Stadtvierteln einen dreimaligen Appel schlagen lassen; warum alle Bürger aus dem Schlafe aufschrecken, damit sie zu ihren Waffen greifen, als ob der Feind vor den Thoren stände; und wozu die Reihen von Bayonetten, von der Vorstadt Saint-Germain bis weit über die letzten Häuser der Vorstadt Saint-Martin hinaus? Man hatte Tags zuvor durch die Abendzeitungen die momentane Anwesenheit des Herrn von La Fayette, und wie er von der Nationalversammlung und im Stadthause aufgenommen worden war erfahren. . . . . Das unerwartete Rasseln der Trommeln riß nun einen jeden aus seinem Schlummer. Die Augendiener waren die einzigen, die sich ohne Murren das gewaltsame Aufrütteln aus ihrer Ruhe gefallen ließen, da es sich doch bloß darum handelte, auf dem Wege, den Herr La Fayette nahm, unter Waffen aufgestellt zu seyn, und wiewohl er erst am hellen Tage abreis'te. Welche Ehren will man ihm denn aber erweisen, wenn er nach sechs Monaten als Sieger heimkehrt und seinen Vetter Bouille als Gefangenen mit sich führt?"

Die Armee, worüber La Fayette den Befehl übernahm, war an und für sich nicht sehr groß. „La Fayette," sagt Dumouriez," der den Befehl der Armee des Centrums erhalten hatte, „behielt wenig mehr als 20 bis 25,000 Mann zu seiner Verfügung, weil er sich weiter von seinen Plätzen entfernen mußte und sich demzufolge genöthigt sah, größere Garnisonen darin zurück zu lassen."

Inzwischen hatte La Fayette, ob aus Character, ob aus Berechnung, ob aus früherem Blendwerk sich im Frühjahr mit seiner kleinen Armee eine ansehnliche Stellung geschaffen, und begann auf's Neue von Gewalt und politischen Combinationen zu träumen, da er doch in den drei Jahren, wo er Frankreich in Händen gehabt, nichts weiter als dasselbe zu ruiniren und zu desorganisiren gewußt hatte.

„La Fayette," sagt Dumouriez, „der jünger und ehrsüchtiger als Rochambeau war, hatte sich die Liebe seiner Armee, die noch besser gehalten wurde, zu erwerben gewußt. Er äußerte sich damals nicht, wie späterhin, gegen die Kriegserklärung, sondern rechnete darauf, daß sie ihm eine glänzende Laufbahn eröffnen, ihm Gelegenheit zu einer glänzenden Rolle geben würde, die ihn dann von selber zur Dictatur führte. Seine zahlreichen Anhänger, und die Feuillans, die sich für ihn interessirten, machten kein Hehl aus seinen ehrsüchtigen Absichten. Wenn dieselben zur Ausführung gekommen wären, so würden sie die Auflösung der Versammlung, die Wiederkehr der Constitutionellen und das neue Zweikammernsystem zur Folge gehabt haben; eine solche Veränderung konnte aber ohne den Beistand der Armee nicht bewerkstelligt werden, und der auswärtige Krieg kam diesen großen Plänen in die Quere."

Es würde überflüssig seyn, Projecte an und für sich zu untersuchen, die nicht Kraft und Zeit genug hatten, um zur Reife zu kommen; nachzuforschen, in wiefern die Revolutionairs des Ballhauses, die Verbündeten der Emeutenmacher und der Clubs, welche das Land weit mehr von Unten nach Oben gekehrt als reformirt hatten, im Jahre 1792 sich als practischere und besonnenere Staatsmänner bewiesen haben würden, und ob die declamatorischen und atheistischen Urheber der Erklärung der Menschenrechte und der Civilverfassung der Geistlichkeit die Macht oder nur den Willen gehabt hätten, die verderblichen und unsinnigen Lehrsätze zu zerstören, die von ihnen ausgebreitet worden waren. La Fayette's wohlbekannter Character konnte bei keinem ernsten Manne eine gegründete Hoffnung auf Erfolg aufkommen lassen.

„La Fayette," sagte Dumouriez in der ersten Ausgabe seiner im Jahre 1797 erschienenen Memoiren, „hat sich

Digitized by Google

stets unschlüssig, wankelmüthig, und mehr schlau als kräftig in der Rolle gezeigt, die er in den ersten drei Jahren der Revolution gespielt. Er hatte wohl Geist und Kenntnisse, aber es fehlte ihm an dem Genie, der die Menschen mit sich fortreißt, und wie groß auch seine Ehesucht war, hatte ihn die Natur doch zur Mittelmäßigkeit verdammt."

Inzwischen waren die vormaligen Leiter der constituirenden Versammlung, die ersten Revolutionairs, die meist Strafälligen, sie, die dem einstimmigen Wunsche der Wähler von 1789, in feierlich entworfenen Acten niedergeschrieben und unterzeichnet, zuwider die traditionellen und nationalen Institutionen Frankreichs nicht verdrossen, sondern brutaler Weise bei Seite geworfen hatten, der Monarchie nicht mit Rath und That zu Hülfe gekommen, sondern hatten sie beraubt und um ihr Ansehen gebracht; und als diese Ehesüchtigen, nachdem sie die ihnen von ihren Comittenten gegebenen Instructionen schnöde unbeachtet gelassen, den Pariser Pöbel zur Ausführung ihres Werkes zu Hülfe gerufen hatten, sich in ihren Plänen getäuscht und von der durch sie entfesselten Anarchie verjagt sahen, da complottirten sie recht ernstlich mit La Fayette, um die meisten der Principien, die sie zunichte gemacht, wieder geltend zu machen und das von ihnen untredrückte und in den Staub geworfene Königthum wieder aufzurichten.

„Seit Ende März 1792", sagt Bertrand de Malleville, „schienen dem Herrn von La Fayette die Augen aufgegangen zu seyn und er seine Irrthümer einzusehen. Seine jetzige Lage und sein Familienunglück erlaubten mir nicht, mich eines häßlichen Ausdruckes zu bedienen. Die gewaltigen Fortschritte der Revolution beunruhigten ihn, und er schien den aufrichtigen Willen zu haben, zur Rettung des Königs und seiner Familie Alles aufzubieten."

„Obwohl er bei weitem nicht die Entschlossenheit hatte, die zu dem Erfolge eines solchen Unternehmens Noth thut, wäre er ohne die große Scheu, welche Ihre Majestäten vor allen kräftigen Maaßregeln hatten, und ohne ihren Widerwillen, mit einem Manne, den sie so lange als ihren Feind angesehen hatten, eine so wichtige Verpflichtung einzugehen, dennoch wohl ernsthaft."

(Fortsetzung folgt.)

Der Hofrath.

Zeitbild in zwei Aufzügen von Heinrich Aamus.

(Beschluß.)

Zehnter Auftritt.

Vorige. Hofrath.

Hofrath.

Gnädige Frau, die Pferde stehn zum Morgenspazierritt gesattelt.

Gräfin.

Ich leiste für heute Verzicht — geben Sie gefälligst Befehl die Pferde wieder abzusatteln. (links ab.)

Hofrath.

Wie Sie wünschen, Gräfin. (mißt Franz mit stolzem Blick.)

Graf.

(Zu Franz.) Ich will Euch meine neue Büchse geben, die besonders gut sein soll, wie der Förster Hellwig behauptet. Ihr könnt ihr bei dem heutigen Feste die Weihe geben.

Franz.

Ich muß dies Geschenk ablehnen, Herr Graf, meine Büchse muß ich haben, dieselbe, womit ich gestern dir Bestie hinstreckte.

Hofrath.

(Höhnisch.) Ihr? Die Frechheit geht zu weit. Sie kennen ja den Schützen, Herr Graf, und werden sich von diesem vagirenden Wilddieb nicht beschwatzen lassen.

Franz.

Der Ort beschützt Sie — an jedem andern Platze würde ich dies Dementi zurückgeben.

Hofrath.

(Auffahrend.) Ohnmächt'ger Wilddieb! —

Graf.

(Einfallend.) Zähmen Sie Ihre Worte, Hofrath. Es ist mein Jäger, zu dem Sie sprechen. (Zu Franz.) Laßt Euch Eure Büchse geben und begebt Euch auf die Schützenwiese.

Franz.

Ich eile, gnädiger Herr. (verbeugt sich, schnell ab.)

Eilfter Auftritt.

Graf. Hofrath.

Graf.

(Kalt, jedoch ohne Hohn.) Wollen Sie nicht einen Ritt nach der Försterwohnung machen?

Hofrath.

Wenn Sie mich begleiten, Herr Graf, recht gerne.

Graf.

Ich denke, Sie können den Weg allein schon finden. Sehn wir uns auf dem Wiesenplan, Herr Hofrath?

Hofrath.

Wenn Sie es wünschen, Herr Graf.

Graf.

Das hängt ganz von Ihnen ab. A revoir, Herr Hofrath! (rechts ins Zimmer ab.)

Zwölfter Auftritt.

Hofrath. (allein)

Hier bläst seit einer Stunde ein ganz eigener Wind. Es scheint eine Versöhnung von allen Seiten stattgefunden zu haben. Röschen glühte, als sie das Schloß verließ, der alte Förster summte seine Lieblingsmelodie vor sich hin, der Wilddieb ist frei — sogar gräfliche Jäger — die Gräfin schlägt den Spazierritt aus — und der Graf ist kalt, abstoßend — das ist ja alles sehr

Digitized by Google

ſchnell gegangen. Doch warte Wilddieb — rectius gräflicher Jäger — noch biſt Du nicht am Ziele — noch kann ich Dir einen Stolperſtein in den Weg ſchleudern, worüber Du mit Deiner ſpröden, handfeſten Dirne ſtürzen kannſt. Will ſie nicht die meine ſein, ſo ſoll ſie auch Dir nicht gehören! (ſchnell durch die Mitte ab.)

Verwandlung.
(Schützenwieſe.)

Dreizehnter Auftritt.

Förſter. Schützen. Volk; ſpäter Hofrath.

(Einige Jäger und Bäuerinnen tanzen; weiter hinten rechts ladet der Förſter ſeine Büchſe, die er kurz darauf abſchießt. Muſik verſtummt. — Die Tanzenden ziehen ſich mehr zurück, daß die Bühne frei kommt.)

Jägerburſche.

(Kommt eiligſt mit dem geſchoſſenen Bricken links aus der Couliſſe.) Vivat, Herr Förſter, gut getroffen! Einen halben Stich vom Zentrum! (Er überreicht dem Förſter den Bricken.) Ueberzeugen Sie ſich.

(Einige Schützen drängen ſich um den Förſter.)

Förſter.

Hab' ich wirklich? (beſieht den Bricken, mit Freude.) Ja, wahrhaftig ein guter Schuß.

Jägerburſche.

Der beſte bis jetzt, Herr Förſter.

Förſter.

Ich wollte heute die Büchſe für immer zurückjagen, da ſie mir geſtern einen ſo argen Streich ſpielte, aber der Gedanke, daß ſie ſo viele Jahre hindurch mein täglicher Gefährte geweſen, hielt mich davon zurück. Und wahrlich, ich habe keine Urſache, es zu bereuen. Ja ja, ein herrlicher Schuß! Der Graf wird zufrieden ſein — ſo ſeh' ich das Ding an.

Hofrath.

(Raſch auftretend.) Einen fröhlichen Tag Euch Allen!

Förſter.

Wir danken, Herr Hofrath. An Fröhlichkeit wird's nicht fehlen, die gräfliche Herrſchaft hat dafür geſorgt, daß wir an Unterhaltung keinen Mangel haben.

Hofrath.

Schon Euren Schuß gethan, Herr Förſter? Beſſer als der geſtrige?

Förſter.

Ueberzeugen Sie ſich. (Er überreicht ihm den geſchoſſenen Bricken.)

Hofrath.

Habt noch junge Augen, Alter! Brav am gezielt! Dicht am Zentrum — vielleicht der beſte? (den Bricken zurückgebend.)

Jägerburſche.

Bis jetzt der beſte.

Hofrath.

Nun, das freut mich — aber er wird es ſchwerlich bleiben, denn gleich wird der Wilddieb hier ſein um auch ſeinen Schuß zu thun. Die Büchſe über der Schulter und ſein Mädchen im Arm — Eure Tochter, Herr Förſter — ſchlendert er hieher. Ich traf ihn ſo unweit von hier.

Förſter.

Sie belieben zu ſcherzen, Herr Hofrath. Meine Tochter wird mich nie ſo demüthigen. Und was nun vollends das Schießen betrifft, ſo darf hier unter ehrlichen Leuten kein Unehrlicher ſich betheiligen. So ſeh' ich das Ding an, Herr Hofrath.

Hofrath.

Ich auch Alter, aber dennoch weiß ich gewiß, daß er die Abſicht hat, ſeinen Schuß zu thun. Werdet Ihr ihm denſelben verbieten dürfen, Herr Förſter?

Förſter.

Allerdings! Wir können durchaus nicht zugeben, daß ein Wilddieb ſich mit uns in gleichen Rang ſtellt. Wir ſind alle ehrliche Leute, und dulden nur ſolche unter uns. Ein Wilddieb aber iſt unehrlich.

Hofrath.

Ich würde es Euch übel deuten, und Euch Allen die Ehre abſprechen müſſen, wenn Ihr zuließet, daß ein ſolcher vogelfreier Vagabund, der den Galgen verdient, zwiſchen Euch ſich drängte.

Mehre Schützen.

Das dulden wir nicht!

Förſter.

Er wird es auch nicht wagen, uns mit ſeiner Gegenwart beſchwerlich zu fallen, da er aus Erfahrung hinlänglich weiß, wie ſehr wir uns in Acht nehmen, mit ihm in nähere Berührung zu kommen. Sollte er aber dreiſt und ſchamlos genug ſein, dennoch zu erſcheinen, ſo wird er das Schießen aus der Ferne mit anſehn müſſen. So ſeh' ich das Ding an.

Hofrath.

Diesmal aber falſch. Ueberzeugt Euch ſelbſt — dort naht er ſich mit Eurer Tochter (in die Couliſſe rechts deutend.) Bemerkt Ihr, wie ungezwungen ſie mit einander ſprechen und wie Röschen freudetrunken ſich an ihn ſchmiegt?

Förſter.

Daß meine Tochter der Scham den Kopf abgeblaſſen und ſich ſo ungenirt öffentlich den Augen der Welt bloß ſtellen würde, hätte ich nie erwartet. Aber warte ehrvergeſſene Dirne, Dir will ich den Kopf waſchen, daß Du zeitlebens an dieſe Frechheit denken ſollſt.

Hofrath.

Mäßigt Euch Alter, freut Euch vielmehr über das Glück eine ſo folgſame Tochter zu haben.

Förſter.

Den Spott ſparen Sie — ich weiß ſchon was ich zu thun habe. So ſeh' ich das Ding an.

Hofrath.

Nur von der rechten Seite, Förſter. (zieht ſich ungeſehn links in die Couliſſe ab.)

(Franz und Röschen treten rechts im Vordergrunde auf.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Franz. Röschen.

Röschen.

O mein Franz, iſt auch alles wahr, was Du mir erzählſt?

Franz.

So iſt's mein Röschen — es wird ein herrlicher Tag.

Förſter.

(Der ihnen ungeſehn näher getreten.) Ja, es wird ein Ge-

Digitized by Google

witter kommen und mit Donner und Blitz darein schlagen. (zu Röschen.) Weg von dem unehrlichen Buben! (schleudert sie nach links.) Du wagst Arm in Arm mit ihm zu gehen und Dich und mich allem Gespött auszusetzen?

Röschen.

O Vater hört, was Franz Euch zu erzählen hat.

Förster.

Schweig' ungerathene Tochter und mach' das Uebel nicht noch größer. Habe ich Dir nicht hundert Mal verboten, diesen Burschen zu trauen? Habe ich Dir nicht befohlen, an ihn nicht zu denken, mit ihm nicht umzugehen? Und nun trittst Du öffentlich und bei solcher Gelegenheit mit ihm wie hier unter die Augen? Schämst Du Dich denn gar nicht mehr? Hast Du aller Schaam den Kopf abgebissen? O du ungerathenes Kind, Du setzt Deinen verbrecherischen Handlungen dadurch die Krone auf, daß Du mit ihm hier erscheinst, hier, wo kein Wilddieb erscheinen darf? Verstanden Herr Wilddieb?

Franz.

Daß ich dennoch erscheine, Herr Förster, wird Ihnen gewiß sonderbar vorkommen, und wenn ich nun gar Sie ersuche, meinen Namen auf die Liste der resp. Schützen zu schreiben, so werden Sie sich mit Händen und Füßen dagegen sperren? Nicht so Herr Förster?

Förster.

Was anders? So seh' ich das Ding an.

Franz.

Aber falsch! Ich will Ihnen das Ding aufklären.

Förster.

Ich spüre kein Verlangen darnach. Marsch!

Röschen.

Aber Vater, so hört Franz doch an, er ist —

Förster.

Du bleibst stumm, das rath' ich Dir, Evastochter! Was ein Wilddieb mir sagen kann, weiß ich aus langer Erfahrung: einem puff! das wegschießen, was man mit Mühe und Anstrengung zum Schuß gebracht — wie kennen das und bedürfen durchaus keiner weitern Erklärung — (zu Franz) und ersuchen, sich von hier zu entfernen und uns die Freude nicht zu vergällen.

Franz.

Und wenn ich diese freundlichen Einladung nicht genügte, sondern gerne die heutige Freude mit Euch allen theilen möchte?

Förster.

So werde ich Befehl geben, diesen Ort von Eurer Person zu säubern.

Franz.

Jetzt langweiligt mich das Possenspiel noch gerade! Ich will lieber meinen Schuß thun. (Er wirft die Büchse von der Schulter.) Nur dies Mal bleib mir treu alter Gefährte und fehle nicht. Mitten durch's Zentrum — kein Härchen davon! (Will in den Hintergrund.)

Förster.

(Den Weg ihm sperrend.) Zurück Wilddieb! Hier werden nur ehrliche Leute zugelassen!

Franz.

Geht mit Euren ehrlichen Leuten zum Teufel! Versperrt mir den Weg nicht! Oder —

Förster.

Junger Mann lenkt ein mit Guten und laßt Euer Drohen, es nützt Euch doch zu nichts. Meine Pflicht gebietet mir Euch zurückzuweisen und das thu' ich hiemit zum letzten Male. Gehorcht Ihr jetzt nicht — so brauche ich Gewalt.

Franz.

Im Namen des Grafen, verlange ich als gräflicher Jäger meinen Schuß! Wer verweigert ihn mir?

Jägerbursche.

Die Frechheit geht zu weit!

Förster.

Mißbraucht den gräflichen Namen nicht — das möchte Euch theuer zu stehen kommen!

Röschen.

Er ist ja aber des Grafen Jäger.

Förster.

Jungfer Naseweis mische Sie sich nicht in Sachen die Sie nicht kennt. Meint Sie, daß man so nolens volens gräflicher Jäger wird! Ich zum Beispiel habe manches Jahr —

Franz.

(Zum Förster.) Gewähret Ihr mir den Schuß?

Förster.

Nein! und abermals nein!

(Der Graf und die Gräfin, die bereits aufgetreten, treten plötzlich vor.)

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Graf. Gräfin.

Graf.

Wir aber gewähren ihm!

(Alle drücken ihre Bestürzung verschiedenartig aus. Röschen und Franz bleiben heiter.)

Graf.

Welche Aufregung, welche Mißstimmung herrscht hier? Und das an meinem Geburtstage? So etwas lieb ich nicht und bin es auch nicht gewohnt. Es soll ein Freudentag sein, hier aber sieht es nicht darnach aus, wenn ich Röschen ausnehme, der strahlt die Freude aus den Augen. Was war Ursache des Zwistes, Förster?

Förster.

Entschuldigen Euer gräflichen Gnaden, wenn ich vielleicht zu strenge meiner mir übertragenen Pflicht nachgekommen und jedem den Beitritt zum Freischießen verweigerte, der keine Befugniß dazu hat. In dieser meiner Meinung, habe ich unterstützt von dem Herrn Hofrath, dem Wildschützen den Zutritt verweigert, wozu er sich mit Gewalt drängen will. Also nicht wir, sondern er allein, hat die Störung zu vertreten. Warum will er sich auch zwischen ehrliche Leute drängen, er mag seines Gleichen suchen. So seh' ich das Ding an.

Graf.

Er ist mein Jäger und ich habe ihn selbst zum Schießen aufgefordert.

Förster.

(Mit Erstaunen.) Wirklich? Ja wenn, ich das gewußt hätte.

Digitized by Google

Röschen.

Väterchen, Euer Gedächtniß ist heute schwach.

Förster.

Ja — aber — der Hofrath meinte. — (b. S.) Wo ist er nun? Er ist wie eine Seifenblase zerplatzt. Wie helf' ich mich nun aus der Affaire?

Graf.

(Zu Franz.) Thut Euren Schuß!

(Graf und Gräfin stehen vom Zuschauer links — Förster und Röschen und einige Jäger rechts. Die Bühne bleibt in der Mitte frei. Franz schreitet in den Hintergrund, legt an und zielt.)

Graf.

(z. Förster.) Was meint Ihr mit dem Hofrath!

Förster.

Er reizte uns, indem er uns aus einander setzte, daß wir unmöglich mit einem Wildschützen gemeinschaftliche Sache machen könnten.

Graf.

Aber wo ist er denn? Ich seh' ihn nirgends.

Förster.

Er war noch eben hier an diesem Orte.

Graf.

Immer der Hofrath! Der Mensch wird mir lästig!

(Es fällt ein Schuß. Franz blickt unverwandt in die Coulisse links.)

Jägerbursche.

(Franz den Bracken überreichend.) Mitten durchs Zentrum.

Franz.

(Hervortretend und dem Grafen den Bracken überreichend.) Die erste Probe als gräflicher Jäger.

Graf.

Mit der ich zufrieden bin. (zur Gräfin.) Sieh, Agnes, welch' ein Meisterschuß — ich wette, auf 50 Meilen gibts keinen solchen Schützen. (z. Förster.) Seht, Förster! Was sagt Ihr zu dem Wetterburschen? (übergiebt dem Förster den Bracken.)

Förster.

Daß er schießen kann, weiß ich aus mancher bittern Erfahrung. Der Schuß ist gut, besser als der meine, aber gegen den gestrigen, kommt er doch nicht. So seh' ich das Ding an.

Gräfin.

(Zum Grafen.) Eine Mahnung für Dich.

Graf.

(Zum Förster.) Wollt Ihr den Burschen zum Schwiegersohn?

Förster.

(Sich räusperend.) Hm, hm — ganz kurios —

Gräfin.

(Zum Förster.) Wünschen Sie nicht Ihrer Tochter Glück, Herr Förster?

Förster.

Ja, meiner Tochter Glück könnt' ich selbst ein Opfer bringen.

Gräfin.

Geben Sie Ihre Einwilligung — das ist das ganze Opfer — wodurch Sie Beide glücklich machen. Oder tragen Sie noch einiges Bedenken gegen seine jetzige Stellung? Aus einem Jäger kann auch ein Förster werden.

Förster.

Des Himmels Wege sind doch wunderbar! Ich füge mich denselben. Nimm sie hin Bursche, mach' mir aber mein Kind glücklich! (Er führt ihm Röschen zu.) So seh' ich das Ding an. (Umarmung.)

Röschen.

(Den Vater umschlingend.) O Vater — liebes Väterchen —

Franz.

(Dem Förster die Hand reichend.) Dieser Druck sei Euch ein Gelöbniß, Euren Worten nachzukommen. (Er umarmt Röschen von Neuem.) Diese Minute ist die schönste in meinem Leben.

Röschen.

(Eilt zur Gräfin und kniet nieder.) Ach gnädige Frau, wie bin ich so überglücklich durch Ihre Güte geworden. Zeitlebens werde ich für Ihr Wohlergehen eine Bitte in mein Gebet einschließen.

Gräfin.

(Hebt Röschen auf.) Steh' auf, Röschen! (schließt sie in die Arme und küßt sie.) Mit diesem Kusse gebe ich Dir ein Recht, in Augenblicken, wo Du meinen Rath bedarfst, zu mir zu kommen und Dein Herz auszuschütten.

Jägerbursche.

(Kommt mit einem Briefe, den er dem Grafen überreicht.) Euer gräflichen Gnaden, ein Brief von dem Herrn Hofrath.

Graf.

Vom Hofrath? Was hat denn der wieder auf dem Herzen, daß er sogar seine Zuflucht zu schriftlichen Wegen nimmt? (Er erbricht den Brief, lesend:) „Unerwartete plötzlich eingetroffene Nachrichten zwingen mich, noch in diesem Augenblick in die Residenz zu eilen und ersuche ich Sie mich der Frau Gräfin gehorsamst zu empfehlen." — Glückliche Reise, Hofrath!

(Alle drücken ihre Freude verschiedenartig aus.)

Gräfin.

Danket dem Himmel, daß der Dämon für immer verschwunden ist.

Graf.

Nun aber seid auch wieder heiter, wie es der heutige Tag verlangt. Lasset den Frohsinn walten und die Musik erschallen.

(Musik — Tanz — Gruppe.)

Der Vorhang fällt.

Ende.

Die Ojibway-Eroberung. Aus dem Englischen des Kah-ge-ga-gah-bouh, übersetzt von H. Adler. Frankfurt, H. L. Brönner, 1851.

Aus dem fernen Nordwesten Amerika's sendet der Häuptling des Ojibway-Stammes seinen weißen Brüdern diese Sage. Ein Sohn der Natur, geboren im weiten Reiche der Natur, hat ihn das Wellengemurmel des Trentflusses zu seinem ersten Schlummer eingewiegt, während schatt'ge Riesenbäume sein Moosbettchen vor den Strahlen der Sonne schützten. Frei durchschweifte er in seiner Jugend Wald und Prairie, Fluß und See, und in Beschwerde

Digitized by Google

und Mühseligkeit stählte sich die Kraft des Körpers und der Seele. Aber als das Kreuz unter den Wigwams seines Volkes aufgerichtet wurde, legte er Wanderstab und Jagdgewehr bei Seite, und dem Beispiele seiner Eltern folgend, ließ er sich taufen. Er erhielt den Namen Georg Copway, und aus dem kühnen Jäger ward ein eifriger Verkündiger des Christusglaubens. Von Stamm zu Stamm zog er mit der Palme des Friedens in der Hand, und nicht allein den Glauben der Weißen, auch ihre nutzbringenden Kenntnisse trug er in die Hütten der Rothhäute. Eifrig ist er bestrebt, seinen Stammgenossen feste Wohnsitze zu verschaffen und ihnen Geschmack an europäischer Gesittung einzuflößen. Er selbst hat sich fast ganz in europäische Denk- und Gefühlsweise hineingelebt, wovon vorliegendes Gedicht der sicherste Beweis ist. Wer hier die wilden Naturtöne des Indianers zu vernehmen hofft, der täuscht sich, es schlägt zwar hin und wieder ein wunder, klagender Ton durch, wie der Ruf der Sehnsucht nach einem verlorenen Vaterlande, aber im Ganzen ist es in derselben Anschauungsweise geschrieben, wie Chateaubriand's Atala, nur daß das Gedicht des Franzosen zugleich dichterischer gehalten ist, wie das des Indianers. Man fühlt es, daß ihm die Worte zu fremd, zu kalt waren, und daß des Dichters überschäumendes Gefühl durch den eisernen Zügel einer nicht mit der Muttermilch eingesogenen Sprache in engere Schranken zurückgedrängt und gezwängt wurde.

Wir werden im Gedichte des Indianers zuerst zum St. Louis geführt

— der hernieder fällt
Im Norden unterm Wolkenzelt,
Wo Frost und Schnee die Oede decken,

aber am Ende seiner Laufbahn erfüllt süßer Blumenduft die Luft, wilde Rosen nicken uns zu und unsichtbare Gewalten fesseln die erstaunten Sinne. An den Ufern dieses Flusses wird ein heißer Kampf gekämpft, denn die Sioux sind gekommen, um das Land ihrer Väter den Händen der Ojibway's zu entreißen und in die Thäler wieder einzuziehen, aus denen mächtige Feinde sie einst vertrieben.

Es floß das Blut wie Wasser nieder,
Sie rah'ten aus und schlugen wieder,
Als ob sich ihres Hasses Spur
Im Tode könnt' erlöschen nur.
Die Sioux mußten endlich weichen,
Der Feind behielt ein Feld voll Leichen,
Und wer nicht floh, der ward gefangen.

Unbesorgt legt sich unter die Gefangenen Mi-Gi-Si, der Adler, zur Ruhe nieder, aber plötzlich aufgeweckt wird er aus tiefem Schlummer, und vor ihm steht Wen-di-Go, das Herz von Eis, der ihm gestern als furchtbarer Feind gegenübergestanden. Aber nicht zum Todesschlage hat der Alte jetzt die Hand erhoben, er winkt nur geheimnißvoll dem Jüngling, ihm zu folgen. Leise verlassen Beide das Lager der Ojibways, bis sie nach langem Wandern in einer Höhle Halt machen. Hier erzählt der alte Sioux seinem jungen Gefährten, daß da, wo er heute Nacht als Gefangener gelegen, einst sein Wigwam gestanden, und daß er von der Jagd einst heimkehrend seine Hütte vernichtet, sein Weib ermordet und sein Kind geraubt fand:

Ich kniete auf dem Rasen nieder,
Dicht neben meines Weibes Glieder,
Legt' eine Hand auf's Haupt ihr nieder,
Die andre, voll des Bluts des rothen,
Hatt' in der Gegenwart der Todten
Zum Eide ich emporgehoben,
Das war ein feierlich Geloben —
Mein ganzes Dasein ich entbot
Dem Haß, der Rache und dem Tod!

Diesen Schwur zu halten, hat der Alte bereits mehr als hundert Feinde in's Grab gesandt, und auch Mi-Gi-Si wäre unter seiner Hand gefallen, wenn er nicht plötzlich auf der Brust des jungen Kriegers das Totem der Sioux erblickt hätte, das sein Weib einst dem Knaben mit bunten Farben eingeätzt hatte. Trefflich ist der Auftritt geschildert wie Vater und Sohn sich wiederfinden, nachdem sie kurz zuvor noch als unversöhnliche Feinde sich bekämpft. Beide eilen nun, die Trümmer der geschlagenen Sioux zu finden, die gestern der Unglücksschlacht entflohen sind, und während die hier Kriegsrath halten, wie sie für ihr schönes Inselland noch einen letzten Kampf wagen wollen, werden ihre gefangenen Freunde im Lager der Ojibways dem grausamen Kriegsgebrauch geopfert. Wenn auch Mi-Gi-Si's ganze Lebenskraft nun den Sioux gehört, so zieht ihn doch das Herz noch zu seinen früheren Freunden, denn drüben weilt Mi-Mi, die Taube, die Geliebte seines Herzens, und zu ihr zieht er noch einmal in der Stille der Nacht, um einen schmerzlichen letzten Abschied von ihr zu nehmen. Ihr edles Herz verblutet fast bei dieser Trennung, aber seiner würdig heißt sie ihn ziehen. Des andern Tages wird „die letzte Schlacht" gekämpft, in leichten Barken nahen die Sioux den Inseln der Feinde, aber wie verzweiflungsvoll sie auch kämpfen, ihnen ist nicht Sieg beschieden, Vater und Sohn halten allein noch Stand, doch als auch Mi-Gi-Si fällt, stürzt sich der Alte mit einem Schrei der Wuth in die blutgefärbte Fluth. Mi-Mi überlebt den Tod ihres Geliebten nicht, gebrochenen Herzens stirbt auch sie, und die Mädchen ihres Stammes begehen klagend die Todtenfeier dieser geknickten Blume. — Dies ist der Inhalt des Gedichtes, und gewiß wird Niemand verkennen, daß die indianische Sage tief ergreifende und dichterische Momente umfaßt. Was die vorliegende Darstellung anbelangt, so wird dieselbe wohl von den meisten Lesern mit Befriedigung aus der Hand gelegt werden, wenn sie auch nicht im Stande ist, den höheren Anforderungen der Kunst zu entsprechen. Der Dichter läßt sich unseres Erachtens zu sehr von seinem Gefühle leiten, und daher auch mag die etwas gedehnte Schilderung rühren, die wir vom Abschiede der Liebenden erhalten, obgleich dies Verhältniß durchaus nicht den Schwerpunkt des Gedichtes bildet und nicht bilden darf. Dieses sich Gehenlassen und öftere längere Verweilen bei Gegenständen, die gerade der augenblicklichen Gefühlsstimmung des Dichters entsprachen, findet sich überhaupt öfter in dieser Dichtung. Die Uebertragung ist im Ganzen gelungen, aber einzelne vorkommende Härten haben unser Ohr unangenehm berührt; übrigens glauben wir gerne, daß der Uebersetzer dem Gedankengang des Dichters treu gefolgt ist, und daß hiedurch manche Härte eine Entschuldigung findet.

F. J. Feelholz.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 31. Sonnabend, den 17. April. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in die Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 237
Merkwürdige Lage des griechischen Dreieinigkeits-Klosters .... " 239
Der Mezzo-Matto. Erinnerungen aus dem sicilianischen Leben. " 240
Litteratur:
Leben des Kaisers Taokuang von Karl Gützlaff..... " 241
Trost Einsamkeit. Ein Buch für Liebende von Dr. Emil Althaus, genannt Emile d'Estrées..... " 242
Central-Organ für die deutschen Bühnen..... " 243
Miscellen..... " 244

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Merkwürdig ist's, daß diese sogenannten Philosophen von 1789, die mit solcher Wuth darauf ausgegangen waren, die Autorität der Centralgewalt, des erblichen Regulators der Monarchie zu vernichten, und sie durch metaphysische und schwülstige Hirngespinnste zu ersetzen, am Ende auf ihre Kosten zu der Einsicht gekommen waren, daß sie, indem sie die königliche Autorität unterdrückt, die Gesellschaft und sich selber aller Gewähr der Ordnung, der Sicherheit und des Eigenthums beraubt hatten, dergestalt, daß sie nun weit mehr in ihrem eigenen Interesse, als in dem seinigen, zu Ludwig XVI. zurückkehrten, da sie durch Erfahrung zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß sie mit dem Throne stehen oder fallen würden.

Der, aus England heimgekehrte, Herr von Lally Tolendal, und die Herren von Clermont Tonnerre und Malouet waren es, die diese Pläne entwarfen, welche sodann dem Herrn Bertrand de Molleville, der Ludwigs XVI. Vertrauen genoß, mitgetheilt wurden, um sie dem Könige vorzulegen.

„Zu Anfang Juni's", sagt Bertrand de Molleville, „traf ich eines Tages bei dem Herrn von Montmorin mit dem Herrn von Lally Tolendal zusammen, der unlängst von England angekommen war. Er lud mich ein, mit ihm einen Spaziergang im Garten zu machen, und dort hatten wir sodann folgende Unterredung:

„Mein Herr, wiewohl Frankreich nicht mehr mein Vaterland ist und ich gegenwärtig England angehöre, werde ich doch bis zu meinem letzten Athemzuge an Ludwig XVI. hängen, seine Tugenden verehren, und für die Güte dankbar seyn, womit er mich überhäuft hat."

„Ich werde den Tag, wo ich zu seiner Sicherheit behülflich seyn kann, als den glücklichsten meines Lebens betrachten. Dieserhalb bin ich eben nach Frankreich gekommen. Meine Reise hat keinen anderen Zweck, und wir geben die Hoffnung nicht auf, daß es uns damit gelingen werde. Ich sage Wir, weil ich mich mit den Herren von Clermont-Tonnere und noch einigen anderen Freunden, die dem Könige, dem Königthum und der Freiheit aufrichtig ergeben sind, verbunden habe."

„Ein Plan zu seiner völligen Wiedereinsetzung nach diesen Principien ist das Resultat unserer Deliberationen gewesen. Wir haben unsern Plan dem Herrn Malouet mitgetheilt. Er hat uns gesagt, daß Sie das Vertrauen des Königs genössen, und daß er uns riethe, Ihnen das unsrige zu schenken. Das ist die Ursache, warum ich diese Conferenz mit ihnen zu haben gewünscht habe."

„Nach dieser Erklärung versicherte mir der Herr von Lally, daß die Basis des Plans von ihm und seinen Verbündeten darin bestände, dem Könige seine völlige Freiheit wiederzugeben, die Jacobiner in den Staub zu treten, und Se. Maj. zum Vermittler zwischen Frankreich und Europa, zwischen den Franzosen und den verschiedenen Parteien zu machen; sodann die Reform der Verfassung vorzunehmen, die Volksgewalt durch das Volk selber beschränken zu lassen, und Ludwig XVI. den von seinem Herzen so sehr ersehnten Trost zu sichern, gleich Trajan die Freiheit des Volkes mit den Vorrechten des Monarchen vereinen zu können."

„Das Alles", sagte ich zu ihm, „ist unstreitig recht sehr schön; aber welche Mittel haben Sie, um nur den ersten Punkt, die Befreiung des Königs, in Ausführung zu bringen?"

Digitized by Google

„La Fayette mit seiner Nationalgarde," antwortete er mir; „oder mit seiner Armee, oder mit allen Beiden."

„La Fayette! La Fayette!" rief ich aus. „Wie haben Sie nach dem Benehmen, das wir von diesem Manne gesehen haben, zu ihm Vertrauen fassen können?"

„Es handelt sich nicht mehr", fuhr er fort, „um das, was La Fayette vor drei Jahren gethan hat, sondern um das, was er jetzt zu thun im Stande und willfährig ist. Ist's nicht möglich, daß derselbe Mensch, der von der Liebe zur Freiheit entflammt und auf Irrwege gerathen war, nun eifrig von dem Wunsche beseelt seyn kann, eine verbrecherische Zügellosigkeit, die er der wahren Freiheit zuwider erkannt hat, zu dämmen?"

„Diesen Augenblick setzt La Fayette seinen Roman fort. Er beginnt an die Rechte des Königthums zu glauben, weil er dieselben durch den Wunsch und die Schwüre des Volkes genehmigt, geregelt, befestigt sieht. Aber wenn die neuen Ansprüche des Königthums ihm auch eben so heilig sind, als uns die alten; wenn er der Monarchie eben so aufrichtig anhängt, weil sie in der Verfassung beruht, als wir, weil sie uns am Herzen liegt, was kümmert uns dieser Unterschied, wenn er mit uns ein und demselben Ziele zuschreitet! Wir bedürfen seiner Thaten, nicht seiner Motive."

„Obgleich diese Raisonnements mich keineswegs überzeugt hatten, konnte ich doch nicht umhin, die lange Denkschrift, welche mir von dem Herrn Malouet abseiten des Herrn von Lally übergeben worden war, an den König gelangen zu lassen."

Es ging dem Herrn La Fayette sonach mit seinen Plänen der monarchischen Restauration eben so, wie es ein Jahr früher Mirabeau ergangen war. Die erste Macht, die er zu bekämpfen hatte, das war die Macht der Jacobiner, d. h. eine Macht, die von ihm selber geschaffen worden war und durch die er die Monarchie zu Boden geworfen hatte.

In der Hitze eines ersten Entschlusses ging La Fayette nicht lau zu Werke. Auf die Nachricht von der Auflösung des girondistischen Ministeriums richtete er aus seinem Lager zu Maubeuge unterm 16. Juni ein Schreiben an die gesetzgebende Versammlung, das wegen seines gesunden Sinnes, seines Patriotismus und seiner Entschlossenheit bewundernswürdig war. Es lautete, wie folgt:

„Meine Herren, in dem, vielleicht zu lange aufgeschobenen, Augenblick, wo ich Ihre Aufmerksamkeit auf große öffentliche Interessen lenken und unter unseren Gefahren das Benehmen eines Ministeriums bezeichnen wollte, das in meiner Correspondenz seit lange angeklagt gewesen, erfahre ich, daß es, durch seinen Zwiespalt entlarvt, seinen eigenen Intriguen erliegen ist; denn der mindest zu entschuldigende und hervorragendste dieser Minister (Dumouriez) wird seine equivoque und scandalöse Existenz im Rathe des Königs sonder Zweifel nicht dadurch befestigt haben, daß er seine drei Collegen, die durch ihre Unbedeutendheit seiner Gewalt unterworfen waren, geopfert hat."

„Es genügt aber nicht, daß dieser Zweig der Regierung von einem verderblichen Einfluß befreit worden ist. Die öffentliche Sache schwebt in Gefahr. Frankreichs Schicksal beruht hauptsächlich auf seinen Repräsentanten; von ihnen erwartet die Nation ihr Heil; sie hat ihnen aber damit, daß sie sich eine Verfassung gegeben, den einzigen Weg, auf welchem sie dieselbe retten könne, vorgeschrieben."

„Ueberzeugt, meine Herren, daß, eben so, wie die Menschenrechte das Gesetz der ganzen constituirenden Versammlung bilden, eine Constitution zum Gesetz der Legislatoren wird, die durch sie geschaffen worden sind, muß ich Ihnen selber die nur zu mächtigen Bestrebungen denuncíren, die gemacht werden, Sie von dieser Regel, die Sie zu befolgen versprochen haben, abwendig zu machen."

„Nichts soll mich abhalten, dies Recht eines freien Mannes zu üben, diese Pflicht eines Bürgers zu erfüllen, weder die augenblicklichen Verirrungen der Meinungen, — denn was haben Meinungen zu bedeuten, die von den Principien abweichen? — noch meine Achtung vor den Repräsentanten des Volkes, — denn ich habe eine noch höhere Achtung, deren höchster Wille die Verfassung ist, — noch das Wohlwollen, das Sie mir stets bewiesen haben, indem ich mir dieses bewahren will, wie ich es erworben habe, d. h. durch eine unbeugsame Liebe zur Freiheit."

„Können Sie es sich verhehlen, daß eine Faction, und zwar, um unklare Benennungen zu vermeiden, die jacobinische Faction an allen Unordnungen schuld ist? Ich klage sie dieserhalb laut an. Wie ein besonderes Reich in ihrer Metropole und in ihren Verbindungen organisirt; blindlings der Leitung einiger ehrsüchtigen Häupter folgend, bildet diese Secte eine aparte Körperschaft inmitten des französischen Volkes, dessen Gewalten sie damit usurpirt, daß sie seine Repräsentanten und seine Mandatoren unterjocht."

„Dort ist's, wo in öffentlichen Sitzungen die Liebe zu den Gesetzen Aristocratie, und ihre Verletzung Patriotismus genannt wird; dort werden den Mördern von Desfilles Triumphe bereitet, finden die Verbrechen eines Jourdan ihre Lobredner; dort wird die Erzählung des Mordes, der die Stadt Metz befleckt hat, mit Jubel begrüßt."

„Meint man diesen Vorwürfen damit zu entgehen, daß man sich auf ein österreichisches Manifest beruft, in welchem dieser Secteurer (der Jacobines) erwähnt wird? Sind sie damit geheiligt worden, daß Leopold ihren Namen ausgesprochen hat? Und sind wir, weil wir die Ausländer bekämpfen müssen, die sich in unsere Streitigkeiten mischen, damit der Verpflichtung enthoben, unser Vaterland von einer heimischen Tyrannei zu befreien?"

„Was geben dieser Pflicht die Anschläge der Ausländer, ihr Einverständniß mit den Revolutionnairs und ihr Einfluß auf die lauen Freunde der Freiheit an? Ich denuncire Ihnen diese Secte, ich, der, abgesehen mein vergangenes Leben, denen, die sich stellen möchten, als ob sie mich für verdächtig hielten, antworten kann: so kommt einmal in diesem kritischen Augenblicke, wo der Charakter eines Jeden bekannt werden wird, und wir wollen sehen, wer von uns unbeugsamer in seinen Principien, hartnäckiger in seinem Widerstande, den Hindernissen und den Gefahren, die von den Verräthern dem Vaterlande verheimlicht werden, und welche die wahrhaften Bürger zu berechnen und zu bekämpfen wissen, am besten Trotz bieten wird."

„Und wie dürfte ich wohl länger weilen, diese Pflicht zu erfüllen, wenn jeder Tag die constituirten Behörden mehr abschwächt, den Geist einer Partei dem Volkswillen substituirt; wenn die Vermessenheit der Wühler den friedlichen Bürgern Schweigen auferlegt, die nützlichen Männer entfernt, und der factiöse Eifer die Stelle der privaten und der öffentlichen Tugenden vertritt?"

„Unstreitig ist es nicht in meiner braven Armee, wo die scheuen Gesinnungen am Orte sind; bei ihr finde ich Patriotismus, Energie, Disciplin, Muth, gegenseitiges Vertrauen, alle bürgerlichen und militairischen Tugenden."

Digitized by Google

„Bei ihr werden die Principien der Freiheit und der Gleichheit in Ehren gehalten, die Gesetze respectirt, ist das Eigenthum heilig; bei ihr kennt man keine Verläumdungen, keine Factionen, und wenn ich bedenke, daß Frankreich mehrere Millionen Männer hat, die ähnliche Soldaten werden können, so sage ich bei mir selber: Wie tief müßte doch ein immenses Volk gesunken seyn, dem die feige Idee, seine Souverainität aufzuopfern, über seine Freiheit zu transigiren, die Erklärung seiner Rechte zu einem Gegenstand der Unterhandlung machen, als eine der Möglichkeiten der Zukunft, die rasch auf uns zurückt, erscheinen könnte!"

„Die königliche Gewalt sey unantastbar, weil sie von der Verfassung gewährleistet ist; sie sey unabhängig, weil diese Unabhängigkeit eins der Ressorts unserer Freiheit bildet; der König werde verehret, weil er mit der nationalen Majestät bekleidet ist; er möge sich ein Ministerium wählen können, das keiner Faction Fesseln trägt; und wenn es Verschwörer giebt, so lasse man sie nur durch das Schwert des Gesetzes umkommen."

„Möge endlich das, durch Sie vernichtete, Regiment der Clubs der Regierung des Gesetzes; ihre Usurpationen der kräftigen und unabhängigen Ausübung der constituirten Behörden, ihre desorganisirenden Maximen den wahren Grundsätzen der Freiheit, ihre infame Wuth dem ruhigen und beständigen Muthe einer Nation, die ihre Rechte kennt und sie vertheidigt; ihre sectirischen Combinationen endlich den wahren Interessen des Vaterlandes Platz machen, das, in diesem Augenblicke der Gefahr alle Diejenigen versammeln muß, welchen seine Erniedrigung und sein Untergang nicht der Gegenstand einer scheußlichen Freude, einer ehrlosen Speculation ist."

Es ist dieses eine schöne, edle Sprache, und die Schilderung, welche La Fayette von Frankreich entwarf, war nur zu begründet.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Lage des griechischen Dreieinigkeits-Klosters.

(Aus „Mount Athos, Thessaly, and Epirus, etc. By G. F. Bowen, Esq.)

Obgenanntes Kloster ist auf der Kuppe eines Felsens erbaut, der sich senkrecht fast 300 Fuß über der Ebne erhebt. Auf den Gipfeln der benachbarten Anhöhen befinden sich noch die Klöster Meteora, Barlaam, Sct. Stephan und drei andere von geringerer Bedeutung. Ich hatte mir das Dreieinigkeits-Kloster zu meinem Besuche erkoren, weil es unter allen am höchsten liegt und das nächste vom Dorfe war. Man gelangt zu diesen Klöstern in Netzen, oder auch auf Strickleitern mit hölzernen Sprossen, die aus den Mündungen in dem Felsen ausgehauener Tunnel, welche mit den unteren Theilen der Gebäude in Verbindung stehen, herabgelassen werden. Des Nachts, und auch bei Tage, wenn keine Veranlassung zu ihrem Gebrauche da ist, werden diese Leitern eingezogen, und die Mönche sind dann von der Welt da unten völlig abgeschieden. Das Erklimmen der Klöster auf den Leitern, so wie auch das Herniedersteigen auf gleichem Wege ist ein gefährliches Unternehmen, weil diese Leitern fast perpendiculair herabhängen, und, wenn es ein wenig scharf weht, hin und her schlenkern. Ein Mönch auf solch einer Leiter macht sich von fern gesehen wie eine große schwarze Fliege, die an der Felswand hinauf oder herab kriecht.

Ich zog es vor, in einem Netze zu dem Kloster zu gelangen, weil man so der Obhut der heiligen Väter anvertraut ist, während man auf den Leitern sich auf seine eigene Muskelkraft und Standhaftigkeit verlassen muß. Es handelt sich in diesem Falle darum, ob man der Kirche oder seiner eigenen Einsicht trauen will. Ich schoß ein Pistol ab, um die Mönche auf mich aufmerksam zu machen, und ehe noch das Echo, welches von den Felsen rings umher widerhallte, über den Pindus hin erstorben war, schauten zwei oder drei kahle Mönchshäupter unter der bedeckten Platform hervor, die von dem Gipfel des Felsens hinausragt und dem Dache eines hohen Landsee Speichers ähnlich ist.

Nachdem die Mönche uns einen Augenblick recognoscirt und sich überzeugt hatten, daß wir nicht stark genug waren, ihr Kloster durch einen Handstreich zu nehmen, warfen sie ein großes Netz herunter und ließen ein Tau herab, an dessen Ende ein eiserner Haken befestigt war. Mein Führer spreitete das Netz am Boden aus, und nachdem ich mich mit untergeschlagenen Beinen hineingesetzt hatte, band er es mir über dem Kopfe zusammen und hing es an den Haken des Taues. So wie dies geschehen war, begannen die Mönche ihre Haspelwinde zu drehen, und in drei bis viertehalb Minuten hatte ich meine Luftfahrt, bei der ich hin und her geschlenkert wurde, und mich drehete wie ein Braten am Spieße vor dem Feuer, vollendet. Das Schienken u. s. w. könnte den Besuchern der Klöster leicht erspart werden, wenn man, wie in den Bergwerkschachten, ein zweites Tau an dem Fördernngsnetze befestigte und dieses unten durch Jemand halten ließe; aber das ist ein Luxus, auf den die guten Patres noch nicht verfallen sind. Meine Lage im Netze selber war nichts weniger als bequem, denn so wie das Tau angezogen ward, kamen Knie und Kinn mit einander in die engste Berührung und ich sah mich zusammengerollt wie ein Igel. Der Führer hatte mir empfohlen, die Augen verschlossen zu halten, um nicht schwindelig zu werden; ich öffnete sie aber sehr bald, weil ich mich ziemlich hart an die scharfen Ecken des Felsens gewogen fühlte, von welchen ich mich durch einen evanulsivischen Ruck mit den Knieen zu entfernen suchte. Die Höhe ist in der That bedeutend genug, um vom Schwindel befallen zu werden, indem man unter sich nichts mehr erkennen kann, sondern nur auf die Ebene von Thessalien, die ein tausend Fuß und wohl noch darüber niedriger liegt, hinausschaut. Bei dem Aufwinden gleitet das Tau auch wohl einmal von einer Speiche auf die andere ab, und da fällt man wie ein Stück Blei ein Paar Ellen weit zurück, um durch einen Ruck, der nicht minder unangenehm ist, wieder in die rechte Lage gebracht zu werden. Wenn man endlich bis zu dem vorspringenden Dache hinaufgewunden ist, so bleibt man noch eine halbe Minute über dem Abgrunde schweben, während welcher einer der Mönche eine Art von Schiffshaken holt, um den neuen Ankömmling damit hereinzuziehen. Von einem Drehkrahn, wodurch die Landung erleichtert und bequemer gemacht würde, hat man hier keine Idee.

Wie ein hülfloser Klumpen im Netze zusammengerollt, freut man sich nicht wenig, wenn die guten Mönche die Bande lösen, indem sie das Netz öffnen und dem Insassen desselben eine hülfreiche Hand reichen, um ihn wieder auf die Beine zu bringen. Diese Mönche sind einfache und gastfreie Leute, sehr pünktlich in der Ausübung religiöser Ceremonien, festgläubig an alle geistlichen Legenden, im Uebrigen aber höchst unwissend.

Digitized by Google

Der Mezzo-Matto.

Erinnerungen aus dem sicilianischen Leben.

Von

Paul de Musset.

(Aus der Revue des Deux-Mondes.)

Die Bezeichnung mezzo-matto, mit der man in Sicilien sehr freigebig ist und die wörtlich so viel als halbnärrisch sagen will, gilt nicht als Beleidigung. Man legt sie einem Jeden bei, der an irgend einer Manie oder fixen Idee leidet, so dem Sammler, dem Bilderdilettanten, dem Zerstreuten, dem Verliebten, dem Eifersüchtigen, ꝛc. Es ist das, wie man sieht, eine ansehnliche Familie, deren Mitglieder in allen Ländern der Welt angetroffen werden; man nennt aber auch Diejenigen mezzi-matti, die eigenthümlich in ihren Sitten und Charakter sind, und in dieser Kategorie giebt es Personen, die sich nur in Sicilien vorfinden. Unter dem 38. Grade wird der Kopf leicht exaltirt; die Leidenschaften, das Lächerliche und das Originelle gehen über das gewöhnliche Maaß hinaus. Ein Sicilianer, der eifersüchtig ist, ist das bis zur Wuth, und wenn verliebt, ist er es bis zur Verrücktheit; und auch der Zerstreute und der Mißmuthige geben ihre Schwäche oder ihren Verdruß in gewaltigen Zügen zu erkennen. Daher kömmt's vielleicht, daß der komische Instinct, durch so viele Gegenstände der Beobachtung getrogen, in Italien und Sicilien lebendiger ist als in dem übrigen Europa. Man bedurfte einer übertriebenen Bezeichnung, um einer Uebertreibung der Sache zu entsprechen, und wenn diese Bezeichnung, einmal gefunden, auf Leute angewandt wird, die sie nicht völlig verdienen, so wird dies reichlich dadurch ausgeglichen, daß viele andere mehr als halb närrisch sind. Es giebt auch Leute, welche die Bezeichnung mezzi-matti usurpiren, um ihrer Zunge freien Lauf zu lassen und ihren Hang zur Unabhängigkeit, zur Satyre oder zur Verachtung der Weltgebräuche zu befriedigen.

Als ich den Gipfel des Aetna zu besteigen versuchen wollte, wurde ich zu dem gelehrten und gefälligen Herrn Gemellaro geführt, dessen Einsichten und Erfahrung den Touristen bei diesem schwierigen Unternehmen von großem Nutzen sind. Herr Gemellaro, den die Leute des Landes den Doctor vom Aetna nennen, lebt in Nicolosi, dem letzten Dorfe, das man beim Ersteigen des Berges antrifft, und über welches hinaus das furchtbare Chaos beginnt, um welches das Feuer und der Schnee sich die Herrschaft streitig machen. Der Doctor hat sein ganzes Leben dem Studium dieses Vulcans gewidmet, den er so zärtlich liebt, als ob er sein Eigenthum wäre. Er kennt die gefährlichen Schluchten, die Abgründe, die Punkte der schönen Aussicht, die Wege, die man je nach der Witterung und der Jahrszeit wählen muß, und wenn irgend einem unvorsichtigen Reisenden ein Unglück zustößt, so ist Herr Gemellaro wegen der Schlappe untröstlich, die der Ruf seines geliebten Aetna dadurch erleidet. Auf dem Tische des Doctors steht eine Abbildung des Berges en relief, die er selbst gemacht hat und bei welcher nichts vergessen ist. Während wir, meine Reisegefährten und ich, dies Meisterwerk von Genauigkeit und Geduld bewunderten, sagte Herr Gemellaro mit einer reizenden Gutmüthigkeit lächelnd zu uns: „ich bin ein Mezzo-matto."

Schon vorher hatte ich in einem Coffeehause zu Catania gehört, wie inmitten einer Unterhaltung unter mehreren Leuten ein Mann, der dabei in Hitze gerathen war, ausrief: „macht's nicht zu arg mit mir, denn ich bin mezzo-matto, und möchte Euch Dinge sagen, die Euch nicht gefallen dürften." Dieser Mann machte sich in der That am Ende auf's einschneidendste über seine Umgebung lustig, die es, Dank der oratorischen Vorsicht und der Licenzen, welche dieselbe zuläßt, nicht wagte, darüber ärgerlich zu werden. Ein anderes Mal sah ich zu Syracus ein junges Mädchen auf einem Dache sitzen und recht von Herzen weinen. „Die da", sagte mein Führer zu mir, „hat die Liebe zu einer Mezzo-matta gemacht." Aus diesen so verschiedenen drei Beispielen wird man sehen, daß diese Bezeichnung auf Sicilien mit mehr oder minderem Rechte oder Maaße gern angewandt wird. Da wir nun die Definition des Wortes haben, so handelt es sich noch darum, unter all diesen Varietäten einen Typus aufzusuchen, der in keinem anderen Lande zu finden, mit keinem anderen Namen zu belegen ist.

Auf einem Platze zu Messina war ich so glücklich, das Muster eines sicilianischen Mezzo-matto zu entdecken: es war ein Mann von vierzig Jahren, mager, knöcherig, ein wenig gekrümmt, mit gewölbten, beweglichen, dicken schwarzen Brauen, funkelnden Augen und babichtsartigen Zügen. Seine Physionomie wechselte oft, und man hätte glauben mögen, daß die Gedanken sich in seinem Kopfe ohne Unterlaß kreiseten, gleich der Laterne in einem Leuchtthurm. Bald wurde seine Lippe durch ein schlaues Lächeln gehoben, bald wieder verzog sich sein Mund in einer komisch weinerlichen Weise; auf seinem Gesichte folgte die Unruhe der Ruhe, die Heiterkeit der Melancholie, das Wohlwollen der üblen Laune in so raschen Uebergängen, daß man, wenn man ihn ansah, unwillkürlich seine Grimassen nachahmte. Das erste Mal, daß ich ihn sah, trug er ein schwarzes Beinkleid, ein leinenes Wams, einen großen Strohhut, und weder Halsbinde noch Weste, was ihm das Ansehen eines ziemlich seltsamen Schnitters gab; aber trotz des Unordentlichen seiner Bekleidung und seiner zerrissenen Wäsche erkannte ich in ihm einen vortrefflichen Gesellschafter. Ich weiß nicht, welch Interessantes und Edles zwischen seiner Pasquinomaske hervorschimmerte. Er sprach mit sich selber auf der Straße, wie wenn er sich auf eine pathetische Rede vorbereiten wollte, zuckte aber dabei die Achseln mit einer so unglückseligen Miene, daß ich mich versucht fühlte, zu ihm zu sagen: „Haben Sie sich nur nicht so, es wird sich Alles schon machen!" Einen Augenblick darnach mußte er wohl eine Phrase gefunden haben, deren Beredtsamkeit ihn vollkommen befriedigte, denn er blieb plötzlich stehen und schlug mit triumphirender Miene die Arme kreuzweis über einander.

Ueber dies Original wurde in der ganzen Provinz des Aetna, wo er wohl bekannt war, sehr verschieden gesprochen. Die Kaufleute zu Messina machten es ihm zum Vorwurf, sein Vermögen durch kostspielige Liebhabereien und Freigebigkeiten in einer thörichten Weise vergeudet zu haben, und die großen Grundbesitzer Catania's bedauerten es, daß einer der übrigen seine Güter so schlecht verwaltet habe, daß er in die Nothwendigkeit gerathen wäre, einen Theil davon verkaufen zu müssen. Die Einen sagten, es sey ein großer Geist, die Andern nannten ihn einen einfältigen Menschen; aber die armen Leute, die Schwachen und Trauernden jeder Art, deren es von Messina bis nach Noto eine Menge giebt, hatten an ihn einen Freund, eine Stütze, einen Tröster, und wenn er an

Digitized by Google

die Thür eines ärmlichen Hauses pochte, so rief man bei seinem Anblick aus: „Sie sendet der Himmel her!“ Alles dieses bildete eine geheimnißvolle Figur, die meine Neugierde rege machte, und da es fast Niemand gab, der nicht irgend eine Anekdote über diese phantastische Persönlichkeit zu erzählen gewußt hätte, so hatte ich bald ein hinlängliches Material gesammelt, um eine Art von Biographie anzufertigen, von welcher, ich läugne das nicht, die öffentlichen Gerüchte und die Volksvorurtheile allein die rechtfertigenden Belege bilden.

Der Marquis Germana *** war einer der besten Schüler des Jesuitencollegiums zu Neapel gewesen. Mit seinem siebenzehnten Jahre kehrte er, an Arbeit gewöhnt und Lust am Arbeiten findend, so daß er zu den guten Früchten seiner Schulzeit die zweite Ausbildung fügte, die nicht minder nützlich als die erstere ist, und die sich nur durch vieles Nachdenken und Lesen erwerben läßt, zu seinem Vater zurück. Er setzte sich in Verkehr mit den Gelehrten und den Literatoren des Königreiches beider Sicilien; der Marquis Guegallo, der Professor Melloni und der berühmte Galuppi hatten ihn lieb gewonnen und betrachteten ihn als denjenigen unter ihren Nachfolgern, der die schönsten Hoffnungen verhieß. Die Geologie und die Forschungen über griechische und römische Alterthümer waren seine Lieblingsstudien. In dem Alter von 25 Jahren verlor er seinen Vater und sah sich nun im Besitz eines großen Vermögens. Nach einer kleinen Reise, die er, sich zu zerstreuen, in Italien gemacht hatte, kehrte der junge Marquis nach Neapel zurück, wo ihm gesagt wurde, daß wenn er an den Hof gehen wollte, er dort Protection und Anstellung finden würde; er antwortete jedoch, daß er nicht ehrsüchtig sey, und schützte Cabinetsarbeiten vor, um sich nach seiner zwischen Messina und Gallitoro belegenen Villa Germana zurück zu ziehen. Man meinte, der einzige Sproß einer reichen Familie müßte sich zeitig verheirathen, und es wurden ihm glänzende Partien angetragen; er wollte aber nichts davon hören, und bat die nur zu Dienstfertigen, ihn nach seinem Gutdünken leben zu lassen.

Aus der Villa Germana ergingen Einladungen an die Künstler und die Poeten Siciliens. Man zog ihr auch von allen Seiten der Insel, die immer viel in Versen und Liedern gemacht hat, zu. Die ernstesten Commensalen unter den Besuchern hatten darauf gerechnet, aus dem Cabinette ihres Gastgebers irgend ein Werk von solider Gelehrsamkeit hervorgehen zu sehen, daher war ihre Verwunderung groß, als der Marquis ihnen sagte, daß es gar nicht seine Absicht sey, sich mit dem Publicum in Communication zu setzen, sondern daß er die Wissenschaften nur zu seinem Vergnügen betreibe, und daß das wahre Glück eines Philosophen eben darin bestehe, weder nach Ruhm noch nach Aufsehenmachen zu trachten, und zufriedener über eine vollführte gute That als über den Erfolg eines dicken Buches zu seyn. Im Gegensatz zu den gewöhnlichen Gelehrten, die ihre Beschäftigungen mit jedem Tage lieber gewinnen, vernachlässigte der Herr Germano allmählig die Geologie und die antiken Ruinen. Die Dinte trocknete in seinem Dintenfasse ein. Als seine Freunde ihm Vorwürfe darüber machten, daß er sich von seinen Studien zurückzöge, da antwortete er ihnen: wenn man älter würde, müßte man vernünftiger werden, den Werth der Zeit zu würdigen wissen und die Stunden der Erholung beschränken. Es fiel den Freunden schwer, sich bei dieser Antrede des Lachens zu erwehren, wenn sie bedachten, daß der Marquis, angethan mit seinem Schlafrocke, ganze Vormittage damit zubrachte, in seinem Garten mit seinem Gärtner zu plaudern und selber das Baummesser und die Gießkanne zur Hand zu nehmen und die Gesträuche auszuschneiden, die Blumen zu begießen.

Eines Tages verlangte Herr Germano seine Reise-Berline und ließ sich nach seinen verschiedenen Besitzungen fahren. Er hatte Ländereien zu Taormine, sehr einträgliche Weinanpflanzungen am Abhange des Aetna, und Häuser zu Catania. Er brauchte volle acht Tage, um Alles zu besichtigen, die Leute zu befragen und seine Notizen zu Papier zu bringen. Als er nach Messina zurückgekehrt war, ließ er seinen Intendanten rufen, und sagte zu ihm in einem sanften Tone: „Ich habe es längst gewußt, daß ich durch Dich bemaust wurde; doch habe ich mich erst überzeugen wollen, ob Du auch zu leben hättest, wenn ich Dich fortschickte, denn ich will den ungetreuen Dienern in Dir ein Beispiel geben. Da Niemand von Dir wird etwas wissen wollen, so habe ich gewartet, bis Du Dich vollgesogen hattest. Deine Mausereien belaufen sich gegenwärtig auf 6000 Ducaten, und das reicht hin, daß es Dir in Deinen alten Tagen an nichts fehlen wird, wenn Du ordentlich wirthschaftest; unter diesen Umständen kann ich Dich also schon fortjagen, und Dir sagen, daß Du ein Spitzbube bist.“ Ganz verdutzt darüber, seinen Gebieter so wohl unterrichtet zu sehen, war der Intendant zugleich erfreut über die Nachsicht, die er ihm bewies. Er bekannte nun offen seine Unterschleife, und zog mit der Beute, die ihm gelassen worden war, ab. Seitdem verwaltete der Herr Germano sein Vermögen selber. Als man ihm dazu gratulirte, daß er an einem unredlichen Menschen ein Exempel statuirt habe, antwortete er: „Die Philosophie würde eine nichtsnutzige und selbst schädliche Sache werden, wenn sie uns abhielte, uns mit unsern Angelegenheiten zu beschäftigen und um unsern Nächsten zu bekümmern.“

(Fortsetzung folgt.)

Leben des Kaisers Taokuang von Karl Gützlaff. Aus dem Englischen von Julius Seybt. Leipzig von Carl B. Lorck. 1852.

Dem Leser wird in diesem höchst interessanten Werke das Leben eines der letzten Kaiser des Reiches der Mitte vorgeführt, und es ist schon deshalb von so großem Interesse, weil während der Regierung dieses Kaisers sich der Krieg mit den Engländern entspann, dessen Ursache und Verlauf einfach und klar erzählt wird. China ist uns noch eine Terra incognita, und die Sitten und Gebräuche der Chinesen sind den unsrigen vollkommen entgegengesetzt; — der Europäer, auf welchem Standpunkte der Bildung er auch stehen mag, wird nicht umhin können, das Leben und Treiben der Chinesen im höchsten Grade lächerlich zu finden, er sieht in dem himmlischen Staate nur eine todte Maschine, deren Räderwerk von dem Willen und den Launen eines Einzigen gelenkt wird, und dennoch drängte sich uns beim Lesen des Buches oft der Gedanke auf, daß all die Thorheiten, welche wir von unserem erhabenen Bildungsstandpunkte aus bei den Chinesen belächeln, sich in unserem Staatenleben in jeder Beziehung, wenn auch in

Digitized by Google

andere Weise, wiederholen. Das Reinmenschliche kommt überall zur Geltung, und die Bewohner des fernsten Westens und des fernsten Ostens sind sich in ihren Leidenschaften und Neigungen vollkommen gleich, wenn auch die Art und Weise, wie dieselben sich äußern, verschieden ist. Wenn der chinesische Autokrat die politisch kompromittirten Mandarine und Mandschus in Stücke zerschneiden läßt, so schlagen wir über eine solche Barbarei die Hände zusammen, wir bekreuzen uns, und rufen aus: „wir danken Dir, o Gott, daß wir nicht sind wie jene!“ aber legen wir die Hand auf's Herz, und gestehen wir offen, daß viele europäische, gottbegnadete Fürsten noch grausamer verfahren, indem sie die edelsten Männer, ihrer Ansichten und Meinungen wegen, wie gemeine Verbrecher in Zucht- und Werkhäuser stecken, oder auf die Galeeren bringen; ist hier etwa die Strafe gelinder? oder zeigt sich hier nicht der Tod in einer noch schrecklicheren Gestalt, weil er wie der Krebs um sich fressend, sein Opfer langsam, aber auf eine qualvollere Weise ergreift? — Die Menschen sind sich überall gleich, und überall gleich elend, sie mögen vor Götzen niederknieen, die Steine anbeten, oder den alleinigen Gott verehren. — Man verzeihe uns diese Abschweifung, und werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf Herrn Gützlaff's Buch: der Kaiser Taokuang erscheint uns nach der Schilderung des Verfassers als ein Mann, den Gerechtigkeitsliebe und ernstes Wollen beseelt, der aber zu keiner großen und erhebenden That fähig ist, weil ihm Leidenschaft und die Poesie des Lebens fehlt, seine Regierung ist uns auch nur aus dem Grunde merkwürdig, weil unter ihr sich der Krieg mit den Engländern entspann, der uns China so unendlich viel näher brachte, und gleichsam eine Brandfackel in das Land hineinschleuderte, so daß seit der Zeit sich demokratische Ideen in den schwarzhaarigen Köpfen der Chinesen zu regen begannen. Daß wir auf die Einzelnheiten des Buches nicht eingehen, wird man uns nicht verdenken, wir könnten ihrer ja ohnedies nur flüchtig erwähnen; Hofkabalen und Hofintriguen, Liederlichkeit und Frömmelei sind eben so gut in Peking wie an europäischen Höfen zu Hause, und möchten wir mit Ben Akiba ausrufen: „Es ist Alles schon da gewesen!“ Was uns nicht gefällt, sind die Exklamationen des Herrn Gützlaff, auf die wir hie und da im Buche stoßen; er sagt, den Chinesen fehlt das Licht von Oben, und das denkende Volk kann in der Kultur nicht fortschreiten, weil ihm das Christenthum nicht leuchtet. Seume dagegen äußert sich in seinen Apokryphen, daß da, wo die meiste sogenannte positive Religion war, immer die wenigste Moralität herrschte. Wahrlich, andere Ideen müssen jetzt die Völker beseelen; der starre Glaube hat die blutigsten Kriege hervorgerufen, aber seine segenbringenden Früchte erblicken wir nicht. Das Reinmenschliche soll überall zur Geltung kommen, und die Liebe soll Bannerträgerin der weltbeherrschenden Ideen sein. — Wir schlagen das Buch mit dem Gedanken zu, daß fast überall auf der Welt das Recht und die Tugend mit Füßen getreten wird, und daß die Erbärmlichkeit sich überall in den Vordergrund zu drängen weiß; uns fiel dabei das nachstehende Sonett des großen Britten Shakespeare ein, das eben so gut zu seiner Zeit und für alle Länder paßte, wie es jetzt noch für die unsrige in Gültigkeit ist.

„Nach Grabesruh' muß müde ich mich sehnen,
Wenn das Verdienst als Bettler sich mir zeigt,
Wenn leeres Nichts sich putzend kann verschönen,
Und reine Treu' unsel'gem Neide weicht;
Wenn goldne Ehr' der Schmach wird zugewendet,
Und jede Tugend frechen Muths entweiht;
Und wie das Hohe schmählich wird geschändet,
Und schwanke Heerschaft stolz der Kraft gedeut;
Wie stumm die Kunst auf Machtgebot muß lauschen,
Und Wissenschaft von Thorheit wird belehrt;
Wie Schlichtheit muß mit Einfalt Namen tauschen,
Und Gutes Unklem ehrfurchtsvoll sich nähert —
Satt hab' ich dies ꝛc.“ — — 3.

Tröst Einsamkeit. Ein Buch für Liebende von Dr. Emil Althaus, genannt Emile d'Estrées. Neue Ausgabe. Stuttgart. Hallberger'sche Verlagshandlung. 1852. 68 Seiten. 12.

Es sind gemüthvolle, ernste und heitere Gedanken, Erinnerungen und Betrachtungen, die in diesem Büchlein vom Verfasser vorgelegt werden. Da uns die erste Ausgabe unbekannt ist, können wir darüber nicht berichten, in wiefern die neue eine verbesserte oder veränderte. Die einzelnen Abschnitte sind überschrieben: Unsere Täuschungen. Geduld! Glücklich. Ewig. Weiber und Männer; eine Epistel an Bettina. Alte Liebe. Die Liebe ist blind. Für des Jahres letzte Stunden. Wer ist Dein großer Mensch? Ein Mädchen, das nicht als alte Jungfer gestorben ist. Ueber das Du sagen. Thränen. Decembergedanken. Leben, Liebe, Ehe. Die Jugend. Persische Lieder (4). Neujahr ist auch! Frage. — Als Beispiel theilen wir mit:

Wer ist Dein großer Mensch!

„Als ich im Jahre 1817 in Pyrmont war, da erschien an jedem Morgen in der großen Allee unter der bunten, beweglichen Menge Fürst Blücher von Wahlstadt. Einmal gewahrte ich zwei Mädchen, schwarz von Aug' und Haar, es waren zwei deutsche Mädchen, die folgten dem Schritt des Helden, als wären sie an seine Sohlen gefesselt. Als am Ende des hohen schattigen Lindenganges, da wo die kleine Fontaine springt, der greise Krieger sich umwendete — da war das eine der Mädchen gerade nahe genug an seiner Seite, daß sie das Port-Epée seines Schwertes ergreifen konnte; sie nahm es und berührte es mit ihren Lippen. Der Fürst war nicht so glücklich zu bemerken, was geschah; die Mädchen verschwanden in einer dichten Menschenwoge.

Es liegt in jedem Menschen eine tiefe, gewaltige Sehnsucht nach einem großen Menschen. Der Knabe, dem ein höheres Gefühl erwacht, der tritt still zurück, wenn ein großer Mensch sich naht; das Mädchen, das zur Jungfrau reift, tritt heran und beugt sich demüthig, liebend vor dem Großen, das ihr immer ein Heiliges ist.

Es ist, als ob unser ganzes Leben, das geistige wie das sinnliche, neu würde in eines großen Menschen Nähe. Wohl ist es schön, in König Ludwigs Walhalla weilen; doch was ist die ganze Walhalla gegen eine Stunde, die wir mit einem großen Menschen verleben! — wo wir in sein Auge sehen — wo wir fühlen, hier ist Geist bei Geist — wo wir unsere Hand in seine

Digitized by Google

legen dürfen und denken: Hand in Hand, Brust an Brust. Vorwärts! Vorwärts!! —

Im Leben des Menschen, da giebt es Monden und Jahre, die vergleiche ich dem Winter der Natur: das Leben ist nicht erloschen, aber es fließt träger hin; der Himmel ist nicht weggenommen, aber er ist wie verdeckt; die Gestalten und Erscheinungen um uns mögen dieselben Farben haben, wie sonst, aber es ist uns Alles blaß, kalt, fast todt' — wir erkennen, wie der göttliche Dulder Odysseus, die eigne Heimath nicht.

Ich glaube, gerade die kräftigsten und gewaltigsten Menschen haben am häufigsten solche Zeiten.

Wenn Du, mein Leser, die Dämonen solcher Tage kennst — ich kenn' ein Mittel dagegen. Mache Dich auf, und pilg're dahin, wo der große Mensch ist, den Du verehrst; jeder rechte Mensch hat einen solchen, und jeder Große verehrt einen Größeren; — dahin mache Dich auf; berühre, wie jenes Mädchen von Pyrmont, den Griff seines Schwertes; hole Dir einen Blick von ihm; nimm Dir ein Wort von ihm — Heil Dir, drei Mal Heil Dir, wenn Du mit ihm Hand in Hand, Brust an Brust sagen darfst: „Vorwärts! Vorwärts!! —"

Ueber das Du sagen.

„Wenn ich Euch, ihr freundlichen, reizenden Mädchengestalten, um mich sehe, so ist mir's, als wäre die ganze Vergangenheit bloß in Gestern, und als wäre ich jung, gleich wie Ihr! Wie könnt' ich da anders zu einem Mädchen sagen, als: „Du!"

Nicht wahr, Ihr schelmischen Mädchen, die Ihr mich kennt, Ihr habt wohl das erste Mal streng zu mir aufgesehen, als ich „Du" zu Euch sagte; — indeß Ihr ließet es Euch schon gefallen, weil Ihr doch fühltet, das Wörtlein Du sei ein so menschlich-schönes, ein rechtes Herzenswort — es ist das schönste Diminutiv der Liebe.

Das Wort: „Sie" erinnert immer an ein Drittes, an eine Kluft, die zwischen zwei Menschen liegt.

Ach, es ist schrecklich, daß die Menschen vor allen Titeln, und Ordensbändern, und Lorbeerkränzen und Förmlichkeiten nicht „Du" zu einander sagen können!

Allein, wenn wir jeden großen Geist der Vergangenheit mit „Du" anreden; wenn Jeder ohne Bedenken zu Shakespeare „Du!" sagt, oder zu Las Casas, oder zu Platon, oder zu Erwin von Steinbach — was zögern wir denn „Du" zu sagen zu einem großen Lebenden!

Ja wahrhaftig, es ist schrecklich, „Sie" sagen zu müssen, wo man lieb hat, wo man verehrt, wo man anbetet! Wer das nie gefühlt hat, der hat auch niemals lieb gehabt, und verehrt und angebetet. Das Wort „Sie" ist ein Vorhang zwischen dem Heiligen und dem Allerheiligsten; — fallen muß er! —

Ich lasse Euch Euer Lächeln, Ihr Kalten, über mein warmes Wort; aber Ihr müßt mir auch meinen Glauben lassen, daß ein Feuerstrom des Geistes und der Liebe alle Herzen, die menschlich schlagen, durchzieht und durchglüht!"

Die äußere Ausstattung ist ansprechend. Besonders haben wir die große Abwechselung von Schlußlinien der Abschnitte zu erwähnen. H.

Central-Organ für die deutschen Bühnen. Offizieller Theil unter Verantwortlichkeit des Vorstands des Bühnenvereins F. v. Gall. Dramaturgischer Theil unter Verantwortlichkeit des Redacteurs Dr. Edmund Zoller. Stuttgart. Druck und Verlag von Eduard Hallberger. Gr. 4.

Es liegt uns von dieser neuen dramaturgischen Zeitschrift nur die erste, am 3. April erschienene Nummer vor; sie berechtigt zu der Hoffnung, daß in den folgenden gewiß in jeder Beziehung Alles wird geleistet werden, was der von den Herren v. Gall und Dr. Edmund Zoller unterzeichnete Prospect verspricht. Er lautet:

„Die dramatische Kunst — die edelste Frucht des Geistes — greift so tief und unmittelbar in das öffentliche und soziale Leben ein, in ihr prägen sich das Pathos und die Passionen einer Zeit, ihre Zustände und Gefühle, ihre Richtungen und Tendenzen so lebendig, rasch und markirt aus, daß das Interesse, das wir ihr widmen, nicht ernst und energisch genug sein kann. Aus der Verzweiflung an den Bühnenzuständen, wie aus den sanguinischen Hoffnungen ihrer Wiedergeburt spricht gleichmäßig das tiefe Interesse für ihre Entwicklung, und die Ueberzeugung, daß sie ein Faktor für das Leben überhaupt, wie für die Bildung der Massen, daß sie vor Allem berufen ist, über die Dürftigkeit des prosaischen Lebens zu erheben, die Ansprüche unserer idealen Natur mit der Härte der Wirklichkeit auszugleichen, der Zeit den Spiegel vorzuhalten, die großen Aufgaben der Gegenwart in idealen Gestaltungen hinzuzeichnen, uns in das volle Leben unterzutauchen, und uns zugleich von den ermattenden Wirkungen des wirklichen Lebens zu befreien. Diese große, massenbewegende Kunst ist es, die uns mehr am Herzen liegt, als wir glauben, sie ist es, welche alle Schichten der Gesellschaft gleichmäßig in ihre geistigen Kreise zieht und somit das ganze höhere Leben der modernen Welt beherrscht, da ihre Zugänglichkeit sie mehr als jede andere Kunst in lebendiger und dauernder Wechselwirkung mit dem öffentlichen Leben erhält. Diese hohe Bedeutung der dramatischen Kunst läßt das Bedürfniß einer energischen, umsichtigen und unpartheiischen Vertretung aller ihrer Interessen in das Auge springen; energisch kann dies jedoch nur geschehen, wenn sich die vereinzelten und zerstreuten Bemerkungen, Wünsche und Forderungen in einem gemeinsamen Mittelpunkte sammeln und Bühnenvorstände, Künstler, wie Publikum sich ein Organ zum Forum ihrer Interessen-Vertretung wählen.

Das Präsidium des deutschen Bühnenvereins, welcher das gemeinschaftliche Wirken, die Ebenbürtigkeit der Bühnenverhältnisse und die Gerechtwerdung nach allen Seiten hin zum Zweck hat, glaubt seine Aufgabe und Verpflichtung gegen die Mitglieder des Vereins vollständig erst erfüllen zu können, indem es ein solches Central-Organ gründet, um einerseits eine Gemeinschaftlichkeit und innere Verbindung unter den Vereinsmitgliedern zu ermöglichen, andrerseits dem Mangel einer Vertretung der Interessen jedes Einzelnen abzuhelfen. Dies kann nur durch die Gründung des Central-Organs geschehen: denn während jede Agentur für Theaterangelegenheiten ihr eigenes Organ besitzt, kann der weit größere Complex des Bühnenvereins, die Zahl der übrigen Vorstände, Dichter, Componisten, Künstler und das Publikum unmöglich längre

Digitized by Google

ohne würdige Vertretung bleiben! Die Stellung des Präsidiums und die Verpflichtung, welche dieses Ehrenamt auferlegt, bieten die sichersten Garantieen für die gewissenhafte Durchführung dieses tiefgefühlten Bedürfnisses, dieser von allen Betheiligten freudig begrüßten Idee. Die Möglichkeit ihrer Durchführung aber ruht in der günstigen Lage des Präsidiums. Die officiellen Mittheilungen, die ihm durch die Erweiterung der Thätigkeit des Vereins und die angeknüpfte Verbindung mit allen Bühnen Deutschlands zufließen, sichern unserem Organe die Kundwerdung wahrer und richtiger Nachrichten und brechen der Verbreitung falscher Gerüchte, wie sie bei der Bühne mehr als irgendwo cursiren, die Brücke ab.

Diesen thatsächlichen, objektiven Standpunkt in allen officiellen und nicht officiellen Mittheilungen als obersten Grundsatz beizubehalten, schließt das Organ die subjektive Kritik über Kunstleistungen aus, wie es die übliche Correspondenz den vorhandenen Theaterjournalen überläßt; dagegen wird es in gedrängter Kürze, in zusammenfassenden Referaten, die aus officiellen Quellen ihren Stoff ziehen, Uebersichten über die Thätigkeit sämmtlicher Bühnen und Künstler geben und in kleiner Notiz, die, wo irgend möglich, aus unmittelbarer Mittheilung der Interessenten genommen ist, das Neueste und Interessanteste rasch zur Kenntniß des Leserkreises bringen.

Den Bühnenvorständen, Dichtern, dramaturgischen Schriftstellern und dramatischen Künstlern soll das Central-Organ ein stets offenes Forum bieten, ihre Anforderungen, Wünsche und Ansichten des Breiteren oder Kürzeren zu entwickeln, so lange ihre Mittheilungen den Standpunkt der Objektivität inne halten.

Das Organ wird somit den ganzen Stoff, den das Theaterwesen bietet, in sich aufnehmen und im Verlaufe folgende einzelne Theile umfassen:

I. Officieller Theil.
   1) Bekanntmachungen des Präsidiums des Bühnenvereins.
   2) Mittheilungen von Vereinsmitgliedern in Vereinsangelegenheiten.

II. Bühnenverein.
   Bühnenvereinsangelegenheiten.

III. Dramaturgie.
   1) Kunst im Allgemeinen, Theorie und Geschichte.
   2) Bühne und Künstler.
   3) Bühne und Publikum.

IV. Feuilleton.
   1) Inland.
      a) Dichter und Componisten. Neue Stücke; in Vorbereitung; Aufführung; Besetzung.
      b) Bühnen. Direction; Veränderungen.
      c) Künstler. Allgemeine Mittheilungen; Veränderungen; neue Engagements; Abgänge; Gastspiele; Debuts; Pensionirungen; Todesfälle; — Festlichkeiten.
   2) Ausland.
      Bühnen; Dichter; Componisten; Künstler.

V. Statistik des Bühnenwesens.

VI. Anzeigen.

Die Reichhaltigkeit der Ausführung soll nicht hinter der Reichhaltigkeit des Plans zurückbleiben. Die sicheren Garantieen, welche uns die officiellen Quellen bieten, die Zusage der Mitarbeit, welche wir bereits von den bedeutendsten dramaturgischen Celebritäten erhalten haben, und das lebhafte Interesse der Verlagshandlung an unserem nationalen Unternehmen lassen uns die glänzendste Ausführung des oben dargelegten Planes versprechen und sichern dem Bühnenverein, dem Künstler, wie dem Publikum die lebendigste Förderung seiner Interessen und des geistigen Genusses."

Das „Central-Organ" erscheint wöchentlich einmal, Sonnabends, 1 bis 1½ Bogen. Daß Herr Eduard Hallberger für eine geschmackvolle Ausstattung der Zeitschrift bestens gesorgt hat, bedarf wol kaum der Erwähnung, da es bekannt, wie derselbe, neben der Hauptsache, dem gediegenen Inhalte seiner Beilagsartikel, auch die Nebensache, das Aeußere derselben, stets zu berücksichtigen sich angelegen sein läßt.

Wir werden nicht unterlassen, wenn uns eine Reihenfolge von Nummern des „Central-Organs" zugekommen, näheres Bericht zu erstatten.

H.

Miscellen.

Die jüngste Nummer des Athenaeum berichtet über einen merkwürdigen neuen Heizungsapparat, worüber der Erfinder, ein Dr. Bachhoffner, in Gemeinschaft mit einem Herrn N. Defrés, in England ein Patent genommen hat. Die Erfindung besteht darin, statt Steinkohlen dünne Metallplatten auf ein Rost zu legen und einen nur dünnen Gaslichtstrahl auf sie spielen zu lassen, wodurch sie unmittelbar bis zu dem höchsten Hitzegrad erglühen und dann eine erstaunliche Wärme ausströmen. Die Flamme, welche durch die geeignete, aber sehr einfache Verwendung des Gases erzeugt wird, sieht dem Flackern eines hellodernden freundlichen Kohlenfeuers so ähnlich, daß es fast nicht davon zu unterscheiden ist. Die Hitze kann durch das Drehen des Zapfens an der Gasröhre gesteigert oder gemildert, auch das Feuer in einem Nu völlig gelöscht werden. Diese Heizart hat die große Annehmlichkeit, daß sie weder Ruß noch Rauch verursacht.

Ein Artikel, der sich auf weiten Reisen und nach Ländern, wo es schwer hält, sich Lebensmittel zu verschaffen, als sehr nützlich erwiesen hat, das ist der, erst in neueren, namentlich englischen Reisebeschreibungen häufig genannte Pemmican. Derselbe wird, nach Angabe des englischen ärztlichen Blattes Lancet, aus saftigem mageren Rindfleisch, ohne alle Fetttheile, bereitet. Das Fleisch wird in dünne Streifen geschnitten, und auf erhitzten metallenen Platten allmählig gar gemacht und so ausgedörrt, daß es zu einem grobkörnigten Pulver zerstampft werden kann.

Man hat in neuerer Zeit die Entdeckung gemacht, daß die Chloroform nicht allein ein mächtiges Präservativ gegen die animalische Fäulniß ist, sondern daß sie sich auch bei Früchten und Sämereien zu gleichem Zwecke mit Nutzen anwenden läßt.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 32. Mittwoch, den 21. April. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rotandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

SOCIETÄTS

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 245
Der Mezzo-Matto. (Fortsetzung.) ..... „ 247
Die neueste (Privat-) Expedition zur Aufsuchung von Sir John Franklin und seiner Gefährten von England aus ..... „ 249
Literatur:
Literaturbriefe von Emil Budtar ..... „ 249
Engel Agnes. Ein Lied der Liebe von Emil Selppel ..... „ 251

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Ja, eine revolutionnaire Secte hatte die nationale Souverainität usurpirt, die öffentlichen Freiheiten confiscirt. Vier tausend über das Land zerstreuete Clubs, die mit den Pariser Jacobinern verbündet waren und durch sie geleitet wurden, verfügten über eine ganze Nation, gewohnt zu arbeiten und friedlich zu leben; und in jeder Stadt des Königreichs hielten ein vierzig tausend Taugenichtse, die nicht Heller noch Pfennige und keine Grundsätze hatten, die Einwohner in Angst und Schrecken. Die bravste Nation der Erde auf dem Schlachtfelde ließ sich von einigen tausend Elenden unter die Füße treten und erwürgen, die im Solde von drei oder vier auf einander folgenden Factionen standen. Ja, alles dieses hatte seine Richtigkeit; aber durch wen waren diese Clubs organisiet worden; wer hatte sich aus ihnen eine Stütze gemacht, um die entwaffneten Bevölkerungen zum Spielwerk seiner Pläne und seiner Eitelkeit zu machen; wer hatte den anderen gezeigt, wie hundertjährige Institutionen im Sturm umzustoßen seyen, ohne von der Meinung Frankreichs Notiz zu nehmen; wer hatte zuerst den Weg der Emeute eingeschlagen, um zu einer großen politischen Stellung zu gelangen; wer hatte den Aufstand zur ersten und heiligsten aller Pflichten gemacht, die Bastille genommen, Versailles verheert und die Mörder in das Gemach der Königin eindringen lassen; wer hatte Flesselles, Delaunay, den Major Saldray, Foulon, Berthier, des Huttes und von Bueicauet morden, seinen König als einen Gefangenen inmitten der infamsten Kohorte von Megäern und Banditen, welche je die Kneipen und die Spelunken einer Vorstadt ausgespieen haben, von Versailles nach Paris schleppen lassen?

Gewiß, es war schon natürlich, daß La Fayette, im Jahr 1792 aus der Gewalt vertrieben, der Revolution satt hatte; aber es war auch eben so natürlich, daß bei den Girondisten, seinen Jüngern und Nacheiferern, das Gegentheil statt fand.

Was die als die Tyrannen Frankreichs bezeichneten und mit der größten Würde, dem größten Muthe angegriffenen Jacobiner betrifft, so konnten diese La Fayette mit der kleinen Rede antworten, die er vor noch nicht einem Jahr, am 21. Juni 1791, in ihrem Saal gehalten hatte, und in welcher er zu ihnen sagte: „Ich schließe mich Euch an, weil ich der Meinung bin, hier die wahren Patrioten zu finden. Meine Herren, auch ich bin ein Patriot; ich bin der erste gewesen, der gesagt hat: damit ein Volk frei sey, braucht es nur den Willen zu haben, es zu seyn!“

Das Schreiben vom 16. Juni an die gesetzgebende Versammlung war an und für sich ein Muster von politischer Vernunft und Muth, und der Herr von Beaumetz, der sein Verfasser zu seyn scheint, war schon berechtigt es zu entwerfen, nicht aber La Fayette, es zu unterzeichnen.

Das schändliche Attentat vom 20. Juni erfolgte vier Tage nach diesem Schreiben. Dasselbe war abseiten der in demselben so unumwunden angeklagten und bedrohten Jacobiner und Girondisten eine blutige Herausforderung und eine feierliche Insulte. Diese abscheuliche Secte, auf deren schmähliche Usurpation La Fayette Frankreich aufmerksam gemacht hatte, antwortete ihm damit, daß sie die Tuilerien erstürmte, den König beschimpfte, und die constitutionellen Prärogative und Majestät des Thrones mit dem Abschaum der Barrieren besudelte.

Die unerwartete Ankunft eines Politikers und Generals, der

Digitized by Google

zugleich durch die Rolle, welche er gespielt, und das Militair-Commando, das er ausübte, eine Bedeutung hatte, war also unter bewandten Umständen schon ein wichtiges Ereigniß; und wenn derselbe nicht La Fayette geheißen hätte, so hätte niemand zweifeln können, daß er gekommen sey, die Monarchie zu retten oder sein Leben in die Schanze zu schlagen.

„Ich muß Ihnen zuvörderst die Versicherung geben," sagte La Fayette, daß in Folge der zwischen dem Herrn Marschall Luckner und mir verabredeten Dispositionen mein Hiersеyn in keiner Weise den Erfolg unserer Waffen, noch die Sicherheit der Armee gefährdet, die ich befehlige."

„Nun hören Sie, welche Gründe mich hieher geführt haben. Man hat gesagt, daß mein Schreiben vom 16. an die Versammlung nicht von mir abgefaßt sey; man hat es mir zum Vorwurf gemacht, dasselbe mitten aus dem Lager erlassen zu haben; ich hätte vielleicht, um dies einzugestehen, mich allein stellen, und aus dem ehrenhaften Wall heraustreten sollen, den die Zuneigung der Truppen um mich her bildete.

„Aber es ist noch eine mächtigere Ursache gewesen, meine Herren, die mich gezwungen hat, mich zu Ihnen zu begeben. Die Gewaltthätigkeiten, die in den Tuilerien verübt worden sind, haben die Entrüstung und die Allarmirung aller guten Bürger und insbesondere der Armee aufgeregt. Bei derjenigen, über welche ich den Befehl führe, und wo die Officiere, die Unteroffiziere und Soldaten alle eins sind, habe ich von den verschiedenen Corps Adressen erhalten, in welchen sie ihre Liebe für die Verfassung, ihre Achtung für die Autoritäten, welche durch sie eingesetzt worden, und ihren patriotischen Haß gegen die Wühler aller Parteien aussprechen. Ich habe den Adressen durch den Befehl, den ich auf's Büreau niederlege, sofort Einhalt thun zu müssen geglaubt. Sie werden aus demselben ersehen, daß ich es gegen meine wackeren Waffengefährten übernommen habe, unsere gemeinschaftlichen Gesinnungen allein auszudrücken, und ein zweiter Befehl, den ich hier ebenfalls beilege, hat sie in dieser Erwartung bestärkt. Wenn ich auch den Ausdruck ihrer Wünsche gehemmt habe, muß ich doch die Motive billigen, welche dieselben veranlaßten. Mehrere unter ihnen fragen sich, ob es auch wirklich die Freiheit und die Verfassung sey, die von ihnen vertheidigt werde."

„Meine Herren, es ist als Bürger, daß ich die Ehre habe zu Ihnen zu sprechen; aber die Meinung, die ich ausdrücke, ist die aller Franzosen, die ihr Land, ihre Freiheit, ihre Ruhe und die Gesetze lieben, welche es sich gegeben hat, und ich fürchte nicht von einem einzigen von ihnen widersprochen zu werden. Es ist Zeit, die Verfassung vor den Beeinträchtigungen zu bewahren, die man ihr anthun möchte, die Freiheit der Nationalversammlung, die des Königs, seine Unabhängigkeit und seine Würde sicher zu stellen; es ist Zeit endlich, den Hoffnungen der schlechten Bürger einen Streich durch die Rechnung zu machen, die nur von den Ausländern die Herstellung dessen erwarten, was sie die öffentliche Ruhe nennen, das aber für freie Menschen nur eine schimpfliche und unausstehliche Sclaverei seyn würde."

„Ich ersuche nun die Nationalversammlung:

1) Zu befehlen, daß die Anstifter und Rädelsführer der am 20. Juni in den Tuilerien verübten Gewaltthätigkeiten als des Majestätsverbrechens an der Nation schuldig verfolgt und bestraft werden.

2) Eine Secte zu vernichten, welche die Nationalsouverainität an sich reißt, die Bürger tyrannisirt, und deren öffentliche Debatten die Wildheit derer, die an ihrer Spitze stehen, außer allen Zweifel setzen.

3) Ich wage endlich, Sie in meinem Namen und im Namen aller redlichen Leute des Königreichs zu bitten, wirksame Maaßregeln zu ergreifen, damit alle constituirten Autoritäten, insbesondere die Ihrige und die des Königs, respectirt werden, und der Armee die Versicherung zu geben, daß der Verfassung im Innern kein Abbruch geschehen solle, während die braven Franzosen ihr Blut verspritzen, um sie an den Gränzen zu vertheidigen."

La Fayette hatte gut sagen, daß er zu der Versammlung als Bürger spräche: seine Rede, ein bewundernswürdiger Erguß des guten Menschenverstands, der Würde, des Patriotismus und des Muthes, war eine immense, im Namen der Armee vollführte Handlung, und ließ auf einen allgemeinen Plan schließen, der eine kräftige Maaßregel bezweckte, welche in den von La Fayette angegebenen drei Punkten resumirt war, nämlich: die Züchtigung der Urheber vom 20. Juni, die Vernichtung der Clubs, und die loyale Aufrechthaltung der Verfassung von 1791. In der so bündigen und entschlossenen Forderung dieser drei Dinge war die Erklärung ausgesprochen, daß man sie nehmen würde, falls man sie verweigere.

Ehe wir berichten, welche Folgen La Fayette's Schritt gehabt hat, wollen wir sehen, in welcher Stimmung derselbe die Gemüther getroffen, und welche Unterstützung er vernünftiger Weise von der öffentlichen Meinung erwarten durfte.

Mit Ausnahme der Clubs, die nicht ohne Unordnung bestehen konnten; mit Ausnahme der politischen Factionen, die in der Versammlung und in den Tagblättern organisirt waren, und die der Veränderungen und der Abenteuer bedurften, um zur Gewalt und zu Einfluß zu gelangen, sehnte sich ganz Frankreich nach Frieden. Es hatte den Deputirten zur Constituante im Jahr 1789 die Verbesserung der früheren Regierung, nicht ihren Untergang gebeten; es hatte keine Revolution verlangt, sich dieselbe jedoch gefallen lassen, und erwartete nun ein wenig Ordnung und Ruhe, nach so vielen und so mächtigen Stößen, um in Sicherheit seiner neuen Lage froh zu werden.

Die Industrie hatte seit drei Jahren nichts verfertigt, der Handelsstand nichts umgesetzt; die Aufgabe der zu unternehmenden heilbringenden Operationen war also immense. Nationalgüter zum Belauf von vier Milliarden, die verkauft werden sollten, reizten die Ehrsucht der Landbauer; um sie aber bezahlen zu können, war es nothwendig, daß man arbeitete, producirte und Absatz hatte: sonach waren Friede und Ordnung denn der Wunsch und das Bedürfniß der gesammten Bevölkerung, außer den Clubs und den Girondisten, die ihren Vortheil in einem allgemeinen Kriege nach Außen, und in der Aufregung und dem Regiment durch die Guillotine nach Innen sahen.

Es war also gegen seinen Willen, mit Sträuben, und einem tiefen Abscheu, daß Frankreich, welches sich von der Umwälzung einer ersten Revolution, die drei Jahre gewährt, kaum erholt hatte, sich durch neue Factionen, durch neue Ehrsüchtige, die sich auf die Clubs und die Vorstädte von Paris stützten, einer neuen Revolution voller Finsternisse und Abgründe, deren Beschaffenheit, Dauer und Ziel nur Gott allein bekannt seyn konnte, entgegen gedrängt sah.

Digitized by Google

Deßhalb fand denn die Mahnung La Fayette's, den Clubs Widerſtand zu bieten und die Monarchie zu achten, bei der geſammten rechtlichen Bevölkerung einen mächtigen und feurigen Anklang. Mit Blitzesſchnelligkeit liefen unmittelbar Adreſſen ein, u. a. folgende von den activen Bürgern zu Rouen und von den Adminiſtratoren des Aisne-Departements:

„Das Vaterland iſt in Gefahr," ſagten die activen Bürger von Rouen: „Böſewichter wollen es in's Verderben ſtürzen; gegen ſie erheben wir unſere Stimme."

„Die wahren Verſchwörer ſind diejenigen, die durch ihre Handlungen, ihre Schriften, ihre Reden Alles aufbieten, um die Achtung und das Vertrauen zu ſchwächen, welches man dem Könige und den eingeſetzten Behörden ſchuldig iſt."

„Die wahren Verſchwörer ſind diejenigen, welche die Truppen zur Mißachtung der Disciplin, zur Empörung, zum Mißtrauen gegen unſere Generale anreizen; die unſere Colonien mit Blut und Ruinen bedecken; die den Dolch der Henker von Avignon gewetzt haben, und die dieſelben noch ferner zum Morde ermuntern, indem ſie ſie dem Schwerdte entrücken, das ihre bübiſchen Häupter treffen ſollte."

„Die wahren Verſchwörer ſind die factioſen Miniſter, welche, um ihren Desorganiſationsanſchlag zu beſchleunigen, der Conſtitution entgegen darauf anſtragen, unter den Mauern der Hauptſtadt ein Lager aufzuſchlagen, um die unerſchütterliche Pariſer Nationalgarde zu entmuthigen oder zu irgend einer gewaltſamen Maaßregel zu verleiten."

„Die wahren Verſchwörer ſind die öffentlichen Beamten, die es verabſäumen, den Geſetzen Geltung zu verſchaffen; das ſind Municipalbeamte, welche die Empörung in Schutz nehmen, Soldaten Feſte geben, die, nachdem ſie ihre Caſſen beſtohlen, ſich gegen die Vertheidiger des Geſetzes bewaffnet haben, durch ihr Schweigen oder durch ihre Requiſitionen den Muth und die bewaffnete Macht in Feſſeln ſchlagen, und die geheiligten Depôts, die ihrer Obhut von ganz Frankreich anvertrauet worden waren, den Inſulten der Wühler überantworten."

„Die wahren Verſchwörer endlich ſind diejenigen, die, indem ſie ſich ſtellen, als hätten ſie die Verdienſte vergeſſen oder als mißkennten ſie ſie, welche der Heer von La Fayette der Sache der Freiheit erwieſen hat, ſo ehrlos ſind, auf ein Anklagedecret anzutragen, und vielleicht das Eiſen der Mörder auf ihn zu lenken, weil dieſer General den Muth gehabt hat, die Wahrheit zu ſagen, eine mächtige Faction zu entlarven, und ſie bis zu der Höhle zu verfolgen, wo ſie über das Verderben des Vaterlandes brütet ...."

„Geſetzgeber, dulden Sie die Inſolenz der Tribunen nicht länger, die durch Applaus oder durch ein dumpfes Gemurmel auf die Meinung der Volksrepräſentanten Einfluß üben oder ſie beherrſchen. Legen Sie den Aufwieglern, die in dem Sanctuarium der Geſetzgebung ſelber die Empörung und den Mord zu vergöttern wagen, Ihnen abwechſelnd den Vorſchlag machen, ſich als conſtituirende Verſammlung zu erklären, das königliche Veto zu unterdrücken, ein ewiges Schweigen auf."

„Beſtrafen Sie die Urheber der am 20. dieſes Monats in den Tuilerien begangenen Schandthaten; es iſt dieſes ein Attentat auf die Rechte des franzöſiſchen Volkes, das ſich keine Geſetze von einigem Raubgeſindel der Hauptſtadt vorſchreiben laſſen darf."

(Fortſetzung folgt.)

Der Mezzo-Matto.

Erinnerungen aus dem ſicilianiſchen Leben.

(Fortſetzung.)

Um ſeine neue Lebensregel practiſch zu machen, nahm der Marquis nun die Gewohnheit an, des Morgens ſehr zeitig aufzuſtehen und vor dem Frühſtück drei bis vier Stunden in der Umgegend ſeiner Villa umherzuſtreifen. Er ließ ſich ein Maulthier ſatteln, das daran gewöhnt war, durch die Bergſtröme zu waten, und ritt mit ſeinem frommen Thier in das Gebirge von Gallidoro, ein wildes und maleriſches Land, wo die unglaubliche Fruchtbarkeit der Natur bei dem Mangel an Armen nur Unordnung und Verwilderung erzeugte. Der Herr Germano kam zu keiner Meierei, zu keiner Hütte, wo er nicht eingekehrt wäre, um ſich zu erkundigen, wie es drinnen zuſtände; fand er dann Muthloſigkeit und Mangel vor, ſo ging er den armen Bergbewohnern mit Rath und That an die Hand, und ging nicht eher wieder fort, als bis ſie ihm das Verſprechen gegeben hatten, daß ſie ihre Trägheit ablegen wollten. Auf einer dieſer Morgenpromenaden gewahrte der Marquis am Ufer eines durch den Frühjahrsregen angeſchwellten Fluſſes ein großes, hübſches Mädchen von achtzehn Jahren, die nach einer Furt ſuchte, welche ſie durchwaten könne. Sie ſtand ſchon mit dem einen Bein im Waſſer, als ſie jemand kommen ſah, worauf ſie es wieder zurückzog. — „Du wirſt Dich doch nicht dem eiſigen Waſſer ausſetzen wollen, mein Kind?" ſagte der Reiter zu ihr.

— Doch, Herr Marquis, antwortete ihm das junge Mädchen. Reiten Ewr. Excellenz nur zuerſt hindurch, und Sie werden ſehen, daß ich faſt eben ſo ſchnell an das jenſeitige Ufer komme als Sie.

„So zieht man ſich aber leicht eine Krankheit zu, mein Schatz; da Du mich jedoch kennſt, ſo kannſt Du hinten aufſitzen, ſo gelangen wir Beide hinüber."

Da ſetzte das junge Mädchen, ohne irgend Umſtände zu machen, ihren bloßen Fuß auf den Fuß des Reiters, erfaßte den hinteren Sattelknopf, und ſchwang ſich mit einem Satze dem Maulthiere auf's Kreuz. Als ſie ihre einzige Bekleidung, eigentlich nur ein langes Hemd, decent geordnet hatte, hielt ſie ſich mit der einen Hand an der Schulter des Herrn Germano feſt, und das Maulthier ſetzte ſich in Marſch. Auf der anderen Seite des Stromes ſagte der Marquis zu ſeiner Gefährtin:

„Hier biſt Du beſſer aufgehoben als unter den Steinen und dem Geſtrüpp, mein Liebchen. Bleibe ſitzen; ich will Dich zu Hauſe bringen; ſo kannſt Du Dich ausruhen, und unterwegs ſollſt Du mir erzählen, was Dein Vater iſt, wie er heißt, ob er eine zahlreiche Familie hat, und ob's im Hauſe wohl zuſteht."

— Mein Vater, antwortete das junge Mädchen, das iſt der arme Mateo, Ewr. Excellenz Pächter. Er hat mehr als ein Mal zu mir geſagt: „Zita, da bringe die Eier und die Milch nach der Villa Germann." Da habe ich denn die Ehre gehabt, Ewr. Hochlichkeit durch's Küchenfenſter in Ihrem Garten zu ſehen. Unſere Familie iſt nicht groß; ich bin das einzige Kind, und da mein Vater oft mit meiner Mutter geſchmält hat, daß ſie ihm keinen Knaben gebaren, der ihm bei ſeiner Arbeit hätte helfen können, ſo habe ich ihn zuletzt mit dem Verſprechen beſchwichtigt, daß ich eben ſo kräftig, eben ſo thätig als ein Mann ſeyn, dasſelbe leiſten und mich nicht verheirathen wollte. Wenn ich Abends

Digitized by Google

meine Ziegen rufe, so hören sie meine Stimme eine Meile weit; auch trage ich, ohne zu rasten, vier Waizengarben auf dem Kopfe von hier bis Gallidoro. Mein Arm ist nicht fleischig, doch fällt es mir nicht schwer, ein Bund Stroh auf einen Karren zu werfen, und so wagt's denn mein Vater nicht mehr zu schmähen.

So sprechend, hatte Zita ihren zarten Arm ausgestreckt, dessen Weisse noch nicht durch die Sonne gelitten hatte.

„Du kannst ein Bund Stroh in die Höhe werfen," sagte der Marquis, „aber das weißt Du wohl nicht, daß Dein Arm wundervoll gefarmt ist. Die Venus von Syracus hat ihn nicht so schön gehabt."

— So etwas müssen Sie mir nicht sagen, Excellenz. Desto besser für die Dame zu Syracus, wenn sie nicht zu arbeiten braucht! Ich habe einmal versprochen, daß ich ledig bleiben will; es ist deßhalb einerlei, ob ich schön oder häßlich bin; aber ich fühle, daß wenn mein Kopf nicht Stand hielte, mein Versprechen mich nicht länger fesseln würde, daher scheue ich die Galanterien.

„Dein Versprechen taugt nichts," sagte der Marquis wieder. „Hübsche Mädchen wie Du müssen heirathen und unserem hinsterbenden Sicilien recht viele Kinder geben. Kennst Du in diesem Gebirge nicht irgend einen wohlgebauten Burschen, der von Liebe zu Dir spricht?"

— Wenn das Glück in unserem Hause wohnte, wie Ew. Herrlichkeit mich vorhin gefragt haben, antwortete Zita, würden sich deren schon finden. Aber mein Vater ist verdrießlich, und die Mutter in Sorgen, wenn die Hühner nicht legen und die Ziegen keine Milch geben. Unter dem Schutze der heiligen Jungfrau kömmt man jedoch schon weiter.

„Ja, mit dem Weiterkommen wird man aber älter, und mit dem Alter stellen sich die Gebrechlichkeiten ein," entgegnete Herr Germano. „Wenn Deine Eltern erst nicht mehr arbeiten können, dann ist's zu spät, ihnen einen Schwiegersohn zu geben."

— Ein Schwiegersohn würde seine Frau mitnehmen wollen.

„Das hinge von dem Geschäft ab, das er triebe. Ist dies Land denn so ausgestorben, daß Du nicht jemand darin finden könntest, dessen Frau Du gerne seyn würdest? Antworte mir wie einem Freunde."

— Leute unsers Standes, erwiederte Zita, müssen sich schon glücklich schätzen, wenn sie einen Herrn haben, der so menschlich und so gut ist wie Ew. Excellenz. Alles, was wir wünschen, ist, daß Sie Ihre Güter nicht an irgend einen Herrn vom festen Lande verkaufen mögen, der erbarmungslos mit uns verführe.

Eine Gruppe Cactus, auf welchen Wäsche zum Trocknen aufhing, zeigte die Nähe einer Wohnung an.

— Da ist unser Haus, sagte Zita, ich will meinen Vater von Ihrem Besuche benachrichtigen und einige Citronen pflücken, um eine Limonade zu bereiten.

Das junge Mädchen sprang flink auf die Erde und rannte wie ein Reh vorwärts. Der Pächter empfing den Marquis unter gewaltigen Respectsäußerungen. Alles zeugte von Armuth in dem bescheidenen Häuschen, das aus einem einzigen großen Gemache bestand, welches als Schlafzimmer, als Scheuer und als Vorrathskammer diente. Der Ziegenstall war von diesem Gemache nur durch einen Verschlag geschieden. Zwei Stellen, mit Maisstroh belegt, vertraten die Betten. Die Thür und eine Luke ohne Scheiben waren die einzigen Wege, welche dem Lichte den Zutritt verstatteten. Der ganze vorhandene Luxus beschränkte sich auf ein Madonnenbild ohne Rahmen und ein Bouquet Iris und spanischen Ginster; aber die Schönheit der Zita, ihre Jugend, ihre Lebhaftigkeit, ihre frische Stimme gaben dieser finsteren Behausung Bewegung und Freude. Auf einem krummbeinigten Tische wurden Honig, Orangen, Citronen, und Quellwasser Behufs rinfresco aufgetragen. Während der Marquis diesem bescheidenen Mahle zusprach, bewunderten der Pächter, mit der Mütze in der Hand, und die gute Frau, die sich an die Schulter ihrer Tochter lehnte, die Geschicklichkeit ihres Gebieters in dem Abschälen der Früchte. Nachdem der Marquis ein Langes und Breites über die bevorstehende Ernte, den Hafferpreis und den Maisbau gesprochen hatte, wandte er sich dem jungen Mädchen zu, die mit ihren großen Augen jede seiner Gesten verfolgte, und sagte:

„Nun, Zita, habe ich mit Dir zu reden. Ich will, daß Du heirathest."

— Ew. Excellenz haben darin ganz Recht, fiel die Mutter ein. Es wäre ja Sünde, unsere Familie erlöschen zu lassen.

„Das soll sie nicht," entgegnete der Marquis, und fuhr fort: „Höre, Zita. Du hast vorhin auf meine Fragen nicht geantwortet, nun stehst Du aber Deinen Eltern gegenüber, und da mußt Du Dich erklären. So sprich denn, hast Du einen Liebhaber? ja oder nein."

Zita schlug die Augen gen Himmel, was in der sicilianischen Pantominensprache gleichbedeutend mit nein ist.

„Wohl," sagte nun Herr Germano, „ich gebe Dir vierzehn Tage Zeit, um Dir einen Mann auszusuchen, der Dir gefällt. Du hast nur sein Ansehen und seinen Charakter in Betracht zu ziehen. Ich setze voraus, daß er jugendlich, wohlgestaltet und von gutem Naturell sey; was das Uebrige betrifft, dafür will ich sorgen."

— Ich wollte eigentlich nicht, daß sie heirathen sollte, sagte der Vater; da Ew. Excellenz aber für Alles sorgen wollen, so ändert das die Sache.

„Ja gewiß, ich werde für Alles sorgen. Sollte Zita in dem gegebenen Termin von vierzehn Tagen noch keinen Bräutigam gefunden haben, so werde ich ihr selber einen wählen, und mache mich anheischig, nach ihrer Verheirathung für jedes Kind, das sie ihrem Gatten gebären wird, eine jährliche Pension von funfzig Ducaten zu zahlen."

Darauf trank der Marquis sein Glas Limonade aus, nahm seinen Hut und seine Reitpeitsche, und verlangte, daß ihm sein Maulthier vorgesättet werden sollte. Der Sitte des Landes gemäß, küßten der Pächter und seine Frau ihrem Gutsherrn die Hand, dieser aber faßte Zita, die auch herbeigetreten war, beim Kinn, drückte ihr einen Kuß auf die Stirn, und sagte: „Dies sey Dir ein Zeichen, daß Du in dem Alter bist, wo man heirathen kann. Es ist freilich nichts liebenswürdiger, als schön zu seyn, ohne es zu wissen, doch muß Alles auch sein Ende haben. Adieu, mein Schätzchen! Nach vierzehn Tagen bestellen wir Dein Hochzeitskleid.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die neueste (Privat-) Expedition zur Aufsuchung von Sir John Franklin und seiner Gefährten von England aus.

(Aus dem Athenaeum.)

In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 22. v. M. gab der Capitain Beatson — nachdem er das Nöthige über sein Schiff Isabel, und die Vorkehrungen, welche er getroffen, dasselbe für eine arctische Fahrt zweckmäßig einzurichten, gesagt hatte — folgende allgemeine Uebersicht von dem für seine Expedition entworfenen Plan:

Er sagte, daß seine Mannschaft aus zwölf Personen bestehen und auf fünf Jahre verproviantiet werden sollte, und zwar in dem Verhältniß, daß jede Person täglich ein Pfund pures Fleisch, anderthalb Pfund Brod, und sonstige Lebensmittel im Verhältniß erhielte, womit man nöthigenfalls auch sieben Jahre und darüber würde ausreichen können. Bewaffnet sey sein Schiff mit Karonaden, und durch die Großmuth des Zeugamts und dessen Chefs sey es zum Ueberfluß mit Pulver und Kugeln, Raketen und blauen Lichtern versehen worden.

Was des Capitain Beatson's Fahrt betrifft, so will er geradeswegs von England nach der Magellonsstraße und durch diese in das stille Meer, direct nach Callao gehen, um dort einen neuen Kohlenvorrath einzunehmen, und dann, nachdem die Mannschaft sich erfrischt hat, sofort die Behringsstraße aufzusuchen, es sey denn, daß sich die Möglichkeit ergäbe, zuvor noch einen neuen Kohlenvorrath auf den Sandwich-Inseln zu erhalten. Wenn beim Eise angekommen, werde er nach Umständen handeln müssen; doch sey es sein Wunsch, nördlich und westlich des asiatischen Ufers entlang zu fahren, die Untiefen zu vermeiden, auf welchen sich das schwere Eis im Norden der Straße gelagert haben möchte, und noch in diesem Jahre so weit als möglich, vielleicht bis zu dem von dem Capitain Kellet gesehenen Lande, im Norden vorzudringen.

Wenn der Winter sich seinem Ende naht, will der Capitain Beatson so rasch als möglich seine Schlittenausflüge, das Medium seiner weiteren Forschungen nach Osten und nach Nordosten unternehmen; sollte er jedoch dies Jahr die gewünschte Ferne nicht erreichen, so will er so weit als möglich nordwestlich am asiatischen Ufer überwintern, und vor der Weiterfahrt im Frühjahr die Nordwestküste untersuchen. Auf jedem zugänglichen Cap oder Hügel will er einen Steinhaufen aufwerfen oder ein Kreuz errichten lassen, und von seiner Anwesenheit und ferneren Absichten Kunde in einer Flasche oder einem Blechkasten unfern eines solchen Steinhaufens oder Kreuzes hinterlassen. Ein mitgenommenes Eisen-Alphabet soll dazu dienen, den Namen des Schiffes, das Datum, und die augenblickliche Lage auf so viel Holzwerk, als irgend entbehrt werden kann, einzubrennen, um dasselbe an geeigneten Stellen über Bord zu werfen.

Capitain Beatson will Alles aufbieten, nach Osten vorzudringen; sollte ihm das aber durch die Lage des Landes oder die Beschaffenheit des Eises unmöglich gemacht werden, dann will er sich nach Norden wenden, in der Annahme, daß Sir John Franklin, wenn er bis oder circa den 150 Meridion gekommen seyn sollte und sich durch Land aufgehalten sähe, wahrscheinlich den Versuch machen würde, nach Westen zu einer höheren Breite zu gelangen. Diese Richtung hofft er Jahr auf Jahr verfolgen zu können, bis er den Theil der Welt durchforscht hat, wo diejenigen, welche darüber ein competentes Urtheil haben, die Verschollenen vermuthen. Sollte er inzwischen so unglücklich seyn, keine Spur von ihnen aufzufinden, so hofft er doch mit genügenden Beweisen, daß sie in jenem Theile der Welt nicht gewesen sind, zum Vaterlande zurückzukehren.

Literaturbriefe

von

Emil Budse.

IV.

Ein Aufsatz, den ich kürzlich über die Poeten Braunschweig's in der Hannoverschen Zeitung gelesen habe, giebt mir Veranlassung, Dir einige Mittheilungen über die gegenwärtigen literarischen Zustände Braunschweig's zu machen.

Der Verfasser jenes Aufsatzes beginnt: „Es scheint, als ob in unserem prosaisch-flachen Braunschweig, gerade wie zur Zeit von Klopstock, die Poesie wiederum eine Stätte suche. Wenigstens finden sich hier mehrere dichterische Talente, die, wenn sie auch nicht nationalen Ruf haben, doch die einzige Bürgschaft dafür leisten, daß das materielle Braunschweig nicht von aller Poesie verlassen bleiben soll."

Als die drei namhaftesten Dichter Braunschweig's werden nun Robert Griepenkerl, Karl Köchy und Albrecht Geestell genannt. Von diesen Dreien will ich Dich zuerst, als den ältesten, auf Karl Köchy aufmerksam machen.

Karl (Georg Heinrich Eduard) Köchy wurde am 26. October 1800 zu Braunschweig geboren, studirte später Jura in Berlin, zählte zu seinen dortigen Freunden (wie uns Heinrich Laube im zweiten Bande seiner „Modernen Charakteristiken" meldet) Heinrich Heine, Immermann und Grabbe und wurde im Jahre 1825 Advocat in seiner Vaterstadt. Später redigirte er eine Zeit lang die seit mehreren Jahren unter Eduard Brinkmeier's Redaction selig entschlafene „Mitternachtszeitung," wurde dann Theaterdirektor zu Mainz und lebt seit Klingemann's Tode im Jahre 1831 als Intendanturrath zu Braunschweig. — Außer durch mehrere ungedruckte, aber früher oft aufgeführte dramatische Arbeiten (der Schmuck, Lustspiel — Triumpf des Berufs, Lustspiel — Der Geizige, Lustspiel — Der englische Don Juan, Trauerspiel u. s. w.) und durch das Büchlein „Ueber die deutsche Bühne" (Berlin 1821), hat er sich als ein echter Dichter in seinen „Poetischen Werken" (Leipzig und Braunschweig 1832) kund gethan, von denen aber leider nur der erste Theil erschienen ist. In diesem ersten Theile offenbart er sich als ein echter Lyriker der romantischen Schule und zugleich als ein gewandter Novellist. Der Verfasser jenes Aufsatzes sagt: „Er suchte sich schon früher durch ein Bändchen Gedichte und Novellistisches in's Publikum einzuführen, aber es wollte nicht durchschlagen und nur Einzelnes daraus, wie das liebliche Lied „Amor ist an allen Ecken" ist durch die Musik allgemeiner bekannt geworden. Seitdem hat er geschwiegen und in der Stille den Musen gedient. Aber die haben ihn denn auch mit einem so reichen Liedersegen beschenkt, daß es Schade wäre, wenn er diese lyrischen Productionen, die an Farbenreichthum, an Sprach-

Digitized by Google

wohllaut, an Innigkeit, an christlich-deutscher Gesinnung manches Neuere übertreffen, unveröffentlicht ließe. Er selbst hat aber seinen Freunden versprochen, sie mit Zugabe eines Dramas: „Der Wasserträger," das er unter der Feder hat, und worin sich der lieblichste Humor auf der Basis tief-ethischer Interessen entfaltet, binnen Kurzem herauszugeben."

Der Tagespoet aber in Braunschweig ist jetzt Robert (Wolfgang) Griepenkerl, der als Dr. und Professor der Literatur in Braunschweig lebt. Nachdem sein erzählendes Gedicht „Die Sixtinische Madonna" (Braunschweig, Vieweg 1836) und eine Novelle „Das Musikfest oder die Beethovener" (Braunschweig, Leibrock 1841) nicht durchschlagend waren, ließ er 1849 sein Trauerspiel „Maximilian Robespierre" (Bremen, Schlachtmann 1849 zweite Auflage) unter stürmischem Beifalle zuerst in Braunschweig und nachher in andern größeren Städten vor. Bei der ersten Aufführung in Braunschweig war das Theater so gefüllt, daß es gestützt werden mußte. In den Zeitungen hatte es vorher geheißen: „Göthe und Schiller sind nur Schatten, wir haben hier Einen, der Shakspeare überholt hat." Auf den Brettern erregte es aber längst nicht den Enthusiasmus, den man erwartet hatte, ja in einigen Städten fiel es sogar gänzlich durch. Aber dennoch ist Griepenkerl, auch in seinem zweiten Stücke „Die Girondisten" das dramatische Talent, das gerade bei ihm in historischer Objectivität und Kraft der Diction begründet ist, nicht abzusprechen und wir können uns nur freuen, daß wir in dieser Zeit des Verfalls der Dramatik noch einen Griepenkerl aufzuweisen haben, wenn auch seine Stücke, zumal sie großen Mangel an dramaturgischer Einheit verrathen, unmöglich als vollendete Kunstwerke gelten können.

Der Dritte jener braunschweigischen Sängertrias ist Albrecht Gerstell, ein Referendar aus Königslutter, einer kleinen Stadt des braunschweigischen Landes. Er trat zuerst im Jahre 1847 mit einem Bändchen Gedichte unter dem Titel „Romanzen und Lieder" (Braunschweig, Rademacher) hervor, das aber leider, ehe es weitere Verbreitung finden konnte, seinen Verleger verlieren mußte. Sein Hauptwerk aber sind die vorher in der Novellenzeitung veröffentlichten und jetzt herausgekommenen „Bilder aus der Traumwelt" (Leipzig, Weber 1852) „Es ist dies eine Sammlung von sieben Kunstmärchen, die, so sehr sie dem Genre nach an Andersen erinnern, doch von aller Nachahmung desselben völlig frei sind. Ohne daß sie, wie heutzutage Vieles dieser Art, an Zeittendenzelei laboriren, der das stille gemüthliche Talent Gerstell's auch unmöglich hold sein kann, stellen sie vielmehr alle eine allgemeine menschliche Idee im phantastischen Gewande der Märchennovelle klar und überraschend dar, wie davon vorzüglich „Das klingende Herz" ein Zeugniß giebt. Sind diese hier durchgeführten Ideen aber an sich schon höchst ansprechend, so ist es noch mehr die Durchführung selbst, in der sich eine kindlich reine und reiche Phantasie, ein inniges Einverständniß mit der Natur, vorzüglich mit der stillen Pflanzenwelt, und deutsche Sinnigkeit und Heiterkeit offenbart. Am schönsten sind die Märchen, denen er die keusche kräftige Färbung des Nordens gegeben hat, wie das obenerwähnte, „Die Geisterbrille" und „Ralph oder der Schneekönig." Sie haben den duftigen, wunderbaren Ton der skandinavischen Volkssage und erinnern bisweilen an die ossianische Erhabenheit. Auch Liederchen flattern wie Schmetterlinge durch die Märchen und eins derselben, das Flachsliedchen in der Geisterbrille, klingt wirklich wie Musik und wäre wohl einer Komposition werth."

Das sind die drei namhaftesten Poeten Braunschweig's, das ist die braunschweigische Sängertrias der Gegenwart!

Außer diesen hat nun Braunschweig noch einige weniger bedeutende und untergeordnetere Dichter oder Dichterlinge aufzuweisen. Dahin gehört zuerst jener Ritter- und Räuberromanfabrikant August Leibrock, der mehr als „ein Held an Fruchtbarkeit wie Calderon und Lope" ist und von dem man mit Recht sagen kann: „Er schmierte, wie man Stiefel schmiert." — Ferner rechne ich dahin jenen bekannten und auch als Naturforscher und Biograph Alex. von Humboldt's nicht unverdienten H. Klencke, der früher seine Romane unter den Namen Woroobar oder K. L. Heucke schrieb, und der auch 1848 viele freiligräthelnde Gedichte zu Tage gefördert, aber so wenig durch diese, als auch durch seine zahlreichen Romane (das deutsche Gespenst, die deutschen Pharisäer, Lessing, der Adept von Helmstädt u. s. w.) einen Hund aus dem Ofen gelockt hat. — Weniger fruchtbar, als diese beiden, ist der Uebersetzer der Tegner'schen Friethjofssage Fr. von Helnemann, dessen „Gedichte" an Strachwitz erinnern und dessen Trauerspiel „Robespierre" bei vielen einzelnen Schönheiten etwas Unvollendetes ist. Dasselbe ist auch mit seiner Novelle „Vor 1848" der Fall. Wilhelm Floto hat sich als gemüthlicher Lustspiel-Dichter durch sein „Sonntagsenkelchen" u. A. bekannt gemacht, während die lyrischen Producte von Moritz Saint-Thomas fast gänzlich unbeachtet blieben.

Außer den Genannten habe ich Dich nun noch besonders auf drei auch als Dichter, besonders aber als Kritiker oder Uebersetzer bekannte Braunschweiger aufmerksam zu machen, nämlich auf Eduard Brinkmeier, Carl Schiller und Carl Barthel.

Ersterer, Eduard Brinkmeier, geboren in Wolfenbüttel, studirte Theologie zu Halle und lebt jetzt als Meiningischer Hofrath mit dem Doctortitel in Braunschweig. Außer durch seine Novellen und die Uebersetzung des Ossian und der Troubadours hat er sich besonders als Verfasser des „Abrisses einer dokumentirten Geschichte der spanischen Nationalliteratur" (Leipzig 1844) und durch seine „Nationalliteratur der Spanier seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts" (Göttingen 1850) als Kritiker und Forscher auf dem Felde der Literatur vortheilhaft bekannt gemacht, während er sich durch die lobdenige Uebersetzung schlechter französischer Romane und durch seine Zeitschrift Isis in ein unvortheilhaftes Licht vor den Augen des Publikums gestellt hat.

Der Andere, Carl Schiller hat sich außer durch einzelne Gedichte und durch seine „Schöne Literatur Braunschweig's" besonders dadurch verdient um Braunschweig und um die ganze Welt gemacht, daß er besonders allein durch Wort und That und unter vielen Kämpfen es dahin gebracht hat, daß nun endlich in diesem Jahre das Lessing-Denkmal errichtet wird. Er ist es, der geredet hat, gelaufen und gereist ist und nun endlich zum Ziele gekommen ist. Und das kann ihm kein Mensch genug Dank wissen.

Was den Letzteren Carl Barthel betrifft, so ist er jetzt mit der Besorgung der dritten Auflage seiner „Deutschen Nationalliteratur der Neuzeit" (Braunschweig, Leibrock 1850. Zweite stark vermehrte Auflage 1851) beschäftigt, die sich trotz der vielen ungünstigen Parteiurtheile doch ihren Weg gebahnt hat. Außer-

Digitized by Google

dem beschäftigt ihn jetzt die Herausgabe eines Musenalmanachs für 1853 und eine Biographie des alten Gerhard Tersteegen.

Engel Agnes. Ein Lied der Liebe von Emil Seippel. Barmen, Verlag von W. Langewiesche. Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld. (1851.) 115 Seiten. 12.

Die Liebe des Herzogs Albrecht von Baiern und der Baderstochter Agnes Bernauer ist der Gegenstand dieser Dichtung. Der Fürstensohn verschmäht die von seinem Vater Herzog Ernst ihm zur Gemahlin bestimmte schöne Kunigunde, mit welcher sich darauf der alte Herzog selbst vermählt. Doch bevor sie seinen Wünschen Gehör giebt, muß er dem Sohne fluchen. Agnes und Albrecht, ehelich verbunden, leben in stiller bürgerlicher Häuslichkeit glückliche Tage; dann führt der junge Herzog sein Weib und ihren Vater nach dem Schlosse Straubing, wo sich Aller Herzen ihnen zuwenden. Agnes ist die Mutter ihrer Unterthanen, überall wohlthuende Liebe spendend.

Welch ein Bild in niederer Kammer:
Bei der hungernden Kinder Jammer
Auf dem Lager,
Bleich und hager,
Liegt ein Weib;
Heißer Schmerz zerwühlt ihren Leib.

Aus den Augen der Kleinen brechen
Thränen hervor, gleich Wasserbächen,
Und sie klagen:
„Seit zwei Tagen
Fehlt uns Brod!
Wer erbarmt sich unsrer Noth?“

„Ohne Menschenhülfe verschieden
Muß ich hier in meinem Leiden.
Arme Kleinen,
Könnt nur weinen
Früh und spät; —
Aber mächtig ist Kindergebet.

„Kindlein, laßt uns voll Vertrauen
Auf den Herrscher im Himmel schauen.
Allen Armen
Voll Erbarmen,
Vatergleich,
Zeigt sich der Herr im Himmelreich.“

Und die Lippen der Kinder flehten:
„Herr, o Herr, hör' unser Beten!
Vater, spende
Hülfe! sende
Gnädig du
Deinen rettenden Engel uns zu!“

Mächtig ist das kindliche Flehen:
Sieh, da sehen sie bei sich stehen,
Mild, wie immer,
Frei von Schimmer,
Engelgleich —
Agnes, beschweret mit Gaben reich.

Und die labende Schale kühlet
Schnell des Weibes Hitze. Es fühlet
Von dem Tranke
Sich die Kranke
Frei von Schmerz;
Dankend blickt sie himmelwärts.

„Habe Dank, du Vater der Frommen!
Kinderflehen hast du vernommen.
Strenggesinnen
Hast den milden
Engel du
Gnädig uns entsendet zu.“

Und die Fürstin mit liebenden Händen
Beut den Kindern nun reichliche Spenden.
„Laßt den Glauben
Nie euch rauben!“ —
Zu dem Weib'
Spricht sie: „Doch ich trag' irdischen Leib.“ —

Zu den Kleinen: „Voll Vertrauen
Stehts zum Himmel müßt ihr schauen.
Betet gerne!
Wenn auch ferne
Menschen sind,
Schickt er Engel dem betenden Kind.“

Lächelnd ist sie hinausgegangen
Und die Lippen der Kinder sangen:
„Gott, ich singe
Lob dir, bringe
Preis dir laut:
Deinen Engel hab' ich geschaut.“

Die Rache brütende Kunigunde zwingt durch Thränen und Liebkosungen den bethörten Greis seinem Sohne einen Brief zu schreiben, in welchem er ihm Verzeihung verspricht und nach München entbietet. Albrecht, freudig bewegt, folgt der Aufforderung. Seine Abwesenheit benutzt Kunigunde, von ihrem Buhlen und seinen Schaaren begleitet in die Feste Straubing zu dringen; die ihre geliebte Heerscherin vertheidigenden Burgleute, auch ihr Vater, werden niedergehauen, Agnes selbst fortgerissen.

In dem höhnen Bußgewand,
Fesseln um den zarten Leib,
Reißt der rohen Männer Hand
Fort das sanfte schöne Weib.
Aber ihr auf blassen Wangen
In des Auges mildem Strahl,

Digitized by Google

Iſt der Himmel aufgegangen,
Dem ſie gläubig ſich befahl.

An der Donaubrücke die Wellen brauſen
Und droben wüſter Lärm erſchallt.
Es roſen die Waſſer mit grimmer Gewalt,
Sie ahnen Entſetzen, ſie ahnen Grauſen.

Staub wirbelt fern; eine Rüſtung blinket;
Ein Reiter naht, das Schwert in der Fauſt,
Wie Windesbrant der Rappe das Thal durchſauſt.
O eile, Albrecht! Sie ſtürzet, ſie ſinket!

Sie ſtürzen hinab ſie ohn' Erbarmen.
Wie Engelflügel das Haar ſie umwallt
Im Flinge; aufnimmt der Strom die Geſtalt,
Die holde, und wiegt ſie in kalten Armen.

Da iſt das Toſen der Waſſer geendigt.
Wie Windesbraut, wenn ſie die Schwingen ſenkt,
Als linder Hauch die Roſe umfängt,
Umwallen die Waſſer ſie, ſtill und gebändigt.

„Entgegen ihm! Dort naht er, ein Retter!
Auf, Rudolf, und treff ihn mit ſcharfem Schwert!“
Doch auf den Schurken der Edle fährt
Und ſtürzt ihn zu Boden, wie Blitz im Wetter.

„„Ha, Weib, zu gut ſind meine Hände
Dir auszugießen das teufliſche Blut;
Auf die der Fluch des Verbrechens ruht,
Ich laſſe dich einem elenden Ende!““

Und der Strom, er hält ſie erbarmend umfangen
Und trägt an's Ufer die holde Laſt. —
Ihr goldiges Haar der Henker erfaßt
Und ſtößt ſie teufliſch zurück mit den Stangen.

Und es keucht das Roß mit dem letzten Odem,
Getreulich hat's ſeine Pflicht gethan;
Noch will es rettend dem Ufer nahn,
Doch todt ſtürzt's unter dem Reiter zu Boden.

Albrecht in der ſchweren Rüſtung
Springt vorbei der Brücke Brüſtung,
Wo empor noch einmal tragen
Fluthen das geliebte Weib.

Mächtig hat ſein Arm gerungen
Hin zu ihr; es iſt gelungen:
Sieh, des Gatten Arme ſchlugen
Feſt ſich um den ſchönen Leib.

Und des Blicks, des lieben, treuen,
Darf er ſich noch einmal freuen,
Lächelnd ſchaut ſie auf den Gatten
Und ihr Auge bricht zur Stund.

Feſt ſie an der Bruſt gehalten
Kämpft er mit des Stroms Gewalten,
Aber tödtliches Ermatten
Reißt ihn nieder in den Grund.

Noch ſeh' ich der Sterne Reigen
Nicht empor am Himmel ſteigen,
Doch an deinem treuen Herzen
Ruht dir wieder dein Gemahl.

Mag auch Fluth euch kalt umfangen,
Selig ſeid ihr heimgegangen,
Arm in Arm durch Todesſchmerzen
In des Himmels Freudenſaal.

Schönes Loos! Euch war beſchieden
Höchſtes Liebesglück hienieden;
Und den Kelch der Lebensqualen
Hielt euch Gott auf einmal vor.

Stille ruhet auf den Wogen;
Sonne iſt hinab gezogen,
Und des Abendrothes Strahlen
Schließen auf des Himmels Thor.

Herzog Ernſt, troſtlos über den Verluſt des Sohnes, Kunigundens Treuloſigkeit kennend, ermannt ſich reuevoll zu ſpät; er verurtheilt ſie zu lebenslänglichen Kerkerhaft und entſagt der Regierung, nachdem er noch die Bitte ausgeſprochen:

Laßt meinem Sohne eine Gruft bereiten,
Drin ruh' er mit der holdeſten der Frauen;
Zwei Gräber graben noch zu beiden Seiten,
Eins für den Vater, der für ſie geſtorben,
Eins für den andern, durch den ſie verdorben.

Daß der Verf. ſich von der hiſtoriſchen Wahrheit ſehr weit entfernt hat, bedarf keiner Bemerkung. Seine Dichtung, in abwechſelndem Versmaaße (— vorherrſchend iſt das jambiſche und trochäiſche —) geſchrieben, iſt übrigens anſprechend und enthält, wie zum Theil aus den angeführten Beiſpielen zu erſehen, manches Gelungene.

Das Büchlein iſt hübſch ausgeſtattet.

Berichtigung.

Nr. 31, S. 241, Sp. 2, Z. 18 v. unten l. m. Leipzig. Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenſtraße No. 6. Expedition ebendaſelbſt

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

SOCIETET

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 33. Sonnabend, den 24. April. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Retandobrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Der Mezzo-Matto. (Fortsetzung.) .... Seite 253
Literatur:
England und Schottland. Reisetagebuch von Fanny Lewald.. „ 255
Franz Hoffmann's illustrirte Volkskalender in Monatsheften für 1852 ..... „ 260

Der Mezzo-Matto.

Erinnerungen aus dem sicilianischen Leben.

(Fortsetzung.)

II.

Vierzehn Tage lang fand sich der Marquis jeden Morgen auf seinem kleinen Meierhofe ein, um sich an der von der Zita bereiteten Honiglimonade zu laben, wobei er über die Zucht der Ziegen und die Fruchtbarkeit der Hühner mit einem Interesse sprach, als ob es sich um das Heil der Welt gehandelt hätte. Diese Sittenreinheit, die in Frankreich auffallend erscheinen dürfte, ist in Sicilien etwas gewöhnliches. Die Bewohner der Villa Germano wunderten sich auch nicht darüber, und man würde den Marquis nie einen Mezzo-matto genannt haben, wenn er diese Benennung nicht durch anderweitige Sonderbarkeiten verdient hätte. Als der vierzehnte Tag erschienen war, da fragte der Herr Germano den ehrlichen Mateo, wer denn sein Schwiegersohn sey?

„Ich warte darauf," antwortete der Pächter, „daß Ew. Herrlichkeit ihn mir zuführe. Ich genehmige ihn blindlings, und er wird von jedermann hier wohl aufgenommen werden."

— Nun, meine Wahl ist getroffen, sagte da der Marquis. Morgen werde ich Euch denjenigen zuführen, auf den ich mein Auge geworfen habe, und wenn die Zita ihn leiden mag, so soll gleich Alles abgemacht werden.

Als Herr Germano auf dem Rückwege zu seiner Villa einen gekrümmten Pfad im Schritt hinabritt, hörte er in weiter Ferne und in einer merkwürdig kräftigen Stimme seinen Namen rufen. Er hielt sein Thier an, um zu sehen, von wo der Ruf käme; doch währte es bei fünf Minuten, bis er hoch oben auf dem Gebirge ein Frauenzimmer erblickte, das in Hast den Weg einschlug, welchen er eben passirt war. In wenigen Augenblicken war jenes Frauenzimmer in seiner Nähe, und obwohl es in einem Zuge eine Tour von einer Meile in vollem Laufe gemacht hatte, war es kaum außer Athem gekommen. Diese Schnelläuferin aber war niemand anders als unsere Zita.

„Excellenz," redete sie den Herrn Germano an, „ich hatte geglaubt, daß Ihre Aeußerung, mich verheirathen zu wollen, nur so ein Einfall gewesen wäre, den Sie wieder aufgeben würden; eben so habe ich den gesetzten Termin von vierzehn Tagen für nichts weiter als einen Scherz gehalten. Da ich nun aber sehe, daß Alles ernst gemeint ist, da muß ich mich schon gegen Sie erklären . . . Ja, ich habe einen Liebhaber, ich habe es nur nicht wagen mögen, es meinem Vater zu gestehen. Sie würden sich nun höchst gütig zeigen, wenn Sie thäten, als ob Ihre Wahl eben auf denjenigen gefallen wäre, dessen Frau ich lieber werden möchte, als die irgend eines andern."

— Ei, Du gottloses Mädchen! sagte da der Marquis; warum mir das erst in dem letzten Augenblick sagen, wo ich bereits andere Pläne gemacht habe. Nun sage mir aber, ist Dein Liebhaber denn mindestens jung, lebhaft, schön von Gesicht, und von hohem Wuchs? denn daß Du Dich mit einem mißgestalteten oder schwindsüchtigen Manne verheirathetest, das würde ich nimmer zugeben.

„Excellenz, es ist ein Bursche von 21 Jahren, der uns alle Beide mit einer einzigen Hand über den Haufen werfen würde; auch hat er Geist, und componirt so allerliebste Lieder, daß ich sie von Morgens bis Abends singen hören möchte; dabei ist er fleißig. Er verrichtet den Botendienst zwischen Taormine und Randazzo, und zwei Mal die Woche passirt er dies Gebirge, um

Digitized by Google

die Aufträge der Landleute entgegen zu nehmen. Ich habe ihn, während ich die Ziegen hütete, oft gesehen, und da ist er mir, ich weiß nicht wie das gekommen ist, zuerst als leidlich erschienen, darnach hat er mir noch besser, und endlich ganz und gar gefallen. Er weiß noch nichts davon, ich lasse es mich gegen ihn nicht aus, aus Furcht, er möchte dann nicht mehr so eifrig über seine Liebe zu mir sprechen."

— Ich sehe, Du verläugnest die Sicilianerin nicht! Wie heißt denn Dein Liebhaber?

„Carlo, Excellenz, Carlo, Ihnen zu dienen."

— Ist's Dir aber auch recht einleuchtend, daß Du ihn liebst?

„Sehr einleuchtend, Excellenz. Ich habe mich zu ihm hingeneigt, weil ich ihn kennen gelernt habe. Ist's nicht in der Ordnung, daß man diejenigen lieb gewinnt, mit welchen man oft zusammentrifft? Auch fühle ich eine Brustbeklemmung bei dem Gedanken, einen andern als Carlo heirathen zu müssen; aber wenn ich an ihn denke, so erscheint er mir schön als ein Gott."

— Der Glückspilz! murmelte der Marquis vor sich hin. Er wird gelirbt, und wird eine Frau bekommen, die vollkommen, ein wahres Meisterwerk der Schöpfung ist. Welche Augen! welch ein Wuchs! gerade wie eine Reize! und welch eine Stimme! . . Eine Brust von Stahl! Ha! Sicilien, deine Früchte sind schön, nur zu selten. — Nun, Zita, beruhige Dich. Du sollst Deinen Carlo heirathen. Ich werde ihn von Taormine kommen lassen und ihn morgen Deinem Vater vorstellen. Geh' nun zurück nach Hause, schlafe ruhig, Figghia mia. Ich will, daß Du glücklich seyst!

Der Maulthiertreiber Carlo hatte seinen Stall in dem Dorfe zu den Gärten, an der Landstraße von Messina nach Catania, am Fuße des jähen Felsens, welcher das altertümliche Tauromenium beherrscht. Ein Diener in Livree überbrachte ihm die Botschaft, daß der Marquis mit ihm über wichtige Dinge zu sprechen habe. Sodann wurde ihm ein Platz neben dem Kutscher auf dem Bock eines Feld-Fourgons angewiesen, und ein Paar muthige Pferde führten ihn zwölf Meilen weit weg von seinem Dorfe. Er machte große Augen, als er am Ende einer Platanen-Allee die maurische Façade der Villa Germana, das Gewässer, in welchem sich bronzene Nymphen badeten, und die wie ein Hufeisen geformte Treppe, über welcher sich das mit kleinen Säulen und anderen Zierrathen geschmückte Peristyl erhob, erblickte. Der Luxus der Gemächer setzte ihn aber noch weit mehr in Erstaunen: da war Alles Seide und Sammt. Carlo stand in Bedenken, ob er nicht die Schuhe ausziehen müßte, um nicht den Mosaik-Fußboden zu beschädigen, und wenn der Marquis nicht eines so guten Rufes als Christ im Lande genossen hätte, würde der Maulthiertreiber ihn für einen Hexenmeister gehalten haben, so viele Bücher sah er in seinem Cabinette und so viele Hirroglyphen auf seinem Schlafrocke. Der Herr Germana seinerseits schien Carlo sehr aufmerksam zu mustern; endlich rief er aus:

„Beim Bachus, das ist ein solider Bursche! Welche Schultern, welche Kniee! Tritt einmal näher herbei, hier vor den Spiegel, mein Sohn, damit ich sehe, wer von uns Beiden am größten ist. Ja, Du mißt einen Zoll mehr als ich. Herrlich! Die Zita kömmt Dir von Rechts wegen zu."

— Herr, antwortete der Maulthiertreiber, man darf dem Schein nicht trauen. Man hat Beispiele, daß jemand recht kräftig aussieht und doch nur ein Schwächling ist. Die Schultern, die Beine, das sagt nichts, wenn nicht ein guter Magen dabei ist. Was Sie mit der Zita sagen wollen, das versteh' ich nicht.

„Ich sehe schon," erwiederte der Marquis, „daß Du mir mit Mißtrauen und Ausflüchte entgegen trittst; aber ich gehöre in diesem Lande zu Hause und bin mit all seinen Schlichen bekannt. Wir wollen uns demnach in aller Kürze verständigen: Du liebst die Tochter meines Pächters Mateo, und ich, ich interessire mich für diese braven Leute. Willst Du nun die Zita heirathen, so sey Dir hiemit gesagt, daß ich ihr tausend Ducaten zum Brautschatz gebe, und ihr eine jährliche Pension von funfzig Ducaten für jedes Kind zusichere, das sie Dir gebären wird. Es steht übrigens bei Dir, die Partie auszuschlagen; ich werde dann schon einen Mann für das Mädchen finden, der sich auch nicht über Magendruck zu beschweren braucht."

— Es würde zu vermessen seyn, sagte Carlo darauf, Ewr. Excellenz zu widersprechen. Wir wollen also annehmen, daß ich Ihnen zu gefallen die Zita liebe, und daß ich auf Ihren Antrag eingehe.

„Ich bin gerührt über Deine Gefälligkeit. Da Du Dich nun dazu verstehst, Dir für einen Augenblick das Ansehen zu geben, als ob Dir Deine Geliebte lieb wäre, und eine Mitgift in Empfang zu nehmen, auf die Du nicht gerechnet hast, so wollen wir uns mit einander zu der Zita begeben und ich werde Dich dort der Familie Deiner Zukünftigen vorstellen."

Mateo, der von alle dem, was in der Zwischenzeit vorgefallen war, nichts wußte, ließ sich den Schwiegersohn gefallen, der ihm zugeführt ward, und war im Stillen darüber erbaut, daß auch seine Tochter keine Umstände machte.

„Nur Eins hätte ich zu erinnern," äußerte sich der ehrliche Pächter schließlich: „der Carlo wird seine Frau mit auch Taormine nehmen wollen . . ."

— Nun freilich! unterbrach ihn der Marquis. Ich will nicht, daß dieses Ehelente seyn sollen, die unter zwei verschiedenen Dächern leben. Ich werde Euch aber einen Knecht stellen, der die Stelle Eurer Tochter vertreten und ihre Arbeiten verrichten soll.

Als mit diesem Versprechen auch die letzte Schwierigkeit beseitigt worden war, gaben die jungen Brautleute einander den Verlobungskuß. Darauf wurde beschlossen, daß die Hochzeit am Ostermontag gefeiert werden sollte. Carlo hatte inzwischen freien Zutritt zur Braut, und er widmete ihr alle die Zeit, die ihm sein Botendienst frei ließ. Wenn die Zita zu arbeiten hatte, so war er ihr dabei behülflich; außerdem sang er ihr, sich auf einer Guitarre begleitend, Lieder vor, zu welchen er die Worte und die Musik selber componirt hatte. Ein Diener des Marquis holte aus dem Meierhofe das einzige Kleid, welches das junge Mädchen besaß, ab; es war das erste Mal, wo dies Kleid an einem andern Tage, als an einem Sonn- oder Festtage den Schrank verließ, um einer Schneiderin zu Messina als Muster zu einem vollständigen Brautstaate zu dienen. Derselbe mußte zuvor angepaßt werden, und als die Zita sich in ein seidnes Gewand gehüllt, vom Haupte einen Schleier wallen, die Füße mit weißen Schuhen geschmückt sah, da wäre sie vor innerer Wonne beinahe in Ohnmacht gefallen. Es traten ihr Freudenthränen in die Augen, und es war ihr, als ob ihr ihr Protector und ihr Geliebter noch dreimal so lieb geworden wären als vorher.

Digitized by Google

Alle dieſe Pläne wurden jedoch durch einen unvorhergeſehenen Zufall vereitelt. Carlo wartete eines Abends auf Briefſchaften für Randazzo und die Döfer im Gebirge mit der Poſt von Meſſina nach Catonia. Als er das Klingeln der Schellen und das Knallen der Peitſche höete, begab er ſich hinaus auf die Straße. Zu ſeiner großen Verwunderung ſah er aber die Poſt ohne Aufenthalt an ſich vorbeifahren, und der Schirrmeiſter würdigte ihn keines Blickes. Carlo glaubte die Geringſchätzung wahrzunehmen, mit welchen in der Regel diejenigen auf's Feindſeligſte bedacht werden, die ſo unglücklich ſind, in Ungnade gefallen zu ſeyn. Er lief dem Wagen inzwiſchen nach, und ſah ihn vor einer kleinen Locanda anhalten. So wie er ihn erreicht hatte, rief er dem Schirrmeiſter zu: „Habt Ihr keine Briefſchaften an mich abzugeben?“

Ohne hierauf zu antworten und von der Frage Notiz zu nehmen, ſchloß der Schirrmeiſter ſeinen Depeſchenkoffer auf und holte mehrere Pakete daraus hervor. Währenddem trat ein Mann in neuem Anzuge und mit ſilbernen Schnüren am Hute aus der Schenke, nahm die Briefſchaften und Pakete mit einer wichtigen Miene in Empfang, und begann mit dem Schirrmeiſter neapolitaniſch zu ſprechen.

„Dieſe Briefſchaften und Pakete“, ſagte Carlo, „hätten bei mir abgegeben werden müſſen. Wollt Ihr an meine Stelle treten, ſo ſeyd ſo gut, mir Eure Beſtallung zu zeigen, denn ich wüßte nicht, daß ich abgeſetzt worden wäre.“

Der Neapolitaner gebehrdet ſich in Sicilien, wenn er irgend ein Aemtchen hat, wie klein es auch ſeyn mag, als ob er ſich in einem eroberten Lande befände. Je geringer ſeine Functionen ſind, je hochfahrender iſt er in ſeinem Benehmen, je ernſter in ſeiner Sprache. Carlo, der wohl ſah, daß dieſe beiden Paſchas, ihre Luſt daran hatten, ihn zu demüthigen, wartete ruhig auf den Augenblick, wo es ihnen belieben möchte, ihm eine Erklärung zu geben. Es bedurfte deren jedoch nicht: die Winke, welche der Schirrmeiſter dem neuen Boten in Betreff ſeines Verhaltens als ſolcher gab, haben alle Zweifel. Die beiden Neapolitaner begaben ſich darauf in das Wirthshaus, um ſich zu erfriſchen. Unterdeſſen wurden die Pferde vor dem Poſtwagen wieder eingeſchirrt, die Reiſenden und der Schirrmeiſter nahmen ihre Plätze wieder ein, und der Poſtillon ließ ſeine Peitſche knallen. Carlo, der ſich allein auf der Straße befand, ging vor dem Hauſe auf und ab. Als endlich die Magd der Locanda, mit der er bekannt war, heraustrat, um Waſſer aus dem Brunnen zu ſchöpfen, ließ er ſich mit ihr in ein Geſpräch ein, und erfuhr durch ſie, daß ein gewiſſer Don Franceſco, der deſſelben Tages angekommen ſey und ſich breit mit dem Credit mache, in welchem er bei der Poſtdirection zu Meſſina ſtehe, ſich als der neue Bote zwiſchen Taormina und Randazza gerirt habe. Da nahm Carlo, deſſen einziges Glück auf Erden die Freundſchaft des Marquis und die Liebe der Zita war, ſein beſtes Maulthier, und ritt damit nach der Villa Germann, wo er noch vor Einbruch der Nacht eintraf.

„Mein Freund,“ ſagte der Marquis zu ihm, nachdem er ihn angehört hatte, „ich ſtimme Dir darin bei, daß ein ſolches Verfahren nur zu oft in unſerm Lande vorkömmt; wir müſſen indeß annehmen, daß eine Verzögerung oder ein unvorhergeſehener Zufall ſchuld daran iſt, daß Dein Nachfolger eher als die Kunde von Deiner Abſetzung bei den Gärten eingetroffen iſt. Aber ich muß Deine Geduld und Deine Mäßigung bewundern; Du hätteſt doch, ohne Bitterkeit und Zorn, darauf beſtehen können, daß Dein angeblicher Nachfolger Dir ſeine Beſtallung vorgezeigt, oder auch, daß er, wenn er bei ſeinem hochmüthigen Schweigen geblieben wäre, Dir die Depeſchen ausgehändigt hätte.“

— Ha! wie verdrießt es mich, daran nicht gedacht zu haben, rief Carlo aus. Der Kummer, meine Stelle zu verlieren, die Furcht, meine Heirath rückgängig gehen zu ſehen, und dazu noch die Geringſchätzung und die Keckheit, womit die beiden Leute mich behandelten, haben mich ganz verdutzt gemacht. Ach! Excellenz, was nun beginnen? ohne Anſtellung, ohne Verdienſt, und dabei zwei Maulthiere zu ernähren und die Miethe eines Stalles zu bezahlen!

„Schämſt Du Dich nicht,“ ſagte der Marquis darauf zu ihm, „in Deinem Alter über ſolch' eine Kleinigkeit dermaßen zu jammern? Statt deſſen ſieh zu, wie Du Dir eine neue Erwerbsquelle eröffneſt; begieb Dich auf offenen Markt, und biete Deine und Deiner Maulthiere Dienſte den reiſenden Engländern an. Da alle Angeſtellte in dieſem Lande, bis zu den Briefträgern und den Poſtillons abwärts, Neapolitaner ſind, ſo biſt Du bis jetzt die alleinige Ausnahme von dieſer Regel geweſen. Wenn Du aber ferner meine Gunſt genießen willſt, da mußt Du Dich muthiger zeigen: die ſchwächlichen und weinerlichen Menſchen ſind mir zuwider.

(Fortſetzung folgt.)

England und Schottland. Reiſetagebuch von Fanny Lewald. 2 Bände. Braunſchweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1851. 52. XIV, 538, IX und 649 Seiten. 8.

„Es ſind etwa ſechs Monate vergangen,“ ſchreibt die Verfaſſerin, ihr Werk einleitend, „ſeit ich, von England zurückkehrend, meine Freunde in der Heimath wiederſah. Viele von ihnen hatten in näherer oder fernerer Zeit England bereiſt und dort gelebt, Vielen war es fremd. Alle wollten davon hören. Die Einen, um eine Vorſtellung von Land und Menſchen zu gewinnen; die Anderen um ſich vergleichend zu überzeugen, was ſich an den Gegenſtänden und Verhältniſſen verändert habe, die ſie einſt gekannt; noch Andere endlich, welche die bevorſtehende Ausſtellung nach London lockte, um ſich vorbereitend den Eindrücken und Genüſſen zu nähern, die ihrer jenſeits des Canales warteten.

Dadurch wurde in mir der Gedanke rege, daß die Leſer, welche meinem bisherigen Schaffen ihre Theilnahme ſo freundlich zugewendet, wahrſcheinlich ähnliche Fragen an mich richten, und ſich gleich meinen Freunden der Mittheilungen über England freuen würden, lebten ſie in meiner Nähe. So entſtand der Plan zu dieſem Buche.

Ein Werk über England zu ſchreiben, das Aufſchluß gäbe über die inneren Bedingungen ſeiner Exiſtenz, konnte mir nicht einfallen. Mein Aufenthalt auf der Inſel war dafür zu kurz, meine Kenntniſſe nicht zulänglich. Ich ſelbſt hatte keinen beſtimmten Zweck bei dieſer Reiſe verfolgt, ſondern nur Erholung und Genuß

Digitized by Google

gesucht. Dennoch glaube ich, daß mir Belehrung manches Art geworden, wie das Leben sie allerorten für den Menschen bietet, der mit offener Seele und mit offenem Auge seine Straße geht.

Die Aufzeichnungen, welche diese Bände enthalten, sind Briefe, geschrieben inmitten des Erlebens. Mir sind sie als Erinnerungen werth, wie dem Maler die Bilder seines Skizzenbuches; dem Empfänger waren sie willkommen. Möchte mich die Hoffnung nicht täuschen, daß auch die Leser, des Autors weiteren Freundeskreis, Theil an ihnen nehmen und sie lieb gewinnen könnten."

Schon aus der Angabe der Seitenzahlen der beiden Bände des von der Verlagshandlung in einfacher, aber sehr sauberer äußerer Ausstattung veröffentlichten Buches, wird man ersehen, daß es sich hier um keine kurze, flüchtige Notizen, sondern um ausführliche Erörterungen des Gesehenen, Erlebten und Empfundenen handelt. Der erste Band enthält die erste bis zehnte Sendung, vom 17. Mai bis zum 12. Junius, der zweite die siebenzehnte bis dreiunddreißigste, vom 12. Julius bis zum 10. September 1850. Die erste ist aus Ostende, die zweite bis einundzwanzigste sind aus London, die zweiundzwanzigste ist aus York, die dreiundzwanzigste bis achtundzwanzigste sind aus Edinburg, die neunundzwanzigste bis zweiunddreißigste sind aus Glasgow und Manchester, die letzte ist aus London datirt. Wir würden mehrere Spalten dieser Blätter in Anspruch nehmen müssen, wollten wir auch nur durch Abdruck des jedem Bande zweckmäßig vorgesetzten Inhalts der einzelnen Sendungen von der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit desselben Kunde geben. Das Leben in London, besonders auch der höheren Gesellschaft, seine baulichen und anderen großartigen Merkwürdigkeiten, Kunst und Wissenschaft, Religion und Unterricht, Volksfeste, Geschichtliches und Biographisches, u. s. w., alles wird, wie es sich darbot, besprochen; daß dabei auf England überhaupt und die Engländer, sowie in den interessanten Berichten über Edinburg, Glasgow, Manchester, auf Schottland und die Schotten, der Blick gerichtet bleibt, bedarf wol kaum bemerkt zu werden. Häufig begegnen wir Neuem, oder wenn auch Altem und Bekanntem, so erscheint es uns doch in neuer geistreicher Auffassung. Der geehrten Verfasserin Näherstehende namentlich wird es erfreuen, ihre Persönlichkeit im Verhältniß zu anderen bedeutenden Persönlichkeiten nicht selten hervortreten zu sehen; ihr Gleichgesinnten werden die freimüthigen Aeußerungen über staatliche Verhältnisse, die ungarischen und deutschen Flüchtlinge u. dgl. Theilnahme abgewinnen, Andern dagegen nicht recht behagen. Selbst der große Raum (S. 336—484), den im zweiten Bande die geschichtlichen Erinnerungen an Maria Stuart, „die zu ihrem Verderben das weiche Herz besaß, die ganze Selbstlosigkeit eines hingebenden Frauencharakters in einer Zeit, in der das Weib den energischen Egoismus einer Elisabeth haben mußte, um sich auf dem Throne und den Männern gegenüber zu behaupten," einnimmt, wird von Manchen als in belebender und ansprechender Weise ausgefüllt, betrachtet werden. Daß die Verfasserin versteht und befähigt ist, Was sie gesehen, gedacht und empfunden, stilistisch kunstgerecht in anziehender Diction auszusprechen und mitzutheilen, davon hat sie in diesem Reisetagebuche einen neuen Beweis geliefert. So stark die beiden Bände auch sind, man wird die einmal begonnene Lesung derselben gern fortsetzen und befriedigt beendigen.

Beachtstücke auszuwählen setzt uns etwas in Verlegenheit, doch dürfen wir unserer alten Sitte gerade hier, wo eine so ergiebige Blumenlese zu halten, nicht untreu werden und entnehmen Folgendes.

„Von jener künstlichen Unmündigkeit und absichtlich verlängerten Kindlichkeit, in denen man bei uns die Frauen und die Kinder zu halten bestrebt ist, findet man hier keine Spur. Ein Engländer würde es für ein schlechtes Lob halten, wenn man ihm von einem Mädchen, das er zu heirathen denkt, rühmen wollte, daß sie „ein wahres Kind" sei, woran die Deutschen doch auch vielfach ihr Entzücken haben. Ein Entzücken kleinlicher Eitelkeit, das oft genug in bittres Leid übergeht, wenn das Leben seine ernsten Seiten herauskehrt und der Mann, statt einer ihm hülfreichen, durch Liebe muthigen Gefährtin, ein verzagendes, hülfloses Wesen neben sich sieht, das er stützen und tragen muß, wenn er selbst Beistand bedürfte. Eine sehr gescheute Engländerin, die ich öfter sehe und die lange auf dem Continente gelebt hat, sprach sich neulich sehr hart aus über die deutschen Ehen, über die Unsittigkeit der Frauen und die daraus erwachsende Respektlosigkeit der Männer vor denselben. „Ihre Landsmänninnen sind Kinder oder Haushälterinnen, sie wissen sich nicht zu rathen, und wenn sie es wissen, wagen sie es nicht. Man sieht das bis in ihre äußere Erscheinung ausgedrückt. Sie können in den seltensten Fällen ordentlich gehen oder feel stehen, und doch lassen die Männer sie auf der Straße allein umherlaufen. Wir aber, wir können gehen und stehen, und sogar fahren und reiten, und kein Engländer würde neben einem Weibe einhergehen, ohne ihm seinen Arm und seinen Beistand anzubieten." — Was daran übertrieben, was daran wahr ist, wissen wir nur zu gut. Ich mußte Vieles zugeben, wie denn auch die Engländerin zahlreiche und ehrenvolle Ausnahmen einräumen mußte. — Ein neu erschienener Roman, the Initiales, der in München handelt und von einer Dame geschrieben ist, die ihre Beobachtungen in den mittlern Gesellschaftsschichten gemacht haben muß, bemittheilt und geißelt die Verhältnisse der deutschen Frauen mit satirischer Bitterkeit. Der Autor geräth dabei, wie die meisten Satiriker, in Uebertreibungen, die oft über das Ziel hinausschießen; und doch ist Wahrheit darin. Es wäre ohne Schade, wenn man den Roman übersetzte und den deutschen Frauen zeigte, in welchem Lichte sie den Augen der Engländerinnen erscheinen. Sie würden dadurch noch zu keinem Aufgeben ihres Wesens und ihrer Eigenthümlichkeit gezwungen werden, und es könnte doch sein Gutes haben. Als wir neulich über diese Dinge gesprochen hatten, dann auf die Erziehung kamen, und ich bemerkte, wie man es in Deutschland für gut halte, Knaben und Mädchen so lange als möglich als Kinder zu erhalten, fragte sie mich: „Ist es denn auch ein Glück, mit einer lebenden Puppe oder einem hölzernen Pferde zu spielen? Erhaltet sie jung und frisch, durch Bewegung im Freien, durch Uebung der Körperkraft, aber gebt ihnen sobald als möglich, was Ihr selbst für Euer Bestes haltet, den Gebrauch ihrer geistigen Fähigkeiten und die Liebe für das Große und Schöne. Dabei können sie reiten und Cricketspielen, tanzen und singen, und viel würdiger froh sein, als bei dem, über die Nothwendigkeit hinaus verlängerten Tändeln mit geschmacklosem Spielzeug."

Neben dieser Ansicht von der Abhängigkeit der deutschen Frauen giebt es aber noch eine zweite Anschauung von ihnen, zu der die paar deutschen Nachahmerinnen von den Jugendübertrei-

Digitized by Google

bungen der George Sand die Motive hergegeben haben. Ganz verständige Engländerinnen haben mich ernsthaft gefragt, ob es wahr sei, daß in Deutschland die weiblichen Anhänger der socialistischen Theorien, in Männerkleidern umhergingen, in Volksversammlungen das Wort führten, an den Orgien ihrer Männer und Freunde Theil nähmen? und viel solch wunderliche Fragen mehr. In einigen Fällen konnte ich den Ursprung dieser Vorstellungen auf eine mir zufällig bekannte, aber nicht verläßliche Quelle zurückführen, und mit Fug und Recht unsere armen Landsmäuninnen gegen den Vorwurf dieser Abgeschmacktheit vertheidigen. Es klang oft wirklich, als dächte man, wir hätten ein Amazonenvolk in unserer Mitte. Wenn ich dann berichtete, daß, nach meinem Wissen, nur zwei Frauen in Deutschland Männerkleider getragen haben, die Eine, aus mißverstandenen Emancipationsideen, die Andere, um ihrem Manne in einem Feldzuge zu begleiten, so glaubte man um so bereitwilliger, daß auch die anderen derartigen Behauptungen positive Lügen oder doch mindestens große Uebertreibungen enthalten hätten. Es ist nie schwer, die Engländer von thatsächlichen Wahrheiten zu überzeugen, denn da sie wahrhaft sind, und positiv — sie nennen es matter of fact — so haben sie auch ein lebhaftes Gefühl für die Wahrhaftigkeit in Anderu. Sie werden mir mit jedem Tage werther, und schon jetzt könnte ich mich leicht entschließen, in England fortdauernd zu verweilen."

„Ich komme aus der Sitzung eines Vereines zur Besserung verwahrloster Knaben. Die Einladung hieß, zu dem Annual Meeting of the Grotto Passage Ragged and Industrial Schools." Grotto Passage ist der Name der Straße, in der sich das Institut befindet. Es hieß ferner: Lord Ashley werde präsidiren und man erwarte Lord Waldersui und Lord N. und diesen und jenen Reverend Mr. in der heutigen Sitzung.

Das Lokal, in dem das Meeting gehalten wurde, war amphitheatralisch eingerichtet und sehr voll, namentlich von älteren Männern und Frauen. Wie immer war der Hebel für das Unternehmen auch hier das Christenthum. Der Präsident, Lord Ashley, ist sehr kirchlich, und der Urheber des Gesetzes, das Sonntags den Postverkehr verbietet. Trotzdem war die Gesinnung des Direktoriums eine aufgeklärte und sehr wackere. Ein Capitain Holland, ein stattlicher Mann in Civilkleidung, gab einen Bericht über die Leistungen dieses, in dem gedachten Stadttheil erst seit anderthalb Jahren bestehenden Instituts. Es hat sich die Aufgabe gestellt, neben der Besserung verwahrloster Knaben, auch für deren Fortkommen Sorge zu tragen. Von den, in die Anstalt aufgenommenen Zöglingen, hatte man im Laufe der anderthalb Jahren sieben oder acht entlassen können. Sie waren theils als Schiffsjungen, theils als Handwerker nach Australien gegangen. Von Allen waren in letzter Zeit dankbare Briefe und Zeugnisse über ihr gutes Verhalten auf der Reise und nach der Ankunft, eingelaufen. Da die Knaben in der Anstalt gleich zur Arbeit und zum Erwerbe angehalten werden, und diese Fortgeschickten nicht allzu lange dort verweilt hatten, war der Betrag dessen, was sie in dem Institute gekostet hatten, etwa sechs Pfund für Jeden. Kapitain Holland erklärte, daß man die Knaben mit der Bemerkung aufnehme, wie man nur dann für sie sorgen könne, wenn sie selbst eine Besserung ihres sittlichen Zustandes für nöthig hielten, und ihren Unterhalt und Unterricht durch Arbeiten in den Werkstätten der Anstalt verdienen wollten. Nur Gegenseitigkeit könne zu Etwas führen. Diese „vernünftigen Vorstellungen" hätten überall angeschlagen. Die Kinder der Armuth würden für praktische Einsicht früher reif, als die Kinder der Reichen, welche glauben, das tägliche Brod falle wie Manna für Jeden vom Himmel herab. Man habe die Knaben nur durch Güte und vernünftige Zusprache erzogen. Die einzige Strafen, welche man anwende, seien Entziehung einzelner Mahlzeiten, Verschlechterung der Kost im Allgemeinen, oder zeitweilige Ausschließung von den gewöhnlichen Erholungsstunden. Damit sei man bisher auch durchgekommen, da es die Knaben in dem Grundsatze bestärkt habe, das wer nicht arbeite, nicht genießen könne.

Nach ihm sprach ein Geistlicher, der sich in religiöser Hinsicht so frei äußerte, daß er selbst es immer für nöthig achtete, zu erklären, wie er den Beistand Gottes und das Walten der Vorsehung keines Weges ausschließe. Er war ein großer, blonder Mann, stark und von lebhaften, energischen Bewegungen. Er nahm die Sache ganz humanistisch. Einem Menschen Wohlthaten erzeigen, sagte er, heißt ihn demüthigen. „Wenn wir noch zwanzig Jahre leben, hoffe ich, daß wir keiner Wohlthätigkeitsanstalten mehr bedürfen werden. Sie sind eine Schande für eine Nation wie die unsere. Bis wir aber eine Schulreform nach den ausgedehntesten Ansprüchen sittlicher Cultur durchgesetzt haben werden, die den Menschen dahin erzieht, sich durch Association der Wohlthätigkeitsanstalten zu entledigen, bis dahin müssen diese in immer weiterm Kreise wirken." Es müsse also nicht nur die Zahl der Ragged Scools vermehrt, sondern überhaupt für die Beschäftigung der heranwachsenden Knaben und Mädchen gesorgt werden, um sie vor Verbrechen aus Noth zu bewahren. Für Mädchen würde sich, nach seiner Ansicht, vielfach durch die Errichtung von Kleinkinderbewahranstalten und öffentlichen Waschhäusern in allen Stadtvierteln sorgen lassen. Sie würden dabei Etwas für sie Nützliches lernen, ihren Unterhalt gewinnen, indem sie zur Erleichterung der Arbeiterklassen beitrügen, und körperlich nicht so ruinirt werden, als in den Diensten bei Handwerkern, in denen fünfzehnjährigen Mädchen die Arbeit für das ganze Haus auferlegt zu werden pflegte.

Nach diesem Geistlichen nahm ein Lord, der das beste, wohlwollendste Gesicht von der Welt hatte, den Präsidentenstuhl ein. Er setzte auseinander, was die englischen Gefängnisse jährlich kosten, auf wie hoch der Betrag des gestohlenen Gutes, auf wie hoch sich der Betrag der Armentaxe belaufe. Es waren zusammen, wenn ich recht verstanden habe, zwölf Millionen Pfund, wovon zwei auf die Gefängnisse, drei auf den Diebstahl und sieben auf die Armentaxe kamen. Danach gab er zu bedenken, was man mit solchen Summen leisten könne, wenn sie zu dem einzig Vernünftigen, dem Schutz vor Verwilderung und Verarmung angewendet würden, aus denen die Verbrechen zu entstehen pflegten. Es sei unglaublich, mit wie geringen Mitteln man Gutes zu fördern im Stande sei. Er erinnere sich noch sehr wohl eines Abends, an dem er, mit Kapitain Holland durch die Straßen gehend, die elenden Häuser gesehen habe, in denen sich Schlafstellen für alle Geschlechter und Alter zu befinden pflegten, und in denen nicht im Geringsten für Sittlichkeit und Selbstachtung der dort Obdach Suchenden gesorgt wäre. An jenem Abende sei er mit Capitain Holland übereingekommen, ein Modellogierhaus in Westminster zu errichten. Sie hätten es aus eigenen Mitteln unternommen und den besten Erfolg davon getragen. Denn nicht nur, daß die Armen in dem einem Logierhause billiger wohnten, das er und Capitain

Digitized by Google

Holland die vollen Zinsen ihres Capitals herauszögen, sondern alle Logirehäuser in dem Districte, wären — was nachgewiesen werden könne — von den Hauseigenthümern menschenwürdiger eingerichtet worden. Die Concurrenz habe das zu Wege gebracht. Weit davon entfernt, schon jetzt von allen Menschen die wahre Menschenliebe zu fordern, verlange er von den Selbstsüchtigen den Verstand, mit dem der Geizigste, wo es nothwendig sei sein Eigenthum durch Deiche vor dem Einbrechen der Fluten zu schützen strebe. Er verlange von den Menschen den Verstand der Selbsthülfe. Das bisherige Elend bestehen lassen, heiße Diebe, Verbrecher, Seuchen und Revolutionen erzeugen. Die erste französische Revolution sei eine so furchtbare gewesen, weil kein Band der Vermittlung, der fördernden Gegenseitigkeit zwischen den verschiedenen Ständen vorhanden gewesen sei. Wolle man die Welt vor ähnlichen Revolutionen bewahren, so müßten die Besitzenden sich mit den Nichtbesitzenden für das Wohl der Letztern, zum Besten der Ersteren associiren. Und solch vernünftige Association zu fördern, sei die Aufgabe dieser Zeit und jedes gutdenkenden Menschen.

Es war erhebend und erfreulich, diese Grundsätze, die man sonst so häufig von den Lippen der Armen als Drohung gegen die Reichen aussprechen hört, hier aus dem Munde der Letzteren zu vernehmen, und ich bin sehr befriedigt nach Hause gefahren, als man anfing die jährlichen Rechnungen und die Arbeiten der Zöglinge vorzulesen."

„Hier im Hause ist ein Mädchen, mit dem man sehr zufrieden und das sehr lieblich ist. Mary war eine Londonerin, und hat, als Mrs. Ch. einmal in London als Gast in der Familie war, in der Mary damals diente, Mrs. Ch. so lange gebeten, sie in das Geburtsland von Scott und Burns mitzunehmen, damit sie doch einmal die Gegenden sehen könnte, welche diese Dichter besungen hätten, daß Jene sich entschloß ihrem Wunsche zu willfahren und einen Versuch mit dem Mädchen zu machen, der vortrefflich ausgefallen ist. Nachdem das Mädchen Jahr und Tag seine Verpflichtungen zur größten Zufriedenheit erfüllt, hat es sich als Gunst einen mehrtägigen Urlaub erbeten, und ist auf eigene Kosten, mit Empfehlung von Mr. Chambers, fortgereist, die noch lebende einzige Schwester von Burns zu besuchen, welche sich mit ihren zwei Töchtern an einem kleinen Orte aufhält. Nach abgelaufenem Urlaub ist Mary dann pünktlich heimgekehrt, sehr zufrieden mit dem ihr gewordenen Empfang, und verwaltet ihre Obliegenheiten nach wie vor mit der größten Treue. Sie bedient am Tisch hilft in den Fremdenzimmern, und nur ihr intelligentes, sanftes Gesicht verräth ihre geistige Begabung.

Das bringt mich auf die Lage der Dienstboten, die in England unvergleichlich besser ist, als in Deutschland. Von jener Manier, Alles vor ihnen zu verschließen, die so beleidigend ist, und so entsittlichend wirkt, weil sie die Unredlichkeit der Dienenden voraussetzt, findet man hier keine Spur. Lebensmittel und fast der ganze Besitz steht unverschlossen da, die Dienstboten theilen die Verantwortlichkeit dafür, untereinander und mit der Hausfrau. Dadurch sind sie denn auch nicht, wie noch so oft in Deutschland, gedankenlose Maschinen, welche ewig und immer auf's Neue angetrieben und in Bewegung gesetzt werden müssen. Sie sind Gehilfen der Hausfrau, die ihr das Detail des Haushalts abnehmen; und während das bei den Dienenden Umsicht und Ueberlegung giebt, läßt es der Hausfrau die Möglichkeit sich mit andern Dingen zu beschäftigen. Im Ganzen sind, das geben selbst deutsche in England lebende Frauen zu, die englischen Dienstmädchen häuslicher als die deutschen. Außer den öffentlichen Gang zur Kirche, den sie sich häufig für den Sonntag Nachmittag ausbedingen, und der zwei Stunden dauert, verlassen sie das Haus fast gar nicht, wenn sie nicht Eltern oder nahe Verwandte in der Stadt haben, und der Besuch öffentlicher Vergnügungsorte, der in Berlin so gewöhnlich unter den Dienstmädchen ist, kommt hier nur als seltene Ausnahme vor.

Das Gehalt ist nach unsern Begriffen sehr groß. Ein Mädchen, das in einem kleinen Hause den Dienst verrichtet, bekommt bis vierzig Pfund des Jahres; und eine gute Köchin, eine gute Kammerjungfer fünfzig Pfund und darüber. Natürlich gilt das von den Familien der wohlhabenden Mittelstände. Ueberall haben die Dienenden im Souterrain neben der Küche und dem Wirthschaftslokal, ihr wohlgeordnetes Zimmer, dem eine Fußdecke von Wachstuch, ein großer Eßtisch, ein paar bequeme Stühle am stets brennenden Kamine selten fehlen; meist ist auch die Küche selbst so traulich und behaglich, daß sie an und für sich schon einen angenehmen Aufenthaltsort bildet. Trotz dem ist der Wechsel von Dienstboten, wenn auch nicht ganz so häufig als bei uns, so doch nicht seltener; und was man über das Verwachsen derselben mit den Familien berichtet, gehört hier wie dort zu den Ausnahmen. Dennoch glaube ich, daß es öfters vorkommen kann und muß, als bei uns, eben weil das ganze Verhältniß menschenwürdiger behandelt wird. Die Hauptsache ist, daß man in England das Weib niemals in dem dienenden Mädchen vergißt, während man die ganze Klasse in Deutschland, ich möchte sagen, als Mittelwesen behandelt, denen man Arbeiten und Dinge zumuthet, welche man von andern Frauen nicht begehren würde. Daraus folgt denn auch, daß die Mädchen in den wohlorganisirten englischen Häusern einen gebildeten Anstrich, eine gewisse Haltung haben, die man im Vergleich zu der Weise deutscher Dienstboten, ladylike nennen muß. Sie sehen nicht so „durchgewettert" aus, sie haben den Ausdruck der Weichlichkeit behalten. Es ist das schwerer zu beschreiben, als zu sehen, wenn man nur etwas Auge dafür hat.

Im Ganzen läßt man sie nicht so schwer arbeiten, und hält deshalb mehr Dienstboten als bei uns. Sonntags ein Dienstmädchen im schwarz seidenen Kleide mit einer hübschen Haube — denn sie tragen fast Alle ein Häubchen — ihre Arbeit verrichten zu sehen, ist etwas ganz Gewöhnliches. Die Besuche ihrer Verwandten oder ihres Bräutigams betrachten sie als ein Recht, welches sich von selbst versteht, weil sie wenig ausgeben und keine Zerstreuungen haben; und da sie meist sparsam sind, gelingt es ihnen leicht, ein kleines Kapital zusammenzubringen, das ihnen zu einer Ausstattung bei ihrer Verheirathung verhilft. Freilich sind diese Verhältnisse noch weit von den amerikanischen entfernt, und die Gleichberechtigung der Dienenden hier noch bei weitem nicht so anerkannt als dort, dennoch sind sie mir gegen Deutschland golden erschienen, und ich habe mich gefreut, als mir Herr v. P. in London eine Geschichte erzählte, welche von den übrigen Anwesenden spöttelnd belacht wurde.

Einer von Herrn v. P's. Freunden, ein reicher unverheiratheter Edelmann, richtete sich einen Hausstand ein, und engagirte sechs Personen für den Dienst, unter denen sich der Butler (Haus-

Digitized by Google

hofmeister) und die Köchin befanden. Da das ganze Haus neu gekauft und neu meublirt war, hatte man auch den Diningroom für die Dienerschaft gehörig eingerichtet, und der junge Lord glaubte allen Anforderungen derselben entsprochen zu haben, als sein Butler ihm eines Tages erklärte, daß es ihm unmöglich sei, die Leute in Ordnung zu halten, und daß ihre Unordnung von der schlechten Einrichtung des Hauses herkomme. „Aber was fehlt denn dem Hause?“ fragte der Lord verwundert. „Unser Diningroom ist schlecht eingerichtet!“ — „Sie haben einen Tisch, sechs Stühle, die Kaminsessel, die nöthigen Nebentische und Schränke, was wollen sie mehr?“ — Das ist wahr Mylord! aber der Eßtisch ist rund; und weder ich noch die Köchin in Ihrem Dienste bleiben, wenn Mylord uns nöthigen an einem runden Tische zu essen. Es gehört sich, daß in einem anständigen Hause der Butler das obere, und die Köchin das untere Ende eines langen Tisches inne hat, und die Dienerschaft die Seiten — nur so wird Ordnung erhalten und Verträglichkeit möglich; aber an einem runden Tische kann ich für Nichts stehen, und will lieber meinen Abschied nehmen, als Unordnungen unter meiner Leitung dulden!“

So drollig das klingt, und obschon es übertrieben sein mag, so ist es doch durchaus im Charakter des Volkes, und seinem Sinne für Aufrechterhaltung jeder Form und jedes Rechtes, so vollkommen angemessen, daß ich unbedenklich an die Wahrheit der Thatsache glaube. Es ist aber mit allen solchen Dingen, und damit, daß die Dienstboten von jedem Gaste des Hauses mit Sir und Miß angeredet werden, mehr gewonnen für die Belebung ihres Selbstgefühls, ihres Begriffs von Menschenwürde, als mit einer abstracten Erklärung der Menschenrechte, wenn die Achtung vor dem Menschenrechte nicht in das tägliche Leben übergeht. Daß man bei uns die dienende Klasse noch mit Du anspricht, ist ein großes Unglück für sie, und ein Zeichen, wie sie bei uns noch außer der Allgemeinheit stehen; ein Zeichen unserer geringen Civilisation und ihrer Unfreiheit.“

„Einen der schönsten dieser Landsitze, Cromedale House, habe ich heute kennen lernen, als ich der Familie Schwabe meinen Besuch machte, mit der ich von gemeinsamen Freunden bekannt gemacht worden war. Herr Schwabe ist ein Deutscher und Besitzer einer der größten Kattunfabriken, die aber nicht in Manchester, sondern noch eine Strecke hinter Cromedale House, in Rodes, gelegen ist. Man hatte einige Personen zum Mittag eingeladen, unter denen mir ein bejahrter Mann durch sein edel einfaches Aeußere auffallend war. Er mochte sechzig Jahr alt sein, war mittler Größe und ziemlich mager, was mehr an dem länglichen Gesichte und dem kahlen, von wenig weißen Haaren umgebenen Schädel, als an der Gestalt, bemerklich wurde. Seine ganz schwarze Kleidung, und das angesteifte, mit einer kleinen Schleife geknüpfte Halstuch, leuchteten vor Sauberkeit. Ich hielt ihn für einen menschenfreundlichen Landgeistlichen oder Methodisten, und die Zuthunlichkeit, mit der Alt und Jung ihm begegneten, die Güte und Freundlichkeit, die aus seinen hellblauen Augen strahlten, bestärkten mich in dem Glauben. Nachdem ich ihn und ein sehr gutes Portrait von ihm, das sich in einem der Gesellschaftszimmer befand, eine Weile betrachtet hatte, wurde er mir als Mr. Weight vorgestellt, und ich erfuhr bald nachher, daß er als Werkführer in einer Eisengießerei beschäftigt sei. Indeß das ganze Wesen des Mannes und die Art und Weise, in der man ihm begegnete, sprachen es unverkennbar aus, daß sein Dasein noch eine andere Seite, sein Leben und Wirken noch eine andere Bedeutung haben müsse, und so ist es auch.

Mr. Wright hat sich seit Jahren neben seiner fortdauernden Gewerbsthätigkeit mit der Versorgung entlassener Sträflinge, mit der Beaufsichtigung der Gefängnisse beschäftigt, und sich in seinem, zum Anerkennen und Danken so bereiten Vaterlande, dadurch einen geachteten Namen gemacht. Ein specieller Vorfall hat ihn zu seinen Werken der Menschenliebe geführt.

In der Fabrik, als deren Werkmeister er seit langer Zeit beschäftigt war, arbeitete ein fleißiger, stiller Mensch, zu völliger Zufriedenheit von Mr. Weight, im besten Einvernehmen mit seinen Genossen. Da erfährt man durch irgend einen Zufall, daß jener Arbeiter ein entlassener Sträfling sei. Es entsteht eine Bewegung in der Fabrik, die Mitarbeiter entfernen sich von dem Unglücklichen, und Mr. Weight erhält von dem Fabrikanten den Auftrag, am folgenden Sonnabend den ehemaligen Sträfling anzulohnen und fortzuschicken. Mr. Wright's Vorstellungen dagegen, seine Betheuerungen, daß der Mann sich musterhaft gehalten habe, vermögen weder den Beschluß des Fabrikanten noch den Widerwillen der Arbeiter zu brechen; der Arbeiter wird entlassen. Kaum hat er sich niedergebeugt und kummervoll entfernt, als in Mr. Weight die Frage aufsteigt, was aus dem Manne werden solle? — Augenblicklich noch in der Fabrik durch sein Amt festgehalten, geht er, sobald die Feierstunde schlägt, in des Sträflings Wohnung, aber dieser hat sie bereits verlassen, und Mr. Wright erfährt, daß der Arbeiter nach dem Innern des Landes habe gehen wollen. Man nennt ihm den Ort, Mr. Wright späht ihm nach, der Gesuchte ist auch da nicht mehr zu finden, und obgleich er das Forschen nach ihm nicht aufgiebt, gelingt es Herrn Weight nicht, jemals eine Nachricht über das fernere Schicksal des Unglücklichen zu erhalten.

Von der Stunde an hat Mr. Wright die Versorgung der, aus den Gefängnissen entlassenen, Sträflinge zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Er hat seine ganze Mußezeit, so wie die kleinen Summen, die er von seinem Wochenlohn erübrigen konnte, zur Hilfe und Unterstützung der Convicts verwendet, und es ist ihm gelungen, erst einige Wenige, dann Viele seiner Mitbürger für das Schicksal der Sträflinge zu interessiren und Anstalten zu ihrer Versorgung treffen zu können. Dadurch hat er, ohne seine äußern Lebensverhältnisse im Geringsten zu ändern, sich einen bedeutenden Wirkungskreis geschaffen. Je näher er selbst den arbeitenden Klassen stand, um so größer mußte der Einfluß werden, den er auf die Sträflinge ausüben konnte, welche meist diesem Stande angehörig sind. Er gewann leicht Vertrauen von ihnen, und dies Vertrauen hat ihm eine solche Einsicht in die Denkart, Empfindungs- und Handlungsweise seiner Schützlinge gegeben, daß man ihn gegenwärtig als einen der Männer betrachtet, welche am Tiefsten über die bürgerliche Wiederherstellung der Verbrecher nachgedacht haben, und am Besten dieselbe einzuleiten verstehen. — So kam es, daß eines Tages Mr. Weight, als er wie immer in der Fabrik beschäftigt war plötzlich eine telegraphische Depesche erhielt, welche ihn im Namen des Parlaments aufforderte, sich augenblicklich nach London zu verfügen, um den Berathungen beizuwohnen, welche dort von einer der gesetzgebenden Commissionen, über die Verwaltung der Gefängnisse und über die Lage der Sträflinge

Digitized by Google

gehalten wurden. Sein Fabrikherr gab ihm Urlaub, schoß das nöthige Geld vor, Mr. Wright war zwölf Stunden später in London, und ward dort mit großer Auszeichnung empfangen. Er ward der Königin vorgestellt, nahm an den Verhandlungen der Commission lebhaften Antheil, und kehrte dann ruhig in seine Fabrik und an seine Arbeit zurück. Er ist von Jugend an, mit einer Frau seines Standes verheirathet, und die beiden alten, kinderlosen Leute, leben auch wie vor in großer freiwilliger Beschränkung, weil sie von der Einnahme des Mannes, die sich jährlich auf hundert Pfund belaufen soll, noch einen namhaften Theil den wohlthätigen Zwecken opfern, denen Mr. Weight sich geweiht hat.

In Deutschland würde ein solcher Mann einen Titel, einen Orden vierter Klasse, vielleicht ein kleines Amt mit ein Paar hundert Thalern Gehalt bei legend einem Zuchthause erhalten, und außerhalb seines Wirkungskreises würde Niemand sich um ihn kümmern. Man würde ihn abgefunden haben. Nicht so in England! Mr. Wright hat weder einen Titel, noch einen Orden, noch ein Amt, in dem er auf Kosten des Staates lebte und nach Vorschrift des Ministeriums handeln mußte — vielleicht oft gegen sein besseres Wissen und seine Ueberzeugung. Er ist unabhängig geblieben, ernährt sich selbst, wirkt selbstständig handelnd und berathend nach eigenem Ermessen für seine Zwecke, und hat als Lohn — außer seinem eigenen Bewußtsein — die fortdauernde, achtungsvoll thätige Anerkennung seiner Mitbürger, die es fühlen, daß jeder Bürger für die selbstlose Aufopferung und Thätigkeit eines andern Bürgers, ihm dankbar zu sein hat. Die ersten Männer Manchesters sind bemüht ihn zu ehren, und ich lernte ihn kennen, weil Mr. Schwabe ihn eingeladen hatte, einige Zeit in Cromedale House zu wohnen, um die Landluft und eine Pflege zu genießen, wie Mr. Wright sie sich in seinen beschränkteren Verhältnissen nicht gewähren kann. Alltäglich fährt der Werkführer einer Eisengießerei von dem Gute eines der reichsten Kaufleute zu seiner Werkstätte, und nach vollendeter Tagesarbeit wieder in das gastliche Haus zurück — und das gerade ist es, was ich hier in England so erfreulich finde. Englische Schriftsteller spotten über die Abgötterei, die in England von den reichen Bürgerlichen mit den Lords, mit den Großen getrieben wird, und wir Deutschen lesen das sehr wohlgefällig, ohne zu bedenken, wie unsere reichen Banquierfamilien stolz darauf sind, einen General, einen Grafen an ihrem Tische zu haben, und was sie darum geben würden, könnten sie es erlangen, am Hofe zu erscheinen, an der Börse von ihrem Empfang bei Hofe zu erzählen. Man ist in Deutschland eben so bereit als in England, sich vor Traditionen, vor glänzendem Scheine zu beugen, aber man ist viel weniger bereit, das wirkliche Gute anzuerkennen, das sich — unsanktionirt durch den Schein von Titel und Orden — unter seinen Standesgenossen oder gar in den arbeitenden Bürgerklassen findet. England, das jeden braven, sich in irgend einer Weise auszeichnenden Menschen als einen Gentleman ehrt, ist durch diesen einen Zug dem wahren Grundsatz der demokratischen Gleichheit näher als wir, wenn es auch noch eine Weile in seiner Pairie-Abgötterei verharren sollte."

H.

Franz Hoffmann's illustrirter Volkskalender in Monatsheften für 1852.

Mit den uns vorliegenden beiden Lieferungen: September- und October-Heft und November- und December-Heft, ist der Kalender für 1852 abgeschlossen und nicht lange wird es dauern, so werden wir im Stande sein das Erscheinen der ersten Lieferungen für 1853 anzuzeigen, die uns interessante Erzählungen von W. O. von Horn, Ludwig Rellstab, Gustav Nieritz, Heinrich Pröhle, Franz Hoffmann u. A. bringen sollen.

Für die September- und October-Lectüre ist durch Folgendes gesorgt: Die Winterabende in einem Pfarrhause. Mitgetheilt von Heinrich Pröhle. Drei Dutzend Jahre (Schluß). Von Karl Steiger. Ein Jeder macht sein Compliment. Gedicht von Theodor Drobisch. Der chinesische Thee. Von A. Grube. Die versunkene Stadt. Gedicht von Wolfg. Müller. Das Schreinerbäbele (Schluß). Von Aug. Becker. Eine Elephantenjagd auf Ceylon. Von einem englischen Pflanzer. Die Ueberraschungen. Novelle von Lor. Diefenbach. D'Untersbergee Mannln. (Oberbayrisch.) Gedicht von Fr. von Kobell. Haushalts-Worte: Vom Heirathen. — Zimmergarten. — Allerlei Hausmittel. Aus den Papieren von Schmidt und Finke.

Im November- und December-Hefte finden wir: Der alte Thürmer: Der Erhenkte. Von Franz Hoffmann. An die Nemen. Gedicht von Felix Hülle. Der Spielmann vom Thüringer Walde. Volkserzählung von Ludwig Bechstein. Eine Hochzeit in Indien. Der Hund. Gedicht von A. Grube. Der Weihnachtsbaum. Eine Erzählung von Ferdinand Schmidt. Trau, Schau, Wem? und der geklopfte Rock. Fabeln von J. E. Hartmann. Haushalts-Worte: Ein gutes Mittel wider die böse Laune. — Eine Hausfrau aus der guten alten Zeit. — Ueber Anlage von Gärten. — Allerlei Hausmittel. Aus den Papieren von Schmidt und Finke.

Außer dem Monatskalender für September, October, November und December, erhalten wir vier humoristische Bilderbeilagen, von denen besonders die Rückkehr einer Jammergestalt in Lumpen von, und die Hinreise eines wohlbeleibten und wohlgemutheten Herrn, nach Californien bedeutsam und charakteristisch ist.

Dem Nov.- u. Dec.-Hefte ist Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß beigelegt. Die 12 Hefte bilden nun einen Quartband von 244 Seiten mit hübsch verzierten Monatskalendern und 12 Illustrationen von Düsseldorfer Künstlern.

Alles Gute und Schöne, was wir von dem trefflichen Unternehmen erwarteten, ist in reicher Fülle gesprendet und wer, in der Stadt und auf dem Lande, den Seinigen ein nützliches und unterhaltendes Lesebuch schenken will, der kaufe Franz Hoffmann's illustrirten Volkskalender.

F. L. Hoffmann.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

GALETTI

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 34. **Mittwoch, den 28. April.** **1852.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Im „Frühling" 1852 ..... Seite 261
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 261
Der Mezzo-Matto. (Fortsetzung.) ..... „ 263
Die amerikanische Expedition nach Japan ..... „ 265
Literatur:
Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation ꝛc. ..... „ 266
Beiträge zur Kritik des Thukydides von Franz Wolfgang Ullrich „ 267
Miscelle ..... „ 268

Im „Frühling" 1852.

Der Frühling nicht, es ist der Schnee,
Der an den Hügeln glänzt und glitzt;
Es thut dem Herzen ordentlich weh,
Daß auf dem Land und auf der See
Der Winter gar so fest noch sitzt.
Und doch wär's Zeit nachgrade
Daß uns des Frühlings Gnade
Aus Wald und Feld entgegenblitzt.

Wohl seh' ich manchen Blumenflor
Am warmen Fenster im Sonnenlicht;
Blüth' über Blüthe sprießt empor
Und hinterm grünen Laub hervor
Lugt manch ein liebliches Gesicht.
Ein Frühling ist's im Kleinen,
Und doch, — mir will's so scheinen —
Das ist der rechte Frühling nicht.

Wann endlich kehrt der rechte ein
Mit Blüthenschnee und Liederschall?
Wann wird der warme Sonnenschein
Den Mai aus seiner Haft befrei'n?
Wann singt die erste Nachtigall?
Ja wann? Wenn man's nur wüßte!
Hier an der Ostseeküste
Ist's Winter noch allüberall.

Lübeck. Hermann Grieben.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Ein gleiches Gefühl der Nationalwürde und Freiheit, die sich durch die Pariser Clubs, die Vorstädte und die Tribünen gekränkt und unterdrückt sehen, spricht sich in der Adresse der Administratoren des Aisne-Departements aus.

„Seit wann", heißt's darin, „bilden sich die Pariser Wühler denn ein, daß sie allein das französische Volk bilden? Man lasse sie doch die Mandate aufweisen, durch welche die 83 Departements ihnen ihre Vollmachten übertragen haben. Die Stadt Paris ist verantwortlich für das Depôt der constitutionellen Acte, für die Sicherheit der gewählten Repräsentanten und des erblichen Repräsentanten der Nation. Wenn ihr Blut vergossen würde, so würde ganz Frankreich die Armeen zur Rache aufrufen."

„Proscribiren Sie die Clubs-Verbindungen und die Correspondenz, welche dieselben unter einander führen; machen Sie dem Scandal Ihrer Zwietracht ein Ende, der durch den Unterschied Ihrer Plätze bezeichnet wird, und steuern sie die unausstehliche Einmischung, die empörende Tyrannei der Tribünen. Die unruhigen Köpfe zu Paris sind nicht berechtigt, die öffentliche Meinung vorzuschreiben. Was Paris wünscht, das ist erst der Wunsch des 83sten Theiles von Frankreich. Wir fordern Rache für den scheußlichen Tag vom 20. Juni, ein Tag, der Paris zu ewiger Schande gereicht und ganz Frankreich in Trauer versetzt."

Digitized by Google

Wiewohl von den Girondisten im Stillen bearbeitet und künstlich geleitet, war die gesetzgebende Versammlung noch nicht ihr knechtisches Werkzeug. Ihre Erniedrigung wird aber rasch und vollständig erfolgen, und ehe ein Monat vergeht, werden wir sie unter der Deebung der Clubs und den Knitteln der Föderirten den Wählern zu Füßen liegen sehen; Ende Juli theilte sie jedoch noch die edleren Gefühle des Landes, und votirte am 30. die Entsendung eines Berichts des Herrn von Pastoret über den Zustand Frankreichs an die 83 Departements, in welchem das Attentat vom 20. Juni mit folgenden Worten beurtheilt und gebrandmarkt wurde:

„Sollen wir zu Ihnen über die Petion vom 20. Juni sprechen? Welche Ursache, welche Stimme könnte sie wohl rechtfertigen? Ist denn die Freiheit der königlichen Sanction nicht wesentlicher mit der französischen Constitution verbunden? Es macht uns sonder Zweifel Vergnügen, an die Aeußerung des Königs zu erinnern: „inmitten des Volkes laufe ich keine Gefahr"; doch fern von uns sey der Gedanke, Excesse bemänteln und schwächen zu wollen, welche die Ungerechtigkeit verfolgen und das Gesetz bestrafen muß. Sie haben gegen dieselben schon die Entrüstung geäußert, welche Frankreich getheilt hat, und ein gleiches Gefühl wird ganz Europa und die Nachwelt hegen."

Man sieht's, die rechtlichen Bevölkerungen und die Versammlung selber wollte dem Joche der Clubs und der Factionen gern entrissen, und durch ein wenig Entschlossenheit und Energie vor der sichtlichen Annäherung einer neuen Revolution bewahrt seyn. Das Gesetz, der Friede, die Sicherheit, die öffentliche Ordnung, die Civilisation boten La Fayette die Hand, und es hing an diesem Tage von ihm ab, in der Geschichte die glorreiche Rolle eines Staatsmannes zu erobern, statt in derselben nur als ein ritter, ohnmächtiger und lächerlicher Verschwörer dazustehen.

Vorbereitungen zur Revolution vom 10. August. — La Fayette's Flucht.

La Fayette's Rede hatte über die Versammlung ein Gewitter heraufgezogen, das sich durch einige Beifallsäußerungen und durch ein dumpfes Gemurmel kund gab. Indem er das Aufsuchen und die Züchtigung der Urheber des Attentats vom 20. Juni verlangte, hatte der General, wie er sagte, im Namen der rechtlichen Leute gesprochen. Diese Ausspruch berührte die Girondisten wie ein Brandmark. Guadet erhob sich.

Er führte eine leidenschaftliche, fast injuriöse Sprache, doch war sein eigentlicher Angriff kindisch. Er machte, eben so wie Vergniaud, La Fayette den Vorwurf, ohne Auftrag im Namen der rechtlichen Leute gesprochen zu haben, und unter Verletzung der Gesetze vor der Barre erschienen zu seyn, indem er die Armee ohne Urlaub verlassen und eine Adresse überbracht habe, welche die Soldaten ordnungsmäßig nicht hätten in Berathung nehmen und genehmigen können.

Ob La Fayette die Armee mit oder ohne Urlaub verlassen hatte, das war ein Umstand, der den König und den Kriegsminister anging, aber nicht der Versammlung. Uebrigens hatte La Fayette loyaler Weise den Beweis, daß er mit dem Marschall Luckner zuvor Alles arrangirt hatte, was die Regelmäßigkeit des Dienstes und die Sicherheit der Armee während seiner Abwesenheit betraf, auf dem Büreau niedergelegt.

Was die Adressen der Soldaten betraf, so hatte es allerdings seine Richtigkeit, daß es der bewaffneten Macht durch das Gesetz zu deliberiren untersagt war; das Decret der constituirenden Versammlung vom 29. April 1791 ermächtigte jedoch die Soldaten, sich bei den Clubs zu betheiligen, und dieses wahrscheinlich nur deshalb, damit sie in denselben mit berathen und Adressen unterzeichnen konnten.

Guadet und seine Partei spielten überdem, indem sie eine solche Sprache führten, eine unwahre, unredliche und nicht ehrenhafte Rolle.

Sie sprachen von Soldaten, welchen es nicht erlaubt sey, sich mit Deliberationen zu befassen, und von Generalen, die sich ohne Urlaub vor der Barre einfänden: aber die Versammlung hatte bereits Desertirte an ihrer Barre empfangen und denselben Gehör gegeben.

Sie sprachen von Gesetzen, die durch regelwidrig abgefaßte und regelwidrig eingereichte Adressen verletzt würden: aber hatte die Versammlung nicht die 10,000 bewaffneten Clubbisten vom 20. Juni den Gesetzen entgegen empfangen?

Röderer, der Syndicus General-Procureur des Departements hatte gut sagen: „Das Gesetz verbietet jede bewaffnete Versammlung Behufs Petitionen, selbst jede nichtbewaffnete Versammlung von mehr als zwanzig Personen, wenn nicht die Municipalität die Erlaubniß dazu gegeben hat. Das Municipalgesetz von Paris ist über diesen Punkt selbst noch präcise."

Thurillon, der Pariser Deputirte, hatte gut sagen: „Die Versammlung hat der Aufforderung eines Polizeicommissairs den Gehorsam verweigert, ja sich selbst mehrerer Kanonen bemächtigt."

Dumolard, der Deputirte des Isere-Departements, hatte gut sagen: „Ein Artikel Eures Reglements schreibt vor, daß Ihr nicht mehr als zehn Bittsteller zugleich empfangen sollt." Was antworteten Vergniaud und Guadet darauf?

Vergniaud sagte: „Wir dürfen wir uns darüber wundern, daß eine Versammlung von bewaffneten Männern durch diesen Saal zu defiliren verlangt, da wir schon mehrere Sectionen zugelassen und eine solche Erlaubniß erst noch gestern einem ganzen Bataillon gestattet haben? Ihr befindet Euch augenblicklich in einer höchst kritischen Lage.... Es hieße die Bürger, die eben darum nachsuchen, Euch ihre Huldigung darzubringen, *) beleidigen, wenn man bei ihnen schlechte Absichten voraussetzen wollte, und es würde unpassend und unvorsichtig seyn, ihnen die Gunst, um die sie bitten, abzuschlagen.... Wenn Ihr den Antrag des Herrn Dumolard annehmt, demzufolge das Departement von Paris strenge Maaßregeln zur Ausführung des Gesetzes nehmen soll, so werdet Ihr unfehlbar die blutige Scene des Marsfeldes erneuren; die Versammlung würde sich dies Unglück dann selber zuzuschreiben haben, und es würde dieses in der Geschichte ein unauslöschlicher Fleckn seyn."

*) Diese Bürger, die, wie Vergniaud sagte, nur in der Absicht kamen, um ihre Huldigung darzubringen, ließen sich ein altes schwarzes Brinkleid und ein blutiges Kalbsherz, auf Piken steckend, als Fahne vorauftragen, und defilirten nicht allein, sondern tanzten auch nach dem Schalle einer Militairmusik von 1 bis 3½ Uhr vor der Versammlung.

Digitized by Google

Guadet sagte: „Es haben sich vier Pariser Sectionen vor der Barre der Versammlung eingefunden gehabt, und um die Ehre gebeten, vor ihr durch den Saal defiliren zu dürfen, eine Ehre, die ihnen jedesmal bewilligt worden ist. Nun kommen die Bürger der Vorstadt St. Antoin, man sagt bewaffnet, um eine Petition zu überreichen, und bitten ebenfalls um die Ehre, durch den Saal ziehen zu dürfen. Da erinnert man sich aber plötzlich, daß ein solches Begehren eine Verletzung des Gesetzes sey; daß die Bürger wohl in Haufen nach bewaffnet vor dem gesetzgebenden Corps erscheinen dürfen, und verlangt, daß dieser aufrührerische Haufen nach der vollen Strenge des Gesetzes zerstreut werden soll .... Man kann von keiner Mißkennung des Gesetzes mehr sprechen, weil die Versammlung selber von dem Gesetz, warum es sich hier handelt, abgegangen ist. Es würde demnach eine empörende Ungerechtigkeit seyn, wenn man diesen Bürgern eine Vergünstigung abschlüge, die denen, welche sich vor ihnen eingefunden haben, bewilligt worden ist."

Lasource, ein einfältiger Verschwörer, setzte nachhinkend noch hinzu: „Der Wortführer der Bittsteller (Santerre) hat mich in eins Eurer Bürgen's rufen lassen, und mich beauftragt, Euch zu sagen, daß dieser Bürger um weiter nichts bäten, als vor die Barre gelassen zu werden, um Euch ihre Bittschrift zu übergeben, und alsdann durch den Saal zu defiliren; daß es allerdings ihr Wunsch sey, eine Adresse an den König abzugeben, sie jedoch nicht die Absicht hätten, ihm dieselbe persönlich zu überreichen, daß sie sie vielmehr auf dem Büreau der Nationalversammlung deponiren wollten, damit diese nach Gutdünken damit verfahren möchte. Sie machen sich übrigens formell anheischig, sich der Wohnung des Königs nicht nähern zu wollen." Wie dies Versprechen zwei Stunden später gehalten worden ist, ist bekannt.

Eine solche Sprache führten die Koryphäen der girondistischen Partei am 20. Juni zu Gunsten der 10,000 bewaffneten Banditen, die, nachdem sie die Versammlung verlassen hatten, den Eintritt in die Tuilerien mit Axthieben erzwangen und mit Kanonen in die Gemächer des Königs einbrachen. Man sieht daraus, wie ihnen selbst die elenden Chikanen erscheinen mußten, vermittelst welcher sie die Gesetzmäßigkeit von La Fayette's Verlangen bestritten.

Inzwischen beharrten die Girondisten auf ihrem Stück, in der Furcht, La Fayette möchte die Jacobiner zu Paaren treiben und ihnen ihre eigenen Pläne vereiteln. Guadet trug darauf an, die Zwölfercommission mit der Anfertigung eines Berichts über das Benehmen des Generals zu beauftragen. Die Versammlung, die noch nicht ganz unterjocht war, gestand jedoch dem Antrage des Pariser Deputirten Raimond, welcher der Rede La Fayette's Folge gegeben wissen wollte, die Priorität zu. Da erhoben die Girondisten und deren Freunde aber einen gräulichen Lärm: Bazire und Drimas verlangten, daß der Präsident in die Abtei geschickt werden sollte; Jenner, Guyton de Morveau und Ducos schalten ihn einen Böswicht, und Lejeune, der Deputirte des Nord-Departements, nannte ihn einen Escamoteur. Der Antrag Guadet's kam zur Abstimmung, wurde jedoch mit 339 gegen 234 Stimmen verworfen, und La Fayette's Verlangen demzufolge der Zwölfercommission überwiesen.

Der Krieg war nun, wie man sieht, kräftig entbrannt. Welches waren die Pläne La Fayette's, und was gedachte er nach einem Votum der Versammlung zu thun, das in seinem Endresultate so günstig war, als er es vernünftiger Weise hatte hoffen können?

„Als dem Könige am Vormittag des 28. die Ankunft des Herrn von La Fayette und das Verlangen, welches er an die Versammlung richten wollte, hinterbracht worden war," sagt Bertrand de Moleville, „da schöpfte er daraus die schönsten Hoffnungen; doch sollten dieselben nur von kurzer Dauer seyn; denn obwohl die Rede, welche der General gehalten, all die Energie hatte, welche die Umstände erlaubten, und ihm der Applaus und die Ehren der Sitzung zu Theil geworden waren, hatte sich derselbe kaum gesetzt, als mehrere Deputirte, z. B. Vergniaud und Guadet, sein Benehmen auf's Heftigste angriffen."

„Während dieser Reclamationen, die ebenfalls von den Tribünen aus beklatscht wurden, beobachtete der Herr von La Fayette ein dumpfes Schweigen, wodurch der günstige Eindruck, den sein Schritt gemacht hatte, so ganz und gar verlöscht ward, daß er es für das Beste hielt, über Nacht die Hauptstadt zu verlassen und sich eiligst wieder zu seiner Armee zu begeben."

La Fayette ist jedoch nicht am Abend des 28., sondern erst am Abend des 30. abgereist. Die Tage vom 29. und 30. wurden zur Ausführung der Maaßregeln verwandt, die er entworfen hatte, und sie verfehlten ihren Zweck augenscheinlich nur in Folge der Unentschlossenheit und der Lauheit, womit er sie betrieb.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mezzo-Matto.

Erinnerungen aus dem sicilianischen Leben.

(Fortsetzung.)

III.

Carlo verließ den Marquis ganz beschämt über die traurige Figur, die er gespielt hatte, und in Verzweiflung darüber, so aller Kraft und Geistesgegenwart baar gewesen zu seyn. Er streckte sich auf den Sand nieder, und lag dort eine volle Stunde regungslos, im Grübeln über sein verkehrtes Benehmen vertieft. Endlich fiel ihm bei, daß er, da jener Francesco erst mit Tagesanbruch von Taormine ausbräche, wenn er die ganze Nacht marschirt, denselben noch auf dem Wege von Francaville einholen, ihm die Briefschaften in Gutem oder mit Gewalt abnehmen, und dann letzlich noch einmal seinen Patriotismus verrichten könne. Ohne sich über sein Vorhaben gegen Jemand zu äußern, gab er seinem Maulthiere eine Portion Hafer und machte sich auf den Weg in das Gebirge. Mit allen Nichtwegen bekannt und sich auf's Aeußerste spatend, traf er mit Sonnenaufgang an einer Stelle ein, welche der Pass unumgänglich passiren mußte, um nach Francaville zu gelangen.

Den Francesco, der sein mit Gepäck und Briefschaften beladenes Maulthier am Zaum führte, warde unsres Carlo, eben so wie er als Bote gekleidet, an einer verdächtigen Stelle ansichtig. Ihm ahnte das Gefährliche dieses Zusammentreffens, er suchte deshalb als ein geschickter Diplomat das Terrain zu sondiren, und sagte freundlich:

Digitized by Google

„Ei, guten Morgen! Ihr seyd in der That früh aufgestanden, und es ist schon meine Schuldigkeit, Euch zuerst zu begrüßen."

— So höflich wenet Ihr gestern nicht, antwortete ihm Carlo. Eure Zunge scheint über Nacht geschmeidiger geworden zu seyn. Da ich Euch nun in der Stimmung sehe, mir Rede zu stehen, so seyd so gut und zeigt mir die Bestallung, die Euch das Recht giebt, meinen Platz zu vertreten."

„Ihr werdet doch nicht glauben," sagte der Neapolitaner hierauf, „daß ich ein Amt usurpiren würde, wozu ich nicht berechtigt wäre?"

— Ich weiß das nicht; darum zeigt mir Eure Bestallung.

„So vernehmt denn, daß der Schreiber auf dem Postamte zu Messina bei dem Kinde eines meiner Vettern Gevatter gestanden hat. Dieser hat nun eines Tages zu mir gesagt: „Höre, Francesco, Du solltest Dich bei unserer Administration engagiren." Ich hatte nicht große Lust dazu; man wird jedoch des Umhertreibens in den Wirthshäusern überdrüssig, und da habe ich in Abwartung einer besseren Stellung einstweilen das unbedeutende Aemtchen angenommen."

— Ja, ich weiß schon, Ihr seyd ein Mann von Bedeutung, reich und mächtig, und, wie alle Neapolitaner, über alle übrigen Sterblichen erhaben; trotz alledem möchte ich doch Eure Bestallung sehen.

„Ich habe sie zu Taormine hintergelassen."

— Das thut mir leid um Euretwegen; denn ehe ich mich nicht selber von meiner Absetzung überzeugt habe, sehe ich mich als noch im Amte an, und muß Euch ersuchen, mir die Gepäcke und Briefschaften auszuliefern.

„Damit hat es keine Eile," entgegnete der Neapolitaner. „Laßt uns erst noch ein Paar Worte wechseln; wir werden uns dann schon als Freunde und Landsleute verständigen. Ich halte viel auf die Sicilianer...."

— Jawohl, unterbrach ihn Carlo, so früh Morgens und in einem Hohlwege. In der Stadt, da sprachen wir anders. Euer Freund bin ich nicht, und was Ihr da von Landsmannschaft sagt, ist auch wohl nur eine Redensart, die Euch beliebt. Ich weiß wenig von Geographie, aber wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, so leben wir hier auf einem Stück Land, das von Wasser umgeben ist und das man Insel nennt.

„Dein Gedächtniß", entgegnete der Neapolitaner, „hat die Schärfe Deines Geistes. Ich habe auch sagen hören, daß von den Menschen hölzerne Maschinen erfunden worden sind, die auf dem Wasser schwimmen und vermittelst deren sie von dem festen Lande nach den von Wasser umgebenen Ländern kommen können. Diese Maschinen werden Schiffe genannt, wenn ich nicht irre."

— So heißen die vertrackten Maschinen, das ist wahr. Nun hast Du mir aber hinlängliche Beweise von Deinen Kenntnissen und Deiner Schlauheit gegeben, und ich möchte endlich meine Gepäcke und meine Briefschaften haben. Also heraus damit!

„Die Menschen haben aber auch noch ein Werkzeug erfunden, das aus schaefgeschliffenem Eisen bereitet ist, das man Messer nennt, und dessen man sich bedient, wenn man auf der Landstraße von Räubern angefallen wird."

Mit diesen Worten zog der Neapolitaner in der That rasch ein Messer aus der Tasche; ehe er aber den Arm hatte erheben können, um sich desselben als Waffe zu bedienen, hatte Carlo es ihm entrissen und ihn bei der Gurgel gepackt.

„Au, au! laß es gut seyn!" winselte Francesco; „Du sollst die Depeschen haben..."

Carlo schleuderte das Messer des Neapolitaners in das Gebüsch, nahm dem Maulthiere desselben sein Gepäck ab, belud damit sein eigenes und brach sodann laut jubelnd auf. Sein Triumph war jedoch nur von kurzer Dauer. Francesco war nach Taormine geeilt, um dort auszusagen, wie er von Carlo und einer Menge anderer Räuber, die bis an die Zähne bewaffnet gewesen, angefallen, und nach einer heldenmüthigen Gegenwehr seines Gepäckes ꝛc. beraubt worden sey. In Folge dessen fand Carlo bei den Thoren einen Gendarmen-Brigadier und Gemeinen vor, die ihm geboten, mit ihnen nach Taormine zurückzukehren. Ohne über diesen Befehl nur ein Befremden zu äußern, rief er einen ihm befreundeten Maulthiertreiber, der eben des Weges kam, an, und sagte zu ihm: „Nicolo, die beiden Herren Gendarmen gehen mit mir zu dem Herrn Commissarius, wo ich mich mit meinem Nachfolger vergleichen soll; sey deshalb so gut, und gieb diese Depeschen und diese Gepäcke auf dem Postamte ab, sorge auch während meiner Abwesenheit für meine Maulthiere."

Während Carlo diese wenigen Worte zu seinem Kameraden sprach, gab er ihm durch ein Blinzeln mit den Augen zu verstehen, daß es sich darum handle, den Klauen der Karthagianer sich zu entwinden.

— Schon gut, antwortete ihm Nicolo, indem er das linke Auge ein wenig zukniff. Schlage nur nicht den verkehrten Weg ein. Es giebt da oben so viele Ruinen und Ziegensteige, daß man sich leicht verirren kann. Schau' einmal das weiße Haupt des Aetna an, das da über die anderen Berge hinausragt: es ist, als sähe man einen Greis in der Mitte seiner Kinder. Möge sein Segen mit Dir seyn, wie der meinige! Deinen Maulthieren soll es an nichts fehlen.

Auf dem Wege nach Taormine hinauf richtete Carlo im Stillen ein inbrünstiges Gebet an die heilige Agathe von Catania und an die heilige Rosalie von Palermo, daß sie ihm die Verstellung eingeben möchten, die ihm in seiner kritischen Lage Noth that, und darnach wartete er es vertrauensvoll ab, daß der eine oder der andere seiner Begleiter eine Unterredung mit ihm anknüpfte. Endlich begann denn auch der alte Brigadier zu sprechen, und sagte:

„Deine Sache steht schlimmer, als Du es Dir zu denken scheinst."

— Nach Umständen, erwiederte Carlo. Sie kann schlecht stehen, wenn ich ungehört gerichtet werde.

„Soll ich Dir sagen, wie Du Dich aus der Affaire ziehen kannst?"

— Nun, zwei Mittel sind immer besser als eins; so laßt mich denn hören.

„Du bist jung, gelenk und wohlgewachsen. Du gäbest einen guten Soldaten ab. Erkläre, daß Du Dich freiwillig anwerben lassen willst. Ihr Sicilianer sehet es als ein Vorrecht an, daß Ihr der Conscription nicht unterworfen seyd; aber das ist vielmehr ein Unglück, denn ihr büßt dabei die unendlichen Möglichkeiten ein, in dem Lotto der Existenz Euer Glück zu machen. Sieh, ich hätte, so wie ich hier vor Dir stehe, schon zehn Mal

Digitized by Google

gewaltig reiche Wittwen heirathen können, die sich in meine Uniform verliebt hatten, wenn ich nicht durch meine Kriegslust davon abgehalten worden wäre. Und dann würdest Du mit dem Lande bekannt, erlebtest Abenteuer, bekämst Neapel zu sehen!"

— „Neapel, welch' eine Stadt!" rief der Gendarme aus. „Welch' ein Gedränge auf den Straßen! Che pompa! che lusso! Nachts blitzen zwanzig tausend Lichte ohne Dochte von den Mauern aus kleinen Oeffnungen, und verbreiten eine Helle, als ob die Sonne schiene. Ueberall Karossen, die sich durchkreuzen, und die hell erleuchteten Laden strotzend von Schätzen, die den Vorübergehenden die Augen blenden. Che pompa! che lusso!"

— Welch' ein Pomp, welch ein Luxus! repetirte Carlo, und machte dazu ein recht einfältiges Gesicht.

„Ja," sagte darauf der Brigadier, „und dazu kömmt noch, daß der Soldat zu Neapel jeden anderen ausstich. Die Uniform von feinem blauen Tuch, die silbernen Tressen, die Troddeln an dem Schako stellen den Bürger in seinem einfachen Rocke ganz in Schatten, so daß er nicht mehr Effect macht als ein brennendes Licht im hellen Sonnenschein. Also, werde Soldat, junger Mann!"

— Ich möchte es für mein Leben gerne, antwortete Carlo; aber es geht ja nicht, weil ich Sicilianer bin.

„Nun, das wird kein unübersteigliches Hinderniß seyn. Du mußt gut angeschrieben stehen, da man Dich als Bote hat fungiren lassen; man wird Dich also nicht abweisen, wenn Du Dich freiwillig anwerben läßt."

In diesem Augenblick war man bis in die Nähe der verfallenen Stadt Taormine gekommen.

— Meine Herren Militairs, sagte Carlo darauf, ich habe doch mein Bedenken. Seht, der Ruhm hat seine Gefahren, und man kann da eine Kugel bekommen, man weiß nicht wie. Nein, ich bleibe in Sicilien. Was den Herrn Commissarius betrifft, so ist der leider durch meinen Feind gegen mich eingenommen und ich will mit ihm nichts zu thun haben. Seht da, das ist der Weg, den Ihr nehmen müsset, wenn Ihr zu ihm wollt, ich schlage den andern ein und wünsche Euch eine glückliche Reise.

Mit diesen Worten versetzte Carlo seinen beiden Begleitern rechts und links einen Stoß, daß sie weit seitwärts taumelten, er aber rannte davon wie ein aufgescheuchtes Reh. Der alte Brigadier schrie ihm nach, stehen zu bleiben, wenn er nicht durch sein Terzetta fallen wollte; aber ehe derselbe deren Hahn gespannt hatte, war Carlo um eine Ecke gelaufen und ihm außer Schuß. Inzwischen setzte der Gendarm, den Säbel in der Faust, dem Flüchtigen so eilig nach, als es ihm möglich war, sah sich aber, als er kaum hundert Schritte zurückgelegt hatte, auf einem Terrain, das mit Ruinen überschüttet war und wo sich mehrere Wege durchkreuzten. Er traf hier ein kleines, etwa vierjähriges Mädchen an, und fragte dasselbe, ob es nicht gesehen hätte, welchen Weg ein Mann in der Tracht eines Maulthiertreibers und mit einem rothen Gürtel um den Leib genommen habe. Die Kleine, die sofort den Accent des festen Landes erkannte, antwortete ihm nicht, sondern streckte ihm die Zunge entgegen und lief fort. Da der Gendarm in demselben Augenblicke einen Dominikanermönch erblickte, der auf einem Marmorblocke saß und den goldenen Widerschein der Dämmerung auf dem Schnee des Aetna betrachtete, so wandte er sich an diesen, und fragte:

„Heiliger Vater, habt Ihr nicht einen Verbrecher in dieser Gegend wahrgenommen, der uns entlaufen ist?"

Der Mönch antwortete ihm eben so wenig wie das kleine Mädchen, sondern ließ, ohne seitwärts zu blicken, seinen Rosenkranz durch seine Finger laufen, indem er dazu leise ein Paternoster betete. Währenddem traf der Brigadier, von einer entgegengesetzten Seite, mit seinem Gendarm wieder zusammen, und sie setzten nun beide auf gut Glück ihre Verfolgung fort; aber sie waren noch nicht weit gekommen, als sie sich durch eine Aloehecke aufgehalten sahen, deren großen Blätter ihnen ihre scharfen Dornen gleich so vielen Dolchspitzen entgegen streckten. Indem sie sich nun darüber berietben, wie sie sich hier Bahn brechen könnten, erblickten sie, in der Entfernung von zwei Flintenschüssen, oben auf einer Bergspitze, ihren Flüchtling, der sich da wie eine Katze zwischen den Felsen und den wilden Weinreben durchwand. Da setzte der Brigadier den Hahn seiner Terzetta in Ruhe, der Gendarm steckte seinen Säbel in die Scheide, und sie traten Beide, die Dominikaner, die Aloeblätter und ganz Sicilien verwünschend, ihren Rückweg nach Taormine an.

(Fortsetzung folgt.)

Die amerikanische Expedition nach Japan.

(Aus dem Examiner.)

Die große atlantische Republik steht im Begriff, mit dem japanischen Reiche in Collision zu gerathen, indem es zu demselben eine Expedition entsendet, um Genugthuung für offenbare Verletzung des Völkerrechts zu fordern, und in der Hoffnung, letztlich auch die Japanesen dahin zu vermögen, daß sie den Verkehr mit der übrigen Welt, den sie seit zwei Jahrhunderten förmlich verpönt gehabt, wieder anknüpfen. Nach den Gesetzen Japan's darf bei Todesstrafe oder mindestens doch einer immerwährenden Gefangenschaft kein Eingeborener das Land verlassen, kein Ausländer es betreten. Dies Gesetz ist s. Z. in Folge angeblicher Intriguen der portugiesischen und spanischen Priesterschaft erlassen worden, die, nach dem Urtheil der Japanesen, es darauf angelegt haben sollen, das Fundament der Regierung unter der Maske religiöser Bekehrung zu untergraben. Vor dem Erlaß der Abschließungs- und Isolirungs-Edicte unterhielten die Japanesen, wie es jetzt die Chinesen thun, einen Handelsverkehr mit den Inseln des indischen Archipelagus, und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts fanden die Portugiesen, als sie zuerst bis zu jenen Meeren gekommen waren, deren Kaufleute, die sich vor allen anderen asiatischen Handelsleuten durch ihre Redlichkeit auszeichneten, weit nach Westen, zu Malacca und Bantam vor. Selbst noch zu Anfang des darauf folgenden Jahrhunderts sehen wir, wie europäische Insularregierungen vorzugsweise Japanesen, ihres Muthes und ihrer Treue wegen, gleich Sepoys in ihren Dienst nehmen.

Die japanesische Regierung hat das Gesetz der Ausschließung bis zur Unmenschlichkeit ausgedehnt, was auch, um es wirksam zu machen, nicht wohl vermieden werden konnte. Wenn fremde Schiffe in Noth die japanesischen Küsten anlaufen wollen, so werden sie, statt Hülfe zu finden, insultirt und unter Anwendung von Gewalt zurückgetrieben, und wenn ein solches Schiff dort strandet,

Digitized by Google

so wird seine Mannschaft gefangen genommen, in Käfichen zur Schau gestellt oder getödtet, und seine Ladung, wenn geborgen, confiscirt. Daß dieses eine schreiende Verletzung des Natur- und Völkerrechts ist, das ist wohl außer aller Frage; denn außer dem Verbrecherischen der Sache, die an wirkliche Seeräuberei gränzt, steht es den Japanesen eben so wenig frei, den Zutritt zu ihren Küsten zu verbieten, als wenn sie eine gleiche Strecke des Meeres absperren wollten, da beide gleich sehr ein Gemeingut des gesammten Menschengeschlechts sind. Die Unterthanen der amerikanischen Republik haben in neuerer Zeit am meisten durch dies barbarische und unerträgliche Gesetz gelitten, weil die Gewässer, wo deren Wallfischfänger ihrem Betriebe obliegen, sich in der Nähe der japanesischen Inseln, die ihnen als Nothhäfen so nützlich sein könnten, befinden, und mehrere Hundert von ihnen jährlich die Straße passiren müssen, welche die große Insel Nipon von der mehr nördlich belegenen, ebenfalls großen Insel Jesso trennt.

Es wäre zur Förderung der Civilisation und der Gerechtigkeit zu wünschen, daß das Unternehmen der Amerikaner mit Erfolg gekrönt würde; aber werden die Mittel, die sie eben anwenden wollen, dazu ausreichen? Das wollen wir einmal untersuchen.

Der Umfang des japanesischen Reiches wird zu 266 600 Quadratmeilen angegeben, wonach es größer wäre als Frankreich und England zusammen. Amerikanische Schriftsteller schätzen seine Bevölkerung, die sonder Zweifel nicht so civilisirt wie die chinesische, aber abgehärteter und kriegerischer als diese ist, muthmaßlich nicht übertreiben auf 30 Millionen. Japan hat nicht, wie China, große schiffbare Flüsse, vermittelst deren ein Eroberer tief ins Innere eindringen kann; auch ist im Japanesischen nicht ein Theil des Reiches seiner Lebensmittel wegen von einem anderen Theile desselben abhängig, wie es die nördlichen Provinzen China's von den südlichen sind, daher die Japanesen nicht durch Hunger zu bezwingen sind, wie wir es mit den Chinesen gethan haben, indem wir unsere Operationen bis ans Ende der großen Arterie ausdehnten, aus welcher die chinesische Hauptstadt ihre Nahrung bezieht. Japan hat überdem nicht, wie China, zwei verschiedene, nicht mit einander verschmolzene Menschenracen, die Eroberer und die Unterjochten, von welchen die Letzteren stets zur Empörung gegen die Ersteren geneigt und diesen an Zahl weit überlegen sind. Die Japanesen, die Regierenden wie die Regierten, bilden vielmehr ein und dasselbe Volk.

Den Japanesen ist nur abseiten ihrer Küsten beizukommen, und auch da nur, wo eine ihrer großen Städte dem Ufer so nahe liegt, um dem Bombardement des amerikanischen Geschwaders ausgesetzt zu seyn. Dies Geschwader besteht aus drei schweren Dampffregatten, einer Segelfregatte, einer Corvette und einem Provisionschiff. Mit Einschluß der Matrosen und Seesoldaten wird die gesammte Mannschaft schwerlich mehr als 2000 Köpfe stark sein, und wir können der Meinung eines amerikanischen Journalisten, daß eine Macht wie diese hinreichen sollte, eine alte, unwissende, halbbarbarische Nation von dreißig Millionen zu zwingen, ein seit 200 Jahren bestandenes organisches Gesetz aufzugeben, nicht wohl beipflichten. Der einzig mögliche Erfolg scheint unseres Bedünkens von einem Bombardement Jeddo's, der Hauptstadt des weltlichen Kaisers, die an der Spitze einer tiefen und zugänglichen Bucht auf der östlichen Seite der großen Insel liegt, zu erwarten zu sein. In amerikanischen Blättern ist auch von leichten Feldstücken die Rede, welche die Expedition mitnehmen werde; das würde aber, indem es eine Landung voraussetzt, eine unnütze Beschwerung sein. Die Amerikaner dürfen ihre hölzernen Wälle nicht verlassen. Innerhalb derselben sind sie mächtig und unüberwindlich, wenn sie aber landeten, so würden sie nicht fünf Meilen ins Innere dringen können, ohne ihrem unvermeidlichen Untergange entgegen zu gehen. In unserm Kampfe mit China war auch von einem Hohlkopfe in solchen Dingen der Rath ertheilt worden, wir sollten mit unsrer gesammten disponiblen Macht von dem Flusse Peiho auf Pekin, ein Marsch von 120 Meilen, losgehen, um den Kaiser zu fangen. Glücklicherweise wurde ein solch unsinniger Plan nicht unternommen, bei dem wir unstreitig einen Tartaren,*) aber nicht den, welchen wir haben wollten, erwischt hätten.

Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation nach ihrer fortschreitenden Entwickelung in Staat und Kirche, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, Sitte und Volksleben, mit Rücksicht auf die Natur- und Culturverhältnisse des Landes. Zur Förderung deutschen Sinnes und deutscher Einheit herausgegeben von einem Verein von Freunden des Volkes und Vaterlandes. Eingeführt durch Ernst Moritz Arndt. Zweiter Band. Erste bis fünfte Lieferung. Leipzig: Avenarius & Mendelssohn. 1851. 52. S. 1—352. Gr. 8.

Was die Tendenz der „Germania" betrifft, so ist dieselbe zum Theil schon auf dem Titel ausgesprochen; Näheres haben wir bei der Anzeige des ersten Bandes in Nr. 5 unserer Zeitschrift mitgetheilt. Die dort zugleich vollständig wiedergegebene Uebersicht des Inhalts wird unsere Leser von seinem Reichthum und seiner Gediegenheit überzeugt haben. Die fünf vorliegenden Lieferungen des zweiten Bandes bringen von Neuem eine Reihe von Aufsätzen, die in jeder Hinsicht geeignet sind, die Theilnahme, welche dem Unternehmen bereits geworden, noch zu vermehren. Und höchst Interessantes ist uns für die folgenden Lieferungen in Aussicht gestellt, wohin wir z. B. rechnen: Gneisenau und Scharnhorst, die Begründer des preußischen Volksheers. Das deutsche Turnwesen. Die französischen Colonien in Deutschland. Die Einverleibung des Elsaß in Frankreich. Die verschiedenen Handelssysteme in Deutschland und ihr Verhältniß zu einander. Das deutsche Volksschulwesen von Luther bis auf unsere Zeit. Der politische Journalismus in Deutschland von 1830—1851.

Doch wenden wir uns von Dem, was kommen soll, zu Dem, was bereits erfolgt ist! In der ersten Lieferung finden wir: Die christlich-germanische Staatslehre, ihre Bedeutung in der Gegenwart, ihr Verhältniß zum geschichtlichen Christen- und

*) Es ist dieses ein Wortspiel, indem einen Tartaren bekommen haben, (caught a Tartar) im Englischen sagen will, übel anlaufen, zu Schaden kommen.

Anmerkung der Redaction.

Digitized by Google

Germanenthum; von H. v. Sybel. Skandinavien, Deutschlands Stammverwandtee und Nachbar; von E. M. Arndt. Deutsches Universitätsleben. Dritter Artikel; von L. Bechstein. In der zweiten: Das Volksschriftenwesen in Deutschland; von H. Pröhle.*) Der alte und der neue Bundestag nach ihrer Wirksamkeit für die Aufrechthaltung des allgemeinen Rechtszustandes in Deutschland; von V. W. Pfeiffer. Hippolithus a Lapide, eine Stimme über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. In der dritten und vierten: Süddeutsche Städte und Städtebündnisse im Mittelalter; von K. Klüpfel. (Die Redaction hat in einer Note bemerkt, daß der Geschichte des Hansabundes ein besonderer Artikel gewidmet werden solle.) Die deutschen Hülfs- und Bildungs-Vereine im Auslande; von W. Stricker. Deutsche Musik im 16. Jahrhundert, insbesondere am Hofe Albrecht's von Preußen; von Joh. Voigt. Die Versuche zur Einigung Deutschlands seit der Auflösung des Reichs. Zweiter Artikel 1814—1848; von K. Biedermann. Der politische Journalismus in Deutschland am Ende des Jahres 1851. In der fünften: Die deutschen Märzministerien. II. Hessen-Darmstadt und seine Märzminister. Das Märchen und seine Behandlung in Deutschland; von L. Bechstein. Die materiellen Zustände der untern Classen in Deutschland sonst und jetzt. Erster Artikel: Die materiellen Zustände der unteren Classen in Deutschland in früheren Jahrhunderten; von G. Landau.

Auch in den neuesten fünf Lieferungen begegnen wir nur geehrten und geachteten Namen; auch hier ist für Mannigfaltigkeit mit Umsicht von der Redaction Sorge getragen und dafür, daß die verschiedenartigsten Ansprüche der Leser Befriedigung finden. Die politischen Verhältnisse der Vergangenheit und Gegenwart, die Geschichte der Staaten, die Literaturgeschichte, die Nationalökonomie haben begabten deutschen Wissenschaftsmännern den Stoff zu Abhandlungen und Aufsätzen geboten, die nicht das Werk von ein paar Stunden, sondern tieferer Studien und sorgsamer Forschung sind. Werden allerdings im Einzelnen Aussprüche gethan, die in manchen Ohren nicht lieblich tönend wiederklingen mögen, Ansichten aufgestellt, denen andere mit gleicher Vollgültigkeit entgegenzusetzen wären, auch Das ist eine gute Eigenschaft des Journals. Denn der Nachbeterei und des schon hundertundfünfzigmal Dagewesenen, in neuem Kleide zum hunderteinundfünfzigsten Mal an den Markt Gebrachten, haben wir genug und übergenug! Auch wird die Redaction der Gegenrede gewiß gern ihre Spalten öffnen, wenigstens den Vorednern Ebenbürtigen.

Hoffmann.

---

*) Von der Verlagshandlung der „Germania" ist angekündigt: „Hausbüchlein für das Volk und seine Freunde. Eine Auswahl des Besten auf dem Gebiete deutscher volksthümlicher Literatur von Heinrich Pröhle. I. Abtheilung. Erzählungen, Bilder aus dem Leben u. s. w. II. Abtheilung. Gedichte." Etwa 30 Bogen, 8, welche zum möglichst niedrig gestellten Preise geliefert werden sollen, um dem Buche überall Eingang zu verschaffen. Pröhle's Auswahl wird die Periode des Volksschriftenwesens seit Justus Möser, Claudius und Bürger bis auf Auerbach und Jeremias Gotthelf umfassen.

Beiträge zur Kritik des Thukydides von Franz Wolfgang Ulrich. Dritte Abtheilung. Hamburg 1852. Gedruckt bei Joh. Aug. Meißner. 42 Seiten. gr. 8.

Die vorliegende, in dem diesjährigen Osterprogramm der Gelehrtenschule, enthaltene Abhandlung, welche den in den Programmen der letztverflossenen Jahre über denselben Gegenstand erschienenen Abhandlungen des Herrn Verfassers sich eng anschließt, wird in einer Berichterstattung der Hamburg. Nachrichten vom 16. April d. J. mit der kurzen Bemerkung abgefertigt, daß dieselbe wohl nur für Philologen Interesse haben werde. Wenn wir es dennoch unternehmen, diese wissenschaftliche Arbeit vor einem größeren Leserkreise zu besprechen, so geschieht es allerdings mehr um der bei der Abfassung derselben angewandten Methode, als um des Gegenstandes willen.

Manchen unserer Leser mag es sehr gleichgültig erscheinen, ob ein paar Dutzend Stellen eines griechischen Historikers, der vor zwei Jahrtausenden schrieb, durch Verbesserung des Textes eine angemessenere und richtigere Erklärung erhalten, oder nicht. Sie werden für's Erste nicht in die Versuchung gerathen, den Thukydides zu lesen, und sollten sie einmal um den Sinn eines Motto's aus diesem Schriftsteller verlegen sein, oder die Herren Mediziner unter ihnen die meisterhafte Beschreibung der Pest zu Athen im zweiten Buche des Geschichtswerkes, die Herren Juristen die Muster politischer Beredsamkeit nachlesen wollen, die sich auf allen Seiten dieses großen Historikers, und namentlich in den Reden, welche vor dem Ausbruche des peloponnesischen Krieges von den corcyräischen, korinthischen und spartanischen Gesandten zu Athen gehalten wurden, finden, — nun, so giebt es ja freundliche und auch ganz tüchtige Uebersetzer, wie Heilmann, Max Jacobi, Reiske, der Neueren zu geschweigen, die dafür gesorgt haben, daß sie diese Schätze ohne zu große Mühe und Zeitverlust heben können.

Nicht den von Herrn Prof. Ulrich emendirten Stellen des Thukydides gelten daher diese Zeilen, — diese Textverbesserungen haben allerdings nur für den Philologen von Fach Werth und Bedeutung, und werden von diesen als ein neuer, schätzenswerther Beitrag zur Kritik des Thukydides recht sehr willkommen geheißen werden. Uns aber interessirt, wie schon bemerkt, vornämlich die zur Durchführung dieser Kritik in Anwendung gebrachte Methode.

In den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts haben die antiken Studien manchen Sturmangriff abhalten müssen. Der nach der Abschüttelung des französischen Joches plötzlich in den Deutschen erwachende Trieb nach der Erfassung des reinen Lebens, wandte sich, verbunden mit der auf ähnlich ungestüme Weise sich Bahn brechenden vaterländischen Richtung gegen das Studium der alten Sprachen, das doch diesen Bestrebungen im Grunde nie feind gewesen war, und suchte diesen Studien selbst dasjenige Feld zu beschränken, vielleicht auch gar ganz zu entziehen, das doch zweifelsohne ihr eigenstes war — die Gelehrtenschulen des Vaterlandes. Kein Unparteiischer konnte verkennen, daß berechtigten Ansprüchen auf dem Gebiete der Jugendbildung genug zu thun war, daß für die höhere Bürgerbildung ein neuer Schulorganismus gefunden werden mußte, der einen anderen Mittelpunkt hätte, als die alten Sprachen, als das Sprachstudium überhaupt. Als diese gerechtfertigten Ansprüche aber in der Errichtung von

Digitized by Google

Real-, Handels- und Gewerbeschulen ihren Ausdruck gefunden hatten, da mußten auch alle Vernünftigdenkenden von weiterem Anderängen abstehen, und erkennen, daß nicht nur für den Philologen von Fache, sondern für Jeden, dessen Bildung sich vorzugsweise oder zum großen Theile auf Scheiftenkunde bustieen solle, also für den Theologen, für den Juristen, für den Staatsmann, für den Literaten (im edleren Sinne des Wortes), für den Philosophen, den Geschichtsforschee, für Jeden, der die Entwickelung des menschlichen Geistes im Laufe der Zeiten nach irgend einer Seite hin zum Gegenstande seiner Forschungen und Bestrebungen macht, — das Studium der alten Sprachen und Literaturen für immer ein eben so unentbehrliches, als interessantes bleiben wird.

Mit diesen Betrachtungen scheinen wir uns sehr weit vom Thukydides entfernt zu haben, und doch wird es nur einer kurzen Bemerkung bedürfen, um bei demselben wieder anzulangen. Was uns nämlich das Studium der alten Scheiftstellee so außerordentlich werthvoll macht, ist nicht nur der treffliche Inhalt derselben, sondern eben so sehr auch ihre treffliche Form; — diese vollendete Abrundung der Sprache, die von selbst zu einer genauen und eingehenden Betrachtung derselben auffordert, und Jedem, dem sprachliches Interesse nicht überhaupt ganz fern liegt, ein Gebiet feinster Schönheit aufschließt, in das er mit Entzücken von Tage zu Tage tiefer einzudringen strebt, und in dessen näherer Erforschung er bereitwillig die Aufgabe eines ganzen Lebens erkennt. Wer indeß auf diesem Gebiete irgend Etwas leisten will, wird sich sehr bald von der Nothwendigkeit überzeugen, sich eine endliche, beschränkte Aufgabe zu setzen, deren Lösung innerhalb der mäßigen Dauer eines menschlichen Arbeitslebens vernünftigerweise angestrebt werden kann. Nichts erscheint daher angemessener für einen Sprachforscher, als sich irgend einen Scheiftsteller zu seinem besonderen Studiengegenstande auszuwählen, diesen wie gewissermaßen sein patrimonium zu betrachten, ihm die ganze sprachliche Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuzuwenden, Alles, was er sonst liest und studirt, mit steter Beziehung auf diesen Schriftsteller zu lesen und zu studiren, und auch das Geringfügigste, was an diesem Autor etwa zu bemerken wäre, nicht für zu geringfügig zu erachten, um demselben Aufmerksamkeit und Beachtung zuzuwenden. Diese Methode ist in ihrer ganzen Ausdehnung bis jetzt nur hauptsächlich bei den alten Schriftstellern in Anwendung gebracht worden, doch haben einige unserer deutschen Schriftsteller, wie Schiller und Göthe, einigermaßen auch Lessing, schon in's Detail der Satz- und Wörterbildung eingehende Bearbeitungen gefunden. Für die Mehrzahl derselben bleibt eine genauere Untersuchung der reichen, von ihnen der Nation dargebotenen, literarischen Schätze noch zu wünschen übrig. Die Franzosen haben in den Commentaren zu ihrem Corneille, Racine, Voltaire, Molière, Boileau, manches Treffliche der Art geleistet, — sie wenden sich jetzt den großen Rednern des siebzehnten Jahrhunderts zu, wie an mehreren kürzlich erschienenen Studienwerken zu ersehen, *) — die Engländer haben ihrem Shakespeare gründliche Studien gewidmet. Die Methode dieser sprachlichen Behandlung aber ist zuerst von den Männern in Anwendung gebracht worden, welche um die Zeit der Reformation das Studium der alten Sprachen und Literaturen nach dem europäischen Occident verpflanzten. Dann im Laufe der Zeiten immer mehr ungebildet, ward die Hermeneutik bald zu einem der wesentlichsten Theile der Philologie, hat aber eigentlich in diesem Jahrhundert erst begonnen, ihre Wirkungen auch auf die Behandlungs- und Betrachtungsweise des Stoffes der modernen Literaturen zu erstrecken. — Um aber auch einen Begriff von der Mühseligkeit zu bekommen, die mit solchen, auf den ersten Anschein so leicht aussehenden, und von manchen „praktischen" Leuten vielleicht einer Spielerei gleichgeachteten Studien häufig verbunden ist, schlage man nur irgend eine Seite der vorliegenden Abhandlung auf, etwa die Seite 10, und betrachte die dort in der Note gegebene Aufzählung von Stellen, und Jeder, der nur irgend einen Begriff von sprachlichen Studien hat, wird sich sagen müssen, daß in den neun Zeilen, welche diese Aufzählung einnimmt, wahrlich kein geringes Maaß von aufgewandter Arbeitskraft enthalten ist. — Allein auch nur ein solches minutiöses Arbeiten kann hier zum Ziele führen.

Und so ist die Abhandlung des Herrn Prof. Ullrich nicht nur für die Freunde des Thukydides und der griechischen Sprache, sondern für Alle geschrieben, welche ein Interesse an sprachlichen Studien haben, und der Unterzeichnete gesteht mit freudiger Dankbarkeit, aus derselben Viel für seine eigenen Studien gelernt zu haben.

M M.

*) Als das neueste derartige Werk wird uns eine Schrift von V. Vaillant Etudes sur les sermons de Bossuet d'après les manuscrits gerühmt.

Miscelle.

Freunde der edlen Tonkunst machen wir auf einen Aufsatz von Joh. Voigt: „Deutsche Musik im 16. Jahrhundert, insbesondere am Hofe Albrecht's von Preußen," in der dritten und vierten Lieferung der „Germania," S. 207—223, aufmerksam.

Wir entnehmen daraus Folgendes; „Die Verfertigung der mannigfachen musikalischen Instrumente ist ohne Zweifel derjenige Zweig des Gewerbfleißes, der nicht nur die höchste Genauigkeit, die ämsigste Uebung und eine geschickte Hand erfordert, sondern ebensowol auch die Kenntniß aller Technik, mit der ein Instrument gespielt werden soll, und ein gebildetes Ohr. Handwerk und Kunstsinn müssen sich dazu vereinigen. In dieser Beziehung stand Deutschland völlig selbstständig da, und vor allen ist die Stadt zu nennen, die zugleich als musikalische Pflanzstätte und als Mutter gewerblicher Geschicklichkeit den Vorrang in Deutschland behauptete. Mit Nürnberg stand die ganze musikalische Welt in Verbindung. Fürsten schickten nicht nur Beauftragte hin, um einzelne Einkäufe zu besorgen, sondern, wenn sie die Tonkunst an ihrem Hofe recht pflegen wollten, hielten sie oft stehende Unterhändler in Nürnberg, die auf jede neue Erfindung wie auf jede neue Composition ein Auge hatten. Albrecht von Preußen hat den ganzen Instrumentenbedarf seines Hofes und Landes längere Zeit aus Nürnberg bezogen." H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 35. Sonnabend, den 1. Mai. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Der Mezzo-Matto. (Fortsetzung.) ..... Seite 269
Skandinavien und sein Sagenkreis ..... " 271
Literatur:
Geschichte der deutschen Literatur mit Proben aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz ..... " 273
Miszellen ..... " 276

Der Mezzo-Matto.

Erinnerungen aus dem sicilianischen Leben.

(Fortsetzung.)

IV.

Als dem Marquis das Abenteuer des Carlo zu Ohren gekommen war, wollte er sehen, ob sich für den armen Burschen nichts thun ließe. Er ließ anspannen, und sich nach dem Wirthshause fahren, welches von Francesco zum Domicil gewählt worden war. Sobald Herr Germano seinen Namen und seinen Stand angegeben hatte, konnte der Neapolitaner kein Ende in seinen Complimenten und Artigkeitsäußerungen finden; auch bat er ihn einen Stuhl an, während er selber stehen blieb.

„Eure Aussage scheint mir ein wenig übertrieben zu seyn," sagte der Marquis zu ihm. „Carlo ist kein Wegelagerer, der Leute mit bewaffneter Hand anfällt; auch werden seit lange hier zu Lande keine Räuber mehr angetroffen. Ich ersuche Euch also recht freundlich, der Wahrheit die Ehre zu geben."

— Excellenz, antwortete Francesco, es hat seine volle Richtigkeit, daß Carlo mir Depeschen und Gepäck, zu deren Beförderung ich berechtigt war, mit Gewalt abgenommen hat, überdem bin ich von ihm beschimpft, beleidigt worden. Noch vor einem Augenblick würde ihn nichts vor meiner Rache haben schützen können; ich würde unerbittlich geblieben seyn, wenn er sich auch vor mir in die Knie geworfen hätte; aber schon bei dem ersten Worte, das Ew. Excellenz gesprochen haben, habe ich mich milder gestimmt gefühlt, und bin nun ganz willig, mich mit Ihnen zu verständigen.

„Mit dem Verständigen wird es um so leichter gehen, da ich keine Gnade von Euch zu erbitten habe."

— Excellenz, die schmeichelhafte Artigkeit, womit Sie mich beehren, rührt mich tief, und ich werde, Ihnen gefällig zu seyn, aussagen, was Ew. Herrlichkeit beliebt. Ich werde meine Klage zurücknehmen, und erklären, daß es ein Anderer als Carlo gewesen sey, der mir die Depeschen abgenommen habe.

„Das laßt bleiben!" rief der Marquis aus; „vermehrt die Zahl Eurer Lügen nicht noch um eine neue. Es handelt sich nur darum, die Wahrheit zu sagen, wie es eines ehrlichen Mannes Sache ist, nichts mehr, nichts weniger!"

— Da sind Ew. Excellenz auch an den rechten Mann gekommen: ich bin ein ehrlicher Kerl, und das Lügen ist mir vor Allem ein Gräuel.

Indem Francesco so sprach, ging er an dem Marquis vorüber in dem Gemache auf und ab, und hielt dabei die eine Hand geöffnet auf dem Rücken. Er setzte noch hinzu: „Ew. Herrlichkeit sind sehr edel, sehr reich, sehr illustre: ein kleines Zeichen des Wohlwollens könnte zwischen uns ein glückliches Verständniß zuwege bringen."

Als Francesco seine Tour mit der geöffneten Hand hin und her aber ohne den erwarteten Erfolg gemacht hatte, sagte er in einem minder weichgehaltenen Tone: „Ein Proreß ist immer ein unangenehmes Ding, und es sollte mir recht sehr leid thun, wenn ich mich in die Unmöglichkeit versetzt sähe, den armen Carlo davor zu schützen, es mit der Justiz zu thun zu bekommen . . ."

Als auch diese Bemerkung unbeachtet blieb, setzte er noch hinzu: „Einen Boten plündern, das ist eine bedenkliche Sache."

„Noch bedenklicher aber ist's," unterbrach ihn der Marquis, „ein falsches Zeugniß ablegen. Sich stolz und insolent weigern, seine Berechtigung vorzuzeigen, wenn man einen andern aus seiner Stellung verdrängt hat, heißt schlecht handeln. Wenn Carlo ver-

Digitized by Google

folgt und verurtheilt wird, so kann daraus Proceß auf Proceß entstehen. Die Wahrheit wird doch endlich über alle Lügen den Sieg davon tragen; auch achte ich sie zu hoch, um denen, die den Mund nicht öffnen, ohne sich an sie zu versündigen, auch nur einen Heller zu geben. Da Ihr nun ein ehrlicher Mann seyd, Francesco, so werdet Ihr Eure falsche Aussage zurücknehmen. Auf Wiedersehen!"

Der Marquis ließ seine Pferde in dem Flecken zu den Gärten zurück, und erklomm zu Fuß den steilen Weg nach Taormine, um dort den Commissarius aufzusuchen, der das Protocoll verfaßt hatte. Der Commissar empfing den Herrn Germano mit vielen Egards und lieh seinem Vortrage ein aufmerksames Ohr. — „Durch Ew. Excellenz bekomme ich die fragliche Angelegenheit aus einem ganz anderen Gesichtspunkte zu sehen," sagte er sodann. „Die Insolenz des Francesco entschuldigt schon die Lebhaftigkeit des abgesetzten Boten. Ueberdem sind die Gepäcke und Depeschen getreu abgeliefert worden, und ich bin ganz der Meinung Ewr. Herrlichkeit, daß die Räuber und die Schießgewehre pure Erfindungen sind. Wir werden diese Sache keinen weiteren Lauf lassen."

— Mit dieser Zusicherung, sagte der Marquis, indem er sich erhob, sind alle meine Besorgnisse gehoben. Ich sage Ihnen meinen verbindlichsten Dank....

„Vergessen Ew. Herrlichkeit", fiel der Commissar nun ein, „da nicht etwas auf meinem Tische?"

— Dos ich nicht wüßte, antwortete der Marquis; ich habe meine Handschuhe und meinen Stock: es fehlt mir nichts.

„Die Lage eines Contumaz", begann der Commissar dann wieder, und veränderte dabei den Ton, „ist sehr kritisch, und wenn man a ordinare einen Proceß angefangen hat, so hält es immer schwer, ihn in seinem Laufe zu hemmen."

— Von diesem Processe kann weiter keine Rede seyn, entgegnete der Marquis. Sollte man ihn aber dennoch fortführen wollen, so würde ich als Zeuge auftreten, und dann Dinge aufdecken, die den Ordinatores nicht gelegen kommen würden. Ihr Diener, Herr Commissar!

Als der Marquis sich entfernt hatte, wünschte der Commissar den stolzen Edelmann, der von den Fortschritten der Civilisation bei gerichtlichen Proceduren nichts wissen wollte, zu allen Teufeln. Er hätte die Verfolgungen gerne fortgesetzt, wenn ihm nicht die Aussicht, sich dann selbst einen schlimmen Handel zuzuziehen, davon abgehalten hätte; doch nahm er sich vor, durch alle möglichen Plackereien seine Revanche zu nehmen. Der Marquis seinerseits war entschlossen, es vielmehr auf's Aeußerste kommen zu lassen, als sich der kleinen Mittel zu bedienen, womit alle Schwierigkeiten zu beseitigen gewesen wären. Ein Expresser, der, um Carlo aufzusuchen, ausgesandt worden war, hatte ihn am Ende in dem Gehölze des Aetna aufgefunden, und er wollte dasselbe nicht verlassen. Der Marquis konnte die Behörden immer nur zu sehr unbestimmten Erklärungen über die Beschaffenheit der Lage der Angelegenheit seines Schützlings bewegen, so daß der arme Carlo, noch immer von einer Verhaftung bedroht, nur mit Zittern seine Wohnung betrat. Mateo und seine Frau, die in der Furcht vor Gott und den Karthaginensern aufgewachsen waren, erklärten, daß sie es nicht wagen könnten, ihre Tochter einem Manne zu geben, der nicht einmal wüßte, ob er in der Contumaz sey oder nicht. Der zur Hochzeit angesetzte Tag war vorübergegangen; die Zita betrachtete seufzend ihr Brautkleid, Carlo schauerte zusammen, wenn er einen Gendarmen erblickte, und der Herr Germano war wild über die Hindernisse, welche sich der Verbindung eines Paares, das so ganz nach seinem Wunsche war, entgegen stellten.

Unter so bewandten Umständen wollte ein Ingenieur, der auf einer Inspectionsreise begriffen war, die Entdeckung gemacht haben, daß das hölzerne Geländer, welches die Allee zu der Villa Germana abschloß, zu weit hinaus auf die Poststraße zwischen Messina und Catania trete. Es wurde darüber ein Protocoll aufgenommen, und der Marquis erhielt die Weisung, sein Geländer um drei Klafter einzuziehen. Diese Strenge war um so auffälliger, als die Landstraße, schlecht unterhalten und von den Gewässern durchschnitten, welche sich von dem Gebirge herab ergießen, bald breit, bald schmal ist, je nach den Wegen, welche die Wagen dem Ufer des Meeres zu bahnen. Der Marquis untersuchte jedoch selber den streitigen Fleck, und überzeugte sich nach einer vorgenommenen genauen Ausmessung, daß sein Geländer sich wohl einen Klafter, aber keine drei zu weit hinausgerückt befinde. Er bezeichnete sofort die Stelle, bis wohin sein Geländer zurückzuziehen sey, und ließ dasselbe um einen Klafter einziehen. Da liefen neue Aufforderungen an ihn ein; er ließ sie aber unbeachtet. Nun wurde ihm ein Proceß gemacht. Die Sache wurde dem besten Advocaten des Landes übertragen. Während der Proceß im Gange war, saß der Herr Germano eines Tages vor einem Caffehause zu Messina, und trank ein Glas Limonade inmitten eines Kreises von Neugierigen. Ein Kapuzinermönch, der in der Villa Germana oft ein gastliches Nachtlager gefunden hatte, setzte sich zu ihm, und raunte ihm in's Ohr: „Mein Sohn, sollte es wohr seyn, daß Du, der für einen der verständigsten und gelehrtesten Männer dieses Landes gilt, Dich eines hölzernen Geländers wegen in einen Proceß eingelassen hättest?"

— Ehrwürdiger Vater, antwortete ihm der Marquis, ich stehe weit unter meinem Rufe, und es ist Zeit, daß man mir eine Achtung entzieht, die ich nicht verdiene. Ihr wißt gar nicht, welch' eine Menge närrischer Ideen der Sirocco in meinem Gehirn aufwärmt. Welche Beweise von Klugheit glaubt die Welt denn von einem armen Schelm fordern zu können, der sich in die Tochter seines Pächters verliebt hat, und doch alles mögliche thut, um sie an einen einfachen Maultiertreiber zu verheirathen, nicht, weil er sie nicht mehr leiden mag, sondern weil er eine andere Person, von welcher er sich aber mehr als Sohn, denn als Liebhaber betrachtet, noch mehr liebt als jenes Mädchen? Heißt das, sich verständig benehmen?

„Ihr mögt Eure Gründe gehabt haben, die ich nicht beurtheilen kann, ohne mit Euren innern Gedanken bekannt zu seyn," erwiderte der Kapuziner. „Aber was macht Ihr Euch aus ein Paar Klafter Erdreich und ein hölzernes Geländer? Belohnt es sich wohl der Mühe, sich um eine solche Bagatelle zu streiten, und darüber die ganze Stadt schwatzen zu machen?"

— Wenn Ihr in meinem Innern lesen könntet, antwortete der Marquis, so würdet Ihr zu der Einsicht kommen, daß dies hölzerne Geländer für mich von einer unberechenbaren Wichtigkeit ist. Von dem Ausgange dieses Processes hängt mein Vermögen, mein künftiges Benehmen im Verkehr mit den Menschen, vielleicht meine Freiheit ab. — Aber da kömmt eben mein Advocat aus

Digitized by Google

der Gerichtssitzung, und wir können erfahren, was das Geschick über mich verhängt hat.

Der Advocat zeigte seinem Klienten an, daß er zu den Kosten und zu einer Geldbuße von 16 Tari (etwas über 2 Thlr.) verurtheilt worden sey.

„Sechszehn Tari? das übersteigt ja alles Maaß!“ rief der Marquis aus. „Wo soll ich sechszehn Tari hernehmen? O Himmel! was soll aus mir werden? Ich bin ein entleibter Mann, ohne Geld, ohne Obdach, kurz ein ächter Sicilianer. Ich muß mich an meinen Freund, den Prinzen *** wenden; er allein ist reich und großmüthig genug, um mich aus der schlimmsten Lage zu befreien, in die ich Zeit meines Lebens gerathen gewesen bin.“

Die Umstehenden lachten über das, was ihnen als ein Scherz erschien. Späterhin kam der Marquis nach einem langen Besuche, den er dem Prinzen *** abgestattet hatte, auch dem Caffehause zurück und nahm in einer Ecke Platz. Er sprach mit sich selber, und gesticulirte dabei gar heftig. Als man ihn im Scherz fragte, ob er die Summe von 16 Tari nicht habe auftreiben können, antwortete er:

„Ich habe genug darnach gesucht, viel darüber hin und her gedacht, mich auch mit dem Prinzen berathen; aber was ich vorhergesehen hatte, das hat sich nur zu sehr bewährt: es ist mir nicht möglich, die Geldbuße und die Processkosten zu bezahlen. Ich weiß wohl, daß dies unglaublich erscheinen mag; aber ich will mit dem Kapuziner sprechen, und wenn der mich gehört hat, so weise ich ihm die Neugierigen und die müssigen Frager zu, sonst werde ich mich vor ihnen nicht zu bergen wissen.“

Eine Unterredung von fünf Minuten, die der Marquis mit dem Kapuzinermönch hatte, war hinreichend, demselben den Schlüssel zu seinen Reden und seinem Benehmen zu geben. Der Mönch nahm alsobald eine ernstliche Miene an, und sagte zu den Umstehenden: „Der Herr Germano scherzt nicht; er hat triftige Gründe. Es ist ihm nicht möglich, die ihm abgeforderten 16 Tari zu erlegen. Verschiebt Euer Urtheil bis nach abgemachter Sache.“

„„Potz Velten!““ rief da ein junger Mann aus, „„die Sache hat gar nichts Mysteriöses: der Herr Marquis ist bloß ein Mezzo-matto.““

Man wähete es keine Stunde mehr, so wiederholte die ganze Stadt, daß der Herr Germano ein Mezzo-matto geworden sey.

(Fortsetzung folgt.)

Skandinavien und sein Sagenkreis. *)

Hier begegnet uns nun am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts gerade in den Tagen, als der hohe Glanz des Nordens mit dem großen Schwedenhelden, mit Karl XII., zu erbleichen begann, daß der skandinavische Patriotismus der Dänen und Schweden, vorzüglich aber der Schweden, aus den spärlichen und dünnen Nachrichten und Fabeln der römischen, griechischen und mittelalterlichen Schriftsteller und noch mehr aus den in Island geborgenen oder auch gedichteten ältesten Liedern, Sagen und Fabeln sich eine so großartige skandinavische Götter-, Helden- und Riesengeschichte geschaffen hat, als sie auf Erden nimmer bestanden und in dem Skandinavien, wie es vor zweitausend oder dreitausend Jahren war und sein mußte, nimmer gewesen ist noch sein gekonnt hat. Sie haben Göttergeschlechter, Riesengeschlechter und Gnomenkinder, sie haben einen lustigen, ewig heitern und paradiesischen Himmel, sie haben eine gewaltige, in Fülle der Güter und Heldenkraft schwebende wimmelnde Volksmenge geträumt und gedichtet, die dort nimmer gewesen ist. Hier muß ich die Namen Olaf Rudbeck, Verelius und Peringskiöld nennen. Der Name Suithiod (Land der Suionen oder Seeländer) ward zu dem Namen Scythia umgedreht, und Skandinavien und alle Lande, welche die Gothenstämme nördlich dem Karpaten und dem schwarzen Meer bis zur Weichsel und Oder hin weiland wenigstens eine Zeitlang beherrscht haben, laufen bei ihnen unter dem prächtigen Namen Seythia magna, „Suithiod hin mickla“, aus welcher das Gewimmel aller germanischen Völker wie aus einer Degenscheide (sie nannten es vagina gentium) einst hervorgesprungen sein sollte. Kein Wunder dies. Man hatte aus den Bergwerken Hölzer und Blüten von Palmen und andern tropischen Pflanzen in versteinerten Abdrücken, man hatte aus den Hünengräbern die Riesenknochen von den mitbegrabenen Resten der Helden für Menschenknochen genommen. Man folgerte: „Vor vielen Jahrtausenden war hier ein wärmster Himmel und eine Fülle irdischer Herrlichkeiten und eine Menge und Gewaltigkeit der Menschen, wie sie im 17. und 18. Jahrhundert auf der immer kälter und ärmer werdenden Erde nicht mehr sein konnte“; man träumte von Trauben und Pomeranzen, von Weizen und Reis, welche in jener glücklichen Vorzeit die Fluren Lappmarkens und Islands bedeckt hätten, auf welchen jetzt keine Kornähre und keine Haferstaude reifen, kein Baum wachsen will.

Wie man sich diese Außerordentlichkeiten und Herrlichkeiten herausphantasirt und sich und Andern eingebildet hatte, nicht besser ist es mit den Geweben gegangen, welche man aus den allerdings herrlichen Liedern und Mythen der „Edda“ und aus den ältesten norwegischen und isländischen Sagen heraus- und zusammengesponnen hat. Von was für Göttern und Helden wimmelt es auch hier, welche die Spätern, die lange nach der alten „Edda“ geboren wurden, aus den ältesten verschollenen Sagen, Namen und Geschichten Asiens unter dem Nordpool zusammengebaut haben! Die Völker und vor allen die Herrschergeschlechter der Völker sind einmal so geartet, daß sie mit dem ersten einfachen alten Adam Gottes nicht vorlieb nehmen wollen. Wir wissen, wie die germanische Vorgeschichte fast in allen Stämmen gestrebt hat, sich mit den Allerältesten und Erstgeborenen

---

*) Von E. M. Arndt; aus der ersten Lieferung der in Nr. 5 angezeigten „Germania“; Bruchstück von: „Skandinavien, Deutschlands Stammverwandter und Nachbar“. Arndt's Arbeit zerfällt in folgende Abschnitte: Aelteste Wohnsitze und Wanderungen der germanischen Hauptvölker. Skandinavien und sein Sagenkreis. Wirkliche Geschichte Skandinaviens. Zustand des Landes im 9. und 10. Jahrhundert. Raub- und Eroberungszüge der Normänner. Skandinaviens innere Verhältnisse von 11. bis 16. Jahrhundert. Schwedens Aufstreben im 16. und 17. Jahrhundert. Schwedens Wiederverfall im 18. Jahrhundert. Dänemark vom 16. Jahrhundert an. Skandinaviens gegenwärtige Verfassungszustände und Verfassungskämpfe. Skandinaviens materielle Lage und nationale Zukunft. Volk und Land.

Digitized by Google

der Geschichte zusammenzuspinnen, wie auch eine verworrene und oft pedantische Gelehrsamkeit, welche nirgends von vorn oder von einer unbekannten Wiege anfangen wollte, nach Troja und Rom, ja nach Jerusalem und Memphis für ihre Ahnen ausgesehen hat. Nicht blos die Römer, auch die fränkischen Merwinger wollten Trojaner sein, ja viele Geschlechter und Städte — in unserer schönen alten Stadt Trier kann man einen solchen Ruhm in einer goldenen lateinischen Inschrift lesen — wollten wohl ein Jahrtausend vor Babylon, Troja und Rom schon bestanden und gestanden haben. Auch unsere Skandinaven sind mit ihren Asen nicht blos nach Asien zurückgelaufen, sondern mit ihren alten Göttern und Heroen sogar auf den troischen Ida gestiegen. So mächtig ist eitlen oder stolzen Verführung sind oft einzelne Wörter. Zum Beispiel: Bei der Erneuerung und Verjüngung des neuen Himmels und der neuen Erde (laut der „Edda") und der herrlichen Asen (Götter und Helden) sammeln sie sich wieder um eine neue Stätte der Seligkeit, wo sie der alten Herrlichkeit und der jungen Lust gedenken. Da lautet es: „sie sammeln sich auf Ida Wall". In diesen Worten sind manche Skandinaven auf den Berg Ida über Ilion gestiegen, und Viele sind ihnen unvorsichtig nachgeklettert und haben Odin und seine Asen wohl mit Priamus' Söhnen und Helden verbunden, als hätten die frühesten Isländer auch die alten Sagen von Troja gehabt. Es heißt aber jener Ida Wall nichts Anderes als die Grüne Au oder Pindar's elysisches Gefild der Seligen. Wall bedeutet im Nordischen nichts Anderes als Au und Wiese, die Bedeutung Wall für Mauer, Burg und Festung aus den romanischen Sprachen ist eine spätere Einführung in die skandinavischen. Auch mit dem Wort Asen (Asar), wie hat man in und durch Asien auch da mit allerlei Worten hin und her gespielt, ja, um einmal unserm alten Voß nachzusprechen, gefaselt. Es ist aber das Wort As oder Ans, welches in unserer deutschen Sprache auch in vielen Namen (Ansbert, Ansfried, Anselm) mitklingt, von dem Worte Asius oder Asiaticus ein himmelweit verschiedenes; die Asen heißen nichts Anderes als die Einzigherrlichen, die Göttlichen, ganz was das lateinische Divi, das nordische „Diar". Auch mit den herrlichen ältesten Eddaliedern, mit den nordischen Natur- und Götterfabeln hat man in tausendfältig verschiedenen Deutungen und Herleitungen ebenso viel hin und her geflunkert und gefaselt. Diese Mythen sind seltenste Glanzerscheinungen, man möchte sagen aus nordischen Lichtern und Scheinen, von auf Fels, Metall und Eis gespiegeltem Sonnenschein geboren, einzelne ausgesprühte Lichtfunken eines höhern und edlern geistigen Daseins, echte Abspiegelungen des gewaltigen heidnischen Nordens, aus mächtigen Herzen gequollen, eiserne und felsige Kraft und Stärke zu zeugen und für unüberwindliche Arbeiten und Kämpfe zu stählen. Es ist überhaupt das mislichste Ding, Mythen und Fabeln einer alten Urwelt auszulegen und aus gewöhnlichen Köpfen und Herzen der Menschen zu deuten, oder sie mit der Geschichte eines Volks zusammenzulegen oder von derselben auseinanderzulegen. Solche Ahnungen oder Fabeln des kindlichen oder kindischen Herzens der Völker sind gleichsam ihre Urdichtung. Solcher Urdichtung, wie überhaupt jeder Urkunst des menschlichen Gemüths bis in den tiefsten Grund, bis zu dem Webstuhl des schaffenden Geistes selbst, nachdringen und das Ganze und Große in dem Einzelnen und Kleinen zeigen und erklären zu wollen, ist fast ein Wagniß, wie mit den Augen in die Sonne schauen und in den Abgrund des Oceans bohren zu wollen. Man schwebt bei solchen Untersuchungen gleichsam um die Urkunst des Geistes; man wird von tausend wechselnden Lichtern und Schatten umflattert und sieht zu gleicher Zeit Alles und Nichts.

Kurz, man hat mit den allerwunderlichsten Ungeheuerlichkeiten über die altnordische Natur- und Götterlehre und über die gefundenen verschiedenen Götterdynastien genug phantasirt und hin und her geflunkert von Olaf Rudbeck bis zu dem dänischen Suhm und dessen verschiedenen Odinen aus den Niederstiegungen des Budda und Brama hin; ja sogar den Namen Skandia für Skäne hat man bisaus Indien her deuten gewollt, nicht bedenkend, wie viel Zufälliges oft in Klängen und Gleichklängen ist. Gottlob, das tropische Paradies des Nordens mit seinen Palmen und Ananas und seinen göttergleichen Riesenmenschen ist vor der Kritik und Naturlehre unserer Tage versunken, und die Lügen, die ein Saxo Grammaticus, um die Dänen seines Bischofs Absalon zu erheben, in die wirklichen, echten Sagen und Geschichten mit hineingewebt hat, wie die Phantastereien der Peringskiölde, sind mit allen ihren bunten Dämmernebeln der Vorwelt dahingeschwunden. Die Dinge sind seit dem letzten halben Jahrhundert immer mehr in die wahren Verhältnisse zwischen Wahrheit und Fabel in die richtige Mitte gestellt worden. Schlözer in seiner sonst sehr verdienstlichen „Nordischen Geschichte" hatte doch mit etwas zu plumper und roher Faust in das schöne nordische Farbengewebe hineingegriffen; es fehlte dem sonst sehr wackern Manne durchaus der feinere Sinn für das Schöne, der fromme Sinn für das Unmittelbare und Ursprüngliche, was als Grundgeschichte des Lebens der Völker in der Fabel und dem Mythus liegt; er gießt hier im puritanischen Eifer immer das Kind mit dem Bade aus. Männer wie der Däne Rasmus Müller und unser einziger und unvergleichlicher erster und bester Hesse Jacob Grimm haben auf diesem irrsalvollen Gebiet das Maß gefunden und gestellt. Auf jenem andern Felde, wo die Palmen und Riesen wachsen sollten, haben die erdkundigen und sternkundigen Männer, die Humboldts, Aragos, von Buchs u. s. w. uns ziemlich klar gezeigt, daß der Bauch der Erde, wenn anders in ihm ein glühender Ofen flammt, sich seit Moses' und Homer's Tagen wenig abgekühlt hat, daß die Klimate der Länder ziemlich so stehen wie vor dreitausend Jahren, und daß die Grenzen des Weinstocks, Oelbaums, Weizens und Reises fast noch ebenso liegen wie damals.

So hat die gewachsene Wissenschaft die wirklichen und gemachten Fabeln und Mythen berichtigt. Sie hat überhaupt wie die Erfahrungen und Begebenheiten der jüngstverflossenen sechzig, siebenzig Jahre für die menschliche und politische Geschichte der Völker den Blick erhellt, erweitert und gestärkt haben, uns gelehrt, die Zeit und ihre lange, unendliche Fortrollung um viele Jahrtausende zurückzustellen. Es wird jetzt im Himmel und auf der Erde immer mit Myriadenzahl und Millionenzahl der Welten und der Jahre gemessen, wo man sonst schüchtern kaum mit der Tausendzahl voranzugehen wagte. Moses und die Zeitrechnung seiner Welt mit dem Alter von 6000 bis 7000 Jahren sind längst veraltet und abgeschafft. Mit der Länge der Zeiten ist auch die Länge des Alters der Völker gewachsen. Wir dürfen über das Jahrtausend der germanischen Einwanderung aus dem asiatischen Osten in den europäischen Nordwesten uns jetzt nicht mehr den Kopf zerbrechen; die uns übrigen

Digitized by Google

Denkmäler der älteen Geschichte sind völlig stumm darüber. Jetzt sollte es billig Keinem mehr einfallen, da noch nach der Zeit zu fragen, noch in einzelnen, in Herodot's Tagen nördlich über dem schwarzen Meer wohnenden Völkerschaften, die er etwa als blond, rothhaarig und blauaugig bezeichnet, Brudergenossen der alten Germanen zu finden und in ihren Wohnsitzen germanische Ursprünge zu suchen. Doch giebt es noch einzelne solcher Käuze, wie Jene gewesen sind, die aus den Bewegungen und Erschütterungen, welche des Perseers Cyrus Feldzüge über den Kaukasus oder noch weiter östlich über den Oxus hinaus gegen Norden verursachen konnten, oder gar aus den viel spätern der gegenmithridatischen Feldzüge eines Lucullus und Pompejus sich Auszüge und Auswanderungen der Germanen und ihrer zweiten oder dritten Odine gegen Westen zurechtgefabelt haben. Wahrlich, Völker, welche der römischen Weltmacht unter einem Cäsar und Augustus mit fürchterlichen Heermassen die Spitze bieten konnten, hatten vielleicht schon ein Jahrtausend oder mehr vor Cyrus in ihrem Europa gesessen!

Geschichte der deutschen Literatur mit Proben aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz. Mit vielen Illustrationen in Holzschnitt von den vorzüglichsten Künstlern in Deutschland. In ca. 25 Lieferungen. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1851. 52.

Die dritte und vierte Lieferung (die Anzeige der ersten und zweiten s. m. in Nr. 95. und 101 dieser Blätter, 1851), Seite 129 — 256 enthaltend, bringen die Fortsetzung des zweiten Zeitraums (1150 — 1350): Poesie. Wir lernen hier die folgenden deutschen Dichter dieser Periode und eine bedeutende Anzahl von Dichtungen kennen: I. Lyrische Poesie. (Fortsetzung.) Der Meißner (10 Proben). Meister Stolle (4). Der Schulmeister von Eßlingen (5). Der Unverzagte (4). Der Kanzler (10). Steinmar (5). Meister Johannes Hadlaub (10). Hermann der Damen (1). Heinrich Frauenlob (mit zwei Illustrationen: sein Grabmal in der Domkirche zu Mainz, zertrümmert 1744, erneuert 1842, und der Dom in Mainz; 20). Regenbogen (11). Der Sängerkrieg auf der Wartburg (mit dem Gemälde aus der Manessischen Handschrift; 2). Volkslieder und Lieder von ungenannten Dichtern (11). II. Didaktische Poesie. Heinrich (das treffliche Gedicht „Von des tödes gehügede"). Der Windsbecke. Die Windsbeckin. König Tyrol von Schotten und Friedbrant sein Sohn (1). Thomasin von Zirclære (6). Freidank (8). Der Stricker (6). Ulrich von Lichtenstein (2). Konrad von Würzburg (2). Seifried Helbling (2). Hugo von Trimberg (6). Ulrich Boner (8). Konrad von Ammenhausen (3). III. Epische Poesie. 1. Uebergangsgedichte: Frau Ava (aus dem Leben Jesu). Deutsche Bearbeitung der Bücher Mosis (2). Wernher von Tegernsee (mit einem Bilde aus der berliner Handschrift seines Marienlebens; 2, das ander liet der Ueberarbeitung und das Bruchstück desselben der älteren Bearbeitung). Lobgesang auf den heiligen Anno (Str. 1 — 3, 11 — 30). Die Kaiserchronik (Anfang des Artikels).

Auch in den vorliegenden beiden Heften sind einige Biographien ausführlich, andere kürzer, da über die äußeren Lebensverhältnisse vieler Dichter Nichts oder Wenig und Unbestimmtes bekannt ist. Von den epischen Dichtungen sind in der Regel große Bruchstücke mitgetheilt; einige derselben gehören zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der älteren epischen Poesie der Deutschen und werden Lesern, die sich für solche Geistesschöpfungen ein empfängliches Gemüth bewahrt haben, den schönsten und reinsten Genuß gewähren.

Die Verlagshandlung hat bemerkt, was wir auch hier zu erwähnen für Pflicht halten, es liege in der Natur der Sache, daß in den früheren Perioden der deutschen Literaturgeschichte die Illustrationen nur spärlich sein konnten, weil es dazu an Materialien, namentlich Portraits u. dgl., fast gänzlich mangle, die Zugabe neuer Compositionen zu altdeutschen Schriftwerken, mit wenigen Ausnahmen dem Plane des Unternehmens aber nicht entsprechend erscheine. Sie bitte deshalb, die bis jetzt erschienenen Lieferungen hinsichtlich der Illustrationen nicht als maßgebend zu betrachten, da sich dieselben, sobald das Werk nur etwas weiter fortgeschritten sei, bedeutend vermehren würden. Das Ganze werde mehr als 300 Illustrationen, namentlich Portraits mit Facsimile's der bedeutendsten Schriftsteller bis auf die neueste Zeit, umfassen. Mit einer späteren Lieferung soll ein specielles Verzeichniß derselben erfolgen.

Wir entnehmen der dritten Lieferung den Artikel:

Meister Johannes Hadlaub.

Hadlaub stammte aus einem später ausgestorbenen Geschlecht der Stadt Zürich. Er dichtete schon um 1290, vielleicht auch schon früher; seine Kunstbildung hatte er vermuthlich in der Singschule seiner Vaterstadt erhalten. Auch er mag eine Zeit lang den Beruf eines wandernden Sängers ergriffen haben, wenigstens geht aus einem seiner Gedichte, in welchem er sich, wie einst Walther, über die großen Hüte der Frauen beklagt, unzweifelhaft hervor, daß er in Oesterreich gewesen ist (7),*) und in einem andern sagt er, daß er nie eine schönere Frau gesehen habe, als seine Geliebte, in welches Land er auch gekommen sei. Dies ist aber auch mit Ausnahme seiner Liebesabenteuer, das Einzige, was wir aus seinen Dichtungen über ihn selbst erfahren. Den größten Theil seines Lebens wird er aber wohl in seiner durch Pflege der Kunst, Wohlstand und freien Sinn der Bürger schon damals bedeutenden Vaterstadt zugebracht haben, wie wir daraus zu schließen berechtigt sind, daß seine Angebetete entweder in Zürich selbst oder doch in der Umgegend dieser Stadt gelebt hat. Es wird diese Vermuthung auch dadurch unterstützt, daß seine Sprache vielfältig an die Mundart seines Vaterlands erinnert, was wohl nicht der Fall sein würde, wenn er längere Zeit in anderer Umgebung gelebt hätte. Wann er gestorben ist, wissen wir nicht, doch darf man seinen Tod wohl nicht früher, als um das Jahr 1325 ansetzen.

Hadlaub vereinigt in sich auf eine merkwürdige Weise die zwei einander schroff entgegenstehenden Gattungen des Minne-

*) Die hinzugefügten Zahlen verweisen auf die Proben der Gedichte Hadlaub's.

Digitized by Google

fangs, indem er das eigentliche höfische Minnelied, so wie die durch Nithart angebahnte höfische Dorfpoesie bearbeitet hat, welche ihm die höchste Ausbildung verdankt. Wir würden daher, weil sich sein eigenthümliches Talent vorzugsweise in dieser Gattung zeigt, uns darauf beschränken können, diese Seite seiner poetischen Entwikelung zu schildern, wenn nicht auch die andere Stoff zu einigen Betrachtungen darböte. Der Züricher Dichter ist nämlich, wenn wir seine sentimentale Richtung ins Auge fassen, eine Wiederholung und vielleicht sogar eine selbstbewußte Kopie Ulrichs von Lichtenstein, und es hat ihm gewiß nur die Stellung gefehlt, die jenen bei seinen abenteuerlichen Streichen so sehr begünstigte, um Aehnliches auszuführen. Der abenteuerliche Sinn aber, die übertriebene und zum Theil affektirte Sentimentalität, die jenen Ulrich zu dem, was er wurde und that, allein fähig machten, besaß Hadlaub in eben so hohem Grade, als sein Vorgänger und Muster. Wie Ulrich diente er seiner Geliebten schon als Kind, nur mit dem Unterschied, daß auch seine Auserwählte ebenfalls ein Kind war (2). Sie war hohen Standes, und der arme, bürgerliche Dichter fand keine Gelegenheit ihr seine Liebe kund zu geben, bis er endlich Muth faßte, und als Pilgrim verkleidet ihr, als sie vor Tage aus der Mette heimging, mit einen Angelhaken heimlich einen Brief anheftete. Was sie mit demselben machte, erfuhr er nicht, „aber wenn sie ihn gelesen hat," sagt er, „so hat sie tiefe Rede von der Minne darin gefunden, und welche Noth mein Herz quält." (1) Wer die Geliebte gewesen, erfahren wir nicht, denn es wäre gegen die höfische Sitte gewesen, dieselbe zu nenen; allein in Zürich mag es damals wohl ziemlich allgemein bekannt gewesen sein, welche hohe Frau er mit seiner Liebe verfolgte, da er sein Herzeleid seinen vornehmen Freunden und Gönnern klagte, die ihm endlich eine Zusammenkunft mit der Geliebten verschafften. Als er vor derselben erschien, benahm sie sich mit der größten Höfe, sie kehrte ihm den Rücken zu, als sie ihn erblickte, so daß er vor Schmerz hinfiel. Da hoben ihn die Herren auf und führten ihn zu ihrem Sitz und gaben ihn die Hand der Dame in die seinige, was ihn wieder stärkte. Er aber fiel nieder vor ihr und lag dort als ein todter Mann, und sah sie jämmerlich an, worüber sie sich endlich erbarmte und ihm freiwillig die Hand reichte, ihn lieblich ansah und mit ihm sprach. Da kennt er sie nun nach Herzensluß anschauen; seine Arme lagen auf ihrem Schooß; aber in seinem Entzücken drückte er ihr die Hand so fest, daß sie wahrscheinlich darob erschrak und ihn, um sich von ihm zu befreien, in die Hand biß. Ein größeres Glück hatte ihm natürlich nicht begegnen können, so süß fand er ihren Mund, so zärtlich, weiblich, fein war ihr Biß; es that ihm nur weh, daß er sobald aufhörte; niemals war er glücklicher gewesen. Hierauf baten die Herren, die Dame möchte ihm Etwas geben, das sie schon lang getragen habe; da warf sie ihm ihr „Nadelbein" hin, das er schnell aufhob; die Herren aber nahmen es ihm wieder und ersuchten sie, es ihm lieblich anzubieten, was ihn in neues Entzücken versetzte. (2) Später erhielt der Regensberger von ihr das Versprechen, daß sie den Dichter freundlich grüßen wolle; man ließ ihn holen, aber sobald er kam, versperrte sie sich in einer Stube und ließ sich trotz aller Bitten der anwesenden edlen Frauen und Herren nicht eher wieder blicken, als bis der arme Sänger das Haus verlassen hatte (4). Ein andersmal sah er sie, als er spazieren ging, mit schönen Frauen sitzen; sobald sie aber bemerkte, daß er auf sie zugehe, entfernte sie sich. Doch tröstete ihn ein guter Ritter mit der Versicherung, daß ihr lieblicher Mund von ihm gesprochen und sie gefragt habe, „wo ihr Geselle sei?" Als sie in die Stadt zurückkehrte, begegnete er ihr abermals, jedoch war er so erschrocken, daß er kein Wort hervorbringen konnte, und sie ging bei ihm vorüber, ohne ihn eines Grußes zu würdigen. Da bricht er in herzzerreißende Klagen über ihre Sprödigkeit aus, und schließt das Gedicht mit der Bitte, sie möchte ihm doch erlauben, daß er allein zu ihr komme; er habe hiebei keine böse Absicht, denn er wollte ihr nur seinen Sehnsuchtsschmerz klagen. (5)

Die übrigen Minnelieder Hadlaubs enthalten keine weiteren historischen Züge, sondern bewegen sich meistens in den bekannten Formen und Wendungen; doch finden sich auch einige neue Gedanken, die er aus der Wirklichkeit entlehnte, wodurch die betreffenden Gedichte eine im Minnelied sonst unbekannte Objektivität erhalten. So erzählt er, wie er sie einst ein Kind liebkosen sah, an dessen Stelle er zu sein wünschte. Als sie fortgegangen war, nahm er das Kind, umarmte es, und küßte es an die Stelle, wo sie es geküßt hatte, was ihn ganz glücklich machte (3). Es ist wohl offenbar, daß Hadlaub in seiner Liebessehnsucht, wie schon gesagt, den Ulrich von Lichtenstein kopirt, und daß, wenn seine Thorheit in gemäßigten Schranken verblieb, dies wohl hauptsächlich in seinen Verhältnissen lag. Wäre er ein hochgeborner Ritter und reich gewesen, so würde er ohne Zweifel auch irgend einen abenteuerlichen Zug zu Ehren seiner Dame veranstaltet haben. Vielleicht würde er aber auch in seinen beschränkten Umständen größere Thorheiten begangen haben, wenn er einen günstigeren Boden für dieselben gefunden hätte. Allein während Ulrich durch seine Streiche allgemeine Bewunderung einärndtete, und sich selbst Fürsten bestrebten, dieselben zu verherrlichen, ärndtete Hadlaub gewiß nur Spott für die seinigen; denn ob er gleich von der Theilnahme seiner Gönner überzeugt ist, so geht doch aus seiner eigenen Erzählung klar genug hervor, daß die edlen Herren und Frauen, die seine Werbungen zu unterstützen schienen, ihn in der That nur zum Besten hatten, und um dies desto sicherer zu erreichen, ihm allerlei Hoffnungen vorspiegelten. Und er ist somit nicht bloß darin dem edlen Ritter von La Mancha zu vergleichen, daß er sich in eine längst entschwundene Zeit zurückversetzte, sondern auch darin, daß er seinen Bekannten zum Gespötte diente, die seine gutmüthige Beschränktheit mißbrauchten, um sich an seinen sentimentalen Thorheiten zu ergötzen. Es hatte aber nicht bloß in den vierzig oder fünfzig Jahren, die zwischen Hadlaub und dem Lichtensteiner lagen, ein gewaltiger Umschwung des Lebens und der Lebensansichten Statt gefunden; man muß auch erwägen, daß die edlen Herren und Ritter aus der Stadt Zürich oder ihrer Umgebung bei ihrem bewegten und thätigen Leben, der unmittelbaren Einwirkung der weniger phantastischen, aber desto tüchtigeren bürgerlichen Elemente an dergleichen Possen keine Freude haben kennten, welche zur Zeit in der Heimath Ulrichs das Erstaunen und den Neid der Fürsten und Ritter erregten. Und so sehen wir, daß der Minnesang mit seinen charakteristischen Kennzeichen in der Schweiz, d. h. gerade da zu Grabe getragen wird, wo er zuerst blühte, weil das ritterliche Element, auf welchem der Minnesang beruhte, auch in diesem Lande zuerst und bleibend vernichtet wurde, theils durch Gewalt, theils dadurch, daß es sich genöthigt sah, sich an das kräftig emporblühende

Digitized by Google

Bürgerthum anzuschließen und sich allmählig in ihm zu verlieren.

In der Erzählung des so unglücklich ausgefallenen Besuchs bei der Geliebten erwähnt Hadlaub unter den Herren, die sich seiner annahmen, auch den Herrn Rüdiger Maneſſe. Es ist dies derselbe, welchen er auch in einem andern Gedichte nebst seinem Sohne Johannes, dem „Kuster", als Beschützer der Kunst besingt. „Wo fände man so viele Lieder beisammen? Man könnte im ganzen Königreiche nicht so viel finden, als in Zürich in Büchern aufbewahrt werden; deshalb prüft man dort häufig Meistersang. Der Maneſſe rang unablässig darnach, so daß er nun die Liederbücher besitzt. Gegen seinen Hof sollten die Sänger sich neigen, sein Lob hier und an andern Orten verkünden, denn der Sang hat da Wurzel und Stamm; und wüßte er, wo noch guter Sang zu finden wäre, so würde er unablässig darnach werben. — Sein Sohn, der Kuster, treibt es auch so; deswegen haben sie, die trefflichen Herren, gar viel des guten Sanges zusammen gebracht." (6) Diese Stelle hat die Veranlassung zur Annahme gegeben, daß die jetzt in Paris aufbewahrte Liederhandschrift, welche, wie oben schon erwähnt wurde, allerdings früher in der Schweiz war, von dem Ritter Rüdiger Maneſſe veranstaltet worden sei; allein da Hadlaub nur sagt, daß er Liederbücher gesammelt habe, so ist die daraus gezogene Folgerung zu willkürlich, als daß man sie für begründet halten sollte.

Hadlaub hat auch Herbstlieder gedichtet, bei welchen wohl Steinmar sein Vorbild gewesen ist. Auch er schildert unmäßige Gelage bei Wurst und Wein; aber während Steinmar sich aus Trotz gegen seine Spröde den Freuden der Tafel hingiebt, unterbricht der sentimentale Meister Hadlaub die Darstellung des Gelages, das er doch mit offenbarer Liebe und Lüsternheit nach allen den guten Gerichten in widerlicher Ausführlichkeit beschreibt, durch Klagen über die unbezwingliche Härte der Geliebten, die ihm alle Freuden verbittert (8). Weit vorzüglicher sind die Erntelieder, in welchen er die Lust der Schnitter und Schnitterinnen mit lebendigen Farben malt; und wenn hier auch die Erinnerung an die Spröde seine eigene Lust unterbricht, so tönt seine Klage doch nur so leise, daß der fröhliche Charakter des Ganzen dadurch nicht unterbrochen wird (9 10). Ganz in der Nithartischen Weise hat Hadlaub auch Schlägereien der „Dörper" geschildert, aber weder in diesen noch in den Tag- oder Wächterliedern, die er außerdem gedichtet, hat er irgend sich eigenthümlich gezeigt, so daß wir hier uns auf deren Erwähnung beschränken können. Alle Gedichte Hadlaubs aber zeichnen sich durch ihre kunstmäßige Form aus, die namentlich in den vielreimigen oft mannigfach verschlungenen Strophen erscheint. Dieser Strophenbau eignet sich vorzüglich zu den Herbst- und Erntelieder, welche durch denselben eine dem Gesang angemessene Lebendigkeit erhalten.

Aus den 10 Proben wählen wir die 3., 6. und 7. aus:

3. Als Sie ein Kind liebkoste.

Ach, ich sach si triuten wol ein kindelîn,
dâ von wart mîn
muot liebe ermant.
Si umbevieng ez unde druchtez nâhe an sich,
dâ von dâcht ich
blielîch ze hant.
Si nam sîn antlûte in ir hende wîz,
und druchte ez an ir munt, ir wengel klâr;
ôwê sô gar
wol kuste siz.
Ez tet ouch zwâre, als ich hæt getân:
ich sach umbvân
ez ouch si dô.
Ez tet recht, als ez entstüende ir wunnen sich;
des dûchte mich,
es was sô frô.
Dô mocht ich ez nicht âne nît verlân,
ich gedâcht, owê! wær ich daz kindelîn,
unz daz si sîn
wil minne hân.
Ich nam war, dô daz kindelîn êrst kam von ir,
ich namz zuo mir
lieblich ouch dô;
Ez dûchte mich sô guot, wan siz ê druchte an sich,
dâvon wart ich
sîn gar sô frô;
Ich umbeviengz, wan siz ê schône umbvie,
unt kust ez an die stat, swâz von ihr kust ê was:
waz mir doch daz
ze herzen gie!
Man gicht, mir si nicht alsô ernstlich wê nâch ir.
als siz von mir
vernommen hânt;
Ich si gesunt, ich wær vil siech und siechlich var
tæt mir sô gar
wê minne hant;
Daz mans nicht an mir sieht, doch lid ich nôt —
daz füeget guot geding, der hilft mir aldâ her,
unt liez mich der,
sô wær ich tôt.

6. Auf Rüdger Maneß und Johannes Maneß.

Wâ vund sament sô manig liet?
Man vunde ir niet
im künicriche,
als in Zürich an buochen stât.
Des prüeft man dik dâ meistersang;
der Manez rang
dar nâch endliche:
des er diu lieder buoch nû hât.
Gein sîn hof mechten nigin die singære,
sîn lob hie prüevn und andirswâ:
wan sang hât boun und wurzen dâ,
und wisse er, wâ
guot sang noch wære,
er wurb vil endelîch dar nâ,
Sîn sun, der kuster, treibz ouch dar;
des hânt si gar
vil edels sanges,
die hêrren guot, ze semne brâcht.
Ir êre prüevet man dâ bî;
wer wiste si

Digitized by Google

des anevanges?
der hât ir êren wol gidâcht.
Daz tet ir sin: der richtet sî nach êren,
daz is ouch in erboren wol an;
sang, dâ man din frowen wol getân
wol mitte kan
ir lob gemêren,
den wollten sî niet lân vergân.
Swem ist mit edelm sange wol,
des herze ist vol
gar edler sinne.
Sang ist ein sô gar edlez guot:
Er kumt von edlem sinne dar;
dur frowen clâr,
dur edil minne,
von dien zwein kumt sô hôher muot.
Waz wær diu welt, enwæren wîb sô schœne?
dur sî wirt sô vil sûezekeit,
dur sî man wol singet unde seit
sô guot getiht
unt sûez gedœne:
ir wunne sang ûz herzen treit.

7. Die Hüte.

Der site ist in Oesterrîch
uuminnenklich,
daz schœne frouwen
tragent alle hüete breit;
Wan ir minnenklichen vaz
mag man gar
selten geschouwen,
sos ir hüet hânt ûfgeleit.
Manigen wær diu zît gar unverdrozzen,
sæch man dicker ir wengelîn
und ir liechten ougen schîn.
Wan wæren die hüet geflozzen
Tuonowe ab, sô möchte ez sîn!

Miscellen.

Das Grabmal Hyder Ali's und Tippo Saib's zu Seringapatam ist eins der letzten glänzenden Mausoleen, womit die mahomedanischen Könige Indiens die Umgebungen der verschiedenen Hauptstädte ihres Reiches geschmückt haben. Gleich allen östlichen Grabmälern, war es bei Lebzeiten des Monarchen, der nun darunter begraben liegt, begonnen worden, doch wurde es erst zwei Jahre nach seinem Tode, 1784, fertig, um welche Zeit der Sultan Tippo die Moschee und den Garten, die unzertrennliche Beigabe von königlichen Grabstätten, beendigt hatte. Der Garten ist in dem gewöhnlichen orientalischen Styl angelegt, von klösterlichen Arkaden umgeben, die als Karavanserais oder Herbergen für Pilger dienen; derselbe hat mit seinen Brunnen und Pavillons wohl eben so viel gekostet, als das Grabmal selber. Dieses, der mittlere Pavillon, war bei Lebzeiten des Gründers als Festhalle benutzt worden, und wurde erst nach des Stifters Tode durch Verwandlung der unteren Arkaden für seine ernstere Bestimmung eingerichtet. Das Gebäude erhebt sich auf einer Terrasse, wodurch das Ganze ein heiteres und würdiges Ansehen bekommt. Das Mausoleum selber besteht aus einem vierseitigen Gemache, nach jeder Seite mit einer Oeffnung, von welchen die eine als Thür dient, die andern aber mit Steinen oder Marmorplatten von durchbrochener Arbeit in dem schönen saracenischen Style vermauert sind.

Hunderte von Leben dürften gerettet worden seyn, sagt eine neuere Nummer des englischen Globe, wenn folgendes einfache Mittel gegen Vergiftung allgemein bekannt gewesen wäre: „Man nehme einen großen Theelöffel voll bereiteten Senf, verdünne denselben in einem Glase warmen Wassers, und trinke solches baldigst aus; dies wirkt als ein rasches Brechmittel, und entfernt mit dem übrigen Inhalte des Magens auch die gesammte giftige Substanz.

Es ist wohl nur Wenigen bekannt, sagt der Builder, daß in London alle sieben Minuten des Tages ein Kind geboren wird und alle neun Minuten einer seiner Einwohner aus dem Leben scheidet. Die Bevölkerung von London beträgt in runder Summe 2,362,000 Seelen. Wenn das Verhältniß der letztverflossenen funfzig Jahre fortwähret, so werden von jetzt ab in 31 Jahren in der englischen Hauptstadt gerade so viel Personen sterben, als ihre jetzige Bevölkerung beträgt, trotz dem wird diese sich unter gleichen Umständen nach 39 Jahren verdoppelt haben.

Wie bedeutend der Austernfang der Küste von Havre gegenüber von englischen Schiffen betrieben wird — was schon mehrfach zu Collisionen mit den französischen Schiffern geführt hat — läßt sich daraus ermessen, daß jüngst 35 Schmackschiffe mit voller Ladung von dort kommend an *einem* Tage zu Brighton eingelaufen sind.

Kürzlich langte in Prag ein Packet Zeitungen an (so erzählt die Neue Preussische Zeitung) unter der Adresse:

A Madame
Madame Adéle Ressource
à
Prague.

Lange wußte man nicht, wem dies Packet zuzustellen und wo die fragliche Madame Adele Ressource zu finden sey. Aus der Durchsicht der in dem Packete enthaltenen Zeitungen ergab sich endlich, wer diese Dame sey. Diese Zeitungen waren nämlich kurz vorher bei einem auswärtigen Postamte für die Adels-Ressource bestellt worden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 36. Mittwoch, den 5. Mai. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Holzschnitte von Christian Winther. Aus dem Dänischen von H. Zeise ..... Seite 277
Der Mezzo-Matto. (Fortsetzung.) ..... „ 278
Stenographie. (Kurzschrift.) ..... „ 281
Literatur:
Zwei Briefe von Richard Wagner ..... „ 282
Gemeinnütziges englisch-deutsches phraseologisches Handwörterbuch der englischen Zeit-, Haupt- und Eigenschaftswörter ꝛc. „ 283

Holzschnitte von Christian Winther. *)

Aus dem Dänischen von H. Zeise.

Wo sich vier Arme geschließen in ein,
Nie führe Freude die Sonne überschein:
Da wird gedrucket von zweien Herzen so nah',
Laub war nie so dünne, daß Stott man funde da.
Christian von Homle.

Vignette.

Der Gott der Lieb' wohnt nicht allein
Bei Grafen und Baronen,
Nicht bloß am Hof beim Kerzenschein
Sieht man beim Tanz ihn thronen!
Glaubt nicht, er kühlt nur seinen Mut
An Prinzen und an Füsten;
Nicht stets noch solchem theuren Blut
Die scharfen Pfeile dürsten!
Sein Garn spinnt er nicht stets allein
Duch niedre Intriguanten,
Für adelige Mägdelein
Bei Onkeln und bei Tanten.
Er, welcher Unruh' weckt mit Lust
Unter Obrist's Wolkirung,
Er duldet keine stille Brust
In simpler Montirung.
Die Herzen trifft er stets mit List,
Die Pelz und Wolle decken,
So wie die Brust unter Batist
Auf der sich Steine strecken; —
Die volle Brust, die Linnen deckt,
Er hat sie stets getroffen,
Wie die, so weich und warm sich steckt
Unter den seidenen Stoffen.
Er stärket wohl des Ritters Hand,
Der kühn und unerschrocken,
Er zieht ihn nach der Schranke Rand
Durch Mägdleins blonde Locken;
Der Bauerbursch zur Erntezeit
Weicht nicht dem Ritterschwalle,
Oft kämpft er einen edlen Streit
Für schöne Mägdlein alle.
Der eine blüht sich zierlich, klagt
In Ketten, die von Golde,
Der andre saget unverzagt,
Was denkt die Maid, die holde?

Drum flieh' ich von der Städte Flur,
— Das heißet, nur figürlich —
Und mal' des Landes Prachtnatur,
Denn sie ist so natürlich.
Hier prahlt kein herzoglich Gesicht
Wie in den Novelletten,
Und Prinzen, Grafen sind hier nicht.

*) In Nr. 31, 32 und 33 (1849) dieser Blätter, theilte ich einige Dichtungen Christian Winther's, den Holzschnitten entnommen, mit, denen ich die nachstehenden folgen lasse.

Digitized by Google

Geziert mit goldnen Ketten;
Wir werden auch den Lord nicht sehn
Ob seiner Liebe trauren,
Nein, die auf meiner Bühne gehn,
Sind derbe dän'sche Bauren.
Die Bühne, ist sie denn nicht schön?
Ach, bei des Laubes Schimmern
Erklinget wahrlich Liebgetön
Doch schöner als in Zimmern.
Es singt die Nachtigall fürwahr
Stets zwischen Laub und Zweigen,
Die Ros' sprießt auf dem Lande klar,
Wo sich die Lilien neigen;
Das Veilchen sich versteckt hat
An Baches klaren Wogen,
Die Sonne kommt mit goldnem Rad
Durch Wald und Thal gezogen;
Vom Mondang', das sich blicken läßt,
Kann auch das Mägdlein lernen; —
Ja, Amors Tempel steht hier fest,
Geschmückt mit hellen Sternen.
Er wohnt im Wald, er wohnt im Thal,
Schleicht sich in Hütt' und Lädchen,
Er flattert in den dunkeln Stall
Und weckt die Bauermädchen.
Ich sah den kleinen Gott in Ruh',
Wo Hirtenflöten klingen,
Er saß auf einer frommen Kuh,
Und schlug mit seinen Schwingen.
Beim Hochzeitsfest erblickt' ich ihn,
Das war so schön zu sehen;
Und dort er mir zu Hause schien,
Ich sah ihn schäfernd gehen.
Und wenn des Sommers Pracht verglimmt,
Erfreun ihn Weihnachtstänze;
O, glaubet mir, ich weiß bestimmt,
Er knüpfet manche Kränze.
In Lenzes laubgewölbtem Rund,
Waldmeister sprießt in Ringen,
Dort lehret er der Mägdlein Mund
Die Liebesweisen singen;
Der Jäger tief im dunklen Laub,
Den auch der Sang erfreute,
Er steht; läßt fliehen seinen Raub,
Und selbst wird er zur Beute.
Sirene sonnt sich auf dem Stein
Mit weißem Schwanenbusen;
Die Stimme ist so süß, so rein,
Es lobt sie, Spiel der Musen;
Während sie flicht des Haares Gold,
Sich Wogen plätschernd drängen,
Denn Lieb' durch ihre Adern rollt,
Und seufzt in ihren Sängen.
Das Fischermädchen fährt ans Land,
Wo Buchten sie umranken,
Sie steht und lauschet still am Strand,
Versenket in Gedanken;
Das Lied sie tief beweget hat,
Die Brust bebt sich im Drange,
Die Hand sie reichet dem, der bat
Um sie vergebens lange!

Von diesen Elementen will
Ich mit der Demuth Stempel
— Wenn ich es darf — erbauen still
'nen Flügel zu dem Tempel.
In kleiner Halle will ich frei,
Geschmückt mit simplem Rande,
Aufhängen Euch ein Konfetti
Von Liebe auf dem Lande.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mezzo-Matto.

Erinnerungen aus dem sicilianischen Leben.

(Fortsetzung.)

V.

Den Tag nach seiner Verurtheilung beurlaubte unser Marquis sich bei all seinen Commensalen, indem er ihnen einen Abschiedsschmaus gab, bei welchem nur Fayencegeschirr und hölzerne Gabeln auf die Tafel kamen. Das über sein Vermögen hereingebrochene Unglück, sagte er, habe diese Vereinfachung seiner häuslichen Einrichtung nöthig gemacht. Nach dem Mahle, das darum jedoch nicht minder auserlesen war, wurden sämmtliche Koch-Utensilien und das Fayenceservice ꝛc. auf einen Wagen geladen. In der Woche, die auf das letzte Gastmahl folgte, zogen zum öfteren Karren und Fourgons mitten in der Nacht die Straße von Gallidoro. Als dem Marquis darnach bedeutet wurde, es sey nun an der Zeit, die ihm zuerkannte Geldbuße nebst den Proceßkosten zu zahlen, so wie sein hölzernes Geländer vorgeschriebenermaßen einzuziehen, erklärte er kurz, daß er weder eins noch das andere zu thun Willens sey, eine Antwort, die seine Lage sehr verschlimmerte. Es währte auch nicht lange, so erschienen Gerichtspersonen, um zu pfänden; aber sie machten gar lange Gesichter, als sie, nachdem der Kammerdiener ihnen die Thüren der Gemächer geöffnet hatte, überall nur die kahlen Mauern zu sehen bekamen. Alles war verschwunden, die Kleider wie die Wäsche, der Bücherbort mit den Büchern, aus der Remise der Wagen, aus dem Stalle die Pferde, und der Wächter des Hauses hatte zu seinem eigenen Gebrauche nichts weiter, als eine an das Gebälk genagelte Hängematte, die ihm als Bett diente. — Ein Gegenstand der öffentlichen Besprechung ist eine Sache, die in Messina selten vorkömmt; als die Bewohner dieser Stadt aber bei ihrem Erwachen die verfehlte Expedition der ausgesandten Häscher erfuhren, machten sie große Augen und ließen es auch nicht an Glossen fehlen. Da gab es Leute, die in dem Palaste des Prinzen *** schon von den Gemälden und anderen Kunstgegenständen aus der Villa Germana, so wie an der Hand und vor der Brust desselben Prinzen die diamantnen Ringe und Schmucknadeln des Marquis

Digitized by Google

geſehen haben wollten. Man ſah mit Ungeduld den weiteren Epiſoden dieſes kleinen Krieges entgegen, und wenn der Mezzomatta in ſeinem leinenen Wamſe, ſeinem Schnitterhute und den mit Nägeln beſchlagenen Schuhen in Meſſina umherſtreifte, da horchte man auf ſeine Worte, wie vor Zeiten zu Athen auf die Worte Timon's des Miſanthropen gehorcht worden war. Er aß in einer Garküche zu dem niedrigſten Preiſe, und wohnte in einer Herberge; dennoch ſah man nicht, daß ſeine Dienerſchaft ſich um ein anderes Unterkommen bewarb, auch verwandte er ſie wie vor, aber zu verſchiedenen Botſchaften. Eines Tages erſchienen, von Carlo geführet, ein Paar Maulthiere vor dem Caffeehauſe, welches dem Herrn Germano als Hauptquartier diente. Als man erfuhr, daß der Marquis abreiſen wollte, da gab das ein gewaltiges Hallo unter den Neugierigen, und es ſammelte ſich deren eine zahlreiche Gruppe um den Mezzo-motto. Man ſah ihn in die Körbe des zum Gepäcktragens beſtimmten Maulthieres ſeine Hängematte und ein Hemd, das er eben gekauft hatte, legen, und dann das andere Thier beſteigen und den Umſtehenden durch eine Handbewegung Valet ſagen.

— Signor Marcheſe, redete ihn da ein Spaßvogel an, wir werden uns ſehr langweilen, während Sie fort von hier ſind. Mit dem Sechszehn-Tari-Mann büßt Meſſina alle ſeine Luſt ein.

„Das thut mir leid," antwortete der Marquis; „aber ich bin Euch lange genug ein Schauſpiel geweſen, und es iſt nicht mehr als billig, daß auch Catania davon profitirt."

— Wie! in dieſem Aufzuge wollen Sie die Reiſe nach Catania machen, während Sie per Poſt auf einem herrlichen offenen Wagen in neun Stunden dahin kommen könnten?

„Mit der Poſt?" rief der Marquis aus; „wo denkt Ihr hin? Das wäre ſchon angegangen, ehe ich meinen Proceß verloren hatte; aber ein ruinirter Mann, wie ich bin, der muß ſich ſchon mit dem Maulthiere oder der Lettiga, den, freilich etwas langſamen, aber dagegen auch ſicheren und wenig koſtſpieligen Förderungsmitteln behelfen. Ueberdem nehme ich zu meiner Zerſtreuung meinen Freund Carlo, der, ein herrlicher Burſche und unter den Maulthiertreibern ein wahrer Künſtler iſt, mit mir. Wir werden auf's Beſte mit einander wirthſchaften."

— Nun, möglich iſt's, daß Sie noch vor einem Monate Catania erreichen, ließ ſich der Spaßvogel weiter vernehmen; aber Aufträge möchte ich Ihnen nicht mitgeben. Und fürchten Sie nicht, daß eine Prämie auf Ihren Kopf ausgeſetzt wird? Sechszehn Tari iſt gar eine gewaltige Summe!

„Wenn ich verheirathet wäre, wie Ihr," antwortete ihm der Marquis, „ſo möchte mein Kopf wohl mehr werth ſeyn. Bei dem Holzpreiſe wäre der Eurige ſchon eine erkleckliche Acquiſition... Aber was ſoll ich weiter meine Zeit bei Euch verlieren! ich will noch zu Taormine übernachten."

Darauf gab der Herr Germano ſeinem Maulthier die Peitſche, und eilt mit einem aufgeſpannten Regenſchirm, um ſich vor der Sonnengluth zu ſchützen, von dannen. Als er an der Allee ſeiner Villa vorbeikam, ſah er ſeinen Verwalter auf den Trümmern des zerſtörten Geländers ſitzen. Er ſagte ihm guten Tag, und fragte: „nun, Pippo, haſt Du meine Befehle ausgerichtet?"

— Auf's Pünktlichſte, Excellenz, antwortete ihm der Verwalter. Ich habe die Arbeiter entlaſſen, die auf der Terraſſe beſchäftigt waren. An mehreren Stellen iſt der Kalk abgebröckelt, und es wird nicht lange währen, ſo dringt der Regen in die Gemächer. Ich habe die Thüren und die Fenſter offen gelaſſen; auch hat der Wind ſchon viele Fenſterſcheiben zerbrochen. Der Gärtner darf die Blumenbeete nicht mehr begießen, und das Unkraut beginnt bereits darauf zu wachſen. Auf den Raſen weiden die Kühe des Nachbarn Giacomo, und die Geſträuche werden von Ziegen abgenagt. Wenn Ew. Herrlichkeit einmal die Sache anſehen wollten, gäben Sie vielleicht Befehl, die Verwüſtung nicht weiter zu treiben...

„Handle nach Vorſchrift, Pippo. Die eine der Statuen an dem Waſſerbaſſin ſteht auf ſchwachen Füßen; komme ihr nicht zu Hülfe; wie iſt's Recht, daß ſie in's Waſſer falle. Wenn die Waſſerleitung ſchadhaft wird, ſo thuſt Du nichts dazu, ſie auszubeſſern; mögen ſich immerhin Pfützen auf dem Hofe bilden."

— Wie Ew. Herrlichkeit befehlen! Aber es möchte einem das Herz brechen.

„Nun, dann erginge es Deinem Herzen, ehrlicher Pippo, wie meinem Geländer. Ein zerbrochenes Geländer paßt ſich zur Huth eines verwüſteten Grundbeſitzes."

— Verſtanden! antwortete der Verwalter.

Nun nahm aber Carlo das Wort, und ſagte kopfſchüttelnd: „Excellenz, alles dieſes iſt von einer üblen Vorbedeutung für meine Liebe."

— Mein Freund, antwortete ihm der Marquis, Du wirſt es eines Tages erfahren, in welchem Zuſammenhange Deine Heirath und mein Geländer, Deine Liebe und mein Proceß mit einander ſtehen. Die Reiſe, welche ich eben angetreten habe, bezweckt eben das Aufſuchen des Umſtandes, durch welchen Dein Leid und das meinige zugleich beſeitigt werden ſoll.

„Nun, Ew. Herrlichkeit verſtehen ſo etwas beſſer als ich; ich verlaſſe mich ganz auf Sie," bemerkte der Maulthiertreiber, und der Marquis erwiederte:

— Daran thuſt Du ganz recht, mein Sohn. Sich dann an Pippo wendend, empfahl er dieſem, bis nach ſeiner Heimkunft ferner nach Vorſchrift zu verfahren.

Es mochte dem Herrn Germano ein unendliches Vergnügen, das Littorale von Meſſina nach Catania, deſſen maleriſchen Reiz man aus einem Kutſchenſchlage nicht gehörig würdigen kann, ſo recht unhebri und ganz im Einzelnen anzuſchauen. Die Strecke zwiſchen dem Aetnagebirge und dem Ufer des ioniſchen Meeres bietet auf jedem Schritte bewundernswürdige Anſichten dar. Inzwiſchen kam dem Marquis in der Umgegend von Foeza der weite Strich Landes zu Geſicht, durch welchen ſich der ſtäubigte Weg ſchlängelt, an deſſen Ende Taormine hoch auf einem Felſen wie ein Taubenneſt horſtet. „Höre, Carlo," ſagte er da zu ſeinem Begleiter, „hier könnteſt Du Dein Talent einmal entfalten: ein Bischen Muſik auf dieſer Tour wäre nicht übel."

Da nahm Carlo ſeine Guitarre zur Hand, und begann, nach einem ſehr langen Präludium, aus voller Kehle und in einem langſamen Modus, zu welchem ſein Maulthier den Tact trat, eine von ihm verfaßte Romanze zu ſingen, die damals auf allen Heerſtraßen von Sicilien ein glänzendes Glück machte. Die erſte Strophe lautete:

„Das Maulthier, das Du mir verkauft haſt,
Hat ſchielende Augen,

Digitized by Google

Ueberdem iſt es von Inſecten zerfreſſen.
Du ſchuldeſt mir einen Thaler."

Um ſeinem Zuhörer Zeit zu laſſen, die Schönheit der Einleitung zu würdigen, repetirte der Muſiker auf ſeiner Guitarre ſein melancholiſches Ritornello, und fuhr dann fort:

„Zwei Mal iſt's geſtürzt,
Das heilloſe Thier!
Ich habe darüber den Kopf geſpalten.
Zwei Thaler ſchuldeſt Du mir."

„Bis auf wie viele Thaler wird ſich die Entſchädigung belaufen?" fragte der Marquis.

— Auf hundert, antwortete Carlo, und ließ ſeine Guitarre erklingen.

„Oho! das iſt ein Gedicht," ſagte Herr Germano darauf, „das einen langen Athem erfordert." Der Sänger fuhr fort:

„Ich habe ein Stelldichein
Mit der langen Liſe;
Die aber iſt ſehr arm,
Da ſchuldeſt mir drei Thaler."

„Mein Sohn, wenn Du das Ritornell wegließeſt," äußerte der Marquis, „da würde ich eine Stunde eher dahinter kommen, wie Deine Popolana ſich entwickelt."

Carlo aber, da er die Neugier ſeines Herrn einmal angeregt ſah, antwortete nicht, und ſpielte nach wie vor ſein Ritornell, ehe er zu ſingen fortfuhr.

Der Herr Germano machte auch weiter keine Einwendung; er gab ſo ſchweigend zu, daß die Unterbrechung durch's Guitarrenſpiel der Poeſie der Heerſtraße keinen Abbruch that, und daß der Sänger Carlo in einer richtigen Würdigung der Kunſt den Sinnen und der Einbildung gleiches Recht widerfahren ließ, indem er mit dem Intereſſe der Erzählung den Ohrenſchmaus verband. Die Folge der Abenteuer, welche durch den ſchlechten Zuſtand des Maulthieres mit den ſchielenden Augen herbeigeführet wurden, rollte ſich auf wie eine hundertgliederige Kette. Der Marquis ſchenkte der Epopee eine ununterbrochene Aufmerkſamkeit, und bedauerte, als er Taormine erreicht hatte, bevor Carlo über den funfzigſten Thaler hinausgekommen war, ſo ſchnell geritten zu ſeyn.

In der kleinen Locanda, wo unſer Mezzo-matto abgetreten war, wurden ihm Macaroni, mit Fleiſch untermiſcht, vorgeſetzt, wovon denn auch ſein Begleiter Carlo ſeinen Theil abbekam.

„Ich habe in der That nicht beſſer geſpeiſ't," ſagte der Marquis, „als ich mir noch einen Koch mit ſechs Gehülfen hielt. Nun heißt's an das Nachtlager denken. Es wird eine laue Nacht werden; ich habe da unter dem Schuppen ein Paar Pfähle bemerkt, daran kann meine Hängematte befeſtigt werden, und da werde ich ſchlafen, wie in Abrahams Schooß."

Der Wirth mochte noch ſo viel einzuwenden haben, und die Sauberkeit ſeiner Betten und ſeiner Biancheria herausſtreichen, der Marquis ließ ſich nicht davon abbringen, unter dem Schuppen und in der Hängematte zu übernachten. Er ſchlief auch in der That ſo gut, daß Carlo am andern Morgen ſeine Noth hatte, ihn wach zu machen. Die halb aus dem Meere aufgetauchte Sonne ließ einen glühendheißen Tag erwarten; inzwiſchen machten unſere beiden Reiſenden ſich wieder auf den Weg, nachdem ſie zuvor den Abſchiedstrunk gethan hatten. Der zweite Theil der Romanze von den hundert Thalern füllte den Vormittag ganz angenehm aus. Zu Aci-Reale wurden ein Paar Stunden geſchlafen, und die Glocke der St. Agathenkirche hatte noch nicht das Angelus geläutet, als der Marquis in dem Corſo von Catania, die größte und reichſte Stadt Siciliens nächſt Palermo, eintraf. In dem Corſo herrſchte ein lebhaftes Gewühl, und die vornehmen Damen fuhren in offenen Kaleſchen zum Ufer des Meeres. Das weibliche Perſonale bürgerlichen Standes zog in ſchwarzen Domino's, gleich Nonnen in Proceſſion, feierlich einher, und ſuchte ſich der Liebesblicke der Studioſen vermittelſt ſeiner Regenkappen zu erwehren. Unſer Marquis war den meiſten Spaziergängern wohlbekannt, und er erwiederte rechts und links die Grüße, die ihm von allen Seiten gemacht wurden. Einige Leute wunderten ſich darüber, daß ein ſo vornehmer Herr per Maulthier reiſete; aber hier zu Lande fällt es Niemandem ein, ſich in Kritiken und im Mediſiren zu ergehen; man läßt jeden nach Gutdünken leben, und dachte im vorliegenden Falle, der Marquis mache abſichtlich kleine Tagereiſen, um ſo der ſchönen Landſchaft beſſer genießen zu können.

Herr Germano miethete ſich ein ſehr beſcheidenes Stübchen in dem Gaſthofe zur Krone. Seinen erſten Ausgang in die Straßen von Catania machte er wieder in dem Schneidercoſtüm. Statt einer Miethkutſche, nahm er, wie die unbemittelten Leute es zu thun pflegen, einen Eſel, um einige wenige Beſuche, lediglich bei den Gelehrten und den Benedictinern, abzuſtatten. In den Palöſtra, wo er viele Freunde hatte, ließ er ſich nicht ſehen. Dieſe Lebensweiſe ſtimmte wenig zu der herkömmlichen Sitte; man dachte aber, er müßte wohl ſeine Gründe haben, eine Art von Incognito zu behaupten, aber auch, daß ihn eine Liebſchaft nach Catania geführt habe, und man wollte ihn in dem einen wie in dem anderen Falle nicht geniren. Endlich wurde das Räthſel jedoch durch Leute, die von Meſſina kamen, gelöſ't. Die Geſchichte wegen des hölzernen Geländers und der ſechszehn Tari wurde mehr und mehr bekannt. Die wohlwollenden und discreten Leute, die Niemandem wegen Liebes- oder Geſchäftsangelegenheiten hätten behelligen mögen, nahmen indeß keinen Anſtand, einen Mezzo-matto in's Verhör zu nehmen. Nun befand ſich unſer Mann in wenigen Augenblicken in einer völlig veränderten Lage, die er ſich aber augenſcheinlich gewünſcht hatte.

Eines Tages, beim Weggehen von der Kirche, betrachtete der Marquis, ſo wie andere Neugierige, die niedlichen Geſichter der Toppatellas, wie die Frauen in einem ſchwarzen Domino genannt werden. — Unter dem Portal des Doms unterhielt ſich eine Gruppe junger Mädchen lachend über den Mezzo-matto. Eine Perſon von merkwürdiger Schönheit ſonderte ſich jedoch von der Gruppe ab, die da unter ihren Regenkappen ſchwatzten, und warf dem Herrn Germano im Vorbeigehen einen ſo ſanften und ſo mitleidigen Blick zu, daß es ihm zu Herzen ging. Er trat auf ſie zu, und ſagte:

„Sie finden alſo keinen Gefallen daran, Signorina, ſich auf Koſten des Sechszehn-Tari-Mannes luſtig zu machen?"

— Ha! ich mag mich über Niemand luſtig machen, antwortete ihm die Toppatella, bin ich doch ſelber eine Mezzo-matta, aber vor Kummer.

„Fortuna muß recht herzlos ſeyn, einer Perſon, wie Sie ſind, weh zu thun," begann der Marquis wieder. „Ihre ſchönen Augen ſcheinen durch Thränen oder durch zu angeſtrengtes Arbeiten angegriffen zu ſeyn."

Digitized by Google

— Ew. Excellenz täuschen sich nicht: Arbeit und Thränen sind mein Loos.

„Nun, ein Zusammentreffen mit Verrückten meines Schlages pflegt Glück zu bringen; so erzeugen Sie mir denn Ihren Kummer."

— Mein Kummer hat das Gute, sagte da die Toppatella, daß ich ihn in wenig Worten offenbaren kann, und nicht darüber zu erröthen brauche. Im Alter von sechszehn Jahren hatte ich beide Eltern verloren; da wurde ich von einer alten und armen Verwandten aufgenommen; aber das Alter und die Gebrechen hatten dieselbe mißlaunig gemacht, und sie warf mir bei jeder Gelegenheit vor, daß sie ihr Brod mit mir theilen müsse. Eines Abends, wo ich sie zur Kirche begleitete, schmähte sie so grausam mit mir, daß ich auf offener Straße laut weinen mußte. Ein junger Mann, der uns nachgegangen war, hatte in der Kirche seinen Platz neben mir genommen, und raunte mir beim Schlußgebete zu: „Carmina, ich weiß, daß Sie schlecht behandelt werden und dulden müssen. Verheirathen Sie sich; dann darf man nicht mehr mit Ihnen keifen. Ich biete Ihnen mit meinem Herzen Unabhängigkeit und Ruhe an. Wir haben Beide nichts; aber wir sind jung, und wenn man sich liebt, da wird Mühe und Arbeit zum Vergnügen." Ich sah den, der so zu mir sprach, gerührt an. Es war ein hübscher junger Mann, dessen redliches Gemüth sich in seinen Augen offenbarte. Statt aller Antwort reichte ich ihm die Hand. Er kam darnach zu uns in's Haus, um um mich zu werben. Meine alte Verwandte, die froh war, einer lästigen Kostgängerin entledigt zu werden, machte keine Einwendung. So ward ich denn Antonia Alessi's Frau. Die Freude und die Liebe führten das Regiment in unserem kleinen Haushalte, so lange er, der arme Antonio, ihn mit mir theilte. Er arbeitete in der Spielkartenfabrik. Nach Verlauf eines Jahres gebar ich ihm ein schönes Kind, das noch diesen Augenblick mein einziger Trost ist. Ich weiß nicht, wie mein Gatte auf den unglückseligen Gedanken gekommen war, einen Vetter zu besuchen, den er zu Syracus hatte. Er reiste trotz meiner Ahnungen dahin ab. Drei Tage darnach schrieb er mir einen verzweifelten Brief, in welchem er mir anzeigte, daß er Matrose an Bord eines Kriegschiffes geworden sey. Der Vetter zu Syracus benachrichtigte mich nachdem, daß mein Antonio, indem er zuweilen mit einer Speranare gefahren sey, durch seine Behändigkeit in der Leitung eines Fahrzeugs und durch sein entschlossenes Ansehn die Aufmerksamkeit eines Marine-Werbers auf sich gezogen habe. Anfangs hatte man ihn durch Ueberredung zu gewinnen gesucht; als dies aber vergebens war, da hatte man ihm eine Falle gelegt, und seinem freiwilligen Eintritt in den Seedienst durch Drohungen und Stockschläge nachgeholfen.

„Allmächtiger Gott!" rief da der Marquis aus, „das Matrosenpressen ist ja doch hier nicht erlaubt."

— Es geschieht aber vieles, was nicht erlaubt ist.

„Man hätte klagen, schreien, Feuer und Flamme speien müssen."

— Mein Kind, entgegnete darauf Carmina, ist erst ein halbes Jahr alt. Um es nähren zu können, muß ich selber Nahrung haben. Und ist's Ihnen unbekannt, daß man hier zu Lande beim Solliciteren nur Zeit und Mühe einbüßt? Wenn ich zu angestrengt arbeite, so verliert sich meine Milch. Wenn ich schlafen möchte, läßt mich mein Gram nicht dazu kommen. Ich weine, und mache mir mein Weinen doch zum Vorwurf. Heut hatte eine Nachbarin mein Kind in Obhut genommen, damit ich der heiligen Agatha eine kleine Kerze zum Opfer bringen konnte. Daß ich unter solchen Umständen nicht geneigt seyn konnte, über einen meiner Nebenmenschen zu lachen, werden Sie selber einsehen.

Als der Marquis mit der Carmina vor deren Wohnung angekommen war, bat er um die Erlaubniß, ihren Säugling sehen zu dürfen, welche Erlaubniß ihm freudig gewährt wurde. Er umkreis'te darauf die Wiege, lüftete deren Decke ein wenig, und bewunderte das gesunde Aussehen des Kindes, seine fleischigten Arme. „Ei! das herrliche Bübchen!" rief er aus; „das muß Sicilien erhalten werden, und damit das geschehe, bedarf es der Sorge für die Mutter."

Ueber das laute Sprechen des Herrn Germano war der Kleine erwacht, und erhob ein lautes Geschrei; daran hatte der Marquis aber auf's Neue seine Freude, weil es Zeugniß von dessen Kraft der Lungen gab. Als Carmina ihr Kind wieder eingewiegt hatte, nahm sie ihre Arbeit zur Hand; sie hatte aber kaum drei Stiche gemacht, als es sich schon wieder hören ließ und sie die Arbeit bei Seite legen mußte, um zu wiegen und ein Lied dazu zu singen.

„Bleiben Sie nur beim Nähen, dabei können Sie singen," sagte der Marquis, „wiegen will ich schon."

Da sang Carmina denn ein Ammenlied, dessen Refrain „Dormi puviriddu!" war. Das Weiche des sicilianischen Accents verlieh diesen Worten einen besonderen Reiz. Der Säugling schlief schon seit einer Viertelstunde, als der Marquis noch immer zu wiegen befliffen war. Da wandte die Mutter ihr Haupt lächelnd über seine Schulter, und sagte: „Wer eine Excellenz als Kinderwärterin fungiren sähe, der würde Sie Mezzo-matto nennen. Aber schlaf nur, Kleiner, es ist ein vornehmer Herr, der Dich wiegt. Dormi puviriddu!"

(Schluß folgt.)

Stenographie. *)

(Kurzschrift.)

Im Jahre 1844 hat sich hierselbst ein Verein gebildet, mit der Absicht, die Stenographie zu fördern und zu verbreiten. Derselbe hat sorgfältig alle Erscheinungen des In- und Auslandes auf diesem Gebiete geprüft und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß das Schriftsystem, welches W. Stolze in seinem im Jahre 1841 herausgegebenen Lehrbuche veröffentlicht hat, sowohl wegen seiner wissenschaftlichen Begründung und Leichtfaßlichkeit, als wegen der Handgerechtigkeit seiner Züge und vor Allem wegen der mit der größten Kürze verbundenen Genauigkeit und Vollständigkeit der Bezeichnung vorzugsweise empfohlen zu werden verdient.

Nachdem der Verein schon früher nicht nur hier, sondern auch

*) Wir erfüllen mit Vergnügen den Wunsch des verehrl. stenographischen Vereins in Berlin durch den Wiederabdruck des obigen im März d. J. veröffentlichten Aufsatzes in unseren Blättern, zur weiteren Verbreitung desselben beizutragen.

Die Redaction.

Digitized by Google

in allen Theilen Deutschlands große Theilnahme erregte, und sich ihm verschiedene Zweigvereine angeschlossen haben, hat er vom Jahre 1851 ab seinen Wirkungskreis dadurch erweitert, daß er nicht mehr, wie früher, nur solche Mitglieder in seine Mitte aufnimmt, welche bereits ein stenographisches System erlernt haben, sondern Alle, welche auf irgend eine Weise seine Zwecke zu fördern sich bestreben. Er hält es daher für seine Pflicht, alle Klassen seiner Mitbürger, besonders aber die Lehrer und die studirende Jugend, durch eine kurze Ansprache auf den hohen Werth dieser Kunst und auf die Vortheile hinzuweisen, welche die Erlernung derselben gewährt.

Die Stolze'sche Stenographie ist ein in sich abgeschlossenes auf den Sprachbau gegründetes Schriftsystem, welches so zuverlässig und lesbar ist, wie die gewöhnliche Schrift. Die Buchstaben bestehen aus den einfachen Grundzügen der Current- und Cursivschrift, deren Auswahl nicht eine willkührliche, sondern eine auf der Lautlehre beruhende ist, so daß verwandten Lauten ähnliche Zeichen entsprechen. Die Verbindung der Elementarzüge zu Wortbildern ist durch einfache Regeln bestimmt und schließt sich den Gesetzen der Wortbildung an, so daß in jedem Wortbilde auf den ersten Blick der Stamm von den Nebensilben unterschieden wird.

Im Vergleich mit der gewöhnlichen Schrift nimmt die stenographische nur den sechsten Theil an Zeit in Anspruch. Man kann mit derselben nicht allein Reden und wissenschaftliche Vorträge wörtlich nachschreiben, sondern auch Aufsätze in kürzerer Zeit entwerfen und sorgfältiger ausführen. Bei ihrer stets zunehmenden Verbreitung findet sie schon jetzt vielfache Anwendung als Correspondenz- und Geschäftsschrift. Aber auch als formell bildendes Lehrobjekt verdient sie im vollsten Maße die Beachtung aller derer, welche den Unterricht leiten und beaufsichtigen. Der bisher in dieser Disciplin an höheren und mittleren Lehr-Anstalten ertheilte Unterricht hat erwiesen, daß die Erlernung der von uns empfohlenen Schrift wahrhaft bildend und anregend auf die gesammte geistige Entwickelung einwirke, indem sie auf der einen Seite eine Einsicht in den Organismus der Sprache giebt, wie sie auf anderem Wege nicht mit derselben Leichtigkeit zu erreichen ist, auf der anderen Seite aber auch eine bedeutende Unterstützung bei allen Studien gewährt. Ferner führt die Beschäftigung mit der Stenographie bei denen, deren gewöhnliche Handschrift mangelhaft ist, eine Verbesserung derselben herbei, indem die Einübung der einfachen und bestimmten stenographischen Schriftzüge die Hand an eine leichtere und genauere Schriftzeichnung gewöhnt. Vielfache Erfahrungen der achtungswerthesten Lehrer in Berlin und in anderen Städten Deutschlands bestätigen diese Behauptungen.

Auf den zuweilen gegen die Einführung des stenographischen Unterrichts erhobenen Einwand: die Zahl der Lehrobjekte wäre ohnehin schon so groß, daß für die Stenographie keine Zeit übrig bliebe, sei hier nur erwidert, daß gerade die großen Anforderungen, welche gegenwärtig in allen Fächern an die Zeit und die Kräfte der Schüler und der Studirenden gemacht werden, eine ganz besondere Aufforderung dazu sind, denselben zur rechten Zeit ein Hülfsmittel mit auf den Weg zu geben, welches ihnen nicht blos bei ihren Studien, sondern vorzugsweise auch bei ihren späteren Berufsarbeiten eine wesentliche Erleichterung und Zeitersparniß zu schaffen im Stande ist. Die Stolze'sche Schrift ist auch nicht als ein neuer Lehrgegenstand, sondern nur als eine höhere Stufe des Schreibunterrichts zu betrachten. Dazu kommt, daß die zu ihrer Erlernung erforderliche Zeit in Vergleich mit der für andere Disciplinen in Anspruch genommenen nur eine äußerst geringe ist. Wenn auch Talent und Fleiß einen Unterschied machen, so reicht doch durchschnittlich ein Cursus von etwa 24 — 30 Unterrichtsstunden für einen tüchtigen Lehrer hin, um das System gründlich mitzutheilen. Eine größere Geläufigkeit in der Anwendung wird natürlich, wie bei jeder Schrift, erst durch längeres Lesen und Schreiben erlangt. Vorausgesetzt für den Unterricht wird nur die Kenntniß der Grundlehren der deutschen Grammatik. Auch hat die Erfahrung gezeigt, daß die vorhandenen Lehrbücher vollkommen ausreichen, um einen Jeden, der Ausdauer genug besitzt, in den Stand zu setzen, die Schrift durch Selbstunterricht gründlich zu erlernen. Ein mit praktischen Uebungen verbundener mündlicher Unterricht führt freilich schneller zum Ziele.

Gelegenheit zur Erlernung der Schrift bieten die Unterrichts-Curse, welche der Erfinder des Systems, Vorsteher des stenographischen Büreaus der zweiten Kammer, W. Stolze, so wie die, welche der Lector der Stenographie an der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität, Dr. G. Michaelis, hält. Außerdem können tüchtige Lehrer, welche bereit sind, in Schulen und privatim zu unterrichten, durch die wissenschaftliche Prüfungs-Commission und durch den Vorstand des stenographischen Vereins empfohlen werden.

Die literarischen Hülfsmittel für die Erlernung der Schrift sind:

1) Lehrbuch der Stenographie von W. Stolze. Berlin, 1841, bei Nicolai.
2) Ausführlicher Lehrgang der deutschen Stenographie, für den Selbstunterricht bearbeitet von W. Stolze. Berlin, 1852, bei Mittler und Sohn.
3) Stenographisches Lesebuch von demselben (erscheint in Kurzem bei Mittler und Sohn).
4) Anleitung zur deutschen Stenographie oder Kurzschrift, herausgegeben von dem stenographischen Verein zu Berlin. Sechste umgearbeitete Auflage. Berlin, 1851, bei Mittler und Sohn.
5) Die Stolze'sche Stenographie, Grundzüge und Lesestücke, herausgegeben von dem stenographischen Büreau der zweiten Kammer. Berlin, 1851, in Commission bei Mittler und Sohn.
6) Archiv für Stenographie, Redacteur C. Witte, Commissions-Verlag von Förstner, erscheint seit Januar 1849 in monatlichen Lieferungen.

Zwei Briefe von Richard Wagner. An den Redakteur der Neuen Zeitschrift für Musik. An Franz Liszt. Leipzig 1852. 8.

Diese zwei, wenn wir nicht irren, aus der „Neuen Zeitschrift für Musik" besonders abgedruckten, sehr interessanten Briefe von Richard Wagner, setzen in Beziehung auf jene speciellen Formen des musikalisch-dichterischen Lebens das fort, was Wagner in seinen größeren Schriften, dem „Kunstwerk der Zukunft", „Oper

Digitized by Google

und Drama", und zuletzt in der „Mittheilung an seine Freunde", allgemeiner und ausführlicher entwickelt hat. Der erste Brief bespricht die Grundbedingungen einer Zeitschrift für Musik, die sich die Aufgabe stellte, Wagner's Ideen literarisch zu vertreten. Der zweite an Franz Liszt vorbereitet sich in demselben Sinne über die der Kunst und des Andenkens an Goethe würdigste Verwendung des Fonds zu einer Göthestiftung, wie er in Weimar eben jetzt zu Stande gekommen ist. Wagners Ideen sind so neu, so tief, mit solcher Nothwendigkeit durch allen conventionellen Wust auf den innersten Kern des schöpferischen Lebens losdringend und für eine freie Kunst Bahn brechend, daß es nur ein immer erneuerter Genuß ist zu sehen, wie sich bis in die letzte Spitze jeder Begebenheit wiederholt und bestätigt, was er im Großen und Ganzen zum Zwecke hatte. Leser seiner früheren Schriften könnten erstaunen, daß Er, der ganz der Wirklichkeit der Kunst zugewandte, sich auslässt über die Gründung einer musikalischen Zeitschrift, denn Nichts ist ihm verhaßter und gegen Nichts hat er bitterer gesprochen, als gegen das, was er „Literaturmusik" und „Literaturkunst" nennt, d. h. die auf das künstlerische Unvermögen und die Geschmacklosigkeit des Publikums gestützte, hin und her redende, nichts Lebendiges erzeugende Kritik. Aber derselbe Mangel und dasselbe Bedürfniß, das ihn selbst zum Schriftsteller machte, nämlich der Mangel der öffentlichen Organe, welche die Kunst als solche lebendig zur sinnlichen Erscheinung brachten, die falschen Voraussetzungen über die Kunst, die im Kopf und Gemüth der Menschen zerstört werden müssen, treibt ihn auch die Noth dahin, einer dauernden, immer wieder an allen Erscheinungen der Kunst sich äußernden neuen Kritik, einer revolutionären Kritik, wie er sie selbst nennt, als Nothwendigkeit zu fördern. Diese Kritik weist er daher eine ganz andere Stelle an, als der bestehenden. Sie ist nicht da, um zu kritisiren, sondern um das neue künstlerische Leben mit heraufzuführen, sie stützt sich auf einen tiefen Begriff der Tonkunst, als den jetzt geltenden, sie wird beherrscht von der Sehnsucht, den Sinn für das aus diesem Begriff quellende Kunstwerk in den Gemüthern der Menschen vorzubereiten. Diese Vorbereitung ist nur die Erneuerung des ursprünglichen Begriffes der Musik, nach dem sie nicht nur Tonkunst, sondern Dichtkunst und Tonkunst bezeichnete; die Erneuerung des alten Begriffes der künstlerischen Bildung, den die Griechen Gymnastik nannten. Während jetzt der Musiker „absolut" ist und nur in loser Verbindung mit dem Dichter, in gar keiner mit dem darstellenden Künstler steht, soll die Neue Zeitschrift für Musik mit aller Kraft darauf hinarbeiten, ein fruchtbares Zusammenwirken, eine lebendige, organische, durch den vollendeten Begriff des musikalischen Drama's als des höchsten Kunstwerks bedingte Verständigung dieser drei Künstler hervorzurufen und in diesem Sinne allen neuen Erscheinungen ihre Stelle anweisen. Auf diese Weise ist sie eine schöpferische Kritik und thätig für das Innerste der Kunst, welches im musikalischen Drama wurzelt.

Der zweite Brief, an Franz Liszt, fordert ebenso als der Zweck der Goethestiftung nicht eine „Kunstlotterie", in welcher von Zeit zu Zeit einzelne Kunstwerke verkauft, einzelne Künstler unterstützt würden, — sondern die Schöpfung des Institutes, in welchem sich alle Künste zu ihrer höchsten Einheit sammeln, eines Theaters, das der lebendige künstlerische Ausdruck des freien Geistes der Zeit sein soll. Die einzelnen Künste, die Musik, die Sculptur, die Malerei haben ihre Literatur, durch die sie vorbereitet werden, auch die Poesie hat ihre Literatur, sie ist Literaturpoesie. Dem musikalischen Drama, das als solches nur existirt, wenn es dargestellt wird, der freien dramatischen Kunst, für deren Vollendung Göthe selbst so mächtig, wenn auch zuletzt vergeblich, mitgewirkt, ein Forum zu schaffen, würde der höchste Zweck einer Stiftung sein, die Göthe's Namen trägt. „Laß sie", ruft Wagner Liszt zu, „unter dem Titel einer Göthestiftung eine Kunstlotterie errichten. Gründe Du eine wirkliche Göthestiftung, und nenne es wie es Dir gut dünkt."

Wie unermüdlich und erfolgreich Liszt schon seit längerer Zeit in diesem Sinne wirkt, ist bekannt. Wagner's eigene Opern „Tannhäuser und Lohengrin" haben in Weimar unter Liszt's Leitung den Anfang dessen gemacht und den mächtigen Eindruck hervorgerufen, den Wagner von seinem „Kunstwerk" findet und den er trotz alles einseitigen passiven Widerstandes, trotz mancher einzelnen Punkte in seinen Gedanken, über die man mit ihm selbst streiten kann, immer mehr und allgemeiner gewinnen wird. Auch das literarische Feld, das er verlangt, ist schon gewonnen. Die in Leipzig unter Franz Brendel's Redaktion erscheinende „Neue Zeitschrift für Musik" hat vor Kurzem ein Programm in seinem Sinne aufgestellt. Möchte es diesem Blatte gelingen, das Interesse für Wagner auch nach der Seite der Praxis zu erhöhen: bis endlich das hartnäckige Sträuben der meisten Theater gegen die Schöpfungen dieses genialen Geistes in der Darstellung, die sie finden, endet!

Gemeinnütziges englisch-deutsches phraseologisches Handwörterbuch der englischen Zeit-, Haupt- und Eigenschaftswörter in Verbindung mit ihren angemessenen Vorwörtern. Mit zahlreichen Beispielen aus älteren und neueren Musterwerken. Ein unentbehrliches Handbuch, um die große Schwierigkeit in der englischen Sprache auf die leichteste Weise zu überwinden und mit der englischen Umgangssprache vertraut zu werden, von Dr. H. M. Melford, Lector und Lehrer der neueren Sprachen an der Universität zu Göttingen. Nach dem Wunsche des Geheimen Hofraths Wagner als Anhang zu seinen beiden Sprachlehren, sowie zu jedem englischen Wörterbuche bearbeitet. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer. 1852. VII und 292 Seiten. 8.

Der Verfasser dieses Fremdwörterbuches sagt in dem Vorworte mit Recht, daß eine sehr große Schwierigkeit in der englischen Sprache, nicht nur für den Fremden, sondern auch für den Britten selbst, in der so sehr verzweigten Lehre von der richtigen Verbindung der Zeit-, Haupt- und Eigenschaftswörter mit den Vorwörtern liege, welche sie erfordern. Er vergleicht dieselbe in dieser Hinsicht mit der Lehre von der Aussprache, welche auch fast ausschließlich ein Gegenstand der aufmerksamsten Praxis sei. Für die richtige Anwendung der Vorwörter kommt dem Lernenden jedoch ein Hülfsmittel zu Statten, was für die Kenntniß der Aussprache nur in sehr entfernter Weise mitwirken kann, — nämlich der Gebrauch der classischen Schriftsteller. Die Benutzung dieses so trefflichen und geistbildenden Hülfsmittels hat indeß eine Schwie-

Digitized by Google

rigkeit, welche darin liegt, daß dieser Beispielstoff nicht zur Hand ist, und daß es dem nach Belehrung Begierigen in den meisten Fällen vollständig unmöglich sein würde, durch eigenes Nachsuchen sich denselben zu verschaffen, er müßte denn geneigt sein, an die Aufhellung eines einzigen Zweifels eine Arbeit von mehreren Stunden zu setzen, wobei noch die in den meisten Fällen nicht zutreffende Voraussetzung zu machen wäre, daß der ganze dazu nöthige literarische Vorrath ihm zu Gebote stände.

Zum Nutzen der Englisch Lesenden und Schreibenden hat nun Herr Melford diese, nicht geringe, Arbeit einer auszeichnenden Beispielsammlung übernommen und drittehalb Jahre eifrigen Sammelns darauf verwandt, einen solchen Schatz von Musterphrasen klassischer Schriftsteller zusammenzubringen, wie er ihn uns in seinem phraseologischen Handwörterbuche bietet. Dasselbe ist also kein eigentliches Dictionnaire, denn es berücksichtigt, wie auch schon der Titel ergiebt, von den Wörtern der Sprache nur die eine Abtheilung, die Begriffswörter (Haupt-, Zeit- und Eigenschaftswörter) und aus der Abtheilung der Formwörter nur die Vorwörter oder Präpositionen, und zwar nur in den Verbindungen, welche dieselben mit den vorhergenannten Begriffswörtern eingehen. Der Herr Verfasser wünscht daher sein Werk auch nur als Anhang zu den vorhandenen englischen Wörterbüchern betrachtet zu sehen, und hat dasselbe mit spezieller Rücksichtnahme auf die beiden Sprachlehren des geh. Hofrath Wagner bearbeitet. Dieser verdiente Grammatiker hatte sich schon vor zehn Jahren, als ihm Herr Melford den Plan seines Werkes, begleitet von einigen Proben, mittheilte, über die dem letzteren zum Grunde liegende Idee beifällig ausgesprochen und die Abfassung eines Vorwortes für dasselbe bereitwillig zugesagt, wurde indeß durch den Tod an die Erfüllung seines Versprechens gehindert. Und so tritt denn das Werk ohne einen solchen schützenden Geleitsmann vor das Publikum hin, und muß sich durch Bewährung beim praktischen Gebrauche allmählich einen Platz in der grammatischen Literatur der englischen Sprache, wie auf den Arbeitstischen der Freunde des Englischen zu gewinnen suchen.

Um nun eine Vorstellung von diesem, jedenfalls eigenthümlichen, Handwörterbuche zu geben, erwähnen wir zuvörderst, daß die Artikel desselben in lexikalischer Manier alphabetisch geordnet sind. Neben jedem englischen Worte stehen die sämmtlichen deutschen Bedeutungen desselben. Dann folgt die Angabe der Präpositionen, mit welchen dasselbe gebraucht wird; hierauf vom Autor selbst gebildete Phrasen mit deutscher Uebersetzung, in welchen die Anwendung dieser Präpositionen gezeigt ist; und endlich machen den Beschluß die ausgewählten Stellen aus englischen Schriftstellern, mit Angabe der Quellen, denen dieselben entnommen sind. Diese Stellen sind zuweilen ein wenig lang, auch könnte man bei einzelnen wohl wünschen, daß die sprachliche Eigenheit, um derentwillen sie da stehen, klarer an ihnen hervortrete. Es kann daher wohl sein, daß der rasche Belehrung Bedürftige in den meisten Fällen sich lieber an die kurzen Sätze des Autors halten, und die Lectüre der literarischen Citate einer gelegeneren Muße aufbehalten wird. Ebenso könnte der gründliche Sprachforscher sich an einer einfachen Nebeneinanderstellung der deutschen Bedeutungen eines englischen Wortes leichtlich nicht genügen lassen, und von einem Werke, das sich als ein mit ernstem Fleiße und im Interesse der Sache unternommenes ankündigt, eine rationelle Entwickelung und Darstellung dieser verschiedenen Bedeutungen erwarten. Allein bei welcher Erscheinung der modernen Literatur, auf welchem Gebiete des Wissens und Könnens es auch immer sein mag, wäre man nicht darauf hingewiesen, das Horazische ubi plura nitent in Anwendung zu bringen, vollkommen zufriedengestellt, wenn nur der Vordersatz dieses Ausspruches einigermaßen zutrifft! — Und so mag man denn wohl von Herzen in den von dem Verfasser am Schlusse seines Vorwortes ausgesprochenen Wunsch einstimmen, daß auch dieses Buch nützlich wirken, und sich einer großen Gönnerschaft erfreuen möge!

Um doch ein Beispiel von des Verfassers Verfahrungsweise zu geben, da der Zweck dieser Blätter ein längeres Verweilen bei dem ihnen ohnehin nicht ganz homogenen Stoffe wohl kaum rechtfertigen dürfte, lassen wir den Artikel Tell (p. 247) zum Schlusse unverkürzt folgen.

Tell v. ir. d. et n. (verbundene Sätze sprechen, die mehr oder weniger eine Erzählung bilden; Ereignisse und Begebenheiten mittheilen, die uns selbst oder Andere betreffen) sagen; mittheilen; zu erkennen geben, vorbringen; zeigen, anzeigen; erzählen, melden, berichten; zählen; Entschuldigungen machen (vulg.); verrathen.

(Mit abroad, again, in, of, over, to, upon, without.)

He has told it abroad, er hat es ausgebreitet; don't tell it again, sagen Sie es nicht wieder; tell it in a word, mache es kurz; that told in my favour, das sprach zu meinen Gunsten; I told him of his faults, ich habe es ihm vorgerückt; tell him of it, erinnern Sie ihn daran; I shall tell of the wondrous works of the Lord, ich werde die wundervollen Werke des Herrn erzählen; she told him of her love, sie entdeckte ihm ihre Liebe; have you told it over? haben Sie es überzählt, nachgezählt? he tells fortunes upon the cards, er schlägt die Karte; don't tell it to him, erzählen, verrathen Sie es ihm nicht; tell it me without ifs or ands, sage es mir unverhohlen.

Anm. He says foolish things and tells whatever he hears, er spricht (sagt) thörichte Dinge und (sagt) erzählt, theilt mit, was er hört.

At length, by some chance, the Marquis made the discovery, that the new frequenter of his ordinary was a native of Scotland, a circumstance which told mightily in my favour. (W. Scott's Quentin Durward.)

Physicians tell us of a disorder in which the whole body is so exquisitely sensible, that the slightest touch gives pain; what some have thus suffered in their persons, this gentleman felt in his mind. (Goldsmith's Vicar.)

And they will tell it to the inhabitants of this land: for they have heard that thou Lord art among this people. (Numbers XIV. 14.)

Die äußere Ausstattung des Werkes, — es geht von derselben Verlagshandlung aus, die auch das neulich in diesen Blättern besprochene Dictionnaire supplémentaire von A. Diezmann erscheinen ließ, — läßt Nichts zu wünschen übrig, und der sehr compresse Druck ist doch in den englischen wie in den deutschen Sätzen gleich klar und ansprechend. M M.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 37. Sonnabend, den 8. Mai. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Holzschnitte von Christian Winther. Aus dem Dänischen von H. Zeise. (Fortsetzung.) ..... Seite 285
Der Mezzo-Matto. (Schluß.) ..... „ 287
Literatur:
Bulletin du Bibliophile Belge ..... „ 290

Holzschnitte von Christian Winther.

Aus dem Dänischen von H. Zeise.

(Fortsetzung.)

Haus und Grete.

„Wenn der Kukuk schlummert und die Nachtigall schlägt,
„Wenn nächtlicher Schatten im Garten sich regt,
„Dann komm' zu Pfarrers Scheune wo Hängeweiden stehn,
„Dort, Herzensfreund sollst Du die Geliebte sehn.

„Wie gehn den Pfad hinunter zwischen wilden Rosen klein,
„Wie setzen uns ins Boot auf der Wogen klaren Schein;
„Dann segeln wir zur Insel, wo das Lusthaus steht in Pracht,
„Dort umarmen wir uns und küssen uns die ganze Sommernacht!"

So sprach sie eines Morgens als in die Thür sie sprang;
Ich griff zum Pflug, zur Egge; doch war der Tag so lang!
Ich sah ihr blankes Mieder mit silberner Kettchen Schein,
Und das neue rothe Röckchen, und die Füße zierlich und klein.

Ich sah die weißen Aermel hoch um den Arm voll Lust,
Los hing das feine Tüchlein um meines Mädchens Brust;
Ich hab's zum Markt gegeben dem holden, lieben Schatz,
Sie schenkte mir dagegen den ersten, süßen Schmatz.

Als nun die Sonne gesunken, und das Vieh war gebracht zur Ruh,
Als das ganze Dörfchen schlummert', da eilten wir beide hinzu,
Wie standen hinter der Scheune wo die Hängeweiden stehn,
Da hab' ich so entzücket der Geliebten Lächeln gesehn.

Wir gingen den Pfad hinunter zwischen wilden Rosen klein,
Wie setzten uns ins Boot auf der Wogen klaren Schein;
Wir landeten auf der Insel, wo das Lusthaus steht in Pracht,
Dort wollten wir uns ja küssen während der ganzen Nacht.

Da schlang ich meine Arme um ihren schlanken Leib,
Und wünschte: Wollte der Himmel, Du wärst mein liebes Weib!
Und während wir langsam gingen hinunter den grünen Grund,
Da küßt' ich ihre Augen, ihre Wangen und ihren Mund.

Wir sprachen von Lieb' so leise bald dies und bald das,
Und standen so häufig stille auf thaubesprengtem Gras,
Doch als zum Haus wir kamen an des Mühlbaches Rand,
Vor uns der alte Gutsherr mit lächelnder Miene stand.

„An meinem Fenster hört' ich, was ihr geflüstert sacht,
„Hier wolltet ihr euch so küssen während der ganzen Nacht;
„Wie wagt ihr so alleine zu wandern in die Nacht?
„Wenn euer Engel schlummert, dann der Gott der Liebe wacht.

„Sein Netz bei jungen Herzen er schlau und tückisch stellt,
„Auf die, so er nicht fangen kann, er scharfe Pfeile schnellt;
„Und auch, der Pfeil er brennet, er ist getaucht in Gift,
„Und später lacht er höhnisch wenn seine Waffe trifft.

„Nicht runzle Deine Brauen! mein wackrer Bursche gut!
„Mein' nicht, Du schönes Mädchen, mit kaltem, trübem Muth!
„Ich will Euch sein der Engel, mein wackrer Bursche bleib';
„Du sei nun mein Verwalter — und Du sein liebes Weib."

Digitized by Google

Henrik und Else.

„Nein, nein, mein edler Herre! Glaubt mir mit Herz und Hand!
Sie liebt nur ihren Henrik im ganzen dän'schen Land.
So treu ist meine Else wie jene schlanke Maid,
Die euer Herz entflammet und es durch Liebe freit!"

„Mein wackrer Bursche! morgen ist wieder ein Tag,
Da will ich sie schon prüfen und erforschen allgemach!"
So sprach der Herr so schelmisch, sah auf die Fliesen hin,
Die andern Herren lächelten mit heimlichem Sinn.

Die Lerche singt über Vordingborg im Morgenglanz,
Hoch in den Lüften schimmert die güldene Gans,
Der milde, frische Wind woget durch das Korn,
Und im sausenden Wald hört man Hunde und Horn.

Klein Else sitzt in des Vaters Garten traut
Mit dem fleißigen Rocken; um sie stehn gebaut
Pionen und Tulipanen, den Kelch öffnend sacht,
Doch das Mägdlein war des Gartens allerlieblichste Pracht.

Ein Kleid, ein dunkelblaues, um die schlanken Glieder weht,
Der schneeweiße Aermel bis zum Handgelenk geht,
Und fleißig und schnell ist der zierlich kleine Fuß,
Der fröhlichen Muthes das Rad drehen muß.

Eine Katze, schwarzgefleckt, spielt an der Hecke sacht,
Sie erhebt ihren Rücken; — an dem glänzenden Bach
So rund, gelb und rein ein kleines Entchen spielt,
Gleich einem Eierdotter, der kürzlich Beine erhielt.

Die Biene schwimmt in Lüften und die Sonn' ist so warm;
Da hebt sie ihr Köpfchen, beschattet's mit dem Arm,
Es zieht eine Schaar wilder Jäger herab,
Ueber Felder und Gräben mit donnerndem Trab.

Jeder Ritter war geschmückt und so leuchtend bewehrt,
Doch am schönsten war Er auf dem schnaubenden Pferd,
Er glänzt in der bunten Schaar wie goldner Sonnenschein,
Er hielt den stolzen Zelter und sie das Mädchen ein.

„Sei gegrüßt, schöne Rose, im Rosengefild,
Else, Dich liebt ich lange, so treu und so mild!"
Da neigt sich zur Erde die züchtige Maid,
Vor Angst dem Tode nahe, vor Scham und Leid.

„Um Dein Herz und Deine Hand will ich, Else, frein,
Diese guten dän'schen Herren sollen Zeuge sein!"
Da schüttelt sie das Köpfchen mit den Wangen roth und schön,
Da greift sie zum Rocken und wollt' in's Häuschen gehn.

„Sieh, ich will Frist Dir geben, denke darüber nach
Klein Else, denn morgen ist wieder ein Tag!"
Das sagte er so schelmisch und sah zum Mädchen hin,
Die andern Herren lächelten mit heimlichem Sinn.

„Mit Perlen weiß, durchflecht' ich Dein goldgelbes Haar,
Und Dein Röckchen wird gefüttert mit Zobel sogar,
Um Deinen Hals schling' ich kostbarer Steine Zier,
Vier stolze Pferde spann ich an Deinen Wagen Dir."

„Bei Hufen und Flöten und tausender Kerzen Glanz,
Drehn wir im schimmernden Saale uns lieblich im Tanz;
Bei rauhen Winterszeiten im Zimmer warm und nett,
Da spielen wir dann Dame bei Malvasier und Klaret."

Da wandt' sie ihr Köpfchen, die Locken flogen hin,
Sie lächelt mit dem Auge so schelmisch im Sinn.
Wie gelb waren die Locken, und ihre Steine so klar,
Und dann das helle Auge, — wie frisch und blau es war!

„Ich bin nur Bauermädchen, Ihr seid ein Rittersmann,
Bald würde Euer Auge mich kalt schauen an,
Ja, sein muß es ein Bauer, ein Bauer ist mir werth; —
Drum hänget fort Eu'r blankes und scharfes Ritterschwert!"

„Wohlan, ich hänge gerne mein Schwert an die Wand,
Nun will ich schärfen Sensen und des Pflugeisens Rand."
„Den rothen Mantel aber will ich nicht schauen mehr,
Drum geht im groben Kittel und Zeuge einher!"

„Ja, Kittel will ich tragen, das rothe Sammettuch
Will ich auf hohem Altar ausbreiten im Flug!"
„Und dann müßt ihr verschenken Eu'r ritterlich Pferd;
Mein Mann soll Ochsen treiben, sie seien ihm werth."

„Ich jage in den dunkeln Wald mein Roß im wilden Lauf,
Denn auf dem Roß, das mich einst trug, sitz' fortan Keiner drauf;
Ich aber selbst will langsam in Pflugfurchen gehn,
Wenn Dich mein Aug', klein Else, als Braut wird sehn."

„Aus Eurem Keller rollt ihr dann jegliches Faß,
Mein Bier und Meth macht frech das Herz und blinkt im Glas!"
„Ich trinke dänisch Bier und Meth mit festem Sinn,
An meinen Sänger geb' ich den süßen Weinmost hin;

Wenn trocken der Hals tönt nicht lebhaft der Sang,
Drum muß man ihn befeuchten, das merkt' ich schon lang!"
Das sagte er so schelmisch und sah zum Sänger frei,
Die andern Herren lächelten so heimlich dabei.

„Und Euren Schild mit Zeichen und Bildern dran,
Den setzt ihr auf die Kniee, zerbrecht ihn dann;
Und nieder müßt ihr stürzen Eu'r stolzes Ritterhaus,
Es muß der Pflug dann wandern über die Mauern hinaus!"

Da strahlte mit Würde und Ruh' sein Antlitz frei,
Er merkte nun so deutlich sie sei dem Liebsten treu:
„Ich sehe, klein Else, Du windest Dich heraus,
Den Schild, ich muß ihn tragen, ich muß wohnen im Haus!

Im Schilde springen Löwen, und Herzen stehn im Brand,
Wie könnte ich zerbrechen des theuren Schildes Rand!

Digitized by Google

Denn ich bin König Wolmer, und Dänmark iſt mein Haus,
Und ſollt' ich Dänmark ſtürzen in Schutt und Graus?

Nun kenne ich Dein Sinnen, und laſſe Dich in Ruh',
Chriſt gebe, jede Jungfrau, wäe' treu ſo wie Du!
Belohnen Dich, — das will ich; Du ſprachſt mir zu Behag,
Leb' wohl! leb' wohl! ſo morgen iſt wieder ein Tag!" *)

Da warf er herum ſein unruhiges Roß,
Wie Wiedehopf im Herbſte er weiter ſchoß,
Es entfiel das Laub und der Hufſchlag hallt,
Und es ſchmettert Halloh in dem rauſchenden Wald.

Doch über die Hecke ſchwang ſich ihr Jugendfreund warm,
Er eilte mit Jubel in ſeines Mädchens Arm;
Sie gingen übers Feld zur Stadt mit Luſt,
Wo die Gans glänzt auf dem Thurm mit goldner Bruſt.

Für Dänmark's wack're Mädchen ſo friſch und ſo frank,
Die treu ihren Freiern, dichtet' ich dieſen Sang.
Ich ſing' zu ihrem Lobe bis man ins Grab mich legt,
Weil Dänmark, Dank dem Schöpfer, ihere noch viele hegt!

Der Mezzo-Matto.

Erinnerungen aus dem ſicilianiſchen Leben.

(Beſchluß.)

VI.

Ob es ſeine Richtigkeit haben mag, daß die Bekanntſchaft mit einem Mezzo-matto Glück bringt, oder ob der Marquis ein ganz beſonderes Talent in ſeiner oft wiederholten Function als Kinderwärterin hatte, genug, der Kleine der Carmina gedieh aufs Beſte, und auch ihre Augen erhielten ihren früheren Glanz, ihre Wangen die verloorene Röthe wieder. Da ſich überdem in dem Haushalte der Mutter mehr Wohlſtand bemerklich machte, ſo konnten deren Nachbarn ſich nicht genug über die Wirkſamkeit der kleinen Keeze wundern, welche ſie der heiligen Agathe geopfert hatte. Eines Abends machte Herr Germano ſeiner neuen Freundin die Anzeige, daß er nothwendig eine Reiſe nach Syracus machen müſſe, und forderte ſie auf, ihn dahin zu begleiten. „Ein unſichtbares Band," fuhr er in ſeiner Rede fort, „verbindet die Entführung Antonios mit dem Verluſte meines verehrlichen Proſeſſes. An dem Tage, wo ich dasjenige finden werde, wonach ich ſuche, werden wir einen dreifachen Sieg davon tragen: Carlo, der Maulthiertreiber mit den Eiſenarmen, wird die Zita mit der ſtählernen Bruſt heirathen; Sie erhalten ihren Gatten wieder, und ich werde die Laſt von mir werfen, die mich niederdrückt, indem ich endlich die frechbare Schuld von ſechszehn Tari abtrage, die mich zu einem Landſtreicher und Auflehner wider die Geſetze macht.

„Ihre Mezzo-matto-Sprache iſt mir unverſtändlich," ſagte Carmina; „aber es thut nichts, ich habe einmal Vertrauen zu Ihnen gefaßt, und ich würde Sie begleiten bis ans Ende der Welt.

Um die Mutter und ihr Kind bequem zu transportiren, vermehrte der Marquis ſeinen Reiſeapparat um ein Maulthier, zu beiden Seiten mit einem Korbe behangen, von welchen der eine Korb zur Aufnahme des Zöglings beſtimmt war. Um den Zuſammenlauf von Neugierigen und Uebeeläſtigen zu vermeiden, brach die Karavane ſchon mit Tagesanbruch auf; ſie zog durch das Ferdinandsthor aus der Stadt, und hatte Catania ſchon weit im Rücken, als man dort erfuhr, daß der Marquis den Schauplatz ſeiner Bizarrerien anderswohin verlegen wollte. Carlo's Guitarre und Heerſtraßen-Poeſie füllten die Muße der Reiſenden gar angenehm aus. Gegen 4 Uhr am andern Tage begannen die Hufeiſen der Maulthiere auf dem antiken Steinpflaſter zu erdröhnen, das von Hiero, dem Römerfreunde gelegt worden iſt. Auch wurde Archimedes Grabmal mitten in der Marmorwildniß ſichtbar, wo vor Zeiten Syracus geſtanden hat, das in der Periode ſeines Glanzes die größte und volkreichſte Stadt der Welt geweſen iſt. „Hört Freunde," ſagte der Herr Germano nun, „wir haben noch Zeit übrig; die Thore von Kriegsplätzen werden erſt eine Stunde nach Sonnenuntergang geſchloſſen: wir wollen hier ausruhen.

Auf den Trümmern des großen Thores von Epipolon betrachtete der Marquis ſtehend und mit gekreuzten Armen den immenſen Raum, welchen vordem das Stadtviertel Epipolis eingenommen hatte. „Drei Meilen Weges, drei Meilen Weges ohne eine Wohnung, eine ſtehende Mauer anzutreffen, und doch befinden wir uns in Syracus!" rief er mit Emphaſe aus." Auf dieſem Flecke hier haben anderthalb Millionen Menſchen beiſammen gelebt. Gruß der Rivalin von Athen und Rom! Welch ein Getümmel auf dieſen öffentlichen Plätzen, welch ein Leben in dieſem Hafen! Bewundert dieſe Tempel, dieſe Paläſte, dieſe Meiſterwerke der Kunſt, die unzähligen Segel, welche über das Meer hinſtreichen, dieſen blühenden Handel, dieſe tapferen Armeen, die, den Alcibiades, den Nicias und den Demoſthenes geſchlagen haben! O Syracus! auf keinem Fleck der Erde läßt ſichs beſſer leben, als unter deinem milden Himmel. Ich wundere mich nicht übre die gewaltige Volksmaſſe, die ſich wie ein Ameiſenhaufen in deinem Innern durch einander drängt. Wen wird man glauben machen, daß die Civiliſation ſich nach dem ſtupiden und barbariſchen Norden, zu den undankbaren und eiſigen Ländern verirren werde, wohin Cäſar diejenigen ſchickte, von welchen er nicht wollte, daß ſie an der Auszehrung ſterben ſollten. Welch albeerner Gedanke! Fragt nur den gelehrten Archimedes, ob das wohl möglich ſei. Was würde da aus Syracus werden? ... Nichts als Trümmer, ungeſtaltete Trümmer!"

Jetzt gewahrend, daß ſeine Gefährten ihn unruhig anſahen verſtummte der Marquis plötzlich, und bedeckte ſich das Geſicht mit beiden Händen. Dann ſenkte er das Haupt, wie wenn ihn ein vernichtender Gedanke zu Boden drückte. Hiernach ſetzte er ſich, und letztlich warf er ſich, das Antlitz unterwärts, die Arme gekreuzt, auf den Erdboden nieder. Schwere Seufzer entwanden ſich ſeiner Bruſt, und er bedeckte den Stein des antiken Thores von Epipolis mit Küſſen .... Inzwiſchen fand Carlo es gerathen, ſeinen Gebieter darauf aufmerkſam zu machen, daß die Stunde des Angelus nicht mehr fern ſei. Der Mar-

*) Waldemar Atterdag beſtieg 1340 den däniſchen Thron. Atterdag bedeutet ſoviel als Wiedertag. Des Königs Lieblingsſpruch war: „Morgen iſt wieder ein Tag!" darum legte man ihm dieſen Namen bei.

Digitized by Google

quis erhob sich auf diese Mahnung, und ward auch wieder heiteren Sinnes, als er die Zugbrücke des heutigen Syracus, das ehemalige Stadtviertel Ortigia, passirte. In dem Gasthofe del Sole ließ Herr Germano sich gute Zimmer anweisen, und machte sich dann zu Fuß auf, um die Stadt zu besehen. Nach einer kleinen halben Stunde fand Carlo ihn bei den Arethusabrunnen vor, wo er sich, über ein Geländer gelehnt, im Witzscharmützel mit einem Dutzend Wäscherinnen unterhielt, die bis an die Knie im Wasser standen.

Da unser Mezzo-matto zu Syracus wenig bekannt war, so waren ihm seine Antecidenzien als Gelehrter, als Weiser und als vornehmer Mann nicht im Wege, um als ein Verrückter aufzutreten. Er wurde für das genommen, was er scheinen wollte. Man amüsirte sich über sein linkisches Wesen, seine unzusammenhängenden Reden, und seine zigeunerartig auftretende Umgebung. Der Limonadier in der Straße Monstranza, bei dem man die Aeußerungen des Marquis auffing, um sie weiter zu verbreiten, verdiente viel Geld. Eines Morgens aber erzählte der geschickteste Arzt des Landes — was freilich nicht gar viel sagen will — bei dem Limonadier, es sei ein Hafenarbeiter an einer Krankheit gestorben, die der Cholera ähnlich sehe. Dieser besorgliche Umstand lenkte sodann die Unterhaltung auf die vielen Sterbefälle, von welchen das erste Erscheinen dieser Pest begleitet gewesen war. Man erinnerte sich, daß Palermo im Jahre 1837 ein Drittheil seiner Bevölkerung verloren hatte, und daß in Syracus selber zwanzig Personen unter dem albernen Vorgeben, sie hätten das Volk vergiften wollen, ermordet worden waren. Die Gesellschaft ging nun eiligst auseinander, um, ein jeder in seinem Quartier, die Stadt zu allarmiren.

Seit einigen Tagen war in den Straßen von Syracus ein armer Neapolitaner erschienen, der den Dudelsack spielend, Sicilien durchzog. Dieser Mann war in seiner Kunst so wohl erfahren, daß er den sicilianischen Ziegenhirten zu 2 Sous die Stunde Unterricht ertheilte. Außerdem spielte der Zampognaro vor den Gasthäusern und Trattorias zur Ergötzlichkeit der Fremden. Eben an dem Abende, wo sich die Cholerageräuchte in der Stadt verbreitet hatten, spielte er seine auserwähltesten Stücke vor dem Gasthofe zur Sonne. Verwundert über den Geschmack, den dieser Mann bekundete, und was er mit seinem Instrumente zu leisten vermochte, trat unser Marquis ans Fenster, um sich den wandernden Virtuosen anzusehen. Er gewahrte dann eine der männlichen neapolitanischen Gestalten, deren Character classischer Schönheit nicht von Elend, von Entbehrungen, von Sonnengluth und Unreinlichkeit aufgerieben wird. An einer Mauer gelehnt, die Beine über einandergeschlagen, den Mantel mit einer Grazie umgeworfen, als ob es ein Kaisermantel gewesen wäre, spielte der Neapolitaner seine Zampogna mit der Meisterschaft eines vollkommenen Künstlers. Sein sanfter, intelligenter, geduldiger und resignirter Blick flößte dem Marquis ein tiefes Mitleid ein. Plötzlich hielt der Musiker an einer der schönsten Stellen des Stückes, das er vortrug, ein; er sah erschrocken nach einer Gruppe von Leuten aus dem Volke hin, die aus der Ecke der Straße heranstürmte, sprang ins Haus, und riegelte die Thür hinter sich zu. Mit Knitteln und Heugabeln bewaffnet, traf der wilde Haufe unter wüthendem Geheul gleich darnach ein, und der Anführer der Bande verlangte die Auslieferung des Giftmischers, um ihm sein Recht anzuthun.

„Hier giebt's keinen Giftmischer!" rief ihm der Marquis von dem Balcon herab zu; „hier giebt's nur Furchtsame, Unwissende, und Ihr unterstehet Euch nicht, Euch an den armen Neapolitaner zu vergreifen!

— Wir wollen den Zampognaro haben und wir werden ihn haben! schrie ein altes Weib, einen Besen schwenkend, den sie in der Hand hielt: er ist von Neapel hergesandt worden, um uns die Brunnen zu vergiften.

„Wohlan, so bringt mir von dem Wasser aus der Arethusaquelle; ich will es trinken, und wenn ich darnach unwohl werde, so will ich Euch den Zampognaro ausliefern," sagte der Marquis.

Carlo, der auf den Wällen spazieren gegangen war, hatte den Lärm vernommen, und eilte spornstreichs herbei. Er brach sich durch den Volkshaufen Bahn, bestieg den Perron des Gasthofs, und hielt folgende Anrede an die Tumultuanten: „Respectirt den Mann, der zu Euch gesprochen hat; es ist ein wackrer Sicilianer, und überdem ein vornehmer Herr. Also entfernt Euch, wie er es Euch geheißen!

Diese Anrede würde auf die exaltirten Leute wenig Eindruck gemacht haben, wenn nicht Carlo seine Hemdsärmel aufgestreift, und erklärt hätte, daß er einen jeden zu Boden schlagen würde, der sich zu fügen Anstand nähme. Die kräftige Faust des Redners verlieh seiner Beredtsamkeit die nöthige Stärke, um auf einen Augenblick stutzig zu machen. Diesen Augenblick benutzte der Marquis, um seinerseits die Tumultuanten durch eine Ansprache, die zum Aerger der Frau mit dem Besen von Erfolg war, zu beschwichtigen. Der Neapolitaner, der sich schon verloren gegeben hatte, lag währenddem, Gebete murmelnd, in einem Winkel des Gemaches auf den Knieen.

„Steh' auf, und erhole Dich von Deinem Schrecken," sagte der Marquis zu ihm: „der Auflauf hat sich zerstreut. Ich will Dich zu mir nehmen, und Dein Beschützer sein, so lange Du in Sicilien bleiben willst."

Ohne sein Paternoster zu beendigen, sprang der Zampognaro mit einem Satze auf beide Beine, und fragte, wie viel Lohn Se. Herrlichkeit ihm monatlich zu geben gedächte. Der Marquis bot ihm zwei Piaster, bei freier Wohnung und Beköstigung. Darauf erwiederte er dann: „Excellenz, die Zampogna ist ein schönes Instrument, aber sie greift die Brust an, und demnach dürfte ein Sold von drei Piastern wohl nicht zu viel sein.

„Ich werde Dir Fünf geben, wenn wir zu Messina ankommen," antwortete ihm der Marquis, „aber zu dem Ende, um damit Deine Ueberfahrt nach Neapel zu bezahlen; denn ich sehe schon, daß wir sammt und sonders zu Hanswürsten werden würden, wenn wir lange mit Dir verkehrten.

Die Hanswurstiaden des armen Zampognaro bereicherten die Wohnung des Herrn Germano aber noch um ein Element, das die Annehmlichkeiten des zigeunerischen Lebens erhöhte. Carlo gewann den maledetto Neapolitaner lieb, obwohl er ihm gern auf die Hacken trat. Carmina, die eine gute Stimme hatte, lernte seine Volkslieder, und ihr Aller Patron lachte über seine Witze. Eines Abends kehrte der Marquis von einem Ausfluge nach der prachtvollen Landschaft des Berges Rosso mit all seinem Anhange nach Syracus zurück. Die Carmina sang unter Begleitung der Guitarre und der Zampogna, und ihr Kleiner schlief, von dem Ausschreiten des Maulthiers gewiegt, in

Digitized by Google

einem Korbe, als man plötzlich ein tönendes Geklingel von Schellen und Glöckchen vernahm. Da gebot der Patron Stille. Carmina sah von ihrem hohen Sitze aus eine Lettiga, die unter Bedeckung mehrerer Reiter längs des Ufers des Meeres einherzog. Diese Convoy kam von Noto, dem Hauptorte der Provinz. Carlo, der sich gut auf Reisende verstand, betheuerte, in der Lettiga müsse sich eine schöne Dame oder auch ein hoher Herr befinden.

„Wir wollen sehen!" rief der Marquis aus; „Letzteres wäre eben, was ich suche.

Die, mit buntem Papier geschmückte und von zwei hohen Maulthieren getragene, Lettiga kam rasch näher, und unsere Lustwandelnden traten bei Seite, um ihr Platz zu machen. Da schauete ein alter Herr, in Generalsuniform und von schöner, ehrwürdiger Gestalt, aus derselben hervor. Er lächelte in seinen greisen Bart, machte dem Herrn Germano ein sehr verbindliches Compliment, und sah ihn mit einer Miene an, in welcher sich die Lust verrieth, eine Unterredung anzuknüpfen. Der Marquis erwiederte den Gruß, und brachte sein Thier dem Fremden so nahe, um denselben verstehen zu können, wenn er mit ihm sprechen wollte.

„Habe ich nicht die Ehre, den Herrn Marquis Germano da vor mir zu sehen?" fragte der Militair.

— Der bin ich, General, antwortete der Marquis.

„Ich bin erfreut," sagte jener darauf, „mit einem so verdienstvollen Mann, wie Sie, Herr Marquis, sind, zusammen zu treffen. Es ist mir bekannt, daß der Plebs Sie für einen Mezzo-matto hält; es ist mir aber ein Zug von Ihnen erzählt worden, um welchen Sie der Weiseste der Menschen beneiden würde. Wir werden darüber ein Weiteres zu Syracus sprechen; ich möchte Ihnen meine Achtung anderer Orten als in dieser Einöde bezeugen. Gerüchte über Cholera und Unruhen führen mich nach dieser Provinz; es ist mir aber bereits zu Noto gesagt worden, daß ich Dank Ihres Muthes und Ihrer Menschlichkeit nicht nöthig haben würde von meiner Gewalt Gebrauch zu machen.

— Ha! wenn es Ihnen die Zeit gestattete, mich anzuhören, da würde ich Ihnen noch vielfache andre Anlässe geben können, Ihre Autorität anzuwenden, rief der Marquis aus, und setzte hinzu: ich kann Ihnen viele Wunden nachweisen, die zu heilen sind, und viele Unglückliche, die des Schutzes bedürfen.

„Reden Sie, in des Himmels Namen!" sagte der General. „Dies Zusammentreffen ist ein wahres Glück für mich. Ich mag noch so viele Erkundigungen einziehen, mich noch so viel umschauen, noch so viel drehen, doch wird mir Alles verhehlt, entweder aus Haß, oder aus Furcht, oder auch aus Kriecherei. Gott sey Dank, daß ich endlich einen Mann von Herz und einen Freund gefunden habe!

— Und ich preise Gott, daß er mir endlich ein edles redliches und großmüthiges Gemüth zugeführt hat. Schon seit lange ziehe ich von Stadt zu Stadt, um dem zu begegnen, und hätte, um es aufmerksam auf mich zu machen, gegen das ganze Land von meinen Extravaganzen erfüllt. Wir brauchen gar nicht weit zu gehn, Herr General, um zu finden, was man vor Ihnen verbirgt. Ich habe mir mit Vorbedacht mein Reisegepäck daraus erkoren. Die charmante Frau da, die Sie ihr Kind säugen sehen, befindet sich in tiefer Betrübniß, weil ihr der Gatte von Marine-Werbern geraubt worden ist. Seit einem halben Jahe hat sie keine Kunde von ihm, weiß nicht, ob er lebt oder todt ist, und doch bedürfte sie Seiner so sehr. Wenn die Vorsehung mich nicht zu dem Ende hätte näerisch werden lassen, so würde die Arme sammt ihrem Säugling im Elend umgekommen sein. Der junge kräftige Maulthiertreiber da, mit der Guitarre in der Hand, hatte einen kleinen Botendienst; man hatte ihm denselben genommen, um ihn einem Neapolitaner zu geben: dazu war man schon berechtigt, aber sein Nachfolger benahm sich, als er sich seines Amtes bemächtigt hatte, auch noch so insolent, daß er ihm nicht einmal seine Berechtigung dazu durch Vorzeigung seiner Bestallung nachweisen wollte. Mit Recht über solche Geringschätzung empört, hat der junge Mann, dem das Herz am rechten Flecke sitzt, sich seiner Depeschen mit Gewalt bemächtigt, um seinen Dienst noch einen Tag länger zu versehen, als er es gesollt hätte. Darnach hat man ihn in Verhaft genommen; er ist aber den Gendarmen wieder entwischt, und ich habe seitdem nichts Bestimmtes darüber erfahren können, ob man ihn als in der Contumaz ansieht, oder ob er sich als frei betrachten darf. Da man aus Gründen, die ich Ihnen nachdem vertrauen werde, es nicht wagt, ihn in meiner Gegenwart aufzugreifen, so folgt er mir, um nicht in Ungelegenheit zu gerathen, wie mein Schatten. In dem Augenblick, wo dem Carlo sein Unfall zustieß, stand er eben im Begriff, ein herrliches Exemplar von Mädchen, das er liebt, zu ehelichen. Nun sieht aber seine Heirath sich auf unbestimmte Zeit verzögert. Wie soll Sicilien aber je wieder zu den sechs Millionen Einwohnern kommen, General, die es zu Strabo's Zeiten gehabt hat, wenn man seine jungen Männer hinaus aufs Meer schickt, wenn seine Ehecandidaten sich wie Verbrecher flüchten müssen?

„Marquis," sagte der General, „ich sehe Thränen in Ihren Augen; trocknen Sie sie; wir wollen es uns angelegen sein lassen, daß Ihre jungen Männer ihre Frauen umarmen können, daß Sie zufrieden gestellt werden. Aber es giebt da noch jemand, mit dessen Beschwerden ich insbesondere bekannt zu werden wünsche, und das ist der Herr Germano, der seltne und wackre Mann, der sich selber vergißt, um nur an andre zu denken, und der auch den Zampognaro gerettet hat."

Der Marquis ritt nun näher zu der Lettiga heran, und sprach sehr lange mit dem General, aber so leise, daß es außer den beiden Redenden niemand hören konnte. Es muß etwas sehr Ernstes und Entscheidendes gewesen seyn, denn der alte Krieger biß sich höchst indignirt und aufgebracht in die Lippen und zog düster die Augenbrauen zusammen. Dann rief er aus: „so also verfährt man, wenn man sich unbeobachtet hält; so will man sich die Liebe eines Landes erwerben, dem man, in Ermangelung von Intelligenz und Tüchtigkeit, doch mindestens Beweise von Mäßigung und Redlichkeit geben sollte! Ha! wie wohl habe ich daran gethan, mich nach dieser Provinz zu begeben; ich werde kostbare Belege daraus mitnehmen, und wir wollen zusammen einen Bericht abfassen, der von höchstem Interesse seyn wird."

— Waeten Sie damit noch ein wenig, sagte der Marquis; die Klagen und Declamationen eines Mezzo-matto genügen nicht. Nehmen Sie sich die Zeit, erst die Richtigkeit der Angaben zu ermitteln. Eine Untersuchung hat mehr Werth, als mein bloßes Wort.

„Keine Untersuchung mehr!" entgegnete der General, „man

Digitized by Google

würde mir doch die Wahrheit nur verschleiern. Sie selber sollen mir dictiren, was ich niederzuschreiben habe; Sie allein will ich consultiren. In meinem Alter täuscht man sich nicht mehr über die Geradheit und die Aufrichtigkeit der Menschen. Der Mezzomatto allein genießt meines Vertrauens. Geben Sie mir die Hand. Ich habe Sie schon hochgeschätzt, ehe ich Sie noch gekannt habe, und nun liebe ich Sie. Versprechen Sie mir, daß Sie, wenn all den Uebeln, auf die Sie mich aufmerksam gemacht haben, abgeholfen worden ist, und wenn all die jungen Leute, für die Sie sich interessiren, Weib und Kinder haben, zu Ihrem Schloß zurückkehren, die Künstler und Gelehrten wieder um sich her versammeln, und als ein Mann, der mit seinem Jahrhundert und seinen Mitbürgern ausgesöhnt ist, leben wollen."

— General, sagte hierauf der Marquis, Sie haben den wunden Fleck getroffen, der mich schmerzt. Ich habe nur eine Leidenschaft, und das ist Liebe zu dem armen Sicilien. Als eine allegorische Figur, müßte man es sich als eine Frau von vollkommener Schönheit, aber in Lumpen gehüllt, denken. Aber je elender es ist, jemehr habe ich es lieb. Wenn Sie, wie ein Diogenes, mit der Laterne in der Hand, nach einem Manne suchen wollten, der sich willig fände, für dasselbe unbekannt, in einem Winkel, ohne Ruhm und ohne Trost zu sterben, wenn er es damit auf einen Augenblick verjüngen könnte, um ihm einen Theil des Lebens, des Handels, der Bewegung wiederzugeben, die es in vergangenen Jahrhunderten gehabt hat, so hätten Sie an mir Ihren Mann gefunden.

„Sie sollen nicht sterben," antwortete der General, „und Sicilien wird sich um desto besser dabei stehen. Ich reise voraus, und erwarte Sie zu Syracus. Kehren Sie zu Ihren Freunden zurück, sagen Sie ihnen, wer ich bin, und machen Sie, daß sie einen alten Soldaten nicht hassen, der, wiewohl abgehärtet, doch über ihre Bedrängnisse aufs tiefste ergriffen ist. Auf's Wiedersehen, mein lieber Germano! Dieser Augenblick wird nie in meiner Erinnerung erlöschen."

Drei Tage lang hielten der General und der Marquis sich eingeschlossen in den Bureau's der Unter-Intendantur. Darnach trennten sie sich unter herzlicher Umarmung: der eine ging nach Palermo, um sich von dort mit einem geheimen und sehr umfangreichen Berichte nach Neapel zu begeben; der andere, um, nachdem er zu dem so sehr ersehnten Ziele gelangt war, Carmina wieder zu ihrem Wohnorte und Carlo nach Taormine zurück zu bringen, wo derselbe sich fortan ohne Scheu vor allen Gendarmen der Welt blicken lassen durfte. Der schöne Maulthiertreiber führte auch, neu aufgekleidet, seine Braut in dem Staate, den sie nicht mehr als für sie gemacht angesehen hatte, nach der Kirche von Gallidoro zur Trauung. Der Zeta überlief es heiß und kalt vor Wonne unter ihrem seidenen Mieder. Sie meinte in dem kleinen goldenen Armbande, das ihr von dem theuern Herrn Germano als Hochzeitsangebinde verehrt worden war, den Druck der Hand der Glücksgöttin selber zu fühlen, die sie ihrem getreuen Carlo zuführte. Die Hochzeit wurde in dem Wirthshause gefeiert; man tanzte am Gestade des Meeres, nach den Tönen von Dudelsäcken und Guitarren; der Zampognaro dirigirte das Orchester. Nachts ließ ein ehemaliger Feuerwerker ein Paar Raketen aufsteigen, was ein mit Schrecken untermischtes Jubelgeschrei erregte. Unter freiem Himmel wurde ein homerisches Mahl angerichtet, und schließlich wurden die Neuvermählten auf einem mit Laub belegten zweirädrigen Karren, von jungen Leuten umtanzt, zu ihrer Wohnung geführt.

Einen Monat später erhielt der Marquis ein Schreiben von dem General, aus welchem er seinen Freunden nur den folgenden Satz vorlas: „Sie glauben nicht, mein werther Germano, wie schwer es hält, nur ein wenig Gutes zu stiften; wie viele Leute ein Interesse dabei haben, sich dem zu widersetzen; wie viel leichter und minder gefährlich es ist, Allem durch die Finger zu sehen und dem Uebel freien Lauf zu lassen! Geben Sie indessen die Hoffnung nicht auf und fassen Sie sich in Geduld." Mit dem edlen Charakter und den jüngst erworbenen glänzenden Ruf seines illustren Freundes bekannt, wartete unser Marquis vertrauensvoll auf den Augenblick, wo er triumphirend sein hölzernes Geländer wieder aufschlagen, seine Nymphen aus dem Teiche wieder auf's Trockene würde bringen können. — Er wartete — Das Postschiff brachte ihm nichts mehr.

Da sah man den Mezzo-matto auf seinem Maulthier und mit seiner Hängematte auf dem Littorale von Sicilien umherirren, bald wie ein Socrates, bald wieder wie ein Pasquino redend. Trotz dieser vagabondirenden Lebensweise traf für das erste Kind, welches Carlo's Frau geboren hatte, die verheißene Pension von funfzig Ducaten doch vierteljährig regelmäßig ein.

Bulletin du Bibliophile Belge, fondé par M. le Baron de Reiffenberg, publié par J. M. Heberlé, sous la direction de M. Ch. de Chênedollé. — Tome VIII. No. 5. No. 6. — Tome IX. No. 1. — Bruxelles, Cologne et Bonn, J. M. Heberlé, librairie ancienne et moderne. 1851. 1852. Gr. 8.

Mit dem sechsten Hefte ist der achte Band des Bulletin geschlossen. Er besteht, mit Inbegriff der Table des matières und der Table alphabétique des noms propres et des principales matières (S. 508—520) aus 520 Seiten und ist eine reichhaltige Fundgrube für Bibliographen und Litteraturhistoriker. Wenn zunächst auch, wie Dies der Titel schon andeutet, die belgische Bibliographie und Literaturgeschichte berücksichtigt und gepflegt werden, so fehlt es doch auch nicht an größeren gediegenen Abhandlungen und kleineren Notizen, die auf eine allgemeine Theilnahme Anspruch machen dürfen. Unsere Vermuthung ist zur Wahrheit geworden: die Zeitschrift hat unter der umsichtigen Leitung des Herrn de Chênedollé nicht allein den ehrenvollen Platz, den sie seit ihrer Begründung eingenommen, behauptet, sondern in mancher Beziehung noch an innerem Werthe und Gehalte gewonnen. Dafür zeugen auch die vor uns anzuzeigenden drei Hefte und es wird nur einiger Beispiele bedürfen, um genügend darzuthun, wie mannigfaltig und interessant die einzelnen Bestandtheile derselben sind.

Die wiederholt in diesen Blättern erwähnten sorgfältigen und mustergültigen Recherches bibliographiques sur les almanachs belges des Herrn A. Warzée sind, in den letzten Lieferungen des achten Bandes fortgesetzt und beendigt, jetzt auch als selbstständiges Werk im Verlage von J. M. Heberle in einer Auflage von 100 Exemplaren erschienen. (M. vgl. unsere Anzeige im „Hamb. unparth. Corresp. vom 11. März d. J.) Wir fügen hinzu, daß einer der früheren Jahrgänge des beliebten Almanach de Milan, ou le pecheur fidèle, den He. Warzée nicht ge-

Digitized by Google

sehen, zufällig in der hamburger Stadtbibliothek aufgefunden ist.) Das fünfte Heft enthält unter Anderem eine mit Herrn de Chênedollé's Bemerkungen versehene Mittheilung des Hrn. Edwin Troß über zwei alte französische Uebersetzungen des Eulenspiegels, welche unserm Hrn. Archivar Lappenberg, der sich gegenwärtig sehr eifrig mit demselben beschäftigt, bereits bekannt waren; den Bericht des Directors der öffentlichen kaiserlichen Bibliothek in St. Petersburg, Hrn. Baron von Korff, über dieselbe (auch besonders in 100 Exemplaren abgedruckt, 16 Seiten); unter der Ueberschrift: Glanures bibliographiques, sehr belehrende Notizen über unbekannte oder wenig bekannte belgische Buchdrucker, Buchhändler und Schriftsteller, von Hrn. Edward van Even, deren Fortsetzung versprochen ist; ferner kleine Auszüge aus Originalbriefen, welche sich in selten gewordenen Autographen-Katalogen befinden: von Sophie Arnoult, Madame Rolland, Hérault de Séchelles, Heinrich III., dem Herzoge von Rovigo, dem Cardinal Maury, Ducis, Mademois. d'Epinay, Ninon de Lenclos und der Königin Marie Antoinette (vom 4. Octobre 1791, an ihren Bruder, den Kaiser von Oesterreich). Sie schreibt: „Je n'ai de consolation qu'à vous écrire, mon cher frère; je suis entourée de tant d'atrocités que j'ai besoin de toute votre amitié pour reposer mon esprit. Depuis l'acceptation de la constitution, le peuple semble nous avoir rendu sa confiance, mais cet événement n'a pas étouffé les mauvais desseins dans les coeurs des méchants; le peuple, la multitude sent, par instinct et par intérêt, le besoin de s'attacher à un chef unique, mais il n'a pas la force de se débarasser de tous les tirans de populace qui les opprime. N'ayant point d'unité et ayant à lutter contre des scélérats bien d'accord, qui se donnent d'heure en heure le mot d'ordre ....." Die Königin meint, es sei wichtig, das augenblickliche Vertrauen zu benutzen, aber vor allem Andren müsse das Benehmen der Emigranten geordnet werden: „Je puis répondre des frères du roi, mais non de M. de Condé, les émigrants rentrant en France en armes, tout est perdu et il seroit impossible de persuader que nous ne sommes pas de connivence avec eux, l'existence d'une armée d'émigrants sur la frontière suffit même pour entretenir le feu et fournir aliment aux accusations contre nous."

Im sechsten Hefte erhalten wir von dem gelehrten und fleissigen Mitarbeiter am Bulletin, Hrn. G. Brunet in Bordeaux, ein Verzeichniß größtentheils französischer Bücher, von denen nur eine kleine Auflage veranstaltet wurde oder die gar nicht in den Buchhandel gekommen sind. — Hrn. U. Capitaine's merkwürdige Nachricht von der wunderlichen Bücherliebhaberei in Lüttich, kennen unsere Leser schon. (M. s. Nr. 21.) Interessant für die Geschichte des Bücherverkehrs ist Hrn. de Chênedollé's Rückblick auf die Winkelpressen in Lüttich während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, welcher durch Hrn. Capitaine's Mittheilung veranlaßt worden ist.

Die Abschnitte: Chronique et variétés und Revue bibliographique beider Hefte (S. 415—424 und 490—507), wie immer inhaltreich, bringen z. B. Details über die gegenwärtige Einrichtung der königlichen Bibliothek in Brüssel, von Hrn. Ed. Fétis, dem Sohne (aus der Indépendance belge); Analysen des „Serapeum's", des „Anzeigers für Bibliographie und Bibliothek-Wissenschaft", des Techener'schen Bulletin du bibliophile, des Bulletin de l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique, des Messager des sciences historiques, des arts et de la bibliographie de Belgique und der Annales de l'Académie d'archéologie de Belgique. Am Schlusse gedenkt Hr. de Chênedollé seiner, auch in bibliographischer Beziehung beachtungswerthen Schrift: Les rues de Bruxelles, débaptisées par des édiles en l'an III, l'an VI, l'an VII de la République, et rebaptisée par leurs successeurs dans les ans de grâce 1806 et 1851, indem er derselben den Abdruck eines höchst seltenen Berichtes Grégoire's und des alten brüsseler Ausrufs, Verhael-dicht van allen het gene men raept, singht ende schreuwt, u. s. w., hinzugefügt hat. Durch die Güte des Hrn. Verfassers im Besitze eines Exemplars dieser Schrift werden wir sie nächstens ausführlicher besprechen.

Das erste Heft des neunten Bandes (96 Seiten) wird mit dem Anfange einer bibliographischen Arbeit des Unterzeichneten S. 1—21), die er als Versuch betrachtet wissen will und, wie er sich nun erst überzeugt, einen größeren Raum im Bulletin ausfüllen wird, als ihr inmitten anderer, dem Zwecke desselben mehr entsprechender werthvollen Aufsätze gebühret, eröffnet. Sie hat den Titel: Essai d'une liste des ouvrages concernant l'histoire de l'imprimerie en Italie (nach den Verfassern alphabetisch geordnet). — Der zweite Artikel dieses Heftes ist eine kleine, jedoch bedeutsame Ergänzung der Annales de l'imprimerie des Estienne des Hrn. Renouard, von Hrn. de Chênedollé: die genauen Titelangaben nebst Auszügen von vier in den Annales fehlenden amtlichen Drucken Robert Estienne's (drei von 1564, einer von 1566). In Bezug auf den ersten, eine Ordonnance Charles IX., vom 16. Aug. 1563, die Ablieferung der Waffen u. s. w. betreffend, wird sehr richtig bemerkt: „Le rapprochement entre l'ordonnance royale de 1563 et le décret présidentiel de 1852 n'est-il pas frappant, et ne présente-t-il pas un intérêt piquant d'actualité, comme on dit dans le langage moderne?" Die Uebereinstimmung ist in der That überraschend! — Herr G. Brunet hat als Variétés bibliographiques höchst Ergötzliches geliefert: einen Bericht über drei französische literarische Curiosa: 1) eine ältere erdichtete Reisebeschreibung; 2) ein Plaidoyer contre l'introduction des cadenats ou ceintures de chasteté, par Freydier, avocat à Nismes. Montpellier 1750. 8., 37 Seiten, in Nodier's Auction mit 47 Frcs. bezahlt. Dieser plaidoyer ist nicht erdichtet, sondern in Sachen der achtzehnjährigen Marie Lafon aus Toulouse contra den sechsundzwanzigjährigen Pierre Berlhe, betreffend eine ceinture, die wir hier nicht näher beschreiben können, wirklich gehalten; — auch eine cause célèbre! 3) Plaidoyez et conclusions prises par Estienne Bouchin sieur de Varennes, pendant l'exercice de sa charge de procureur du Roy aux cours royales à Beaune. Paris, C. Morel, 1620. 8. 360 Seiten. Eine dieser sonderbaren gerichtlichen Actenstücke hat eine Katzenmusik, die einer Frau, die sich sofort nach dem Tode ihres Mannes wieder verheirathet hatte, zum Gegenstande. Der Herr procureur du roi trägt auf Abänderung des Urtheils an, welches dem Ehepaar auferlegte, den artigen Leuten, von denen es mit der Katzenmusik beehrt war, die darauf verwandten Kosten zu vergüten! — Aus der Analyse des procès-verbaux des

Digitized by Google

conseils-généraux de département. Session de l'an IX, hat Hr. de Chênedollé Dasjenige, was Bezug auf den Zustand einiger belgischen Bibliotheken im gedachten Jahre hat, ausgezogen und in den Noten der betreffenden Stellen in A. G. Camus' Voyage fait dans les départements nouvellement réunis citirt. — Von älteren lüttichern Historikern, deren Werke nicht gedruckt, und einigen anderen lütticheen Schriftstellern, deren Schriften nur wenig bekannt sind, handelt ein bisher ungedruckter Brief des Baron de Villenfagne, dessen Fortsetzung im nächsten Hefte folgen wird. — Dem Herrn Xavier Heuschling verdanken wir eine ausführliche Biographie académique et administrative de C. E. J. Thiry, membre de l'académie royale de Belgique, ancien inspecteur général du cadastre et président de la commission des monnaies. — Mit großem Interesse werden Bibliographen das von Herrn de Chênedollé zum Abdruck beförderte Verzeichniß der Werke, Briefe, Abhandlungen, u. s. w., welche von dem Verfasser des Supplements zu Prosper Marchand's Histoire de l'imprimerie, den la Serna Santander eine „lebendige Bibliothek" nannte, dem Abbé de Salat-Léger (Barthélemy Mercier) selbstständig oder in Zeitschriften veröffentlicht sind, lesen, später oft als lange ersehntes Hülfsmittel gebrauchen. Es soll fortgesetzt werden. — Die Seite 73 enthält die Abbildung des Buchdrucker-Zeichens oder Emblemes von Johann Koelhoff aus Lübeck, 1490, aus Hrn. Capitain A. de Reume's Sammlung. — Ein Artikel des Abschnitts: Chronique et Variétés, bekundet die fortwährende Sorge der für die Förderung der geistigen Cultur stets thätigen belgischen Regierung hinsichtlich der Errichtung und Vervollständigung von Bibliotheken in den Städten zweiten Ranges; so ist der Gemeindeverwaltung von Lokeren (16,470 Einwohner) von Neuem zur Begründung einer Bibliothek ein Zuschuß von 250 Frcs. bewilligt; auch die Bibliotheken der Militair-Hospitäler empfangen ferner dieselbe Summe wie im verflossenen Jahre (die Bibliothek des Militair-Hospitals in Beüssel, 400 Frcs.; die Bibliotheken der vier anderen Hospitäler erster Classe, jede 300 Frcs., die vier der zweiten Classe und das Krankenhaus in Ypern, jede 200 Frcs.). Die Ausfuhr von Büchern aus Belgien betrug 1851: 365.809; 1850: 224.053; 1849 nur 184,155 Kil. — In der Revue bibliographique hat Herr Felix Liebrecht über Ferdinand Wolf's, eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern betreffende bekannte Schrift (Wien 1850) Bericht erstattet; Herr de Chênedollé über folgende Zeitschriften: Petzholdt's „Anzeiger"; Dinaux's Archives historiques et littéraires du Nord de la France et du Midi de la Belgique; Techener's Bulletin du bibliophile; Bulletin de l'Académie royale des sciences; Annuaire de l'Université catholique de Louvain; ferner über die Annales de l'imprimerie elsevirienne, ou histoire de la famille des Elsevier et de ses éditions, par Charles Pieters; der Berichterstatter nimmt davon Veranlassung, den Vorschlag zur Beachtung von Jahrbüchern der Plantin'schen Buchdruckerei zu machen; ein Vorschlag, dessen, durch die in der Stadtbibliothek von Antwerpen vorhandenen Sammlung der Herren Moretus u. s. w. sehr erleichterte Ausführung, selbst außerhalb Belgiens allen Bibliographen, ja allen Gelehrten gewiß willkommen sein und einen Wunsch erfüllen würde, den auch wir schon längst gehegt und im Bulletin auszusprechen beabsichtigten. Die großartigen Leistungen der Presse Plantin's verdienen nebenbei dieselbe Aufmerksamkeit und Ehre, die den Druckwerken der Aldus und Estienne von Herrn Renouard und denen der Elsevier von Herrn Pieters zu Theil geworden. (Beiläufig erlauben wir uns die Frage, ob nicht vielleicht die, freilich noch sehr unvollständigen Materialien, welche in den La presse espagnole en Belgique überschriebenen Artikeln des Bulletin, von Hrn. Baron de Reiffenberg und uns geliefert sind, als Grundlage zu einer Arbeit dienen könnten, die als Beitrag zur Geschichte der spanischen Literatur und der belgischen Typographie nicht ganz unbedeutend erscheinen möchte? Zu ergänzen, zu sichten und zu berichtigen wäre hier freilich Vieles. M. vgl. S. 366 und 381 des ersten Bandes des Bulletin.). — Die Histoire des environs de Bruxelles, par Alp. Wauters. — Ouvrage faisant suite à l'Histoire de Bruxelles, par Al. Henné et Alp. Wauters, et orné de gravures sur bois. — Bruxelles 1851. 52. gr. 8., erster Band 1.—5. Lieferung, aus welcher, der Tendenz des Bulletin entsprechende Auszüge entlehnt sind, empfehlen wir allen Kennern und Freunden der Geschichte. Sie bietet zahlreiche neue Ergebnisse sorgfältiger Forschungen dar und zeichnet sich, nach der Versicherung des Hrn. de Chênedollé, des competentesten Richters, durch eine gewählte Diction aus. — Zuletzt ist noch einer kleinen Schrift gedacht, die Herr S. Poltoratzky, dessen Verdienste um die russische Literaturgeschichte und Bibliographie unseres Lobes nicht bedürfen, im October-Hefte 1851 der in St. Petersburg erscheinenden Revue étrangère, S. 1—15, und auch in einigen besonderen Exemplaren in 4. und 8. ihrer Seltenheit wegen hat wieder abdrucken lassen, nämlich des Essais sur la littérature russe, contenant une liste des gens de lettres russes qui se sont distingués depuis le règne de Pierre le Grand. Par un voyageur russe. A Livourne 1771. Avec permission, 8., 4 unbez. u. 23 bez. Seiten. In der Einleitung bemerkt Hr. Poltoratzky, sie sei nur von Hrn. P. Köppen in seinen (russisch geschriebenen) Materialien zur Geschichte der Wissenschaften in Rußland (1819, erstes Heft) und von dem Unterzeichneten im Jahrgange 1849 des Bulletin bei Gelegenheit einer, die französischen Schriften des Grafen Andreas Chwostof betreffenden, aus ihr entnommenen Stelle, angeführt, sowie daß es ihm nach fünfundzwanzigjährigem vergeblichen Bemühen endlich gelungen, ein Exemplar derselben zu erwerben. Der gelehrte Besitzer einer der bedeutendsten Bibliotheken in Rußland hat uns einen Irrthum in der Angabe der Seitenzahl nachgewiesen, wofür wir ihm danken: wenn dem Unterzeichneten jedoch der Titel eines Bibliothekars der hamburgischen Stadtbibliothek beigelegt wird, so ist er seinerseits verpflichtet, diesen, wenn für ihn auch ehrenvollen Irrthum zu berichtigen; der würdige Inhaber desselben ist unser durch seine gründlichen philologischen und archäologischen Kenntnisse und seine bibliothekarische Thätigkeit und Gefälligkeit auch im Auslande wohlbekannte Herr Professor Christian Petersen. Der Essais befindet sich auch nicht in der Stadtbibliothek, sondern in der Bibliothek des Unterzeichneten.

F. L. Hoffmann.

Gedruckt bei A. H. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 38. Mittwoch, den 12. Mai. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Centifolie ..... Seite 293
Holzschnitte von Christian Winther. Aus dem Dänischen von H. Zeise. (Fortsetzung.) ..... „ 293
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 294
Die Fortschritte der Baumwoll-Manufactur in England, u... „ 297
Literatur:
Les rues de Bruxelles débaptisées par ses Ediles en l'an III, l'an VI, l'an VII de la République, etc. ..... „ 298
Das Gebet des Herrn. ..... „ 299
Kalender-Geschichten von Franz Hoffmann ..... „ 300
Miscelle ..... „ 300

Centifolie.

Endlich kommt der Mai geflogen
Und die Büsche stehn belaubt
Und die Frühlingsträume wogen
Wieder mir durch Herz und Haupt;
Und in himmelblau'ster Laune —
O ich hatt's mir wohl gedacht! —
Steh' ich wieder da und staune
Ob der Frühlingsblumenpracht.

Tulpen, Nelken, Hyacinthen
Und Narcissen stehn im Flor,
Zwischen Buchsbaum schaut dahinten
Auch ein Veilchen scheu hervor;
Wie aus Mondenschein gesponnen,
Blühn die Lilien, mattergluht,
Doch wie aus dem Licht der Sonnen
Sind die Rosen aufgeblüht.

Und nun stehn sie glanzumwoben,
Duftumflossen eings im Beet
Und den Frühling muß ich loben,
Der so reich in Blüthen steht.
Ja, wohl möcht' ich Ehr' erweisen
Allen Blumen königlich; —
Soll ich aber Eine preisen,
Centifolie, preis' ich dich!

Hast du doch die Nachtigallen,
Die in lauer Mondennacht
Träumend singen, zu Vasallen
Deiner Schönheit die gemacht;
Warum soll auch ich nicht sagen,
Daß auch ich bezwungen bin?
Laß mich deine Farben tragen,
Schöne Rosenkönigin!

H. Geleben.

Holzschnitte von Christian Winther.

Aus dem Dänischen von H. Zeise.

(Fortsetzung.)

Jörgen und Trine.

Auf grasbewachs'nen Flaren bei der Ostsee schlagt
Sich der klare Bach lieblich, der die Felder durchdringt;
Es hebt sich Eich' und Buche auf der einen Seit',
Auf der andren liegt ein Dörfchen und die Kirche blinkt weit.

Wer watet mit schweren Stiefeln keck durch die Au?
Ein weh'nder Federbusch spiegelt sich im Bache blau,
Es ist der Reiter Jörgen, ein Krieger so schlank,
Er stützet sich vorsichtig auf seinen Pallasch blank.

Digitized by Google

Wer sitzt auf seinem Arme? — die Teine ist's klein!
An ihren Schuhen blinket silberner Ketten Schein;
Wie auf gekrümmtem Eichenzweig sie sicher sitzt,
Und schlingt um den Geliebten die Arme itzt.

Sie lehnt an seine Hüfte den Milcheimer hin;
Hinter lächelnden Lippen sich Perlenreihen ziehn; —
Der Bursche, was fehlt ihm? er kann nicht ruhn,
Sein Mägdlein setzt er nieder an der Buche Wurzel nun.

Er trocknet im Grase den Fuß mit trübem Muth
Und auf den Wangen brennt ihm das rothe Herzensblut:
„Leb wohl nun, kleine Teine! ich muß in Krieg und Streit!
„Doch wirst du treu mir bleiben auch allezeit?

„Ich weiß wohl, Geliebte, Du hältst was von mir;
„Doch des Hegereiters Peter tanzt immer mit Dir:
„Er ist ein wackrer Bursche, und walzet so,
„Doch soltest Du ihm danken weniger mild und froh.

„Hör'! siehst Du fern am Strande den großen Kämpestein?
„Die salz'ge Woge brauset und leckt ihn rein;
„Wenn mich mein Mädchen täuschet, wie wird mir bang,
„Bereitet man mein Brautbett einst von Seegras und Tang.

Was nahm er aus der Tasche? Einen Ring von Gold!
Den setzt er ihr so freundlich auf den Finger hold;
Er drückte seinen Knebelbart auf ihre Lippen ein,
Und rüstig schritt er weiter dann durch den Buchenhain.

„Wie schwer ist's sich zu trennen, wie schwer ist's fortzugehn!
„Ich bleib dir sicher hold und treu, mein Freund, auf Wiedersehn!"
So flüstert sie und setzte sich, und melkte alsdann,
Aus ihren beiden Aeuglein das klare Wasser rann.

Dies war in Frühlingstagen; als man das Heu einbracht',
Ging sie mit ihrem Rechen, und trällert froh und sacht;
Und morgens sah sie Peter wenn er zum Walde ging,
Am Abend mit dem Jäger walzt fröhlich sie im Ring.

Und als der Winter kommen, Kornschober stehn im Kranz,
Als alles Vieh im Hause, und man schlachtet Lamm und Gans;
Da bei der Kuh, der bunten, im Stalle Teine stand,
Dort bat der schöne Peter sie um Herz und Hand.

„Schön Peter hat auch Fluren und Hof und Felder weit,
„Und für sein Weibchen hat er ein Ehebett bereit; —
„Ich höre nichts von Jörgen: es geht ihm wohl gut, —
„Bei Sehested liegt mancher Reiter im rothen Blut!" —

So dachte sie im Herzen und reichte ihm die Hand,
Sie hat sich glühend, küssend, dem Burschen zugewandt.
Da war sie froh; doch wunderbar, es ward ihr zumal
Der goldne Ring am Finger zu enge und zu schmal.

Der Winter sandte nieder den lichten Schwanendaun,
Ein jeder See war milchweiß, der Buchenstamm stand braun;
Da ward auch von der Kanzel schon dreimal publicirt,
Daß Peter bald Klein-Trinchen zum Tenualtare führt.

Klarionett und Violine im Brauthaus erklang,
Als die Sonne purpursprühend am Himmel niedersank:
Es sollt' dir Fahrt auf Schlitten über die Strandbucht gehn,
Denn auf dem Hof des Peters sollt' man im Tanz sich drehn.

Der erste Schlitten birgt die erröthende Braut,
Der liebestrunkne Bräut'gam saß in dem zweiten traut;
Es folgten dann die Alten, sie sahn so lustig aus,
Sie fuhren nach dem Strande vom lärmenden Haus.

Es glänzet jeder Schlitten, die Schelle macht Musik,
Da stellet sich ein Schrecken dar dem wundernden Blick;
Ein wildes Roß und ein Reiter quer über den Weg hinsprang,
So daß die Eisesdecke lautkrachend erklang.

Der Tschacko einen wallenden Roßschweif trägt,
Der lange breite Pallasch an den linken Sporn schlägt,
Fest sitzt er im Sattel, an der Lende ruht die Hand,
Auf der Brust eine blutende Purpurros' stand.

Wie eine Leiche starrt er in das Dunkel hinein;
Die Braut deckt das Aug' mit entsetzlichem Schrein!
Er winkt mit der Hand, und der Kutscher stürzt herab,
Und die Pferde entfliehen mit donnerndem Trab!

Und weithin am Strande beim großen Kämpestein,
(Die salz'ge Woge brauset und leckt ihn rein)
Da sah die Schaar versinken den Reiter und die Braut;
Man sah sie niemals wieder; vernahm nur Klage laut'.

Jährlich an diesem Tage, da hört man weit
Einen Schrei, eine Klage in finstrer Abendzeit,
Die Mädchen flüstern heimlich nach Weiberweis',
Und entfliehen dem Orte so scheu und leis.

Der diese Weise gesungen, ist ein dän'scher Student, —
Der solch Herzpein weder erfahren noch kennt;
Noch hat er kein Liebchen; doch wählt er einmal,
Ob es wohl seinem Herzen bereitet solche Qual?

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung m. s. No. 34 d. Bl.)

Nach dem mit den Herren von Lally-Tolendal und von Clermont Tonnerre verabredeten Plan, sollte La Fayette den Jacobinerclub und darnach alle die übrigen schließen, Paris von dem Gesindel säubern, das darin hausete, die gesetzgebende Gewalt einer alleinigen Versammlung, die sich derselben nur bediente, um den König zu unterdrücken, nehmen, und sie zweien Versammlungen übertragen, die sich derselben bedienen sollten, ihn zu unterstützen. Es war dieses ein Traum derjenigen, die damals die so mächtigen englischen Kammern in Frankreich

Digitized by Google

eingeführt haben wollten, ohne zu bedenken, daß das englische Parlament von alten nationalen Institutionen geleitet und in Schranken gehalten wird, während die Kammern in Frankreich, da sie weder in einer erblichen Aristocratie, noch in einem enge mit dem Adel und der Geistlichkeit verbundenen Municipalsystem ein Gegengewicht hatten, stets der privaten Ehrsucht Preis gegeben waren und unwillkürlich das Werkzeug der Tribunen und der Ehrsüchtigen wurden.

Der Herr von Toulongeon, ein Anhänger und Freund von La Fayette, beschreibt dessen Plan folgendermaßen:

„Ueloque hatte die erste Division der Nationalgarde auf den andern Tag, mit Tagesanbruch, zu einer Revue beordert, die der König halten sollte, und wonach der General La Fayette die Truppen haranguiren wollte. Die Königin aber, welche die Dienstleistungen La Fayette's eben so sehr scheuete, als die Beleidigungen der Jacobiner, und die von dem einen wie von den anderen durch die fremden Waffen befreit zu werden hoffte, ließ Petion unter der Hand von dem Project der Revue unterrichten, worauf derselbe sogleich einen Gegenbefehl ausstellte."

„Darauf versammelte La Fayette in seiner Wohnung so viele Bürger von der Nationalgarde, als er nur konnte, und ließ sich von ihnen das Versprechen geben, sich Abends in den elysäischen Feldern zu versammeln: es fanden sich deren aber kaum ein hundert Mann ein. Nun wurde beschlossen, die Sache auf den folgenden Tag auszusetzen, und gegen den Versammlungsort zu marschiren, wenn man 300 Mann stark wäre. Es hatten sich deren aber keine dreißig eingefunden. Diese Maaßregeln dienten zu nichts weiter, als daß sie die Verhaftung von La Fayette verhinderten. Er begab sich zum Könige, der ihm für das, was er gethan, kalt dankte, seine Dienstanbietungen nicht annahm, und ihn abreisen ließ."

Daß der König bei dieser Gelegenheit die Dienstleistungen La Fayette's abgelehnt hat, das hat seine vollkommene Richtigkeit; was hingegen die Anzeige betrifft, welche die Königin Petion soll haben machen lassen, so ist sie mehr als zweifelhaft. Petion war seit dem 20. Juni der erklärte Feind des Königs und der Königin, und er hatte an der Spitze der Banden von Santerre öffentlich seine Freude über die unwürdigen Kränkungen geäußert, womit die königliche Familie überhäuft worden war. La Fayette hielt nichts von der Königin, und er konnte schon glauben, daß sie mit dem Maire von Paris im Einverständniß sey; Marie Antoinette besaß aber zu viel Stolz und Würde, um Petion, den sie mit Recht verachtete, selbst nur indirecte von einem Vorhaben zu unterrichten, das definitiv doch die Rettung des Königthums und des Königs bezweckte.

Der König hatte nur zu viele Gründe, für die Pläne La Fayette's nur ein mittelmäßiges Vertrauen zu zeigen. Außerdem daß La Fayette der Hauptheber der gänzlichen Desorganisirung des Landes und der bedeutendsten Schwach war, welche man der Monarchie vor dem 20. Juni angethan hatte, hätte man durchaus unbekannt mit seinem Charakter seyn müssen, um seinerseits nur auf eine Entschlossenheit von zwei Tagen zu zählen. Der Obergeneral, der sich auf dem Grevenplatze vor den Mördern Berthier's in die Knie geworfen, und sich zu der schändlichen Expedition vom 5. und 6. October hatte mitschleppen lassen, hätte für seinen Muth eine bedeutende Caution stellen müssen, und dafür konnte das Schweigen nicht gelten, welches er bei den lächerlichen Angriffen von Guadet und Vergniaud beobachtet hatte.

Wir glauben demnach, daß sich die wahren Gründe zu dem Benehmen des Königs in folgenden Zeilen Weber's finden:

„Den Tag nach der Ankunft von La Fayette sollte durch diesen General der Constitutionellen auf den elysäischen Feldern eine Musterung über die gesammte Pariser Nationalgarde gehalten werden; es hatten sich dazu aber nur einige wenige Bataillons eingefunden. Die Cabale, die auf den Einfall gekommen war, den Herrn von La Fayette nach Paris zu berufen, hatte gewünscht, daß der Hof dieser Revue mit beiwohnen möchte; dem Könige waren die kleinen Mittel dieser Cabale aber verächtlich, und da er sah, daß zu einer wahrhaft großen und nützlichen Bewegung nichts gehörig vorbereitet noch kräftig combiniet war, so wollte er sich zu einer gefährlichen Demonstration nicht hergeben."

„La Fayette flüchtete sich den folgenden Tag wieder zu seiner Armee. Wenn er noch einen Tag länger in Paris geweilt hätte, so wäre seine Person dort nicht mehr sicher gewesen, so rührig und keck gingen die Jacobiner und die orleanistische Faction sowohl in der Versammlung, als in den Clubs und in den Vorstädten in ihrem Umtreiben zu Werke. Den Tag nach seiner Abreise wurde er im Palais Royal in Effigie verbrannt!"

Dennoch machte La Fayette, als ob er seine Ohnmacht nicht eingesehen hätte, von seinem Lager zu Maubeuge aus dem Könige einen neuen Vorschlag.

„Am 10. Juli", sagt Bertrand de Molleville, „kam der Herr von Lally noch einmal mit triumphirender Miene zu mir, und sagte, indem er mir ein Papier überreichte: „Lesen Sie einmal, was ich dem Könige zu übergeben beauftragt bin, und dann verhören Sie noch, wenn Sie es können, in Ihrem Zweifel!" Es war dieses ein langes Schreiben, das der Herr von La Fayette an seine Armee gerichtet hatte, und in welchem er einen Plan aus einander setzte, dessen Ausführung, wie er sagte, völlig vorbereitet sey, um dem Könige mitten durch seine Feinde Bahn zu brechen, und ihn, umgeben von seiner constitutionellen Garde und seiner treuen Armee, sicher nach Compiegne oder nach dem nördlichen Frankreich zu bringen."

„Ich übergab dem Könige das Schreiben; aber obgleich sich das Mißtrauen Se. Maj. gegen den Herrn von La Fayette großentheils gelegt hatte, konnten Höchstdieselbe sich nie einreden, daß derselbe gleich dem General Monck die Restauration der Monarchie durchzuführen im Stande sey; auch fanden Sie den Ihnen vorgelegten Plan nur wenig geeignet, dessen Erfolg zu sichern. Demzufolge sandte der König mir eine artige, aber ablehnende Antwort, die ich dem Herrn von Lally übergab, um sie an den Herrn von La Fayette zu befördern. Dieselbe lautete, wie folgt:

„Sagen Sie ihm, daß ich den Beweis von Anhänglichkeit, den er mir damit giebt, daß er sich meinetwegen so großen Gefahren aussetzen will, dankbar erkenne; es würde jedoch unvorsichtig seyn, gleichzeitig so viele Spannfedern in Bewegung zu setzen. Das sicherste Mittel, um Erfolg zu haben, besteht darin, daß er durch eine geschickte Erfüllung seiner Pflichten als General fortfahre, ein Schrecken der Bösen zu seyn."

Es waren ganz ernste Gefahren gewesen, die La Fayette gelaufen war. Da die Jacobiner und die Girondisten nicht hatten glauben können und müssen, daß ein General ihnen im Namen

Digitized by Google

seiner Armee feierlich drohen würde, ohne die nöthigen Maaßregeln getroffen zu haben, seine Drohungen wahr zu machen, so hatten sie die Vorstädte von Paris gegen ihn empört. In der Voraussetzung, daß Dumouriez, welcher der Zeit aus dem Ministerium getreten war, wegen des Schreibens vom 16. Juni einen tödtlichen Haß gegen La Fayette hegen müsse, machten sie ersterem insgeheim den Vorschlag, letzteren zu ermorden.

„Die Jacobiner", sagt Dumouriez, „waren über seinen Triumph erschrocken; sie wollten ihm einen Chef gegenüber stellen, und da sie, trotz ihrer Animosität gegen Dumouriez, damals, wegen seines freiwilligen Rücktritts, von ihm glaubten, daß er aufrichtig zu Werke gegangen sey, so machten sie seine Wohnung ausfindig, und ließen ihn durch zwei Deputirte ersuchen, sich in ihre Mitte zu begeben. „Wenn Sie heute Abend zu uns kommen wollen," sagten sie, „so sollen sie noch in dieser Nacht gerächt werden. Wir sind in Bereitschaft. Jener Dictator hat seine Wohnung mit einer Wache von hundert Mann umstellt; wir rücken gegen sie an, und das Volk ist auf unserer Seite. Er wird umkommen!...." Dumouriez schickte die Deputirten über unverrichteter Sache fort, und verhinderte so ein Blutbad, das die Folge ihres Anschlags gewesen seyn würde, wenn man zu dessen Ausführung geschritten wäre, denn die beiden Parteien waren damals noch sehr zahlreich und sehr erbittert. *)

Statt der Monarchie zu nützen, führte der Schritt, den La Fayette gethan hatte, ihren Untergang nur um so entschiedener und rascher herbei. Einerseits exaltirte er die revolutionairen Parteien, die sich einen Augenblick von einer großen Gefahr bedroht hielten; andererseits belehrte er sie, daß weder etwas von den gemäßigten Constitutionellen, noch von deren Chef zu fürchten sey, da sie der Energie der demagogischen Secten gegenüber sich stets vor lau, unentschlossen und feige zeigten. Diese offene Kundgebung von Lauheit, Unentschlossenheit und Furcht der gemäßigten Parteien sprang nun jedermann in's Auge, und sie wurde die Hauptquelle der Erfolge, welche die Revolutionairs hatten. Sie konnten Alles, was sie wagten, und sie wagten Alles, als sie sahen, daß sie von einer eitlen, viele Worte machenden und feigherzigen Bourgeoisie nichts zu fürchten hatten, die sich lieber plündern und morden ließ, als sich zur Vertheidigung von Gut und Blut zu ermannen.

Diese respective Lage der Gemäßigten und der Ehesüchtigen, so wie die Ursache des Nichterfolges von La Fayette, ist auch von der Presse jener Zeit ganz gut erkannt und sehr richtig beurtheilt worden.

„Alle Ehesüchtigen," sagt Prudhomme in seinem Blatte „Pariser Revolutionen, vom 7. Juli, die es auf Tyrannei abgesehen haben, sind zuförderst darüber aus gewesen sich Parteien zu bilden. Catilina hatte sich die seinigen aus den Wüstlingen, aus Leuten die in Schulden staken oder die sich Verbrechen schuldig gemacht hatten, erkoren; Mahomed hatte die Fanatiker und die Abergläubigen an sich gezogen; Pisistratus hatte dem Ehrgeize eines gewissen Adels geschmeichelt, der stets nach Ehren lüstern war. La Fayette hatte einen andern Weg einschlagen wollen. Des geistigen Uebergewichts entbehrend, das den leidenschaftlichen Menschen imponirt, wählte er seine Partei aus allen Parteien. Gemäßigte Royalisten, gemäßigte Republikaner, gemäßigte Aristocraten, gemäßigte Bürger, gemäßigtes Volk, das waren die Leute, die La Fayette's Anhang bildeten; er hatte sich dabei aber verrechnet. Bei allen Parteien, welcher Art sie auch sein mögen, sind die Gemäßigten die Selbstsüchtigen; alle Selbstsüchtige aber sind feige, und der Ehrsüchtige wird sich immer von ihnen im Stich gelassen sehen, wenn es gilt Kühnheit zu zeigen."

Entschlossenheit, Energie, Raschheit, ein Donnerschlag, selbst wenn vermessen geführt, würde damals Ludwig XVI., die Monarchie, Frankreich gerettet und die zweite Revolution, die im Anzuge war, beschworen haben. Der König war noch, und wird es, wie man sehen wird, auch stets bleiben, wahrhaft populair; die Clubs flößten mehr Schrecken als Theilnahme ein, und die Versammlung war nicht geliebt. Die Litteraten, die Philosophen, die Advocaten, die Mediciner, die Classen deren Eitelkeit sich bei der früheren Organisation Frankreichs nicht befriedigt gefühlt hatte, das waren die Revolutionairs, oder vielmehr nur unruhige Köpfe; denn die Republik und das Schreckensregiment, dem sie sich unterworfen sahen, behagte ihnen auch nicht; aber die Industrie, der Handel, der Ackerbau, die immense Majorität des Landes wollte in Frieden der neuen Institutionen froh werden, und sprach sich laut gegen das lärmende und sterile Treiben der Versammlung aus, welche die Unordnung nährte und verewigte, statt der Wirksamkeit der Regierung behülflich zu seyn und sie zu erleichtern.

„Die Nation ist schon seit lange unsrer Zwistigkeiten überdrüssig," sagte Carnot in der Sitzung vom 2. Juli. „Es ist nicht einer unter uns, der nicht in dieser Hinsicht täglich Briefe erhielte. Unsre Sitzungen sind das getreue Bild dessen, was in dem Königreiche vorgeht; Gehässigkeiten und Zwiespalt theilen sich leicht mit, und an dem Tage, wo wir einig seyn werden, wird das Königreich des Friedens genießen."

Einige hundert muthige Männer würden die Clubs geschlossen, die Unruhestifter in die Flucht geschlagen haben. La Fayette wußte das wohl, er, der am 17. Juli 1791 gesehen hatte, wie eine Energie von zwei Stunden hinreichte, um Robespierre die Wohnung wechseln, Brissot und Camille Desmoulins sich verstecken, und Danton in einem Athem nach London rennen zu lassen. Eine Stunde nach dem Siege würden alle Gemäßigten Achilles gewesen seyn und ganz Frankreich hätte applaudirt.

Als La Fayette abgereist war, wollten die Girondisten ihren Sieg sichern, indem sie ihrer Tactik zufolge die Vorstädte auftreten ließen, um seine Bestrafung zu fordern. Als er Paris verließ, da hatten die Patrioten von La Villette ihn mit ihren Verwünschungen und mit Gezisch verfolgt. Am 1. Juli erschienen Deputationen von Ecoir-Rouge und Seenelle, um nachdrücklich die Bestrafung des neuen Cromwells zu verlangen.

Denselben Tag wurde durch eine Deputation von Bonne Nouvelle und durch eine zweite von der Vorstadt St. Anton

*) Obwohl Dumouriez aus einer Verwirrung der Erinnerungen und Daten, die sich aus seinen eignen Memoiren leicht verbessern lassen, La Fayette's Schreiben vom 16. Juni mit einer Rede vom 28. zu verwechseln scheint, und die Abreise des Generals vor dem 20. Juni angiebt, läßt sich doch nichts Ernstes anführen, um, wie es seine Verleger gethan haben, die Wahrheit dessen in Zweifel zu ziehen, was er in Betreff der von den Jacobinern bei ihm gethanenen Schritte sagt.

Digitized by Google

die Forderung gemacht, daß man den Stab der Pariser Nationalgarde, welcher La Fayette während seiner Anwesenheit begleitet hatte, auflösen solle. Thuriot de la Rosiere verwandelte diese Forderung in einen Antrag, der von Mailhe unterstützt wurde, und wonach die Auflösung am 2. Juli erfolgte. Diese alleinigen Versammlungen waren ein furchtbares revolutionaires Werkzeug; in ihnen wurden die Leidenschaften und die Verbrechen in einem Nu Gesetz.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fortschritte der Baumwoll-Manufactur in England, und die Quellen, welche das rohe Material liefern.

Ueber den obigen Gegenstand hat ein Mitglied der Londoner Gesellschaft der Künste, Herr Bazley, in deren Sitzung vom 3. v. M. einen sehr interessanten Aufsatz verlesen, aus welchem das Athenaeum folgenden Auszug mittheilt:

Der eigentliche Betrieb der Baumwoll-Manufactur in England datirt vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, zu welcher Zeit sich manche Umstände vereinten, dies Land zur Aufnahme eines neuen Industriezweiges geschickt zu machen; auch trat von da ab bis in die Mitte desselben Jahrhunderts eine große Regsamkeit sowohl in der inländischen Verarbeitung der Baumwolle als der Schaafwolle ein. Die Weber jener Zeit waren aber aus Mangel an mit der Hand gesponnenem Garn häufig unbeschäftigt, ein Umstand, der manchen scharfsinnigen Mann veranlaßte, auf die Anfertigung von Maschinen zu sinnen, durch welche mehr beschafft werden konnte, als im Wege der gewöhnlichen Handarbeit möglich war. So ermittelte Wyatt im Jahr 1730 das Princip, die Fasern durch Walzen zu verlängern, und ihm folgten in Erfindung anderer wohlbekannten Maschinen Hargreaves, Arkwright, Kay, Crompton und andere. Diese Maschinen in Bewegung zu setzen, hatten theils Thierkraft, theils Wind oder Wasser gedient; diese Kräfte waren jedoch nicht zuverlässig, und es blieb dem Dampfe vorbehalten, eine mächtigere und regelmäßigere Triebkraft zu liefern. Gleichzeitig fand eine bedeutende Erweiterung der Communicationsmittel statt. Im Jahr 1720 wurden die Gewässer des Irwell und der Mersey, trotz aller Opposition des Landtransportes vermittelst Packpferden und Fuhrwerken, zwischen Liverpool und Manchester schiffbar gemacht, und im Jahr 1758 übertrug der Herzog von Bridgewater Brindley, dem größten Ingenieur seiner Zeit, den Bau eines Canals Behufs der Verschiffung der Steinkohlen des Districts von Worsley nach dem Markte von Manchester.

Zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts betrug der jährliche Verbrauch von Baumwolle hier zu Lande wenig über eine Million Pfund, und die Zahl der dabei beschäftigten Arbeiter überstieg nicht 25,000; Ende des Jahrhunderts aber hatte sich ersterer schon auf 52 Millionen Pfund und die Zahl der Letzteren auf 125,000 gehoben. Wenig Artikel kommen in der Manufactur so vielfältig in Anwendung, als die Baumwolle. Die feinsten Gegenstände, die daraus verfertigt werden, sind Spitzen und Musseline, aber selbst der Abfall liefert auch ein vortreffliches Druckpapier. In Bradford und anderen Orten hat sich auch ein sehr ausgebreitetes Geschäft in „gemischter Waare", Baumwolle in Verbindung mit Wolle, Seide und Zwirn, gebildet.

Die Baumwollmanufactur hat manchen Wechsel erlebt und ist eine Zeitlang durch eine restrictive Politik sehr niedergehalten worden; seit man aber zu einem anderen finanziellen System übergegangen ist, ist eine wohlthätige Veränderung eingetreten und die Concurrenz unbehindert. Im verflossenen Jahre sind nicht weniger als 760 Millionen Pfund Baumwolle hier zu Lande konsumirt worden, und haben 1,250,000 Arbeitern, oder, ihre Familien mitgerechnet, viertehalb Millionen Individuen, der achte Theil der gesammten Bevölkerung der vereinten Königreiche, die Mittel ihrer Existenz geliefert. Die Ausfuhr im vorigen Jahr hat sich auf den Werth von 30 Millionen Lstrl. belaufen.

Wie einträglich dieser Industriezweig für den Staatsschatz ist, läßt sich daraus abnehmen, daß die in demselben Beschäftigten zu diesem jährlich 12 Millionen Lstrl., den vierten Theil der gesammten Einkünfte, beitragen, während das Terrain, wo dieselben wirken, nur den hundertsten Theil des Landes bildet.

Merkwürdig ist der Umstand, daß, obwohl die englischen Colonien ein für die Baumwollencultur paßliches größeres Terrain besitzen, als irgend ein anderes Land, deren Ertrag in diesem Artikel quantitativ und qualitativ zurücksteht, daher im vorigen Jahre aus fremden Ländern 1,569,800 Säcke bezogen werden mußten, während die Zufuhr aus den Colonien nur 333,700 Säcke betrug, und 16 Millionen Lstrl. für fremde Baumwolle verausgabt wurden, während die der Colonien nur 2 Millionen Lstrl. einbrachte. Der größte Theil der Zufuhr aus fremden Ländern kömmt von Amerika, das in diesem Artikel gegenwärtig eine Gesammternte zum Werthe von 30 Millionen Lstrl. macht, gerade so viel, als woraus sich die Ernte dieses Landes an Walzen taxiren läßt. Nach der Angabe des Vortragenden wäre auch nur eine Länderstrecke, nicht größer als die Grafschaft Yorkshire, erforderlich, um fast doppelt so viel Baumwolle zu produciren, als der gesammte Consum Englands erheischt.

Herr Bazley ging noch auf eine Untersuchung der Wahrscheinlichkeit einer künftigen Erweiterung des in Rede stehenden großen Industriezweiges ein, aber zu ausführlich, als daß wir ihm in dem kurzen Auszuge, auf den wir uns beschränken müssen, folgen könnten. Schließlich zählte er noch die interessanten Gegenstände auf, welche die Baumwollmanufactur und die dazu verwandten künstlichen Maschinen mit in die große Ausstellung geliefert haben, und dankte dann Sr. K. H. dem Prinzen Albert *) (der den Vorsitz in der Gesellschaft führte) dafür, sich zum Vorfechter der Künste, der Manufacturen und des Handels gemacht zu haben, so wie auch der Gesellschaft selber für den Antheil, den sie an dem Gelingen der Ausstellung gehabt habe.

---

*) Das Athenaeum führt an einer anderen Stelle als Seitenstück zu der Theilnahme, welche der Gemahl der Königin Victoria den Künsten und Wissenschaften schenkt, das Beispiel Se. Maj. des Königs von Dänemark an, Höchstwelcher einer unlängst gehaltenen Sitzung der Gesellschaft von Alterthumsforschern des Nordens zu Kopenhagen nicht allein präsidirt, sondern auch einen Vortrag über eine von ihm vorgezeigte Sammlung von Bronzen gehalten habe. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Les rues de Bruxelles débaptisées par ses Édiles en l'an III, l'an VI, l'an VII de la République, et rebaptisées par leurs successeurs dans les ans de grâce 1806 et 1851. Recueil complet, avec notes critiques, des documents officiels tant publiés qu'inédits, précédé de la réimpression du curieux Système de dénominations topographiques pour les places, rues, quais, etc., de toutes les communes de la République, présenté en l'an II à la Convention nationale par le citoyen H. Grégoire, évêque de Blois; suivi du Kluchtigh ende belacchelijck verhael-dicht van allen het gene men roept, singht ende schreeuwt soo op de merckten, als straten van de princelycke stadt Brussel, publié en 1604; et accompagné de la nomenclature rectifiée, avec les tenants et les aboutissants, des rues, places, boulevards, quais, etc., etc., de la capitale et des communes voisines. Bruxelles, chez les principaux libraires. (Impr. d'Em. Devroye.) XI und 130 Seiten. 12.

Wir haben den allerdings etwas langen Titel dieſes Buches vollſtändig abdrucken laſſen, theils weil es wol nur in wenigen Exemplaren nach Deutſchland gekommen, theils weil auf demſelben deſſen Inhalt im Allgemeinen ſchon ſo genügend angegeben iſt, daß derſelbe blos noch einiger näherer Erläuterungen bedarf. Der Verfaſſer (auf dem Umſchlagtitel genannt), Herr Ch. de Chênedollé, verbindet mit gründlicher Gelehrſamkeit die ſeltene Kunſt, auch an ſich trockene Stoffe in der anſprechendſten und geiſtvollſten Weiſe zu behandeln; die Spalten des unter ſeiner Leitung ſtehenden Bulletin du Bibliophile Belge liefern davon vielfache Beiſpiele. Auch die „Rues Bruxelles", abgeſehen von der originellen Zuſammenſtellung der einzelnen Beſtandtheile des Buches, von dem topographiſch-geſchichtlichen Intereſſe, welches es gewährt, führen uns den Verfaſſer in der erwähnten Beziehung kennen. Gleich auf der Rückſeite des Titels ſind Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der brüſſeler Straßen durch Verſe aus Horaz charakteriſirt; ſo z. B. die Vergangenheit (L'administration municipale de la commune et canton de Bruxelles en l'an III, l'an VI, l'an VII):

Dirnit, aedificat, mutat quadrata rotundis.
Hor., Epist., I, 1, 100.

Das Syſtem der topographiſchen Benennungen der Straßen, ꝛc., des Biſchofs von Blois, Henri Grégoire (geb. d. 4. Dec. 1750, geſt. d. 23. Mai 1831) iſt an die Spitze geſtellt als Ausgangspunkt. „C'est l'idée mère", heißt es im Vorworte, „c'est le principe révolutionnaire, c'est la théorie du bouleversement dans toute sa pureté native. En un mot, c'est la renovation complète réduite en système, pour nous servir du titre même adopté par l'auteur." — Die meiſten der mitgetheilten Arrêtés u. ſ. w. ſind wenig bekannt, einige ganz unbekannt; ſie ſind amtlichen Sammlungen und dem Stadtarchive entnommen und mit geſchichtlichen Anmerkungen begleitet. Grégoire's Syſtem, welches der Moniteur nicht brachte (27 Seiten 8.), iſt eine Seltenheit und verdiente allerdings eben ſo gut einen Wiederabdruck als die Berichte des Herrn Biſchofs über den revolutionairen Vandalismus (m. ſ. Techener's Bulletin du Bibliophile 10. série, février 1851. S. 62 ff.). Die einleitende Notiz zu dem Syſtem ſchließt mit den Worten: „Le rapport de Grégoire ne présente plus aujourd'hui que l'intérêt d'un souvenir curieux qu'il ne faut pas laisser perdre. Il est bon, à l'époque où nous vivons, que l'on n'oublie pas quel était le langage courant des hommes de 93, de ceux même, comme Grégoire, contre lesquels on lançait dans le style néologique d'alors, l'accusation si grave de modérantisme. Il y a là pour la génération présente un enseignement fécond dont elle doit profiter, à moins que ce ne soit le triste lot fatalement réservé à l'espèce humaine que les fautes des pères seront toujours perdues pour les enfants." Neben manchen richtigen Anſichten und zweckmäßigen Vorſchlägen zu Abänderungen lächerlicher, ja anſtößiger Benennungen der Straßen, öffentlichen Plätze ꝛc., leſen wir in Gregoire's Bericht an den Ausſchuß für den öffentlichen Unterricht, ſo craſſen Unſinn, ſolche unwürdige Aeußerungen, daß Herr de Chênedollé ſehr paſſend Abner's Frage an Mathan citirt:

Hé quoi! Mathan! d'un prêtre est-ce là le langage?

Und, möchten wir hinzuſetzen, eines Wiſſenſchaftsmannes, der in den Noten zu ſeinem Syſtem eine ſo große, freilich oft ſchlecht verdaute Beleſenheit in den Schriften des Thucydides, Athenäus, Pauſanias, Plutarch, Lucian u. A. darlegt?

Die Actenſtücke, welche ſich auf die Veränderungen der Namen der Straßen ꝛc. Brüſſel's in fünf verſchiedenen Perioden beziehen (S. 26—68), können natürlich vorzugsweiſe nur örtliche Theilnahme in Anſpruch nehmen. Es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß auch dort, wie in Paris und anderen franzöſiſchen Städten, gar wunderbare Benennungen vorkamen. Von den Veränderungen ein paar Beiſpiele: Rue Ste.-Anne: Rue de la Fécondité; Rue de Notre-Seigneur: Rue de la Vieillesse; Rue de l'Enfer: Rue du vieux Conte; Rue du Curé: Rue du Petit-Coq; Rue du Diable: Rue de la Malice (nicht übel); Rue des Brigittines: Rue du 10. Août; Rue du Sacristan: Rue de l'Adjudant; Rue de St.-Jaques: Rue de Guillaume Tell; Rue de N.-D. du Sommeil: Rue du Calendrier républicain; Rue de Notre-Seigneur: Rue de Voltaire. Die brüſſeler Bürger konnten ſich aber nie mit dieſer Straßen-Umtaufung vertraut machen; die revolutionairen Namen verſchwanden nach und nach aus dem Almanach de Bruxelles; Seite 41—43 iſt eine bis jetzt ungedruckte amtliche Correſpondenz veröffentlicht, welche die gänzliche Beſeitigung derſelben und Wiederherſtellung der alten Namen betrifft. Seite 43—65 werden dann die theilweiſen Abänderungen in den Jahren 1831 und 1841 und die gänzliche Reform vom 17. Juni 1851, unter Mittheilung zweier, der Indépendance belge und dem Observateur belge entnommener Aufſätze, beſprochen. Das S. 67—80 abgedruckte Kluchtigh ende belacchelyck Verhael-Dicht, ... seer genoeglick om lesen vertoonende den geestigen mostaert-man, pot-à-fer, taert- en waeffel-vrouwen, appel-wyven, hannekenuyt, etc., met alle hunnen sanck ende geroep. Tot Brussel, Claudius Schoevaerts, op de Forf-Zenne, hat Herr Chênedollé mit einer kleinen Einleitung verſehen, in welcher auch eine Notiz des Baron de Reiffenberg im Bulletin du Bibliophile Belge

Digitized by Google

über diese 1604 zuerst gedruckte Volksdichtung, wiederholt ist. Da in der Note der Crieries de Paris von Guillaume de la Villeneuve gedacht ist, erinnern wir gleichfalls an eine ähnliche Hamburgensie: „De Hambörgee Ubtraop“ (oft aufgelegt, mit dem Zusatze „Van nien veemeerret und verbetiert“ oder „Sing-Wiese vögestellet; dabei: „Tenyhartige Klage van de Hambörger Dreens“ u. dgl.; die Commerz-Bibliothek besitzt 7 verschiedene Abdrücke, zum Theil mit verschiedenen Holzschnitten auf dem Titel), welcher jedoch an Umfang dem brüsseler und pariser Ausruf nicht gleich kommt.

Als Beispiele des hamb. Ausrufs Vers 8 und 18:

Melck Söet-Melk, oak Karn-Melck, verwiß, se ist fristck,
Jy kriegt se nich beter van Dag up den Disck,
Oak Botter, so Gistern erst kamm uht de Karren,
De de nich willt ehten, sünt woll rechte Narren.

Wey Schrieff-Block, old Isen, sien Tweeren un Bandt,
Wey Mäsken-Kräns, Mustert, de Art uht Hollandt,
Heff jy nicks tho schachern, wey Lepels un Schlacke,
Kräft, Taschen-Kräft, Krabbi, Krabb, oak Marckſche Röse.

Auch das jetzt seltene Kupferwerk: „Der Ausruf in Hamburg, vorgestellt in ein hundert und zwanzig colorirten Blättern, gezeichnet, radirt und geätzt von Professor Suhr. Mit Erklärungen begleitet. Hamburg 1808.“ 8., kann hier angeführt werden. Der Commentar (146 Seiten) ist bekanntlich von dem gelehrten, aber auch mit dem Volkslebrn und der Volkssprache sehr vertrauten verst. K. J. H. Hübbe, damals Pastor zu Allermöhe in Billwärder bei Hamburg. Für unsere brüsseler Freunde entlehnen wir das Folgende, von Hübbe in der Erklärung zu dem Bilde: „Hummers van de Kaarl“ Erzählte: „Ein beliebter, jetzt (1807) nicht mehr in Hamburg anwesender französischer Schauspieler, soll vormals in Brüssel homards ausgerufen haben. Sein vortreffliches Organ machte die Direction des Schauspiels auf ihn aufmerksam, welche nun ein sonst verlorenes Talent für das Vergnügen des Publikums rettete und cultivirte.“ — Unter den Figuren sind einige früher in Hamburg bekannte Persönlichkeiten der Ausrufer-Classe.

Die letzten Seiten (81—128) dieses typographisch hübsch ausgestatteten Buches füllt die Nomenclature rectifiée, d'après l'ordonnance du 17 juin 1851, des rues, places, allées, impasses, cours, boulevards, quais, ponts de Bruxelles et des six communes limitrophes. Der Herr Herausgeber hat vier aus officiellen Quellen geschöpfte, Brüssel betreffende statistische Uebersichten in tabellarischer Form vorangeschickt: 1) Étendue territoriale, exprimée en ares (450 hectares 46 ares et 64 centiares). 2) Population (1846: 123,874; 31. Dec. 1850: 142,289). 3) Naissances (im Jahre 1850: männl. Gesch. 2,695; weibl. Gesch. 2,586), décès (männl. Gesch. 1,943; weibl. Gesch. 2,028), mariages ((1,396), divorces (6) (1850). 4) Étendue territoriale en hectares et population des huit communes limitrophes (Etterbéek, Ixelles, St.-Gilles, Anderlecht, Moelenbéek-St.-Jean, Laeken, Schaerbéek, St.-Josseten-Noode. (Flächenraum zusammen 6017 Hect.; Bevölkerung 1830: 22,702; 1850: 74,940.)

F. L. Hoffmann.

Das Gebet des Herrn. Ein Erbauungsbuch für Alle, alles Volk, alle Christen, von Jacques Martin, Pastor zu Genf. Nach der vierten Auflage des französischen Originals deutsch wiedergegeben von G. Schilling. Leipzig, Hermann Schultze. 1852. IV (VI) und 260 Seiten. 12.

Ueber die Entstehung dieser neun Vorträge erfahren wir vom Verfasser, daß sie ursprünglich für eine Landgemeinde (die von Chêne, eine halbe Stunde von Genf) abgefaßt waren. Obwol er nur die Bedürfnisse dieser Gemeinde dabei im Auge haben konnte, so veranlaßten ihn doch verschiedene unvorhergesehene Umstände, dieselben im Winter darauf auch in Genf selbst zu halten. Ihre Einfachheit und Kürze erweckten dann bei einigen Personen den Wunsch, sie durch den Druck weiter verbreitet zu wissen. Es mochten diese dabei von der Ansicht ausgehen, daß die Betrachtungen für Manche zugleich als Mittel der Erbauung und als eine besondere Belehrung über das Gebet des Herrn dienen könnten. „Die Hoffnung,“ heißt es ferner im Vorworte, „scheint in einem höheren Grade in Erfüllung gegangen zu sein, als der Verfasser je zu glauben wagen durfte, und so kann er nur noch Denjenigen, der diese kleine Arbeit schon so sehr gesegnet hat, bitten, auch diese neue Auflage dazu dienen zu lassen, Gottesfurcht in Seiner Kirche zu befördern.“

In der kurzen Einleitung spricht sich der Verf. über die Vertrautheit des „Gebets des Herrn und über den ungenügenden, ja oft unwürdigen Gebrauch desselben aus; es werde zumeist hergesagt, ohne daß das Herz den rechten Antheil daran nehme, um nicht zu sagen: ohne daß es nur im Einklange damit stehe; ohne daß wir den Sinn der Worte, wenigstens ihre Kraft und hohe Bedeutung, stets vollkommen begreiffen.“

Die neun Vorträge haben die Ueberschriften: Gott unser Vater. Heiligung des Namens Gottes. Das Reich Gottes. Wollen, was Gott will. Unser täglich Brod. Vergebung der Sünden. Verzeihung den Beleidigern. Heiligung des Menschen. Gott und der Mensch.

Eine Analyse, noch viel weniger eine Kritik dieser, man sieht es auf jeder Seite, aus dem Herzen stammenden und zum Herzen sprechenden Erklärungsworte der einzelnen Bitten, wird man hier nicht erwarten. Jeder, der so glücklich war, sie zu hören, der sie im Urtexte las — und sie sind viel gelesen — oder jetzt in der deutschen Uebertragung liest, wird dem ehrenwerthen Geistlichen, der sie sprach, im Stillen gedankt haben und wird ihm danken, daß er ihm zum rechten Verständniß eines Gebetes den Weg gezeigt, „das jede liebende Mutter zuerst und sobald als möglich ihrem Kinde lehrt,“ das uns als Haltpunkt für das ganze Leben, in allen seinen Wirren dienen soll und wird — wenn wir es beten, wie es gebetet sein muß.

Versagen können wir es uns, wenn ein näheres Eingehen, wie erwähnt, auf Einzelnes an dieser Stelle auch unstatthaft, versagen können wir es uns nicht, unseren Lesern, ein Bruchstück des letzten Vortrages: Gott und der Mensch, mitzutheilen. Es lautet:

„Ich, für meine Person, habe, damit Jeder von uns von der Größe Gottes ganz durchdrungen werde, nur einen Wunsch: daß wir Alle seine Werke unter Anleitung unterrichteter Männer studiren können, und daß wir sie dann auch Angesichts des Himmels betrachteten.“

Digitized by Google

„Ja, hätte ich einen Bruder, einen Freund oder irgend Jemand, der durch meine Leitung zur Kenntniß und Anbetung Gottes gelangen wollte, ich würde ihn alsbald in eine jener Versammlungen der Naturforscher führen, die in neuerer Zeit entstanden sind, damit er hier solche Männer der Reihe nach, jeden über seine Wissenschaft, hören könnte. Den Einen, wie er die Geschichte jener tausend und aber tausend Schaaren belebter Wesen jeder Größe, jeder Gestalt, dem bloßen Auge oft unsichtbar, die auf und in der Erde, im Wasser und in der Luft leben, auseinandersetzt; den Andern, wie er die Gesetze und den Bau dieser unzähligen Gattungen von Pflanzen, von der Ceder bis zum Ysop (1. Kön. 4, 33), die sich an der Menschen Aufenthalt finden, hererzählt, und von denen eine allein, die geringste von allen, zur Bewunderung hinreißen muß. Sodann kommt der Physiker, der Chemiker und bringt uns neue Gegenstände des Erstaunens; sie belehren uns über die geheimen Gesetze der Natur, ihre verborgenen Elemente, ihre zauberischen Verwandlungen; sprechen von den wunderbaren Wirkungen jener früher unbekannten Kräfte der Electricität, des Magnetismus, jener flüssigen Stoffe unsers Erdballs, die ihn beben und leben machen. Der Geolog führt uns in das Innere unserer Erde und beschreibt dessen Wunder; berechnet seine Revolutionen und Wasserfluthen; schildert uns das Entstehen der Alpen, und findet selbst die Spur und die Reste jener riesenförmigen Geschöpfe wieder, die sich schon vor Adams Erschaffung hienieden bewegten. Ein Anderer spricht über den menschlichen Körper und weist nach, mit welcher Kunst und göttlicher Voraussicht diese Maschine, die erstaunenswertheste von allen, die man studiren kann, sowohl im Ganzen als in jedem ihrer einzelnen Theile zusammengesetzt wurde. Ein Dritter . . . doch wohin gelange ich? Ich kann nicht einmal alle jene Wissenschaften aufführen. — Jeder hält die seinige für die wichtigste, die schönste, die bewundrungswürdigste, und möchte zehn Leben haben, sie ihr zu widmen. Schreiten wir weiter, immer weiter, sagen sie, auf diesen so herrlichen, so reichen Wegen. Ach! wie hat die Natur uns ihre Geheimnisse zur Schau gestellt! wie ist unser Zeitalter so reich an Entdeckungen! rufen Sie, rufen Alle, wie die Gelehrten schon vor zwanzig Jahrhunderten ausgerufen haben und wie die nach weitern zwanzig Jahrhunderten wieder ausrufen werden. — Vielleicht, daß sich in allen diesen Reden nicht ein einziges Wort der Frömmigkeit vorfindet, welches das Herz bewegt; doch ich wende mich nun an meinen Freund und frage: hast Du die Größe Gottes in seinen Werken empfunden? —"

Auch des Uebersetzers und Verlegers, welcher Letztere nicht bloß für eine einfache, würdige Ausstattung des Buches, sondern auch durch das gewählte Format dafür gesorgt hat, daß es uns überall hin bequem begleiten kann, ist mit Anerkennung zu gedenken. H.

Kalender-Geschichten von Franz Hoffmann. Breslau, Verlag von Trewendt und Granier. 1852. 380 Seiten. 8.

Ein und zwanzig Erzählungen, deren beste Empfehlung der Name ihres Verfassers ist, sind hier in einer prunklos, aber sauber ausgestatteten, nebenbei billigen Sammlung vereinigt, die nicht bloß als Unterhaltungsbuch zur Tödtung der Langeweile betrachtet werden darf, sondern reichhaltigen Stoff zur Belehrung, zur Abschreckung vom Bösen, zur Ermunterung zum Guten, ja die ein Spiegel ist, in welchem sich Jung und Alt nur recht fleißig beschauen mögen, und nicht ohne Nutzen werden sie es thun. Ganz glücklich gewählt scheint uns der Titel des Buches nicht, wenn er gleichwol richtig und redlich den Ursprung, die frühere Bestimmung der Geschichten andeutet; Dorfgeschichten, Volksgeschichten sind freilich auch nicht alle, denn auch der Städter und Wer sich nicht zum Volke rechnet oder dem Herkommen gemäß gerechnet wird, kann aus unseres achtbaren Namenvetters Erzählungen recht Vieles lernen, von Dem es heißt: Gehe hin und thue Desgleichen (z. B. ein König; s. in der Geschichte: „Wem ein tugendsames Weib bescheeret ist, die ist viel edler, denn die köstlichste Perl," die Seiten 154—156) oder, fügen wir hinzu: Thue es nicht! — Für eine zweite Auflage, die wenn auch nicht in diesem Jahre, doch später und vermehrt wahrscheinlich erfolgen wird, schlagen wir den Titel vor: „Spiegel. Für Junge und Alte, Arme und Reiche. Geschichten von Franz Hoffmann." — Unsere lieben Frauen und Jungfrauen werden die „Kalender-Geschichten" gewiß schnell kaufen, wenn sie die folgende schöne Stelle, die wir für sie aus der eben genannten Erzählung abschreiben, gelesen haben. „Der beste Mann ist noch immer nicht halb so gut und treu und hingebend, wie eine gute Frau" — — — „der ganze Werth einer guten Frau ist unschätzbar," — — — herzliche Liebe, Vertrauen und Freundlichkeit — „weiter verlangt eine Frau nichts, selbst die beste nicht. Ihr genügt ein Blick, ein Druck der Hand, ein beifälliges Wort. Dafür opfert sie sich — bis zum Sterben — und im Sterben lächelt sie noch und freut sich — nicht ihrer Opfer — denn deren gedenkt sie gar nicht — sondern der Thräne die im Auge des Mannes blitzt, an der sie erkennt, daß sie geliebt ward. Es giebt in der Welt nichts Dankbareres, als eine Frau."

Gemäldesammler erwarten wol schwerlich in den Kalender-Geschichten etwas für sie Interessantes; und dennoch! „Der Bildernarr," S. 22—45, ist ein kleines Genrebild, dem die Auserwählten (d. h. die wahren Kunstkenner) und Berufenen (d. h. Diejenigen, die Geld genug haben, Gemälde zu kaufen, ohne daß Frau und Kind deshalb darben oder mit Angst in die Zukunft blicken dürfen, Schuster und Schneider auf die Geduldsprobe gestellt werden, u. w. d. a.) ihren Beifall nicht versagen und eingestehen werden: auch Franz Hoffmann ist ein Maler!

Hoffmann.

Miscelle.

Im verflossenen Monat sind 25,492 Auswanderer von Liverpool nach Amerika abgegangen, noch reichlich anderthalb Tausend mehr, als voriges Jahr in demselben Monate, obwohl das bis dahin die größte Anzahl von Emigranten gewesen war, welche über genannten Hafen die Fahrt nach der neuen Welt angetreten hatten.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 39. Sonnabend, den 15. Mai. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Holzschnitte von Christian Winther. Aus dem Dänischen von H. Zeise. (Fortsetzung.) ..... Seite 301
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 303
Literatur:
Johannes Hus, der Martyrer von Constanz ..... „ 305
Die Gesänge der Völker. Lyrische Mustersammlung in nationalen Parallelen von Wolfgang Menzel ..... „ 307
Miscellen ..... „ 308

Holzschnitte von Christian Winther.

Aus dem Dänischen von H. Zeise.

(Fortsetzung.)

Asbjörn und Thora.

Die Herbstsonn' glänzet lieblich, frisch bläst der Ostenwind,
Da fliegt hinein in Ulvesund ein stolzes Schiff geschwind,
Mit buntem Schild am Maste, am Wimpel mit goldner Fahn'
Bricht sich der starke, schlanke Rumpf im Wogenschaume Bahn.

Wo seine grüne Spitze der Kulsberg in die Wolken streckt,
Während der Fuß in Waldesinnb sich schützend versteckt,
Wo an den Klint die Woge schlägt, und wo der Buch rollt frei,
Da zieht es seine Segel ein, und ruhig legt es bei.

Der Wiking steht am Maste schaut auf das Land hinan,
Und er erhebt sein stolzes Haupt, der gewaltige Mann;
Sein Auge flammet freundlich, kräftig ist er bewehrt,
Zur Seite schiebt er seinen Hut, und stützt sich auf sein Schwert.

„Hoch oben in dem Walde, da steht ein Bauerhaus,
„Von Buchen rings beschirmet gen Wintersturmes Graus,
„Ihr könnt die reichen Scheunen hinter dem Gipfel sehn,
„Will auf zwei Tage oder drei zu jenem Bauern gehn.

„Im Raume lieget Meth und Fleisch, drum hat es keine Noth,
„Besucht ihr einen Bauern nun, bezahlt ihm für sein Brod,
„Wer aber Lamm und Ziege raubt, sogleich nach Helheim fähret,
„Bei Thor! das schwöret Asbjörn Euch bei seinem guten Schwert.

Die Burschen sie verstehen ihn, sie lüften ihren Hut,
Dann steigt er in die Jolle ein, zum Strand trägt ihn die Fluth;
Der milde, frische Sommerwind um seine Wangen weht,
Er athmet frische Waldesluft indem er aufwärts geht.

Er höret nun der Vögel Sang, die dän'sche Melodie,
Französisch hörte er und welsch so lange singen sie!
Und Odins Auge flammet hell in seinem Strahlenlauf,
Er dringt durch wucherndes Gebüsch und jagt den Hasen auf.

Er hört die Hunde bellen, und baldigst er steht,
Mit klopfendem Herzen vor des Bauern Küchenbeet,
Es lagert um das Haus sich mit duft'ger Hecken Pracht,
Und endet an dem Hügel, wo der Buch eine Schwingung macht.

Doch weßhalb klopft sein Herze? Ach! er sieht seine Braut,
Die schönste Rosenknospe auf Seeland licht und traut.
Es war ihm Thora schon bestimmt in seiner Jugendzeit,
Sechs Jahr' war er im Kriege; ob vergessen ihn die Maid?

Wie eine schlanke Lilje im Garten sie stand,
Sie streckt durch die Zweige die fleißige Hand,
Sie erhebt sich auf den Zehen, indem sie Aepfel pflückt
Womit ihr zierlich Körbchen von Weiden sie schmückt.

Digitized by Google

Mit ihren runden Fingern nimmt ſie des Baumes Blatt
Aus den goldgelben Locken, das ſich darein verwickelt hat;
Da ſiehet ſie den Burſchen, er blicket durch's Gezweig,
Und es erſtarrt ihr Herze und ihre Wang' wird bleich.

„Dort lauert ja ein Wiking hinter dem Weidenzaun,
„So ſchlank wie friſche Halme, ſtark wie die Eiche traun,
„Die Axt an rechter Hüfte mit ſilberner Blumen Pracht,
„Es hält das breite, blanke Schwert an ſeiner linken Wacht.

„Wo hat er wohl geraubet den goldnen Ring ſo blank,
„Der um den Arm ſich ſchlinget in Krümmungen entlang?
„Und dann das Horn von Silber! — O Freudenſchein!
„Es iſt ja Asbjörn Bonde, der Geliebte mein!

„Wir ſpielten vor ſechs Jahren hier auf der Flur,
„An Muth war er ein Kämpe, an Alter Knabe nur;
„Er iſt um ſechs Jahr ſchöner! wie ſtark iſt Arm und Hand!
„Ob er den Seufzer hörte, der ſich der Bruſt entwand?

„Doch ſo mich zu erſchrecken!“ ſie legte mit Eil'
Den Finger an die Wange und grübelt eine Weil',
Dann eilte ſie zum Pförtchen und ſchloß es auf,
Und winkte ihm freundlich über des Haſelbuſch's Knauf.

„Biſt du kein wilder Wiking mit einem Herz' von Stein,
„So tritt durch den Garten in die Halle hinein;
„Mein Vater ging zum Walde; dann ſprach ſie klug:
„Ein jeder Wanderer labt ſich an ſeinem Krug.“

Sie führt ihn in die Stube, legt das Kiſſen auf die Bank,
Und reichet ihm im Horne den Begrüßungstrank;
Dann breitet ſie ein Tuch aus auf dem Eichentiſch,
Und trägt Schüſſeln auf mit Schinken ſo groß und friſch.

Sie beſchäftigt ſich um ihn; doch ſtille er ſaß,
Er aß nicht, er trank nicht, er hob nicht das Glas.
Ihr folgte ſein Auge ſtets eifrig nach,
Eine brennende Sehnſucht in ſeinem Blicke lag.

„Sieh, willſt du nicht ſpeiſen vom Fleiſch und Brod,
„So nimm von dieſer Frucht, ſo ſüß und roth!
„Und willſt du nicht dieſes, mein edler Herr,
„So ſprich, wohin geht dein Weg, und wo kommſt du her?

„So weit am alle Länder die Woge mich trug,
„Mein Schiff liegt dort unten nach wildem Zug.
„Mit König Regner wagt' ich einen Kampf im Frankenland,
„Und mein Schwert hat geblinkt an Griechenlands Strand.

„Nun will den Pflug ich zimmern in der Heimath mein,
„Wo die Bachen ſchimmern, wo die Aehren gedeihn;
„Im Herbſt will ich jagen die wilde Sau krank,
„Im Winter will ich leeren das Methhorn blank.

„Ein treuer Freund mir folgte über Meer und Land,
„Er folgte mir, wo ich auch ging und ſtand;
„Er heißet Asbjörn Bonde, der mit mir ſtritt,
„Er läßt dich freundlich grüßen, — und Schmuck hab' ich mit!“

Dies ſagte er ſo hurtig, einen Seufzer man hört,
Und mit gewaltigem Zug er das Methhorn leert;
Jedoch die Maid erröthet und lächelt in Ruh',
Dann bückte ſie ſich ſchnelle, und ſchnallte ihre Schuh.

„Ich denke ſtets noch ſeiner, wie ſpielten auf der Flur,
„Sechs Jahre ſind verſchwunden, er war ein Knabe nur;
„Ich würd' ihn nicht erkennen, auch glaub' ich ſicherlich,
„Daß er gewiß ſchon lange vergeſſen mich!“

„Friſch dein Gedächtniß lebte in ihm allezeit,
„In der friedlichen Bucht und im wilden Streit,
„In den duftenden Hainen zwiſchen Roſen und Jasmin,
„Und im Kampf wo die Schwerter helle Funken ſprühn.

„Oft ſtieg ſein liebendes Wort zu Freia empor,
„Deinen Namen ſetzt' er häufig zwiſchen Odin und Thor,
„Seine Treue iſt ſo grün, wie die Buche dort,
„Und nie wird ſie welken, o glaub' meinem Wort!

„Manchen ſüßen Blick ſandten ihm Weiber ſchön und ſchlank;
„Doch nimmer ihn berauſchte der ſtarke Flammentrank;
„In Myklegaard *) ſie wimmeln, wie Forellen im Bache licht,
„Doch brachten ſie zum Klopfen ſein Herze nicht.

„Sie gleichen dem Schwane, der des Adlers Schnabel hat,
„Mit der Gazelle frohem Auge, mit des Pfaues ſtolzem Rad;
„Nicht des Morgenlandes brennrothe Roſ' nahm ihn ein,
„Nur du, ſeine däniſche Lilje, mit des Morgenroths Schein!“

Mit Lächeln um die Lippen vernahm ſie jedes Wort,
„Und lehnte den weißen Arm auf den Eichtiſch ſofort.
„Sie ſagt': „da biſt ein Skalde voll Lieb und Gunſt,
„Du folgeſt Braga's Rafe, und übſt ſeine Kunſt!

„Was du von Asbjörn ſagteſt iſt herrlich ſchön,
„Doch kann 's in meinem Herzen zu keiner Frucht erſtehn.
„Weshalb ging er von dannen, als ich noch klein?
„In einem andern Netze fing Freia mich nun ein.“

Dies ſagte ſie mit Schlauheit; — doch bleich wie eine Wand,
Strich er den gelockten Bart mit zitternder Hand,
Er erhob ſich von der Bank, nahm den Hut alsdann,
Und durch die Halle eilte der ſtolze Mann.

Da hört' er, wie „Ach Asbjörn!“ von ihren Lippen klang,
Ein ſüßes Freudebeben ihm durch das Herze drang,
Wie wenn ein kühler Lufthauch in ſtiller Sommernacht
Durch das Gebüſche ſchwebend, es zittern macht.

Da wandt' er ſich und las nun in ihrem Auge licht,
Es lag darin die Erklärung, andre erhielt er nicht;

*) Konſtantinopel.

Digitized by Google

Liebend ſie ſich umaemten, ſie preßten Mund auf Mund,
So wie die Zwillingsmaſchel auf ſtillem Meeresgrund.

Der alte Thorkil feiert ein ſtolzes Hochzeitsfeſt,
Und alle Burſchen Asbjörns zu Gaſt er laden läßt;
Da ſpielten ſie ſo luſtig bei Tanz und bei Saag,
Das Methhoen ſtand nicht ſtille, während die Harfe klang.

Am dritten Tag zum Strande ging drauf der Hochzeitszug. —
Wo das Schiff auf ſtolzen Wellen mit weißem Segel ſchlug;
Mit reichen Gaben füllte man das Schiff vom Land,
Zuletzt führt man den beſten Schatz vom grünen Strand.

Die Sonne ſteigt ſo lieblich am Himmelsdome auf,
Da blähet ſich das Segel weiß, das Schiff nimmt ſeinen Lauf;
Wen fächelt aus dem Ulvſand der Weſtwind kraut?
Ach! es iſt Asbjörn Bonde und Thora, ſeine Braut!

(Fortſetzung folgt.)

Geſchichte des Directoriums.

(Fortſetzung m. ſ. No. 34 d. Bl.)

Endlich liefen zahlreiche Petitionen der Volksgeſellſchaften und der Clubs ein, welche ein Anklage-Decret gegen La Fayette verlangten. Dies Verlangen wurde am 8. Auguſt feierlich vorgetragen und berathen, doch hatte die Verſammlung den Muth, es mit 424 gegen 206 Stimmen zu verwerfen, wofür aber mehr als zwanzig der Deputirten, als ſie die Sitzung verließen, ſchon an der Thüre des Saales von den Clubbiſten ausgeziſcht und ſelbſt geſchlagen wurden.

Die Deputirten Mezieres, Reynaud-Beaucaron, Froudieres, Lacretelle, Calvet, Quatremere, Chapron, Deſey und Dubois ſchrieben über dieſe unwürdigen und gräulichen Gewaltthätigkeiten umſtändliche und merkwürdige Briefe, die in dem Moniteur vom 11. Auguſt 1792 abgedruckt ſind. Der Herr von Girardin brachte ſeine wohlbegründeten Klagen auf der Tribüne vor, und als er ſagte: „ich bin geſchlagen worden," da rief ein Witzbold der äußerſten Linken: „wo?" — „Von hinten," antwortete der Herr von Girardin mit Würde: „das iſt ſo Banditenart."

Herr Vayron, ein Pariſer und Deputirter des Cantal, ſowie der Herr von Vaublanc, Deputirter des Seine- und Marne-Departements, trugen darauf an, daß die Verſammlung ihren Sitz außerhalb Paris verlegen ſollte, weil ſie dort nicht mehr ſicher ſey. Zwei Girondiſten, Keraint und Guadet, widerſetzten ſich dem, erſterer mit den Worten, daß diejenigen, welche die Deputirten geſchlagen hätten, aufreizende Agenten im Solde des Prinzen von Conde und von Artois geweſen wären, und letzterer unter der Erklärung: es ſey nicht wahr, daß die Repräſentanten des ſouverainen Volkes von einer Faction beherrſcht würden.

Die Verſetzung wird dieſe elenden Rhetoriker der Gironde nicht lange auf die Züchtigung warten laſſen, die La Fayette bereits zu Theil geworden war. Am letzten Tage des nächſten Aprils wird auch Guadet, von denſelben Clubbiſten ausgeziſcht, bedroht, geſchlagen, die Verlegung der Verſammlung aus Paris fordern; er wird aber nicht die Freiheit, die er dem Herrn von Vaublanc verweigert hatte, erringen; er wird nur zu dem gelangen, was die Factionen einander zugeſtehen: die Proſcription und das Schaffott.

La Fayette überſchritt, als nach dem Sturz des Thrones ein Verhaftsbefehl gegen ihn ausgeſtellt worden war, in der Nacht vom 19. zum 20. Auguſt die Gränze. So machten es ſeit vier Jahren die Revolutionaires, wenn ſie ſich getäuſcht oder überflügelt ſahen. Sie warfen die Inſtitutionen um, ſtürzten das Vaterland in den Abgrund, und nahmen — — Reißaus!

So hatte es Mounier im Jahr 1789 gemacht; ſo machte es La Fayette im Jahr 1791; ſo wird Dumouriez es im Jahr 1793 machen.

Petion's Amtsentſetzung.

Unter den Briefen der Deputirten, die von den Jacobinern bedroht, ausgeziſcht und geſchlagen worden waren, weil ſie zu Gunſten von La Fayette geſtimmt hatten, befand ſich auch einer des Herrn von Lacretelle, der noch heutigen Tages am Leben iſt. Es hieß darin:

„Da ich an der Schmach, die meinen Collegen wiederfahren iſt, nur einen allgemeinen Antheil habe, ſo kann ich nicht mit einer perſönlichen Beſchwerde auftreten; doch halte ich, als Zeuge der Inſulten und Gewaltthätigkeiten, die an dem Herrn Dumolard verübt worden ſind, es für meine Pflicht, dieſelben zu denuncieren und Rache zu verlangen. Die Stadt Paris ſieht ſich mit dem Schickſal von Avignon bedroht, wenn ihr Maire und ihre Municipalität es ſich nur angelegen ſeyn laſſen, Volksaufläufe zu legaliſiren."

Es war in der That ſichtlich und öffentlich erhärtet, daß alle damaligen aufſtändiſchen Bewegungen durch Vermittelung des dirigirenden Ausſchuſſes der Jacobiner und im geheimen Einverſtändniß mit Petion und dem Generalrath der Gemeinde von den Girondiſten provocirt und geleitet wurden. Der Maire von Paris hatte zu jener Zeit eine immenſe Gewalt; die Miniſter und die Adminiſtration des Departements waren gänzlich machtlos, indem die öffentliche Macht nach der beſondern Organiſation der Pariſer Municipalität directe unter dem Befehl des Maire ſtand. Petion's Rolle war ſonach ſehr einfach: um Paris und Frankreich um und um zu kehren, brauchte er nur die Dinge gehen zu laſſen, wie ſie eben gingen, nicht aus dem Hauſe zu gehen, und von Zeit zu Zeit in ſeinen Proclamationen zu ſagen, daß Alles nach's Beſte beſtellt ſey. Wenn der Augenblick gekommen iſt, wo der große Streich ausgeführt, die Monarchie über den Haufen geworfen werden ſoll, am 10. Auguſt, wird er ſich durch einen Poſten von 400 Mann in der Mairie zurückhalten laſſen, bis Alles abgemacht iſt. Nie hat ein öffentlicher Beamter die Doppelſinnigkeit und den Verrath unter dem Schein der Gutmüthigkeit weiter getrieben, als Petion.

Es fällt uns heutzutage äußerſt ſchwer, an die Bosheit zu glauben, ja ſie nur zu begreifen, welche die politiſchen Parteien der Revolution mit zu ihren Mitteln zählten. Der Mord war eins der gewöhnlichſten Mittel, und den ganzen Monat Juli hatte man darauf geſonnen, wie man den König und die Königin um-

Digitized by Google

beingen könne. Santerre und Grangeneuve wollten dieſes, jeder in einer anderen Weiſe, ausrichten.

Santerre ſchlug zu dem Ende den gewöhnlichen Weg der Tribunen und der Meuchelmörder ein: er beſtach einen Nationalgardiſten aus der Vorſtadt St. Antoin, um die Königin zu tödten. Dieſe ganze ſchrekliche Angelegenheit findet man in ihren kleinſten Umſtänden in den Memoiren Bertrands de Molleville erzählt, der einen directen und perſönlichen Antheil an den Maaßregeln hatte, welche Behufs der Arretirung des Mörders mit der Gerechtigkeit verabredet worden waren. Derſelbe wurde auch am 14. Juli zur Haft gebracht.

„Der Federbuſch an ſeiner Grenadiermütze, der von einer anderen Farbe war, als die des Bataillons, das eben den Dienſt verrichtete," ſagt Bertrand de Molleville, „ließ ihn herausfinden, auch wurde er an einer Narbe erkannt, die er auf der einen Wange hatte. Nachdem er zur Wache abgeführet worden war, wurde er unterſucht, und da fand man in dem Unterfutter ſeiner Montur ein großes Meſſer verſtekt. Als er am andern Morgen vor den Friedensrichter gebracht werden ſollte, wurde er aber von einer Rotte Böſewichter, die ihn vor der Schießpforte erwarteten, befreit.

„Ich veranlaßte Herrn Gemmont, durch den mir dies Ereigniß mitgetheilt worden war, die vorerwähnten Umſtände dem Herrn Maingnot, Friedensrichter der Section der Tuilerien, zu melden und ſie durch die Officiere beſcheinigen zu laſſen, welche in den Gemächern der Königin die Wache hatten. Ueber das Ganze wurde ein Protocoll aufgenommen."

„Dieſer offenkundige Vorfall gereichte dem Herrn Maingnot zum Verderben. Er war einer der redlichen Männer, die am 10. Auguſt das Leben einbüßten. Als Santerre erfahren hatte, daß er es geweſen, der das Protocoll in Betreff des von ihm zum Morde gedungenen Grenadiers aufgenommen, ſchickte er ihm eine Bande Mörder in's Haus, die ihn niedermetzelten, ſeine Papiere wegnahmen, und ſie im Triumph ihrem würdigen Chef überbrachten."

Die Mordmethode, welche der Girondiſt Grangeneuve anwenden wollte, iſt ohne Beiſpiel in der Geſchichte und geht über Alles hinaus, was man von dem Fanatismus in der Gemeinſamkeit kennt. Wir wollen darüber Mad. Roland hören, die mit der Sache genau bekannt war, da dieſelbe gewiſſermaßen unter ihren Augen vorging.

„Grangeneuve", ſagt ſie, „iſt wohl der beſte Menſch, der bei einem Geſichte, das wenig verſpricht, zu finden iſt; er hat nur gewöhnlichen Geiſt, aber eine wahrhaft große Seele, und er führt die ſchönſten Dinge auf's unbefangenſte aus, ohne zu ahnen, daß ſie anderen ſchwer fallen würden."

„Da das Benehmen und die Verkehrungen des Hofes im Verlauf des Monats Juli 1792 auf feindliche Abſichten deuteten, ſo ſprach alle Welt davon, was geſchehen müßte, um denſelben zuvor zu kommen oder ſie zu vereiteln."

„Chabot ſagte in dieſer Beziehung mit dem Feuer, das von Exaltation, aber nicht von Kraft zeugt, es wäre zu wünſchen, daß der Hof einigen patriotiſchen Deputirten nach dem Leben trachtete, weil das unfehlbare einen Volksaufſtand veranlaſſen würde, und es das einzige Mittel wäre, das Volk in Tritt und eine heilſame Kriſis hervor zu bringen. Dieſen Text verhandelte er auf's weitläuftigſte und mit großer Wärme."

„Grangeneuve, der ihm in der kleinen Geſellſchaft, wo dieſe Rede gehalten worden war, zugehört hatte, ohne ein Wort zu ſagen, nahm den erſten Augenblick, wo er mit Chabot unter vier Augen ſprechen konnte, wahr, und ſagte zu ihm:

„„Was Sie da geſagt haben, das iſt mir aufgefallen, das iſt herrlich; aber der Hof iſt zu ſchlau, um uns je ein ſolches Mittel an die Hand zu geben. Man muß das anders anſtellen! Machen Sie nur Leute ausfindig, die den Streich ausführen wollen, ich will mich als Opfer hergeben.""

„Wie! Sie wollten?"

„„Nun freilich! Was iſt's denn Großes? Mein Leben ſchafft keinen großen Nutzen, meine Perſönlichkeit iſt nicht wichtig, und ich könnte mich nur glücklich ſchätzen, ſie meinem Vaterlande zum Opfer zu bringen.""

„Du! Freund, Sie ſollen darin nicht allein ſtehen," rief Chabot mit inſpirirter Miene aus, „ich will dieſen Ruhm mit Ihnen theilen."

„„Meinetwegen! einer wäre genug, doch mag es mit zweien noch beſſer gehen; aber Ruhm iſt dabei nicht zu ernten; es darf niemand darum wiſſen. Laſſen Sie uns nun darum denken, wie die Sache anzufaſſen iſt.""

„Chabot erklärt, daß er dies auf ſich nehmen will. Einige Tage ſpäter zeigt er Grangeneuve an, daß er ſeine Leute gefunden habe und daß Alles bereit ſey. — Alſo, wir dürfen nur die Zeit beſtimmen. Wir begeben uns morgen Abend in den Ausſchuß, verlaſſen denſelben um 10½ Uhr, und ſchlagen eine wenig frequentirte Straße ein, in welcher die engagirten Individuen Poſto zu faſſen beordert worden ſind; dieſelben müſſen jedoch dahin inſtruirt ſeyn, daß ſie uns gut auf's Korn nehmen und uns nicht zu Krüppeln machen."

„Die Zeit wird feſtgeſetzt, und was ſonſt Noth thut verabredet. Grangeneuve macht ſein Teſtament, trifft unbefangen einige häusliche Anordnungen, und findet ſich rechtzeitig an dem verabredeten Orte ein. Chabot iſt nicht da. In der Meinung, daß derſelbe die Theilnahme an dem Vorhaben aufgegeben haben möge, macht er ſich nach einigem Warten auf den Weg, das Abenteuer allein zu beſtehen."

„Er durchſchreitet die dazu beſtimmte einſame Straße langſamen Schrittes, begegnet aber keiner irrenden Seele, ſelbſt dann nicht, als er denſelben Weg noch einmal zurück macht, und ſieht ſich ſo, ärgerlich über die nutzloſen Vorkehrungen, die er getroffen hat, gezwungen, wohlbehalten nach ſeiner Wohnung zurück zu kehren."

„Chabot ſuchte ſich darnach der ihm gemachten Vorwürfe durch elende Ausflüchte zu erwehren, konnte aber die Feigherzigkeit eines Prieſters (eines abtrünnigen) und die Heuchelei eines Kapuziners nicht verleugnen."

Haben wir nun nicht recht gehabt, zu ſagen, daß ein ſolches Mittel, der königlichen Familie die Ermordung zu bereiten, in den Annalen des Fanatismus und der Wildheit beiſpiellos ſey?

Die Jacobiner waren freilich ſchon 1791 auf die Idee gekommen, gewöhnliche Spaziergänger, Neugierige, durch die bewaffnete Macht tödten zu laſſen, um Leichname zu haben, die ſie durch die Straßen tragen konnten, unter dem den Aufſtand der Stadt bezweckenden Geſchrei, daß man das Volk morde. So wurde der 17. Juli, das ſogenannte Gemetzel des Marsfeldes, zuwege gebracht. „Um Händel zu machen," ſagt der Herr von

Digitized by Google

Ferrieres, näherten sich Orleanisten der Nationalgarde, überhäuften dieselbe mit den gröbsten Schimpfworten, und feuerten selbst einige Pistolenschüsse auf sie ab. Da commandirte La Fayette zum zweitenmal Feuer! ließ dies Mal aber schnell schießen. Die Wirkung dieser Salve war fruchtbar: über 400 Personen waren durch sie getödtet oder doch schwer verwundet worden .... Nun rannten aber einige Orleanisten durch die Straßen, und schrieen, man würde das Volk, während andere den blutigen Leichnam eines der Unglücklichen, die gefallen waren, aufgehoben hatten, und damit, das Volk zur Rache aufrufend, dem Palais Royal zuzogen."

Wenn Ludwig XVI. sich nicht wehrlos in den Tuilerien massacriren lassen wollte, so konnte er vor der Evidenz des am 20. Juni im Werke gewesenen Attentates nicht die Augen verschließen. Man hatte entschieden die Absicht gehabt, ihn zu ermorden. „Ich kann nicht umhin," schreibt Röderer, „zu sagen, daß der Schlechte Legendre während des Convents sich gegen Boissy-d'Anglas, von dem ich es habe, geäußert hat, daß es die Absicht gewesen sey, den König zu tödten. Man mußte sich demnach darin ergeben, einen solchen Mord geschehen zu lassen, oder auch Petion und Manuel, von welchen der eine Maire, der andere Syndicus Procureur der Gemeinde war, zur Verantwortung ziehen, weil sie, obwohl ihnen die Anschläge der Aufwiegler nicht unbekannt seyn konnten, nichts gethan hatten, sie zu verhindern. Das Directorium des Pariser Departements, das der Constitution und dem Könige ergeben war, beschloß denn auch, Untersuchungen anstellen zu lassen.

Demzufolge entschied das General-Conseil des Departements, das sich am 6. Juli unter dem Vorsitz des Herrn von La Rochefoucauld versammelt hatte, daß die Municipalbeamten zur Verantwortung gezogen werden sollten. Es vernahm zuvörderst den Bericht der Commissarien, die schon vorher mit der Untersuchung der Umstände der Unruhen vom 20. Juni beauftragt gewesen waren, und darnach den Bericht seines Syndicus General-Procureurs, welches Röderer war.

Röderer lieferte bei großer Rechtlichkeit des Charakters, Gewandtheit des Urtheils, und Adels des Herzens, wie sehr selten ein politischer Geist selbst bei Männern ist, die außerdem eminent und ausgezeichnet sind. Barrere, die beiden Merlin's, Fouche, Tallien, selbst Caenn, und noch viele andere folgten der Revolution in ihren Irrthümern und Verbrechen, weil diese Männer sämmtlich ohne Grundsätze und ohne Muth waren und es einigen selbst an Ehre fehlte. Wir glauben, daß Röderer, wenn es sich gefügt hätte, daß er im Convent geblieben wäre, sich durch seine Moralität und Intelligenz geschützt gesehen hätte; aber wenn er in demselben nichts Böses angerichtet, so ist doch nicht wohl anzunehmen, daß er Gutes gethan haben würde, weil es ihm an dem Gefühl der politischen Männer, den Leidenschaften fehlte, ohne welche man kein Staatsmann seyn kann.

Röderer, vormaliger Rath bei dem Parlamente von Metz, gehörte der Schule vorgeblich unparteiischer Männer an, die sich mitten in die Parteien stürzen, um sie zu versöhnen, ohne zu bedenken, daß die politischen Parteien im Allgemeinen unversöhnlich sind, und daß man, wenn man mit ihnen allen auf gleich gutem Fuße stehen will, darauf gefaßt seyn muß, das Vertrauen und die Leitung von keiner zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Johannes Hus, der Martyrer von Constanz. Dichtung von Hermann Daum, Prädikant an St. Petri.

Motto:
Der alt' böse Feind
Mit Ernst er's jetzt meint.
Luther.

Magdeburg. In Commission bei Albert Falckenberg & Comp. 1852. IV und 258 Seiten. 8.

„Trutz Rom" ist die Ueberschrift der Verse, welche den sechs Büchern (11. October 1414—6. Juli 1415) der Dichtung vorgesetzt sind. Diese hat der Verfasser nach ihrem Inhalte bezeichnet: Constanz. Der Gefangene. Papst und Magistrat. Die drei Verhöre. Die letzten Wochen. Der Geburts- und Todestag.

Das Leben und der Tod des Johannes Hus (so, mit einem J, schreibt der Vers. nach dem Böhmischen) ist ein würdiger Stoff für den Dichter. (Im Jahre 1820 versuchte Chr. Samuel Schier aus den Glaubenshelden in einem dramatischen Gemälde in fünf Akten, Erfurt und Gotha, in der Henning'schen Buchhandlung, 4, mit Hus' Bildniß von F. Müller, vorzuführen; in H. v. Rebenstock's Walhalla der Menschheit, Crefeld, Funcke u. Müller 1848, ist Hus, S. 311—330 des zweiten Theils im Gesange 7 der 3. Abtheilung gefeiert, u. s. w) Besonders aber sind die letzten zehn Duldungsmonate des wackren Gottesstreiters, wie ihn Herr Daum nennt, geeignet uns mit der innigsten Theilnahme zu erfüllen und es spricht für die Umsicht und den richtigen Tact des Dichters, daß er sich auf diese beschränkte. Den alten, verbürgten Ueberlieferungen folgend, läßt der Vers. uns Hus von Prag nach Constanz begleiten und dort Zeuge sein eines Kampfes mit erbitterten und furchtbaren Feinden, dem er erliegt und auf dem Holzstoß den Flammentod sterben muß. Im „Abschied von Prag" heißt es:

Wer ist der Mann im Wagen, begleitet von der Schaar?
Wer ist es, der da sitzet im Predigerchor?
Sein Angesicht so edel, die Stirn so hoch und frei,
Als ob sie der Gedanken erhab'ne Fürstin sei.

Johannes Hus, der Pred'ger, von Husssinerz zubenannt,
Deß Name weit erschollen im ganzen Böhmerland,
Der gegen Roms Ablaß mit ernstem Mahnungswort
Geeifert, dessen Predigt riß alle Hörer fort.

Johannes Hus, den geeilend in Rom der Papst Johann
Gereizt von böhmischen Priestern, belegt mit Kirchenbann!
Dem geben, wie er scheidet, die Prager das Geleit:
Gen Constanz will er ziehen und Constanz ist so weit!

In den Anmerkungen ist nachgewiesen, woher die Schilderungen einzelner Lebensmomente u. dgl. entlehnt sind; wo rein poetisches Interesse die Verse schuf, so im Buche „Die letzten Wochen": „Das Anerbieten" und „Der Retter" (der von Ulrich von Richental, einem gleichzeitigen Geschichtschreiber des Concils, berichtete Versuch der Flucht, welcher sich nach Eiselein ohne Zweifel auf nichts als ein ersonnenes Stadtmärchen gründet) und „Der nächtliche Kampf," ist dies bemerkt.

Digitized by Google

In mehreren Briefen und Liedern aus dem Kerker läßt der Verf. Hus selbst seine Gedanken und Empfindungen aussprechen; unter den Liedern befinden sich mehrere sehr gelungene und erhebende. Die Dichtung wird Lesern, die für einen höheren geistigen Genuß noch empfänglich sind, einen solchen in reichem Maaße gewähren; größer und reiner noch würde er vielleicht Manchem sein, wenn sie ohne Darlegung Dessen, was mit dem Gedichte beabsichtigt wird, veröffentlicht wäre:

Von Hus, dem Gottesmanne, ertönt der Saiten Klang,
O daß wie Sturmestoben erbrauste der Sang!
Daß wie des Donners Rollen und wie Posaunenschall
Die Schläfer und die Träumer das Lied erwecke all:

O daß es wär' ein Blitzstrahl, in dessen Flammenlicht
Jedwedes klar sich zeiget dem blödesten Gesicht!
O daß es wär' ein Messer, damit man sticht den Staar,
Auf daß die Blinden sähen die drohende Gefahr!

Herauf, du bleicher Schatten! steh' von den Todten auf!
Der Flor der Nacht zieht wieder am Horizont herauf;
Die Priester Roms — sie legen die Netze wiederum,
Zu fangen, die da halten am Evangelium!
(Trutz Rom.)

Ja auf aus eurem Traume, ihr Protestanten all'!
O daß dies Lied euch wecke wie der Posaune Schall!
Ergreift das Schwert des Geistes! denn Zion droht Gefahr;
Wen Kraft die Glieder stählet, der tret' als Kämpfer vor!
(Ich hab's gewagt! [Schluß.])

Aus dem zweiten Buche: „Der Gefangene" entnehmen wir den folgenden treflichen Gesang:

Der Gefang'ne und seine Wächter.

Es rinnt auch in der Wüste wohl mancher klare Quell
Und freudig schau't der Pilger sein Wasser, silberhell;
Er schlürft in vollen Zügen die frische, kühle Fluth —
Der Sycomore Schatten schützt ihn vor Sonnengluth.

Und wen sein Pfad durchs Leben geführet in Wüstensand,
Doch oft auch eine Quelle vielsüßen Trostes fand:
Am Born der Lieb' und Freundschaft hat er sich still erquickt
Und demuthsvoll getragen das Leid, das Gott geschickt.

Auch die ist Trost geflossen, o Hus, in deinem Leid!
Die Liebe und die Freundschaft hat Mitleid dir geweiht.
Die war's ein Freudenbecher, ein süßer Labetrank,
Ein Strahl des Lichts, der sonnig in deinen Kerker drang. —

Ha sieh! wo blieb das Dunkel, das ihn in Nacht gehüllt?
Des Lichtes milder Schimmer den Kerkerraum erfüllt.
Wer sind die bärt'gen Männer die ihn im Kreis' umstehn,
Die, an die Wand sich lehnend, so schmerzvoll auf ihn sehn?

Das ist der wache Robert, des Priesters Kerkerwart;
Sein Herz, es fühlt Erbarmen, es ist nicht kalt und hart.
Er ist ein milder Wächter, ein Freund selbst in der Noth,
Der seufzend nur vollziehet des Cardinals Gebot.

Drei sind die beiden Schließer, die wechselnd Tag und Nacht
Gestanden vor der Pforte und Speis' und Trank gebracht.
Es hat sein stilles Dulden gerührt der Männer Herz:
Sie schauen den Gefangnen mit Wehmuth nun und Schmerz.

Wenn seines Wortes Klage, sein Stöhnen traf ihr Ohr,
Wenn Psalmengesang melodisch drang aus der Tief' empor:
Dann fühlten sie ergriffen, bewegt sich wunderbar —
Ein Mortyree den Schließern der fromme Säger war.

Wie streng sie selbst bewachte der Priester scharfer Blick,
Doch suchten sie zu mildern des Opfers hart Geschick.
Manch Briefstein hin und wieder ging durch der Beiden Hand;
Selbst in der Speiseschüssel verbargen sie's gewandt. —

Der Lampe Schein am Abend den düstern Raum erhellt,
Des Lichtes matter Schimmer auf den Gefangnen fällt.
Gefurcht sind seine Züge, gebleicht sein Angesicht:
Die Rosen auf den Wangen — sie blühn im Kerkern nicht.

„O sagt mir, Priester Gottes, der Eine jetzt beginnt,
„Wie Ihr solch Leid mögt tragen, das Euch der Haß ersinnt;
„Es könnte Stein' erbarmen solch Elend, solche Pein —
„Was läßt Euch so gegeben, so still und ruhig sein?" —

„Vernimm's! spricht der Gefang'ne, ein Wort klärt Alles auf:
„Gott ist es, der da lenket des Erdenlebens Lauf!
„Und was die Tage bringen und was das Leben beut:
„Er ist's, der Leiden sendet, Er auch, was uns erfreut.

„Sein Rath ist oft verborgen; in Wüsten führt er oft,
„Doch führt er aus der Wüste auch wieder unverhofft.
„Und geht's auf dunklen Pfaden auch durch das Erdenthal:
„Sie kommen, wie die lichten, zum Ziele allzumal.

„Und ob er schwere Leiden auf unsre Schultern legt:
„Sein Vaterherz doch Liebe, nur treue Liebe hegt;
„Und ob des Lebens Dornen verwundet unsern Fuß:
„Der Schmerz uns auch, die Trübsal zum Besten dienen muß.

„Er schaut herab vom Himmel und meint es immer gut;
„Er ist der Gott der Liebe, der Gott, der Wunder thut.
„Er hat, schlägt er uns Wunden, den Balsam schon bereit;
„Wie weis' und gut sein Walten, das offenbart die Zeit.

„So weiß ich mich geborgen in ihm in Noth und Tod.
„Die Nacht wird einst vergehen, dann kommt das Morgenroth,
„Dann hellt sich auf das Dunkel, der letzte Schleier fällt,
„Dann geh' ich triumphirend ein in die bess're Welt!" —

Er schweigt, indem begeistert empor sein Auge schaut
Und eine Thränenperle die Wange ihm betaut.
Den Prediger im Kerker die Schließer schauen an,
Robert, der Kerkermeister, blickt auf den Gottesmann.

Digitized by Google

„Magiſter Huel wie Balſam den Schmerz der Wunde ſtillt,
„So tröſtet mich die Rede, die Eurem Mund entquillt.
„Den bittren Kelch der Leiden hat Gott auch mir gereicht
„Bis jetzt, da ſich zu Ende der Tag des Lebens neigt.

„In Streit und Kampf zerſplittert ward meines Lebens Kraft,
„Und was die Hand erworben, was Sorg' und Müh' geſchafft —
„Des Schickſals rauhe Stürme verwehten all' mein Glück,
„Ein Greis ſchaut' auf die Jahre betrübt ich nur zurück.

„Und Schiffbruch litt mein Glaube an Gottes Lieb und Huld,
„Der Zweifel herrſcht' im Herzen, die groll'nde Ungeduld;
„Mein Leid trug ich nur murrend als unverdiente Laſt,
„Die Welt, mein eignes Leben war mir vergällt, verhaßt.

„Ihr aber habt mich wieder verſöhnt mit Gott dem Herrn,
„Fortan in Leid und Freuden ergeb' ich mich ihm gern!
„Habt Dank, daß Ihr geſpendet mir Troſt aus Gottes Wort:
„Nun kommt mein Herz zur Ruhe, zum Frieden hier und dort." —

Die Lampe will verlöſchen, es ſcheiden ſtill die Drei:
„Schlaft wohl, ſchlaft wohl, Magiſter! Gott Vater ſteh' Euch bei!" —
Die Thür mit Schloß und Riegel fällt hinter ihnen zu.
Und ſtill legt der Gefangne ſein müdes Haupt zur Ruh.

Als Probe der „Lieder aus dem Kerker" hier nur aus dem fünften Buche: „Die letzten Wochen" das folgende:

Verwehet mir nur, am Sonnenſtrahle
Der ſüßen Freiheit mich zu laben,
Auf blum'ger Au', im grünen Thale
Zu ſchaun des Schöpfers reiche Gaben.

Erſtickt das Wort in meinem Munde
Nur immer hinter Kerkermauern,
Daß ich bis zu der letzten Stunde
Mein Leben ſiechend muß vertrauern.

Mein Herz zu Gott, dem Herrn, erheben
Und ihm mein ſtilles Leid zu klagen,
Zu bitten ihn, mir Kraft zu geben,
Die Prüfung in Geduld zu tragen, —

Zu danken ihm an jedem Morgen,
Ihn gläubig betend zu verehren,
Auf ihn zu weiſen alle Sorgen:
Das könnt ihr mir doch nicht verwehren!

Ja, ſpottend aller Liſt und Bande,
Erhebt die Seele ihre Schwingen
Und zu des Himmels ſel'gem Lande
Kann im Gebet ſie ſiegend dringen.

Sind Seufzer auch nur ihre Worte,
Die aus dem tiefſten Herzen quillen:
Sie dringen zu der Himmelspforte
Und können alle Schmerzen ſtillen.

Das Buch zeichnet ſich auch durch ein ſchönes Aeußere vortheilhaft aus. Auf dem Titelblatte befindet ſich Hus' Bildniß als Vignette. H.

Die Geſänge der Völker. Lyriſche Muſterſammlung in nationalen Parallelen von Wolfgang Menzel. Leipzig, Verlag von Guſtav Mayer. 1851. XIV und 722 Seiten. 8.

Wir halten uns zu der Vermuthung berechtigt, daß dieſe Sammlung ſchon vielen unſeren Leſern bekannt und ihren Lieblings-Haus- und Leſebüchern beigeſellt iſt; für Diejenigen jedoch, welche von dem Zwecke und Inhalte derſelben noch nicht näher unterrichtet ſein ſollten, wiſſen wir ihr keinen beſſeren und vollgültigeren Geleitsbrief mitzugeben, als den, welchen der Verfaſſer in ſeinem, hier folgenden Vorworte, ihr ſelbſt geſchrieben hat.

„Von den übrigen lyriſchen Sammelwerken der neuern Zeit unterſcheidet ſich das vorliegende dadurch, daß es nur echte Nationallieder enthält und zu denſelben aus dem Bereiche der vornehmen und gelehrten Poeſie nur ſolche hinzufügt, die ihres volksthümlichen Inhaltes und Tones wegen wirklich beim Volke allgemein beliebt wurden. Ein Werk dieſer Art fehlt noch. Herders „Stimmen der Völker" waren nach einem ähnlichen Plane geſammelt; allein Herder kannte die echten Nationalgeſänge noch bei Weitem nicht in dem Umfange, wie wir ſie heute kennen. Alle andern neuern Sammlungen verfolgen nicht denſelben Plan, ſofern ſie nämlich entweder dem Lyriſchen auch noch Bruchſtücke aus didaktiſchen, epiſchen und dramatiſchen Werken einmiſchen und eine Eintheilung nach poetiſchen Gattungen und Versmaßen vornehmen, oder chronologiſch verfahren, alle ohne Ausnahme aber ſich vorzugsweiſe an die ſchriftlichen Werke der vornehmeren Dichter halten, nicht an den lebendigen Volksgeſang, und demnach auch meiſt nur die ſubjectiven Stimmungen und Reflexionen individueller Geiſter, nicht den Ausdruck des reinen Volksgemüths wiedergeben. Deshalb nun ſchien es mir der Mühe werth zu ſein, wieder einmal die echten Nationallieder zu ſammeln und auf den Plan Herders zurückzukommen, denſelben aber mit den reichen Mitteln unſerer Gegenwart weiter auszuführen.

Ich habe in meiner Arbeit zugleich auf nationale Parallelen Bedacht genommen. Durch alle Zeiten und Völker gehen die ewigen Gefühle der reinen Menſchlichkeit in einer wunderbar übereinſtimmenden lyriſchen Strömung hindurch, und es gewährt ein hohes Intereſſe, zu entdecken, wie man ſchon vor Tauſenden von Jahren im fernen Indien und China, Perſien und Hellas eben ſo menſchlich empfand, wie heute im gebildeten Europa. Je inniger aber die Verwandtſchaft der Grundgefühle in den Menſchen, um ſo charakteriſtiſcher treten die nationalen Unterſchiede in der Form hervor, daher ich möglichſt oft die verſchiedenen nationalen Ausdrucksweiſen deſſelben lyriſchen Gefühls vergleichend neben einander geſtellt habe.

Die unzähligen Gefühle, welche die Völker in ihren Liedern ausſprechen, ſind von einer ſittlichen Reinheit, daß ſie in dieſer Beziehung unbedingt den Vorzug vor der Kunſtpoeſie der höheren

Digitized by Google

Bildungsstufen verdienen. Wenn aber in späteren verderbteren Zeiten Manches zum Volkslied wurde, was jenen Charaktre der Reinheit nicht mehr an sich trägt, so habe ich in dieser Sammlung, sofern sie auch in die Hände der reifern Jugend kommen wird, geflissentlich alles Ungeziemende vermieden, ohne darum den gesunden und heitern Volkshumor auszuschließen.

Die Eintheilung des reichen Stoffes ergiebt sich von selbst. Den ersten Rang müssen natürlicherweise die religiösen Hymnen, Gebete, Danklieder ꝛc. einnehmen, aus deren fast unendlicher Zahl ich jedoch nur solche hervorheben zu dürfen glaubte, die in besonders charakteristischer Weise die Tiefen des religiösen Bedürfnisses bei allen Völkern, besonders in den Hauptrichtungen der Gottessucht und des Gottvertrauens aufschließen, und von denen die meisten zur Liturgie gehörten, hochberühmt und überall gesungen waren.

Der zweite Rang gebührt sodann den Liedern, in welchen Nationalstolz, Freiheitssinn und kriegerischer Muth der Völker ihren lebendigsten Ausdruck gefunden haben, und von denen ebenfalls eine große Zahl zu den berühmtesten Liedern der Welt gehört. An sie müssen sich einerseits die loyalen Nationalgesänge zu Ehren geliebter oder gefürchteter Herrscher, andrerseits die Heldenlieder und wildfreien Gesänge der Soldaten und Jäger anschließen.

Diesen männlichen Liedern folgen sodann die schönsten und zartesten Liebeslieder aller Nationen, dazu auch eine Auswahl solcher Romanzen und Balladen, in denen Glück und Unglück der Liebe in rührenden Beispielen geschildert sind, und die zu den beliebtesten Volksliedern gehören.

Ferner die überall auf Erden vorkommenden Frühlingslieder und andere volksthümliche Gesänge, in denen die Natur und der landschaftliche Hintergrund des Volkslebens sich spiegeln. Ländliche Lieder; Gesänge häuslicher Arbeit, Freude und Trauer; Lieder der Freundschaft und Geselligkeit; Trinklieder, Scherzlieder; Kinder- und Grabgesänge.

Daß die vorliegende Sammlung nicht zu weit ausgedehnt wurde, geschah mit Absicht. Wenn sich auch in den Raum eines mäßigen Bandes nicht alles Schöne zusammen drängen läßt, was die Völkerpoesie aufzuweisen hat, so gewährt doch gerade die Auswahl des Besten in jeder Gattung eine Befriedigung, welche beim langwierigen Durcharbeiten eines massenhafteren Materials leicht in Ermüdung übergehen würde. Der gesunde und stärkende Hauch echter Poesie zertheilt sich in bändereichen Werken und die Wirkung wird abgeschwächt. Lieber mehr Geist, dachte ich, und weniger Papier!"

Wir ergänzen nun das Mitgetheilte durch eine nähere Inhaltsangabe, aus welcher die Reichhaltigkeit (— trotz der absichtlichen Beschränkung —) und die zweckmäßige Anordnung dieser Sammlung lyrischer Gedichte, vollständig und genügend erhellt. Sie besteht aus vier Büchern. Das erste Buch, mit der Ueberschrift: Hymnen und Heldenlieder (Nr. 1 — 189) enthält: Hymnen. Vaterlandslieder. Heimwehlieder. Königslieder. Freiheitslieder. Nationale Heldenlieder. Völkerklagen. Mannesstolz in Liedern. Kriegs- und Soldatenlieder. Reiterlieder. Jägerlieder. Die Gedichte des zweiten Buches: Liebeslieder (190 — 371) zerfallen in Sehnsuchtslieder. Liebeswerbung und Lockung. Brautlieder. Grüße der Liebe. Ständchen. Tagelieder. Schifferlieder. Liebesglück in Liedern. Liebesstreit. Abschiedslieder. Liebesleid durch Trennung. Liebesleid durch Untreue. Das dritte Buch bringt: Balladen und Romanzen (372 — 484), und zwar: Heldensagen und Mordgeschichten. Volksthümliche Legenden. Elfensagen. Geistersagen. Sagen von glücklicher Liebe. Räuberlieder. Schwänke und Spottlieder. Im vierten Buche sind (485 — 584) Freuden- und Trauerlieder in folgender Ordnung zusammengestellt: Frühlings- Herbst- und Winterlieder. Haus- und Arbeitslieder. Trinklieder. Gesellige Lieder und Lieder des Frohsinns. Todtenklagen. — Also 584 ausgewählte Lieder und Gesänge der verschiedensten Völker von ältester bis neuerer Zeit, z. B. altgriechische Kriegslieder des Tyrtäos, chinesische, ein arabisches, ein indianisches Schlachtlied, ein Kriegslied von Otaheiti, nordische Skalden- Schlachtgesänge, ein altschottisches Kriegsheld, Fehdelust des Troubadours Bertram de Born (12. Jahrh.), Gustav Adolf's berühmtes „Verzage nicht", deutsches Soldatenlied von Rudolf Weckherlin, Schlachtlied von Marhof und Zinkgref (17. Jahrh.) 6 neuere Kriegslieder von Uhland, Körner u. A.

Von den trefflichsten und beliebtesten Liedern und Gesängen unserer älteren deutschen Dichter wird man fast keins vermissen; weniger sind die neueren oder richtiger neuesten vertreten, manche ganz ausgeschlossen.

Die Benutzung des typographisch sauber ausgestatteten und, erwägt man seinen Umfang, sehr billigen Buches wird durch ein nach den Anfangsworten geordnetes alphabetisches Verzeichniß erleichtert. Ein ähnlicher Nachweis der Namen der Dichter und Sammlungen, aus welchen einzelne Dichtungen entnommen, fehlt; es würde allerdings noch einen bedeutenden Raum in Anspruch genommen haben.

H.

Miscellen.

Die Sammlung kostbarer Gemälde aus dem Nachlasse des verstorbenen französischen Marschalls Soult, worüber am 24., 25. und 26. d. M. zu Paris Auctiva gehalten werden soll, besteht aus 105 Pieces, worunter nicht weniger als 16 Murillo's, 14 Zurbaran's und 9 Alonzo Cano's.

Wie das Athenaeum angiebt, wird der unterseeische electrische Draht zwischen England und Belgien nun ehestens gelegt werden, aber nicht von Dover nach Ostende, sondern nach Nieuwport, wodurch über zehn Meilen an Draht gespart werden; überdem ist der Grund in dieser Richtung auch besser, als in jener.

Der englische Punch meint, die Vogelscheuchen könnten als ächte Protectionnisten gelten, indem sie ihren Zweck, die Getraidefelder vor ungebetenen Gästen zu schützen, auch wirklich erfüllten.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 40. Mittwoch, den 19. Mai. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Holzschnitte von Christian Winther. Aus dem Dänischen von H. Zeise. (Fortsetzung.) ..... Seite 309
Geschichte des Dieeteriums. (Fortsetzung.) ..... „ 310
Literatur:
Aus der Knabenzeit. Von Karl Gutzkow ..... „ 313
Die Girondisten. Trauerspiel von R. Griepenkerl ..... „ 314
Weigels neuester Katalog ..... „ 315
Miscelle ..... „ 316

Holzschnitte von Christian Winther.

Aus dem Dänischen von H. Zeise.

(Fortsetzung.)

Martin und Marie.

Mein Sohn! o siehst du nicht die See? sie wälzt die Wogen dort,
Aus Ufer spritzet sie den Schaum, — o reite du nicht fort!
Hör' wie der Wind im Schornstein pfeift, sieh, wie die Woge schwellt,
Die weiße Möve schreiet laut am dunklen Himmelszelt!

„Mag auch die Nacht sich nahen vom Mantel schwarz umflort,
„Lieb Mutter! och lieb Mutter! ich muß doch reiten fort;
„Es schreckt mich nicht der Regen und nicht die wilde See,
„Ich fürchte nur für meine Braut, daß Unglück ihr geschehn!

Mein Sohn sie ist wohl nicht so krank, wie du vielleicht es meinst;
Denk' an den deutschen Ritter nur, den du gezüchtigt einst!
Er hat geschworen einen Eid; wie wird mir weh' und bang —
Horch! nun läutet es im Kloster zum Vesperfang!

„Laß Kunz nur immer prahlen so viel wie er will,
„Denn ich hab' gute Fäuste, er ist mir Federspiel!
„In Dithmarschen mit Junker Stenz, da litt er auch im Streit, —
„Ich fürchte für Marie nur, für meine süße Maid:

Mein Sohn! O denkst du nicht daran, du reitest ja vorbei
Dem Galgen, der sich finster hebt, drin hängt der Wilddieb frei,
Er starrt mit finstrer Stirne, der Wilddieb, der erhenkt,
Es macht das Herze beben, wenn man daran nur denkt!

„Der arme Jochum Traue! er ist an jenem Ort,
„Weil einen Hirsch er tödtete, da führten sie ihn fort:
„Mich schreckt nicht seine Seele, sei sie lebend oder todt,
„Ich fühle nur für meine Braut, nur für Marie Noth!

Da führt er aus dem Stalle sein treues, gutes Pferd,
Rasch durch die finstre Haide wie Sturmeswind es fährt,
Es sank der Huf des Rosses tief in den weichen Sand,
Und bald im finstern Nebel das Kloster auch verschwand.

Es seufzte laut der wilde Sturm durch die dunkle Nacht,
Die des Himmels weiten Bogen zum finstern Kerker macht,
Es seufzte laut der junge Bursch, doch sein Gedanke jach
Flog hin nach seiner süßen Braut, die krank daniederlag.

Doch als er kam zum Hügel, wo der Galgen steht,
Spricht er drei Vaterunser im brünstigen Gebet,
Eins betet er für Jochums Seel' indeß die Zähre rann,
Eins für sein liebes Mädchen, und eins für sich alsdann.

Da kam vom Galgenhügel Jochum herbei,
Jung Martin auf ihn starrte und schaudert' dabei,
Jedoch das Pferd stand pustend, so daß es zittern muß,
Und konnte nicht erheben vom Boden den Fuß.

Digitized by Google

Er sprach, und es klang wie wenn nächtlicher Wind,
Zieht durch der Krekerthüre Spalten hinein geschwind.
Er stand so steif im Dunkel, und streckte seinen Arm,
Vor Schreck erbleichte Martin bald, und bald ward er warm.

„Dank, Martin Jesu! dank', weil du betetest so,
„Jedesmal wenn du ritt'st vorbei, ob traurig, ob froh,
„Bald lösest meine Seele da aus wildrer Flammen Spiel,
„Doch aus des Todes Schlinge ich dich erretten will.

„Dort unten bei der Brücke, in einer Kappe roth,
„Liegt Einer in dem Graben und sinnt auf deinen Tod;
„Gieb mir dein Pferd und deinen Rock, und zittre nicht zur Zeit,
„Ich zahle die jetzt meine Schuld für alle Ewigkeit!"

Jung Martin auf ihn starrte, und heller Angstschweiß floß,
Doch gab er seinen Mantel und stieg von seinem Roß;
Es war ihm wie ein Traum, als der Todte sich erhob,
Und durch das Dunkel sagte im sausenden Galopp.

Er lauschte so ängstlich, vor seinem Ohr es sang,
Und donnernd auf die Brücke das Pferd hinsprang;
Nun ward es wieder stille; doch plötzlich mit Knall
Erglänzt es im Dunkel, — dann ein Schrei und ein Fall!

Doch eilig zurück auf dem Pferd der Todte fliegt,
Und der kalte Wind der Nacht den Rockzipfel wiegt.
Still hielt er am Graben, und sprang vom Sattel leis,
Doch das Roß stund und pustete, bedeckt mit Schweiß.

„Geh, Martin, nun in Frieden, deine Braut ist gesund,
„Sie erwartet dich am Morgen, wie die Rose roth und rund;
„Doch der, der seine Kugel ließ auf den Todten gehn,
„Er maßte sie als Rachesold im eignen Herzen sehn.

„Dank für dein frommes Herze, dank, weil du betetest so,
„Jedesmal wenn du ritt'st vorbei, ob traurig, ob froh;
„Wie ist des Herrn Barmherzigkeit so groß fürwahr,
„Es sei der Herr gepriesen und seine heil'ge Engelschaar.

So schwand er hin im Nebel, es scheie die Eule hell,
Doch Martin schwang im Traume sich auf den Schimmel schnell;
Der trug ihn wie ein Blitz auf den schnellen Füßen gut,
Die Regentropfen kühlten seiner Wangen heiße Gluth.

Und als die Hähne grüßten des Morgens Licht,
Und die Sonne hellleuchtend die Wolken durchbricht,
Als die Hunde bellten und lebendig ward der Pfad,
Er den Giebel des Hauses erblickt hat.

Im Hofraum band er an den Haister sein Pferd,
Es begrüßte der Hund den Gast so werth,
Er eilte ins Haus ohne Ruh' und Rast!
Und öffnet die Thüre mit ängstlicher Hast.

In traulicher Stube saß Marie allein,
An Brautschmuck und Linarn nähte sie fein;
Sie flog in seine Arme so munter und keck,
Und küßt ihm von der Stirne den nächtlichen Schreck.

Doch als sie stille saßen und sprachen manch süß Wort,
Wie in verliebten Herzen sie sprießen immerfort,
Und als er innig drückte an seine Brust sie fein,
Da hörten sie auf der Straße viel Lärmen und Geschrei.

Man trug auf einer Tritte einen Todten ins Dorf hinein,
Steif lag er unterm Mantel vom röthlichen Schein;
Doch als die bleichen Züge sie sahn, da riefen sie sacht:
„Das ist der deutsche Kunz, der sich erschossen hat Nacht!"

(Schluß folgt.)

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Zwischen den alten Vollmachtgebern, welche die Verfassung aufrecht gehalten wissen wollten, und den neuen Revolutionairs gestellt, die sich um jeden Preis, und wenn sie dabei auch zu Trümmern ginge, in die Regierung zu drängen suchten, mühte Röderer, eine ehrliche und naive Haut, sich ab, diese Ringer zu beschwichtigen, oder sich offen auf die Seite der einen oder anderen zu stellen, sey's, daß er es nicht wagte oder nicht wollte. Er verrichtete deshalb wahre equilibristische Wunder zwischen Petion und dem Könige, und faßte seinen Bericht so meisterlich doppelsinnig ab, daß er allen Beiden zugleich Recht und Unrecht gab. Er sagte darin:

„Ehe ich über diese Angelegenheit abschließe, meine Herren, erkläre ich, daß ich persönlich jede Handlung, die bei den dauerlichen Umständen, in welchen wir uns den Ausländern, die uns bedrohen, gegenüber befinden, auf die Desorganisirung der Autoritäten, oder auf deren Spaltung, oder auf die Spaltung der Gemüther hinausläuft, als den Gipfel des Wahnsinns oder der Bosheit betrachte."

„Mir erscheint jeder Angriff auf die constitutionelle Autorität des Königs als ein Princip der Spaltung, vielleicht der Desorganisation; ich halte es für gleich strafbällig, die executive Gewalt mit dem Geschütz der Vorstadt St. Anton, und die gesetzgebende Gewalt mit dem Degen der Generale der Armee beherrschen zu wollen; meiner Meinung nach kann die Constitution, welche nach den Ansichten so Vieler die Constitution verderben muß, dieselbe vielmehr retten."

„Es ist der Nation sonder Zweifel daran gelegen, daß die Wohnung des Königs, wenn sie nicht zu schirmen gewesen ist, mindestens durch das Gesetz gerächt werde; es ist aber die Sache der Tribunale, die Schuldigen aufzusuchen und zu bestrafen. Dieselben befinden sich anderswo, als in der Municipalität. Das öffentliche Interesse erheischt, daß bei der Annäherung eines Zeitabschnittes, welcher die Aussöhnung aller Parteien herbeiführen könnte, des 14. Juli, die Autoritäten durch nichts von einander geschieden seyen."

Demzufolge schloß Röderer dann mit dem Ausspruche, es

Digitized by Google

sey keine Veranlassung da, um weder den Maire von Paris, noch die Verwalter der Polizei, noch den Procureur der Gemeinde ihrer Aemter zu entsetzen.

Man begreift, wie sehr parteiisch eine solche Unparteilichkeit war; denn die vielen Declamationen über die Einigung der Gemüther dienten nur, die Verschwörung der Girondisten gegen Ludwig XVI. zu verhehlen; die auf die Zusammenkunft vom 14. Juli begründeten Hoffnungen aber verblendeten die schüchternen Leute über den Zweck des Anmarsches der Föderirten, die herberufen worden waren, um den Handstreich vom 10. August auszuführen und die Monarchie über den Haufen zu werfen. Bei den väterlichen Ermahnungen Röderer's waltet noch der merkwürdige, ja bedauerliche Umstand ob, daß ihm der Anschlag der Revolutionaire keineswegs unbekannt war. Er selber berichtet, daß am 1. Juli „die Administratoren der Polizei nicht ohne Besorgniß waren, und daß sie eine Proclamation gegen die abscheulichen Menschen erließen, welche in den Vorstädten verschreien, daß die Mauern der Tuilerien unter Kurzem eben so einstürzen würden, wie die der Bastille."

Die Folge hat erwiesen, daß Röderer mit den Wühlern nicht unter einer Decke spielte, indem er nur dadurch, daß er sich versteckt hielt, dem Schicksal der August- und Septembre-Opfer entrann; aber er hat an sich selber die Erfahrung gemacht, was dabei herauskommt, wenn man den Factionen gegenüber eine furchtsame Sprache führt oder sich kleinmüthig benimmt. Der Herr von La Rochefoucauld, der sich anders benahm, ist freilich gemordet worden, aber abgesehen davon, daß Röderer mit ihm ein gleiches Schicksal gehabt haben würde, wenn er sich nicht geflüchtet hätte, hat das Leben nur den Werth des Gebrauches, der davon gemacht wird, und es ist immer ein Ruhm und ein Glück, wenn man, falls es seyn muß, das seinige hergiebt, um seinen Glauben, seine Principien zu besiegeln.

Das General-Conseil des Departements, das aus entschlossenen und praktischen Männern bestand, theilte Röderer's Ansicht nicht, und der Leser wird jenem beipflichten, wenn er vernimmt, daß sich aus der Untersuchung der Acten ergab:

„Daß der Maire von Paris das Directorium des Departements ohne alle Kunde von dem Volksauflauf gelassen hatte, der im Werke war; so auch die Municipalität, als diese sich am 18. versammelt hatte."

„Daß am 19. von dem Directorium ein Beschluß genommen worden war, laut welchem der Maire, die Municipalität und der Generalcommandant aufgefordert werden sollten, ohne Verzug die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, dem Unwesen der Störer der öffentlichen Ruhe ein Ende zu machen."

„Daß der Maire von Paris, nachdem er von dem Beschluß des Directoriums unterrichtet worden war, den Generalcommandanten ohne Ordre gelassen hatte."

„Daß der Maire von Paris und die Administratoren der Polizei, statt das Gesetz in Ausführung zu bringen und dem Beschlusse des Directoriums gemäß zu handeln, diesem um Mitternacht ein Schreiben zugesandt hatten, worin sie auf die Legalisirung des Volksauflaufs antrugen."

„Daß das Directorium, welches sofort zusammengetreten war, um auf diesen Antrag Bescheid zu geben, denselben mit der Erklärung abgewiesen hatte, es könne mit dem Gesetze nicht feilschen."

„Daß Trotz dem der Generalcommandant die Weisung erhalten hatte, die Bürger von jeglichem Uniform und jeglicher Waffe unter die Fahnen der Nationalgarde zu versammeln."

„Daß der Maire die wahre Beschaffenheit des Volksauflaufs so wenig gekannt hatte, daß ihm, laut seinem gedruckten und ausgetheilten Berichte, im Gemeindehause, wo er bis 2½ Uhr geblieben, gemeldet worden war: es sey ein schönes Schauspiel, auch werde das Eigenthum geachtet; daher er sich denn, vollkommen beruhigt und sicher, wieder nach der Mairie begeben habe: doch waren zur selbigen Zeit bereits die Thüren zum Tuileriengarten erbrochen worden."

„Daß der Maire von Paris erst zwei Stunden später, als das königliche Thor erbrochen worden war und die Volkshaufen sich auf den Höfen und in den Gemächern zerstreut hatten, in dem Tuilerieschlosse erschienen war."

„Daß der Gemeinde-Procureur sich eben so, wie der Maire, schweigend verhalten und nichts gethan hatte, um dasjenige in Ausführung zu bringen, was der Beschluß des General-Conseils vom 16. bezweckte."

Aus diesen, wie man sieht, mehr als ausreichenden Beweggründen wurden Petion und Manuel durch den General-Conseil des Departements ihrer Functionen enthoben und den Gerichten überwiesen, der Syndicus General-Procureur aber beauftragt, die Thatsachen zu ermitteln, welche Santerre zur Last fielen. Dieser Schritt des Muthes und der Ehre geschah am 6. Juli.

Inzwischen widerstand Röderer dem gebieterischen Drange dessen nicht, was er Versöhnung nannte, und das im Grunde nichts weiter war, als die Entwaffnung der Gewalt, worauf die Factionen immer hinzielten, ohne ihrerseits ein Gleiches zu thun. Der Abbé Lamourette, constitutioneller Bischof von Lyon, hatte durch eine Rede, die mindestens seinem Charakter angemessen war, in der Sitzung vom 7. Juli des Vormittags eine berühmte Komödie veranlaßt: alle Deputirten umhalsten einander weinend, und schworen friedlich, daß sie eine Republik verabscheueten; doch wurde dreißig Tage darnach die Absetzung des Königs, und sieben und zwanzig Tage darnach die Abschaffung des Königthums ohne Debattirung, bloß durch Aufstehen und Sitzenbleiben, ausgesprochen. Röderer war außer sich vor Freude, und schrieb, statt Petion, Manuel und Santerre den Proceß zu machen, wie ihm aufgegeben worden war, an den König, ihm zu rathen, daß er Alles versöhnen möchte. Er sagte in diesem Schreiben:

„Sire, Ereignisse wie die vom 20. Juni werden sich nicht wiederholen, weil der Anlaß dazu weggefallen ist."

„Sire, heute erst ist die Revolution wahrhaft abgeschlossen worden, denn erst seit heute haben alle Sectionen der revolutionairen Partei sich umformt und sich mit dem constitutionellen Königthum verschmolzen. Und doch besteht eine Beschwerde des Königs über ein Vergehen, das unstreitig erster Art, aber von einem irregeleiteten Haufen im Namen der Freiheit begangen worden ist. Diese Beschwerde, Sire, giebt den Stoff zu einem Processe zwischen zwei Parteien ab; aus diesem Processe werden andere erwachsen, geeignet, die Gemüther beider Parteien zu erhitzen. Processe unter Parteien aber kommen dem Kriege gleich."

„Sollte das, bisführo völlig gesicherte, constitutionelle Königthum für den letzten Verstoß der erwachenden Freiheit min-

Digitized by Google

der nachsichtig seyn, als diese Freiheit selber, nur schlecht gesichert, es gegen die alten Irrthümer der vormaligen Herrschaft, der vormaligen Knechtschaft gewesen ist?"

Wie Röderer in seiner „Chronique de cinquante jours" gesagt hat, ist sein Schreiben ohne Erfolg und ohne Antwort geblieben! Nun, es ist demselben wiederfahren, was es verdient hatte.

Ludwig XVI. hat entschiossen, wenn auch kalt, nach seiner Pflicht gehandelt. Da ihm, laut Vorschrift der Verfassung, die Sanctionirung der Entscheidung des Generalconseils des Departements zustand, so überwies er diese zuvörderst seinen Ministern zur Berathung.

Diese Entschlossenheit brachte die Girondisten außer Fassung und machte sie bestürzt. In der Abendsitzung vom 11. zeigte Royer nach der Aussage von Municipalbeamten an, daß von zwei Friedensrichtern ein Verhaftsbefehl gegen Petion und Manuel ausgefertigt worden sey. Diese Kunde veranlaßte einen gewaltigen Tumult und ein arges Schimpfen. Mazuyer declamirte gegen das von den beiden Friedensrichtern constituirte Blutgericht, und Bazire seufzte über die Suspensirung der tugendhaften Magistratsperson, welche als der Schutzgeist von Paris anzusehen sey. Alle Welt überbietend, erklärte Cambon, er habe gehört, daß dreißig Verhaftsbefehle gegen Deputirte bereit gehalten würden ... „So wie die Sachen stehen," setzte er hinzu, „ist es an der Zeit, die Sitzung permanent zu erklären. Wir müssen auf unserm Posten bleiben; hier kann uns niemand etwas anhaben." Nach der Angabe von Röderer war diese Erklärung mit den Tribünen verabredet worden. Diese letzteren machten einen gewaltigen Lärm, und die Versammlung erklärte, daß sie die ganze Nacht beisammen bleiben wolle.

Und was that unter so ernsten Umständen der Maire von Paris? Er — schlief. Es heißt in der That im Moniteur: „um Mitternacht erschienen zwanzig Bürger aus der Vorstadt St. Marcel vor der Barre, und sagten aus, daß sie auf der Mairie gewesen wären und ihnen dort von einem Municipalbeamten gesagt worden sey, daß Herr Petion ruhig und in Frieden in seinem Bette läge. Sie erklärten zugleich, daß die Vorstädte St. Anton, St. Marcel und alle guten Patrioten stets wach seyn würden, wenn es sich darum handle, ihren tugendhaften Maire zu behalten.

Inmitten dieser Umstände wurde die Versammlung am 12. Juli durch ein Schreiben des Königs benachrichtigt, daß er die Amtsentsetzung Petion's und Manuel's gutgeheißen habe.

Die Wiedereinsetzung Petion's.

Die Versammlung hatte zwei gewichtige Gründe, Petion in seinem Kampfe gegen den König zu unterstützen.

Zuvörderst konnte niemand wissen, bis wie weit die Nachforschungen der Justiz sich erstrecken dürften, falls Petion und Manuel der vollen Strenge einer Criminaluntersuchung unterzogen würden; und der sichtliche Schreck, welcher den Deputirten bei der, nicht einmal erwiesenen, Kunde von weiter zu erwartenden dreißig Verhaftsbefehlen überkommen war, ließ nur zu sehr die wirkliche Complicität der legislativen Gewalt mit der Emeute erkennen. Man konnte demnach bezüglich des Attentats vom 20. Juni in dieselbe Lage kommen, in welche sich die constitutionelle Versammlung hinsichtlich des Attentats vom 5. und 6. October befunden hatte, und war nicht sicher, diesmal die Verschworenen durch Cassirung der Procedur retten zu können.

Andererseits war der Handstreich vom 10. August einmal beschlossen; er war für den Augenblick selbst auf den 26. Juli festgesetzt worden; die Föderirten, durch welche er ausgeführet werden sollte, waren bereits eingetroffen und verübten inzwischen Scandal, Lärm und Todtschlag in der Stadt. Man näherte sich der zweiten Föderation, die es den Verschwornen möglich machen sollte, ihre Kräfte zu vereinigen und zu zählen; es war deßhalb von der äußersten Wichtigkeit, in dem entscheidenden Augenblick einen Maire zu haben, auf den man fußen konnte, um die öffentliche Gewalt einzuschläfern und zu annulliren.

Der zweite Abschnitt des vierten Capitels der Verfassung von 1791, der von der inneren Verwaltung handelt, gab dem Departement das Recht, die Gemeinde zu suspendiren, nur mußte es den König davon in Kenntniß setzen, der die Suspension dann guthieß oder wieder aufhob; der König aber hatte in Folge der Uebergriffe der constituirenden Versammlung es sich gefallen lassen müssen, seinerseits das gesetzgebende Corps von seiner Entscheidung zu benachrichtigen, die es dann bestätigte oder wieder aufhob. Die sogenannte legislative Gewalt war sonach in der Wirklichkeit universell und allmächtig.

Das erste, was die Versammlung that, war, daß sie Petion vorforderte, um Erklärungen abzugeben, ein öffentlicher Scandal, zu welchem das Gesetz durchaus nicht berechtigte; und die Ueberweisung an die Gerichte in soferne, als sie den Maire, den Gemeinde-Procureur und die Polizeiadministratoren betraf, zu annulliren. Damit war für die Verschwörer, die sich der Zeit verborgen hielten, aber sich mit ihrer Mitschuld breit machten, als die Monarchie gestürzt worden war, viel gewonnen.

Petion stellte sich am 12. Juli vor der Barre ein, und hielt eine lange Rede, in welcher er der Emeute das größte Lob spendete, während er das Departement und den Hof mit Beleidigungen überhäufte.

Laut dem Ausspruch des Departements hatten sich in den Reihen der Emeute Menschen, die niemand kannte, Räuber und Mörder befunden.

„Diese schändliche Angabe schreit nach Rache!" rief Petion aus. „Ist auch nur ein einziger Mensch dabei umgekommen? Sollen die Bürger denn stets mit solcher Leichtfertigkeit und Vermessenheit verläumdet und entehret werden? Indem man sie stets mit Schmach überhäuft, mit Verachtung tränkt, bringt man es dahin, daß sie verderbt werden, versetzt man die Gesellschaft in einen ewigen Kriegszustand."

„Der Eintritt des Volkes in die Tuilerien ist augenscheinlich die Folge eines der unvorhergesehenen Ereignisse gewesen, die weder der Ueberlegung noch einem vorbedachten Plane angehören."

„Die Municipalitäten streben mit Energie nach der Freiheit; die Departements setzen dem unabläßig Hindernisse entgegen. Das Municipalregiment hat etwas Mildes, Väterliches; es ist das erste und heilsamste von allen; das Departementalregiment aber hat etwas Hartes, Despotisches; es ist den Oertlichkeiten und den Umständen weniger angemessen. Die Municipalitäten stehen insbesondere unter dem Einflusse des Geistes der Städte, die Departements aber stehen unter dem des Hofes. Das Eigenthümliche der höheren Corps ist der Drang zu herrschen, die Gewohn-

Digitized by Google

heit des Herrſcheus verdirbt aber die Menſchen unmerklich und macht ſie gebieteriſch."

„Ich übergehe die Entſcheidung des Königs mit Schweigen. Das Departement hatte ihm einen guten Dienſt erwieſen, indem es mich ſuspendirte; der König vergilt ihm das damit, daß er es unterſtützt. Das Departement hat in all ſeinem Thun ſtets ein ſo völliges Eingehen in die Abſichten des Hofes bewieſen, daß dieſe Willensgleichheit in dem vorliegenden Falle nichts Uebererſchendes hat, und ich kann mir dieſe Entſcheidung nur zur Ehre anrechnen."

Die Girondiſten hatten für ein ſo entſcheidendes Ereigniß für eine paßliche Beſetzung der Tribünen, die ſeit vier Jahren einen bedeutenden Theil der legislativen Gewalt ausmachten, geſorgt; auch wurde Petion, zu den Ehren der Sitzung eingeladen, mit Jubel empfangen. „Von allen Tribünen erſcholl", ſagt der Moniteur, „der wiederholte Ausruf: „es lebe Petion! es lebe unſer Freund Petion!"

Was that nun die Verſammlung? In gewöhnlichen Zeiten und vernünftigen Menſchen gegenüber hätte Petion dem geſetzgebenden Corps eine ſchwere Arbeit bereitet; denn ſeine Rede war ein gewaltſamer Angriff gegen die conſtitutionelle Exiſtenz der Departementsadminiſtrationen, auch eine vermeſſene Verläumdung gegen das General-Conſeil des Departements von Paris und gegen den König. Den Inhalt dieſer ſcandalöſen Diatribe durch eine günſtige Entſcheidung zugeben und gutheißen, hieß mit deren Autor erklären, daß die Adminiſtratoren des Departements als Feinde des Volkes unterdrückt werden müßten, und daß die Adminiſtration von Paris und der König ſich gegenſeitig im Intereſſe ihrer Peinigerin die Hand gereicht hätten; es hieß endlich mit Petion ſagen, daß die gegen ihn getroffene ernſte Maßregel ihm zur Ehre gereiche.

Wie verwegen und ſtrafbällig ein ſolches Verfahren aber auch war, weil dadurch die königliche Autorität beſudelt ward, konnte die Verſammlung bei ihren Leidenſchaften und ihrer Complicität bei der Emeute doch nicht umhin, dazu zu greifen. Muſnier wurde der Form wegen beauftragt, in der Sitzung des folgenden Tages Namens der Zwölfercommiſſion einen Bericht zu erſtatten; zuvor aber ſprach die Verſammlung, die ſich in eine abſurde Stellung verſetzt ſah, die Interdiction der durch die executive Gewalt bei den Departementsadminiſtrationen angeſtellten Büreaux aus. Rödererr ſelber, der hierauf nicht gefaßt geweſen war, gab den Factioſen die Waffen in die Hände, und Beiſſot verlas ſeinen Bericht, um Petion als unſchuldig darzuſtellen. Alles dieſes war aber purer Ueberfluß: die Verſammlung war ſchon völlig mit ſich im Reinen.

Ueberdem drängte die Zeit: den andern Tag ſollte das Verbrüderungsfeſt gefeiert werden, und Petion war für die Ceremonie des Marsfeldes unentbehrlich.

Nach einer Debatte, die durch das Ziſchen auf den Tribünen abgekürzt wurde, hob die Verſammlung am 13. Juli die Suspendirung des Maire und des Gemeinde-Procureurs von Paris wieder auf.

(Fortſetzung folgt.

Aus der Knabenzeit.

Von Karl Gutzkow.

Herr Karl Gutzkow hat ſchon wieder ein neues Buch geſchrieben, — wir wiederholen — geſchrieben. Ein Kopf, der nie roſtet, ſtets neue immer vorwärts drängt, in dem es ewig gährt, der nicht einmal gleich dem Olympier Zeus, ſondern unaufhörlich mit Kopfſchmerzen ſchwangre geht, dem leidre aber der Hammer des Hephäſtos fehlt, daß eine Schöpfung wie Pallas Athene daraus hervorgehe, von einem ſolchen Kopfe ein abgerundetes, fertiges, gewürfeltes Werk zu verlangen, wäre unverantwortlich. Die Kritiker von Fach, die meiſt aber nur ſelbſt Gutzkow's Schatten, verwechſeln dieſes ruhe- und raſtloſe Schaffen mit großem Talent, Beweglichkeit des Geiſtes, mit der Fülle und dem Reichthum eines weltbezwingenden Gemüths. Und ſie haben Recht, dieſe Herren; nur ihr Auge iſt etwas kurzſichtig, ihrer Kunſtanforderung leicht Genüge gethan. — Eine Hand wäſcht die andere. — Und auf welchem Gebiete hätte ſich Herrn Gutzkow's Muſe nicht ſchon überall herumgetummelt? — bald auf Socken — bald auf hohem Kothurn — bald auf dem Felde der Politik — bald im Roman im großen und kleinen Stil — bis ſie zuletzt auf 10 Jahre ihrer Kindheit etwas zur Ruh ſich geſetzt. Wird Herr Gutzkow hier raſten und ruhen, um ein Werk von literarhiſtoriſcher Bedeutung, mit der ewigen Signatur Gottes an der Stirn, ſo eine Freude und Stolz deutſchen Geiſtes in ſich reifen und geſtalten zu laſſen? Ja vielleicht — wenn nur der Recenſent in den „Jahreszeiten" ihn nicht ſchon wieder in ſeinem Zeugungsproceß geſtört hätte. Ob Schadenfreude oder ein anderes Motiv der Taktloſigkeit dieſes Recenſenten zu Grunde lag, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Wir gehen zur Sache ſelbſt.

Das Buch „aus der Knabenzeit" umfaßt einen Zeitraum von zehn Jahren (1811—1821). Für die Entwickelungsgeſchichte Berlins iſt dieſes Buch von einiger Wichtigkeit. Der Knabe Gutzkow iſt hier Nebenſache; der Mann gewordene Gutzkow reflektirt über die damalige Zeit und den wahrſcheinlichen Einfluß jener Zeitverhältniſſe und Beſtrebungen auf das wache, reizbare, empfängliche Gemüth ſeiner Knabenzeit. Herr Gutzkow iſt aber hier nicht ſtehen geblieben. Statt uns ein objectives, ſcharfbegrenztes und dabei doch vollſtändiges Bild jener Zeit zu geben, werden Seiten mit Reflexionen gefüllt, die bis in's Heut hereinragen. Und wozu? Der Jammer und das Elend des heutigen Proletariats, die „königliche und prieſterliche" Macht des Weibes beim Nähkörbchen oder ſiedenden Theewaſſer kommen hier nicht zu kurz. Hin und wieder ſteigen Raketen ſocial demokratiſcher Ideen auf. Wozu dieſer Aufwand, dieſe Verſchwendung, dieſes Feuer, das doch nur blenden, nicht erwärmen will. Man kann mit ſeinem Herzblut ſcheiden und doch kaum eine Wärme von 28° Reaumur ausſtrömen laſſen.

Dieſem Buche fehlt eine edle Gleichmäßigkeit, Rundung, Plaſtik. Die Gedanken ſollen nicht nackt herumlaufen, aber auch nur ſo viel Worte zur Einkleidung haben als nöthig iſt. Allerdings würde dieſes Buch bedeutend an Bogenzahl verlieren. Der Verfaſſer wird ſeinem Gegenſtande immer ſelbſt unterm, um ſeinen Geiſt nur überall glänzen zu laſſen. Sich generaliſiren können im großen Stil, männlich und kräftig, und es werden Werke entſtehen, daß einem das Herz aufgeht.

L. F.

Digitized by Google

Die Girondisten. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Robert Griepenkerl. (Auch m. d. Titel: Dramatische Werke von Robert Griepenkerl. Zweiter Band.) Bremen. Verlag von Franz Schlodtmann. 1852. 131 Seiten. 8.

Es ist niemals ohne ein gewisses Bedenken, daß wir dramatische Werke in die Hand nehmen, deren Titel von einer ganzen Gruppe von Persönlichkeiten entlehnt ist. Mögen diese immerhin durch gemeinsame politische oder religiöse Interessen und Bestrebungen verbunden sein, und selbst aufs Engste zusammengehören, so können wir doch von vornherein die Besorgniß von uns nicht abwehren, es möchte dem Dichter nicht gelungen sein, in diese weitangelegte Darstellung die für den Erfolg seines Werkes so nothwendige dramatische Einheit zu bringen. In der That sehen wir auch, daß die klassischen Dramatiker aller Nationen nur sehr selten so umfangsreiche Stoffe behandelt haben, und daß auch ein Shakespeare lieber an einem Individuum eine ganze Gesammtheit schildern, als den umgekehrten Weg einschlagen wollte. Man könnte gegen diese Behauptung das Beispiel der Alten anführen, bei denen die Plural-Titel, wenn man sich so ausdrücken darf, bekanntlich nichts Seltenes sind. (Man denke nur an die Perser und die Eumeniden des Aeschylus, die Trachinierinnen des Sophokles, die Phönizierinnen, die Troerinnen, die Bakchantinnen des Euripides, die Ritter, die Wolken, die Achaener des Aristophanes u. s. w.) Allein man weiß auch, daß hier in den meisten Fällen die Mehrheitsbezeichnung einen ganz andern Sinn hat, indem sie nur Bezeichnung des Chores dient, der die antike tragische Handlung begleitet.

Etwas ganz Anderes besagt der Titel des vorliegenden Stückes: Die Girondisten. Er deutet darauf hin, daß in dieser Tragödie das Wirken und Streben einer ganzen großen politischen Partei, deren Kampf mit einer anderen, an Talent, Intelligenz, Redlichkeit der Absichten weit unter ihr stehenden, aber an Energie und Raschheit des Entschlusses überlegenen Partei zu den ergreifendsten und allerdings auch an dramatischer Wirksamkeit reichsten Parteien der großen französischen Bewegung gehört.

Insofern würde sich die Wahl dieses Stoffes für eine tragische Dichtung vollkommen rechtfertigen; eine andere Frage aber wäre, ob dieselbe auch mit den inneren Gesetzen der dramatischen Poesie vollkommen übereinstimmend gefunden werden kann. Die dramatische Poesie kann sich unmöglich damit begnügen, eine Begebenheit darzustellen, und in derselben eine Anzahl von Personen so redend und handelnd aufzuführen, wie sie in Wirklichkeit geredet und gehandelt haben. Auf diese Weise mag allenfalls ein dialogisirtes Geschichtsbuch, aber nimmermehr ein dramatisches Kunstwerk entstehen, und die äußerliche Eintheilung in Akte und Scenen, die in Klammern beigefügte, und noch so reich ausgestattete, Handlung wird daran Nichts zu ändern vermögen.

Nun wollen wir freilich nicht sagen, daß Herr Griepenkerl mit seinen Girondisten weiter nichts als Dieses gethan habe; — es fehlte dem Werke vielmehr durchaus nicht an Spuren ächter Poesie; so ist z. B. die Erzählung des Freiwilligen Offiziers Seegent von dem Verrathe Dümouriez's (Erster Aufzug, zweite Scene p. 21 fg.) ein Musterstück drastischer Prosa, die nur durch einzelne Ausdrücke, in denen man mehr den spielenden Witz des Dichters, als die redende Person selbst, zu hören glaubt, entstellt wird. Welch' ein energischer Ausdruck ist es, wenn bald darauf Genfonné sagt: „Das Volk schreit nach den Mitschuldigen Dümouriez's," und Barbaroux auf Danton zeigend, ihm antwortet: „Nach den Mitschuldigen Dümouriez's? Seht da den Mitschuldigen Dümouriez's! Seine Pocken verstecken seine Scham" Die Sprache, die in diesem Trauerspiele herrscht, ist fast durchgängig von lebhafter Färbung, kurz, energisch, gerade wie die Zeit, die sie schildert; ein straff gespannter Bogen, jeden Augenblick bereit, den spitzen Pfeil zu entsenden. Nur selten finden sich weitschweifige und schwülstige Stellen, desto häufiger indeß ein Haschen nach witzelnden Antithesen, die, wenn auch vielleicht im französischen Geist begründet, doch in die Sprache eines deutschen Trauerspiels nicht übergegangen brauchten. Wir werden auf diese und ähnliche Auswüchse noch unten mit ein paar Worten zurückkommen müssen.

Ebenso ist nicht zu läugnen, daß einzelne Persönlichkeiten dieses Trauerspiels sich aus dem dramatischen Hintergrunde bedeutsam abheben, z. B. Marat, Charlotte Corday, Barbaroux, Mad. Roland, und Lamberline de Méricourt, um die herum sich denn eine außerordentliche Anzahl von Personen, — bekannte und unbekannte Namen aus jener ereigniß- und personenreichen Zeit, — in bunten Schaaren drängt. Allein es fehlt doch viel, daß das Bild auch nur einer einzigen dieser Personen zu einiger Vollständigkeit gelangte, und sich vor die Seele des Lesers mit einigermaßen deutlichen Umrissen hinstellte. Marat — eine Figur, die überhaupt nicht für die Bühne gehört, und wegen ihres rohen Cynismus dort immer nur Mißfallen erregen kann, erscheint nur als revolutionairer Phrasenheld; — Barbaroux, nur als Verliebter, und träumerischer Idealist, — Mad. Roland, weit entfernt, in Wort und That als der leitende Genius der Gironde zu erscheinen, hat vielmehr stets nur Klagen über enttäuschte Hoffnungen, und zu Grabe getragene Ideale. Charlotte Corday endlich füllt mit den Vorbereitungen ihrer That, und der Ausführung derselben fast den ganzen Rahmen dieses Gemäldes aus, so daß man sie eigentlich wohl als die Hauptperson der Dichtung ansehen dürfte. Allein ein tieferes Interesse vermag auch sie nicht in den Herzen der Leser zu erwecken. Denn wenn man sich nach den Motiven ihrer That umsieht, so ist es entweder blinder an Wahnsinn gränzender Fanatismus, wie da, wo sie Marat zum erstenmale erblickend, ausruft: „Es ist der rothe Drache!" — und bald darauf: „Es war der rothe Drache! Deine Waffe, hoher Engel Michael!" (Ende des zweiten Aufzugs); oder ein höchst unweiblicher Ehrgeiz, wie da, wo sie, von der Madame Roland als Enkelin des großen Corneille begrüßt, diesen Vorzug mit den Worten von sich weist: „Ihr sollt mich wegen eines Zufalls der Geburt nicht ehren; die Ehre wäre klein. Geehrt zu sein wegen einer That, die von mir selber kommt — mein Leben für die Ehre!" (Zweiter Aufzug, zweite Scene). Und da sie somit ihre That weder mit klarem Bewußtsein, noch in selbstvergessener Hingabe an ein großes Interesse vollbringt, so kann diese, abgesehen von ihrer zurückstoßenden Widerlichkeit, auch schon um ihrer Motive willen keine

Digitized by Google

tiefere Theilnahme bei dem Leser und Zuschauer wecken. Mit geringer Berechtigung sagt offenbar Barbaroux von einer so wenig in sich einigen Persönlichkeit: „O sie ist wahr und ohne Fehl, ganz von Licht durchflossen, wie der Krystall im Gletscherbach." (Zweiter Aufzug, zweite Scene).

Und so ist es denn wohl klar, daß die Girondisten des Herrn Geibenkeel ein historisches Trauerspiel in der Weise, wie die Poetik das Wort zu nehmen gewohnt ist, in der Weise, wie Shakespeare, Schiller und Göthe (wenn man von ihren frühesten Productionen absieht) sich diese Kunstform gedacht haben, so eigentlich nicht sind. Am meisten Aehnlichkeit möchte dasselbe in seinem Baue noch mit dem Göthe'schen Götz von Berlichingen haben, welches Stück ja aber auch, trotz aller Vortrefflichkeit im Einzelnen, keinen Anspruch darauf machen kann, ein vollendetes dramatisches Kunstwerk zu sein. Sehr nahe liegt auch der Vergleich mit dem vor einigen Jahren erschienenen Werke eines französischen Tragikers — der Charlotte Corday von Ponsard. Man wird es sich schwerlich verhehlen können, daß die Tragödie des Franzosen sowohl in Bezug auf die Durchführung der dramatischen Einheit, wie auf die Klarheit und Durchsichtigkeit des Baues, und die vollendetere Charakterisirung der Hauptpersonen über dem deutschen Trauerspiele steht. Namentlich kommen Barbaroux und Charlotte Corday in dem französischen Stücke mehr zu ihrem Rechte, und die That des Mädchens wird psychologisch aus ihrem Innern entwickelt. Man sieht den Gedanken dieses Mordes in dem Gemüthe der Schwärmerin entstehen, man verfolgt die Ausbreitung und Befestigung, welche derselbe durch die Lectüre Corneille'scher Tragödien, und vor allen Dingen durch den Bericht des aus Paris geflüchteten Barbaroux über das Treiben der dortigen Machthaber erhält, man sieht die Liebe zu Barbaroux keimen, und ein mächtiger Hebel ihrer Handlung werden, und man ist auf eine baldige schreckliche Catastrophe hinlänglich vorbereitet, wenn nun Charlotte Corday im Eckgeschoß des Palais Royal erscheint, um ihre Hand mit dem Messer des Meuchelmörders zu bewaffnen. — Unser Dichter hat einen ganz andern Weg eingeschlagen. Er läßt seine Charlotte Corday gleich zu Anfang des Stückes an den Barrièren von Paris erscheinen, und dort mit jener verrufenen Lambertine (auch Théroigne genannt) von Méricourt zusammentreffen. Diese, eine verlassene Geliebte Barbaroux's geräth über die Huldigungen, welche dieser der Charlotte bezeigt, außer sich; sie will diese tödten, wird aber von Barbaroux daran verhindert. Schon will sie das Mädchen von Caen der Denunciation Marat's überliefern, da erfährt sie daß Charlotte dem Barbaroux keine Gegenliebe beweist. Nun wird sie vielmehr deren Verbündete, geleitet dieselbe auf ihren Wunsch zum Marat, und wird so die nächste Veranlassung der Ermordung dieses Wüthrichs. Herr Geibenkeel hat sich also in dieser Partie seines Stückes weit mehr von dem geschichtlichen Boden entfernt, als sein französischer Vorgänger.

Sonst aber bemüht sich Herr Geibenkeel historisch zu sein im weitesten Sinne des Wortes, und jedes irgendwie bedeutende Ereigniß, jede halbwegs namhafte Persönlichkeit der Zeit in den Umfang seines Gemäldes mitaufzunehmen. Und so wäre denn auch wohl historisches Gemälde der Name, der am Besten das Wesen dieses dramatischen Werkes ausdrückte, das jedenfalls von treuem Quellenstudium, selbstständiger Verarbeitung des empfangenen Stoffes, reicher Phantasie und ungewöhnlicher Sprachgewandtheit zeugt. In letzterer Hinsicht möchten wir den Herrn Verfasser nur vor einer gewissen Caudität warnen, der derselbe aus einem zu weit getriebenen Streben nach dem, was die französischen Romantiker couleur locale genannt haben, verfallen ist. Welch' einen widerlichen Eindruck muß es z. B. machen, von der Bühne herab die Worte eines Marat zu hören: „Gieb mir ein schneeweißes Tuch, Laurent. Sie sollen nicht sagen, daß Marat an seinem Ehrentage im Schmutze steckt. Die Bürger werden heute nicht nach Fischen stinken; alle werden sich gewaschen und geputzt haben." (Zweiter Aufzug, erste Scene). — Oder die in Gegenwart der Mad. Roland, in ihrem eigenen Hause, vorgebrachten, und zum Theil an sie selbst gerichteten Worte Danton's: „Seid versichert, den Knoten Eurer staatsmännischen Weisheit zerhaut das Volk, und seine übereilten Richter schickt es auf's Schaffot. Verzeihung, Madame, ein weicheres Kissen für Euren Kopf zu — nähen, habt Ihr verschmäht." (Erster Aufzug, zweite Scene). Es ist wohl nicht zu verwundern, wenn, wie die Scenerie angiebt, Mad. Roland vor diesen Worten entsetzt zurückweicht, allein man kann auch zu gleicher Zeit versichern, daß wohl nie in Frankreich, auch unter der Schreckensherrschaft nicht, solche Worte, in einem Salon, und in Gegenwart einer Dame, vernommen worden sind. — Ebenso sehr hat sich der Verfasser wohl vor spielenden Pointen (z. B. Momin: „Wir wollen blutwenig — wir wollen ein wenig Blut." (Erster Aufzug, erste Scene) — Mad. Roland: „Leben, gieb mir einen großen Tod! Tod, sei mein Leben!" (Dritter Aufzug, erste Scene u. s. w.); vor Wiederholungen (Charlotte, Marat erdolchend) „Es ist der rothe Drache." — Gleich darauf: „Es war der rothe Drache." (Zweiter Aufzug, gegen das Ende) und: „Was that ich denn? Laßt mich besinnen. (sic.) — Den rothen Drachen erschlug ich." (Vierter Aufzug gegen das Ende) — wie auch vor unzeitig angebrachten poetischen Ausdrucksweisen, die dann leicht sogar lächerlich werden, zu hüten. So sagt derselbe Danton, der in einem frühern Akte der Mad. Roland mit der Guillotine gedroht hatte, von den Girondisten: „Beginnt der Kampf von Neuem, und unterstützen wir sie nicht, so fallen sie, eh' die Sonne den Montmartre küßt." (Dritter Aufzug, zweite Scene). — Und diese Worte werden noch überdieß zu Robespierre gesprochen! —

Druck und Papier sind fast splendid zu nennen. —

MM.

Weigels neuester Katalog.

In drei Heften (631 Seiten gr. 8, 13,416 Nummern) liegt jetzt der neueste Katalog des wohlbekannten, reichen Büchervorrathes von Herrn T. O. Weigel in Leipzig vollständig vor uns. Daß hier Ausgesuchtes und Werthvolles, viel Seltenes und Kostbares dargeboten wird, ist zu erwähnen kaum nöthig. Das erste Heft (S. 1—184. Nr. 1—4246) enthält die Theologie in allen ihren Theilen; wir heben nur die Bibel-Literatur, Nr. 1

Digitized by Google

bis 462, hervor, aus welcher selbst bedeutende Bibelsammlungen vermehret werden können; so finden wir z. B. die erste Ausgabe der Bibel in böhmischer Sprache, Altstadt Prag 1488, Folio, die lateinische Bibel ohne Ort und Jahr (1474?), in zwei Bänden von 271 und 302 Blättern, die wendische wittenberger Bibel von 1584, mit vielen vorzüglichen Holzschnitten; das Neue Testament, Augsburg, H. Stainer, 1535, 8, auf Pergament gedruckt, u. dgl. Aus den übrigen Unterabtheilungen führen wir die Concilien-Sammlungen, besonders die von Mansi in 31 Bänden herausgegebene, und Gratiani Decretum. Moguntiae 1472, und Argent., H. Eggesteyn 1471, an. Im zweiten Hefte nimmt die Philologie (Nr. 4247—8518) die Seiten 185—386 ein. Wörterbücher aller Sprachen, Grammatiken der griechischen und lateinischen Sprache, die griechischen und lateinischen Klassiker mit Erläuterungsschriften (Nr. 4247—7427), fernere Grammatiken der orientalischen und neueren Sprachen, lateinische Schriftsteller der mittleren und neueren Zeit, sowie arabische, indische, persische u. s. w., englische, französische, deutsche, spanische, italienische Schriftsteller u. s. w. (Nr. 7428—8518) sind die Bestandtheile dieser Abtheilung. Von vielen älteren und neueren Klassikern treffen wir ansehnliche Suiten an (Ariosto Nr. 7494—7514, Petrarca Nr. 8170—8210). Wir bemerken namentlich das in Portugal selbst seltene portugiesisch-lateinische Wörterbuch von Bluteau, das Dictionarium Scoto-Celticum, compiled and published by the Highland Society of Scotland; Meninsky's türk.-arab.-pers. Wörterbuch, Original- und neuere Ausgaben des Thesaur. graecae linguae H. Stephani; Willmet's Lexic. arab. in Coranum etc., mit vielen handschriftlichen Ergänzungen von Peter von Bohlen; Wilson's Dictionary sanscrit and english, A. W. v. Schlegel's Exemplar, mit Papier durchschossen, worauf bedeutende Nachträge niedergeschrieben; Analecta vet. poetar. graecor. ed. R. F. P. Brunk. 3 Tomi. Argent. 1785, von Jan. Mar. Ragoni mit dem Vatican. Codex (Cod. Palat. No. XXXIII) verglichen; das Classical Journal vom März 1810 bis Dec. 1832, 92 Lieferungen, vom Erscheinen bis zum Schlusse ganz vollständig (— ein solches Exemplar möchte schwerlich sonst, sogar in England, käuflich zu erwerben sein! —); Curtius Rufus, Druck von Georg Lauer, ohne Ort (Rom) und Jahr (circa 1470); das einzige bekannte auf Pergament gedruckte Exemplar des Diodors aus Sicilien, Viennae, H. Victor, 1516, Folio, mit reichen Initialen in Gold und Farben; Nonius Marcellus, de proprietate sermonis S. l. 1471; 15 Ausgaben von Priscianus' grammat. Werken, aus dem 15. und 16. Jahrhundert; die Editio princeps des Sallustius; ein vortrefflich erhaltenes Exemplar der Editio princeps des Tacitus; u. dgl. m. Ferner: Prachtausgaben des Orlando furioso; die sehr seltene englische Uebersetzung von Seb. Brand's Stultifera navis, von Alexander Barclay Priest, London, 1570, Folio; Dodsley's Collection of old plays; Bodoni's merkwürdiger Druck von 1775: Epithalamia exoticis linguis reddita; Lumsden's grammar of the persian language; Hans Sachs' Gedichte, 1—5 und letztes Buch (1s. B. 1590. 2s. B. 1591. 3s. B. 1588. 4s. B. 1578. 5s. B. 1579), Folio; u. s. w., u. s. w. — Unter der Hauptrubrik Miscellanea bietet das dritte Heft des Katalogs S. 381—631 (Nr. 8519—12966) eine Menge trefflicher Werke aus den übrigen Fächern der Wissenschaften, unter ihnen manche Seltenheiten und Prachtwerke. Die Fächer sind: Archäologie und Kunstgeschichte. Numismatik. Geschichte, Chronologie, Politik, Kriegsgeschichte. Rechtswissenschaft. Medicin, Physik und Naturgeschichte. Geographie. Reisebeschreibungen. Mathematik, Astronomie und Astrologie. Gesammelte kleine Schriften, Reden und Briefe (besonders lateinische). Literaturgeschichte, Schriften gelehrter Gesellschaften, Bibliographie, Biographien gelehrter Männer und Lobschriften auf sie. — Zusätze zu allen drei Abtheilungen, Nr. 12967—13416. — Einzelnes aus diesem Hefte beispielsweise namhaft zu machen, müssen wir uns versagen; die Wahl würde uns schwer werden. Selbst die größten Bibliotheken haben, gleichwie in den beiden ersten Abtheilungen, so vorzugweise hier, Gelegenheit, von den bedeutenderen, also auch theuren Werken abgesehen, was ihnen von weniger bedeutenden, aber als Theil des Ganzen dennoch wichtigen Büchern, fehlen sollte, für verhältnißmäßig billige Preise zu kaufen.

Die Addenda sind so zu brauchen. Wir treffen dort an: ein ganz neues Exemplar der Abhandlungen der k. Akad. der Wissensch. in Berlin 1812—34; die Annales acad. gandavensis, 1817—27, Ann. acad. leodinensis, 1817—27, Ann. acad. levaniensis, 1817—26; Bedae hist. ecclesiast. gent. Anglorum (Argent. Eggesteyn, circa 1473); Bollandi Acta Sanctorum, 1643—1755, 44 Bände; die Halberstadt'sche deutsche Bibel von 1522; Psalter, Deutsch und Lateinisch, mit der Glosse, O. O. u. J. (Straßburg um 1475) Folio; die Reichenbach'schen botanischen Kupferwerke; Renaudot's Liturgiarum oriental. collectio; und Aehnliches.

Auf den beiden letzten Seiten sind zwei Manuscripte beschrieben: eine Biblia latina, schöne Handschrift des 15. Jahrhunderts auf Pergament, in zwei Columnen, mit blauen und rothen Initialen, die hin und wieder besonders verziert sind; und eine wohlerhaltene Handschrift des 14. Jahrhunderts, theils auf Papier, theils auf Pergament, ein deutsches Rechtsbuch in dialogischer Form.

F. L. Hoffmann.

Miscelle.

Der Obrist Rawlinson soll nun den gesammten Begräbnißplatz der assyrischen Könige und Königinnen erschlossen haben. In einem deßfallsigen Berichte heißt es: „Da liegen sie nun in riesigen steinernen Sarcophagen, deren schwere Deckel mit königlichen Ornamenten geschmückt sind, ganz so, wie sie vor 3000 Jahren begraben wurden."

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 41. Sonnabend, den 22. Mai. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Holzschnitte von Christian Winther. Aus dem Dänischen von H. Zeise. (Fortsetzung.) ..... Seite 317
Aus dem Tagebuch meiner Schwester Ida. Von H. Staacke „ 319
Literatur:
Neuestes Comptoir-Lexikon der französ. und deutschen Sprache. Von Louis Reignier ..... „ 322
Sängerhain. Sammlung heiterer und ernster Gesänge ic. ..... „ 322
Wegweiser durch die Litteratur der Deutschen. Von G. Schwab und K. Klüpfel ..... „ 322
Miscellen ..... „ 324

Holzschnitte von Christian Winther.

Aus dem Dänischen von H. Zeise.

(Beschluß.)

Jacob und Lone.

Wo der Landweg hinein in Terslugeby geht,
Im Schutz eines Wallnußbaums ein Hüttchen steht,
Ein kleiner Garten vorne, ein Schuppen hinten stund,
Das Schuhmacherschild hängt an geweißter Wand.

Wenn die Rose prangte, die Lerche sang in der Luft,
Wenn Nelke und Viole vermählten ihren Duft,
Wenn das Laubdach schirmte gegen die Sonne frisch,
Dann brachte Meister Jacob hinaus Stuhl und Tisch.

Dort saß er an der Thüre, mit Messer, Pfriemen, Draht,
Zum Zeitvertreib er ein Lied geflötet hat;
Doch wenn er auch nähte so rüstig dazu,
Sein Gedanke war nicht stets bei Stiefeln und Schuh.

Jenseits des Weges wo der Meilenzeiger steht,
Sich des Bezirkvoigts herrlicher Hof erhöht,
Das Stacket geht längs des Wegrs, mit dem Pförtchen weiß und grün,
Wo in der Frühlingszeit lieblich der Bleichplatz schien.

Und kam man gefahren, wenn die Sonne stand auf,
Und lieblich blinkte auf die Scheiben und den Kirchthurmsknauf,
So sah man des Voigts Lone, — sie war stets bei der Hand, —
Sie begoß dann Garn, Drell und Leinewand.

Und kam man gefahren, wenn die Sonne verschwand,
Wenn der Abendnebel über den Fluren stand,
So sah man Meister Jacob mit der Pfeife im Mund,
Er schwatzte dann mit Lone in stiller Abendstund!

Er stand hinterm Zaune, sich lehnend daran,
Sie saß auf einer Bank im Garten nebenan,
Und manche lust'ge Rede man hier vernahm,
Bis Meister Jacobs Herzensruh' Abschied nahm.

Doch durfte er nicht wagen zu reden frei mit ihr:
„Gieb, Lone! mir dein Herze, sieh, meines ist hier!
Und schweigt lange der Mund, so ist's nicht gescheut,
Man verliert den Prozeß — sagen kluge Leut'. —

Seine Thür verschloß er eines Abends spät,
Und wie Junggesellen pflegen, zum Krug er geht;
Einen Glasermeister traf er in seiner Noth:
Seinen Jonathan, seinen Damon in Leben und Tod.

Beim gefüllten Glase klagt er ihm seine Noth:
„Mein lieber Jesper Mayer! ich wollt', ich wäre todt!
Ich werde mit der Sprache wahrhaftig nicht klar,
Und ohne Lone fahr' ich in die Grube fürwahr."

Digitized by Google

Der Andre lacht: „dein Seufzer freut mich von Herzensgrund!
Glaubſt du gebratne Tauben fliegen in deinen Mund?
Haſt du nur Muth im Herzen, dann glaub' mir, iſt's ein Spiel,
Auch außer deiner Lone giebt's noch der Mädchen viel!"

„Nein, ſie iſt doch die Beſte, licht wie ein Diamant!"
— „Kalt wie der Stein, mein Lieber, und ſcharf wie ſeine Kant'!"
„Sie iſt ſchön wie eine Roſe!" — „Jawohl, mit Dornen baß,
So falſch wie Eis im Sumpfe, und ſpröd' wie Fenſterglas."

Wie Neſſeln iſt ein Mädchen mit argem, bittrem Sinn,
Du wirſt dich ſtets verbrennen, greifſt du behutſam hin;
Doch iſt dein Griff nur muthig, die Hand feſt und das Herz,
So reißt du mit der Wurzel heraus ſie ohne Schmerz!

Weßhalb hier ſtehn und klagen mit trübem, bangem Muth!
Du haſt auch keinen Tropfen Courage in dem Blut!
O, weßhalb willſt du mauſen? den graden Weg ſchlag' ein,
Und Thor magſt du mich nennen, wenn ſie dir ſaget Nein!"

— „Ach, hab' ich etwas anders als Leiſten, Draht und Ahl'?
Was ſollte ich wohl bieten der ſüßen Maid zumal
In meiner alten Hütte? dort iſt's confus, o Graus,
Dort tropft der Regen nieder, der Kobold hält dort Haus!

Der Kobold, willſt du's glauben, wohnt unter meinem Dach,
Und plaget mich ſo grauſam bei Nacht und bei Tag;
Und alle Qual, die man ſich nur denken kann,
Die thut er mir bei all' meiner Arbeit an.

Er verdirbt mir mein Mehl und macht ſchimmlig mein Brot,
Macht die Grütze voll Klumpen, o Jammer und Noth,
Den Pechdraht läßt er brechen, und der Ahl ſpringet ſacht,
Und Hühner und Eier ſtiehlt er jegliche Nacht.

Seh' ich nach dem Boot, wo die Flaſche ſteht ſchwer
Mit dem Glas am Halſe, — ſo trank er ſie leer;
Und ſtreich', ich zum Veſper mein Butterbrod dann,
So fällt's aus der Hand mir unglücklichem Mann.

Und komm' ich vom Kruge ſo müdig und ſink,
So ſchwirrt er wie ein Kreiſel um die Hütte im Ring.
Und hab' ich den Schlüſſel im Schlüſſelloch,
So zerbricht mir der Kamm auch ſicherlich noch.

Und lieg' ich im Bette, ſo glaube nicht du,
Daß der Kobold, der arge, mich dort läßt in Ruh';
Er ſchaukelt mich wie Waſſer am Meeresſtrand,
Und rollt mich vom Pfühle auf den Boden gewandt.

In meine Wade kneift er braune Flecke mit der Hand,
Er pfeift wie eine Ratte zwiſchen Bett und Wand;
Er flüſtert die ſchrecklichſten Träume mir her,
Und liegt auf meiner Bruſt wie ein Mehlſack ſchwer.

Erwach' ich in der Nacht, und glaub' es läutet Brand,
Dann klingt er mit dem Glaſe an des Flaſchenhalſes Rand;
Und Hohngelächter zu mir dann hinüberfuhr,
Daß die Scheiben klirrten und ſtillſtand die Uhr.

Des Kobolds Spukerei die Maid erfahren haben muß,
Sie verweigert mir jeden Tanz, und ſogar jeden Kuß!
Den Kranz von rothen Roſen, den ich geſtern ihr gab,
Hing heut bei alten Strümpfen am Heckenſtab.

Doch haſt du's, Jesper Mayer, mit mir gut im Sinn,
So ließeſt du mich ziehen nach deinem Hauſe hin,
Es lieget am Abhang bei des Pächters Feld,
Und iſt gut eingerichtet und herrlich beſtellt.

Wirthſchaften mag der Kobold in meinem Haus,
Und Lone ſäh' nicht mehr ſo finſter aus!" —
— An ſeiner Perrücke der Glaſermeiſter zieht,
Doch ſein Herz ward gerührt und ſein ſanftes Gemüth.

„Nun gut, zwiſchen uns iſt im Klaren die Sach',
In das Haus magſt du ziehen am nächſten Tag:
Aber die Miethe? haſt du Münzen? du bezahlieſt ſie dann,
Wenn du gefreiet bei Lone und geworden ihr Mann."

Hochbegeiſtert vor Freude, von Branntewein und Bier,
Sprang Jacob und hüpft' wie ein Füllen ſchier;
Er ſang, und er jubelt': „Leb' wohl mein altes Haus!
Komm, darauf trinken wir ein Paar Becher aus!

Die edlen Freunde tranken bis die Hähne krähten friſch,
Da erhoben ſie ſich beide von Stuhl und Tiſch;
Es leuchtet ihnen heimwärts der Mond ſo bleich,
Er ſtand am fernen Walde im Wolkenreich.

Und Jacob war ſo luſtig und wohlgemuth,
Es glänzt vor ſeinen Augen, in die Wangen ſteigt das Blut;
Aufſchlug er ſeine Thüre mit frohem Sang,
Und ſchleppt an ſeinem Bette und ſeinem Schrank.

Es war noch in der ſtillen und heimlichen Zeit,
Während der Morgenſtrahl führt mit dem Mondenlicht Streit,
Es war in der wunderbar dämmernden Stund',
Wo ſelbſt die muntre Lerche noch ſchläft im Wieſengrund.

Doch unverdroſſen ſchleppte Jacob an ſeinem Gut,
Wie lacht ſein leichtes Herze vor Freude und Muth;
Er ſtapelt ſein Gerümpel wie einen Schober dann,
Er ſtand ſo froh und glücklich bei dem Geſpann.

Doch als er feſt wollt' binden das Schaf mit Haſt,
Sah plötzlich er den Kobold, den argen Goſt;
Er guckt' aus einem Bottich gemächlich heraus,
Und lachend rief er: „Wir ziehen ja heute aus!"

So wie ein Stein im Waſſer ſank des Meiſters Herz,
Er zittert wahrhaftig vor Aerger und Schmerz,
Drauf warf er ſeine Mütze auf den Unhold mit Macht,
Doch leichtfüßig war der Kobold und nahm ſich in Acht.

Digitized by Google

Er ſchlüpfte aus dem Bottich in die Uhr hinein,
Wo der Kukuk ſaß ſtille im ſurrenden Schrein,
Da rief er laut: „Du Thor, ich loß von dir nie,
Ich liebe dich ſo innig, und one für ſie. —

Doch hör' willſt du hier bleiben bei Stiefeln und Schuh,
So ſollſt du ſpäter leben mit mir in Fried' und Ruh;
Und ſelbſt will ich dich lehren, Meiſter Knieriem, dann,
Wie du das Vöglein fängeſt, und wieſt Lone's Mann."

Er ſagte ihm den ſchlauen Rath und Jacob lacht ſofort,
Und ſein Gerümpel wieder ſtellt er zum alten Ort;
Da wachte auf die Leeche, gen Himmel ging ihr Flug,
Und gellend rief der Kukuk, und das Räderwerk ſchlug. —

— Unterm Baume ſitzet Jacob an ſeiner Hütte Wand,
Er flötet ſeine Weiſen, geſchäftig iſt die Hand;
Weshalb iſt er ſo fleißig? er lächelt dazu!
Es ſind nicht Pfarrers Stiefeln und nicht des Küſters Schuh'.

Er ſchnitzet Saffian, ſchwarz, grün und roth ſogleich,
Und nimmt zum Unterfutter die Seide blank und weich,
Den ſchneeweißen Hanfdraht kauft er zum Pfeifen ſich,
Gleichförmig wie Perlen, war jeglicher Stich.

Pantoffeln wurden's lieblich von ſchwarzem Saffian,
Verſehn mit grünen Hacken; zwei Herzen waren dran,
Mit feinem Stich brodiert, und Blumen ohne Zahl,
Für Mägdleins zarte Füße ein herrlich Futteral!

Denn Lone's Füße waren ſo lieblich und ſo ſchön,
Sie ſchritten wie Trommelſtäbe, — das mußte er verſtehn;
Sie ſetzte in die Welt ſtets ſo keck verwegen ſie,
Und ſah man ſie nur einmal, man vergaß ſie nie.

Da ſtanden die Babuſchen! — und Meiſter Jacob nickt,
Sogar verliebte Blicke er hin zu ihnen ſchickt,
Während er recht ſich putzte, ſah er nach jenem Ort,
Es ſchien als ob er fürchte, ſie würden laufen fort.

In Händen die Pantoffeln, und mit dem Hut im Arm,
Mit glühenden Wangen und mit der Bruſt ſo warm,
Hielt ſeine Freierrede er ernſthaft da,
Lone nahm die Pantoffeln, und gab ihr Ja.

Und ſchon nach wen'gen Wochen, da war des Jubels viel
In des Bezirkvoigts Stuben bei Sang, bei Tanz und Spiel.
Da tanzte nun klein Lone aus der Mägdlein Schaar heraus.
Sie tanzte nun als Weibchen in des Junggeſellen Haus.

Ob Friede blieb im Hauſe, das weiß ich wahrlich nicht;
Doch daß der kleine Kobold denſelben unterbricht,
Und Meiſter Jacob meint, ich bleibe dabei, —
Ein Kobold war dort früher, — und nun ſind ihrer zwei.

Der Eine ihn vexiret, und neckt ihn immerzu,
Er bleibt in ſeiner Wohnung, und läßt ihm keine Ruh';
Der Andre ihn regieret, — ſtark iſt der Liebe Macht,
Ach! die Pantoffeln beide hat ſelber er gemacht!

Aus dem Tagebuch meiner Schweſter Ida.

Von Hugo Staacke.

Die Phantaſie.

Als der liebe Gott die Welt erſchaffen, da ſtanden auch tauſend Blumen, die die Luft weit und breit mit ihren Düften erfüllten, die Roſe, das Veilchen, die Lilie, das Vergißmeinnicht, und wie ſie alle heißen mögen, die Lieblinge der Natur, erfreuten die Menſchen und erquickten ſie oft, denn die Menſchen waren damals noch ſo gut, ſo kindlich rein. Aber ſie wurden immer ſchlechter und dachten gar ſelten mehr an die Blümlein, daß dieſe ganz betrübt auf die Menſchen ſchauten und traurig ihren Duft um ſich ſchickten, der faſt gar nicht mehr beachtet wurde. Aber es war eine Blume da, die war beſonders traurig darüber und bat den lieben Gott oft, er möge ſie wegnehmen von der Erde, wo ſie keine Freude mehr hatte. Der liebe Gott, der ſie nun beſonders lieb hatte, was ſie auch verdiente, denn ſie war ſo kindlich fromm und ihr Duft ſo fein und lieblich, erhörte ihr Flehen, nahm ſie zu ſich; doch außer den ſchlechten Menſchen gab es auch noch gute und die hatte das Blümchen liebgewonnen, ſo daß ihr das Scheiden von der Erde doch ſehr ſchwer ward. Der liebe Gott erlaubte ihr aber, ſie dürfe die guten Menſchen mitunter beſuchen, aber ſie müſſe unſichtbar, mit unſcheinbarem, Gewande, ſich der Erde nahen. Das that ſie auch und wenn ſie Jemand traurig wußte und weinen ſah, ſo küßte ihr ſüßer Duft ſeine bittren Thränen weg und das Herz erfüllte er mit Freuden und lieblichen Bildern; ſo daß der arme Menſch ruhig und glücklich wurde und Gott mit Freuden dankte. Auch die ſchlechten Menſchen beſuchte ſie, aber dann zeigte ſie die rauhe Seite und führte ihnen gar ſchwarze Bilder vor die ſchwarze Seele. — Habt ihr errathen wie das Wunderblümchen heißt: wenn nicht, nun ſo blickt nur die Ueberſchrift dieſer Zeilen an.

Der Tannenbaum.

Das ſchöne Weihnachtsfeſt mit ſeinen Freuden war vorüber und kaum gedachten die Kinder mehr der glänzenden Lichter und der glücklichen Stunden, deren es viele gehabt hatte. Auch der Tannenbaum war längſt ſeines Schmucks beraubt und in eine Ecke geworfen und vergeſſen, das kränkte ihn ſehr tief, denn er hatte ein weiches, reiches Gemüth. Er hatte ja den Kindern ſo viele Freude gemacht, aber ſo iſt einmal der Menſch, vergeſſen iſt leider immer bald das Gute. Da ſtand der arme Tannenbaum denn ſtundenlang zu weinen aus Sehnſucht nach ſeiner Heimath dem Walde, und ſeine Brüder und ſeinen Geſchwiſtern den Bäumen, ja er ſehnte ſich ſo daß er ganz krank wurde, was man wohl aus Sehnſucht werden kann. Aber eins unter den Kindern, das hatte den Tannenbaum nicht vergeſſen, oft hatte es ihn ſchon in der Ferne mit Wehmuth betrachtet. Eines Tages nun befand es ſich ganz allein und da faßte es ſich ein Herz, ging nach den Tannenbaum und fragte ihn, warum biſt du denn ſo traurig? ſieh der Himmel iſt ſo ſchön blau

Digitized by Google

und die liebe Sonne scheint gar freundlich auf die liebe Erde und Alles freut sich darüber, nur du stehst traurig da und Thränen hängen in deinen Augen. Sieh', ich setze mich zu dir und während ich mein Brod esse erzählst du mir die Ursache deines Kummers und wenn ich kann, da will ich dir helfen und dich trösten. —

Glückliches Kind, erwiederte der Tannenbaum, du weißt noch nicht wie schwer es ist von Vater und Mutter und von den Geschwistern fern zu sein. Dort jener Wald ist meine Heimath, jene Bäume, die eben ihre Gipfel im Winde wiegen, sind meine Brüder. Ach, du glaubst nicht, wie schön es dort ist, jetzt freilich sieht es traurig und öde aus, aber es sind ihrer viele da und der Eine erzählt noch mehr wie der Andre, das verkürzt uns die einsame Winterzeit; wenn aber der Frühling kommt, dann ist's schön im Walde zu sein. Dann kommen alle Vögel zurück aus dem schönen warmen Süden und erzählen was sie dort gesehen und gehört haben und die Blumen, die den Winter hindurch geschlafen, erzählen was sie geträumt, und, ach! ein solcher Blumentraum ist gar schön anzuhören. Und ich? wenn nun der Frühling kommt, bin ich längst verbrannt, die Köchin hat mich schon zerspalten, und in's Feuer werfen wollen, nur wenn ich sie inständig bat, hat sie mir einige Tage geschenkt. Aber dann ist's vorbei mit mir und keinen Frühling erlebe ich mehr, ja nicht einmal einen Gruß kann ich hinüber senden nach der Heimath und den Lieben dort sagen, was aus mir geworden. Sie werden gewiß glauben, ich hätte sie Alle vergessen, sei undankbar geworden, das schmerzt mich sehr. —

Nein, das sollen sie nicht von dir sagen, du lieber Baum, antwortete das Kind, ich will hingehen und dort erzählen, was du mir gesagt, wenn sie mich nur hören wollen. Das werden sie sicher, rief erfreut die Tanne, denn wisse, wir Bäume sehen tief in das Herz hinein, da wird auch das deinige gleich erkannt. Gehe denn hin, und bringe ihnen Allen meine Grüße.

Das hat das Kind auch gethan, denn als der Frühling kam, und der Wald sein grünes Kleid angezogen hatte, ging es hin zu ihm und erzählte ihm was es von dem Tannenbaum wußte. Da fingen alle Bäume an zu rauschen und neigten freundlich ihre Zweige auf das Kind, die Blumen nickten und sandten ihm dankbar die schönsten Düfte entgegen, und das Kind fühlte sich glücklich in dem Walde, denn nun verstand es die Bäume und Blumen, oft schlich es sich hin zu ihnen sich schöne Mährchen erzählen zu lassen, welche es für sich behielt, denn die Gespielen glaubten nicht daran und lachten's wohl gar aus, das that dem Kinde weh', daher schwieg es. Nun ist das Kind groß geworden und hat es kennen gelernt, was es heißt von der Heimath und Allem, was es so lieb hat, fern zu sein, auch ist's wohl oft krank gewesen vor Sehnsucht nach ihnen und dem lieben Walde. Aber es ist doch gut geblieben, denn sonst könnte es keine Sehnsucht haben, der Tannenbaum ist auch nicht vergessen und allemal wenn's Weihnacht ist, da wird's ihm gar sonderbar um's Herz, wenn der fremde Tannenbaum vor ihm steht, freilich schöner und glänzender als der zu Hause ist er, aber so lieb kann es ihn doch nicht haben.

Biographie eines Federhalters von dem Kriegsschiffe Christian VIII.

Kennst du, mein Freund, nicht auch das Rauschen der Wälder in deiner Heimath? gewiß hast du schon einmal am Fuße eines Baumes im grünen Walde gesessen und seine wunderbare Stimme gehört und gedacht: welche Sprache ist das? Siehe, das ist die Sprache des Waldes, wenn ein Baum dem andern Mährchen erzählt und die Vögel ihren Beifall singen, die Blumen lauschen aufmerksam oder blicken freundlich hinauf zu dem ernsten, aber doch so treulichen Erzähler. Achte nur darauf und öffne den Kindern des Waldes dein Herz, sie sind treu und gut, was sie dir sagen, dazu kann kein Mensch Worte finden, so schön und doch so einfach ist es. Kennst du aber auch den Schmerz, wenn du fern bist von dieser traulichen Stätte und ein Gefühl dich hin zu ihr zieht? man nennt dies Gefühl — Sehnsucht, Heimweh. Wenn du den Baum und die Blume der Ferne siehst, da ergreift dich mit ganzer Kraft dieser tiefe unheilbare Schmerz, wohl rauschen die Bäume dort auch, aber du verstehst es nicht, wohl nicken die Blumen und singen die Vögel, aber es ist nicht in der Heimath. Alles ist dir fremd, du fliehst sie und suchst die Einsamkeit. Armer Mensch! ich kenne dies Gefühl und wenn es dir zum Trost gereicht, so will ich dir von meiner Heimath erzählen und dem harten Schicksal, das mich fortriß.

Sie ist so schön meine Heimath, es ist ein grüner Wald, der benetzt wird von den blauen Wellen der Ostsee; in der Mitte dieses Waldes stand ich, damals ein schöner, starker Baum, täglich konnte ich hineinschauen in die blaue See, das that ich auch immer, denn es war so als wenn die Menschen hineinsehen in ein Auge und nicht ergründen können, was darinnen vorgeht, aber doch glauben, daß es nur Gutes ist, weil es so frei und freundlich blickt. Lange sollte ich dies Glück aber nicht mehr haben. Eines Morgens, die ersten Sonnenstrahlen kündigten eben den neuen Tag an und es mochte wohl ein schöner Tag werden, denn die Vögel sangen so laut und die Blumen sahen so schön aus, als sollten sie zu Ball, sie dachten noch nach über den schönen Sommernachtstraum, Thränen der Wehmuth, über das so kurze Glück, hingen an ihren Blättern. Alles um mich war so friedlich, festlich gestimmt, nur mir ward's wehe an diesem Morgen, es war wohl die Ahnung eines nahen Scheidens, ich konnte die Ostsee nicht sehen ohne zu weinen, da hörte ich zu meinen Füßen laut sprechen, mehrere Männer standen da und betrachteten mich aufmerksam, zwei von ihnen nahmen ein großes Beil und fingen an mich bei meiner Wurzel zu zerhauen, lange widerstand ich ihren Streichen, aber endlich konnte ich nicht länger, ich stürzte zur Erde, da lag ich nun, noch eben hatte ich so kühn und stolz um mich geblickt! Bald schleppten sie mich aus dem Walde fort, wohl sah ich noch die Thränen der Blumen, die mich immer geliebt hatten und hörte das Singen der Vögel, die mir traurig ihren Abschiedsgruß nachsandten. Eben vor'm Walde stand ein Wagen und nachdem man mich meines grünen Schmucks beraubt, ward ich auf denselben gelegt und in die nächste Stadt gefahren, dort, im Hafen, lag ein Schiff, auf dieses kam ich; ich fand freilich mehrere Schicksalsbrüder dort, indeß war ich zu traurig, um mit ihnen sprechen zu können. Durch die Schiffsluke sah ich hinab auf das Meer, wo die Wellen lustig tanzten. Wie ich so hinaus schaute, kam ein armer Schiffsjunge und setzte sich auf mich, ich sah wie zwei große Thränen in seinen Augen hingen, es mußte wohl ein guter Junge sein, denn sonst hätte er wohl keine Thränen gehabt, auch mochte er wohl merken, daß ich, so wie er, traueig war, deßhalb erzählte er mir die Ursache seiner Betrübniß.

Digitized by Google

Er sollte mit dem Schiffe fort in die weite Welt, es war das erstemal, daß er von dannen zog, seine stille, liebe Heimath und seine Mutter verlassen sollte. Sein Vater war lange todt, er hatte Nichts mehr auf der weiten Welt, als eine treue Mutter, aber er hatte sie so lieb und auch er war seiner Mutter Alles; wie er schied gab sie ihm ihren Segen und ein Mutterseegen ist ja so reich; er hatte es ihr versprochen gut und fromm zu bleiben und das wollte er treulich halten; wie denn nun die andern Matrosen ihren rohen Gesang anstimmten suchte er die Einsamkeit und that es nachher noch immer. Als die Anker gelichtet wurden, waren wir schon beide gute Freunde. Lange dauerte diesmal meine Reise nicht, schon nach ein paar Tagen befanden wir uns in dem Hafen einer großen Stadt, da mußte ich mich von meinem jungen Freunde trennen, denn er sollte weiter in die See und aus mir auf der Schifferhede etwas Tüchtiges gemacht werden; da kam er denn noch einmal hin zu mir und schlug zum letztenmal seinen Arm um mich, wie war er traurig, Thräne um Thräne drang aus seinen Augen, viele heiße Küsse gab er mir, auch ich war traurig. Doch das half ja nun einmal nichts, die Trennungsstunde war da, ich wurde mit den andern Bäumen ausgeschifft und auf den Bauplatz gebracht, viele Tage und Wochen im Regen und Sonnenschein lag ich hier, keins kümmerte sich um mich. Endlich wurde ich aus meiner Ruhe gerissen, man zimmerte aus mir ein Kanonengestell, wie ich fertig war, wurde ich wieder auf ein Schiff gebracht, welches nach Afrika segeln sollte. Auf dieser Reise hab' ich denn viel' erlebt, was ich nicht Alles erzählen kann. Oft peitschte der Sturm das Schiff, daß Alle glaubten wir würden untergehen, für mich freilich einerlei, denn ich hatte doch keine Freude mehr, aber die Menschen auf dem Schiffe hätten mir doch leid gethan. Oft nun hatten wir schönes Wetter und dann kam allemall ein junger Seekadet und setzte sich zu mir und lehnte traulich seinen Kopf an mir, er mochte wohl recht was Liebes daheim gelassen haben, weil oft helle Perlen an seinen Wimpern glänzten. Ich mochte ihn wohl leiden, hatt' er doch Muth im Herzen, wie ein junger Löwe; noch nie hatte er gezittert, wenn auch die Wellen über Bord gingen, immer fest schaute er den erzürnten Wogen in's Auge. Aber ein süßes Bild, welches er bei sich trug, konnte er nicht so fest in's Antlitz schauen. Endlich landeten wir an der Küste von Afrika, vom Lande habe ich freilich nicht viel gesehen, denn ich mußte ja ruhig liegen bleiben, aber der Seekadet hat desto mehr gesehen, immer kam er, schrieb sich's bei mir in sein Tagebuch. Einmal hab' ich hineingeguckt, er vergaß es mitzunehmen, da standen viele wunderbare Dinge und Begebenheiten aufgezeichnet, die ich dir ein Andermal erzählen will. So viel muß ich dir aber doch sagen, daß er oft schrieb: „wenn's doch nur erst heimwärts ging!" Wie wurde er auch vergnügt, als es endlich so weit war. Auf unserer Rückreise war das Wetter viel günstiger, so das wir bald wieder die große Stadt mit ihren Thürmen sehen konnten. Wie schlug des jungen Kadetten Herz wie er diese lieben Bekannten begrüßte! Kaum waren auch die Anker ausgeworfen, da stieg er in ein Boot und ruderte in den Hafen, ich sah ihm nach, dem lieben Jungen, und freute mich mit ihm.

Wieder viele Wochen lag das Schiff auf einem Fleck und ich starrte vom Morgen bis zum Abend in die Wellen und hoffte, mein junger Freund werde mich besuchen, aber er kam nicht, hatte er mich in seinem Glücke vergessen? Ich will ihm darum nicht böse sein. Nach vielen langen Wochen hieß es: „alle Kanonen vom Schiffe sollten in ein anderes großes gebracht werden," warum? war mir ein Räthsel, doch ward es bald gelöst. Ich hörte nämlich wie ein Matrose dem andern erzählte, das ein großes Kriegesschiff, Christian VIII., ausgerüstet werde und hin nach einem kleinen Hafen, im Herzogthum Schleswig, solle, um die Schleswig-Holsteiner zum Gehorsam zu zwingen; ach, wie schlug mein Herz hoch, wie ich hörte, daß es nach dem lieben Vaterlande ging; aber gleich wurde es wieder stille, sollte ich doch hin um ihm Verderben und meinen Brüdern den Tod zu bringen; viel Zeit zum Nachdenken über mein Schicksal wurde mir indeß nicht gegeben, bald wurde ich aus meiner Ruhe gerissen und nach dem großen Schiffe gebracht, halt dich tapfer, sagten sie zu mir, ich wäre aber lieber aus Betrübniß in's Wasser gesprungen.

Es kam ein junger Mann, dem wurde ich als Schützling empfohlen, was machte ich aber für Augen, als es mein junger Seekadett war, du lieber Gott, dachte ich, dem ist's wohl nicht gut zu Muthe, schon so schnell muß er wieder fort, das ist doch hart. Bald waren wir in den kleinen Hafen eingelaufen, nun ging's an ein Schießen, daß man Hören und Sehen vergessen konnte, wieder hielt mein junger Held tapfer bei mir aus, obgleich die Kugeln ihn tüchtig umsausten und seine Kameraden rechts und links neben ihm fielen, stand er fest und kühn im Pulverdampf. Für mich war's schrecklich anzusehen, was hätte ich darum gegeben meinem Vaterlande zu dienen, so wie er, anstatt ihm jetzt aus meinem Schlunde nichts wie Feuer und Verderben senden zu müssen. Eine Zeitlang schwankte der Sieg, da verbreitete sich plötzlich die schreckliche Nachricht, das Schiff habe Feuer gefangen, was sich retten konnte rettete sich und floh in die Boote, die ihnen die wackern Schleswig-Holsteiner schickten, aber mein Seekadett blieb auf dem Schiffe, um, weil der Sieg nicht auf seiner Seite war, für's Vaterland zu sterben, der wackere Junge! hätte er doch auch das Schiff verlassen, seine Mutter weinte nicht daheim und seiner Braut wäre nicht das Herz gebrochen. — Ein furchtbarer Knall erschütterte die Luft und hoch auf wurde das Schiff geschleudert, wie mir dort oben zu Muthe war, weiß ich nicht zu sagen, ich hatte alle Besinnung verloren, — als ich wieder aufwachte, lag ich auf dem Boden meines Vaterlandes. Vor lauter Freude über den Sieg meines geliebten Schleswig-Holsteins dachte ich gar nicht an meinen Freund, nur nachher fiel es mir ein, mich nach ihm umzusehen und, ach, was mir geahndet, war wahr, da lag er nicht weit von mir ausgestreckt, todt und bleich, die Rechte lag auf seiner Brust, wo er das Bild seiner Braut trug, im Todeskampf hatte er noch an sie gedacht. — Aber noch mehr Trauriges sollte ich sehen, nicht weit von ihm lag ein deutscher Soldat, der hielt in seiner Rechten eine schleswig-holsteinische Fahne, er hatte sie aufpflanzen wollen, aber eine Kugel war ihm durch's treue, deutsche Herz geschossen, vielleicht war sie aus meinem Schlunde gekommen! Wie groß wurde erst mein Schmerz, wie ich meinen Freund von meiner ersten Reise wiedererkannte, wohl hatte er noch das treue Gesicht, aber es war bleich und entstellt. Da lagen sie nun Beide, die einzigen Freunde die ich in der Fremde gehabt hatte, aber beide — Feinde. Bald darauf kamen Soldaten, um die Todten zu beerdigen, still wurden sie auf eine Bahre gelegt, eine helle Thräne glänzte in manchem Auge, sie war der Ehrfurchtszoll eines Kriegers. Beide deckt nun ein Grab, ach,

Digitized by Google

ruhte ich bei ihnen! Doch dies war nicht meine Bestimmung. — Ein armer Handwerker fand mich und schnitzte aus mir allerlei Sachen, durch deren Verkauf er sich und seine Familie nährte, lange lag ich in seinem Laden, meine Brüder, die Kästen, Dosen u. s. w. waren längst verkauft, nur ich, armer Federhalter, konnte keinen Käufer finden, ich sah ja auch, im Verhältniß zu den andern, so unbedeutend aus, daß ich garnicht bemerkt wurde. Da kaufte mich endlich eines Tages ein deutsches Mädchen, bei der hab' ich nun wieder gute Tage, ich werde gar sehr in Ehren gehalten, alle lieben, teuren Worte, die sie in die Heimath schickt, lese ich. Was das ein Vergnügen für mich ist, kannst du glauben, mein Freund, denn es ist auch meine Heimath, wo das Herz, dessen Hand mich führt, zu Hause gehört und da schicke ich immer Grüße mit. Freilich sehne ich mich immer noch nach den Bäumen und Blumen dieser schönen Heimath; aber sie würden mich am Ende doch nicht wiedererkennen und da ist's ja besser, daß ich bleibe, wo ich bin. Wer hätte sich nun je gedacht, daß von einem stolzen Baum Nichts übrig bleiben würde, als ein armer, kleiner Federhalter?

Neuestes Comptoir-Lexikon der französischen und deutschen Sprache, enthaltend eine vollständige Terminologie des Handels, des Seewesens und der Rechte in ihrer technischen Ausdrucksweise mit theilweiser Erläuterung, nebst einer reichhaltigen Phraseologie in beiden Sprachen, von Louis Reignier. I. Französisch-deutsch. Nürnberg. Verlag von J. L. Lotzbeck. IV und 208 Seiten. 8.

Der Titel zeigt zwar schon an, was mit diesem Buche beabsichtigt wird; zu seiner näheren Charakterisirung möge noch Einiges aus der Vorrede des durch seine „Grammatik der französischen Sprache", seine „Deutsche Handelskorrespondenz in Musterbriefen" und sein „Nouveau recueil de lettres de commerce" vortheilhaft bekannten Verfassers hier folgen. Das Lexikon soll nämlich nicht allein zum Nachschlagen dienen, wozu die Wörterbücher im Allgemeinen bestimmt, sondern zugleich dem Unkundigen ein angenehmes Studium der phraseologischen Sätze, die alle Aufmerksamkeit verdienen, um sie zu behalten und praktisch benutzen zu können, gewähren. „Durch ein solches berathendes Handbuch", heißt es ferner, „werden gewissermaßen eigene Briefmuster wenigre erforderlich gemacht, denn die gebotenen Materialien sind fast erschöpfend und bilden eine vollständige Formlehre im Gebiete der Handelscorrespondenz neben einer lehrreichen Erklärung der deutschen Kunstausdrücke, die noch so ziemlich im Geschäftsleben vorkommen und daher nicht fehlen durften."

Die Auswahl und Zusammenstellung der verschiedenen Bedeutungen der Wörter scheint uns mit Umsicht gemacht, und Nichts zu fehlen, was das augenblickliche Bedürfniß verlangt. Durch die zweckmäßige typographische Einrichtung wird der Gebrauch des Buches und das schnelle Auffinden des Gesuchten sehr erleichtert. Der Wunsch des Verfassers, daß sein Werkchen eine freundliche Aufnahme in den Comptoiren der Handelsherren finden möge, wird gewiß nicht unerfüllt bleiben. F.

Sängerhain. Sammlung heiterer und ernster Gesänge für Gymnasien, Real- und Bürgerschulen. Herausgegeben von Gebrüdern Friedr. und Ludw. Erk und W. Greef. Erstes Heft. 82 meist zwei- und dreistimmige Gesänge enthaltend. Dritte (Stereotyp-) Auflage. Zweites Heft. 54 vier- und 9 fünfstimmige Gesänge enthaltend. Zweite (Stereotyp-) Auflage. Drittes Heft. 32 vier- und fünfstimmige Gesänge enthaltend. Essen, Druck und Verlag von G. L. Bädeker. 1851. 54, 64 und 64 Seiten, außer dem Titelblatte, Vorworte, Register ꝛc.

In diesen drei Heften ist das von den Herausgebern seit einer vieljährigen Praxis gesammelte und großentheils eigens bearbeitete Material nach wiederholter und sorgfältiger Prüfung zusammengestellt, und somit der lange vernommene Wunsch, eine für den Knaben und Jüngling in fortschreitender Entwickelung vom zehnten bis zum achtzehnten Jahre sich eignende Sammlung von mustergültigen, lebensfrischen, bewährten Liedern zu besitzen, soweit wir es beurtheilen können, genügend erfüllt worden. Das erste Heft bringt ein- und zwei-, dann drei- und vierstimmige Lieder für den nicht-gemischten Chor (für Sopran- und Alt-, oder auch für lauter Männerstimmen); das zweite meist vierstimmige Lieder — auch Volkslieder — für den gemischten Chor (Sopran, Alt, Tenor und Baß), und das dritte größere vierstimmige Chöre, Motetten und Hymnen.

Eine sehr angenehme und nützliche Zugabe sind die kurzen biographischen Notizen von den Dichtern und Componisten, und der Nachweis des Jahres, in welchem die aufgenommenen Gedichte und Melodien zuerst erschienen.

Das erste und zweite Heft des „Sängerhains" wurden bereits in 79 verschiedenen Städten eingeführt und in mehreren dem Erziehungs- und Unterrichtswesen oder der Musik gewidmeten Zeitschriften günstig beurtheilt. F.

Wegweiser durch die Litteratur der Deutschen. Ein Handbuch für Laien. Herausgegeben von Gustav Schwab und Karl Klüpfel. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Wohlfeile Separat-Ausgabe; herabgesetzter Preis ⅔ Thaler, Leipzig, Verlag von Gustav Mayer. 1852. XV (XVI) und 375 Seiten. Gr. 8.

Wir haben unserer Anzeige den neuen Umschlagetitel vorgesetzt; der innere der zweiten Auflage hat die Jahreszahl 1847. Schon bei dem Erscheinen der ersten (365 Seiten starken) Auflage wurde dieser „Wegweiser" mit Beifall aufgenommen und das Bedürfniß einer zweiten zeigte sich unerwartet schnell. Die Herausgeber, deren Befähigung zu der Veröffentlichung eines solchen

Digitized by Google

Führers durch das Gebiet der deutschen Prosa nicht in Zweifel gezogen werden kann, beabsichtigten dabei aus dem reichen Vorrathe unserer vaterländischen Literatur diejenigen Werke auszuwählen, die für Leser, welche allgemeine Bildung besitzen oder zu erlangen wünschen, zweckmäßig und bildend sind. „Damit", bemerken sie im Vorworte zur ersten Auflage, „waren von ihrem Plane auf der einen Seite alle diejenigen ausgeschlossen, die nur für Fachmänner in Wissenschaft und Technik Werth haben, auf der andern Seite eine ganze Masse von Büchern, die zwar insgesammt für ein großes Publikum geschrieben sind, aber als anerkannt oberflächlicher Fabrikarbeiten von dem Lesepult derjenigen, die auf gründliche Bildung Anspruch machen, verbannt sein, und bei denen, die eine solche erst erwerben wollen, ihren Zweck verfehlen müssen. Doch beschränkte sich die Auswahl nicht ganz auf Schriften der Lektüre, sondern sie wollten auch bemittelten Laien Werke für Anlegung einer Bibliothek von wissenschaftlichem Werthe und einer Sammlung von solchen Büchern geben, auf welche derjenige zurückgehen kann, der einen Gegenstand gründlicher erfassen und durch Nachschlagen sich Rathe erholen will." Die Herausgeber haben in dem angeführten Vorworte, welches zur richtigen Beurtheilung ihres Unternehmens ganz gelesen werden muß, sich ausführlich über die Grundsätze, welchen sie bei der Bearbeitung des „Wegweisers" gefolgt sind, erklärt, auch einen Leseplan für einen Beamten, einen Schulmann, einen jungen Kaufmann und Gewerbsmann, für eine Dame (Frau oder Jungfrau), entworfen. In der zweiten Auflage sind die Rubriken Kunst, Naturwissenschaften und Staat bedeutend vermehrt worden, eine neue Rubrik: Kinderschriften*) ist hinzugekommen, durch alle Abschnitte hindurch Ueberseheues und Neuerschienenes von Werthe eingeschoben. Die vom Verleger beigefügten Ladenpreise der Bücher werden besonders solchen Besitzern des „Wegweisers" von Nutzen sein, die über bibliopolischer Hülfsmittel nicht verfügen können, oder von Buchhandlungen entfernt leben.

Was nun die Classification des verzeichneten Büchervorrathes anlangt, so ist sie einfach und kunstlos, aber gerade deshalb dem Zwecke ganz entsprechend. Es sind nämlich folgende vierzehn Hauptabtheilungen gewählt: Religion und Theologie. Philosophie. Kunst. Naturwissenschaften. Staats- und öffentliches Leben. Alterthumskunde. Länder- und Völkerkunde. Cultur- und Sittengeschichte. Litteraturgeschichte. Biographien. Romane, Sagen und Mährchen. Pädagogik und Kinderschriften. Gesammelte Werke. Encyklopädien. Am meisten braucht, und das mit vollkommenem Rechte, ist die Classe der Länder- und Völkerkunde (Geographie, Statistik. Reisebeschreibungen, Geschichte, S. 79—214); bei der Romanen-Literatur hat eine strenge Auswahl und Sichtung statt gefunden. (Meinhold's „Maria Schweidler, die Bernsteinhexe", würden wir weggelassen haben. Sie enthält, besonders in einigen Noten, Unziemliches.) Ausländische Literatur ist hier, so wie überall, nur in soweit aufgenommen, als Werke derselben durch Uebersetzungen in die unsrige eingebürgert betrachtet werden können. „Von der Regel", heißt es im Vorworte, „nur prosaische Werke aufzunehmen, zu deren Annahme die Betrachtung uns bestimmt hat, daß ein gebildeter oder Bildung erstrebender Laie auf die Classiker der deutschen Poesie nicht erst aufmerksam gemacht zu werden braucht, unter den modernen Notabilitäten aber, über deren Classicität erst die Nachwelt das Endurtheil sprechen wird, jeder Leser doch für seine Lektüre dem subjektiven Geschmacke und nicht einem gedruckten Wegweiser, wozu ihm jedes Bücherkatalog gut genug sein kann, folgen wird, ist nur in der Litteraturgeschichte da eine Ausnahme gemacht worden, wo die Ausgabe eines litterar-historisch wichtigen Dichters oder eine Mustersammlung von Gedichten als Stück der Litteraturgeschichte selbst angesehen werden muß. (So z. B. Ausgaben deutscher Dichter des Mittelalters, Wackernagel's „Deutsches Lesebuch", Wolff's „Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes", Gödecke's „Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843", Diez's „Leben und Werke der Troubadours" und „Die Poesie der Troubadours", v. Schack's „Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien" und „Spanisches Theater", Bellermann's „Die alten Liederbücher der Portugiesen", u. s. w.) Die anempfohlenen Litteraturgeschichten und Beispielsammlungen mögen dann immerhin auch dazu dienen, daß der Leser zugleich übersehauende Kenntniß der Dichter und derselben ihrer Werke daraus schöpfen kann, die ein Gebildeter lesen wird und muß."

Hätten die Herausgeber auch nur eine bloße Zusammenstellung des Ausgewählten in jeder Classe dargeboten, sie würden schon auf den Dank Vieler, denen es an Hülfsmitteln fehlt, und die oft selbst mit diesen sich schwer auf dem weiten Felde der deutschen Literatur zurecht finden möchten, Anspruch machen dürfen; aber sie haben noch ein Mehreres gethan, sie haben auch, wo es nöthig, den Inhalt der angeführten Werke in der Kürze angegeben und beurtheilende Worte beigefügt. Dies war freilich nicht der leichteste Theil ihrer Arbeit und es konnte sie nicht überraschen, daß die minder günstige Beurtheilung einzelner Bücher Mißstimmung zur Folge hatte, wie aus dem Vorworte zur zweiten Auflage ersichtlich. Sie sprechen sich übrigens bei dem resten Erscheinen ihres Werkes offen und klar hinsichtlich ihrer Kritik aus: „Daß das Lob über den Tadel die Oberhand erhalten hat, begreift sich aus der Absicht, nur, in irgend einer Hinsicht, Empfehlenswerthes zu bieten. Opponirende Schärfe in Beziehung auf Einzelnes an einem empfohlenen Ganzen, abstrafende Bemerkungen über Manches, endlich auch den unbedrängten Gebrauch eines bezeichnenden, allgemein bekannten und zusammenfassenden Fremdwortes statt deutscher Umschreibung — dies zusammen wünschen wir gegen den Vorwurf unziemlich genommener Freiheit durch das bei einem solchen Werke unumgängliche Erforderniß der Kürze gerechtfertigt." In welcher Weise die Urtheile abgefaßt sind, kann man aus einem paar Beispielen schließen: Passavant: „Raphael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi": „Ein Werk deutscher Liebe und Gewissenhaftigkeit, voll gründlicher Forschung und feinem Kunstverständnisses. Die Werke Raphaels sind beinahe sämmtlich besprochen. Auch über seine Lebensumstände findet man ausführliche Nachricht. Sehr gute Darstellung; überhaupt ein sehr gediegenes Werk." Winkelmann: „Geschichte der Kunst des Alterthums" und „Werke": „Pforte zum Reiche der idealen Schönheit, erbaut vom Schöpfer der Kunstgeschichte und Kunst-

*) Bei dem Verleger wird nächstens erscheinen: „Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften. Ein Versuch, herausgegeben von Karl Bernhardi, Dr. theol. und erstem Bibliothekar in Kassel." Etwa 10—12 Bogen. Der Herausgeber erfreut sich bei seinem Unternehmen der Mitwirkung einer bedeutenden Anzahl von namhaften Gelehrten, vorzüglich Geistlichen und Lehrern.

Digitized by Google

kritik. Die Sprache dieser Werke ist vom Gegenstande beherrscht und durchdrungen, voll Enthusiasmus und Begeisterung." Weber: „Deutschland": „Reiseabenteuer, Beobachtungen, Anekdoten, Witze (zum Theil schale) eines harmlosen Lebemanns aus der alten Zeit, den ein Recensent scharf, aber nicht unwahr, als „litterarischen Handwerksburschen" charakterisirt." Georg Waitz: „Deutsche Verfassungsgeschichte. 1. Band (der 2. ist 1847 auch erschienen): „Legt die Ergebnisse eigner und fremder Forschungen über die ältere deutsche Verfassungsgeschichte in einfach schöner Sprache vor, und bringt in das unklare Gewirre verschiedener Ansichten ein willkommenes Licht. In den Noten werden die hauptsächlichsten Quellenbelege beigebracht. Dieser erste Band geht blos bis zur Völkerwanderung." Armand Lefébvre: „Geschichte der Cabinete Europa's. 1810—1815" (Uebersetzung): „Werk eines objectiven wahrhaften Historikers, das eine willkommene Ergänzung zu den Werken der oben genannten Staatsmänner und Diplomaten bildet. Die historische Wahrheitsliebe bewährt der Verfasser auch darnach, daß er gegen die auswärtigen Cabinette, namentlich gegen England und Preußen, unpartheiischer verfährt, als wir es sonst an Franzosen gewohnt sind. Ansprechende, aber nicht auf Effect berechnete Darstellung." Prutz: „Geschichte des deutschen Journalismus. 1. Bd.": „Erste gründliche Behandlung des Gegenstandes, mit Geist begonnen. Der Verfasser faßt seine Aufgabe keineswegs vom rein gelehrten Standpunkte auf, sondern betrachtet die Journal-Litteratur nach dem Vorgang von Gervinus und Schlosser unter dem Gesichtspunkte der allgemeineren socialen Beziehungen, in soferu sich in denselben die geistige Stimmung der Zeit abspiegelt und sie hinwiederum auf dieselbe einwirkt. Der vorliegende Band geht bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, bis in die dreißiger Jahre desselben. Das Ganze ist auf drei Bände berechnet. (Prutz hat diese seine werthvollste und für die deutsche Literatur- und Culturgeschichte so wichtige Arbeit bis jetzt leider unvollendet gelassen!) Leonhard Wächter (pseud. Veit Weber): „Sagen der Vorzeit." Beliebte Unterhaltungslektüre ihrer Zeit, jetzt selbst zur Sage der Vorzeit geworden. Der Verfasser, noch nicht lange todt, war ein Ehrenmann, dessen Andenken von Wurm in Hamburg würdig erneuert worden ist." Jeremias Gotthelf (Bitzius): „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", „Der Bauernspiegel" u. s. w.: „Treffliche Schilderungen schweizerischer Zustände; keineswegs idealisirend und seinem Volke nicht schmeichelnd. — Anklänge an Jean Paul."

Als kleiner Beitrag zu einem künftigen Supplementhefte, welches den vielen Freunden, welche sich der „Wegweiser" erworben, eine willkommene Gabe sein dürfte, da in dem seit der zweiten Auflage desselben verflossenen Zeitraume, wenigstens in den beiden letzten Jahren, aus den deutschen Pressen manche Werke hervorgegangen sind, die den empfohlenen angereiht zu werden verdienen, wäre zu beachten, daß Wurm (S. 147) bis 1847 nur zwei amtliche Schriften, die Hamburg, oder vielmehr die Hansestädte betreffen, veröffentlicht hat: Von der Neutralität des deutschen Seehandels in Kriegszeiten, 1841. 4. und: Beiträge zur Geschichte der Hansestädte in den Jahren 1806—14. Aus den nachgelassenen Papieren C. v. Villers. 1845. 4. Dann wären vielleicht unter Hamburg (da die „Ansichten von Bremen" genannt sind) noch die „Ansichten" dieser Stadt mit dem Commentar von Hübbe und Pfaff, Zimmermann's Chronik, auch Leonhard Wächter's, von Wurm herausgegebener „Historischen Nachlaß", in welchen eine wichtige und interessante Partie der hamburgischen Geschichte behandelt ist; bei Lübeck die „Ansichten" mit Text von Zietz anzuführen.

Es ist vermuthlich schon von Anderen und früher erinnert, daß neben seiner ursprünglichen und nächsten Bestimmung, der „Wegweiser" bei Begründung einer Leihbibliothek, die Höheres bezwecken soll, als ihren Theilnehmern eine Masse von Romanen und sonstigen Unterhaltungsschriften zur Lesung anzubieten, vortreffliche Dienste leisten kann. Dasselbe gilt von Anlegung einer deutschen Privatbibliothek (namentlich für Nicht-Deutsche oder außerhalb des Vaterlandes lebende Deutsche), bei welcher oft der Rath gelehrter Freunde und einsichtsvoller Buchhändler in Anspruch genommen wird, ohne daß sie im Stande sind, denselben so genügend, wie sie möchten, zu ertheilen.

Wir schließen unsere Anzeige mit den Worten eines Sachkundigen, der mit seinem Lobe eben nicht verschwenderisch ist, mit Petzholdt's Worten (Anzeiger der Bibliothekwissenschaft. Jahrgang 1847. S. 121. Nr. 467. Vgl. Jahrg. 1846. S. 113, Nr. 492): „Die über den Wegweiser laut gewordenen Stimmen vereinigen sich sämmtlich dahin, daß derselbe in der Anlage sowohl als der Ausführung gleich vortheilhaft sich auszeichnet. Und galt dieses Urtheil von der ersten Auflage des Buches schon, so gilt selbiges noch viel mehr von der vorliegenden zweiten, die nicht blos dem Namen nach, sondern eine wirklich verbesserte und vermehrte ist."

Druck und Papier sind ausgezeichnet schön.

F. L. Hoffmann.

Miscellen.

Der englische Punch giebt unter seinen neuesten Witzen auch den folgenden zum Besten: „Wir fürchten, die Osse. Wagner wird für England nur zwei musikalische Passagen in Ausführung bringen: die Passage von Hamburg nach London, und die Rück-Passage von letzterer nach erstere Stadt."

Wie in englischen Blättern angezeigt wird, ist vor Kurzem die Schwester des berühmten Generals Moreau, Mdlle. Alexandrine, in dem Alter von 92 Jahr gestorben.

Im Laufe des verflossenen Jahres ist von San Francisco ein Werth von über 208 Millionen Franken an Goldstaub ausgeführt worden, davon die Hauptsumme, 157 Millionen und einige hundert tausend Franken, nach Newyork.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 42. Mittwoch, den 26. Mai. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Auf der Alster ..... Seite 325
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 326
Nach Wechselrecht. Lustspiel in einem Akt von Roderich ..... „ 328
Literatur:
Die Messias-Sagen des Morgenlandes nebst vergleichenden Auszügen aus seinen heiligen Büchern ..... „ 331
Miscellen ..... „ 332

Auf der Alster.

Tiefblauer, reiner Himmel;
Der Mond scheint freundlich klar;
In strahlendem Getümmel
Erglänzt die Sternenschaar.

Die lauen Winde tragen
Der Linden süßen Duft;
Die Wellen leise klagen
Im Hauch der Sommerluft.

Rings um die dunklen Fluthen
In feenhaftem Glanz,
Erstrahlt mit hellen Gluthen
Ein weiter Lampenkranz;

Theils tanzen sie, wie Flammen,
Im dichten Lindengrün,
Theils scheinen sie zusammen
Am Ufer hinzuziehn;

Und über all die Funken,
In dichter Finsterniß,
Zieht träumerisch versunken
Der Häuser Schattenriß.

Der Mond im bleichen Strahle
Umzieht mit Silberschnur,
Der Häuser colossale
Gespenstige Contour. —

Festschlafend auf den Wogen,
Schwimmt, wie ein lichter Schaum,
Den Hals weit umgebogen,
Der Schwan mit weißem Flaum;

Und träumend furcht der Nachen
Die dunkle Alsterfluth;
Er fürchtet zu erwachen,
Weil sich's so lieblich ruht.

Die Ruder tauchen leise
In's Wasser nur hinein,
Und zieh'n ein Silberg'leise
Im klaren Mondenschein.

Und ach! im leichten Kahne,
Da träumt es sich so gut —
Man möchte, gleich dem Schwane,
Wohl schlafen auf der Fluth!

Die Maid, vom Arm umschlungen,
Ruht an des Mannes Brust;
Von Wellen eingesungen,
Träumt sie in sel'ger Lust:

Sie träumt vom großen Meere,
Vom leichten Elfentanz,
Vom bunten Blumenheere,
Vom grünen Myrthenkranz!

Digitized by Google

Und all die kleinen Wellen
Schau'n liebend nach der Maid,
Sie heben sich und schwellen,
Und seufzen nah und weit! —

Doch plötzlich bricht die Stille
Melodisch, weicher Klang —
Braust dann in mächt'ger Fülle
Am Uferstieg entlang;

Es schmettern aus der Halle,
Trompeten, Pauken laut!
Und wecken mit dem Schalle
Die süße Traumesbraut! —

Das Ruder, scharf gezogen,
Schlägt weißen Silberschaum —
Und auch die kleinen Wogen
Erwachen aus dem Traum! —

Zur lichten Uferhelle
Schießt's Schifflein eilend fort;
Es stirbt der Ton der Welle
Im brausenden Accord.

Und aus dem stillen Kahne
Geht's in das Nachtgewühl — —
Da unten, bei dem Schwane —
War's doch so schön — so still! —

August Emil.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Ankunft der Föderirten.

Man kennt den Ursprung der Föderirten von 1792, die das Werkzeug wurden, vermittelst dessen die Girondisten die Monarchie vernichteten.

Am 4. Juni 1792 nahm der Kriegsminister Servan, der Busenfreund und Verwandte Rolands, es auf sich, ohne zuvor darüber mit dem Könige oder seinen Collegen gesprochen zu haben, an den Präsidenten der Versammlung zu schreiben, um ihm den Vorschlag zu machen, in der Nähe von Paris ein Lager von ungefähr 20,000 Mann zu bilden, wozu jeder Canton fünf Nationalgardisten stellen sollte, und dieselben zeitig genug zu versammeln, um an der Bundesfeier vom 14. Juli Theil zu nehmen.

„Servan, ein Mann von schwarzem Herzen und sehr feindlich gegen den König gesonnen," sagt Dumouriez, „war auf die Idee gekommen, an den Präsidenten der Versammlung zu schreiben, ohne sich deshalb zuvor mit dem Könige noch mit dem Conseil berathen zu haben. Es geschah dieses zu der Zeit, wo die Faction der Gironde in voller Kraft dastand und die Jacobiner zu ihrer Verfügung hatte, die durch Petion Herren von Paris waren, Einfluß auf die Versammlung ausübten und im Conseil die Mehrheit bildeten. Diese Faction wollte, vielleicht mit dem Säbel in der Faust, die Feuillans vernichten, den Hof zu Boden werfen, und muthmaßlich mit der Ausführung ihres republikanischen Anschlags den Anfang machen."

„Diese Faction ist es sonach gewesen, welche die Föderirten, durch die sie insgesammt auf dem Schaffotte umgekommen ist, nachdem sie dasselbe durch den unglücklichen Ludwig hatte besteigen lassen, zuerst nach Paris gerufen hat."

Wir haben bereits erzählt, wie die Weigerung Ludwig's XVI. den Beschluß der Versammlung wegen der Bildung dieses Lagers von 20,000 Mann die Auflösung des ersten girondistischen Ministeriums und das Attentat vom 20. Juni herbeigeführt hat.

Als Ersatz dieser 20,000 Mann organisirten die Girondisten darnach, vermittelst der Clubverbindungen, die Sendung von freiwilligen Föderirten nach Paris. Es trafen deren aus allen Departements und fast aus allen Städten ein, aber die berühmtesten unter allen das waren die Marseillaner.

Es sind allerdings die Girondistes gewesen, die im Jahr 1792 die Föderirten in der Absicht organisirt haben, die Regierung zu unterjochen und dieselbe durch brutale Gewalt an sich zu reißen.

„Im Laufe des Monats Juli war es," sagt Mad. Roland, „wo wir, da wir sahen, wie die Sachen sich durch die Treulosigkeit des Hofes verschlimmerten, darauf bedacht waren, wohin die bedrohte Freiheit zu flüchten seyn möchte. Wir unterhielten uns zum öfteren mit Barbaroux und Servan über den vortrefflichen Geist im Süden, und welche Vortheile jene Gegend zur Begründung einer Republik darböte, wenn der Hof siegreich bliebe und den Norden selbst Paris unterjochte. Wir nahmen geographische Charten zur Hand und bezeichneten darauf die Demarcationslinie."

„Das soll unsere Ressource seyn," sagte Barbaroux, „wenn die Marseillaner, welche ich hieher begleitet habe, von den Parisern nicht gehörig unterstützt werden sollten, um den Hof unter die Füße zu bringen. Ich hoffe jedoch, daß sie damit zu Stande kommen werden, und wir einen Convent erhalten, der ganz Frankreich zu einer Republik macht."

„Wiewohl er sich nicht deutlicher erklärte, dachten wir doch, daß ein Aufstand im Werke sey; derselbe schien unvermeidlich zu seyn, weil der Hof Anstalten traf, die auf Unterjochung abzielten."

Mad. Roland ist entweder von ihrem Gedächtniß im Stich gelassen worden, oder sie hat auch einen wesentlichen Theil ihrer Gedanken verheimlicht; denn sie war vollkommen von dem Aufstande, seinen Mitteln und seinem Zwecke unterrichtet gewesen.

„Roland", sagt Barbaroux, „wohnte in einem Hause der St. Jacobsstraße, im dritten Stock. Seine Frau war bei der Besprechung gegenwärtig. Roland fragte mich, was ich von Frankreich hielte, und welche Mittel ich geeignet glaubte es zu retten. Ich eröffnete ihm mein Herz, und verhehlte ihm nichts von unseren ersten Versuchen im Süden. Indem ich mich frei gegen ihn aussprach, that er ein Gleiches gegen mich, und sagte u. a., daß es mit der Freiheit aus wäre, wenn man die Anschläge des Hofes nicht ohne Verzug vereitelte."

„Laßt uns Paris und die Nord-Departements bewaffnen," setzte er hinzu, „oder, falls sie unterliegen, die Statue der Frei-

Digitized by Google

heit nach dem Süden tragen und irgendwo eine Colonie von unabhängigen Menschen begründen. Indem er so sprach, traten ihm die Thränen in die Augen, und ein gleiches Gefühl netzte auch die Augen seiner Gattin und die meinigen. Roland drückte mir die Hand, und ließ sich eine geographische Charte bringen."

„Seiner Ansicht nach war es nothwendig, im Mittelpunkte des Südens Magazine von Lebensmitteln anzulegen, sich in den Besitz der Waffenfabrik zu Saint-Etienne zu setzen und das Arsenal von Toulon in Beschlag zu nehmen. Ich meinerseits wünschte, daß die Bretagne nicht im Stich gelassen würde. Die Marine zu Toulon wird nie genügen, um einem Staate einen Rang unter den Seemächten zu verschaffen; deshalb war uns Brest nothwendig. *)

„Das Sicherste war, das Decret wegen des Lagers von Paris, trotz des Veto's des Königs, der Petition des Pariser Stabes und der Einrede von Robespierre — der sonder Zweifel keine Hoffnung hatte, in den Departements blinde Werkzeuge für seine Verschwörungen zu finden — zur Ausführung zu bringen. Ich versprach, zu Marseille um ein Bataillon und ein Paar Kanonen anzuhalten. Wir verloren keinen Augenblick, und schrieben nach Marseille, es solle uns ein 600 Mann schicken, die den Tod nicht scheuten, und es schickte uns sie."

Man sieht's, daß es die Leiter der Gironde waren, welche die Empörung und den Bürgerkrieg organisirten, während sie über die Treulosigkeit und den Verrath des Hofes declamirten. Sie sind es gewesen, die, wie es auch durch Dumouriez bestätigt worden ist, die Föderirten nach Paris haben kommen lassen, welche, bald von den Clubs gewonnen, Paris drei Jahre lang unter dem Drucke des Schreckens und des Mordes gehalten haben.

Eine erste Sendung Marseillaner nach Paris hatte zu Anfang des Jahres 1792 statt gefunden. Es waren dieses diejenigen, welche Barbaroux, am 4. Februar 1792 abgereist, begleitet hatte und deren er gegen Mad. Roland erwähnte. Man hat sie um die Mitte Juni, mit Knitteln bewaffnet, in den Straßen von Paris umherstreifen, auch schandbarhafte Adressen nach der Barre der Versammlung bringen sehen. Die Marseillaner aber, die sich in der Geschichte einen traurig berühmten Namen erworben haben, das waren die des zweiten Zuzuges, dieselben, welche das Bataillon bildeten, um welches Barbaroux angehalten hatte.

Die Zusammensetzung dieses Bataillons war durch den Maire Mouraille, einen Freund von Barbaroux, beschafft worden. „Von einem schönen Eifer beseelt, vielleicht auch gern die Gelegenheit benutzend, um das brimische Pflaster zu säubern," sagt ein Zeitgenosse, „hatte er binnen wenig Tagen 500 Mann zu einem Corps vereinigt. Aus ihrem Lande folgezogte Savoyarden, Italiener, Spanier: Raufbolde und Taugenichtse, Alles war gut gefunden. Die Physionomie dieser Truppe entsprach ihrem Geiste."

„Die Zahl der wirklichen Marseillaner in derselben war geringe, doch sind auch von ihnen welche darunter gewesen, und ich könnte einige namhaft machen, die nicht strikte der Proletarierclasse angehörten. Ihnen wurde nach ihrer Heimkunft von allen rechtlichen Leuten mit Verachtung begegnet und das Brandmal blieb ihrer Stirn in unvertilgbarer Schrift aufgedrückt."

„Die Männer des 10. August traten am Abend des 2. Juli unter dem Commando eines vormaligen Militairs, Namens Moisson, und zwei Feldstücke mit sich führend, trotz des Verbots des Ministeriums ihren Marsch an. Man hatte sie vorher sich feierlich um den Freiheitsbaum, auf dem Fruchtmarkte, aufstellen lassen, um das Lebewohl und die Ermahnungen der Clubs entgegen zu nehmen."

Der Leser sieht schon, welcher Art die Bundesgenossen waren, welche die Girondisten sich zu Stützen ihrer Politik erkoren hatten; doch würde man keinen vollständigen Begriff von den Marseillaneen bekommen, wenn wir nicht hinzufügten, was Blanc Gilli, der Deputirte der Rhonemündungen, in demselben Augenblicke über sie geschrieben hat, nis:

„Seit mehreren Tagen (den 3. Juli) sind Nationalgardisten von Marseille, Toulon, Nimes, Montpellier, Avignon und einigen anderen Städten auf dem Marsche nach der Hauptstadt. Es ist erlaubt, sich dem Glauben hinzugeben, daß die Individuen, aus welchen sie bestehen, sich unter der Fahne der Ehre versammelt haben, doch ist es von Wichtigkeit, Ihnen nichts zu verhehlen."

„Die Stadt Marseille, am mittelländischen Meere und in der Nachbarschaft von hundert Nationen belegen, ist ihres Hafens wegen als die Kloake eines großen Theiles des Erdballs anzusehen, in welcher sich all der Schmutz des Menschengeschlechts ablagert. Dort sehen wir den Abschaum der Verbrechen, welchen die Gefängnisse von Genua, Piemont, Sicilien, kurz von ganz Italien, so wie die von Spanien, dem Archipelagus und der Barberei ausgespieen haben, stets in Gährung überzugehen bereit; das bedauerliche Geschick unserer geographischen Lage und unserer Handelsbeziehungen."

„Das ist die Pestbeule Marseille's und die Ursache der ersten Wuthausbrüche, welche der Gesammtheit seiner Bürger zur Last gelegt werden.... Jedesmal, wo die Nationalgarde von Marseille sich auf einen Marsch außerhalb dessen Mauern begeben hat, ist die Horde heimathloser Räuber hinter ihr drein gestürzt, um überall auf ihrem Durchzuge Verheerung zu verbreiten."

„Seit länger als einem Monate ziehen mehrere Tausende dieser Raubgesellen nach Paris; ich begegne deren täglich auf Tritt und Schritt; eine sehr große Anzahl ist noch diesen Augenblick unterwegs; ich habe der oberen Administration vielfältige Mittheilungen darüber abgestattet."

So waren die Truppen der Girondisten beschaffen.

Die Marseillaner trafen am 30. Juli zu Paris ein. „Am Montag, den 30. Juli," sagt Prudhomme, „sind die wackeren Marseillaner, berühmt durch ihre patriotischen Expeditionen nach einem Departement im Süden, zu Paris angekommen, wo sie mit Sehnsucht erwartet wurden. Sie hielten ihren Einzug durch die Vorstadt St. Antoine, wo man sie als Befreier empfing." Zu Charenton warteten ihrer Barbaroux, Fournier der Amerikaner, Rebecqui, Pierre Bayle, Bourdon von der Oise, und Heron. „Santerre war nicht dabei," sagt ein Zeitgenosse, und es hatten sich nur circa 200 Individuen, die Paris fremd waren, so wie höchstens 24 Pariser angefunden.

Barbaroux hatte zu jener Zeit keine officielle Stellung. Sehr

*) Es ist sonderbar genug, zu sehen, daß die Girondisten im Interesse ihres Systems thun wollten, was die Royalisten zu Toulon ihrer persönlichen Sicherheit halber zu thun gezwungen waren.

Digitized by Google

jung, und als Advocat noch sehr unerfahren, beschäftigte er sich im Jahr 1791 mit Esmenard an der kleinen und unschuldigen Literatur des Observateur marseillais. „Die Bewegung, welche der Revolution aufgedrückt worden ist," sagt er selber, „läuft darauf hinaus, die rechtlichen Leute zu beseitigen und den Abschaum, Menschen, die von Unwissenheit und Lastern strotzen, an's Ruder der Geschäfte zu bringen." Diese Bewegung erfaßte ihn wie die anderen, und verschaffte ihm die Stelle eines adjungirten Greffiers bei der Gemeinde von Marseille. Eben so hatte Tallien zu Paris debütirt. Wir haben ihn am 4. Februar 1792 nach Paris abgehen sehen; er ging dahin in Gesellschaft eines Municipalbeamten, Namens Leys, der Anfangs Gendarm, dann Advocat, hierauf verrückt und endlich ein Revolutionair geworden war, um das Directorium des Departements der Rhonemündungen bei der legislativen Versammlung anzuklagen. Er verband mit seiner Mission einen kleinen Strumpfhandel, und etablirte sich in der Straße Gît-le-Coeur, im Hôtel Toulouse, wo seit undenklichen Zeiten die Fuhrleute aus dem Süden einkehrten. Dies war der Antheil, den er mit den Marseillanern an der Revolution vom 10. August genommen hatte und in Folge dessen er zum Deputirten in dem Convent ernannt wurde.

Fournier der Amerikaner, eine blutige Celebrität des Augusts und Septembers, war kein Marseillaner, wie es der außerdem pünktliche, von uns bereits citirte Chronikenschreiber von Marseille geglaubt hat. Meillan und Peltier geben über diese Persönlichkeit die genauesten Auskünfte: er war ein Limousiner, der sich auf St. Domingo ein kleines Vermögen erworben und auch wieder verloren hatte.

„Dieser Fournier", sagt Meillan, „war ein Limousiner, ohne Gewerbe und ohne Talent, ein untergeordneter Abenteurer, mit sehr üblem Rufe aus Amerika heimgekehrt. Er hatte sich zu Paris den Brigands zur Verfügung gestellt, die sich seiner denn auch gern bedienten. Er war in seiner Bübischkeit so unverholen, daß er ganz offenherzig von einer Belohnung sprach, welche ihm die Municipalität für eine Mission schulde, die er zur Zeit des Gemetzels auf ihren Befehl zu Versailles ausgerichtet habe; diese Mission aber war, wie alle Welt wußte, keine andere gewesen als die, den Henkern ihre Opfer zuzuführen."

Peltier, der Fournier auf St. Domingo hatte kennen lernen, hat das Portrait, von welchem Meillan nur eine Skizze gegeben, vervollständigt.

„Der Anführer dieser Marseillaner, Fournier genannt," sagt er, „war ein Mann von fast sechszig Jahren, der lange Zeit in Amerika gelebt hatte, und sein ohnedem reizbarer Charakter war durch angebliche Ungerechtigkeiten, über welche er seit Jahren vergebens Beschwerde geführt, noch aufgeregter geworden."

„Er war Besitzer einer Guildive oder Tafia-Fabrik im Spiegel Berrettes auf St. Domingo; diese Fabrik wurde ein Raub der Flammen, entweder zufällig, oder auf sein Anstiften, wie ich selber es an Ort und Stelle von Leuten habe sagen hören, die seinen gallsüchtigen und perfiden Charakter kannten. Er hatte die reichsten seiner Nachbaren dieser Brandstiftung beschuldigt, und dieserhalb einen Proceß gegen sie anhängig gemacht, den er jedoch successive bei allen Gerichtshöfen der Colonie verlor. Er ließ sich dadurch aber nicht abschrecken, sondern begab sich nach Frankreich, um dort über Justizverweigerung zu klagen. Damit ereifterte er aber eben so wenig; indessen war währenddem die Revolution ausgebrochen und hatte seine Hoffnung und seinen Rachegeist neu belebt.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Wechselrecht.

Lustspiel in einem Akt von Roderich.

Hans Bollmeier, Hausbesitzer in einer Provinzialstadt,
Hieronymus Schoppelmann, sein Schwager,
Marie, seine Tochter,
Doctor Bär, Arzt,
Friedrich, sein Freund,
Lotte, Marie's Zofe.

Ort: Bollmeiers Wohnung. Zeit: 1. April.

Erste Scene.

Marie (allein, sitzt, mit Handarbeit beschäftigt, am Fenster).

Hoffnungslos genug fängt heute der April an. Gleich am ersten Tage zeigt er sich mit allen seinen Launen. Vor einer Stunde noch war der Himmel so schön blau und klar und jetzt stäubt der Regen wieder aus eschgrauen Novemberwolken. Ach, man könnte über solch' ein launisches Wetter recht verzagt werden! (Sie läßt die Hände ruhn und sinnt.) Verzagt — nicht über das Wetter, nein! Doch wohl über den trübseligen Gedanken, daß ja doch eigentlich das ganze menschliche Leben selbst ein immerwährender April ist, und daß wir schon bei der Geburt doch recht eigentlich nur in den April geschickt worden sind. Zeitlebens ein ununterbrochener Wechsel von Regen und Sonnenschein! Und nimmt der Wechsel endlich einmal ein Ende, nun, so haben auch wir ein Ende genommen, dann sind wir eben todt. Das ist Wechselrecht. Ach, wie komme ich doch zu so schwermüthigen Gedanken? — — Ob Er mein wohl noch gedenkt? Oder ist auch Sein Herz dem Wechsel unterworfen und auch Seine Seele veränderlich wie das Aprilwetter draußen? Werden die schönen Tage von Carlsbad, wo ich ihn zuerst sah, sprach, sechs Wochen lang in meiner Nähe hatte, — werden sie im Wechsel der Lebenswitterung niemals wiederkehren? Niemals? Soll das ganze Erlebniß vom vorigen Sommer nichts weiter als ein Traum gewesen sein? Ein Traum? Nichts weiter?

Zweite Scene.

Marie und Bollmeier.

Bollm. (kommt hastig herein und sucht überall im Zimmer umher). Um aus der Haut zu fahren ist das! Es ist wahrhaftig zum Tollwerden!

Marie. Was suchst Du, lieber Vater?

Bollm. Ach na ja was werd' ich suchen! Meinen Schirm such' ich. Im ganzen Hause ist er nirgends zu finden.

Marie. Doctor Bär hat ihn gestern Abend mitgenommen.

Bollm. So! Doctor Bär! So! Wie kommt denn der dazu?

Marie. Es regnete ja so stark, lieber Vater.

Digitized by Google

Bollm. Ja, ich werd' Dich beregnen. So! So! Und da haſt Du ihm meinen Schirm, meinen Regenſchirm geborgt? Wie kommſt Du dazu? — frag' ich.

Marie. Aber, liebes Vater, der Doctor bat um den Schirm. Was hätte ich da anderes thun ſollen?

Bollm. Dumme Frage! Alberne Frage! Was Du hätteſt thun ſollen? Ihn ohne Schirm nach Hauſe gehn laſſen. Das iſt ja an den fünf Fingern abzuzählen. Ich möchte nur wiſſen, was an ſo einem Bären verdirbt, wenn er 'mal naß wird.

Marie. Er hätte einen Schnupfen bekommen können.

Bollm. So! So! Auch das gar noch! Gott was Du doch nicht alles weißt! Der ſieht mir auch gerade aus wie Einer, der ſich im Regen 'nen Schnupfen holt. Na und wenn auch! Beſſer 'nen Schnupfen als den Schirm! Du! Sieh mal da, wie's regnet! Siehſt du? Und ſo wird's nun den ganzen Tag, die ganze Woche, den ganzen Monat, das ganze Jahr wird's ſo regnen und Du haſt den Schirm verborgt. Iſt das nicht gleich zum Tollwerden? Nun muß ich ein ganzes Jahr zu Hauſe bleiben, bloß weil Du den Schirm verborgt haſt.

Marie. Aber es wird ja doch nicht das ganze Jahr durch regnen.

Bollm. Beleid'ge mich nicht, Mädchen! Ich ſage Dir, es wird das ganze Jahr durch regnen; ich will's, es ſoll regnen.

Marie. Nun, dann wird der Doctor auch inzwiſchen den Schirm wiederbringen.

Bollm. Ach, ſei doch nicht ſo kindiſch! Wie wird denn Einer 'nen geborgten Regenſchirm wiederbringen? Das iſt gegen alle Ordnung. Und nun ſieh mal du, wie's regnet! Und ein ganzes Jahr und ohne Schirm! Ich möchte nur wiſſen, wie ich nun des Abends in die Reſſource kommen ſoll. Im Regen geh' ich auf keinen Fall. Aber ich weiß recht gut, warum du den Schirm verborgt haſt. Das iſt purer Trotz von Dir, purer Weibertrotz, ja ja Weibertrotz.

Marie. Trotz? — Daß ich nicht wüßte.

Bollm. Daß Du doch wüßteſt, Trotzkopf! So, nun thu nur noch ſcheinheilig! Nun willſt Du von Nichts wiſſen. Aber es bleibt dabei. Ich hab's geſagt, alſo baſta! Die Firma Herbſt & Comp. hat mein Wort. Du weißt, ich bin dem Hauſe große Verbindlichkeiten ſchuldig und ich will ſie erfüllen. Herbſt jun. wird Dein Mann, und wenn Du drei Dutzend Regenſchirme verborgteſt. Abgemacht!

Marie. Aber ich kenne den Herrn ja gar nicht.

Bollm. Ich auch nicht. Thut nichts. Ich kenne die Firma. Solides Haus!

Marie. Aber es iſt ja noch die Frage, ob ich das ſolide Haus wirklich zum Manne haben will.

Bollm. Das iſt gar keine Frage. Herbſt jun. will Dich, Du willſt ihn, — das iſt meine Sache. Das Geſchäft iſt vollſtändig im Reinen. Ich hab' dem jungen Mann ſchon geſchrieben, daß er kommen ſoll. Heute kommt er hier an und Du hältſt Dich parat zur Verlobung. Punktum!

Marie. Aber Du wirſt mir doch erlauben, daß ich mir vor der Verlobung den jungen Mann erſt anſehe, ob mir ſeine Perſönlichkeit auch —

Bollm. Ach was da Perſönlichkeit! Flauſen! Man muß ſich immer an die Sache halten. Perſönlichkeiten ſind unanſtändig.

Marie. Ich will aber den Herrn erſt ſehen und kennen lernen.

Bollm. Dazu haſt Du nach der Hochzeit Zeit genug.

Marie. Unbeſehen nehm' ich ihn nicht.

Bollm. Sei nicht trotzig, Mädchen! Ihr Frauenzimmer ſolltet Gott danken, wenn euch ein Ehrenmann unbeſehen nimmt. Es iſt ein wahres Glück, daß ich Dich jetzt auf ſo gute Manier los werde. Längſt ſchon hab' ich mit Schrecken an den Tag gedacht, wo du anfangen mußt, an's Heirathen zu denken. Am Ende, dacht' ich, bleibſt Du mir auf dem Halſe und wirſt 'ne alte Jungfer.

Marie (kalt). Ich denke, gegen dieſe Möglichkeit haſt Du ſchon frühre Deine Maßregeln getroffen. Wenn ich nicht irre, haſt Du mich vor mehreren Jahren ſchon an den Vetter Fritz — (ſchnarfbetonend) verkauft.

Bollm. (ſtutzt). Was weißt Du davon, Mädchen!

Marie (gleichgültig). Es iſt vielleicht nur ein Scherz geweſen.

Bollm. Freilich, Kind, freilich! Ein bloßer Scherz!

Marie (neugierig). Nun, wie war denn die Geſchichte?

Bollm. Das geht Dich nichts an.

Marie. Halb und halb weiß ich ſie ſchon; Couſine Hedwig hat mir darüber geſchrieben; ich glaube, es handelte ſich dabei um einen Schirm.

Bollm. Es iſt zum Tollwerden! Alſo Du weißt Alles. Ja um den Schirm hat ſich's dabei gehandelt. Du haſt das gewußt und darum haſt Du den Schirm verborgt. Du haſt mich bloß an die alte dumme Geſchichte wieder erinnern wollen. Ja, ja! Widerſprich nur nicht erſt! Darum haſt Du den Schirm verborgt.

Marie. Ich gebe Dir mein Wort, daß mir das gar nicht in den Sinn kam, als ich dem Doctor geſtern den Schirm gab. Ueberhaupt iſt mir die alte Geſchichte höchſt gleichgültig. (Sie nimmt ihre Arbeit wieder auf.)

Bollm. (Nach einer Pauſe.) Wenn das wahr iſt, Kind, ſo will ich ſie Dir erzählen. Siehſt Du, vor ſieben Jahren war's, da kam Dein Onkel Hieronymus hier einmal zu uns her zum Beſuch auf vierzehn Tage; es war auch ſo wie jetzt im Frühjahr und es regnete in Einem fort. Siehſt Du, und da hatte Dein Onkel einen ſchönen Regenſchirm und der Knopf daran war ſo wunderſchön geſchnitzt, daß ich mich ganz darin verliebte.

Marie. Iſt das derſelbe Schirm, den ich dem Doctor geborgt habe?

Bollm. Freilich iſt es derſelbe. Darum bin ich ja eben ſo ärgerlich darüber. Gut! Ich ſag' alſo, Hieronymus ſoll mir den Schirm ſchenken. Geſchenkt wird nichts, ſagt er, aber verkauft. Gut! ſag' ich; was willſt Du haben? — Und was meinſt Du, was er verlangte?

Marie. Ich weiß, er forderte mich für ſeinen Sohn zur Frau (lacht).

Bollm. Na ja! Siehſt Du, ſo war die Geſchichte. Ich nahm den Schirm und verſprach dafür Dich Deinem Vetter Fritz zur Frau.

Marie. Bloß mündlich? Wenn ich nicht irre, haſt Du auch was geſchrieben.

Bollm. Ja, Hieronymus wollte mein Verſprechen auch ſchriftlich haben und da hab' ich's ihm gegeben. Es war ja doch Alles bloß Spaß.

Digitized by Google

Marie. Wenn's nun aber doch Ernst gewesen wäre?

Bollm. Ach dummes Zeug! Wie kann das Ernst gewesen sein! Und wenn auch, — da brauchst Du ja bloß zu sagen, daß Du nicht willst: dann ist der ganze Handel ungültig.

Marie. So? Also Du meinst, daß mein Wort erst die Versprechungen gültig macht, welche Du in meinem Namen gemacht hast.

Bollm. Versteht sich, Kind! Ich kann dich doch nicht zwingen.

Marie. Und doch willst Du es versuchen? Ich lasse mich wirklich nicht zwingen. Ich ratifizire die Versprechungen, welche Du dem Hause Herbst & Co. gemacht hast, in keinem Falle und für den Vetter Fritz, dem Du mich vor sieben Jahren um das Schnitzelwerk eines Regenschirmknopfes verkauft hast, steht hier ein kleines Souvenir (sie hebt ihren Arbeitskorb etwas in die Höhe.) Jeder Handel, der ohne mich abgeschlossen wird, ist ungültig.

Bollm. (wild auf und niederrennend) Das wollen wir schon sehen! Du nimmst den Mann, den ich Dir ausgesucht habe! Du wirst mich doch nicht blamiren. Oder liegt Dir etwa noch die alte Liebschaft im Kopf? da mit dem Studenten, von dem ich Dir 'mal ein ganzes Pack Briefe und Verse konfiscirt habe. Was? Liegt Dir der grüne Junge, der Lenz, noch im Kopf? Willst Du eine Studentenfrau werden? Was?

Marie. Die Geschichte ist denn nach gerade wohl alt genug, lieber Vater, als daß nicht schon hätte Gras darüber wachsen können. Die Schwärmerei früherer Jahre liegt hinter mir; ich denke an Lenz nur noch mit Gleichgültigkeit. Und auch er hat seine Schwärmereien gewiß längst überwunden.

Bollm. Na, denn hör' mich mal an. Ich hab's längst gemerkt und bloß noch nichts sagen wollen. Aber nun sag' ich's Dir: Mit dem Doctor ist es nichts, nichts, partout nichts.

Marie. (erschrocken) Mit welchem Doctor?

Boll. Na da mit dem Bär, der immer von Politik schwatzt und dem Du meinen Regenschirm geborgt hast. Es ist gleich zum Tollwerden. Der Kerl hat meinen Schirm. Aber ich durchschaue euer Complott recht gut. Daraus wird nichts. Den Doctor kriegst du nicht.

Marie. Die spätere Zeit wird Dir beweisen —

Bollm. Beweisen? Nichts wird sie beweisen. Ich lasse mir nichts von ihr beweisen.

Marie. Und doch wird sie Dir wider Deinen Willen beweisen, wie wenig Du den Doctor Bär kennst.

Bollm. Ich weiß recht gut, er liebt Dich.

Marie. Er erklärt alle Liebe für einen Schwindel der Phantasie.

Bollm. Das ist eine Finte; er will Dich heirathen.

Marie. Er sieht in der Ehe nur ein unerträgliches Joch und — hat damit am Ende wohl auch nicht so ganz Unrecht.

Bollm. So? So? Nicht so ganz Unrecht! Dich hat er auch schon mit seinen verrückten Ideen angesteckt! Das sind die Vaterfreuden, die ich an Dir erlebe! Hätte ich Dich nur gleich im vorigen Jahre bei dem ersten besten Heirathsantrage, da in Carlsbad, losgeschlagen! Ich war ein rechter Dummkopf, daß ich den Mann abwies.

Marie. (die sich mit Mühe zu fassen sucht) In Carlsbad? Davon hast Du mir ja gar nichts gesagt.

Bollm. Bin ich Dir etwa Rechenschaft schuldig? Aber daß Du's weißt, der Doctor Sommer da in Carlsbad — Du wirst Dich wohl erinnern —

Marie. (b. S.) Ob ich mich seiner erinnere!

Bollm. Der kam am Tage, als wir abreisten, zu mir und —

Marie. (ängstlich gespannt) Und? Nun — und?

Bollm. Na, was wird's denn sein! Er wollte Dich heirathen.

Marie. Ist es möglich! Und was antwortetest Du ihm?

Bollm. Na, was werd' ich geantwortet haben! Sehr schätzbar, Herr Doctor, hab' ich gesagt, aber es thut mir leid, meine Tochter ist schon versprochen. Leben Sie wohl!

Marie. Das war ja aber nicht wahr.

Bollm. Du wirst mich doch nicht zum Lügner machen? Warst Du nicht dem Vetter Fritz versprochen?

Marie. Ich habe nichts versprochen, brauche also auch Nichts zu halten.

Bollm. Ich halte, was ich versprochen habe. Herbst jun. wird dein Mann. Mach' Du nur Complotte mit dem Doctor, borg' ihm nur meinen Schirm! Nein, es ist um aus der Haut zu fahren! Nicht 'mal einen Schirm im Hause! Aber nun laufe ich schnurstracks zum Doctor und hol' mir den Schirm! Ja ja, jetzt gehe ich hin und wenn es Kieselsteine regnete. Ich werde Dich lehren.

Marie. (aus dem Fenster sehend) Aber, lieber Vater, warte doch nur noch ein klein wenig. Der Regen hört bald auf. So könntest Du Dich leicht erkälten.

Bollm. Erkälten! Ja, ich will mich eben gerade erkälten. Eben drum will ich jetzt im Regen gehn und dazu ohne Paletot. Ich will mich erkälten, ich will krank werden, ja ja, ich will sterben. Hörst Du's, ungerathenes Kind? Ich will sterben, damit Du siehst, wie Du mich in's Grab geärgert hast. Ich werde Dich lehren meinen Schirm verborgen. Jaja, ich weiß es recht gut, Du wünschest meinen Tod. Bloß darum hast Du den Schirm verborgt. (nach dem Hute greifend) Aber Dir zum Trotz setz' ich nun auch noch den neuen Hut auf. Es ist wahrhaftig ein Wunder, daß Du den nicht auch schon verborgt hast.

Marie. Warte nur noch einen Augenblick! Ich will die einen Schirm besorgen. Lotte soll einen holen. (Sie schellt.)

Bollm. Lotte! Wer ist Lotte?

Marie. Das ist unser neues Stubenmädchen, seit heute früh im Hause.

Bollm. So! Wieder ein neues Frauenzimmer im Hause und ich erfahre kein Wort davon. Nichts als Eigenmächtigkeiten! Was bildest Du Dir eigentlich ein? Gestern verborgst Du den Schirm, heute nimmst Du ein neues Mädchen in Dienst, morgen wirst Du mich höchst wahrscheinlich zur Thüre 'naus und sagst mir keine Silbe davon. Ist das nicht um aus der Haut zu fahren?

Marie. Das ein neues Mädchen heute anziehen würde, wüßtest Du ja, lieber Vater. Es ist ja heute der Erste.

Dritte Scene.

Die Vorigen und Lotte.

Lotte. (eintretend) Fräulein, Sie befehlen?

Digitized by Google

Vollm. Da hat sich was zu befehlen! Meine Tochter hat gar nichts zu befehlen. Ich bin Herr im Hause.

Lotte. Nunu! Nehmen Sie's man ja nicht übel!

Marie. Geh' mal nebenan zu Frau —

Vollm. Unterfteh' Dich! Das Mädchen rührt sich nicht aus dem Hause. Die ganze Stadt soll wohl nachher darüber reden, daß ich mit gebogenen Regenschirmen 'rumlaufe?

Marie. (unmuthig) Nun so geh' ich selber hin und kaufe einen neuen Schirm.

Vollm. (sich vor die Thür stellend) Mädchen, ich sage Dir, bringst Du mir einen neuen Schirm in's Haus, so reiß' ich ihn in tausend Fetzen, und schmeiß' ihn zum Fenster 'naus. Meinen Schirm will ich, meinen, meinen! Du weißt recht gut, welchen Werth er für mich hat. Aber Dir ist Alles egal. Du hast bloß Sinn für's Verborgen.

Bär (erscheint in der Thür hinter Vollmeier)

Lotte. (erschrickt, als sie Bär sieht, steckt Marien einen Brief hastig in die Hand) Den hat der Briefträger eben gebracht. (schnell ab. Marie sieht ihr befremdet nach.)

(Fortsetzung folgt.)

Die Messias-Sagen des Morgenlandes nebst vergleichenden Auszügen aus seinen heiligen Büchern. Von Carl Scholl. Hamburg bei Meißner und Schirges 1852. XII. 431.

„Es geht ein Geräusch der Unbehaglichkeit vom Norden bis zum Süden durch unsern Welttheil, ein tiefer Seufzer durch das ganze bürgerliche Leben," sagt Schwedens größter Dichter Tegnér, und wiederholt damit, was Paulus von seiner Zeit ausspricht: daß alle Kreatur sich ängstet immerdar und harret sehnlich eines bessren Zustandes. Dort wie hier die Messias-Idee; dort wie hier die Täuschung, als ob „das Reich Gottes bestehe im Aeußern, im Essen und Trinken und komme mit äußerlichem Prunke und Gebärde!" Darum die Unbehaglichkeit unserer Zeit, weil sie nicht erkennet, daß das Reich Gottes inwendig in uns ist, und daß das Heil der Menschheit darin besteht, daß sie sich erhebe „von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes," mit einem Worte, daß die sittliche Freiheit von der Knechtschaft sündlicher Begierden der Zweck des Christenthums und damit zugleich die Grundlage und Bedingung jeder wahren bürgerlichen Freiheit sei. — Das ängstliche Sehnen unserer Zeit scheint sich aber auch auf das höhere Gebiet des Geistes zu beziehen: religiöse Zweifelsucht erregt die Welt und setzt sie gleichfalls in einen unbehaglichen Zustand. Wie der Kranke, von Todesfurcht gequält, wenn er das Vertrauen zu seinem Arzte verloren hat, weil er nicht nach thörichten Einbildungen behandelt wird und die Arzenei seinem Geschmacke nicht zusagt, bald zu diesem bald zu jenem Heilmittel seine Zuflucht nimmt, und dadurch das Uebel verschlimmert, so bei dem jetzigen geistigen Kränkeln der Zeit. — Der Verf. der oben angeführten Schrift von der Ansicht ausgehend, „daß wir am Scheidepunkte zweier Weltalter angekommen sind, und daß es folglich Vielen darum zu thun sei, sich mit Klarheit und Wahrheit darauf vorzubereiten," hofft ihnen durch seine Darstellung der „Messias-Sagen des Morgenlandes" Wegweiser und Arzt zu werden. — Diese Absicht ist an sich lobenswerth, und Referent stimmt dem Verf. darin gerne bei, daß uns bei der Trostlosigkeit der Gegenwart eine ernstere, innigere und allgemeinere geistige Vertiefung Noth thue, weil wir zu lange auf der Oberfläche gelebt haben;" daß weil „Geist und Fundament des bisherigen Weltalters nichts anders sei, als der Geist des Christenthums, ein tieferes und richtigeres Verständniß desselben vor Allem nothwendig werde, und folglich weil der Geist des Christenthums mit der Person seines Stifters oder vielmehr mit den Vorstellungen, die man sich von ihm gebildet, aufs Innigste verknüpft sei, die Frage: Wer war Jesus? Was hat er gewollt? Ist er jene übernatürliche Erscheinung, wie ihn der Buchstabe unsrer alten Urkunden und nach ihm die Priester uns gelehret haben, oder eingereiht mit den andern großen Geistern der Menschheit in der Kette ewig gleicher Weltgesetze (?) Ist nur seine Religion Wahrheit, oder ist sie (eine hellere vielleicht) aber doch nur eine der Wahrheitsstrahlen wie die andern?" Ebenso sind wir mit dem Verf. darin einverstanden, „daß diese großen Fragen, welche die Zeit bewegen, nicht durch Gewalt- und Unterdrückungsmaßregeln der Mächtigen und durch die Intriguen finster schleichender Parteien gelöset werden, noch weniger durch bloße Kammerreden der Politiker oder durch gnädige Blicke der Socialisten;" denn im Gebiete des Geistes, im Kampfe um Wahrheit, im Streite mit Unglauben und Aberglauben kann die materielle Macht den Sieg der Wahrheit und des Glaubens nur aufhalten, nicht verhindern. — Wenn aber der Verf. hofft durch seine Schrift zu einem tiefern und richtigern Verständnisse der Zeitfragen und zur Entscheidung des Kampfes wesentlich beigetragen zu haben, so können wir diese Hoffnung leider nicht theilen! Zunächst ist Ref. nicht der Meinung, daß durch solche Schriften dem Nichtgelehrten ein Dienst geleistet wird. Halbgebildete sind mit ihrer Weisheit bald fertig; aber wenn sie auch mit sich selbst fertig sind, und es mit *ihrem* Verstande aus ist, so sind sie doch deshalb noch nicht mit der *Wahrheit* fertig, und weil *sie* die tiefere Wahrheit nicht begreifen, so folgt nicht, daß sie *überall* nicht begriffen werde. Wer die Prämissen nicht versteht, (und dazu gehört in dieser Frage mehr als der unwissenschaftliche Sinn unsrer Zeit sich einbildet), wie vermag er richtige Schlüsse daraus zu ziehen! Darum sollten Fragen, welche sich auf rein theoretische, wissenschaftliche Gegenstände beziehen, dem großen Publikum nicht vorgelegt werden: sie erregen nur Verwirrung! Unsre Zeit würde im bürgerlichen und kirchlichen Leben *weniger* Zerrissenheit und Unbehaglichkeit empfinden, wenn sie sich mehr an die praktischen, das Leben ordnenden und heiligenden Grundsätze hielte, als an müssige Theorien und Deutungen des klügelnden Verstandes, woraus nimmer allein das Heil kommt! Es fehlt den meisten sogenannten Gebildeten an klarer, gründlicher, warmer Erkenntniß der christlichen Religionswahrheiten und erst dann wenn Schule und Kirche hier eine tüchtige Grundlage gelegt (ein Haus auf Felsen gebauet) hat, wird Unglaube, Gleichgültigkeit und Aberglaube vergebens jenen unseligen Zwiespalt zwischen Verstand und Herz zu erregen suchen. — Dann scheint auch der Weg, welchen der Verf. wählt, wenig geeignet, den innern

Digitized by Google

Zwiespalt in eine höhere Einheit aufzulösen. Er stellt zuerst Confucius und den großen Heiligen am Ende der Tage dar, dann Buddha und die erste Wiederkunft Wischnu's, Zoroaster und Sosiosch den Erretter, Moses und den Messias, Jesus und die Zukunft des Menschensohnes, Muhamed und dessen Wiederkommen. Worauf dann S. 183—416 Auszüge aus den Religionsschriften derselben folgen. Ist es nun freilich wahr, daß die Jugend unsrer Zeit mit den Religionssystemen der Römer und Griechen viel häufiger vertraut gemacht wird, als mit den wichtigern Lehren der Indier und Perser und wollen wir auch mit dem Verf. nicht darüber rechten, daß er die Geschichte Moses, Jesu und des Römerreiches, welche jedes Kind kennt und in jedem biblischen Lesebuche finden kann, viel zu umständlich behandelt; daß er über den Buddha die viel reinere, und wahrscheinlich ältere Ethumescha-Lehre vergißt, so können wir doch die analysirende, zersetzende, verneinende Darstellungsweise des Verf. nicht billigen! Die Zusammenstellung des Lebens und der Lehren jener Religionsstifter wird bei dem sogenannten gebildeten Leser, wenn er das Buch aus der Hand legt, keinen andern Eindruck zurücklassen, als etwa den trostlosen Gedanken: Es ist Alles eitel! oder höchstens einen Erfolg wie den, welchen Jean Paul mit der (ironischen) „Rede des todten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei," beabsichtigte, „nämlich wie hier das dringende Gefühl der Nothwendigkeit des Glaubens an Gott, so dort einer höhern Offenbarung zu erregen. — Viel befriedigender ist der Weg, den unser Dr. Kröger in seinen „Indisch-Persisch- und Chinesischen Religionssystemen, Eisleben 1842" einschlug, indem er die Hauptlehren jener Religionsformen unter Rubriken ordnete, mit spätern im Vergleich stellte, aus der größern Reinheit und Erhabenheit jener alten religiösen Ideen, welche einer Bergesquelle gleichen, die später unten im Thale, manchen unreinen Zusatz aufgenommen, auf eine Ureoffenbarung zur Entwickelung der religiösen Anlage (welche der Schöpfer der Menschheit als Erbtheil und Zeichen daß wir seines Geschlechtes sind, uns mit in die Welt gegeben) zurückgeht und dadurch den verschiedenen Religionsformen, so wie dem Christenthum als der vollkommensten Offenbarung Gottes, den rechten Standpunkt anweiset. — Solch höhere Ansicht und tieferes Verständniß des Christenthums scheint dem Verf. der Messias-Sagen zu fehlen, der zwar zugiebt, daß zur Zeit des Römischen Weltreiches, es nothwendig war, in diese ganze trotz „aller scheinbar gesetzlichen Ordnung bis in die innerste Tiefe sittlich und geistig zerfallene, zerfahrne und verfaulte Welt den Keim neuen Lebens durch Jesum niederzulegen;" aber dennoch eben dem Christenthum, welches selbst in des Verf. fragmentarisch mitgetheilten Auszügen aus den Evangelien unendlich höher erscheint, als die Lehren der übrigen Religionen, ihm die Schuld giebt des „namenlosen Unglücks und Elends, des namenlosen Jammers und der abscheulichen Unthaten, Schandthaten und Verbrechen, welche das Christenthum in seinen achtzehnhundertjährigen Verlauf über die Menschheit gebracht habe." Wir halten es unsrerseits „für die größte Unkenntniß der Geschichte" wenn man die unaussprechlichen Segnungen, die unendlichen Wohlthaten, welche der Geist des Christenthums über das geistige und sittliche, über das bürgerliche und häusliche Leben ausgegossen hat, schnöde verkennt, und was leidenschaftliche Menschen, welche Christen hießen aber nicht den Geist Christi besaßen, verschuldet, dem Christenthum beimessen will. Wir sind den wissenschaftlichen Forschungen nicht allein nicht Feind, sondern überzeugt, daß eine tüchtige philosophische und theologische Bildung die Religion allein vor Unglauben auf der einen und vor Aberglauben auf der andern Seite zu sichern vermag; meinen aber mit dem alten Baco „daß ein bloßes Nippen an den Kelch der Erkenntniß leicht ab- ein kräftiger Zug aus ihm zur Religion zurückführe," weil es erkennen und fühlen lasse, daß das ächte Christenthum die höchste Vernunft sei, indem es alle Fragen, welche auf Besserung und Beruhigung Einfluß, beantwortet und alle höhern Bedürfnisse der geistigen Natur auf das Einfachste und Genügendste befriedigt; daß es die schärfste Prüfung ehrlicher Wahrheitsforscher nicht zu scheuen Ursache habe, weil diese immer wieder zu Christo als dem „rechten Messias" zurückbringt. Oder will der Verf. „eines Andern warten." Rongés oder Pius?? — — *ψψ.*

Miscellen.

Ein Schreiben aus Hong Kong vom 28. März frischt die Hoffnung auf die Wiederauffindung Sir John Franklin's in einer erfreulichen Weise nun auf. Es heißt darin nämlich: „Es sind hier nicht weniger als 37 Wallfischjäger auf ihrer Heimkunft von den arctischen Meeren angelaufen gewesen. Es dürfte Sie interessiren, zu vernehmen, daß bei fast Allen die Meinung vorherrschend ist, Sir John Franklin und dessen Gefährten würden wahlauf, über die Eisbarrieren hinaus, und in offnen Gewässern seyn, wo man jedoch nicht eher zu denselben gelangen könne, bis ein sehr mildes Jahr eingetreten sey, was sich eben von dem jetzigen erwarten lasse. Alle erklären auch einstimmig, daß die Wallfische der Behringsstraße und der Baffings-Bay ein und derselben Gattung angehören, was für das Vorhandensein einer Durchfahrt spreche, indem sie keins der Vorgebirge, das der guten Hoffnung und Cap Horn, umschwommen haben könnten, da man einen Wallfisch der arctischen Gattung dem Süden zu im 22. Breitengrade noch nie bemerkt habe.

Der belgischen Independance zufolge hat ein Arzt Namens Williems die Entdeckung gemacht, daß die so unheilvolle Krankheit des Rindviehs: Pleuro pneumonia, durch Ineculation unschädlich zu machen ist, wie es sich durch vielfältige Versuche ergeben hat. Die belgische Regierung hat eine Commission niedergesetzt um sich von der Bewährtheit dieses Verfahrens zu überzeugen, und die holländische Regierung wollte ein Gleiches thun.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄTS

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 43. **Sonnabend, den 29. Mai.** **1852.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Pfingsten ..... Seite 333
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 333
Die Auction über die Soult'sche Gemäldesammlung ..... „ 335
Nach Wechselrecht. Lustspiel in einem Akt von Roderich ..... „ 336
Literatur:
Die Pädagogik der Volksschule in Aphorismen. Von L. Kellner. — Die Poesie in der Volksschule. Von L. Kellner „ 338

Pfingsten.

Der Frühling stand am Gartenthor
Und auf den Beeten lag ein Flor
Von Blumen vor uns ausgebreitet.
Die Blumen sind ja stets dabei,
Wenn unter Sang und Klang der Mai
Zu Pfingsten durch den Garten schreitet.

Nun kamen sie auf sein Geheiß,
Das starke und das schwache Reis,
Die Himmelsthräne und der Flieder;
Die Veilchen und Vergißmeinnicht
Gehorchten treulich ihrer Pflicht
Und legten still vor Dir sich nieder.

Da wähltest du die schönsten aus
Und wandest sorgsam Strauß um Strauß,
Dem Feiertag zu Schmuck und Ruhme;
Ich aber stand und sah dir zu
Und sah dich an, mein Liebling Du,
Du warst mir doch die liebste Blume.

Heem. Grieben.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Es ist außerdem bekannt, daß Petion, Brissot, Condorcet, Vergniaud gleich zu Anfang der Revolution bei den Angelegenheiten der Colonien sehr betheiligt waren, und so ist ihnen denn auch Fournier unter die Hand gekommen. Er wurde ihnen, wie alle die Föderirten, durch die Jacobiner genommen; deßhalb hat ihn Barbaroux in einem Schreiben während seiner Proscription folgendermaßen bezeichnet: „Fournier, mit dem Beinamen der Amerikaner, dessen Ehrlichkeit wir gleich seiner Bravour für verläßlich hielten."

Die Ankunft der Marseillaner zu Paris zeigte alsobald, wessen man sich zu diesen Janitscharen der Gironde zu versehen hatte. Noch an dem Tage ihres Einzugs, nach einem Schmause, der ihnen von Santerre in den elysäischen Feldern gegeben worden war, verwundeten sie ein zwanzig Nationalgardisten von dem Bataillon Petits-Pères schwer durch Säbelhiebe und tödteten einen Wechselagenten Namens Duhamel. Sie wurden in der vormaligen Kaserne der französ. Garden, nun Kaserne des neuen Frankreichs genannt, in der Straße Pepiniere untergebracht. Der Schrecken, den ihr erstes Auftreten verbreitet hatte, machte sie zu Herren von Paris.

„Man hatte," sagt Peltier, „eine kräftige Probe von der Vermessenheit der Marseillaner und von der Schwäche von Paris bekommen. Dieser Vorschmack wurde zur Gewißheit, als man sah, wie die 200 Marseillaner triumphirend ihre Gefangenen mit sich nach ihrer Kaserne führten, und ungestraft vor demselben District vorbeizogen, wo die Niederlage von deren Kameraden 4000 Mann mit Kanonen unter die Waffen gebracht hatten. Diese 4000 Mann begnügten sich damit, sich in eitler Parade den ganzen Abend hindurch vor dem italienischen Schauspielhause zu bewegen, ohne einen Schritt zur Befreiung ihrer Kameraden aus den Händen der Marseillaner Freunde zu wagen. Von diesem Augenblicke an war Paris rettungslos und hoffnungslos eine erobeete Stadt.

Am 17. Juli wirkte eine Deputation des Maire bei der gesetzgebenden Versammlung einen höheren Sold, 30 Sous für den Tag, für die Föderirten aus. So fand sich die Emeute denn nach einem sehr paßlichen Ausdrucke Petions legalisirt, und in den Straßen von Paris begann ein neuer revolutionairer Gesang zu ertönen, der, durch das Bataillon von Mar-

Digitized by Google

seille aufgebracht, deßhalb die marseillanische Hymne genannt wurde.

Die Lieder und Hymnen hatten einen zu begründeten Antheil an den Ereignissen der Revolution, als daß der Geschichtschreiber ihnen in seiner Beschreibung den Platz versagen dürfte, den ihre Wichtigkeit erheischt. Unter diesen Liedern und Hymnen gelangten folgende fünf zu einer immensen Popularität: das Ça ira, das Veillons au salut de l'Empire, die Marseillaise, die Carmagnole und das Reveil du Peuple.

Drei Dinge sind in Betreff des Ça ira außer Zweifel: erstens, daß dies Lied nach einer Aeußerung Franklins über die Revolution, eine Aeußerung, die gewaltiges Glück gemacht hatte: „ça ira, ça tiendra," gedichtet worden ist; zweitens, daß dessen Dichtung sich vom Ende Juli 1789 herschreibt, nach den von dem Pöbel vorgenommenen Erhängungen an der Laterne auf dem Greveplatz; drittens, daß es einen ambulanten Liederdichter, Namens Ladre, zum Verfasser hat.

Das Datum des Ça ira und der Name des Verfassers sind aufs bestimmteste durch ein eigenhändiges und noch nicht gedruckt erschienenes Schreiben jenes Ladre nachgewiesen, welches wir in dem Reste der Papiere Robespierre's gefunden haben. Der Leser möge uns die Wiederauffrischung eines Bruchstückes der ersten revolutionairen Rhapsodieen zu Gute halten.

„Paris, den 13. Messidor des zweiten Jahres der ein- und untheilbaren französ. Republik. — 1. Juli 1794.

„Bürger Repräsentant und Bruder,

„Es wird zu Paris Willkür geübt, trotz der Gesetze, welche dieselbe verbieten. Ich habe vor einigen Tagen mit der Pariser Post, wie ich es jetzt thue, geschrieben, da mir die Adresse der Mitglieder des Heilsausschusses — die das Heil der französischen Patrioten sein werden — unbekannt ist; ich habe, will ich sagen, an den Bürger Vadier wegen acht Verse eines Liedes geschrieben, das ich nach dem Berichte angefertigt habe, den derselbe über die Begebenheit der Catharine Theos, wovon mir der Sinn nur durch den Bericht klar geworden ist, dem Nationalconvente abgestattet hatte.

„Commissarien der Sectionen verhindern meine Confratres, dieselben abzusingen; mir, der ich sie auch singe und ihr Verfasser bin, haben sie noch nichts gesagt. Gestern kaufte ein Commissar an der Seite der Halle einem meiner Gewerbsgenossen ein Buch ab, nahm ihn dann freundschaftlich mit nach der Mairie, wo ihm, nachdem man ihn eine lange Zeit aufgehalten, dies Lied aus all seinen Büchern herausgerissen und dessen Absingen verboten, auch unter Strafe der Einkerkerung bedeutet worden ist, alle seine Kameraden auf der Straße davon in Kenntniß zu setzen.

„Mir, der dies Lied noch immer singt, wird deßhalb von dem Volke, das ein Feind des Despotismus ist, applaudirt. Der Bürger Vadier hat mir nicht geantwortet, obgleich ich ihm das Lied und meine Adresse zugesandt habe, um ersteres dem Heilsausschusse zu zeigen, weil ich nicht anders denken kann, als daß der zu Boden geschmetterte Fanatismus seine Nase wieder in die Höhe halten möchte.

„Ich habe deine Rede, welche Du bei den Jacobinern gehalten hast, in einer heutigen Morgenzeitung gelesen. Was Du darin gesagt hast, das ist die volle Wahrheit. Deßhalb, da ich keine Antwort von dem Bürger Vadier erhalten habe, und weil ich mir von allem, was vorfällt, nichts entgehen lasse, um das Volk singend zu belehren, stets aus dem Geiste des Gesetzes und der guten Principien schöpfend, so daß ich, wiewohl nur ein Sänger, seit der Revolution schon über vier Hundert Lieder gedichtet habe, fürchte ich, daß die Willkür auch mich, als den Verfasser der Couplets, die den Fanatikern mißfällig sind, treffen möchte.

„Welch eine Menge Lieder habe ich nicht gegen den Fanatismus gemacht, das Ungethüm, welches die einzige Hoffnung unserer inneren Feinde bleibt, die, da sie sehen, wie unsre wackren Krieger die äußeren Feinde zu Schanden machen, gern die Unwissenheit eines Theiles des Volkes benutzen möchten, wie man es in der Vendee gemacht hat, wo mehreren meiner Confratres, wenn sie die dortigen Städte besuchten, die Lieder verbrannt und sie selber schimpflich fortgejagt wurden, und dieses unter den beiden ersteren Legislaturen, als der Tyrann noch existirte, er, den ich in meinen Liedern so heruntergerissen habe!

„Ich schicke Dir eine Abschrift zu, mit der Bitte, sie anzusehen, und mir in ein paar Worten wissen zu lassen, ob ich, wenn ich sie absinge, Risico laufe oder nicht. Ich habe kein anderes Motiv, als das, gute Grundsätze zu verbreiten und mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen, denn ich bleibe stets arm, um ein ächter Patriot zu sein.

„Gruß und Brüderschaft. Es lebe die Republik und auch der Berg, der Frankreich vor seinen inneren wie seinen äußeren Feinden retten wird!

„Ladre, Verfasser des Ça ira von 1789 alten Styles.

Da Ladre sein Ça ira speciell als von 1789 bezeichnet, so läßt sich annehmen, daß es deren noch andere gegeben hat. Es existirt in der That eins von 1790, das in der Sammlung Dumersans abgedruckt ist, mit der Bemerkung: „gedichtet am Morgen des 14. Juli 1790, auf dem Marsfelde und unter einem heftigen Regenschauer.

Das Ça ira genoß bis zur Zeit des Directoriums einer immensen Popularität, die es der Neuheit und der Explosion revolutionairer Ideen zu verdanken hatte, welche es in einer populairen und trivialen Form wiedergab.

Ein Lied erhabneren Characters war das „Veillons au salut de l'Empire, von Boy, und während das Ça ira auf den Straßen und in den Kneipen herrschte, erhielt sich das Veillons etc. auf den Theatern und bei den öffentlichen Ceremonien. Es schreibt sich aus den letzten Monaten des Jahres 1791 her, und ist zu der Zeit verfaßt worden, wo die Jacobiner die Kriegsfrage debattirten und Brissot sich äußerte, daß ganz Europa municipalisirt werden müßte. Die Arie gehört der Oper Renaud d'Ast von Dalayrac an, die zuerst am 19. Juli 1787 im italienischen Komödienhause gegeben worden ist.

Die Marseillaise, die Worte wie die Musik, ist bekanntlich von einem Ingenieur-Officier Namens Rouget de l'Isle, der Zeit in Garnison zu Straßburg, verfaßt worden. Dieser Officier war im Jahr 1793 noch so unbekannt, daß er im Musenalmanach dieses Jahres nur als Bürger Rougez bezeichnet worden ist. Der ursprüngliche Titel dieser Hymne ist unbekannt geblieben, denn ihr Verfasser hat keine Ahnung davon gehabt, als er sie zu Straßburg gedichtet, daß sie durch die Föderirten von Marseille in Aufnahme gebracht und seinen Namen berühmt machen würde.

Briefliche Mittheilungen und Zufälligkeiten des Garnisonslebens hatten Rouget's Hymne nach Montpellier gelangen lassen,

Digitized by Google

wo sie von den südlichen Arbeitern im Chor gesungen ward. Von Montpellier fand sie dann ihren Weg nach Marseille, wo sie gleiches Glück machte. Dort wiederfuhr ihr die Ehre, zuerst in einem von Alexander Ricord und Micoulin redigirten Journal abgedruckt zu werden.

„Ricord," sagt ein Marseillaner der damaligen Zeit, „gab eben ein neues Blatt heraus, zu welchem der Oelhändler Micoulin, ein Schriftsteller gleichen Gehalts und abscheulicher Schwätzer Beiträge gab. Micoulin war, wie das Sprichwort sagt, der Einäugige unter den Blinden, daher er unter seiner Partei für einen Adler galt. Die Marseillaise, die diesen Namen mit Unrecht führt, da sie sich von Straßburg herschreibt und erst über Montpellier nach Marseille gekommen ist, ist der Zeit zum erstenmal in besagtem Journal erschienen."

Am 14. October 1792 ist die Marseillaise zu Ehren der Kinder-Bataillons noch um einen Vers vermehrt worden. An diesem Tage wurde zu Paris das Freiheitsfest gefeiert und die Statue der Göttin auf dem Piedestal der Statue Ludwigs XV., in der Mitte des Revolutionsplatzes, aufgestellt. In dem ersten Rausche, welcher im Jahre 1789 durch die Errichtung der Nationalgarde herbeigeführt worden war, hatte La Fayette, die Theorien der Pariser übertreibend, sich noch zur Organisation von drei Bataillons, jedes zu 500 Mann, verstanden, nämlich ein Bataillon von Alten und zwei Bataillons von Kindern, welche von dem Volke scherzhaft das Bataillon Royal-Pituite und die Bataillons Royal-Bonbon benannt wurden. Diese Bataillons versahen ihren Dienst in der Weise der Nationalgarde.

Die Carmagnole, nach dem 10. August 1792 verfertigt, war das brutalste und gräulichste aller Revolutionslieder. Es hat uns nicht gelingen wollen, den Namen seines Verfassers zu ermitteln.

Sechs Jahre lang, von 1789 bis 1795, sind alle Excesse der Revolution unter dem Absingen des Ça ira, des Veillons au salut de l'Empire, der Marseillaise und der Carmagnole begangen worden. Im März 1795, inmitten der thermidorianischen Reaction, als die Reihe zu zittern an die Henker gekommen war, hatte die vergoldete Jugend auch ihre Hymne, die sie, auf die Jacobiner Jagd machend, in den Theatern, in den Caffehäusern, auf den Straßen sang. Es war dieses das Reveil du peuple, von Souvigueres de Sainte-Marc, und in Musik gesetzt von Gaveaux.

(Fortsetzung folgt.

Die Auction über die Soult'sche Gemäldesammlung.

Ein Pariser Correspondent der Independance Belge giebt über den ersten Tag der öffentlichen Versteigerung der kostbaren Gemäldesammlung des verstorbenen französischen Marschalls folgende dramatische Beschreibung:

Paris, den 20. Mai 1852.

Gestern habe ich einem lebhaften und hitzigen Treffen, einer wahrhaften Schlacht beigewohnt, die beiderseitig mit feuriger Energie durchgekämpft, und deren Sieg dann jubelnd begrüßt worden ist. Die Ehre der Regierungen und der Völker schien bei diesem eifersüchtigen und leidenschaftlichen Handgemenge auf dem Spiel zu stehn. Dem Himmel sey Dank, handelte es sich dabei jedoch weder um Kanonenschüsse noch um Blutvergießen. Der Kampf wurde auf einer Leinwand von zwei Quadratmetres ausgeführt. Der Triumph war, wenn auch in friedlicher, darum nicht minder glorreich. Ein wahrhaftes Meisterstück war der Preis des in so hohem Grade streitig gemachten Sieges.

Die Auction über die die Gallerie des Marschalls Soult bildenden Gemälde hat gestern um 1 Uhr begonnen. Die große Gallerie war wörtlich genommen gedrängt voll Menschen, und noch um 4 Uhr harrte man auf der Straße des Augenblicks, wo es dort eine Lücke auszufüllen geben könnte. Der Saal, zu welchem man nur durch den reservirten Eingang und auf specielle Einlaßkarten gelangen konnte, vereinigte eine bedeutende Anzahl Celebritäten jeglicher Art, und insbesondre die besten Kenner und die reichsten Liebhaber von auserlesenen Gemälden: den Marquis von Hertfort, den Marquis Pourtales, die Herren Duchâtel und Vitel, Banquiers und Künstler, Schriftsteller und Gesandten.

Eine gewisse Anzahl Gemälde und Emailbilder, die zuerst unter den Hammer kamen, wurden bald abgethan, obwohl mehrere derselben sich durch edle Signaturen empfahlen, als: Tintoretto, Ribeira, Zurbaran. Zwei Emails von Petitot, ein Portrait Catinat's und ein Portrait Turenne's, brachten 2000 Fr. und 1999 Fr. auf. Auch die Gemälde von Alonzo Cano, eines Meisters, der vor Murillo da gewesen, sind ziemlich theuer bezahlt worden. Die Vision des Lammes hat der Herzog von Galina zu 2550 Fr., die Vision des heiligen Johannes Herr Ferdinand von Laneuville, ein so sichrer Kenner, daß seine Schätzungen als entscheidend gelten, zu 12,100 Fr. erstanden.

Eine dem Namensverzeichniß der 50 Gemälde, die diesen Tag zum Verkauf eingesetzt werden sollten, beigefügte Note lautete:

„Präcise 4 Uhr soll der gewöhnliche Gang der Auction unterbrochen werden, um zu dem Verkauf von folgenden Gemälden zu schreiten:

„Murillo. Die Empfängniß der Jungfrau.
„Von Demselben. St. Petrus in Banden.
„Von Demselben. Jesus und St. Johannes als Kinder.
„Von Sebastian del Piombo. Christus, sein Kreuz tragend.

Dies war der Augenblick, für welchen die großen Kämpen ihre Kräfte aufsparten. Er wurde mit äußerster Ungeduld erwartet.

Um 4 Uhr hat Herr Bonnefons von Lavialle, von Rechts wegen der Präsident von solchen großen Kunstsolennitäten, in der That die Anzeige gemacht, daß der Verkauf der Empfängniß vorgenommen werden sollte. Da hat sich von allen Seiten eine immense Bewegung bemerkbar gemacht, der eine tiefe Stille folgte. Der Einsatzpreis war 150,000 Fr. Das Bieten durchkreuzte sich und folgte rasch auf einander. Man bemerkte bald, daß es von vier Seiten kam. Bei 200,000 Fr. erklärte einer der Combattanten, daß ihm die Munition ausgegangen sey, zu welcher Erklärung sich ein Zweiter bewegen fand, als man bis 245,000 Fr. gekommen war. Nun standen sich noch zwei Kämpen gegenüber. Die, Anfangs rasch geführten, Streiche fielen langsamer. Die geraden Zahlen hatten die ungeraden mit entschiedener und aus Ueberzeugung hervorgehender Energie zurückgeschlagen. Späterhin machte sich aber Erschöpfung und die Nothwendigkeit, mit Ueberlegung zu Werke zu gehn, bemerkbar. Man nahm den Feind mehr aufs Korn. Man wollte nur zuschlagen, wenn der Sieg davon abhinge. Man suchte im Voraus die Wirkung des Streiches zu erkennen, den man zu führen im Begriff stand. So gelangte man bis 500,000 Franken!

Digitized by Google

Dies war ein wahrhaft feierlicher Augenblick. Die Spannung aller Anwesenden war groß. Der eine der beiden Kämpfer, ein kleines altes Männchen, hockte mitten auf der Treppenleitee eines Auseufers, von wo er die Menge übersehen konnte. Den Hut auf dem Kopfe, mit ruhigem Blick, rief er dem Auctionator mit einer deutlichen Stimme, in der sich gar keine Aufregung bemerkbar machte, seine Aufgebote zu. Wer war der Mann? Niemand kannte ihn! Aber sein Rival intriguiete die Anwesenden noch mehr. Er war gar nicht sichtbar; seine Beschlüsse gelangten vermittelst eines verabredeten Zeichens an den Heren Laneuville, der sie dann in Zahlen übersetzte. Bei 500,000 Fr. begann der kleine Alte eine gewisse Beklemmung zu zeigen: sein Gesicht zuckte, und er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Bei 550,000 Fr. biß er in das unschuldige Tuch, womit er sich den Schweiß abgewischt hatte. Doch setzte er den Kampf noch tapfer fort. Er ist in seiner Agonie bis auf 585,000 Fr. gegangen. Erst bei des Gegners Bot von 586,000 Fr. hat er sich überwunden erklärt. Er war in einer würdigen Weise unterlegen. Der, durch eine so großartige Zahl glorreich errungene, Sieg wurde mit allgemeinem Applaus begrüßt, welcher Applaus enthusiastisch wiederholt wurde, als man erfuhr, daß das Museum des Louvre, in der Auction durch den Herrn von Nieuwkerke repräsentirt, der darauf von aller Welt, ohne Rücksicht auf politische Meinung, umgeben und becomplimentirt ward, der Gewerber des Bildes sey. Der wirkliche und furchtbare Concurrent, in dem so behaglichen Aufbieter repräsentirt, welcher den Preis so hoch getrieben hatte, war kein Anderer als — der Kaiser von Rußland. Der, so streitig gemachte, errungene Sieg war allen Freunden der Kunst und allen Franzosen theuer.

Hier noch ein Umstand, der auf die Auction Bezug hat:

Als der Prinz-Präsident vergangen die Gallerie des Marschalls in Augenschein genommen hatte, war er vor der hehren Composition Mueille's „die Empfängniß der Jungfrau," stehen geblieben, und da hatte Herr von Laneuville zu ihm gesagt: „Wenn ich es wagen dürfte, Monseigneur einen Rath zu geben, so wäre es der, alle die andern Gemälde gegen dies eine fahren zu lassen. Der Herr von Nieuwkerke sprach sich eben so aus. Glücklicher Weise war der Prinz derselben Meinung, und wollte nicht, daß ein Meisterwerk, so einzig in seiner Art, unter seiner Regierung dem Museum des Louvre entginge, um ins Ausland zu wandern.

Rußland hat inzwischen in einer großartigen Weise seine Revanche genommen. Die anderen, extra eingesetzten, Bilder sind zu wackren Preisen dem Herrn Thurneisen, des Kaisers Banquier zu Paris, zugeschlagen worden, als: Peters in Banden zu 151,000 Fr., Jesus und St. Johannes als Kinder 63,000 Fr., Christus, sein Kreuz tragend 41,000 Fr. Für letzteres Bild hatte Herr von Pourtales bis 40,000 Fr. geboten.

Nach Wechselrecht.

Lustspiel in einem Akt von Roderich.

Vierte Scene.

Bollmeier, Marie und Bär.

Bär (Bollm. über die Schultee sehend) Guten Morgen!

Bollm. (zurückprallend) Here, lassen Sie Ihre Redensarten zu Hause und bringen Sie mir lieber meinen Schirm! Wissen Sie das? Heer, wo haben Sie meinen Schirm? Meine Tochter hat Ihnen gestern den Schirm geborgt, ohne meine Erlaubniß, mir zum Trotz und Aerger. Wo ist der Schirm?

Marie. (hat inzwischen Bär's stummen Gruß erwiedert und sich wieder an's Fenster gesetzt, um den eben erhaltenen Brief zu lesen. Indem sie die Adresse besieht:) Ei sieh da! Von Cousine Hedwig.

Bär. Ich muß bedauern, Herr Bollmeier.

Bollm. Was bedauern Sie, Herr? Wo mein Schirm ist, frag' ich.

Bär Es thut mir leid, Herr Bollmeier — ich habe —

Bollm. Sie haben, Sie haben, Sie haben meinen Schirm, sag' ich.

Bär Ich habe ihn wieder verborgt.

Bollm. Herr, sind Sie verrückt?

Bär Nein, die Sache hängt sehr klar und einfach zusammen. Ich bin eben auf dem Wege hierher, um Ihnen den Schirm, den Fräulein Marie gestern so freundlich war —

Bollm. Den Teufel auch: freundlich, Herr! Zum Tollwerden ist das. Aber wo ist denn nun mein Schirm?

Bär Nun, so hören Sie doch nur! Während ich so über den Markt gehe — da es regnete, hatte ich den Schirm aufgespannt — da kommt plötzlich Jemand von der Seite durch den Regen zu mir herangesprungen und sagt: „Bär, laß mich mit unter deinen Schirm treten! Ja dem verteufelten Wetter wird man ja naß bis auf die Haut." Mit Vergnügen! sag' ich und sah mir das Gesicht an und das Gesicht sieht mich an und wir erkennen uns und umarmen uns auf offenem Markt mitten im Regen unter Ihrem Regenschirm, Herr Bollmeier. Ist das nicht recht rührend?

Bollm. Ach was rührend! Mich könnte vor Aerger der Schlag rühren. Was ist aus meinem Schirm geworden, Herr Doctor?

Bär. Ja sehen Sie! Das kam nun weiter so. Das war ein intimer Universitätsfreund von mir; den hatte der Regen überrascht und einen Schirm hatte er nun einmal nicht. Da nahm ich ihn denn unter Ihrem Schirm hierher mit bis an Ihr Haus. Da er nun noch einige Besuche in der Stadt zu machen hatte und es doch gar so sehr regnete, so borgte ich ihm den Schirm unter der Bedingung, daß er nach einer halben Stunde ihn hierherbringen sollte.

Bollm. Herr! Sie borgten einem wildfremden Menschen meinen Schirm? Sie vergreifen sich an fremdem Eigenthum? Wissen Sie, wie man das auf Deutsch nennt?

Bär. Sie übertreiben, Herr Bollmeier. Ihr Schirm ist gegenwärtig in den besten Händen. Mein Freund wird binnen höchstens einer Viertelstunde hier sein, Ihnen seine Aufwartung machen und den Schirm zurückgeben, Ihren Zorn durch seine liebenswürdige Persönlichkeit entwaffnen und (bei Seite zu Marie'n, die den Brief zusammenfaltend, aufsteht) vielleicht auch Gnade vor Ihren Augen finden.

Bollm. (zufahrend) Was soll das heißen? Was haben Sie da mit dem Mädchen zu flüstern? Ich will bloß wissen, wer ist der Mensch, der meinen Schirm hat?

Bär. Wenn Sie es denn durchaus jetzt schon wissen wollen, — dem Namen nach wird er Ihnen wohl schon bekannt sein, — es ist der Schriftsteller Winter.

Digitized by Google

Bollm. Herr, sind Sie denn ganz und gar verrückt? Und dem borgen Sie meinen Schirm? Der Mensch ist ja ein notorischer Communist, ein Demokrat, der für den Umsturz schreibt, ein — ein — ein — nein es ist zum Tollwerden! Mein Schirm ist unrettbar verloren!

Bär. Aber, Herr Bollmeier, bedenken Sie doch nur!

Bollm. Ach da hat sich was zu bedenken! Ich sage Ihnen, wenn dieser nichtsnutzige Literat hier in mein Haus kommt, lasse ich ihn auf die Straße schmeißen und wenn er mir drei Dutzend Regenschirme wiederbrächte. Mit solch einem Revolutionale will ich nichts gemein haben. Das können Sie sich übrigens auch anzieh'n; verstehn Sie mich? Und das muß ich Ihnen endlich auch sagen: das muß endlich 'mal ein Ende nehmen, das muß endlich 'mal zwischen uns klar werden. Sie haben da meinem Mädchen den Kopf verdreht, aber ich sage, es wird nichts daraus. Meine Tochter ist Braut. Von heute ab verbitte ich mir alle Tête-à-Tête's mit meiner Tochter. Das ist unpassend. Von Ihrer Unterhaltung kann sie überhaupt nichts profitiern. Denn Sie haben ganz korrupte Ansichten über Liebe und Ehestand. Sie sagen: die Liebe ist Schwindel; meine Tochter soll aber lieben. Sie sagen, der Ehstand ist ein Wehestand. Meine Tochter soll aber heirathen.

Bär. Aus eigner freier Wahl, — der Ansicht bin ich auch.

Marie. Ich auch. Meine Wahl ist bereits getroffen, das Herz hat bereits über meine Hand verfügt. Es bleibt dabei.

Bollm. Es bleibt nicht dabei, sag' ich.

Marie. Wenn Du Gewalt gegen mich brauchst, rufe ich mir den Onkel Hieronymus zu Hülfe und heirathe den Vetter. Der wird ohnehin heute hierherkommen. Wenn er mir gefällt, nehm' ich ihn.

Bollm. Was? Der Fritz kommt heute hierher? Woher weißt Du das? Was will der Junge hier?

Marie. Jedenfalls will er mich heirathen. Du hast mich ihm ja verkauft. Ich habe eben einen Brief von seiner Schwester Hedwig bekommen. Willst Du hören, was sie schreibt? (liest:) „Liebe Cousine, unser aller langgenährter Wunsch, euch einmal auf einige Tage zu besuchen und persönlich kennen zu lernen, wird nun endlich in Erfüllung gehen. Morgen (einschaltend: das ist heute!) treffen wir mit einem der Bahnzüge bei euch ein und ich bitte in meines Vaters, meines Bruders und meinem Namen um freundliche Aufnahme in euerm Hause. Hedwig. Nachschrift: Fritz ist sehr begierig, Dich kennen zu lernen."

Bollm. Steht das wörtlich so da?

Marie. (reicht den Brief hin) Ganz wörtlich.

Bollm. (sieht in den Brief) Es ist zum Tollwerden. (zerknittert den Brief) Es ist gleich um aus der Haut zu fahren. (ab.)

Fünfte Scene.

Marie und Bär.

Marie. (nach einer Pause, lächelnd) Sagten Sie was?

Bär. Sie sind mir ein Räthsel, Fräulein.

Marie. Ein Räthsel? Ihnen ein Räthsel? Ihnen, dem Doctor, dem Alles klar ist, dem selbst die Liebe ein Schwindel ist? Sie scherzen.

Bär. Sie heirathen also den Herrn Herbst jun. nicht, entschieden nicht?

Marie. Sie haben meine bestimmte Erklärung gehört. Zudem, wie können Sie, der Sie den Liebesschwindel so lächerlich finden, nur glauben, daß ich so ohne Weiteres Herz und Hand einem Manne schenken werde, den ich in meinem Leben noch nie gesehn habe?

Bär. Und doch hatten Sie vor Zeiten Einen geliebt, den Sie auch nie gesehen. Nicht wahr? Sie lieben ihn gewiß auch heute noch.

Marie. Lassen Sie die Vergangenheit ruhn. Es waren Zeiten der Schwärmerei. Sie liegen hinter mir.

Bär. Gut! So lassen Sie mich von der Gegenwart reden! Erschrecken Sie nicht, Fräulein! Er, den Sie lieben, er ist hier.

Marie. (aufspringend) Er ist hier? Unmöglich.

Bär. Warum unmöglich?

Marie. Also wirklich? Er ist hier?

Bär. Ich glaubte, Sie hätten es längst geahnt. Es ist ja der, dem ich den Schirm geborgt habe.

Marie. (mit scheinbarer Ruhe) Wem haben Sie den Schirm geborgt?

Bär. Nun, wem denn sonst, als zu Dem, dessen Gunsten Ihr Herz bereits über Ihre Hand verfügt hat? Sagten Sie nicht so? Oder bleibt es etwa nicht dabei? Mein Freund heißt ja nicht Winter —

Marie (hastig) Sondern Sommer, nicht wahr?

Bär. Nein! Er heißt — Lenz!

Marie (schmerzlich enttäuscht). Sie sind unaussprechlich boshaft.

Bär. (verwundert scheinend) Inwiefern? Ich begreife nicht.

Marie. Es ist sehr schlecht von Ihnen, daß Sie mich mit Ihren Wortspielereien so auf die Folter spannen. Noch einmal bitte ich Sie: Lassen Sie die Vergangenheit ruhn! Mich kümmert Ihr Freund Lenz nicht; er ist mir entschieden gleichgültig geworden.

Bär. Ich verstehe. Das bringt der Wechsel der Jahreszeiten einmal so mit sich. Der Lenz ist vorüber und bald tritt der Herbst in sein Recht. Vorläufig regiert, wenn ich Sie recht verstanden habe, noch — der Sommer.

Marie. Was wissen Sie? Was wollen Sie damit sagen?

Bär. Und wenn der Herbst beseitigt ist, gelangen Sie durch den Winter vielleicht wieder zum Lenz zurück. Das ist ja eben der Wechsel der Jahreszeiten. Ich verstehe.

Marie. Sie foltern mich auf eine gräßliche Weise. Reden Sie! Ich beschwöre Sie. Ist Sommer hier?

Bär. Ja, wenn der Lenz vorüber ist dann kommt der Sommer.

Marie. Sie sind fürchterlich mit Ihrer Wortspielerei, Sie peitschen das Mißverständniß durch alle vier Jahreszeiten. Zufälliger Weise heißt der Mann, der mich heirathen will, Herbst und der Mann, den ich — (steckt:)

Bär. Genieren Sie sich nicht! Sie haben sich mir längst verrathen. Der Mann, den Sie lieben und heirathen möchten, wenn er nur käme, heißt zufälliger Weise Sommer und der Sommer ist eine sehr warme Jahreszeit, in der man mitunter nach Carlsbad reist, — nicht wahr, Fräulein?

Marie. Ihre Ironie ist unerträglich. Seien Sie versichert, daß Sie Ihrem Freunde damit sehr schlecht dienen.

Bär. Das muß der Erfolg lehren.

Marie. Und Sie hoffen noch auf Erfolge, wo Sie so unverdeckt operiren? Sie spielen ja grande misère ouverte wider Ihren Willen. Wie kann man so verblendet sein!

Bär. Ich habe mein Spiel gemeldet. Gewinn ich's, gut! Verlier' ich's, desto besser!

Marie. Ich verstehe Sie nicht.

Bär. Also doch nicht so ganz ouverte! Sonst pflegten junge Herzen doch für den Frühling zu schwärmen.

Digitized by Google

Marie. Junge Herzen schwärmen! Ja, da haben Sie Recht.

Bär. Und Ihr Herz wäre nicht mehr jung, verstände nicht mehr zu schwärmen, nicht mehr zu träumen von Lenz und Liebe?

Marie. Aber, bester Doctor, Sie wissen es ja recht gut. Ich habe Ihren Freund Lenz nie gesehn. Aus seinen Gedichten und Ihren Beschreibungen lernte ich ihn kennen. Meine Phantasie schuf sich ein Bild von ihm und für dies Bild schwärmte mein junges unerfahrenes Herz. War's ein Wunder, daß ich mir Illusionen machte? Illusionen, die Sie nach Ihren Grundsätzen Schwindel nennen müssen. Ich habe mit Lenz correspondirt, Sie vermittelten den Briefwechsel. Wir beteten uns gegenseitig an, ohne uns je gesehn zu haben. Ist das nicht Schwindel? Wie können Sie, verständiger Mann, auch nur wähnen, daß heute noch in meinem Herzen Etwas wirklich sei, was bereits vor fünf Jahren von Anfang an nichts weiter war —

Bär. Als Schwindel! Ja wohl, Sie haben Recht.

Marie. Alle Liebe, die aus der Phantasie entspringt und in der Phantasie sich fortspinnt, ist trügerisch. Die Seifenblase schimmert auch in schönen Farben; aber wie bald ist sie zerplatzt! Und was ist ihr Rest? Ein trübes Wassertropfen, eine Thräne.

Bär. Ja, eine Thräne! Es thut mir ordentlich weh um Lenz.

Marie. Wie? Lenz ist noch immer der alte Romantiker? Sagen Sie! Lenz hofft wirklich auch? Weil ich einmal für das Bild, das sich meine Phantasie von ihm bildete, geschwärmt habe, hofft er auch jetzt noch auf meine Liebe?

Bär. Warum sollte er nicht hoffen? Gilt Ihnen denn die Hoffnung eines Liebenden als Romantik? Er liebt Sie.

Marie. Ohne mich zu kennen?

Bär. Kennt Sie denn der junge Herbst? Und doch hat er um Ihre Hand angehalten.

Marie. Die ich ihm eben deshalb auch verweigern werde.

Bär. Um sie einem Vetter zu reichen, den Sie vermuthlich auch nicht kennen. Freilich, dafür ist es auch ein Vetter.

Marie. Unsere Eltern haben uns vor mehreren Jahren für einander bestimmt. Jetzt will mein Vater zwar nichts mehr davon hören —

Bär. Und Sie, — wenn ich Sie richtig verstanden habe, — auch nicht.

Marie. Wie so?

Bär. Nun, ich denke, Sie haben Ihre Wahl bereits getroffen, Ihr Herz hat schon über Ihre Hand verfügt. Oder bleibt es etwa nicht dabei? Wenn Sie so rasch wechseln, hat Lenz vielleicht auch noch Aussicht, wieder einmal an die Reihe zu kommen.

Marie. Wie schlecht denken Sie von meinem Charakter!

Bär. Sie wissen, wie ich von der Liebe überhaupt denke. Es ist Alles Schwindel; in reißender Flucht wechseln die Bilder der Seele. Sehen Sie! Nur! Ein neues Bild! Ihr alter Freund Lenz tritt unter einem neuen Namen — Winter ist auch eine angenehme Jahreszeit — und mit dem Regenschirm Ihres Vaters vor Sie hin —

Marie. Genug! O wie abgeschmackt ist dieser Plan eingefädelt! Durch einen falschen Namen und durch einen Schirm soll eine Zudringlichkeit maskirt werden, die lächerlich sein könnte, wenn sie nicht eben äußerst langweilig wäre. Ich hoffe, Herr Doctor, Sie werden Sorge tragen, daß Ihr Freund unter keinem Umständen unser Haus betritt. (Fortsetzung folgt.)

Die Pädagogik der Volksschule in Aphorismen. Von L. Kellner. Ein Beitrag zur Belebung der Lehrer-Konferenzen und der Berufsliebe. Dritte vermehrte u. verbesserte Auflage. Essen, Druck u. Verlag von G. D. Bädeker. 1852. VIII und 179 Seiten. 8.

Die Poesie in der Volksschule. Eine Sammlung von Gedichten älterer und neuerer Zeit zur Förderung der Gemüthsbildung. Für Volksschullehrer und Volksschulen zusammengestellt und mit einer Einleitung begleitet von L. Kellner. Essen. Druck und Verlag von G. D. Bädeker. 1852. XI und 288 Seiten. 12.

Kellner's treffliche „Pädagogik der Volksschule in Aphorismen" ist in erster und zweiter Auflage der Gegenstand zweier Artikel unserer Blätter gewesen, auf welche wir verweisen. Bruchstücke aus dieser Schrift brachten mehrere Nummern. Es wird daher genügen, wenn wir den verehrten Hrn. Verfasser, was diese vorliegende neue Auflage betrifft, selbst reden lassen. „Diese dritte Auflage ist weniger eine vermehrte, als vielmehr eine verbesserte und erweiterte geworden. Indem sie wieder ihre Wanderung in die Lehrerwelt antritt, kann ich nur aus vollem Herzen den innigsten Dank mitgeben für die Anerkennung, womit das Büchlein bisher aufgenommen, und für die mancherlei Grüße der Liebe und Achtung, welche mir von vielen Seiten für eine Gabe geworden sind, die mir noch um deshalb theurer ist, weil sie zugleich mein eigenstes Selbst schmucklos darbietet. Niemand von denen, welche das Büchlein zum Gegenstande der Kritik machten, hat den Wunsch ausgesprochen, die Menge des Stoffes in ein geordnetes System gebracht zu sehen, und so habe auch ich den bei dieser neuen Auflage auftauchenden Plan, das Ganze in Fächer zu bringen, wieder aufgegeben. Das vervollständigte Register erleichtert die Uebersicht und das Nachschlagen, und so möge denn immerhin das Ganze seiner ursprünglichen Entstehung und Anlage treu bleiben."

Für Lehrer bedarf das Buch keiner weiteren Empfehlung; in ihrem Kreise ist es bereits viel gelesen und hat gewiß viel Gutes gewirkt; auch die dritte Auflage wird dort freudig begrüßt werden. Aber alle die Männer, die nicht dem ehrenwerthen Lehrerstande angehören und die zur Mitarbeit bei der Begründung, Verbesserung und Ueberwachung von Volksschulen auf dem Lande und in Städten berufen und verpflichtet sind, ja auch Väter und Mütter, bitten wir Kellner's Aphorismen nicht unbeachtet zu lassen. Ihnen kann es auch nur angenehm sein, daß die ursprüngliche Form beibehalten ist; denn, wie wir auf der Rückseite des Titelblattes lesen:

„Ein anspruchsvolles Buch will im Zusammenhang
Gelesen sein und macht Euch schwer den langen Gang.
Dies anspruchslos macht die kurzen Gäng' Euch leicht;
Denn wo Ihr still steh'n wollt, habt Ihr ein Ziel erreicht!"

„Die Poesie in der Volksschule" wird in einer Einleitung näher erörtert, in welcher Manches weiter ausgeführt, Manches wiederholt ist, was in der „Pädagogik der Volksschule", besonders in den Aphorismen: 63, 64, 65, 66, 67, 71, 136, 137, schon vorgetragen. Wir führen daraus folgende Stellen an:

Digitized by Google

„Wie die Poesie eine Vermittlerin zwischen Kopf und Herz ist, so bleibt sie auch eine Vermittlerin zwischen Schule und Leben, und ist daher am geeignetsten, neben und mit dem Religionsunterrichte, welcher durch sie einen duftigen Hauch erhält, der abstracten, einseitigen Verstandesbildung entgegen zu wirken." — „Die Poesie wird es zunächst sein, wodurch unsere Lehrer wieder mehr mit dem Volksgeiste befreundet und bekannt werden, sie wird durch Stoff und Form gegen den Andrang des Gemeinen und Niedrigen waffnen, der richtigen Berufsanschauung wesentlich förderlich sein, allen edleren Regungen neue Triebkraft geben und dem Herzen die nothwendige Nahrung zuführen, ohne welche die reine Flamme der Berufsliebe leicht erlischt. Sie wird dem Lehrer selbst ein Trost in trüben Stunden sein, und wie sie der Sinnlichkeit und dem Geiste harmonische Thätigkeit gewährt, so wird sie ihn selbst in ein mildes Gleichgewicht der Kräfte versetzen, welches nicht bloß dem Lehrer als solchem, sondern auch dem ganzen Menschen eine ansprechende, nach Außen wirksame Haltung giebt. Harmonie der Eindrücke, wie sie bei einem vollendeten Gedichte in der Durchdringung und Einstimmigkeit von Stoff und Form besteht, ist ja überall der Hauptgrund dauernden Wohlgefallens und jener behaglichen, leidenschaftslosen Ruhe, welche die Erfolge jeder Thätigkeit nach Außen hin sichert." — „Mit Wehmuth erfüllt es das Herz, wenn man wahrnimmt, daß die Gesangesfreudigkeit des Volkes, namentlich im nördlicheren Deutschland, fast erstorben ist, und daß die Poesie, fast ganz vom Gesange abgetrennt, gegenwärtig nur noch ein Genuß der überfeinerten Welt geblieben. Als in den Schulen noch kein Gesangunterricht (m. vgl. die beherzigungswerthen Bemerkungen darüber, Aphorisme 63 und 64 und die Einleitung S. XX—XXIV) ertheilt wurde, da sang das Volk, daß Berg und Thal erklang, bei der Arbeit und in der Ruhe; jetzt wird in jeder Dorfschule Gesangunterricht ertheilt, aber das Volk schweigt und seine früheren Liederschätze sind ihm abhanden gekommen. Und doch ist die Poesie nicht das Weihegeschenk für Einzelne; nein, sie lebt im ganzen Volke, wie in der Jugend des Volkes."

Der Verf. zeigt, wie der Unterricht in der Religion, der Geschichte, der Naturgeschichte, in der Schule wieder mehr mit der Poesie und dem Gesange verbunden werden muß; ganz besonders die *Geschichte*, wie sie es auch in früheren Zeiten war und dadurch im Volksleben Eingang fand. „Es ist kaum zu begreifen," sagt er, „wie man dies bisher so häufig außer Acht lassen konnte, und statt dessen die Kinder mit einer Menge von dürren Thatsachen und Jahreszahlen regalirte, welche in ihrer Abstractheit weder Gefühle erregen, noch Entschließungen hervorrufen können, dagegen zumeist nur für die Schule ins Gedächtniß eingelernt werden. Ein einziges patriotisches, echt vaterländisches Gedicht wirkt mehr, als ganze Reihen von Jahreszahlen und Namen. Deshalb wollen wir noch keine Geschichte in *Versen*, die bloß geschmiedet sind, um dem Gedächtnisse beizuspringen, dessen Magd die Poesie nur sein sollte. Ueber dem Zusammenhange und der Uebersichtlichkeit, welche manche Lehrer selbst in Dorfschulen in der Geschichte erstreben, geht deren moralische Kraft meistens rein verloren. Man beschränkt sich im Gefühl der Uebermacht des Stoffes wohl auf die vaterländische Geschichte; aber oft nur, um sodann wenigstens in dieser eine möglichst vollständige Uebersicht zu geben, und darüber geht dann wieder das Einzelne mit seiner spezifischen Kraft unter. Was hilft es, wenn wir sonst aufrichtig sein wollen, daß die Kinder z. B. die Brandenburgischen Churfürsten oder preußischen Könige herzusagen wissen, wenn sie von diesen kaum mehr als die Namen hörten, und mit dürren Worten berichtet wurde, *was* sie gethan und gewirkt haben. *Wie* es gethan wurde, darin liegt hauptsächlich die Romantik der Geschichte, darin liegt das eigentliche Leben der Personen, darin der Impuls zur Liebe und Bewunderung. Also zeigt es uns das Mittelalter. Das Volk kannte damals keinen pragmatischen Geschichtsunterricht, keine zusammenhängende Geschichte, aber es kannte das Leben und die Großthaten einzelner Heroen, wie z. B. Karls des Großen, Friedrichs des Rothbarts ꝛc.; diese waren ihm mit aller Treue, Liebe und Ausführlichkeit von Dichtern und Sängern, von Vätern und Greisen bewahrt und überliefert, sie bildeten die Unterhaltung bei Festen und fröhlichen Zusammenkünften, und wir können nicht in Abrede stellen, daß das Volk diese Männer liebte, achtete, bewunderte, ihr Andenken treu bewahrte, und sich davon zur Mannentreue gegen den rechtmäßig angestammten Herrscher, zur Tapferkeit und allen Tugendregungen antreiben ließ. Darum sollte auch die Volksschule sich auf Lebensbilder einzelner hervorragender Charaktere beschränken, der Lehrer sollte diese Lebensbilder lebhaft schildernd erzählen und endlich ein *Gedicht* zufügen, welches den Kern und Stern des Ganzen in einfacher, edler Form bietet. Dann fällt auch das mechanische Auswendiglernen weg, es wird zu einem freudigen Geschäfte, welches ohne besondere Mühe geübt und geliebt wird. Jeder heilige und wichtige Augenblick, jede große und erhebende Periode unserer vaterländischen Geschichte sollte in solch einem Gedichte ihren Ausdruck und ihre Spitze finden, und dieses Gedicht sollte eine Mitgabe fürs Leben sein, welche die Erinnerung bewahrt und das Gefühl stets neu belebt. Wenn im Laufe des Schullebens jene Tage wiederkehren, welche an einzelne Lebens- und Glanzpunkte unserer Geschichte erinnern, dann bietet sich eine ungezwungene, willkommne Veranlassung zur Erinnerung an solche Gedichte, die Wiederholung ist sodann nicht bloß eine Wiederholung der Form, sondern des lebendigen Gefühles, und ein Act freudiger Begeisterung. Man frage sich nur selbst, ob die schönste Rede, die lebendigste Schilderung in einem Geschichtswerke den Eindrücken gleich kommt die ein einfach recitirtes Gedicht gemacht, und ob die pomphaftesten Ausdrücke und Empfehlungen patriotischer Gefühle je so viel über uns vermocht haben, als ein mit hellem Klange gesungenes Lied. Eine Strophe unsres „Heil dir im Siegerkranz" wird ewig mehr wirken, mehr begeistern, als eine lange, selbst im redlichsten Willen gehaltene Predigt. Ohne Poesie wird unser ganzer Geschichtsunterricht nur für die Schule, aber nicht für das Leben sein, wohl das Wissen geben, nicht aber genügend zur That antreiben."

Auch die *Legende* soll in den Kreis der Volksschule gezogen werden. „Während man auf der einen Seite kein Bedenken trug, der Moral zu Liebe eine Menge oft höchst abgeschmackter Geschichten zu *erdichten* und damit die Kinderfreunde und andere Jugendschriften zu füllen, war man andererseits weit davon entfernt, der moralischen Kraft, der erbaulichen Einwirkung der Legende irgend welche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Selbst *Herder's* anerkennende Hinweisung blieb ohne besonderen Erfolg. Er sagte mit Recht, daß sie in der Einsamkeit, in bangen Zeiten der Furcht und Noth, überhaupt aber in jedem engeren menschlichen Kreise mit sanfter Gewalt zum menschlichen Herzen sprechen und Einkehr in sich selbst, Glaube, Liebe, Geduld und strenges Gehorsam predigen. Er sagte es vergebens. Die Legenden wurden ein für

Digitized by Google

allemal mittelst wohlfeilen Wortspieles zu Lügenden gemacht, und wer an ihnen Gefallen fand, offenbarte dadurch nur einen schlechten Geschmack, Simplicität und Bigotterie. Ich kann nur sagen, daß auch die Legende von der Volksschule beachtet zu werden verdient, und daß sie, mit richtiger, geschmackvoller Auswahl in den Kreis derselben gezogen, ein würdiges Mittel zur Weckung und Belebung religiöser Gefühle, zur Stärkung der Glaubensfreudigkeit giebt, und vollkommen geeignet ist, eine Menge unserer so beliebten moralischen Erzählungen und Kinderromane mit Wucher zu ersetzen. Sie hat allemal den großen Vorzug, daß sie nicht der Moral wegen gemacht worden ist, obgleich sich diese natürlich aus ihr ergiebt, und daß sie einen hochpoetischen Stoff enthält, der auch weiter reicht, als die Kindergeschichten, welche doch mit den Kinderschuhen ausgetreten werden. Sie schließt sich zugleich durch ihre Einfachheit und Schmucklosigkeit, durch das Wunderbare, was einmal zu ihrem Wesen gehört, aufs innigste nicht bloß an die biblischen Geschichten an, sondern auch an's Kindesherz. Wie das Kind im Glauben lebt, wie das Wunder des Glaubens liebstes Kind ist, so bleibt auch die Legende ein Stoff, der jugendlichen Gemüthern den reinsten Genuß, die innigste Freude bieten wird.

Zu dem Allen ist die Legende als solche, und insbesondere in poetischer Form, die ächte und rechte Poesie für das Volk. Während die Heldengesänge, Balladen und Romanzen alter und neuerer Zeit meist nur das Ritterthum und die Großen der Erde schildern, so führt uns die Legende dagegen zumeist den Menschen vor, wie er irdischer Hoheit entkleidet, freiwillig Noth und Tod um des Göttlichen willen leidet, und im Bewußtsein, daß er hienieden nur ein Pilger ist, den festen, hoffenden Blick selbst unter Todesqualen nach Oben richtet. Vermögen wir Erwachsene uns auch nicht immer auf den Standpunkt jenes kindlich frommen, poetischen Glaubens zu versetzen, welchen die Legende athmet und voraussetzt, so ist dies doch dem unverdorbenen Kinde leicht möglich, so natürlich, und wie sollten es darum beneiden, anstatt im übel angebrachten Eifer ihm schon früh dieses Kleinod zu schmälern. Ich kann es mir nicht versagen, hier eine herzige Stelle aus Vilmar's Vorlesungen über National-Literatur einzuschalten. Er sagt: „Die Legenden sind reine anmuthige Bilder, stille Scenen aus einem liebenden, dem lieben Heiligen ganz hingegebenen, treuen Sinne geflossen. Wenn es aber Ziel und Wesen aller Poesie ist, sich von einem Gegenstande ganz erfüllen, und liebend durchdringen zu lassen, wenn einfache Darstellung unerlogener, wahrhafter, warmer Empfindungen zu ihren schönsten Zierden gehört, wenn die gläubige Richtung des stillen, frommen Herzens auf das Unsichtbare und Ewige der Boden ist, auf welchem zu allen Zeiten die lieblichsten Dichterblumen sproßten; so werden auch diese Poesien in ihrer liebevollen Herzlichkeit, in ihrer anspruchslosen Beschränkung, in ihrer Einfalt und Ruhe, in ihrer stillen Milde und ihrem frommen Sinne einer freundlichen Anerkennung nicht entbehren dürfen." —"

Was wir so eben aus der Einleitung mitgetheilt haben, wird hier und dort befremden, wird Widerspruch finden, mit Kopfschütteln gelesen werden; das hat der Verfasser, als er es niederschrieb, wol gewußt; aber, auch abgesehen von den beigebrachten vollgültigen Zeugnissen Herder's und Vilmar's, wir können nicht umhin, ihm beizustimmen. „Richtige, geschmackvolle Auswahl" ist dabei allerdings unerläßliche Bedingung; aber diese vorausgesetzt, bieten die Legendenbücher einen wahren Schatz von Poesie, von trostreichen, zur Ausdauer, Standhaftigkeit, Geduld ermunternden Sagen dar. — Uns selbst ist es begegnet, daß bei rein bibliographischer Beschäftigung mit einem alten seltenen Drucke: Historiae plurimorum Sanctorum. Lovanii in domo Johanis de westfalia. Anno dei 1485 in octobri und der neuen Ausgabe (von Joseph Strange; Cöln, Bonn, Brüssel; Heberle; 1851) des Wunderbuches (Dialogus miraculorum) des Caesarius von Heisterbach (m. vgl. unsere Zeitschr. 1851, No. 100), der allerdings auch Manches berichtet, was der Legende nicht angehört, wir uns stundenlang von der bezweckten Arbeit abwandten und lasen, was die glaubensstarken, frommen Männer erzählen. Freilich! viel Spreu ist unter dem Waizen; aber er soll ja gesichtet werden, und der kräftigen, nährenden Körner bleiben genug nach.

Ohne strenge Klassification ist das Verwandte in der vorliegenden Sammlung in vier Abtheilungen zusammengestellt: I. Gott und die Natur. (Lyrisches und Episches. Nr. 1—71.) II. Geschichte. A. Deutsche Geschichte. (Nr. 72—91.) B. Preußische Geschichte. (Nr. 92—118.) (Darüber ist bemerkt: „Daß im Geschichtlichen vorwiegend Preußen und unser deutsches Volk berücksichtigt worden, bedarf kaum der Entschuldigung. Die Wahl ist übrigens auf diesem Gebiete beschränkter ausgefallen, als ich wünschte, weil mir wesentlich daran lag, auch in dieser Sphäre alles Gemachte und Gekünstelte zu vermeiden und vorzüglich nur solche Gedichte zu wählen, die auch in der Form mehr zum Volksthümlichen hinneigen.") III. Abtheilung. Poetische Erzählungen, Balladen und Legenden. (Nr. 119—165.) IV. Volksthümliches in Liedern, Sprüchen und Räthseln. (Nr. 166—207.)

In Bezug auf die religiösen Gedichte heißt es in der Einleitung: „Die religiösen Dichtungen dieser zunächst für die Hand der Lehrer bestimmten Sammlung sind so gewählt, daß Keinem irgend Etwas begegnet, wodurch das specifisch confessionelle Bekenntniß, so lange es nur in Wahrheit ein christliches ist, verletzt oder polemisirend berührt wird. Daß damit dem Indifferentismus keineswegs das Wort geredet wird, und daß dieser überhaupt nicht in unsern Schulen Platz greifen darf, versteht sich von selbst. Die beiden christlichen Confessionen haben, Gott sei's gedankt, des Gemeinsamen noch Manches, und es ist an der Zeit, dieses Gemeinsame mit aller Kraft und hingebender Wärme zu pflegen, damit aber zugleich der Hauptaufgabe der Gegenwart zu genügen, welche entschieden darin besteht, die Menschheit wieder mehr zu „christianisiren" und somit an die einzig wahre Lebensquelle hinzuführen." Wir finden also Lieder von Diepenbrock, Bone, Görres, von Klopstock, Gellert, Claudius.

Das Buch wird sich unfehlbar schnell seinen Weg in die Arbeitszimmer der Lehrer bahnen und bald, gleich den Aphorismen, von uns als in zweiter Auflage erschienen angezeigt werden können. Von der Verlagshandlung ist für eine ansprechende äußere Ausstattung und einen billigen Preis bestens gesorgt.

Hoffmann.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger

Literariſche und Kritiſche Blätter.

Verlegt und redigirt

von

F. Niebour.

Achtundzwanzigſter Jahrgang. Juli, Auguſt, September.

Hamburg, 1852.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Juli, August, September.

No. 53. S. 409: Gelöbniß. An D. S. Von H. Greiben. — Geständniß. Von Rodereich. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Klagen eines englischen Kunst-Dilettanten. — Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche gesammelt durch die Brüder Ignaz und Josef Zingerle. — Bibliographie de la Belgique, ou catalogue général, de l'imprimerie et de la librairie belges. — Miscellen.

„ 54. S. 417: Ein Zecher. Von H. Zeise. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Ausführliche theoretisch-praktische Grammatik der französischen Sprache für den Schul- und Privatgebrauch. Von L. Reignier. — Illustrirtes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung im häuslichen Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd. — Miscellen.

„ 55. S. 425: Auf den Klosterruinen im Hallthale. Von A. Pichler. — Ein Dissenter in Tirol. — Das heutige Jerusalem. — Das moderne Drama. Aesthetische Untersuchungen von Hermann Hettner. — Hausbüchlein für das Volk und seine Freunde. Von H. Pröhle.

„ 56. S. 433: Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) — Skizzen der Lebensweise auf den dänischen Inseln. — Der welthistorische Zweifel, oder: Ist Gott nur Idee oder objektive Realität? Von K. F. E. Trahndorff. — Lieder der Liebe von Adolf Pichler. — Miscellen.

„ 57. S. 441: Mein Vater ist blind! Von August Emil. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Die Einwirkung des Lichtes auf die Pflanzen. Von J. F. Schouw. Aus dem Dänischen von H. Zeise. — Bulletin du Bibliophile Belge. — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. Im Auftrage des Vereins für hamburgische Geschichte ausgearbeitet von Dr. ph. Hans Schröder ꝛc. — Miscelle.

No. 58. S. 449: Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) — Ein Tag aus dem Seemannsleben in den arctischen Regionen. — Kleine Erzählungen für die Jugend von Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert, Hofrath und Professor in München. — Geschichte der deutschen Literatur mit Proben aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz. — Jean Fondeve. Historische Erzählung aus Napoleon's Feldzug nach Rußland im Jahre 1812 von Philipp Körber. — Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise. — Einstimmige Lieder ꝛc. Componirt und gesammelt von einem praktischen Schulmanne und Vorsänger an einer Hauptkirche. — Schöne alte und neue Lieder mit Bildern. — Miscelle.

„ 59. S. 457: Schwinge die Becher. Von H. Zeise. — Ein Schreiben aus dem australischen Golddistricte. — Die Wittwe zu Köln. — Naturstudien. Von Dr. Hermann Masius. — Leuthen. Von C. F. Scherenberg. — Italienisches Wanderbuch. 1850—1851. Von A. L. v. Rochau. — Miscelle.

„ 60. S. 465: Sehnsucht. — Acht Tage im Harz. Von H. Zeise. — Essai sur la littérature russe. — Projets d'un dictionnaire bibliographique universel et d'une encyclopédie bibliographique. — Französisches Uebungsbuch, vorzüglich für Gymnasien bearbeitet von Friedr. Rempel, Prof. am Gymnasium zu Hamm. — Die Oden des Horaz in deutschen gereimten Versen. Von G. Bürger. — Miscellen.

„ 61. S. 473: Acht Tage im Harz. (Fortsetzung.) — Divan des Castiliers Abu 'l-Hasan Juda ha-Levi. Von A. Geiger.

Digitized by Google

No. 62. S. 481: Der Schwan. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Acht Tage im Haez. (Forts.) — Grammatik der deutschen Sprache als Grundlage für den grammatischen Unterricht überhaupt. Von Dr. A. Zeising. — Leitfaden für den ersten grammatischen Unterricht in der deutschen Sprache ꝛc. Von Dr. A. Zeising. — Lehr- und Lesebuch, oder der sinnliche und sittliche Anschauungsunterricht für die Mittelklasse der Volksschule. Von Alb. Haesters. — Miscellen.

„ 63. S. 489: Klinggedichte. — Der erste Preßproceß, im Jahre 1472. — Die verbannten Bourbons in England, vor der Restauration von 1814. — Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation ꝛc. ꝛc. — Miscelle.

„ 64. S. 497: Nachruf meinem Bruder. — Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) — Acht Tage im Haez. (Schluß.) — Neueste belgische Literatur. — Gedichte von Friedrich Bodenstedt.

„ 65. S. 505: Aus „Waldmeisters Brautfahrt". Von Otto Roquette. — Der erste Preßproceß, im Jahre 1472. (Schluß.) — Das heutige Liverpool. — Geschichte der deutschen National-Literatur ꝛc. Von B. Hüppe. — Miscellen.

„ 66. S. 513: Holzschnitte von Christian Wilther. Aus dem Dänischen von H. Zeise. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Geschichte des Heidenthums. Von Dr. A. Wuttke.

„ 67. S. 521: Das deutsche Lied. Von H. Zeise. — Aus dem Arabischen. Von Jg. Zingerle. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Das Haberfeldtreiben. Die Madonnenmalerei. — Aham, der Arzt von Granada. Tragödie in fünf Akten von A. E. Brachvogel. — Miscellen.

„ 68. S. 529: Andenken. — Die Waise. — Aus der guten alten Zeit. — Die Gedichte Gedeons von der Heide. — Kerker-Buch. Von Carl Baumeister. — Der Jugend Wunderhorn. — Miscellen.

„ 69. S. 537: Alte Schmerzen. — Sonette. — Aus der guten alten Zeit. (Schluß.) — Illustriertes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd. — Wesen und Unwesen des modernen Constitutionalismus ꝛc. — Miscelle.

No. 70. S. 545: Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) — Der König träumt. Romantisches Drama in einem Akt. Aus dem Dänischen von H. Zeise. — Deutsches Volksbuch. — Bulletin du Bibliophile Belge. — Miscelle.

„ 71. S. 553: Eine Novelle der Königin von Navarra. — Der König träumt. (Forts.) — Geschichte der französischen Revolution von 1789—1799. Von Eduard Reud. — Miscelle.

„ 72. S. 561: Prinzessin Ilse. Von H. Zeise. — Der König träumt. (Forts.) — Geschichte der französischen Revolution von 1789—1799. (Schluß.) — Miscelle.

„ 73. S. 569: Des Sängers Grab. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Der König träumt. (Schluß.) — Rosalie. Ein Bildungsbuch für Deutschlands Töchter von J. Glatz. — Freie Gaben für Geist und Gemüth. Herausgegeben von Joh. Friedr. Jencke. — Der Tag zu Passau. Erinnerungsblätter für Schule und Haus von Ferd. Schellenberg. — Erzählungen und Novellen von J. Fr. Ch. Bury. — Miscellen.

„ 74. S. 577: Schloß Falkenstein. Von H. Zeise. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Madame Ida Pfeiffer's Ausflüge auf Borneo. — Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation. — Die Vagabunden. Von Karl von Holtei. — J. Petzholdt's Handbuch Deutscher Bibliotheken. — Miscellen.

„ 75. S. 585: Gedichte von August Emil. — Der Blinde. Erzählung von Philipp Will. — Die Gedichte Friedrich Bodenstedt's. — Miscelle.

„ 76. S. 593: Rückblick. — Einiges Merkwürdige in Betreff des Bartes. — Die Gedichte Friedrich Bodenstedt's. (Fortsetzung.) — Lehr- und Lesebuch. Von Albert Haesters.

„ 77. S. 601: Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) — Einiges Merkwürdige in Betreff des Bartes. (Schluß.) — Die Gedichte Friedrich Bodenstedt's. (Schluß.) — Deutsches Volksbuch.

„ 78. S. 609: Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) — Die japanesische Reichs-Verwaltung. — Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Heerd. — Miscellen.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 44. Mittwoch, den 2. Juni. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Ein Brief ..... Seite 341
Die Kunstausstellung in Hamburg 1852 ..... „ 341
Der gegenwärtige Aufstand in China ..... „ 342
Nach Wechselrecht. Lustspiel in einem Akt von Roderich (Forts.) „ 343
Literatur:
Geschichte der Amerikanischen Revolution von Georg Bancroft. „ 345
Parlez-vous francais? — Do you speak English?..... „ 348
Neue Kataloge des antiquarischen Bücher-Lagers von H. W. Schmidt in Halle ..... „ 348
Miscellen..... „ 348

Ein Brief.

Wenn ich jetzt wirklich vor Dir stände,
Dann faßt' ich Deine lieben Hände
Und säh' Dir in die Augen tief.
So aber schreib' ich aus der Ferne
Und spräche doch mit Dir so gerne, —
Wie arm ist doch ein solcher Brief!

Wohl wüßt' ich dies geschrieb'ne Grüßen
Mit allem Zärtlichen und Süßen
Der Dichtersprache zu umziehn;
Doch nicht des träumenden Poeten,
Des Freundes Gruß will vor Dich treten,
Drum schlicht und einfach send' ich ihn.

Darinnen aber steht zu lesen:
„Vergiß mein nicht, Du liebes Wesen!
„Ich denke Dein zu jeder Zeit,
„Sei vielgegrüßt wie nie und gewogen!"
So kommt mein Brief Dir zugeflogen,
Er weiß, daß Du mein Liebling bist.

H. Greiben.

Die Kunstausstellung in Hamburg 1852.

Es sind auf unsrer diesjährigen Ausstellung manche gute verdienstvolle Bilder vorhanden; in der großen Anzahl aber doch nicht genug, um sie eine ausgezeichnete nennen zu können. Wir haben die früheren schon mit edleren, höheren Bildern ausgestattet gesehn, die fähig waren geistige Exaltationen anzuregen und hervorzurufen; zu solcher Stimmung ist aber auf der jetzigen wenig oder nichts vorhanden. Viele der besseren Landschaften und Genresachen lassen sich indeß, in Ermangelung etwas Besseren, mit Vergnügen ansehn; so sind auch Scenen aus der Alltagswelt, wobei schon Gedanken ins Spiel kommen, so wie Landschaften, die man poetische nennt, Dinge, wobei ein gesunder Kunstsinn genießend Halt machen kann; sie verursachen aber doch endlich Langeweile, und diese ist das stärkste Gift für alle geistige Anregung.

Woher soll denn nun der Stoff, etwas darüber zu sagen herkommen? — Die Klage- und Trauerweiber des Alterthums sind längst verstummt, die Leichenredner voriger Jahrhunderte auch, sie hatten nur das mit unsern Referenten, die an ihre Stelle getreten sind, gemein, daß sie für ihr Heulen und Schreien bezahlt wurden, wie diese jetzt für ihr Schreiben, oder für ihre unpünktlichen, feinen Wendungen, woraus Jeder machen kann, was er will, je verstandloser je besser, daher ein mit Optimismus Alles lobhudelnder Referent — welch' ein Heilund! —

Man muß gestehen, daß eigentlich Landschaften und Marinebilder die einzigen Fächer sind, welche wirkliche, wesentliche Fortschritte in der Kunst gemacht haben, wogegen alle andern Fächer nicht vorwärts gekommen und nur schwach vertreten sind. Die moderne Welt benucht überall nur das Nützliche, will die Kunst nur, um ihre Fortschritte in Bildung und Kenntniß jedes Faches darzuthun, und nicht um ihrer selbst willen. Daher, trotz allen Aufhebens, welches man in unsern Tagen von den bildenden Künsten macht, nehmen dieselben unter den Interessen des sogenannten gebildeten Publikums eine äußerst geringfügige Stellung ein; das ernste Interesse für dieselben, der eigentliche edle Genuß,

Digitized by Google

beschränkt sich auf einen sehr engen Kreis. Eine, allen Forderungen der Kunst Genüge leistende, Zeit ist freilich noch nie da gewesen, und wird auch niemals kommen; sie muß daher mit Thiersch schönem „geprüften Hiob" geduldig ertragen, was nicht zu ändern ist.

Dergleichen mißliche Zustände mögen Mitursache sein, und unsere Ausstellung zeigt es auch, welch' ein seltner Edelstein der erfindungsreiche, poetische Künstler ist, der seine Lorbeern vom Parnaß holt — ein Phönix unter den Vögeln, ein Halbgott unter den Menschen — denn von Geisteswerken dieser Art ist voll, wie überall gar wenig anzutreffen. Geist und Form, Ideal und Natur, Leben und Wahrheit, müssen gleich wahr von Innen heraus gebildet sein, sonst ist die Wirkung stets nur unvollkommen, und die vollendetste Schönheit der Form versöhnt uns nicht mit leeren oder verfehlten Affecten und Manieren, eben so wenig als die größte Bravour im Vortrage bei unbedeutender Idee. Dazu bieten ein Paar sehr große Bilder recht eclatante Beispiele dar; sie sind ihres schneidenden Contrastes wegen merkwürdig, und zeigen in Art und Weise, in Auffassung und Ausführung die auffallendsten Extreme.

Italienische Weiber von Madame Jerichau, und Luther vor Karl dem Fünften in Worms. Sie haben nichts gemeinsam, als die enorme Größe und Nachbarschaft, so wie daß beide Autoren in der Kunst sich höchst schätzbar auszeichnen, Beide aber leider über ihr gewöhntes Virtuosenformat — was viele Künstler nicht ungestraft verlassen dürfen — worin sie sonst Beide so viel Schönes lieferten, weit hinaus gingen. Beide Bilder halb so klein, wären gewiß ganz anders, viel besser gelungen und der Capacität angemessen gewesen. Es ist Schade und sehr zu beklagen, daß die große Mühe und Arbeit, die daran verwandt, so vergeudet ist; sie wäre eines bessern Erfolges werth gewesen, als ihr jetzt durch den Mißgriff der übermäßigen, den Künstlern ungewohnten Größe, zu Theil wird.

Auf dem einen Bilde zeigt sich in jeder Hinsicht die ärgste Willkühr, die den Geist festzuhalten strebte; auf dem Andern, die geregeltste Manier, worüber der Geist verlaren ging. Das eine Bild besteht fast lediglich aus Weibern und einigen häßlichen Kindern, das Andere allein aus Männern. Das Eine ist leer und nichtssagend an Erfindung und Bedeutung, das Andere höchst inhaltsschwer, behandelt den bedeutungsvollsten Moment des Protestantismus auf eine würdige Art und Weise. Der Totaleindruck ist beim Ersten gut, und fehlt beim Zweiten ganz und gar. Die Zeichnung ist bei jenem roh und ohne Schönheitssinn, die Gewandung formlos und unedel; bei diesem ist die Zeichnung gewählt, fein und sehr correct, die Gewandung schön und geschmackvoll, aber gar wenig zeitgemäß. Jenes ist übermäßig kühn und keßlich gemalt, dieses trocken und hölzern, und gleicht einem Freskobilde. Jenes ist skizzenhaft und unbestimmt behandelt, dieses sorgfältig und peinlich. Jenes decorativ effectvoll, dieses leblos und leer. Die Weiber sind schmutzig und salopp in Colorit und Kleidung, der Männer Costüm ist sauber und theatralisch ideal. Jenes roh und keck aufgefaßt und ausgeführt, scheint wie von einem Mann gemalt. Der Kaiser und Luther sind bekanntlich nicht ähnlich, auch allzu ruhig. Die Halle zu klein, nicht geräumig genug. Die Umgebung ist nicht wahrhaft ergriffen von den großen Worten des begeisterten Mönchs, der hier sein Leben preisgiebt; Bewunderung und Erstaunen zeigt sich nicht genug, und es fehlt dem ganzen Bilde die Tiefe des Menschenkenners, die Phantasie des Poeten, und die Gesammt-Stimmung des guten Coloristen, der noch wohl nachträglich mit Lasuren u. s. w. eine gute Haltung darin hervorbringen könnte!

Hamburg, d. 28. Mai 1852. Phil. Limmer.

Der gegenwärtige Aufstand in China.

(Aus „China, during the war and since the peace. By Sir John Francis Davis, Bart. F. R. S.)

Mit den Ueberlandberichten vom Juni 1851 ist die Kunde eingetroffen, daß der Aufruhr in den südlichen Provinzen von China um sich gegriffen hat; aus Canton wird selbst gemeldet, daß einer der Rädelsführer in Kwangsi sich nicht allein den Titel eines Souverains anmaßt, sondern selbst so weit geht zu verlangen, daß das gegenwärtige (letztverflossene) Jahr Tien tih, Himmlische Tugend, wie er sein Regiment bezeichnet haben will, genannt werden soll. Er hat Kupfermünzen schlagen lassen, die diese Inschrift führen, und fordert Männer von Talent auf, sich zur Uebernahme von Aemtern zu melden. Um das Jahr 1351, also gerade fünf hundert Jahre vor dem jetzigen Zeitabschnitte, hat die Empörung der Chinesen gegen die ehemalige tartarische Dynastie, die der Mongolen, unter welcher Marco Paolo zu Pecking in so hohem Ansehn stand, begonnen. Nachdem die Mongolen in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von den Chinesen, diese ihrerseits Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts wieder von den Manchows, vertrieben worden sind, könnte es sich nun ereignen, daß die Manchows ihrerseits, abermals in der Mitte eines Jahrhunderts, des neunzehnten, nach einer zweihundertjährigen Herrschaft den Chinesen weichen müßten.

Das Gebirgsland, welches die Insurgenten inne haben, bietet ihnen die Gelegenheit dar, Stellungen einzunehmen, wo sie den Truppen der Regierung ungestraft Trotz bieten können. Im Juli vorigen Jahres haben sie Kweilin, die Hauptstadt von Kwangsi, erobert und geplündert, und Abtheilungen von ihnen haben sich bis nach den vier angränzenden Provinzen, den beiden Kwang's, Hoonan und Keangsi, ausgebreitet. Mit dem Besitz des engen Gebirgspasses zwischen Nangan und Nanheung würde der Regierung die Verbindung mit Canton abgeschnitten sein und die Insurgenten ein bedeutendes Uebergewicht bekommen. Sollte dem Aufstande nicht bald die Spitze gebrochen werden, so dürfte dieser Fall leicht eintreten. Der in Rede stehende Gebirgspaß ist nicht allein als Schlüssel zu Canton, sondern zu der ganzen westlichen Provinz anzusehen. Inzwischen ist der Generalgouverneur beider Provinzen im Juli v. J. an der Spitze einer ansehnlichen Macht in Person gegen die Rebellen ausgezogen, während das Haupt oder der Kaiser Tien-tih, wie er sich nennt, eine Proclamation an das gesammte Volk erlassen hat, worin er erklärt, daß das Land glücklich werden und seine Gouverneure, wie vordem, rechtliche Männer sein sollten, wenn „die himmlische Tugend" den Sieg davon trüge.

Digitized by Google

Nach Wechselrecht.

Luſtſpiel in einem Akt von Roderich.

(Fortſetzung.)

Sechste Scene.

Die Vorigen und Bollmeier.

Bollm. (mit einem offenen Briefe hereinſtürzend). Nejo! Nun iſt es aber wahrhaftig zum Tollwerden! Höre' das ein Menſch 'mal an! Da kommt eben ein Billet von Ihrem ſaubern Freunde da, von dem Schriftſteller Winter, dem Kommuniſten! Da! (lieſt:) „Um eine politiſche Zeitung hier am Orte zu begründen, habe ich mich hierher übergeſiedelt und werde mir die Ehre geben (einſchaltend:) — Schöne Ehre das! — (lieſt weiter:) — Ehre geben, da ich ſpeciell an Sie empfohlen bin — (einſchaltend:) — empfohlen! Es iſt zum Tollwerden! — (lieſt weiter:) Sie im Laufe des Tages zu beſuchen und Ihnen zugleich Ihren Schirm wieder zu überreichen. Winter, Literat!"

Bär. Sehn Sie? Den Schirm bringt er mit.

Marie. Der Unverſchämte!

Bollm. (auf und nieder rennend). Es iſt zum Tollwerden.

Marie (zu Bär). Dieſe Dreiſtigkeit iſt doch wirklich unerlaubt.

Bär. Die Liebe glaubt Alles, ſie hofft Alles, ſie duldet Alles, ſie erlaubt ſich auch Alles.

Bollm. (wie vorher). Es iſt zum Tollwerden! Ich bin beſchimpft, mein ganzes Haus iſt inſultirt. Es iſt um aus der Haut zu fahren! An mich empfohlen, der Kommuniſt der! Will mich beſuchen! Läuft mit meinem Schirm durch die Stadt! Will hier 'ne politiſche Zeitung 'rausgeben! Iſt das nicht gleich zum Tollwerden? Das iſt ja weltbekannt; der Kerl iſt ein Kommuniſt, ein Demokrat, ein Barrikadenkämpfer. Ich bitte Sie um Gottes Willen: in unſere Stadt eine politiſche Zeitung gründen! Haben wir noch nicht Druck genug, noch nicht genug Preſſe? Ein Kreisblatt, 'ne Reſſource, 'ne Kegelbahn und im Winter dreimal Liebhabertheater, — wir haben hier Alles, Alles, Alles — und nun kommt ſo ein Menſch, ſo ein Literat und will gegen die beſtehende Conſuſion ſchreiben, und was das Allerſchändlichſte iſt, der Kerl hat meinen Schirm! Meinen Schirm! Es iſt ein zum Tollwerden. Muß nicht die ganze Stadt denken, ich beſchieme dieſen Vagabunden? Aber ich laſſe es wahr und wahrhaftig ins Kreisblatt ſetzen, daß ich keine Schulden bezahle.

Bär (der ſo lange mit Marie, die ihn unwillig abwehrt, geſprochen hat) — als die Sie ſelber machen.

Bollm. (zuerſt ſtutzig, dann polternd). Ich mache nie Schulden!

Bär. Nie? Herr Bollmeier, nie? Wenn ich recht unterrichtet bin, haben Sie Ihre Tochter dem Sohn Ihres Schwagers zur Frau verſprochen, feſt verſprochen; — iſt das keine Schuld?

Bollm. Herr, was wiſſen Sie! Das geht Sie nichts an.

Bär. Ich frage nur, ob das keine Schuld iſt.

Bollm. Wird nicht bezahlt, iſt verjährt.

Bär. Wenn ſie aber eingeklagt wird?

Bollm. Ich bezahle nichts. Laſſen Sie mich in Ruhe mit Ihren Redensarten! Herbſt & Comp. haben mein Wort, Junior wird mein Schwiegerſohn. Aber Ihr Freund! dies Ungeheuer hat meinen Schirm und will hier 'ne Zeitung 'rausgeben — es iſt gleich um aus der Haut zu fahren.

Bär. Fahren Sie nur zu! Ich fahre mit.

Bollm. Bleiben Sie mir mit Ihren ſchlechten Witzen vom Leibe!

Bär. Aber, lieber Herr, echauffiren Sie ſich doch nicht um ſolche Bagatellen. Der Schirm iſt binnen einer Viertelſtunde wieder in Ihren Händen, und daß die Ideen der Zeit endlich auch hier einmal durch eine beſondere Zeitung zur Sprache gebracht werden ſollen, werden Sie als Patriot gewiß ganz in der Ordnung finden.

Bollm. Ach was Ordnung! Anarchie will der Menſch hier machen. Ideen der Zeit! Kommen Sie mir nicht mit ſolchen Redensarten! Idee! Was iſt das, eine Idee? He! Idee! Freiheit und Gleichheit! Republik! Revolution! Kommunismus! Dummheiten! Es iſt rein zum Tollwerden eingerichtet. Nichts als Dummheiten!

Bär. Unſere Zeit ſtrebt nicht nach Dummheiten, Herr Bollmeier, ſondern nach Recht und Freiheit.

Bollm. Herr, und ich ſtrebe nach meinem Schirm.

Bär. Die Idee der Zeit fordert, daß Alle gleichen Theil nehmen —

Bollm. An meinem Schirm, ja das glaub' ich!

Bär. Nein, an den politiſchen Rechten und Pflichten.

Bollm. Hören Sie mal, Herr Doctor! Solche Anſichten hab' ich in meinem Hauſe nicht. Ich bin auch patriotiſch conſtitutionell, ich will auch den Fortſchritt, aber Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht. Sie ſind aber, — jaja, ich weiß recht gut, Sie ſind ein Aufwiegler, ein geheimer Verſchwörer, ein Wühler, ein Demokrat, ein Republikaner, ein Kommuniſt, ja das ſind Sie!

Bär (lächelnd). Sie geben mir da eine Menge Namen und wiſſen vielleicht gar nicht, was ſie bedeuten.

Bollm. Herr, was nehmen Sie ſich 'raus. Ich nicht wiſſen, was ein Demokrat iſt? Demokratie, Republik, Kommunismus — das iſt Alles Eins. Ich nicht wiſſen, was ein Kommuniſt iſt? Hab' ich nicht für ſchweres Geld das Converſationslexikon von Brockhaus angeſchafft und noch dazu in Leder gebunden, in Halbfranz? Was, bin ich nicht Grund- und Haus-Beſitzer? Gehöre ich nicht zur glücklich conſtruirten Minderheit? Bezahle ich nicht Kommunalabgaben, vier Portionen? Leſe ich nicht die Voſſiſche Zeitung? Ich nicht wiſſen, was ein Kommunismus iſt? Wenn alle Welt meinen Schirm benutzt — was? iſt das nicht ganz kommun? Und wie das noch immer regnet!

Marie (die inzwiſchen, den Kopf in die Hand geſtützt, zum Fenſter hinausgeſehen hat). Es tröpfelt bloß noch vom Dache.

Bollm. Reize mich nicht, Mädchen! Ich ſage: es regnet! Warum verbargſt du meinen Schirm?

Bär. Das iſt denn aber doch zu arg.

Bollm. Kümmern Sie ſich um Ihre Angelegenheiten, Herr! Mengen Sie ſich nicht in meinen Hausſtand! Sie ſind ein Kommuniſt, Sie verborgen meinen Schirm. Aber ich dulde das nicht. Da kommen ſolche Literaten und haben nicht 'mal einen eignen Regenſchirm; die wollen das Eigenthum abſchaffen und immer mit meinem Regenſchirm 'rumlaufen. Aber dieſer Muſje Winter ſoll mir bloß ins Haus kommen —!

Digitized by Google

Marie. Ich werde dir Gastzimmer in Ordnung bringen lassen.

Bollm. Was? Für den Kerl etwa?

Marie. Nein, für den Onkel Hieronymus. Hedwig schreibt ja, daß sie alle heute hier zum Besuch ankommen werden.

Bollm. Jasol Es ist zu wahr. Wart' mal! Hieronymus logiet bei mir, Hedwig bei Dir und Fritz kommt mit Deinem Bräutigam oben in die blaue Stube.

Marie. Mein Bräutigam?

Bollm. Na wie oft soll man's Dir denn sagen? Herbst jun.—

Marie — soll bei uns im Hause logiren?

Bollm. Na, das versteht sich doch von selbst.

Marie. Ein wildfremder Mensch?

Bollm. Ohne Widerrede — Dein Bräutigam!

Marie. Wenn er hier logiren soll, quartiere ich mich aus.

Bollm. Ich sperre Dich ein.

Bär. Sie werden doch nicht die persönliche Freiheit Ihrer Tochter —

Bollm. Herr, bleiben Sie mir mit Ihrer Freiheit vom Leibe! Freiheit, Kommunismus, Rebellion, Republik, Schirmverborgen, — Mord und Todtschlag, — das ist Alles Eins. Aber ich setze meinen Willen doch durch. Nun geh' ich selber hin und bringe Alles in Ordnung. Fritz und Dein Bräutigam kommen zusammen in die blaue Stube. Wo ist das Mädchen, die Lotte? Sie soll mir helfen. (Er schellt.) Es wird oben wieder eine schöne Confusion sein. Aber ich werde Dich Gehorsam lehren. Warum verborgst Du meinen Schirm. Es ist zirich zum Tollwerden (ab).

Siebente Scene.

Marie, Bär und Lotte.

Bär. Ihr Vater ist ein wunderlicher Mann. Die Stimmung bleibt ziemlich dieselbe, aber im Ideenkreise ist unaufhörlicher Wechsel, grade so wie bei andern Leuten —

Marie. Verschonen Sie mich mit der Anspielung, die Sie da eben auf der Zunge haben. Rathen Sie mir lieber! Was soll ich thun?

Bär. Ueber das, was Sie nicht thun wollen, scheint Ihr Entschluß bereits gefaßt zu sein.

Marie. Er ist es. Ich gehorche meinem Vater nicht.

Bär. Nun, so folgen Sie der Stimme Ihres Herzens!

Marie (lächelnd). Und die lautet?

Bär. Soll ich Ihnen der Dolmetscher Ihrer eignen Gefühle sein?

Marie. Wenn Sie es nur könnten! Ein Dolmetscher muß mindestens zwei Sprachen verstehn. Sie verstehn nur Eine und diese Eine ist kalt und herzlos.

Bär. Vielleicht thun Sie mir damit ein schweres Unrecht.

Marie. Vielleicht! Aber alsdann sind Sie allein Schuld daran. Seien Sie endlich einmal offen gegen mich!

Bär. Sind Sie es denn gegen mich? Haben Sie mich nicht bis zu dieser Stunde in dem Wahn gelassen, Ihr Herz gehöre noch ganz und ungetheilt der Schwärmerei?

Marie. Lassen wir das!

Bär. Haben Sie mir nicht bis zu dieser Stunde Ihre Erlebnisse von Karlsbad verheimlicht? Haben Sie auch nur mit Einem Worte mich ahnen lassen, welche süßen Reminiscenzen an den letzten (betonend) Sommer Ihre Seele füllen? Haben Sie mir denn das Geständniß abgelegt, daß Sie nicht mehr schwärmen, sondern lieben, lieben mit der ganzen Kraft —

Marie. Ihre Ironie thut mir wehe, Doctor.

Bär. Gott sei davor, daß ich der ächten Liebe spotte!

Marie. Ich weiß, nach Ihren Grundsätzen ist alle Liebe — Schwindel. Wie konnte ich Ihnen meine Erlebnisse vertrauen? Nach Ihren Grundsätzen hätten Sie mich ja belügen, verdammen oder verspotten müssen. Ja verspotten!

Lotte (kommt). Sie haben geschellt, Fräulein?

Marie. Ja! Der Herr ist oben in der blauen Stube. Es soll dort Alles in Ordnung gebracht werden. Wir bekommen heute Gäste.

Lotte. Gäste? Wohl Damen?

Marie. Auch Herren.

Lotte. Ach, dabei ist wohl auch Ihr Bräutigam, Fräulein?

Marie. Schweig' und thu Deine Pflicht!

Lotte. Ganz zu Befehl! (mit einem Blick auf Bär, ab.)

Bär (der bei dem Anblick der Zofe erschrak und unruhig wurde, hat die Augen auf die Thür geheftet und steht tief in Gedanken).

Marie (hat Bär's plötzliche Veränderung bemerkt und sieht ihn lange schweigend, kopfschüttelnd und lächelnd an).

Bär. Nein! Es ist unmöglich.

Marie. Doctor!

Bär (scheint zusammen).

Marie (legt ihre Hand auf Bär's Schulter). Was ist unmöglich?

Bär (gezwungen lächelnd). Nichts, nichts, gar nichts.

Marie. Also Nichts ist unmöglich. Sie können also auch romantisch träumen? Worüber sannen Sie, Doctor? Stehn Sie Rede!

Bär. Ueber gar nichts!

Marie. Ueber Nichts nachsinnen ist — Schwindel, nicht wahr?

Bär (ausweichend). Wovon sprachen wir doch? Sie wollten offen gegen mich sein.

Marie. Im Gegentheil! Sie wollten es gegen mich sein. Also heraus mit der Sprache! Was geht Sie meine Zofe an?

Bär. Also wirklich — (für sich) — doch die Zofe!

Marie. Ja, sehr wirklich hab' ich's bemerkt, daß Sie sich für meine Zofe interessiren. Und das Mädchen kennt Sie auch.

Bär — kennt mich?

Marie. Nun allerdings. Als Sie kamen, war Lotte hier im Zimmer.

Bär (erschrocken). Ich beschwöre Sie, Fräulein: Lotte heißt sie? Ja, dann ist sie es. Aber ich begreife nicht —

Marie. Wenn ich nur erst begreifen könnte, warum Lotte bei Ihrem Anblick roth wurde und warum Sie eigentlich erschraken, als Sie meiner Zofe ansichtig wurden. Da sind Geheimnisse —

Bär. Oder vielleicht auch nur Mißverständnisse und Verwechselungen. Es giebt in der Welt viele Gesichter, die einander frappant ähnlich sind und Lotte heißen auch viele junge und alte Mädchen. Hier liegt jedenfalls solch' eine Verwechselung vor.

Digitized by Google

Marie. Gleichviel, ob Schwindel oder Wechsel: erzählen müssen Sie mir die Geschichte doch. Also Sie interessirt ein junges oder vielleicht auch altes Mädchen, das ebenso ein frisches Gesicht und ebenso einen schwärmerischen Namen führt, wie meine Zofe. Ach bitte, bitte! Erzählen Sie mir doch die Geschichte von dem Doctor, der alle Liebe für Schwindel erklärte und trotz aller seiner weisen Grundsätze — dennoch liebte. O, wie inconsequent sind Sie doch in Ihrem Haß gegen die Liebe. Wider Willen haben Sie mir bewiesen, daß es unmöglich ist, eine stillgenährte Liebe consequent geheim zu halten. Es giebt doch Stunden, Herr Doctor, — nicht wahr? — wo die Glut des Herzens über die kalten Reflexionen des Verstandes lodernd hinausschlägt. Kommen Sie mir jetzt nie wieder mit Ihrer Phrase vom Schwindel! Die hat in Ihrem Munde nun alle Beweiskraft verloren. Also nun beichten Sie, aber, ich bitte, bunte, klare Wahrheit.

Bär. Meine Beichte ist mir nur feil um Ihre Gegenbeichte.

Marie. Ich zahle den Preis — zu seiner Zeit.

Bär. Nun, so hören Sie! Ihre Zofe hat mich auf das Lebhafteste an ein junges Mädchen erinnert, das ich im vorigen Jahre kennen lernte.

Marie. Was? Lassen Sie mir nichts aus!

Bär. Es war in Travemünde, wo ich, wie Sie wissen, die Badezeit verlebte. Momentan glaubte ich — aber nein, es ist nicht möglich.

Marie. Doctor, Sie beichten nicht ehrlich.

Bär. Auf Ehre, ganz ehrlich.

Marie. Nun, so erklären Sie sich doch darüber, daß Lotte Sie kennt!

Bär. Sie kennt mich nicht.

Marie. Was in aller Welt hat ein Mädchen, das Sie gar nicht kennt, bei Ihrem Anblick zu erschrecken? Doctor, Sie verstricken sich in Lügen. Sie haben meine Zofe in Travemünde kennen gelernt.

Bär (empfindlich). So wissen Sie jedenfalls mehr als ich.

Marie (ernst). Ich versichere Sie, ich weiß nichts, ich vermuthe, argwöhne nur, daß Sie da in Travemünde (lächelnd) einem hübschen Dienstmädchen ein paar Artigkeiten vorgeschwindelt haben und nun erschrocken sind, dasselbe Mädchen gerade in diesem Hause wiederzufinden.

Bär. Also das vermuthen, das argwöhnen Sie?

Marie. Weil Ihr Benehmen mir das so sehr wahrscheinlich macht.

Bär. Nun, so will ich Ihnen sagen, was ich vermuthe.

Marie. Lassen Sie hören!

Bär. Diese Lotte, deren Gesichtszüge mir so außerordentlich bekannt sind, wenn Sie wollen, auch werth sind, ist Ihre Zofe gar nicht, ist überhaupt kein Dienstmädchen, sondern —

Marie. Nichts von „sondern"! Sie ist das, was sie scheint.

Bär. Mich soll der Schein nicht trügen. Diese Lotte oder Charlotte, wie sie wenigstens im vorigen Jahre hieß, ist eine Freundin von Ihnen, mit der Sie sich verbündet haben, mich zu mystificiren. Meine Theorie vom Schwindel hat eine solche Widerlegung verdient, aber nun lassen Sie es auch genug sein und sagen Sie mir: ist es nicht so?

Marie. Nein, es ist nicht so. Das Mädchen ist wirklich meine Zofe und seit heute früh bei mir im Dienst. Brechen wir davon ab.

Bär. Damit Sie sich durch mein Schweigen in Ihren Vermuthungen bestärken lassen? Nein, Fräulein, Sie sollen über die Sachlage vollständig ins Klare kommen.

Marie. Sobald Sie selbst darüber im Klaren sind.

Bär. Die Dame, die ich im vorigen Jahre kennen lernte —

Marie — hieß Lotte und Sie würden ihr Werther geworden sein, wenn Sie nicht so leichtsinnig wären, alle Liebe für Schwindel zu halten.

Bär. Nein, im Ernst, ich liebe das Mädchen wirklich.

Marie. So? Und das erfahre ich erst jetzt von Ihnen?

Bär. Ist es mir mit Ihnen besser gegangen. Erst heute und auch nur so ganz zufällig erfahre ich, daß der Sommer den Lenz verdrängt hat. O, eine Jahreszeit verdrängt die andere, das ist einmal so Wechselrecht. Auf den Sommer folgt der Herbst und dann der Winter, hu, der Winter mit dem Schirm. Ja, die weitere Zukunft spielt für jetzt noch hinter'm Schirm!

Marie. Sie sind unverbesserlich. Da fallen Sie nun wieder in Ihren boshaft-ironischen Ton. Der Zufall will, daß der Jüngling, mit dem ich einst phantasirte, Lenz —, daß der Mann, den ich liebe, achte und allein zum Lebensgefährten wähle werde, Sommer —, und daß der Unbekannte, an den mich mein Vater verheirathen will, Herbst heißt, — und nun kommen Sie und erdichten, bloß um die Jahreszeiten voll zu machen, eine vierte Person, nennen sie Winter, maskiren sie noch zum Ueberfluß mit dem Regenschirm meines Vaters und bezwecken mit dieser ganzen Komödie nichts weiter —

Bär — als zu prüfen, ob Sie vergangener Zeiten noch gedenken.

Marie. Ich gedenke ihrer, aber ohne Wärme. Der blaue Duft der Ferne hat sich um die Erinnerungen meiner Jugend gelagert, ich habe mit meinen Illusionen längst abgerechnet. Sagen Sie das Ihrem Freunde und ersparen Sie mir, ihn zu sehn.

Bär. Ich fürchte, es ist bereits zu spät. Lenz hat sein ganzes Leben auf diese Eine Karte gesetzt. Rouge ou noir! Handeln Sie, wie Sie müssen! Das Uebrige besorgt der Zufall und das Wechselrecht.

Marie (entrüstet). Sie treiben ein entsetzliches Spiel mit mir. Leben Sie wohl! (ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Amerikanischen Revolution von Georg Bancroft, ehemaligem Gesandten der Vereinigten Staaten am Hofe von St. James. Aus dem Englischen von W. E. Drugulin. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Fr. Bülau. Erster Band. Mit einem Plan der Belagerung von Quebek. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von Carl P. Lorck. 1852. XX und 386 Seiten. 8.

Es ist dem zu besprechenden Werke noch ein zweiter Titel: „Moderne Geschichtsschreiber. Herausgegeben von Prof. Dr.

Digitized by Google

Friedrich Bülau. Erster Band. Georg Bancroft. Geschichte der Amerikanischen Revolution. Erster Band" beigegeben, zu dessen Erläuterung wir zu bemerken haben, daß bei der Fortführung der in demselben Verlage erscheinenden, bereits aus 25 Bänden bestehenden „Historischen Hausbibliothek" sich ergab, daß an sich treffliche, für sie passende Werke unberücksichtigt bleiben mußten, weil sie den für die einzelnen Bestandtheile derselben streng beschränkten Umfang überstiegen. Es wurde daher beschlossen neben dieser „Historischen Hausbibliothek" eine zweite Sammlung unter dem angeführten Titel zu eröffnen, welche zunächst umfangreichere Erscheinungen der geschichtlichen Literatur des Auslandes, die auf allgemeinere Theilnahme Anspruch haben, in sorgfältig bearbeiteten Uebersetzungen bringen wird. Zunächst sollen freilich nur die neuesten Werke ins Auge gefaßt, später aber auch ältere wahrhaft classische neu bearbeitet werden. Nach Originalarbeiten, insofern sie dem übrigen Inhalte der Sammlung entsprechen, werden erfolgen. Die neue Sammlung soll ausführlich schildern, was in der früher begonnenen, die ununterbrochen fortgesetzt wird, nur in kurzen Grundzügen dargestellt werden konnte.

Der Anfang ist jetzt gemacht mit einer der ansprechendsten Erscheinungen der neuesten ausländischen Literatur — gleich ansprechend durch den Gegenstand, den sie behandelt, die Art der Behandlung desselben und den Verfasser. — Der Herr Herausgeber hat sehr zweckmäßig nicht nur über das in deutsche Uebertragung, bei welcher er das Bestreben des Uebersetzers, das Original treu und würdig wiederzugeben, anerkennt, dargebotene Buch, sondern auch über Herrn Georg Bancroft ausführlich im Vorworte berichtet. Den Letzteren, den Gang seiner Bildung und seine Lebensstellung genau zu kennen, ist zum Verständniß und zur richtigen Beurtheilung seines Geschichtwerkes durchaus nothwendig, und wir können dasselbe bei unsern Lesern nicht besser einführen, als durch Wiedergabe des erwähnten Berichtes. Er lautet:

„Georg Bancroft, der Verfasser des vorliegenden Geschichtwerkes, hat für uns Deutsche zunächst dadurch ein besonderes Interesse, daß seine wissenschaftliche Ausbildung wesentlich auf deutschem Boden beruht und daß er zu den eifrigsten Förderern der Verbreitung mit deutscher Sprache und Wissenschaft in Amerika gehört. Seine erste Bildung hat er jedoch in seinem Heimathslande erlangt. Geboren am 3. October 1800 zu Worcester in Massachusetts, folglich der Staatengruppe Neuenglands angehörig, besuchte er die Schule zu Exeter in Neuhampshire, deren berühmtester Lehrer damals Dr. Abbot war, und die amerikanische Universität zu Cambridge. Ein Reisestipendium, welches Everett dem vielversprechenden Jüngling auswirkte, machte es ihm möglich, reichere Quellen des Wissens aufzusuchen und, für das Studium der Philosophie gewonnen, sie in demjenigen Lande zu studiren, in welchem allein die philosophische Bewegung damals noch im lebendigen Gange war, in Deutschland. Indeß ist es vielleicht als ein Anzeichen seiner Bestimmung für positivere Forschungen und Strebungen zu betrachten, daß er zuerst eine Universität wählte, welche zwar zu den auch im Auslande berühmtesten Deutschlands gehört, niemals aber ein Sitz der speculativen Philosophie gewesen ist und zugleich mehr Staatsmänner, als Philosophen gebildet hat: Göttingen. Auch schloß er sich hier hauptsächlich an Eichhorn, Heeren und Planck an, ohne daß man jedoch behaupten könnte, daß seine spätere staatsrechtliche und politische Richtung der drei beiden Erstgenannten entspräche. In Göttingen ließ er sich 1820 die philosophische Doctorwürde ertheilen. Dann ging er nach Berlin, hörte Hegel, aus dessen Philosophie er sich, wie so Viele der verschiedensten Richtungen, eine Bestätigung seiner anderweitigen Ansichten und Tendenzen genommen haben wird, und trat in innigen Verkehr mit Schleiermacher und dessen Kreise. Die hier gewonnenen Anschauungen von europäischen, speciell von deutschen Verhältnissen sind jedenfalls noch für seinen heutigen Standpunkt von Einfluß geblieben. Gewichtige Empfehlungen bedeutender Männer verschafften ihm, auf einer längeren Reise durch Deutschland, überall anregende Bekanntschaften und Zutritt zu den Notabilitäten jener Tage. Aus Deutschland ging er, nach kurzem Aufenthalte zu Paris und London, nach Italien, wo er über ein Jahr verweilte und in den Genüssen der dortigen Natur schwelgte, Stoff zu Erinnerungen sammelnd, die vielleicht Antheil an jenem poetischen Duft haben, der sich über seine historischen Schilderungen verbreitet, an jenem Sinne für Naturschönheiten, der ihn vor so Vielen seiner Mitbürger auszeichnet.

In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er zunächst Lehrer der griechischen Sprache an der Universität zu Cambridge, errichtete aber sehr bald eine eigne Lehranstalt, die Roundhillschule zu Northampton, der er durch vorzugsweise Pflege deutscher Wissenschaft und Lehrweise, sowie durch vorzugsweise Verwendung deutscher Lehrer, zum Theil politischer Flüchtlinge, einen eigenthümlichen Charakter zu geben suchte. Karl Follen, Franz Grund, Karl Beck, Dr. Bode u. A. haben an dieser Anstalt gewirkt.

Bancroft selbst zog sich jedoch von dieser Stellung bald zurück, indem er in dem praktischen Eingreifen in das politische Parteitreiben einen lohnenderen und unmittelbarer wirkenden Beruf zu finden glaubte. Durch schriftstellerische Thätigkeit, als Journalist und sonst, durch Reden, Vorlesungen, die er namentlich über deutsche Literatur und Philosophie hielt, in weiteren Kreisen bekannt geworden, und der progreßistischen Partei angehörig, welche freilich, den neueren Ausgaben europäischer Demokratie gegenüber, wenigstens in ihren praktischen Tendenzen immer noch ziemlich positiver und conservativer Natur, auch in dortigen Verhältnissen wesentlich besser begründet ist, erhielt er einen bedeutenden Einfluß, der auch seinen äußeren Verhältnissen zu Statten kam, indem ihm die wichtige und einflußreiche Stelle eines Zollcirectors zu Boston zu Theil ward. Höher noch stieg er, als Polk Präsident wurde (1845), der ihm das Staatssecretariat der Marine übertrug. Seine kurze Wirksamkeit in dieser Stellung bezeichnete er durch Errichtung einer Sternwarte zu Washington und einer Marineschule zu Annapolis. Aber schon 1846 ging er als Gesandter nach England und blieb hier bis 1849. Seine diplomatische Thätigkeit, welche, den revolutionären Erschütterungen gegenüber, in die sie fiel, nicht immer den sonst von den amerikanischen Staatsmännern so standhaft behaupteten Charakter der Neutralität in voller Treue bewahrt zu haben scheint, gehört der neuesten Zeitgeschichte an. Für die Wissenschaft fruchtbar wurde sein Aufenthalt in London, indem er die ihm bereitwilligst eröffneten englischen Archive eifrig durchforschte, und vielfache Aufschlüsse über die einzelnen Vorgänge auffand, welche zu der Losreißung der nordamerikanischen Colonien von England geführt haben; Nachrichten und Einzelheiten, wie sie wenigstens seinen Vorgängern in der Schilderung der amerikanischen Revolution, in diesem Umfange, dieser

Digitized by Google

Vollständigkeit, nicht bekannt gewesen waren. Diesen Forschungen verdanken wir hauptsächlich das vorliegende Werk, in welchem er sie verarbeitete. Er betrat jedoch nicht damit zuerst die Laufbahn des Geschichtschreibers. Schon seine bereits 1834 in drei Bänden erschienene Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte nicht nur in seinem Vaterlande großen Beifall und weite Verbreitung gefunden, sondern auch auswärts und namentlich in Deutschland einen ehrenvollen Ruf erworben. Je höher Bancroft als Geschichtschreiber geachtet wurde, um so gespannter sind die auf sein neues Werk gerichteten Erwartungen gewesen.

Dasselbe bringt, wie schon das Vorliegende beweist, ohne Frage viel neue Züge und Details zu der denkwürdigen Geschichte des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes und behandelt diesen selbst in der erschöpfendsten Ausführlichkeit, schon in seinen vorbereitenden Stadien. Nicht wenige, bisher falsch beurtheilte, oder irrig dargestellte Punkte erfahren hier eine glaubhafte Berichtigung. Auch ist es zu rühmen, daß der Verfasser, wiewohl sich streng auf dem amerikanischen Parteistandpunkte haltend, doch die Vorgänge in ihrem Zusammenhange mit den Ereignissen in Europa und besonders in England aufzufassen bestrebt ist und daher der allgemeinen Zeitgeschichte, soweit sie auf Amerika einwirkt, große Aufmerksamkeit zuwendet. Allerdings folgt er zuweilen zweideutigen Quellen, wie dem Horaz Walpole mit seinem moquanten Salongeschwätz, mit zu viel Zutrauen, ist auch wohl durch patriotischen Eifer und Schulphilosophie verführt worden, manches Allgemeinere im gefärbtem Lichte zu sehen. So wenn er den siebenjährigen Krieg als den letzten Kampf gegen die Reste des Mittelalters, als einen Kampf des Protestantismus mit dem Katholicismus, der politischen Reform mit der Feudalmacht auffaßt. Den Pariser Frieden von 1762 beurtheilt er ungewöhnlich günstig, weil er zu einer, den englischen Unterhändlern desselben höchst unerwarteten und unerwünschten, ihm selbst aber natürlich desto schätzbareren Wendung in Amerika geführt hat. Er kennt recht wohl die geschichtlichen Gründe und Bedingungen amerikanischer Zustände, faßt aber doch die daraus gewonnenen Regeln als allgemeine, ewige auf und wendet sie auch auf ganz andere, ihm keineswegs so klar und richtig bekannte Verhältnisse an. Seine staatsrechtliche Anschauung ist die der publicistischen Vorläufer und Theilnehmer der amerikanischen Revolution. In religiöser Beziehung hebt er aber mit Nachdruck hervor, daß der von ihm hochgehaltene Protestantismus der Amerikaner nicht eine lediglich negative Richtung war, sondern auf positiver Gläubigkeit und tiefer Innerlichkeit des religiösen Gefühls beruhte. Seine Darstellung ist warm und eindringend. Seine tiefe, noch von keinen ahnungsvollen Besorgnissen getrübte Begeisterung für die Bestimmung Amerikas erweckt selbst bei Denen Theilnahme, die sie nicht zu theilen vermögen und nicht der Meinung sind, daß Amerika anderes, als in materieller Beziehung, die Hoffnungen erfüllt habe, mit denen man seine Befreiung begrüßte. Hinreißend schön sind seine Schilderungen der Scenerie der Vorgänge, die er berichtet."

Der erste uns vorliegende Band erstreckt sich bis zum Jahre 1763. Das gesammte Material ist in 20 Kapitel gesondert, deren Inhalt in kurzer Zusammenstellung folgender ist: 1. K. Amerika verlangt legislative Unabhängigkeit von England. — Pelham's Ministerium 1748. 2. K. Der königliche Gouverneur von Neuyork appellirt an die Oberherrlichkeit Großbritanniens. — Pelham's Ministerium (Fortsetzung). 1748—1749. 3. K. Die Erforschung des Ohiothales. — Pelham's Ministerium (Forts.) 1749—1750. 4. K. Amerika verweigert, sich nach willkührlichen Instructionen regieren zu lassen. — Pelham's Ministerium (Forts.) 1751—1753. 5. K. Franklin entwirft den Plan zur Vereinigung des amerikanischen Volks. — Pelham's Ministerium (Forts.) 1753—1754. 6. K. Die 13 alten Colonien. — Newcastle's Ministerium 1754. 7. K. Die Minister beabsichtigen, Amerika durch Parlamentsacten zu besteuern. — Newcastle's Ministerium 1754—1755. 8. K. England und Frankreich kämpfen um das Ohiothal und um Acadien. — Newcastle's Ministerium (Forts.) 1755. 9. K. Großbritannien vereinigt Amerika unter militairischer Herrschaft. — Newcastle's Ministerium (Forts.) 1755—1756. 10. K. Die Whig-Aristokratie kann England nicht regieren. Newcastle's Ministerium (Forts.) 1756—1757. 11. K. Die Whig-Aristokratie kann Canada nicht erobern. — Anarchie im Ministerium 1757. 12. K. Die neuen protestantischen Mächte gegen die katholischen Mächte des Mittelalters. — William Pitt's Ministerium 1757. 13. K. Eroberung des Thales des Westen. — William Pitt's Ministerium (Forts.) 1757—1758. 14. K. Die Eroberung von Canada. — Pitt's Ministerium (Forts.) 1759. 15. K. Einfall in das Tennesseethal. — Pitt's Ministerium (Forts.) 1759—1760. 16. K. Besitzergreifung von Michigan und dem Lande an den Seen. — Pitt's Ministerium (Forts.) 1760. 17. K. Der König und die Aristokratie gegen den großen Commoner. — Georg III. vertreibt Pitt aus dem Cabinet. 1760—1761. 18. K. Die Handelsgesetze reizen zur Revolution auf. — Die Umbildung der Colonialregierungen 1761—1762. 19. K. Der König vertreibt die Newcastle'schen Whigs aus dem Cabinet. — Die Morgenröthe der neuen Republik. 1762. 20. K. England greift nach den Colonien Frankreichs und Spaniens, und setzt sich dem Verluste seiner eigenen aus. — Bute's Ministerium. 1762—1763.

Herrn Georg Bancroft's Geschichte der amerikanischen Revolution vereinigt zwei Eigenschaften in sich, deren manche größere historische Compositionen, so vereinigt, entbehren; muß ihnen die eine zugestanden werden, so vermißt man die andere: wie meinen, sie zeichnet sich aus durch eine lebendige Darstellung der Ereignisse und ihrer Ursachen, durch meisterhafte Charakteristik der handelnden Personen, durch anziehende Schilderung des Schauplatzes; aber sie ist auch genügend beurkundet; der Verfasser weist überall, vielleicht ein wenig zu gewissenhaft selbst bei weniger Erheblichem, nach, aus welchen Quellen er geschöpft hat. Und diese Nachweise lehren uns ihn als sorgfältigen und unermüdlichen Forscher kennen: die Werke seiner vaterländischen, englischer, französischer, selbst deutscher Schriftsteller sowol, als bisher ungedruckte Staatsschriften, Briefe u. s. w. finden wir fast auf jeder Seite citirt.

Herr Prof. Bülau hat, weil er nicht in Leipzig anwesend war, diesen Band blos in den Druckbogen revidiren und einige wenige berichtigende Noten beifügen können. (S. 233 ist Dana's, statt Dohm's Denkwürdigk. stehen geblieben.) Den übrigen Bänden, welche die achtbare, rastlos thätige Verlagshandlung, die das in typographischer Beziehung schön ausgestattete Buch für einen no-

Digitized by Google

gemein billigen Preis (den Band für 1 Thlr.) liefert, gewiß dem ersten Bande schnell wird folgen lassen, soll noch größere Sorgfalt zugewandt werden.

(Schluß folgt.)

Parlez-vous francais? oder die nützlichsten und nothwendigsten französisch-deutschen Gespräche, Redensarten und Wörtersammlungen, wie man sie im Umgange, im Geschäftsverkehr und auf der Reise gebraucht. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von Eduard Wengler. VIII und 208 Seiten. 8.

Do you speak English? oder die nützlichen und nothwendigsten englisch-deutschen Gespräche, Redensarten und Wörtersammlungen. Nebst Uebungen für die Aussprache des Englischen. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von Eduard Wengler. VIII und 166 (167) Seiten 8.

Daß diese beiden vom Verleger sauber ausgestatteten und billigen Büchlein einen guten Absatz, und also Vielen Beifall gefunden, dafür spricht die Angabe auf den Titeln derselben: dritte — vierte — Auflage. Sie sind ihrem Zwecke ganz angemessen und reichhaltig genug. Das erste enthält nämlich: Wörtersammlungen; Sammlung der gebräuchlichsten Redensarten im gesellschaftlichen Umgange; Sammlung deutscher und französischer Redensarten, Gespräche und zum Schluß: Le gamin de Paris (S. 197—208). Der Herausgeber versichert, daß dieses Gesprächbuch nicht so entstanden, wie viele seines Gleichen, nämlich so, daß aus sechs geplündertes Gesprächbüchern ein neues zusammengeschrieben sei. Er ist in die Verkaufslocale der Kaufleute und Gewerbtreibenden getreten, hat sich dort über Waaren informirt, Verkaufsgespräche sich eingeprägt und sie dann in französischer und deutscher Sprache niedergeschrieben. Jedoch enthält die Sammlung, um daraus ein abgerundetes Ganze zu bilden, außer diesen Original-Gesprächen, auch aus andern Gesprächbüchern entlehnte.

Das zweite Buch bringt, außer Bemerkungen in der Vorrede über die Aussprache des „the" (— sie dem Deutschen richtig beizubringen, müsse dem Lehrer überlassen bleiben —): Uebungen für die Aussprache des Englischen; Formenlehre; Wörterbuch; Gespräche; Briefe; Reductionstabelle des englischen Geldes. — Bei dieser vierten Auflage sind Rathschläge von Freunden und Bekannten vom Verfasser benutzt worden und meint derselbe, das Buch werde, wie es jetzt vorliege, hoffentlich für Haus und Schule, so wie beim Aufenthalte in fremden Ländern, nicht minder auf der Reise und im Geschäftsverkehr genügen, und nun um so leichter noch eine ausgedehntere Verbreitung finden.

Neue Kataloge des antiquarischen Bücher-Lagers von H. W. Schmidt in Halle.

Nr. LII b. Botanik (als Nachtrag zu dem Katalog Nr. LII., der circa 3000 Bände enthält) Nr. 7287—7496, und Anhang auf der Rückseite des Titels.

Nr. LIV. enthält Nr. 6025—7286: Physik und Meteorologie. Chemie und Pharmacie. S. 25—29: Alchymia, Magia, Cabbala. S. 29—31. Chiromantia, Geomantia, Astrologia et Physiognomia.

Nr. LXI. enthält 3279 Nummern. S. 1—81, Naturwissenschaften: 1) Literatur und Geschichte der Naturwissenschaften, Biographien der Naturforscher. 2) Naturphilosophie. 3) Allgemeine Naturgeschichte, Gesellschafts-Schriften, Journale und Museen. 4) Naturwissenschaftliche Reisen. Naturgeschichte einzelner Länder und Gegenden. 5) Zoologie mit Einschluß der Physiologie, vergleichenden Anatomie und Anthropologie. Ferner: Biographien der Naturforscher. Entomologie (2581—3189). Nachtrag (3190—3279). Physiologie (ohne Nummern S. 81 bis 86 und Rückseite des Titels.)

Diese drei Kataloge bieten einen bedeutenden Vorrath bekannter geschätzter und seltnerer älterer, auch viele schöne Kupfer-Werke, z. B. Bruch's und Schimper's Bryologia europaea; Kronbholz's Abbild. der Schwämme; Krebs' Holzarten; Mikan's Delect. flor. et faun. brasiliensis; Erman's Reise um die Erde; Berzelius' chemische Schriften; Nova acta physico-medica acad. Caes. Leopold., tom. 9—22 (1818—50); Toussaint von Charpentier's Horae entomol., Libellalinae europ., Orthoptera; Esper's europ. u. ausländ. Schmetterlinge; Meigen's entomol. Werke; Panzer's Faunae insector. germ. initia, 190 Hefte; Pictet's Insectes névroptères und Ephémérines; Schönherr's Genera et spec. Curculionidum; Stoll's entomol. Kupferwerke; Voet's Cat. syst. Coleopterorum; Cramer's Papillons exotiques; das und verdienen die genaue Durchsicht aller Freunde der Naturwissenschaften. (Auch wer die Magie, Astrologie, Physiognomik in den Bereich seiner Studien zieht, oder ihnen wenigstens als ein Stück Geschichte der menschlichen Narrheit seine Aufmerksamkeit zu widmen Veranlassung findet, erhält hier Gelegenheit zur Erwerbung mancher Curiosität; z. B. Scheuring's Gedank. üb. die Frage ob in des Menschen recht und linker Hand eine vollkommen accurate Stunden- Minuten u. einen Calender repetierende Uhr enthalten? Augsb. 1754.

Hoffmann.

Miscellen.

Wie der Ipswich Express berichtet, sind kürzlich mehrere tausend Flußfische in dem Colne, zu Colchester, dadurch vergiftet worden, daß man ein großes Reservoir Gastheer in denselben ausgeleert hatte.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 45. Sonnabend, den 5. Juni. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Nach Wechselrecht. Lustspiel in einem Akt von Roderich (Forts.) Seite 349
Literatur:
Leonhard Thummet, der Bürger. Volksschrift von Phil. Körber „ 351
Heinrich Berghaus. Physikalischer Atlas ..... „ 352
Geschichte der Amerikanischen Revolution von Georg Bancroft. (Schluß.) ..... „ 352

Nach Wechselrecht.

Lustspiel in einem Akt von Roderich.

(Fortsetzung.)

Achte Scene.

Bär und Lotte.

Bär (allein). Eigenthümliche Verwechselung der Rollen! Ich will mystificiren und werde mystificirt. Ich komme hierher, um ein wenig Confusion anzurichten, und nun ergreift der Schwindel mich selber. Wer ist diese Zofe? Da ist sie ja!

Lotte (tritt ein, sieht sich im Zimmer um, verbeugt sich gegen Bär und will wieder gehn).

Bär. Gnädigstes Fräulein, ich bin erfreut, eine Travemünder Bekanntschaft erneuern zu können.

Lotte. Sie sind im Irrthum, Herr Doctor; Sie haben mich früher nie gesehen.

Bär. Wie ist Ihnen das Seebad vom vorigen Sommer bekommen?

Lotte. Sie treiben Scherz mit mir.

Bär. Nein, nicht ich; aber Sie haben hier einen Maskeradenscherz angesponnen, dessen Sinn und Zweck ich nicht fasse.

Lotte. Sie sind jedenfalls im Irrthum, Herr Doctor.

Bär. Warum wollen Sie mich noch länger quälen, Charlotte? Sie können Ihre Kleider wechseln, Ihren Namen vertauschen, sich und mich verleugnen — äußerlich; aber für die Verstellung sind Sie nicht geboren; Ihre Augen verrathen Sie durch jede Laune; das Lächeln Ihres Mundes können Sie nicht maskiren und an dem Laut Ihrer Stimme erkenne ich Sie unter Tausenden.

Lotte (sich scheu umsehend). Wer bürgt Ihnen aber dafür, daß ich Sie unter Tausenden oder auch nur aus einem halben Dutzend herausfinde? Ich kenne Sie nicht, mein Herr. Es ist etwas lange her, seit wir uns zuletzt sahen. Rufen Sie mir doch gefälligst ins Gedächtniß zurück, wo und wie Sie das Vergnügen hatten, meine Bekanntschaft zu machen! Sie werden nicht verlangen, daß ich alle unbedeutenden Vorfälle meines Lebens im Gedächtniß mit mir herumtrage.

Bär. Diese muthwillige Laune demaskirt Sie vollkommen. Ja, Sie sind es. Erinnern Sie sich noch jener schönen Abendstunde, wo wir uns ganz allein am Strande begegneten. Die Sonne war im Meere untergegangen.

Lotte. Und Sie waren es in Gedanken.

Bär. Da standen Sie plötzlich vor mir und riefen mich an:

Lotte. Halt! Wer da?

Bär (mit hohler Stimme). Geister des Oceans!

Lotte. Ein Mann vor!

Bär (tritt näher).

Lotte. Halt! Parole!

Bär (küßt ihre Hand). Ich bin Dir gut.

Lotte. Näher! (halblaut) Feldgeschrei!

Bär. Du einziges Wesen, ich liebe Dich. (Er küßt ihre Hand.)

Lotte. Ach, Sie sind abscheulich, Sie fallen aus der Rolle. (sich scheu umsehend) Nun rasch noch eine Bitte! Lassen Sie sich um des Himmels Willen gegen Niemanden merken, daß Sie mich kennen!

Bär. Ich begreife nicht, warum.

Lotte. Kein Widerspruch! Ich will noch maskirt bleiben. Die Komödie ist noch nicht zu Ende.

Digitized by Google

Bär (umarmt sie). Wenn Sie mir den Mund zuschließen wollen, will ich schweigen; anders nicht.

Lotte. Sie sind abscheulich. Ihr Männer thut doch nichts umsonst. (Kuß.)

Neunte Scene.

Die Vorigen, Bollmeier und Marie.

Bollm. (während des Kusses eingetreten). Doctor, sind Sie denn ganz und gar verrückt geworden? Umarmen und küssen hier das Dienstmädchen öffentlich in meinem Hause? Das ist ja offner haarsträubender Kommunismus! (Lotte läuft davon.)

Bär. Ich sehe darin nichts Unpassendes. Ich liebe das Mädchen.

Bollm. Sa! So! Lieben das Mädchen! Herr! Und das soll nicht unpassend sein? Herr, Sie haben höchst unpassende Ansichten.

Bär (greift nach dem Hut und will gehn.)

Marie (kommt von links). Bitte, Herr Doctor, nur auf Ein Wort!

Bär. Mit Vergnügen.

Marie (zu Bär). Ich habe Alles gehört, Alles gesehn. Ich hoffe, Sie werden mir dies Räthsel lösen. (Beide ab.)

Bollm. (allein). Es ist zum Tollwerden! Die Jungfer muß aus dem Hause. Das wären mir saubre Geschichten! Ein öffentlicher Skandal das! Hier wird öffentlich umarmt und geküßt? Das sollte mir fehlen! Was denkt denn das Mädchen? Und der Doctor, der Heuchler der! Thut immer so, als wär Alles Schwindel und dumm Zeug und da auf einmal kommt er her und umarmt und küßt hier mein Dienstmädchen! Nein, es ist rein zum Tollwerden! (tritt an's Fenster) Und wir das noch immer regnet! Ha! Was seh' ich da? J, das ist ja mein Schirm! J da soll ja doch —! Jaja, das ist er, ich kenn' ihn ganz genau. Ja wart' nur, Du Halunke! Dich werd' ich jetzt beschirmen, daß Du das Wetter kriegst! Du Kommunist Du! Ja komm' Du nur hierher! Komm' Du mir hier nur rein! Diesen Musje Winter werd' ich lehren, künftig mit meinem Schirm 'rumlaufen. Prügeln möcht' ich den Kerl! Es ist zum Tollwerden! (läuft hinaus.)

Bär (kommt von links und lauscht an der Mitteltür auf den Tumult, der sich draußen erhebt, dann nach der Seite ab).

Zehnte Scene.

Bollmeier und Friedrich.

Bollm. (zerrt Friedrich am Paletot von Hinten durch die Mitteltür herein und ficht mit einem rothen Schirm in der Luft). Oho! Herr, das ist mein Schirm! Wissen Sie das? Oha! Sie sind der Literat — ich weiß schon — der Demokrat, der Kommunist, der Mensch der Winter; ich weiß Alles und nun hol' ich die Polizei und lasse Sie arretiern. Was haben Sie hier zu suchen? frag' ich, 'ne Zeitung schreiben? mit meinem Schirm 'rumlaufen? Ja Sie soll —! Nu wart' man!

Friedrich (allein). Auf solch' einen Empfang war ich denn doch nicht vorbereitet.

Elfte Scene.

Friedrich und Marie.

Marie (rasch eintretend). Mein Herr!

Friedrich (für sich). Bei Gott, da ist sie!

Marie (ohne ihn anzusehn). Mein Herr, ich ersuche Sie inständig, sofort unser Haus zu verlassen und nie, nie wieder zu kommen. Ich kann es nur unpassend finden, daß Sie auf so seltsame Weise, mit Hülfe eines geborgten Regenschirms in meine Nähe zu dringen suchten. Ich liebe die Zudringlichkeiten nicht. Ich bitte, verlassen Sie dies Haus sofort!

Friedrich (befremdet, für sich). Was ist das? Sie verleugnet mich? Sie verbannt mich?

Marie (erregt). Ich bitte nochmals, verlassen Sie unser Haus!

Friedr. (mit gedämpfter Stimme). Galt diese Weisung mir? Nein, es ist nicht möglich. Ich kann nicht gehn. Sie können mich so nicht von sich weisen. Auf diesen Augenblick hatte ich alle Hoffnungen meines Lebens vertröstet, von diesem Augenblicke hoffte ich Alles, Alles.

Marie. Es thut mir weh um Sie, aber ich kann nicht anders.

Friedr. Hat Ihnen mein Freund, Doctor Bär, nicht mitgetheilt —?

Marie. Ich weiß Alles. Eben darum: verlassen, vergessen Sie mich!

Friedr. Wie soll ich vergessen, was mir ewig unvergeßlich ist?

Marie. Die Vergangenheit ist todt, muß todt sein.

Friedr. Also todt! Ja, nur die Gegenwart hat Recht und das Gesetz, dem Alle gehorchen, — es ist der Wechsel.

Marie (stolz). Mein Herr!

Friedr. Sie werden Ihre Hand einem Manne reichen, den Sie nicht lieben, den Sie nicht kennen, nie gesehn haben.

Marie. Auch Sie habe ich nie gesehn.

Friedr. Nie gesehn! O Marie, ich habe diese bittre Sprache nicht um Sie verdient (niederkniend und ihre Hand ergreifend) Marie, ich beschwöre Sie —

Marie (ihre Hand wegziehend). Lassen Sie das! Stehn Sie auf! Sie haben kein Recht mehr auf mich. Ich bin Braut.

Friedr. Ich will keine alten Erinnerungen in Ihnen heraufbeschwören, die Sie jetzt hassen, ich weiß nicht warum. Es war ein schöner Traum, den ich für Wirklichkeit hielt, — eine schillernde Seifenblase, — ihr Rest ist eine Thräne und Schweigen. Aber warum lassen Sie mich diese doch so absichtslose Selbsttäuschung, deren Lösung schon schmerzlich genug ist, jetzt beim letzten Abschiede so hart entgelten? Wir hatten uns einst lieb, Marie, ach so sehr lieb; — heute ist das nun Alles nicht mehr wahr und todt sind die schönen Tage von Karlsbad.

Marie (erschrickt, wendet sich rasch um, sieht Friedrich an und hält sich die Hände vor's Gesicht).

Friedr. (verbeugt sich) Leben Sie wohl! (will gehn.)

Marie. Um Gotteswillen! Gehn Sie nicht fort!

Friedr. (überrascht). Nicht gehn?!

Marie. Nein, nein! Bleiben Sie! Warum haben Sie mich aber auch so getäuscht? Warum mich auf eine so schwere Probe gestellt?

Friedr. Ich Sie getäuscht? Auf eine Probe gestellt?

Marie. Hat Ihnen Doctor Bär nicht den Schirm geborgt?

Friedr. Nun ja! Ich wünschte irgend einen Vorwand zu haben, um Ihr Haus betreten zu dürfen.

Marie. Warum ließen Sie sich unter falschem Namen melden?

Friedr. So halten Sie den Namen Sommer für falsch?

Digitized by Google

Marie. Nein, nein! Aber der Doctor gab Ihnen andern Namen. Meinem Vater sagte er, Sie hießen Winter, und mich beeritete er auf einen gewissen Lenz vor.

Friedr. (lachend). O ich verstehe. Das ist so eine kleine scherzhafte Intrigue von ihm. Aber mich wundert nur, daß nicht schon andre Personen ihm die Federn dieses Gewehrs zerrissen haben.

Marie. Andre Personen? Wen meinen Sie damit?

Friedr. Nun, meine Schwester.

Marie. Ihre Schwester? Von der weiß ich ja nichts.

Friedr. Gleich nach unsrer Ankunft schickte ich sie zu Ihnen, um Sie auf mich vorzubereiten. Hat sie das gar nicht gethan?

Marie. Sie ist noch gar nicht bei mir gewesen.

Friedr. Wie ist das möglich? Ehe ich hier ins Haus trat, sah ich sie doch am Fenster stehn. Heißt Ihr Dienstmädchen nicht Lotte?

Marie. Allerdings. Ja nun begreif' ich.

Friedr. Nun, das ist eben meine Schwester Charlotte.

Marie. Ja, aber Ihren Auftrag hat sie nicht ausgerichtet. Von Ihnen hat sie mir keine Silbe gesagt. Ich fürchte, ja, ich bin überzeugt, daß sie in der Intrigue des Doctors mitspielt.

Friedr. Das bezweifle ich; denn Sie kennt meine Schwester nicht.

Marie. Ich versichere Sie, er kennt Ihre Schwester sehr gut.

Friedr. Das heißt: er kennt Charlotten, aber er weiß nicht, daß sie meine Schwester ist.

Marie. Wie ist das nur denkbar? Er ist ja ihr bester Freund.

Friedr. Trotzdem! Er hat Charlotten voriges Jahr in Travemünde kennen gelernt und da er mich von der Universität her nur unter meinem Studentennamen kennt, so konnte er natürlich nicht erfahren, daß meine Schwester eben meine Schwester ist.

Marie. Aber er liebt sie.

Friedr. Warum soll er nicht?

Marie. Und sie liebt ihn.

Friedr. Das weiß ich. Darum habe ich sie eben mitgebracht.

Marie. Sie haben sich schon gefunden und verständigt.

Friedr. Das habe ich vermuthet.

Marie. Sie haben sich umarmt und geküßt.

Friedr. Ist das Verbrechen so unverzeihlich?

Marie. Ja, wenn man mir nur gesagt hätte, daß Sie —

Friedr. Lassen Sie Gnade für Recht ergehn! Verliebte sind für fremde Botschaften immer vergeßlich. Jetzt bin ich ja selber da, um Ihnen mündlich zu sagen, daß ich Sie liebe.

Marie. Ich habe immer an Sie gedacht.

Friedr. (umarmt sie). Marie, willst Du mein Weib sein?

Marie (sinkt ihm an die Brust). Ja!

(Schluß folgt.)

Leonhard Thummet, der Bürger. Volksschrift von Philipp Körber. Mit einem Stahlstich als Titelkupfer (und drei colorirten Lithographien). Nürnberg. Verlag von J. L. Lotzbeck. 312 Seiten. 8.

Wir erlauben uns, unsere Leser und Leserinnen daran zu erinnern, daß wir in Nr. 19, 1852, dieser Blätter ein Buch rühmten, dessen Titel wir wiederholen: „Fort der Safranhändler. Volksschrift von Philipp Körber." In dem vorliegenden, welches eine Fortsetzung desselben, aber zugleich auch ein selbstständiges Werk ist, begegnen wir neben anderen, alten Hauptpersonen des ersteren; die wahre und wirkliche Hauptperson ist aber der uns bereits bekannte Bauernjunge, Knechtlein, Schaffner und nunmehr Wirth zum Schwan in dem alt-ehrwürdigen Nürnberg, Lindl, jetzt Herr Leonhard Thummet. Aber auch Vetter Fust, der hier, so wie in dem ersten Buche ganz vortrefflich charakterisirt ist — man kann kaum anders glauben, als nach einem lebenden Bilde — tritt nicht in den Hintergrund und macht sich geltend als eigenthümlicher, aber die Menschen kennender und seinen Lindl klug rathender, oft ihn ziemlich grob zurechtweisender Alter, der dennoch trotz der rauhen, fast hämischen Außenseite es nach seiner Weise mit ihm gut meint und ihn längst zum alleinigen Erben eingesetzt hat. Die ganze Geschichte auf einem kleinen Raum mit trockenen Worten nachzuerzählen, wäre ein unverzeihliches Unrecht gegen den Verfasser; sein gemüthliches Schlußwort aber, in welchem er sein Buch anredet, dürfen wir wohl wiedergeben und wollen daran noch einiges Ergänzende anknüpfen. Dieses Schlußwort lautet:

„An das Volk sollst du sprechen, mein gutes Buch. Du findest da ein weites von Stürmen erschüttertes Feld. So gieße denn auch du, wie auch dem Sturm ein Wölkchen sanften Regen, Frieden und stillen Ruhesegen in Herzen, die sich nach Frieden sehnen.

Da bietest denen, die dich ergreifen, die Geschichte eines schlichten Bürgers dar und in „Fust, der Safranhändler" die Geschichte seiner Jugendjahre, wie in dem nun vollendeten Buche die Jahre des Mannes. Du solltest zeigen, wie er durch Treue, unermüdeten Fleiß und Ergebung in Gottes Willen sein Ziel erreicht. Fort ist der Stab, an dem er sich emporrankte, bis er endlich die knorrige, starke Stütze wie eine Weinrebe so überwucherte, daß sie kaum mehr durch den reichen Hang seiner Blätter und Blüthen hindurchblickt. Es ist ja das der Lauf der menschlichen Dinge, daß der Eine allmählich zurücktritt, um einem Andern den Platz zu räumen, bis endlich der Tod die weichende Gestalt ins Grab hinabzieht, damit die noch Stehende seine Aeste und Triebe, so weit die Kraft reicht, entfalten könne.

Dieses Hinaufranken und an die Stelle des Andern treten, geschieht, wie in dem Buche gezeigt, in Frieden. Freude willst du also bringen, mein liebes Buch; du willst rathen, helfen; wie ein süßer Traum willst du in bedrängte Gemüther Ruhe gießen, Anfängern den rechten Weg im Beispiel zeigen, Strebenden unter Hindernissen das Vertrauen auf Gott recht schätzen lehren und so in deiner schlichten Weise das stille Glück recht anschaulich machen.

Dieses stille Glück erhascht man aber nicht im eitlen Streben nach Außen, sondern Jeder findet es nur im eigenen Herzen, wenn er, wie Leonhard Thummet, in rechter Weise darnach suchet.

So sei denn in Gottes Namen allen guten Menschen empfohlen. Ob du sie anziehst, ob sie dir näherer Kenntniß sich lieb gewinnen? das, mein gutes Büchlein, weiß ich nicht. Es muß in dir selbst die Antwort darauf liegen und ich kann ja nur sagen, daß ich es herzlich gut gemeint." (Das hat Körber gewiß; ja er hat noch mehr gethan, er hat ein Buch geschrieben, das auch über den Kreis hinaus, für welchen es zunächst bestimmt ist, empfänglicher und theilnehmender Leser finden wird.)

Leonhard Thummet tritt vor uns, wie schon erwähnt, als Wirth und Hauseigenthümer; er heirathet und in seiner Hausfrau,

Digitized by Google

deren Bild trefflich gelungen ist, lernen wir das Muster einer Gattin kennen; sie trägt mit Geduld und klugem Sinn das Mißgeschick, was Zeitumstände, nichtsnützige Verwandte und brüderliche Gutmüthigkeit gegen sie, auf den Mann häufen und ist nicht selten die freundliche Vermittlerin zwischen dem strengen Vater und ihrem Leonhard. Das Ende der Erzählung führt Alles zum Guten; auch Carl Hohenthal, dessen weitere Lebensschicksale — er hatte es richtig bis zum Obersten gebracht, aber freilich nicht im preußischen, sondern im Dienste der ersten französischen Republik — wir in einer nicht unbedeutenden Episode kennen lernen, versöhnt sich mit dem Vater und beide werden freundliche und gern gesehene Nachbaren Leonhard's und seiner Luise, „die noch lange zufrieden lebten, mit weiser Vorsicht, mit herzlicher Liebe für ihre armen, nothleidenden Verwandten und deren Nachkommen sorgten; ihre eigenen Kinder zu ächtlich guten Menschen erzogen, den Beruf des Christen, seinen Mitmenschen nach Kräften zu dienen, auf das Redlichste und Gewissenhafteste erfüllten, Gott ehrten und in Ihm jenen Frieden und jene stille Seligkeit des Herzens fanden, die die Welt nicht geben kann."

So wie „Fort der Safranhändler" ist auch „Leonhard Thummel" hübsch ausgestattet. H.

Heinr. Berghaus. Physikalischer Atlas. Geographisches Jahrbuch zur Mittheilung aller wichtigern neuen Erforschungen. 1851. III. Inhalt: Bericht über die geologische Beschaffenheit des Spiti-Thals und derjenigen Gegenden des westlichen Himalaya überhaupt, welche vom Sutledge-Thale durchfurcht werden. Von Thomas Hutton. — Allgemeine Bemerkungen über die physikalische Geographie des Himalaya. Von B. H. Hodgson. — Forschungen im östlichen Himalaya. Von Joseph Dalton Hooker. — Ueber die Verwandschaft der Schoschonen, Komantschen und Apatschen. Vom Herausgeber. — Ueber die Herleitung des Nils aus dem N'Yassi oder grossen See von Süd-Afrika; und über die Schneeberge im tropischen Ost-Afrika. Von Charles T. Beke. — Der Cretinismus in den piemontesischen Alpen. — Karten: Tafel VII. Geologische Durchschnitte vom Sutledge- und Spiti-Thal im westlichen Himalaya, von Thomas Hutton. — Tafel VIII. Geographische Skizze vom Himalaya zur Uebersicht seiner natürlichen Eintheilung. Von B. H. Hodgson, Esq. 1849. — Tafel IX. Geographische Skizze von Sikkim und dem angränzenden Theile von Nipal. Von Aug. Petermann. — Tafel X. Karte vom Jagdgebiet der Komantschen in Texas. Gotha, J. Perthes. 4.

Gewiß werden alle Freunde der Erd- und Naturkunde jedes neue Heft dieses Jahrbuchs mit Freuden begrüßen, um so mehr als andere den gleichen Wissenschaften gewidmete Organe, wie Frorieps vortreffliche „Fortschritte der Geographie und Naturgeschichte" und Lütke's „Zeitschrift für Erdkunde", dem Sturme der Zeit erliegend oder aus Mangel an Theilnahme zu erscheinen aufhörten.

Berghaus' Jahrbuch ist im Grunde bestimmt, die Besitzer des großen physikalischen Atlas, der im Jahre 1848 zu Ende geführt wurde, mit den neuesten Forschungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der physikalischen Geographie bekannt zu machen; jedoch auch selbstständig gewährt es die reichste Belehrung und Unterhaltung, wie der mannichfaltige, wohlgewählte Inhalt, auf den speciell einzugehen der Raum hier nicht gestattet, beweist.

Die Ausstattung des Werkes ist, wie die aller aus dem gleichen Verlage hervorgegangenen, elegant. Die dem vorliegenden Hefte beigegebenen Karten sind sogar ausgezeichnet schön zu nennen. — Hoffentlich läßt das nächste Heft nicht lange auf sich warten und giebt uns vielleicht Gelegenheit zur Mittheilung einzelner Notizen aus demselben. Zo.

Geschichte der **Amerikanischen Revolution** von Georg Bancroft, ehemaligem Gesandten der Vereinigten Staaten am Hofe von St. James. Aus dem Englischen von W. E. Drugulin. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Fr. Bülau. Erster Band. Mit einem Plan der Belagerung von Quebek. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von Carl P. Lorck. 1852. XX und 386 Seiten. 8.

(Beschluß.)

Es würde leicht sein aus dem Ganzen viele kleine Bruchstücke herauszuheben, die jedes für sich ein besonderes Interesse gewähren dürften; wir ziehen es aber vor den größten Theil eines der vorzüglichsten Partien des Buches, des achten Kapitels, in welchem die Schicksale Acadien's geschildert sind, mitzutheilen.

Die Acadier.

Im Norden dehnte Neuengland das britische Gebiet aus. Massachusetts brachte seeuligen Muthes gegen 7900 Mann, oder beinahe ein Fünftel der waffenfähigen Männer in der Colonie auf. Ein Detaschement von diesen nahm an der Einführung der Souveränetät Englands in Acadien Theil. Diese Halbinsel, welche einen Ueberfluß an Häfen und Wäldern besaß, durch ihre Seefischereien und den Ertrag ihrer Flüsse bereichert wurde, in der Nähe eines zur Jagd und zum Pelzhandel einladenden Continents lag, und in ihrem Innern große Striche von angeschwemmten Boden hatte, war ihren Bewohnern, welche die Gräber ihrer Voreltern seit mehreren Generationen um sich erblickten, theuer geworden. Sie war die älteste französische Colonie in Nordamerika. Dort hatten die Beetagnes, sechszehn Jahre ehe die Pilger die Küsten von Neuengland erreichten, ihre Wohnungen erbaut. Mit dem Vorwärtsschreiten der betreffenden Ansiedelungen hatten Secteneifersüchteleien und religiöse Bigotterie auch ihren Krieg von Neuem begonnen. Die Sprößlinge der Ackersleute von Massachusetts wurden im Abscheu gegen „papistische Grausamkeiten und „papistischen Aberglauben"

Digitized by Google

unterwiesen, während die katholischen Missionäre in der Verbreitung des Glaubens ihrer Kirche in den Dörfern der Abenakis ausharrten.

Endlich wurde nach wiederholten Eroberungen und Rückgaben, Acadien oder Neuschottland durch den Utrechter Frieden an Großbritannien abgetreten. Aber der Name Annapolis, die Anwesenheit einer schwachen englischen Besatzung und die Einwanderung von kaum fünf bis sechs englischen Familien waren fast Alles, wodurch die Oberherrlichkeit Englands bezeichnet wurde. Die alten Einwohner blieben, fast ohne zu wissen, daß sie ihren Souverän gewechselt hatten, auf dem von ihnen unterjochten Boden. Sie liebten immer noch die Sprache und die Sitten ihrer Vorfahren, und die Religion derselben war in ihre Seele eingegraben. Sie versprachen England Gehorsam, aber die ihnen von Frankreich eingeflößte Liebe war so groß, daß sie nicht gegen dessen Fahnen kämpfen und sich nicht von seinem Namen lossagen wollten. Sie waren, wenn auch nicht französische Unterthanen, doch französische Neutrale.

Sie waren seit dem Utrechter Frieden beinahe 40 Jahre lang vergessen oder vernachlässigt worden und gediehen in ihrer Abgeschiedenheit. Kein Steuereinnehmer zählte ihre Heerden; kein Richter wohnte in ihren Dörfern. Der Priester des Kirchspiels führte ihre Acten und ordnete ihre Erbschaften. Ihre kleinen Streitigkeiten wurden untereinander ausgemacht und Berufungen an die englischen Behörden in Annapolis kamen fast nie vor. Die Weiden waren mit ihren Heerden bedeckt, und durch außerordentliche Anstrengungen gemeinschaftlichen Fleißes errichtete Deiche sperrten die Flüsse und die Meeresfluth von angeschwemmten Marschen voll üppiger Feuchtbarkeit ab. Die so erlangten Wiesen waren von fetten Gräsern oder mit Weizenfeldern bedeckt, die dreißig- bis funfzigfältige Ernten gewährten. Ihre Häuser waren in Gruppen erbaut, nett eingerichtet und bequem mit Hausrath versehen, und alle Arten von Geflügel wimmelten um sie her. Mit dem Spinnrade und dem Webstuhle bereiteten ihre Frauen aus Flachs von ihren eigenen Feldern und von Vließen ihrer eignen Heerden grobe aber hinlängliche Kleidung. Die neuen ausländischen Luxusgenüsse, nach welchen man begehrte, konnten gegen Pelze, Weizen oder Vieh in Annapolis oder Louisburg eingetauscht werden.

So waren die Akadier in ihrer Neutralität und in dem Ueberfluß, den sie aus ihrem Heimathsboden zogen, glücklich. Sie bildeten gewissermaßen eine einzige große Familie. Ihre Moral war von ungeheuchelter Reinheit. Die Liebe wurde durch die allgemeine Sitte, früh zu heirathen, geheiligt und ruhig gemacht. Die Nachbarn der Gemeinde halfen dem neuen Paare beim Aufbau seiner Hütte, während die Wildniß Land darbot. Ihre Anzahl mehrte sich, und die Colonie, welche nur als Handelsposten einer Gesellschaft mit dem Monopol des Pelzhandels begonnen hatte, zählte wohl 16 — 17000 Einwohner. [1])

Als England sich der Colonisation Neuschottlands nachdrücklich anzunehmen begann, konnten die ursprünglichen Einwohner den Verlust ihrer Selbständigkeit fürchten. Der Enthusiasmus ihrer Priester entzündete sich bei den Gedanken, das Ketzer aus einem Lande, welches die Katholiken ihrer bürgerlichen Rechte beraubt hatte, die alten Acadier umringen und vielleicht überschwemmen sollten. „Es ist besser" sagten die Priester, „daß Ihr Eure Wiesen der See und Eure Häuser den Flammen übergebt, als daß Ihr auf Gefahr Eurer Seele der britischen Regierung den Unterthaneneid schwört." Und sie wurden gerade durch ihre Einfalt und ihre gewissenhafte Redlichkeit in ihren Entschlüssen unsicher gemacht, so daß sie bald den Muth faßten, über die Landenge zu fliehen, um in Neufrankreich neue Wohnsitze zu suchen, bald wieder über Alles an ihren jetzigen Häusern und Feldern, Heerden und Weiden hingen.

Der Hochmuth der britischen Beamten unterstützte die Priester in ihren Versuchen, Unzufriedenheit zu verbreiten. Die Engländer betrachteten Colonien, selbst wenn sie von Kindern ihres eignen Landes angesiedelt waren, nur als Quellen von Geldeinkünften für das Mutterland, und die Colonisten als eine geringere Kaste. Die Acadier wurden verachtet, weil sie hülflos waren. Mit den Gesetzen ihrer Eroberer unbekannt, waren sie nicht zur Kenntniß, zur Vertheidigung und zur Liebe der englischen Freiheiten erzogen worden; sie kannten den Weg zum Throne nicht und hatten, da sie unter militärische Herren gestellt worden waren, an Civiltribunale keine Berufung. Ihre Papiere und Acten, die Besitzurkunden über ihre Güter und Erbtheile, wurden ihnen weggenommen. Wenn ihr Eigenthum für den Staatsdienst erforderlich war, „so sollte wegen der Bezahlung nicht mit ihnen gehandelt werden." [2]) Die Verordnung ist noch jetzt in den Rathsacten zu Halifax zu lesen. Sie mußten „augenblicklich" und ohne Bedingungen zu machen, gehorchen, so stand es geschrieben; sonst „brachte der nächste Courier einen Befehl zu militärischer Execution gegen die Delinquenten." Und wenn sie säumten, für ihre Bedrücker Brennholz herbeizuschaffen, so wurde ihnen von dem Gouverneur gesagt: „Wenn sie es nicht zur gehöriger Zeit thun, so würden die Soldaten ihre Häuser geradezu zu Feuermaterial nehmen." Die schuldlosen Dulder ergaben sich sanftmüthig in die Tyrannei. Unter dem Vorwande der Furcht, daß sie zu Gunsten Frankreichs aufstehen, oder in Canada Zuflucht suchen, oder den französischen Besatzungen Mundvorräthe zuführen könnten, wurde ihnen befohlen, ihre Boote und Schießgewehre [3]) abzuliefern; und im Bewußtsein ihrer Unschuld gaben sie ihre Barken und Musketen heraus, und beraubten sich selbst der Mittel zur Flucht und Vertheidigung. Später wurden den englischen Officieren weitere Befehle gegeben, die Acadier bei Mißverhalten nach Gutdünken zu bestrafen, wenn die Truppen belästigt würden, gegen den Nächsten Rache zu üben, gleichviel ob er der Schuldige oder nicht; — Auge um Auge und Zahn um Zahn zu nehmen."

[1]) Shirley sagt 16,000, Raynal und Haliburton 17,000. Das Handelscollegium setzte 1721 die Zahl unbestimmt auf „beinahe 3000" an. Diese konnten 1755, die Einwanderung nach dem französischen Amerika abgerechnet, kaum mehr als 10,000 geworden sein, aber ihre Zahl war stärker. Mascarene sagt in einem Schreiben vom 17. October 1748 an das Handelscollegium, das 4 bis 5000 waffenfähige französische Einwohner vorhanden gewesen seien. Vicegouverneur Lawrence bezieht sich in seinem Rundschreiben vom 11. August 1755 an die verschiedenen Gouverneure nur auf diejenigen, welche nach bedeutenden Auswanderungen noch zurückgeblieben waren. — Vergl. ferner Lawrence's State of the English and French Forts, was in Sir Robinson's Schreiben vom 13. Aug. 1755 an Vicegouverneur Lawrence citirt ist. Die dort angegebene Zahl war 8000.

[2]) Haliburton's History of Nova Scotia, vol. I. p. 169.

[3]) Denkschriften der Deputirten von Minas und Pisiquid; dem Capitain Murray am 10 Juni 1756 übergeben.

Digitized by Google

Die Franzoſen hatten nicht mehr als die Halbinſel abgetreten; ſie ſetzten ſich auf der Landenge in zwei Forts feſt, deren eines eine kleine Paliſſadenverzäunung an der Mündung des Flüßchens Gasperaux in der Nähe der Bai Verte, das andere die mit großem Geldaufwande, auf einer Höhe an der Nordſeite des Meſſagouche, an der Bai von Fundy erbaute und mit Kriegsvorräthen verſehene, beträchtlichere Feſtung Beauſejour war. Die Landenge iſt hier kaum fünfzehn Meilen breit, und bildete die natürliche Grenze zwiſchen Frankreich und Acadien.

Die Franzoſen in Beauſejour hatten den letzten Winter in ſorgloſer Ruhe und in Unbekanntſchaft mit den Kriegsrüſtungen der beiden Kronen verlebt. Als der Frühling nahte, erwachte Verdacht; aber de Vergor, der untaugliche Befehlshaber, ergriff keine kräftigen Maßregeln zur Befeſtigung ſeiner Werke und kam nicht eher zum vollen Bewußtſein der Gefahr, als bis er ſelbſt von den Wällen ſeines Forts aus die Flotte der Engländer furchtlos in die Bai ſegeln und vor ſeinen Augen Anker werfen ſah.

Die etwa 1500 Mann zählenden und durch ein Detaſchement von 300 Mann regulärer Soldaten und einige Artillerie verſtärkten Provinzialtruppen wurden ohne Schwierigkeit ausgeſchifft. Ein Tag ward dem Ausruhen und der Muſterung gewidmet und am 4. Juni erzwangen ſie den Uebergang des zwiſchen ihnen und dem Fort liegenden Fluſſe Meſſagouche. De Vergor verſuchte weder einen Ausfall, noch leiſtete er ernſtlichen Widerſtand. Am 12. wurde das von Furcht, Zwietracht und Verwirrung geſchwächte Fort Beauſejour eingeſchloſſen, und vier Tage darauf ergab es ſich. [4]) Den Capitulationsbedingungen gemäß ſollte die Beſatzung nach Louisburg gebracht werden, und für die akadiſchen Flüchtlinge wurde, da ſie zum Dienſte gezwungen werden ſeien, Amneſtie ausgemacht. Das Fort erhielt eine engliſche Beſatzung und wurde nach dem Bruder des Königs, welcher damals die Seele der Regentſchaft war, Cumberland benannt.

Die kleine Feſtung am Fluſſe Gasperaux, in der Nähe der Bai Verte, eine bloße von vier Blockhäuſern flankirte Paliſſadenverzäunung, ohne Graben oder Schanzen, und mit einer Beſatzung von nicht mehr als 20 Soldaten, konnte, obgleich ſie von dem tapfern de Villeray befehligt wurde, nichts Anderes thun als unter den gleichen Bedingungen capitulieren. Unterdeſſen ſegelte Captain Rous mit drei Fregatten und einer Sloop nach dem franzöſiſchen Fort am St. Johnsfluſſe ab, um es einzunehmen. Ehe er aber noch dort ankam, waren das Fort und die Wohnungen der Franzoſen verlaſſen und verbrannt worden, und er nahm von einer verödeten Gegend Beſitz. So wurde das Land im Oſten des St. Croix, mit einem Verluſte von nur 20 Todten und ebenſo vielen Verwundeten, zu England gefügt.

Man hatte keinen weitern Widerſtand zu befürchten. Die Acadier unterwarfen ſich ihren Herren in der Hoffnung auf Nachſicht und waren bereit, den engliſchen Unterthaneneid zu leiſten, wollten in ihrer Einfalt und Redlichkeit aber nur das Verſprechen, gegen Frankreich die Waffen zu führen, nicht geben. Die Engländer waren Herren des Meeres, unbeſtrittene Beſitzer des Landes, und konnten ohne Beſorgniß Milde üben. Kein Laut gab ihnen eher eine Andeutung von ihrem Vorſatze, als bis er zur Ausführung reif war.

Aber es war dem alten Syſteme des orientaliſchen Despotismus gemäß „beſchloſſen worden," daß die franzöſiſchen Einwohner von Acadien nach andern Theilen des britiſchen Gebiets in Gefangenſchaft geſchleppt werden ſollten. „Sie haben jeden Gedanken an eine freiwillige Leiſtung des Unterthaneneids aufgegeben," hatte im Auguſt 1754 Lawrence, der Vicegouverneur von Neuſchottland, über ſie an Lord Halifax, geſchrieben. „Sie beſitzen den beſten und größten Landſtrich in dieſer Provinz. Falls ſie die Eidesleiſtung verweigern, ſo würde es weit beſſer ſein, wenn ſie fort wären." [5]) Die Lords des Handelscollegiums verſchleierten in ihrer Antwort ihre Wünſche unter der Anſtandsform von Andeutungen. „Nach dem Utrechter Vertrag," ſagten ſie über die franzöſiſchen Acadier, „iſt es zu einer ausdrücklichen Bedingung ihres Verbleibens nach Ablauf eines Jahres gemacht worden, daß ſie Unterthanen von Großbritannien werden. Sie können nicht anders Unterthanen werden, als indem ſie die von Unterthanen geforderten Eide leiſten; und es kann ſich daher die Frage erheben, ob ihre Weigerung, ſolche Eide abzulegen, nicht die Wirkung haben wird, ihre Anſprüche auf ihre Ländereien ungültig zu machen. Ziehen Sie den Oberrichter von Neuſchottland über dieſen Punkt zu Rathe, ſeine Anſicht könnte zur Grundlage zukünftiger Maßregeln dienen." [6])

Frankreich erinnerte ſich der Nachkommen ſeiner Söhne in der Stunde ihrer Noth und bat, ihnen Zeit zu gewähren, ſich mit ihrem beweglichen Beſitzthum von der Halbinſel zu entfernen, indem ſie ihre Ländereien den Engländern überließen: aber die Antwort des britiſchen Miniſters nahm ſie als nützliche Unterthanen in Anſpruch, und verweigerte ihnen die Freiheit der Auswanderung. [7])

Die Bewohner von Minas und der Umgegend baten bei den britiſchen Offizieren um Rückgabe ihrer Boote und Schießgewehre, indem ſie Treue verſprachen, wenn ſie nur ihre Freiheiten behalten könnten, und erklärten, daß nicht der Mangel an Waffen, ſondern ihr Gewiſſen ſie anhalten ſolle, ſich nicht zu empören. „Die Denkſchrift," ſagte Lawrence im Rathe, „iſt höchſt anmaßend, hinterliſtig und beleidigend." Die Verfaſſer deſſelben kamen auf ſeine Aufforderung unverzüglich nach Halifax. „Ihr wollt Eure Canoes haben, um dem Feinde Mundvorräthe zuzuführen," ſagte er zu ihnen, obgleich er wußte, daß ſich in ihrer Nähe kein Feind mehr befand. „Flinten gehören nicht unter Eure Beſitzthümer," fuhr er fort, „da nach den engliſchen Geſetzen allen Katholiken der Beſitz von Waffen verboten iſt, und ſie Strafen ausgeſetzt ſind, wenn in ihren Häuſern Waffen gefunden werden. Es iſt nicht die Sprache britiſcher Unterthanen, gegen die Krone von Bedingungen zu reden, oder über ihre Treue und Unterthänigkeit zu capitulieren. Welche Entſchuldigung könnt Ihr für den Vorwitz anführen, womit Ihr dieſer Regierung die Schmach angethan habt, ihr die Natur der Treue auszulegen? Gebt Euern Gehorſam dadurch kund, daß

[4]) Vicegouverneur Lawrence an die Lords des Handelscollegiums. 20. Juni 1755.

[5]) Lawrence an die Lords des Handelscollegiums. 1. Auguſt 1754.

[6]) Halifax und ſeine Collegen an Vicegouverneur Lawrence, 29. October 1754.

[7]) Vorſchlag des franzöſiſchen Geſandten an den britiſchen Staatsſecretär. Mai 1755; und Antwort.

Digitized by Google

Ihr sofort die Unterthaneneide in der gewöhnlichen Form vor dem Rathe ablegt." [8])

Die Abgeordneten entgegneten, daß sie sich den Beschlüssen der Mehrzahl der Einwohner gemäß benehmen würden, und baten nur um die Erlaubniß, nach Hause zurückzukehren und ihr Volk zu Rathe zu ziehen.

Am folgenden Tage erboten sich die Unglücklichen, welche die ihnen drohenden Leiden voraussahen, den Unterthaneneid unbedingt zu leisten; aber man sagte ihnen, daß, nach einer Clausel eines britischen Gesetzes [9]), Personen, welche einmal den Eid verweigert hätten, später nicht die Erlaubniß zur Leistung desselben erhalten könnten, sondern als widerspenstige Papisten zu betrachten seien; und als solche wurden sie eingekerkert.

Der Oberrichter, von dessen Gutachten das Schicksal so vieler hundert unschuldigen Familien abhing, behauptete, daß die französischen Einwohner als eingewurzelte „Rebellen" zu betrachten seien, welche jetzt sämmtlich und ohne Ausnahme „Widerspenstige" geworden wären. Ueberdies zählten sie in ihren Dörfern noch „8000" Seelen, und die Engländer nicht mehr als „3000;" sie ständen „den Fortschritten der Niederlassung" im Wege; durch ihre Nichterfüllung der Bedingungen des Utrechter Vertrags hätten sie ihre Besitzungen an die Krone verwirkt, und nach der Entfernung „der Flotte und Truppen" würde die Provinz nicht im Stande sein, sie auszutreiben. „Eine so günstige Gelegenheit wie die gegenwärtige würde vielleicht nie wieder eintreten;" und er rieth daher, „keinen von den französischen Einwohnern zur Eidesleistung zuzulassen, sondern sie „alle" aus der Provinz zu entfernen" [10])

Um der Grausamkeit keine Entschuldigung zu lassen, liefen Briefe ein, welche keinen Zweifel mehr gestatteten, daß die Küsten der Bai von Fundi sich völlig im Besitze der Engländer befanden [11]); und doch wurde in einer Rathssitzung, bei welcher Viceadmiral Boscawen und Rearadmiral Mostin zugegen waren [12]), einstimmig beschlossen, die französischen Einwohner aus der Provinz zu senden, und nach reiflicher Ueberlegung fernerhin einstimmig ausgemacht, daß es, um jeden Versuch von ihrer Seite zur Rückkehr und Belästigung der Ansiedler, welche auf ihre Ländereien eingeführt werden würden, zu verhüten, am angemessensten sein werde, sie unter die verschiedenen Colonien auf dem Continent zu vertheilen. [13])

Es war unausführbar, sie in das Netz zu jagen, und man nahm daher seine Zuflucht zu einem Kunstgriffe. Durch eine allgemeine Proclamation wurde den fast ahnungslosen Opfern, „den Greisen und den jungen Männern sowohl wie den Knaben bis zu 10 Jahren," streng geboten, sich an ihren betreffenden Posten zu versammeln. Sie gehorchten an dem dazu angesetzten 5. September. Zu Grand Pré z. B. kamen 418 unbewaffnete Männer zusammen. Man ließ sie in die Kirche marschiren und verschloß die Zugänge derselben, worauf sich Winslow, der amerikanische Befehlshaber, in ihre Mitte stellte und sprach: „Ihr seid zusammen berufen worden, um den unabänderlichen Entschluß Sr. Majestät, in Bezug auf die französischen Einwohner dieser Provinz, anzuhören. Eure Ländereien und Baulichkeiten, Euer Vieh und Euer lebendes Inventarium jeder Art, sind der Krone verfallen, und Ihr selbst sollt aus dieser ihrer Provinz entfernt werden. Ich habe durch die Güte Sr. Majestät die Weisung erhalten, Euch die Freiheit zu gewähren, Euer Geld und soviel von Euren Hausgeräthschaften es ohne Unbequemlichkeit für die Schiffe, auf denen Ihr transportirt werdet, möglich ist, mitzunehmen." Und hierauf erklärte er sie für Gefangene des Königs. Ihre Frauen und Kinder theilten ihr Loos; ihre Söhne waren 527 an der Zahl, ihre Töchter 576; im Ganzen, Frauen, Säuglinge und Greise eingerechnet, 1923 Seelen. Der Schlag war plötzlich. Sie hatten ihre Wohnungen nur für den Morgen verlassen, und sollten nie wieder zurückkehren; ihr Vieh sollte ungefüttert in den Ställen bleiben, ihr Feuer auf dem Heerde verlöschen. Sie hatten während jenes ersten Tages für sich und ihre Kinder nicht einmal Nahrung, und waren gezwungen, um Brod zu betteln.

Der 10. September war der zur Einschiffung eines Theiles der Verbannten angesetzte Tag. Sie wurden sechs Mann hoch aufgestellt, und die jungen Männer, 161 an der Zahl, erhielten den Befehl, zuerst auf das Schiff zu marschiren. Sie konnten ihre Güter und Häuser, die schattigen Felsen, auf denen sie geruht hatten, ihre Heerden und Scheunen verlassen; aber die Natur sprach in ihnen laut, und sie wollten sich nicht von ihren Eltern trennen. Was half aber die rasende Verzweiflung der unbewaffneten Jünglinge? Sie hatten keine einzige Waffe. Das Bajonnet trieb sie zum Gehorsam, und sie marschirten langsam und mit schwerem Herzen zwischen Weibern und Kindern, welche knieend Segen auf ihr Haupt herabflehten, selbst weinend und betend, und Hymnen singend, von der Capelle an den Strand. Hierauf gingen die älteren Männer; die Weiber und Kinder mußten warten, bis andere Transportschiffe ankommen. Der Verzug hatte seine Schrecken. Die unglücklichen Zurückgebliebenen wurden nahe am Meere, ohne gehörige Nahrung oder Kleidung, und ohne Obdach, beisammen gehalten, bis andere Schiffe ankamen, um sie hinwegzubringen; und der December mit seiner schaurigen Kälte hatte die zitternden, nur halb bekleideten Dulder, denen das Herz brach, ereilt, ehe die Letzten von ihnen eingeschifft waren. „Die Einschiffung der Einwohner geht nur langsam vorwärts," schrieb Monckton aus Fort Cumberland, in dessen Nähe er drei Dörfer verbrannt hatte. „Der größte Theil von den Weibern der Männer, welche wie als Gefangene bei uns haben, ist in der Hoffnung, daß ich ihre Männer nicht ohne sie fortschicken würde, mit ihren Kindern davongegangen." Ihre Hoffnung war vergebens. Bei Annapolis flohen hundert Familienhäupter in die Wälder, und man sendete eine Abtheilung auf die Jagd, um sie einzufangen. „Unsere Soldaten hassen sie," schrieb ein Officier bei diesem Anlasse, „und wenn sie einen Vorwand finden können, um sie

---

[8]) Bericht über eine Rathssitzung, welche in dem Hause des Gouverneurs zu Halifax am Donnerstag, den 3. Juli 1755 gehalten worden ist. Man hat geglaubt, daß diese Acten des Rathes nicht mehr vorhanden seien, ich besitze aber authentische Abschriften davon.

[9]) George II., chap. XIII.

[10]) Oberrichter Belcher's Gutachten im Rathe über die Entfernung der französischen Einwohner in Neuschottland. 28. Juli 1755.

[11]) Rathssitzung im Hause des Gouverneurs zu Halifax, am Donnerstag, den 17. Juli 1755.

[12]) Vicegouverneur Lawrence an Viceadmiral Boscawen und Rearadmiral Mostin, Halifax, 14. Juli 1755.

[13]) Rathssitzung im Hause des Gouverneur zu Halifax, am Montag den 28. Juli 1755.

Digitized by Google

zu tödten, so thun sie es." Wenn ein Gefangener zu entfliehen suchte, so wurde er von der Wache niedergeschossen. Dessenungeachtet flohen Einige nach Quebek; mehr als 3000 hatten sich nach Miramichi und in die Gegend im Süden des Ristigouche begeben;[14]) Einige fanden an den Ufern des St. John'sflusses und seiner Arme Ruhe; Einige suchten in ihren heimischen Wäldern einen Versteck, und Einige erhielten in den Wigwams der Wilden liebevollen Schutz vor den Engländern. 7000[15]) von diesen Verbannten wurden jedoch auf Schiffe getrieben, und in den englischen Colonien von Neuhampshire bis Georgien zerstreut; auf Südcarolina allein kamen 1020.[16]) Sie wurden ohne alle Hilfsquellen ans Land gesetzt, während sie das Armenhaus als Obdach für ihre Kinder haßten, und vor dem Gedanken, sich als Arbeiter zu verkaufen, zurückschaudereten. Auch Haushaltungen wurden getrennt; die Zeitungen der Colonien enthielten Ankündigungen von Familienmitgliedern, welche ihre Verwandten suchten, von Söhnen, welche ihre Eltern zu erreichen und zu unterstützen strebten, von Müttern, die ihre Kinder betrauerten.

Die Wandeeer seufzten nach ihrem Vaterlande. Um aber ihre Rückkehr zu verhüten, wurden ihre Dörfer, von Annapolis bis zur Landenge, verwüstet. Ihre alten Wohnsitze waren nur noch Ruinen. In dem Bezirke von Minas z. B. wurden 250 von ihren Häuseen und mehr als ebensoviele Scheuern eingeäschert. Die ihnen gehörigen Thiere, welche aus einer großen Anzahl von Hornvieh, Schweinen, Schafen und Pferden bestanden,[17]) wurden als Beute weggenommen und von den englischen Beamten verkauft. Ein schöner feuchtbarer Landstrich ward in eine Einöde verwandelt. Bei der Asche der Hütten der Acadier war nur noch der treue Haushund zurückgeblieben, welcher vergebens nach den Händen, die ihn gefüttert hatten, suchte. Dickichte von Waldbäumen erstickten ihre Obstgärten: der Ocean brach über ihre vernachlässigten Dämme herein und vernichtete ihre Wiesen.

Ein mitleidloses Unglück verfolgte die Verbannten überall, wohin sie gingen. Die nach Georgien Gesendeten entflohen, von einer ebenso starken Liebe zu der Stelle ihrer Geburt, wie die der gefangenen Juden, welche an den Wasserbächen Babylons um ihren Tempel und ihr Vaterland geweint hatten, angezogen, in Booten auf's Meer und schifften die Küste entlang von einem Hafen zum andern. Als sie aber Neuengland erreicht hatten und nach ihren heimischen Feldern absegeln wollten, wurden sie durch Befehle aus Neuschottland angehalten.[18]) Diejenigen, welche am St. John'sflusse wohnten, wurden nochmals ihrer neuen Heimath entrissen.[19]) Als sich Canada ergab, verfolgte der Haß die 1500, welche im Süden des Ristigouche geblieben waren,[20]) mit seinem schlimmsten Gifte. Die in Pennsylvanien wohnenden überreichten noch einmal eine bescheidene Bittschrift an den Earl von Loudoun, den damaligen britischen Oberbefehlshaber von Amerika; und der kaltherzige Pair, welcher sich dadurch beleidigt fühlte, daß die Bitte in französischer Sprache geschah, nahm fünf ihrer bedeutendsten Männer, welche in ihrem Vaterlande Personen von Ansehen und Vermögen gewesen waren, fest und schickte sie mit dem Gesuchen, sie dadurch abzuhalten, je wieder lästig zu werden, daß man sie als gemeine Matrosen auf Kriegsschiffe in Dienst gebe, nach England.[21]) Man hegte keinen Zweifel an der Billigung des Königs[22]) Die Lords des Handelscollegiums verlangten, unbarmherziger als die Indianer und als die Wildniß im Winter, daß Jeder von den Acadiern aus dem Lande getrieben werde und wünschten, als das Werk vollendet zu sein schien, dem Könige dazu Glück, „daß die eifrigen Bemühungen Lawrence's mit vollkommenem Erfolg gekrönt worden seien."[23]) Ich weiß nicht, ob die Annalen des Menschengeschlechts noch einen Bericht über so unnöthig auferlegte, so bittere und dauernde Leiden wie diejenigen, welche den französischen Einwohnern von Acadien zu Theil wurden, enthalten. „Wir sind," sagten sie von sich, „unserer Religion und uns selbst treu gewesen, und dennoch scheint die Natur uns nur als Gegenstände der öffentlichen Rache zu betrachten."[24]) Die Hand der englischen Beamten schien in Bezug auf sie unter einem Zauberbann zu liegen und wurde nur zum Fluche für sie erhoben."*)

---

[14]) Im Juli 1755 übergebene Bittschrift der französischen Akademie zu Miramichi an Vaudreuil, den Gouverneur von Canada. — Vergl. Vicegouverneur Belcher an das Handelscollegium, 14. April 1761.

[15]) Vorstellung des Handelscollegiums an den König. 20. December 1756. „Indem der Beschluß durch die Uebersiedelung der besagten französischen Einwohner zum Belauf von beinahe 7000 Personen zu wirksamer Ausführung gebracht wird," ꝛc. — Vergl. Vicegouverneur Lawrence's Rundschreiben vom 11. August 1755, an die Gouverneure in Amerika. „Ihre Zahl beläuft sich auf beinahe 7000 Personen."

[16]) Gouverneur Lyttelton an Secretär H. Fox. 16. Juni 1756.

[17]) J. Pownall an S. Martin. 25. März 1760; in Nova Scotia, B. T., 36.

[18]) Gouverneur Littelton von Südcarolina an Fox. 16 Juni 1756. — Gouverneur Lawrence, Rundschreiben, 1. Juli 1756. — Siehe ferner Vorstellungen des Handelscollegiums gegen Reynolds, Gouverneur von Georgien.

[19]) Gouverneur Lawrence an die Lords des Handelscollegiums, 11. Mai 1760.

[20]) Vicegouverneur Belcher an die Lords des Handelscollegiums. 14. April 1761.

[21]) Loudoun an den Staatssecretär. 25. April 1757.

[22]) Das Handelscollegium an Gouverneur Lawrence. 25 März 1756.

[23]) Das Handelscollegium an den König. 20 December 1759. — Dasselbe an Gouverneur Lawrence. „Wir finden zu unserm großen Leidwesen, daß trotz der bedeutenden Kosten, denen sich der Staat zur Entfernung der französischen Einwohner ausgesetzt hat, noch viele davon vorhanden sind. Es ist jedenfalls sehr zu wünschen, daß sie gänzlich aus der Halbinsel vertrieben werden könnten."

[24]) Aus einer Bittschrift von denen zu Miramichi in Mémoires sur les Affaires du Canada.

*) Wir erinnern unsere Leser an Longfellow's „Evangelien", ein idyllisches Gedicht, dessen Schauplatz Acadien im Jahre 1755 ist, und an die im Verlage von Perthes-Besser & Mauke, am Schlusse des vorigen Jahres erschienene deutsche Uebersetzung desselben. Vgl. Hamb. Lit. u. Krit. Bl. 1851, Nr. 99.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 46. Mittwoch, den 9. Juni. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Arabische Melodieen ..... Seite 357
Nach Wechselrecht. Lustspiel in einem Akt von Roderich. (Schluß) „ 358
Literatur:
Atlas zu Alex. v. Humboldt's Kosmos. Von T. Bremme... „ 361
Die Jesuitenmissionen in Hildesheim und damit Zusammenhängendes „ 362
Zeitgeist und Berneegeist. Von Jeremias Gotthelf..... „ 362
Miscelle ..... „ 364

Arabische Melodieen.

1. Mit Jenen, die ins schöne Innere reisen.

Mit Jenen, die ins schöne Innere reisen,
Zieht meine Liebe, meine Sehnsucht fort;
Mag klirren an der Rechten hier das Eisen,
Frei weilt mein Geist bei meiner Holden dort.

Ich sah sie heut im süßen Traumgebilde,
Es schied uns beide nur des Kerkers Thor;
Wie nahte sie! Wie lächelte sie milde!
Und dann entschwand sie, wie der Wolke Flor.

Und als sie scheidend meinem Blick entschwunden,
Da rang das Leben mit dem Tode stark;
Doch glaubet nimmer, ich lag' überwunden!
Ich fühl mein altes Blut, mein altes Mark.

Nie werde ich vor meinen Feinden zittern,
Nie beugt das Klirren schwerer Ketten mich;
Ich fühle noch die Leidenschaft durchwittern,
Wie einst, mein Herz — und es geschieht für dich.

2. Hat nicht der Mann in Fahr und Noth.

Hat nicht der Mann in Fahr und Noth
Des Adlers scharfen Blick,
So bebt das Haus, es schwankt das Boot,
Und flüchtig wird das Glück.

Doch Beduine nennt den Heldenmuth,
Der nie der Furcht sich bückt,
Der stets dem Tod mit kaltem Blut
Entgegenteilt und blickt.

Der ist ein Held des Sanges werth,
Der immer Bahn sich bricht,
Der Pfad sich haut mit blankem Schwert
Und ew'gen Ruhm erficht.

Ich sprach zur Lichsamiten-Schaar: —
Ihr schien mein Schlauch geleert
Vom Glückeswasser hell und klar,
Und ich stand unbewehrt. —

„Zwei Dinge laßt ihr wählen mich,
Den Tod, der Knechtschaft Bann.
Der Sklave wählt die Knechtschaft sich!
Den Tod der freie Mann!" —

„Doch anders wählt und wägt mein Sinn,
Ein drittes schwebt ihm vor.
Ein kühnes Werk von Anbeginn
Ist's, das ich mir erkor."

Ich sprach's und goß den Honig aus,
Wie sich's drauf thalwärts glitt!
Da ging's begab im wilden Saus,
Als bei dem schnellsten Ritt.

Digitized by Google

Ich kam gerutscht zum grünen Plan,
Es ritzte mich kein Dorn.
Der Tod sah mein Beginnen an,
Das schuf ihm bittren Zorn.

Dann kehrt zur Heimath ich zurück,
In meiner Lieben Zeit.
Erprobet war, wie oft, mein Glück,
Dem Tod die Lust vergällt.

3. Ein Glücklicher ist gleich.

Ein Glücklicher ist gleich
Dem Baum an Früchten reich,
Den suchen alle gern.
Doch sind die Früchte fern,
Dann läßt ihn alle Welt
Den Stürmen bloßgestellt.

4. Ihr Vettern stille! Blutsverwandte sachte!

Ihr Vettern stille! Blutsverwandte sachte!
Entgrabt Verborgnes nicht dem Grabesschachte!
Verlanget nicht der Lästrung freies Recht!
Verlanget nicht, daß wie euch sollen ehren,
Wenn unsre Ehre Feil ihr mögt verheeren!
Des schlechten Säers Erntefest wird schlecht.

Ihr Vettern still! Laßt unsre Kränze hangen
Und gehet leis' einher, wie ihr gegangen!
Ja Alles weiß, daß Euch wir lieben nie.
Wir grollen nicht, wollt ihr uns Lieb' versagen,
Man weiß, warum in Haß die Herzen schlagen:
Von Gottes Gnaden hassen wir uns glüh.

Insbruck. Ignaz V. Zingerieff.

Nach Wechselrecht.

Lustspiel in einem Akt von Roderich.

(Beschluß.)

Zwölfte Scene.

Die Vorigen und Bollmeier.

Bollm. (erscheint in der Mittelthüre). Mir stehn die Haare zu Berge! Marie! Du ausgeartetes Kind eines ausgearteten Vaters! Dem Demokraten liegst Du im Arm, dem Kommunisten, dem Republikaner! Schande, Schande über mein gebildetes Haus! Das kommt aber Alles davon her! Warum verbargst Du meinen Schirm? Zum Tollwerden ist das! Herr! 'raus mit Ihnen! Sie haben hier nichts zu suchen! 'raus, sag' ich, — 'raus mit Ihnen!

Marie. Aber, lieber Vater, das ist ja ein Mißverständniß.

Bollm. So! Ein Mißverständniß! Oeffentlich umarmt und geküßt — und dann noch ein Mißverständniß!

Marie. Der Herr ist ja gar nicht der, den Du meinst.

Bollm. Ach, was wird er's denn nicht sein! Was weißt Du! Bär hat ihm den Schirm geborgt, also ist er's. Wer hat Ihnen den Schirm gegeben, Herr? Von wem haben Sie den Schirm?

Friedr. Doctor Bär hat ihn mir geborgt.

Bollm. Also! Hab' ich's nicht gesagt! Also — 'raus mit Ihnen!

Marie. Das ist ja aber gar nicht der Herr, der hier eine Zeitung herausgeben will, der Herr heißt ja gar nicht Winter. Das war ja bloß ein dummer Spaß vom Doctor Bär.

Bollm. Bloß ein dummer Spaß! So! Sie haben aber doch an mich geschrieben. Wo hab' ich denn gleich den Brief? (sucht und zieht den Brief hervor) da ist er. Haben Sie das geschrieben?

Friedr. (den Brief ansehend). Nein! (leise zu Marie:) Es ist die Handschrift meiner Schwester!

Bollm. (erstaunt). Nein? Zum Tollwerden ist das.

Marie. Gewiß auch wieder ein dummer Spaß vom Doctor Bär!

Friedr. (leise zu Marie:) Nun seh' ich wohl, meine Schwester spielt in Bär's Intrigue mit. (laut zu Bollm.) Aber Sie, Herr Bollmeier, haben an mich geschrieben (zieht den Brief hervor). Hier ist Ihr Brief! Haben Sie den geschrieben?

Bollm. (sieht den Brief an). Ja! (reißt den Brief an sich) Was? den Brief hab' ich an Sie geschrieben? Herzensmann, an Sie? I da möcht' ich ja vor Vergnügen rein toll werden. Aber warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Da nehmen Sie mein Mädchen, embrassiren Sie und küssen Sie das Mädchen, so viel Sie wollen! Siehst Du, Mariechen, wenn die Kinder nur ihren Eltern hübsch folgsam sind, dann geht ihnen zuletzt doch Alles nach Wunsch. Nicht wahr? Der Bräutigam gefällt Dir ganz gut und erst wolltest Du gar nichts von ihm wissen. Denken Sie sich nur, lieber Herbst! Noch vor einer halben Stunde wäre sie lieber ins Wasser gesprungen, als Ihre Braut geworden. Aber so sind die Mädchen!

Marie (die den Freudenausbrüchen ihres Vaters mit Staunen gefolgt ist, leise zu Friedrich) Sind Sie in die Bär'sche Intrigue auch verwickelt?

Friedr. (leise zu Marie:) Ein wenig; aber bitte, lassen Sie der Sache ihren Verlauf! (laut zu Bollmeier) Also Sie geben mir Ihre Tochter zur Frau, nicht wahr? Es ist doch ein festes Wort?

Bollm. Ein festes Wort.

Friedr. (zu Marie). Und auch Ihr Wort ist unwiderruflich!

Marie. Unwiderruflich!

Bollm. Siehst Du, Marie? Nun bist Du auch wieder mein liebes Kind.

Friedr. Nun denn, Herr Bollmeier! So sehn Sie mir 'mal gerad' ins Gesicht! Ich dächte, wir müßten uns irgend wo anders schon 'mal gesehen haben.

Bollm. Nehmen Sie's nicht übel, Herr Herbst! Mein Gedächtniß ist mit den Jahren etwas schwach geworden.

Friedr. Entsinnen Sie sich des jungen Mannes nicht mehr, der in Karlsbad im vorigen Jahre um die Hand Ihrer Tochter anhielt und von ihnen abgewiesen wurde. Sehn Sie! Das war ich.

Digitized by Google

Bollm. (Friedrich's Geſicht recognoſcirend). I da ſoll ja doch!

Friede. Verzeihen Sie mir die kleine Täuſchung!

Bollm. Herr, ſpielen Sie mit mir Komödie?

Friede. Die ganze Welt, Herr Bollmeier, iſt ein Komödienhaus. Jeder Menſch ſpielt die Rolle, die ihm die Verhältniſſe auferlegen, mit den beſten Kräften ſeines Talents. Die Namen der Rollen wechſeln, aber das Rollenfach iſt, einmal gewählt, unveränderlich. Ich liebe Ihre Tochter: das iſt die Aufgabe meines Lebens; ob ich geſtern Sommer hieß und mich heute Herbſt nenne, ändert an der Sache nichts: Namen wechſeln, aber die Liebe iſt ewig.

Bollm. Alſo Sommer heißen Sie nicht? Das war alſo ein falſcher Name? Bloß angenommen?

Friede. Nun, wie das in Badeorten häufig vorkommt.

Marie. So haben Sie mich alſo auch getäuſcht?

Friede. So hätten Sie alſo nur den Namen, den ich führte, Ihrer Liebe würdig gefunden?

Marie (reicht ihm die Hand). Ach, ich kann mich nur noch nicht recht darin finden, daß Sie nun plötzlich Herbſt heißen wollen.

Bollm. Ach, Paperlapap! Das iſt dummes Zeug. Ihr habt Euch lieb, ich hab's geſehn. Ihr habt Euch geküßt, alſo müßt Ihr Euch auch heirathen. Da! (legt ihre Hände in einander) Seid glücklich mit einander, Kinder!

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen, Bär und Lotte.

Bär (kommt mit Lotte hereingeſpeungen). Warten Sie noch ein Bischen, Herr Bollmeier! Hier will noch ein glückliches Paar geſegnet werden.

Bollm. (entrüſtet). Doctor, bleiben Sie mir mit Ihrem Kommunismus vom Leibe! Sie werden doch nicht —!

Lotte. Bitte, bitte, Herr Bollmeier! Segnen Sie uns auch.

Bollm. Na, nun hört aber doch Alles auf. Es iſt zum Tollwerden!

Bär. Seien Sie doch nicht ſo geizig mit Ihrem Segen!

Bollm. Bleibt mir vom Leibe, ſag' ich. Mein Dienſtmädchen —

Bär — iſt meine Braut, ja!

Bollm. Herr, ſind Sie verrückt geworden?

Friede. Aber warum ereifern Sie ſich denn ſo, daß der Doctor Bär die Dame da zur Frau haben will?

Bollm. Sie wiſſen nicht, was Sie reden! Wiſſen Sie, wer die Dame, wer dies Mädchen hier iſt?

Friede. Nun freilich! Es iſt ja meine Schweſter.

Bollm. (verblüfft). Na, nun ſpielt die auch Komödie!

Bär (umarmt Friedrich). Nein, ſag' mal, Lenz! Iſt das Scherz oder Ernſt?

Bollm. Was? Herr! Sie haben ſchon wieder den Namen gewechſelt? Jetzt heißen Sie wieder Lenz? Sind Sie etwa der Lenz, der Student, die alte Liebſchaft da mit meiner Tochter, wo ich die Briefe alle gefunden habe?

Bär. Ja, das iſt der nämliche.

Friede. Ich kann's nicht läugnen.

Lotte (ſich dazwiſchen drängend). Hat Ihnen mein Bruder Ihren Schirm wiedergebracht, Herr Bollmeier?

Bollm. (wüthend). Das iſt denn aber doch um aus der Haut zu fahren! Herbſt heißen Sie nicht, Sommer heißen Sie nicht und Lenz heißen Sie am Ende auch nicht.

Lotte. Nun nein! Es heißt ja Winter.

Bollm. Alſo doch! Hab' ich's mir doch gleich gedacht! Nein, es iſt zum Tollwerden. Alſo ſind Sie doch der Literat, der Demokrat, der — der — und dieſe naſeweiſe Perſon da iſt Ihre Schweſter. So alſo ſchleichen Sie ſich in mein Haus, ſo ſtehlen Sie mir meine Tochter, ſo laufen Sie mit meinem Regenſchirm und mit lauter falſchen Namen 'rum. Pfui, Sie Kommuniſt Sie! Ich will nur keinen Skandal machen, ſonſt hol' ich die Polizei und ließ' Sie arretiren! Wiſſen Sie das, Herr! Herbſt, Sommer, Lenz, Winter! — nein, es iſt rein zum Tollwerden, der Menſch macht alle Jahreszeiten durch! Es iſt um aus der Haut zu fahren.

Friede. Am erſten April, Herr Bollmeier, müſſen alle Jahreszeiten regieren; das iſt alte Wetterregel. Nehmen Sie mir den kleinen Scherz nicht übel!

Marie. Der eigentliche Intriguant iſt auch nur Doctor Bär.

Bär. Bitte recht ſehr! In meiner Hand lagen auch nicht alle Fäden.

Friede. Er iſt auch ein wenig myſtificirt worden.

Lotte. Sehn Sie! Dieſer Mann, der den weiſen Grundſatz hat, daß alle Liebe, die aus dem Herzen kommt, Schwindel iſt, und daß man nur die Dame wahrhaft lieben kann, die man ordentlich kennen gelernt hat, — dieſer Mann hat mir ſeine Liebe geſtanden — (leiſe zu Bär) was ich Ihnen übrigens glaube! — und hat trotzdem bis zu dieſer Stunde noch nicht einmal gewußt, wie ich heiße —

Bär (bei Seite zu Lotte). Sie heißen nicht Charlotte?

Lotte — und daß ich die Schweſter ſeines beſten Freundes bin.

Friede. Ja noch mehr! Dieſer Mann, der Geliebte meiner Schweſter und ſeit fünf Jahren mein braver, treuer Freund, weiß bis zu dieſer Stunde nicht einmal, wie ich heiße.

Bär. Aber Lenz, das iſt etwas ſtark.

Friede. Nichts für ungut, lieber Bär! Du haſt mich immer nur als Lenz gekannt. Was fragt der Student danach, welchen Namen ſein Studiengenoſſe ſonſt im bürgerlichen Leben noch führt, ob er als Müller, Schulz oder Lehmann getauft iſt. In der Fuchstaufe hatte ich den Namen Lenz bekommen und grün wie der Lenz war die Freundſchaft, die wir damals mit einander ſchloſſen. Möge ſie grün bleiben Zeitlebens! (Er reicht Bär die Hand und wendet ſich dann zu Marie:) Derſelbe Student Lenz war's, liebe Marie, der Ihnen jene Gedichte und Briefe ſchrieb, welche Sie jetzt aus Ihrer Erinnerung verwiſchen möchten. Marie, wir haben vor Jahren für einander geſchwärmt, ohne uns je perſönlich gegenübergeſtanden zu haben. Laſſen Sie dies erſte Erwachen des romantiſchen Gefühls keine betrübende, ſondern eine heilige Erinnerung ſein! Im vorigen Jahre lernten wir uns endlich perſönlich kennen; unter einem erborgten Namen trat ich Ihnen entgegen. In Teplitz war's; nicht wahr? es waren ſchöne Tage, die wir dort mit einander verlebten, und Sie vergaßen den Lenz gern um des Sommers Willen. Ich hielt um Ihre Hand an; ſie wurde mir verweigert, ich wußte warum.

Marie. Wie? Sie wußten? Sie glaubten wirklich?

Friede. Warum hätte ich bezweifeln ſollen, was ich wußte. Ihre Hand war bereits verſagt. Aber ich verlor deshalb den

Digitized by Google

Muth noch nicht, sondern verfolgte meinen Plan unter einer neuen Maske. Der Herbst, dacht' ich, wird vielleicht mehr Glück haben als der Sommer, und siehe da, er hatte es.

Marie. Bei meinem Vater, nicht bei mir.

Felix. Nun kam ich heute hier an und beauftragte meinen Freund da, mich Ihnen vorläufig als Sommer, Ihnen, Herr Vollmeier aber, als Winter anzumelden. Daß er es portisch gefunden hat, der Herold des Lenzes zu sein, mag er selber verantworten.

Lotte. Er ist bereits dafür bestraft worden.

Felix. Ja und diese muthwillige Person hat über ihrer eignen Herzensangelegenheiten meine Instructionen ganz und gar vergessen.

Lotte. Keineswegs! Hab' ich nicht in Winters Namen an Herrn Vollmeier geschrieben?

Vollm. Also Sie haben den Brief geschrieben? Zum Tollwerden ist das.

Felix. Und so hat denn der Wechsel der Jahreszeiten ein Ende.

Bär (zu Lotte). Nun, so bringen Sie auch Ihre Komödie zum Schluß.

Lotte. Sie ist ja schon aus. Was wollen Sie denn noch wissen?

Bär. Ihren wirklichen Namen! Es kommt mir ein wenig gespenstisch vor, eine Namenlose zu lieben.

Lotte. Und doch haben Sie mir geschworen, Sie liebten mich namenlos. War das vielleicht nur Schwindel, Herr Doctor?

Marie (zu Friedrich). Dieser schnelle Wechsel der Jahreszeiten hat mich ganz verwirrt gemacht. Einen wirklichen ersten Namen müssen Sie doch haben. (Es klopft draußen.)

Friedr. Da klopft Jemand.

Vollm. Na, wer ist denn da schon wieder? Herein!

Letzte Scene.

Die Vorigen und Schoppelmann.

Schopp. (eintretend und sich die ergenassen Kleider mit dem Taschentuch abwischend). Natürlicher Weise! Na, endlich bin ich da! Kinder, ist das aber ein Wetter bei Euch! Ist das hier immer so? Vor sieben Jahren regnete es accurat so. Hol's der Teufel! Na, Hans, komm an mein Herz! (er umarmt Vollmeier) Ich bin zwar tüchtig naß geworden, aber das ist Deine Schuld. Warum hast Du mir meinen Schirm abgehandelt. Siehst Du? Seit sieben Jahren lauf' ich nun ohne Schirm.

Vollm. Nein, es ist ein zum Tollwerden! Hieronymus, Du bist's? Da sieh mal an, Marie! das ist Dein Onkel. Aber sag' mal, hast Du Deine Kinder nicht mitgebracht?

Marie. Ja, Hedwig schrieb mir doch —!

Schopp. I ja, mitgebracht hab' ich sie schon, aber in dem Regen hier kann ja kein Mensch ohne Schirm über die Straße gehn. Das ist ja aber auch ein Wetter hier bei Euch, ein Kreuzsch — na, fluchen will ich grade nicht, aber ich glaube, hier muß man das ganze Jahr mit dem Schirm laufen. Ja apropos! Meinen Schirm — Du weißt doch, Hans? — Du hast ihn doch noch?

Vollm. Ob ich ihn habe! (holt den Schirm hervor.)

Schopp. Schön! Schön! Ja, — was ich sagen wollte — Du weißt doch auch noch, was der Schirm kostet, — was Du mir dafür bezahlt hast. Natürlicher Weise!

Vollm. Bezahlt? Du hast mir den Schirm ja geschenkt.

Schopp. I, ich denk' nicht dran. Wie werd' ich Dir den Schirm geschenkt haben! Verkauft, guter Hans, verkauft!

Marie (leise zu Bär). Der Onkel nimmt die Geschichte ernsthaft.

Bär. Da werden Sie den Vetter doch wohl noch heirathen müssen.

Marie. Nimmermehr!

Vollm. Hieronymus, Du wirst doch Spaß verstehn.

Schopp. In dieser Sache wahrhaftig nicht! (er holt ein Papier hervor und hält es Vollmeier vor die Augen) Hast Du das geschrieben?

Vollm. Nun freilich, aber das war ja bloß Spaß.

Schopp. Nein, nein! Zum bloßen Spaß stellt man keine Wechsel aus. (Zu Bär, dem er das Papier hinreicht) Da lesen Sie einmal!

Bär (nimmt das Papier und liest:) „Heute über sieben Jahre, am ersten April 1852, zahle ich gegen diesen meinen Solawechsel an Herrn Friedrich Schoppelmann, meinen Neffen, oder dessen Ordre die Summe meiner einzigen Tochter Marie Vollmeier. Den Werth habe ich erhalten, leiste zur Verfallzeit prompte Zahlung nach Wechselrecht und acceptire auf mich selbst zahlbar hier und allerorten. † †, am ersten April 1845. Hans Vollmeier."

Schopp. Nun, was sagen Sie? Ist der Wechsel gut?

Bär. Dagegen ist kein Protest möglich.

Marie (reißt ihm das Papier fort). Kein Protest möglich! Ich protestire!

Vollm. Ach, Kind, der Onkel macht ja bloß Spaß.

Schopp. Den Teufel auch Spaß! Mein Fritz soll und muß Dein Schwiegersohn werden — nach Wechselrecht — natürlicher Weise.

Vollm. Es ist zu spät.

Schopp. Ich komme zum richtigen Termin. Heute am 1. April ist der Wechsel fällig. Also — willst du zahlen?

Vollm. Es ist nicht möglich, Hieronymus.

Schopp. So scheint' ich zur Wechselklage.

Marie. Kein Gericht der Erde kann mir vorschreiben, wen ich heirathen soll. Der Wechsel ist ungültig und kraftlos, denn ihm fehlt meine Unterschrift (sie zerreißt das Papier).

Schopp. Gut! So hab' ich hier nichts weiter zu schaffen und gehe meiner Wege. Der Schirm ist so wieder mein Eigenthum geworden. Leb' wohl, Hans! Du bist kein Mann von Wort — natürlicher Weise.

Felix. (vortretend). Ich kann den Vorwurf nicht auf mich nehmen, daß um meinetwillen Mißhelligkeiten zwischen so nahen Verwandten entstanden seien. Ich respectire den Wechsel, auch nun wo er zerrissen liegt, und kurz vor der Erfüllung lange gegenährter Hoffnungen trete ich mit meinen Ansprüchen vor dem Wechselrechte zurück.

Marie (schmerzlich überrascht). Sie könnten wirklich —

Felix. Die entsagen, Muriel? — nimmermehr; aber das Wechselrecht fordert, daß ich jetzt in dieser Stunde vor Deinem Vetter zurücktrete; denn sieh! Dein Vetter Fritz bin ich selber.

Digitized by Google

Lotte (von der andern Seite zutretend). Und ich bin ja Deine Hedwig.

Bär (auf's Höchste erstaunt, zu Schopp.) Ist das wahr?

Bollm. I du soll ja aber doch! Nein, das ist ein zum Tollwerden. Hieronymus, spielst Du noch auf Deine alten Tage Komödie! (er umarmt Schoppelmann.)

Schopp. Es ist mir auch sauer genug geworden, natürlicher Weise.

Bollm. Hab' ich's nicht gleich gesagt? Mit dem Wechsel war das Alles bloß Spaß. Es ist um aus der Haut zu fahren.

Schopp. Siehst Du, altes Aprilwetter, wie Du bist? Erst den Wechsel protestirt und aus der Haut gefahren; nun den Wechsel bezahlt und wieder aus der Haut gefahren. Du bist ein curioses Kraut, Hans, — natürlicher Weise.

Lotte (zu Bär). Nicht wahr, Doctor? Auch mein Wechsel sei zerrissen, ausgesöhnt die ganze Welt. Aus dem gnädigen Fräulein Charlotte wird ein Dienstmädchen und aus der Lotte ist jetzt die Schwester Ihres Freundes geworden. Dabei bleibt's. Bleibt's nun aber auch bei dem, was Sie mir vorgeschwin — geschworen haben?

Bär (feierlich). In der ächten Liebe ist kein Schwindel möglich.

Lotte. Denn sie steht unerschütterlich auf der Treue.

Schopp. I sieh' mal an, Mädchen! Mir scheint, Du hast da auch ein kleines Wechselgeschäft gemacht. Das ist recht hübsch von Dir.

Marie. Aber sage mir nur, warum Du alle diese Schlichwege gegangen bist, um bis zu mir und zu meinem Herzen zu gelangen. Durch den Wechsel da war Dir die Brautfahrt so so bequem wie möglich gemacht; wozu also noch der Wechsel der Jahreszeiten?

Friedr. Das menschliche Herz ist ein trotzig Ding. Als ich erfuhr, daß man Dich mir zur Frau bestimmt habe, wollte es mir gar nicht in den Sinn, daß ich auf so bequeme Weise zu einer Frau kommen sollte. Ein Bischen Romantik muß bei aller Liebe sein; zuviel Romantik freilich erzeugt Schwindel, da hat der Doctor vollkommen Recht. Wer fest steht, den sieht kein Wechsel an.

Bollm. Wie doch der Zufall die Leutchen all so hübsch aneinander gebracht hat! Es ist rein zum Tollwerden.

Schopp. I was Du doch denkst, Hans! Zufall! Es giebt gar keinen Zufall. Siehst Du? Ueber allen Wechselfällen dieses irdischen Lebens schwebt immer (er spannt den Schirm über sich und die beiden rechts und links stehende Paare aus) ein höherer Schirm! Natürlicher Weise! Seht Ihr, Kinder? merkt Euch das! Das menschliche Leben ist wie das Aprilwetter; — Moral: Geht nie ohne den höheren Schirm aus! Writer! Der Wechsel ist ein angenehmes Ding, aber Moral: Macht keine Schwindelgeschäfte! Siehe Neue Wechselordnung Paragraph so und so! Eure Herzen habt Ihr nun gewechselt. Nicht wahr? Gut! Das ist ein ehrliches Geschäft. Vor dem Altar wechselt Ihr die Ringe: das ist auch recht. Sonst aber, Kinder, wechselt Euer Lebenlang nichts weiter als Küsse, dann wird Euch stets die Liebe beschirmen, so wie ich Euch hier beschirme. Natürliche Weise! Amen!

Bollm. Nein, es ist rein zum Tollwerden!

(Der Vorhang fällt.)

Den Bühnen gegenüber muß ich mir das Eigenthumsrecht über das vorstehende Lustspiel vorbehalten. Hermann Geiger.

Atlas zu Alex. v. Humboldt's Kosmos

in 42 colorirten Tafeln mit erläuterndem Text. Herausgegeben von Traugott Bromme. Stuttgart. Verlag von Krais & Hoffmann.

(M. vgl. Nr. 92, 1851, und Nr. 3, 1852, dieser Zeitschrift.)

Wir theilen aus unseren Lesern von dem Inhalte der dritten Lieferung dieses interessanten Werkes, die uns soeben zukommt, nähere Kunde zu geben. Sie enthält die Tafeln 13 bis 18 und Seite 25 bis 36 Text. Die sehr sauber gearbeiteten Tafeln haben zum Gegenstande: T. 12. Die electro-magnetischen Strömungen des Erdkörpers. — Karte der Isogonen, Isoklinen und Isodynamen. — Uebersicht der täglichen und monatlichen Variationen der Magnetnadel. — Uebersicht der östlichen und westlichen Digressionen derselben. — Die magnetischen Pole oder Konvergenzpunkte der Isogonen, für die Jahre 1800 und 1830. T. 14. Karte der Isothermen, Isoklinen, Isogonen und Isodynamen, mit den magnetischen Meridianen, in sterrographischer Polarprojection, zur Versinnlichung des Zusammenhangs zwischen den Isoklinen und Isothermen. — Winkel der Striche und Viertelstriche des Kompasses mit dem Meridian. — Die Windrose mit ihren Gradeintheilungen und Strichen. — Strurr-Kompaß. — Inklinatorium. — Magnetische Verhältnisse. T. 15. Erdkarte zur Uebersicht der Isorachien oder Linien gleicher Fluthzeit, nach Whewell. — Fig. 1—4. Zur Erläuterung der Isorachien, isorachischen Divergenz- und Convergenz-Punkte. — Isorachien im Nordatlantischen Ocean, nach Whewell. — Seeboden-Profile vom Humber zur Elbe, von Leith nach Lindesnäs. — Seeboden-Profil durch den Kanal bis Lindesnäs. — Der Pas de Calais. — Seeboden-Profile durch den Pas de Calais, von Dungeness und von Folkestone nach Kap Grisnez. T. 16. Erdkarte zur Uebersicht der Luft- und Meeresströmungen, Handelsstraßen ꝛc. im Atlantischen, Großen und Indischen Ocean. — Unterschiede der Temperatur des Meerwassers in verschiedenen Tiefen. — Geschwindigkeit der Meeresströmungen in einer Stunde. — Vergleichung der Längengrade nach den Meridianen von Ferro, Paris und Greenwich. T. 17. Die Strom-Systeme der Erde, nach den Meeresbecken: Atlantischer Ocean. — Indischer Ocean. — Großer Ocean. — Nördliches Eismeer. — Gebiet der Continental-Ströme. — Vergleichende Uebersicht einiger größern Flüsse der Erde, nach ihrer Lauflänge geordnet, mit Angabe ihrer Mündungen und Hauptuferplätze: Rio Marannon, Amazonen-Strom, der größte Strom der Erde, im Maßverhältniß von 1 : 11,240,000 der natürlichen Größe — Wolga — Donau — Euphrat — Ganges — S. Francisco — Dnjepr — St. Lorenz-Strom — Rhein — Loire — Tajo. — Bedeutendste Wasserfälle der Erde. T. 18. Vergleichende Uebersicht der größten Seen der Erde im Verhältniß zum Schwarzen Meere, in der gewöhnlichen Orientirung nach Nord. Maaß 1 : 11 Millionen. — Kleinere Seen Europa's zur Vergleichung. — Vergleichung einiger Seen nach ihrer Längenausdehnung, zur Veranschaulichung des Bogens ihrer Wasserfläche und der ihm entsprechenden Sehne. — Vergleichungen für die Seegrößen: Aussichtsweite vom Schiffsmastkorbe — Flächenmaaß von 100 Quadratmeilen — Größe von London, Petersburg, Paris, München, Stuttgart, Karlsruhe und kleinere Orte — der Bodensee —

Digitized by Google

Verhältnißmäßige Größe von Bayern, Würtemberg und Baden — Größte Ausſichtsweite vom Dhawalagri im Himalaya.

Man erſieht aus der obigen Angabe, daß Nichts unterlaſſen iſt, um die Tafeln des Atlas ſo reichhaltig, als der Raum es irgend erlaubt, auszuſtatten. Der Text dieſes Heftes enthält bis Seite 27 die Fortſetzung des im zweiten begonnenen Abſchnittes: Unſer Sonnenſyſtem; dann folgt S. 27—30: der Mond (Atlas, T. 3.) und S. 30—36: Die Erde (— die Fortſetzung dieſes Abſchnittes wird in der vierten Lieferung erfolgen —). Das Wiſſenswertheſte iſt hier in möglichſter Kürze, aber genügend und in anziehender Darſtellungsweiſe vorgetragen.

Wir haben nun noch die vierte bis ſiebente Lieferung zu erwarten, die auf 24 Tafeln zum Theil Darſtellungen liefern werden, die auch auf die beſondere Theilnahme aller Freunde der Völkerkunde, Völkergeſchichte und Sprachenkunde rechnen dürfen.

H.

Die Jeſuitenmiſſion in Hildesheim und damit Zuſammenhängendes. Worte der Belehrung und Mahnung an den proteſtantiſchen Bürger und Landmann zunächſt im Königreich Hannover. Peine. Druck und Verlag von Hermann Heuer. 72 Seiten. 8.

Der Hauptinhalt dieſer Schrift iſt ein dreifacher. Zuerſt ſpricht der Verfaſſer kurz von den Drohungen der Feinde des Proteſtantismus, die evangeliſche Lehre ganz zu vertilgen, weil ſie Schuld an aller Unruhe in den Staaten Europa's ſein ſoll. Die Nichtigkeit dieſer Behauptung darzuthun, wird ihm natürlich leicht. Dann wird mit Benutzung eines Artikels des „Sonntagsblattes zu Nr. 3 der Hannoverſchen Zeitung“ über die Jeſuitenmiſſion in Hildesheim berichtet. (Es wäre intereſſant geweſen, wenn der Verf. ſich eine der von den Miſſionairen gehaltenen Predigten, die gewiß von einigen Zuhörern nachgeſchrieben ſind, zu verſchaffen geſucht und ſie mitgetheilt hätte. Nach Bruchſtücken zu urtheilen iſt immer bedenklich.) Zwei proteſtantiſche Prediger in Hildesheim ließen ihre durch das Auftreten und Aeußerungen der Jeſuitenmiſſionaire veranlaßte Predigten drucken; ein dritter hat ſich dazu nicht entſchließen können. Der Paſtor Cordes fügte ſeiner Predigt eine Stelle aus einem Briefe Luther's an N. Hausmann bei, in welcher die Worte des Reformators über das Abendmahl in beiderlei Geſtalt, die von einem Jeſuiten auf der Kanzel nur theilweiſe angeführt waren, wodurch viele Proteſtanten in Unruhe geriethen, vollſtändig und mit der Erklärung der gebrauchten Redeweiſe, enthalten. S. 19 — 48 wird, dem Zwecke der kleinen Schrift entſprechend, die Geſchichte der Begründung, Ausbildung und Aufhebung des Ordens der Jeſuiten und auf den folgenden Seiten noch Einiges über ſeine neueſte Wirkſamkeit erzählt. (Der unleugbaren Verdienſte mehrerer Jeſuiten und Ex-Jeſuiten um die Wiſſenſchaften iſt nicht gedacht.) Zuletzt kommt der Verf. zu dem dritten Punkte, den er ſich zu erörtern vorgenommen hatte, nämlich zu dem in der Diöceſe Hildesheim neueingeführten katholiſchen Katechismus (Regensburg 1851). Der vorige Biſchof Wandt hatte ſtatt des Katechismus von Dotrury den Katechismus des Caniſius wieder eingeführt, der aber durch höheren Befehl bald beſeitigt wurde. Ueber den jetzt beim Unterricht gebräuchlichen erfahren wir eigentlich Nichts; es iſt bloß aus dem vorgeſetzten kurzen Abriß der Religionsgeſchichte abgedruckt, was über die Reformation Luthers geſagt wird, und dann widerlegt; vorzüglich die, allerdings von geringer Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte zeugende Beſchuldigung Luthers, daß er den Bauernkrieg veranlaßt habe, gerügt. Von katholiſcher Seite würde es nun freilich auch nicht ſchwer werden, namentlich ältere, proteſtantiſche Darſtellungen der Religionsgeſchichte für die Jugend entgegenzuſetzen, in welchen nichts weniger als parteilos von der Geſchichte der katholiſchen Kirche und ihren Lehren gehandelt wird. Taktvoller wäre es vielleicht geweſen, die lutheriſche Reformation in dem Katechismus nur andeutend zu berühren, da er urſprünglich nicht bloß für rein katholiſche deutſche Staaten beſtimmt ſein wird. — Am Schluſſe ergeht der Aufruf an die Proteſtanten, eifrig zu ſein und nicht müſſig zuzuſehen, wenn man auf allerlei Wegen es verſucht, die Errungenſchaften ihrer Väter ihnen zu verkümmern; Vereine, gleich den katholiſchen zu ſtiften und vor Allem, den Verein nicht ſinken zu laſſen, der ſchon ſo Großes geleiſtet, den Guſtav-Adolf-Verein. Dringend wird Einigkeit empfohlen. „Wie“ heißt es hier, „muß die römiſche Kirche triumphiren, wenn Männer, die ſich Proteſtanten nennen, einen Herder, einen Reinhardt und andere berühmte Lehrer ihrer Kirche jetzt verketzern und ihre Aſche ſchänden!“

Die Tendenz unſerer Zeitſchrift geſtattet uns keine weitere Erörterung der angezeigten Schrift. — Die Befürchtung der Hannoverſchen Zeitung, daß Hildesheim zu einem zweiten Feelburg für den Norden beſtimmt ſei, wollen wir auf ſich beruhen laſſen. Der Umſtand, daß der, in jeder Beziehung höchſt achtungswerthe und einſichtsvolle Herr Biſchof (vielleicht auf höhere Veranlaſſung) die Patres in Hildesheim predigen ließ, berechtigt wenigſtens wol noch nicht zu derſelben.

H.

Zeitgeiſt und Bernergeiſt. Von Jeremias Gotthelf. 2 Theile. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1852. Zürich. S. Höhr. Bern. Huber & Comp. VIII. 221, (VI) und 223 Seiten. 8.

Der Verfaſſer hat ſein Buch in einer Vorrede eingeleitet, die theils zur richtigen Auffaſſung des Inhaltes deſſelben, zu kennen nothwendig iſt, theils auch in ſein ſchriftſtelleriſches Wirken einen Blick gewährt. Wir halten es darum für Pflicht, ſie ganz abzudrucken zu laſſen.

„Der Verfaſſer glaubt dieſem Buche ein Wort voranſetzen zu ſollen, nicht eine Entſchuldigung, daß er das Buch geſchrieben, ſondern eine Erklärung, warum er das Buch geſchrieben.

Der Verfaſſer iſt ein geborner, kein gemachter Republikaner; in republikaniſcher Freiheit, welche blos während dem radicalen Freiſcharenregiment von 1846—1850 beſchränkt wurde, wuchs er auf; er liebt daher die Freiheit nicht bloß, ſondern ſie iſt ihm eine Nothdurft. Aber er will eine chriſtliche Freiheit, eine Freiheit, nicht bloß zum Anlaß dem Fleiſche, ſondern zum Wandel im Geiſte; der Apoſtel Paulus beſchreibt die Freiheit, die er meint; „Ihr ſeid zur Freiheit berufen, ſagte derſelbe den Galatern, allein ergreifet die Freiheit nicht zum Anlaß dem Fleiſche, ſondern durch die Liebe diene Einer dem Andern. Denn das ganze Geſetz iſt in einem einigen Wort verfaſſet, nämlich in dieſem: Liebe deinen

Digitized by Google

Nächsten als dich selbst. So ihr euch aber untereinander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht unter einander verzehret werdet. Ich sage aber, wandelt im Geist, so werdet ihr die Lust des Fleisches nicht vollbringen. Denn das Fleisch gelüstet wider den Geist und der Geist wider das Fleisch. Werdet ihr aber durch den Geist getrieben, so seid ihr nicht unter dem Gesetz. Offenbar sind aber die Werke des Fleisches, als wo sind: Ehebruch, Hurerei, Unreinlichkeit, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Ketzereien, Mißgunst, Todschlag, Saufen, Fressen ꝛc., von welchem ich euch zuvorsage, daß die, solche Dinge thun, das Reich Gottes nicht erben werden. Die Frucht aber des Geistes ist: Liebe, Freude, Friede, Langmüthigkeit, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit. So wir im Geist leben, so lasset uns auch im Geiste untergehen. Lasset uns nicht eitler Ehre geizig sein, also daß wir uns unter einander auffordern und einander mißgünstig seien." Die Liebe zu dieser christlichen Freiheit für Alle drängte den Verfasser, Schriftsteller zu werden und zwar als er bald vierzig Jahre alt war. Was er wollte, wußte er. Er trat in die Schranken für Gott und das Vaterland, für das christliche Haus und die Zukunft der Unmündigen. Er wußte ebenfalls, daß seiner Bücher nicht Kunstprodukte sein würden; er setzte geduldig, wie ein lernbegieriger Schüler, eine strenge Schule, die scharfen Zähne der Kritik, die ihn nicht schonte. Gegen die Rezensenten hat er nicht gefochten, nie fechten lassen, er steht in keiner Kameraderie; er nahm es schweigend hin, wenn man mit dem Buche auch seine Person herumzog, den Landpfarrer lächerlich zu machen suchte. Es redet jeder nach seinen Gaben, hohen oder niedern, und wer Sclave auf einer Galeere, kein Mann mehr, sondern bloß noch eine Nummer ist, der ist ja gar nicht mehr zurechnungsfähig. Der Verfasser lernte von ihnen — aber sein Panier änderte er nicht, mit gleichem Muth und gleicher Freudigkeit, wie am ersten Tage, trägt er es noch und wird es tragen, so lange seine Hand es halten kann und so lange der Kampf dauert. Das ist's, was dem Verfasser ein Vorwort abnöthigt. Freundliche Stimmen baten ihn, die leidige Politik aus seinen Büchern fallen zu lassen, da man derselben satt und jetzt überall Ruhe sei. Statt dieser Bitten Folge zu leisten, streckt dieses Buch von sogenannter Politik; darüber glaubt er eine Erklärung geben zu sollen.

Im Canton Bern, des Verfassers theurem Vaterlande, ist noch keine Ruhe; neu lodert der Kampf, vergiftete, infame Waffen braucht der Feind, Lüge und Verläumdung; um jeden Preis soll der Canton Bern der Propaganda zurückerobert werden. Der Bürgermeister von Zürich, Escher, erscheint an zu diesem Zwecke veranstalteten Volksversammlungen, auf Verrath und Feigheit setzt die Propaganda ihre Hoffnungen. Aber dieses Treiben und die betheiligten Namen wird die Nachwelt richten. Wenn die Gefahr vor den Thoren lobt, legt man die Waffen nicht nieder, wenn der Feind an den Mauern kletteret, begießt man nicht Nägili, pflanzt man nicht Kabis. Der Hauptgrund aber, warum der Verfasser auch beim besten Willen von der sogenannten Politik nicht lassen kann, ist der, daß ja die heutige Politik überall ist, daß ja gerade das das bezeichnende Merkmal des Radicalismus oder der radicalen Politik ist, daß dieselbe sich in alle Lebensverhältnisse aller Stände drängt, das Heiligthum der Familien verwüstet, alle christlichen Elemente zerfetzt. Wo man im Hause den Fuß absetzt, trittet man auf diese Schlange, diese Landplage Europas.

Wer mit Liebe am Volke hängt, klar in dessen Leben sieht, der muß überall mit der radicalen Politik feindlich zusammentreffen, denn dieselbe ist eigentlich keine Politik, sondern eine eigene Lebens- oder Weltanschauung, die alle Verhältnisse einfaßt, der ganzen Menschheit sich bemächtigen will. Durch eine eigentliche Sekte wird sie getragen, vom Fanatismus, welcher den Sektirern eigen ist, werden ihre Anhänger getrieben. Ihre Parole ist Vorwärts, Fortschritt, ihr Feldgeschrei: Freiheit. Wo war je bei einer Sekte Freiheit? Ist das Leugnen einer höhern Welt, das Wandeln im Fleische, das Beißen und Fressen unter einander Fortschritt, Vorwärts?

Gehen dem Volke die Augen auf über die Natur dieser Sekte und ihr Ziel, dann ist sie auch zu Grunde gegangen. An diesem Oeffnen schafft der Verfasser mit Fleiß, und an diesem Werke schaffen Alle, die es wohlmeinst gut meinen mit dem Volke.

Die redlichen Radicalen, welche aber nicht zur Sekte gehören, die Zwecke des eigentlichen Radicalismus nicht verfolgen, weil sie nicht darin eingeweiht sind, deren radicale Politik nicht über die Gränzen der eigentlichen Politik geht, die sind es nicht, denen unser Kampf giltet; ihren Ansichten, wenn wir sie auch nicht theilen, räumen wir ihre Berechtigungen. Ja wir sind überzeugt, mit diesen werden wir zur Zeit, wenn die Gerichte einbrechen über die propagandischen Banden in einem Lager stehen. Dann brechen aber die Gerichte Gottes ein über diese Banden, wenn ihre Larve vollends gefallen ist, die bodenlose Schlechtigkeit dieser Sekte offenbar wird, ihre gottesleugnerische Lehre wie ein verzehrend Feuer gegen alle Güter leckt, gegen jegliche Ordnung.

Gegen diese alles Volksglück zerstörende Sekte hat der Verfasser sein Buch geschrieben, seine Berechtigung dazu lag in der christlichen Liebe und der republikanischen Freiheit, seine Verpflichtung dazu im eigen Gewissen.

Wie er es aber geschrieben, gut oder schlecht, dem Zwecke entsprechend oder nicht, darüber urtheilt, liebe Leser. In Demuth läßt der Verfasser das Gericht über sich ergehen."

Wie haben es so eben von ihm selbst gehöret, Jeremias Gotthelf, hat im „Zeitgeist und Berner Geist" seine politischen Ansichten ausgesprochen. Es ist dieses verhältnißmäßig in weit größerer Ausdehnung geschehen, als in anderen seiner Schriften; aber es ist doch nicht die Politik der Radicalen, die er schildert und meint, allein, es ist auch das Verdrängen, das Lächerlichmachen des religiösen Volkslebens, was ihn zu heftigen Strafworten hinreißt. Mag Manches aus einem allgemeinen Gesichtspunkte aufgefaßt, darauf berechnet sein, daß es auch weiterhin treffen und zünden soll, vorzugsweise, und das vergesse man bei der Kritik des Buches nicht, will er den bösen Geist der im Schweizer, im Berner Lande umging und umgeht, als einen recht bösen erscheinen lassen und — bannen; auch Menschengunst hat er sich dabei nicht umgesehen — nach Menschengunst überhaupt nämlich — denn auch Andere, als die Radicalen, Hohe oder Niedere, bekommen ihren Theil. Gefallen wird das Buch nicht sehr und wol weniger gelesen werden, als seine früheren köstlichen Schriften, auch, befürchten wir, in manchen seiner Partien von Denen nicht recht verstanden werden, die zunächst davon Nutzen haben sollen; nicht als wenn in demselben nur abstracte Theorien vorgetragen würden, die den Leuten im Berner Gebiet böhmische Dörfer, sein. Alles ist handgreiflich genug, aber die Art, wie das wüste Unwesen geschildert, die Einkleidung, scheint uns nicht glücklich gewählt. Was sich für

Digitized by Google

eine Volksgeschichte, wie wir deren dem Verfasser so viele treffliche verdanken, eignet, ist in einer solchen Philippika nicht so ganz an rechter Stelle. Doch fast hätten wir vergessen, daß auch hier eine Erzählung, ein schweizerisches Sitten- und Familienbild nicht fehlt; aber es ist nicht die Hauptsache, nur da, um daran die Tadels- und Warnungsworte zu knüpfen. Und dennoch! ist in ihr die nicht gewöhnliche Befähigung des Erzählers, naturgetreue Charakterschilderungen zu geben und entscheidende Lebensmomente wirksam zu zeichnen, unverkennbar. Zwei wohlhabende und angesehene Bauern, Benz, nach seinem Hofe die Ankenballe, Ankenbenz, und Hans, nach seinem Hofe der Hungbasen, Hungbans genannt, sind die Hauptpersonen; der letztere, Amtsrichter, geräth in die radicalen Wirren, dabei aber auch in allerlei häusliche Wirren tief hinein; Benz bleibt ihnen ferne. Die Frau des Hans, Gritli, siecht aus Gram langsam dahin; List, die Bäuerin von der Ankenballe, ist eine kräftigere Figur, voll Weiberklugheit, doch von der rechten guten Sorte. Hungbans hat zwei Söhne, Hans und Benz; Hans wandelt des Vaters Wege, ja noch schlimmere, nebenbei ist er erst Lieutenant, dann Hauptmann und im Verkehr mit nichtsnützigen Menschen, die ihn am Leitseil halten und zum Schuldenmachen bringen. Wenn je einer zur rechten Zeit gestorben, so war es Hans; plötzlich seelig und inmitten seiner — nun, will man es nicht Sünden nennen, so wollen wir sagen Thorheiten, fährt er dahin. Benz der Junge ist bessrer Art; ob er des alten Benz's Tochter, die Veeli, die ihn, so wie er sie, gar herzlich liebt, zum Eheweibe bekommt, was es mit dem Zuvernunftkommen und Umkehren des Hans, den des Sohnes Tod zum geschlagenen Mann macht, für ein Ende nimmt, erfahren wir nicht; es wird uns wol ein andermal erzählt werden. Außer Hans dem Alten kommen auch sonst noch Manche vom Bernergebiet zur Vernunft; sie überzeugen sich so nach und nach, daß die rechte, wahre Freiheit und Gleichheit nicht die sei, welche die Radicalen in's Land schmuggelten und ein wenig Religion doch auch nicht schade, sei es auch nur für die Todesstunde. An des Hauptmanns Hans Grabe spricht zuletzt der Pfarrer erbauliche und eindringliche Worte der Wahrheit. „Die Wahrheit war so klar," so schließt der Verf. sein Buch, „die Bezeichnungen so mannichfaltig und tief, daß diese Rede wie ein zweischneidig Schwert durch die Seelen fuhr. Viele gingen an die Arbeit, die Götzen des Tages aus den Tempeln zu schaffen, die Gott allein geweiht sein sollen, den Geist auszutreiben, den Geist der Welt oder den Geist der Zeit, der wandelbar und veränderlich ist, wie die Welt, und wo dieser Zeitgeist ausgetrieben ist, da zieht der Geist des Herrn ein, es ordnen sich die Kräfte, ein neues Leben entsteht, es wird Friede, die Liebe blüht, die Früchte werden nicht ausbleiben. Der würdigen Väter Söhne sind wie wieder, und den Segen der frommen Väter wird Gott strömen lassen in Fülle über die würdigen Söhne, und als seine lieben Kinder sie erfüllen mit seinem ewigen Geiste."

Viele schöne und recht erquickende Stellen könnten wir abschreiben, z. B. aus dem 15. Capitel: „Wie es ändert mit Veeli, das Zeitliche vergeht, das Ewige kommt," wollen jedoch Denen, welche an den politischen Ausläufen kein Behagen finden, und sich die Geschichte herauslesen, Genuß und — Belehrung nicht vorwegnehmen.

„Die Schweizerredensarten, die Schweizerwörter, die in „Zeitgeist und Berneregeist" sehr vorherrschend sich zeigen, stören beim Lesen." So wird mancher Leser klagen, und er hat Recht; aber für diesesmal ist auch Jeremias Gotthelf im Rechte; die ihn verstehen sollen, werden ihn schon verstehen, würden ihn, wenn es anders wäre, nicht verstehen und nicht helmisch sein in der Geschichte und Dem, was ihnen auf Berneredeutsch zu sagen Noth that. Ob auch die derbe Sprache für sie Bedingung des Verständnisses, wissen wir nicht, die deutschen Leserinnen und deren hat Jeremias Gotthelf eine Menge, hätten sie gewiß nicht ungern ein weniger derb. Daß Alles nicht so correct in der Diction, wie wir es gewohnt, das wollen wir der — Correctur in Rechnung stellen.

Hoffmann.

Miscelle.

Eine Grabschrift zur Warnung. Es wird der Vorschlag gemacht, eine zweite Tafel auf den Sarg Napoleons zu nageln mit folgender Statistik, nicht zum Vorwurf gegen den „großen Todten," sondern zur Warnung für die kleinen Lebenden:

Contributionen im Auslande, erhoben laut amtlicher französischer Statistik:

Aus dem ehemaligen deutschen Kaiserreiche	1,402,250,000 Fr.
In den Ländern des Königreichs Preußen	5,980,000 "
Holland	873,745,000 "
In verschiedenen Ländern von Holland bis im Elsaß, namentlich in den Ländern zwischen der Mosel und dem Rhein	145,780,000 "
Im ehemaligen Churfürstenthum Trier	6,120,000 "
In der Pfalz	12,462,000 "
Zweibrücken	4,455,000 "
Schwaben	57,758,408 "
Herzogthum Berg	2,464,000 "
Kaiserthum Oesterreich, im zweiten Feldzuge	464,061,375 "
Würtemberg	13,033,100 "
Baiern	16,970,000 "
Baden	3,345,000 "
Mailand oder die cisalpinische Republik	284,000,000 "
Modena	10,490,000 "
Lucca	5,000,000 "
Parma	5,858,000 "
Neapel	150,000 "
Genua	4,000,000 "
Toscana	8,000,000 "
Venedig	172,045,788 "
Spanien	30,000,000 "
Portugal	36,000,000 "
Schweiz	10,300,000 "
Hamburg	7,000,000 "
Bremen und Lübek	3,000,000 "
Im Ganzen	3,584,267,671 Fr.

Diese Summen weisen aus, was die Generäle verrechnet haben; was bezahlt wurde, ist mindestens drei mal so viel.

„Das dankbare Ausland."

Steuervermehrung im Inlande.

1801: 450,881,913 Fr. 1812: 1,062,200,000 Fr.

„Das dankbare Frankreich."

In den Feldzügen, auf dem Schlachtfelde und in den Spitälern durch Feuer, Schwert, Hunger und Krankheit umgekommen: vier Millionen Menschen.

„Das dankbare Europa."

(N. Pr. Ztg.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SUBART

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 47. Sonnabend, den 12. Juni. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 365
Die Haupt-Thee-Distriete in China ..... " 367
Literatur:
Der poetische Pilger durch Deutschland und die Schweiz. Herausgegeben von Joseph Rank ..... " 369
Seraphin Schölcher. Historische Erzählung aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Von Philipp Körber ..... " 370
Die Waisenfrage, oder die Erziehung verwaiseter und verlassener Kinder in Waisenhäusern und in Privatpflege. Von Dr. J. C. Kröger ..... " 370
Literaturbriefe von Emil Budlar ..... " 371
Miscelle ..... " 372

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sey.

Nachdem die Föderirten ihren Posten eingenommen und sich der Hauptstadt als Sieger bemächtigt hatten, brauchten die Girondisten nur noch zwei Maaßregeln zu nehmen, um ganz Frankreich in ihre Gewalt zu bekommen, nämlich: den öffentlichen Dienst zu desorganisiren, und die den Thron bewachende bewaffnete Macht zu zerstreuen. Das Erstere ließ sich durch ein Decret erreichen, wodurch das Vaterland in Gefahr erklärt ward.

Hierauf waren die Verschworenen im Verlaufe des Monats Juni verfallen. Am 30. äußerte sich Johann de Bry, der Berichterstatter der Zwölfercommission, daß es nöthig sey, vermittelst eines Decrets eine neue gesetzliche Situation herbeizuführen, welche der Constitution zur Seite gestellt würde, und die den öffentlichen Gewalten eine exceptionelle Existenz und Thätigkeit verliehe. Dieser neue Zustand sollte durch die Erklärung: Bürger, das Vaterland ist in Gefahr, von dem gesetzgebenden Corps als Acte abgefaßt, formulirt werden.

Dies Supplement zu der Verfassung wurde denn auch am 4. Juli votirt. Seine legalen Wirkungen sind hauptsächlich in den Artikeln II. und III. enthalten, als:

„Art. II. Gleich nach erfolgter öffentlicher Erklärung sollen sich die Departements- und Districts-Conseils versammeln, und, so wie auch die Municipalitäten und die General-Conseils, in Permanenz verbleiben. Alle öffentliche Beamte im Civil- und Militairfache haben sich auf ihre Posten zu begeben.

„Art. III. Alle Bürger, die im Stande sind die Waffen zu tragen, und die schon als Nationalgardisten gedient haben, sollen auch in permanenter Activität verbleiben."

Das Decret vom 4. Juli hatte nur ein neues Mittel, das Land in Aufregung zu bringen und den revolutionairen Rausch aufs äußerste zu steigern, geschaffen und der Versammlung zur Verfügung gestellt; man brauchte nur noch den Augenblick abzuwarten und zu ergreifen, wo dies Mittel mit Nutzen anzuwenden war, und diesen Augenblick meinten die Girondisten mit dem 10. Juli gefunden zu haben. Nachdem an diesem Tage debattirt worden war, erschien den andern Tag, am 11. Juli, folgendes Decret:

„Acte des gesetzgebenden Corps.

„Ansehnliche Truppenmassen nähern sich unsren Gränzen. Alle diejenigen, welchen die Freiheit ein Gräuel ist, rüsten gegen unsre Verfassung.

„Bürger, das Vaterland ist in Gefahr!

„Mögen diejenigen, welchen die Ehre zu Theil wird, zuerst zu marschiren, um dasjenige zu vertheidigen, was ihnen das theuerste ist, es stets eingedenk seyn, daß sie Franzosen und frei sind; daß ihre Mitbürger daheim für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums Sorge tragen, die Magistratspersonen aus dem Volke wachsam seyn werden; daß Alle, ruhigen Muthes, das Attribut der wahren Stärke, um zu handeln nur des Signals des Gesetzes gewärtig sind, und das Vaterland ist gerettet!"

Digitized by Google

Das Lesen dieser Texte und der officiellen Reden vermag keinen Begriff von der wirklichen Wichtigkeit zu geben, welche die Parteien mit der Gefahrerklärung des Vaterlandes verbanden, und von dem Gebrauche, den sie davon zu machen beabsichtigten. Keine von ihnen führte bei dieser Gelegenheit eine aufrichtige Sprache, und damals, wie noch sonst in manchen Fällen, herrschte in den Reden nur die Lüge, während die Wahrheit in den Reticenzen verborgen blieb.

Ein Zeitgenosse, der bei jenen Vorfällen viel die Hand mit im Spiel gehabt hat, hat sich über die verschiedenen Ansichten der Parteien bei dieser Gelegenheit folgendermaßen geäußert:

„Die Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sey, war keine eitle Formalität, keine gewöhnliche und sterile Bezeichnung eines bedauerlichen Umstandes. Dieser Formel sollten weit bedeutungsvollere legale und zauberische Wirkungen folgen. Mit ihr waren sehr abweichende Hintergedanken verbunden, je nach den Personen, welche dieselbe aussprachen oder für die sie ausgesprochen ward.

„Die constitutionellen Royalisten meinten, oder suchten es sich einzureden, das schlimmste, was die Erklärung zur Folge haben könnte, dürfte seyn, daß durch sie die Autorität der administrativen Corps der Departements in die Stelle der Autorität der Minister des Königs träte, und sie hofften mindestens auf die Erhaltung einiger Ordnung abseiten einer Behörde, die sich im Allgemeinen indignirt über die Attentate vom 20. Juni bewiesen hatte.

„Die Jacobiner und mit ihnen der große Haufe hatten zuförderst die Vernichtung der königlichen Gewalt, zunächst eine große Bewegung unter der Jugend im Auge, die zu einer sehr zahlreichen freiwilligen Dienstnahme führen würde, welche die Bildung von zwei Armeen möglich machte, wovon man die eine im Innern gegen die Aristocraten, die andre gegen das Ausland verwenden könne. Man sah voraus, daß eine freiwillige Bewegung, welche zwei Armeen ins Leben riefe, auch die administrativen Corps dem Willen der Menge gefügig machen, oder sie durch andere, die lenksamer wären, ersetzen würde.

„Es lag ziemlich auf der Hand, daß die Volkspartei in der Versammlung ihrer Deutung zu Paris das Uebergewicht über die Deutung der constitutionellen Partei verschaffen werde. Es fiel den Clubs, den Leitern des Generalraths der Gemeinde und der Sectionen nicht schwer, den Proletariern begreiflich zu machen, daß die Gefahrerklärung des Vaterlandes ein Anruf an ihren Muth, an ihren Patriotismus, an ihren Eifer, kurz an alles das sey, was ihnen als zum öffentlichen Wohl dienlich erscheinen möchte."

So war die Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sey, denn, wie man sieht, eine Kriegswaffe für sämmtliche Parteien. Für die Jacobiner, die der Zeit der Politik und der Leitung der Gironde unterworfen waren, war sie ein Mittel unfehlbaren Erfolges, weil die Permanenz der deliberirenden Körperschaften die Volksleidenschaften aufs höchste steigern mußte, und einen Deckmantel abgab, unter welchem sich die aufrührerischen Pläne verbergen ließen. Außerdem konnte es nicht fehlen, daß die Permanenz des Gemeinderaths von Paris als logische und natürliche Folge auch die Permanenz der Sectionen nach sich ziehen mußte, und dann war ganz Paris nur noch ein immenser Club, der wie der Schlund eines Vulcans Tag und Nacht gohr und Flammen spie.

Am Sonntag, den 22. Juli ging die Proclamirung der Gefahr des Vaterlandes unter dem alterthümlichen Ceremoniell des Stadthauses vor sich.

„Die Erklärung wurde," sagt Prudhomme, „von Morgens an den ganzen Tag hindurch durch stündlich wiederholte Geschützsalven verkündigt.

„Die Municipalbeamten verließen, beritten und in zwei Trupps abgetheilt, mit einem großen dreifarbigen Banner in ihrer Mitte, das die Worte enthielt: Bürger, das Vaterland ist in Gefahr, und dessen Träger ein Nationalgardist war, um 10 Uhr das Gemeindehaus. Vor ihnen auf und hinter ihnen drein zogen mehrere Kanonen. Zahlreiche Detaschements Nationalgardisten begleiteten sie; wir hätten aber gern mehr Piken dabei gesehn.

„Neben dem Banner, welches die Gefahr des Vaterlandes andeutete, wurden vier kleinere Fahnen oder Standarten getragen, deren jede eine der folgenden Inschriften führte: Freiheit, Gleichheit, Oeffentlichkeit, Verantwortlichkeit.

„Eine Musik, die zu der Veranlassung paßte, ließ sich dem Municipalcorps vorauf vernehmen; sie war dem großen Haufen aber noch zu gelehrt. Die zahlreichen Zuschauer konnten den Sinn dieser Ceremonie nicht recht erfassen, und die Nationalgarde in dem Zuge war die erste, welche Zerstreuung und selbst Langeweile verrieth.

„Sie ist deshalb aber wohl zu entschuldigen; denn seit vier Jahren fast täglich auf den Beinen, konnte sie der Ceremonieen schon satt haben, und man hätte ihr den neuen Frohndienst wohl erlassen, sie schonen, und für ernstere Dinge aufsparen können.

„Bei solcher Stimmung der Gemüther darf man sich über den geringen Effect nicht wundern, den die Ceremonie der Gefahrerklärung des Vaterlandes auf uns gemacht hat."

Prudhomme kann der Mäßigung nicht wohl verdächtig gehalten werden; sein Blatt hat sich damals und immer an der Spitze der revolutionairen Ideen und Excesse gehalten. Man sieht also aus seinem Zeugnisse, wie ruhig, gleichgültig und des Anblickes des demagogischen Plunders, den man ihr seit vier Jahren zum Besten gegeben hatte, die eigentliche Bevölkerung von Paris war. Sie wäre gern, wie das Land selber, zu der Sphäre der Ruhe, der Sicherheit, der Arbeit, aus welcher die Constituante sie herausgerissen hatte, zurückgekehrt; aber die Parteien wollten sie nicht zur Ruhe gelangen lassen, weil die Aufregung ihren Plänen nöthig war. Die Ordnungsliebe beseelte alle redlichen Leute, während die Versammlung und die Clubs von dem Geiste der Ränke und der Anarchie besessen waren.

An demselben Tage, den 22. Juli, wurden auf den Hauptplätzen von Paris große Amphitheater aufgeschlagen, bestimmt, die Anmeldungen der Jugend zum freiwilligen Eintritt ins Militair anzunehmen. Es waren große Estraden, zu welchen man auf Seitentreppen gelangte, und deren Hintergrund ein militairisches Zelt einnahm. Neben dem Büreau des Municipalbeamten standen Fasces von Waffen und Fahnen aufgestellt. Das ganze Amphitheater war kreisförmig von einem Cordon Grenadiere, Chasseurs und Nationalgardisten, Gewehr im Arm, umgeben.

Die Sache war gut angelegt und recht im antiken Geschmack, sagt ein Zeitgenosse. „Das Zelt im Hintergrunde, mit

Digitized by Google

Guirlanden von Eichenlaub und mit Bürgerkronen behangen, war zu beiden Seiten von Piken mit Freiheitsmützen obenauf flankirt, und vor demselben wehete die Fahne der Section von einem auf zwei Trommeln gestellten Tische. Die mit einer Schärpe geschmückte Magistratsperson des Volkes war kaum im Stande, die Eintragung all der Namen zu beschaffen, die sich haufenweise herbeidrängten; die Balustraden, die Treppen, der mit zwei Kanonen besetzte Vorplatz des Amphitheatres, kurz der ganze Raum war von einem Strome junger, feuriger, hochherziger Leute überschwemmt, die gern alle zugleich eingeschrieben sein wollten: dies Bild, neu und voller Leben, war eins der merkwürdigsten und rührendsten, welche die Revolution dargeboten hat.

„Die Anmeldungen waren zahlreich, besonders abseiten der Sansculotten; es kamen deren aber von allen Classen vor, ja man hat selbst gesehen, daß sich drei junge Lazaristen auf dem ehemaligen Königsplatze anwerben ließen, auch wollten weder die verheiratheten Männer noch die einzigen Söhne davon ausgeschlossen sein. Am Abend des Sonntags, den 23., und an den folgenden Tagen gewährte es einen lieblichen Anblick, zu sehen, wie die Magistratsperson des Volkes, mit dem Werbebuche unterm Arm, endlich von dem öffentlichen Platze zurückkehrte, gefolgt von einer langen Reihe von Kindern des Vaterlandes jeglichen Alters, alle fröhlich, das Auge funkelnd von Muth und Keckheit, und sich tanzend und singend in der Mitte von Bürgern bewegend, die es sich nicht nehmen lassen wollten, sie nach dem Greveplatze zu begleiten. „Du bringe ich meine heutige Menschenernte," sagte der Municipalbeamte zu dem versammelten Rath.

„Alle Werber wußten gar nicht, was sie von einem Schauspiel denken sollten, das ihnen so neu, so sonderbar war; die Werbungen auf dem Buy des Eisenmarktes hatten wenig Aehnlichkeit damit."

(Fortsetzung folgt.

Die Haupt-Thee-Districte in China.

(Aus „A Journey to the Tea Countries of China. By Robert Fortune." *)

Wu-e-shan. Sobald ich aus den Vorstädten von Tsong-gan-hien ganz heraus war, wurde ich zuerst des weltberühmten Wu-e-shan's ansichtig. Es liegt mitten in einer Ebene, und bildet einen Haufen Berge, deren keiner über tausend Fuß Höhe zu haben scheint. Ihr Anblick ist eigenthümlich, indem ihre Seiten fast sämmtlich aus perpendiculairem Fels bestehen. Es ist, als ob sie durch irgend eine große Erderschütterung in einer Masse in die Höhe geschleudert, und, von irgend einer anderen Kraft, das oberste zu unterst, zurückgeworfen und in tausend Stücken zersplittert worden wären. In dieser Weise hätten diese Berge allenfalls die sonderbare Form bekommen können, die ich nun vor Augen hatte. Wu-e-shan wird von den Chinesen nicht bloß für einen der wundersamsten, sondern auch für einen der geheiligtesten Punkte des Reiches gehalten. In einem ihrer Manuscripte, von Herrn Ball angeführt, heißt es: „Von allen Gebirgen Fokien's ist das von Wue das schönste und hat auch das beste Wasser. Es ist schauerlich hoch und rauh, von Wasser umgeben, und macht sich als ob es von Geistern dahin gesetzt worden wäre. Man kann nichts Wunderbareres sehen! Seit der Dynastie Tsin's und Han's bis auf den heutigen Tag sind dort Eremiten und Priester, aus den Secten von Tao-sze und Fo, erstanden, wie die Wolken am Himmel und das Gras auf dem Felde, zu zahlreich, um gezählt werden zu können. Am berühmtesten ist es jedoch durch seine Producte, insbesondere den Thee."

Ich hatte meinen Standpunkt eine Zeitlang auf dem erhöhten Terrain halbwegs zwischen Tsong-gan-hien und Wu-e-shan genommen, um des wundersamen Schauspiels vor mir zu genießen, das, wiewohl ich darauf vorbereitet gewesen war, dennoch meine Erwartungen weit übertraf. In der Beschreibung, welche die Jesuiten davon gegeben haben, so auch in den Schriften der Chinesen ist nichts übertrieben, außer in der Angabe der Höhe der Berge. Sie sind keineswegs „schauerlich" hoch, ja selbst niedriger, als die meisten Berge in diesem Landestheile, namentlich viel niedriger als die Bergkette, welche ich eben passirt war. Die Leute, die mit mir waren, zeigten mit vielem Stolz auf den Haufen von Bergen hin, und sagten: „Seht, das ist Wu-e-shan! Habt Ihr wohl irgend etwas in eurem Lande, was damit verglichen werden könnte?" Es war ein schöner Tag, und da die Sonnenstrahlen kräftig brannten, so hatte ich unter dem Laubdache eines großen Kampherbaums, der an der Landstraße stand, Schutz gesucht. Ich hätte hier wohl bleiben mögen, bis die einbrechende Nacht mich des Anblickes vor mir beraubt hätte; aber meine Sesselträger, die dem Ziel der Reise nahe waren, mahnten mich zum Aufbruch.

Das famose Bohea-Gebirge. Ueber Nacht fiel nichts vor, das unsern Schlaf hätte stören können, und der meinige war so gesund und friedlich, als ob ich mich „in dem alten Hause" in der Heimath befunden hätte. Sobald es tagte, nahmen wir unsern ersten Imbiß und setzten dann die Reise fort. Eine der großartigsten Ansichten, die ich je gehabt hatte, wartete meiner. Seit einiger Zeit hatte ich mich so zu sagen schon in einem Meer von Bergen befunden, nun aber lag die weit berühmte Bohea-Kette vor mir, deren Gipfel die untere Wolkenschicht durchbohrte und weit über sie hinausragte. Sie schien in tausend Stücken zerbrochen zu seyn, deren einige höchst eigenthümliche und auffällige Umrisse hatten. Es hält schwer die Höhe dieser Berge abzuschätzen, doch schien es mir, indem ich sie mit anderen, mir bekannten Bergen verglich, daß die höchsten 6 bis 8000 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben seyn mochten. Einige Stellen an den Seiten der niedrigeren

*) Der Verfasser dieses neueren Werkes, das in England u. a. in dem Athenaeum sehr belobend besprochen wird, ist unsern Lesern schon aus früheren Reisen, die er nach China gemacht hat, bekannt. Seine diesmalige Reise, von Mitte 1848 bis Ende 1851, hatte den Zweck, für Rechnung der ostindischen Regierung nicht bloß ächte Thee-Pflanzen und Saamen, sondern auch in der Thee-Cultur bewanderte Chinesen und die zu dieser Cultur erforderlichen Geräthschaften, Behufs des unternommenen Thee-Anbaues am Fuße des Himalaya-Gebirges, zu besorgen, eine Aufgabe, die er mit vielem Glück gelöst hat. Er hatte sich dazu aber auch aufs Beste vorbereitet, indem er nicht allein das chinesische Costüm angenommen hatte und den Kopf geschoren trug, sondern auch aus chinesischen Pfeifen rauchte und eben so geschickt wie die Chinesen selber mit Stäbchen aß, so wie nicht minder sich eben so gravitätisch wie sie gerirte.

Anm. der Red.

Digitized by Google

Berge sind angebaut, über sie hinaus aber ist Alles rauh und wild.

Wenn ich mir den Augenblick für die erste Ansicht des Bohea-Gebirges ausgesucht hätte, ich hätte ihn nicht glücklicher wählen können. Der Morgen war klar, die Luft kühl, und die Sonne beschien eben die östliche Seite. Indem ihre Strahlen auf die rauhen Bergspitzen fielen, erhielten dieselben einen reichen, goldenen Anstrich, während die Bergkuppen im Schatten sich schaurig und düster ausnahmen. Sonderbare Felsgestalten, riesigen Statuen von Menschen oder verschiedenen Thieren ähnlich, schienen die Höhen zu krönen und machten die Aussicht höchst merkwürdig. Unser Weg war von Hokow ab immer wellenförmiger Art gewesen, und obwohl wir eine Menge Anhöhen erklommen hatten, war es an deren entgegengesetzten Seite immer wieder abwärts, den Thälern zu gegangen, im Ganzen hatten wir jedoch allmählig eine höhere Höhe über dem Meeresspiegel erreicht. Augenblicklich waren wir am Fuße der mittleren und höchsten Gebirgskette angekommen, und begannen nun, dem Gebirgspasse zu, aufwärts zu steigen. Die Straße hier hat ungefähr 6 Fuß Breite und ist mit Granit gepflastert. Sie führte uns, allmählig höher und höher, um die Seiten der Berge herum, und als wir endlich den Kreislauf um eine der oberen Windungen gemacht hatten, da zeigte sich der Paß selber in der höchsten Reihe. Dieser Paß ist weit niedriger, als irgend ein anderer Theil der Bergkette, daher er denn von den Bergen zu beiden Seiten hoch überragt wird.

Ehe man zu dieser Höhe gelangt, wird der Weg so steil, daß selbst die chinesischen Reisenden ihre Sessel verlassen und sich ihrer Füße bedienen, wozu sie sich außerdem nicht leicht verstehen. Wir hatten von dem Fuße des Gebirges bis zu dem Passe, bei dem wir nun angekommen waren, 20 Li oder ungefähr 5 (englische) Meilen zurückgelegt. Dieser Paß wird stark frequentirt, indem er die Länder von Fokien mit denen von Kiang-si verbindet und durchs Gebirge die Landstraße von den Districten des schwarzen Thee's nach den mittleren und nördlichen Provinzen des chinesischen Reiches bildet. An jeder Biegung der Straße begegneten oder überholten wir lange Züge von Kulis. Diejenigen, die nach Norden gingen, waren mit Kisten Thee beladen, während diejenigen, welche die Richtung nach Süden nur hatten, Blei und sonstige Artikel, deren man in dem Theelande bedarf, transportirten. Auch Reisende in Tragsesseln gab es in Menge, die entweder nach den Städten Tsong-gan-hien und Tsing-tsun und der Umgegend wollten, oder von dort herkamen. Ob ich über mir nach dem Passe, oder unter mir nach dem spiralförmigen Pfade, den ich gekommen war, schaute, hatte ich immer ein sonderbares und belebtes Bild vor Augen. Wie zahlreich die Trupps der Kulies, und wie breit auch die Straße, welche sie zogen, sein mochten, gingen sie doch nie, wie man das in anderen Ländern sieht, selbst nur zweibunder neben einander her, sondern folgten einander einzeln, so daß sie von weiten einem Ameisenzuge glichen. Alle Viertelmeile, zuweilen in einer noch geringeren Entfernung, findet sich eine Theeschenke, wo sich diejenigen laben können, die sich von dem Hinauf- oder Herniedersteigen der Berge angegriffen fühlen. Wir benutzen dieselben häufig, um uns an einer Tasse lauteren Bohe's, direct an seiner Quelle, zu erfrischen.

Wir waren endlich bei der berühmten Pforte oder den unermeßlichen Thüren angekommen, welche die Provinzen Fokien und Kiang-si von einander scheiden. Die Pfeiler zu dieser Pforte hat die Natur geliefert, und zwar in der unvergänglichen Gestalt der Berge selber. Die gewölbten Thorwege hatten eine große Aehnlichkeit mit den Thoren einer chinesischen Stadt. Als wir den Bogengang passirten, sah ich einen hier Wache haltenden Trupp Soldaten sich müßig umhertreiben; sie nahmen von uns keine Notiz, auch wurde unser Gepäck nicht untersucht. Wir hatten den Paß bald hinterm Rücken, und befanden uns nun in einer anderen Provinz, in der von Fokien. Nie in meinem Leben hatte ich einer Aussicht wie diese, so groß und hehr, genossen. Eine Kette hoher Berge thürmten sich rechts und links neben mir auf, während vor mir, so weit das Auge reichte, das gesammte Land auch nur einen wirren Haufen von Bergen und Hügeln in jeglicher Größe und mit vielfältig gestalteten Kuppen bildete. Als ich mit Erstaunen und Bewunderung auf die Scene vor mir hinblickte, wurde meine Aufmerksamkeit durch einen einzelnen Fichtenbaum von ansehnlicher Größe angezogen, der ungefähr hundert Schritte von dem Thorwege entfernt stand. Sein isolirter Standpunkt, — es war durchaus kein anderer Baum in der Nähe — seine bedeutende Höhe, und sein schönes Verhältniß machten ihn mir zu einer höchst interessanten Erscheinung. Ich muß gestehen, daß ich einige Secunden lang für nichts anders Augen hatte. Ich hatte Sessel, Kulies, Berge, kurz Alles um mich her vergessen, und glaube, daß wenn die Wache des himmlischen Reiches mir den Eintritt in das Gebiet von Fokien hätte verwehren wollen, ich um die einzige Gunst gebeten haben würde, mir zu gestatten, den edlen Baum näher in Augenschein zu nehmen. Die chinesische Wache dachte aber nicht daran, mir irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen, und da der Gegenstand meiner Neugier an der Landstraße lag, so war ich ihm bald zur Seite, und sah nun, daß es die japonische Ceder (Cryptomeria japonica) war, ein Baum, den ich bereits in England eingeführt hatte, und der, obwohl noch jung, dennoch sehr bewundert worden war. Ich hatte nie zuvor ein solch reifes Exemplar gesehen, und wiewohl eine noch unbekannte Gattung mir noch lieber gewesen wäre, war ich doch stolz darauf, daß Europa durch mich um einen Baum von solcher Größe, Symmetrie und Schönheit bereichert worden war. Das Exemplar vor mir war mindestens 120 Fuß hoch, vielleicht noch bedeutend mehr, dabei gerade wie eine Lärche, und seine unteren Zweige hingen bis zur Erde herunter. Er war nicht gekoppt worden, wie es mit den anderen chinesischen Bäumen geschieht, und man hatte ihn sichtlich mit großer Sorgfalt gehegt. Auch meine Chinesen betrachteten ihn mit vieler Bewunderung, und sagten mir, daß es außer ihm, kein anderes Exemplar in diesem Theil des Landes gäbe, und daß ein vormaliger Kaiser ihn gepflanzt habe, als er dies Gebirge passirte.

Tsong-gan-hien. Ich befand mich nun am Saume des großen Schwarztheelandes Fokien. Ich gewahrte hier ausgedehnte Theeanpflanzungen, meistens an den unteren Bergwänden, jedoch auch in den Gäten der Landleute. Es war gegen 10 Uhr Vormittags, als wir zu Tsong-gan-hien, einer großen Stadt inmitten des Landes des schwarzen Thee's, und wo fast sämmtliche Thee'n dieses Districts verpackt und zur Ausfuhr fertig gemacht werden, ankamen. Nach den Beobachtungen, welche die Jesuiten vor vielen Jahren angestellt haben, liegt Tsong-gan-hien im 27° 47' 38" nördlicher Breite. Es liegt mitten in einer nur beschränkten, von

Digitized by Google

Bergen umgebenen und fruchtbaren Ebene, und gehört mit zu dem Distrikt der Stadt Kein-ning-fu. Die Mauern um die Stadt haben einen Umfang von drei Meilen, sie sind aber eben so wie die Wälle sehr verfallen. Sie scheinen an Altersschwäche zu leiden, und sind wahrscheinlich in kriegerischeren Zeiten als die jetzigen aufgeführt worden. Die Bevölkerung mag sich auf 100,000 Seelen belaufen, doch ist es mir nicht möglich, darüber eine zuverlässige Auskunft zu geben. Die Vorstädte, welche ich in meiner Schätzung mit einbegriffen habe, sind sehr groß und volkreich, und dehnen sich weit längs des Ufers aus.

Diese Stadt hat eine Menge großer Thee-Hongs, in welchen die schwarzen Thee'n Behufs der Verschickung nach den fremden Märkten sortirt und verpackt werden. Alle die Kulies, welchen ich auf meiner Reise begegnet war, hatten hier ihre Ladung bekommen. Die Theehändler aus allen Theilen von China, wo Thee consumirt oder versandt wird, kommen hieher, um in diesem Artikel Einkäufe zu machen und die nöthigen Vorkehrungen zu dessen Transport zu treffen. Besonders finden sich viele Cantonnaer ein, indem diese sowohl zu Canton als zu Shanghae einen bedeutenden Handelsverkehr mit den Ausländern unterhalten. Ich sah unter ihnen manche, die mir bekannt waren, in den Straßen umherwandeln, hatte aber guten Grund, ihnen möglichst aus dem Wege zu gehen. Sie sind wegen ihrer Gesichtszüge leicht von den Einwohnern von Fokien zu unterscheiden, eben so, wie von den nördlicheren Chinesen.

Mehrere der Berge, welche die Ebene umgeben, in welcher Tsong-gan-hien liegt, sind in weitem Umfange mit Theestauden bepflanzt; viele sehen aber höchst kahl aus, obgleich selbst diese an den Seiten einzelne sehr fruchtbare Stellen haben. Auch in den niederen Gründen, welche jedoch immer noch bedeutend über dem Flusse erhaben liegen, findet ein ansehnlicher Theebau statt.

Der poetische Pilger durch Deutschland und die Schweiz. Herausgegeben von Joseph Rank. Stuttgart. Druck und Verlag von Eduard Hallberger. 1852. 12. VIII und 534 Seiten.

„Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

So rief Uhland", beginnt der Herausgeber sein Vorwort. Hören wir ihn weiter:

. . . „Und es ruhen die Wälder nicht mehr; an jeder Felsenwand und Ruine, durch Thal und Berge, über Seen und Ströme des deutschen Landes hin entzündet sich ewig auf's Neue Lied um Lied.

Was Wunder also, wenn der „im Lande des Gesanges" reisende Einheimische und Fremde vor manchem Wunder einer Naturschönheit oder an mancher Stelle einer berühmten Begebenheit ein lebendiges Regen verspürt, nach eines Dichters melodischer Weise den Gedanken edleren Ausdruck und dem Gefühle eine tiefere Weihe zu geben?

Durch ein solches lebendiges Regen zu wiederholten Malen veranlaßt, hat der Herausgeber sich endlich entschlossen, hoffentlich Manchem erwünscht, das vorliegende Büchlein deutschen Gesanges den Reisenden durch deutsche Gaue als mannigfache Erquickung des Geistes und Herzens mit auf den Weg zu geben.

Man reiset jetzt schnell; man reiset jetzt selten mehr so bescheiden, daß Einem ein Berg oder Thal, ein Strom oder eine Provinz genügte; und selbst am Ziele seines Ausflugs wird das Auge von einem Bergeshaupte nach die fernhereblauende Wand eines Gebirges oder die Silberwindung eines vaterländischen Stromes verfolgen und die melodische Sprache des Bächleins fragen, was von jenen wohl die Dichter singen und sagen?

Aber weil man heutzutage schnell zu reisen pflegt, weil ein Büchlein wie dieses dem Wanderer nicht schwer und lästig fallen dürfte, und weil endlich während des Tumultes einer Reise weder die Muße noch die Weihe für poetische Genüsse in den Gemüthern der Menschen sich allzuhäufig einzufinden pflegen, mußte der Zweck dieses Büchleins den Inhalt auf ein bescheidenes Maß zusammendrängen und von den Gegenden nur die besuchtesten Thäler, Ströme, Seen und Gebirge, von den geschichtlich denkwürdigen Stellen nur diejenigen, welche von Theilnahme am meisten verdienen, im Auge behalten, sowie denn auch bei der mehrfachen Behandlung eines Stoffes immer nur die vorwiegend verdienstliche Dichtung den Vorzug der Wahl erfahren durfte.

Daß der poetische Pilger seinen Wanderstab auch über die Schweizergrenze setzen würde, verstand sich von selbst. Er begnügt sich auch hier, seine Gedanken und Stimmungen nur auf einige der Hauptstellen des Landes und dessen Geschichte zu lenken.

Jeder Reise gehen gewisse Beweggründe, Empfindungen, heitere oder trübe Lagen des menschlichen Herzens voraus. Auch allgemeine Reiseeindrücke, denen man entgegensieht, machen sich in gewissen Umrissen im Voraus in unserer Vorstellung geltend. Diesen allgemeinen Vorstellungen und besonderen Stimmungen sollen die „Wunderbilder" des Pilgers entsprechen.

Und so wäre deutlich genug zu ersehen, wie dieses Büchlein einen bescheidenen wie angenehmen Zweck nach Möglichkeit zu erfüllen bestrebt ist.

Denjenigen, welche für eine längere Reise mehr der poetischen Anregung wünschen, wird die Verlagshandlung unter dem Titel: „Der wandernde Sagen- und Mährchenfreund" ein zweites Handbüchlein zu dem vorliegenden bieten."

Die Gedichte sind in folgender Weise zusammengestellt. Zuerst die erwähnten Wunderbilder (— Lebewohl. Scheiden und Meiden. Ausmarsch. Morgenlied. Der Stadt entflohen. Das Posthorn. Im Walde. In der Ferne. Stimme des Regens. Morgenwanderung. Im Gebirge. Kern und Schale. Stimme der Glocken. Felsenkuppe. Die Ruinen. In den Ruinen eines alten Bergschlosses. Ein Ritt im Waldesdunkel. Einkehr. Am Kreuzwege. Glückliche Fahrt. Studentenreise. An die Alpen —) von Uhland, Kinkel, Goethe, Lenau, v. Eichendorf, Geibel, Anast. Grün, Matthison, Wolfg. Goethe. Dann: Der Rhein; besonders reichlich bedacht (S. 33—204). Westphalen; nur eine Dichtung von L. Schücking. Main und Franken. Schwaben. (S. 235—31). Bodensee. Die Schweiz. Tirol, Salzburg, Steiermark. Die Donau. Böhmen. Schlesien und Brandenburg. Sachsen und Thüringen. Harz und Weser. Hannover. Schleswig-Holstein und Insel Rügen. Zum Schlusse: „Heimkehr" von Uhland und „Daheim" von Kinkel.

Digitized by Google

Einige Gegenden, z. B. das schöne Holstein, überhaupt Norddeutschland, haben treffliche Dichter zu trefflichen Gesängen begeistert, von denen wol die vorzüglichsten, mit Hinweglassung einzelner denselben Stoff behandelnden Gedichte in andern Abschnitten, die zum Theil übrigens vielleicht eine passendere Stelle in dem versprochenen „Wandernden Sagen- und Mädchenfreund" gefunden hätten, einer Aufnahme würdig gewesen wären. Freilich gehören mehrere davon älteren deutschen Dichtern an, aber der Herausgeber hat bei seiner umsichtigen Auswahl schon gezeigt, daß er sie kennt und ehrt.

Wenn in dem Vorworte der „poetische Pilger" nur als ein Begleiter auf der Reise charakterisirt wird, so glauben wir ist ihm eine zu enge Grenze gesetzt. Auch nach der Reise wird er die Genüsse derselben noch oft ins Gedächtniß zurückrufen, wird Jugenderinnerungen wieder auffrischen; aber auch vorbereiten kann er zur Reise; wir treffen, wenn sie begonnen, liebe alte Bekannte, und wissen, wo wir zu suchen haben, was über das Alltagsleben hinausragt und geeignet ist, uns die Vergangenheit mit ihren edlen und bösen Menschen, ihren Burgen, Klöstern und Städten, zu vergegenwärtigen oder auf den Genuß erhabener Naturscenen hinzuweisen. Und wer nicht gereiset ist, wer nicht reisen kann, Dem werden viele der gesammelten Gedichte eine, wenn gleichwol nur kleine, doch eine Entschädigung sein für das nicht Genossene, für die unfreiwillige Entbehrung.

Die Verlagshandlung hat den „Pilger" mit einem geschmackvollen Gewande, an welchem das Gold nicht gespart ist, beschenkt.

Hoffmann.

Seraphin Schölcher. Historische Erzählung aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Für die Jugend verfaßt von Philipp Körber. Mit einem Stahlstich und zwei colorirten Kupfern. Nürnberg. Verlag von J. L. Lotzbeck. 156 Seiten 8.

Wir stimmen dem Verfasser bei, wenn er in der Einleitung bemerkt, daß oft Streiflichter, die auf einen großen Menschen geworfen werden, weit geeigneter sind, ihn bildlich aufzufassen und sich an seiner Größe zu requicken und zu erbauen, als eine zwar strenge geordnete, aber kurz gefaßte biographische Schilderung; daß ein solches Auftreten eines großen Mannes, durch welches er sich unwillkürlich unsere ganze Aufmerksamkeit, Ehrerbietung und Liebe erwirbt, durch welches wir seinen Charakter selbst zu beurtheilen im Stande sind, uns vor seiner Größe zu beugen, erst die rechte Lust erwecke, sein ganzes Leben und Wirken kennen zu lernen, und diese dann unsere Geduld verstärkt, wenn wir erst auf einem weitläufigen Wege durch viele große und gründlich geschriebene Werke zu dem gewünschten Resultate gelangen.

Es ist Dies in Beziehung auf Friedrich den Großen gesagt, der in unserer Erzählung am Schlusse auch als der Gerechte und Menschenfreundliche erscheint. Der Verf. hat der Jugend die Geschichte der österreichischen, in Schlesien ansässigen und lebenden adeligen Familie Walitzki und des Hofmeisters ihrer Kinder, eines jungen österreichischen Geistlichen Seraphin Schölcher, in seiner bekannten ansprechenden Weise erzählt. Durch unzeitige Dienstfertigkeit gegen den König, den Eroberer Schlesiens, oder durch Privatrache verleitet, werden Schölcher und Walitzki, der früher im österreichischen Heere gedient, von einem preußischen Rittmeister verdächtigt, der erstere von Husaren entführt und zum preußischen Militairdienste gezwungen. Auch der Edelmann wird nach manchen Verfolgungen verhaftet. Seine Gattin in Begleitung ihres Knaben suchen den König in Giehübel auf; zu schwach, um selbst die Befreiung ihres Gatten zu erbitten, wird von einem österreichischen Ordonanzoffizier, der sie begleitet, für Walitzki's Sohn, Eduard, beim Könige eine Audienz erwirkt. Der Edelmann und Schölcher, den verwundet und bewußtlos während der Schlacht bei Lowositz sein Pferd nach Luckowitz, dem Gute und Aufenthalte Walitzki's gebracht hatte, und der dort als ausbrechender Deserteur mit ihm gefangen genommen, treffen in Giehübel ein. Der König, welcher sich nun selbst von allem Vorgefallenen unterrichtet, giebt Beide frei und macht das Unrecht vollkommen gut. Walitzki kommt wieder in Besitz seiner Güter, Eduard wird Page und Cornet, Schölcher Pfarrer in Lindenthal (dem schiefischen Gute des Edelmannes).

Die gleichzeitigen Kriegsereignisse sind überall in die Erzählung, von der wir nur einen flüchtigen Umriß gegeben, verflochten; sie bildet einen Theil des vierten Jahrgangs des „Pantheon der Weltgeschichte für die Jugend. Cyclus historischer Erzählungen aus der alten, mittleren und neuen Geschichte. In freier Reihenfolge verfaßt und bearbeitet von Philipp Körber." Ueber einige andere Bestandtheile dieser sehr empfehlungswerthen Sammlung, die sich auch durch ihre äußere hübsche Ausstattung auszeichnet, werden wir gelegentlich berichten.

H.

Die Waisenfrage, oder die Erziehung verwaiseter und verlassener Kinder in Waisenhäusern und in Privatpflege. Aus dem Gesichtspunkte der Humanität und Staatsökonomie nach Thatsachen und eigenen Erfahrungen dargestellt und beurtheilt von Dr. J. C. Kröger, früherem Katecheten am Hamb. Waisenhause ꝛc. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der Waisen- und Armenpflege. Zweite mit Zusätzen und Nachträgen versehene Auflage. Altona, 1852.

Die Verdienste, welche sich der Verfasser seit einer Reihe von Jahren durch unermüdete, stillwirkende Thätigkeit um das Volksschulwesen im Allgemeinen und um die Waisenerziehung im Besondern erworben hat, sind zu allgemein anerkannt, als daß es der Zweck unserer Anzeige sein könnte, der Persönlichkeit des Verfassers oder der Gediegenheit seiner Schrift eine neue Lobrede halten zu wollen. Das Werk selbst erschöpft seinen Gegenstand von allen Seiten, so daß der „Wegweiser zur Bildung deutscher Lehrer" die ganze Waisen-Literatur wegläßt und erklärt, „statt aller Bücher über Waisenerziehung verweisen wir auf diese Schrift eines einsichtsvollen, humanen, pädagogisch durchgebildeten Mannes, der dreißig Jahre lang Waisen erzogen und sich in den Hauptkulturländern Europa's umgesehen hat. Hier findet man die Belehrung, die man sucht: eine Darstellung und Beurtheilung der verschiedenen Systeme und Einrichtungen." Und nur ein Mann, der mit Liebe und Hingebung, mit Einsicht und Erfahrung in einem solchen Berufe gewirkt hat, konnte ein solches Buch schreiben, die Mängel der bisherigen

Digitized by Google

Waisenerziehung und die Nothwendigkeit einer Reform so klar erkennen, die ausführbaren Mittel zur Abstellung derselben so einfach und praktisch nachweisen! Hier sind nicht (wie sonst häufig) Ansichten ohne Erfahrungen und Erfahrungen ohne Ansichten aufgestellt, sondern auf dem Boden eigner Erfahrungen haben sich, bei sorgfältigen Beobachtungen und Untersuchungen, Ansichten gebildet, welche, auf allgemein gültige Gründe zurückgeführt, einen sichern Anhalt für die Anwendung auf besondere Fälle geben. Nur auf diesem Wege festen Grundsätze kann die Waisenerziehung ihren Zweck erreichen: durch angemessene Körperpflege, durch zweckmäßigen, auf die Elementarkenntnisse gerichteten gründlichen Unterricht, durch eine ächt sittliche und religiöse Erziehung die große Zahl verwaisetter und verlassener Kinder zu ächten Christen, rechtschaffenen Menschen und brauchbaren Bürgern heranzubilden, welche geeignet und genöthigt sind, mit stillem Wesen zu arbeiten, ihr eignes Brot zu essen und so dem Proletariatr zu entgehen. Was der Verf. über alle diese Beziehungen sagt, ist so klar, einleuchtend und eindringend, daß die Schrift Allen, welche auf das Schul- und Erziehungswesen im Allgemeinen und im Besondern einzuwirken haben, mannigfache Belehrung darbietet. Sie behandelt aber auch noch manche specielle Gegenstände, welche in unsern Tagen zur Sprache gekommen sind, und darauf gerade sollen diese Zeilen hinweisen! Die Frage, ob die Waisen jenem Zwecke gemäß besser in eignen Anstalten gemeinschaftlich oder in Privatpflege vertheilt, erzogen werden können, wird hier zum Vortheil der ersten Erziehungsweise entschieden. Die Fordrung eines besondern Findelhauses, wo nach dem romanischen System alle dahin gebrachten Kinder Aufnahme finden, wird durch statistische Angaben über den Nachtheil, der für Bevölkerung, Sittlichkeit ꝛc. daraus hervorgeht, abgewiesen und das protestantische Princip in seiner Naturgemäßheit und Heilsamkeit vertheidigt. (S. § 10.) Die Frage, ob die Waisen in einem einzigen großen Hause Kasernenmäßig, oder in mehrern kleinen Häusern Familienartig erzogen werden müssen, wird, mit Hinweisung auf die großen Vortheile, welche die letztere Weise für die körperliche, geistige und sittliche Erziehung, so wie für die Wirksamkeit der einzelnen Beamten und ihre Beaufsichtigung hervorbringt, mit triftigen Gründen für die Vertheilung der Kinder in mehrere Häuser unter spezieller Leitung einzelen Lehrerfamilien beantwortet. (S. S. 72 ff. und S. 313 ff.) Doch, diese Gründe müssen in dem Buche selbst nachgelesen werden und dazu aufzufordern ist der Zweck dieser Anzeige! A.

Literaturbriefe

von

Emil Budlar.

V.

Schon in einem meiner frühern Briefe hatte ich Gelegenheit, Dich auf ein Sammelwerk aufmerksam zu machen; heute will ich Dir ein zweites anführen, nämlich: „Die Lyrik der Deutschen in ihren vollendetsten Schöpfungen während der letzten hundert Jahre, vornehmlich von Goethe bis auf die Gegenwart. Auswahl aus 240 Dichtern. In fünf Büchern herausgegeben von Heinrich Friedrich Wilhelmi, Hofrath und Professor. Zweite vervollständigte und erweiterte Ausgabe (Frankfurt a. M. Brönner. 1852)."

Nach einer Vorrede, worin wie hauptsächlich auf die Vermehrungen der neuen Ausgabe aufmerksam gemacht werden, führt uns der Herausgeber in seiner zwölf Quartseiten langen Einleitung, außer den ihn leitenden Grundsätzen bei der Auswahl der einzelnen lyrischen Stücke, auch das System vor, wonach er seine Sammlung eingetheilt und eingerichtet hat. Ueber die maaßgebenden Grundsätze bei der Auswahl der einzelnen Poesien spricht sich der Herausgeber selbst in folgenden Worten (Seite XIV) aus:

„Nirgends haben wir vor der Autorität eines Namens uns „gebeugt. Das tiefe, ungefälschte Gefühl und der klare, geist„reiche Gedanke war uns überall das Erste; den zweiten Blick „haben wir darauf gewendet, wie frei beide auch den an„gemessenen Ausdruck gefunden. Die tiefste innere Bewegung „ohne die Form hat uns immer eben so wenig genügt, als „diese ohne jene."

Auch in Bezug auf das System, wonach die Sammlung geordnet ist, will ich Dir zum Theil die eignen Worte des Herausgebers wiederbringen (Seite VII):

„Die große Bedeutung der Form der Dichtung bestimmt „uns, zunächst den gesammten Vorrath unserer gesammelten „Schätze in zwei große Massen zu scheiden; und demgemäß „führt unsere Sammlung dem Beschauer vorerst die Erzeugnisse „unserer Poesie in freier, wie mit dem Inhalte von „selbst hervorgeschossener Form vor, und stellt dann jene „zum Theil nicht minder vortrefflichen, ja noch viel kunstreicheren „Werke der deutschen Muse zusammen, wozu ihr die alte „classische Welt oder die romanischen Völker Süd„Europa's ursprünglich die Form gelichen haben."

Die erste dieser zwei großen Massen zerfällt dann wieder in drei Theile, nämlich:

1) in die reine Lyrik (hauptsächlich das Lied),
2) in die didaktische Lyrik und
3) in die epische Lyrik (besonders die Ballade und Romanze)

während die zweite folgende zwei Theile in sich liegt:

4) die Lyrik in von den romanischen Völkern Süd-Europa's angeeigneter Form, und
5) die Lyrik in von den Griechen und Römern entlehnter Form.

Das ist, der einzelnen Unterabtheilungen nicht zu gedenken, die Haupteintheilung des ganzen Werkes. Wie aber jedes System ohne Ausnahme in gewissen Beziehungen seine Mängel und Schwächen hat, so auch dieses, obgleich nicht zu verkennen ist, daß der Herausgeber mit großer Liebe und Genauigkeit zu Werke gegangen ist. Ich will mir hier jedoch die unfruchtbare Mühe nicht machen, Die diese Mängel und Schwächen auseinander zu setzen. Gehen wir weiter!

Am Schlusse des Buches findet sich ein Verzeichniß der Dichter nebst kurzen biographischen Nachrichten, auf die der Verfasser bei der Unbekanntheit vieler Dichter hat besondere Mühe wenden müssen. Einige Namen sind allerdings auch sehr unbekannt, z. B. Eduard Brauer, Eduard Heinr. Gehe, M. Letteris, Vincenz Zusner u. s. w. Aber aus der großen Masse sehen uns auch ein Paar recht bekannte Gesichter an; ich meine Ludwig Grote und Karl Barthel, auf die ich Dich ja in meinen frühern Briefen auf-

Digitized by Google

merksam gemacht habe. Von dem ersten finden sich auch biographische Nachrichten vor*) und von dem letztern kann ich sie zufälliger Weise hier her setzen: (Johann Franz Ludwig) Karl Barthel wurde 21. Februar 1817 zu Braunschweig geboren, studirte in Göttingen Theologie und Philologie, besonders unter den Brüdern Grimm Literatur, und lebt jetzt als Predigtamtscandidat in seiner Vaterstadt, bekannt durch seine „deutsche Nationalliteratur der Neuzeit“ und viele zerstreute Gedichte und poetische Uebersetzungen hauptsächlich aus dem Mittelhochdeutschen. — Wie es aber kommt, daß Karl Herloßsohn als pseudonymer H. Clauren bezeichnet wird, ist mir unbegreiflich, da doch der eigentliche Name H. Clauren's (Karl Heun) allgemein bekannt ist.**) Recht interessant ist es mir aber gewesen, hier den wahren Namen von Betty Paoli zu lesen. Sie heißt nämlich eigentlich Elisabeth Glück und ist Erzieherin bei der Fürstin von Schwarzenberg. — Doch nun genug! Um das Buch recht zu lesen, setze ich Dir hier noch folgende Verse von Adolph Stöber her:

Willst du lesen ein Gedicht —
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete;
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick die aufwärts bahnest,
Und, wie's Dichteraugen sahn,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.

Miscelle.

Der Capitain Thomas Smyth giebt in seinem interessanten Werke: „Narrative of Five Year's Residence at Nepaul,“ u. a. auch folgende Schilderung eines vor Gram über den Verlust einer geliebten Gattin wahnsinnig gewordenen Rajahs: „Run Bahadur's brahminische Königin hatte dreien Kindern das Leben gegeben, ward aber nach ihrem letzten Wochenbette von den Blattern befallen. Sofort wurden alle Hakims (die eingeborenen Aerzte) zu Rathe gezogen, und eine große Belohnung demjenigen verheißen, der eine vollkommene Genesung der Erkrankten zuwege bringen würde. Der Zustand der Rani verschlimmerte sich indessen, trotz aller Bemühungen der Aerzte und der Opfer, die den Göttern dargebracht wurden. Da riethen die Minister des Rajahs, und die Aerzte ebenfalls, zur Entsendung einer Deputation nach der heiligen, an berühmten Männern so reichen, Stadt Benares, um deren so viele als möglich, unter Verheißung von großen Belohnungen zur Reise nach Nepaul und zur Herstellung der Fürstin zu vermögen. Dieselben leisteten dieser Aufforderung auch willig Folge; ihre Kunst blieb aber ebenfalls erfolglos. Die Blattern hatten die Königin übel zugerichtet, und als sie nach ihrer Genesung — bis dahin hatte der König, ihrem ausdrücklichen Verlangen gemäß, sie nicht sehen und nicht zu ihr kommen dürfen — sich zum erstenmal wieder in einem Spiegel besah, erschrak sie über die Veränderung, welche mit ihrem früher so schönen Gesichte vorgegangen war, und nahm sich dieselbe dermaßen zu Herzen, daß sie ihre Dienerschaft fortschickte und Gift nahm. Die vegetabilischen Gifte Nepauls führen einen raschen Tod herbei, und es ist bis auf den heutigen Tag noch kein rettendes Gegengift dawider gefunden worden. Als Run Bahadur ihren Tod erfuhr, stürzte er in ihr Gemach, und als er dort seine einst so liebenswürdige Gemahlin, von den Blattern furchtbar entstellt, als Leiche sah, wurde er wahnsinnig. Er verfluchte sein Königreich, die Aerzte, und auch die Gottheiten Nepauls, allen Rache gelobend. Zuförderst forderte er die unglücklichen Aerzte von Benares vor, schalt sie Lügner und Betrüger, und befahl, daß ihnen in seiner Gegenwart eine tüchtige Tracht Schläge gegeben, darnach das rechte Ohr und die Nase abgeschnitten werden sollte. Nachdem dieses vollführt worden war, wurden sie auf brittisches Gebiet zurückgeschickt, um künftigen Betrügern als abschreckendes Beispiel zu dienen.

Hiernach war er darauf bedacht, sich an den Gottheiten Nepauls zu rächen, wobei selbst der berühmte Tempel zu Pas Pat Nath nicht verschont bleiben sollte. Er beschuldigte sie, ihm unter falschem Vorwande 12,000 Ziegen, mehrere Centner Confecte, 2000 Gallonen Milch, ꝛc. abgenommen, und hinterdrein seine Königin muthwillig entstellt zu haben.

Nun Bahadur ließ demnach seine gesammte Artillerie, 3 bis 12 Pfünder, nebst all der Munition, die er zu Khatmandu hatte, vor seinem Palaste auffahren, und nachdem er die Kanonen bis an die Mündung hatte scharf laden lassen, brach er damit nach dem Hauptquartier der Nepaul'schen Gottheiten auf. Zu Pas Pat Nath angekommen, wurde einem jeden Götzenbilde gegenüber ein Geschütz gerichtet, den geheiligtsten gegenüber vom schwersten Kaliber. Als der Befehl zum Abfeuern gegeben wurde, liefen mehrere der Chefs und der Soldaten, erschrocken über die gotteslästerliche Zumuthung, davon, und die übrigen gehorchten auch erst dann, als mehrere von ihnen bei ihren Stücken niedergehauen worden waren. Da stürzten denn alle die Götter und Göttinnen von ihrem bis dahin heilig gehaltenen Standpunkte, und nach einer sechs Stunden lang unterhaltenen schweren Kanonade war von ihnen und ihren Tempeln keine Spur mehr übrig. Von ihren Priestern flüchteten viele auf brittisches Gebiet, wer aber nicht so glücklich war, dieses zu erreichen, dem wurde der Kopf abgeschlagen. Nun erst fühlte der Gurka-König sich befriedigt, doch that er noch das Gelübde, daß in seinem Reiche nie wieder eine Gottheit zur Geltung kommen sollte, wenn er nicht seine verstorbene Königin wieder bekäme. Sein Leben war inzwischen, wie es sich denken läßt, nach solchen Thaten nicht mehr von langer Dauer, indem die Großen seines Reiches, die ebenfalls vor seinen grausamen und rachedürstigen Verfolgungen nicht sicher waren, sich bald gegen ihn verschworen.

*) (Friedrich Heinrich) Ludwig Grote, geb. 27. Febr. 1825 zu Hutum in Hannover, Theologe, gegenwärtig Hauslehrer bei dem Superint. Spitta in Wittingen.

**) Herloßsohn (Heeloß) gab unter dem Namen H. Clauren nach Raßmann's „Lexicon deutsch. pseudonymer Schriftsteller“ und Kayser's „Bücher-Lexikon“ einige Schriften heraus, z. B. „Vielliebchen. Leipz. 1827“. Es haben übrigens mehrere Schriftsteller, auch Wilh. Hauff, Heun's pseudonymen Namen benutzt. H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄTS

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 48. Mittwoch, den 16. Juni. 1852

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Prinz Johann von Sachsen ..... Seite 373
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 374
Litteratur:
Das Schulwesen im protestantischen Staat. Vorträge für Gebildete von Dr. F. J. Günther ..... „ 376
Deutsche Volksmärchen aus Schwaben. Von Dr. Ernst Meier „ 378
Paris und London von Ludwig Kalisch ..... „ 379
Miscelle ..... „ 380

Prinz Johann von Sachsen.*)

Johann Nepomuk, Herzog zu Sachsen, jüngerer Bruder des jetzt regierenden Königs von Sachsen, geb. 12. December 1801. Er ist als Uebersetzer und Commentator von Dante's Göttlicher Komödie unter dem Namen „Philalethes" bekannt, und hat als Mitglied der Akademie in Rom den Namen „Philodante Eleo" erhalten (per l'amor suo verso Dante e per la luce che sopra la generosa nazione teutonica si spande dai chiari versi del divino Poeta, da Lui si felicemente traslatati nel nativo sermone).[1]) Von der Universität Leipzig ist der Prinz bei Gelegenheit der Einweihung des Leipziger Augusteums im J. 1836 als „Juris et Antiquitatis defensor solertissimus, sapientissimus, disertissimus" zum Doctor juris utriusque creirt worden.[2]) Sonst ist der Prinz zum Ehrenmitgliede der

*) Dr. Petzholdt's Beiträge zur Litteratur von Mitgliedern des Königlichen Hauses Sachsen, welche in dessen diesjährigem „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft" erschienen sind, haben eine bedeutende Lücke: es fehlen gerade die Mittheilungen über einen der gelehrtesten Fürsten des Sächsischen Königshauses, den Prinzen Johann. Es dürfte für die Leser dieser Bll., von denen so Manchem jener „Anzeiger" nicht unbekannt geblieben sein wird, vielleicht von einigem Interesse sein, wenn hier der Versuch gemacht wird, die oben angedeutete Lücke, mit Benutzung von Nachrichten, welche von dem seligen Oberst-hofmeister des Prinzen, dem verst. Herrn v. Mitzlitz, herrühren, auszufüllen.

[1]) Ihm, dem Bearbeiter des Dante, haben der Graf Fm. Torricelli sein Schriftchen: L'Intenzione di Dante Ragionamento. Fossombrone, tipogr. Farina. 1843. gr. 4., ferner der Buchhändler Joh. Ambros. Barth in Leipzig die von ihm veranstaltete Ausgabe: Dantis Aligherii Divina Comoedia hexametris latinis reddita ab Abbate dalla Piazza Vicentino. Praefatus est et vitam Piazzae adiecit Carolus Witte. Lipsiae. 1848. 8. („Divin. divini Dantis Aligherii Comoed., quam Te ipsum, Princeps S., qua es linguae Italicae saeculi Dantei cognitione et in reserandis aperiendisque sensibus reconditis dexteritate, in linguam patriam multo elegantissime transtulisse et, qua es ingenii sagacitate rerum humanarum et divinarum intelligentia, doctissimis excursibus enodasse, quis est, qui non cognitum habeat, etc."), sowie Bonaventura Genelli sein Werk: Umrisse zu Dante's Göttlicher Comoedie. München, in Commiss. der Liter. artist. Anstalt. Vollendet 1849. Quer fol. Kupferstich, gewidmet, und Victor Steauß einen „Nachgesang Dante's aus dem Paradiese." (Dresden, Arnold. 1851. 4.) gedichtet. Vgl. Blätt. für litte. Unterhalt. 1851. Nr. 109. S. 652. Auch unter den Gedichten von Karl Förster, hrsg. von Ludw. Tieck (Th. 1. Leipz., Brockhaus. 1843. gr. 12.) S. 205, befindet sich eins mit der Aufschrift „An den Prinzen Johann. Nach Empfang seiner Dante-Uebersetzung." Ueber eine vom Prinzen mit im Interesse seiner Dantestudien unternommenen Reise nach Italien vgl.: Reise durch Italien von Gustav Klemm. A. u. d. T.: Italica. Th. 1. Bericht über eine im Jahre 1838 im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Johann Herzogs zu Sachsen unternommenen Reise nach Italien. Dresden und Leipzig, Arnold. 1839. 8. (Th. 2. ist nicht erschienen.)

[2]) Die bei der Einweihungsfeier des Augusteums, welche der Prinz im Auftrage der zur Errichtung des Augusteums niedergesetzten Commission beiwohnte, von demselben gehaltene Rede ist abgedruckt in: Das Augusteum und dessen Uebergabe an die Universität Leipzig. (Leipz., Breitkopf u. Härtel. 1836. 8.) S. 39—41.

Digitized by Google

Königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm 1835, des Gewerbe-Vereins zu Zittau 1835, des Voigtländischen Alterthumsforschenden Vereins zu Hohenleuben 1836, des Thüringisch-Sächsischen Vereins zur Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmale zu Halle 1836 ernannt worden, sowie ferner auch zum correspondierenden Mitgliede der Imp. Reale Accademia della Crusca zu Florenz 1838[3]) und zum Ehrenmitgliede der Universität Kasan 1840, der Royal Asiatic Society of Great Britain & Ireland (as an acknowledgement of His Royal Highness's Encouragement of Oriental Literature) 1841, des Kunst- und Gewerb-Vereins zu Leipzig 1846, der Königl. Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen 1847, des landwirthschaftlichen Vereins zu Kesselsdorf 1849 u. s. w. Auch ist der Prinz Mitglied der ökonomischen Gesellschaft für das Königreich Sachsen zu Dresden und oberster Director des Königl. Sächs. Alterthums-Vereins daselbst.[4]) Die prinzliche Secundogenitur-Bibliothek zu Dresden ist gegenwärtig in des Prinzen zeitigem Besitze und mit dessen Privatbibliothek seit 1839 vereinigt.[5])

Dante's Goettliche Comoedie. Hoelle. (Ges. I—X metrisch übertragen u. mit kritischen u. historischen Erläuterungen versehen.) O. O. u. J. 4. (Ist in der Gärtner'schen Buchdruckerei zu Dresden 1828 gedruckt.)[6])

Dieselbe. (Ges. XI—XXXIV desgl. Mit Skizzen, Karte und Grundrissen der Hoelle.) Dresden, gedr. in der Gärtner'schen Buchdruckerei. 1833. 4.

Dante Alighieri's Goettliche Comoedie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Th. I. Die Hölle. Zweite vermehrte Auflage, nebst einem Titelkupfer von M. Retzsch, einer Karte und zwei Grundrissen der Hölle. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1839. 4.

Derselben Th. II. Das Fegefeuer. Nebst einem Titelkupfer von H. Hess, einer Skizze von M. Retzsch, einer Karte und einem Grundrisse des Fegefeuers. Das. 1840. 4.

Derselben Th. III. Das Paradies. Nebst einem Titelkupfer von E. Bendemann, einer Umschlagskizze von L. Richter, einem Grundriss von Florenz, einer Darstellung des Sitzes der Seligen und einer Karte. Das. 1849. 4.

Uebersetzung des dritten Gesanges von Dante's Paradies (mit Anmerkungen) von Philalethes. (Als Probe der noch ungedruckten Uebersetzung des Paradieses.) S. Dresdner Album. Dresden, Meinhold u. Sohn. 1847. 8. S. 1—10.

Historische Skizze zu Inferno Gesang XXVII. O. O. u. J. 4. (Besonderer Abdruck aus dem 1. Bde S. 215—224 der 2. Aufl. der Hölle, übersetzt von Philalethes. Dresd. u. Leipz. 1839.)

Auf die Geburt des Prinzen Albert von Sachsen. (Ein Gedicht „Vatergedanken am 23. April 1828" vom Prinzen Johann von Sachsen.) S. Hamb. Lit. u. Kst. Blätt. 1851. Nr. 95. S. 741—742. Nach einem Autograph von K. Förster.

Ueber die auf des Prinzen landständische Wirksamkeit bezüglichen Arbeiten und Mittheilungen vgl. die Acten und Mittheilungen der Sächsischen Landtage vom J. 1830 an, denen der Prinz fortdauernd als Mitglied der ersten Kammer und resp. als Mitglied und Vorstand der ersten Deputation dieser Kammer bekanntlich mit besonderer Hingebung angehört hat.

---

[3]) Die Akademie hielt zur Feier der Anwesenheit des Prinzen in Florenz am 26. Juni 1838 eine Sitzung. Rapporto letto dal Segretario Ab. Feuttuoso Becchi nell'adunanza tenuta dall'Accademia della Crusca il di 26 Giugno 1838 nella quale fu essa onorata della presenza di S. A. I. e R. il Granduca di Toscana e di S. A. R. il Principe Giovanni di Sassonia. Firenze, nella stamp. Piatti. 1838. 8. (Auf weiß. u. auf farb. Pap.)

[4]) Als oberster Director hat der Prinz mehrfachen Anlaß genommen, sich im Interesse des Vereins literarisch thätig zu erweisen, wie aus den „Mittheilungen des Königl. Sächs. Vereins für Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Alterthümer" (Dresden, Walther in Comm. 8.) zu ersehen ist. Die vom Prinzen in der öffentlichen Hauptversammlung am 24. August 1844 gehaltene Rede ist im 3. Hefte dieser Mitth. 1846. Beilage 1. S. 1—4 abgedruckt.

[5]) Ihm, als dem gegenwärtigen Inhaber der Bibliothek, hat Dr. Julius Petzholdt, Bibliothekar derselben, seine „Catalogi Bibliothecae secundi generis Principalis Dresdensis Specimina" (Spec. I—IV. Lipsiae, Boehme. 1839—1841. 8. Mit 2 Taf. Facsimil. u. Anhängen. Spec. V—VIII. Dresdae, typ. express. Teubner, 1843—1851. 8. Mit 1 Steintaf. u. Anhängen) gewidmet.

[6]) Eine kurze Nachricht von Dr. Petzholdt über die Ausgaben der Danteübersetzung des Prinzen s. im Dresdner Tageblatt 1846. Nr. 79. S. 636. Der Sprachlehrer Joh. Winkler in Dresden beabsichtigt den Dantecommentar des Prinzen ins Italienische zu übersetzen, und diese Uebersetzung mit dem Originaltexte im Drucke erscheinen zu lassen. S. Blätt. f. litter. Unterhalt. 1851. Nr. 109. S. 652.

Anzeigen und Recensionen der prinzlichen Danteübersetzung, sowie dadurch gelegentlich angeregte Veröffentlichungen s. z. B. von A. L. im Feuilleton zur Europa 1839. Bd. IV. Lief. 1. S. 37—41; von K. Förster in d. Blätt. f. Literat. u. bild. Kunst, Beilage zur Dresdn. Abendzeitung 1840. Nr. 1. S. 1—8; von E. M. W. in der Jenaisch. allg. Literat. Ztg. 1840. Nr. 13—14. S. 97—107; Blätt. f. litter. Unterhalt. 1840. Nr. 301. S. 1213—1214; Berlin. Liter. Ztg. 1841. Nr. 1. S. 1—4; von E. Ruth über die Bedeutung des Virgil in der Divina Commedia, in d. Heidelb. Jahrb. d. Literat. 1849 und daraus auch in einem Octavheftchen von 25 SS. besonders abgedruckt; von W. D. zu den Studien über Dante, in d. Augsb. allg. Zeit. 1850. Nr. 14. S. 217—218 u. Nr. 16. S. 249—251.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Es war bei dieser, nach einem bis dahin unbekannten Verfahren geschaffenen, neuen Armee jedoch nicht Alles Enthusiasmus, Muth und Patriotismus; es kam in ihr vielmehr auch viele Insubordination, Demagogie, Raub und Verbrechen vor. Dumouriez wurde dessen am 17. September durch die momentane Unordnung inne, welche die Flucht seiner Armee in den Defilee'n von Argone zur Folge hatte. Er schrieb an den Präsidenten

Digitized by Google

der Versammlung: „10,000 Mann sind von 1500 preussischen Husaren davon gelaufen."

„Es befanden sich unter denselben," heißt's bei ihm weiter, „acht bis zehn Bataillons Freiwillige oder Föderirte, die, statt die Flüchtlinge anzuhalten, die Magazine plündernd und die gröbsten Excesse begehend den Rückweg nach Paris einschlugen, während sie Dumouriez für einen Verräther erklärten, durch den die Armee verkauft worden sei. Sie hatten einigen Officieren, die sie zur Raison bringen wollten, den Kopf abgeschnitten, Officieren der Linientruppen die Epaulette und die St. Ludwigskreuze abgerissen, und der Obristlieutenant des Regiments Vermond von ihnen ermordet, weil er sich eine solche Beschimpfung nicht gefallen lassen wollte. Die Armee hatte einen Abscheu vor ihnen bekommen."

Man würde sich keinen richtigen Begriff von der Gewalt der Aufregung machen können, welche in der Gefahrerklärung des Vaterlandes und in der Permanenz der berathenden Bürgerschaften, die gesetzliche Folge davon, enthalten war, wenn man nicht die Aufhetzereien der Presse und der Clubs, in welchen sich die Pläne und die Hoffnungen der Parteien kund gab, ins Auge faßte. Angesichts des Thrones, der von einer aufwieglerischen Versammlung offen angegriffen und insultirt wurde; vor einer legislativen Gewalt, die unverholen an der Emeute Theil nahm; inmitten einer Stadt, die den Volksgesellschaften überantwortet und unter die Sauvegarde eines Maire gestellt war, der mit dem Pöbel der Vorstädte Hand in Hand ging und ihm schmeichelte, riskirten die in die Geheimnisse der Girondisten eingeweihten Tagesblätter nichts, wenn sie keck und schamlos zu einer neuen Revolution aufforderten. Daran ließen sie es denn auch nicht fehlen.

„So lange Ludwig XVI. an der Regierung bleiben wird," sagte am 7. Juli das Journal Prudhomme's, „werden wir weder des Friedens noch des Glückes genießen; unsre Armeen werden nur Mitglieder des vormaligen Adels zu Anführern haben; und so lange ein einziger Adeliger an der Spitze der Militairmacht oder der Civiladministrationen bleiben wird, ist's nicht möglich, daß Frankreich der Anarchie oder dem Despotismus entgeht. Der Wunsch von 83 Departements ist bekannt, und wenn das gesetzgebende Corps von 200,000 Föderirten umgeben sein wird, dann ist's seine Sache, die großen Maßregeln zu decretiren, die allein das Heil des Vaterlandes zuwege bringen können.

„Wir sind dahin gekommen, es uns nicht verhehlen zu können, daß eine zweite Revolution unerläßlich geworden ist; das Schicksal dieser Revolution hängt vom 14. Juli ab: ist sie nicht vollständig, so wird Frankreich unterjocht.

„Hochherzige Föderirte, die wir bald an unser Herz drücken werden, auf Euch kömmt es an, ob ihr frei sein wollt! Ihr könnt das nicht anders werden, als durch eine Revolution, eine vollständige Revolution. Wollt ihr die nicht schaffen, so kehret nur zu eurem Heerde zurück, wo Bande und Schande Euer warten."

Man sieht das die Heißköpfigen und Ungeduldigen die Föderationsfeier vom 14. Juli benutzen wollten, um die vollständige Revolution, welche durch verschiedene Umstände zuvörderst zum 26., dann zum 29. Juli, und endlich zum 10. August verschoben worden war, durch einen Handstreich der Föderirten ins Werk zu richten.

Die Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sei, regte, wie wir gesehen haben, nicht die eigentliche und friedliche Bevölkerung von Paris auf, wohl aber alle die gährenden und revolutionairen Elemente, die es enthielt. Es war ein immerwährendes Gebräu von Insulten und Drohungen gegen die Monarchie und den König, das ein schreiender und unermüdlicher Haufe von Bittstellern ohne Autorität, ohne Würde, ohne Maß, zuweilen ohne Bekleidung mitten in die Versammlung trug. Die Versammlung wehrte diesen unsauberen und verbrecherischen Thorheiten nicht, und ließ den großen Haufen eine Verfassung unter die Füße treten, deren Verletzung sie nachdem dem Könige schuld gab.

Am Abend des 11. Juli zog eine lange Reihe von Kerlen mit Schaufeln in Händen und Butten auf dem Rücken durch den Saal, wo die Versammlung ihre Sitzungen hielt, um derselben für den Beschluß zu danken, der ihnen ihren tugendhaften Maire zurückgegeben.

Am 12. forderte eine Deputation aus Bergerac die Versammlung auf, einen treulosen Hof niederzuschmettern, wozu sie die Gewalt habe.

In derselben Sitzung wurde auf der Tribüne eine Adresse der Gemeinde von Marseille, folgenden Inhalts verlesen:

„Wie haben unsre Constituenten, eure Vorweser, feststellen können, daß das Königthum in dem herrschenden Geschlechte in männlicher Linie und nach dem Rechte der Erstgeburt forterben solle? Was soll solch ein herrschendes Geschlecht zu einer Zeit, wo Alles umgeschaffen werden muß? Was hat es denn gethan, dies herrschende Geschlecht, um vor jeglichem anderen bevorzugt zu werden? Ist das nicht ein Vorrecht, das jedes Princip über den Haufen wirft?

„Jeder Bürger soll unter dem Schwerte der Gesetze stehen, nur allein der König nicht! Unsere Constituenten haben nichts constituirt, und wenn Ihr dem Wunsche der Nation entsprechen wollt, so hebt ein Gesetz auf, das die Constitution und Euch mit nichtig macht. Die vollziehende Gewalt muß durch das Volk ernannt und abgesetzt werden, wie alle die anderen Beamten, und die straffälligen Maximen müssen wegfallen, die dem Glauben das Wort reden, als ob ein erblicher König die Nation repräsentiren könnte."

Als hierauf ein Deputirter aus Marseille, Martin der Gerechte genannt, die Tribüne bestieg und erklärte, diese Adresse rühre nicht von der wirklichen Bevölkerung von Marseille her, sondern sei das Werk einiger Aufwiegler, die sich der Plätze bemächtigt hätten, da wurde Martin von den Föderirten, die durch ein Decret vom 10. in den ausschließlichen Besitz der Tribünen gesetzt worden waren, durch Schreien, Zischen und Drohen gezwungen, die Tribüne zu verlassen; und als einige der Mitglieder sich über eine solche Tyrannei von Außen beklagen wollten, da ranzte Lacroix sie mit den Worten an: „Es ist recht sonderbar, daß einige Mitglieder der Versammlung es sich herausnehmen wollen, den Föderirten Trotz zu bieten, die der Sitzung beiwohnen."

Die Fragen, welche in dem allgemeinen Brande, den die Versammlung angeschürt hatte, am gewöhnlichsten öffentlich verhandelt wurden, bezogen sich auf die Suspendirung oder die Absetzung des Königs. Am 23. Juli erschien eine Deputation

Digitized by Google

von Födcerirten an der Barre, und verlangte die Suspension Ludwigs XVI., die Bildung eines Convents.

„Gesetzgeber," sagten die Petenten, „die Gefahr ist vor der Thüre; es ist an der Zeit, daß das Regiment der Wahrheit beginne: wir haben Muth genug, Euch das zu sagen, so habt denn auch den Muth, es zu vernehmen.

„Deliberirt, *ohne aufzubrechen*, über das einzige Mittel, unseren Uebeln abzuhelfen: suspendirt die vollziehende Gewalt. Die Verfassung ermächtigt Euch, über sie zu Gericht zu sitzen, und das würdet Ihr nicht können, wenn Ihr nicht auch berechtigt wäret, sie zu suspendiren. Berufet die Urversammlungen, um so unmittelbar und sicher mit den Wünschen des Volkes bekannt zu werden. Laßt einen *Nationalconvent* ernennen, um über gewisse, angeblich constitutionelle Artikel zu entscheiden.

„Es ist kein Augenblick zu verlieren; solltet Ihr der Nation einen Beweis der Ohnmacht geben, so würde derselbe nur ein Ausweg übrig bleiben, der, alle ihre Stärke zu entfalten *und ihre Feinde selber zu zerschmettern*."

Diesen Bittstellern, welche die Suspendirung des Königs verlangten, wurde die Ehre einer Sitzung gewährt.

Nach den Petitionen um Suspendirung Ludwigs XVI. kamen diejenigen an die Reihe, welche seine Absetzung verlangten. Die ernsteste und feierlichste von allen war diejenige, welche Petion selber am 3. August Namens der Gemeinde von Paris an der Barre verlas.

„Die Gemeinde von Paris," begann er, „hat uns hergesandt: wir überbringen dem Sanctuarium der Gesetze den Wunsch einer immensen Stadt. Von Achtung für die Repräsentanten durchdrungen, voller Vertrauen zu ihrem muthigen Patriotismus, hat sie nicht an dem öffentlichen Wohl verzweifelt; sie meint jedoch, daß man, um die Uebel Frankreichs zu heilen, dieselben an der Wurzel erfassen und dazu nicht einen Augenblick verlieren müsse. Es thut uns weh, durch unser Organ bei Euch den Chef der vollziehenden Gewalt anklagen zu müssen. Das Volk hat unstreitig Grund, gegen ihn aufgebracht zu sein, aber die Sprache des Zornes geziemt den Sklaven nicht.

„Durch Ludwig XVI. gezwungen, ihn vor Euch und ganz Frankreich anzuklagen, soll das unserseits ohne Bitterkeit, aber auch ohne ängstliche Schonung geschehen. Es ist nicht mehr an der Zeit, die lange Nachsicht zu üben, die den großmüthigen Völkern ansteht, die aber die Könige zum Meineide ermuntert; auch müssen die achtungswürdigsten Leidenschaften schweigen, wenn es sich darum handelt, den Staat zu retten."

(Fortsetzung folgt.)

Das Schulwesen im protestantischen Staat. Vorträge für Gebildete von Dr. F. J. *Günther*. Elberfeld, 1852. 359 Seiten 8.

Die funfzehn Vorträge, aus welchen diese Schrift besteht, beziehen sich auf alle Theile des Schulwesens vom Findelhause bis zur Universität und können folglich ihren Gegenstand nicht erschöpfen. Der Verf. erklärt auch in der Einleitung, daß er eben nur Meinungen und Ansichten vorlege und gar nicht den Anspruch mache, sie für mehr gelten zu lassen oder sie Jemandem aufdringen zu wollen, daß sie folglich auch von Niemandem in feindseliger Weise bestritten zu werden brauchen. Weder eine Bestreitung noch eine eigentliche Kritik jenes Buches liegt in dem Zweck dieser Zeilen und dieser Blätter, denn bei der Reichhaltigkeit des Inhalts auf der einen und bei den vielen eigenthümlichen Ansichten des Verf. auf der andern Seite ergiebt sich die Unmöglichkeit einer ausführlichen Besprechung von selbst. Unsere Aufgabe ist, zum Lesen dieser Schrift aufzufordern und die Aufmerksamkeit auf dieselbe hinzulenken! Das verdient sie, nicht allein wegen ihres Inhalts, denn sie enthält der beherzigenswerthen Mittheilungen selbst da viele, wo Ref. entweder gar nicht oder nur theilweise beizustimmen vermag, sondern auch wegen ihrer Form, denn sie ist in einem fließenden Style und mit dem Gepräge einer nicht affectirten, innern Ueberzeugung geschrieben; die Vorträge müssen, wenn sie mündlich vorgetragen worden, einen bedeutenden Eindruck auf die Hörer gemacht haben. Schon die Art, wie der Verf. sich über den Ausdruck „protestantischer Staat" ausspricht, zeigt seine Eigenthümlichkeit und seinen Standpunkt. „Ich wollte," erklärt er, „statt dessen den andern, Vielen mundgerechteren und verlockenderen, „im constitutionellen Staat"" wählen. Ich bin davon abgestanden, aber nicht etwa, weil ich mit unseren Demokraten der Meinung wäre, daß in Deutschland kein solcher Staat wirklich bestände, und ich daher bei meinen Auseinandersetzungen immer an etwas Abstraktes, Gewünschtes, Zukünftiges ankämpfen müßte. Vielmehr fühle ich mich ausdrücklich diesen *Feinden* des protestantischen oder vernünftigen Staatslebens mit allen Vaterlandsfreunden zur Dankbarkeit dafür verpflichtet, daß sie durch ihre Wahlverweigerung die völlige Zerstörung dessen, was sich schon vom protestantischen Staate im Laufe der Jahrhunderte aufgebaut hatte, verhindert haben. Nein, ich mag dies moderne Wort nicht leiden, weil es erstens nur Eine und noch dazu eine nicht gerade wesentliche Eigenschaft des wahren Staates ausdrückt, und zweitens, weil die üblichen Vorstellungen über constitutionelles Wesen von einem Staate abstrahirt sind, der vermöge seiner *ganzen Geschichte* gar nicht *fähig* war, etwas Anderes als eine *Caricatur* des wahren Staates auszubilden, ich meine von *Frankreich*, welches gleichsam zur Strafe für seine schnurrhafte Verfolgung der Wahrheit, nicht von innen heraus, nicht auf organischem Wege der Umbildung, der Reformation, sondern durch die Gewalt der Revolution einige *Aeußerlichkeiten* des wahren Staats gemacht und als willkührlich Gemachtes bald auch wieder zerstört hat. — Jenes Schaukelsystem gleichberechtigter, in den Streite um den Alleinbesitz der Macht hin- und herstaumelnd und die andere aufreibende Gewalten: sind Formen, und noch dazu, wenn ihnen der rechte Inhalt genommen ist, sehr bedenkliche und schädliche Formen. Man schaut nach England und übersieht, was den Angelpunkt der politischen Entwicklung desselben bildet, daß nämlich das dortige Verfassungsleben sich vornämlich in dem Streite gegen katholische oder katholisirende Regenten gebildet hat; daß diese Kämpfe eine Wirkung, ja der eigentliche Ausfluß der kirchlichen Reformation gewesen sind, so daß nur darum die kirchliche Reformation in England nicht zur Vollendung, wie in Schottland gediehen ist, weil sie politisch begann und ihr innerster religiöser Kern auch immer wieder politisch angegriffen und gefährdet wurde. Aber weil in England die religiöse Reformation der politischen vorangegangen und in Frankreich nur

Digitized by Google

die politische angestrebt wurde, ohne daß man der religiösen vorher gedacht: darum kann der Verfassungsstaat dort gedeihen, hier nicht; obgleich damit nicht behauptet werden soll, daß England schon ein ächt christlich protestantischer Staat sei; aber der verfassungsmäßige Staat ist nicht blos historisch, in England, sondern auch ideell eine Frucht der Reformation. Wie ganz anders stände es nicht um Deutschland, wenn die weltliche Macht des Kaisers sich nicht der Reformation hier entgegengestellt hätte! Die Reformation ist sowohl Folge als Ursache der beginnenden Auflösung des deutschen Reiches. Der mittelalterliche Staat hatte sein Ende erreicht, als seine Grundlage, die christliche Frömmigkeit, im Volke den Boden verlor und das Papstthum nur das Seine suchte und nicht das des Herrn. Luthers fromme, deutsches Gemüth empörte sich gegen Unwissenheit und Gottlosigkeit der Geistlichkeit, und als er das als Frucht des päbstlichen Systems erkannte, gegen dieses und suchte nach einer unveränderlichen Auctorität; nicht als Revolutionair, denn er kämpfte nicht mit physischer Gewalt, sondern mit den Waffen des Geistes gegen eine nicht mehr berechtigte Macht. Daß aber deutsche Reichsstände und Städte dem weltlichen Arm ihres Kaisers den Beruf und die Machtvollkommenheit absprachen, die verwahrlosete Herde in die Hürde eines Miethlings zurückzutreiben, daß sie selbst mit den Waffen in der Hand diesem unerlaubten Beginnen sich widersetzten und Gott mehr gehorchten als den Menschen, dafür sollen sie nun noch heute gesegnet sein, dafür wollen wir noch heute ihnen unsern Dank durch treue Nachfolge darbringen. Die Reformation ist ein Princip, ist das wieder aufgefundene und wieder erkannte Princip des Evangeliums überhaupt. Dieses Princip arbeitet im Stillen und Verborgenen wie ein Sauerteig; ehe es auch nur in die Hauptrichtungen des menschlichen Lebens zu durchdringen angefangen hat, muß es sich oft wieder zurückziehen, scheint erst zu unterliegen, bis es plötzlich in seiner Macht auftritt. Der innerste Kern der Reformation ist die Forderung, daß das Evangelium äußerlich und innerlich ein Eigenthum des ganzen Volkes werden solle, daß keiner als Christus, kein Papst oder Priester, der Mittler sei zwischen Gott und dem einzelnen Christen; daß jeder Einzelne die Fähigkeit habe, sein Verhältniß zum ewigen Richter selbst zu ordnen, den Weg zur Seligkeit nach dem Evangelium selbst zu erkennen, und durch alle Anfechtungen des Lebens sein Peinigungszeugniß — seinen Glauben — gegen Jedermann zu vertheidigen und zu bewähren im Stande sein soll.

Der christliche Staat, wie oft auch dieser Ausdruck gemißbraucht sein mag, in seiner Verwirklichung ist das Reich Gottes auf Erden und wie langsam wie uns auch diesem Ideale nähern, der protestantische Staat hat keinen ganz unbedeutenden Fortschritt in dieser Annäherung gemacht, und selbst in den noch vom Papste beherrschten Ländern hat das Evangelium Anker geworfen; man sucht es leider dort nicht zuerst im Herzen zur Wahrheit zu machen, sondern will erst den Staat, dann sich bessern, will das Reich Gottes ohne Kinder Gottes; der christliche Staat kann aber nur der sein, dessen Unterthanen wirkliche, nicht Namenchristen sind. Das Evangelium lehrt Gleichheit und Freiheit der Kinder Gottes; setzt man aber für letzteres „Menschen" überhaupt, so hat man die Carricatur dieser evangelischen Lehre und zu ihrer Verwirklichung die Revolution. Die allmälige Umbildung der weltlichen Verhältnisse zu dem Einen großen Gottesreiche, d. h. die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes, ist mithin nicht blos eine nationale, sondern auch eine christliche Pflicht; allein sie unterliegt allen für das Gemeinwohl nothwendigen Beschränkungen. Was das allgemeine Wahlrecht betrifft, so weiß z. B. jeder Christ recht gut, daß vor Gott kein Unterschied der Person gilt; eben so gut aber auch, daß gerade die Verschiedenheit des sittlichen Lebens sowohl in einzelnen Menschen als in Generationen eine Verschiedenheit der geistigen und physischen Kräfte, der Einsicht und des Besitzes (letzteres freilich der sinnlichste und charakterloseste Unterschied) hervorbringt, also in dem politischen Leben, wo stets das Sichtbare und Greifbare das Maaß der Dinge bleibt, diese von Gott im Verborgenen gewirkte Verschiedenheit in Acht genommen werden muß; aber deshalb kann jenes Anrecht an den Staatsangelegenheiten nur denen eingeräumt und von denen ordentlich besorgt werden, welche das zu jenen Verrichtungen nothwendige Maaß von christlicher Einsicht erlangt haben. Der evangelische Christ sieht in dem Constitutionalismus nur ein Nothdach, aber ein nothwendiges Product, eine Entwickelungsstufe zum wahren protestantischen Staat; aber die französischen oder deutschen Doctrinen von solchem Staate haben ihm wenig Bedeutung; er ist zufrieden, wenn eine Gelegenheit gegeben wird, nach seinen innern oder äußeren Mitteln auf die Evangelisirung des Gemeinwesens hinzuwirken, und wenn die öffentliche Gewalt ihm keine Hindernisse für die Aeußerung seiner Kräfte und seines religiösen Lebens bereitet. Das ist eine Forderung des Protestantismus, aber noch keine Leistung! Wie in den ersten Zeiten der christlichen Kirche die Staatsgewalt sich ehe der Herrschaft über dieselbe bemächtigte, als sie sich selbst durch das Evangelium zu einer christlichen Kirche hatte umbilden lassen, so wurde auch der Grundgedanke der Reformation zurückgedrängt. Die Fürstengewalt hat Staatskirchen zu errichten gestrebt und ein anderes Papstthum an die Stelle des gestürzten gesetzt: das Namenchristenthum hat hier die heilige Schrift um ihre Auctorität zu bringen gesucht, dort den Unglauben als Ziel der Reformation gepriesen. Nur das deutsche Volk durfte es wagen, das Weltgebäude eines Jahrtausend einzustürzen und ein neues auf dem Grunde des Evangeliums an seiner Stelle aufzuführen: mit dem Neubau steht es freilich noch ziemlich genug aus; aber das Princip ist gerettet und seine durchaus umbildende Kraft bewährt es vor unsern Augen. Freuen wir uns über die große Schaar derer, welche wieder eine Bibel haben, lesen und glauben: freuen wir uns der herrlichen Früchte deutscher Wissenschaft, und der ächt protestantischen Zuversicht, welche der Wissenschaft und Kunst schon lange völlige Freiheit und hinlänglichen Raum zu ihrer Ausbildung, selbst gegen die Wahrheit, verliehen hat; denn der Glaube steht meiner Meinung nach noch auf schwachen Füßen, welcher es nicht auch mit der gottlosesten Wissenschaft aufzunehmen wagt, sondern dazu Fürstenmacht und Symbolzwang, also eine andere Kirchensäule außer Christo gebraucht. Und kann endlich irgend ein katholisches Land sich rühmen, ein Gleiches für die christliche Erziehung und Bildung seiner Jugend, d. h. des ganzen Volkes zur evangelischen Herrlichkeit gethan zu haben? — Damit jedoch das Volk eine höhere Stufe in der Ausbildung zum wahren protestantischen Staate ersteige, müssen auch an das Schulwesen in solchem Staate gesteigerte Anforderungen

Digitized by Google

gemacht werden." — Das ist die Grundlage des ganzen Buches und wir können sie größtentheils loben!

Geht der Verf. indeß von diesen allgemeinen Ansichten auf das Gebiet des Praktischen und Speziellen über, so wird er nicht selten paradox! Daß Kinder von ihren Familien erzogen werden sollten und zwar ohne fremde Beihülfe, scheint ihm naturgemäße Ordnung; aber dennoch giebt er zu, daß Kinder der Armen, weil die Aeltern ihrer Arbeit nachgehen müssen, ohne das nöthige Familienleben aufwachsen. „Der Staat, sagt er, hat sich der Aushülfe bisher entzogen, die christliche Liebesthätigkeit durch Kleinkinderbewahranstalten ins Mittel geschlagen; allein diese Anstalten sind blos Schein und Werkseligkeit: es sind überall stillsitzende Großmütter und nichtsthuende alte Männer zu haben, bei denen die Kinder, wie ehedem, gut aufgehoben sind." — Hat der Staat sich um die geistige und sittliche Bildung seiner jungen Staatsbürger zu kümmern? Der Verf. meint nicht und fragt, ob es ein so großes Unglück sei, wenn Einer nicht schreiben und lesen kann? Ob der Staat nicht vollständig zufrieden sein könne, wenn er gehorsame, steuerzahlende, friedliebende Unterthanen habe? Loyal sein, die Gesetze befolgen, das sei Alles, was der Staat fordern dürfe, denn das Innere, das Herz, sei nicht Sache der bürgerlichen Ordnung, das entziehe sich seinen groben Fingern. Schulzwang also liege nicht in seiner Befugniß. Dennoch sei Schulzwang nöthig, denn man müsse die Menschen in Masse nicht für so eifrig im Lernen geistiger Dinge halten, wie oft geschehe, und weil die Kirche und nicht die Gemeinden den eigentlichen Anfang von Schulen gemacht, so müsse er von ihr ausgehen. Die Kirche solle ihren Gliedern die geschichtliche, dogmatische und praktische Kenntniß der christlichen Religion verschaffen, damit sie dadurch auf den rechten Weg zum ewigen Leben geleitet werden, und zwar wie in der Kirche die Erwachsenen, so in der Schule die Jugend; die Geistlichen hätten letztere aber ihren früheren Gehülfen, den Lehrern, überlassen, sich bequem auf's Altentheil gesetzt, gäben höchstens noch ein paar wöchentliche Stunden für Konfirmanden in ihrem Hause, oft sogar im Schlafrock und Pantoffeln. „Schulaufsicht, behauptet er ferner, soll von der Gemeinde und der Kirche gehandhabt werden; nicht ob Geistliche, oder Bürger und Bauern Etwas vom Unterrichte verstehen, sei Bedingung zur Beaufsichtigung, sondern ob die Jugend im Sinne der Aeltern und der Kirche unterrichtet und erzogen werde, sei die Hauptsache, doch verstehe sich von selbst, daß nicht jeder Hans Narr sein Wort drein zu reden habe. Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion: das der ganze Lectionsplan. Solche Behauptungen stellte F. A. Krummacher schon vor 30 Jahren auf!

In ähnlicher Weise spricht der Verf. über Realschulen, Seminarien, Gymnasien und deren Verhältniß zur Kirche, über Universitätsstudien, ꝛc.; überall deckt er manche Mängel auf, die diesen, wie allen menschlichen Anstalten anklebten, überall dringt er auf Vereinfachung, z. B. in den Klassen eines Gymnasiums wöchentlich drei Religionsstunden, neun lateinische, sechs griechische, fünf deutsche und eine für neuere Sprachen nämlich: in III. französisch, in II. italienisch, in I. englisch. — So viel Wahres jedoch auf der einen Seite hier ausgesprochen wird, so viel Halbwahres auf der andern; viele Heilmittel gegen die Krankheit der Zeit, aber ob das Uebel dadurch nicht ärger wird? Bei einfachen Verhältnissen z. B. der Einwanderer in Amerika's Urwäldern läßt sich manches dafür sagen; aber in dem „christlichen, protestantischen Staate" des neuern Europa's möchten sich unübersteigliche Schwierigkeiten erheben, wenn des Verfassers Plan durchgeführt werden sollte!

K.

Deutsche Volksmärchen aus Schwaben. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben von Dr. Ernst Meier, außerordentlichem Professor der morgenländischen Sprachen an der Universität Tübingen. Stuttgart, C. P. Scheitlin's Verlagshandlung. 1852. XII und 322 Seiten. 8.

Herr Prof. Meier, der 1851 (Tüb.) „Deutsche Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben" herausgab, dessen: „Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben" nächstens zu Stuttgart in zwei Bänden erscheinen werden, und der eine „Sammlung schwäbischer Volkslieder" vorbereitet hat, bemerkt über die anzuzeigenden Volksmärchen unter Anderm Folgendes:

„Eine besondere Märchensammlung aus einer bestimmten Gegend Deutschlands besitzen wir außer der Grimm'schen Sammlung nicht; diese aber erstreckt sich, obgleich sie auch aus Süddeutschland einzelne Beiträge enthält, doch wesentlich auf Mittel- und Norddeutschland, speciell auf Hessen; und selbst die späteren Nachlesen deutscher Volksmärchen gehören fast ausschließlich den nord- und mitteldeutschen Gebieten an. Nur im äußersten Norden, bei einem nahverwandten Stamme, der einst mit uns denselben Götterhimmel theilte, ist eine besondere Sammlung erschienen, die unmittelbar aus frischer Ueberlieferung geschöpft, sich der der Brüder Grimm würdig an die Seite stellt: ich meine die norwegischen Volksmärchen von Asbjörnsen und Moe, deutsch von Bresemann, 1847.

Der deutsche Süden dagegen, und namentlich der schwäbische Theil desselben ist, bis jetzt fast noch völlig unvertreten geblieben. (In der Note ist erinnert, daß diese 1850 geschriebenen Worte jetzt nicht mehr ganz paßten, indem wir kürzlich durch J. W. Wolf eine treffliche Sammlung von 51 Märchen, hauptsächlich aus dem Odenwalde, erhalten hätten. Allein von Schwaben, dem eigentlichen Herzen Süddeutschlands, gälten sie noch heute.) Und doch besitzt er an Sagen, Märchen und andern alten Ueberlieferungen so reiche und ungeahnte Schätze wie nur irgend ein anderer deutscher Landesstrich.

In Beziehung auf Märchen mag die vorliegende Sammlung davon Zeugniß geben. Ich habe dieselben, wie alle verwandten Volksüberlieferungen, mit wissenschaftlichem Interesse gesammelt, daher Treue und Wahrheit mein höchstes Ziel war. Ich wollte nur wiedergeben, was ich hörte, und habe jeden verschönernden Zusatz, jeden ausfüllenden Zug selbst bei offenbaren Lücken, sorgfältig vermieden.

Was außerdem die Darstellung betrifft, so konnte ich einzelne Stücke, die ein Blinder in Bühl erzählte, bei einem ziemlich langsamen und wiederholten Vortrage fast wörtlich nachschreiben. Alle übrigen Märchen sind wenigstens immer unmittelbar nach der mündlichen Mittheilung aufgezeichnet und zwar mit möglichster Beibehaltung des Ausdrucks und der eigenthümlichen, stehenden Wendungen.

Digitized by Google

Die ganze Ausdrucksweise, der das Volk bei diesen Erzählungen sich bedient, ist immer so gehalten, wie man etwa Kindern dieselben vortragen würde, und diesen Maßstab muß meiner Meinung nach auch der schreibende Nacherzähler im Allgemeinen vor Augen haben. Dabei hält das Volk sich einfach an die Handlung und entwickelt rasch und schmucklos in echt epischer Weise nur diese, ohne Lob oder Tadel darüber auszusprechen, und noch weniger ergeht es sich in breiter, hochtrabender Ausmalung des Gefühls und des subjectiven Eindrucks.

Was die epischen Stoffe betrifft, welche diesen schwäbischen Märchen zur Grundlage dienen, so gehören sie bekanntlich einem großen Theile nach der mythischen Götter- und Heldensage an und müssen ein uraltes Gemeingut aller deutschen Stämme gewesen sein. Deshalb finden sich auch hier die altheidnischen Elemente und selbst die strengen Charaktere der Grimm'schen Märchen in ähnlicher Weise wieder, aber vielfach eigenthümlich und mit neuen, überraschenden Zügen.

Außer viel Bekanntem und Verwandtem wird man in der vorliegenden Sammlung noch Einiges finden, das völlig neu ist. Dahin gehört unter andern das merkwürdige Stück Nr. 6, Donner, Blitz und Wetter, worin altmythische Erinnerungen, namentlich an Donar, klar vorliegen. Ferner die schönen Märchen Nr. 25, der Sohn des Kohlenbrenners, und Nr. 42, der Sohn des Kaufmanns, die meines Wissens sonst nicht vorkommen. (In der Anmerkung ist Dies dahin berichtigt: Dies letzte Märchen findet sich jetzt auch in der Wolf'schen Sammlung aus dem Odenwalde: des Todten Dank. S. 243. Auch sonst enthält sie manches Verwandte, das aber in der schwäbischen Ueberlieferung, wie z. B. der goldene Hirsch, S. 73, bei mir Nr. 54: der lustige Ferdinand, einfacher geblieben ist.) Wo sich ähnliche Märchen bei Grimm finden, habe ich dies angegeben und gelegentlich auch einige andre Sammlungen berücksichtigt.

Sehr merkwürdig sind die Berührungen mit Erzählungen in 1001 Nacht, auf die bereits Grimm bei 7 Märchen hingewiesen. — Seit den Kreuzzügen war der Verkehr mit den Arabern sehr lebhaft und so könnte durch mündliche Ueberlieferung (namentlich auch durch die spanischen Araber,) manches morgenländische Märchen uns zugeführt worden sein, wie ja auch die Erzählung von den sieben weisen Meistern und Einzelnes in andern Volksbüchern, z. B. im Herzog Ernst, nachweisbar dem Orient angehört. Andererseits aber enthält jene arabische Märchensammlung, die als Schriftwerk erst spät unter uns bekannt geworden ist, nicht wenige Züge, die offenbar germanischen Ursprungs sind. Dahin möchte ich unter andern die Erwähnung von den Schwanenjungfrauen rechnen. Einzelne weitere Berührungen mögen sich daraus erklären, daß der eigentliche mythische Haupttheil dieser Märchen den mit uns stammverwandten Indern angehört.

Eine besondere Eigenheit der schwäbischen Märchen ist es, daß einige noch, ganz wie die mehr geschichtlichen Sagen, sich an bestimmte Oertlichkeiten knüpfen. So z. B. Nr. 16, das Märchen vom Räuber Matthes; Nr. 22, Fläschlein, thu deine Pflicht; Nr. 59, der lungnasige Riese und der Schlussergesell; Nr. 61, das Nebelmännle; Nr. 74, der Knabe; der zehn Jahre lang in der Hölle gedient, u. u. m. Ich habe deshalb einige Stücke der Art, z. B. die Befreiung der Jungfrau von einem Drachen, die sich an das Dorf und ehemalige Schloß Dreckenstein knüpft, der Sagensammlung zugetheilt."

Die Sammlung enthält neunzig, zum Theil recht ausführlich erzählte Märchen (S. 1—297), von denen eine kleine Anzahl in Versen; S. 301—322 sind Anmerkungen hinzugefügt, in welchen der Ursprung der Märchen, d. h. der Ort oder die Gegend, wo der Herausg. sie erzählen hörte, und mit ihnen verwandte in anderen Sammlungen, namentlich auch in 1001 Nacht, nachgewiesen werden. Diese Nachweisungen bieten manchen Stoff zu interessanten Vergleichungen dar. Hin und wieder sind auch noch einige Märchen aus Schwaben in, von der im Texte gegebenen, abweichender Auffassung mitgetheilt. Zu Nr. 82, „Jokele;" (zur Classe der Häufungsreime, die auch englisch bei Halliwell The nursery rhymes of England, vorkommen, gehörig), ist ein sehr ähnliches und dem Thema nach mit dem Jokele offenbar verwandtes chaldäisches Lied in den Hagada's für das Passah (das letzte Stück dieser zusammengestellten Festlieder und Vorträge, welches am Schlusse des Osterfestes gesungen wird): chad gadjà, chad gadjà, u. s. w. in deutscher Uebersetzung abgedruckt. — Der Nr. 54, „Der lustige Ferdinand, oder der Goldhirsch." liegt, nach des Herausg. Meinung ein alter Göttermythus zu Grunde, dessen Deutung er versucht hat. Ueberhaupt geben die Anmerkungen dem Buche, wenn es auch zunächst auf Unterhaltung berechnet ist (für Kinder scheinen uns mehrere der Märchen jedoch nicht ganz geeignet) einen wissenschaftlichen Werth.

Wir empfehlen diese Märchen, die uns inmitten ernsterer Arbeiten einen recht erfreulichen und erfrischenden Genuß gewährt haben, unsern Lesern bestens und geben ihnen als Probe aus der auf schönem Papier (bei Blum und Vogel in Stuttgart) sehr sauber gedruckten Sammlung, in Nr. 49 unserer Blätter das aus der Gegend von Ulm mündlich überlieferte Märchen:

Der Sohn des Kohlenbrenners.

H.

Paris und London von Ludwig Kalisch. 2ter Band. London. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt 1851.

Wie im vorigen Bande Paris, will der Verfasser uns in diesem Bande London in kurzen Bildern aus dem Volksleben schildern, aber leider hat ihn nicht die gleiche Lust von Paris nach London begleitet, denn wie er dort oft übertrieben lobte, wird er hier manchmal ungerecht im Tadel. Der Band ist viel matter und trockener als sein Vorgänger und auch des Verfassers Witz scheint bei der Ueberfahrt Schiffbruch gelitten zu haben. Wir wissen zwar recht wohl, daß der Geschäftslärm Londons wenig Witzfunken aufsprühen läßt, und deshalb finden wir auch die unbehagliche Stimmung erklärlich in der Kalisch sein Buch geschrieben hat, aber dafür finden wir keine Entschuldigung, daß von einer Stadt, die so Viel dem Auge des aufmerksamen Beobachters bietet, nur eine so oberflächliche Schilderung uns geboten wird. Der Verfasser tummelt sich oft auf Gemeinplätzen herum, die er ebenso gut in einem pommerischen Landstädtchen hätte schreiben können.

Im ersten Hauptstücke schildert uns Kalisch seine Reise „Von Paris nach London," die ernste und heitere Erlebnisse enthält und

Digitized by Google

auf der des Verfassers demokratisches Gefühl dadurch bitter gekränkt wurde, daß in England, dem Lande der Gerechtigkeit und Freiheit, ein reisender deutscher Prinz selbst von den Zollbeamten allen anderen Reisenden vorgesetzt wurde. — „Ein Londoner Sonntag" ist ein Ding, das sich eigentlich gar nicht beschreiben läßt; das mag auch der Verfasser gefühlt haben, denn unter dieser Ueberschrift erhalten wir nichts als eine gelungene Schilderung des Sonnabends mit Randglossen über die Sonntagsfeier der Engländer. Kalisch beginnt seine Bemerkungen über diesen Gegenstand mit der Kirchenreformation in England, die, wie er nicht mit Unrecht behauptet, „nicht vom Volke, sondern von dem Trotze und dem Eigensinn eines einzelnen Despoten ausging; von einem Tyrannen, der dem Papstthume den Rücken kehrte, weil ein Papst fast nicht aufgelegt war, einen Kappler abzugeben." Aus dieser „verpfuschten" Reformation entstand nach des Verfassers Ansicht das starre Festhalten der Engländer an dem Glauben, der ihren Vätern durch „Blutgesetze" aufgedrungen worden, und nicht allein die übertriebene Sonntagsfeier der Engländer, auch das fanatische Geschrei gegen das Papstthum, das neuerdings gelegentlich der Kardinalsernennung Dr. Wiseman's ertönte, hält er für natürliche und nothwendige Folgen einer solchen Reformation. Kalisch hat Recht, wenn er gegen die „grobsinnliche" Auffassung des Sabbathgebotes eifert, aber er geht zu weit, wenn er wegen der falschen Auslegung dieses Gebotes die ganze christliche Sonntagsfeier bekämpft, denn es ist eines großen und freien Volkes allerdings würdig auch einen Tag in der Woche irdischer Arbeit, auch einen Tag lang sich mit etwas Höherem zu beschäftigen. — Abschnitt III. „Ein Londoner Barbier" ist eine zwar übertreibende, aber doch sehr unterhaltende witzig erzählte Begebenheit. — Im IV. wird uns erst die frühere Geschichte von „Smithfield" und dann das gegenwärtige Leben und Treiben auf diesem Platze geschildert. — „Die Londoner Polizei" ist ein Kapitel, das wir gerne ins wirkliche Leben Deutschlands übersetzt sehen würden, wenn auch die ganze Polizeieinrichtung auf uns nicht so anwendbar wäre, wie auf London, das „bei weitem reicher ist an Spitzbuben, als die größten Städte Deutschlands an ehrlichen Leuten." — „Die englische Küche" giebt dem Verfasser Gelegenheit zu einer Vergleichung der nationalen Eigenthümlichkeit der Engländer und Franzosen. Es ist eine alte Wahrheit, daß jeder Vergleich hinkt, und darum hinken auch diese Vergleiche manchmal, aber sie hinken doch nicht so sehr, daß sie dadurch aus dem Geleise der gesunden Vernunft kämen. Der Engländer, dieser Praktiker, der nur ißt um satt zu werden, zeigt wirklich in seiner Küche den treffendsten Nationalunterschied gegen den theoretischen Franzosen, der selbst da nur nascht, wo er essen will, und der das Essen mehr wie eine kostspielige Spielerei und weniger wie ein nothwendiges Lebensbedürfniß behandelt. — VII. „Ein Besuch in Bethlem" wird zwar von Jedem mit Theilnahme gelesen werden, giebt aber eine viel zu flache Beschreibung der innern Einrichtungen dieses berühmten Irrenhauses. Was der Verfasser hier erzählt, kann einem eben so gut in jedem beliebigen andern Irrenanstalt begegnen. — Ueber den „Empfang des kaiserl. königl. österreichischen Feldzeugmeisters Haynau in London" wird uns berichtet was wir in den politischen Blättern längst zur Genüge gelesen hatten, wobei wir nur das demokratische Vaterlandsgefühl des Verfassers bewundern müssen, der sich nicht über seinen eigenen Parteistandpunkt erheben kann, um einzusehen, daß in jedem beschimpften Deutschen, ein Bruder beschimpft wurde. Mit sichtlichem Wohlgefallen erzählt Kalisch den Vorgang nachdem er als Einleitung eine übertriebene Schilderung der Barclay'schen Brauerei gegeben; wir wenigstens kannten uns z. B. nicht entsinnen ein Faß gesehen zu haben, das, obwohl nicht zu den größten gehörig, doch so groß ist, daß das Heidelberger in ihm herumschwimmen könnte. — „Zwei Stunden unter den Quäkern" haben den Verfasser nicht zu den Ansichten und Lebensregeln des Quäkerthums bekehren können. — X. ist ein sehr entbehrliches Hauptstück, denn „Ueber das Flaniren in London" läßt sich eigentlich nicht mehr sagen, als daß man in London gar nicht flaniren kann, und wirklich sagt der Verfasser auch auf den 11 Seiten, die er dazu verschwendet hat, nicht mehr als daß der Müssiggang in London die sauerste Arbeit ist. — XI. „Ein Prätendent" ist eine launige Schilderung des Lebens und Treibens des ehemaligen Herzogs von Braunschweig Karl Friedrich August Wilhelm. — In „Merry Christmas" erhalten wir ein Bild von den Weihnachtsfestlichkeiten der Engländer, das uns aber von dem Amerikaner Washington Irving in geistreicheren und lebensvolleren Farben bereits vorgemalt worden. — „Freiheit und Gleichheit" ist eine Betrachtung über das sociale Leben Englands, in der Kalisch doch auch wieder gegen sein Vaterland gerecht wird, denn hier drängt sich seinem Blick unwiderstehlich die Ueberzeugung auf, „daß kein Volk der Erde an allgemeiner Bildung sich mit dem deutschen messen kann und daß in dieser Beziehung das stolze England tief unter Deutschland steht." Lassen wir darum den Engländern ihre oft gerühmte aber vielseitig beschnittene Freiheit, wie befinden uns in Deutschland besser bei dem Brudergefühle der Gleichheit, die bei uns thatsächlich besteht, soweit sie vernünftig denkbar ist. — XIV. „Judge and Jury Society" zieht den Schleier weg von einem schmutzigen Schauspiele des Londoner Mittelstandes. — Den Schluß des Buches macht eine ergötzliche Betrachtung über das „Geld," diese Haupttriebfeder im Leben Londons. —

Im Ganzen erhalten wir auch in diesem Bande nur kurze, flüchtige Abrisse aus dem Treiben der Weltstadt, die zum Theile durch die Parteistellung des Verfassers einen wenig empfehlenswerthen Anstrich bekommen haben. Wir erfahren auch hier wieder manches Unnöthige und vermissen dagegen vieles, was von allseitigem Interesse gewesen wäre.

Seeliholz.

Miscelle.

Wie Herr Freidrich Arthur Neale in der jüngst in Druck gegebenen Beschreibung seines Aufenthalts in Siam berichtet, hat die siamesische Majestät viele Europäer im Dienste, auch scheinen die Siamesen im Allgemeinen Geschmack an europäischer Civilisation zu finden. Einer der Prinzen nimmt Unterricht im Englischen und englische Künste haben im Lande Eingang gefunden.

Gedruckt bei A. H. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour. .

№ 49. Sonnabend, den 19. Juni. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Heimweh. — Fliederlied..... Seite 381
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 382
Literatur:
Georg Arnold Heise. Mittheilungen aus dessen Leben, gesammelt von Dr. W. v. Bippen..... „ 383
Untersuchungen über die germanischen Pönitentialbücher ꝛc. von Dr. Karl Hildenbrand ..... „ 385
Eschenbueg und Eschenhof. Novelle von Lorenz Diefenbach... „ 385
Deutsche Volksmärchen aus Schwaben. Von Dr. Ernst Meier „ 386

Heimweh.

Weinend muß den Blick ich senken,
Durch die tiefste Seele geht
Wie ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet.

Lenau.

Draußen fährt der grüne Mai
Mit Musik und Fahnenschwenken,
Lustig geht der Zug vorbei, —
Weinend muß den Blick ich senken.
Ach, wie kommt's, daß plötzlich trübe
Mir das Aug' in Thränen steht
Und das Heimweh nach der Liebe
Durch die tiefste Seele geht?
Vielgeliebtes Frauenbild,
Kannst denn Du mein Herz noch lenken?
Ja, ich fühl's, von Innen quillt
Mir ein süßes Deingedenken.
Dein gedenk ich, doch zum Wähnen
Und zum Hoffen ist's zu spät.
Lieb und Liebe schwimmt in Thränen
Wie ein stilles Nachtgebet.

Fliederlied.

Was flüstert in deinen Zweigen,
Du duftender Fliederbaum?
Die Blüthen nicken und neigen
Sich wie ein Elfenreigen;
Mir wird dabei so eigen,
Als lög ich im tiefsten Traum,
Als seien es meine Grüße,
Die flüstrend mich umwehn,
Als sei's mein eignes Flehn:
„Ich habe Dich lieb, Du Süße!"

Wohl hab' ich's leise gesungen,
Als ich den Strauß mir brach;
Nun singt's mit tausend Zungen
Der Fliederbaum mir nach;
Nun singen's die Nachtigallen
Auch schon im schatt'gen Thal:
Ich habe Dich lieb vor Allen
„In Lust und auch in Qual."

Und in die weite Runde
Klingt immer weiter das Lied,
Von Munde geht's zu Munde
Und allen bringt's die Kunde,
Die ich in stiller Stunde
Dem Fliederbaum vereieh;
Und Alle plaudern das süße
Geheimniß weiter aus,
Den Spruch vom Fliederstrauß:
„Ich habe Dich lieb und grüße!"

Digitized by Google

Doch nein! Noch iſt's verſchwiegen,
Noch weiß es kein Menſchenkind,
Die Blüthen neigen und wiegen
Sich ſtumm im Abendwind.
Mir aber ward zum Traume
Des Herzens ſüße Qual;
Ich grüß' unter'm Fliederbaume
„Dich tauſend, vieltauſend Mal!"
Roderich.

Geſchichte des Directoriums.

(Fortſetzung.)

Nach dieſer Erklärung voll Haß und Inſulten inmitten von Betheurungen von Ruhe und Unparteilichkeit, brachte Petion ein langes revolutionaires und declamatoriſches Gewäſch gegen die innere und äußere Politik Ludwigs XVI. zu Tage, indem er ihm alles dasjenige als Verbrechen anrechnete, was er vermöge ſeiner conſtitutionellen Prärogative den gebieteriſchen Forderungen der Factionen verweigert hatte. Darnach fuhr er folgendermaßen fort:

„Der Chef der vollziehenden Gewalt bildet den erſten Ring in der contrarevolutionairen Kette. Sein Name kämpft täglich gegen den der Nation an; ſein Name iſt ein Signal der Zwietracht zwiſchen dem Volke und ſeiner Obrigkeit, zwiſchen den Soldaten und den Generalen. Er hat ſein Intereſſe von dem Intereſſe der Nation geſchieden; ſo laßt uns nun ein Gleiches thun.

„So lange wir ſolch einen König haben werden, kann die Freiheit ſich nicht befeſtigen: wir wollen aber frei bleiben. Aus einem Reſte von Nachſicht würde es uns tief geweſen ſein, von Ihnen nur die Suspenſion Ludwigs XVI. während der Zeit, wo das Vaterland in Gefahr ſchwebt, zu verlangen: das läuft aber der Conſtitution zuwider. Ludwig XVI. beruft ſich unabläſſig auf die Verfaſſung; das wollen wir nun auch, und demzufolge ſeine Abſetzung verlangen.

„Nachdem dieſe große Maßregel einmal feſtgeſetzt worden, es aber ſehr zweifelhaft iſt, daß die Nation zu der **jetzigen Dynaſtie** Vertrauen haben kann, ſo fordern wir, daß die vollziehende Gewalt von ſolidariſch verantwortlichen Miniſtern, durch die Verſammlung, jedoch nicht aus ihrer Mitte, ernannt, proviſoriſch und auf ſo lange ausgeübt werde, bis der Wille des Volkes, unſeres und Eures Souverains, ſobald die Sicherheit des Staates es geſtattet, ſich geſetzlich in einem Nationalconvente ausgeſprochen haben wird."

Dieſe Rede kündete abſeiten der Girondiſten den entſchieden gefaßten Plan, Ludwig XVI. vom Thron zu ſtürzen, möglicher Weiſe den Herzog von Orleans darauf zu ſetzen, und ſchließlich, wenn auch verſteckt, den Wunſch an, zu ihrem Vortheil bis zum Frieden eine Dictatur einzuſetzen, die uns noch zu beſchreiben bleibt und deren Inhaber Robespierre, Servan und Petion ſein ſollten.

Die Permanenz der Sectionen. Die Girondiſten bereits überflügelt.

Die fieberiſche Exaltation, welche die Permanenz aller deliberirenden Corps und der Aufruf an die Jugend den Gemüthern mittheilten, hatte raſch und unausbleiblich eine Folge, an die vielleicht niemand gedacht hatte: die Permanenzerklärung ſämmtlicher Sectionen von ganz Frankreich. Dieſelbe wurde am 25. Juli ohne Debatte und wie zufällig auf den Antrag von Thuriot und la Roſiere votirt. Folgenden Tages hatte Frankreich mindeſtens, zwei Sectionen auf die Gemeinde gerechnet, 80,000 Clubs mehr, und zwar 80,000 permanente Clubs, die tagtäglich und auch einen guten Theil der Nächte ihre Sitzungen hielten.

Dieſer Umſtand, der von den Geſchichtſchreibern faſt überſehen worden iſt, hat das Geſchick der Monarchie und den Gang der Revolution unabänderlich entſchieden; denn er übergab der Gewalt alles das, was die unterſten Schichten der Pariſer Bevölkerung Exaltirtes enthielten, und ermöglichte gegen die Conſtituenten die Bildung der Gemeinde vom 10. Auguſt 1792, gegen die Girondiſten die Bildung der Gemeinde vom 31. Mai 1793, und gegen die Montagnards die Bildung der Gemeinde vom 10. Thermidor des Jahres II.

Paris zählte 48 Sectionen; jede Section bildete eine Vollſtändige Verſammlung mit ihren Präſidenten, Vice-Präſidenten und Secretairs, und ſie ſtanden meiſtens unter der Leitung bedeutender Revolutionairs. Die Section der Bibliothek wurde durch Marie Joſeph Chenier dirigirt, die der Cordeliers durch Marat, die der Arcis durch Fournier den Amerikaner, die des Vendomeplatzes durch den Marquis von Sade und Robespierre.

Von dem Tage an, wo die Permanenz erklärt worden war, bemächtigten ſich die eifrigſten unter den Revolutionairs der Sitzungsſäle. Alle Sectionen traten durch Zuſendung von Commiſſarien und Deputationen mit einander in Verbindung, und die politiſche Leidenſchaft, die eitle Sucht, ſeinem Stadtviertel einen Namen zu machen, die, ſich vorzudrängen, und die Jagd auf Aemter ſteigerten die Berathungen dieſer 48 neuen Corps, welche unter dem Vorwande, daß das Vaterland in Gefahr ſei, die extravaganteſten Maßregeln aufs Tapet brachten, annahmen und ausführten, bis zum Wahnſinn. So wurde auf die Kunde von dem Einrücken der verbündeten Truppen in Frankreich von den Sectionen beſchloſſen, daß von Stunde zu Stunde Couriere abgeſandt werden ſollten, um ihnen Nachrichten über die Preußen zu bringen. Dieſe patriotiſchen Couriere hielten nun die erſten beſten Wagen von irdiſchem Aeußeren auf den Straßen an, ſpannten die beſten Pferde aus, und galoppirten damit von dannen, um ſich nach den Preußen umzuſehen. Die meiſten gingen jedoch, wie man es ſich ſchon denken kann, nicht weiter, als bis nach La Villette oder Bourget, wo ſie die Pferde zu Gelde machten und deren Erlös in den Kneipen der Barrieren verpraßten.

Die Archive der Polizeipräfecturen enthalten eine faſt vollſtändige Sammlung der Bücher, welche über die Berathung der 48 Pariſer Sectionen geführt worden ſind. Einige Bände, die vielleicht bei der großen Unterſuchung abhanden gekommen, welche im Jahre 1795 unter der Präſidentſchaft von Chauveau Lagarde über die Septemberangelegenheiten veranſtaltet worden war, fehlen in der Sammlung. In einigen Sectionen, z. B. in der der Vorſtadt Poiſſonniere, hat eine ſträfliche Hand die beiden Blätter ausgeriſſen, welche, mit Namen und Unterſchriften, die, übrigens anderweitig erhaltene, ſcheußliche Deliberation in Betreff der Septemberangelegenheiten enthielten; doch verbreiten die noch vorhandenen circa 200 Bücher der Pari-

Digitized by Google

ser Sectionen, so wie sie sind, ein lebhaftes Licht über die finsteren Operationen der revolutionairen Alchimie, und machen auch dem Ungläubigsten die eigenthümliche und leichte Kunst, eine Revolution vorzubereiten und zu Stande zu bringen, klar.

Man ersieht aus diesen Büchern, welche die von den Secretairen angefertigten und von den Anwesenden unterzeichneten Protocolle über die Berathungen der Sectionen enthalten, wie Adressen und Aufläufe oder Emeuten zuwege gebracht werden. Ein Antragsteller, der mit dem obersten Directorium der Clubs im Einverständniß ist, macht einen Antrag; drei oder vier Schreier, die dazu im voraus angewiesen worden, unterstützen ihn; darnach wird er von der Section votirt und durch ihre Commissarien den benachbarten Sectionen zugestellt, wo man in ähnlicher Weise verfährt. So gewinnt der Antrag Feld, und breitet sich weiter und weiter aus. Um 8 Uhr Abends von den Jacobinern ausgegangen, hat er bis Mitternacht die Runde durch ganz Paris gemacht; am folgenden Tage erscheint sodann Petion, Gonchon, Santerre oder irgend ein anderer Redner in der Versammlung, und diese heißt eine Maßregel als von den 48 Sectionen der Hauptstadt ausgegangen, von welcher die wirkliche Bevölkerung nicht die geringste Kenntniß hat und die nächtlicher Weile nur durch ein hundert unbekannter Agenten in allen Schlupfwinkeln der Demagogie colportirt worden ist.

Die Permanenz der Sectionen ist demnach, wir wiederholen es, der entschiedenste Schritt auf der revolutionairen Bahn gewesen, sowohl durch die Exaltation, in welcher sie die Gemüther erhielt, als durch den Vorschub, welchen unausgesetzt versammelte und berathende Corps den Wühlern gewährten, ihre Umtriebe zu verhehlen und durchzusetzen. Auch sah die demagogische Bewegung sich rasch in einer furchtbaren Weise beschleunigt, und die Girondisten waren die ersten, die durch sie überflügelt und in Schrecken gesetzt wurden.

Was führte die Partei der Gironde zu jener Zeit im Schilde?

Den Angriffen einer Faction Preis gegeben, die sich in ihre Beute theilen wollte, fand die Monarchie in den edlichen Classen keine Stütze; dieselben liebten sie zwar, waren aber durch die Erfahrung der Revolutionen noch nicht dahin gelangt, eine Regierung nach ihrem Sinn, nach ihrem Interesse, nach ihrer Convenienz zu vertheidigen. Gleich einem hundertjährigen Baume, der von allen Seiten mit der Axt angefallen wird, mußte der alte Thron von drei Königsgeschlechtern schon fallen, das war klar; aber man wußte nicht, nach welcher Seite hin, und die Girondisten machten Pläne für alle Fälle.

Man hat gesehen, daß Petion zwei mögliche Combinationen hatte durchscheinen lassen: die Absetzung Ludwigs XVI., und, bis zum Frieden, Minister, welchen die vollziehende Gewalt übertragen werden sollte; oder, Absetzung der Dynastie selber, mit Uebertragung der Krone an den Herzog von Orleans. In diesem Sinne wurde im selben Augenblicke ein Versuch auf die öffentliche Meinung gemacht, und die Faction ließ ihr Regierungsprogramm in das Journal général de l'Europe vom 24. Juli schlüpfen. Es lautete, wie folgt:

„1. Da es erwiesen ist, daß Uebelwollende die Absicht haben, den König zu entführen und unsre Bedrängnisse noch durch die Plage eines Bürgerkrieges zu mehren, so ernennt die Nationalversammlung baldmöglichst einen Generalbefehlshaber der Pariser Garde, der mit seinem Haupte für die Person des Königs und für die Mitglieder der königlichen Familie verantwortlich ist.

„Die Nationalversammlung ernennt die Herren Roland, Servan und Petion, diese wahren und unbestechlichen Freunde des Volkes, für die ganze Dauer des Krieges mit den auswärtigen Feinden zu Dictatoren. Sie überträgt ihnen alle die Gewalt, welche der vollziehenden Gewalt durch die Verfassung verliehen ist. Was die Gewalt des gesetzgebenden Körpers betrifft, so bleibt dieselbe bis zu dem Frieden mit den feindlichen Mächten suspendirt.

„Hinsichtlich alles dessen, was auf die gerichtliche Ordnung Bezug hat, werden die Dictatoren die bestehenden Gesetze vollziehen lassen; in Betreff alles anderen soll ihnen das Heil des Vaterlandes allein zur Richtschnur dienen.

„3. Die Nationalversammlung vertagt sich, und verzichtet bis zum Frieden auf die Befugniß, sich zu versammeln. Die desfallsigen Anträge sollen ihr von den Dictatoren gemacht werden, und sie ist zu deren Annahme verpflichtet.

„4. Die Nationalversammlung entzieht dem Könige die Ausübung der vollziehenden Gewalt für die ganze Dauer des auswärtigen Krieges, der nur unternommen worden ist, um ihn in seiner vormaligen und ungerechten Machtvollkommenheit herzustellen.

„Während dieses Interregnums soll der König einer Pension von 6. Millionen des Jahres genießen und jedem der Dictatoren ein jährliches Gehalt von 100,000 Livres ausgezahlt werden.

„5. Wenn der Frieden unterzeichnet und in seinen Hauptbedingungen ausgeführt worden ist, sollen die Dictatoren gehalten seyn einen Nationalconvent zu versammeln, dem sie über ihr Thun Rechenschaft abzulegen haben."

Es war dieses, wie man sehen wird, noch nicht das letzte Wort der Girondisten; es war aber einer der Pläne, die sie eben hatten. Den andern Tag, am 25. Juli, machte die Gazette universelle von Cerisier auf diesen Plan der Dictatur und der Absetzung aufmerksam, und Brissot beeilte sich, diese Ideen am 26. auf der Tribüne öffentlich zu desavouiren und zu verdammen.

„Wir hören," sagte er, „von einer Faction von Königsmördern, die einen Dictator schaffen, die Republik einsetzen will .... Wenn solch ein Uebereinkommen von Königsmördern existiren, wenn es Männer geben sollte, die augenblicklich darauf hinarbeiteten, auf den Trümmern der Verfassung die Republik zu begründen, so müßte das Schwerdt des Gesetzes auf sie niederfallen."

(Fortsetzung folgt.)

Georg Arnold Heise. Mittheilungen aus dessen Leben, gesammelt von Dr. W. v. Bippen. Halle. C. A. Schwetschke & Sohn. (M. Bruhn.) 1852. XII und 330 Seiten. 8.

Eine Biographie wird mit Unrecht häufig für einen undankbaren Stoff gehalten; wo sie das in Wahrheit ist, liegt meistentheils entweder die Schuld daran, daß die Materialien nicht vollständig genug vorliegen, oder wenn das nicht, an der Schwierigkeit

Digitized by Google

ſie zu behandeln. Denn unabweislich gewährt die Geſchichte eines jeden Menſchen, auch wenn er ſeiner Individualität und ſeiner Lebensſtellung nach keine beſondere Vorzüge vor Andern in Anſpruch nehmen konnte, einen großen Reiz, ſobald man nicht blos dürftige Umriſſe des äußeren Lebens, ſondern das innere Leben auffaßt. „Das innere Leben der meiſten Menſchen iſt gleichſam an Silberblicken, an Momenten eines intenſiven Seelenlebens, viel reicher, als die tägliche Erfahrung annehmen läßt, da ſie in der Regel nur von Wenigen bemerkt werden. Niemand kennt ſolche Momente ohne herzliche Theilnahme kennen; es kommt nur darauf an, daß der Biograph ſie aufzufaſſen und wiederzugeben verſteht. In dem oben angeführten Buche aber vereinigen ſich alle diejenigen Umſtände, welche geeignet ſind, der Biographie den erhöhten Reiz zu geben. Wir erkennen in Heiſe eine Individualität von reicher Begabung, von eben ſo großer Schärfe und Klarheit des Urtheils, als Stärke und Reinheit des Willens, und zugleich geſchmückt mit allen den Eigenſchaften, die wir nach einem ſchönen Sprachgebrauch vorzugsweiſe die menſchlichen nennen und mit Recht am meiſten lieben; dabei iſt die Darſtellung anſchaulich und lebendig, ein klares Bild des innern und äußern Lebens vor die Seele ſtellend, und das Ganze ſo harmoniſch, das Einzelne ſo ſehr übereinſtimmend und zuſammenpaſſend, daß es ſchon dadurch leicht ſich ſelbſt als wahr ankündigt, und daß es der Verſicherung des Verfaſſers in der Vorrede, er vertrete die Glaubwürdigkeit ſeiner Mittheilungen entſchieden, kaum bedurft hätte. Der außerordentlich reiche Inhalt iſt, in der Kürze angegeben, folgender: Das erſte Buch beſpricht in anziehender Weiſe in 6 Capiteln „das Leben im Vaterhauſe“. S. 1—32. Das zweite Buch ſchildert S. 33—70 „die Studienjahre“ (7. bis 10. Capitel); im dritten Buche erhalten wir Mittheilungen über Heiſe's „Eintritt ins Lehramt“ (vom 11. bis 16. Cap.) S. 71—114; das vierte Buch beſpricht „die Profeſſur in Heidelberg“, S. 115—162 (vom 17. bis 22. Cap.); nebſt einem Anhange: Heiſe's Recenſionen in den heidelberger Jahrbüchern (S. 159). Das fünfte Buch beſchreibt den „zweiten göttinger Aufenthalt“ (S. 163—196, vom 23. bis 27. Capitel); im ſechſten Buche wird uns Heiſe's „practiſches Staatsdienſt in Hannover“ von S. 197—224, vom 28. bis 31. Capitel mitgetheilt. Das ſiebente Buch beſchäftigt ſich mit dem „Präſidium im Oberappellationsgerichte der freien Städte“ S. 228—298, vom 32. bis 41. Capitel. Das achte und letzte Buch endlich enthält „Rückblick“ S. 299—330, vom 42. bis 46. Capitel. Das letzte Capitel theilen wir im Auszuge mit, weil es „Beiträge zu einer Charakteriſtik Heiſe's“ enthält.

„Da auch wir uns mit vollkommenſter Ueberzeugung der Anſicht Wilhelm von Humboldt's anſchließen, „daß nichts auf Erden ſo wichtig iſt, als die höchſte Kunſt und die vielſeitigſte Bildung des Individuums, und daß daher der Moral erſtes Geſetz iſt: Bilde dich ſelbſt, und nur ihr zweites: Wirke auf Andere durch das, was du biſt“, ſo ſcheint uns beim Rückblick auf ein ganzes Menſchenleben, die Frage, was der Einzelne an und für ſich war, die vor Allem zu löſende. Verſuchen wir es nun, Heiſe's Leben in Bezug auf ſeine individuelle Entwickelung zu betrachten, ſo begegnet unſer Auge zunächſt einer Reihe mannigfacher, anſcheinend nicht zu vermittelnder Widerſprüche. Ein in der Kindheit arg verzärtelter, muskelſchwacher und kleiner Körper trotzt übermüthig den widrigſten Einflüſſen der Atmoſphäre und dem jähſten Wechſel des Klima's, widerſteht allen Schädlichkeiten, welche eine mit fortgeſetzter Geiſtesanſtrengung verbundene Lebensart in reichlichem Maße darbietet, und erhält ſich die Fähigkeit bis ins höhere Greiſenalter, ja bis zur Stunde des Todes jedem Gebote des Geiſtes vollſtändig zu gehorſamen. Die durch frühe Jugendeindrücke entwickelte und durch's ganze Leben bewahrte Vorliebe für äußere Opulenz verbindet ſich mit der einfachſten und anſpruchsloſeſten Genügſamkeit, wo es den Bedürfniſſen der eigenen Perſon gilt, und bei einem ausgezeichneten Talent und entſchiedener Neigung zur Löſung arithmetiſcher Aufgaben findet ſich hinſichtlich des eigenen Beſitzes eine Sorgloſigkeit und eine freigebige Nichtachtung, die nach gewöhnlichem Sprachgebrauche den ſchlechten Rechner charakteriſiren würde. Trotz einer nicht wegzuleugnenden Selbſtgefälligkeit in Bezug auf kleine äußere Vorzüge oder Talente, gewahren wir eine innere Demuth und Beſcheidenheit, die bei vollem Bewußtſein des perſönlichen Werthes ſich nie über Andere erhebt, und nie den eigenen Anſprüchen genug gethan zu haben wähnt. Bei dem unermüdlichen Streben, ein ganzes Leben hindurch das Verſtändniß und die Ausübung des Rechtes zu fördern, bleibt dem Felde des univerſellen Wiſſens, dem Reiche der Kunſt, dem Gebiete des öffentlichen Lebens, wie der Welt des häuslichen und des Familienkreiſes, Auge und Herz, mit lebendigſt eingehender Theilnahme zugewendet. Dem tief einſchneidenden Scharfſinn, der die verwickeltſten Fragen mit Leichtigkeit in ihre Theile zerlegt, ſteht in gleicher Fülle die ſynthetiſche Geiſteskraft zur Seite, welche das Zerſpaltene glücklich zu einer überſichtlichen Einheit auf's Neue verbindet und abrundet, und mit dem Vermögen, ſelbſt der trockenſten Materie eine unverdroſſen fortgeſetzte Behandlung zuzuwenden, erhält ſich eine Lebendigkeit und Phantaſie, welche ſelbſt den Greis noch zum Schwärmer macht für alles Gute, Schöne und Wahre. Streng kritiſch zugleich und geiſtvoll combinirend, ja bis zur Genialität ſchöpferiſch zeigt ſich der Forſcher voll Schärfe, der unparteiiſche Richter mit einem Herzen voll wärmſter Liebe. Aber trotz aller Gerechtigkeitsliebe und ungeachtet aller Univerſalität ſeiner Bildung bleibt er mit ganzem Sinn und Gemüthe ein Deutſcher, liebt er mit unbegrenzter Hingebung das Vaterland, deſſen troſt- und hoffnungsloſe Gegenwart ihm noch in ſeinen letzten Lebenstagen heiße Thränen des Schmerzes entlockt. Und, wenn gleich der Kirche im Aeußern entfremdet, iſt er erfüllt mit tiefſinniger Religioſität und mit höchſter Achtung vor jeder chriſtlichen Tugend. — Bei einer ſolchen Gemüthsrichtung und der ernſtlichen Verfolgung höherer Lebenszwecke hatte Heiſe ſich ſchon frühzeitig entwöhnt, dem Denken und Treiben der Mitlebenden ins Kleinliche nachzuſpüren. Das Thatſächliche, das ſich im Reiche der Natur, im Gebiete der Weltgeſchichte, auf dem Felde der Rechtskunde, wie der Wiſſenſchaft überhaupt, ſeinen Blicken darbot, das war vor Allem der Gegenſtand ſeiner Beobachtung, Forſchung und Prüfung. Die Einzelhandlungen der Menſchen beurtheilte er nur, inſofern dieſe hiſtoriſche Perſonen waren, und dann nur in dem Umfange ihres geſchichtlichen Wirkens, oder als Individuen, deren Handlungen ſeinem amtlichen Richterſpruche unterlagen, oder endlich, in ſo weit ſeine Stellung als Familienglied und Hausvater ihm ein näheres Eingehen in das Getriebe ihres Seelenlebens zur Pflicht machte. — Mögen Andere, welche Neigung oder Beruf dem Alltagsmarkte des Lebens näher führte und die im Kleinverkehr derſelben mehr Lebensklugheit und eine vielſeitigere

Digitized by Google

Bekanntſchaft mit dem Einzelleben erwarben, auf den Mangel, welchen ſie an Heiſe in dieſen Beziehungen wahrnahmen, mit Achſelzucken hinblickten: er war, wenn auch an Kenntniß einzelner Menſchen ärmer, doch an wahrer Menſchenkunde unendlich viel reicher, als die Mehrzahl in ſeiner Umgebung. Frei von jeglicher Splitterrichterei, von kleinlichem Argwohn, von dem Mißtrauen Leichtgläubiger und von neidiſcher Schadenfreude, verband er mit der Menſchenkunde das Edelſte, was die Erde zu bieten vermag, die *Menſchenliebe*. Ja, er liebte die Menſchen, liebte ſie mit dem Bewußtſein, daß er ihnen etwas ſein könne, liebte ſie mit der Ueberzeugung, daß er Alles, was er vermöge, für ſie ſein müſſe. Dieſe Liebe befähigte ſchon den ſchwachen Knaben zu dem Entſchluſſe „ein tüchtiger Mann zu werden!“ ſie ſtärkte ſeinen Willen zu der Energie, mit welcher er jenem Entſchluſſe bis an's Lebensende treu geblieben. So gewann er ſelbe die Kraft, die Schwächen ſeines Körpers zu beherrſchen und die Schädlichkeiten, welche dieſem entgegentraten, zu beſiegen. So ſetzte er ſeiner Vorliebe für äußeren Glanz die einfachſte Beſchränkung, in Rückſicht auf ſeine perſönlichen Bedürfniſſe, entgegen. So bekämpfte er die Neigung zur Selbſtgefälligkeit, von welcher er ſich nicht frei wußte, durch die willigſte Anerkennung fremden Verdienſtes und die beſcheidenſte Beurtheilung der eigenen Leiſtungen. So blieb ihm bei inniger Anhänglichkeit und unverdroſſener Pflichttreue für den nächſten Lebensberuf immer Liebe und Muße für Alles, was das große Ganze, wie den engeren Kreis ſeiner Nächſten bewegte, für alles Herrliche und Edle, was unter den Völkern der verſchiedenſten Zonen beſtand, im erhöhten Maße aber für das, was im deutſchen Volke an Schönem und Tüchtigem emporblühte. So lebte und wirkte Heiſe unter freiwilligem Entſagen, unter Selbſtverleugnung und Selbſtaufopferung von den Knabenjahren bis zum Greiſesalter in jener Tugend, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern als die höchſte galt, in *reiner Liebe*. — *Was er gewirkt*, er ſelbſt ſchlug's gering an; Mit- und Nachwelt aber werden ihm die Anerkennung nicht verſagen: *Er habe nicht umſonſt gelebt!*“

Die Ausſtattung entſpricht dem Inhalt und gereicht der ſtrebſamen Verlagshandlung zur Ehre. A—s.

Unterſuchungen über die germaniſchen Pönitentialbücher mit beſonderer Beziehung auf den von der Recordcommiſſion in den ancient laws and institutes of England herausgegebenen liber poenitentialis Theodori a. C. l. von Dr. Karl Hildenbrand. Würzburg, Stahel'ſche Buchhandlung. 1851.

Der Herr Verfaſſer ſucht nicht nur darzuthun, daß der auf dem Titelblatte bezeichnete, von der Recordcommiſſion herausgegebene liber poenitentialis der ächte liber des Theodor nicht ſei, er führt uns das ächte Bußbuch dieſes Erzbiſchofs von Canterbury ſelbſt vor.

Nach einer kurzen Behandlung der volksrechtlichen und kirchlichen Bußregiſter als des Inbegriffes der germaniſchen Pönitentialbücher im Allgemeinen werden wir in die Literärgeſchichte von Theodors Bußſatzungen eingeführt. Da die Ausgabe durch die Recordcommiſſion einen Hauptgegenſtand dieſer Geſchichte bildet, ſo befinden wir uns auf dem Felde des Verfaſſers. Hier beweiſt er nun mit vielem Scharfſinn und gründlicher Gelehrſamkeit ſowohl aus der Zuſammenſtellung und Vergleichung der drei einzelnen bei dem ganzen Werke benützten Handſchriften, als auch vorzüglich aus vielen Stellen des mit der Signatur O bezeichneten Manuſkriptes die Unmöglichkeit, daß das herausgegebene Werk dem Theodor zugeſchrieben werden könne. Einzelne Umſtände der äußeren Geſchichte laſſen ihn in Alcuin den Verfaſſer vermuthen. Die mit N und O bezeichneten Codices hält der Verfaſſer für 2 andere Werke, als den Codex O, oder doch für eine Verarbeitung deſſelben mit zwei anderen Werken, welche Werke er in Handſchriften der k. Staatsbibliothek zu München, der k. k. Bibliothek zu Wien und der Univerſitätsbibliothek zu Würzburg gefunden zu haben glaubt.

Rückſichtlich des ächten Bußbuches von Theodor giebt er neue Quellenſtücke als einen Cyklus an, welche auf Theodor zurückgeführt werden kann. Darunter befinden ſich die in den drei Bibliotheken von ihm aufgefundenen Handſchriften, die mit N und O bezeichneten Codices, in ſoweit ſie mit dieſen Handſchriften übereinſtimmen. Anhaltspunkte ſind ihm die Bezeichnung Theodors als Verfaſſer, ein Inhalt im Einklange ſtehend mit unſerer anderweitigen Wiſſenſchaft von Theodor, endlich Zeugniſſe gleichzeitiger und ſpäterer Autoren oder Sammler von Theodors Werken. Gleicher Scharfſinn, gleiche Gelehrſamkeit begegnen uns hier, aber oft vermag uns der Verfaſſer nur hohe Wahrſcheinlichkeit, nicht Gewißheit zu bieten. Den Schluß bilden Bemerkungen zu dem Beda-Ecgbertiſchen Cyklus von Bußbüchern, über das Poenitentiale Romanum und das dem Cummean zugeſchriebene Bußbuch.

Als Beilagen folgen das Rechtsbuch des Theodor, Capitula Theodori und einige Worte über das in der königlichen Bibliothek zu Brüſſel enthaltene Pönitentialbuch.

Einen wenig aufgeklärten, wenig behandelten Stoff bearbeitete der Verfaſſer mit Umſicht und Fleiß. Nur Wenige beſitzen die ihm zu Gebote geſtandenen Hülfsmittel. Erſt wenn einſt dieſer Stoff mehr aufgeklärt, durch neuere Forſchungen geſichtet ſein wird, zeigt es ſich, wie weit die Behauptungen des Verfaſſers Anerkennung verdienen. P. W.

Eſchenburg und Eſchenhof. Novelle von Lorenz Diefenbach. Frankfurt a. M. F. Benjamin Auffarth. 1852. 211 S.

Die Erzählung ſpielt kurz vor dem Jahre 1830, in jener Zeit, wo die politiſche Stimmung des Volkes allgemach in Gährung überzugehen drohte, und gerade die Gegenſätze des alten Adels und eines neuen Bürgerthums ſind es, deren mögliche Vermittlung der Verfaſſer in ſeiner Erzählung ſchildern will. Der Beſitzer von Schloß Eſchenburg und der Gutsherr von Eſchenhof ſtammen von einem Blute ab, und nach einer im Munde des Volkes lebenden Weiſſagung ſollen die durch Haß und Feindſchaft getrennten Glieder einſt durch die Liebe wieder unter einem Herrn verbunden werden. Der Held der Erzählung, Graf Albrecht, der Erbe von Eſchenburg lernt nun Emilie Lilien, die einſtige Erbin von Eſchenhof kennen, wird aber von ſeinem geſtrengen Vater, der jede Annäherung verbieten will, in eine Ritteracademie, dann auf die Univerſität und

Digitized by Google

zuletzt in diplomatischer Sendung an den Hof eines deutschen Fürsten gebracht. Hier besteht er ein Liebesabenteuer, wird von einem eifrigen Pater fast katholisch gemacht, ermannt sich aber und kehrt wieder nach Hause zurück. Später bekommt er eine Stelle in der Residenz seines Landesvaters, trifft hier wieder mit Emilie Lilien zusammen, lernt sie mehr und mehr kennen, liebt sie und sein Vater, der sich inzwischen mit den Zeitideen versöhnt hat, giebt endlich dem überglücklichen Paare die Heirathsbewilligung.

Das ist das Gerippe der Erzählung. Die Sprache ist höchst einfach; der Verfasser hat alle dichterische Ausschmückung vermieden, die der erwählte Stoff ihm dargeboten; das Ritterthum verschwindet nicht wie eine untergehende Sonne und das Bürgerthum erscheint nicht wie eine neue Morgenröthe; unser Dichter behandelt die Sache viel „praktischer", er läßt beide Stände in einander fließen wie Grau in Grau und am Ende erscheint uns der edle Graf Albrecht von Eschenburg wie ein gemüthlicher Landwirth, der seinen Nachbarn Unterweisungen im Feldbau giebt. Das Buch hat zwar manche recht hübsche Stellen, aber nur sehr selten wird man durch einen neuen oder schönen Gedanken überrascht und gewöhnlich erhebt sich die Darstellungsweise des Dichters kaum über Lafontaine. Tausendmal abgeklatschte Hofintriguen fesseln nicht mehr, und wenn man schlechte Geistliche als Effecthebel benutzen will, so muß man ihnen doch wenigstens eine hervorragende Eigenschaft zugestehen, will man ihnen aber überzeugungsfreie Priester gegenüber stellen, so schildere man diese zuerst überzeugungstreu, was beim Kapellan Nikodemus durchaus nicht der Fall ist, denn obgleich im Herzen Protestant, wird er doch der Gräfin Hedwig „Beichtvater und geistiger Beistand". In diesen Beziehungen hätte Diefenbach in Eugen Sue's Juif errant manches lernen können. Was uns aber zumeist noch tadelnswerth dünkt, das sind des Verfassers Ausfälle gegen die „römische Sinnenreligion" mit ihrer „leichtfertigen Moral". Ob im Katholicismus oder im Protestantismus das Heil der Völker liege, ist eine Frage, die auf dem Kampfplatz der Wissenschaft und des Glaubens entschieden werden möge, jeder Gegner ist aber dem andern die Achtung schuldig, die er für sich selbst beansprucht, und eine Ueberzeugung, die von Millionen Herzen getheilt wird, greift man nicht mit oberflächlichen, leichtfertigen Urtheilen an. Wenn übrigens Herr Diefenbach glaubt, daß der Katholicismus veraltet und vernichtet sei, so empfehlen wir ihm Börne's unpartheiische Ansichten über diesen Gegenstand.

F. J. Feiholz.

Deutsche **Volksmärchen aus Schwaben.** Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben von Dr. Ernst Meier, außerordentlichem Professor der morgenländischen Sprachen an der Universität Tübingen. Stuttgart, C. P. Scheitlin's Verlagshandlung. 1852. XII und 322 Seiten. 8.

(M. vgl. Nr. 48.)

Der Sohn des Kohlenbrenners.

In Böhmen war ein Dorf, darin lauter Kohlenbrenner wohnten, weshalb es den Namen Schwarzdorf bekommen hatte. Hier lebte auch ein Köhler, der hatte zwei Söhne, von denen war der jüngste ein schöner und stattlicher Bursch, wollte aber nicht gut thun und machte deshalb seinem Vater vielen Kummer. Wenn der Vater ihn des Nachts zu dem Kohlenhaufen schickte, daß er dabei wachen und auf das Feuer Acht haben und zu rechter Zeit die Luftlöcher verstopfen und frisches Brennholz nachlegen sollte, so ließ er Kohlen Kohlen sein und besuchte die hübschen Mädchen im Dorf, oder ging in's Wirthshaus und trank, so daß der Vater oft in einer einzigen Nacht für mehr als fünfzig Gulden Schaden an seinen Kohlen erlitt. Alle Ermahnungen halfen nichts mehr; der Vater band ihn sogar mit Ketten im Hause fest, um ihn zu züchtigen; allein es wurde nicht besser mit dem Sohne. Deshalb blieb der Vater lieber selbst des Nachts bei den Kohlen auf und versagte sich den Schlaf.

Eines Sonntags aber, nachdem der Vater die ganze Woche lang bei Tag und Nacht gearbeitet und niemals geruht hatte, bedurfte er des Schlafs gar sehr und sagte zu seinem jüngsten Sohne: „heut Nacht mußt Du einmal bei dem Kohlenhaufen aufbleiben; ich kann nicht mehr und will sehen, ob Du endlich Dich gebessert hast und nicht wieder in Deine alten Sünden verfällst." Da versprach ihm der Sohn, daß er diesmal ganz gewiß seine Schuldigkeit thun und recht ordentlich Achtung geben wolle, ging auch gutes Muthes hinaus in den Wald und nahm sich vor: „von jetzt an will ich ein anderer Mensch werden und mich bessern!" Dann versah er auch Alles wie sich's gehörte bis ungefähr gegen zehn Uhr Abends. Da dachte er: „ei, es ist doch eigentlich überflüssig, daß ich die ganze Nacht hier am Feuer stehe; das kann jetzt allein wohl fortbrennen; ein Stündchen wenigstens darf ich schon weggehn und eins trinken." Und sogleich war er auch schon auf dem Wege in's Wirthshaus.

Aus dem Stündchen aber, das er hier bleiben wollte, wurden bald zwei, endlich drei und vier Stunden. Als er nun aber fortging, war ihm so fröhlich und leicht um's Herz, daß er dachte: „ach, wenn du jetzt doch nur deinen Schatz in den Arm nehmen und recht küssen und drücken könntest!" Und wie er's dachte, so machte er's auch, schlich sich an's Fenster, wo das hübsche Mädchen schlief, klopfte an und wurde eingelassen, und plauderte und scherzte nun mit ihr bis zum hellen Morgen. Als er jetzt endlich zu seinem Kohlenhaufen zurückkam, da war alles verbrannt und verdorben und ein großer Aschenhaufen geworden.

Das fiel ihm schwer auf's Herz, und er fürchtete, daß der Vater diesmal seine Drohung ausführen und ihn schlagen möchte, so lang er sich rühren und regen könnte, wie er gesagt hatte. Deshalb machte er sich schnell auf und davon, und floh in den Wald immer tiefer hinein und wußte gar nicht, wo er hinkam; denn er fand weder Weg noch Steg, noch irgend einen Menschen, den er hätte fragen können. Als endlich der Hunger sich bei ihm einstellte, suchte er auch vergeblich nach Speise und mußte sich mit Wasser und Wurzeln und mit der Rinde von jungen Bäumen begnügen. Das dauerte wohl einige Tage lang, indem er beständig in dem Walde umherirrte und sich sagen mußte, daß er selbst an seinem Elend Schuld sei.

Zu derselben Zeit geschah es, daß der Sohn des Vice-Königs von Böhmen in jenem Walde jagte; denn er hatte sich daselbst ein Schloß bauen lassen, und das hatte er aus zweierlei Ursachen gethan: erstens, weil er ein großer Freund der Jagd war; zweitens, weil er sich mit seiner Schwester nicht vertragen konnte

Digitized by Google

und deshalb an seines Vaters Hof nicht länger bleiben mochte. — Wie der Prinz nun den Kohlenbrenner im Walde traf, redete er ihn mit rauher Stimme an und fragte ihn, was er da mache? also, daß der arme Bursch schier an zu weinen fing und dem Prinzen sein Unglück klagte. Der aber hatte Mitleid mit ihm und gab mit dem Jagdhorn ein Zeichen, daß die Dienerschaft herbeikommen sollte, was auch alsbald geschah, worauf der Prinz befahl, den Burschen mit heimzunehmen, ihn zu waschen, zu kleiden und zu beköstigen. Am folgenden Morgen mußte er dann selbst vor dem Prinzen erscheinen und der sah nun, daß es ein gar flinker und feiner Bursch war, und fragte ihn, ob er nicht Stallknecht bei ihm werden möchte. Ja, das wollte er sehr gern und trat sogleich in die Dienste des Prinzen. Von jetzt an hielt er sich aber so gut und war so fleißig und ordentlich, daß der Prinz seine wahre Freude an ihm hatte und ihn bald zu seinem Kammerdiener machte und sich gern mit ihm unterhielt.

In jener Zeit aber mußte sich der Prinz über seine Schwester gar zu sehr ärgern und konnte nicht mehr mit ihr auskommen; denn das junge blondköpfige Ding war zwar sehr schön, aber auch so blitzgescheut, daß ihr kein Mann gut genug war. Da kam ein Prinz nach dem andern und wollte sie heirathen; allein an dem einen wußte sie dies, an dem andern das auszusetzen, und wies sie alle mit einander ab. Da dachte endlich ihr Bruder: „wart nur, du dummes Ding du, ich will dich schon dran kriegen! Sind dir die Prinzen zu schlecht, so ist dir mein Kammerdiener wohl recht!" und ließ den hübschen Burschen kommen und sagte ihm, was er mit ihm vorhabe, daß er ihn nämlich mit seiner Schwester zu verheirathen gedenke. „Ich will Dich am nächsten Sonntag mit Wagen und Pferden und Bedienten in die Kirche meines Vaters schicken; da mußt Du aber mit Niemanden ein Wort reden, sondern gleich nach der Kirche wieder zurückfahren. So wollen wir den Faden anspinnen."

Als es nun Sonntag war, legte der Prinz dem Kammerdiener fürstliche Kleider an, ließ ihn mit der Dienerschaft und in einem schönen Wagen nach der Schloßkirche fahren, und wie er dort ankam, war die junge Prinzessin schon darin und sah verwundert den fremden Prinzen kommen und dachte: „ei, das ist mal ein schöner Prinz!" Sie mußte ihn nur immer ansehen und konnte ihn gar nicht genug betrachten, hörte auch beinah nichts von der ganzen Predigt, sondern sprach still in ihrem Herzen etwa so: „ich glaube, der könnte mir gefallen; der ist einmal wirklich schön; den möcht' ich heirathen!" Und als die Kirche aus war, lief sie eilends zu ihrem Vater und sagte ihm: „da ist heut ein fremder Prinz in der Kirche gewesen, den muß ich zum Gemahl haben und keinen andern!" — Als der Vater sich nun nach ihm umsah, war er bereits wieder fortgefahren. Da war die Tochter außer sich und ganz trostlos; der Vater aber sagte ihr: „gieb Dich zufrieden! wenn er noch keine Frau hat und er Dich mag, wird er schon wiederkommen."

Indeß war der Kammerdiener wieder bei dem Prinzen und versah die Woche hindurch seinen Dienst. Am nächsten Sonntag aber erhielt er noch schönere Kleider und noch stattlichere Pferde und einen prächtigen Wagen nebst Dienerschaft und fuhr wiederum in die Schloßkirche. Wer da nicht fehlte, das war die Prinzessin und war überaus glücklich, als sie den fremden Prinzen wieder erblickte und meinte, daß sie noch nie einen so schönen Mann gesehen habe. Als die Predigt aber aus war und der Prinz abermals sogleich davonfuhr, da eilte sie zu ihrem Vater und ward sehr zornig und machte ihm Vorwürfe, daß er den Prinzen nicht sogleich zur Tafel habe einladen lassen. Allein der Vater tröstete sie und sprach: „nachdem er zwei Mal dagewesen, wird er auch wohl zum dritten Mal wiederkommen, wenn er überhaupt ein gutes Aug auf Dich haben sollte und nicht schon längst, wie ich fast vermuthe, verheirathet ist." Das machte die Tochter ganz wehmüthig und sie konnte die Zeit kaum abwarten, wo es wieder Sonntag war.

Endlich war die Woche herum und der Vize-König schickte seinen ersten Minister hinaus, daß er den fremden Prinzen, wenn er wieder zur Kirche kommen sollte, mit allen Ehren empfangen und zur königlichen Tafel einladen möchten. — Das geschah denn auch; er wurde mit Musik eingeholt und zur Tafel eingeladen, was er annahm, und fuhr, sobald die Predigt aus war, vor's königliche Schloß. Dort wurde er von allen, besonders aber von der Prinzessin, überaus freundlich empfangen. — Als es nun zur Tafel ging, fragte ihn der König noch mit aller Höflichkeit nach seinem Namen. „Ich bin der Prinz — von Schwarzdorf," gab er zur Antwort, wie es ihm sein Herr geheißen hatte; denn er war ja aus Schwarzdorf gebürtig.

Nachdem sie nun mit einander gegessen, getrunken und allerlei Scherz und Kurzweil getrieben hatten und der Vize-König wohl merkte, daß der fremde Prinz in seine Tochter ebenso verliebt war, als sie in ihn, so sprach er: „Ich bin nun alt und hab das Regieren satt, bin daher Willens, meiner Tochter einen Mann zu geben, der mein Nachfolger sei, und dazu hab ich Dich ausersehen, mein lieber Prinz! und würde mich freuen, wenn Du mein Tochtermann werden wolltest." — Der Prinz von Schwarzdorf besann sich nicht lang, sondern willigte sogleich mit Freuden ein und verlobte sich mit der schönen Prinzessin. Alsbald wurde auch Hochzeit gehalten und er ward Vize-König von Böhmen und lebte überaus glücklich mit seiner Gemahlin.

So waren ihm bereits schnell mehre Jahre hingegangen. Da gedachte der junge Vize-König in seinem Glücke auch an seine Eltern in Schwarzdorf, und ließ eines Tages einen Wagen mit Geld und Gut packen, nahm Abschied auf einige Wochen von seiner lieben Frau und begab sich auf den Weg nach Schwarzdorf. Als er aber unterwegs durch einen finsteren Wald kam, wurde er von Räubern überfallen; die nahmen sein Geld, verbanden ihm die Augen und führten ihn so in ihre Höhle. Zum Glück war der Räuberhauptmann gerade krank, sonst wäre er wohl nicht mit dem Leben davon gekommen; jetzt aber begnügte man sich damit, daß man ihm die schönen Kleider auszog und ihm dafür alte, abgetragene Lumpen gab, womit er seine Blöße decken konnte; und so führten sie ihn wieder ins Freie und ließen ihn laufen.

Jetzt war er wieder so arm und elend als früher, da er von Haus geflohen war, und wußte gar nicht, was er nur anfangen sollte, beschloß aber doch, weil er schon so nahe bei Schwarzdorf war, seine Eltern erst zu besuchen, obwohl er jetzt wie ein armer Bettler zu ihnen kam und sich deshalb gar sehr ärgerte und schämte. — Als er nun aber mit seinen zerrissenen Kleidern in seiner Eltern Haus anlangte und ihnen erzählte, wie er Vize-König von Böhmen geworden sei und seinen Eltern jetzt einen Wagen voll Geld habe bringen wollen, wie aber die Räuber ihm Alles bis auf's Hemd genommen und ihm dafür bloß diese Lumpen gegeben hatten, da meinten sein Bruder wie auch der Vater: das seien schamlose Lügen und sprachen: „Du

Digitized by Google

bist mir ein sauberer Vize-König; man braucht Dich nur anzusehen; ein loser Landstreicher und Lügner bist; wir kennen Dich noch von früher her!" Als aber der Sohn sich hoch und theuer verschwor und bitterlich weinte, daß man seinen Worten nicht trauen wollte, da glaubte der Vater, es sei bei dem Sohne nicht ganz richtig im Kopf und er müsse durch sein unordentliches Leben seinen Verstand verloren haben. Um ihn deshalb unschädlich zu machen, nahm er eine Kette und schloß ihn daran fest, gab ihm auch schmale Kost, daß er nicht gerade Hungers starb, denn er selbst hatte nicht viel übrig.

So mußte er eine Zeit lang elendiglich schmachten und wurde von allen verlacht und verhöhnt, wenn er sagte: „ich bin doch Vize-König von Böhmen!" Deshalb waren auch all seine Bitten, ihn doch zu seiner Gemahlin zurückzuführen, umsonst, denn man hielt es für Verrücktheit und hütete ihn um so mehr, auf daß er nicht noch einmal davon laufen möchte.

Während dieser Zeit verfiel seine Gemahlin in eine schwere Gemüthskrankheit und war immer traurig und mochte weder essen noch trinken, weil ihr Gemahl gar nicht zurückkam und sie nicht einmal wußte, ob er auch noch am Leben sei. — Da kam eines Tages ein Geistlicher zu ihr, um sie zu trösten; dem aber reichte sie einen Schlaftrunk, so daß er alsbald fest einschlief. Darauf zog sie ihm den Priesterrock aus und legte ihn selbst an, ließ einen Wagen bespannen und viel Geld hineinthun und fuhr als Priester gekleidet nach Schwarzdorf zu.

Als sie aber mitten im Walde war, kamen die Räuber und nahmen sie ebenfalls gefangen und führten sie in die Höhle, wo sie sogleich an der Wand die Kleider ihres Gemahls hängen sah und nun ungefähr vermuthen konnte, wo er sein mochte.

In der Höhle aber lag der Räuberhauptmann todtkrank, und als er den Geistlichen hereinkommen sah, bat er ihn, daß er ihm doch die Beichte abnehmen möchte. Da fühlte sie dem Kranken nach dem Puls und sagte: „Dir ist noch zu helfen; ich habe ein Mittel, das ist für Alles gut, und wenn Du nur einen Löffel voll davon nimmst, so wirst Du ganz gewiß wieder gesund werden." — Da holte sie eine Flasche hervor und gab ihm zu trinken; dann wollten auch die übrigen fünf und zwanzig Räuber etwas davon haben und rissen sich schier darum, weil sie besorgten, der Letzte möchte zu kurz kommen. Indeß reichte der Trank für Alle hin. — Kaum aber hatten sie ihn genossen, so wurden sie müd und schliefen fest ein; denn es war ein Schlaftrunk, den sie eingenommen, derselbe, mit dem die Vize-Königin auch den Priester eingeschläfert hatte.

Als sie nun alle schliefen, nahm die Vize-Königin ein Schwert und hieb den fünf und zwanzig Räubern der Reihe nach den Kopf ab, ging darauf zu dem kranken Hauptmann und fuhr ihm mit den Fingern kitzelnd über die Fußsohlen, so daß er erwachte und die Augen aufschlug, und dann sprach sie zu ihm: „Jetzt will ich Dir beichten, daß ich die Vize-Königin von Böhmen bin; sag Du mir nur, wie die Kleider, die da hängen, hieher gekommen sind?" Da sprach er: „Wenn ihr die Vize-Königin seid, so sind das die Kleider eures Gemahls; die haben meine Leute ihm abgenommen; ihm selbst aber ist kein Haar gekrümmt worden, und also ist er weiter gezogen in andern Kleidern. — „Dann ist es gut!" sprach sie, hob das Schwert und schlug auch dem Räuberhauptmann den Kopf herunter, nahm sodann die Kleider ihres Gemahls und alle Schätze, die in der Höhle waren und lud sie auf den Wagen und fuhr schnell weiter auf Schwarzdorf zu.

Wie sie nun in das Dorf kam, wurde gerade Kirchweih gehalten. In dem Wirthshause aber, wo sie bleiben wollte, war es so voll und unruhig, daß der Wirth zu seinem Nachbar lief und den fragte, ob er nicht einen fremden geistlichen Herrn über Nacht behalten wollte. Ja, das wollte er wohl; und so führte der Wirth den Gast zu seinem Nachbar, der ein Kohlenbrenner war. Dieser grüßte den Geistlichen freundlich und lud ihn sogleich zum Abendessen ein; und als sie mit einander gegessen hatten, seufzte Jemand hinter dem Ofen, in einer finstern Ecke, worauf der Geistliche fragte, wer denn da noch hinterm Ofen sei?

Da sagte der alte Kohlenbrenner: „Das ist mein Sohn, der war viele Jahre lang fort, kommt endlich ganz zerlumpt wieder und sagt: er sei Vize-König von Böhmen; die Räuber aber hätten ihm unterwegs Alles abgenommen; allein ich glaube, daß es ihm im Kopfe spukt." Da dachte die Vize-Königin still für sich: „So, so! Prinz von Schwarzendorf!" und gab dem Kohlenbrenner, der noch ins Wirthshaus zur Kirchweih wollte, einen Ducaten und sprach: „trinkt auch meine Gesundheit und gebt dem Burschen da noch etwas zu essen!" Dann eilte der alte Kohlenbrenner ganz glückselig fort und sagte zu seiner Frau: „komm auch bald nach, Alte!" Und als sie fertig war und zu ihrem Manne wollte, bekam sie von dem Geistlichen ebenfalls einen Ducaten und wußte gar nicht, was sie vor lauter Freude nur anfangen und sagen sollte.

Sobald nun die beiden Alten fort waren, legte die Vize-Königin die Priesterkutte ab und zog ihr Brautkleid an, und nahm ein Licht in die Hand und sah dem Burschen, der hinter dem Ofen angebunden lag, ins Gesicht. Da erkannte sie sogleich ihren Gemahl und er erkannte sie und fing bitterlich an zu weinen. Sie aber rief ganz erfreut: „Ei, weine doch nicht! Du bist und bleibst ja mein lieber Gemahl!" Dann machte sie ihn los, wusch ihn und legte ihm sein Hochzeitskleid an, das sie mitgebracht hatte, und dann gingen sie mit einander Arm in Arm ins Wirthshaus.

Jetzt führte er seine Gemahlin zuerst zu seinem Vater, der unten im Saale war, und reichte ihm die Hand und rief: „Gelt Vater, ich bin doch Vize-König von Böhmen!" und dann gab er ihm eine Handvoll Geld und sagte: „Nun trinkt auch ihr Alle, die ihr da seid, unsre Gesundheit!" so daß der Vater nur staunte und gar nicht wußte, was er dazu sagen sollte.

Darauf ging er in den obern Saal zu seinem Bruder und sprach: „Nicht wahr, Bruder, ich bin doch Vize-König von Böhmen!" und zu allen Kameraden, die es nicht hatten glauben wollen, ging er mit seiner Gemahlin und sagte immer: „Gelt, ich bin doch Vize-König!" und vertheilte unter Alle viel Geld, daß sie die Nacht hindurch so lustig waren, wie noch nie. Alle tranken seine und seiner Gemahlin Gesundheit und er selbst tanzte mit ihr und feierte eine überaus fröhliche Nacht. — Nachdem er sodann seine Eltern wie auch seinen Bruder reichlich beschenkt hatte, kehrte er mit seiner Gemahlin nach der Hauptstadt zurück und regierte in Frieden und Segen bis an sein Ende.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 50. Mittwoch, den 23. Juni. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße Nr. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 389
Die Gefahren eines Krieges in dem Birmanenreiche ..... „ 391
Literatur:
Neuere Gedichte von Gottfried Keller ..... „ 392
Literaturbriefe von Emil Budlar ..... „ 394

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Drei Monate später, den 29. October, legte dieser erbärmliche Redekünstler seinen Vortrag vom 26. Juli folgendermaßen aus: „Diese Wühler der Gironde, der sie zur Unehre gereichen, bereiteten die Gemüther vor, die Suspendirung des Königs auszusprechen. Die Gemüther waren davon aber noch weit entfernt: deshalb wagte ich dann die famose Rede vom 26. Juli, über die Absetzung, eine Rede, in welcher gewöhnliche Augen einen Meinungswechsel erblicken wollten, die aber von aufgeklärten Leuten als ein vorsichtiges und nothwendiges Manöver erkannt worden ist. Die Meinung in den Departements war noch nicht zur Reife gediehen. Man mußte also laviren, um Zeit zu gewinnen entweder die öffentliche Meinung aufzuklären, oder den Aufstand zur Reife zu bringen, denn die Suspendirung konnte nur in der einen oder der andern Weise zuwege gebracht werden. Das sind die Motive gewesen, welche mir die Rede vom 26. Juli eingegeben haben, derentwegen ich so viel angefochten und als ein Royalist verschrieen worden bin, während ich doch um dieselbe Zeit in der Commission die Nothwendigkeit der Suspendirung des Königs und der Berufung des Convents behauptet habe, und während der französische Patriot (ein Journal Brissot's) ohne Unterlaß bemüht war, die Gemüther in den Departements auf diese außerordentlichen Maaßregeln vorzubereiten."

Brissot sprach wahr: seine Rede vom 26. Juli war nichts weiter als eine royalistische Komödie gewesen; er unterließ aber, hinzuzusetzen, daß diese Komödie eine ernste Wirklichkeit geworden wäre, wenn Ludwig XVI. die Kosten davon in baarer Münze oder in Aemtervertheilungen hätte hergeben wollen.

Die Politik der Girondisten war in der That auf den Doppelzweck berechnet, Ludwig XVI. zu stürzen oder zu erhalten, je nachdem, was ihnen am meisten Vortheil brächte. Röderer, der enthusiastische Freund der Girondisten, macht kein Hehl daraus. Er sagt:

„Temporisiren, Zeit gewinnen, etwas von der Bedrängniß des Hofes und von seiner Dankbarkeit erwartend, indem sie ihn gleichzeitig stützten und bedrohten; ihn in die Alternative einklemmend, unter den Streichen der ungestümen Jacobiner zu fallen, oder sich denen zu ergeben, die, wie sie, Zurückhaltung, Geist, Talent besaßen, und sich der Wildheit zu begeben wußten, um der Constitution Geltung zu verschaffen; den Hof bedrohen und an sich ziehen — das war ihr System, in letzterem Punkte dem des Herrn von La Fayette entsprechend, nur daß es weniger Prätensionen machte.

„Das Project einer drohenden Adresse an den König paßte zu diesem System; denn deren Heftigkeit und Beleidigungen waren geeignet, den Credit der Deputirten der Gironde bei den Jacobinern zu erhalten, ohne denselben ihre Beute zu überantworten."

Diese complicirte und schimpfliche Stellung der Girondisten hat sich bis zum letzten Augenblick erhalten. Noch am Vorabend des Aufstandes vom 10. August würden sie Alles verhindert haben, wenn der König ihnen die Regierung hätte überlassen wollen.

„Die Häupter der Gironde, durch welche das Complott angezettelt worden war, hatten damals," sagt Bertrand de Molleville, „noch nicht die Absicht, die Monarchie über den Haufen zu werfen. Sie wollten den König entthronen, seinem Sohn die Krone geben, und einen Regentschaftsrath ernennen, um in diesem nach Belieben über die Finanzen und die Aemter zu schalten und zu walten.

„Da sie aber wohl wußten, daß man einen gewaltsamen Aufstand leichter anschüren, als ihn mäßigen oder ihm eine Grenze

Digitized by Google

ſetzen kann, ſo würden ſie dieſen Plan aufgegeben haben, wenn der König drei Miniſter zurückgerufen hätte, die ihrer Partei angehörten und willfährig geweſen wären ihnen Alles zuzugeſtehen. Das war das Motiv, welches ihnen das Schreiben an den König und den Antrag eingab, welcher dem Herrn von Malesherbes gemacht wurde."

Welcher Art ſind denn dies Schreiben an den König und der dem Herrn von Malesherbes gemachte Antrag geweſen? Was letzteren betrifft, ſo hat der Herr von Malesherbes ſelber ſich folgendermaßen darüber ausgeſprochen:

„Geſtern Morgen ſind ein Paar Leute zu mir gekommen, die ich nicht namhaft zu machen auf mein Ehrenwort verſprochen habe. Nach einer ſehr langen Vorrede haben ſie mir geſagt, daß ſie von den oberſten Häuptern der überwiegenden Partei beauftragt wären, mir die Anzeige zu machen, daß ein Aufſtand auszubrechen drohe; daß das Pariſer Volk, unter dem Befehl der Marſeillaner und von der Nationalgarde unterſtützt, Corpsweiſe gegen die Tuilerien vorrücken werde, und ſelbſt dem Leben des Königs eine eminente Gefahr drohe; daß, wenn derſelbe dem Eiſen der Mörder auch entrönne, es der Verſammlung doch unmöglich ſeyn würde, ihm daſſelbe anders als durch ſeine Entthronung zu erhalten und die Populace zu beſchwichtigen; daß das einzige Mittel, dieſen gräulichen Anſchlag abzuwenden, darin beſtände, Roland, Claviere und Servan wieder in's Miniſterium zu berufen, und daß dazu alle Freunde des Königs rathen müßten. . . . Unter dieſem Myſterium liegt, wie ich nicht zweifle, irgend eine ſchöne Finanzoperation verborgen: Claviere wird Geld verſprochen haben!"

Noch ernſterer Art war das Schreiben an den König. Es war zwiſchen dem 20. und 26. Juli von Guadet, Vergniaud und Genſonne verfaßt worden, und nicht gerade an den König direct gerichtet, ſondern an den Maler Boze, der es durch Thierry, dem Kammerdiener Sr. Maj., in die Hände Ludwigs XVI. gelangen ließ. Dies Schreiben iſt lange Zeit ein Geheimniß geblieben; eine Offenbarung Gaſparies führte darüber am 3. Januar 1793 mitten im Convente eine lebhafte Debatte herbei; es wurde jedoch nicht gefunden, und ſeine Verfaſſer verſchanzten ſich hinter vagen und ungenauen Erklärungen.

Drei Hauptideen waren es, welche dem Schreiben der Girondehäupter zur Unterlage dienten: die augenſcheinliche Gefahr eines nahen Aufſtandes; das Anerbieten der Girondiſten, ſich dem Geſchicke des Königs anzuſchließen; die Forderung, daß ihre Freunde ins Miniſterium zurück gerufen würden.

„Dem Intereſſe der Nation, von dem wir das Intereſſe des Königs nie trennen werden, ſo lange er dieſes nicht ſelber thut, ſo aufrichtig als unveränderlich ergeben, halten wir dafür, daß das einzige Mittel, die Uebel, womit das Reich bedroht iſt, abzuwenden, darin beſtehen würde, daß der König durch ſein Benehmen jeden Anlaß zu Mißtrauen beſeitigte, und ſich endlich das Vertrauen des Volkes gewönne, welches allein ſeine Stärke ausmacht und ihn beglücken kann.

„Warum wählt der König ſich ſeine Miniſter nicht unter den Männern, die ſich am entſchiedenſten für die Revolution ausgeſprochen haben? . . . Die Wahl des Miniſteriums iſt zu allen Zeiten eine der wichtigſten Functionen der Gewalt geweſen, womit der König bekleidet iſt; ſie iſt das Thermometer, wonach die öffentliche Meinung ſtets die Geſinnung des Hofes beurtheilt hat, und man begreift, welche Wirkung dieſe Wahl, die zu jeder andern Zeit das größte Murren hervorgebracht haben würde, gegenwärtig machen muß.

„Ein recht patriotiſches Miniſterium würde folglich eins der großen Mittel ſeyn, welche der König zur Wiedererwerbung des Vertrauens anwenden könnte."

Man erkennt beim Leſen der hinterliſtigen Abfaſſung dieſes langen Schreibens, daß deren Verfaſſer Scheu trugen, ihre Gedanken zum Vollen darin auszuſprechen, und daß die Hauptſache in den Commentaren und den Erläuterungen beruhte, die ihm beigegeben waren und die noch nachkommen konnten. Verfaßt war daſſelbe von Genſonne; Guadet und Vergniaud hatten es nur mit unterzeichnet.

Ludwig XVI. machte Thierry ernſte Vorwürfe darüber, eine derartige Mittheilung angenommen zu haben, doch dictirte er ihm eine Antwort an Boze, die eine formelle Verneinung war. Am 29. Juli ſchrieb der König an Bertrand de Molleville: „Ich werde meine Meinung über den Antrag der Gironde-Häupter nie ändern." Man wird weiterhin ſehen, daß die Girondiſten den Muth nicht verloren, und daß Briſſot ſelbſt in dem Augenblicke, wo der Aufſtand ausbrach, darüber unterhandelte, die Monarchie gegen Auskehrung von zwölf Millionen zu retten. Ludwig XVI. würde ſich muthmaßlich zur Zahlung dieſer Summe verſtanden haben, wenn er ſie gehabt hätte.

Unter ſo bewandten Umſtänden mußte die Politik der Girondiſten denn darauf hinauslaufen, wie Röderer es ſo gut bezeichnet hat: zu temporiſiren, Zeit zu gewinnen, etwas von der Bedrängniß des Hofes und von ſeiner Dankbarkeit erwarten, indem man ihn zugleich unterſtützte und bedrohte.

Inzwiſchen ging nicht alles nach dem Wunſche der Faction: der durch ſie angezündete Brand griff weit, weit um ſich, und drohte Alles zu vernichten. „Die Dinge," ſagt Röderer, „gingen einen raſcheren Gang und weiter, als es die Deputirten der Gironde gewollt hatten. Sie erſchraken über die Schnelligkeit der Volksbewegung. Ihre Stellung zwiſchen dem Hofe, dem Herrn von La Fayette und ſeinen Anhängern einerſeits, und den Jacobinern, welche die äußerſte Linke der Verſammlung bildeten, andererſeits, war in der That gefährlich.

Die Sectionen, die Föderirten und die Clubs, die nicht in das Geheimniß der Intrigue eingeweiht waren, arbeiteten mit der aufrichtigſten Energie darauf los, Revolution und Unordnung zu machen. Es wollte den Vorſtädtern nach ihrer Logik nicht klar werden, daß man ſchöne Reden halten und eifrige Adreſſen abfaſſen könne, welche die Abſetzung des Königs bezweckten, ohne daß man dieſe dennoch ausſprechen wollte; und da Ludwig XVI. und der Hof, wie Petion und die Girondiſten ſagten, an allem Unglück der Nation ſchuld waren, ſo fanden die Demagogen es ganz natürlich, den einen zu entthronen und den andern zu vernichten.

Demzufolge erklärte die Section Gravilliers denn auch am 4. Auguſt rundweg und durch einen Beſchluß, daß ſie Ludwig XVI. nicht mehr anerkenne, welchen Beſchluß dieſelbe der Verſammlung zuſandte, wo er von der Tribüne herab verleſen ward. Er lautete, wie folgt:

„In Betracht, daß die Nation ſich aus der gefährlichen Kriſis, in welcher ſie ſich befindet, nicht anders als durch einen entſcheidenden Schritt herausreißen kann;

Digitized by Google

„In Betracht, daß die Verfassung nicht als der Ausdruck des allgemeinen Willens anzusehen ist;

„In Betracht, daß Ludwig XVI. das Vertrauen der Nation verloren hat; daß die constituirten Gewalten ihre Macht nur durch die Meinung haben, und die Kundgebung dieser Meinung sonach die strenge und heilige Pflicht aller Bürger ist:

„Erkläret die, im Jahre IV. der Freiheit in einer Anzahl von mehr als sechs hundert Bürgern über die Gefahren des Vaterlandes berathende, Versammlung in der authentischsten und feierlichsten Weise allen ihren Brüdern, **daß sie Ludwig XVI. nicht mehr als König der Franzosen anerkennt;**

„Sie erkläret ferner, daß sie, den ihrem Herzen so theuern Schwur, frei zu leben und zu sterben und der Nation getreu zu seyn, erneuernd, ein Uebriges ihrer Eide als dem öffentlichen Glauben durch Ueberraschung entrissen abschwöret.

„Sie beschließt demzufolge, daß sie sich nächsten Sonntag, den 5. August, insgesammt zu dem gesetzgebenden Corps begeben will, um demselben die gegenwärtige Erklärung zu notificiren, und dasselbe zu fragen, ob es endlich das Vaterland retten will; wobei sie sich vorbehält, über die ihr werdende Antwort den gebührenden weiteren Beschluß zu fassen, jedoch im voraus gelobt, daß sie sich lieber unter den Trümmern der Freiheit begraben, als sich den Despotismus der Könige gefallen lassen wird."

Eine diesem Beschlusse beigegebene Adresse an die Sectionen von Paris lautete:

„Lasset uns uns Alle vereinigen, die Absetzung dieses grausamen Königs auszusprechen.

„Die Section Mauconseil erklärt allen Parteien des Monarchen, daß sie, indem sie den allgemeinen Wunsch ausspricht, Ludwig XVI. nicht mehr als König der Franzosen anerkennt, und daß sie das Gelöbniß, ihm getreu zu seyn, als ihr durch Ueberrumpelung entrissen, abschwöret.

„Der Meineid ist eine Tugend, wenn man ein Verbrechen versprochen hat.

„Der allgemeine Sammelplatz ist der Boulevard von la Madeleine Saint-Honoré."

Es fehlte dem Aufstandr, wie man sieht, nichts weiter als das Sturmläuten und zu den Waffen greifen. Der Girondist Reuyer nahm das Wort, um den Beschluß der Section Mauconseil zu tadeln, und Vergniaud erstattete Namens der außerordentlichen Commission in der augenblicklichen Sitzung einen Bericht ab, dessen Inhalt nach dem Beschluß als unconstitutionell annullirt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefahren eines Krieges in dem Birmanenreiche.

Der Professor Horace Hayman Wilson hat am Schlusse seines jüngst herausgegebenen, bei dem erneuerten Kriege der Engländer in jenen Regionen so zeitgemäßen, Werkes: „Narrative of the Burmese War in 1824—26", eine kurze Uebersicht darüber gegeben, was jener Krieg beiden Theilen gekostet hat.

Die Kostrn der Militairoperationen sind englischerseits weit über den Voranschlag hinausgegangen, eines Theils, weil die Rüstungen in Kachar und Arakan außer allem Verhältniß zu den Hindernissen, die zu bewältigen waren, und zu den Zwecken, die man erreichen wollte, standen; andern Theils, weil man über die Hülfsmittel in Unkunde war, welche das birmanische Königreich darbot, indem dieselben so unzureichend befunden wurden, daß der Unterhalt der Truppen gänzlich aus den so kostspieligen als langsamen Zufuhren zur See von Bengalen und Madras her beschafft werden mußte.

Die eigentlichen Kriegskosten mögen jedoch wohl überschätzt worden sein, indem sie nach den veröffentlichten Berichten von 1824—1827 nicht fünf bis sechs Krorrn Rupien oder 5 Millionen Lstrl. zu überschreiten scheinen; weit ernstlicher aber ist der Verlust an Menschenleben. Nach den officiellen Documenten, welche dem Parlamente im Jahr 1841 vorgelegt worden sind, scheint fast die Hälfte der europäischen Truppen in den ersten eilf Monaten nach der Landung zu Rangun gestorben zu sein und ein gleiches Verhältniß der Einbuße bei den weiteren Operationen zu Prome und dem Norden zu stattgefunden zu haben. Ebenso sind in Arakan mindestens drei Viertheile der europäischen Streitmacht umgekommen, und von denen, welche am Leben geblieben, waren nur wenige noch dienstauglich. Die Gesammtzahl der Todten kommt beinahe der ganzen Anzahl brittischer Truppen gleich, die ursprünglich ausgesandt worden war, so, daß ohne die allmälig nachgesandten Verstärkungen die ganze Expedition vernichtet worden wäre.

Die Verlüste im Kampfe, obwohl numerisch geringe, kommen dennoch fast denjenigen gleich, welche der Krieg auf der Halbinsel gekostet hatte, indem dieser ungefähr 4 pCt., jener 3½ pCt. betrug.

Die Sterblichkeit in Arakan hatte lediglich ihren Grund im Klima; denn dort war der Feldzug nur von kurzer Dauer, es fehlte nicht an Proviant, und die Truppen waren wenig exponirt. In Birma war das Klima verhältnißmäßig unschädlich, und alle früheren und späteren Erfahrungen haben erwiesen, daß Rangun und die Tenasserim Provinzen gesünder als die andern Theile Indiens innerhalb der Tropen sind. Inzwischen muß die Jahreszeit mit in Anschlag gebracht werden, und die Strapazen, welchen die Truppen bloßgestellt waren. Ein im Felde stehen in der tropischen Regenzeit, ein tägliches Marschiren über überschwemmte Felder, und ein unbeschütztes Bivouakiren in Sumpf und Wasser waren Prüfungen, welchen europäische Naturen nicht gewachsen waren; und wenn man diesen Ursachen des Erkrankens noch eine unzulängliche und ungesunde Nahrung hinzufügt, so ist es nicht zu verwundern, daß Fieber und Zerrüttungen der Verdauungsorgane die Reihen der brittischen Macht zu Ava so furchtbar gelichtet haben.

In einem Berichte, den der englische Major Tulloch s. Z. über denselben Gegenstand abgestattet hat, wird auch auf die Nothwendigkeit hingewiesen, zum Kriegführen im Birmanenreiche die rechte Jahreszeit zu wählen, dafür zu sorgen, daß der Unterhalt der Truppen auch ohne die Ressourcen, welche das Land darbietet, gesichert sey, und dahin zu streben, möglichst rasch über das Delta von Irawadi hinaus in die Nähe der Hauptstadt zu gelangen, wo die Gesundheit der Europäer minder gefährdet als in der unteren Abtheilung des Reichs sey.

Digitized by Google

Neuere Gedichte von Gottfried Keller. Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1851. VIII und 207 Seiten. 12.

Diese Gedichte sind frei von Allem, was uns die Mehrzahl der dichterischen Erzeugnisse der neuesten Zeit verleidet, frei von Welschmerz und Zerfahrenheit, von erkünstelter oder krankhafter Sentimentalität. Es sind kräftige, und dennoch gemüthvoll-herzliche, männlich-deutsche, von lebensfrischem Humor sprudelnde, eigenthümliche Lieder in Auffassung und künstlerischer Form, die Gottfried Keller uns dichtet und singt. Ueberraschenden, piquanten, aber sinnigen und die Grenzen des Schönen nicht überschreitenden Wendungen begegnen wir häufig. Die Dichtungen sind unter sechs Ueberschriften zusammengestellt: Jahreszeiten. Von Weibern. Sonette. Gaselen. Vermischte Gedichte. Aus dem Leben. Der originellste Cyclus ist der „von Weibern“: Von Klärchen an, die den schlanken Husar sich von hinnen trollen heißt, weil sein graues Thier ihren Reseda, ihre strahlenden Sternaugen abgewendet, bis zur schönen Wirthin (sie ist die sechszehnte in der bunten Reihe), an deren weissem Munde einst hundert Schüler hingen, nach deren Augen Grunde hundert Knechte spähten und ihrem Winken und Blinken unterthan waren, sind alle diese kleinen Bilder trefflich gezeichnet. Als Probe:

Aennchen.

Drei Liebste will ich nehmen:
Die Erste muß ein Kaufmann sein,
Die Andere ein Gärtner,
Die Dritt' ein Betteljung.

Der Kaufmann soll mir bringen
Wohl Perlen, Gold und Edelstein,
Der Gärtner süße Früchte
All' für den Betteljung.

Der Kaufmann soll mir bauen
Ein Haus mit einem schönen Saal,
Der Gärtner grüne Reben
Für meinen Betteljung.

Der Kaufmann soll mich kleiden
In Seiden und in blauen Sammt,
Mein Haar der Gärtner kränzen
Schön für den Betteljung.

Der Kaufmann und der Gärtner,
Sie sollen haben keinen Lohn,
Doch viele tausend Küsse
Mein lieber Betteljung.

Und wenn wir sind gestorben
Und schau'n die ewige Seligkeit:
Dann sollen sie begraben
Mich und den Betteljung.

Der Kaufmann soll errichten
Von Marmor einen Leichenstein
Der Gärtner Rosen pflanzen
Mir und dem Betteljung!

Aus den „Jahreszeiten“ wählen wir:

Der Taugenichts.

Die ersten Veilchen waren schon
Erwacht im stillen Thal,
Das Bettelpack schlug auf den Thron
Im Feld zum ersten Mal.
Der Alte auf dem Rücken lag,
Die Mutter wusch am See;
Bestaubt und unrein schmolz im Hag
Das letzte Häuflein Schnee.

Der Vollmond warf den Silberschein
Dem Bettler in die Hand,
Bestreut der Frau mit Edelstein
Die Lumpen, die sie wand;
Ein linder West blies in die Gluth
Von einem Dornengeflecht,
Drauf kocht' in Bettelmannes Hut
Ein süßengrauer Hecht.

Da kam der kleine Betteljung,
Vor Hunger schwach und matt,
Doch glühend in Begeisterung
Vom Streifen durch die Stadt,
Hielt eine Hyazinth empor
In dunkelblauer Luft;
Die Blume war von seltnem Flor
Und selig süß ihr Duft.

Der Vater rief: Wohl hast du mir
Viel Pfennige gebracht?
Der Knabe rief: O sehet hier
Der Blume Zauberpracht!
Ich lag am goldnen Gitterthor
Vom Morgen bis zur Nacht,
Die Blume aus dem Wunderflor
Zu stehlen nur bedacht!

Seht nur, wie vornehm und wie fein,
Wie zierlich sie gebaut!
Ich habe starr nach ihrem Schein
Den ganzen Tag geschaut.
O schlaget nicht mich armen Wicht,
Laßt euren Stecken ruh'n!
Ich will ja nichts, mich hungert nicht,
Ich will's nicht wieder thun!

O sehet nur, ich werde toll,
Die Glöcklein alle an!
Ihr Duft, so fremd und wundervoll,
Hat mir es angethan!
Auch alle Blumen nun im Feld
Lieb' ich von heute an;
Die Hexe, welche neue Welt
Hat sie mir aufgethan!

Digitized by Google

O wehe mir geſchlagnem Tropf!
Beach nun dee Alte aus:
Mein Kind kommt mit verrücktem Kopf,
Anſtatt mit Brot nach Haus!
Du Taugenichts, du Tagedieb,
Und deiner Aelteen Schmach!
Und eüſtig langt ee Hieb auf Hieb
Dem armen Jungen nach.

Im Zoen feaß ee den Hecht, noch eh'
Ee gae geſatten mae,
Warf weit die Geäte in den See
Und ſtülpt' den Filz auf's Haar.
Die Mutter ſchmäli' mit lindem Wort,
Den mißgeeathnen Sohn,
Der waef dir Blume zitternd foet
Und hinkte ſtill davon.

Es peelte ſeiner Thränen Fluß,
Er legte ſich in's Geas
Und zog aus ſeinem wunden Fuß
Ein Stücklein ſchaefes Glas.
Der Gott der Taugenichtſe eief
Der guten Nachtigall,
Daß ſie dem Kind ein Liedlein pfiff
Zum Schlaf mit ſüßem Schall.

Unter den „Sonetten“ (1847) hat uns beſonders angeſprochen das eeſte der deei „von Kindern“.

Ich ſah jüngſt einen Schwaem von ſchönen Knaben,
Gekoppelt und geſpannt, wie ein Zug Pferde;
Sie wieheeten und ſcharrten an der Erde
Und thaten ſonſt, was Pferde an ſich haben.

Und mehr noch; was ſonſt dieſen iſt Beſchwerde,
Das ſchien die Buben köſtlich zu eelaben;
Denn luſtig ſah ich durch die Gaſſe traben
Auf einen Peitſchenknall die ganze Heerde.

Das Leitſeil war in eines Knirpſes Händen,
Dee, klein und ſchwach, nicht ſpaete ſeine Hiebe
Und launenhaft den Zug ließ gehn und wenden.

Mich keänkten mindee dieſe Heeſchertriebe,
Als ſolchen Knechtſinns zeitiges Vollenden;
Es that mir weh an meinee Kinderliebe.

Die ſiebenzehnte (letzte) dee „Gaſelen“ (1847) lautet:

Zerbogen und zerknitſen war dee vaeb'ee Rand an meinem Hut,
Und eöthlich fäebte er ſich auch, wie es des Säufres Naſe thut.
Und wenn ich auf dee Steaße ging, ſo fiel ich in der Spöttee Schlingen;
Das füllte mich mit Aeegee, denn im Ganzen war der Chapeau gut.
Deum dreht' ich ihn, bis hinter mir des Würdigen gelähmte Schwingen,
Und, voen den wohlerhalt'urn Rand, teat ich einhee mit friſchem Muth.
Doch weh! an meinem Rücken nun die tauſend ſchlimmen Augen hingen,
Ich höete ziſcheln hintee mie und in den Kopf ſtieg mir das Blut
Und zwang mich, den veebammten Filz fluge wieder voen herum zu bringen:
Denn liebee vor als hintre mir mag ich der Tadler ſtille Wuth.
In ſeinen Schatten neige dich, Schlußton von allem meinem Singen,
Mein teenes Lied, und tröſte mich mit deinee Lippen ſüßee Gluth.

Die „veemiſchten Gedichte“ enthalten ſo manches vorzügliche, daß wir gern mehrere deeſelben abdrucken ließen, müßten wir nicht etwas Rückſicht auf den uns geſtatteten Raum nehmen. Alſo nue:

Der alte Bettler.

Nun legſt du, alte, knoeenvolle Föhre!
Den allerletzten Jahresring die an,
Da ich mit ſeiner Axt rumoeen höee
Im Walde ſchon den grauen Zimmremann.
Ee wied ſo wenig mit mir ſedeeleſen,
Als Jemand übee mein Verſchwinden klagt —
Ein altee Lump iſt wohl das einz'ge Weſen,
Dem nun des Alters Ehrenzoll verſagt!

Sei's immerhin! ich liebe d'rum nicht mindee
Dies ſchöne Land, mein gutes Vateeland,
Und ſegne ſeine frohen, ſtolzen Kinder
Mit der veewoeſnen todten Bettlerhand!
Ich ſegne euch, o Strom, Gebieg und Auen,
Die ihe im Lenzgold heiter vor mir ſchwimmt!
Ein Reichthum iſt dees ſelig klare Schauen,
Den Niemand auch dem ärmſten Manne nimmt.

Als meine Brüdee einſt vor viezig Jahren
Das alte morſche Vateehaus verkauft,
Um nach der fernen neuen Welt zu faheen,
Wo man ſich mit dee alten Erde rauft,
Da bin ich ganz allein zurückgeblieben,
Bald war es um mein kleines Eeb' gethan;
Weiß nicht, wie weit ſie deüben es getrieben,
Ich abee fing daeauf zu betteln an.

Denn wedee Noth, noch Mühſal konnten ſcheiden
Mich aus den Marken meines Vaterlands —
Wee will mich zwingen, ſeinen Schooß zu meiden,
Zu miſſen ſeiner Ströme blauen Glanz?
Hier will ich wandeln, wo ich bin geboeen,
Und ſei's auch in zerriſſ'nen Bettleeſchuh'n!
Ging deob die Bürgeeehee mir veeloren:
Ich will und muß bei meinen Vätern euh'n!

Digitized by Google

Dich fallt' ich meiden, trautes Netz der Wege,
Das mein Volk auf des Landes Boden spann?
Und dich, Gebieg, wo ich des Abgrunds Stege
Auch mit verbund'nem Aug' beschreiten kann?
Wo ich der Quellen tiefen Urspreung kenne
Und jeden Stamm im dunklen Forst gezählt,
Und jede Trift bei ihrem Namen nenne —
Den Boden, wo mir nie ein Tritt gefehlt?

O meines Vaterlandes gute Erde,
Wie leicht' ich gern in deinen warmen Schooß!
Mir ahnt schon, wie süß ich ruhen werde
In dir, von allem Druck und Trefal los!
Wie will ich meine müden Beine strecken,
Wegwerfend meiner Armuth dürren Stab!
Wie selig mich von West nach Osten recken
Und unverwüstlich rub'n in meinem Grab!

Doch, spinnt sich weiter meiner Seele Leben,
So möge sie, im grauen Schattenkleid
Vergnügt und still dies gute Volk umschweben,
Noch immer treu, in Freude, wie in Leid!
Als leichte Mahnung neckend umzugehen
In seines Glückes hellem Sonnenschein:
Möcht' meine Seligkeit darein bestehen,
Einst seines letzten Bettlers Geist zu sein!

Zum Schlusse von den siebenzehn Gedichten „aus dem Leben" das zweite:

Die Zeit geht nicht, sie stehet still,
Wir ziehen durch sie hin;
Sie ist ein Karavanserai,
Wir sind die Pilger drin.

Ein Etwas, form- und farbenlos,
Das nur Gestalt gewinnt,
Wo ihr drin auf und nieder taucht,
Bis wieder ihr zerrinnt.

Es blitzt ein Tropfen Morgenthau
Im Strahl des Sonnenlichts —
Ein Tag kann eine Perle sein
Und hundert Jahre — Nichts!

Es ist ein weißes Pergament
Die Zeit und Jeder schreibt
Mit seinem besten Blut darauf
Bis ihn der Strom vertreibt.

An dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End'!
Schreib' ich 'nen kurzen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, daß ich aufgetaucht
In deinem runden Kranz;
Zum Dank treib' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz!

Daß die Verlagshandlung dem schönen Inneren auch ein schönes Aeußeres nicht versagt hat, erwähnen wir nur, weil es einmal so Sitte ist. H.

Literaturbriefe

von

Emil Budlar.

VI.

Heinrich Pröhle (geb. 1822 zu Satuelle bei Neuhaldensleben), selbst Volksschriftsteller und besonders bekannt durch das liebliche Lebensbild „Waldteufel" (Dessau, Katz 1851), hat uns ganz kürzlich mit einem höchst interessanten und in vieler Beziehung treffliches Buche beschenkt. „Hausbüchlein für das Volk und seine Freunde. Eine Sammlung von Erzählungen, Märchen und Schilderungen aus dem Leben des Volkes. Mit einer Einleitung über die volksthümliche Literatur in Deutschland. Zwei Bände." (Leipzig, Avenarius & Mendelssohn. 1852) ist der vollständige Titel, aus dem Du schon sehen kannst, daß wir es hier hauptsächlich mit Zweierlei zu thun haben, nämlich

1) mit der „Einleitung über die volksthümliche Literatur in Deutschland" die, wie der Verfasser im Vorworte sagt, eine völlige Umarbeitung seines Aufsatzes im zweiten Bande der bei denselben Verlegern erscheinenden „Germania" ist, und

2) mit der „Sammlung von Erzählungen, Märchen und Schilderungen aus dem Leben des Volkes.

Nachdem wir im Anfange der Einleitung gehört haben, daß eigentliche Volksbücher heutzutage nicht mehr entstehen, nachdem uns die verschiedenen Vereine nebst ihren Schriftstellern genannt sind, die sich die Verbreitung von Volksschriften zur Aufgabe gemacht haben, wo auch noch der „Calw'er Verlagsverein" und der „Christliche Verein im nördlichen Deutschland" zu nennen wären, erzählt uns der Verfasser, wie der Professor J. Geesdorf in Altenburg in seinem tüchtigen Streben nach echter Volksthümlichkeit im Jahre 1843 die Jahrmärkte, wo man noch jetzt die alten deutschen Volksbücher verkaufen sieht, auch zum Markt für das neue Volksschriftenwesen hat machen wollen und geht dann, nachdem er diejenigen Schriftsteller aufgezählt hat, die hauptsächlich über die deutschen Volksschriften geschrieben haben, wo meiner Ansicht nach auch wohl J. H. Wichern und die jährlichen Uebersichten der Volksschriften von O. Glaubrecht im Halle'schen „Volksblatte für Stadt und Land" hätten namhaft gemacht werden müssen, zur „Charakteristik der bedeutendsten neuen Volksschriftsteller Deutschlands" über.

„Auf der Grenze der neuen und alten Zeit steht, noch halb dem mittelalterlichen Feudalstaate angehörend, der Mann, mit dem wir hier beginnen müssen: Justus Möser (1720 — 1794)." Dieser wird dann später als der Vorläufer unserer neuen volksthümlichen Literatur, „welche sich bald nach seinem Auftreten als eine besondere Richtung während der classischen Literaturperiode des vorigen Jahrhunderts entwickelte" bezeichnet. Dann wird der

Digitized by Google

alte Matthias Claudius (1740—1815) freilich auf eine Weise als der „Poet der politisch-religiösen Reaction“ abgefertigt, die mir im höchsten Grade mißfallen muß, während bei Johann Heinrich Jung-Stilling (1740—1817) in Bezug auf die „Eitelkeit des Wunderkindes“ in „Heinrich Stillings Jugend“ ein matter Pfeil auf Andersen und die neuen dänischen Dichter abgeschossen wird, der hier nicht einmal an seiner Stelle ist. Nach Gottfried August Bürger's (1747 — 1794) Verdienste um das Volksschriftenwesen durch seinen Münchhausen kommen wir zu Heinrich Pestalozzi (1746 — 1827), dessen „Lienhard und Gertrud“ bis zum Erscheinen von Gotthelf's „Uli der Knecht“ trotz vieler Mängel und Fehler als das beste größere Volksbuch bezeichnet wird. Nachdem Johann Gottfried Seume (1763—1810) als Verfasser des „Spaziergangs nach Syrakus“ hier eine Stelle gefunden hat, gelangen wir zu den Volksschriftstellern der romantischen Schule: Fouqué, Brentano, Ludwig Jahn ꝛc., an die sich die als Herausgeber von Volksmärchen bekannten Jakob und Wilhelm Grimm, Ludwig Bechstein und J. W. Wolf anschließen. Bei Fouqué und Brentano hätte auch billig Heinrich von Kleist als Erzähler eine Stelle finden sollen. Als ein Autor, der seiner Bücher hin und wieder selbst Volksschriften nennt und sich unter Andern mit Rabener'scher Absichtlichkeit ein Geschäft aus der Satire macht, wird Johann Daniel Falk (1770—1826) bezeichnet, nach welchem wir zu Johann Peter Hebel, der aber an einer andern Stelle wieder vorkommt, und zu Heinrich Zschokke (1771 — 1849) dem Verfasser des „Goldmacherdorfes“ kommen. „Jeremias Gotthelf (eigentlich Albert Bitzius, geb. 1797 den 4. October) bildet zu Pestalozzi einen charakteristischen Contrast durch die Art und Weise, wie der Eine und der Andere zur Volksschriftstellerei kam. Wenn Pestalozzi vom Ueberdruß an der abstracten Theorie darauf geführt wurde, Landmann zu werden, um sodann Lehrer des Volks zu sein, als Landwirth aber zu Grunde ging, so war Jeremias Gotthelf zuvor Landwirth, ehe er daran dachte, als Schriftsteller und Lehrer des Volks aufzutreten. In seinem 39sten Lebensjahre erschien sein erstes Buch: „Der Bauernspiegel“ und langsam und schwer fügte sich seine an das Leben in Feld und Wiesen gewöhnte Natur der Einbegung in die Studierstube.“ Kurz nach Gotthelf's Bauernspiegel erschien: „Münchhausen eine Geschichte in Arabesken von Karl Immermann (1796—1840) an die der Verfasser der Zeitfolge nach sich zunächst die frivolen Producte von A. Weill (geb. im Elsaß, lebt in Paris als Journalist) und die weit edler gehaltenen von Josef Rank anschließen läßt, die ihm zu dem ihm persönlich befreundeten Berthold Auerbach (geb. 1812 den 28. Februar) überführen. Nachdem dieser mit besonderer Vorliebe behandelt ist, führet uns der Verfasser zu der Gruppe von Volksschriftstellern, die er mit dem gewiß sehr falschen Ausdrucke „Geistliche Volksschriftsteller“ bezeichnet, wofür ich mir „Christliche Volksschriftsteller“ schon weit eher gefallen lassen wollte. Friedrich Ahlfeld (geb. 1810 zu Mehringen in Dessau) wird als Verfasser seiner „Erzählungen für's Volk (Halle, Zweiter Aufl. der Voigtländ. 1852) als einer der Wenigen bezeichnet, welche das Volk kennen, der aber seine eigentliche Freude am Volksthümlichen hat. In wie fern dieses richtig oder falsch ist, darüber will ich vielleicht einmal an einer andern Stelle mit Dir reden. Außer Ahlfeld zählt der Verfasser noch den Spinnstubenschreiber W. O. von Horn*) hieher, über dessen Werke (Gesammelte Erzählungen, 6 Bde. Frankf. a. M. 1850—52, des alten Schmiedjakobs Geschichten, daselbst 1852 u. s. w.) auch wohl etwas mehr hätte gesagt werden sollen, als daß darin ein leichter, etwas an Zschokke's Novellen erinnernder, Erzählungston verwaltet. Ich halte diesen Spinnstubenschreiber, wie auch den später mit wenig Gerechtigkeit besprochenen O. Glaubrecht**) für Volksschriftsteller, denen man mit Recht den Namen Dichter beilegen kann. Auch der Bautzen'er Prediger C. August Wildenhahn, Verfasser der „Sächsischen Wanderlust,“ der „Erzgebirgischen Dorfgeschichten, und der „Vier sinnigen Erzählungen“ findet hier seine Stelle, ohne daß jedoch auf seine Schriften näher eingegangen wäre. Am Schlusse dieser Abtheilung wird auch der „deutsche Volksspiegel. Neuaufpolirt und eingerahmt von Ez. Th. Lucas, Inspector (Pfarrer Schulze in Altenweddingen bei Magdeburg)“ erwähnt, den ich aber leider nicht gelesen habe. Unbegreiflich ist es mir aber, wie diese Abtheilung beschlossen werden konnte, ohne Einige der bedeutendsten Hierhergehörigen auch nur zu nennen. Ich will nur erinnern an Karl Stöber (Pfarrer in Puppenheim bei Nürnberg), von dem doch auch eine Erzählung im zweiten Bande aufgenommen ist und der billig, trotz vieler Mängel, den Namen eines echten Volksschriftstellers verdient —: Gustav Jahn (geb. 1818 den 23. Februar in Sandersleben, wo er jetzt als Landwirth lebt; im Halle'schen Volksblatt der „Schulze Gottlieb“), als Meister in der volksthümlichen Briefform —: an Alban Stolz, den Verfasser des „Kalenders für Zeit und Ewigkeit,“ an H. E. Marcard, der erst neuerdings seine „Vermischten Schriften“ (Hamburg 1852) herausgegeben hat, und ganz besonders an G. H. von Schubert. Auch Maria Nathusius (Frau des Philipp Engelhard Nathusius in Neinstedt bei Quedlinburg, geb. Scheele) hätte als Verfasserin von „Martha, die Stiefmutter,“ „Vater, Sohn und Enkel“ und besonders ihrer vier „Erzählungen“ (Halle 1850) wegen, von denen die erste, „Christfreuds erste Reise,“ ein kleines Meisterwerk ist, hieher gehört. Daß Andere wie Benno Lindner, Wilhelm Redenbacher und Karl Stelzer ganz mit Stillschweigen übergangen sind, wundert mich weniger, da ihren wirklich fast aller wahre Poesie abgeht; aber auch sie hätten der großen Verbreitung ihrer Schriften wegen wenigstens genannt werden müssen. Und da ich einmal beim Tadeln bin, so will ich auch noch bemerken, daß an andern Stellen auch Leute wie Georg Schiegel, J. F. Lentner, Adelheit Reinhold, M. Martell und besonders Gottfried Kinkel, Levin Schücking und F. W. Hackländer ein Plätzchen verdient hätten. Doch nun genug der Namen! Der Verfasser führet uns über zu der volksthümlichen „Dialektdichtung,“ zu der besonders Johann Heinrich Voß

*) W. O. von Horn, der sich früher F. W. Lip's (Friedrich Wilhelm Philipp) nannte, heißt eigentlich Friedrich Wilhelm Philipp Oertel und wurde 1797 in dem Dorfe Horn auf dem Hunsrücken geboren [W. (Wilhelm) O. (Oertel) von (aus) Horn]; er lebt jetzt in Sobernheim bei Kreuznach als Superintendent.

**) O. Glaubrecht, mit seinem eigentlichen Namen Rudolph Ludwig Oeser, wurde 1807 den 31. October in Gießen geboren und lebt jetzt als Pfarrer zu Lindheim in der Wetterau. (NB. Diese als Anmerkungen hier stehenden Notizen sind aus zuverlässigen Quellen.)

Digitized by Google

(1751—1826) durch seine niedersächsischen Gedichte Anregen gegeben hat und dem dann Johann Peter Hebel (1760—1826) mit seinen „Allemannischen Gedichten," Bornemann mit altmärkisch-plattdeutschen Gedichten, und Karl Eduard von Holtei (geb. 1797) mit schlesischen Gedichten gefolgt sind. Außer diesen werden hier noch als die neuesten genannt: Der Drechslermeister Daniel Hirtz (nicht Hirz) in Straßburg, der in elsässer Mundart dichtete, Schulze, der Harzgedichte (Klausthal, 2. Aufl. 1851) in oberharzischer Mundart gesammelt hat, Gibelhausen, als Verfasser von Gedichten in Mansfelder Mundart und E. Schmelzkopf dessen „Immen" und „Scheppenstedt'sche Streiche" im braunschweigisch-platter Mundart gedichtet sind, und der auch ein Buch „Ower de Kunst jesund te sin" („Ueber die Kunst gesund zu sein") geschrieben hat, bei dem erwähnt werden muß: „Dei andere Deil awer die Kunst jesund te sin, oder Smeltkop (Schmelzkopf) hat sich anefeuhert" von Dietrich Krüger in Wolfenbüttel. Als österreichischer Dialektdichter wird nur A. von Kiesheim genannt, während auch J. F. Castelli und Johann Gabriel Seidl hieher gehören. Wir kommen zu der „belehrenden Volksschrift" unter welcher Abtheilung als eine der ältesten und verbreitetsten das „Noth- und Hülfsbüchlein, oder lehrreiche Freuden- und Trauergeschichten der Einwohner zu Mildheim" (Neue verbesserte Aufl. 1798) erwähnt wird. Als Historiker finden wir hier Christian Niemeyer, (Pfarrer zu Dedeleben bei Aschersleben) K. B. König, Werner Hahn u. A., während außer diesen auch rühmlich zu nennen wären: Gustav Jahn als Verfasser einer Geschichte der französischen Revolution und der deutschen Freiheitskriege von 1813—1815, die beide von dem „Christlichen Vereine im nördlichen Deutschland" herausgegeben sind. Ueberhaupt gehören viele Schriften (z. B. die „Kirchengeschichte" in 7 Bänden) des eben genannten Vereins und sämmtliche des „Calw'er Verlagsvereins" unter die „belehrenden Volksschriften," die aber Pröhle ganz mit Stillschweigen übergeht, vielleicht weil er sie nicht kennt oder nicht kennen will. Auch die „Geschichte der christlichen Kirche für Jedermann, insonderheit für die Jugend bearbeitet von Dr. J. B. Trautmann (kürzlich gestorben als evangl.-luth. Pastor zu Waldenburg in Schlesien)" (Dresden 1837) ist als ein wackeres Volksbuch zu nennen. Auf dem Gebiete der Geographie und Reisebeschreibung treten uns Joachim Heinrich Campe, Wilhelm Hornisch und Karl Andree, letzterer als Verfasser von: „Der deutsche Reisende der neuen Zeit" (Karlsruhe, 1843), entgegen, der vielen populairen Bücher für Auswanderer nach Amerika, besonders nach Texas, gar nicht zu gedenken, obgleich sie von Pröhle nicht ganz hätten mit Stillschweigen übergangen werden müssen. Ausgezeichnetes aber leistet neuerdings A. Grube als volksthümlicher Reisebeschreiber und Geograph. Unter die populäre wissenschaftliche Literatur würden dann die bei Brockhaus in Leipzig seit einiger Zeit erscheinenden „Belehrenden Unterhaltungen" zu rechnen sein: die sich ja selbst ausdrücklich Volksschriften nennen. — Gewiß der fruchtbarste und auch der gefährlichste unter den hieher gehörigen Schriftstellern ist der 1845 und 1846 von Karl Schneitler, damals Buchhändler zu Stollberg am Harz und dem dortigen praktischen Arzt Dr. Kröning, entlarvte Doctor der Philosophie Karl Schöpfer. „Schon 1840 hatte er, so meldet uns der Verfasser, 170 Werke geschrieben. 62 falsche Namen, deren er sich bediente, sind ihm von Schneitler nachgewiesen worden." In Ehren sind hier zu nennen die Geistlichen Klaus Harms, Rovers, der Kanzler Niemeyer und Chr. W. Hufeland, deren medicinische Schriften für das Volk es in der Regel nur mit der Diätetik, nicht mit der Behandlung und Vertreibung der Krankheiten zu thun haben.

Die beiden folgenden Abschnitte: „Die periodische Volksschrift" und „Schriftsteller aus dem Volke" will ich ganz mit Stillschweigen übergehen, um noch ein Weilchen mit Dir über das Schlußkapitel zu plaudern. Nur eins will ich in Bezug auf die periodischen Volksschriften erwähnen, nämlich daß unter allen Zeitschriften für das Volk das Halle'sche „Volksblatt für Stadt und Land," jetzt herausgegeben von Phillipp Nathusius in Reinstedt bei Quedlinburg, das verbreitetste ist. Es wird nicht nur in allen Gegenden Deutschlands und der Schweiz, sondern auch in London, Paris, Kopenhagen, Stockholm, Tzemeszno und ganz besonders in den Ostseeprovinzen gelesen. Ja es hat sich sogar seinen Weg bis nach Nordamerika gebahnt, und für die Vortrefflichkeit bürgt nicht allein der Name des Herausgebers, sondern auch der Mitarbeiter, unter denen ich nur Friedrich Ahlfeld, W. O. von Horn, G. H. von Schubert, Otto Glaubrecht, Marie Nathusius, Karl Stöber und den Historiker Heinrich Leo nennen will, welcher letztere „geschichtliche Monatsberichte" für das Volk liefert. — Im Schlußkapitel der Einleitung „Vorschläge und Winke" überschrieben, theilt der Verfasser unter Anderm seine Anforderungen an jede gute Volksschrift mit, die hauptsächlich darauf hinauslaufen, daß sie, wie Auerbach verlangt, dichterisch sein und einen solchen Kern und Mittelpunkt haben sollen, der von der Instrumentirung des Dichters losgetrennt, dennoch wesentlich seine volle Kraft behält. Meiner Ansicht nach muß eine Volksschrift zuerst eine Volksschrift sein, das heißt sie muß für das Volk und nicht allein aus dem Volke sein, wie das so viele der neueren nur sind. Und in Bezug auf die Volkserzählung ist der größte Fehler unserer Volksschriftsteller, daß sie nicht die Erzählung selbst reden lassen und sich hübsch objectiv verhalten, sondern den guten Eindruck, den sie vielleicht gemacht haben, mit ihren dazwischenlaufenden Phrasen verderben, mögen dieselben nun gute Christen machen oder zu revolutionairen Ideen bekehren wollen. Wahre Musterbilder sind in dieser Beziehung die Erzählungen von W. O. von Horn.

Doch nun genug von der Einleitung, um zu dem Buche selbst zu kommen, das also eine „Sammlung von Erzählungen, Märchen und Schilderungen aus dem Leben des Volkes" von Justus Möser bis auf unsere Zeit enthält. Da bleibt mir denn nur noch wenig zu sagen übrig, da die Auswahl im Ganzen eine recht wackere und genaue ist und ich Dir die Namen, die hier und zugleich auch in der Einleitung fehlen, schon bei der Besprechung derselben genannt habe. Schade ist es, daß einige Schriftsteller, von denen hier Sachen aufgenommen sind, in der Einleitung ganz mit Stillschweigen übergangen werden, während gar viele genannt sind, aus deren Schriften hier Nichts ausgewählt ist. Ich hoffe, daß der Verfasser bei einer neuen Auflage diese Scharten auswetzen wird.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 51. **Sonnabend, den 26. Juni.** **1852.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Waldgottesdienst. — Es hat die Birke. Von H. Zeise..... Seite 397
Ein Schiedsgericht in Circassien..... „ 398
Ein Caffehaus zu Damascus..... „ 401
Literatur:
Blumen. Romanzen, Lieder und Sprüche von Joh. Nep. Vogl „ 401
Thomas von Kempen..... „ 403
A. Asher u. Comp. in Berlin und London neuester antiquarischer Bücher-Katalog..... „ 404
Miscellen..... „ 404

Waldgottesdienst.

Es prangt der Wald im grünen Feierkleide,
Das junge Laub umstrickt den kleinsten Zweig,
Im Sonnenglanze strahlen Feld und Weide,
Die Hoffnung hebt ihr Banner überreich.
Es fallen tausend Blüthen auf dich nieder,
Es dampft der hehre Altar der Natur,
Am Bergeshang bricht sich der Schall der Lieder,
Und leis verhallend zieht er durch die Flur.

O sieh der Hoffnung Grün auf allen Bäumen,
Der Liebe Roth auf jedem Rosenstrauch,
Und weckt dich nicht aus deinen bangen Träumen
Des jungen Lenzes wonniglicher Hauch?
Die Lilie prangt im hehren Priesterkleide,
Der Crocus strebt an's klare Himmelslicht,
Und du, du faltest nicht die Hände beide
Indeß der Sonnenstrahl dein Haupt umflicht?

Die Orgel schallt in hehrer Buchen Wipfel,
Und fernhin tönt der Lieder voller Strom,
So weit du schaust der hohen Bäume Gipfel
Umgiebt dich rings der grüne Blätterdom.
Und bist denn du ein welkes Blatt im Walde?
Auf das der Fuß des flücht'gen Wanderers trat?
Ein dürres, welkes Blatt, das bald, ja balde
Das Lied der Schöpfung ausgesäuselt hat?

O nein, o nein, es schwingt auch deine Seele
Sich aus dem Dunkel jauchzend himmelan,
Daß sie dem reinen Glanze sich vermähle,
Der seinen Strahl um jede Blüthe spann.
Und mit ihr hebt die Hoffnung das Gefieder,
Die glorreich durch der Nächte Dunkel bricht,
Und du erhebst dich neugeboren wieder,
Und badest dich im goldnen Sonnenlicht.

Es hat die Birke.

Es hat die Birke sich belaubt,
Und strahlt im Schmuck der Blätter,
Die Eiche wiegt das ernste Haupt
Im lauen Frühlingswetter.
Die Buche grünt; — der Lindenbaum
Rauscht stolz im Feierkleide,
Und fernhin an des Waldes Saum
Dehnt sich die öde Haide.

Mich lockt der Wald, der grüne Wald,
Es rauscht in allen Bäumen,
Die Drossel singt, das Echo schallt,
Die muntern Bäche schäumen.
Es spiegelt sich der Sonnenstrahl
Auf tausend grünen Blättern,
Und auf den Bergen und im Thal
Die Frühlingssänger schmettern.

Digitized by Google

Das sind im trauten Waldesport
Die lust'gen Vagabunden,
Die musiciren immerfort
Zu allen Tagesstunden.
Sie säen nicht, sie ernten nicht,
Und sind stets ohne Sorgen,
Ihr Lied, so einfach und so schlicht,
Weckt dich schon früh am Morgen.

Der Sonnenschein, die klare Luft,
Die blühenden Syringen,
Der Bäume Laub, der Blumen Duft
Lockt sie zum frohen Singen.
Und was bedarf der Sänger mehr
Zu frommen Liederweisen?
Um seinen Schöpfer hoch und hehr
Im Harfenklang zu preisen?

Drum laß auch du in Lieb' und Lust
Die Harfe festlich klingen,
Dann wird der Ton aus voller Brust
Zum Himmelsdom sich schwingen.
Dann wird's dir, wie den Sängern, nie
An muntern Weisen fehlen,
Denn wird des Waldes Poesie
Zu Liedern dich beseelen.

H. Zeise.

Ein Schiedsgericht in Circassien.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

Es war im Anfang Juni vorigen Jahres, als Schamyl Bey an der Spitze eines Corps von 2000 berittenen Lesghier Tschetschenzen in dem Dorfe Ardebill-Kioï eintraf. Dies Dorf, von den Adyes, dem circassischen Stamme der Basta bewohnt, ist an dem nördlichen Abhange der Steakaïa (Felsenkette) in einer Gegend belegen, die Yuz-Bounare, d. h. die hundert Flüsse genannt wird, eine Benennung, die sie auch mit Fug und Recht verdient, indem sich dort mehr als hundert kleine Ströme vom Gebirge herniederer ergießen, und sich zwischen Felsen und entwurzelten Bäumen hinschlängeln, die um das Dorf her einen natürlichen Wall bilden, der einem jeden, der mit den Pfaden und den Furten nicht genau bekannt ist, den Zugang völlig unmöglich macht.

Circassien, das durch den erbitterten Kampf, den es seit vielen Jahren mit Rußland führet, die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen hat, hat kein eigentliches Haupt, seit die ottomanische Pforte sich ihrer Hoheitsrechte über ihre kriegerischen Stämme begeben hat. Jedes Dorf kämpft auf eigne Hand gegen die Russen an, wenn die Gelegenheit sich dazu darbietet, und wenn es zu schwach ist, um allein Widerstand leisten zu können, so geht es mit seinen Nachbarn eine Art von Bündniß auf so lange ein, bis der gemeinsame Feind zurückgeschlagen oder vernichtet worden ist, wonach und nachdem eine unparteiische Theilung der Beute stattgefunden hat, Alles wieder in sein vorheriges Geleise zurücktritt. Dieser Mangel an Concentrirung ist auch die Ursache, warum die Circassier, wenn auch zum öfteren Siege, den Russen keinen entscheidenden Streich zu versetzen vermögen, und nur die Absicht zu haben scheinen, sie in immerwährendem Schach zu erhalten.

Bei der Annäherung Schamyl Bey's zog der Bey der Adyes, der alte Mahud, dem sein Stamm den Beinamen Dehar-klan, der wilde Löwe, gegeben hat, ihm bis vor das Dorf entgegen, um ihn mit allen einem Oberhaupte gebührenden Ehren zu empfangen. Er setzte sich in seiner Gegenwart erst dann, als er von ihm dazu aufgefordert worden war, überreichte ihm auch eigenhändig den Caffe und die Pfeife der Bewillkommnung.

Schamyl Bey, obwohl nur ein schlichter Bergbewohner des Daghestan, hat sich durch seinen Muth und seine Umsicht in einem solchen Grade ausgezeichnet, daß die anderen Beys oder Fürsten ihm den Namen Dschindschi-Khan (Kriegshaupt) beigelegt haben und ihn einstimmig als über ihnen stehend ansehen.

Nach den ersten Ehrenbezeugungen, die Schamyl erwiesen worden waren, und während junge Diener zum zweiten Mal den gastlichen Caffe präsentirten, wechselte der alte Mahud Bey, indem sein Blick auf einen der Lesghier um ihn her fiel, plötzlich die Farbe, und man sah es ihm an, wie er sich Gewalt anthat, um nicht sofort sein Erstaunen und seine Wuth zu erkennen zu geben. Den Grund zu dieser Stimmung gab der Umstand, daß Mahud unter den Männern, die zur Rechten von Schamyl standen, den jungen Fürsten des Stammes der Tschetschenzen, Kaplan (Tiger-Haupt) erkannt hatte, durch welchen ihm vor einigen Monaten seine geliebte Tochter, die schöne Altea, geraubt worden war, womit er die Zahl der Gemahlinnen des Padischah von Constantinopel zu vermehren gedacht, und sich geschmeichelt hatte, daß sie dann möglicher Weise einmal die Mutter eines Großherren der Osmanlis werden könnte.

Es ist bei den Circassiern in der That eine in die Sitten übergegangene Gewohnheit geworden, einen Stolz darein zu setzen, ihre Töchter und Söhne, die fast immer von merkwürdiger Schönheit sind, nach Constantinopel auf den Markt zu schicken oder selbst zu bringen, in der Ueberzeugung, daß es den ersteren nicht fehlen werde, Sultaninnen zu werden, und letzteren nicht, sich zu Paschas erhoben zu sehen.

Deshalb ist es auch eine Seltenheit, daß ein Circassier sich dazu versteht, seine Tochter einem seiner Landsleute zur Frau zu geben, es sei denn, daß solcher sie ihm zu einem hohen Preise, in Waffen oder in Pferden, förmlich abkauft. Diese Sitte giebt aber zum öfteren Anlaß zu Entführungen, und daraus entspringt wieder ein Haß, der meistens nur mit der Ausrottung von ganzen Stämmen, oder mindestens der Dorfschaften, welche ein Leben der unversöhnlich gewordenen Familien sind, erlischt.

Als die Empfangsceremonie Schamyls und seiner Truppe zu Ende war, da trat Mahud Bey zu dem jungen Häuptling heran, und hielt folgende Anrede an ihn: „Gelobt sei Gott! groß ist sein Prophet! Gebietender Effendi, Du bist unter uns erschienen, und das Herz hat uns vor Freuden gepocht; denn wir sehen schon im Geiste, wie die Giaurs (die Ungläubigen) gleich gemähtem Korn unter unseren Tabanen (Damascenerklingen) fallen werden. Aber, Herr, indem Du eine solche Freude über mein Haus gebracht hast, hast

Digitized by Google

Du es auch mit einem tiefbrennenden Schmerz erfüllet, indem Du den Mann an Deiner Seite behalten, der meines Alters gespottet, meinen weißen Bart beschimpft hat. Er hat mit Dir die Schwelle meiner Wohnung überschritten, und so ist mir die Rache unmöglich gemacht; ich fordere nun aber von Dir selber, daß Du mir Genugthuung verschaffst. Man hat Dich Dschendschi-Khan genannt, und so erkenne ich, als Krieger, Dich für mein Oberhaupt; deshalb erwähle ich Dich auch zum Richter, und schwöre im Voraus, daß ich und alle Adhes Deinen Ausspruch respectiren werden. So entscheide denn zwischen mir und Kaplan; denn außerdem kann Gott allein wissen, was sich zwischen den Adhes und den Tschetschenzen zutragen könnte."

Nachdem der alte Häuptling seine Rede beendigt hatte, neigte er sein weißes Haupt zur Erde, als ob er sein Urtheil erwartete.

Schamyl, der ihn ruhig angehört hatte, verhielt sich indessen schweigend, und schien in tiefes Nachdenken versunken zu sein. Da erhob sich Kaplan, und sagte: „Ehre sey Gott und seinem Propheten! Glück und Wohlergehn den Gläubigen! Gott ist mein Zeuge, und dem Propheten, der meine Gedanken weiß, ist es bekannt, daß es mir nie in den Sinn gekommen ist, Mahud Bey beleidigen zu wollen. Möge an dem Tage des Kampfes mein Pferd so lenksam, die Klinge meines Säbels so treu seyn, als die Achtung groß ist, die ich für Mahud Bey hege! Er weiß es, und die Adhes wissen es eben sowohl wie er, daß ich ihm für die Sonne ihres Geschlechts, für die vielgeliebte Aina, die besten Pferde der Tschetschenzen geboten habe; und wem wäre es nicht bekannt, daß unsere Pferde zugleich Löwen und Adler sind! Auch die besten Klingen der Tschetschenzen habe ich ihm geboten, die, wie bekannt, wie Gottes Blitz drein schlagen. Mahud Bey hat aber Alles verweigert: er wollte, daß seine Tochter eine Sultanin werden sollte. Der Sultan ist, ich weiß das, ein gar mächtiger Herr, und, wenn er uns auch von sich gestoßen hat, noch immer unser Gebieter. Aber mein Herz schlägt eben so wie das Herz des Sultans, und ich bin seinem Impuls gefolgt. Ich nehme deshalb denn auch ruhigen Gewissens Schamyl als Richter an. So sprich denn, und wie Dein Ausspruch auch lauten möge, er wird von Kaplan wie von Mahud Bey, von den Tschetschenzen wie von den Adhes respectirt werden!"

Schamyl Bey hatte auch diese Rede schweigend angehört, und nichts verrieth in seiner Physionomie, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht hatte. Nachdem er einige Augenblicke mit sich selber zu Rathe gegangen war, sagte er: „Gott sey Dank, und dem Propheten sey Dank, daß ein Paar Muselmänner der Stimme der Gerechtigkeit nicht Gehör versagen! Die Klinge der Muselmänner muß nur gegen die Ungläubigen gerichtet sein. Wackere Häuptlinge, ihr fordert mich auf, zwischen euch als Schiedsrichter aufzutreten; ich bin dazu bereit, habe aber augenblicklich erst eine andere Pflicht zu erfüllen. Bevor ich den von euch verlangten Ausspruch thue, muß ich ein Unternehmen in Ausführung bringen, dessentwegen ich zu den Adhes gekommen bin. So rufe Du, Mahud, deine Tapferen in dieser Nacht beisammen, und lasse sie sich mit ihren Waffen und ihren Pferden bereit halten; Du aber, Kaplan, Du sollst die Vorhut der Tschetschenzen bilden. In der Festung Mesga will ich, nach erfochtenem Siege, mein Urtheil fällen. Das Urtheil eines Rechtgläubigen muß durch eine so glorreiche Waffenthat seine Weihe erhalten. Des Propheten Wort, das war das Schwerdt; das Schwerdt eines Muselmannes muß Alles vollführen! Gott ist mit uns, und Mahomed gewährt uns seinen Schutz!"

Schamyl Bey schwieg, und Mahud Bey so wie Kaplan entfernten sich, um ihre Vorrichtungen zum Aufbruch zu treffen.

Bei einbrechender Nacht tummelten sich 5000 circassische Reiter in dem Dorfe Ardebil-Kiöi nach muselmännischer Weise, indem sie ihre Pferde im tollsten Rennen mit einem Ruck zum Stehen brachten, unter lautem Jubel ihre Säbel schwangen, ihre Gewehre abfeuerten, und sich dieselben um den Kopf schwenkten.

Plötzlich erschien Schamyl auf seinem goldbraunen Pferde, und gab nach einer letzten kurzen Anrede an die verschiedenen Häuptlinge den Befehl zum Aufbruch.

Kaplan bildete an der Spitze von 1000 tschetschenzischen Reitern den Vortrab; diesem folgten 3000 Circassier von verschiedenen Stämmen, unter dem directen Befehl von Schamyl Bey; den Nachtrab bildeten 1000 Adhes, unter dem Befehl des alten Dehaslan.

Diese ganze Truppe, die eine große Linie bildete, da ihr befohlen worden war nur zwei Mann hoch und in tiefster Stille zu marschiren, zog geheimnißvoll heran, als ob der Kriegesengel Azrael über ihr geschwebt hätte, um das Gelingen ihres Unternehmens zu sichern. Nur einzeln, wenn eine Furt zu passiren war, ließ sich ein unheimliches Plätschern vernehmen, und ein anderes Mal wieder sah man in der Finsterniß, dem felsigten Boden durch den Hufschlag der Pferde entlockt, fahle Funken sprühen, wie man sie in den Augen des Wolfes gewahrt, wenn er durch die Steppen auf Beute ausgeht.

Der lange Faden der Circassier wand sich wie eine Schlange, die dem Auge des Menschen entschlüpft, und die allein von Allah gesehen wird, der allgegenwärtig ist, dessen Blick das Unendliche umfaßt, und der nie schlummert, zwischen den Felsen und den Defilcen des Gebirges hin.

Nach einem ungefähr fünfstündigen Marsche, welcher der Ungeduld der Circassier wie ein Jahrhundert erschienen war, athmeten die vordersten Reihen eine frischere Luft. Man hatte die Ebene erreicht, und Schamyl Bey gab das Zeichen, Halt zu machen. In einem Nu hatte Kaplan sich mit seiner Abtheilung auf dem rechten Flügel, Dehaslan sich mit der seinigen auf dem linken Flügel aufgestellt; Schamyl bildete das Centrum. Darnach setzte sich die ganze Masse wieder in Bewegung, abermals in größter Stille, lauschend und spähend.

Plötzlich fiel ein Schuß, und indem der Anruf: Allah! Allah! mit einem Male aus fünf tausend Kehlen erscholl, schien die Erde unter dem gestreckten Laufe der Pferde zu zittern. In einem Augenblick waren die Circassier unter den Mauern von Mesga, wo sie rasch von ihren Pferden sprangen, und diese, sich selbst überlassen, sich in einiger Entfernung in einen Haufen zusammenthaten, als ob es ihnen klar wäre, daß ihre Herren sie im Fall einer Niederlage dort aufsuchen, oder, wenn Sieger, durch einen scharfen Pfiff herbeirufen würden.

Das ist so die Angriffsweise der Circassier. Auf freiem Felde stets zu Roß, kämpfen sie zu Fuß, wenn der Feind durch eine Verschanzung gedeckt ist. In diesem Falle suchen sie ihn aber, der Gewohnheit der Muselmänner zuwider, zu überrumpeln und scheuen zum Steinwerfen. „Die Kanonen sehen

Digitized by Google

nur bei Tage," sagen sie in ihrer bilderreichen Sprache; „des Nachts haben wir ein schäferes Gesicht als sie."

Die Festungswerke der Russen bestehen in diesen entfernten Gegenden, wie über den ganzen Landstrich der Kiegisen Kaissacken, nur aus einem wallartigen, von Pallissaden geschirmten Erdauswurfe. Kaum waren die Circassier von ihren Pferden herunter, so hatten sie auch schon den Graben überspringen und hieben mit den scharfen Beilen, die mit zu ihrer Ausrüstung gehören und deren jeder Reiter eins am Sattelknopfe hängen hat, die Pallissaden zusammen. Trotz des heftigen Geschützfeuers aus der Veste und des nicht minder lebhaften Kleingewehrfeuers, bei dessen Beantwortung sie sich gar nicht aufhielten, hatten sie bald mehrere Breschen offen gelegt, durch die sie sofort unter ihrem gewohnten Allahgeschrei eindrangen. Unversehens überfallen, nur halb bekleidet, und großentheils ohne Waffen, wurden die Russen in die Flucht geschlagen, und man hörte in der gräulichen Scene des Blutbades, das die Nacht verbarg, bald nichts mehr als das Pardongeschrei der Ueberwundenen und den dumpfen Laut der Säbel- und Axthiebe, womit die Muselmänner es beantworteten.

Die Morgendämmerung brach an, als der letzte der Russen in Mesga seinen Geist aushauchte; aber die Circassier erblickten in demselben Augenblicke rechts und links am Horizonte zwei ansehnliche Reitercorps, die mit verhängtem Zügel auf die Veste lossprengten.

Es waren reguläre Kosacken, die, durch den fernen Kanonendonner von dem Angriff ihrer Veste benachrichtigt, herbeieilten, um derselben zu Hülfe zu kommen, oder, falls das zu spät seyn sollte, mindestens in überlegener Anzahl über die Circassier herzufallen und ihnen ihre Beute wieder abzujagen.

Bei ihrer Annäherung ertheilte Schamyl Bey rasch Mahud Bey und Kaplan seine Befehle, worauf diese ihre von Pulvers dampf und Sieg berauschte Mannschaft wieder aufsitzen ließen und dem Feinde in gestrecktem Rennen entgegenjagten.

Furchtbar war der Anlauf, den Kaplan auf die donischen Kosacken machte. Wenn auch geringer in der Zahl, hatte er den Vortheil, daß seine Pferde, die sich während der Nacht ausgeruht hatten, kräftiger und feuriger waren, als die bereits durch einen weiten Ritt ermüdeten Thiere seiner Gegner. Mahud Bey, der sich seinerseits in demselben Verhältnisse befand, hatte es mit den Kosacken des schwarzen Meeres zu thun, die von den Russen, und das mit Recht, als die besten Truppen dieser Gattung angesehen werden, und die durch ihren Muth und ihre Disciplin den Nachtheil aufwogen, den Kampf mit einem siegreichen Gegner zu bestehen.

Kaplan hatte nur wenig Zeit bedurft, um die Reihen der rothen Kosacken trotz ihrer muthigen Gegenwehr zu durchbrechen, und sie, nach allen Richtungen zerstreut, mit dem Säbel in der Faust zu verfolgen. Er war sodann nach der Festung zurückgekehrt, die mit Leichen überfüllt war, deren Kanonen vernagelt waren, und wo man die Kriegsbeute auf einen Haufen geworfen hatte.

Inzwischen hatten die Kosacken des schwarzen Meeres aber die Oberhand gewonnen, und Mahud Bey, der retirieren mußte, war in Gefahr, umzingelt zu werden. Als Kaplan davon Kunde bekam, eilte er ihm mit der Hälfte seiner siegreichen Truppe zu Hülfe, während er es der andern Hälfte überließ, die Beute, und die wenigen Gefangenen, die man am Leben gelassen hatte, ins Gebirge zu führen.

Nun begann der Kampf mit erneuerter Wuth. Ihrerseits von den Tschetschenzen, die sich danach sehnten ihrem Siege die Krone aufzusetzen, und von den Adyes, die sich schämten, einen Augenblick gewichen zu seyn, angegriffen, machten die Kosacken des schwarzen Meeres Front nach allen Seiten, und leisteten, eine compacte Masse bildend, wie eine bewegliche Festung, einen verzweifelten Widerstand, so, daß sie einzeln fielen, aber weder durchbrochen wurden oder einen Zoll breit wichen.

Währenddem schwärmten die versprengten donischen Kosacken noch in der Ferne umher, wagten es aber nicht, wieder an diesem heroischen Kampfe Theil zu nehmen, als ob sie sich demselben nicht gewachsen gefühlt hätten.

Die tapfern Kosacken des schwarzen Meeres waren endlich bis auf zwanzig gefallen, und selbst diesen waren die Pferde erstochen und sie selber waren mit Wunden bedeckt; dennoch ergaben sie sich nicht, aber sie hatten nicht mehr die Kraft, eine Waffe zu gebrauchen, und wurden von den Circassiern, die sie am Leben ließen, von dem Wahlplatze fortgeführet.

So endigte dieser für den circassischen Aufstand glorreiche Tag. Die Festung Mesga genommen und ihre Werke zerstört, 120 Kanonen vernagelt, 6000 Mann russische Truppen bis auf einige wenige Kriegsgefangene getödtet, indem ein tapferes Regiment der Kosacken des schwarzen Meeres völlig vernichtet und ein Regiment donische Kosacken mehr als decimiert worden war, das war sein Resultat.

Nachdem die Circassier alles, was sie werthvolles in der Festung befunden, gesammelt hatten, waren sie wieder nach ihrem Dorfe Ardebill-Kiöl aufgebrochen, die Gefangenen, die Frauen, die Kriegspferde und einiges Hornvieh, das mit den erbeuteten Waffen und der sonstigen Beute beladen war, in ihrer Mitte mit sich heimführend. Bei den Hundert Flüssen angekommen, wurde unter der unparteiischen Controlle des Oberhaupts zur Theilung der Beute geschritten; darnach wurde den zwanzig Gefangenen, die von dem in der Ebene von Mesga aufgeriebenen Regimente übergeblieben waren, die Wahl gestellt: sich unter den Circassiern aufnehmen zu lassen, in welchem Falle sie einer völligen Freiheit genießen sollten, oder den Tod zu erleiden. Fünf von ihnen zogen den Tod der Apostasie vor, und die andern mußten erst ihre Heilung abwarten, ehe zu ihrer Investitur geschritten werden konnte. Die übrigen in der Festung gemachten Gefangenen wurden provisorisch ins Innere des Landes gesandt, um unter Kurzem an die Kurden oder sonstigen Muselmänner verkauft zu werden.

Als endlich Alles, was auf die Expedition von Mesga Bezug hatte, abgemacht war, blieb Schamyl Bey noch die Aufgabe, sein angerufenes Schiedsrichteramt auszuüben. Nachdem er die vornehmsten adyeischen und tschetschenzischen Chefs um sich her versammelt hatte, ließ er Mahud und Kaplan herbei rufen.

„Gott sey gelobt, Ruhm dem Propheten!" begann er seine Rede, nachdem er sich einige Augenblicke gesammelt hatte; „die Sünde haben von unserer Hand ihre verdiente Züchtigung bekommen; nun muß den Rechtgläubigen ihr Recht angethan werden. Kaplan hat Mahud gewaltsamer Weise die Tochter, sein Blut, seine Liebe geraubt: er muß sie mit seinem Blute oder mit seinem Schatze bezahlen. Mahud Bey, ich gebe Kaplan in Deine Hände:

Digitized by Google

laß Dein Schwerdt Dir Gerechtigkeit verſchaffen, oder laß Dein Herz Gnade walten. Du aber, Kaplan, ſage ohne Zögern, was Du geben willſt, um Dein Leben zu löſen."

Darauf nahm Kaplan das Wort, und ſagte: „Was geſchehen ſoll, das wird wohlgethan ſeyn. Ich habe Dich beleidigt, Mahud Bey, aber es iſt abſichtslos geſchehen. Ich gebe Dir meine beſten Pferde, meine beſten Waffen, und Alles das, was aus der heutigen glorreichen Beute nicht allein auf meinen, ſondern auf aller Tſchetſchenzen Antheil fällt."

Mahud Bey runzelte die Stirn, und machte ohne ein Wort zu ſagen eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe.

„Ich gebe Dir auch mein Streitroß und meinen Kampfesſäbel," ſagte Kaplan weiter.

— Ich ſchlage eins wie das andre aus, antwortete Mahud.

„Was begehreſt Du denn?" fragte Kaplan.

— Dein Haupt!

„Mein Leben ſteht in Deiner Hand," ſagte Kaplan, ohne daß ſich in ſeinem Geſichte oder in ſeiner Stimme irgend eine Aufregung bemerkbar machte; „doch höre, ich habe Dir noch eins, das Letzte anzubieten, dieſen Sack dort." Und nun ließ er durch einen ſeiner Naibs einen großen Sack herbeiholen und ihn dem Mahud zu Füßen legen. „Es ſollte dies," ſagte er dann, „ein Geſchenk für den Sultan ſeyn. Da nun Deine Tochter für denſelben beſtimmt geweſen iſt, ſo biete ich Dir dieſen Sack dafür zum Tauſch an. Willſt Du auch hierauf nicht eingehen, ſo nimm mein Haupt, weil Schamyl es ſo entſchieden hat."

Mahud Bey öffnete den Sack, und nachdem er deſſen Inhalt mit ruhigem und gefaßten Blick angeſchaut hatte, kehrte er ſich mit ſeinem ernſten Geſichte nach Kaplan und der Gruppe von Häuptlingen um, die ihn umgab, und ſagte: „ich bin mit dieſem Opfer zufrieden; Alles ſey vergeſſen!"

Da erhob ſich ein immenſer Beifallsjubel aus der Mitte der Tſchetſchenzen und der Adhes, die unbeweglich und reſpectvoll in einiger Entfernung aufgeſtellt ſtanden. Hierauf kamen aber Alle, die Chefs wie die Soldaten, heran, um auch ihrerſeits zu ſehen, was der geheimnißvolle Sack Kaplan's enthielte.

Es waren die abgeſchnittenen Ohren der unter ſeinen und ſeiner Leute Händen gefallenen feindlichen Krieger, und er hatte, nach dem Brauch der ehemaligen Khans der Krimm, dem Padiſcha der Rechtgläubigen ein Geſchenk damit machen wollen.

Ein Caffehaus zu Damascus.

(Aus „The Wanderer in Syria. By George William Curtis.")

Ueberall hört man in dem ſummenden Geräuſche der Springbrunnen Undinens leiſes muſikaliſches Lachen. Eben ſo macht ſich mitten in der Stadt der kühle Schatten der Cedern wie Geſang bemerkbar. Die glitzernden Waſſerſtrahlen auf den ſchweigſamen und ſonnigten Höfen verſetzen einen, als ob es Grüße jenes ſtrahlenden Geiſtes wären, in eine behagliche Stimmung, ehe man ſich noch den Grund davon anzugeben weiß. In den Bazaes und auf den größeren Straßen wird jenes Lachen gedämpft; wenn man ſich aber, eben außerhalb der Bazars, ſeitwärts wendet, und über die Thore hinaus geht, dann gelangt man zu den Ufern und der Abana des Pharpars, den Flüſſen von Damascus. In dieſem Waſſergebiete befinden ſich die Caffehäuſer, Etabliſſements, wie es keine ähnliche in den civiliſieten Städten giebt. Hart an den Ufern der Flüſſe belegen, ſind ſie durch dichtbelaubte Bäume vor der Gluth der Sonne geſchützt, und ohne irgend ein anderes Geräuſch, als dem des murmelnden Waſſers.

Zu dem ſchönſten Caffehauſe gelangt man durch ein großes Gemach, deſſen Wände in gewohnter Weiſe geſtreift ſind, und deſſen ganze Ausſtattung aus elenden Schemeln und einer Menge Pfeifen, Nargilehs und Schibucks, nebſt gläſernen Bechern für Scherbet und Caffe beſteht. Daſſelbe führet aber zu einem kühlen, grünen Verſteck, von einem klaren Gewäſſer durchſchnitten, über welches eine kleine Brücke geſchlagen iſt. Kein Caffehaus der übrigen Welt bietet eine ähnliche exquiſite Annehmlichkeit dar. Daſſelbe gewähet bei der Tageshitze Kühlung und Ruhe. Man nimmt ſeinen Platz auf der kleinen Brücke, und da ſieht man durch das dichte Laub um ſich her auf den Wänden einzelne Sonnenſtrahlen ſpielen. Die Sonne kann nicht ungehindert eindringen, aber ſie ſtrömt ihren Glanz über die Bäume aus, und dieſe vertheilen denſelben in flimmernden Tropfen von immenſem Glanze auf dem ſchwarzen, platten und harten Grunde. So hat man der Sonne Schönheit, ohne ihre Gluth: ein üppiger Genuß! Unter uns ſchießt, jauchzend vor Luſt, wie ein muntrer Knabe im Spiel, der flinke Fluß einher. Weit hinaus von blühenden Feigenbäumen, rankenden Reben und Mandelbäumen überragt, als ob dieſelben von ihm Kunde von den Wäldern des Libanons haben wollten, umkreiſet er unten in der Tiefe ein altes gründemoostes Gemäuer. Wir ſchlürfen da Roſen-Scherbet oder aromatiſchen Mecka-Caffe, inmitten von Geſtalten, deren Kleidung in allen Farben des Regenbogens ſpielt.

In Hinſicht auf den angeſtrebten Zweck ſind dieſe Caffehäuſer ein Triumph der Kunſt, obgleich ſo einfach und roh in der Anlage als nur möglich. Es iſt die äußerſte Ausbeutung natürlicher Vortheile zum höchſten Genuſſe. Die Gewäſſer ſind eben ſo wild, wie die Ströme, die ſich von den Bergen herniederergießen, und die Bäume befinden ſich in demſelben Naturzuſtande, wie ſie in den Wäldern wachſen; aber die Verbindung von Beiden entſpricht dem, wonach man ſich in einem heißen Klima am meiſten ſehnt: Kühlung und Ruhe. Man hat die Annehmlichkeiten des Landes der Stadt dienſtbar gemacht, ohne ſie zu verzärteln. So wie London ſich in ſeinen hehren Parken die Krone des ſtädtiſchen Genuſſes durch den unveränderten Anblick von Feldern und Gehölz gewahrt hat, und man in dem Regents-Parke unter dem Brüllen der friedlich weidenden Kühe, und dem Zwitſchern der Vögel in morgendlicher Stille erwachend, ein hundert Meilen von den Menſchen entfernt zu ſein glaubt, gerade ſo iſt es hier, nur noch mit der Zugabe der goldnen Atmoſphäre der Romanze und des natürlichen Pittoresken. Die Londoner Parks ſind ländliche Landſchaften, an ſtädtiſchen Wänden aufgehangen, die Caffehäuſer zu Damaskus aber ſind Gluth athmende Dichtungen; es beſteht zwiſchen ihnen ein Unterſchied, wie zwiſchen einem ſanftäugigen Milchmädchen und der dunkelfarbigen Herrlichkeit einer Zenobia.

Digitized by Google

Blumen. Romanzen, Lieder und Sprüche von Johann Nep. Vogl. Wien 1852. Pfautsch & Voß. 118 Seiten. 12.

Durch dieſe anſpruchsloſe, liebliche Gabe wird der Dichter, dem wir ſchon manche andere in ſeinem Vaterlande und außerhalb deſſelben mit Beifall aufgenommene, auch Ferd. Raimunds „ſämmtliche Werke“ verdanken, gewiß viele Freunde der Blumen und der Dichtkunſt recht ſehr erfreuen! Er hat ſie dem pegneſiſchen Blumenorden in Nürnberg, deren Mitglied er iſt, in doppelter Beziehung paſſend gewidmet.

O laß mich nur bei Blumen ſein,
Bei Roſen und bei Nelken,
Im Morgen- und im Abendſchein,
Bevor, bevor ſie welken.

Iſt mir doch nie ſo froh zu Sinn
Als wenn ich Blumen ſehe,
Ich fühl' es, daß ich beſſer bin
In ihrer holden Nähe.

Mit dieſen Worten beginnt die Sammlung, die aus 59 Gedichten beſteht. Sie beziehen ſich zum Theil auf einige heimiſche Blumen, theils iſt der Stoff aus dem Blumen- und Menſchenleben genommen. Mit vielem Geſchick iſt Einförmigkeit vermieden und eine erquickende Gemüthlichkeit herrſcht in den Liedern. Den Schluß (S. 111—116) bilden „Blumenſprüche“ z. B.

Es ſtehen bei Blumen ganz arm und ſchlicht,
Auch and're mit Kronen und Sternen,
Und neidet doch eine die and're nicht,
Da könnten die Menſchen lernen!

Eins überlebt ſogar ſchon hier die Zeit,
Das iſt die Himmelsblume: Weiblichkeit.

Auch ein ergötzliches und ſinniges „Märchen von dem Blümlein, das gern fliegen gewollt“ ſchenkt uns der Verfaſſer. Eins der ſchönſten Gedichte iſt:

Verſtändniß.

Wüßt die Blumen du verſtehen
Mußt du ſeines Herzens ſein,
Denn die Blumengeiſter ſehen
Tief in jede Bruſt hinein.

Kannſt du nicht zum Kinde werden,
Und wie dies die Blume ſchau'n,
Wird wohl nie für dir auf Erden
Ihr Geheimniß unverſtanu'n.

Wüßt du dann dafür dich rächen,
Weil zu dir ſie niemals ſpricht,
Kannſt du wohl die Blume brechen,
Doch verſteh'n wirſt du ſie nicht.

Wir entnehmen dem Büchlein noch ferner:

Enttäuſchung.

Es ſtanden einſt im Garten
Die Roſen lenzgeſchmückt,
Und konnten's kaum erwarten,
Daß ſie ihr Eigner pflückt.

„Gewiß“, ſo ſpricht die Eine,
„Uns wird ein ſchönes Loos,
Die wie, zum Schmuck dem Haine,
Entblüht im kruſchen Moos.“

„Ein weibgewandter Engel
Wohl baldig kommt herbei,
Zu brechen mich vom Stengel,
Daß ich Genoß ihm ſei.“

„Ich werde,“ ſpricht die Zweite,
„Dem Strauche wohl genaht,
Daß ich beim Brautgeleite
Umduft' ein ſchönes Haupt.“

Die Dritte: „Eurer Reihe
Entſchwind' ich wohl allhier,
Bei eines Prieſters Weihe
Zu dienen ihm als Zier.“

„Zum Schmuck der Feſtpokale,“
So ſtimmt die Vierte ein,
„Beim frohen Jubelmahle,
Werd' ich gepflückt wohl ſein.“

Und ſieh, der Herr des Gartens,
Er beugt ſie alleſammt,
Wie waren, frei des Wartens,
Die Roſen luſtentflammt.

Doch ach, da warf zum Hohne,
Enttäuſchend all' im Nu,
Sie einer Hiſtrione
Der Käufer Abends zu.

Zum Schluſſe das Schlußlied:

Letzte Treue.

Wenn ein Theures uns geſtorben
Schmückt man gern ſein enges Haus
Noch mit Rosmarin und Roſen
Und mit andern Blumen aus.

D'rum wenn auch von mir, ihr Lieben,
Einſtens nur die Hülle blieb,
Schmückt auch mir mein Haus mit Blumen,
Hab' die Blumen ja ſo lieb.

Digitized by Google

Doch wenn just der Winter hätte
Allen Schmuck geraubt dem Hain,
Legt statt ihrer meine Lieder
Mir auch in den Sarg hinein.

Sind auch minder reich als Blumen
Sie an Duft und Farbenglath,
Denkt, bei seinen Kindern schlummert
Wohl ein Vater doppelt gut.

Wir scheiden von dem Dichter und seinen Blumen mit dem herzlichen Wunsche, daß seine Bitte noch lange unerfüllt bleiben, und er in frischer Lebensfülle noch manchen Frühling und seine Kinder begrüßen, ihn und sie besingen möge!

Den Verlegern sind wir es schuldig noch hervorzuheben, daß sie die „Blumen“ uns in geschmackvoller Hülle dargeboten. Nicht allein Druck und Papier sind vortrefflich, sondern auch der farbige Umschlag (aus dem lith. Instit. v. Arnz & Comp. in Düsseldorf) gewährt einen angenehmen Anblick. Hoffmann.

Thomas von Kempen.

In neuerer Zeit sind manche Schriften an die Oeffentlichkeit getreten, welche die Absicht ihres Verfassers bei der Herausgabe freilich schon durch den Titel bekunden, indem man sie: Erbauungsbücher genannt hat, — die aber dennoch nichts weniger sind, als das, wofür sie ausgegeben werden. Es muß daher den Freunden wahren Christenthums um so erwünschter sein, in einem Buche, das sich nicht als solche Erbauungsschrift ankündigt, in dem sie, dem Titel nach zu urtheilen, nur eine wissenschaftliche Abhandlung erwarten, doch so reichliche Nahrung für ein gläubiges Herz zu finden. Es ist dies eine Schrift von Bernhard Bähring, unter dem Titel:

Thomas von Kempen, der Prediger der Nachfolge Christi. Nach seinem äußern und inneren Leben dargestellt. (Berlin. Verlag von Hermann Schultze. 1849. XII und 392 Seiten 8. *)

Der Verfasser giebt in der herrlichen Vorrede zu seiner Schrift die Gründe an, die ihn bestimmten, dieselbe auszuarbeiten. Außerdem, daß er das wahre Christenthum unter den Stürmen und Wirren der Zeit, bei denen der Mensch so leicht sich wegwendet vom Unwandelbaren, und voll Sorge und Angst zu sehr klebt am Vergänglichen, auch in weiteren Kreisen, so viel er vermag, zu stützen und in Anregung zu bringen sucht; so hat er besonders, von Dankbarkeit gegen den gottseligen Mann erfüllt, da er aus seinen Schriften so Vieles und so Kostbares geschöpft, nur einen Akt der Pietät vollziehen wollen, indem er in diesem Buche dem edlen Mönche ein Denkmal der Anerkennung setzte. Daß ein Buch, aus solcher Gesinnung hervorgegangen und mit solcher Liebe gearbeitet, sich als ein seinem Zwecke entsprechendes und werthvolles wirklich erweist, möchte wohl Keiner bezweifeln, auch wenn er es nicht gelesen.

Der Verfasser hat den Stoff, dessen Ausführung wissenschaftlichen und historischen Werth auf jeden Fall haben mußte, in einer Weise behandelt, die als eigenthümlich zwar, aber gewiß auch als geist- und gemüthreich bezeichnet werden darf. In dem Buche soll das Leben und Wirken des Thomas dargestellt und dadurch der leider so mannigfach vergessene Mann den Augen der Christen wieder vorgeführt werden. Man würde jedoch irren, wenn man allein eine Darstellung der Lebensschicksale und eine Uebersicht seines Wirkens für den Gegenstand des Buches halten wollte. Eine solche Darstellung giebt uns der Verfasser nur in der ersten Hälfte seiner Schrift. Den andern Theil bilden theils eine zweckmäßig geordnete Anthologie aus Thomas' Werken, die uns ein recht vollständiges Lebensbild von dem Manne erkennen läßt; theils des Verfassers eigene Ideen und Urtheile in Bezug auf ihn selbst, seine Werke, seine Geistesrichtung im Allgemeinen, seine Ansichten über das Wort Gottes, über Christum, über die Liebe, und besonders auf seinen reformatorischen Charakter. Als Einleitung in das ganze Werk dient eine nicht sehr ausführliche, aber wahre und treffliche Abhandlung über die Bedeutung der mittelalterlichen Mystik, deren Vertreter neben einigen Andern ja auch Thomas v. Kempen gewesen ist. Diese Einleitung ist jedenfalls an ihrem Orte und erfüllt ihren Zweck, den Leser auf den rechten Standpunkt zu versetzen und ihm eine übersichtliche Kenntniß der Sitten, Ansichten und Gebräuche jener Zeit zu verschaffen, um so mehr, da nur das Hauptsächlichste in sie berühret, dieses aber klar, einfach und kurz vorgeführet wird. Um aber auch über die geistige Mutter und Pflegerin des Thomas v. Kempen, der dieser so viel verdankte, den Leser nicht ungewiß zu lassen, folgt auf diese Einleitung eine Beschreibung der Anstalt, in welcher er gebildet ward, und eine Charakteristik der Männer, welche dieselbe in Gemeinschaft gegründet und auch ihn noch einige Jahre, bis zu seinem Eintritte in's Kloster, unterrichteten. Nach einer solchen Schilderung der Zeit und Umgebung, in der Thomas lebte, giebt der Verfasser in ansprechender Weise recht ausführlich und genau die eigentliche Lebensbeschreibung desselben. Das ganze Leben des Mannes ist sehr einfach und ohne erschütternde und gewichtige Erlebnisse; aber dennoch wird die ebenso einfache Darstellung desselben nicht verfehlen, tiefen Eindruck auf den Leser zu machen.

Das ganze Werk ist, wie es in der Absicht des Verfassers lag und wie er selbst in der Vorrede bemerkt, nicht wissenschaftlich und gelehrt gearbeitet, sondern trägt mehr einen populär erbaulichen Charakter. Diese Art des Stils und der Anordnung ist gewiß mit Glück vom Verfasser gewählt, da Thomas v. Kempen selbst nie ein Gelehrter sein wollte, sondern stets darauf sah, populär erbaulich zu predigen und zu schreiben. Ein Buch also, das ihn in seinem Leben und Wirken auch dem minder Gebildeten in Wahrheit vorführen soll, trägt gewiß nicht mit Unrecht diesen erbaulichen Charakter ebenfalls vorherrschend an sich.

Wer überhaupt erkennt, wie viel Segen wohl Thomas von Kempen schon durch seine Werke gestiftet hat und noch stiften kann, da wohl ihre Form, aber nie ihr Inhalt veraltet, und ganz besonders durch seine Schrift über die Nachfolge Christi, die allein schon seinen Namen unsterblich gemacht hätte; der wird die Verbreitung seiner

*) Die Besprechung dieses von dem Refer. ganz nach Verdienst gewürdigten, bereits vor einigen Jahren erschienenen Buches, erfolgt zwar etwas spät, wird aber auch jetzt noch gewiß nicht ohne Theilnahme gelesen werden. H.

Digitized by Google

Schriften unter das Volk für höchst nothwendig und erfolgreich erachten. Diese Mühe aber ist Jeder jetzt überhoben, da in diesem, Referenten vorliegenden, Buche die schönste Auswahl aus Thomas' sämmtlichen Werken zusammengestellt ist und also Keiner der dieses Buch besitzt, eine eigene Ausgabe von dessen Schriften nöthehet. Ja sogar möchte diese Auswahl für Viele noch zweckmäßiger sein, als eine vollständige Ausgabe, da in einer solchen doch Manches enthalten sein mag, was von dem Standpunkte der jetzigen Zeit und nicht gerade gelehrter und gebildeter Leute aus anstößig erscheinen, und Anderes wiederum falsch verstanden und aufgefaßt werden könnte. Dem Verfasser ist also der beste Dank zu zollen für diese von ihm so passend getroffene Auswahl, die er mit fortlaufenden Erläuterungen zum Verständniß und auch in Bezug auf das Leben Thomas v. Kempen begleitet hat. Derselbe hat sein Buch den Freunden des Reiches Gottes, den Dienern Jesu Christi, den Trägern seines Kreuzes, den Pflegern und Pflanzern wahren Christenthums jeder Kirche und Konfession als Morgengabe einer gnadenreichen Zukunft in Liebe und Hoffnung gewidmet; — diesen Allen sei es denn auch hierdurch auf das herzlichste empfohlen.

F...

A. Asher u. Comp. in Berlin und London neuester antiquarischer Bücher-Katalog. (Catalogue de livres anciens et modernes offerts aux bibliophiles aux peix indiqués.)

Auf 345 Seiten gr. 8. erhalten wir hier das Verzeichniß von 9949 älteren und neueren Werken, also einer bedeutend größeren Anzahl von Bänden, aus allen Wissenschaftszweigen. Voran gehen: Livres à gravures. Ouvrages de luxe. Éditions illustrées. — Xylographie: Livres à gravures sur bois des 15. et 16. siècles. — Incunables: Livres imprimés avant l'année 1501. — Manuscrits. — Diverses Collections (Nr. 1—438 a.). — Am reichhaltigsten ausgestattet sind die Klassen: Schöne Wissenschaften und Linguistik, und Geschichte, Biographie, Geographie und Reisebeschreibungen; sie füllen die Seiten 106—314. Aber auch alle übrigen bieten einen bedeutenden Vorrath schätzenswerther und seltener Bücher. — Die erwähnten, den einzelnen Abtheilungen vorangesetzten Kupfer-, xylographischen und illustrirten Werke, so wie die alten Drucke und einige der Manuscripte verdienen die besondere Aufmerksamkeit der Sammler. Sie finden hier z. B. Divers works of early masters in christian decoration 2 Vol. Lond. 1846, F.; Original dessins of the most celebrated masters of the bolognese, roman, florentine and venetian schools. Lond. 1812, F.; eine Sammlung von 323 kleinen, im 16. Jahrh. in verschiedenen Städten Deutschlands gedruckten Schriften mit Holzschnitten und Holzschnitt-Einfassungen; Theuerdank, 1519; zwei sehr seltene Ausgaben des Directorium hum. vite; Guil. Caoursin, Stabilimenta militum Rhodiorum. Ulmae, J. Reger de Kemnat, 1496, m. 20 Holzschn., F.; die erste Ausgabe des Werkes De imitatione Christi (Aug. Vind. circa 1471) p. Ginth. Zainer ex Reutlingen, F.; Psalterium gr. et lat. ex rec. Joannis (Crastoni) placentini. Mediolani 1481, F.

Aus einigen der Wissenschaftsklassen wollen wir nur anführen: zwei niedersächsische wittenberger Bibeln von 1538 und 1574, eine magdeburger von 1578 und die in Barth (Hans Wittre) 1588 gedruckte; Baber's Vet. testam. graecum. 2 Vol. in 6 part. Lond. 1816, Gr. F.; Waldstein's und Kitaibl's Plantae rariores Hungariae; ein schönes Exemplar von Marx Fugger's Gestütbuch (— über Pferdezucht sind eine Menge von Schriften vorhanden —); die liturgischen Werke von Mart. Gerbert; Paolucci's Arte pratica di contrappunto; Zarlino's Werke, Venet. 1589, F.; (Gengenbach) Der alt und new Bruder Rolhard; J. Pauli's Schimpff und Ernst. Bern 1546; Histori vom Ritter Pontus und der schönen Sydonia, Straßb. 1539; Dictionarium scoto-celticum; Celestina, Plantin'sche Ausg. v. 1599; Ortuñez de Calahorra Espejo de principes y cavalleros, parte 1—4. 1583, 1586, 1623; Romancero general. Medina del Campo 1602; Primavera y flor de los mejores romances y satiras. Valenc. 1628; vollständiges Exempl. von Roquefort's Glossaire de la langue romane; L. Alamanni's Gyrone il Cortese. Parigi, Calderio, 1548. 4; Parnasso italiano, 56 vol., Venez. 1784—91; R. Immanuel fil. Salomonis Liber Mechabberoth, seu poeticarum compositionum (hebr.) Brixiae, Gerson, 1491, 4.; Medhurst's chinese and engl. dictionary; Wilson's Dictionary in Sanskrit and English; Monumenta Germaniae historica, 6 Bände; sehr seltene Ausgaben von Florian de Ocampo's Cronica general de España; Collection de documents inédits sur l'histoire de France; Les chastelains de Lille, &c. p. Floris Van der Haer. Lille 1611; viele, auch kleinere, nicht häufig vorkommende Schriften, die ungarische, böhmische, polnische und russische Geschichte betreffend, werthvolle und seltene Werke zur Geographie und Geschichte Amerika's und Asien's; ein sehr schönes, nicht beschnittenes Exemplar von Panzer's Annal. typogr.

Angehängt ist List of books in the Oriental Languages, offered at te prices affixed by Asher & Co.

Hoffmann.

Miscellen.

Die Londoner Gesellschaft der Künste hat bei der englischen Regierung den Antrag gestellt, die Abgabe von fremden Büchern sollen zu lassen, da dieselbe dem Staate wenig einbringt, während sie den Verkehr in dieser Handelsbranche fast gänzlich hemmt. In dem desfallsigen Memorial wird überdem nachgewiesen, daß sich die Staatseinnahme von der Einfuhr fremder Bücher mit jedem Jahr vermindert hat, und von 1846, wo sie ihren höchsten Standpunkt, 10,402 £, gehabt, bis 1850 auf 7751 £ heruntergegangen ist.

Einem parlamentarischen Documente zufolge wurden die verschiedenen Schulen und andere Erziehungsanstalten, welche auf öffentliche Kosten in den verschiedenen Präsidentschaften von Ostindien unterhalten werden, im Jahre 1850 von 23,163 einheimischen Lernbegierigen besucht.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 61. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 52. **Mittwoch, den 30. Juni.** **1852.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Blume Poesie. Von H. Zeise..... Seite 405
Katmandu, die Hauptstadt von Nepaul..... „ 405
Literatur:
Exposition des beaux-arts. 1851. Promenade au Salon, par le baron Frédéric de Reiffenberg, fils..... „ 406
Miscellen..... „ 408

Die Blume Poesie.

So wie beim Vogel Licht und Luft,
Und warmer Sonnenschein,
Und säuselnd Laub und Blumenduft
Weckt Lenzesmelodein,
So weckt bei mir des Frühlings Pracht,
Ich selber weiß nicht wie,
Im jungen Herzen leis und sacht
Die Blume: „Poesie!“

Sie, die in rauher Winterzeit
Den zarten Kelch verschließt,
Sie öffnet ihre Knospen weit,
Wenn's ringsum blüht und sprießt.
Dann senkt des Frühlings warme Luft
Sich mild auf sie herab,
Sie hebt, umringt von Glanz und Duft,
Den reichen Zauberstab.

Und voller prangt der Rasenstrauch
Im hellen Sonnenschein,
Der lauen Weste mildre Hauch
Durchsäuselt Wald und Hain.
Und wie aus bangem Traum erwacht
Nahl Dir, du weißt nicht wie,
In Lenzesduft und Frühlingspracht
Die Göttin „Poesie!“

H. Zeise.

Katmandu, die Hauptstadt von Nepaul

(Aus „A Journey to Katmandu, with the Camp of Jung Bahadur, &c. By Laurence Oliphant.“)

Ein massives Thor führt in die mit einer Mauer umgebene Stadt. Lange, schmale Straßen, gut gepflastert, breiten sich nach allen Richtungen aus; die Häuser sind minder hoch als die zu Banares und Cairo, die Straßen jedoch breiter, und einige von ihnen würden selbst einem Fuhrwerk Raum gewähren. Sie werden sämmtlich gut trocken und verhältnißmäßig sauber gehalten, und zeichnen sich in diesem Stücke sehr vortheilhaft vor denen aller andern orientalischen Städte aus, die ich gesehen habe. Sie waren mit Fußgängern in scheinender und bunter Tracht angefüllt, die eilenden Schrittes ihrem Berufe nachgingen, oder hie und da in einem Laden einkehrten, um Einkäufe zu machen. Diese Laden befinden sich zu ebener Erde, sind der Straße zu ganz offen, und ihr Inhaber sitzt mitten darin, unter seinen Waaren. Im ersten Stock wird wohl seine Familie wohnen, ich kann das jedoch nicht behaupten, indem ich in einem der gewöhnlichen Häuser nie Zutritt habe erlangen können. Die äußere Fronte der Häuser ist in der Regel mit vielem Schnitzwerk verziert, und jedes der kleinen Fenster hat eine dergleichen Einfassung von zwei bis drei Fuß Breite.

Das große Viereck, in welchem der Durbar oder königliche Palast belegen ist, enthält an und für sich fast Alles, wodurch sich eine nepauliesische Stadt auszeichnet. Da es uns plötzlich zu Gesicht kam, als wir um die Ecke der langen Straße bogen, die vom Thore aus dahin führt, so wurden wir durch

Digitized by Google

seinen Anblick in hohem Grade überrascht. Dies Viereck oder dieser Hof ist gut gepflastert, und enthält die, gänzlich aus Holz gebaute, chinesische Pagode, welche, wie man sagt, der Stadt den Namen gegeben hat. Die drei oder vier glitzernden Dächer dieser Pagode, die sich eins über das andere erheben, werden von grotesken Götzenbildern und Figuren jeglicher Größe und Farbe getragen. Das Ganze bildet eine Masse von Grün und Hochroth, mit Gold untermischt, und hat einen Wächter, der dem entsprechend ausstaffirt ist. Derselbe wandelte, angethan mit einem weiten Gewande von schimmernder Farbe, das ihm bis auf die Knöchlein herab reichte, oben auf einer langen Treppenflucht auf und ab. Ein Paar, aus grauem Sandstein gut ausgehauene, Löwen bewachten die unteren Stufen gerade so gut, wie jener die oberen. In dem großen Viereck zu Katmandu giebt es mindestens vier in derselben Weise angemalte und bewachte Pagoden. Das Wachthaus war reichlich mit Waffen, aber nach antiker Anfertigung, versehen.

Das Durbar, die Residenz des Rajah, ist ein weitläuftiges, ziemlich prunkendes Gebäude, fast in europäischem Styl. Dicht daneben sahen wir, auf einem viereckigten Stein, ein riesiges mißgestaltetes Götzenbild der Siva in sitzender Stellung, die gar eifrig mit ihren vierzehn Armen über einen Trupp ketzerischer Bhutyas zu gesticuliren schien, die da in Frieden ihre Schaafe, unstreitig die saubersten und am respectabelsten aussehenden Geschöpfe der ganzen Gruppe, verdeitirten. Jenseits dieses Götzenbildes stießen hohe und düstre Häuser, deren loses Bindewerk sich knarrend bemerkbar machte, oben über den engen Straßen fast zusammen, und die Bewohner dieser spinnwebenen Baulichkeiten unterhielten sich aus den kleinen Fenstern ihrer Balcons über uns Fremde in einem Tone, der wenig lieblicher klang. Auf einem alten Hofe, etwas weiter hinauf, zeigte sich ein unbehülfliches Rhinozeros, das gemüthlich ein Bündel Gras anstierte, an welchem es eben seinen Hunger gestillt hatte, in der glücklichen Unwissenheit, daß sein Leben von dem Leben des Rajahs abhängig ist; denn es ist in Nepaul Sitte, daß wenn irgend ein großes Vieh stirbt, ihm ein anderes das Geleite geben muß, daher denn bei dem Tode eines Rajah sofort ein Rhinozeros, getödtet wird, um ihm zur Gesellschaft zu dienen. Da besagtes Thier seinen Standpunkt fast unter den Fenstern des Palastes hatte, so sahen wir in ihm zugleich eine passende Moral und einen characteristischen Hintergrund des uns neuen und interessanten Bildes.

Exposition des beaux-arts. 1851. **Promenade au Salon**, par le baron Frédéric de Reiffenberg, fils, membre de la société de gens de lettres belges. Bruxelles, imprimerie de N.-J. Slingeneyer jeune, rue de Cirque, 2. 1851. 60 Seiten. 12.

Herr Baron v. Reiffenberg genügte durch die Zusammenstellung der von ihm in einer Zeitschrift einzeln veröffentlichten Betrachtungen über die Kunstwerke der letzten brüsseler Ausstellung zu einem Ganzen, der Aufforderung einiger Freunde und giebt nun so auch weiteren Kreisen Gelegenheit sie kennen zu lernen. Er gesteht, daß er früher über die Malerei nicht geschrieben, glaubt jedoch, daß eine natürliche Empfänglichkeit für das Wahre und Schöne, die ihn bei seinen Beurtheilungen geleitet, nicht der schlechteste Führer sei. Beabsichtigt wurde zugleich der Wahrheit inmitten vielfältiger Irrthümer und sich widerstreitender Meinungen zu ihrem Rechte, und namentlich Künstlern, denen Eifersucht und Neid, das ihnen gebührende Lob und die schuldige Aufmunterung versagten, zu ihrem Antheile an denselben zu verhelfen.

Nicht alle Gemälde der Kunstausstellung, sondern nur eine Anzahl derselben sind in kurzen Abschnitten und einem Anhange beurtheilt. In der Einleitung spricht der Verf. sich über den Charakter seiner Kritiken aus: Dem Fetisch System werde er keine Opfer bringen, für ihn sei nur eine Theorie des Schönen vorhanden, die des unsterblichen Satirikers des großen Jahrhunderts („Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable"); zum Gesetzgeber in der Kunst halte er sich nicht befähigt; er wolle freimüthig den Eindruck, den ein Gemälde auf ihn gemacht, schildern, und bevor er den Künstlern sage, was sie leisten müßten, werde er von Dem Kenntniß nehmen, was sie geleistet. Dann folgen Klagen über den Mangel großer historischer Gemälde unter den beinahe 1500 Nummern, aus welchen die brüsseler Ausstellung bestand; den Grund der fast gänzlichen Abwesenheit solcher Leistungen, die im 17. Jahrhundert den Ruhm der flämischen Schule begründeten, sucht der Verf. darin, daß Käufer fehlen; unsere Zeit sei zu prosaisch und materiell, um an Kunstwerke zu denken, Gleichheit die Losung, und große Herren, die ihre Paläste, bürgerliche Corporationen, die ihre geräumigen Versammlungshallen mit malerischen Darstellungen historischer Gegenstände schmückten, würden vergeblich gesucht. Dies Alles ist natürlich in nächster Beziehung auf Belgien gesagt. „Das Schicksal der Geschichtsmalerei", heißt es zum Schlusse, „ist der Regierung anheim gestellt: von ihr hängt es ab den Kindern des Gedankens zu Hülfe zu kommen, von ihr, die schwankende und sinkende Kunst zu beleben und dem artistischen und literarischen Belgien den großartigen und angemessenen Schutz zuzuwenden, welcher ihm seinen Glanz bewahrt."

Im 3.—9. Abschnitte: „Die christlichen Künstler", erklärt sich der Verf. sehr entschieden gegen die „absurde plaisanterie", welche man in Frankreich „l'art chrétien" nenne; die Rubens, die Murillo, die Coreggio, die Zurbaran, hätten in diesem Genre dem Glauben und den Sitten ihrer Zeit entsprechend gewirkt; „was", fragt er, „gelten uns gegenwärtig diese Ecce Homo, diese Kreuzesabnahmen, diese Magdalenen und heiligen Familien, die uns die Herren Riesener, Cibot, Verlat und Berti hinpinseln?" Ueber den zuletzt Genannten „Magdalena" wird das strenge Urtheil gefällt: „c'est tout bonnement une fille de joie, qui en sèchant devient prude, ainsi que le dit irréverencieusement l'auteur de Ruy-Blas, et qui nous a paru, comme à une critique de nos amis, parfaitement passible des peines établies par l'article 330 du code pénal." Man solle jedoch, bemerkt der Verf., nicht glauben, daß er den jungen frommen Künstlern den heidnischen Materialismus zu predigen gedenke; vor einem solchen Gedanken möge ihn Gott bewahren; er kenne die Gefahr vollkommen, welche mit der Berührung dieses Gegenstandes verknüpft sei; die Religionsgeschichte und die Bibel böten würdige Stoffe und erhabene Episoden genug dar, die geeignet, den Künstler zu begeistern, nur sei Vieles in dem heiligen Buche noch unerkannt geblieben und erwarte seinen Columbus. — Sehr gelobt wird „Christus' Berg-

Digitized by Google

perdigt" von Eug. Van Maldeghem; er sei ein gewissenhafter Künstler, der für die Nachwelt arbeite und blos großartige, edle Gegenstände für seine Darstellungen wähle.

„Die belgischen Maler" sind die Abschnitte 10—42 überschrieben. Können wir den Verf. nun hier auch nicht auf seiner Wanderung überall begleiten und sein Urtheil vollständig wiedergeben, so wollen wir doch wenigstens mit ihm bei einem Gemälde, und zwar sofort bei dem zuerst beurtheilten, Wallait's „Letzte den Grafen von Egmont und von Hoorn bewiesene Ehrenbezeugungen" verweilen und, zugleich als Probe der Diction, einen Theil des 10. Abschnittes in der Originalsprache geben:

„L'œuvre la plus importante de M. Gallait qui figure cette année au salon, est une page de ce drame lugubre que le duc d'Albe a écrite en sanglants caractères dans notre histoire nationale. Le fait est terrible et l'artiste n'en a pas dissimulé l'horreur.

Les comtes d'Egmond et de Horn, victimes de leur amour pour la liberté, sont étendus sur une civière. Ce sont des cadavres sur lesquels se répand un sentiment élevé. Les deux têtes ont été rapprochées de ces corps inanimés que la mort a frappés d'une majesté soudaine, mais on voit qu'elles n'y sont pas adhérentes. On trouve dans cette œuvre remarquable une ordonnance de composition d'un style sévère et touchée avec une puissance et une vigueur d'exécution digne des plus grands maîtres. La physionomie des deux Espagnols, spectateurs impassibles de cette scène émouvante, est admirablement rendue et forme un saisissant contraste avec celle des Arbalétriers qui honorent leurs chefs en versant sur le tombeau de leur liberté les premières larmes de l'esclavage.

Richesse de coloris et contraste des carnations, oppositions de couleur, tout ce qui, en un mot, constitue une belle et puissante peinture, se trouve réuni dans ce tableau qu'on ne serait pas surpris de voir signé Paul Véronèse.— S'il nous était permis de faire une observation à M. Gallait, nous lui reprocherions le groupe des Arbalétriers où il y a quelques têtes mises dans la demie teinte et où on regrette un peu l'absence de la circulation de l'air. Il eût peut-être bien fait aussi d'être moins prodigue de ses tons rouges et d'éteindre un peu le brillant des draperies. En résumé et malgré ces quelques taches, M. Gallait nous a revélé, dans son œuvre, un des talents les plus complets que nous ayons jamais possédés." —

Ausführlich und günstig ist im 11. Abschnitte F. Wilbrandt's „Menschenopfer der Druiden" besprochen. „*Audaces fortuna juvat* se sera dit M. Willbrandt et il se sera mis à l'œuvre. Nous ne le blâmons pas de sa hardiesse, surtout en ce moment, où tous les efforts tendent à opérer une réaction dans la façon de considérer l'art dans notre pays. C'est déjà un mérite que de choisir un sujet où la pensée a la plus large part."

In den übrigen Abschnitten ist den Gemälden folgender belgischer Maler die Aufmerksamkeit des Verf. geschenkt: Starck, de Keyser, Van Eycken, Van Severdonck, Van Moer, Roberti, Leonard Vandenkerckhoven, Leys, E. Verboeckhoven, Verboeckhoven Sohn, De Braeckeleer, Ch. Wauters, Dyckmans, Joseph Stevens, Alfred Stevens, Willems (seine „Gemäldevauction im Jahre 1656" wird als eins der besten Gemälde der Ausstellung hervorgehoben), Madou (hat einen eigenthümlichen Stoff: „Ein Polizeiverhör aus früherer Zeit", dessen Composition gelobt wird, gewählt), Ceemak, Ch. T'Schaggeny, Constant Claes (zur Antwerpener Schule gehörig; von seinem „Kleinen Polteon" und seinem „Raucher" wird gerühmt, daß sie frei von den wesentlichsten Fehlern derselben und treffliche Genrebilder seien), de Block (von allen belgischen Malern derjenige, von welchem künftig das Vorzüglichste zu erwarten; es wird beklagt, daß seiner schönen Kunstleistung „Die ruhenden Schnitterinnen" — und diese Klage auch bei manchen anderen Gemälden laut — ein so höchst ungünstiger Platz angewiesen; zu bewundern wäre Dies freilich nicht, da de Block zu gefährlich für seine Nebenbuhler sei); die beiden Damen Calamatta und O'Connel; Woutermaertens, Guffens, Edmund T'Schaggeny (sein „Giotto" wird den vorzüglichsten Gemälden beigezählt), Poetaels, Fourmois, Roelofs, Kindermans, Kuhnen.

Die Abschnitte 43—58 (59) sind den französischen Malern Courbet, Coignet, Lefebvre, Comte, Chavet, Coulon, Lépaulte, Breton, Laemlein, Luminais, Baurlaud, Decaisne, Messonnier, Braune, Damman, Diaz, Plassan, Queeq, Vinchon, Robert Fleury, Landelle Joyant, Perignon, Gudin, Isabey und Descamps (un artiste de talent qui décline), so wie den Damen Rosa Bonheur, Achard, Anastasi, Bodmer, Tony Johannot, Roqueplan, Cabat, Lapito, Flandrin und Hérault gewidmet. — Unter Anerkennung der guten Eigenschaften der neuen französischen Schule, entwirft der Verf. kein sehr anziehendes Bild derselben, „die das kühne Wagstück unternommen, im Vaterlande der Rubens und Van Dyck die Kunst neu zu gestalten." Eine Vergleichung des Dichters Victor Hugo und des Malers Courbet und die Kritik eines seiner Gemälde (son tableau n'est que la copie d'un coin de terre, et le portrait de lourds et stupides paysans, &c.) schließt mit folgenden Worten: „On nous accuse tous les jours d'être les contrefacteurs impuissants de nos voisins: espérons du moins que la manière rustique de M. Courbet ne sera pas contrefaite chez nous." Dagegen wird Coignet's Arbeit „Tintoreto, der das Bild seiner gestorbenen Tochter malt" nach Verdienst gewürdigt: Ruhe und Harmonie charakterisirten die Composition, die ein bemerkenswerthes Verständniß des Helldunkels bekunde. An Breton's Schrecken und Mitleid in hohem Grade erregendem Bilde: „Die Hunger" werden die vorzügliche Composition und Ausführung gelobt; das Colorit und die Vernachlässigung der Details gerügt; das Gemälde sei unvollendet. — Die französischen Künstlerinnen haben die Ausstellung sehr freigebig bedacht; Mad. Achard z. B. hat 4, Mad. Anastasi 9 Bilder eingesandt; der Preis wird dem „Inneren eines Waldes" von Mad. Bodmer zugesprochen.

Die „deutschen Maler" nehmen in Hrn. v. Reiffenberg's Schrift nur einen kleinen Raum ein (Abschnitt 59 [60] — 61 [62]). Hasenclever's „Jobs' Examen" und „Jobs' Schulmeister", und Hübner's „Brautleute vor dem Prediger" und „Die Wohlthätigkeit" sind näher beurtheilt; der Leistungen der Künstler Becker, Zimmermann, Leu, Achenbach, Kalkreuth, Stange, Brademann, Tiedemand und Gude wird kurz aber anerkennend gedacht. Das Resultat lautet: „L'école allemande a paru avec honneur à l'exposition. Elle n'a pas produit de coloristes, ses dessi-

Digitized by Google

nateurs sont aussi secs qu'ils sont sévères, mais elle nous a fait admirer des penseurs et des philosophes."

Aus den Abschnitten 62 (63) — 64 (65) lernen wir eine Reihe belgischer Bildhauer, die ihre Arbeiten ausgestellt, kennen: Jacquet, der Aelt. und Jüng. (Brüder), Meuldermans, Vandekeerkowe, De Cuyper, Feison, Dutrieux, De Bock, Honoré, Van Oemberg, Tuerlinckx, Jehotte, Geefs und Vanderven. In der großen Londoner Weltausstellung, sagt der Verf., hätten, was die Kunstwerke des Meißels betraf, nur Oesterreich und Preußen mit Belgien gewetteifert. Dies spreche für die Ueberlegenheit seiner Künstler und dennoch tappe die Kunst im Finstern, es fehle ihr ein eigenthümlicher, selbstständiger Charakter und Hr. Siret behaupte in seiner Beurtheilung der Ausstellung von 1848 ganz richtig, in Belgien, wie übrigens auch in Frankreich und Deutschland, leide die Bildhauerkunst an einem gänzlichen Mangel der Individualität; bald neige sie sich zur Nachahmung mythologischer Gegenstände, bald der gothischen Manier, ein andres Mal werde sie zum Biographen. — Den ersten Rang nimmt Jacquet der Aelt. ein, der nach dem Verf. an Canova und Pradier erinnere, und wenn er sich mit Eifer dem Studium der Antike widme, Belgien's Phidias zu werden verspreche. Fünf ausgezeichnete Werke des Künstlers zierten den Salon: „Das goldene Zeitalter", „Die Morgenröthe, welche die Fruchtbarkeit auf die Erde führt", „Der Raub der Sabinerinnen", „Cain und Abel" und das „Bildniß der Demois. B." Beifall erhalten auch des jüngeren Jacquet's „Marabout" und „Duquesnoy", ferner Meuldermans' „Erwachen der Blumen": „Il y a dans la composition de M. Meuldermans de la grâce, de l'élégance, de la vie. Son œuvre est remarquable comme finesse de modelé et délicatesse de lignes. La tête de la jeune fille est belle et digne d'éloges: nous trouvons pourtant sa chevelure un peu abondante." — De Block, meint unser Kritiker, habe einen „Siegfried" ausgestellt, der zu schön, und einen Drachen, der zu häßlich sei. Als vollkommen gelungenes Werk wird Jehotte's „Cain", der nach dem Brudermorde den Fluch des Herrn hört, empfohlen. — Geefs, erklärt der Verf., habe seinen großen Ruf durchaus gerechtfertigt; er schulde ihm den innigsten und herzlichsten Dank für die Kunstfertigkeit, mit welcher er im Marmor Züge verewigt, die nur im Gedächtniß des Verf. lebten und die er mit schmerzlichem Gefühle betrachtet habe. (Es ist die Marmorbüste des verst. Baron van Reiffenberg, unseres unvergeßlichen Freundes, gemeint.)

Der Anhang (S. 54—59) giebt noch über Arbeiten von Delanghe, Louis Puteneyster, De Pratere, A. Thomas, L. P. Veewée, J. Neuille, A. Dewilde, Victor Vervloet, Mad. Veevloet, Meganck, Louis Sreruys, Conneel, J. Beetrand, Ch. Van Meer, Ch. Coumont, Gienedot (Miniature), Crahay Thonon, Devigne-Guya, Desvachez (Zeichnungen und Kupferstiche), Dumont (von ihm entworfene und erbauete belgische Kirchen), Coomans und Van Imschoot, Auskunft. Zwei Künstler, J. Bertenud und Crahay Thonon, haben dasselbe vaterländische historische Sujet, „Die letzten Augenblicke des Bürgermeisters Laruelle" gewählt; Coomans „Die Eroberung Jerusalem's" eine kühne Composition, eine Scene voll Schrecken und Bewegung; Mangel an Schatten und das Zusammendrängen der ganzen Handlung auf den Vordergrund, so daß Einzelnes in dem Gewirre schwer zu erkennen, werden getadelt; Lebrun habe die Schlachtenmalerei anders aufgefaßt wie Coomans, welcher dem Geschmack der Zeit ein Opfer gebracht.

Der talentvolle Verfasser, dessen Gedichte: Péchés de jeunesse (1851) wir in einer frühern Nummer unserer Zeitschrift anzeigten, hat ferner veröffentlicht: Juvenilia, poëmes (1848); Charlotte Corday, poëme (1849); De Bruxelles à Ostende, ou les Trains de plaisir, actualité-vaudeville en 3 acts, en collaboration (1850); Un Monsieur qui a peur, vaudeville en un acte, en collaboration (1851) (— beide dramatische Arbeiten, so wie eine dritte: Un coup de brosse, sind zur Aufführung gelangt —). Wir scheiden von ihm mit dem Wunsche, daß er uns bald mit einem größeren kunstgeschichtlichen Werke oder einer umfassenderen Dichtung, etwa einer Episode aus der an Stoff nicht armen belgischen Geschichte, erfreuen möge.

Hoffmann.

Miscellen.

Die Plantagenbesitzer auf Cuba haben dem „Colonist of British Guiana" zufolge mit einem englischen Hause einen Contract über die Einfuhr von 8000 chinesischen Arbeitern abgeschlossen, die sich auf achtjährigen Dienst gegen einen Lohn von vier Dollars monatlich engagiren.

Die Pariser geographische Gesellschaft hat den geistlichen Missionairen Dr. Krapf und J. Rebmann große silberne Medaillen für die Entdeckung eines Schneegebirges im östlichen Afrika, 3 Grad südlich der Linie, und Kilimandjaro genannt, verliehen. Der Dr. Krapf hat nachdem, ungefähr 2 Grad nördlich, einen noch höheren Berg, Kenia genannt, aufgefunden, welches der Berg Arangos von Haking, auch Mondgebirge genannt, zu seyn scheint.

Die Pariser Nationalbibliothek, für deren Gründer Franz I. gilt, ist augenblicklich das größte Institut dieser Art in Europa; sie enthält 1,200,000 Bände, 100,000 Manuscripte, eine Million Kupferstiche, und 100,000 Medaillen und Gegenstände des Alterthums.

Einem Liverpooler Blatte (Mercury) zufolge, hat ein dortiger Einwohner von seinem Sohne in Australien die angenehme Botschaft erhalten, daß derselbe in der kurzen Zeit von drei Wochen aus den dortigen Goldgruben 150 ℔ dieses edlen Metalles, also einen Werth von 7200 £, gehoben hat.

Zu Pembroke, am Canal von Bristol, ist gegenwärtig ein Schrauben-Dampf-Linienschiff in Bau, welches muthmaßlich noch vor Ende dieses Jahres vom Stapel gelassen werden kann, das alle Schiffe der Welt an Größe übertrift. Sein Name ist Windsor Castle, und es soll 140 Stück Geschütze führen. Es hat eine Länge von 278 Fuß, eine äußerste Breite von 60 Fuß, ist 3759 Tons trächtig, und soll eine Triebkraft von 650 bis 700 Pferdekraft bekommen.

Gedruckt bei A. H. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 53. Sonnabend, den 3. Juli. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Gelöbniß. An D. S. Von H. Grieben..... Seite 409
Geständniß. Von Roderich..... „ 410
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.)..... „ 410
Klagen eines englischen Kunst-Dilettanten..... „ 413
Literatur:
Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche gesammelt durch die Brüder Ignaz und Josef Zingerle..... „ 414
Bibliographie de la Belgique, ou catalogue général, de l'imprimerie et de la librairie belges..... „ 413
Miscellen..... „ 416

Gelöbniß.

An D. S.

Ein greiser Priester kam zum Griechenheere,
Zurückzufordern sein geliebtes Kind,
Des Vaters Stolz und seines Alters Ehre; —
Das gute Recht verliert, die Macht gewinnt!
Ja wohl, wir kennen sie, die schöne Sage,
Mit der Homer's unsterblich Lied beginnt.
Da geht der Greis an's Meer, in bitt're Klage
Fleht er zum ew'gen Sonnengott empor:
„Hilf deinem Priester, daß er nicht verzage!
„Dem Vater gieb das Kind, das er verlor,
„Und deines heil'gen Namens Glanz und Ehre
„Erricht' im Volke wieder, wie zuvor!" —

So sang Homer voreinst. Und diese Lehre,
Hat sie nicht heute noch denselben Sinn,
Denselben Sinn in dieser Zeiten Schwere? —
Doch wir verzagen nicht. Mag immerhin
Ein Wettersturm sich über uns entladen,
Wie haaren aus; denn groß ist der Gewinn
Und leicht verwunden wird der leb'sche Schaden.
Wir stehen fest und steuern unser Boot
In fester Richtung fort nach den Gestaden,
Die einmal doch in gold'nem Morgenroth
Am Nebelrand des Horizonts erscheinen.
Du sagtest, nur Gesinnung thue Noth;
Wir haben sie, wir zählen zu den Deinen.
Vertrau' auf unsre jugendfrische That!
Du wirst nicht sagen, daß wir bloß vereinen;
Du weißt so, wohlaus geht unser Pfad;
Du läßt uns frei um's Heil der Zukunft werben
Und segnest uns, die junge grüne Saat
Der neuen Zeit und ihrer Freiheit Erben.

Ja, so gelobt' ich Dir vor manchem Jahr,
Doch jetzt, wo viele Träume sich entfärben,
Auf die vordem so schön zu hoffen war,
Jetzt, wo die Täuschung spurlos muß zerrinnen:
Stellt mein Gelöbniß heut sich anders dar?
O nein! Wir sind von Außen und von Innen
Dieselben noch, an Täuschung ärmer nur;
Derselbe Ruf ist's von denselben Zinnen,
Derselbe Pfad ist's und dieselbe Spur,
Denselben Sinn in dieser Zeiten Schwere
Hat der, den wie die einst gelobt, der Schwur:
So helf' uns Gott! Constanter ac sincere!

Hermann Grieben.

Digitized by Google

Geständniß.

Wirst du mir zürnen, daß dies Lied
Vor deine Augen wagt zu treten?
Der Freiheit glühenden Propheten
Hast du in deinem Heerschgebiet
Um seinen finstern Haß gebeacht;
Geschehn ist, was ich stets vermied,
Geschehn ist, was ich nie gedacht:
Zu dir in Schmerzen muß ich beten.

Die Liebe hab' ich einst geschmäht,
Als mich die Freiheit rief zum Streite;
Die Thräne gab mir das Geleite
Und doch hab' ich den Haß gesä't.
Wohl war's ein unglückselger Wahn!
Nun lieb ich doch. Ist's schon zu spät?
Liegt schon der Liebe stille Bahn
Für mich in meilenferner Weite?

O nein! Noch steht dies stolze Herz
Dem neuen Liebesfrühling offen;
Des Hasses Leid, das mich betroffen,
Es weicht der Liebe süßem Schmerz.
Und wie der Lenz die Welt umkos't,
Zieht auch durch diese Brust von Erz
Ein neuer Traum, ein neuer Trost,
Ein unergründlich frohes Hoffen.

Du hebst dich ab? Du neigst das Haupt
Und ziehst die Stirne kraus zusammen?
O schilt nicht dieses Liedes Flammen,
Du, die du mir den Haß geraubt!
Du hast mir wieder das verliehn,
Woran ich längst nicht mehr geglaubt; —
Das, was ich selber nie verziehn,
O nein, du kannst es nicht verdammen.

Hier steh' ich, — und nun schließt mein Sang —
Gleich dem Piloten eines Branders,
Entschlossen mit dem Muth Leanders,
Der täglich mit dem Meere rang.
Wie's immer fallen mag, mein Land:
Im Voraus sag' ich meinen Dank; —
Ob hoffnungsvoll, ob hoffnungslos:
Gott helfe mir! Ich kann nicht anders.

Roderich.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die letzten Vorbereitungen zum 10. August.

Der letzte Augenblick der antiken Monarchie ist im Anzuge: der König ist seit lange entwaffnet, gedemüthigt, insultirt; aber es handelt sich noch darum ihn zu entthronen, einzukerkern, zu morden! und es zittert den größten Bösewichtern die Hand, als Attentate wie diese ausgeführt werden sollen. Schon füllen die Marseillaner und die Föderirten die Stadt an, die dieselben durch wilden Gesang und Skandal in Athem erhalten; schon befüllen die aller Bande daneen 48 Sectionen in dem Wahnsinn ihrer fieberhaften Permanenz die blutdürstigsten Anträge. Schon wälzen sich von alle den ieregeleiteten Vorstädten, Tag und Nacht, heisere, zerlumpte, unsaubere Deputationen herab, der Versammlung zu, gleich den kothigen Gewässern, die sich bei heftigen Gewitterschauern von den umliegenden Anhöhen bis mitten in Paris hinein ergießen. Ueberall ertönen bezahlte, stupide und wilde Schimpfworte und in den Kneipen und Spelunken erlernte Verwünschungen, in Verbindung mit dem Ausruf: Absetzung! Absetzung!

Vergebens protestiren einige muthige Sectionen, die Section der Bibliothek, die Section des Arsenals, die Section der Julians-Thermen und die Section Heinrichs IV. am 5. August mit Indignation an der Baare der Versammlung gegen die abscheuliche Adresse, welche Petion am 3. in ihrem Namen abzugeben gewagt, und in welcher Marie Joseph Chenier, der royalistische Dichter von 1790, die Erstlinge seines Jacobinismus niedergelegt hatte: nichts hielt den Anlauf der Demagogie mehr auf; neue Revolutionairs, noch feuriger und ehrsüchtiger als die Girondisten, und diese zu verrathen bestimmt, erfaßten die Unordnung an dem Punkte, wohin dieselbe sie geführt hatte, um sie noch weiter zu führen; sie rissen die Section, „welche," wie Robespierre sich in seinen Briefen an seine Vollmachtgeber ausdrückte, „durch die tiefe Weisheit, mit welcher sie länger als vierzehn Tage die letzte Revolution vorbereitet hatten, durch den erhabenen Muth, mit welchem sie ganz Frankreich feierlich das Signal zu dem heiligen Aufstande gegeben, der das Vaterland rettete, den Dank nicht bloß des französischen Volkes, sondern der ganzen Menschheit verdienten," der verhängnißvollen Entwickelung zu.

Da schämten die Girondisten sich ihrer Politik, noch ehe dieselbe zum Abschluß gekommen war: sie hatten mit dem Aufstand schrecken, aber ihn nicht in der Wirklichkeit haben wollen, und ihre Pläne gingen nicht über das Anschreißen der Gewalt hinaus. „Man erkannte in ihrem Verfahren," sagt Robespierre, „nur die Absicht, den Hof durch die Befürchtung eines Aufstandes zu schrecken, um ihn zur Wiederannahme der Minister ihrer Wahl zu zwingen." Herren der Jacobiner, der Zeitungen und der Versammlung; geschickt, Umtriebe der Commission, des Scrutiniums und der Tribüne zu schmieden, wollten sie so viel als möglich den Schauplatz des öffentlichen Marktes vermeiden, wo sie an den Vorführern der Vorstädte und in der brutalen Gewalt gefährliche Nebenbuhler fanden.

Zuförderst waren sie durch die Forderung der Absetzung, die man ernstlicher genommen hatte, als es ihr Wille gewesen war, in große Verlegenheit gesetzt worden. Es war wohl ihr Wunsch, die Gewalt Ludwigs XVI. zu confisciren, aber nicht, sie zu unterdrücken. Auch hatten die philosophischen Köpfe der außerordentlichen Commission: Condorcet, Guyton de Morveau und Vergniaud, eine Combination ausgedacht, die, den König rettend, ihn ihnen überantwortete, und die nur den Ministern den Untergang bereitete. „Das Mittel hiezu," sagt Rödrer, „schien ihnen darin zu beruhen, die sämmtlichen Minister sofi-

Digitized by Google

darisch für alle Handlungen ihrer Administration, welche die Sicherheit des Staates betrafen, während der Zeit, daß dieser als in Gefahr erklärt worden, verantwortlich zu machen. Dieser Ausweg war von Vergniaud in Vorschlag gebracht worden und wurde in der Sitzung vom 23. Juli durch Guyton de Morveau entwickelt und unterstützt."

Dies war, wie man sieht, die Politik von Procureurs und und Sophisten, wie d'Ehremesnil und Adrien Duport sie vor der Zusammenkunft der allgemeinen Stände mit Erfolg gegen Ludwig XVI. hatten anwenden können; aber seitdem die Clubs, die Sectionen und die Vorstädte die Bundesgenossen der Tribünen geworden waren, sahen die Generale sich von der Armee fortgerissen, und Fragen, welche die Advocaten aufgeworfen hatten, fielen unabwendlich, wie am 14. Juli, am 6. October und am 20. Juni der Entscheidung der Emeute zu.

Während Vergniaud am 23. Juli die Frage wegen der Absetzung zu umgehen suchte, und, in diesem Punkte durch Petion's feierlichen Schritt geschlagen, den Bericht der Commission bis zum 10. August vertagen ließ, gab das revolutionaire Directorium der Föderirten, das seinen Sitz in den Ausschüssen der Jacobiner hatte, in der Nacht vom 9. zum 10. August das Signal zum Aufstande und zu der letzten Stunde der Monarchie.

Da überkam den Girondisten ein ernster Schrecken; sie ahnten, daß Andere, ihnen an Vermessenheit und Cynismus überlegen, im Begriff standen die Resultate einer langen Reihe von Verrath, wovon ihnen nur die Schande bleiben würde, zu usurpiren; und wiewohl ihnen der erstehende Einfluß Robespierre's verhaßt und verächtlich war, schickten sie ihm Petion, seinen vormaligen Freund in der Constituante, zu, um ihn zu beschwören, einem Aufstande Einhalt zu thun, dessen Seele er, wie sie wußten, war.

Wir wollen doch hören, wie Robespierre diese merkwürdige Besprechung beschreibt, in welcher das Geschick der edlen und alten französischen Nation zwischen ein Paar obscuren Advocaten verhandelt wurde:

„Am 7. August," schreibt er an Petion, „sah ich den Maire von Paris bei mir eintreten. Es war dies das erste Mal, wo ich dieser Ehre genoß, wiewohl ich mit Ihnen in enger Verbindung gestanden hatte. Ich dachte mir, es müßte irgend ein mächtiges Motiv vorhanden sein, das Sie herführte, und da unterhielten Sie mich eine ganze Stunde lang über die Gefahren des Aufstandes. Ich hatte keinen besonderen Einfluß auf diese Ereignisse; da ich jedoch ziemlich oft die Gesellschaft der Freunde der Constitution besuchte, wohin auch die Mitglieder des Directoriums der Föderirten gewöhnlich kamen, so setzten Sie mir sehr zu, dieser Gesellschaft Ihre Ansichten vorzutragen. Sie sagten mir, man müßte den Widerstand gegen die Unterdrückung so lange aufschieben, bis die Versammlung die Absetzung des Königs ausgesprochen habe; es müßte derselben aber auch die gehörige Zeit gelassen werden, um diese große Frage mit möglichster Langsamkeit zu erwägen. Brissot und dessen Freunde hatten über diese Frage lange Reden gehalten, die allein darauf hinaus liefen, den Beweis zu führen, daß man die Entscheidung ohne Unterlaß verzögern müsse.

„Ich hatte noch ein solches Vertrauen zu Ihnen, daß ich Ihnen bis dahin zu einem gewissen Punkte Glauben schenkte; das thaten aber das Volk und die Föderirten nicht, und Alles bereitete sich zu dem Aufstande vor.

„Ihre Rathschläge ließen Sie unausgesetzt Ihre Bahn einhalten, und die Sectionen erhielten noch in demselben Augenblick, wo sie im Begriff waren sich in Marsch zu setzen, in der Nacht vom 9. zum 10. August, von Ihnen ein Umlaufschreiben, worin Sie sie beschworen, ruhig zu bleiben.

„Die Section des Theatre-Français, wo das Bataillon von Marseille einquartiert war, hatte durch die Energie, welche es bei jeder Gelegenheit bewiesen, ein großes Uebergewicht erlangt. Danton, der in derselben den Vorsitz führte, wies Ihre Zuschrift mit der Entschiedenheit zurück, die er bei großen Gefahren des Vaterlandes stets gezeigt hat, und die Sturmglocke wurde überall angezogen.

Doch hatten alle die Männer, die Willens waren sich für die Sache der Freiheit zu opfern, schon eingesehen, daß ihre Bestrebungen nutzlos sein würden, wenn der Maire, seiner Gewohnheit nach, sich ins Mittel legen wollte, um die Wirksamkeit der Volksmacht zu lähmen und zu theilen. Die Bürger von Paris und die Föderirten hatten beiderseits die Nothwendigkeit einer unendlich verständigen vorläufigen Maßregel erkannt, deren Sie nicht erwähnen, der nämlich, Sie in die Unmöglichkeit zu versetzen, wieder auszugehen und Frieden zu predigen: so wurden Sie denn, unter dem ehrenhaften Vorwande, über Ihre Sicherheit zu wachen, auf Befehl des Volkes in Ihrem Hause gefangen gehalten."

Die Revolution setzte sich in Marsch, die Ehrsüchtigen, welche sie entfesselt hatte, und die durch sie noch Ehesüchtigeren unterworfen werden sollten, wirr und zitternd hinter sich her schleppend, und so ist der Augenblick denn da, einmal die militairische Macht zu mustern, die ihr zur Erstürmung der Tuilerien zu Gebote stand.

Die Militairmacht der Revolutionairs vom 10. August bestand zu gleichen Theilen in dem, was sie der Monarchie nahmen, und dem, worüber sie im eignen Namen zu verfügen hatten.

Die Entwaffnung der Monarchie hatte mit dem Eintritt der Girondisten in das Cabinet begonnen. Bekanntlich war die Auflösung der 1800 Mann, welche die constitutionelle Leibwache des Königs bildeten, dem ersten Roland'schen Ministerium unmittelbar vorhergegangen. Es blieben dann noch drei Linienregimenter und das Regiment der Schweizergarden, deren Gegenwart den Anarchisten mit gutem Grunde Besorgnisse einflößten, in Paris zurück. Sie wurden am 15. Juli, vermöge eines auf Fauchet's Antrag von der Versammlung erlassenen Decrets, funfzehn Lieues weit von Paris verlegt.

Am 25. Juli ließ dieser selbe Abbé Fauchet, constitutioneller Bischof und revolutionairer und ausschweifender Priester, die Terrasse der Feuillans unter dem eben so unwahren als lächerlichen Vorwande, daß in den Tuilerien Waffen aufgehäuft würden, und daß es nicht passend wäre, daß ein Arsenal dem gesetzgebenden Körper so nahe sei, unter die unmittelbare Polizei der Versammlung stellen, d. h., im voraus den Mördern den Bezirk der Tuilerien erschließen. So ist diese Maßregel von den Revolutionairs selber aufgefaßt und erklärt worden; denn Cambon rechnete sie am 10. November 1792 der gesetzgebenden Versammlung in folgenden Worten zur Ehre an: „Gleich von vornherein revolutionair, desorganisirte die Versammlung selber die bewaffnete Macht von Paris, bewaff-

Digitized by Google

nete alle Bürger mit Piken, öffnete ihnen die Thore der Tuilerien, hinter welchen sich der Tyrann eingeschlossen befand, und da war die Revolution gemacht.

Folgendes war der Bestand der 17. Militair-Division, nachdem die Linientruppen und die Schweizer fortgeschickt worden waren:

In Folge der Demission des Generallieutenants, Herrn von Wittinghoff, war das Commando über die 17. Militairdivision auf den Marechal-de-camp Herrn von Boissieu übergegangen, unter dessen Befehlen Herr von Menou, der ebenfalls Marechal-de-camp war, und der Generaladjudant Herr von Laleu standen. Die gesammte Macht, worüber sie verfügen konnten, reducirte sich auf 1200 Mann, theils Gendarmen zu Fuß, theils berittene Gendarmen, und selbst diese wenige Mannschaft war nicht einmal zuverlässig.

Diese, durch ein Decret vom 16. Juli reorganisirte, Gendarmerie war aus vormaligen Soldaten der französischen Garden und der hundert Schweizer, ein ausgewähltes Corps, aber Franzosen und nur dem Namen nach Schweizer, gebildet worden. Es waren dieselben Soldaten, die sich am 13. und 14. Juli 1789 gegen den König erklärt und La Fayette am 5. October gezwungen hatten, sie nach Versailles zu führen. Diese Truppe war es eben, worauf die Emeute ihre größte Hoffnung setzte und worin sich dieselbe auch nicht täuschte.

Es blieb nun noch die Nationalgarde übrig; man kann aber nicht genug den geschickten Vorwand bewundern, dessen sich die Revolutionairs bedienten, um dieselbe zu desorganisiren.

Der immense und furchtbare Einfluß, welchen das Generalcommando über die Nationalgarde drei Jahre lang La Fayette gegeben hatte, hatte eine Organisation ins Leben gerufen, die einen entgegengesetzten Excess erzeugte. Die constituirende Versammlung war auf den Einfall gekommen, das Commando abwechselnd den Legationschefs, jeden auf zwei Monate, zu übertragen. Damit ging aber jeder Geist der Einheit, jeder Zauber der Autorität verloren, und indem man es hatte vermeiden wollen, daß die Nationalgarde sich nicht zu sehr an einen Mann hinge, machte man, daß sie mit Eifer niemand mehr gehorchte. Als die Revolutionairs einmal die Gewalt in Händen hatten, da beeilten sie sich, das Generalcommando herzustellen, nur achteten sie darauf, es in sichere Hände zu legen.

Sechs Befehlshaber, worunter drei Militairs: Romainvilliers, Mandat und La Chesnaye, und drei Bürgerliche: der Präsident Pinon, Herr von Belair und der Bürger Acloque, führten bis zum 10. August successive das Commando. Die drei ersteren wurden umgebracht, Herr von Belair und der Präsident Pinon ruinirt, nur Acloque, der Befehlshaber des Bataillons der Vorstadt Saint-Marceau, ist am 5. August 1802, in Frieden und geehrt, in einem Alter von 54 Jahren verstorben.

Das größte Gebrechen der neuen Organisation der Nationalgarde lag in den Artilleriecompagnien, die man ihr beigab, und in der Zusammensetzung dieser Compagnien. „Die sechzig Bataillons von Paris," sagt Peltier, „erhielten jedes die zwei Kanonen, welche die Organisation der öffentlichen Macht ihnen zutheilte; es fanden sich aber nur wenig Bürger, die sich dem beschwerlichen Dienste der Kanoniere unterziehen mochten. So meldeten sich denn nur Leute, die an schwere Arbeit gewöhnt waren, Lastträger, Schmiede, Schlosser ꝛc. dazu, und da kam die übrige Garde bald unter die Füße: die Kanonen übten Polizeydienste über die Musketen aus!"

Es fiel der Demagogie und den Clubs nicht schwer, sich dieser Leute der unteren Classe, die von Politik nichts wußten, zu bemächtigen; auch vergaßen dieselben ihrer Würde bald in dem Grade, daß sie ein Paar Söhne des Nachrichters als Officiere anstellten.

Henry Samson fungirte als Capitain, und Pierre Charles Samson als Unterlieutenant bei den Kanonieren der Section der Vorstadt du Nord.

Von dieser Zeit an bis zu der Entwaffnung, welche auf den 4. Prairial des Jahres III. folgte, wurden alle großen Handstreiche mit Hülfe der Pariser Artillerie vollführt, auch ward ihr am 10. August die Ehre zu Theil, in dem ersten Verse der Carmagnole zu figuriren.

So verderbt und geschwächt die Nationalgarde aber auch war, erschien sie den Revolutionairs noch immer gefährlich. Sie bestand in ihrer anfänglichen Bildung aus Grenadier, — Chasseur — und Füselier-Compagnien. Die Elite-Compagnien waren der theureren Equipirung halber hauptsächlich aus der Bourgeoisie zusammengesetzt. Es handelte sich nun darum, einen plausiblen Grund zur Auflösung dieser Elite-Compagnien zu finden, und da verfielen die Clubs darauf, im Namen der Gleichheit der Aristocratie der Epaulette und der Bärenmützen den Krieg zu erklären. Die Grenadiere hatten in der That rothwollene Epaulette und Bärenmützen, die Chasseurs einen dreieckigten Hut und ein Bandelier.

Der Krieg gegen die Bärenmützen wurde gleich alle den anderen vermittelst Deputationen geführt. Die Section von Gravilliers, die zahlreichste von ganz Paris, begann ihn. Sie erschien am 4. August vor der Barre, und legte hier, auf den Altar des Vaterlandes, die Grenadier-Epaulette und Mützen und die Jägerbandeliere ab. Ihrem Beispiel folgte die Section Mauconseil, unter der Erklärung, ihre Mitglieder wollten in der Nationalgarde hinführo nur als Füseliere dienen.

Als der erste Impuls einmal gegeben worden war, da folgten die meisten Sectionen bald nach. Der große Streich wurde am 5. August geführt. Das Bataillon der Carmeliten erklärte, „daß es die Motive und den Schritt derjenigen seiner Kameraden, welche ihre Mützen und ihre Epaulette auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt hätten, um den Freiwilligen gegeben zu werden, welche den Grenzen zuzögen, durchaus gut heiße."

Die Section des Palais Royal ging auf die Frage des Princips ein, und erklärte: „daß sie, den Titel als Grenadiere, so wie alle damit verknüpften Decorationen ablegend, auf eine gefährliche Auszeichnung verzichte, und nichts weiter sein wolle als Bürger-Soldaten. Sie verlangte, daß ihre Mützen ihren Brüdern an den Grenzen zugesandt werden sollten, und betheurte dabei, daß ihre Hüte stets auf dem Wege der Ehre gesehen werden würden."

„Möge unser Beispiel," setzte sie hinzu, „von all den guten Bürgern gefolgt werden, die noch in diesen ausgezeichneten Compagnien übrig sind, damit der übrige Theil der Verabscheuung aller derjenigen verfalle, die, wie ihr, wie wir für die Freiheit zu sterben bereit sind.

Digitized by Google

Diesen Vorschlag zu einem Antrag machend, verlangte nun ein Mitglied das Eingehen der Elite-Compagnien der Nationalgarde, und die Versammlung überwies den Antrag der Militair-Comite zur Untersuchung.

Von diesem Augenblicke an waren diese Compagnien faktisch wirklich aufgelöst, obwohl das Decret, welches ihre Unterdrückung verfügte, sich bis zum 12. verzögerte. Die, durch das Decret vom 1. August auf Carnot's Antrag creirten, Pikeniere mischten sich unter die sämmtlichen Eliten-Compagnien, verenkten deren Organisation, und vernichtete ihren conservativen Geist. Ganze Schwärme unbekannter Subjecte und Herumtreiber schwellten die früheren Kadres der Compagnien über alles Maß an, und in der Nationalgarde war an Ordnung nicht mehr zu denken, indem Niemand seinen Kameraden zu seiner Rechten oder Linken kannte, und das Mißtrauen jedes herzliche Vernehmen zwischen Leuten unterdrückte, die sich einander kühl beobachteten und gegenseitig als Feinde betrachteten.

Da sämmtliche Linientruppen an die Grenze geschickt worden waren, so stand der in den letzten Zügen liegenden Monarchie zur Unterdrückung der Emeute, welche die Versammlung und die Clubs vorbereitet hatten, nur noch die, den Clubs ergebene und auf 1200 Gendarmen reducirte, 17. Militairdivision benebst einer Nationalgarde ohne bekannten und autorisirten Chef, dabei durch eine offenkundig jacobinische Artillerie gelähmt, und durch das Einschieben einer Masse namenloser Menschen demoralisirt, zu Gebote.

Das Regiment der Schweizergarde hatte es zum Theil verweigert, sich dem Decrete vom 15. Juli zu fügen, indem es sich, nicht ohne Grund, auf seine Capitulation berief; inzwischen hatte es doch ein Detaschement von 300 Mann nach Coreux abgesandt.

„Das Regiment, welches den Namen Peltier führte, war ursprünglich 2200 Mann stark gewesen, nun aber auf 1600 Mann reducirt worden, was mehrere Ursachen hatte. Zuvörderst sah es jeden Augenblick seiner gänzlichen Auflösung entgegen, und hatte seit drei Jahren nicht mehr recrutirt; zweitens war den Capitains eine Verminderung von 25 Mann für jede Compagnie bewilligt worden, um sie für die Desertion schadlos zu halten, die sie im Jahre 1789 erlitten hatten. Von den noch übrigen 1600 Mann waren am 7. August 300 Mann unter dem Befehl des Capitain Karrer nach Coreux detaschirt worden, 100 Mann waren zur Bewachung der Kaserne von Courbevoie und Rueil zurück geblieben, ungefähr 200 waren gewöhnlich als Tagelöhner oder Wächter in Paris vertheilt, und wenn man hiezu nun noch die Kranken rechnet, so wird man sehen, daß die Zahl der übrigbleibenden Combattanten sich auf 900 Mann reducirte, mit Einschluß von 45 Officieren."

Ungefähr 200 Edelleute, die Trümmer der Leibgardisten, hatten sich, schlecht bewehrt mit Piken und Degen, unter dem Befehl des Marschalls de Mailly in zwei Arten von Compagnien gebildet. Die erste dieser beiden Compagnien, von den Herren von Pont-l'Abbé und de Peyfegur befehligt, hatte die Bestimmung, das Vorzimmer des Königs zu vertheidigen; die zweite Compagnie, von dem Generallieutenant Baron von Viomesnil und dem Marechal-de-camp d'Hervilly befehligt, sollte die Thür zu dem Gemache der Königin bewachen.

Man hat aus Robespierre's Erklärung ersehen, daß der Aufstand vom 10. August bereits am 7. von dem revolutionairen Directorium festgesetzt worden war. Der Ruf, welchen die Marseillaner sich erworben hatten, machte ihr Bataillon zur Hauptheffnung der Emeute. Auch hatte das Directorium es bei dem Maire und dem Municipalrathe, man weiß nicht auf welchem Grunde, ausgewirkt, daß dies Bataillon in der Nacht vom 7. zum 8. aus seiner Kaserne nach der Franziskanerkirche, auf dem Platze der Medizin-Schule, verlegt wurde. Dies ist ein gar ernster Umstand, und will authentisch belegt sein; denn er zeugt ebenfalls von der schändlichen Komödie, welche Petion gespielt hat, indem er sich das Ansehen gegeben, als ob er als Magistratsperson den Aufruhr bekämpfte, während er denselben als Parteimensch begünstigte.

„Denselben Tag, am 8.," sagt Röderer, „hatte der Generalcommandant dem Departement erklärt, daß der Herr Maire und dessen Municipalrath auf eigne Hand, und ohne es ihm wissen zu lassen, die Marseillaner aus ihrer Kaserne in der Straße Blanche nach den Franziskanern verlegt hatte, wo sie mit ihren Gewehren, ihren Kanonen und ihrer Fahne dem Club dieses Namens zur Hand waren."

Außerdem hat Petion seinen Verrath in seiner Antwort an Robespierre selber eingestanden. Er erzählt mit einer unglaublichen Naivität von Cynismus, welche Vorsichtsmaßregeln er genommen hatte, um frei vor den Sieger hintreten zu können, wer es auch sein mochte, und erklärt, daß er selber darum nachgesucht habe, in seinem Hause eingeschlossen gehalten zu werden, um so außer Verantwortlichkeit über die Vorkommnisse einer Emeute zu sein, deren Nichtverhinderung man ihm unter bewandten Umständen nicht zur Last legen konnte.

„Ich wünschte den Aufstand," sagt er, „aber ich hatte Angst, daß er nicht gelingen würde. Meine Lage war kritisch: ich sollte meine Pflicht als Bürger thun, ohne der als Magistratsperson etwas zu vergeben. Es handelte sich darum, alle Dehors zu behaupten und nicht von den Formen abzuweichen. Es bestand ein Kampf auf Leben und Tod zwischen dem Hofe und der Freiheit, in welchem der eine oder andere Theil nothwendig erliegen mußte.

„Obgleich man den Vorsatz gehabt hatte, mich in meinem Hause gefangen zu halten, blieb es Anfangs dabei: man hatte es vergessen, oder zögerte doch dazu zu schreiten. Wer aber meinen Sie, war es, der mehrere Male an die Ausführung dieser Maßregel erinnern ließ? **Das war ich selber, ja ja, ich selber!**

Nur das hatte Petion nicht vorausgesehen, daß man es mit seiner Einsperrung ernster halten würde, als er es geglaubt hatte; denn man gab ihn erst nach drei Tagen wieder frei.

(Fortsetzung folgt.)

Klagen eines englischen Kunst-Dilettanten.

Derselbe läßt sich in der neuesten Nummer des Athenaeum, mit Bezug auf die Verauctionirung der „Soult'schen" Gemäldesammlung, folgendermaßen vernehmen:

Kürzlich hat der Herr Charteris im Unterhause eine dem in der Soult'schen Auction für die National-Gallerie angekauften „Titian" betreffende Frage an den Kanzler der

Digitized by Google

Schatzkammer gerichtet. Außerhalb des Parlaments hat es ziemlich allgemein geheißen, daß dies Gemälde früher der Regierung zum Verkauf angestellt, dies Anerbieten aber verworfen worden sey, um nachher darauf zu dennen und es fast dreimal so theuer zu bezahlen, als was ursprünglich dafür gefordert worden. Wenn man gewisse Antecedenzen, die mit dem Verfahren der Gewalten in Downing Street und im Trafalgar Square in Verbindung stehen, in Betracht zieht, so ist solch ein arger Bock auch weder unmöglich noch unwahrscheinlich. Die Zurückweisung der kleinen „Heiligen Familie, von Correggio," als sie den Bevollmächtigten vor einigen Jahren um den halben Preis, den man nun in Paris dafür bezahlt hat, angestellt worden war, ist Thatsache, und es ließen sich schon mehrere Beispiele des gewöhnlichen Mangels an Kenntniß, System und Umsicht bei der Administration der National-Gallerie nachweisen. Herr Disraeli, der es in Abrede stellte, daß der „Titian" bei einer früheren Gelegenheit zum Verkauf geboten worden, schrint von einer kleinen Episode in der eigenthümlichen und ereignißreichen Geschichte der Sammlung des Marschalls, die mir zu Ohren gekommen ist, und die ich zum Besten Ihrer Leser hier mittheilen will, keine officielle Kenntniß gehabt zu haben.

Wie Soult zu den schönsten und kostbarsten Exemplaren seiner Sammlung gekommen ist, dessen ist in Ihrem Blatte schon erwähnt worden; nun kann es denn auch nicht Wunder nehmen, wenn der behutsame alte Soldat im Jahr 1848, als Ludwig Philipp entthront worden war, Ledru Rollin statt seiner das Regiment führete, und Raub und Commissarien an die Tagesordnung kamen, sich ein wenig unsicher und unbehaglich fühlte. Der, in Rettenden große *), Marschall dachte an die Art und Weise, wie die kostbarsten Stücke seiner Sammlung erworben worden, an die Leichtigkeit der Wiederveräußerung, und an ihren Vauerwerth, daher er sie denn eiligst einpacken ließ und sie nach Belgien sandte. Als die Bilder behalten über die französische Gränze hinaus waren, da wurden sie zu Brüssel in den Ställen des Herrn von G—g aufbewahret, und Unterhandlungen mit dem Herrn N—s, einem seit lange in London etablirten und wohlbekannten angesehenen fremden Bilderhändler eröffnet. Dieser Herr, ein tüchtiger Kenner, begab sich darauf nach Brüssel, ließ sich die Kisten öffnen, untersuchte ihren Inhalt, und erhielt einen Katalog, in welchem die Preise verzeichnet standen, die jedes Bild kosten sollten. Der Belauf des Ganzen war im Vergleich zu den jüngst bezahlten beispiellosen Preisen in der That sehr geringe: aber die Zeit war aus den Fugen gegangen! Les écus sont royalistes, und da die Throne und die Fonds fielen, die Banken und die Scepter brachen, so verging, in England wie auf dem Continente, den Capitalisten die Lust, ihr Geld in Bildern anzulegen. Vergebens brachte Herr N—s den identischen Titian und den Sebastian del Piombino als Proben der kostbaren Sammlung mit nach London herüber; vergebens wurden sie vielen unserer reichsten Sammler gezeigt. Der Titian dürfte zu 1000 £ zu haben gewesen sein, indem nur 1200 £ dafür verlangt wurden. Ich glaube nicht, daß dem Vorstande der National-Gallerie ein förmlicher Antrag gemacht worden ist, einmal, weil der Umstand, daß diese Gemälde am Markte waren, so allgemein bekannt war, daß er auch ihm nicht hatte verborgen bleiben können, und zweitens wegen des Abschreckenden, das, wie eine peinliche Erfahrung es lehrte, es hatte, mit einer seelenlosen Körperschaft zu verhandeln, die in Schüchternheit schwankte, von keiner Meisterhand geleitet wurde, und eben damals einer scharfen Presse, der öffentlichen Ungunst und der Kritik bloßgestellt war. So kam denn nichts zu Stande, und die Gemälde wurden wieder eingepackt und nach den Ställen zu Brüssel zurückgesandt, um den Zeitpunkt abzuwarten, wo in Frankreich eine gesetzliche Ordnung wieder hergestellt seyn würde. Darnach sah der alte Marschall dann, Dank dem Neffen, die Kunstbeute des Commando's, das er Dank dem Onkel in Spanien geführet hatte, neuerdings wieder unter seinem Dache zu Paris. „Die Empfängniß, von Murillo", wofür in der Auction 23,440 £ bezahlt worden sind, stand in dem Kataloge zu 6000 £ angesetzt, ein Preis, der für zu hoch gehalten wurde, und ich muß zu meinem Bedauern hören, daß die ursprüngliche Lauterkeit der Jungfrau durch die harpyenartige Berührung von französischen Gemälde-Säuberern und Restaurateurs zerstört worden ist. Das prächtige „Abendmahl, von San Diego", wofür jüngst 85,500 Fr. gekommen sind, stand in dem Kataloge zu 3000 £ verzeichnet.

Es thut weh, an die vielfachen Gelegenheiten zu denken, die unsere Regierung sich seit der Zeit hat entschlüpfen lassen, wo die Pitti Gallerie, als die Franzosen in Italien vordrangen, dem Herrn Pitt für eine Kleinigkeit angeboten wurde, er aber auf diesen Antrag nicht eingehen wollte, weil, wie er sagte, ein Kadet der Marine in seinen Augen mehr Werth hätte, als eine mediciäische Venus. Nicht minder abscheulich ist die Weise, in welcher die untadelhafte Sammlung von Sir Thomas Lawrence für die Nation verloren gegangen ist, vollends wenn man bedenkt, wer an diesen Fall der Nachlässigkeit und des schlichten Geschmackes hauptsächlich schuld gewesen. Das Verfahren, das nur zu lange vorgewaltet hat, werthvolle Sachen zurückzuweisen, wenn sie um einen billigen Preis zu haben sind, um sie nachdem übermäßig theuer zu bezahlen, ist so nichts weiter, als eine Verwirklichung der alten Mythe von den sibyllinischen Büchern in unserer Hauptstadt.

*) Die Verantwortlichkeit für diese Herabsetzung des alten Kriegers, die nicht eben für das „herzliche Einverständniß" zwischen Engländer und Franzosen spricht, von welchem seit dem hergestellten Frieden zuweilen die Rede gewesen ist, übertassen wir ganz und gar dem Referenten.

Anm. der Red.

Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche gesammelt durch die Brüder Ignaz und Josef Zingerle. 1ster Band. Kinder- und Hausmärchen. Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung. 1852.

Immer schüchterner hebt die Muse der Volksdichtung ihr Haupt empor, und nur noch in dem kleinen Kreise der „Eingeweihten" singt sie von den Wundermärchen der Vergangenheit. Aus dem offenen Flachland hat sie der Lärm des Geschäftslebens vertrieben und auch in den Gebirgen wird ihr nicht lange eine ruhige Freistatt vergönnt bleiben, denn nur in gläubige Gemüther

Digitized by Google

kehret sie ein und vor dem Zweifel und der Verneinung flieht sie scheu zurück. Unsere Jugend ist rasch zur Vernunft empor gediehen und kümmert sich nicht mehr um den „Unsinn" der Vorfahren; man hat den ganzen alten Plunder über Bord geworfen und sich wenig darum bekümmert, daß manche Perle der Schönheit und manche Lehre der Weisheit dabei mit zu Verluste ging. Die Schale gefällt nicht mehr und der gesunde Kern ist am Ende nur Nebensache. Ein großer Theil der Lesewelt will unterhalten und durch eine Hetzjagd wilder Leidenschaften in eine unnatürliche Aufregung versetzt werden. Die klare, wahre Sprache der Natur ist vielen gar nicht mehr verständlich und die verdorbenen Mägen werden sich nur schwer an eine gesunde Kost gewöhnen. Wir glauben zwar nicht, daß das Märchen jemals wieder eine besondere Geltung erlangen wird, denn der Gang der Zeit drängt vorwärts und das goldene Märchenland liegt hinter uns, aber wir glauben, daß noch gar Mancher, der vom Lärm des Tages müde geworden, in diesem naturwüchsigen, blumenreichen Garten Erquickung findet, und wir wissen, daß diese Dichtungen des Volkes treue Belege sind zur Sittengeschichte und Anschauungsweise des Volkes. Darum begrüßen wir freudig das Werk der Brüder Zingerle, die mit treuem Fleiße die Sagen und Märchen sammeln ehe sie verklungen, und die Volksgebräuche schildern ehe sie abgeschliffen sind. Um so freudiger begrüßen wir aber das Unternehmen, da es uns zugleich von einem viel verkannten und wenig bekannten Lande nähere Kunde bringt.

Der vorliegende erste Band enthält auf 258 Seiten 40 Kinder- und Hausmärchen, die in der volksthümlichen Erzählungsweise mitgetheilt werden. Ignaz Zingerle sagt in der Vorrede: „Wir haben nur solche Märchen aufgenommen, die man in derselben Gestalt in andern Büchern nicht findet. Dieses hinderte uns aber nicht, Erzählungen, die mit bereits gedruckten Märchen verwandt sind, aber sich doch durch einzelne Züge davon unterscheiden, aufzunehmen. Wir haben es sogar zweckmäßig gefunden, ein und dasselbe Märchen, das aber in verschiedenen Theilen Tirols verschieden erzählt wird, in den verschiedenen Fassungen den Lesern mitzutheilen. Ein Beispiel dieser Art mögen uns die Märchen: „Cistl im Körbl", „die drei Schwestern" und „das Hennenpfösl" bieten. Stammmärchen ist in allen dasselbe, das eine Thema hat drei Variationen erhalten und es ist nicht uninteressant, diese feinen Unterschiede in der Darstellung zu verfolgen. Das Mütterchen in Passeier erzählt „Das Hennenpfösl", die alte Kindsmagd in Meran „Die drei Schwestern" und bei Bozen hört man „Das Cistl im Körbl". —"

Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn überall, wie es hier beispielsweise geschieht, der Ort angegeben wäre, wo das Märchen hauptsächlich erzählt wird. Es ist zwar ein eigenthümliches Merkmal des Märchens, daß es nicht an der Scholle haftet, sondern frei durch Thäler und Berge zieht, aber mit demselben Rechte, wie dem die Ortsangabe bei diesem dreifach erzählten Märchen geschieht, — das überdies nicht in Deutschland geboren, sondern aus der Sammlung des Franzosen Perrault in alle Gaue unseres Vaterlandes verpflanzt wurde, — mit demselben Rechte konnten wir die Ortsangabe bei den übrigen Märchen erwarten. Es hat dies zwar im Ganzen durchaus keinen nachtheiligen Einfluß auf das Werk, denn die große Mehrzahl der Leser kümmert es nicht, in welchem Winkel Tirols das Gelesene zumeist erzählt wird, aber es wäre gewiß manchem Forscher der Volksdichtung erwünscht gewesen, wenn auch Tirol ohnedies schon ein enger Rahmen für die gebotenen Bilder ist. — Besonders gerne beschäftigt sich das Tiroler Märchen mit Drachen, die nach jungfräulichen Königstöchtern lüstern sind; aber immer erscheint ein glücklicher Abenteurer, der dem Drachen den Garaus macht und die Hand der Fürstentochter als Lohn erhält. Dieselbe Sage wird mit verschiedenen kleinen Abweichungen in ganz Deutschland erzählt. Was man anderwärts dem Eulenspiegel in die Schuhe schiebt, das hat in Tirol „der geschedte Hansl" gethan, wie das Tiroler Märchen überhaupt für sehr dumme und sehr starke Menschen eine besondere Vorliebe hat. Wo Verwandtschaft mit anderen bekannten Sagen herrscht, ist es von den Herausgebern gewöhnlich kurz angedeutet.

Was nun die Darstellung der einzelnen Märchen betrifft, so müssen wir lobend erwähnen, daß sie von fremder Zuthat frei zu sein scheinen, und daß sie treu den Volkston nachahmen; die eingestreuten Provinzialismen geben denselben eine bestimmtere örtliche Färbung, und das in der Meraner Mundart mitgetheilte Märchen „Thardäel" veranschaulicht uns vollends die gemüthlich-derbe Ausdrucksweise des Tirolers. — Im Vergleich zu den andern vortrefflich erzählten Märchen scheinen uns 31, Nothwendigkeit des Salzes, und 39, Müllerbursch und Katze, etwas vernachlässigt; letzteres wird überdies in ganz Süddeutschland gleichlautend erzählt. — Wir glauben übrigens, daß die Wünsche der Herausgeber, die Jugend zu erheitern, das Volk zu unterhalten und dem Forscher willkommen zu sein, mit diesem ersten Bande vollständig erfüllt werden, und können unserseits nur den Wunsch aussprechen, das empfehlenswerthe Werk recht bald mit demselben Eifer und Fleiß fortgesetzt zu sehen, mit dem es begonnen wurde.

F. J. Frei holz.

Bibliographie de la Belgique, ou catalogue général, de l'imprimerie et de la librairie belges, publié par la librairie de C. Muquardt, Bruxelles, Place et rue royale, — Gand, rue des champs — Leipzig, rue royale, 3. Quatorziéme Année, 1851. Tous les livres indiqués dans cette Bibliographie se trouvent à la librairie de C. Muquardt. Bruxelles, Leipzig et Gand. C. Muquardt. 1851. (IV und) 128 Seiten. Gr. 8.

Der vierzehnte Jahrgang dieser von Hrn. C. Muquardt nicht ohne manche Opfer begründeten und fortgeführten belgischen Bibliographie, die in Monatsnummern ein Verzeichniß der in Belgien erscheinenden Bücher liefert, steht an Reichhaltigkeit seinen nächsten Vorgängern nicht nach. Wir haben von Zeit zu Zeit unsere Leser mit den Titeln einiger der wichtigsten in diesem Katalog aufgeführten Erzeugnisse der belgischen Presse bekannt gemacht und hätten gern noch Näheres über manche derselben mitgetheilt, wenn sie uns zugänglich gewesen wären.

Digitized by Google

Die Titel sind in genügender Vollständigkeit gegeben und die Benutzung der Bibliographie ist durch ein doppeltes, sorgfältig gearbeitetes Register, ein alphabetisches (der Verfasser und anonymen Schriften) und ein systematisches ungemein erleichtert. Diese Register füllen die Seiten 101—128. Das systematische umfaßt 17 Klassen, die hier, mit Angabe der Bücherzahl, die jede enthält, namhaft zu machen, nicht ohne Interesse sein möchte: Théologie, Livres religieux, Histoire sainte (79). Philosophie, Physiologie (6). Jurisprudence et Administration légale (41). Histoire. Mémoires. Chronologie, Archéologie, Numismatique, Biographie (107). Géographie, Ethnographie, Statistique, Voyages, Topographie (22). Philologie, Pédagogie, Instruction publique, Livres pour la jeunesse (70). Politique, Economie politique, Administration publique (47). Histoire naturelle, Botanique, Agriculture, Physique, Chimie, Pharmacie. Géologie. Astronomie (65). Médecine, Chirurgie, Art vétérinaire (28). Mathématiques, Architecture (28). Sciences militaires (14). Industrie, Commerce, Travaux publics, Arts et Métiers (32). Romans, Théatre, Poésie, Mémoires (172). Bibliographie (16). Revues et Journaux (96). Beaux-arts et Peinture (12). Ouvrages divers (44). —

Die wissenschaftlichen Journale und Gesellschaftsschriften sind auch in den betreffenden Wissenschaftsklassen verzeichnet, die Schriften gelehrter Gesellschaften zusammengestellt unter der Rubrik Revues et Journaux, nämlich: Annales de la Société de médecine d'Anvers, Annales et Bulletin de la Société de médecine de Gand, Annales de la Société medico-chirurgicale de Bruges, Annales de la Société d'émulation, Annales de la Société des sciences naturelles et médicales de Malines, Annales de la société de médecine pratique de la province d'Anvers, Bulletin de l'Académie royale de médecine de Belgique, Annales de la Société archéologique de Namur, Annales de l'Académie d'archéologie de Belgique, Bulletin de l'Académie royale des sciences, und unter der Rubrik Ouvrages divers: Mémoires de la Société royale des sciences de Liége, Mémoires et publications de la Société des sciences du Hainaut, Mémoires de l'Académie royale des sciences und Annuaire de l'Académie royale des sciences. — Daß auch sonst noch einige Werke in mehreren Klassen, zum Behuf des leichteren Auffindens in dem systematischen Register vorkommen und in dem belletristischen Fache die Nachdrücke französischer Romane u. dgl. in nicht kleiner Anzahl angetroffen werden, bedarf wol keiner Bemerkung. Auch mehrere Separatabdrücke einzelner Aufsätze aus Zeit- und Gesellschaftsschriften finden sich.

Dem Unternehmen des Herausgebers gebühret unbedingt die vollkommenste Anerkennung, um so mehr, da er, wie schon bemerkt, (von der Mühe, die bei mehrfachen sich entgegenstellenden Schwierigkeiten, auf die Aechtheit gewandt werden muß, ganz abgesehen), auf directen bibliopolischen Gewinn dabei nicht rechnen darf. Die vierzehn Jahrgänge der Bibliographie bilden ein nicht blos dem Buchhändler, sondern auch dem Gelehrten jeden Faches und dem Bibliothekare sehr nützliches Repertorium der belgischen neueren Literatur; unser Exemplar hat uns oft sonst nirgends dargebotene Nachweise gegeben.

Bei dieser Gelegenheit haben wir noch auf eine schon vor längerer Zeit veröffentlichte Schrift des Hrn. Muquardt, die bereits vielfältige Beachtung und Besprechung gefunden, aufmerksam zu machen. Ihr Titel lautet: De la propriété littéraire internationale, de la contrefaçon, et de la liberté de la presse (VIII und 62 Seiten 8). Der Verf., der diesen höchst wichtigen Gegenstand des internationalen bibliopolischen und literarischen Verkehrs bereits früher in einer auch in diesen Blättern erwähnten kleinen Schrift behandelte, hat jetzt abermals denselben, in ausführlicherer Weise und aus neuen Gesichtspunkten aufgefaßt, gründlich, einsichtsvoll und wohlmeinend erörtert. (Die Schrift ist auch in deutscher Uebersetzung erschienen.)

Hoffmann.

Miscellen.

In der Sitzung der Londoner asiatischen Gesellschaft vom 5. v. M. wurde von deren Secretair u. a. auch ein eben von Ninive eingegangener Aufsatz, einen Umriß der assyrischen Geschichte, von dem Obristen Rawlinson, enthaltend, verlesen. Derselbe beginnt mit einigen einleitenden Bemerkungen über die Lage des assyrischen Reiches in den ältesten Zeiten, und giebt darnach einige geographische Details und mehrere Identificationen von großer Wichtigkeit. Diesen folgt eine Beschreibung des assyrischen Pantheons, so wie ein Verzeichniß der verehrt gewesenen Gottheiten, mit Angabe ihrer Attribute, und eine Notiz über ihre Analogieen mit den griechischen und römischen Göttern. Sodann zu dem Geschichtlichen des Gegenstandes übergehend, theilt der Obrist Rawlinson in einer ununterbrochenen Beschreibung die Namen, die Thaten und die Folge der assyrischen Monarchen von dem Zeitpunkte, wo das Reich gegründet worden, bis zu der Einnahme von Ninive mit. Der letzte Abschnitt des Aufsatzes enthält eine umständliche Beschreibung der Regierung Sennacherib's, von Jahr zu Jahr bis zu seinem Tode, mit besonderer Berücksichtigung der syrischen Daten über die Expedition des Monarchen gegen Hezekiah, den König von Judäa.

Sir David Brewster, sagt der Scotsman, hat die Entdeckung gemacht und es außer allen Zweifel gestellt, daß der große Diamant im Besitz der Königin, welcher vorigen Sommer in der Ausstellung so großes Aufsehen machte, nicht der ächte Koh-i-nur ist, welchen der Großmogul einst im Besitz gehabt hat. Er ist trotz dem jedoch ein sehr schönes Juwel, und auch s. Z. von dem Schah Surus an Rundschelt Singh als der wirkliche „Berg des Lichts" ausgeliefert worden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 54. **Mittwoch, den 7. Juli.** **1852.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Ein Zecher. Von H. Zelle..... Seite 417
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.)..... „ 418
Literatur:
Ausführliche theoretisch-praktische Grammatik der französischen Sprache für den Schul- und Privatgebrauch. Von L. Reignier „ 421
Illustrirtes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung im häuslichen Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd. „ 422
Miscellen..... „ 424

Ein Zecher.

Mir will kein Vers gelingen
Voll heitere Lebenslust,
Ich kann nicht fürder singen
Mit jugendfrohe Brust.
Herr Wirth bringt mir den Becher,
Füllt ihn mit edlem Wein,
Kredenzen mag dem Zecher
Eu'r holdes Töchterlein.

Da draußen blühn die Reben,
O wonnesamer Mai,
Ich muß den Becher heben,
Mir wird das Herz so frei.
Mir pulst durch jede Fiber
Das Blut so frei und frisch,
Setzt, braver Wirth, mir lieber
Gleich Flaschen auf den Tisch.

Wie jubeln auf den Auen
Die Amsein und der Fink,
Die ihre Nester bauen
So fröhlich und so flink.
Sie jubeln und sie singen
Im grünen Laubrevier,
Mit Gläsern muß man klingen,
Setz' Dich, mein Kind, zu mir.

Zuweilen fällt ins Leben
Doch klarer Sonnenschein,
Der läßt die edlen Reben,
Und Obst und Korn gedeihn.
Mir wird das Herz schon weiter,
O Lenz, o Blumenduft,
Ich bin so froh, so heiter
Wie Lerchen in der Luft.

Wie jubeln auf der Halde
Die Vögel laut und hell,
Die Rehe nahn vom Walde
Und baden sich im Quell.
Der Hirte pfeift ein Liedel,
Es windet Kranz um Kranz,
Und Abends lockt die Fidel
Das ganze Dorf zum Tanz.

Dann klingt so hell die Geige,
Und Alles schlingt den Reihn,
Doch sieh', es geht zur Neige
Schon wiederum der Wein.
Herr Wirth, es wäre besser,
Die Flaschen all' sind leer,
Ihr rolltet schwere Fässer
Zu unsern Sitzen her.

Gefüllt sind die Pokale,
Sieh' ein, sieh' zwei und drei,
Zu meinem Göttermahle
Ruf' Jeden ich herbei.

Digitized by Google

Der gern im grünen Haine
Den vollen Becher schwingt,
Und bei dem edlen Weine
Ein lustig Liedel singt.

H. Zeise.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Localität des Franziskanerclubs war für die Marseillaner eine sehr geschickt gewählte strategische Stellung." Die Vorstadt St. Anton zur Rechten, die Vorstadt St. Marceau zur Linken, die eine über den Carrouffel ziehend und in der Fronte angreifend, die andere über den Pont Royal anrückend, und von dem Eck-Pavillon und dem Garten agirend. Die Armee des Centrums, aus den Marseillanern gebildet, mit der Lärmkanone voraus, die Mairie, welche die Ordres ertheilte, zum Stützpunkte, und gefolgt von der unsauberen Truppe Schulbuben, Studenten der Chirurgie, Arbeiter und Hauslehrer, einer heißköpfigen, mit Griechischem und Lateinischem vollgepfropften Jugend, von der ein Stadtviertel selbst seinen Namen bekommen hat — das waren die Vortheile und die Mittel, welche den Angreifern zu Gebote standen."

Man verabsäumte auch nichts, um das Bataillon Marseillaner möglichst wirksam zu machen. Es erhielt am 9. hundert Patronen per Kopf.

„Am Sonnabend, den 9.," sagt Röderer, „erfuhren wir durch ein Mitglied des Generalraths in offner Sitzung, daß die Administratoren der Polizei durch einen vom 4. datirten Befehl unter die Marseillaner 5000 scharfe Patronen hatten vertheilen lassen, obgleich ein Beschluß des Departementsdirectorium existirte, der jedes Austheilen von Munition ohne seine Erlaubniß untersagte."

Panis, das Mitglied der Polizei-Administration und der oberste Anordner der Septembermetzeleien ist es gewesen, der den Marseillanern die Patronen hat liefern lassen, wie er sich dessen später auf der Tribüne des Convents selber gerühmt hat.

„Wir, eine gewisse Anzahl guter Bürger, kamen zusammen," sagte er, „um patriotisch die Mittel zur Belagerung der Tuilerien zu berathen. — Da kamen die Marseillaner, und verlangten, wir sollten ihnen Patronen geben. Wir konnten das ohne Ihre Unterschrift, Präsident, nicht thun; (Petion präsidirte) wir nahmen jedoch Anstand, mit Ihnen davon zu sprechen, weil Sie nicht mißtrauisch genug waren. Da setzte sich ein von Patriotismus glühender junger Marseillaner ein Pistol auf die Brust, unter dem Ausruf: „ich erschieße mich, wenn Ihr mir nicht Mittel gebt, mein Vaterland zu vertheidigen!" Er hatte uns bis zu Thränen gerührt, und da unterzeichneten wir endlich für uns allein den Befehl zur Auslieferung der Patronen."

Da haben wir nun die Militairmacht der Emeute; nun wollen wir uns auch mit ihrer Organisation, ihren Plänen, ihren Häuptern bekannt machen, und zeigen, in welche Hände Frankreich zu fallen im Begriff stand.

Bei der Revolution vom 10. August muß man, wie bei allen übrigen, diejenigen, welche dieselbe leiteten und ausbeuteten, von denjenigen sondern, die sie ins Leben gerufen hatten. Robespierre, Danton und Marat, die sie den Girondisten in dem entscheidenden Augenblick vorweg nahmen, waren nicht einmal dabei zugegen gewesen; sie kamen erst nach dem Siege aus ihren Höhlen hervor, um die Todten zu plündern und den Ueberwundenen den Gnadenstoß zu geben.

Robespierre ist das auffallendste Beispiel in der Geschichte, was sich in der Politik durch bloße Behutsamkeit und richtige Haltung ausrichten läßt. Das eine und das andere bildeten seine beiden Haupbefähigungen. Während er bei Allem im Spiel war, ließ er sich nicht blicken. Er ließ handeln, legte aber nicht selber Hand an. Obwohl Advokat und Journalist, hielt er im Sprechen und Schreiben das strickteste Maß. Er hüthete sich, Briefe zu schreiben, und noch mehr, seine Unterschrift zu geben. Davon geben die Bücher der Piken-Section, die unter seiner Leitung stand, einen merkwürdigen Beweis. Robespierre führte in derselben im August 1792 den Vorsitz. Im darauf folgenden Monate war der Marquis von Sade ihr Secretair. Die Protocolle wurden regelmäßig abgefaßt und in das dazu bestimmte Buch eingetragen. Jedermann unterschrieb sie, nur Robespierre nicht. Am Schluß des Monats bemerkte der Secretair, bei der Uebergabe des Buches, daß Herr Robespierre noch zu unterzeichnen hätte; aber er hat es bleiben lassen.

Dank dieser Vorsicht haben die Geschichtschreiber im Allgemeinen denn schon sagen können, daß Robespierre's Wissen um die Septembermetzeleien durch nichts erwiesen sei; auch hat er dies selber in Abrede gestellt. Aus der zufälligen Erhaltung des officiellen Textes zweier Protocolle ergiebt sich jedoch, daß er an den desfallsigen scheußlichen Berathungen Theil genommen hat.

Während der ganzen Entwickelung der Revolution vom 10. August hielt Robespierre sich verborgen. Vergniaud hat ihm das am 10. April 1793 mitten im Convente ins Gesicht gesagt, und Tallien ihm denselben Vorwurf am 9. Thermidor gemacht. Er wagte auch beide Male nicht, es zu läugnen.

Danton, der sehr vermessen in Worten war, war im Handeln auch nicht kühner als Robespierre. Er hat sich wider Willen, und das nur in sehr geringem Grade, wie es ihm nachdem von St. Just vorgeworfen worden ist, bei der Revolution vom 10. August persönlich betheiligt." Durch das Gefühl der Schaam gespornt," sagt St. Just, „kehrtest Du am 9. August nach Paris zurück; Du wolltest Dich in dieser schauerlichen Nacht schlafen legen, wurdest aber von einigen feurigen Freunden der Freiheit nach der Section gezogen, wo die Marseillaner versammelt waren. Du hieltest dort Reden; aber da war schon Alles abgemacht und der Aufstand bereits im Gange."

So lange das Treffen währte, ließ Danton sich nicht blicken. „Danton," sagt Louvet, „der sich während des Kampfes verborgen gehalten hatte, kam nach dem Siege zum Vorschein, und marschirte, mit einem großen Säbel bewehrt, an der Spitze des marseillanischen Bataillons, als ob er der Held des Tages gewesen wäre."

Während des Prozesses hat Danton seine Lauheit bei der Revolution vom 10. August energisch in Abrede gestellt, und man liest folgende Worte in unedirten Notizen, welche Topino Lebrün, einer der Geschworenen, während der Debatten gesammelt hat:

Digitized by Google

„Danton. Ich hatte den 10. August vorbereitet, und habe mich nur drei Tage in Arcis aufgehalten, um, als ein guter Sohn, von meiner Mutter Abschied zu nehmen, so wie meine Angelegenheiten zu ordnen: dafür habe ich Zeugen. Ich bin gebührendermaßen wieder am Platz gewesen. Auch habe ich mich nicht schlafen gelegt; ich war vielmehr, obwohl Substitut der Gemeinde, bei den Franziskaneern. Ich sagte zu dem Minister Claviere, daß wir im Begriff ständen den Aufstand ausbrechen zu lassen. Nachdem ich alle Operationen angeordnet und den Augenblick des Angriffs festgesetzt hatte, habe ich mich, wie ein Soldat, aufs Bett geworfen, unter der Weisung, daß man mich benachrichtigen sollte. Ich ging um 1 Uhr fort, zu der im Aufstande befindlichen Gemeinde, und sprach das Todesurtheil über Mandat aus, der den Befehl, auf das Volk zu schießen, ertheilt hatte. Der Maire wurde in Arreststand gesetzt, und ich blieb dort auf Anrathen der Patrioten."

In dieser Weise suchte Danton die Beschuldigung von St. Just zu entkräften; dabei ist aber zu beachten, daß Robespierre die Ehre, Mandat haben ermorden zu lassen, bereits Manuel und Raffron du Trouillet vindicirt hatten; überdem rechtfertigt Danton's ganzes Leben den Spottnamen *farcirter Steinbutt*, der ihm von Vadier gegeben worden war.

Während Marat der grausamste Mann der Revolution war, war er gleichzeitig der feigherzigste, und seine Furcht gränzte an Verrücktheit. Bei der Annäherung des 10. August war er völlig außer sich, und beschwor Barbaroux, ihn als Jockey verkleidet nach Marseille zu geleiten, wo er sich zu verbergen schon frühee im Sinn gehabt hatte.

„Marat schrieb mir am 1. August," sagt Barbaroux, „um mich dringend aufzufordern, ihn nach Marseille zu bringen, und schickte mir am 3. seinen Vertrauten zu, um mich zu dieser Reise zu bereden. Am 7. schrieb er mir dieserhalb noch ein Mal, und am 9. Abends ließ er mir sagen, die Sache sei von äußerster Dringlichkeit, auch machte er mir den Vorschlag, sich als Jockei zu verkleiden. Er dachte der Zeit sicherlich an keine Revolution; als diese aber den andern Tag vollführt worden war, da rühmte er sich, ihr Urheber gewesen zu sein. Diese Briefe sind von zehn Personen gesehen worden; es kann sich noch einer oder ein Paar davon unter meinen Papieren befinden; überdem hat Marat selber durch das Abdrucken meiner Antworten in seinem Journal von dieser Correspondenz Zeugniß abgelegt."

Inzwischen war Marat Ende Juli noch Royalist. Er bot zu jener Zeit Barbaroux und Granet, dem Deputirten der Rhonemündungen, eine Schrift an, die für die Marseillaner bestimmt war. „Dies Werk," sagt Barbaroux, „erschien uns abscheulich, indem es ein Aufruf an die Marseillaner war, über das gesetzgebende Corps herzufallen. Man müsse, hieß es darin, die königliche Familie in Schutz nehmen, aber eine Versammlung ausrotten, die augenscheinlich contrarevolutionair sei."

Der Aufstand vom 10. August wurde von einigen unbekannten Leuten, die das Directorium der Föderirten bildeten, vorbereitet, geleitet, ausgeführt. Diese, mit den Jacobinern verbundenen, Föderirten hatten einen Central-Ausschuß von drei und vierzig Mitgliedern, von welchen fünf erwählt wurden, um den geheimen Ausschuß zu bilden. Dieses waren: Vaugeois, Großvicar des Abts Gregoire, Bischof von Blois; Debesse, vom Drome-Departement; Guillaume, Professor zu Caen; Simon, Journalist von Straßburg, und Galissot, von Langres. Diesen ursprünglich fünf Mitgliedern wurden successive noch folgende beigegeben: Carra, Journalist; Fournier der Amerikaner; Westermann, aus Straßburg; Santerre und Alexandre, Commandanten der Nationalgarde der Vorstadt St. Marceau; der Pole Lazusky, Capitain der Kanoniere der Vorstadt; Antoine, aus Metz, vormaliger Royalist in der Constituante; Lagrey und Garin, Wähler von 1789.

Da haben wir funfzehn Namen, von welchen die famosesten keine andere Notorität als die der Verachtung gewonnen haben und die Mehrzahl der Vergessenheit der Geschichte nicht hat entrinnen können. Doch sind es die Namen von Menschen, durch welche der Thron Ludwigs XIV. und Heinrichs IV. zertrümmert und Frankreich einer Folge von Revolutionen überliefert worden ist, die schon über ein halbes Jahrhundert andauern.

Dies geheime Directorium der Föderirten hatte Anfangs den Aufstand auf den 26. Juli angesetzt, und hielt zu dem Ende in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag den 26. Juli eine Zusammenkunft in einer kleinen Schenke der Vorstadt St. Anton, unter dem Schilde *zur goldnen Sonne*.

„In dieser Schenke war es," sagt Carra, „wo Fournier der Amerikaner uns *die rothe Fahne* brachte, die ich angegeben und mit der Inschrift: *Kriegsgesetz des souverainen Volkes gegen die Empörung der vollziehenden Gewalt*, versehen lassen hatte. Nach derselben Schenke hatte ich auch fünf hundert Exemplare eines Anschlags mitgebracht, der die Worte enthielt: „*Diejenigen, die es sich beigehen lassen würden, auf die Volkscolonnen zu feuern, sollen auf der Stelle den Tod erleiden.* Dieser, bei dem Buchhändler Buisson gedruckte, Anschlag war zu Santerre gebracht worden, wo ich ihn um Mitternacht abholte. Unser Plan kam diesmal durch die Bedächtigkeit des Maire, der muthmaßlich einsah, daß wir den Augenblick der Sache noch nicht gewachsen waren, nicht zu Stande."

Die Erfindung *der rothen Fahne*, durch den Bürger Carra, war eine Art von Parodie auf das Kriegsgesetz, welches am 20. October 1789 auf Antrag von Custine und Barnave votirt worden war. Jenes Gesetz war bestimmt die Insurrectionen zu dämpfen, welche zu jener Zeit durch die erstehenden Clubs und die Wühler des Palais-Royal zu Paris und in den Departements angeschürt wurden. Die Art. 2 und 3 dieses Gesetzes lauteten:

„Art. 2. Die Erklärung des Kriegsgesetzes geschieht damit, daß an dem Hauptfenster des Stadthauses und in allen Straßen *eine rothe Fahne* ausgesteckt wird; gleichzeitig sollen die Chefs der Nationalgarden, der regulairen Truppen und der Marechaussee von den Municipalbeamten aufgefordert werden, mit gewaffneter Hand einzuschreiten.

„Art. 3. Das bloße Erscheinen der Fahne macht jeden Auflauf, mit oder ohne Waffen, verbrecherisch und soll derselbe mit Waffengewalt aus einander gejagt werden."

Die *rothe Fahne* ist während der Revolution jedoch nur ein einziges Mal ausgesteckt und das Kriegsgericht in Ausführung gebracht worden, nämlich am 17. Juli 1789, inmitten einer Versammlung von Aufrührern auf dem Marsfelde Behufs der Unterzeichnung einer von Danton, Brissot und Laclos verfaßten Bittschrift. Die *rothe Fahne*, welche damals entfaltet wurde und womit die Populace am 11. November 1793 Bailly während der langen Agonie, die seiner Hinrichtung voran ging,

Digitized by Google

ins Gesicht schlug, war also die Fahne des Gesetzes, der Ordnung und der Gesellschaft, und es war, wie wir gesagt haben, eine Art von Parodie, daß die Girondisten eine Fahne des Aufruhrs daraus machten.

Es ist in der That Petion gewesen, durch den der Aufstand vom 26. Juli vereitelt worden ist. Er selber hat die Gründe dafür im folgenden Octobermonate in seiner Polemik mit Robespierre angegeben.

„Ich gestehe," sagt er, „daß ich es gewesen bin, der am 26. Juli eine Bewegung verhindert hat, und ich meine, damals einen höchst wichtigen Dienst geleistet zu haben. Die Maßregeln waren so schlecht getroffen, daß man sagen kann, daß ihr Erfolg unmöglich war.

Der Sammelplatz sollte das Terrain der Bastille sein; von dort wollte man um Mitternacht in drei Colonnen aufbrechen, um dem Schlosse zuzuziehen, sich des Königs zu bemächtigen, und ihn in Vincennes gefangen zu setzen. Man hatte auf die Nationalgarde von Versailles gerechnet: um 11 Uhr zeigten mir aber die Municipalbeamten dieser Stadt an, daß ein Bürger, der sich für einen Deputirten der Föderirten ausgegeben, Tags vorher um die Unterstützung dieser Garde nachgesucht habe; daß dieselbe sich jedoch nicht anders, als wenn sie wüßte zu welchem Zweck, und mit meiner Genehmigung in Bewegung setzen würde. Man hatte auch auf die Vorstadt St. Marceau gezählt; deren Bewohner waren aber noch nicht vorbereitet.

„Einer der Chefs, der eine Colonne anführen sollte, kam in dem Augenblicke zur Mairie, wo dort die Municipalbeamten von Versailles gegenwärtig waren, und sagte zu mir, daß man sich nicht verständige und es ihm scheine, als ob einiger Verrath im Spiel sei. Die Marseillaner waren noch nicht angekommen, und wenn man dennoch zur Ausführung geschritten und darin gescheitert wäre, so ließe sich gar nicht absehen, wie sehr unglückselig die Folgen davon hätten sein können."

Nach dieser Vertagung setzte der geheime Ausschuß der Föderirten seine nächste Versammlung bis zum 4. August aus, doch wurde in der Zwischenzeit ein neuer Aufstandsplan für den 31. Juli entworfen. Diesen Plan, welchen Barbaroux, Rebequi, Pierre Bayle, Heron und Fournier der Amerikaner am 30. Juli in einer Schenke zu Charenton verabredet hatten, schlug ebenfalls fehl, doch verdient er, zur Belehrung der Völker und zur ewigen Schande der Aufwiegler, angeführt zu werden.

Um ihn in Ausführung zu bringen, sollten die Vorstädter den folgenden Tag, am 31. Juli, den Marseillanern 40,000 Mann stark entgegen ziehen.

„Dieser Marsch," sagt Barbaroux, „sollte nichts Aufständiges verrathen. Er sollte den Character eines Brüderfestes, oder einer aus eignem Antriebe und ohne Aufforderung den Nachkommen der Phocener erwiesenen Ehrenbezeugung haben. Diese Armee sollte die Marseillaner in ihre Mitte nehmen, und aus den Vorstädten den Kays zuziehen. Auf dem Wege sollte inzwischen ein ansehnlicher Artillerietrain aufgestellt sein, dessen man sich im Vorbeimarschiren bemächtigen wollte.

„In und um das Stadthaus wären tausend Mann geworfen worden, um die Commissarien der Sectionen zu erwarten, die ein neues Municipalcorps bilden sollten. Die Mairie sollte mit 400 Mann besetzt werden, um Petion festzuhalten, und das Departements-Directorium mit anderweitigen 400 Mann. Man wollte ebenfalls von den Posten des Arsenals, der Getraidehalle, des Invalidengebäudes, der Minister-Hôtels und sämmtlicher Seine-Brücken Besitz nehmen."

Bei diesem Plane wurde, so versichert Barbaroux, „weder die Plünderung der Tuilerien, noch die Ermordung seiner Einwohner beabsichtigt. Man wollte nur die beiden Gewalten blockiren, und sie zur Einführung der Republik zwingen. Ob nun die Leiter der Jacobiner sich nicht von den Marseillanern abhängig machen wollten, ob sie an den Erfolg zweifelten, oder ob sie noch nicht zu dem Beschluß, die Monarchie zu stürzen, gekommen waren, genug, die 40,000 Vorstädter erschienen nicht, und die Marseillaner mußten ihren Einzug unter dem Vortritt von ungefähr 200 Föderirten der Departements und ein Paar Dutzend mit Piken und Hirschfängern bewehrten Parisern halten.

Die zweite Zusammenkunft des geheimen Directoriums der Föderirten wurde im blauen Zifferblatt, auf dem Tempel-Boulevard, gehalten. Dort befand sich Camille Desmoulins. Um 8 Uhr begab sich die Versammlung nach der Straße St. Honore, zu Antoine, dem früheren Constituanten, in dem Hause Dupas, bei dem Robespierre bereits wohnte. „Robespierre's Wirthin war," sagt Carra, „über diese geheime Zusammenkunft dermaßen erschrocken, daß sie um 11. Uhr an Antoine die Frage richtete, ob er Anlaß geben wollte, daß Robespierre erwürgt würde. Er antwortete darauf: wenn es ans Erwürgen ginge, so würde uns das treffen; um Robespierre handelt es sich nicht, der braucht sich nur zu verstecken."

Diese Zusammenkunft war entscheidend, nicht gerade ihrer unmittelbaren Resultate wegen, weil die Angriffspläne für den 10. darin festgestellt wurden. „Ich habe," sagt Carra, „eigenhändig den ganzen Aufstandsplan, den Marsch der Colonnen und den Angriff des Schlosses niedergeschrieben. Simon nahm eine Abschrift von diesem Plan, den wir um Mitternacht Santerre und Alexandre zuschickten; unser Project schlug aber noch ein Mal fehl, weil Santerre und Alexandre noch keine Vorkehrungen getroffen hatten und Mehrere erst den Ausfall der bis den 9. August ausgesetzen Debatte über die Suspendirung des Königs abwarten wollten."

Die vielfältigen successiven Verschiebungen machten inzwischen Niemand muthlos, weil sie unter dem Schutze der Polizei und mit Vorwissen eines ewig fluchwürdigen Maire statt fanden, der seine municipale Autorität mißbrauchte, um Paris und Frankreich seiner Partei zu überliefern.

Endlich wurde die dritte Zusammenkunft des geheimen Directoriums der Föderirten in dem entscheidenden Augenblick, in der Nacht vom 9. zum 10 August, gegen 1 Uhr Morgens gehalten, als die Sturmglocken in den Kirchen, deren sich die Verschwörer bemächtigt hatten, angezogen wurden. Als Alles in Bereitschaft gebracht worden war, vertheilten die Anführer unter sich die Rollen.

Fournier der Amerikaner begab sich nach der Vorstadt St. Marceau, Westermann nach der Vorstadt St. Anton, Garin, der Straßburger Journalist, und Carra nach der Kaserne der Marseillaner, im Franziskanerclub.

In einigen Stunden sollte der Kampf beginnen; die Versammlung war mit den Clubs einverstanden. Ludwig XVI. kannte, wie ganz Paris, diese Vorbereitungen und diese Anschläge. „Am 9. August, nach dem Souper des Königs," sagt Peltier,

Digitized by Google

„blieben Ihre Majestäten und die königliche Familie in dem Gemache, das den Namen Conseils-Cabinet führte, und die Minister und die Edelleute, die dort Zutritt hatten, brachten daselbst die ganze Nacht zu.

(Fortsetzung folgt.)

Ausführliche theoretisch-praktische **Grammatik der französischen Sprache** für den Schul- und Privatgebrauch. Nach einem neuen Lehrplan bearbeitet von Louis Reignier. In drei Abtheilungen. Nürnberg, 1850, Verlag von J. L. Lotzbeck. 355 Seiten, gr. 8. *)

Obgleich das obigen Titel führende Werk bereits vor zwei Jahren erschienen ist, und auch sonst seinem Inhalte nach wohl nicht auf ein allseitiges Interesse der Leser dieser Blätter rechnen kann, so möchte eine kurze Besprechung desselben doch nicht ganz ungeeignet erscheinen, da Grammatik und Literatur in einem engen Zusammenhange stehen, und ohne Interesse für den grammatischen Bau einer Sprache auch kein dauerndes und aus bewußter Erkenntniß hervorgehendes Interesse an ihren Literaturwerken möglich ist. — Der Verfasser des vorliegenden grammatischen Werkes hat den Vortheil ein Franzose zu sein, der auch zugleich der deutschen Sprache mächtig ist, und somit einerseits über einen Stoff zu reden, der sein unmittelbares Eigenthum ist, und bei dessen theoretischer Zergliederung ihm überall die Fülle der concreten Beispiele mit Leichtigkeit zuströmt, andrerseits durch seine Kenntniß der deutschen Sprache einen Maaßstab für die größere oder geringere Schwierigkeit zu haben, welche die Auffassung einer grammatischen Eigenheit der französischen Sprache dem deutschen Lernenden bereiten konnte. Obgleich wir nun in dem kurzen, dem Werke vorausgesandten Vorworte nicht, wie es sonst wohl bei Lehrbüchern der Fall ist, eine weitere Belehrung über Beschäftigung und Stellung des Herrn Verfassers empfangen, so möchte uns doch dieser Umstand schon von günstiger Vorbedeutung für sein Werk scheinen.

Der Verfasser hat seinen grammatischen Stoff in drei Abtheilungen gebracht; in der ersten Abtheilung nimmt er die sämmtlichen Redetheile nur kurz, und mit Rücksicht auf den unmittelbaren praktischen Gebrauch durch; die zweite behandelt die Syntax, und läßt sich vornämlich eine denkende Betrachtung der sprachlichen Eigenheiten, und eine Herleitung derselben aus dem innigen Zusammenhange der Sprache angelegen sein; die dritte Abtheilung endlich beschäftigt sich mit denjenigen Verhältnissen, in denen so recht eigentlich das individuelle Leben einer Sprache liegt, — den Synonymen und den eigenthümlichen Redensarten, die man von der Sprache, der sie angehören, Germanismen, Anglicismen, Gallicismen u. s. w. nennt. Angehängt sind diesen Abtheilungen Anekdoten und Charakterzüge, die zum Theil auch ihre sprachliche Bedeutung haben, und deren Auswahl von vieler Umsicht zeugt. Man muß wohl gestehen, daß dieser Plan ein ganz vernünftiger, wenn auch vielleicht nicht in dem Grade neu ist, wie der Herr Verfasser sich dieses einzubilden scheint.

Da es, wie schon erwähnt, nicht unsere Absicht ist, eine erschöpfende Beurtheilung dieses Werkes zu liefern, so begnügen wir uns Einzelnes aus diesem oder jenem Abschnitte herauszunehmen, und daran unsere Bemerkungen zu knüpfen.

Hier müssen wir aber zuvörderst eines Uebelstandes Erwähnung thun, der bei einem Lehrbuche, und zumal bei einem sprachlichen, gewiß kein geringer genannt werden kann, nämlich die typographische Sorglosigkeit, mit der das Werk behandelt zu sein scheint, und die sich fast auf allen Seiten in einer großen Anzahl sinnentstellender und störender Druckfehler zu erkennen giebt; von dem Schnellpressendrucke des Herrn Kunstmann in Erlangen erhalten wir durch dieses Werk keine vortheilhafte Meinung. — Ein anderer Uebelstand liegt darin, daß denn doch der deutsche Ausdruck des Herrn Verfassers kein so durchgebildeter ist, um nicht zu Zeiten unklar, und manchmal selbst unverständlich zu sein. So heißt es gleich Seite 2, wo von dem Gebrauche der großen Buchstaben die Rede ist: „Zufolge der Académie bekommen die Tage, Monate, Winde keinen großen Buchstaben." Dies ist das französische: „Selon l'Académie." Aber meint der Herr Verfasser, daß jeder Leser seiner Grammatik, die er ja auch zum Privatgebrauche bestimmt hat, diesen Ausdruck verstehen werde? — Auch bekommen wohl nur die Namen der Tage, Monate u. s. w. keinen großen Buchstaben, nicht diese selbst. — S. 51 „Auch das u ist lautlos nach dem q, welches mit allen Vocalen beisammenstehen kann." Was ist S. 6 ein „immerlaut voranstehender Vocal?" —

Nicht zu billigen ist überdies auch die Anwendung deutscher und französischer Kunstausdrücke durcheinander, und oft dazu noch für einen und denselben Begriff. So z. B. wird Seite 3 bei der Lehre von den einfachen Vocalen von einem e fermé, e ouvert und einem stummen e gesprochen! und gleich darauf wird dieses stumme e wieder ein stilles genannt! Das heißt der Verwirrung Thür und Thor öffnen! —

Auch die grammatische Anordnung ist nicht immer die übersichtlichste. Der Abschnitt von der Aussprache der Consonanten beginnt Seite 4 mit den Worten: „Die beiden Buchstaben des Gaumorgans: g, c werden vor den verschiedenen Vocalen nicht ganz gleichmäßig gesprochen." Dann ist die Rede von der Aussprache des g und c vor den tieferen Vocalen a, o, u und von der des g vor e und i (y). Hingegen ist von der Aussprache des c vor den letzteren Vocalen erst fünf Paragraphen weiter die Rede, und vorher wird das gue und gui, das gu, das qu, das mouillirte il oder ill, tion, tial u. s. w. behandelt. — Sehr richtig ist die Eintheilung der Vocale in einfache, zusammengezogene und Diphthonguen gemacht; und die vorletzte Bezeichnung unseres Wissens dem Herrn Reignier eigenthümlich, und eine glückliche Erfindung derselben zu nennen. Denn wenn auch schon früher französische Grammatiker darauf aufmerksam gemacht haben, daß die Laute ai in air, lait oder in j'ai, je

*) So eben erhalten wir das neueste Heft des, in diesen Blättern schon mehrfach erwähnten, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen von Ludwig Herrig (Elfter Band, zweites Heft, Braunschweig 1852) und finden in demselben (p. 223 fgg.) eine Beurtheilung der Reignier'schen Grammatik, die, wenn auch mit Gründlichkeit auf dieses Werk eingehend, doch die schwachen Seiten desselben mit allzugroßer Geflissentlichkeit hervorzuheben scheint.

Digitized by Google

donnai, und in maître, traître; au in haut, chaud, aou in août, aoûteron; eau in beau, eau; eu in bleu, heureux; ei in peine, veine; ou in mouvir, roue keine Diphthongue sind, wie die ältere Grammatik sie bezeichnet hatte, sondern vielmehr als Monophthongue gelten müssen, so waren diese Grammatiker bisher doch nicht weiter als bis zu einer Kritik der Namen diphtongues und voyelles composées gelangt, erst bei dem unsrigen findet sich der passende Ausdruck: „zusammengezogen" für diesen Vorgang der Sprache. — Wenn nun diese Neuerung sehr zu loben ist, so ist es um so beklagenswerther, daß der Mangel in der Anordnung des Stoffes die hierdurch gewonnene größere Klarheit fast ganz wieder aufhebt, indem S. 3 und fg. von den einfachen Vocalen und Diphthonguen, und erst S. 11 und fg. von den zusammengezogenen Vocalen, dazwischen aber von der Aussprache der Consonanten, von den Endbuchstaben u. s. w. die Rede ist. —

Bei der Abfassung der Regeln scheint die klassische französische Grammatik von Girault Duvivier: Grammaire des Grammaires ou analyse raisonnée des meilleurs traités sur la langue Française, ein von der Université unter die zur Preisvertheilung geeigneten Bücher aufgenommenes, und von der Académie mit dem Prädicat „indispensable à ses travaux et utile à la Littérature en général" ausgezeichnetes Werk, stark benutzt worden zu sein, was wir indeß nicht tadelnshalber erwähnen, da auch dieses so rühmlich genannte Werk sich in nicht geringem Maaße auf die Arbeiten der Vorgänger stützt. —

Auch an dem Abschnitte über die Locutions oder eigenthümlichen Redensarten haben wir eine gewisse Willkürlichkeit der Zusammenstellung, und namentlich auch die nicht sorgfältig genug beobachtete Trennung von edleren, unedleren und ganz vulgären Redensarten zu rügen; Redensarten wie: c'est un homme indécrottable, er ist recht ungeschlacht (ja nicht: ungeschlachtet, wie in der Grammatik steht), il est demeuré bleu, er ist ganz starr geblieben, erkennt das Dictionnaire de l'Académie gar nicht an, eine Redensart wie: voyez la pecque, sehen Sie nur wie naseweis, bezeichnet dasselbe als familier et peu usité; vous m'avez planté-là, Sie haben mich sitzen lassen, il s'est complétement blousé, er hat sich tüchtig geirrt, sind ganz vulgäre Redensarten, mit deren Erlernung man sich Zeit lassen kann, und die wohl in keine Schulgrammatik gehören, am Allerwenigsten ohne irgend eine Bemerkung. Auch die deutsche Uebersetzung dieser Redensarten scheint nicht immer gelungen zu sein. Parlez-moi en termes plus mesurées heißt wohl nicht eigentlich: „Sprechen Sie mäßiger mit mir", sondern: gemessener, in gemesseneren Ausdrücken; und il est au dessous de ses affaires, heißt wohl nicht: „Er ist in unglücklichen Umständen", sondern: Er ist seiner Aufgabe, seinem Amte nicht gewachsen. —

Die Erklärung der Synonymes ist oft so kurz gerathen, daß die Verschiedenartigkeit ihrer Bedeutung bei der generellen Aehnlichkeit nicht deutlich genug wird. So z. B. werden die vier Verben annuler, infirmer, casser, révoquer nebeneinander aufgeführt und zur Erklärung ihrer Synonymik gesagt: „Les deux premiers se disent des actes qui font règle parmi les hommes. Les deux derniers se disent des actes et des hommes." Ist das eine genügende Erklärung? Nicht selten ist auch die gemachte Unterscheidung ziemlich willkürlich. So heißt es von ancêtres und aïeux: „nos ancêtres sont ceux qui ont vécu avant nos aïeux; nos aïeux, ceux qui ont vécu avant nos pères." Allein nach der Entscheidung der besten Grammatiker, — Th. Corneille in seinen Remarques sur Vaugelas, M. Laveaux, dem Dictionnaire — sind aïeux und ancêtres fast homonym, und wenn die Großeltern bezeichnet werden sollen, so sagt man nicht: aïeux, sondern aïeuls. (Girault Duvivier p. 369 Remarques détachées). Aehnlich ist es mit: anciennement, jadis, autrefois; da die Gränze zwischen aïeux und ancêtres nicht so scharf ist, so ist es auch gar nicht der Fall, daß anciennement unbedingt dem ancêtres, jadis dem aïeux, und autrefois dem pères entspricht.

In den Anecdotes et traits caractéristiques endlich begegnen wir manchen interessanten kleinen Erzählung; namentlich haben uns diejenigen gefallen, in denen sich zugleich eine Eigenheit der französischen Sprache charakterisirt, und die daher der sprachlichen Belehrung von Seiten des Lehrers ein sehr geeignetes Feld eröffnen, so z. B. das Wortspiel mit brûler in No. 22, die Hervorhebung des Geschlechtes von incendie in No. 25, No. 59 über caporal et hommes, die Anekote von dem französischen Grammatiker Urbain Domergue in No. 80 u. s. w.

Trotz mancher nicht zu verkennender Mängel ist somit die französische Grammatik des Herrn Louis Reignier weiter Vorgerücken, die sich allenfalls schon ein selbstständiges Urtheil in sprachlichen Dingen zutrauen dürfen, und denkenden Lehrern, die nicht immer die breit getretene Heerstraße wandeln mögen, immerhin mit bestem Gewissen zu empfehlen. —

Abgesehen von den zu Anfange gemachten Ausstellungen sind Druck und Papier des Werkes recht gut zu nennen. —

MM.

Illustrirtes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung im häuslichen Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd. II. Band. 3tes, 4tes, 5tes Heft. Triest 1851. 1852. Im Verlage der literarisch-artistischen Abtheilung des österr. Lloyd.

(Vgl. Nr. 11 und 21, 1852, dieser Zeitschrift.)

Wir wollen diesesmal mit dem Nachweis der neun Stahlstiche, welche die drei Lieferungen schmücken, unsere Anzeige beginnen, da diese artistischen Beigaben, wenn auch nicht als Haupt-, doch als ein vielen Freunden des Familienbuches lieb gewordener Bestandtheil desselben zu würdigen sind. Es sind folgende: L'arte. Beziehung der Welt (durch ein gleichnamiges Gedicht erläutert). L'asilitta. Die Schwerbedrückte (nebst Gedicht). Klagenfurt (mit kurzer topographischer und geschichtlicher Erläuterung). Donna Svizzera. Schweizerin (poetisch erläutert). Mosé salvato dalle aque. Die Rettung Moses aus dem Wasser (gleichfalls mit einer Dichtung). Schloß Stolzenfels (mit Commentar). Carl V. (und die Wache; nebst poetischer Erzählung des Vorfalles, auf welchen sich das Bild bezieht). Il dolore. Der Schmerz (mit dem Gedichte: Getheilter Schmerz). Parthenon (nebst Beschreibung nach Prokesch; erster Artikel eines Aufsatzes: „Die Denkmale Griechenlands").

Digitized by Google

Die Novelle: „Taubstumm", von Fr. Uhl, welcher von den Preisrichtern außer dem üblichen Honorar der erste Preis von 30 Ducaten zuerkannt wurde, ist im dritten Hefte, die, welche den zweiten Preis von 20 Ducaten erhielt: „Anna Marie, oder Mich wundert's, daß ich so fröhlich bin", von E. Ritter, im vierten Hefte abgedruckt. Das Urtheil ist von Sachkundigen (Grillparzer, Friedrich Hebbel und Hermannsthal) gefällt; die Novellen sind beide vorzüglich („Taubstumm" ist, wenn wir nicht irren, in einem Frankfurter Wochenblatt bereits ganz wiedergegeben); wir hätten übrigens Hrn. Ritter den ersten Preis zugesprochen; doch das ist eine individuelle Ansicht, die vielleicht von Niemandem, vielleicht auch von einigen Lesern getheilt wird. Es ist der Schluß von „Taubstumm" besonders, der uns, wenn er auch durchaus consequent ist, doch nicht wohlthuend anspricht. Das fünfte Heft bringt eine magyarische Novelle, nach einer wahren Begebenheit, „Katiza", von A. R. von Perger; sie nimmt die Seiten 105—113 ein und ihr nationales Colorit macht sie sehr anziehend.

Gedichte finden sich in den drei Lieferungen in ziemlicher Anzahl, nämlich, ohne die schon bei der Angabe der Stahlstiche genannten: „Orientalische Granaten", von Castelli. „Geburt und Tod", nach dem Spanischen, von Prodotsch. „Das Grab zu Würzburg", nach dem Englischen des Longfellow, von Ernst Ritter. „Genug" und „Ich möchte sterben, wie das Vögelein stirbt", von Vogl. „Kleeblatt", von A. D. Laute. „Echo", von W. v. Metzerich. — Die übrigen Aufsätze sind folgende: „Braunschweig-Harzeburger Eisenbahnmärchen" und „Waldgeläute", Märchen, von Pröhle. „Musterung einiger Lebenslaunen: Die Wünsche; Glück und Unglück." „Der Prinz de Ligne." „Il cavaliere filarmonico." (Mozart. M. Abbild. seines Hauses und dessen innerer Einrichtung.) „Ein Kirchweihfest in Thüringen", von unserem talentvollen Mitarbeiter Hugo Goering. „Fragmente aus dem Wanderbuche eines deutschen Naturforschers im türkischen Asien", v. Moritz Wagner. „Ueber Aberglauben in Beziehung auf Naturerscheinungen", von A. Martin. „Licht und Schattenseiten unseres Wissens", von Demselben. „Die höchsten Berge der Erde; eine geographische Skizze zur Verständigung bei Autoren-Mißgriffen", von Berghaus. (Höchst instructiv, jedoch natürlich polemisch; was die Höhenkarte des „Atlas zum Kosmos" betrifft, so haben die Verleger selbst sie auch verworfen und in der zweiten Lieferung versprochen, eine richtigere entwerfen zu lassen.) „Buntes", In der Abtheilung: „Für Freunde der Literatur" sind besprochen Rußland's Novellendichter, übersetzt von Wolfsohn; Vogl's Marko Kraljewitz, serbische Heldensage; Gusle. Serbische Nationallieder, übersetzt von Franki; Ernst Freih. v. Feuchtersleben's hinterlassene Werke (herausgegeben von Hebbel); Tschabuschnigg's neue Gedichte.

Auch in diesen Heften ist also für Abwechslung bestens Sorge getragen: durch Mittheilung von Novellen und Gedichten für angenehme Unterhaltung der Leser, durch die Auswahl der übrigen Aufsätze für ihre Belehrung.

Die biographischen Notizen über den Prinzen de Ligne im dritten Hefte sind freilich nur kurz, aber sie geben doch ein gutes Bild von dem geistreichen Fürsten; zu einem zweiten Artikel würde des verst. Barons v. Reiffenberg Aufsatz in seinem Annuaire de la bibliothèque royale de Belgique. 7e année, S. 160—264, interessanten Stoff darbieten. (Auch Duwaruff's kleine Schrift: Le Prince de Ligne. St. Pétersbourg 1842, wäre zu benutzen.) Seine Mélanges militaires, littéraires et sentimentales erschienen im Verlage von Walther in Dresden 1795—1811, in 34 Bänden, Oeuvres posthumes, Wien und Dresden 1817, 6 Bände, und Mémoires et Mélanges historiques et littéraires. Paris 1827—29, 5 Bände (Auszüge aus seinen gedruckten Schriften). Eine neuere Gesammtausgabe ist schwerlich vorhanden.

In dem Artikel: „Die Denkmale Gelehrtenlands" im fünften Hefte lesen wir Etwas, das der Verfasser eine „Abschweifung" nennt, wir aber lieber „ein wahres Wort, zur rechten Zeit gesprochen" nennen möchten; zunächst erhalten zwar die lieben Wiener eine kleine, doch wohlgemeinte Lection, aber die guten Bürger mancher anderen großen und kleinen Stadt Deutschlands können sie sich auch ad notitiam nehmen. Deshalb schreiben wir sie ab. „Kein kleiner Theil unseres Unglaubens und unserer sittlichen Verderbtheit ist auf die Unkenntniß dessen zu schreiben, was uns das Heiligste sein sollte, nämlich die Geschichte unserer Vorfahren, unserer Heimat, unseres Geburtsortes, unserer Sitten, Gebräuche und unserer Religion. So z. B. wissen von 1000 Menschen, die im Dom zu St. Stephan in Wien beten, gewiß nicht drei, wer St. Stephan war und wer ihm zu Ehren das Gotteshaus benannt; die Glasmalereien, die Chorstühle, die Tapeten, die Bildsäulen, die Altarblätter, die Grabsteine, die Denkmale — wer kennt sie, wer erzählt ihre Geschichte, wer versteht ihre Bedeutung? Und demnach wäre zu wünschen, daß wenigstens jeder Gebildete das jahrhundertalte Haus genau kenne, in dem er zu seinem Gotte betet; wie Freunde und theure Verwandte würden ihn dann die Herrlichkeiten des Tempels ansprechen, und die Erhebung des Gemüths würde eine innigere und dauerhaftere sein, wenn der Besucher der heiligen Stätte sich von ihr vollkommen Rechenschaft geben könnte! Wo er jetzt gedankenlos vorüber eilt, würde er bewundern und — lieben. Wer aber liebt, zerstört nicht, oder er weiß in seine Zerstörung eine Erhaltung zu legen." (An Schriften, selbst leicht zugänglichen, über den erhabenen Wiener Dom fehlt es zwar nicht; eine der Tendenz des „Familienbuches" entsprechende Geschichte und Beschreibung desselben, mit Illustrationen, würde dennoch, selbst für manche Nicht-Wiener, eine willkommene Gabe sein.)

Die letzten Worte des eben mitgetheilten Bruchstückes erinnern uns an den Aufsatz über Mozart in demselben Hefte. Das alte Haus Mozart's ist niedergerissen (— P. P. Lyser zeichnete die Fronte und nahm den Plan der Wohnung auf —), aber das neue, große, vier Stockwerk hohe Haus, ward vom Besitzer in pietätvoller Erinnerung „der Mozarthof" genannt. „In der Hausflur, hart an der dunklen Treppe steht eine kolossale Sandsteinbüste Mozart's, die allenfalls über dem Brunnen im Hofe freier und schöner den Eintretenden begrüßt hätte. An der Fronte des Hauses aus runden Scheibenfenstern schauen Gluck, Haydn, Beethoven, Cherubini, Rossini, M. v. Weber, im Costume ihrer Zeit vorgeneigt hinaus in das bewegte Treiben der Straße nieder." — Neues, uns und vermuthlich Vielen Neues erfahren wir auch über

Schikaneder und die Zauberflöte.

„Armer Schikaneder! Wo ist dein Grabstein? Wenn auf demselben zu lesen ist: „Dichter der Zauberflöte", so muß dies fort, und es muß verwischt werden, was der Glanz deines Lebens ist. Du warst ein sorglos wandernder Musikant, ein lustiger

Digitized by Google

Possenreißer, ein Possenmacher von seltsamem Humor! Aber ein Dichter, der Dichter der Zauberflöte bist du nicht gewesen. Einmal hatte er, um eine Probe seiner schöpferischen Kraft zu geben, einen geistsprudelnden Einfall, wie dieser Vögel, so wollte er Hühner und Gänse auf die Bühne bringen. Das war zu Preßburg. Er schrieb ein Stück, in welchem Hähne und Hühner die handelnden Personen, eine Gans die Heldin war. Das Costum kostete enorm viel Geld, das ganze Ersparniß des wandernden Comödianten und Directors. Das Stück mißfiel gänzlich und Schikaneder war um seinen mäßigen mühsam erworbenen Wohlstand gebracht.

Doch wir wollen von seiner — von der Zauberflöte sprechen, welche in die deutsche Oper ein neues Element brachte, und mit dem damals durch die Gesellschaft gehenden Hang zu geheimen Logenverbindungen, mit ihren geheimnißvollen Weihen und symbolischen Ceremonien zusammenhing.

Der deutsche Tenorist und geistreiche Director Cornet, erzählte uns folgende Geschichte, als wir eines Abends in heiterem Kreise zusammen saßen: „Mit dieser Zauberflöte und mit dem Schikaneder hat es ein eigenes Bewandniß! Diese Oper hat nicht er, sondern ein aus Halle relegirter Student geschrieben, der schon mehrere Zauberopern verfaßt hatte. Auch die Zauberflöte, deren Stoff er Wieland's „Lulu" entlehnte, hat er verfaßt. Schikaneder änderte nur, strich, setzte zu und endlich seinen eigenen vollen Namen. Der Verfasser hieß Giesecke, war aus Braunschweig gebürtig und leistete als Chorist am Theater im Freihause unter Schikaneder's Leitung ein kümmerliches Dasein. Plötzlich war er verschwunden und Niemand, wenn nicht seine nächsten Bekannten, fragte um den bald Verschollenen. Im Jahre 1818 saß ich mit Seyfried, Karnthner, Küstner, Jul. Laroche bei Tische im Gasthause. Ein alter Herr mit schneeweißen Haaren, im blauen Fracke, in dessen Knopfloch ein Orden glänzte, mit weißem Halstuche, setzte sich neben uns und fesselte uns bald durch seine feinen Manieren und geistvollen Bemerkungen. Er erzählte uns, daß er Professor in Dublin und mit einer naturhistorischen Sammlung, die er während der Continentalsperre auf Island und Lappland zusammengebracht habe, nach Wien gekommen sei, um sie dem kaiserlichen Naturalien-cabinete einzuverleiben. Kaiser Franz hatte ihn mit einer prächtigen, von Solitären glänzenden Dose, die mit Ducaten gefüllt war, beehrt. Seyfried sah den angenehm Sprechenden unverwandt an; endlich sagte er: „Verzeihen Sie, ist Ihr Name nicht Giesecke?" — „„Giesecke ist mein Name."" — So sind Sie auch der Chorist aus dem Freihause?" — „„Gewesen!"" antwortete lächelnd der Naturforscher. Plötzlich war die alte Zeit unter uns aufgetaucht. Erinnerungen, Einfälle, Scenen und Gruppen wurden lebendig. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir auch, wovon Seyfried eine Ahnung hatte, daß die Zauberflöte nicht von Schikaneder, sondern von Giesecke sei, der, ein Freimaurer, entdeckt zu sein fürchtete und Wien plötzlich verlassen habe. Nur die Figur des Papageno und der Papagena erkannte Giesecke als das Eigenthum Schikaneder's an, auf die ihn in ihrem originellen Costume seine Gans- und Hühnercomödie von Preßburg her gerochen haben mochte."

Armer Schikaneder! Die Literaturgeschichte und die Theaterzettel streichen sofort deinen Namen, und „Mozart — Giesecke" wandeln fortan selbander den Weg zur Unsterblichkeit.

Ueber das grüne Vogelpärchen Papageno und Papagena haben wir aber, um den um seinen usurpirten Ruhm gebrachten Schikaneder nicht so ganz beschämt zu entlassen, noch Etwas, was wir der Mittheilung Castelli's, der es aus dem Munde des Bassisten Sebastian Meyer hat, verdanken, zu berichtigen: Schikaneder war ein sehr mittelmäßiger Sänger und gab gewöhnlich von ihm erfundene, ihm darum geläufige Melodien den Componisten an, die sie für sein zerbrochen schallendes Organ setzen mußten. Er wußte aber jedesmal eine eigene komische Kunst durch seinen geistreichen Vortrag hineinzulegen, so, daß sie stets dem Publikum gefielen. Schikaneder sang denn auch Mozarten die Melodien seiner Vogelmenschen so lange vor, bis dieser, der das Duett bereits componirt hatte, nachgebend ausrief: „Das wird ein schöner Schmarn werden." Nach Mozart's Composition riefen die Beiden im Duette, als sie sich wiedersahen, staunend aus: „Papagena!" — „Papagena!" Bei der Probe rief aber Schikaneder in's Orchester hinunter: „Du, Mozart! das ist nichts; da muß die Musik mehr Staunen ausdrücken. Beide müssen sich erst stumm anblicken, dann muß Papageno anfangen zu singen: „Pa, papapa, papa, Pa", Papagena muß das wiederholen, bis endlich Beide entzückt: „Papagena! Papagena!" ausrufen. Der gutmüthige Mozart gehorchte seinem Principale, und das Duett mußte zu großer Beseligung Schikaneder's jedesmal wiederholt werden."

Der Professor der Naturgeschichte und Director des Naturalien-Cabinets zu Dublin, auch Danebrogs Ritter, Karl Ludwig Giesecke, von dem Cornet erzählte, war nach Mensel zu Augsburg geboren und nannte sich später Giesecke-Metzler, studirte nach Beendigung seiner theatralischen Laufbahn in Freiburg Mineralogie, war mehrere Jahre Professor der Philosophie in Halle und bereiste 1806 bis 1813 auf eigene Kosten Grönland. (An Account of eight years residence in Greenland, illustr. by charts and views Lond. 1819. — Auch einen Syllabus of a mineral system for a course of lectures. Dubl. 1815, gab er heraus.)

Hoffmann.

Miscellen.

In der Sitzung der Londoner syrisch-ägyptischen Gesellschaft vom 8. v. M. verlas Herr Shaepe ein Schreiben des Herrn Dr. Haeris zu Alexandrien mit einem Bericht über die französischen Ausgrabungen in der Nähe von Memphis. Demzufolge ist dort in den Hügeln eine tunnelartige, 2000 Fuß lange, Gallerie blosgelegt worden, die zu beiden Seiten 30 Zellen, jede mit dem riesigen Sarcophage eines der geheiligten Stiere besetzt, enthält.

In der Sitzung der Londoner Linnéischen Gesellschaft vom 15. v. M. wurde u. a. auch ein Blatt der Victoria Regia vorgezeigt, das sechs Fuß Umfang hatte.

Gedruckt bei A. H. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 55. **Sonnabend, den 10. Juli.** **1852.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Auf den Klosterruinen im Hallthale. Von A. Pichler..... Seite 425
Ein Dissentee in Tirol..... „ 426
Das heutige Jerusalem..... „ 428
Literatur:
Das moderne Drama. Aesthetische Untersuchungen von Hermann Hettner..... „ 429
Hausbüchlein für das Volk und seine Freunde. Von Heinrich Pröhle..... „ 431

Auf den Klosterruinen im Hallthale.

Umwallt von Flechten ragt in Wittwentanne
Die alte Tanne aus des Waldes Mitte,
In Schutt zerfiel an ihrem Fuß die Mauer
Und staunend hemmt der Wandrer die Schritte.

Da fängt es an zu flüstern in den Zweigen,
Und leise gibt sie von der Vorzeit Kunde,
Die Alpenrosen still erröthend neigen
Sich auf das feuchte Moos im Waldesgrunde.

„Wo du jetzt ruhst — vor vielen hundert Jahren
Stand da ein Kloster freundlich anzuschauen,
Es dienten fromm dem Herrn der Engelscharen
Im heiligen Verbande reine Frauen.

Nachts übertönte Gott geweiht die Mette
Des Baches Brausen unten tief im Thale,
Und kam der Morgen, sangen in die Wette
Sie mit den Vögeln bei dem ersten Strahle.

Im Sommer bei des Mittags dumpfer Schwüle
Da ruhten sie versammelt hier im Kreise,
In meinen Schatten lockte sie die Kühle
Und Labung bot die karg gemess'ne Speise.

Wenn dann im Abendroth die Berge glühten,
Sah ich sie beten, jedes Knie gebogen,
Wie Sarons Lilien und Rosen blühten
Und auf zum Himmel ihre Düfte zogen.

So manche Nonne ist dahin geschieden,
Ihr folgten andre nach auf Gottes Wegen,
Wer zählt die Jahre, die in Himmelsfrieden
Vorüberzogen reich an hehrem Segen!

Da kam ein Tag, ich denke sein mit Bangen;
Es zogen Knappen her mit bunten Fahnen,
Noch höre' ich, wie Musik und Lieder klangen,
Nach Osten wollten sie die Gänge bahnen.

Was mußten sie an diese Thore pochen?
Den Nonnen ward's zu enge in der Zelle,
Sie haben keck Gelübd' und Schwur gebrochen,
Ich mußt' es sehn, hier an dieser Stelle.

Soll wiederholen ich die alte Sage?
Sie leerten Küssen bald mit bleichen Lippen,
Leichtsinnig scherzend bei dem Trinkgelage
Vom rothen Wein aus vollem Kelche nippen.

Und wenn du wüßt, du fändest eingeschnitten
An meinem Stamm aus jener Zeit zwei Herzen,
O laß mich schweigen, was ich da gelitten,
Dem tiefsten Mark entquoll das Herz vor Schmerzen!

Digitized by Google

Sie flohen fort, nicht eine blieb von Allen,
Das Heiligthum zu wahren und zu hüten,
Da stürzen nach und nach die Bogenhallen,
Der Frühling deckt den Schutt mit seinen Blüthen.

Der Nebel zieht, wo einst im weißen Schleier
Die Frauen gingen durch die grünen Thale,
Der Gießbach rauscht nicht mehr zur heil'gen Feier,
Er eilt dem Strom sich brausend zum Chorale.

Nicht viele Jahre mehr, so sind verschwunden
Die letzten Spuren von der letzten Manne,
Vielleicht hat mich bis dort ein Blitz gefunden,
Ich bin sie müd' die lange Wittwentenne!

Insbruck. Adolf Pichler.

Ein Dissenter in Tirol.

Eine Veränderung der religiösen Gesinnung ist im Unterinnthal eben nichts unerhörtes. Das Schicksal der Zillerthaler ist bekannt: sie wollten lieber von ihren Angehörigen sich trennen und von den Halden und saftigen Almen ihres heimatlichen Thales in die weltentlegene Fremde wandern, als die neugewonnenen Grundsätze sich entreißen lassen. Eine andere Sekte, die der Manhartter, bildete sich in der Gegend von Hopfgarten, doch ist diese bedeutend weniger verbreitet. Allein daß ein Priester in der stillen Abgeschlossenheit eines Seitenthales, und meistens außer aller Berührung mit der gedankenbewegten Welt, allmälig zu einer andern Ueberzeugung übergehe und ihr folge, dieses dürfte für ein äußerst seltenes und aus dem Grunde nicht uninteressantes Ereigniß gelten. Ich versuche daher meine Erinnerungen an einen solchen Fall sammt den Erkundigungen darüber hier zusammen zu stellen.

Wenn ein noch Unbekannter sich für längere Zeit einem Familienkreis zugesellt, dann ist bei seinem Eintritt wol die ganze Aufmerksamkeit nur auf ihn gespannt. Aehnlich verhält es sich bei der Ankunft eines neuen Geistlichen in Landgemeinden, so auch in B*bach. Besonders lebhaft war einmal in meiner Knabenzeit die Neugierde der Bewohner auf den neuen Hülfspriester, da man den frühern, der mit den Leuten gar gut umzugehen gewußt, sehr ungern weggelassen hatte. Ich wollte wetten, manches Mütterlein dachte an nichts anderes, als an die Ankunft des erwarteten Coadjutors, wenn zufällig um diese Zeit die Katze sich mit der rechten Pfote den Kopf strich: es gilt dies als ein Zeichen, daß jemand ankommen werde, wogegen das Streichen mit dem linken Pfötchen eine Vorbedeutung des Abgehens ist. Jeder bemühte sich nun „den jungen Herrn", wie man den Coadjutor zum Unterschiede vom Vicar, meist einem schon ältern Manne, fast allgemein nennt, mit seinem Scharfblicke zu beobachten. Da ich als Ministrant ihn gleich von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekam, mußt' ich nicht selten ein scharfes Examen über ihn bestehen und das Amt eines Nomenklators versehen; den früher nie gehörten Namen Anker konnte man nicht gleich behalten. Daß dem Herrn Schröcker, dem ehemaligen Hülfspriester, dieser nicht verglichen werden könne, darüber war man bald im Reinen: denn jener sei schon ein „weltfeiner" Mensch gewesen, wie man es nicht leicht finde. Gerade im Gegentheil kam Alois Anker in einer Zeit von mehr als drei Jahren mit sehr wenigen, oder vielleicht besser gesagt, mit niemandem in nähere Verbindung. Er lebte ziemlich zurückgezogen und mochte seine Studien wol angelegentlich betreiben; es war schon über sein ganzes Wesen ein gewisser Ernst verbreitet, bei dem jedoch nicht etwa ein Charakter düsteren Brütens auffiel. Uebrigens ist er mir als ein junger Mann von hohem Wuchs, weder mit schönen noch sonderlich geistreichen Gesichtszügen im Gedächtniß. Seine Kleidung war einfach, meist ein schwarzer bis auf die Füße hinabwallender Talar, wie die Alumnen im Salzburger Priesterseminar, aus dem er wahrscheinlich vor Kurzem erst in die Seelsorge gekommen war, einen zu tragen pflegen.

Der Besuch eines Wirthshauses war bei ihm so selten, als die hohen Festtage im Jahr, obgleich sonst die christlichen Seelenhirten im Unterland mit dem altheidnischen Weinpatron Bacchus durchaus in keinem gespannten Verhältnisse leben. Allein dies war nicht ein Zug von Knickerei, sondern edelste Sparsamkeit, die großentheils seiner Mutter zu Gute kam, deren Lage, wie die Rede ging, nur durch die dankbare Sorgfalt ihres Sohnes keine drückende war. Ja wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, hab' ich auch gehört, er sei fast aus Liebe zu jener Priester geworden, um sie durch eine ihren Wünschen nicht gemäße Standeswahl nicht zu betrüben. Dies Motiv ist gewiß nichts weniger als tadel; allein wer sich durch heilige Gelübde einem Amte verpflichten will, der möge zuerst mit Ernst bedenken, was es heiße: für das ganze Leben.

Doch konnte man, besonders wenn man nicht Ankers inneres Leben ein bischen beachtete, eben nicht bemerken, daß er in seiner Lage mißvergnügt sei oder sich beengt fühle und aus derselben hinausstrebe. Er verrichtete seine kirchlichen Obliegenheiten mit großer Pünktlichkeit, nur konnte er eine innere Zerstreutheit nicht immer gänzlich verbergen. Er mag manchmal mit seltsamen Gedanken, nach der Folge zu urtheilen eher aus Hegel als einem heiligen Kirchenvater geschöpft, in die Sacristei gekommen sein, wo er gewöhnlich nur ein paar Augenblicke vor dem Beginne des Gottesdienstes eintraf. In seinen Christenlehren, die nicht selten einen naturgeschichtlichen Anstrich hatten, drängte er anfangs besonders auf den nachmittägigen Kirchenbesuch. Da er bald eine Wirkung seiner Worte zu verspüren glaubte und sich zum Mesnerknecht darüber äußerte, erlaubte sich dieser die Bemerkung: es wundere ihn, daß der Herr Coadjutor den Nachmittags-Gottesdienst so anpreisen möge; ob er denn nie gehört habe, daß man zu einer Vesper keine Geiß aufwecken solle. Da zog nun, wie man begreifen wird, ein düsteres Wölklein über das Gesicht des Geistlichen; darauf war er nicht gefaßt gewesen. Allein wie er zurechtweisend erwidern wollte, fand es jener gerathen, seinen Spaß zu berichtigen. „Nein, nein! sagte er, es ist nicht so schlecht gemeint gewesen. Ihr habt nur gerad' nicht darauf gedacht, daß eine Geiß bei einer Vesper nichts zu thun habe." Diese Antwort nöthigte dem Herrn wieder ein Lächeln ab und auf seine Stirne kehrte die Heiterkeit zurück.

Seine meist langen Predigten, oft im Tone Werther'scher Naturbetrachtungen, konnten nur sehr geringe Theilnahme finden. Ich erinnere mich noch ganz gut, wie an einem sehr hohen Feste nach dem Mittagessen einmal ein Bauer sich um den Nachmittags-

Digitized by Google

prediger erkundigte. Da ihm Herr Ankes als solcher bezeichnet wurde, meinte er, es sei gescheiter sich unterdessen auf die Ofenbank hinzustrecken und ein Schläfchen zu machen, weil er von diesem Geschwätz doch nichts verstehe. So viel ich mich entsinne ist er auch, ohne besondere Gewissensangst, dieser Ueberzeugung gefolgt, obschon er sonst, der einzige im ganzen Thal, Jahr aus Jahr ein nie unterließ seinem Hausgesinde täglich drei Rosenkränze — nämlich einen nach jedem Essen — vorzubeten. Bei dem Landvolk ist eine leichtfaßliche Anrede, die dabei immer schön und würdig gehalten sein soll, am Platze: eine Abhandlung über des Schöpfers Allmacht und Weisheit, wie uns diese in der Natur im Großen und Kleinen begegnet, spricht den Bauer wenig an. Er wird sich schwerlich daran gewöhnen, bei dem Anblick der Blumen seines Feldes und der Sonne, welche hoch darüber hinwandelt, die Gottheit anzustaunen; sondern erstere mäht er ab und freut sich nur, wenn sie an den Strahlen der letztern wohlgetrocknetes Heu werden.

Ankes eben berührte Haltung seiner christlichen Unterweisungen dürfte in dem Sprüchlein: „Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über" ihre beste Erklärung finden. Er beschäftigte sich mehr mit philosophischen Studien, als mit christkatholischer Dogmatik, woher es wohl kam, daß er sich in ein auf diese bezügliches Gespräch nie gern einließ. Wenn sein Vikar manchmal ein solches einleitete, suchte er, wie ich von diesem erfahre, immer auszuweichen. Seine meiste Thätigkeit widmete er jedoch der Naturgeschichte; und nach dem Ernst, womit er dies Studium betrieb, zu urtheilen, war es etwas mehr, als bloße Liebhaberei. Ich halt' es, wie im Faust steht, für ein Streben nach der Erkenntniß — — „was die Welt

Im Innersten zusammenhält, — —
— Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt,
Wie Himmelskräfte auf und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen u. s."

Es mochte im theologischen System ihn eben kein heimisches Gefühl erfreuen, daher stürzte er sich der mütterlichen Natur an den Busen, wie man vor der Schwüle eines Sommertages in die kühlen Fluthen sich rettet, oder um einen andern Vergleich zu bringen, wie ein Dürstender durch zu reichlichem Erquickungstrank seine Qual lindert. Beides kann nachtheilig wirken und so dürfte auch bei Ankes Streben zu wenig Concentrirung der Fehler gewesen sein: dies scheinen die Bücher, die auf seinem Studiertisch immer zahlreich neben einander aufgeschlagen waren, ebenfalls zu bezeugen.

Da nun die Leute die Neigungen ihres neuen Coadjutors bald ein Bischen witterten, wurden auch verschiedene Bemerkungen laut. Es müsse halt jeder eine Unterhaltung haben, meinten sie, so einen „Hebstecken," auf den man sich stützen könne. Ein früherer Coadjutor habe sich mit Malen abgegeben, ein anderer mit Musik, den man gar lustige Tänzlein von der Fiedel streichen gehört habe, wenn sein Fenster offen gewesen. Dieser finde nun seine Freude an den Blumen, was noch anginge, aber auch Würmer und Käfer fange er zusammen. Als aber Ankes einmal den Todtengräber ersuchte, ihm die Käfer, welche er beim Grabmachen finden würde, aufzubewahren und dieser unter andern einen auffallend dickleibigen einlieferte, da schien das Lachen und Spaßen, daß „der junge Herr" wohl gar den Käfern, wenn sie Junge bekämen, Hülfe leisten und ihnen zu Gevatter stehen wolle, an kein Ende zu gelangen.

Jedoch kam man ihm von mancher Seite auch sehr wohlwollend entgegen. So überließ ihm ein Wirth ein Gärtchen, das etwa einen Schuß weit vom Widdum auf fettem Wiesengrund umzäunt war. Es hatte früher einer üppigen Pflanzstätte von Unkraut geglichen, wo kaum ein paar Schnittlauchschöpfe kümmerlich fortkommen konnten. Allein unter Ankes höchst fleißiger Hand war diese Wildniß bald gänzlich umgewandelt. In zierlichen, durch Sandwege getrennten Beeten prangte der bunteste Blumenschmuck; in einer Ecke wurde eine Rübislaube und darunter eine schwellende Rasenbank angebracht — ohne Frage des Coadjutors Lieblingsplätzchen. Da er auch einigen wildwachsenden Blümchen die Ehre gönnen wollte, unter dem übrigen wohlgezogenen Blüthenvölklein seinen Garten zu zieren, so wurde ich, da er mich als seinen Altardiener kannte, auserwählt, einige solche Plebejer aufzusuchen. Nun ward im Schatten des Waldes das Lebeblümchen mit allen Würzlein sorgfältig ausgegraben: es sollte sich als Ehrenwache der Blumenaristokratie um die Beetchen herumstellen. Weit lieber jedoch holte ich die schöne Jochprimel von den Felsenabhängen herunter, indem ich sonst höchstens an Sametagen zur ersehnten emporsteigen durfte, um Sonntags damit den Hut zu schmücken. Es läßt sich nämlich nicht leicht ein feischer B*bacher zu Kirchen erblicken, der nicht tüchtig „aufgebüscht" wäre. Viele bekommen ihr Sträußchen von ihrem Dirnl, andere besorgen es sich selbst. Dazu dient im Frühling die Jochprimel; im Sommer muß, besonders wenn die Alpler zur Kirche herabsteigen, ein Hutschmuck aus Speick, Raute und Edelweiß die Bewunderung erregen und überdies auf die Kühnheit des Bürschchens aufmerksam machen, das um diese geschätzten Blümlein im Felsgewänd manchen Gemsensprung gewagt haben mag. Um die dritte Blume — ich lernte sie später als Lilium Martagon kennen — mußt' ich die Kante eines Berges erklimmen, wo ich sie einzig zu finden wußte. Da hab' ich manche unvergeßliche Stunde zugebracht! Die Aussicht in das Innthal und bei Kufstein hinaus in die bayerische Ebene erregte in dem Knaben eine Sehnsucht ins Weite, ein Gefühl, das so unbestimmt war, wie die ins Blaue verschwimmende Fernsicht. Nach längerer Zeit stand ich wieder einmal an einem heitern Julitag auf dem Gipfel dieses Berges. Ich war unterdessen aus den Knabenjahren in das Jünglingsalter vorgerückt, aber jener dunkle Drang war geblieben. Ja diesmal wirkte er noch mächtiger, denn es gesellte sich ein Schmerz über die entschwundenen Tage der ersten Jugend dazu; und mein Herz fühlte sich nach einem damaligen Freunde hingezogen, der am Abhang eines Berges, dessen fichtenbekränztes Haupt mir gar traulich winkte, seine Ferien zubrachte.

Es giebt die Jugend sich gern solchen dunkeln Gefühlen hin und man mag ihr dies gönnen, wenn sie nur von krankhafter Sentimentalität sich fern hält. Das Leben wird schon allmälig mit fester, oft derber Hand das Gemüth, wie es dem reifenden Mannesalter gemäß ist, consolidiren, aber es nicht zerknicken. Und so glaub' ich, daß unten im Thal der Mann in seiner Gartenlaube mit gleicher Sehnsucht und nur mit klarerem Bewußtsein sich Schwingen gewünscht hat, als wie sein junger Blumensammler, der unterdessen auf der Höhe schwärmte. Allein Beide erfuhren,

Digitized by Google

was Faust mit Schmerz ausspricht, daß zu des Geistes Flügeln nicht so leicht ein körperlicher Flügel sich geselle.

Anker suchte sich jährlich durch eine kleine Reise nach Deutschland, oder wie sich der B*bacher ausdrückt „ins Reich außen" zu entschädigen. Nach seiner Rückkehr soll er jedesmal sehr viel Anziehendes mitzutheilen gewußt haben. Dies mag beweisen, daß er nicht nur das feierliche Dunkel gothischer Dome und enge Klostergänge, sondern auch die sonnenbestrahlte Welt zu betrachten gewagt hatte. Bei den Leuten kann er ebenfalls nicht mit einem: „Herr ich danke dir, daß ich nicht lutherisch bin, wie diese da" vorübergehuscht sein; denn er unterhielt eifrige Correspondenzen. Die Thalbötinnen, die wöchentlich von Rattenberg das nöthige hereinholen und auch Herrn Anker die häufigen Briefe überbrachten, meinen, es müsse mancher, dem hohen Porto nach zu urtheilen, sehr weit her gewesen sein. Zu einem Bauer, fast seinem vertrautesten Menschen im ganzen Thal, konnte er einmal auf einem gemüthlichen Spaziergang des Lobes über seine neuen Bekannten in Deutschland nicht satt werden. Ein Wohlwollen und eine Liebe finde man bei ihnen, ließ er sich vernehmen, wie man es bei katholischen Tirolern oft vergebens suchen möchte. Mit besonderer Wärme erwähnte er irgend eines Professors an wer weiß welcher Lehranstalt. Seine Erzählung wurde hie und da durch ein träumerisches Nachdenken unterbrochen und endete mit dem sehnsuchtsvollen Ausruf: Ach! käm' ich nur bald wieder hinaus! Doch vielleicht — vielleicht — die Zeit kann manches ändern.

Dieses Hinauskommen klingt, wenn man alles bisherige berücksichtiget, in Ankers Mund unstreitig ein bischen zweideutig: es war mit seiner Sehnsucht nach Deutschland ohne Zweifel auch der heiße Wunsch verbunden, allem, was mit seiner Denkweise im Widerspruch stund, bald ein „Fahrewohl!" zuzurufen. Die allmälige Geistesentwickelung dieses Mannes in helles Licht zu setzen vermag ich nicht, ich suchte nur einen Dämmerschein darüber zu verbreiten; auch ist es eine große Wahrheit, wenn der Dichter sagt:

„Durch uns ist unser Wesen nicht geworden,
„Der Zufall bildet es aus tausend Quellen."

Daß aber seine Entschlüsse um diese Zeit schon zur Reife gelangt waren, bezeugt die baldige Ausführung derselben. Die Zeit kam ihm dabei, wie er gehofft hatte, zu Hülfe. Es starb in seiner Heimath die vielgeliebte Mutter und so fühlte er sich von nichts mehr zurückgehalten. Wie der Frühling die Alpen mit Blumen schmückte, um die jener ehemals so oft die Höhen erklimmt hatte, verließ er bald das Thal — angeblich um einen Ausflug nach Deutschland zu machen.

Einen etwas spaßhaften Fall während dieser Reise theilte mir ein in solchen geistlichen Dingen fast unfehlbarer Bauer mit. Von irgend einer Hafenstadt aus bestellte Anker brieflich einen P. Seeviten aus dem Kloster zu Rattenberg um St. Petrestag zur Aushülfe nach B*bach. Allein die Zeit rollte schneller als die Post, und so kam das Fest des Apostelfürsten um acht Tage früher in meine Heimath, als der Brief in die Zelle des Mönches.

Nach einigen Wochen vergeblichen Harrens kam statt des Coadjutors zum Herrn Vikar in B*bach ein Brief aus New-York, wie ich glaube, worin jener meldete, er werde nicht mehr zurückkehren, indem es mit seinen Ansichten nicht übereinstimme, ferner noch katholischer Geistlicher zu bleiben.

Von rein menschlichem Standpunkt weg dürfte ein Sterben, das, was bei der Jugenderziehung als unumstößliche Wahrheit uns vor Augen gestellt wurde, durch eigenes Nachdenken zu prüfen mehr als gerechtfertiget erscheinen. Wer da nun nicht findet, was er sucht, und sich auch einer andern Seite wendet — wer will den ersten Stein gegen einen solchen aufheben? Von den Zinnen irgend einer zur Partei gebildeten Ansicht aus wird dies freilich immer mit mißgünstigen Blicken betrachtet. Fritz Stollberg und andere wurden geschmäht wegen ihres Uebertritts zur römischen Kirche; und die eifrigen Anhänger des Katholicismus sind stets bereit, wenn Einer zu andern Ansichten übergeht, ohne Ausnahme Stolz, „Begierlichkeit des Fleisches" oder Habsucht als Ursachen davon anzuführen. Entweder halten sie ein redliches Bestreben außer ihrem Gesichtskreis nicht für möglich, oder sie glauben für die Wahrheit folgender Worte Platens den Beweis liefern zu müssen:

„Es möchten gern gewisse schwarze Röcke
Den Geist verwickeln, der sich will befreien,
Wo nicht, uns stellen in die Zahl der Böcke." —

P. M**r.

Das heutige Jerusalem.

(Aus „The Wanderer in Syria, &c.")

Jerusalem ist innerhalb seiner Mauern eine der malerischesten Städte. Es ist sehr klein, und kann in weniger als einer Stunde umgangen werden, auch hat es nur circa 17,000 Einwohner, beinahe zur Hälfte Juden. Die Stadt ist aus einer freundlichen Steinart erbaut, und die hohen Häusermauern sind so massiv aufgeführt, daß man, namentlich in den einsamern Straßen, in dem Labyrinthe einer riesigen Festung zu sein glaubt. Zum öftern lehnen sich die Häuser über die Straßen, die sich unter ihnen in düstern Bogengängen hinschlängeln, hinaus, und wo es keine solche überhängende Gebäude giebt, da sind häufig gemauerte Stützen quer über von Haus zu Haus angebracht. Fenstern der Straße zu sieht man nirgends, wohl aber, doch auch nur selten, vorspringendes pittoreskes Gitterwerk. Jerusalem ist durch und durch eine Ruine. Die, im Aeußern noch so schönen, Häuser sind häufig im Innern schon ganz zerbröckelt. Die Bogen sind geborsten, und Weinranken und Blumen schauen zwischen ihnen auf allen Punkten heraus. Die Straßen sind nie funfzig Fuhren weit gerade, sondern heben und winden sich in zerbrochenen Stufen, und die kühnen Gebäude lehnen sich an Strebepfeilern, die mit einer üppigen Vegetation geschmückt sind und Nischen für Statuen und Springbrunnen haben. Es ist eine Masse „von schönen Trocken," wie ein Künstler sagen würde; doch kann man in der Welt nichts schöneres sehen, als die Gruppen glänzend drapierter Orientalen, welche aus der von Weinlaub befranzten Finsterniß in den Bogengängen an die Sonne hinaus treten.

Digitized by Google

Das moderne Drama. Aeſthetiſche Unterſuchungen von Hermann Hettner. Braunſchweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1852. VI, Inhalt, und 194 Seiten. 8.

Hettner's Vorwort, welches den Zweck des Werkes kurz andeutet, lautet:

„Die nachfolgenden Blätter wüßte ich am liebſten in den Händen junger Dramatiker.

Angeregt durch einige neuere dramatiſche Verſuche, die uns in den letzten Jahren vielleicht mit allzu vorſchnellem Stolze wieder von den Anfängen einer neuen dramatiſchen Poeſie ſprechen laſſen, ſuchte ich mir die Aufgaben klar zu machen, die dem Drama in der Gegenwart hauptſächlich geſtellt ſind.

Wir haben die großen Muſter Goethe's und Schiller's nicht einmal annähernd erreicht. Und doch können wir nicht mehr noch ihnen zurück; Alles drängt rüſtig vorwärts nach einem unbekannten, nur dunkel geahntem Neuen.

Ich meine, in ſolchen ſchwankenden Uebergängen kann auch die Theorie fördernd eingreifen. Indem ſie irrige Anſichten widerlegt und dunkle aufhellt, ebnet ſie dem Dichter die Wege, und giebt ihm jene feſte Sicherheit, ohne die nun einmal ein gedeihliches Schaffen nicht möglich iſt. Dies iſt es, was man productive Kritik nennt. Ich bin emſig bemüht geweſen, dieſem hohen Ziele nach Kräften nachzuſtreben."

Das moderne Drama wird in drei Hauptabtheilungen, jede mit eben ſo vielen Unterabtheilungen, behandelt. I. Die hiſtoriſche Tragödie. 1. Das hiſtoriſche Drama und die Gegenwart. 2. Shakeſpeare und die hiſtoriſche Tragödie. 3. Das Weſen der hiſtoriſchen Tragödie. II. Das bürgerliche Drama. 1. Das Weſen des bürgerlichen Drama. 2. Das bürgerliche Trauerſpiel. 3. Die Oekonomie der tragiſchen Kunſt. III. Die Komödie. 1. Das Weſen der Komödie. 2. Die Komödie der Gegenwart. 3. Die muſikaliſche Komödie und das muſikaliſche Drama überhaupt.

Die Unterſuchungen des Verf. beſchäftigen ſich mit einem Gegenſtande, der an ſich ſchon ein mehrfaches Intereſſe in Anſpruch nimmt, aber durch die klare und gründliche Behandlung, die edle Diction, die oft an Leſſing erinnert, zeichnen ſie ſich vortheilhaft vor vielen ähnlichen dramaturgiſch-äſthetiſchen Erörterungen aus und wird in denſelben Neues in Fülle zur Prüfung vorgelegt. Einiges weiter auszuführen, die Beiſpiele zu häufen, wäre dem Verf. gewiß leicht geworden, aber ſeines Zweckes ſich deutlich bewußt und Leſer, die mit ihm denken, vorausſetzend, hat er die beſtimmten Grenzen nicht überſchritten und erſtlich, wofür man ihm dankbar ſein muß, die unerquickliche Breite ſo mancher Dramaturgen vermieden.

Hettner's Schrift will ganz geleſen und als Ganzes beurtheilt ſein. Entlehnen wir dennoch der erſten Hauptabtheilung einige Bruchſtücke, ſo beabſichtigen wir damit und hoffen dadurch Freunde des Drama's, die es höher als Zeittödtung oder Ruhegenuß nach der Tagesarbeit ſtellen, zu beſtimmen, ſich mit der trefflichen Arbeit näher bekannt zu machen.

Nachdem vom Verf. bemerkt iſt, daß in der Theorie ſowol wie in der dichteriſchen Praxis ein wahrhaft babyloniſches Gewirre der verſchiedenſten und widerſprechendſten Meinungen über das hiſtoriſche Drama herrſche, heißt es, in der erſten Unterabtheilung: Das hiſtoriſche Drama und die Gegenwart: „Nicht einmal das iſt feſt, was es denn eigentlich ſei, dieſes hiſtoriſche Drama. Unterſcheidet es ſich von den übrigen Arten des Drama nur durch ſeinen Inhalt, der der Geſchichte und deren großen Kämpfen entlehnt iſt? Oder iſt es auch in der Form eine durchaus eigene ſpecifiſch abgeſonderte Gattung, mit ausſchließlichen, nur ihr gehörigen Geſetzen und Bedingungen?

..... Ich meine es zu wiſſen, woran hauptſächlich die Schuld liegt, warum wir über das Weſen des hiſtoriſchen Drama noch immer ſo unſicher im Dunklen herumtappen. Es iſt unſer ſchiefes und kritikloſes Verhältniß zu Shakeſpeare. Unſere Dichter und Kritiker fragen nicht ſtreng und unbefangen nach dem Weſen des hiſtoriſchen Drama an ſich, ſie leiten nicht die Natur und die Geſetze deſſelben aus der Natur und den Geſetzen der dramatiſchen Poeſie überhaupt ab; ſie halten ſich lediglich an das große Muſter Shakeſpeare's und ſtellen deſſen hiſtoriſche Dramen keck als die innere Nothwendigkeit der Sache ſelbſt hin."

Es wird dann nachgewieſen, daß man irrthümlich glaube, Shakeſpeare's hiſtoriſche Dramen wären unter ſich durchaus eins und von überall gleichartiger Darſtellungsweiſe. „Sie zerfallen in zwei ganz entgegengeſetzte, ſcharf geſonderte Gruppen. Die engliſchen und römiſchen Stücke unterſcheiden ſich von einander nicht blos durch ihren Inhalt, ſondern ebenſoſehr und noch mehr durch ihre innere Bauart. Die engliſchen Dramen, das hat man ſchon längſt eingeſehen, ſind eine ganz abgeſonderte Gattung für ſich, ſie haben eben ſo viel epiſche als dramatiſche Beſtandtheile; man pflegt ſie daher auch ganz richtig mit dem beſonderen Namen „Hiſtorien" zu bezeichnen. Die Dramen aus der römiſchen Geſchichte dagegen entſprechen nicht nur vollſtändig den ſchärfſten Forderungen ſtreng durchgeführter Charaktertragödien, ſondern ſie gehören unleugbar unter die größten und ſchönſten, die Shakeſpeare je gedichtet hat. Sollte es in dieſem Sinne nicht höchſt bedeutſam erſcheinen, daß dieſe durchaus verſchiedene Art und Weiſe, wie ſich Shakeſpeare zu der dichteriſchen Behandlung geſchichtlicher Stoffe ſtellt, ſo ganz verſchiedenen Perioden ſeiner dichteriſchen Entwickelung angehört? Jene Hiſtorien alle, mit Ausnahme des höfiſchen Pracht- und Schmeichelſtückes Heinrich VIII., ſtammen aus der werdenden Jugend Shakeſpeare's; die römiſchen Charaktertragödien dagegen aus der Zeit ſeiner reifſten Blüthe.

Je lebendiger ich mir den inneren Entwickelungsgang des großen Dramatikers vergegenwärtige und je aufmerkſamer ich die Jugendwerke Shakeſpeare's mit den Werken ſeiner älteren Zeitgenoſſen vergleiche, deſto eindringlicher wird mir die Ueberzeugung, daß der Unterſchied, der ſich bei Shakeſpeare in der Kompoſitionsweiſe der engliſchen und römiſchen Stücke darſtellt, ein durchaus bewußter iſt, und ein von ſeiner Kunſt nothwendig geforderter.

Die ſpäteren Stücke ſind die Fortbildung und Verbeſſerung der früheren.

Ich meine, dieſen Fingerzeig des größten dramatiſchen Dichters ſollten wir freudig benützen, ſtatt daß man es fortwährend vorzieht, ſelbſt die eingeſtandenen Jugendfehler deſſelben noch wie vor zu ewigen Geſetzen und Idealen zu ſtempeln.

Dieſe Erſcheinung verdient nach allen Seiten hin eine ſehr ſorgſame Erwägung. Anſichten, die ſich bisher auf das mächtige

Digitized by Google

Vorbild von Shakespeare's englischen Dramen berufen zu können vermeinten, verlieren dann ihren gewichtigsten Stützpunkt und ihre gefährlichste Spitze. Und wissen wir erst, was Shakespeare für Irrthum gehalten und was er dann später noch Erkenntniß dieses Irrthums als das eigentlichste Wesen und als den Kern des historischen Drama hinstellte, so ist es klar, daß wir nicht blos für die Theorie, sondern auch für die dichterische Praxis die fruchtbarste Belehrung gewonnen haben."

In der zweiten Unterabtheilung der ersten Hauptabtheilung: Shakespeare und die historische Tragödie, wird über den großen Dichter viel Neues und Gediegenes gesagt, besonders über seinen Coriolan und Julius Cäsar, die keine „Historien" mehr, sondern Tragödien im strengsten Sinne des Wortes sind. „Die römischen Stücke, die die höchste Blüthezeit des Dichters bezeichnen, stehen durchweg ganz unter denselben Gesetzen der tragischen Gestaltung wie alle andern tragischen Stoffe, und nur die englischen Dramen aus der Jugendperiode des noch unfertigen Ringens und Strebens, wissen die straffe Geschlossenheit der strengen Tragödie nicht zu erreichen."

Aus der dritten Unterabtheilung: Das Wesen der historischen Tragödie hier einige Stellen:

„Es ist unglaublich, wie tief bei uns noch immer dieser den Shakespeare'schen Historien entlehnte Chronikenstil wurzelt! Dramatisirte Anekdoten verwirft man überall als undramatisch; aber vom historischen Drama im Sinne einer dramatisirten Epopöe zu sprechen, das finden selbst durchgebildete Kenner und Künstler ganz in der Ordnung."

„Hätte Tieck seine oft versprochenen historischen Dramen aus der deutschen Geschichte wirklich ausgeführt, sie wären auch nichts anderes geworden als solche chronikalische Historien; etwa in derselben manierirten Breite, wie von seinem Freunde Matthäus von Collin einige unerquickliche Versuche vorliegen, die Geschichte Oesterreichs von Leopold dem Glorreichen bis auf Rudolf von Habsburg zu dramatisiern. Und sind denn Raupach's Hohenstaufen und Nibelungen etwas Anderes? Und Grabbe's Hohenstaufen und Napoleon? Und Rückert's sogenannte Dramen? Ja, dies Uebel hat sich so tief in unsere Dichtung hineingefressen, daß selbst unsere jüngeren Dichter hierin in erschreckender Aehnlichkeit den von ihnen sonst so bitter bekämpften Romantikern gleichen. Oder ist z. B. Gutzkow's Wallenweber nicht auch eine solche dramatisirte Historie, eine bunte Folge lose aneinander gereihter Bilder und Scenen? Oder Laube's Monaldeschi und Struensee? Oder Griepenkerl's Robespierre und Gottschalls Lambertine von Mericourt, um so Hans Köster's jämmerliche Dramatisirung des großen Kurfürsten gar nicht einmal zu erinnern?

Kurz, immer und überall herrscht, auch wie vor, dieselbe dilettantische Verwechslung des Epischen und Dramatischen, derselbe trostlose Ungeschmack. Was nutzt es dann, wenn sich auch inzwischen von Zeit zu Zeit je nach der Tagesmode die Wahl der Stoffe verändert? An und für sich ist es gleichgültig, ob uns unsere Dichter, auf Antrieb altdeutscher Phantastereien, Raumer's Hohenstaufen in Scene setzen, oder ob, in Folge revolutionärer Tendenzen, Lamartine's Geschichte der Girondisten. Da lobe ich mir wenigstens Herrn Melchine Meyr, der in Rötscher's dramaturgischen Jahrbüchern (1847 S. 212) in allem Ernste die Forderung stellt, die ganze Weltgeschichte zu dramatisiren. Der Mann ist doch consequent! Gott gebe zu diesem Beginnen seinen Segen! —"

„Der Mensch sucht und findet in der Poesie immer nur sein eigenes Denken und Fühlen. Das Drama, das weiß schon Hamlet, soll daher der eigenen Zeit einen Spiegel vorhalten. Folglich sind nur solche Stoffe zur dramatischen Behandlung geeignet, die in innigster Wahlverwandtschaft zu den Stimmungen und Bedürfnissen des gegenwärtigen Zeitbewußtseins stehen. Ein Drama, das sich seinen Stoff nur aus gelehrt geschichtlichem Interesse gewählt hat, ist vom Hause aus todtgeboren."

„In Hinsicht ihrer allgemeinen und unter allen Zeitverhältnissen unveränderten Geltung haben daher die einfachen, rein psychologischen Charaktertragödien, wenn anders sie wirklich von der Poesie naturwahrer Charakteristik durchglüht sind, jederzeit den entschiedensten Vorsprung. Coriolan und Antonius und Kleopatra, Hiecke und Wallenstein, Tasso und Egmont, — diese Tragödien sind immer und überall von derselben tiefgreifenden Wirkung, ganz ebenso wie Hamlet und Macbeth, denn es handelt sich, auf so gewaltigen geschichtlichen Grund sie gestellt sind, in ihnen doch immer nur um die ewige Menschennatur, um rein menschliche Kämpfe und Leidenschaften.

Mißlicher steht es um die im engeren Sinne geschichtlichen Tragödien. Ich meine, um jene Tragödien, die wie Shakespeare's Julius Cäsar nicht sowohl einen persönlichen Seelenkampf darstellen, sondern einen geschichtlichen Principienkampf."

Müssen wir es nun augenblicklich uns versagen unsere Auszüge auch auf die andern beiden Hauptabtheilungen, die des Beachtungswerthen und Neuen nicht wenige als die erste darbieten, auszudehnen, so können wir doch nicht umhin den Schluß des letzten Abschnittes, der dritten Hauptabtheilung, in welchem die musikalische Komödie und das musikalische Drama überhaupt behandelt wird, unseren Lesern mitzutheilen.

„Ich kann es getrost den Musikern überlassen, nähre zu bestimmen, in wie weit innerhalb der Oper selbst diese gewaltigen Neuerungen Wagner's Eingang finden werden. Dies geht uns zunächst nichts an. Uns beschäftigt hier nur die Frage, kann dieses musikalische Drama, wie es von Wagner als das Drama der Zukunft gepriesen wird, jemals in der That ganz an die Stelle der recitirenden Tragödie treten?

Und da antworte ich Nein und abermals Nein! In dieser ausschweifenden Unbegrenztheit genommen ist die Ansicht Wagner's ein entschiedener Irrthum.

Die moderne Tragödie, eben weil sie durchweg psychologische Charaktertragödie ist, ist in ihrer Charakterentwicklung allzu individuell und spitzfindig geöblerisch und in den Localfarben der ganzen äußeren Umrahmung allzu bestimmt und naturalistisch, als daß die symbolische Allgemeinheit der Musik dieser individualistischen Kleinmalerei jemals nachkommen könnte. Und könnte sie es auch, die ganze Sache würde an der Natur des musikalischen Recitativs scheitern. Das Recitativ ist nicht so klar und verständlich, wie die einfache, auf das Wort gestützte Declamation, wie das Sprechen als solches. Wagner befindet sich in einem innern Widerspruche. Mit Recht dringt er mit allem Eifer darauf, daß alle Kunst volksthümlich sein solle. Seine musikalischen Dramen sind es aber nicht. Man kann den Tannhäuser sowohl wie den Lohengrin gar

Digitized by Google

nicht verstehen, ohne vorher recht gründlich die Textbücher studirt zu haben.

So lange es also eine Tragödie giebt, wird die Tragödie auch immer nur recitirendes Drama bleiben. Wagner's Traum von diesem rein musikalischen Drama der Zukunft ist ein kühner Traum aber ein falscher.

Und dennoch giebt er einen Punkt, in dem die recitirende Tragödie über sich selber hinausweist.

Die moderne Tragödie, mag sie nun eine im engern Sinne geschichtliche oder eine bürgerliche sociale sein, ist in ihrer innersten Bedeutung doch jetzt immer eine Spiegelung des treibenden geschichtlichen Lebens. Je mehr sich die Tragödie zu geschichtlichen und socialen Bewegungen hinneigt, um so mehr ist sie auch auf großartige Massenwirkungen angewiesen. Dies aber ist der Mangel der Poesie, die Poesie kann Massen nicht darstellen. In Shakespeare's Zeit, die überhaupt noch überall die ergänzende Phantasie des Zuschauers anrief, ließ man es sich gefallen, wenn das Volk als Volk in der Abbreviatur Einzelner mehr nur angedeutet als dargestellt wurde; die naturalistische Darstellung des heutigen Bühnenwesens erlaubt dies aber nicht mehr. Die Masse soll wirklich Masse sein. Und hieran scheitert das moderne Drama, wie es jetzt ist, fast immer. Das Volk erscheint nur als wüste Menge; Alle schreien und toben wild durch einander; nirgends geschlossene Ganzheit. Solche Scenen wirken entweder häßlich oder burlesk; niemals, wie es doch ihre Bestimmung ist, erhaben oder erschütternd. Der Dichter kann immer nur Eine Empfindung aussprechen. Aber der Musiker hat in der Kunst des Contrapunkts die Möglichkeit, verschiedene Melodien selbstständig neben einander zu führen. Nur also der Musiker kann viele und alle Empfindungen und Leidenschaften zu gleicher Zeit aussprechen, sie wild durch einander kämpfen und wogen lassen und doch zuletzt alle diese durcheinandertönenden Stimmen mit sicherer Herrschaft in eine klare und harmonische Gesammtwirkung auflösen. Das ist es, was in Volksscenen dem Musiker einen ganz unberechenbaren Vorsprung vor dem Dichter sichert. Shakespeare, Goethe und Schiller, wie oft stellen sie das kämpfende Volk dar! Wer aber von ihnen hat jemals eine so überwältigende Wirkung erreicht, wie die Verschwörungsscene der Hugenotten, oder der Ausbruch des Aufstandes in der Stummen von Portici und vor allem die marterschütternden Massenwirkungen des Cortez, des Propheten und Lohengrin? So entschieden ich daher auch bestreite, daß die Tragödie je ganz und gar in die heroische Oper aufgehen könne, so dünkt es mir doch andrerseits nicht unwahrscheinlich, daß sich in der Zukunft einmal eine neue Gestalt der Tragödie herausstellt, in der die Situationen- und Charakterentwicklung des recitirenden Drama hie und da in einzelnen Massenwirkungen die Musik melodramatisch zu Hülfe ruft. Darauf weist in gleicher Weise die Geschichte der Oper wie die der Tragödie. Und ich müßte mich sehr irren, wenn hier nicht sehr fruchtbringende Keime einer neuen Dramatik liegen.

Doch in solchen Dingen ist es billig, daß sich der Kritiker bescheiden zurückzieht. Dies ist das Reich des schaffenden Künstlers." —

Druck und Papier sind ausgezeichnet sauber. H.

Hausbüchlein für das Volk und seine Freunde. Eine Sammlung von Erzählungen, Mährchen und Schilderungen aus dem Leben des Volkes. Ausgewählt und herausgegeben von Heinrich Pröhle. Mit einer Einleitung über die volksthümliche Literatur in Deutschland. 2 Bände. Leipzig: Avenarius & Mendelssohn. 1852. LIV., 233, X und 278 Seiten. 8.

Einer unsre geehrten auswärtigen Mitarbeiter ist uns in der Besprechung dieser interessanten neuen Erscheinung auf dem Gebiete der Volks-Literatur zuvorgekommen (Nr. 50, S. 394 — 396, Literaturbriefe von Emil Budlar VI.). Vorzugsweise hat er der Einleitung Pröhle's seine Aufmerksamkeit geschenkt; wir können diese treffliche Arbeit daher hier unberücksichtigt lassen und uns sofort zu dem Inhalte der Sammlung wenden, nachdem wir mitgetheilt haben, was der Herausgeber über die Entstehung, den Plan und Zweck seiner Sammlung sagt:

„Ein kurzer Bericht, zunächst über das Entstehen dieses Buches, wird, wie der Herausgeber hofft, kein unpassendes Vorwort für dasselbe sein.

Die Thätigkeit für die sittliche und intellectuelle Bildung des Volkes durch Lectüre ist dem Herausgeber, namentlich auf dem Lande, vielfach nahegerückt. In den zwanziger Jahren versammelten sich die Bauern nur während der Sommerzeit in dem Baumgarten seines Vaters, um wöchentlich einmal die Zeitung vorlesen zu hören. Als dann nach einer längern Pause diese Lesestunden in den vierziger Jahren wieder aufgenommen wurden, war der Bildungsgrad bereits so groß geworden, daß die Zeitung allein beiweitem nicht mehr ausreichte und Bücher herbeigeschafft werden mußten. Die Auswahl war anfangs leicht, wurde aber immer schwieriger, je näher das Jahr 1848 herankam. Als es sich endlich wegen mancher hinzutretender fremder Elemente nicht mehr ausführen ließ, das die bisherigen Volkslesestunden so gleichsam im Hause und in der Familie gehalten wurden und die Ordner ihnen bereitwillig ins Wirthshaus folgten, galt es, sich ernstlich umzusehen nach einer zu gleicher Zeit interessanten und lehrreichen Lectüre, wenn man nicht alsbald Zschokke'sche Novellen, Hebel'sche „Locomotiven" und dergleichen die Ueberhand gewinnen sehen wollte. Die schlimmste Erfahrung, die man nun dabei machen mußte, war die, daß selbst viele sogenannte Volksschriften nur wenig Anklang fanden. Die Gespräche aber, welche sich an diese Vorlesungen knüpften, waren meistens sehr interessant und sogar sehr lehrreich, da namentlich der Schulze ein kluger und über die ländlichen Verhältnisse sehr unterrichteter Kopf war. So entstand der doppelte Plan, einmal aus jenen Unterhaltungen eine neue Volksschrift zu machen, und zweitens die besten Stellen aus Dem, was sich bei jenen Vorlesungen als wirksam bewährt hatte, in einer Anthologie zu vereinigen. Der erste Plan möchte kaum noch zur Ausführung kommen, aus dem zweiten aber ist im Wesentlichen dieses Werk hervorgegangen, und der Herausgeber hofft, daß die damals gesammelten Erfahrungen diesem Buche zugute gekommen sind, wenngleich dasselbe allmälig ein anderes geworden ist als das damals projectirte, das nur auf die augenblicklichen Bedürfnisse der damals in der Provinz

Digitized by Google

Sachsen sehr zahlreichen Lesevereine, bei denen noch dazu mancherlei provinzielle Interessen vorherrschten, berechnet war. Namentlich glaubte der Herausgeber sich gegenwärtig auch nicht mehr an die an und für sich vollkommen richtige Scheidung von Schriften „aus dem Volke“ und „für das Volk“ halten zu müssen, sondern legte bei der Aufnahme in diese Sammlung keinen andern Maßstab an als den der Volksthümlichkeit, die fast stets auch den besten Schriften „aus dem Volke“ (im Unterschied von den Schriften „für das Volk“) eigenthümlich war. Freilich mußte bei der Auswahl aus den Schriften „aus dem Volke“ mit doppelter Vorsicht verfahren werden, und z. B. die Auswahl des aus Auerbach's „Dorfgeschichten“ aufzunehmenden würde allerdings in einer Anthologie, welche lediglich literarische Zwecke verfolgte und nicht eine Schrift für das Volk sein möchte, eine etwas andere gewesen sein. Doch waren die hierdurch aufgelegten Rücksichten keineswegs so groß, daß der Herausgeber nicht hoffen dürfte, die Schrift werde auch so noch an und für sich schon ein literarisches und, wenn man will, ein literarhistorisches Interresse zu erregen im Stande sein, wenigstens bei Dem, der bei den einzelnen Autoren nicht allein die betreffenden Büchertitel, welche man, um den gemeinen Mann nicht durch Citate irre zu machen, in das Inhaltsverzeichniß verwies, sondern auch die Einleitung nachlesen will. Was den Aufsatz betrifft, welcher diese bildet, so ist er, seit er zuerst in der bei den Verlegern dieses Buches erscheinenden „Germania“ (2. Bd. S. 89 — 123) veröffentlicht wurde, umgearbeitet worden, indem bei diesem Wiederabdruck so Vieles weggelassen und so Vieles hinzugefügt ist, daß er fast als eine neue Arbeit gelten kann. Seit er zuerst geschrieben wurde, hatte ein viermonatlicher Aufenthalt auf dem Lande die vom Verfasser ausgesprochenen Ansichten theilweise ergänzt und modificirt; einige ältere hierher gehörige Schriften, und gerade solche, die im Volke am meisten gelesen und in der Literatur am wenigsten beachtet werden, waren ihm noch zu Gesicht gekommen, manches Neue war noch erschienen, und an die Verlagshandlung dieses Buches waren in Folge jenes Aufsatzes durch die Freundlichkeit mancher Verleger zahlreiche Schriften für den Herausgeber eingesendet. Alles dies ist zugleich dieser Auswahl selbst zugute gekommen, in Betreff deren man noch folgende kurze Bemerkungen gestatten möge.

Da der Herausgeber die Absicht verfolgte, überhaupt ein brauchbares Material für Volkslesevereine u. s. w. herbeizuschaffen, so hat er ausnahmsweise auch aus solchen Schriften Bruchstücke entlehnt, welche weder zu den Schriften „aus dem Volk“, noch zu denen „für das Volk“ gehören. Wenn daher Jemand dieser Anthologie die Ehre erweisen wollte, bei der Anschaffung von Volksschriften sie zu Rathe zu ziehen, so bittet er schon aus diesem Grunde, stets die Einleitung zu vergleichen, worin neben den mannichfachen dort zusammengestellten literarischen Notizen auch eine Würdigung der einzelnen Volksschriften versucht wurde, diejenigen Bücher aber, in denen sich nur Einzelnes für unsern Zweck Geeignetes vorfand, ohne daß sie überhaupt volksthümlich wären, ganz unerwähnt blieben, wie trefflich sie auch zum Theil an und für sich sein mögen.

Zu den Rücksichten, welche dem Herausgeber durch das Streben auferlegt wurden, diese Anthologie zu einem für das Volk brauchbaren Buche zu machen, gehört auch noch, daß der Raum, der namentlich für ältere Schriftsteller bestimmt wurde, nicht immer ausschließlich nach ihrer literarischen Bedeutung abgemessen ward, sondern daß bei der Auswahl aus solchen Büchern, die wenig beachtet oder jetzt bereits verschollen sind, wie z. B. die von Falk, verhältnißmäßig am wenigsten mit dem Raume gespart ist.

Die Reihenfolge der Autoren ist im Allgemeinen die chronologische, wenngleich Manches nach dem innern Zusammenhange nebeneinander gestellt ist, wie z. B. gegen den Schluß des Buches die Auswahl aus der spätern Mährchen- und Sagenliteratur.

Noch bleibt dem Herausgeber übrig, die Aufnahme einiger Bruchstücke aus seinen eigenen literarischen Versuchen zu entschuldigen.“

Der erste Band enthält 87 Stücke von folgenden Schriftstellern: Justus Möser, Matthias Claudius, Friedrich Jung-Stilling, Gottfried August Bürger, Heinrich Pestalozzi, Friedrich von Hardenberg (Novalis), Johann Gottfried Seume, Johann Konrad Grübel, Johann Peter Hebel, Heinrich von Kleist, Friedrich Ludwig Jahn, Ernst Moritz Arndt, Friedrich Kohlrausch; aus dem „Lebensfrühling“ (erschien 1824); Andreas Justinus Kerner, Jacob und Wilhelm Grimm, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Clemens Brentano, Johann Daniel Falk.

Im zweiten Bande erhalten wir 77 Stücke. Die Autoren-Namen und Titel der Werke, aus welchen sie entnommen, sind: Heinrich Zschokke, Johann Christoph Friedrich Gutsmuths, Harald Otmar Lenz, Hermann David Schiff, Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius), Karl Lebrecht, Immermann, Karl Stöber, Alexander Weill, Josef Rank, Berthold Auerbach; kleine anonyme Stücke aus den münchener „Fliegenden Blättern“; J. F. Lentner, Friedrich Harkort, Friedrich Adolfd, W. O. v. Horn, (Friedrich Wilhelm Philipp Oertel), Otto Glaubrecht, C. Oser, C. T. Lucä, F. W. Hackländer, Friedrich Saß, Christoph Bernhard Levin Schücking; aus den „Bildern aus Oestreich“; Heinrich Pröhle, Emil Sommer, Ludwig Bechstein, A. Kuhn und W. Schwartz, J. W. Wolf, J. G. Kohl.

Die Auswahl ist mit Fleiß und Umsicht veranstaltet und wird das Buch sowol wegen seines innern Werthes als auch, was bei einem Volksbuch ausdrücklich erwähnt werden muß, wegen seines ungemein billigen Preises (beide, auf schönem Papier, ökonomisch, aber sauber gedruckte Bände kosten einen Thaler) recht bald in Vieler Händen sein und eine zweite Auflage nöthig machen. Nach unserer Ansicht wären dann die Münchhausen'schen Lügengeschichten, die übrigens allgemein bekannt sind, etwas zu beschränken, auch vielleicht von dem, was Hr. E. Butler angedeutet, Einiges aufzunehmen. Hin und wieder wäre zum bessern Verständniß (das Hausbüchlein ist ja zunächst für nicht gebildete Leser bestimmt) eine kleine Anmerkung oder Erläuterung nicht überflüßig, z. B. wo Seume dem wiener Polizeipräsidenten antwortet, er wolle in Sicilien den Thrakeit studiren, u. s. w. P.

Berichtigung. Im 2ten Literaturbriefe von Emil Butler ist statt F. Schenkel: J. Schenkel, im 3ten statt Kopitsch: Kopisch, und im 5ten statt Hutum: Husum zu lesen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümmel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

SOCIETÄT

№ 56. Mittwoch, den 14. Juli. 1852

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 433
Skizzen der Lebensweise auf den dänischen Inseln ..... „ 435
Literatur:
Der welthistorische Zweifel, oder: Ist Gott nur Idee oder objektive Realität? Von K. F. E. Trahnderff..... „ 436
Lieder der Liebe von Adolf Pichler..... „ 439
Miscellen..... „ 440

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Ludwig's XVI. Unschlüssigkeit.

Ludwig XVI. äußerte eines Tages über die tödtliche Angst, in welcher Paris über die offenkundigen Verkehrungen zum 10. August erhalten wurde, gegen Bertrand von Molleville, seinen intelligenten und getreuen Minister: „Es giebt viele Chancen gegen mich, und ich habe kein Glück. Wenn ich allein stände, würde ich noch einen Versuch wagen. Ha! wenn ich nicht meine Gemahlin und meine Kinder um mich hätte, da sollte man bald sehen, daß ich nicht so schwach bin, als man es sich einbildet. Aber wie würde es ihnen ergehen, wenn die Maaßregeln, die Sie mir angeben, nicht von Erfolg wären!"

Diese Worte gereichen dem Andenken Ludwigs XVI. zugleich zur größten Ehre und zum größten Tadel. Als Familienvater konnte er nichts Rührenderes und Edleres thun, als sein Leben für die Möglichkeit, nicht einmal für die Gewißheit, seine Gattin und seine Kinder zu retten, aufzuopfern; als König aber durfte er erst dann an sich und die Seinigen denken, nachdem er an Frankreich gedacht hatte.

Homer hat sehr bezeichnend die Könige die Hirten der Völker genannt. Ihre Pflichten sind groß und furchtbar, wie ihre Rechte.

Der ehewürdige Herr von Malesherbes hat mit Recht von Ludwig XVI. gesagt: „Unter Umständen können Tugenden eines Privatlebens, wenn bis zu einem gewissen Punkt gesteigert, auf dem Throne zu Mängeln werden." Ludwig XVI. richtete sich, ja, was noch schlimmer ist, Frankreich damit zu Grunde, daß er zu viel häusliche Liebe zu den Seinigen, zu viel Wohlwollen und Milde für die Menschen überhaupt hatte. Er wollte nie, daß in seiner Vertheidigung Blut vergossen werden sollte, selbst nicht das der abscheulichsten Factionen. So entwaffnete er am 5. October 1789 seine Leibgardisten, welche die Banden Maillards zurückschlagen wollten, und am 10. August 1792 wieder die Schweizer, als diese die Banden Santerre's zurückschlugen und dieselben schon vor sich hertrieben. Der unglückliche Fürst bedachte nicht, daß er bei solchem Verfahren das Leben seiner braven Soldaten feigen Mördern Preis gab, auf welchen seine Milde keinen Eindruck machte, abgesehn davon, daß er zugleich die Autorität, die Gesetze und die gesammte Gesellschaft, worüber ihm die Obhut von der Vorsehung anvertraut worden war, in die Schanze schlug.

Die Fürsten können nicht genug ihr Augenmerk auf die schweren Mißgriffe richten, die Ludwig XVI. als Herrscher damit begangen hat, daß er es nicht bedacht gehabt, daß die königliche Gewalt der Schlußstein der französischen Gesellschaft war, und daß die mit seiner Krone verknüpften Pflichten ihm geboten, tausendmal sein Leben auf's Spiel zu setzen, wenn es sich darum handelte seine Völker vor ihrem eigenen Schwindel, vor ihren eigenen Thorheiten zu bewahren. Das Bischen Blut, welches es hätte kosten können, würde für die Ordnung und für die Gesetze geflossen seyn, während der Henker nachdem dessen in Strömen für den Triumph und die Verherrlichung des Verbrechens vergossen hat!

Ein Fürst in der Lage Ludwigs XVI. darf in der Vertheidigung der Gewalt, der Religion, der Familie nicht an Gemahlin noch Kinder denken; das Vaterland und die Pflicht nehmen seine ganze Seele in Anspruch, und alles dessen entbunden, was nicht zum Sieg der Gesetze und zum Heil der

Digitized by Google

Gesellschaft gehört, thun ihm nur zwei Dinge Noth: ein Degen zum Kampfe, und sechs Fuß Erde, um darin das Bedauern seines Volkes und den Beifall der Nachwelt zu erwarten.

Zuvörderst ist der Muth, bei einem Könige noch mehr wie bei jedem andern, die erste und beste Klugheit, und es wird nie ein Harnisch geschmiedet werden, der den Werth einer nackten Brust hätte. Alle Zeitgenossen sind einstimmig in der Aeußerung: wenn Ludwig sich zu Pferde gesetzt hätte, so würde er den Aufruhr überwunden, die Jacobiner auseinander gesprengt, und Frankreich gerettet haben.

„Selbst noch am 10. August," sagt Bertrand de Molleville," würde der König den Aufstand dieses verhängnißvollen Tages unterdrückt haben, wenn er im Schlosse geblieben wäre und die Ankunft der Schweizer von Couchevoie abgewartet hätte, die einen Augenblick nach seinem Abgange eintrafen."

Barbaroux, dessen Aussage nicht verdächtig ist, führt dieselbe Sprache.

„Alle Mißgriffe Santerre's," sagt er: „der langsame Marsch der Vorstadt, die schlechten Dispositionen des Angriffs, der Schrecken der Einen, die Sorglosigkeit der Anderen, die Wehrmittel des Schlosses, Alles sicherte dem Hofe den Sieg, wenn nicht der König seinen Posten verlassen hätte. Es scheint, daß er Anfangs die Absicht gehabt hatte, sich zu schlagen, indem er am Morgen über die Schweizer und die unter ihren Uniformen verkleideten Gardeleute Musterung gehalten hatte. Wenn er sich gezeigt hätte und aufgesessen wäre, da würde die bei weitem größere Majorität der Pariser Bataillone sich für ihn erklärt haben. Er hat es aber vorgezogen, sich in die Nationalversammlung zu begeben.

„Dieser Rath soll ihm von Röderer ertheilt worden seyn; es ist dies vielleicht ein politischer Streich gewesen, den dieser vortreffliche Administrator sich zur Ehre anrechnen kann. Die Königin war anderer Meinung."

Ein unedirtes officielles Document, der umständliche Bericht über die Ereignisse des 10. August, welchen der Municipalbeamte Le Roux Petion auf dessen Befehl gegeben hat, stellt die Stimmung der Nationalgarde außer allen Zweifel. Am Morgen auf dem großen Tuileerienhofe durch Ludwig XVI. gemustert, begrüßte sie ihn laut diesem Berichte mit folgenden Ausrufungen:

„Es lebe der König! Es lebe Ludwig XVI.! Es lebe der König der Verfassung! Er, er ist unser König; wir wollen keinen andern! Wir wollen ihn! Nieder mit den Aufwieglern; nieder mit den Jacobineen! Wir wollen ihn bis auf den Tod vertheidigen! Möge er sich an unsre Spitze stellen! Es lebe die Nation, das Gesetz, die Verfassung! Alles dieses ist zusammen nur Eins!

„Diese Ausrufungen und andre ähnliche," setzt der Bericht hinzu, „wurden über den ganzen Hofraum von jedem Truppenpeloton wiederholt. Ich muß selbst bemerken, daß sie lediglich von den Nationalgarden ausgingen; die Schweizer sprachen kein Wort, und die Kanoniere verhielten sich auch schweigend."

Der Kaiser endlich, der oberste Richter des Widerstandes gegen die Unordnung, hat sich über den Kampf vom 10. August in folgender Weise geäußert:

„Ich befand mich in jener schrecklichen Zeit zu Paris und wohnte in der Mail-Straße auf dem Siegesplatze. Beim Anziehen der Sturmglocke und auf die Kunde, daß man die Tuilerien erstürme, eilte ich nach dem Carousselplatze, zu Fauvelet, einem Bruder Bourienne's, der dort ein Möbelmagazin hatte. Er war auf der Militairschule von Brienne mein Kamerad gewesen. Von diesem Hause aus — das ich, beiläufig gesagt, wegen der vorgenommenen großen Veränderungen nie habe wiederfinden können — konnte ich ganz bequem alle Vorkommnisse des Tages wahrnehmen.

„Ehe ich den Carousselplatz erreichte, traf ich in der Straße Petits-Champs eine Bande scheußlicher Kerle an, die einen Kopf auf einer Pike vor sich her trugen. Da sie mich anständig gekleidet sahen, und mein Ansehen ihnen als das eines Herrn erschien, so vertraten sie mir den Weg, und verlangten, ich sollte es lebe die Nation! rufen, wozu ich mich, wie man es sich denken kann, auch willig bequemte.

„Das Schloß wurde von dem infamsten Pack angegriffen. Der König hatte zu seiner Vertheidigung mindestens eben so viele Truppen, als sie nachdem, am 13. Vendemiaire, der Convent gehabt hat, und die Feinde von diesem waren ganz anders disciplinirt und weit furchtbarer. Der größte Theil der Nationalgarde war für den König gestimmt; die Gerechtigkeit muß man ihr wiederfahren lassen.

Man sieht's, Ludwig XVI. hatte nach dem einstimmigen Zeugniß der Freunde wie der Feinde und der Gleichgültigen die Elemente eines großen Sieges unter Händen; die Monarchie konnte gerettet, Frankreich durch eine hochherzige und energische Anstrengung gebogen werden: er gab aber eins und das andre auf und verging sich so an seiner Pflicht. Er ist als Märtyrer gestorben, aber er hätte als ein König sterben sollen. Gott wird ihm in seiner Barmherzigkeit verzeihen haben, die Geschichte muß ihn beklagen, und den Ausspruch des Tacitus über Galba auf ihn anwenden: „Dignus imperio, nisi imperasset" (des Thrones würdig, wenn er ihn nicht bestiegen gehabt hätte!)

Die Folgen des Benehmens Ludwig XVI. sind immenser und verderblicher gewesen, als es auszusprechen möglich ist.

„Der König ist verloren, Freund, und wir alle sind's," sagte im August der Herr von Montmorin zu Bertrand de Molleville. „Sie lachten, als ich vor sechs Monaten die Republik prophezeihte; Sie werden nun sehen, ob ich mich geirrt habe. Ich halte den Augenblick dafür sehr nahe; vielleicht ist er von kurzer Dauer: Alles wird davon abhängen, wie es dem Könige ergeht. Wenn man ihn mordet, so wird die Republik nur einen Augenblik dauern; wird er aber in aller Förmlichkeit gerichtet und verurtheilt, da wird es eine lange Zeit keine Monarchie mehr geben; ich werde sie nicht mehr erleben."

Als der Herr von Montmorin diese Worte sprach, da las er mit der eigenthümlichen Voraussicht, welche die Seele bei dem nahen Tode hat, in der Zukunft: er wurde am 3. Sept. in der Abtei gemordet.

Um Ludwig XVI. zu verurtheilen, mußte der Convent zuvörderst die revolutionaire Gesinnung entflammen und den großen Haufen depraviren, so, daß er sich den Tod eines Unschuldigen gefallen ließ. Verläumdungen, Verspottung und Schändlichkeiten gegen Ludwig XVI., insbesondre gegen die Königin, und Declamationen, Theorien, Anathemas gegen die Könige überhaupt waren die, auf der Guillotine gestützten, Ressourcen, deren der Convent bedurfte, um seiner Missethat einen Anstrich von Gesetzmäßigkeit zu geben; und je weniger er

Digitized by Google

das Recht und die Vernunft auf seiner Seite hatte, je mehr bedurfte er der Vermessenheit und des Cynismus.

Wer vermöchte wohl die Weite der Verheerungen zu berechnen, welche diese fluchwürdigen Lehren in dem Geiste von Generationen angerichtet haben!

Andererseits waren diejenigen, welche, hingerissen von dem Schwindel des Augenblicks, durch Furcht, durch Interesse, so unglücklich gewesen waren an dem Sturze oder an dem Tode Ludwigs XVI. Theil genommen zu haben, gezwungen, sich von diesem Augenblick an sammt den Ihrigen zu den revolutionairen Grundsätzen zu bekennen. Erschrocken über ihren Mißgriff, es aber doch scheuend, ihn einzugestehen, und nicht Willens, ihn zu verewigen, erfanden sie die Bastard-Politik, die in unserer Geschichte mit dem Namen Orleanismus bezeichnet worden ist, ein System, bei dem die Autorität nicht solide, geachtet, geheiligt seyn konnte, weil es aus der Unordnung hervorging; ein System, das gelegentlich als Hülfsmittel benutzt werden mag, jedoch nie als Princip gelten kann.

Eine energische Entschlossenheit Ludwigs XVI. würde Frankreich vor Verwirrung und Anarchie bewahrt haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre es ihr gelungen, die Monarchie zu retten, jedenfalls hätte Ludwigs Tod, wenn er durch die Pike eines Mörders gefallen wäre, nicht Anlaß und Gelegenheit zu der revolutionairen Exaltation gegeben, die eine Folge seiner Verurtheilung war, und keine politische Partei hätte einen solchen Mord zum Stützpunkt nehmen mögen. Leider wird auf Ludwig XVI. und selbst auf Marie Antoinette das Urtheil, welches ihr Freund, der Gouverneur Morris, am 11. Juli 1792 in seinem Memorial niedergeschrieben hat, auf ewig anwendbar bleiben: „es fehlt ihnen ausgemacht an Muth, und deshalb können sie nicht wahrhafte königliche Personen seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen der Lebensweise auf den dänischen Inseln.

(Aus „Sixteen Months in the Danish Isles. By Andrew Hamilton.")

In Copenhagen muß ein recht fleißiger Besuch des Thierparks als aller Welts Sache angesehen werden, sonst wäre die Masse Mieth-Fuhrwerk unerklärlich, die plötzlich zum Vorschein kömmt, so wie der Sommer beginnt. Aus mehreren Stadttheilen sind Omnibusse in der Fahrt dahin, und sie machen diese Tour täglich mehrere Male, ohne bei schönem Wetter je leer zu seyn. Innerhalb des Osterthores hält eine lange Reihe von Wagen, deren jeder ein Dutzend Leute und darüber aufnehmen kann, und außerhalb des Thores sieht man eine förmliche Wagenburg aufgestellt. Die Fuhrleute sammeln sich ihre Passagiere, bis die Fuhr complet ist, womit es an einem schönen Nachmittage nicht lange währt. Der Fahrpreis ist billig. Der ganze Weg von Copenhagen bis zum Thierpark hat das Ansehn, als ob dort eine große Gesellschaft zu einem Ball führe, und Abends, bei der Heimkehr, folgt Wagen auf Wagen die ganzen sechs (englischen) Meilen. Außerdem legen die Dampfböte von Copenhagen nach Helsingör täglich dreimal beim Thierpark an und setzen zuweilen hunderte von Passagieren ab.

Ich gestehe, daß ich mich an dieser Liebhaberei des Gehölzbesuchs, wie man sie nur bei den Dänen findet, ergötzt habe. Stockholm hat auch seinen Thiergarten, der alle Annehmlichkeiten des Landlebens: Waldung, Anhöhen, angebautes Land, in sich vereint; es scheint mir aber, daß die Stockholmer ihn seiner selbst wegen weniger in Ehren halten, als die Dänen den ihrigen, und daß jene mehr darauf ausgehn, sich dort am Tanz, an Musik und an theatralischen Vorstellungen zu vergnügen, während diesen der reine Naturgenuß die Hauptsache ist. Und diese Sinnesart wird nicht bloß bei den Städtern, sondern selbst bei den Landleuten gefunden, obgleich bei diesen der Reiz der Neuheit wegfällt. Viele Wochen lang war die erste an mich gerichtete Frage, wenn ich einen meiner Bekannten begegnete: „Sind Sie schon im Gehölz gewesen?" gerade so, wie es vorigen Sommer in England hieß: „Haben Sie schon die Ausstellung gesehen?"

Selten sieht man in Dänemark einen durchgängig wohlgekleideten Diener; die Livreen sind sehr mittelmäßig. Ein großer Theil der weiblichen Dienstboten ist, wenn auch reinlich und sauber, dem Fremden dadurch auffällig, daß sie, wenn auf dem Lande geboren, ihre ländliche Tracht in der Stadt beibehalten. So kann man ein Mädchen vom Lande stets von einem Stadtmädchen unterscheiden, wenn auch die Röthe ihrer Wangen einander gleich ist. Die Töchter der Insel Amak sind in Copenhagen sehr gesucht als Kleinmädchen, und sie zeichnen sich vor den gewöhnlichen Landmädchen durch ihren überaus glänzend in's Auge fallenden Anzug aus.

Da alle Landsitze in Dänemark, wie groß oder klein sie seyn mögen, mit wenigen Ausnahmen fast auf demselben Fuße eingerichtet sind, so will ich eine kurze Beschreibung davon geben. Das Wohnhaus und die Nebengebäude liegen immer dicht beisammen; das erstere nimmt gewöhnlich die eine Seite eines Hofes ein, die letzteren die übrigen drei. Die Nebengebäude sind meistens sehr ausgedehnt, daher denn auch der leere Raum oder Hof einen ansehnlichen Umfang hat. Derselbe ist stets sehr belebt, so von Hunden, Pferden, Kühen und Ziegen, wie von Geflügel, als: Hühner, Truthennen, Enten und vor allem Gänse. Die Hauptzimmer des Wohnhauses befinden sich stets nach hinten und haben die Aussicht auf den Lustgarten, daher man den Hof mit dessen Insassen und das Treiben der Dienstleute draußen nur von der Thür in der Fronte oder auch von den Fenstern der Halle aus zu sehen bekömmt.

Da das Wetter bei dem ersten Besuche dieser Art, den ich machte, günstig war, so war es arrangirt worden, daß die gesammte Gesellschaft an diesem Abend den Thee in einem ungefähr eine englische Meile von dem Hause belegenen Gehölze einnehmen sollte. Ich schmeichle mir, daß abgesehn der allgemeinen Annehmlichkeit der Sache, diese Einrichtung zum Theil zu dem Ende getroffen worden war, um mich, den Fremden, mit einem Male mit dem hiesigen Landleben bekannt zu machen. Ich bin eitel genug, mir die Sache so auszulegen, weil sie dann nur noch eine Zugabe der vielen Artigkeiten seyn würde, die mir zu Theil geworden sind; jedenfalls war es eine angenehme Partie. Es wurde ein Wagen beordert, um die Schwachen und die Trägen nebst dem Trinkgeschirr zu befördern, während Alle, die jung und kräftig waren, die Tour zu Fuß machten. Der Weg führte ununterbrochen durch Alleen und Anpflanzungen bis zu einem dichten, das Gut

Digitized by Google

auf dieser Seite begränzenden, Walde, in welchem an der Seite einer jähen Anhöhe eine kleine Grotte, mit Tisch und Bänken versehen, und daneben, im Freien ein Kochplatz angebracht war. Ein Dienstbote war vorauf geschickt worden, um Feuer anzumachen und Alles behufs vorzubereiten; auch loderte die Flamme bei unsrer Ankunft schon lustig auf, und der Kessel begann bald gar anmuthig zu singen. Wir ritten jedoch nicht, uns zum Thee zu setzen, weil es zuvor noch manches zu sehen gab. Man zeigte mir die Ueberreste eines alten Kastells, auf einem Felde außerhalb des Waldes. Dies Kastell stammt aus hohem Alterthume her, und hatte sich gut gehalten, bis es, wenn ich mich der Sache recht erinnere, in dem Schwedenkriege zerstört worden ist. Möglich, daß unter den Ruinen noch manche interessante Alterthümer zu finden wären, wenn man darnach graben wollte; augenblicklich war aber der Schauplatz eitterlichen Treibens mit wogendem Getraide bedeckt.

Der **welthistorische Zweifel**, oder: **Ist Gott nur Idee oder objektive Realität?** Von K. F. E. Trahndorff. Mit einem Vorwort von Dr. R. Stier. Barmen 1852. S. XIV. 191.

„Ein Wahn, der uns beglückt, wiegt eine Wahrheit auf, die uns zu Boden drückt!" Auf diesen Wielandschen Satz erwiderte einst der verstorbene Kirchenrath Daub: „Nein und abermals nein! Denn es giebt keine zu Boden drückende **Wahrheiten**; das Einzige, was die Menschheit zu Boden drücken könnte, wäre der Gedanke es ist **kein** Gott, d. h. wenn er **wahr** wäre; es ist aber eben keine Wahrheit, sondern ein Wahn." Mit dem Zweifel: „Ist das, was man Religion nennt, dieser Glaube an die absolute Vollkommenheit, als an ein wirklich existirendes, lebendig persönliches Wesen außer dem Bereiche unserer Sinnenwahrnehmung, welches eben der Urgrund aller Dinge sein soll, so wie an Alles, was durch den Glauben an dieses Wesen gegeben ist, nämlich an die Gebote und Verheißungen desselben und an ein Leben nach dem Tode, dessen Zustand bedingt, ist durch unser Verhalten in diesem Leben zu einer absoluten lebendig-persönlichen Vollkommenheit: ist dieser Glaube blos ein subjektives Gebilde des menschlichen Denkens, oder hat er wirklich objektiv Reales zum Gegenstande?" — mit diesem Zweifel beschäftigt sich diese Schrift des Prof. Trahndorff auf eine ansprechende und eigenthümliche Weise. Er nennt ihn den welthistorischen Zweifel, weil er schon „in der Urzeit unseres Geschlechtes sich regte, weil sich durch ihn die Sünde den Weg bahnte in die Region der Entwickelung des menschlichen Geistes", und weil er in unserer Zeit lauter, allgemeiner und entschiedener, denn je, hervortritt. Aber gerade darum, weil ihn Jeder bei strenger Selbstprüfung in seiner eignen Brust findet, weil er der Grund aller Verirrungen im Gebiete der intellektuellen Entwickelung ist, sei es Zeit, entschieden gegen ihn aufzutreten, ihn aus seiner scheinbar festen Verschanzung zu vertreiben und den Feinden des Christenthums, welche sich immer auf ihre (subjektive) Vernunft berufen, zu beweisen, „daß wenn sie mit sich selbst, mit ihrer Weisheit fertig sind, daß sie doch lange, lange noch nicht mit uns fertig sind."

Wir wünschen von Herzen, daß der Verf. sein Ziel erreiche, daß er daher dieser Schrift, welche ein gutes Fundament legt, das größere Hauptwerk baldigst folgen lassen möge, daß er so ein „zweiter Kant wider den Grundirthum der Philosophie werde", ein Beiname, der einst schon dem Prof. Stier bei Erscheinen seiner Dogmatik beigelegt wurde. Ob der Verf. die Vielen, welche mit ihrem religiösen Glauben zerfallen sind, wieder zur Wahrheit zurückführen werde? Schwerlich diejenigen, welche, weil sie „die Strenge des Gesetzes fürchten" und in ihren sinnlichen Lüsten nicht gestört sein wollen, oder weil sie in Ueberschätzung ihrer Weisheit in Verstandesbegriffen befangen, sich auf keine tiefere Untersuchung einlassen, sondern ohne Umstände abweisen, was ihrem trivialen Menschenverstande darum nicht zusagt, weil **sie** es nicht mit Händen greifen können: **Diese** wird nicht Belehrung, sondern des Schicksals harte Hand zur Wahrheit zurückführen! Doch giebt es noch Viele, welche von dieser Sünde „wider den heil. Geist der Wahrheit" sich frei erhalten und nicht aus Bosheit des Herzens oder Vermessenheit des Verstandes sich **geflissentlich** dem Zweifel hingegeben haben, sondern bei mangelhaftem Religionsunterricht in ihrer Jugend, bei Schärfung ihres Verstandes durch Wissenschaften, welche sich auf die Natur und den Menschen beziehen, oder bei Lebenserfahrungen, welche den Geist für **äußere** Verhältnisse schärfen, unwillkürlich in das Labyrinth der Zweifel hineingezogen wurden, ohne den Ariadne-Faden zu besitzen, mittelst dessen sie sich wieder herausfinden können; die im Reiche der religiösen Idee mit Verstandesbegriffen auszureichen vermeinen, welche doch nur in der Sinnenwelt, woraus sie abgeleitet sind, ihre Bedeutung haben, mit welchen sie sich aber der Schlingenbände religionsfeindlicher Schriften nicht zu erwehren vermögen. Zu ihnen gehören die große Zahl der sogenannten Gebildeten, selbst manche Gelehrte, welche bei ausschließlichem Studium der physikalischen, sprachlichen, mathematischen und anderen Wissenschaften, durch einseitiges Philosophiren den Faden des höhern, religiösen Glaubens verloren haben. Bei **diesen** läßt sich erwarten, daß sie, die Leerheit und Kälte ihrer Begriffe empfindend, von Sehnsucht nach **festen** Ueberzeugungen erfüllt, sich beleben und überzeugen lassen wollen, und diese werden obige Schrift nicht ohne Gewinn aus der Hand legen, wenn sie auch nicht sogleich und in allen Stücken ihr Beifall schenken. „Wer zweifelt mit Religion, sagte einst C. Harms, der hat Religion!"

Stehen denn Christenthum und Vernunft, Theologie und Philosophie mit einander im Widerspruch? Mit nichten, denn das Christenthum ist eben die höchste Vernunft, und alle Anstrengungen der letzten führen zuletzt auf die einfachen Wahrheiten des ersten zurück. Aber eben so wenig ist die Vernunft und Philosophie unnütz oder der Frömmigkeit wohl gar nachtheilig.

Gewiß ist es und bleibt ewig wahr, daß der Zweck der Religion, als Anweisung zum seligen Leben, unsere Beruhigung und Frömmigkeit ist und zur Erreichung dieses Zweckes ist zwar nicht die Wissenschaft von der Religion, die Theologie, wohl aber die Religion absolut unentbehrlich, und religiöse Aeltern wirken durch Beispiel, Lehre und Leben mehr auf Glauben und sittliches Leben der Kinder als der gelehrteste Theologe; ja, es kann sogar sein, daß dieser bei dem Studium seiner Wissenschaft jenen Zweck des Glaubens und der Sittenlehre ganz außer Augen läßt, etwa weil ihm das **Sinnliche** und **Genießbare** den höchsten Werth hat und das **Uebersinnliche** nur die zweite Stelle einnimmt;

Digitized by Google

aber dann ist seine Wissenschaft ein eitles Ding, weil nur dann etwas wahren Werth hat, wenn es sich auf Gott, Freiheit, Pflicht bezieht: darum muß ihre Bearbeitung nicht mit dem Zweck der Religion selbst, mit Glauben und Lehre im Widerspruche stehen. Als Wissenschaft von dem Grunde und Zweck des Glaubens ist sie zur Schutzwehr gegen den Aberglauben auf der einen und dem Unglauben auf der andern Seite unentbehrlich. Aeußere Verfügungen des Staats oder der Kirche reichen dazu nicht aus, höchstens verhindern sie (etwa durch Schriftenhaufen und Inquisition), daß der Unglaube nicht gerade öffentlich wird; aber wie leicht können Menschen, welche solche Verfügungen treffen, selbst den Aberglauben stützen!

Gegen den Unglauben, wenn er es zur Theorie gebracht hat, führt nichts als eine Theorie des Glaubens, d. h. Theologie. Um den Endzweck der Religion zu erreichen, bedarf jeder Mensch zwar einer Erkenntniß dessen, was er glaubt, es muß sein Glaube einen Grund wie Inhalt haben; aber für das praktische Leben d. h. zu seiner Besserung und Beruhigung ist es glücklicherweise nicht nöthig, daß diese Erkenntniß erschöpfend und in jeder Beziehung entwickelt sei, oder daß er eine *gelehrte* Kenntniß von dem Grunde des Glaubens habe, also daß er ein Theologe sei: denn das Gefühl von diesem Grunde des Glaubens, das allgemeine Wahrheitsgefühl, reicht für das Leben völlig aus, und wird bei einem klaren und warmen Schul-Unterricht in den einfachen Lehren des Christenthums, wofern er vom häuslichen Leben unterstützt wird, hinreichend angeregt werden und sich selbst bewahrheiten. Freilich, wo einmal der Zweifel *stark* sich entwickelt hat, da möchte es *allein* nicht genügen, und *deshalb* wird es schwer die sogenannten Gebildeten überzeugen, ohne sie tiefer in die *Gründe* des Glaubens einzuführen, wozu es häufig an den nöthigen Vorkenntnissen und an Zeit fehlt; denn das läßt sich freilich nicht in einer gemüthlichen Conversation, noch durch das Gebot: du mußt das oder jenes glauben, abmachen, und daher sind ungläubige oder religionsfeindliche Schriften für das Volk immer gefährlich. Das Umreißen ist auch hier leicht, das Aufbauen schwer, und selbst die Gelehrten haben nicht immer Empfänglichkeit für Ideen, Trieb, Leichtigkeit und Talent sich darauf einzulassen: man kann viel Gelehrsamkeit gedächtnißmäßig aufgefaßt haben und doch ein ideenloser Kopf sein! Als Wissenschaft der Ideen steht daher die Philosophie mit der Theologie in genauer Beziehung, besonders zu der Idee der Wahrheit und der Idee des Guten, so sie bedingt dieselbe in ihrer Theorie und ihren Principien; Philosophie und Theologie, Vernunft und Offenbarung stehen daher bei *rechtem* Gebrauche nicht mit einander im Widerspruch, weil jene den Grund des Glaubens an diese nachweiset.

Daß die Idee „Gott" von verschiedener Seite aufgefaßt und entwickelt worden, wie die philosophischen Systeme von Aristoteles bis Hegel und dem „letzten Absurdum Feuerbachs und Gutzkows" zeugen, beweiset nur, daß die Philosophie für sich allein (und der deutschen giebt der Verf. das Zeugniß, „daß sie sich nicht in flacher Selbstgenügsamkeit mit einem bunten Flickwerk aus allerlei philosophischen Lappen begnügt, sondern ein ernstes Streben kundgegeben habe, auf den letzten Grund der Wahrheit und den tiefsten innern Zusammenhang ihres Inhaltes hinzuarbeiten") nicht zum Ziele gelangt, daß sie eine christliche Philosophie sein und nachweisen müsse, daß der letzte Grund aller religiösen Wahrheit in einer höheren Offenbarung zu suchen sei, worauf ja auch die Geschichte hinweiset, indem sie in den ältesten Religionssystemen der Inder, Perser ꝛc. unendlich reinere Gotteserkenntniß aufzeigt, wie bei den spätern Völkern.

Wenn wir aber auf der einen Seite diese Wahrheit festhalten und auf der andern Seite die verschiedene Entwicklung des welthistorischen Zweifels etwas schärfer als der Verf. S. 7 ff. bestimmen, so erscheinen uns jenes Zweifels Verschiedenheiten nur als eben so viele Versuche, den Ursprung der objektiven Religion zu erklären, welche, sie mögen noch so oft einander aufheben, doch in der Natur der menschlichen Vernunft liegen, welche überall, sobald sie sich entwickelt hat, nach Grund und Princip fragt und, bis sie dieselben entdeckt hat, sich beunruhigenden Zweifeln ausgesetzt fühlt, aber doch allein auf diesem Wege zur Wahrheit gelangen kann. Daher scheint die Anwendung der Vernunft weder überflüssig noch schädlich. Denn wenn auch die Philosophie oder die Vernunft nicht dahin zu gelangen vermag, das Uebersinnliche und Göttliche zu *begreifen*, so wird ihr gerade auf diesem Wege klar, *warum* sie es nicht zu begreifen vermag, also warum das Unbegreifliche geglaubt werden muß, also die Gründe des Glaubens. Und hat nicht die Philosophie, besonders die Kant'sche, wenigstens das Verdienst, die Gränzen des menschlichen Wissens festgestellt zu haben? Sind nicht gerade durch die neuere Philosophie die früher unbefriedigenden Hypothesen widerlegt worden?

Wenn die alten Griechen und die französischen Encyklopädisten des 18. Jahrhunderts den Ursprung der Religion dadurch zu erklären vermeinten, daß sie dieselbe als eine Erfindung kluger Köpfe darstellten, welche die Menschen durch Furcht vor übermenschliche Wesen dahin bringen wollten, in bürgerlicher Ordnung neben einander zu leben; so zeigt eben die Philosophie die Grundschwäche dieser Ansicht nach: denn sollten die Menschen aus Ehrfurcht vor jenen ausgedachten Göttern in Ruhe leben, so setzt man schon Glauben an dieselben, also Religion voraus, erklärt also nicht den Ursprung, sondern nur den ersten und zwar betrügerischen Gebrauch der Religion.

Wenn Demokrit von Abdera und David Hume meinen, die angenehmen oder unangenehmen Naturerscheinungen, welche Hoffnung und Furcht der Menschen erregen, hätten sie zum Glauben an übernatürliche Ursache und dadurch zur Anwendung von Dank- oder Versöhnopfer gebracht, um jener Götter Liebe zu erschmeicheln oder ihren Haß zu beschwichtigen, so erklärt diese Ansicht nur den Ursprung des Aberglaubens, nicht der Religion, und diese fiele weg sobald die Menschen Naturforscher geworden.

Die griechischen Stoiker und im vorigen Jahrhundert besonders H. S. Reimarus meinten den Ursprung der Religion aus der Betrachtung der Natur, ihrer Zweckmäßigkeit, Regelmäßigkeit und Ordnung ableiten zu können, und übersahen, daß die Natur nur Endliches und Beschränktes darbietet, also nicht die Idee von Gott, dem Unendlichen ꝛc. erzeugen, wenn auch die vorhandene entwickeln könne (wie die Erziehung den Menschen nicht gut macht, wohl aber ihn veranlassen kann, daß er sich selbst bessere, also nicht Quelle, sondern Veranlassungsmittel seiner Tugend ist), daß der Geist mit Schlüssen nicht aus dem Sinnlichen herauskommt, daß man schon einen religiösen Blick haben müsse, um eine religiöse Anschauung der Natur zu gewinnen.

Digitized by Google

Indem Kant diese Hypothesen umwarf und nachwies, was der Mensch wissen könne, was nicht, oder wie weit das Gebiet des Wissens reiche und wo das Gebiet des Glaubens anfange, suchte er den Ursprung der Religion aus den praktischen Bedürfnissen, aus dem Prinzip des moralischen Gefühls abzuleiten, das an ein höheres Gesetz und eine ganz andere Ordnung als die der Natur, nämlich an eine moralische Weltordnung erinnert. Diese ist noch nicht da, der Mensch kann aber das Gute nicht beharrlich ausführen, ohne den Glauben an eine Macht, welche diese Ordnung wolle, und mache, daß das Gute gelinge: Vernunft und Gewissen nötigen also zu jenem Glauben an Gott, zur Religion. — Aber diese Ansicht, so einen hohen Werth sie auch haben mag, weil sie rein sittlichen Gefühlen entspringt und Sittlichkeit zur Grundlage der Religion macht, befriedigt nicht hinreichend. Sie setzt allerdings einen für's Sittliche erweckten Sinn voraus; ein recht lebendiges Gefühl von Recht und Unrecht. Frömmigkeit ist aber ein Produkt der Religion, denn Unsittlichkeit verträgt sich wohl mit Heuchelei, aber nicht mit Frömmigkeit. Wäre aber Religion bedingt durch den Mangel einer moralischen Weltordnung, so wäre sie nach Gutzkow „ein Verzweifeln am Weltzweck", und wie hier „die Hypothese Kants das Schicksal hatte in Gutzkows Verzweiflung und somit in die Vernichtung (eigentlich Läugnung) aller Religion einzuschlagen, so hätte Hegel es selbst allenfalls erleben können, daß sein Gott, das Sein, die concrete Allgemeinheit oder absolute, concret aufgefaßte Allheit durch Feuerbach in die blos subjektive, individuelle menschliche Vernunft umschlug und einschlagen mußte."

Sind wir nun auch mit dem Verf. der Ansicht, daß auf diesem rein philosophischen Wege der Geist nicht zu einer festen, lebendigen Ueberzeugung gelangen könne, und der Grund des Glaubens daher anderswo, supra naturam, zu suchen sei, daß die Idee Gottes eine Erleuchtung, eine Offenbarung von oben, die Religion also unmittelbar göttlichen Ursprungs ist ꝛc., so können wir jene philosophischen Versuche, so bald sie nur mit wirklichem, sittlich-religiösen Ernste angestellt werden, nicht mit dem Verf. für „Verirrungen im Gebiete intellektueller Entwicklung" erklären. Die Natur der menschlichen Vernunft, ein Geschenk der Gottheit, treibt mit einer Art Nothwendigkeit dazu, und der Geist, der in einem Menschen mehr als Gemüth, in dem andern mehr als Verstand ꝛc. sich äußert, scheint den einen mehr zum Supranaturalismus oder Mysticismus, den andern mehr zum Rationalismus zu prädestiniren. Diese Ueberzeugung sollte aber theils zur Milde in der Beurtheilung der entgegenstehenden religiösen Ansichten bewegen; theils zu der Hoffnung, welche der Verf. S. 13 theilt, „daß die ganze bisherige Philosophie bald als ein apagogischer Beweis für die christliche Offenbarung gelten", also Philosophie und Theologie, Vernunft und Offenbarung in Einklang kommen werde, anerkennend, daß der Glaube an Gott und seine Gesetze, daß die Religion theoretisch und praktisch nicht seine Quelle in der menschlichen Vernunft, sondern in Gott habe, daß der Glaube nicht blos im Kopfe, sondern im Herzen, dem Lebenselement, der Quelle der Wiedergeburt, wurzele!

Was der Verf. über die Stellung der römisch-katholischen (ultramontanen) und der protestantischen Kirche sagt, muß im Buche selbst nachgelesen werden. Wir stimmen ihm völlig bei, wenn er die römische Hierarchie nicht blos als einen temporären Mißbrauch einer rechtmäßigen Gewalt ansieht, sondern als „ein politisches Weltbeherrschungsprincip aus dem untergegangenen Römerreiche in sich aufgenommen und der kirchlichen Entwicklung zum Grunde gelegt"; wenn er ihr System „das Bewußtsein der Laien zu beherrschen, es nie aus der Gewalt der Priestervormundung frei zu lassen; und ihr Streben durch die leichte Controlle der Priester über die bequeme Uebung der sogenannten guten Werke und durch die Frage: „Glaubst du, was die Kirche lehrt?" (bequem für die Priester und für die Heuchler jene Herrschaft erzwingen zu wollen) und mittelst ihres kirchlichen Apparats, durch Sinnlichkeit und Phantasie auf das Herz zu wirken, während sie die intellektuelle Seite des menschlichen Geistes fürchtet, eine scheinbare, äußere Einheit zu erhalten, für nichtig und gefährlich erklärt, sowohl dem welthistorischen Zweifel, den sie gerade dadurch gebären mußte, zu begegnen, als ihre Satzungen aufrecht zu erhalten; wenn er nachweiset wie die Reformation in Deutschland aus dem innersten Mittelpunkt und Lebenskern des Christenthums, aus der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben der Sündenvergebung hervorbrach, und die trostlose Werkheiligkeit der römischen Kirche sich als eine bis zur Verzweiflung niederdrückende Last auf den tiefen, deutschen Wahrheitssinn Luthers geworfen; wie nicht Luther einen Riß in die Kirche gebracht, deren Reformation er nur beabsichtigte, sondern die päbstliche Bannbulle, welche ihn aus der Kirche stieß und das Concilium zu Trient, das alle die Lehren und Satzungen, welche die Kirche entstellten, durch seine Beschlüsse für immer sanctionirte und so jede Aussöhnung nicht allein unmöglich machte, sondern auch jetzt mit eiserner Beharrlichkeit ihre alten Irrthümer wieder geltend zu machen sucht, ohne zu bedenken, daß es da durch die furchtbarste Katastrophe einer allgemeinen Umwälzung zur Reife kommen würde. Wir beklagen mit ihm die Befangenheit (das deutsche „allzu gerecht" sein) mancher Protestanten, welche entweder aus Gleichgültigkeit oder Unkenntniß die inneren Bestrebungen des Romanismus nicht für gefährlich hält, oder aus Furcht vor dem neuern Unglauben, welcher allerdings eine Diversion zum Besten Roms gemacht hat, sie wohl gar unterstützt; es ist uns wie dem Verf. unbegreiflich, wie unsere Kirche wieder nur nach allen Heil in einem äußeren kirchlichen Verfassungs-Bande sucht (allerdings ist uns mehr Einheit und Centralisation im politischen wie im kirchlichen Leben nöthig; aber eben so wenig eine französische Centralisation mit ihrem unendlichen Nachtheil für die höhere Entwickelung der Völker als eine römische Hierarchie); es fiel Luther, dem Glaubenshelden, welcher den welthistorischen Zweifel überwunden und die intellektuelle Thätigkeit der Christen wieder frei gemacht hat durch den Glauben und das in die Muttersprache übersetzte Wort Gottes, nicht ein, aus der Reformation, welche die ganze Christenheit durchdringen und von innen heraus wieder neu gebären sollte, eine abgeschlossene evangelische Kirche der katholischen gegenüber zu machen. Sie mußten ja befürchten, statt Reformatoren zu sein, nur Sectenstifter zu werden; daher Luthers Entrüstung, da er den Namen Lutheraner vernahm! Die Protestanten, sie mögen nun sich mehr dem Supranaturalismus oder mehr dem Rationalismus hinneigen, sollten doch endlich begreifen, wo ihr gemeinschaftlicher Feind wohnt, und daß ihre auf Zöderung des protestantischen Christenthums gehenden Bestrebungen sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern vereinigen!

Der Verf. geht dann von der kirchlichen auf die politische Seite über und zeigt, „daß der Kampf, den Oesterreich mit

Digitized by Google

Preußen begonnen, und in den es diesen Staat wider seinen Willen hinein gedrängt hat", zugleich ein Kampf sei zwischen dem Katholicismus und Protestantismus, der um so gefährlicher ist, weil die deutschen Protestanten sich dessen noch gar nicht recht bewußt werden wollen; ein Kampf, dem die römische Hierarchie in Deutschland freudig ihre Zustimmung giebt, da die Concessionen Oesterreichs ihr die Aussicht eröffnen, das im Auslande, und namentlich in Deutschland wieder zu gewinnen, was sie in Italien verloren hat und immer sichtbarer verliert, weshalb sie den österreichischen Bestrebungen sich mit allen ihren hierarchischen Mitteln zu Gebote stellt, um vielleicht in Oesterreich den Halt- und Mittelpunkt zu gründen, der in Rom, wo der Papst gegenwärtig eine klägliche Rolle spielt, nur noch scheinbar sich geltend macht ꝛc. ꝛc." Das Angeführte wird hinreichen, um den Geist dieser Schrift, wie die Wichtigkeit der drei erörterten Materien zu bezeichnen und zum ernsten Studium derselben zu ermuntern!

Dr. Kgr.

Lieder der Liebe von Adolf Pichler. Innsbruck. Gedruckt mit Wagner'schen Schriften. 1852. 16 unbez. Seiten. 8.

Unseren Lesern sind 5 dieser trefflichen Lieder (m. s. Jahrg. 1851, Nr. 25: Lieder aus Tyrol) bereits bekannt.*) Der Dichter hat sie mit 7 neuen vermehrt unter obigem Titel jetzt wieder abdrucken lassen und so ihre nähere Beziehung dargelegt. Der künstlerischen Form vollkommen Genüge leistend, haben sie einen tieferen Sinn, eine höhere Bedeutsamkeit als ähnliche, gleichbenannte Gedichte, und glauben wir durch die Mittheilung der in unserer Zeitschrift nicht veröffentlichten das Verständniß der früher gegebenen zu vermitteln, um so mehr, da die kleine Schrift nicht für den Buchhandel bestimmt zu sein scheint.

Entschuldigung.

(M. s. Lit. u. Kstl. Bl., 1851, S. 193.)

I. (S. 193.)

II.

Wie ist das Leben reich an Gegensätzen,
Die selbst die Weisheit nicht vermag zu klären,
O glücklich jener, den sie nicht verletzen,
Dem milde Götter leichten Sinn gewähren!

Der rauhe Kiesel hält das Licht gebunden,
Das edle Gold verlarven schlechte Erze.
So hab' ich meine Lilie gefunden
In einem Sumpfe mir zum bittern Schmerze.

III. (S. 194.)

IV.

Sie drohen schweren Fluch und lange Reue,
Wenn du noch ferner wagest mich zu lieben,
Doch unerschüttert fest bleibt deine Treue,
Sie ist kein Spruch auf Schiefer hingeschrieben.

Sie ahnen nichts von deiner Seelengröße,
Sonst würden sie im Staub vor dir sich neigen,
Doch nur Geduld! in ihrer ganzen Blöße
Wird deines Herzens Lauterkeit sich zeigen.

V.

Dieselbe Sonne weckt das Ungewitter,
Die aus der Erde lockt des Veilchens Blüthe;
O schilt mich nicht, erscheln ich herb und bitter,
Wenn dich beseelet Haemonie und Güte.

Durch uns ist unser Wesen nicht geworden,
Der Zufall bildet es aus tausend Quellen!
Es fließt dein Strom an lichten Blumenborden,
Der meine braus't mit sturmgejagten Wellen.

VI.

Als ihre schwersten Flüche die erklangen
Erhobest du gleich einem Heil'genbilde
Die Hände zum Gebete, tiefst mit Bangen:
„Verschone Gott die Ungerechten milde!"

O sage mir, wie kann ich dich verehren?
Ich lege meine Waffen dir zu Füßen,
Du brauchst sie nicht, ein Strahl kann dich verklären
Und Engel werden dich als Freundin grüßen.

VII.

Je heftiger geschwungen wird der Hammer,
So stärker wird er von dem Amboß prallen,
Ihr Drohen macht mir schwerlich großen Jammer,
Es wird ein Nichts vor meinem Ohr verschallen.

Doch eines ist's, das fürchte ich mit Beben,
Sie treffen dich wie ihres Bannes Strahlen,
Da bin ich jeder Wunde bloßgegeben,
Und nichts beschützet mich vor Todesqualen.

VIII. (S. 194.)

IX.

Sie haben Recht, daß sie mich schuldig nennen
Und wie den Stab mit strengem Urtheil brechen,
Wenn sie die Marke auf die Stirn mir brennen,
Ich werde stolz und kalt nicht widersprechen.

Zu keck bin ich auf anderm Weg gegangen,
Als welchen sie mit strenger Sitte zogen,
Wo sie ans Pförtchen pochen schen mit Bangen,
Hab' ich die Schranken frevelnd überflogen.

*) Wir verdanken Herrn Prof. Pichler in Innsbruck auch einen werthvollen Aufsatz über die Literatur in Tyrol (1851, Nr. 27).

Digitized by Google

Wenn sie mich scheltend einen Sünder heißen;
Wie liegt nicht viel am Lobe und am Tadel,
Nur eines will mir fast das Herz zerreißen:
Daß sie beflecken Deiner Seele Adel!

X. (S. 194.)

XI.

Wann hat ich euch, ihr sollet mich berathen
Wie zu bezwingen meine herben Qualen?
Ihr rechnet mit der Liebe um Dukaten,
Und wollet Lust und Schmerz mit Gold bezahlen.

Nur jener Mann der Bibel kann es fühlen,
Was ihr mit eurem Trost nicht wißt zu fassen:
Er sah die Schweine in den Trübern wühlen,
Und mußte ihnen seine Perle lassen.

Miscellen.

Der Mann, der Zeitlebens an schwere Arbeit und Strapazen gewohnt gewesen, dessen Körper durch Hitze und Kälte abgehärtet ist und dessen Constitution jegliche Diät, jedes Klima verträgt, der eignet sich wohl, so sagt William Kelly, der einen Durchflug durch die californischen Goldgruben gemacht und beschrieben hat, ein Goldgräber zu werden. Er hat in der Heimath die Felsen gesprengt und kann deßhalb schon ein Gleiches in Californien thun; er hat in Sumpf und Wasser gestanden, wenn er zu Hause am Canalbau gearbeitet hat, und so werden ihm auch die nassen Füße nicht schaden, wenn er seinem neuen Berufe als Goldgräber nachgeht. In der Kost nicht verwöhnt, wird ihn die magere Küche in den Goldgruben nicht abschrecken. Man hole aber den Tischler hinter seiner trocknen Werkstatt, den Schmidt hinter seiner warmen Esse, den schmucken Comtoiristen hinter seinem Schreibepult hervor, stelle den einen und den andern in kaltes Wasser, während ihnen eine glühend heiße Sonne auf den Kopf brennt, lasse sie in ihrer neuen Arbeitssphäre jede Muskel anstrengen, dabei an hartem Brode nagen, ihr Nachtlager auf feuchtem Boden suchen, und man wird bald sehen, welche üble Folgen ein so totaler Wechsel in der Lebensweise für sie hat.

Der tägliche Verdienst eines Goldgräbers ist durchschnittlich, d. h. die ergiebigen und unergiebigen Gruben, die tüchtigen und untüchtigen Arbeiter zusammen gerechnet, zu acht Dollars pr. Arbeitstag anzunehmen. Die Zahl der Arbeitstage reducirt sich aber, Krankheiten und andere Abhaltungen gar nicht mitgerechnet, auf 190, indem von den 365 Tagen des Jahres zuvörderst die 52 Sonntage, dann mindestens 91 Tage als Winter- und Hochwasserzeit, und wöchentlich ein Tag zur Aufsuchung neuer Fundgruben abgezogen werden müssen.

Vorbenannter englischer Reisende giebt auch folgende, ihm zufolge neue, naturhistorische Notiz: Beim Abziehen der Rinde fand ich in dem Stamm des Baumes Löcher, größer wie eine gewöhnliche Flintenkugel sie gemacht haben würde, und so accurat von einander entfernt, als ob dazu ein Lineal und ein Zirkel benutzt worden wären. Viele dieser Löcher waren mit Buchcicheln angefüllt. Ich hatte ähnliche Löcher in den weicheren Holzarten schon in einer früheren Jahreszeit bemerkt, aber sie den Holzwürmern zugeschrieben, und weiter keine Notiz davon genommen. Der Umstand mit den Eicheln machte aber meine Neugier rege, und so wandte ich mich um Auskunft an den Capitain S—s, der mir dieselbe auch auf der Stelle ertheilte, indem er auf mehrere Spechte hinwies, die eben emsig mit der Sammlung ihres Wintervorraths beschäftigt waren. Dieser verständige Vogel hackt nämlich auf den hohlen Buchbaum nicht bloß aus eitlem Wohlgefallen am Lärmmachen, sondern um darin Löcher auszuhöhlen, in welchen er seinen Winterproviant verwahrt und wo die Elemente demselben nichts anhaben, ihn auch nicht unzugänglich machen können. Man sieht es als ein sicheres Vorzeichen des Eintritts der Schneezeit an, wenn die Spechte mit dem Unterbringen der Eicheln beginnen, um dieselben nicht einschneien zu lassen. Ich habe in meiner Beschäftigung im Gehölze oftmals inne gehalten, um diesem Vogel zuzusehen, wie er mit der Nuß im Schnabel um einen Baumstamm herumflatterte und kroch, die verschiedenen Löcher mit seiner Nuß probirte, bis er eins fand, das eben für den Kaliber derselben paßte, welches Experiment er vielfältig wiederholte. Dabei haben diese Thierchen noch den merkwürdigen Instinkt, nur vollkommen gesunde Nüsse zu wählen, was selbst dem schlauen Indianer nicht gelingt; und ihren Winterproviant greifen sie erst dann an, wenn die eingetretene strenge Jahreszeit ihnen jeden anderweitigen Unterhalt abgeschnitten hat.

Den jüngsten Nachrichten aus England zufolge kommen dort diesen Sommer ungewöhnlich viele Todesfälle durch den sogenannten Sonnenstich vor. Als einzig hülfreiche Cur gegen dieses Uebel, wenn rasch angewandt, wird das Begießen des Kopfes mit kaltem Wasser aus einiger Höhe angegeben.

Mit Bezug auf die ziemlich allgemein verbreitete und im Allgemeinen auch begründete Annahme, daß mit dem Neumond in der Regel eine Wetterveränderung eintritt, giebt das Journal des Débats folgende genaue Beobachtungen, die in einem Cyclus von zwanzig Jahren angestellt worden sind: „Vom Neumond bis zum ersten Viertel 764 Regentage, vom ersten Viertel bis zum Vollmond 845 do., vom Vollmond bis zum letzten Viertel 761 do., vom letzten Viertel bis zum Neumond 696 do. Darnach giebt es also im zunehmenden Monde 1609, im abnehmenden Monde aber nur 1457 Regentage, also 152 weniger.

Dem Londoner Globe zufolge ist das Honorar eines ärztlichen Besuches in Spanien bei einem Gewerbsmann 2 Pence, bei einem Honoratioren 10 Pence, und bei den Armen gar nichts. Einige vornehme Familien zahlen ein für allemal ein jährliches Fixum von 16 Schilling Englisch.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

SOCIETÄT

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 57. **Sonnabend, den 17. Juli.** **1852.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Mein Vater ist blind! Von August Emil ..... Seite 441
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 442
Die Einwirkung des Lichtes auf die Pflanzen. Von J. F. Schouw. Aus dem Dänischen von H. Zeise ..... „ 445
Literatur:
Bulletin du Bibliophile Belge ..... „ 446
Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. Im Auftrage des Vereins für hamburgische Geschichte ausgearbeitet von Dr. ph. Hans Schröder ꝛc. ..... „ 447
Miscelle ..... „ 448

Mein Vater ist blind!

Der Greis, der Vater, im Kämmerlein,
Ist ganz verlassen, ist ganz allein.
Seine einz'ge Tochter ging auf den Ball,
Sie eilte zum jubelnden Carneval.

Der Vater schaut in das Feuer hinein;
Er wärmt die Hände am lichten Schein;
Er denkt an die Tochter, sein einzig Glück:
„Ach, theure Tochter! wann kommst du zurück!"

Das Mädchen glühet in Freud' und Lust,
Hoch fliegt ihr die wallende, wogende Brust;
Sie ist die schöne, verführte Maid,
Sie taumelt im Rausche der Sinnlichkeit!

Und der Vater hauert der Tochter so bang;
Es schmerzt ihn sein Auge, sein Auge ist krank.
„Ach, Tochter! Lieb' Mädchen, komm' heim geschwind!
Komm heim, meine Tochter! Du süßes Kind!"

Das Mädchen schwebet im wirbelnden Tanz,
Sie glänzt in des Faschings flimmerndem Glanz;
Die Taille schlank, die Hüfte so rund,
Gar lüstern lacht ihr rosiger Mund!

Der Vater sitzt am verlöschen Herd,
Den trüben Blick der Thür zugekehrt;
Er drückt auf die Augen die bebende Hand,
Und hat ihren Namen ganz leise genannt.

Sie schwelgt mit dem Mann in der Loge allein,
Sie küßt — und trinkt den schäumenden Wein!
Sie schlürfet und schlürft — halb unbewußt —
Und trinkt ihn aus — den Becher der Lust! —

Der Vater seufzet: „Komm' heim, mein Kind!" —
Da stürzt sie taumelnd herein geschwind!
Sie wankt — es lallt die Zunge so schwer:
„Hier bin ich, mein Vater — ach, grüne nicht mehr!" —

„Wo bist Du? Wo bist Du? Tochter mein!
Wo glänzt Deiner Locken goldner Schein? —
Ich sehe Dich nicht, mein trautes Kind! —
Wo bist Du? Wo bist Du? — Dein Vater ist blind!" —

Und leise murmelt sie vor sich hin;
Es ist ihr so trüb, so wüst zu Sinn —
Sie schaut dem Vater in's Angesicht —
„O Gott! — Mein Vater! — Er sieht mich nicht!"

Und sie schleudert vom Haupt den bunten Kranz,
Und zerreißt die Schleifen, den Flitterglanz,
Verhüllt die Wangen, von Thränen bethaut,
Und umschlingt den Vater, und weinet laut!

Digitized by Google

Und küßt dem Greis die Augen, die Stirn —
Sie kann es nicht faſſen — ihr fliehet das Hirn —
Sie ringt die Hände, und ſchlägt an die Bruſt:
„O Gott! vergieb mir, dem Kinde der Luſt!“

„Sei ruhig, Tochter! — O weine nicht!
Der Allmächtige nahm mir das Augenlicht;
Doch ließ er mich nicht allein in der Nacht!
Es iſt ja Dein Auge, das für mich wacht!“ — —

Sie weinte nicht mehr. — Sie ſinkt auf's Knie —
So hatte gebetet im Leben ſie nie!
Sie fleht zur Mutter mit ihrem Kind:
„O ſtärke mich Mutter! — mein Vater iſt blind!“

Auguſt Emil.

Geſchichte des Directoriums.

(Fortſetzung.)

Der böſe Ausgang der Flucht von Varennes, der gelungen ſeyn würde, ohne daß ein Schuß deshalb gethan zu werden brauchte, wenn dabei nur etwas mehr Energie aufgewandt worden wäre, hatte in dem Gemüthe Ludwigs XVI. einen tiefen Eindruck hinterlaſſen. „Ich möchte nie einen zweiten Fluchtverſuch machen,“ ſagte er zu Bertrand de Molleville; „ich habe bei dem erſten zu viel leiden müſſen.“

Inzwiſchen that Kämpfen oder Flüchten Noth, und beides war gleich ſehr möglich.

Die Pariſer Nationalgarde war, beſonders in den aus guten Bürgern gebildeten Elite-Compagnien, von Grund aus monarchiſch, und der König, was dieſerhalb auch von den Geſchichtſchreibern geſagt worden ſeyn mag, noch immer ſehr populair. Es waren neun Jahre Clubstreibens und die Anweſenheit aller Banditen der Welt erforderlich, um die Tradition des antiken Royalismus der Franzoſen zu durchlöchern. Selbſt während des Prozeſſes über Ludwig XVI. hatte die Meinung zu Paris noch eine monarchiſche Unterlage. „In euren Kneipen,“ ſagte damals der wilde Redacteur der Revolutions de Paris, „heulen Sänger einfältige, aber zur Rührung ſtimmende Klagelieder über das Schickſal der Tyrannen. Ich habe geſehn, wie einer der Anweſenden darüber für Ludwig Capet eine Thräne in ſeinen Wein hat fallen laſſen. Dies Klagelied, nach der Melodie des „Aemen Jacob,“ beginnt:

„Ha! mein Volk, was that ich Dir,“

Es wird zu Tauſenden verkauft, und man hat darüber die Marſeillaiſe vergeſſen.“

Ein König, der bis zu ſolchem Grade ſelbſt in den Weinhäuſern geliebt war, hätte ſich vertrauensvoll zu Pferde ſetzen können. Ueberdem war das Perſonal der Revolutionen zu jener Zeit noch nicht ſo zahlreich, ſo erfahren, ſo kriegeriſch, als es dies nachdem geworden iſt, und Paris hätte leicht von den Brigands geſäubert werden können, welche die beiden Verſammlungen dorthin gezogen hatten, und die für Rechnung der Girondiſten von der Gemeinde beſoldet wurden.

Die Flucht wäre noch leichter zu bewerkſtelligen geweſen, da ſie durch die Trümmer der vormaligen conſtitutionellen Garden und durch das Regiment Schweizer Garden hätte gedeckt werden können. Paris allein bot große Maſſen dar, welche durch die Demagogie in Bewegung geſetzt wurden; die Städte in den Provinzen hatten nur die Großmäuler der Clubs, und auf freiem Felde würde nichts zwei bis drei tauſend Mann alter und guter Truppen, die Ludwig XVI. hätte beiſammen bringen können, widerſtanden haben. Auch war die Flucht das Mittel, in welchem die Freunde des Königs vor Allem ſein Heil erkannten; leider durchkreuzten ſich aber die Anſchläge, und die Unentſchloſſenheit Ihrer Majeſtäten machte Alles ſcheitern.

Es gab der Fluchtprojecte bis ſieben: das erſte von dem Gouverneur Morris, die vier folgenden durch Bertrand von Molleville in Vorſchlag gebracht, das ſechſte von La Fayette, das ſiebente von der Frau von Stael.

Der Anſchlag La Fayette's, der darin beſtand, den König aus Paris zu entführen, und ihn mitten in die, über das Attentat vom 20. Juni empörte, Armee zu Compiegne zu verſetzen, wurde wegen des geringen Vertrauens, das man in die Hingebung und die Feſtigkeit ſeines Urhebers ſetzte verworfen.

Der Anſchlag der Frau von Stael war lächerlich: ihm zufolge ſollte die Entfernung Ludwigs XVI. und Marie Antoinette's in der Weiſe bewerkſtelligt werden, daß Erſterer ſich als Geſchäftsmann und Letztere als ihre Kammerfrau verkleidete und ſie auf einer Reiſe in die Nähe des Meeres begleiteten, die ſie unter dem Vorwande, dort ein Gut zu kaufen, unternehmen wollte. Der Herr von Montmarin, dem dieſer Plan mitgetheilt worden war, weigerte ſich, deſſelben gegen den König nur zu erwähnen.

Der Anſchlag des Gouverneurs Morris, der beſſer angelegt war, beſtand darin, daß der König insgeheim Paris verlaſſen und ſich dann ſofort unter den Schutz der Schweizergarden ſtellen ſollte. Ludwig XVI., der ſeit 1789 den verſtändigen Sinn, die Loyalität und Anhänglichkeit Morris's kennen gelernt hatte, hatte ihm Behufs der Ausführung dieſes Plans ungefähr 800,000 Franken in Gold aushändigen laſſen. „Dieſer Plan war ſo wohl angelegt,“ ſagt Gouverneur Morris in ſeinem Memorial, „und die Maaßregeln waren ſo gut getroffen, daß es unmöglich war, daß er hätte mißlingen können. Dennoch gab der König ihn an dem Morgen deſſelben Tages, wo er hatte ausgeführt werden ſollen, und wo die Schweizer, um die Flucht zu decken, bereits echellonsweiſe aufgeſtellt worden waren, wieder auf.“

Morris's Memorial bringt ſelbſt den merkwürdigen Umſtand zur Kunde, daß die engliſche Regierung der königlichen Familie, um ſie zu retten, im April 1792 hat Eröffnungen machen laſſen. Es heißt darin, unter der Rubrik Frankfurt, den 8. Juni 1798: „Herr Crawford hat mir geſagt, daß er im December 1791 nach Paris gegangen und dort bis December 1792 geblieben iſt. Er hatte es unternommen, die Königin zu bewegen, Frankreich mit dem Dauphin zu verlaſſen, was, wie er ſagte, von der engliſchen Regierung gewünſcht ward, die darin das Mittel, den König, und ſelbſt die Monarchie zu retten ſah. Er verkehrte mit dem königlichen Paar wöchentlich zwei bis drei Mal, und man hatte Gelegenheit, das Nöthige wegen einer Flucht zu verabreden; aber die Königin änderte ihrer Gewohnheit nach ihre Anſichten, und erklärte, daß ſie ihr Geſchick nie von dem Geſchicke des Königs trennen würde. Dieſer Entſchluß, der ſo häufig wieder aufgenommen, oder vielmehr,

Digitized by Google

wie ich glaube, eingegeben worden ist, hat ihren Untergang herbeigeführt."

Wir wissen in der That nichts, was herzzerreißender seyn könnte, als die Angaben über die Unentschlossenheit Ludwigs XVI.

Am Rande des ersten Projects von Bertrand von Molleville schrieb der König eigenhändig: „Eine so übereilte Abreise, ohne Vorbereitungen, und ohne der Versammlung davon Anzeige gemacht zu haben, würde zu sehr einer Flucht ähnlich sehen."

Zu dem zweiten Projecte bemerkte er am Rande: „Es ist unstreitig nothwendig, auf Sicherheit bedacht zu sein, es muß dies aber mit Würde geschehen, und das vermisse ich in dem Plan, den Sie mir vorlegen."

Endlich, vom 2. zum 3. August, schienen Ludwig XVI. und die Königin fest entschlossen zu sein, auf ein Project der Abreise einzugehen, demzufolge sie Paris des Nachts, über die Barriere Blanche verlassen, und unter dem Schutze der von Dorf zu Dorf echellonnirten Schweizer die Straße Gaillon einschlagen sollten. Ein Marechal de Camp, Herr Lefort, der nach Gaillon geschickt und am 5. August von dort zurückgekehrt war, stattete den günstigsten Bericht ab. Unter Mitwirkung einiger ergebenen Freunde des Königs wurden sofort drei Millionen in Gold zusammengebracht. Bertrand von Molleville schaffte 600,000 Fr. herbei, der Herr de La Rochefoucauld bürgte für 2,200,000 Fr., und der König selber war im Besitz von 5000 Louisder. Am 7. August, um 6 Uhr, ließen der König und die Königin jedoch alle Vorkehrungen einstellen, und am 9. schrieb Ludwig XVI. folgendes Blatt an Bertrand von Molleville:

„Ich weiß von guter Hand, daß der Aufstand nicht so nahe ist, als Sie glauben. Es ist noch möglich, ihn abzuwenden, oder mindestens ihn zu verzögern. Ich nehme Maßregeln, die hierauf hinauslaufen: die Hauptsache ist Zeit gewinnen. Ich habe Gründe, zu glauben, daß mindere Gefahr im Bleiben als im Flüchten ist. Fahren Sie indessen fort, recht sehr wachsam zu sein und mir regelmäßig zu schreiben."

Zwei Gründe verhinderten die Ausführung dieses Plans, des letzten von allen, die unter den Umständen möglich waren: einerseits machte die Königin den König davon abwendig, weil sie gegen den Herrn von Liancourt, den Constitutionellen und Philosophen, der zu Neuen den Befehl führte, eingenommen war; andererseits hatte Ludwig XVI. sich unter Vermittlung Brissot's mit den Girondisten in Unterhandlung eingelassen.

„Der Tag, die Stunde, der Plan des Aufstandes waren festgesetzt," sagt Bertrand von Molleville; „der König wußte es, und doch schmeichelte er sich, noch Alles verhindern oder fliehen zu können. Ich habe nachdem erfahren, daß selbst noch am 9. mit Pierre Beissot unterhandelt wurde; daß ein, von dem Könige dazu ermächtigter, geheimer Agent über die Bedingungen feilschte; daß dieser Schurke, um das Complott zu hemmen, 12 Millionen in klingender Münze oder in guten Wechseln, nebst einen Paß für sich, um das Königreich zu verlassen, forderte. Man würde sich wahrscheinlich dazu verstanden, und damit am Ende doch nur einen Aufschub erkauft haben, wenn die Civilliste zu einer solchen Summe hätte rathen können."

Diese scheußliche Offenbarung steht mit all den Schwankungen der Girondisten seit dem 1. August im Einklange, paßt auch vollkommen zu ihrem eifrigen Streben, der Emeute Einhalt zu thun, nachdem sie dieselbe angezettelt hatten; überdem wird sie noch durch so viele andere Beweise unterstützt, daß die Geschichte sie nicht mit Ernst in Zweifel ziehen kann.

Zuvörderst erklärt der Gouverneur Morris, daß von den Geldern, die ihm von Ludwig XVI. in Verwahrung gegeben worden waren, 1000 Louisdor die Bestimmung hatten, für die geheime Correspondenz der Jacobiner, die dem Könige ausgeliefert werden sollte, verausgabt zu werden.

Darnach hat St. Just, nach Danton's eignem Zeugnisse, in dem Berichte, welchen er Namens des Heilsausschusses gegen die Dantonisten abgefaßt hatte, erklärt, daß Fabre d'Eglantine am 9. August mit dem Könige in Unterhandlung gestanden.

Endlich denuncirte Chabot, der durch Camboulas, den Deputirten von Aveyron, in das Geheimniß der Unterhandlung eingeweiht worden war, dieselbe am 8. Juni 1793 auf der Tribüne des Convents, und Camboulas antwortete, als er sich darüber zu erklären aufgefordert wurde: „Zuvörderst ist Chabot ein elender Bube, wenn er etwas verräth, was ich ihm im Vertrauen mitgetheilt habe. Uebrigens ist das, was ich gesagt, was ich geschrieben habe, die Wahrheit."

Inmitten solchen Aufgebens seiner Pflichten, inmitten dieses Vergessens Ludwigs XIV., Heinrichs IV. und all der ritterlichen Männer seines Geschlechts, sah Ludwig XVI. sich am 10. August um 1 Uhr des Morgens durch das Sturmläuten in den Vorstädten von Paris geweckt.

Die Nacht vom 9. zum 10. August.

Eine Kanone, die auf Verfügung der constituirenden Versammlung für immer auf dem Pont-Neuf stationirt worden war, und die man die Allarm-Kanone nannte, gab am Freitage, den 10. August, Morgens ein Viertel vor 1 Uhr das Zeichen zum Sturmläuten. Dieser schauerliche Klang ertönte dann sofort von allen Thürmen der Vorstädte, und die ganze Stadt war in einem Augenblick von Schrecken und Gerüchten erfüllt.

Ludwig XVI., Marie Antoinette, Madame Elisabeth, die Minister, der Generalsyndicus-Procureur des Departements, Röderer, und die Municipalbeamten Le Roux und Borries waren einen Augenblick darnach in dem Rathssaale, demselben unglückseligen Saale versammelt, wo auch, in unsrer Zeit, ein anderer König, von der Emeute belagert, ohne Schwertstreich seine Krone, sein Scepter, seine Hand der Gerechtigkeit im Stich gelassen hat.

„Die Fenster des Schlosses," sagt Röderer, „standen offen, und jedermann näherte sich ihnen, um zu horchen; auch nannte jeder die Kirche, deren Glocken er im Läuten zu erkennen meinte."

Mit diesem Aufstande vom 10. August ging es jedoch, was man auch davon halten mag, langsam, schläfrig zu. Die Verschwörer hatten in jener Nacht einen festen Schlaf, wie Danton.

Die Revolution war so ganz und gar in den Schenken, den Clubs, und den verrufenen Häusern concentrirt, daß selbst die arbeitende Classe der Bevölkerung der Vorstadt St. Anton Anfangs gar nicht wußte, was der Tumult zu bedeuten hatte. Santerre weigerte sich zu marschiren; er sagte, das Schloß sey zu stark besetzt. Westermann mußte ihm erst den Degen auf die Brust setzen; hinterher ging er doch nicht weiter als bis zum Stadthause, wo ihn sein neues Amt den ganzen Vormittag festhielt, indem er dort gegen 5 Uhr, nach der Ermordung Mandat's, zum General-Commandanten der Nationalgarde ernannt worden war.

Digitized by Google

Petion, in das Geheimniß des Handstreichs tief eingeweiht, affectirte eine große Sicherheit. „Ich hoffe, es wird nichts auf sich haben," sagte er zu Röderer. „Es haben sich Commissarien nach dem Orte des Auflaufs begeben, und Thomas hat gesagt, es würde nichts vorfallen."

Durch diese Langsamkeit der Emeute, und durch diese Sicherheit der Mairie wurden die Besorgnisse der Tuilerien einigermaßen beschwichtigt, und man wiederholte lächelnd den Witz eines Anwesenden, der Beifall gefunden hatte: „die Sturmglocke zieht nicht!"

Inzwischen ließ Manuel, der Procureur-Syndicus der Gemeinde, die Kanonen, welche auf Befehl des General-Commandanten auf dem Pont-Neuf aufgefahren worden waren, um die Vereinigung der beiden Vorstädte St. Marceau und St. Antoine zu verhindern, um 3 Uhr wieder abführen, was das dort aufgestellte Bataillon Heinrichs IV. auch ruhig geschehen ließ. Dies Bataillon war hauptsächlich aus Juwelieren und Goldschmieden, meistens sehr reiche Leute, die für ihre Laden in Aengsten waren, gebildet worden. Man wollte, wie sie meinten, eine Parodie auf die Gefahrerklärung des Vaterlandes machen; auch hatten die Tagesblätter jedoch nur in scherzhaftem Ton, den Goldschmiede-Krieg in Gefahr erklärt.

Nachrichten, die von allen Seiten einliefen, gaben Kunde von der immensen Bewegung, die in den Vorstädten herrschte: obwohl langsam, und schwer zu organisiren, nahm der Aufstand eine Form an, und man konnte über die sehr nahe Folge des Tumults vernünftiger Weise nicht mehr in Zweifel bleiben. Es mußte also ein Entschluß gefaßt werden, wenn man sich nicht so eingeschlossen sehen wollte, daß kein Ausgang mehr möglich war. Die Massen, die immer mehr anschwollen, mußten sich endlich in Bewegung setzen, auch traten die Colonnen in der That um 6 Uhr ihren Marsch an.

Der Aufstand vom 10. August war so offen vorbereitet worden und so entschieden beschlossen, daß schon Tags vorher Vorsichtsmaaßregeln, ihn zu beschwören oder in Zaum zu halten, hätten getroffen werden müssen. Eine Aufforderung zu solchen Vorsichtsmaaßregeln ließ sich von der Mairie, der öffentlichen Bundesgenossin des Aufruhrs, nicht erwarten, wohl aber von der Departementsadministration, die aus sehr rechtlichen, wenn auch nicht sehr energischen Männern bestand. In der That hatte Röderer sich auch schon um 9. an Petion gewandt, worauf dieser ihm geantwortet, daß Befehl gegeben worden sey, die Posten zu verstärken, und daß der General-Commandant ermächtigt wäre, Rappell schlagen zu lassen. Die constituirende Versammlung hatte der Pariser Municipalität in der That eine so eigenthümliche Organisation gegeben, daß die Minister und der König völlig wehrlos unter der Sauvegarde der Mairie standen. Was eine solche Sauvegarde in dem gegenwärtigen Augenblicke werth war, sieht der Leser ein.

Wir haben schon gesagt, daß die Pariser Nationalgarde, sechzig Bataillons, in sechs Legionen abgetheilt, stark, seit Ende des Jahres 1791 keinen General-Commandanten mehr hatte. Sie wurde von jedem Legionschef, so wie die Reihe an ihn kam, zwei Monate lang befehligt. In jenem Augenblicke stand sie unter dem Befehl von Mandat, des Chefs der vierten Legion.

Johann Anton Galliot, Marquis von Mandat, war Capitain bei der französischen Garde, als dieselbe in Folge der Verführung durch La Fayette, im Juli 1789 dem Könige obsequnig ward. Er war ein entschlossener Mann und ein tüchtiger Soldat, wurde aber, wie so viele andere, durch die revolutionaire Bewegung, von welcher er sich fortreißen zu lassen das Unglück hatte, überflügelt; er strebte indeß in einer ehrenhaften Weise dahin, sein Vergehen wieder gut zu machen, und sein Tod wird für ihn in den Augen der Geschichte eine hinlängliche Sühne seyn.

Da das Wort eines Girondisten kein Evangelium war, wie man sprichwörtlich sagt, so erkundigte Röderer sich bei Mandat, ob es wahr sey, daß Petion ihn ermächtigt habe Rappell schlagen zu lassen. Mandat erklärte, daß ihn eine dergleichen Autorisation nicht gegeben worden wäre. Petion hatte also noch in dem letzten Augenblick die Unwahrheit gesagt, damit der König gänzlich wehrlos seyn sollte.

Daß obsiegen Petion's eine pure Lüge und nicht Vergessenheit im Spiel war, geht daraus hervor, daß er, um Abend des 9. in die Versammlung berufen, sagte, „daß, da in der öffentlichen Macht, eben so wie unter allen Bürgern, eine Meinungsverschiedenheit herrsche, dieselbe aufbieten dasselbe seyn würde, als ob man einen Theil der Bürger gegen den andern Theil bewaffnen wollte, und daß er sich demnach, wie bis dahin, auf die Mittel der Vernunft und des Vertrauens beschränken werde." Er log in der Versammlung eben sowohl, wie er im Departement gelogen hatte; denn wir werden sehen, daß er mit dem Aufstande im Einverständniß war, daher er sich in seiner Behausung von vier hundert Mann einschließen und zurückhalten ließ, um in Betreff der Ausführung eines Attentats, von dem er seinen Nutzen ziehen wollte, ohne den Muth zu haben, es selber zu begehen, sich jeglicher Verantwortlichkeit zu entziehen.

Das Departement war es, welches auf Verlangen Röderers an Mandat ein Duplicat in der Form von Petion's Schreiben ausstellte, und auf diesen indirecten Befehl wurde der Rappell geschlagen. Mandat berief 16 Bataillons unter die Waffen.

Wenn Petion auch nicht die Ermächtigung zum Rappellschlagen gegeben hatte, was dem Könige Vertheidiger zusenden geheißen hätte, hatte er Mandat doch die geschriebene und unterzeichnete Ordre ertheilt, Gewalt durch Gewalt zu vertreiben, ein Befehl der durchaus läppisch war, wenn sich die Macht, über welche Mandat zu verfügen hatte, auf Nichts reducirte.

Es giebt der Zeugnisse, welche das Dasein dieses durch Petion ertheilten Befehls constatiren, so viele, daß jeder Zweifel daran unmöglich wird. Zuvörderst hat Mandat eine Copie davon an den Baron von Erlach, den Capitain der Schweizergarden, so wie an die verschiedenen Bataillonschefs gegeben; ferner ist er durch den Kammerherrn Herrn von Aubier, der sich nachdem auch zum öftern erboten hat, seine Wirklichkeit zu bezeugen, im Original vorgelesen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Einwirkung des Lichtes auf die Pflanzen.

Von J. F. Schouw.

Aus dem Dänischen von H. Zeise.

Alle lebenden Geschöpfe stehn unter dem Einfluß der äußern Umgebungen, aber je höher ihre Entwickelungsstufe ist, um so weniger sind sie von ihnen abhängig. Die Pflanze ist an den Erdboden, in welchem sie wächst, gebunden; sie kann ihre Nahrung nicht wählen, sie kann sich nicht in andere Verhältnisse zur Außenwelt setzen, als diejenigen sind, in welche sie von der Natur gestellt ist; ihr Dasein ist deßhalb aufs Erste an den Erdboden und an das Klima geknüpft. Das Thier hat im Allgemeinen, weil es seine Stelle verändern kann eine größere Wahl in Betreff des Aufenthaltsortes und der Nahrungsmittel, und auf einer um so höheren Stufe es steht, um so mehr ist dies natürlich der Fall, während einige der niedrigsten Thiere, gleich den Pflanzen, an den Aufenthaltsort gebunden sind. Der Mensch ist das unabhängigste Geschöpf; sein Bau ist von der Art, daß er die verschiedenen Klimate besser als irgend ein anderes Geschöpf aushalten, und daß er sich von den verschiedensten Nahrungsmitteln ernähren kann; ja, seine geistige Kraft setzt ihn bis zu einem gewissen Grade in den Stand, sich selbst seine Umgebungen zu schaffen; er verändert den Erdboden, er verschafft sich durch künstliche Erwärmung der Luft und durch Kleidung ein wärmeres Klima, und er holt seine Nahrung aus den entferntesten Gegenden.

Ebenso wie die Pflanzen im Allgemeinen mehr als die Thiere dem Einfluß ihrer Umgebungen unterworfen sind, so gilt dies auch in ihrem Verhalten zum Licht, welches, nächst der Wärme und Feuchtigkeit, so kräftig auf die Pflanzenwelt wirkt.

Es ist eine allbekannte Erfahrung, daß Pflanzen, welche in Töpfen vor den Fenstern oder in Treibhäusern stehen, oder am Spalier an der Mauer gezogen werden, sich gegen das Tageslicht neigen, oder sich nach demselben wenden. Daß es hier nicht die Wärme sondern das Licht ist, welches wirkt, ist klar, theils daraus, weil es auch dann statt findet, wenn, wie dies bei einem Treibhause der Fall, die Wärme drinnen größer als draußen ist; ferner ersieht man es daraus, weil man bei starkem Lampenlicht dieselbe Wirkung hervorzubringen im Stande ist. Daß es auch nicht die freie Luft ist, nach welcher die Pflanzen sich auf diese Weise bewegen, kann durch einen sehr einfachen Versuch bewiesen werden. Legt man keimende Kartoffeln in einen dunklen Keller, in welchen man das Licht durch ein geschlossenes Fenster kommen läßt, und läßt man dann ein anderes Fenster offen stehn, indem man dafür Sorge trägt, daß das Licht hier abgehalten wird, so neigen sich die Keime nach jenem und nicht nach diesem, also nach dem Lichte und nicht nach der Luft.

Daß diese Bewegung bei der Pflanze nicht so wie bei der des Thieres als willkürlich betrachtet werden kann, nicht hervorgebracht durch eine Wahl, oder durch ein Bestreben sich in ein gewisses Verhältniß zu den äußeren Umgebungen zu setzen, darüber wird man sich leicht einig werden, denn es ist bei der Pflanze nichts vorhanden, was auf Bewußtsein oder Wahlvermögen deutet, und man findet keine Spur von Nerven oder Muskeln, welche einen Beschluß ausführen können. Auch kann man hier an keine Anziehung denken. Eine irgend genügende Erklärung kann man schwerlich jetzt geben. Man kann nur sagen, daß das Licht ein Reizmittel ist, welches die Lebensthätigkeit der Pflanze in Bewegung setzt.

Ein anderes Verhalten bei den Pflanzen, welches vom Lichte abhängt, ist der Schlaf derselben. Die Blätter vieler Pflanzen halten sich zusammen, oder deren Ränder neigen sich gegen einander, wenn die Sonne untergeht, beim Aufgang der Sonne entfalten sie sich wieder; es zeigt sich dies nicht bei steifen, lederartigen Blättern, sondern dagegen wohl bei den dünneren, und am allerdeutlichsten sieht man es bei den fiederförmigen Blättern, wie bei der Wicke und empfindsamen Mimose. Die Blättchen der letzteren schließen sich beim Verschwinden des Lichtes dicht an einander, und zwar auf dieselbe Weise, wie wenn man sie am Tage berührt. Indem man diese Mimose in einem Keller hielt, welcher am Tage finster war, aber während der Nacht durch Lampenlicht stark erhellt wurde, brachte Decandolle sie dahin, daß sie ihre kleinen Blättchen während der Nacht entfaltete, und am Tage zusammenlegte, also richtete sie sich nach dem künstlichen Licht. Es ist hieraus, da sich der Pflanzenschlaf auch im freien Zustande der Pflanze so gänzlich an das Sonnenlicht knüpft, augenscheinlich, daß es das Licht ist, welches hier wirkt; das Wie können wir auch hier nicht mit Bestimmtheit ausmachen. Wir können auch hier schwerlich der Sache näher kommen als zu sagen: das Licht ist ein Reizmittel, welches auf die Pflanze wirkt, und auf diese Weise ihre Lebensthätigkeit befördert; wenn das Reizmittel aufhört, so kehrt das Blatt wieder in den Zustand zurück, in welchem es sich früher in der Knospe befand, denn in der Blattknospe sind die kleinen Blättchen des zusammengesetzten Blattes oder die beiden Hälften eines einzelnen Blattes, zusammengefaltet. Wird die Mimose der unaufhörlichen Einwirkung des Sonnenlichtes ausgesetzt, so wird ihr Schlaf unregelmäßig, und die Pflanze kommt gleichsam in einen fieberhaften Zustand.

In der genauesten Verbindung mit dem Schlaf der Pflanzen steht das Oeffnen und Schließen der Blumen; die meisten Blumen sind während des Tages offen, und während der Nacht geschlossen. Auch hier zwang Decandolle die Pflanzen sich zu verändern, indem er künstliches Licht anwandte; er brachte einige Nachtblumen dahin sich am Tage zu öffnen, und Tagblumen sich in der Nacht zu entfalten.

Nach der Lehre der Verwandlung der Pflanzentheile ist die Blume nichts weiter als eine Sammlung feinerer, gefärbter Blätter; dieselben Gesetze, welchen die Blätter unterworfen sind, gelten dann im Wesentlichen auch für die Blumen. Ihre Blätter (Kronblätter) entfalten sich also am Tage; die Blumen schließen sich in der Nacht; die Blume kehrt in der Nacht in den Zustand zurück, in welchem sie sich als Knospe befand. Es ist hier wieder das Licht, welches als Reizmittel für die Lebensthätigkeit wirkt, und bei dessen Aufhören die Thätigkeit gehemmt wird. Nur die Nachtblumen machen eine Ausnahme, vielleicht weil sie so gebaut sind, daß sie das stärkere Licht nicht ertragen können. Aber die Tagblumen öffnen und schließen sich nicht alle zu derselben Zeit, die meisten öffnen sich am Morgen, aber einige erst gegen Mittag, andere schließen sich dagegen vor dieser Zeit. Diejenigen, welche sich später entfalten, bedürfen wahrscheinlich eines stärkeren Reizes, damit die Lebensthätigkeit hervorgerufen werden kann; diejenigen, welche sich vor Mittag schließen sind vielleicht nicht im Stande die Einwirkung

Digitized by Google

des stärkeren Lichtes zu ertragen. Auf die verschiedene Zeit des Entfaltens und Schließens der Blumen, beruht die sogenannte Blumenuhr. Man pflanzt Blumen, welche sich auf demselben Beete zu verschiedenen Zeiten entfalten und schließen, und ist alsdann, indem man ihren Zustand vergleicht, im Stande zu sagen, was die Uhr ungefähr ist.

Die Einwirkung des Lichtes auf die Farben der Pflanzen ist sehr in die Augen fallend. Der Theil eines Spargelstengels, welcher von der Erde bedeckt wird, ist weiß, derjenige, welcher sich über derselben befindet, grün; wenn man den Endivien und mehreren Küchengewächsen das Licht nimmt, so werden sie weiß oder bleich; der Kopf des Blumenkohls, welcher von den Blättern nicht umschlossen wird, ist weiß, während der hervorwachsende Blumenstengel des grünen Kohls grün ist, und die Blumen gelb sind. Die Wurzel haben fast niemals eine grüne Farbe, sondern sind weiß, gelb oder bräunlich. Des Stengels innerster Theil, das Mark, ist weiß, des Samens Kern, oder doch der Keim desselben ist gewöhnlich auch weiß, während die umgebenden Häutchen oft gefärbt sind. Pflanzen welche in Berggruben wachsen, haben im Allgemeinen bleiche Farben. Die Seite einer Frucht, z. B. eines Apfels oder eines Pfirsichs am Spalier, welche gegen das Licht gewendet ist, ist stärker gefärbt als diejenige Seite, welche sich vom Licht abwendet, ja, ein Blatt oder ein Zweig, der eine Frucht beschattet, bringt hellere Stellen auf ihrer Oberfläche hervor.

Was uns die tägliche Erfahrung in unsern Gärten lehrt, das zeigen die pflanzengeographischen Verhältnisse auch im Großen. Im heißen Erdgürtel, wo die Luft klarer und durchsichtiger ist, und das Sonnenlicht deßhalb mehr wirken kann, dort zeigen die Blätter eine dunklere, grüne Farbe, und die Blumen viel reinere, hellere Farben als in den temperirten oder kalten Klimaten; auch sind die Blumen hier mehr gesprenkelt. Daß es nicht die Wärme sondern das Licht ist, welches diese Wirkung hervorbringt, sieht man daraus, daß im Gürtel der Gebirgskräuter auf den höheren Bergen, wo die Luft freilich kälter aber durchsichtiger ist, und das Licht also freier wirken kann, die Blumen schönere und reinere Farben als im niedriger gelegenen Lande haben. Einen ähnlichen Unterschied entdeckt man, wenn man die Küstenländer des temperirten Erdstrichs mit dem Innern des Festlandes vergleicht, denn hier, wo die Luft klarer ist, werden auch die Blumen nicht nur größer, sondern erhalten auch reinere und hellere Farben, als in den nebligen und wolkenreichen Küstenländern und als auf den Inseln. Nordasiens schöne Paeonien können unter vielen als Beispiel dienen.

Auch hinsichtlich der Einwirkung des Lichts auf die Pflanzenfarben muß man gestehn, daß man noch nicht im Stande ist genügend zu erklären, wie diese Einwirkung vor sich geht. Doch spielt gewiß das Athemholen, und die dadurch hervorgebrachte Aufnahme von Kohlenstoff in die Pflanze, eine Hauptrolle. Am besten sieht man dies in Bezug auf die grüne Farbe, welche die Hauptfarbe der Pflanzen ist. Die Stengel und Blätter der Pflanzen bleichen, wie wir oben angeführt haben, wenn sie des Sonnenlichtes beraubt werden, und sie erhalten die grüne Farbe wieder, wenn sie demselben ausgesetzt werden. Aber die grüne Farbe in den Blättern und in den grünen Stengeln wird dadurch hervorgebracht, daß innerhalb der farbenlosen Zellen, welche die Hauptmasse der Pflanze ausmachen, sich in allen grünen Theilen der Pflanze kleine grüne Körner (Blattgrün) befinden. Die chemische Untersuchung zeigt, daß der Kohlenstoff ein wesentlicher Bestandtheil des Blattgrüns ist. Da nun beim Athemholen der Pflanze unter der Einwirkung des Sonnenlichtes Kohlenstoff aus der Luft aufgenommen wird, so ist es begreiflich, daß sie, indem sie dem Sonnenlicht ausgesetzt wird, mehr Blattgrün in die Zellen bekommt und dunkler wird. Aber weßhalb der Kohlenstoff gerade die grüne Farbe hervorbringt, das kann man noch nicht erklären. Das Athmen der Blumen ist verschieden von dem der Blätter; sie nehmen Sauerstoff in sich auf und vermehren den Kohlenstoff der Luft; sie haben deßhalb natürlich eine andere Farbe als die grüne.

Bulletin du Bibliophile Belge, fondé par M. le Baron de Reiffenberg, publié par J. M. Heberlé, sous la direction de M. Ch. de Chênedollé. — Tome IX. No. II. — Bruxelles, Cologne et Bonn, J.-M. Heberlé. librairie ancienne et moderne. 1852. Seite 97—192. Gr. 8.

In der ersten Abtheilung: Histoire des livres et des bibliothèques (S. 97—145) wird der Schluß des Aufsatzes: Essai d'une liste des ouvrages concernant l'histoire de l'imprimerie en Italie, par F.-L. Hoffmann, de Hambourg, geliefert. Hr. de Chênedollé hat ihn mit einer Note additionnelle bezeichnet, die namentlich Auszüge aus Valery's Voyages historiques et littéraires en Italie und Lalande's Voyage en Italie enthält. Dann finden wir ein interessantes Bruchstück aus einer von Hrn. Ulysse Capitaine zum Drucke vorbereiteten Bibliographie Liégeoise: Walther Morberius. 1560—1592. Der Verf. stimmt den Bibliophilen, welche dem Morberius die Ehre der Einführung der Buchdruckerkunst in Lüttich ab- und einem Henri Rochefort zusprechen, nicht bei. 46 Erzeugnisse der Pressen des Morberius sind aufgeführt, unter welchen einige höchst seltene. Herr C. giebt eine Liste lütticher Drucke des 16. Jahrh., die ihm nur den Titeln nach bekannt sind. Wir haben in den Katalogen unserer Stadtbibliothek noch denselben, so wie nach einigen unter Morberius verzeichneten, von dem Verf. nicht selbst gesehenen Werken, vergeblich gesucht. Nr. 31 ist lateinisch: Antverp. 1559. 4° vorhanden. Nr. 39, Description des fontaines acides de Spa &c., par Philippe Ghetincx, Liège 1583 befindet sich nebst einer lateinischen Uebersetzung, Leod. 1592, in der Bibliothek des britischen Museums. (M. s. Libr. impress. qui in museo britannico adserv. catal. Vol. III. Lond. 1813.) Vielleicht geben die nach Anleitung von Schwetschke's Codex nundinarius (vgl. Bulletin, 1851 S. 209—219) zu benutzenden deutschen Meßkataloge Hrn. C. für seine Arbeit noch einige willkommene Nachweise; leider sind freilich in diesen Katalogen die Buchdrucker oder Verleger nicht regelmäßig genannt. — Hrn. de Chênedollé's Mittheilung: Deux problèmes d'histoire littéraire. 1. Essai sur la littérature russe. 2. Essai sur le théâtre russe, bezieht sich auf den Verfasser der in der Anzeige des vorhergehenden Heftes erwähnten kleinen anonymen Schrift über die

Digitized by Google

russische Literatur *) und einen Aufsatz über das alte russische Theater im Esprit des journaux (mai 1776). — Die folgende B unterzeichnete Notiz ist einem wunderbaren italienischen, 1820 erschienenen Epos von B. Bellini: Le Triete Angelico, gewidmet, das unsere Leser nächsten näher kennen lernen sollen und dessen Bekanntschaft auch denen, die keine Passion für die Bibliographie fühlen, nicht uninteressant sein dürfte. — Von Hrn. H. Helbig ist eine Bemerkung Naumann's im „Serapeum" über die von Guttenberg 1461 gedruckte Bulle des Papstes Pius II. in's Französische übersetzt.

Die zweite Abtheilung: Histoire des auteurs, des bibliophiles, des imprimeurs, &c. enthält Folgendes: Nouveaux mélanges inédits du baron de Villenfagne. (Suite.) — Notice laisonnée des ouvrages, lettres, dissertations, &c., de l'abbé de Saint-Léger. Fortsetzung des im ersten Hefte begonnenen Artikels, über dessen Werth wir uns in der Analyse dieses Heftes ausgesprochen haben. Die Angabe der Aufsätze und Kritiken von 1765 und 1766 füllen die Seiten 156—167. — Une résurrection ist die Ueberschrift eines ausführlichen, L. de Huy unterschriebenen, an den Hrn. Director des Bulletin gerichteten, eine Sammlung französischer handschriftlicher fremder und eigener Gedichte, von Christine Goffin in Huy 1671, betreffenden Schreibens, mit mehreren Proben.

Die dritte Abtheilung: Chronique et Variétés besteht, wie gewöhnlich, aus kleineren, von Hrn. de Chênedollé in zweckmäßiger Auswahl zusammengestellten Notizen, nämlich: Exportations belges de livres (1852 Jan. Febr. 36,448; 1851 Jan. Febr. 34,027; 1850 Jan. Febr. 22,301 Kil.) Dispositions libérales du gouvernement péruvien. — Compte rendu des sociétés savantes, nationales et étrangères. Bibliothèque de l'Académie royale de Belgique. Die Bibliothek besitzt, durch ein ausgebreitetes Austauschsystem begünstigt, eine der vollständigsten Sammlungen von europäischen und außereuropäischen Societäts- und Zeitschriften. In dem von Hrn. Quetelet redigirten Catalogue des livres de la bibliothèque de l'Académie royale. Bruxelles 1850, sind unter den Nummern 1—96 die belgischen, unter den Nummern 97—404 die auswärtigen verzeichnet. Hrn. Quetelet's Bemühung und Aufforderung (1842) verdankt diese Sammlung namentlich ihre Vervollständigung. — Inscriptions funéraires et monumentales de la province d'Anvers. — Décret présidentiel (Louis Bonaparte's) sur la contrefaçon d'ouvrages étrangers (vom 28. März 1852). — Décret présidentiel du 24 janvier 1852, qui crée à la Bibliothèque nationale un emploi d'administrateur adjoint, chargé de surveiller et de diriger les travaux de catalogue. Hrn. Jules Taschereau, der Herausgeber der Correspondence de Grimm, und des mit Anmerkungen versehenen, unvollständig gebliebenen Wiederabdrucks der Mémoires secrets des Bachaumont, aber auch nach der Februar-Revolution der berüchtigten Revue rétrospective, ist dieses nicht unwichtige Amt verliehen.

In der vierten Abtheilung: Revue bibliographique sind besprochen: 1) „Serapeum" Nr. 1, 2, 3 und das Register zu den zwölf ersten Bänden von P. G. Reichert, Bibliothekar zu Görlitz. 2) Petzoldt's „Anzeiger" Nr. 1. 3) Feuillets détachés, par le baron Jules de Saint-Genois. Avec quatre dessins par Th. Canneel. Gand 1852. 16. Die Besprechung mehrerer anderer Werke ist, wegen Beschränkung des Raumes in diesem Hefte verhindert, soll aber in dem dritten erfolgen.

Zum Schlusse noch Petzholdt's Worte im 5. Hefte seines „Anzeigers":

„Aufrichtig bedauern muß ich, daß das für die Interessen der Bibliophilen so thätige Bulletin außerhalb Belgiens noch nicht überall die verdiente Beachtung gefunden hat, und seinen belehrenden und schätzbaren Mittheilungen selbst von verwandten Organen, wie von dem Naumann'schen Serapeum, noch zu geringe Aufmerksamkeit geschenkt wird. Das Bulletin ist für die Bibliophilen das schönste Vermächtniß des verst. Reiffenberg, welches die jetzigen Herausgeber und Verleger ehrenvoll zu bewahren und zu vervollkommnen wissen."

Hoffmann.

Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. Im Auftrage des Vereins für hamburgische Geschichte ausgearbeitet von Dr. ph. Hans Schröder ꝛc. Fünftes Heft, oder: zweiter Band. Erstes Heft: Dassovius — von Eitzen. Ausgegeben im Jul. 1852. Hamburg 1852. Auf Kosten des Vereins. In Commission bei Perthes-Besser u. Mauke. Druck von Pontt & von Döhren. 160 Seiten. Gr. 8.

Dieses Heft enthält die Nummern 735 bis 901. Unter manchen nicht sehr bedeutenden oder Hamburg blos der Geburt nach oder in Beziehung auf einen kurzen Aufenthalt daselbst angehörigen Schriftstellern, begegnen wir auch mehreren ausgezeichneten Gelehrten, die in unserer Vaterstadt wissenschaftlich thätig waren, wie z. B. den Edzardi's und Christoph Daniel Ebeling, dem Geographen der Vereinigten Staaten von Nordamerika und um die hamburgische Stadtbibliothek sehr verdienten Bibliothekar derselben. Das bibliographische Wissen Ebeling's, welches überall benutzt wurde (so bei der vorletzten Reorganisation der Commerzbibliothek) und stets freundlich Hülfe gewährte, war in hohem Grade umfassend und, selbst außerhalb Deutschlands, allgemein anerkannt und geehrt. Leider hat er keinen Biographen gefunden, obgleich sein Wirken und Leben, als Gelehrter und Mensch, den reichsten Stoff zu einer interessanten Biographie darbietet; nicht einmal die in Hamburg übliche lateinische Denkschrift ist ihm von dem damaligen Rector des Gymnasiums geschrieben

---

*) Herr S. Polterathky, der gelehrte und rastlos thätige russische Bibliograph, hat die Güte gehabt uns aus St. Petersburg ein Exemplar des Separatabdrucks des Essai sur la littérature russe von 1771, welcher auf seine Veranlassung wörtlich, mit einer Einleitung, in der Revue Etrangère, October-Heft 1851, wiederabgedruckt ist, so wie zweier bibliographischer Aufsätze in derselben Zeitschrift: Projets d'un dictionnaire bibliographique universell et d'une encyclopédie bibliographique, publiés en 1819 et en 1832. (Extrait de la Revue Etrangère. — Mars 1852, tome 8ie, pages 529—542.) Saint-Pétersbourg. Avril 1852, zu übersenden. Wir werden beide Mittheilungen in einem besonderen Artikel besprechen.

Digitized by Google

und statt deren eine philosophische Abhandlung geliefert worden, in welcher am Schlusse Ebeling's kurz gedacht wird.

Von seiner, in dem Schriftenverzeichnisse unter §§ 1 aufgeführten „Kurzen Geschichte der deutschen Dichtkunst" besitze ich sein Handexemplar mit sehr vielen Zusätzen und Berichtigungen. Ebeling hat später zu Anfang geschrieben: „Rudis indigestaq. moles" und: „Ein sehr mangelhafter, oft ganz irriger, und in den Urtheilen seichter Versuch. Als collectanea mag man manches brauchen und prüfen." — Was die Bemerkung in der Parenthese im Lexikon, (Nach Huber) betrifft, so gilt sie nur von dem ersten Bogen; nachher wurde der kurze Abriß von Huber ganz verlassen, und Alles neu umgearbeitet, aber freilich, wie E. selbst gesteht, sehr unvollkommen. Auch die Vorarbeiten zu diesem Versuche, die einer der vielen Belege für Ebeling's Jugendfleiß sind, bewahre ich, so wie sein Exemplar der zweiten Auflage von Stockhausen's, zu seiner Zeit berühmtem „Critischen Entwurf einer auserlesenen Bibliothek für den Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften; in einigen Sendschreiben", welchem er, namentlich dem achten Sendschreiben von der Musik, viele Notizen hinzugefügt hat. (Ueber Ebeling's Hefte, die er bei seinen Vorlesungen über die Litteraturgeschichte gebrauchte und über seine Bibliothek werde ich nächstens Gelegenheit haben im „Serapeum" Nöthers mitzutheilen.) Seine Verzeichnisse ꝛc. von Landkarten schenkte ich vor einigen Jahren unserer Commerzbibliothek; leider gehört Ebeling's Handschrift, wenn er für sich und nicht für Andere schrieb, zu den etwas mühsam zu entzifferndern!

Johann Arnold Ebert, der, in Hamburg geboren und gebildet, aber nach Vollendung seiner Studien in Folge eines Gutachtens des Ministeriums über eine von ihm für eine Hochzeit verfertigte, von Görner in Musik gesetzte und öffentlich in einem Concerte aufgeführte Serenade der Vaterstadt entfremdet ward und in Braunschweig am Collegium Carolinum einen ehrenvollen Wirkungskreis fand, ist mit Recht in einem ausführlichen Artikel geschildert; mit großem Fleiße sind auch die Artikel, welche die acht Edzardi betreffen, ausgearbeitet. Unter ihnen war der fruchtbarste Schriftsteller der 1673 geborene und 1736 gestorbene Sebastian Edzardi, Professor (und fünf Mal Rector) am hamburgischen Gymnasium bis 1733, in welchem Jahre er durch ein Decret des Senats wegen seiner unter dem Namen Jab. Irenäus, Wibergensis, herausgegebenen Schrift: „Verzeichniß allerhand pietistischer Intriguen und Unordnungen in Litthauen, vielen Städten Deutschlands, Hungarn und Amerika", auf drei Jahre von seinem Amte suspendirt, und zu einer Geldbuße von 3000 ℔ Bco. ꝛc. verurtheilt wurde. Es sind 133 Schriften Edzardi's aufgeführt, am Schlusse des Verzeichnisses derselben hat der Hr. Herausgeber richtig bemerkt, daß es wahrscheinlich nicht vollständig, „da er wol kein Jahr hat hingehen lassen, ohne wenigstens 3 bis 4 Schriften vom Stapel laufen zu lassen, und hier aus manchen Jahren gar keine vorkommen."

Die Seiten 87—89 sind dem General Dumouriez gewidmet. Während seines Aufenthaltes in Hamburg (bis 1801) übersetzte er die bekannten „Fragmente aus Paris" des Domherrn Meyer ins Französische. Der Letztere schrieb mir darüber Folgendes:

„Ein wahrer whim war es von dem tapfern Degen Dumouriez, der ihm einfiel, meine „Fragmente aus Paris" 1798, als er, ein Flüchtling, zuerst auf dem Grindel, dann auf dem grünen Deich, bei uns lebte, zu übersetzen. Er war im eigentlichen Verstande in das Buch vernarrt und bestund durchaus auf die Arbeit, so sehr ich es ihm abrieth, wohlwissend, daß er wohl das Gerippe unserer Sprache kannte, aber den Geist nicht verstand. Deswegen mußte ich mich denn entschließen sein Manuscript zu revidiren, worin ganz komische irish bulls vorkamen, z. B. übersetzte er — wohl nur aus Flüchtigkeit — „Turenne's moderndes Gerippe" — mit: „la carcase moderne de Turenne" &c. &c. Täglich 9 Uhr Morgens kam er mit einem fertigen Bogen zu meiner Revision, zu mir und nahm dann den gestern gebrachten wieder mit. — Mit Schaudern denke ich an diese saure Arbeit — mit Freuden aber an den höchst interessanten Helden..... Ich ließ das Manuscript, da es in Frankreich nicht gedruckt werden durfte, wie Sie denken können, — in London drucken — aber der Verleger betrug D. mit dem Honorar und gab ihm statt dessen 500 Exemplare, die damals Bohn, Westphalen (nachheriger Senator, sein Mäcen) und ich, uns bemüheten an den Mann zu bringen und ihm doch, so viel ich mich erinnern kann, etwa 50 bis 60 Lo'ar dafür lieferten. Den Rest der Exemplare gab D. mir — zur Maculatur." Diese Uebersetzung, „deren merkwürdige Vorrede des Uebersetzers", wie M. bemerkt, „vortrefflich und recht im Geist einer Cassandra geschrieben ist", erschien in 2 Bänden 1798 unter dem Titel: Fragments sur Paris, trad. de l'allem. par le général Ch.-Fr. Dumouriez. Hambourg. 8., mit der belobten Vorrede und Noten.

Beiläufig mag noch erwähnt werden, daß Hr. Dr. de Chaufepié ein handschriftliches kriegsgeschichtliches Werk des Generals, dessen Titel ich augenblicklich nicht näher angeben kann, besitzt.

Der auf die Herausgabe des Lexikons ersichtlich verwandte Fleiß ist längst anerkannt; es steht zu wünschen, daß auch die dem Unternehmer bisher geschenkte Theilnahme nicht erkalte. Wenn die Schriftenverzeichnisse unleugbar nur in einem engern Kreise die Aufmerksamkeit zu fesseln geeignet sind, so bieten doch verschiedene der Lebensskizzen, um so mehr, da sie manche genealogische Nachweise über hamburger Familien liefern, dem größern Lesepublikum Stoff zur Unterhaltung und Belehrung dar.

Hoffmann.

Miscelle.

In der Sitzung der Londoner Literaturgesellschaft vom 26. v. M. verlas eins der Mitglieder, Herr Osburn, einen Aufsatz über den Zeitabschnitt der alten Geschichte Aegyptens, der gewöhnlich die Periode „der Hirtenkönige" genannt wird, worin er seine Ueberzeugung aussprach, daß dem Turiner Papyrus wenig Glauben zu schenken sey, wozu er bemerkte, daß ein Nachweis aus jener Zeit sehr selten wäre, und nun den als „Hirt" verdolmetschten Namen nur in den Gewölben zu Al Siut und in den Gräbern von Al Mokattam vorgefunden habe.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 58. Mittwoch, den 21. Juli. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 449
Ein Tag aus dem Seemannsleben in den arctischen Regionen. „ 451
Literatur:
Kleine Erzählungen für die Jugend von Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert, Hofrath und Professor in München ..... „ 452
Geschichte der deutschen Literatur mit Proben aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz ..... „ 453
Jean Fondeur. Historische Erzählung aus Napoleon's Feldzug nach Rußland im Jahre 1812 von Philipp Körber..... „ 455
Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise..... „ 455
Einstimmige Lieder ꝛc. Componirt und gesammelt von einem praktischen Schulmanne und Vorsänger an einer Hauptkirche „ 456
Schöne alte und neue Lieder mit Bildern .... „ 456
Miscelle ..... „ 456

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Geschichtschreiber haben die Ermordung Mandat's im Allgemeinen aus der Kunde abgeleitet, die man in der Gemeinde von dem Dasein dieses Befehls gehabt habe; wir werden aber bald darthun, daß diesem Morde eine andre Ursache zum Grunde lag, auch scheinen die Häupter des Aufstandes das Vorhandensein des durch Petion unterzeichneten Befehls in positiver Weise erst viel später erfahren zu haben. Mandat führte den Befehl nicht bei sich, als er ermordet ward; derselbe war schon in andere Hände gekommen, oder hatte in jenem Augenblick den Weg dahin gefunden, und Camille Desmoulins hat erklärt, daß er aus sehr guter Quelle wisse, wie Petion, durch die Drohung, jenen Befehl an die Oeffentlichkeit zu bringen, bewogen wurde, Philipp von Noailles, Prinzen von Poix, der am 10. August gefangen genommen worden war, das Leben zu retten.

„In dem Augenblick der Verhaftung Mandat's," sagt Camille Desmoulins, „wurde er (Petion) in dem Gemeindehause, als dieser General-Commandant auf dem Perron den Lohn seines Verbrechens erhielt, beschuldigt, den Befehl, auf's Volk zu schießen, wenn der Aufstand zum Ausbruch käme, unterzeichnet zu haben, und ich weiß von guter Hand, daß Philipp von Noailles diesem von Petion unterzeichneten Befehl seine Rettung zu verdanken gehabt hat.

„Man behauptet, daß Personen, die mit dem vormaligen Prinzen von Poix in nahen Verhältnissen gestanden, mit jenem Befehl, der ihnen direct von Mandat übergeben, oder in dessen sehr werthvollen Besitz sie anderweitig gekommen seyn mochten, in Händen, zu Petion gegangen seyen und bei ihm um die Freilassung des Prinzen nachgesucht hätten; daß er Anfangs Schwierigkeiten gemacht habe, eine so gefährliche Freilassung wie die des Gardencapitains auf seine Kappe zu nehmen, jedoch durch eine noch größere Gefahr bewogen worden sey, sich dazu bereitwillig finden zu lassen, indem sie ihm diese Schrift gezeigt, und ihm gedroht hätten, ihn vermittelst derselben selber unter das verhängnißvolle Messer zu bringen, wenn er seinen Gefangenen nicht von der Guillotine rettete. Da soll Hieronymus Petion denn sofort anderen Sinnes geworden seyn, und eine Hinterthür gefunden haben, durch welche er den Capitain der Garden entschlüpfen ließ, der nun noch diesen Augenblick unter den Lebenden wandelt."

Der Text dieses Befehls ist indessen bis diesen Augenblick ein historisches Räthsel geblieben, obgleich Peltier gesagt hat, daß er dessen Inhalt geben würde. Die, von Amar entworfene, Anklageacte der Girondisten erwähnt dieses Befehls, reproducirt ihn aber nicht.

Wenn Petion den Befehl, welchen er Mandat gegeben, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, dadurch illusorisch gemacht hat, daß er ihm die Unterstützung der Nationalgarde vorenthielt, so hat er seine Parteilichkeit für den Aufruhr noch weit entschiedener da-

Digitized by Google

mit an den Tag gelegt, daß er keine Munition an die Nationalgarde vertheilen lassen wollte, als sie beisammen war.

„Wir (Röderer und Petion) unterhielten uns mit einander über gleichgültige Dinge," sagt Röderer, „als Mandat, der General-Commandant, und Boubee, der General-Secretair vom Stabe, kamen und sich zu uns gesellten. Der General-Commandant beklagte sich bei dem Maire, daß die Polizeiadministratoren der Municipalität ihm kein Pulver hätten liefern wollen. „Ja," antwortete ihm der Maire, „Sie hatten auch keinen Grund, solches zu verlangen." Nachdem man sich hierüber gestritten hatte, bemerkte der Maire gegen Mandat, er müßte ja auch noch Pulver von früheren Lieferungen haben, worauf dieser erwiederte: „Ich habe nur drei Patronen per Mann, und viele von meinen Leuten haben deren nicht eine einzige, auch murren sie." Hiemit war dies Zwiegespräch zu Ende, und der Maire sagte dann: „Es ist hier drückend heiß, ich begebe mich fort, um frische Luft zu schöpfen. „Ich meinestheils blieb, um Nachrichten vom Departement abzuwarten; ich setzte mich in eine Ecke."

Nie hat sich, wie man sieht, ein Verrath wohl klarer herausgestellt; aber Panis und die anderen Polizeiadministratoren, welche ohne Vorwissen der Mairie dem Bataillon der Marseillaner hundert Patronen per Kopf geliefert hatten, mußten denn der Nationalgarde sehr natürlich verweigern, insbesondre wenn ihre Forderung nicht in der Ordnung war.

Die sechszehn Bataillons Mandat's, die durch den Rappell in ihren respectiven Quartieren geweckt worden waren, fanden sich während der Nacht allmählig ein. Sie wurden successive auf den Höfen der Tuilerien dem Carousselle zu, auf den Terrassen und auf der Seite des Gartens aufgestellt. Diese sechszehn Bataillons bildeten eine kampffähige Mannschaft von 2400 Mann, mit 12 Kanonen, von welchen 3 bei dem Gitter des Carousselle, 1 auf dem Schweizerhofe, 1 auf dem Hofe Marsan, 2 auf dem Prinzenhofe, 1 auf dem Pont Royal, 1 vor der Thüre des Reitstalls und 2 bei der Zugbrücke aufgefahren wurden.

Neun hundert und funfzig Schweizer, unter dem Commando des Obristlieutenants von Maillardoz — indem der Herr von Affry krank war — und der Majors Buckmann und Zimmermann, hielten das Gewehr geschultert und bildeten Spalier auf den Treppen. Die berittene Gendarmerie hatte ihren Standpunkt auf dem Louvre-Platze, und ungefähr zwei hundert Edelleute, mit Degen und Pistolen bewehrt, hatten sich in den Gallerien des Schlosses vertheilt. Der Fußboden der Gallerie des Louvre war auf ungefähr sechzig Schritte von dem Pavillon Flora durchschnitten worden, und ein gut verbarricadirter Posten von dreißig Schweizern hatte diesen Zugang für den Fall zu vertheidigen, wo das Louvre genommen, die Gallerie forcirt worden wäre.

Der Rappell, welcher auf Mandats Befehl geschlagen worden war, hatte den Plänen des Aufstandes sehr natürlich einen Strich durch die Rechnung gemacht und dessen Häuptern Schrecken eingeflößt. Sie hatten, wie am 20. Juni, ohne Kampf in das Schloß eindringen wollen. Deßhalb hatte Petion das Departement und die Minister bis den letzten Augenblick damit eingelullt, daß er sie an das Vorhandensein einer Ordre glauben ließ, die er nicht zu ertheilen Willens war und ohne welche die Nationalgarde nicht zusammengezogen werden konnte. Man hat gesehen, wie diese Lüge sich gegen ihn selber gekehrt, und das Schreiben, worin er fälschlich die Ertheilung jener Ordre angezeigt, diese Ordre selbst vereitelt hatte.

Das Rasseln der Trommeln, das die Nationalgardisten unter die Waffen rief, dies aus den Zeiten der Revolution und des Bürgerkriegs bekannte furchtbare und schauerliche Getöse, hatte also den Verschwörern einen argen Schrecken verursacht. Sie versuchten in der Vorstadt St. Anton, das Rappellschlagen zu verhindern, und begaben sich, da die Bataillons bereits von allen Seiten auf dem Marsche nach den Tuilerien waren, nach dem Stadthause, um sich darüber zu berathen, wie die für die Vertheidigung des Schlosses getroffenen Vorkehrungen zu vereiteln seyen. Damit, wie man sehen wird, die Nationalgarde nun ohne Leitung, ohne Befehle und ohne einen Commandanten sey, wurde Mandat um 4 Uhr Morgens nach dem Stadthause beschieden, wo die Sieger vom 10. August ihre Großthaten dann mit seiner Ermordung eröffneten.

Dies geht deutlich aus den Erläuterungen hervor, welche der gesetzgebenden Versammlung durch eine Deputation der Municipalität gegeben worden sind, Erläuterungen, die der Moniteur nicht wiedergegeben hat, die sich aber in dem officiellen Protocoll der Versammlung selber verzeichnet befinden.

„Meine Collegen und ich," sagt der Redner, „wir hatten uns bereits in allen Stadtvierteln von Paris umgesehen, und kamen eben aus der Vorstadt St. Anton; wir hatten Ursache, zu glauben, daß die Besorgnisse, welche man gehegt gehabt, sich verlieren und die Ruhe bald hergestellt seyn würde; wie groß war demnach unser Erstaunen, als wir den Generalmarsch schlagen, Sturm läuten hörten! In diesem Augenblick gewahrten wir auch eine große Aufregung. Wir eilten nun auf einen Tambour zu, fragten ihn, wer ihn zu trommeln befohlen habe, und verlangten, zu dem Befehlhaber des nächsten Postens geführet zu werden. Dort erfuhren wir sodann, daß es der Commandant Mandat gewesen sey, der von den Tuilerien aus das Schlagen des Generalmarsches befohlen habe.

„Erschrecken über die schrecklichen und verderblichen Folgen, welche ein solcher Befehl nach sich ziehen konnte, sind wir nach dem Gemeindehause geeilt, wo der Generalrath dann auf unsern Bericht die von dem Commandanten ertheilten Befehle cassirt und annullirt hat. Derselbe ist darauf zu dem Conseil entboten worden, wo ihm verdienter Weise ein Verweis gegeben und derbe der Text gelesen worden ist."

Mandat hatte aber nicht bloß Vorwürfe und einen Verweis erhalten, sondern war ermordet worden, was die Deputation indessen nicht bekannt war, da sich dieses erst nach ihrem Abgange von dem Stadthause, um sich zu der Versammlung zu begeben, zugetragen hat.

Wenn die Girondisten ein wenig intelligenter oder minder blind gewesen wären, so würden sie unter den von ihnen aufgehetzten revolutionnairen Agenten leicht diejenigen erkannt haben, die ihre Stelle einzunehmen, sie zu absorbiren und zu ermorden bestimmt waren. Ungefähr um 1 Uhr Morgens fanden sich 192 Individuen auf dem Stadthause ein, die sich Delegirte der Sectionen nannten, im Namen des Volkes die 192 Mitglieder der bis dahin bestandenen Municipalität verjagten, und deren Stellen einnahmen. In wiefern diese neuen Magistratspersonen die Stadt Paris repräsentirten, läßt sich errathen! Sie waren um Mitter-

Digitized by Google

nacht, nach dem Aufbruche der bewaffneten Sectionen in die Stadt oder um das Schloß herum, im Tumult und durch Ueberrumpelung ernannt worden. „Von der Lombards-Section," sagt Peltier, „waren nur acht Personen gegenwärtig, um fünf Commissarien zu ernennen. Im Ganzen waren es 400 Aufrührer, durch welche die 192 Delegirten ernannt wurden, und das sollte als das Werk des Volkes gelten!"

Im Jahre 1792 konnten dergleichen Handstreiche wohl Erstaunen erregen, Frankreich hat seitdem aber die Erfahrung gemacht, daß alle Revolutionen so vollführt werden.

Petion, der Maire, und Manuel der Gemeinde-Procureur waren die einzigen, die von der früheren Municipalität in ihren Aemtern gelassen wurden. Der neue Generalrath nahm sich Sylvestre Huguenin, einen vormaligen Deserteur der Carabiniers, gewesenen Commis bei den Barrieren, und Helfershelfer in verrufenen Localen, zum Präsidenten, und Tallien, einen ehemaligen Typographen, der zu jener Zeit unter Zuschuß von dem Jacobinerclub das Tagblatt „der Bürgerfreund" redigirte, zum Secretair Greffier.

Es war ungefähr 4 Uhr, als diese neue Municipalität sich installirt hatte, die Kunde davon wurde der Versammlung aber erst um 7 Uhr officiell mitgetheilt.

Mandat, von dem früheren Generalrath der Gemeinde zu zweien Malen gerufen, trug lange Bedenken, diesem Rufe Folge zu leisten. Er hatte die geheimnißvolle Ahnung des Todes, die gewissen Naturen gegeben ist.

„Um dieselbe Zeit," — gegen 4 Uhr — sagt Röderer, „waren die Fensterladen im Gemache des Königs geöffnet, und Herr Mandat zeigte an, daß die Gemeinde ihn schon zum zweiten Male habe rufen lassen. Er schien nicht Willens zu seyn, hinzugehen, und Herr Desoly meinte auch, daß seine Gegenwart im Schlosse nöthig sey; ich hielt aber dafür, daß der General-Commandant vor Allem den Anweisungen der Maierie Folge zu leisten verpflichtet wäre; daß Letzterer möglicher Weise den Aufläufen entgegen gehen wolle, und dazu den Befehlshaber der öffentlichen Macht zur Seite haben zu müssen für nöthig hatte. Auf meinen Rath machte Mandat sich auf den Weg, jedoch sehr ungern."

Es ist uns, aus der Rede der Municipaldeputation, schon bekannt, daß der frühere Generalrath noch auf seinem Posten war, als Mandat auf dem Stadthause ankam, und daß derselbe ihm derbe den Text las, daß er ohne directen Befehl von Petion hatte Rappell schlagen lassen; aber die neue Municipalität, die sich eben installirte, ließ Mandat gefangen nehmen.

Der neue Generalrath der Gemeinde nahm ein neues Verhör mit Mandat vor, und beschuldigte ihn, ohne legale Ermächtigung die bewaffnete Macht requirirt zu haben. Mandat erwiderte darauf: „wenn mir das früher gesagt worden wäre, so würde ich den Befehl des Maire's, der sich unter meinen Papieren befindet, mitgebracht haben." Sodann gefragt, wann er diesen Befehl erhalten habe, antwortete er wieder: „vor drei Tagen; er liegt im Schlosse, und ich werde ihn beingen."

Nach einem ersten Ausspruche sollte Mandat in das Gefängniß des Stadthauses gesetzt werden, der Rath besann sich aber unmittelbar eines anderen, und befahl, daß er, zu seiner größeren Sicherheit, nach der Abtei abgeführt werden sollte.

Indem Huguenin diesen Befehl ertheilte, machte er eine horizontale Handbewegung, und sagte: man schleppe ihn fort! Er wurde darauf bis zum Perron des Stadthauses gezerrt, und dort ermordet. „Ein Pistolenschuß streckte ihn nieder, und Lanzenstiche und Säbelhiebe gaben ihm den Rest. Darnach wurde der Leichnam trotz des Jammerns seines unglücklichen Sohnes, der um seine Auslieferung flehte, um sie gebührend zur Erde zu bestatten, in die Seine geworfen."

Dies war das erstvergossene Blut am 10. August; die anderen Metzeleien sollten erst um 8 Uhr beginnen.

Es ist dem Leser schon bekannt, daß Danton sich in seinem Prozesse rühmte, das Todesurtheil über Mandat gesprochen zu haben. Nach Robespierre's Angabe, wurde von anderen die Ehre hievon Manuel zugeschrieben, er selber aber brachte die That allein auf Rechnung von Rassion du Tronillet.

Die gesetzgebende Versammlung, die noch einige Geltung zu haben meinte, nahm in der ersten Unordnung dieser Revolution die Miene der Dictatur an. Sie belehnte zuvörderst ihren Präsidenten, welches damals Gundet war, mit der durch den Tod Mandats erledigten Militairgewalt; hernach machte eins ihrer Mitglieder den Vorschlag, Herrn Bandin de La Chennye, Chef der sechsten Legion, der eben an der Barre gegenwärtig war, zum Generalbefehlshaber zu ernennen. Indessen bedachte die Versammlung sich wieder eines anderen, und ging unter der Erklärung: die Gemeinde werde wahrscheinlich schon einen Commandanten ernannt haben, auch sey es nothwendig, daß derselbe seine Gewalt direct dem Vertrauen des Volkes zu verdanken habe, zur Tagesordnung über.

Die aufrührerische Gemeinde hatte in der That Santerre, der nue Commandant des ersten Bataillons der ersten Legion, unter dem Befehl des Herrn Bouillard de Belair, wur, einstimmig zum provisorischen Generalbefehlshaber ernannt.

So kam die Macht, welche die Tuilerien hatte vertheidigen sollen, gegen 5 Uhr Morgens unter den Befehl des einfältigen und schändlichen Bauers, der Ludwig XVI. auf's Schaffott bringen sollte!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag aus dem Seemannsleben in den arctischen Regionen.

(Aus „Stray Leaves from an Arctic Journal; or Eighteen Month in the Polar Regions in search of Sir John Franklin's Expedition in the Years 1850—51. By Lieut. S. Osborn.")

Man denke sich das untere Deck und die Kajüten eines Schiffes überall mit Lichtern und Lampen erleuchtet, jede Oeffnung, durch welche die äußere Luft anders als unter Controlle eindringen könnte, sorgfältig verstopft, und sämmtliche Thüren verdoppelt, um Zug zu vermeiden. Es ist die Zeit des Frühstückens, und der dampfend heiße Cacao läßt von jedem Eßtische einen dichten Qualm aufsteigen, der im Verein mit dem Ausathmen so vieler Personen den Raum zwischen den Verdecken mit Dunst und Nebel anfüllt. Wenn man sich aufs Verdeck begiebt, — wobei zu bedenken ist, daß man mit acht kleinen Schritten aus 50 Grad über Null in

Digitized by Google

40 Grad unter Null geräth — so wird man verschiedene Windfänge oder Ventilatoren wahrnehmen, die theils den Rauch ab-, theils frische Luft zuführen.

Nachdem das Frühstück beendigt ist — und aus dem Lachen und Scherzen läßt sich abnehmen, daß es nicht übel gewesen, — fährt Alles in recht warme Kleidung und die Mehrzahl der Officiere und der Mannschaft begiebt sich aufs Verdeck. Einige wenige bleiben zurück, um zu säubern und aufzuräumen, Vorrichtungen zum Mittagsmahl zu treffen, und Feuchtigkeiten oder Eis zu beseitigen, das sich während der Schlafzeit in Höhlungen und Ecken gebildet haben mag. Dann wird zur Inspection geschritten. Die Officiere mustern die Mannschaft und untersuchen jeden Theil ihres Schiffes, um zu sehen, ob auch Alles sauber und in Ordnung ist. Sodann geht jeder an seine Arbeit, womit es in der strengen Jahreszeit jedoch wenig auf sich hat, indem sich dieselbe darauf beschränkt, den Koch hinlänglich mit Schnee zum Wasserschmelzen zu versorgen, das Kochloch in der Eisfläche offen zu erhalten und die Verdecke rein zu fegen. Gruppen von zwei bis drei Mann machen sich unsern der Schiffe Leibesbewegung, wenn es nicht eben stürmt; andre streifen unter der Windseite umher, besprechen vergangene Zeiten und ergehen sich in Prophezeihungen über die Zukunft. Um 12 Uhr bekommen die Matrosen ihr Mittagsmahl: Suppe, präservirtes Fleisch oder auch gepökeltes Pferdefleisch, nebst präservirten Kartoffeln, eine Mahlzeit, der die wackeren Bursche tüchtig zusprechen. Die Officiere essen später, um 2 Uhr Nachmittags. Danach wird ein kleines Nachmittags-Exercitium vorgenommen und Abends giebt es Thee.

An einem Schul-Abend, berichtet Lieutenant Osborn weiter, gingen die freiwilligen Schüler an ihre Aufgaben, deren Lehrer an ihr Amt: die im Lesen unterrichteten nahmen ihre Bücher, die im Schreiben unterwiesenen ihr Schreibzeug zur Hand, und die Sinn für die Kunst hatten beschäftigten sich mit Malen. Unter solchen Beschäftigungen und mit Hülfe von Karten, Schach- und Dambrett, daneben einer Cigarre oder Pfeife und ein Gläschen Grog, rückte die Zeit heran, wo man sich schlafen legte. Die Eintönigkeit war unser Feind, und wir boten Alles auf, uns die Zeit zu vertreiben. Strapazen hatten wir nicht; denn Alles, was wir in den Winterquartieren an Kälte, Hunger oder Gefahr zu bestehen hatten, geschah aus freien Stücken. Die Eintönigkeit war, ich wiederhole es, das einzig Unangenehme während unserer Ueberwinterung auf der Insel Melville. Einige unter uns schienen sich viel besser darein zu schicken, als andere; dies waren vor Allem diejenigen, die Gefallen am Lesen, Schreiben oder Zeichnen fanden. Ganz besonders machte sich der Hang, von der Heimath, von England überhaupt zu sprechen, bemerkbar; er war wie eine Krankheit. Fast Alle äußerten sich in einer Weise, als ob England in ihnen seine zärtlichsten Ehemänner, seine pflichttreuesten Söhne, seine anhänglichsten Brüder auf die arctische Expedition ausgesandt gehabt hätte. Um die zu weichliche Stimmung, welcher selbst die kräftigsten Geister einzeln unterlagen, zu bekämpfen, wurden allerhand Erheiterungen, theatralische Vorstellungen und Bälle, hervorgesucht.

Kleine Erzählungen für die Jugend von Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert, Hofrath und Professor in München. Erster Band. Erlangen, 1852. Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke. VI. und 249 (250) Seiten. Gr. 8.

Der hochachtbare Verfasser hatte in verschiedenen Zeitschriften seit einer Reihe von Jahren zahlreiche kleine Erzählungen veröffentlicht, die hier gesammelt sind. Es waren zwar bereits mehrere derselben seinen früher erschienenen Schriften, dem 2. und 3. Bande des „Alten und Neuen", und den Anhängen zum 2. und 3. Bande der „Erzählungen" und zum 1. und 2. Bande der „Biographien", einverleibt; aber ein bedeutender Theil sowol schon gedruckter, als noch ungedruckter blieb zurück. Ein weiter Kreis von jugendlichen Lesern wird dem Verfasser recht herzlich und innig dafür danken, daß er sich bewegen ließ, alle diese trefflichen Erzählungen zu ihrem Nutzen und Vergnügen zusammengestellt erscheinen zu lassen, und begierig dem zweiten Bande entgegen sehen.

Schon aus den Ueberschriften der in dem vorliegenden Bande enthaltenen Geschichten ist zum Theil ihre Tendenz zu erkennen, die, wie in Allem, was der Verfasser schreibt, Belehrung und Unterhaltung, aber auch Förderung wahrer Frömmigkeit und edlem, demüthigen, Gott vertrauenden Sinnes ist. Sie sind mehr oder weniger umfassend und auch eigene Erlebnisse des Verfassers erzählt. Wir empfehlen sie übrigens nicht allein der Jugend, sondern Jedem, der nicht durch seichte und frivole Romanenlectüre abgestumpft ist gegen reine und zum Guten erstärkende Geistesnahrung. —

Der Inhalt ist folgender: 1. Die verdeckte Schüssel. 2. Der Soldat auf der Wache. 3. Eine gute Waare, die nicht in's Gewicht fällt. 4. Das Tischgebet der Lerche, des Löwen und des Kindes. 5. Der Segen eines Sterbenden. 6. Eine seltsame Pflegemutter. 7. Der unbekannte Kampfgenosse. 8. Flavius und Pelagia. 9. Bilebilde. 10. Muttertreue. 11. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. 12. Die unsichtbare Schutzwache. 13. Robert der Soldat. 14 Der furchtsame Held. 15. Das Gottesgericht. 16. Das Ahndungsvermögen und die Stimme des Gewissens. 17. Die Wirthschaft in der Judenharfe.

Als Probe die 14. Erzählung:

Der furchtsame Held.

Ein berühmter Arzt erzählt von einem wackren, tapferen Kriegsobersten, welcher eine solche Furcht und Angst vor Ratten hatte, daß er, der ganz ruhig unter dem Regen feindlicher Kugeln stehen blieb und so kaltblütig, als wären es Spazierstöcke, den Bajonetten und Säbeln entgegenrückte, welche gegen ihn gerichtet und gezückt waren, gleich davon gelaufen sei, wenn er eine Ratte sahe. Einstmals, auf einem Marsche und in ungesunder Gegend und bei sehr ungünstiger Witterung, wurde er von einem so starken Wechselfieber befallen, daß er, schon zur ungewohnten Zeit und Stunde in einem Wirthshause, das an der Straße lag, sich zu Bette begeben mußte. Da geschahe es, daß, während ihn der Fieberfrost schüttelte, einige Ratten, deren viele in der Kammer hauf'ten, über sein Bett hinwegliefen. Die Furcht des alten Kriegsobersten war mächtiger als das

Digitized by Google

Fieber; er sprang auf und lief davon, denn sein Fieber war ihm durch den Schrecken vollkommen vertrieben worden und vergangen.

Eine Furcht vor Ratten, auch wenn sie in etwas lächerlicher Art sich äußern sollte, wird vielen unserer Leser begreiflich sein, denn nur eine hungrige Katze kann diese häßlichen Thiere ohne lebhaften Ekel betrachten. Aber noch viel seltsamer und scheinbar wunderlicher als die vor Ratten war die Furcht eines ungleich größeren, hochberühmteren Helden und Siegers in vielen Schlachten, vor Etwas, das den meisten Menschen nicht ein Gegenstand des Ekels und Abscheus, sondern sogar des Ersehnens und Begehrens ist. Der Held, von welchem wir hier reden wollen, war Washinton, der nachmalige Präsident und Oberfeldherr der amerikanischen Staaten, und das Ereigniß, das ihn in solche Furcht versetzte, fiel nicht in die Zeit seines hohen Alters, in welchem der Mensch reizbar und schwach wird, sondern in die Zeit seiner kräftigsten Jugend: in sein 27stes Lebensjahr.

Man hat, so sagen die Zeugen, die ihn näher kannten, und welche bei dem Vorfall zugegen waren, den Georg Washington nur bei einer einzigen Gelegenheit erschrecken und wie vor Furcht zittern und beben gesehen, und zwar geschahe dieses in keiner Schlacht, unter keinen Eisschollen des Alleghany, sondern in einem Sitzungssaale, wo von keiner Seite ihm ein Leides geschehen konnte. Es war damals, wo im Jahr 1759 Washington, als Mitglied der Abgeordneten, von dem Sprecher derselben, dem Herrn Robinson, in so feurig beredter Art ins Angesicht gelobt und sein Verdienst um das Vaterland in so begeisteter Weise erhoben wurde, das gar mancher Andere an seiner Stelle, wenn auch mit niedergeschlagenen Augen, gar freudig zugehört oder vielleicht gar wohlgefällig um sich her geblinzelt hätte. Washington aber, als wehete ihn ein unerträglich heißer Gluthwind aus einem Eisenschmelzofen an, wurde roth und von tiefster Schaam befallen, fuhr er von seinem Sitze auf, wollte etwas sprechen, konnte jedoch, wie ein von heftigem Schreck Ergriffener, nur stammeln. Da kam ihm der gewandte Sprecher in freilich nicht sehr beruhigender Weise zu Hülfe, indem er ihm lächelnd zurief: „Setzen Sie sich Washington, Ihre Bescheidenheit ist eben so groß als Ihre Tapferkeit, und diese übersteigt jedes Lob, das ich mit Worten ausdrücken könnte."

Jenen Lesern, welche die Angst, in die der tapfere Amerikaner bei jener Gelegenheit durch ein wohlgemeintes und wohlverdientes Lob gerieth, schwer begreiflich finden möchten, deuten wir hier nur im Vorbeigehen den zweifachen Grund derselben an. Für's Erste pflegte Washington alles Gelingen seiner Arbeiten und Thaten allein nur dem allvermögenden Beistand Gottes zuzuschreiben. Er war deshalb von Herzen demüthig, frei, wie wenig Menschen, von Eitelkeit und Ruhmsucht, sprach nur dann von sich und seinen Thaten, wenn er in den Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes auch Dessen, das ihm aufgetragen worden, erwähnen mußte, oder wenn dies im Kreise der vertrautesten Freunde so geschehen konnte, daß an ihm selber und an seinem armen menschlichen Thun nur Gott allein verherrlicht wurde. Aber noch einen zweiten Grund hatte Washington zu seiner Furcht vor dem Lobe Anderer. Er wußte und fühlte es, daß in den Schmeicheleien der Welt ein ärgerer, für das innere Leben gefährlicherer Feind versteckt liege, als in dem Walde von Monongahela, in der mörderischen Schlacht vom 9ten Juni 1775. Dort in den Gruben mit grünen Reisern bedeckt waren es die wilden Indianer, im Bund mit den Franzosen, hier im Versteck des Menschenlobes ist es unser selbstliebiges Fleisch und Blut im Bunde mit dem Hochmuth, was die Gefahr bringt, vor deren plötzlichem Ueberfall der edle Washington, mit Recht in Schrecken und in die Stimmung der heftigen Abwehr gerieth.

Papier und Druck sind schön.

H.

Geschichte der deutschen Literatur mit Proben aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz. Mit vielen Illustrationen in Holzschnitt von den vorzüglichsten Künstlern Deutschlands. Fünfte und sechste Lieferung. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1852. Seite 257—384.

Die fünfte Lieferung beginnt mit der Fortsetzung des in der vierten abgebrochenen Artikels über die Kaiserchronik (nebst 2 Proben: 1. Julius Cäsar. 2. Kaiser Karl und das Jungfrauenheer). Der übrige Inhalt derselben ist: König Rother (als Probe die Verse 3634—4345, Rothers Gefangenschaft und Rettung). Herzog Ernst; wahrscheinlich Herzog Ernst, Stiefsohn des Kaiser Karls des Saliers, der seine Mutter Gisela geheirathet hatte und mit welchem er ähnliche Kämpfe und aus ähnlichen Gründen bestand, wie sie in dem Gedichte, dessen Verfasser vielleicht Veldeke, erzählt werden (Proben: der Magnetberg und das Land Arimaspy). Orendel (V. 1201—1386, Orendel und der Riese Metwin). St. Oswald. (1. Der Rabe und das Meerweib. 2. Der verlorene Ring. 3. Des Raben Klage.) Salomon und Morolt, mit dem Bilde des seltsamen Ehepaares und des Königs Salomo, nach dem Holzschnitte eines alten Drucks (1. Aus „Salman und Mörolt." 2. Aus dem zweiten Morolt). Die Seiten 290—298 enthalten einen einleitenden ausführlichen Abschnitt: Höfische Epik. Nachdem hier die Stoffe derselben in einem übersichtlichen Bilde belehrend zusammengestellt sind, folgen die hauptsächlichsten Dichter und Dichtungen in chronologischer Ordnung, so weit sich dieselbe mit Sicherheit bestimmen läßt, nämlich: Heinrich der Glichesäre (oder Glichezare, d. h. der Gleißner), mit interessanten Bemerkungen über die Thiersage, die wir am Schlusse unserer Anzeige mittheilen wollen (als Probe V. 1321—2094 aus Reinhart Fuchs). Der Pfaffe Konrad. (Aus dem „Ruolandes liet": 1. Rolands Tod. 2. Des Kaisers Gericht, mit einem Holzschnitt). Der Pfaffe Lamprecht. (Aus dem Alexander: 1. Kampf mit Porus.)

Die sechste Lieferung bringt eine zweite Probe aus Lamprecht's „Alexander": Alexanders Brief; dann: „Gräve Ruodolf", ein so nach der Hauptperson von dem Herausgeber genanntes Gedicht eines unbekannten Dichters mit einer kleinen Probe: Rudolphs Kampf gegen die Cheisten. Daran schließt sich Heinrich von Veldeck, nebst einem sinnvollen Bilde desselben aus der Manesse'schen Liederhandschrift. (Aus der Eneit: 1. Lavinens Gespräch mit ihrer Mutter. 2. Lavinens Geständniß. 3. Zweikampf

Digitized by Google

des Aeneas mit Turnus). — Hartmann von Aue, wahrscheinlich aus dem Geschlechte der Herren von Wesperspül, einem Schlosse im Thurgau, da das Wappen dieses Geschlechts mit dem übereinstimmt, welches die Weingartner und die Pariser Liederhandschrift dem Dichter beigeben, was im vorliegenden Falle dadurch Bedeutung und Beweiskraft gewinnt, daß die Herren von Wesperspül urkundliche Maßen Dienstmannen des Klosters Reichenau im Bodensee waren, welches auch jetzt noch im Munde des Volks schlechtweg die „Aue" genannt wird; mit Abbildung. (1. Aus dem „Erec". 2. Aus dem „Heiligen Grêgorius vom Steine." 3. Aus dem „Armen Heinrich." 4. Aus dem „Iwein.") Ulrich von Zazikhoven. (Aus „Lanzelet": der Zaubermantel.) — Herbort von Feitzlar. (Aus dem „Liet von Troye": Paris und Helena.) — Wolfram von Eschenbach, mit dem Wappen desselben. (1. Aus dem Parzival: Parzival und der Gral. 2. Aus dem Titurel: Signne und Schionatulander. 3. Aus Willehalm: Tod des Vivianz und Wilhelms Klage.) — Meister Gottfried von Straßburg; Anfang der biographischen Notiz und Analyse des Epos Tristan und Isolde; mit dem Bilde der Manesse'schen Handschrift.

Aus der, mit früheren Heften verglichen, verhältnißmäßig kleinen Reihe von Namen, die wie in Obigem aufgeführt, wird man leicht den Schluß ziehen, daß in den beiden vorliegenden, sowohl Notizen als Proben in größerem Umfange, wie es die Bedeutsamkeit der meisten Dichter und Dichtungen erforderte, geliefert sind. Von den Lebensumständen mancher Dichter freilich war nicht Viel zu sagen, weil es an Nachrichten von denselben fehlt und von ihnen selbst solche nur spärlich und andeutend gegeben werden; die Verfasser einiger Dichtungen sind gänzlich unbekannt, so z. B. des Gedichts „Gräve Ruodolf", von welchem uns nur Bruchstücke aufbehalten, unter denen sich Anfang und Ende, wo nach Sitte der Zeit der Dichter sich gewöhnlich namhaft machte, nicht befinden.

Die abgedruckten Proben sind mit Umsicht ausgewählt und was zu ihrem Verständniß zu wissen nothwendig ist, findet man in den genauen Analysen der Gedichte, denen sie entlehnt. Wer nicht zum Zwecke deutscher Sprach- oder anderer Studien die ganze Dichtung kennen lernen will, dem bieten diese Inhaltsschilderungen, Fragmente und Lebensskizzen, ein genügendes Material dar.

Auf der Rückseite des Umschlages ist die bei der Besprechung der vierten Lieferung erwähnte Bemerkung hinsichtlich der Illustrationen, die sich, sobald das Werk nur etwas weiter fortgeschritten ist, bedeutend vermehren werden, wiederholt.

Aus dem Artikel: Heinrich der Glichesâre entnehmen wir, was dort gesagt ist über:

Die Thiersage.

Die Thiersage, d. h. die von äußeren Zwecken ganz unabhängige Darstellung der Thierwelt, konnte sich nur bei einem Volke entwickeln, das, noch nicht zu streng bürgerlicher Gestaltung gelangt, in kleineren Gruppen zerstreut, in der Einsamkeit der Wälder lebte, und sich theils durch Nahrungsbedürfnisse, theils durch die Sorge um die eigene Sicherheit genöthigt sah, die Thiere des Waldes, ihre Eigenthümlichkeiten und ihren Charakter genauer kennen zu lernen und zu ihnen gleichsam in ein näheres Verhältniß zu treten. Wenn wir daher auch die vollständigste Ausbildung der Thiersage in Frankreich finden, so ist es aus dem angegebenen Grunde doch sicher, daß sie sich in diesem Lande nicht hatte entwickeln können, in welchem seit der römischen Herrschaft eine zahlreiche Bevölkerung eine hohe Stufe der Civilisation errichtet hatte; man müßte denn annehmen, daß die Thiersage schon den keltischen Galliern bekannt gewesen wäre. Doch findet sich bei ihnen von derselben keine Spur, eben so wenig bei den übrigen keltischen Völkern, welche ihre Selbstständigkeit länger bewahrten und deren Sagenwelt genauer bekannt geworden ist. Schon dieser Umstand möchte als vollgültiger Beweis dienen, daß der Ursprung der Thiersage nicht in Frankreich selbst zu suchen ist, daß sie vielmehr erst dahin gebracht worden sein muß, was durch Niemanden anders geschehen sein kann, als durch die deutschen Völker, welche Frankreich eroberten, also namentlich durch die Franken. Dies wird aber über allen Zweifel erhoben, wenn man die Namen der Thiere betrachtet, wenigstens derjenigen, welche als die Hauptgestalten der Sage anzusehen sind: denn diese sind auch in den französischen Dichtungen deutsch*), was sich eben nur daraus erklären läßt, daß die Sage in schon fester Gestalt aus Deutschland nach Frankreich gebracht wurde. Dort mag sie sich zwar weiter ausgebildet haben, es mögen einzelne Geschichten zu den ursprünglichen hinzugefügt worden sein, und es ist insbesondere wahrscheinlich, daß mehrere Züge aus äsopischen Fabeln (so namentlich die Fabel vom Fuchs und Raben mit dem Käse) an passende Orte eingeschoben worden, wenn sie sich der epischen Darstellung leicht anschmiegen ließen; doch hat die Thiersage durch alle diese Zusätze ihren ursprünglichen Charakter nicht verloren. Die wesentlichste Veränderung, welche sie erlitt, liegt darin, daß durch den Einfluß der gelehrten Bildung der Bär, welcher in der ältesten Gestalt der Sage der König der Thiere war, und nach der Natur der Dinge auch sein mußte, weil er ja das gewaltigste Raubthier der deutschen Wälder war, dem fremden, südlichen Löwen weichen und eine untergeordnete Stellung einnehmen mußte.

Die ältesten, in den Anfang des 12. Jahrhunderts reichenden Bearbeitungen der Thiersage stammen aus Flandern, sind in lateinischer Sprache geschrieben und haben Geistliche zu Verfassern, durch welche zuerst das satyrische Element in die Dichtung gelegt wurde, das an sich nicht darin liegt, aber doch zum Theil auch in die französischen Bearbeitungen überging. Am freiesten von demselben hat sich die niederländische, in die Mitte des zwölften Jahrhunderts gehörende Bearbeitung erhalten, deren Verfasser (Willem de Matac) den ihm vielleicht aus Nordfrankreich überlieferten Stoff mit ächt dichterischem Geist von allen fremdartigen Zuthaten befreit und im Sinne des volksthümlichen, von jedem didaktischen Zweck entfernten Thiermährchens behandelt hat. Mögen auch einzelne satyrische Züge von ihm beibehalten worden sein, so hat er ihnen doch eine so allgemeine Haltung und Bedeutung gegeben, er hat sie so innig mit den dargestellten Personen und Begebenheiten verschmolzen, daß die Absichtlichkeit derselben ganz verschwindet, wogegen eine solche bei den lateinischen und den meisten französischen Dichtungen unverkennbar durchbricht.

---

*) Renaud (der Fuchs), althochd. Reginhart, d. h. der kluge Rathgeber; Isengrin (der Wolf), ahd. Isangrim, d. h. eisengrimmig; Brun (der Bär), ahd. Brûno, d. h. der Braune; Baudouin (der Esel, jetzt noch baudet), ahd. Baldewin, d. h. der Fröhliche, Unbekümmerte u. s. w.

Digitized by Google

So vielseitig die Thiersage in Frankreich bearbeitet wurde (die sämmtlichen Dichtungen mögen über 80,000 Verse betragen, wobei die verschiedenen Bearbeitungen einzelner Zweige nicht einmal in Anschlag gebracht sind), so wenig Anklang fand sie dagegen bei den deutschen höfischen Dichtern, denen die weitverbreiteten und in Frankreich vielbeliebten Gedichte doch nicht unbekannt hatten bleiben können. Es ist dies aber sehr begreiflich, wenn man sich den durchgreifenden Charakter der ritterlichen Dichtkunst vergegenwärtigt, welche einerseits allem Volksmäßigen abhold war, andrerseits aber in dem auf Natur und Wahrheit beruhenden Stoffe keine Nahrung für ihre phantastische Richtung finden konnte. Das satyrische Element, das in den meisten französischen Bearbeitungen vorherrschte, sagte dem der Gegenwart und ihren Forderungen ganz entfremdeten Sinne der höfischen Dichter eben so wenig zu; und wenn man endlich erwägt, daß die Thiersage in ihrer Ausbildung, wenn auch unbewußt und unwillkürlich, den Sieg des Verstandes über die physische Kraft darstellt, so ist es begreiflich, daß dies den ritterlichen Sängern nicht behagen konnte, in deren Dichtungen die physische Kraft als das Höchste und Edelste gepriesen wird.

Es ist daher wie ein glücklicher Zufall anzusehen, daß in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem sich die höfische Poesie ausgebildet hatte, ein Dichter des südwestlichen Deutschlands einen Zweig der Thiersage in deutsche Reime brachte. Es ist dies Heinrich der Glichezaere, d. h. der Gleißner, von dessen Lebensumständen wir leider Nichts wissen, und von dem wir nur vermuthen können, daß er entweder ein fahrender Sänger oder ein Geistlicher war. Als seine Heimat wird das Elsaß angegeben, doch möchte eine nicht kleine Zahl von Wörtern und Redensarten in seinem Gedichte die Vermuthung unterstützen, daß er aus der nordwestlichen Schweiz stammte. Wir besitzen von seinem Gedichte übrigens nur ein nicht ganz zusammenhängendes Bruchstück; vollständig (mit Ausnahme einer nicht sehr großen Lücke im ersten Drittheil) ist es jedoch in einer nicht viel späteren Umarbeitung eines Ungenannten erhalten, der, wie er in den Schlußworten von sich selber sagt, „ein wenig mit Dichten umgehen konnte, und daher die Reime zurecht machte, welche bei dem Verfasser noch ungenau und „ungerichtet" waren." Dagegen habe er, fügt er hinzu, die Erzählung ungeändert gelassen; nur habe er hie und da einige Worte hinzugefügt, oder auch weggelassen, wo ihrer zu viele gewesen. Der Verfasser heißt bei dem Umarbeiter „Herre Heinrich der Glichesære" (in einer Handschrift auch, aber unrichtiger: der Glichsenære), welche Form auch bei uns allgemein eingebürgert ist, weil man sie früher kannte, als die eigentliche. Das Gedicht, welches nach den Handschriften der Umarbeitung unter dem Namen „Reinhart Fuchs" bekannt ist, hieß bei dem Glichesære wahrscheinlich „Isengrines Nôt", ein Titel, welcher allerdings dem Inhalt des Ganzen besser entspricht, zugleich aber wohl auch eine Anspielung auf der „Nibelungen Nôt" sein sollte; denn daß der Dichter die Sage von den Nibelungen kannte, geht aus seiner ausdrücklichen Erwähnung derselben hervor, und ohne Zweifel waren ihm auch die alten Lieder von den Nibelungen bekannt. Der Glichesære arbeitete nach einem französischen Vorbilde. Zwar ist unter den vielen noch vorhandenen französischen Dichtungen aus der Thiersage keine erhalten, auf welche sich das deutsche Gedicht zurückführen ließe; doch trägt dieses in sich selbst unverwerfliche Zeugnisse, daß es eine französische Quelle hatte, unter welchen vor Allem die Einführung deutscher Namen in undeutscher Form zu nennen ist. Uebrigens hat der Glichesære, so weit es sich unter den gegebenen Umständen beurtheilen läßt, sein Vorbild nicht sclavisch nachgeahmt, sondern mit Selbstständigkeit bearbeitet. In keiner uns bekannten französischen Dichtung wird die Krankheit des Königs und deren Heilung motivirt; ist dies aber, wie man anzunehmen berechtigt ist, wirkliches Eigenthum des deutschen Dichters, so hat derselbe schon darin seinen ächt poetischen Geist bekundet. Eben so ist es der französischen Dichtung fremd, daß der Fuchs, nachdem er den König geheilt, demselben Gift in einem Tranke beibringt, wodurch das Ganze allerdings einen Abschluß gewinnt, der im Charakter des Fuchses liegt."

Hoffmann.

Jean Fondeur. Historische Erzählung aus Napoleon's Feldzug nach Rußland im Jahre 1812 von Philipp Körber. Nebst drei colorirten Bildern in Tondruck. Nürnberg. Verlag von J. L. Lotzbeck. 182 SS. 8.

Der Verfasser erzählt der Jugend hier die Erlebnisse eines französischen Knaben, der seinen Vater, einen Officier der großen Armee, während des russischen Feldzuges begleitete und, dem Kaiser bekannt geworden, schon während desselben zum Cadet ernannt wurde, muthig mitkämpfte und die Drangsale des Hin- und Rückzuges männlich ertrug. Am Schlusse erfahren wir, daß, nachdem sein Vater von einem Kosacken getödtet, er in russische Gefangenschaft gerieth, im Inneren Rußlands zwei Jahre als Gefangener duldete und litt, dann von dem aus Elba entflohenen Napoleon, der Jean Fondeur nicht vergessen, als Lieutenant einem Garderegiment einverleibt wurde, und in allen Gefechten bis zur großen Entscheidungsschlacht bei Waterloo mitfocht. Unter der Restauration, mit Halbsold aus dem Armeeverbande entlassen, ward er 1830 abermals von Lafayette in die Armee eingereiht, war bei der Belagerung von Antwerpen, und wurde zuletzt Oberst der Linieninfanterie. „Er lebt noch", sagt Köber, „geehrt und geachtet von Allen, die ihn kennen." Benutzt ist des Obersten eigene Schilderung seiner Schicksale und bei der Darstellung der Kriegsereignisse Segur's bekanntes Werk zu Grunde gelegt.

Die Erzählung dürfte auch älteren Lesern Unterhaltung gewähren. Sie bildet eine Abtheilung des „Pantheon's der Weltgeschichte für die Jugend." H.

Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise. Mit Bildern und Musikbeilagen. Jahrgang 1852, März-, April-, Mai-Heft. Stuttgart. Redigirt, gedruckt und verlegt von Eduard Hallberger.

Das „Jugend-Album" hat bereits eine so weite Verbreitung und allgemeine Anerkennung gefunden, daß es, mit Hinweis auf früher in diesen Blättern Gesagtes, wol kaum nöthig sein

Digitized by Google

möchte, an dasselbe zu erinnern. — Auch die vorliegenden Hefte zeugen von dem Bestreben des Herausgebers diese der Jugend gewidmeten Monatsschrift durch gediegenen Inhalt und ansprechende äußere Ausstattung immer mehr zu vervollkommnen. — Die gekrönte Preiserzählung von Aurelie: Die Stieftochter, ist im März-Hefte fortgesetzt und beschlossen (mit color. Bildern) und im April- und Mai-Hefte eine gleichfalls interessante neue Erzählung von Bernd v. Guseck: Das letzte Wort, geliefert (mit 2 color. Bildern). Von den übrigen prosaischen Aufsätzen führen wir an: Die Wunder der Binnenwelt. Hans von Sagan, der tapfere Schustergeselle. Das Rhinozeros (mit color. Bilde). Ein chinesisches Gastmahl. Die Hast aber die Eintagsfliege (mit schwarz. Tafel). Meine erste Feuerprobe; von einem alten Soldaten. Der größte Vulkan in der Welt (mit schwarz. Tafel). Die Streifzüge des Tigers (mit color. Bilde). Unter den Gedichten hat uns besonders: Das Landmädchen und sein Gärtchen, gefallen. Musikbeilagen sind: Der deutsche Knabe. Lied von F. Abt. Für das Piano übertragen von W. Krüger. Valse par Ferd. Chopin.

Einstimmige **Lieder** für die Schüler der Unter- und Vorbereitungsklassen sowie der Kleinkinderbewahranstalten.— Zweistimmige **Lieder** für die Schüler der Mittelklassen.— Dreistimmige **Lieder** für die Schüler der Oberklassen.— Componirt und gesammelt von einem praktischen Schulmanne und Vorsänger an einer Hauptkirche. Nürnberg. Verlag von J. L. Lotzbeck. 3 Hefte von 16, 20 und 28 Seiten. 8.

Die Worte, welche von dem Herausgeber, als Einleitung, an die Lehrer gerichtet sind, und eine Schlußbemerkung lehren uns diese Lieder-Sammlung näher kennen. Sie lauten:

„Bei weitem die meisten dieser Melodien sind Compositionen des Herausgebers und durch einen vieljährigen Gebrauch erprobt. Die wenigen geborgten Compositionen sind im Register durch ein beigedrucktes * bezeichnet.

Ueber den musikalischen und praktischen Werth der Sache mögen nun praktische Männer entscheiden. Ob die Wahl der Texte glücklich ist, steht auch dahin. Bei den entlehnten Gesängen konnte ohnehin nur der musikalische Werth entscheiden. Doch war der Wille gut, etwas Passendes zu bieten.

Die Sammlung für Kleinkinderbewahranstalten, Unterklassen und Vorbereitungsschulen enthält ganz einfache Melodien, z. B. Nr. 1, 8, 11, 13 u. s. w., oder auch solche, die von gereifteren Kindern gesungen werden können.

Ebenso finden sich in allen drei Abtheilungen Melodien, welche sich mehr für die biegsameren Kehlen sanfter Mädchen, als der Knaben eignen.

Unter die Gesänge der zweiten und dritten Abtheilung sind auch ein paar Choralmelodien aufgenommen worden. Es geschah auch dieses der Mannichfaltigkeit zu Liebe, wie manches Andere, dessen hier der Kürze wegen nicht mehr gedacht werden kann.

Möchte nur der rechte Klang, der im Herzen der Kinder wiedertönt, getroffen sein.

In den Sammlungen für die Mittel- und Oberklassen finden sich einige alte gemüthliche Volksmelodien neben älteren klassischen Gesängen, namentlich aus Mozart'schen Werken.

Der Herausgeber richtete bei ihrer Aufnahme den Blick hauptsächlich darauf, daß man durch klassische Gesänge den Geschmack der Jugend richtig leiten müsse und daß ältere gemüthliche Lieder, wie z. B. das Nr. 3 in der dritten Abtheilung, durch Singen in den Schulen in der wohlverdienten Erinnerung erhalten werden möchten.

Gesänge, wie der 9te in der ersten Abtheilung, können durch Transponirung leicht erhöht werden, wenn sie zu tief stehen sollten."

Das erste Heft enthält 25, das zweite 23, das dritte 22, mit Sachkenntniß und Umsicht ausgewählte Lieder. Der Druck ist sehr sauber. ch.

Schöne alte und neue Lieder mit Bildern. Leipzig, bei Gustav Mayer.

Dieses ist der Titel von halben Octavbogen, die jeder 7, 8, 9 oder 10 Lieder enthalten. Sie sind auf schönem Papier (bei Breitkopf und Härtel) sauber gedruckt, das Titelblatt, welches die Anfangsworte der Lieder anzeigt, ist mit einer hübschen Einfassung und einer Vignette gezieret. Die Mehrzahl der Lieder hat eine Illustration; diese Illustrationen müssen als geschmackvoll und gelungen in Erfindung und Ausführung gerühmt werden. Die Lieder selbst, zum Theil von namhaften deutschen Dichtern, sind heiteren, ernsten, einige auch geschichtlichen Inhalts.

Der Zweck dieser Abdrücke ist, mit den überall verbreiteten, in typographischer Beziehung vernachlässigten und für Anstand und Sitte, wie bekannt, oft höchst nachtheiligen fliegenden Lieder-Blättern, die in Massen aus deutschen Pressen hervorgehen und feilgeboten werden, in Konkurrenz zu treten, die denn allerdings durch ihren billigen Preis (das ganze Buch von 25 solchen Seiten 7½ gGr., also 3 Pfennige das Blatt) befördert werden dürfte. Der Erfolg, wo sich die nöthigen Zwischenhändler fanden, war bisher ein erwünschter.

Wir haben mit Vergnügen dieser „Schönen alten und neuen Lieder" gedacht, da das Unternehmen unbestreitbar Beifall und Aufmunterung verdient, und geeignet ist nicht allein dem Volke und öffentlichen Liedersängern gute, reinsittliche und gediegene Lieder darzubieten, sondern auch durch die äußere Ausstattung zur Geschmacksläuterung beizutragen. Daß fortwährend eine strenge Ueberwachung der Auswahl stattfinde, dafür bürgt uns der Name des Hrn. Verlegers. H.

Miscelle.

Einem zu Calais erscheinenden Blatte, dem Industriel, zufolge, hat ein Deutscher dort eine Wette abgeschlossen, daß er die Meerenge von Pas-de-Calais durchschwimmen will. Darauf Bezug habende Versuche hat er bereits angestellt.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 59. Sonnabend, den 24. Juli. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Schwinge die Becher. Von H. Zeise ... Seite 457
Ein Schreiben aus dem australischen Golddistricte ... " 457
Die Wittwe zu Köln ... " 460
Literatur:
Naturstudien. Von Dr. Hermann Masius ... " 462
Leuthen. Von C. F. Scherenberg ... " 463
Italienisches Wanderbuch. 1850 1851. Von A. L. v. Rochau " 463
Miscelle ... " 464

Schwinge die Becher.

Schwinge die Becher mit funkelndem Weine,
Goldig durchglüht ihn der himmlische Strahl,
Grüße den feurigen Jüngling vom Rheine,
Schwinge begeistert den vollen Pokal.
Hebe dein Antlitz und spotte der Qualen,
Scheuche im Liede den Kummer, die Noth,
Kühn laß dein Aug' vor Begeisterung strahlen,
Traubenblut färbe die Wangen dir roth.

Siehe, noch duften im Garten die Rosen,
Noch sind die Lauben so schattig und grün,
Lächelnde Mädchen, die leichten, die losen,
Siehst du gleich Blumen des Feldes erblühn.
Kränze mit Rosen den lockigen Scheitel,
Schlinge mit jubelnden Mädchen den Reihn,
Denke wie Salomo: „Alles ist eitel",
Nur nicht die Lieb' und der feurige Wein.

Schlinge um Stirnen und Becher die Kränze,
Winde dem Mädchen die Rosen um's Haupt,
Blüht sie doch lieblich wie Blumen im Lenze,
Küsse und Handdruck der Holden geraubt!

Wenn sie im Tanze sich leicht an dich schmiegte,
Halte sie fest und das Mädchen ist dein,
Denke wie Cäsar: „Ich kam und ich siegte",
Und auch besiegt wirst der Sieger du sein.

Liebe und Wein soll das Leben mir schmücken,
Für sie erhebt sich der schönste Altar,
Duftende Kränze laßt jubelnd mich drücken
Auf meiner Hebe goldschimmerndes Haar.
Hebe im Arme, und Wein in dem Becher —
Thor, was verlangst du auf Erden noch mehr?
König bist du der fröhlichen Zecher,
Und deiner Hand wird das Scepter nie schwer.

Schwinge die Becher mit funkelndem Weine,
Goldig durchglüht ihn der himmlische Strahl,
Grüße den feurigen Jüngling vom Rheine,
Schwinge begeistert den vollen Pokal.
Hebe dein Antlitz und spotte der Qualen,
Scheuche im Liede den Kummer, die Noth,
Kühn laß dein Aug' vor Begeisterung strahlen,
Traubenblut färbe die Wangen dir roth.

H. Zeise.

Ein Schreiben aus dem australischen Golddistricte.

Dies Schreiben, das wir einem englischen Blatte, dem Globe, entlehnen, hat in sofern einen besondern Werth, als es sichtlich nicht auf Effectmachen berechnet ist, und, als eine getreue Schilderung der Regionen, die jetzt so begierig aufgesucht werden, denen zum Leitfaden dienen kann, welche die Absicht haben dort ebenfalls ihr Heil zu versuchen. Es ist aus „Brighton, in der Nähe von Melbourne, vom 28. Februar d. J. datirt," und hat einen jungen Mann von 20 Jahren, Namens William Brown, früher Schlachter zu Rotherham, zum Verfasser. Er

Digitized by Google

und ein Bruder von ihm waren ungefähr eine Woche nach dem Auffinden der Goldgefilde in Port Philipp (Victoria) in Australien angekommen, und da entschlossen sie sich dann Beide, sich dahin auf den Weg zu machen.

Wir waren sehr überrascht, beginnt der Briefsteller, in Melbourne eine so niedliche Stadt vorzufinden. Die Straßen sind gut angelegt, haben auch einige recht ansehnliche Laden. Sie enthält vier hübsche Kirchen, und viele wohlaussehende Wohnhäuser, was für die kurze Zeit ihres Bestehens zu verwundern ist. Am zweiten Tage nach unserer Landung miethete C. ein Haus von vier Zimmern für acht (englische) Schillinge wöchentlich. Herr K. fand das sehr billig, uns schien es aber vielmehr theuer zu sein. Gegenwärtig stehen die Miethen jedoch weit höher, und man verlangt für Häuser von vier Zimmern die überdem nur schlecht gebaut sind, wöchentlich 30 bis 35 Schillinge. Alles ist sehr theuer, ausgenommen Fleisch, das nur 3 d. das ℔ gilt; es ist in Folge der Goldgier aber auch im Preise gestiegen.

Als der Lootse die Kunde von dem Golde brachte, da machte das eine große Sensation am Bord unseres Schiffes, und Viele, worunter auch Tom und ich, beschloßen, nun auch aufs Goldgraben auszugehn. So traten wir denn, nachdem wir uns eine Woche in der Stadt aufgehalten hatten, den Weg nach Ballarat, den ersten Goldgruben, die in Port Philipp aufgefunden worden sind, an. Diese Auffindung war ungefähr eine Woche vor unsrer Ankunft erfolgt, doch hieß es, daß dort schon bei 6000 Personen im Suchen nach Gold beschäftigt wären. Ich will zuvörderst eine kurze Beschreibung unsrer Reise nach Ballarat geben.

Wir fuhren an einem schönen Sonnabend Morgen mit dem Dampfboote nach Williamstown ab. Von dort setzten wir unsern Weg zu Fuß durch die Ebenen fort; wir waren aber noch nicht weit gegangen, als uns unser Gepäck sehr lästig zu werden begann. Daßelbe bestand außer der nöthigen Kleidung zum Wechseln, mit Inbegriff von ein Paar Stiefeln, aus Hacke und Spaten, einer groben wollenen Decke und einer Hängematte, kleinen zinnernen Pfannen und dergleichen Schüsseln zum Goldwaschen, Thee und Zucker, ꝛc., zusammen im Gewicht von circa 60 ℔, was viel zu schwer für Leute war, die noch nicht ans Reisen gewöhnt waren, vollends wenn sie, wie wir, erst unlängst vom Bord eines Schiffes kamen. Es war überdem ein sehr heißer Tag, und wir trafen auf dem zwanzig Meilen weiten Wege von Williamstown nach dem Berge Cotterel kaum eine Stiege Bäume an. Nachdem wir uns nach jeden zwei bis drei hundert Schritten ein wenig ausgeruht hatten, erreichten wir endlich, ungefähr drei Meilen diesseits des Berges, eine verlassene Hütte, in der wir unser Nachtlager nahmen. Wir litten nun aber Nachts eben so sehr von der Kälte, wie wir des Tages von der Hitze gelitten hatten.

Zweiter Tag. Wir setzten Morgens unsere Reise fort. Als wir bei dem Berge ankamen, hörten wir ein Geräusch, das wir für einen Wasserfall hielten, wir erfuhren aber nachdem, daß es nur das Rauschen des Windes in den Bäumen gewesen war. Nachdem wir einen weiten Weg zurückgelegt hatten, ohne den Ort gefunden zu haben, wohin wir wollten, und wegen Wassers, das wir früher anzutreffen gehofft hatten, besorgt wurden, glaubten wir uns verirrt zu haben, und fühlten uns beinahe versucht, unser Gepäck wegzuwerfen; wir gelangten jedoch, nachdem wir noch ein wenig weiter gegangen waren, zu einem kleinen Gehäge, und, über daßelbe hinaus zu einer Gegend, so schön wie ich je im Leben eine gesehen hatte. Es war ein herrliches Thal, mit einem Squatters- (Ansiedler) Hause. Am Ende des Thales stand die Schäferhütte, und der lange ersehnte Yre-Fluß schlängelte sich mitten durch das Thal. Der Eigenthümer dieser Station ist einer der reichsten Squatter in Australien; er besitzt außer mehreren tausend Büffelochsen, Kühen und Pferden gegen 50,000 Schaafe. Hier bekamen wir einige Erfrischungen, bestehend aus Thee, Hammelfleisch ꝛc., und Auskunft, welche Richtung wir einschlagen mußten, um die Hauptstraße zu erreichen. Nachdem wir ungefähr acht Meilen weiter, durch eine schöne und romantische Gegend, gegangen waren, die eher dem Parke eines Edelmanns in England, als einer australischen Wildniß ähnlich sah, trafen wir, von den kleinen Blutsaugern, den Muskitos, fast aufgefressen — sie beginnen ihr Werk in der Regel nach dem Dunkelwerden, doch sind ihnen die Nächte augenblicklich zu kalt — bei einer zweiten Squatter-Station ein. Wir gingen auf das Haus zu, und fragten den Besitzer, ob er wohl erlauben wollte, daß wir in einem seiner Nebengebäude übernachten dürften. „Nein," erwiederte er, „dies ist keine Herberge, sondern ein Privateigenthum!" So mußten wir uns denn unter einem Gebüsche betten, nachdem wir von abgefallenem Laube ein tüchtiges Feuer angemacht hatten. Der Mann, der uns ein Obdach verweigerte, ist unter dem Namen „hungrigee Hecht" bekannt.

Dritter Tag. Nach einem Marsche von neun Meilen kamen wir zu einer Ortschaft, die Bachus-Marsch genannt wird, wir waren aber so erschöpft, daß wir unser Gepäck nicht weiter tragen konnten. Hier hörten wir, daß ein Paar Büffelkarren im Begriff ständen, nach den Goldgruben abzugehen, und da accordirten wir mit deren Eigenthümern, daß sie unser Gepäck für 1 £ mitnahmen. Da waren wir denn wieder wohlgemuth, und überschritten Nachmittags die Pentlands-Berge. Ich habe gelesen, daß Australien ein flaches, uninteressantes Land sei; aber man mache nur die Tour von Melbourne nach den Goldgruben, so wird man sich eines andern überzeugen. Die Landschaft um diese Berge her, die eine bedeutende Höhe haben, ist schön, nur ist das Schlimme dabei, daß kein Tropfen Wasser vorhanden ist, außer mitten im Winter, wo es dessen wieder zu viel giebt. Wir campirten die Nacht jenseits dieser Berge, konnten uns aber keinen Thee kochen, weil das Wasser, was wir auffanden, brackig war.

Vierter Tag. Morgens war keiner der Büffel zu finden. Sie waren über Nacht nach Hause gegangen, ein Weg von funfzehn Meilen. Der Ochsentreiber mußte ihnen nun nachgehen, um sie zurückzuholen; darüber wurde es aber Mittag, so daß wir nur eine kurze Station machen konnten. Wir kamen bis nach dem Weeribby Hunt's Wirthshause, wo wir in Gesellschaft eines so rohen Volkes, wie ich nie eins gesehen habe, ein wenig zu uns nahmen. Indem ich den Tisch, und was sich darauf befand — schmutzige Schalen, rostige Messer und Gabeln, ꝛc. — betrachtete, und sah, wie gefräßig sich trotz dem die anwesende saubere Gesellschaft benahm, da konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, wie gar sehr dies mit dem contrastirte, was ich zu Hause zu sehen gewohnt gewesen. Doch mußten wir unsere kleine Zeche mit 2 s. pr. Kopf bezahlen.

Digitized by Google

Wir setzten darauf unsern Weg fort, bis wir an eine ausgetretene kleine Bucht oder Kreeke kamen. Ich passirte dieselbe über einem alten Baume, der queer über das Wasser gefallen war. Tom wollte ein Gleiches thun, indem er auf einen der Karren hockte. Aber siehe da, mitten im Morasse staken plötzlich Karren und Büffel fest. Da mußte der arme Tom sich denn nackend ausziehen, und, seine Kleider tragend, durch das Wasser waten. Dabei schnitt er aber, weil das Wasser sehr kalt war, Gesichter, daß ich mir vor Lachen den Bauch halten mußte. Es wurden dann aber achtzehn Büffel vor jedem Karren gespannt, und da kamen diese denn auch, tüchtig angeschrien und angeflucht, endlich wieder damit aufs Trockne. Die Büffel ziehen nie an, sagen die Treiber, wenn nicht tüchtig dabei geflucht wird. Darauf machten wir Halt, um zu übernachten. Tom und ich schliefen auf einem der Karren; wir hatten aber nur ein Paar Pferdedecken, um uns einzuhüllen, und waren Morgens fast erstarrt. Es hatte die Nacht gefroren, so, daß wir an mehreren Stellen Eis fanden.

Fünfter Tag. An diesem Morgen hatten Tom und ein zu uns gehörender Schiffsgefährte eine andre Straße eingeschlagen als die, welche die Karren gingen, und wären darüber beinahe umgekommen. Es wurde eine regnichte Nacht. Ich war zurückgelassen worden, um das Gepäck zu überwachen. Wir zogen gemächlich weiter, und kamen zu einer Stelle, die Lall Lall Swamp genannt wird. Der Durchgang hier gilt für äußerst schwierig, weil dies Wasser eine starke Strömung hat; doch brachten wir unsre Büffel unter einigen Hieben und tüchtigem Geschrei glücklich hindurch. Wir zogen noch einige Meilen weiter, und campieten dann die Nacht. Der Treiber fragte mich, ob ich unter einem der Karren schlafen wollte, der rund umher mit einem Persenning (großes Stück getheerter Leinewand) umgeben war; ich nahm sein Erbieten dankbar an, und es hat mir einen wahren Genuß gewährt. Ich habe nie im Leben einen gesunderen Schlafes genossen!

Sechster und für diese Reise letzter Tag. Wir gelangten bis zu dem Stadtgebiete von Bonieyaung, wo wir einige Stunden rasteten. Dieser Ort ist noch ungefähr sechs Meilen von den Goldgruben entfernt. Wir erreichten Letztere gegen 3 Uhr Nachmittags. Sie gewähren einen merkwürdigen Anblick, und werden von Hunderten auch bloß dieserhalb besucht. Bei Nacht erinnerten mich die erleuchteten Zelte, das Schießen und der große Tumult an die heimischen Kirchmessen. In der Nähe dieser Gruben halten sich auch viele Eingeborne auf, aber nicht, um zu arbeiten: es ist das trägste Volk auf Erden. Sie sagen, die Weißen sind Narren, daß sie sich so abmühen, und dabei machen sie des Nachts noch ein so lästiges Gelärm. . . Wir müssen für die Erlaubniß, nach Gold zu graben, monatlich 30 s. bezahlen. Die Regierung hatte diese Abgabe auf 3 £. erhöhen wollen, ist davon aber abgestanden, nachdem in vielen Zusammenkünften, die auf dem Alexanderberge gehalten wurden, beschlossen worden war, sich diesem Ansinnen nicht zu fügen. Wir, Tom und ich, blieben hier an vierzehn Tage, fanden aber unsere Arbeit nicht hinlänglich belohnt, da Alles, mit Ausnahme von Hammelfleisch, welches man zu 2 s. 6 d. das Viertel kaufen konnte, sehr theuer war. Das Mehl kostete zuweilen 1 s. das Pfund.

Wir gingen nach Geelong, und schifften uns mit dem Gedanken, daß es uns wohl nie wieder einfallen würde, uns mit Goldgraben zu befassen, auf einem Dampfboote nach Melbourne ein. Dort erhielten wir Beide Beschäftigung, Tom als Schreiber bei einem Auctionator, und ich bei dem Herrn K . . s, dessen junge Leute ihn verlassen hatten. Wir erhielten jeder 25 s. die Woche. Tom wurde jedoch nach einigen Wochen wieder vom Goldfieber befallen, und mir ging es bald darnach eben so. Die Nachrichten, die von dem Alexanderberge eintrafen, lauteten gar zu verführerisch! Tom trat zuerst die Reise dahin an, und zwar zu einigen unserer früheren Schiffsgefährten, die zu Ballarat gute Geschäfte gemacht hatten. Er sollte mir schreiben, wo ich ihn anteffen würde, aber sein Brief war irre gegangen. In Folge dessen vereinigte ich mich mit William M., und noch einem andern jungen Mann, einem Schiffsgenossen. Nach einer achttägigen sehr beschwerlichen Reise trafen wir bei den Gruben des Alexanderberges ein. Wir verweilten dort drei Wochen, ernteten aber nicht so viel Gold, als drei Penny's wiegen, obwohl Hunderte vor uns eine gute Ausbeute gemacht hatten. Wir hatten sechs sehr tiefe Löcher gegraben, was kein kleines Stück Arbeit war, besonders unter einer glühenden Sonne und einem zu Zeiten so heißen Winde, daß wir fast wie Roastbeef gebraten wurden. Mir war die Haut auf der Nase versengt. Dabei litten wir, in Folge des schlechten Wassers, das wir trinken mußten, stark an Durchfall; auch bekamen wir entzündete Augen, der eine mehr, der andre weniger. Einige wurden mehrere Wochen lang gänzlich blind, und ich so wie William M., haben eine Zeitlang keine Stiege Schritte weit etwas erkennen können. Eine große Unannehmlichkeit bilden noch die Massen von Fliegen, von welchen man sich hier geplagt sieht, und die sich einem in die Augenwinkel setzen, ohne das Feld zu räumen, bis man sie tödtet. Bei den Mahlzeiten sind die Speisen schwarz von ihnen, und man verspeiset ihrer mit jedem Bissen mindestens ein Paar, auch wohl ein halbes Dutzend. Das einzige, sich ihrer zu erwehren, ist, einen Schleier zu tragen, und das thut denn auch beinahe ein jeder. Wie man sich damit ausnimmt, können Sie sich denken.

Da wir unsere Rechnung nicht dabei fanden, länger an dieser Stätte zu bleiben, so zogen wir 25 Meilen weiter, nach einem Platze Namens Bendigo-Kreek. Auf dem Wege dahin begegneten uns Hunderte von Leuten, die zurückkehrten. Viele von ihnen wollten uns zur Umkehr bewegen, indem sie sagten, daß es dort kein Gold gäbe. Sie fanden auch bei manchen, die schon den halben Weg gemacht hatten, Gehör, wir gingen jedoch weiter, bis ans Ziel. In der ersten Woche gewannen wir nur ungefähr eine Unze, und dachten schon daran, auch diesen Platz wieder zu verlassen, als wir zuvor noch eine andre Stelle versuchten, und mit der ersten Ladung, die wir mit der Wiege sichteten, einen Fang von sechs Unzen Goldes machten. Wir glaubten nun, daß das Glück uns günstiger geworden sei, machten auch in der That ferner ganz gute Geschäfte. Hier kauften wir letztlich einen Karren, nebst Pferd und Geschirr, wofür wir 16½ Unzen Gold zahlten, was ungefähr so viel als 50 £ beträgt. Das Pferd ging uns acht Tage darnach aber wieder verloren, und wir werden es wohl nie wieder zu sehen bekommen; wir mußten uns also ein andres kaufen, wofür wir sechs Unzen zahlten; dieses wollte aber nicht ziehen, wir waren jedoch so glücklich, es wieder zum Kaufpreis los zu werden. Da wir zum Transport unserer Siebensachen nach Melbourne eines Pferdes bedurften, so schleffen wir einen dritten

Digitized by Google

Handel, zu acht Unzen ab, und hörten darnach in genanntem Orte, daß wir unsern Gaul zu 8 bis 10 £ wieder verkaufen könnten. Während unsers Aufenthalts in den letzteren Gruben konnten wir nicht unter 5 £ wöchentlich leben, und haben dort, eins ins andre gerechnet, ungefähr 3 Pfund Gold verausgabt.

Bei meiner Rückkunft in Melbourne habe ich mein Gold, 6 ℔ 7 Unzen, verkauft, 66 Unzen zu 3 £ die Unze, und den Rest, 13 Unzen, der von feinerem Gehalt war, zu 3 £ 3½ s. Zusammen erhielt ich ungefähr 240 £. Wie ich glaube, sind alle männlichen Passagiere des Schiffes Agnes mit nach den Goldgruben gewesen, ich habe jedoch bessere Geschäfte gemacht als einer von ihnen. —

Herr T. und ich wollen den Winter wieder in den Goldgruben zubringen, und haben dazu Alles in Bereitschaft gesetzt. Wir haben nun ein Paar excellente Pferde, einen neuen Karren, nebst vollständigem Geschirr, dazu ein tüchtiges Zelt, kurz Alles, was uns das Leben dort möglichst angenehm machen kann. Ich befinde mich augenblicklich körperlich und geistig so wohl, wie je im Leben. W. M. hat sich in Brighton ein Haus gemiethet, das sehr angenehm an der Seeküste belegen ist, so daß wir uns täglich baden können, was in diesem heißen Lande sehr wohl thut. Dabei lebt es sich hier billiger, als zu Melbourne. Eine Ladung Holz kostet 6 s., in Melbourne 2 £. Wasser haben wir umsonst, während in der Stadt eine Tracht 6 s. kostet. Milch kauft man zu 6 d. die Quartflasche, Butter zu 2 s. das Pfund, Eier zu 1 d. das Stück. Zu Melbourne kostet ein Ei 3 d. Handelsleute verdienen hundert Procent und manche noch darüber; auch habe ich oft gewünscht, daß G. hier sein möchte, denn jetzt ist der Augenblick da, wo ein junger Mann hier was verdienen kann, indem die Handelsleute in Melbourne gegenwärtig unabhängig zu werden beginnen. Die Goldgräberei an und für sich ist übrigens eine wahre Lotterie: einige werden dabei reich, andere kommen zu nichts. T. J. hat sich in den Gruben nur einen Tag lang aufgehalten; ihm fiel die Arbeit zu schwer. Er hat nun auf dem Wege dahin eine Schenke von Limonade und Caffe angelegt. J. L. als Gehülfe eines Auctionators angestellt, erhält wöchentlich 3 £, das gewöhnliche Gehalt für Leistungen ähnlicher Art.

Australien ist ein sehr schönes Land, und hat Ueberfluß an allen Arten von Früchten in bester Qualität. Reben giebt es bei ganzen Ackern, so auch Pfirschen, Feigen und Aprikosenpflaumen. Dies Jahr ist die Ernte hiervon ganz besonders gut ausgefallen, mit Getraide ebenso, und die Landleute machen guten Verdienst an den Goldgräbern.

Die Wittwe zu Köln.

Historische Anecdote.

Im Jahre 1641 lebte zu Köln in einer schmalen finstern Gasse eine arme Wittwe im Matronenalter, die sich Marie Marianni nannte. Sie bewohnte mit einer einzigen alten Magd, welche ihren ganzen Umgang bildete, ein kleines baufälliges, zweistockiges Haus, das nur zwei Fenster in der Front hatte. War schon das Aeußere des Häuschens unscheinbar, so war die innere Einrichtung noch dürftiger, das Geräthe noch armseliger. Zwei wurmstichige Himmelbettladen, eine große tannene Kleiderspinte, zwei wackelige Tische, drei oder vier alte hölzerne Stühle und etliche rostige und rußige Küchengeräthschaften bildeten den ganzen Hausrath. Trotz der tiefen Runzeln und Furchen, welche sieben erlebte Jahrzehnten auf Marie Marianni's Gesicht gelegt, waren darin noch immer unverkennbare Spuren früherer Schönheit zu entdecken. Auch lag eine gewisse Anmuth und ein würdevolles Etwas in dem Wesen und Gebahren der alten Frau, was jeden Fremden auf den ersten Blick zu ihren Gunsten einnahm, wenn er ihr begegnete, was übrigens sehr selten der Fall war. Die Matrone lebte nämlich in der strengsten Zurückgezogenheit, vermied so viel wie möglich allen Verkehr mit ihren Nachbaren und ging nur selten aus, außer etwa um Vorräthe von Lebensmitteln für ihren Hausbedarf einzukaufen. Ihr Einkommen schien bloß in einer kleinen Pension zu bestehen, welche sie in halbjährlichen Raten erhielt. In der Straße, wo sie wohnte, kannte man sie nur unter dem Namen „die alte Nonne," und begegnete ihr mit großer Ehrerbietung.

Marie Marianni wohnte gewöhnlich in der großen Stube des Erdgeschosses, wo sie sich mit weiblicher Arbeit, besonders Nätherei, die Zeit vertrieb. In der oberen Stube, an welche zugleich die Küche stieß, wohnte ihre alte Magd Brigitte, die ihre Mußestunden nach der Besorgung der Küche mit Spinnen verbrachte.

So lebten die beiden alten Frauen in einem Zustande vollkommener Einsamkeit. Im Winter pflegte übrigens Marie Marianni, um den Aufwand für doppelte Feuerung zu vermeiden, ihre Magd in die Unterstube herabzubescheiden, wo dann diese in der Ecke am Kamin ihr Rädchen schnurren ließ, während sie selber auf der andern Seite einen alten Leder-überzogenen Armstuhl einnahm. So saßen sie oft viele Abende beisammen, ohne nur ein Wort zu wechseln.

Eines Abends schien aber die alte Dame ungewöhnlich mittheilsam und zum Plaudern aufgelegt, und sprach über Mancherlei mit der alten Magd.

„Nun, Brigitte?" fragte sie endlich, „hast Du nichts Neueres von Deinem Sohne gehört?"

„Mit Nichten, Frau," war die demüthige Antwort; „und doch ist die Post von Frankfurt heute angekommen!"

„Siehst Du nun, Brigitte, daß es eine Thorheit ist, wenn man auf die Liebe seiner Kinder vertraut? Glaub' mir, Du bist nicht die einzige Mutter, die sich über kindlichen Undank zu beklagen hat!"

„Je nun, liebe Frau" — entgegnete die Dienerin — „das trifft bei mir nicht zu, mein Joseph ist nicht undankbar; er ist recht anhänglich an mich, und wenn er diesmal nicht geschrieben hat, so war's gewiß nur deshalb, weil er nichts Neues zu melden wußte. Man muß von den jungen Leuten nicht gleich das Schlimmste denken!

„Das Schlimmste freilich nicht" — meinte die alte Dame — „aber wir haben doch ein Recht auf die Achtung und Unterwürfigkeit unserer Kinder."

„Ich meines Theils bin zufrieden damit, liebe Frau, daß mein Sohn so anhänglich und dankbar gegen mich ist, wie er es beweist."

„Dann wünsche ich Dir Glück dazu, Brigitte" — gab ihre Gebieterin mit einem tiefen Seufzer zur Antwort. „Siehst Du, ich bin leider auch Mutter und sollte eine glückliche Mutter

Digitized by Google

sein. Ich habe drei Söhne, die Reichthum, Ruhm und vornehmen Rang und alle möglichen Erdengüter besitzen; und doch bin ich hier, von ihnen verlassen und vergessen, lebe in Dürftigkeit und muß mich zudringlich und unverschämt nennen lassen, wenn ich mich um Unterstützung an sie wende. Du bist glücklich, Brigitte — Du hast einen dankbaren Sohn — die meinigen sind hart und undankbar!"

„Arme, gute Frau! wie dauert Ihr mich!" sagte Brigitte und wischte sich mit einem Zipfel der Schürze die Augen. „Mein guter Joseph liebt mich so sehr, daß er sein Herzblut für mich dahingäbe."

„Du machst mir unwillkürlich ein Schwert durch die Seele gehen, Brigitte" — hub die alte Dame wieder von Neuem an. „Du weißt gar nicht, was ich schon erduldet habe. Ich bin nicht nur eine unglückliche Mutter — ich war auch eine recht unglückliche Gattin. Nach einer mehrjährigen unglückseligen Ehe starb mein Eheherr, das Opfer eines Meuchelmords. Und wen meinst du wohl, den man als seinen Mörder anklagte? Denke Dir, man beschuldigte mich, in Gegenwart meiner Kinder, seinen Tod veranlaßt und seine Mörder gedungen zu haben! Denke Dir, das warf man mir vor, in Beisein meiner Kinder, und mir — mir ward, auf Anregung meines ältesten Sohnes, der Proceß gemacht als Mörderin meines Gatten?" —

„Aber Ihr wurdet doch hoffentlich freigesprochen, liebe Frau?"

„Allerdings — und wäre ich eine arme Frau gewesen, ohne Namen, Macht, Rang oder Einfluß, so hätte man vielleicht laut meine Unschuld verkündigt. Da ich aber so viele Vorzüge hatte, so hielten es meine Feinde für rathsamer, mich derselben zu berauben; daher ließen sie den schweren Verdacht auf mir ruhen, verbannten mich und ließen mich in diesem armseligen Zustand, worin ich noch lebe."

„Arme gute Frau, Ihr dauert mich!" sagte Brigitte mit Thränen in den Augen.

Marie Marianni verbarg ihr Gesicht in ihr Taschentuch, und sprach den Rest des Abends hindurch kein Wort mehr. Brigitte aber ließ ihr Rädchen emsig schnurren, und rief sich mancherlei Einzelheiten aus dem Leben und Treiben ihrer Herrin in's Gedächtniß, über welche sie sich nun Gedanken machte. Schon oft hatte sie die „alte Nonne" dabei überrascht, wie diese alte Pergamente und Urkunden mit großen Siegeln von rothem Wachs las, die sie dann, bei Brigittens Eintritt, stets rasch in einem kleinen Eisenkästchen verbarg. Oft pflegte die Matrone auch im Schlafe zu sprechen, und in einer Nacht, wo die Frau am Fieber litt, hatte Brigitte selbst gehört, wie ihre Herrin in Tönen des tiefsten Entsetzens gerufen; „Nein, ich will ihn nicht sehen! Nehmt jenen rothen Rock hinweg — jenen Mann des blutigen Mordes!" — Dies Alles beunruhigte jetzt das schlichte Gemüth der armen Brigitte, und doch wagte sie nicht, hierüber mit ihrer gewöhnlich so stolzen und verschlossenen Gebieterin zu reden.

Am Abend des folgenden Tages saßen die beiden Matronen abermals schweigend beisammen, als sich ein Pochen an der Thür hören ließ.

„Wer mag es sein, der um diese späte Stunde noch kommt?" fragte Marie Marianni.

„Ich kann es nicht errathen, Frau" — versetzte die alte Magd — „neun Uhr ist es schon vorüber!"

„Man pocht abermals! Geh hinaus, Brigitte, und sieh', wer es ist. Aber öffne die Thür behutsam!"

Die Magd nahm das trübe Oellämpchen vom Kamin und ging nach der Thür. Alsbald kehrte sie zurück und ließ den Pater François, einen alten französischen Priester, der in der Stadt wohnte, in die Stube treten. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, dessen hohle Wangen, scharf markirte Züge und durchdringende stechende Augen seinem Aeußern einen unheimlichen und nichts weniger als geistlichen Ausdruck verliehen.

„Welchem Anlasse verdanke ich diesen späten Besuch, ehrwürdiger Pater?" fragte die alte Frau.

„Wichtigen Nachrichten, die ich Euch mittheilen will —" war die Antwort.

„Laß uns allein, Brigitte" — sagte die Gebieterin und die alte Dienerin nahm ihr Lämpchen und schlich sich hinauf in ihre kalte Stube.

„Was habt Ihr mir mitzutheilen?" fragte Marie Marianni den späten Gast.

„Ich habe Nachrichten aus Frankreich erhalten."

„Sind es gute?"

„Hm, es sind etliche darunter, welche unter Umständen dafür gelten können" — versetzte der Mönch.

„Haben mich die Sterne also doch nicht ganz getäuscht!" murmelte die Frau.

„Wie, Madame!" rief der Mönch in vorwurfsvollem Tone, „haltet Ihr denn wirklich Etwas auf diese lügnerische Sterndeuterei? Glaubt mir, gnädige Frau, es ist eine Versuchung des Satans, der Ihr widerstehen solltet! Habt Ihr noch nicht genug wirkliches Unglück und Unbill erlebt, daß Ihr Euch auch noch mit eingebildeten Schrecken quälet?"

„Wenn es eine Schwäche ist, ehrwürdiger Vater! so theile ich sie mit manchen großen Geistern. Wer vermag aber an dem Einfluße zu zweifeln, den die Himmelskörper auf die irdischen Dinge und Menschenschicksale ausüben?"

„Lauter Nichtigkeiten und Irrthum, meine liebe Tochter!" sagte der Priester ernst. „Wie kann ein aufgeklärter Sinn und ein erleuchtetes Gemüth wie das Eure sich überreden, daß die Ereignisse auf Erden irgend einer andern Macht ihre Anordnung verdanken, als dem Willen des himmlischen Vaters?"

„Wir wollen über diesen Punkt nicht mit einander rechten, ehrwürdiger Herr! sagt mir lieber, was für Kunde Ihr aus Frankreich bringt?"

„Die Unzufriedenheit der Notabeln über den Premierminister hat nun ihre höchste Höhe erreicht. Henri d'Effiat, Großstallmeister von Frankreich und des Königs Günstling, hat sich zu ihnen geschlagen, und in das Complott auch den Herzog von Bouillon und Monsieur, den Bruder Sr. Majestät, gezogen. Ein Tractat, den man mit dem Könige von Spanien insgeheim abzuschließen im Begriff steht, soll dem Lande Frieden geben, unter der Bedingung, daß der Cardinal entfernt werde."

„Gott sei Dank!" sagte die alte Frau.

„Gleichwohl aber dürfen wir der Sache nicht allzuviel Vertrauen schenken, Madame!" fuhr der Geistliche fort. „Fahret fort, mit aller Behutsamkeit zu handeln und Euch das Ansehen vollkommener Resignation zu geben. Besuchet häufig die Kirche, worin ich die Messe lese, nehmt Eure Stelle am niedrigsten Ende des rechten Seitenschiffs, und ich will Euch dann von meinem nächsten Besuche in Kenntniß setzen."

Digitized by Google

„Es soll also geschehen, ehrwürdiger Herr!“ sagte die Matrone.

Der Priester schlug seinen weiten Mantel wieder um sich und ging, nachdem Brigitte von ihrer Herrin hereingerufen worden war, um ihm die Thür zu öffnen.

Von dieser Zeit besuchte die alte Frau jeden Morgen regelmäßig die bezeichnete Kirche. Sie sah den Pater François oft, aber er redete sie niemals an und gab auch das erwartete Zeichen nicht. Die ungewohnte Anstrengung des täglichen Kirchengangs, vielleicht auch das Zehrfieber getäuschter Erwartung und die Erkältung auf dem Steinboden der Kirche wirkten unverkennbar ungünstig und sehr rasch auf den Gesundheitszustand der alten Dame. Sie bekam häufig Anfälle von Wechselfieber, und ihre großen hellen Augen schienen jeden Tag heller, glänzender und größer zu werden. Eines Morgens, als Pater François bedächtig und feierlich das Schiff herunter kam, neigte er sein Haupt ein wenig gegen sie und flüsterte „Alles ist verloren!“

Mit gewaltsamer Selbstbeherrschung unterdrückte Marie Mariannі alle äußeren Zeichen der fürchterlichen Aufregung, welche diese Worte in ihr hervorgerufen hatten, und wankte wie gebrochen in ihre öde fremdenleere Behausung zurück. Am Abend kam Pater François zu ihr, und ihre erste Frage war, als sie sich ohne Zeugen gegenüber standen: „Ehrwürdiger Vater, was ist geschehen?“

„Herr von Cinq-Mars ist verhaftet!“

„Und der Herzog von Bouillon?“

„Geflohen!“

„Und der Vertrag mit dem Könige von Spanien?“

„In dem Augenblicke, wo er in Madrid unterzeichnet wurde, bekam der schlaue Cardinal eine Abschrift davon in Händen,“ versetzte der Mönch.

„Und wer verrieth das Complott?“ fragte Marie Mariannі weiter.

„Ein geheimer Agent des Cardinals, der sich in die Verschwörung eingeschlichen hatte.“

„Sollen denn meine Feinde stets triumphiren?“ fragte die Matrone mit verzweiflungsvoller Bitterkeit.

„Der Cardinal Richelieu ist mächtiger denn je, und der König noch abhängiger von ihm als früher.“

„Genug, genug!“ rief die Dame.

Noch in derselben Nacht befiel ein hitziges Fieber die alte Frau. In ihrem Delirium verfolgte sie stets die Gestalt des Mannes in dem rothen blutigen Gewande, und die Hirngespinnste, welche sie plagten, waren entsetzlich anzuhören. Brigitte, welche neben ihrem Bette saß, betete für sie, und die Kranke erholte sich nach Monatsfrist allmälig wieder langsam. Von der Last der Jahre, von Armuth und Ungemach daniedergedrückt, fühlte übrigens Marie Mariannі, daß es mit ihr rasch zu Ende ging. Trotz dem Abrathen des Pater François nahm sie doch wieder zu ihren astrologischen Karten ihre Zuflucht, auf welchen in rothem und schwarzen Druck die verschiedenen Häuser der Sonne und die Constellationen des Sternes, unter dessen Einfluß ihre Geburt stand, abgebildet waren. Diesmal aber waren die Omina ungünstig, welche sie aus denselben las, und allen geistlichen Zuspruch und Trost verschmähend — elend in diesem Leben und ohne Hoffnung auf das Jenseitige — starb Marie Mariannі zu Anfang des Monats Juli 1642.

Sobald ihr Tod ruchbar geworden war, kam eine Magistratsperson der freien Reichs- und Hauptstadt Köln in ihr Haus, um eine amtliche Aufnahme der Namen der Verewigten und ihrer Erben vorzunehmen. Brigitte konnte aber hierüber keine befriedigende Auskunft geben, denn Alles, was sie von ihrer verstorbenen Herrin wußte, war, daß sie eine Ausländerin gewesen. Da ließ man den Pater François holen, und der sagte: „Ich kann Euch über den Namen ihrer Erben Auskunft geben. Sie sind — schreibt es mir nur wörtlich nach: — der König von Frankreich; Monsieur der Herzog von Orleans; und Henriette von Frankreich, Königin von England!“

„Und wie hieß denn die Verstorbene?“ fragte der Herr vom Magistrat erstaunt.

„Sie war die erlauchte und großmächtige Prinzessin Marie von Medicis, Wittwe Heinrich's des Vierten und Mutter des regierenden Königs von Frankreich!“ H. A.

Naturstudien. Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt von Dr. Hermann Masius. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1852.

Der Naturſinn, den wir mit Recht als ein Erbtheil des deutschen Geistes betrachten, hat ſich neuerdings mit dem religiösen Drange in beſonderer Stärke geltend gemacht. Abgemattet durch Doctrin und Kritik, und tyranniſirt durch einen rohen Materialismus andererſeits, hat die Gegenwart ſich aufgerafft und iſt den beiden großen Lebensquellen zugerannt, aus denen noch jedes Gemüth ſeine beſſere Stärkung ſog. Die Kämpfe der jüngſten Jahre, wie troſtlos immer, konnten dieſen Zug nur befördern. Eine Freiſtatt, an deren Pforten der rohe Lärm nicht ſchlug, ein Heiligthum, wo der Menſch nicht hinkam mit ſeiner Qual, das ſuchte die bedürftige Seele in dem Alles dahinreißenden Strome.

Aber dieſe heilende und verſöhnende Macht, welche recht eigentlich Weſen und Werth der Religion iſt, konnte die Naturbetrachtung nur dann üben, wenn ſie heraustrat aus dem Banne der Formel, der ſie bis dahin beherrſcht und faſt ausſchließlich zu einer Verſtandesſache gemacht hatte. Nicht begnügt mit dem Syſteme von Begriffen, mußte ſie auch dem Einzelſten und Kleinſten ihre Liebe zuwenden; erwarmend mußte ſie erwärmen, und den Geiſt der Schönheit und Größe, der überall in der Schöpfung weht, fühlen und ahnen zu laſſen.

Dies iſt geſchehen. Die großen Naturforſcher unſerer Tage ſelbſt ſind vorangegangen. Ihr Beiſpiel ſowohl, als die Nachfolge, welche ſie gefunden, ſcheinen bewieſen zu haben, daß die Einführung der Wiſſenſchaft auch in die Gemüther der größte und nachhaltigſte Sieg derſelben iſt. Dies wenigſtens bekenne ich als meinen Glauben, und von ihm aus möchte ich auch das vorliegende Buch betrachtet ſehen. So weit Maſius.

Wir führten die Worte hier an, weil ſie den Inhalt des Buches, die Anſchauungen des Autors in wenig Worten ſcharf in die Augen ſpringen laſſen. Mit warmer Liebe und tiefpoetiſchem Sinn weiß Herr Maſius der Thier- und Pflanzenwelt die geiſtige Seite abzulauſchen, und ſie dem menſchlich freien Geiſte beziehungsweiſe näher zu bringen. Dieſe Studien, die eigentlich

Digitized by Google

der große ästhetische Vischer erst recht lebendig angeregt, sind ganz dazu geeignet in Schule, Haus und Leben den ästhetischen Sinn, Freude an Leben und Natur, an Gutem und Schönem immer mehr einzuführen.

Der ganze Inhalt zerfällt in 5 Kapitel: Erstens: die norddeutschen Waldbäume: die tropischen und südeuropäischen Bäume, die Nadelhölzer, der Weidentypus, die Erle, der Lindentypus, die Bäume mit geschlitztem und gefiedertem Laube, die Obstbäume.

Zweitens: Charakterbilder aus der Vogelwelt: die Hausvögel, Storch, Schwalbe, Speeling, Rötbling, Rothkehlchen, Bachstelze, Staar. Drittens: der Wasserfrosch. Viertens: der Fuchs. Fünftens: Krebs und Hummer.

Das der Inhalt eines Buchs, dem wir bald eine Fortsetzung wünschen; zumal da dieses Feld eine unerschöpfliche Fundgrube von Betrachtung in sich beherbergt und des Verfassers feiner, tiefer Sinn ganz geeignet ist, alle Eindrücke der großen Schöpfung in ungetrübter Färbung dem Leser vor die Seele zu führen.

— t.

Leuthen. Von C. F. Scherenberg. Berlin. Verlag von Franz Duncker. 1852.

Wenn man das Treiben der heutigen Kritik betrachtet, so kann es vielleicht nicht so ganz unerspießlich sein, wenn wir ihr den kritischen Kanon des großen Lessing wieder einmal ins Gedächtniß rufen, der in Zeiten kritischer Gesunkenheit immer wieder Gesetzkraft bekommen muß: gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher. Wie das Leben, so ihr geistiges Spiegelbild, die Literatur, so die Kritik. Hier Partei und da Partei und in der Partei wieder Partei; statt Liebe, Haß gegen jede geistige oder sittliche Auszeichnung; wo es gilt der Wahrheit das Wort zu reden Feigheit; Schmeichelei und Helfershelferei, wo Gemeines und Schlechtes sich die Hand reicht. Ich erinnere nur an die berliner Kritik über Alfred Meißner's dramatische Versuche und an die Urtheile der dramaturgischen Kritiker über Redwitz's Amaranth und Scherenbergs Waterloo. Gerechtigkeit finden wir auf keiner Seite.

Man zieht die Kunst hinüber auf das politische Feld. Die Kreuzritter haben ihre Poeten und die Demokraten beanspruchen solche. Es nimmt mich nur noch Wunder, daß nicht schon constitutionelle Dichter aufgetaucht sind. Doch was nicht ist, kann werden; unserer allen gesunden Menschenverstandes baaren Zeit ist alles zuzutrauen. Weil Friedrich Schiller einen Tell geschaffen wird er zu einem Freiheitsdichter gestempelt. Goethe, der Dichterfürst, als gesinnungsloser Lump an den Pranger gestellt, weil er seine deutschen Brüder und ihren Freiheitsenthusiasmus besser kannte als seine Mit- und Nachwelt. Und so geht es fort bis heutigen Tages. Wird es aber einmal anders werden? Wir antworten: nein. Das ganze Dichten und Trachten des Deutschen ist ein individuelles. Der Deutsche kennt nur eine individuelle Freiheit, trachtet nur nach Ruhe und Frieden innerhalb seiner gemüthlichen vier Pfähle. Der welthistorische Sinn und Blick nach großen, gewaltigen Dimensionen geht ihm ab. Seine Zersplitterung und Spaltung in so und so viel Nationen und Nationchen ist durch Boden, Fluß und Gebirge bedingt, und so lange ihr die nicht umschaffen könnt, bringt ihr auch kein einiges großes Deutschland zuwege. Ein Narr, wer noch längere seine Mühe und Kraft an diese Tantalusarbeit verschwendet. Eines bedingt und erzeugt aber das andere, und so werden wir nie das Ziel erreichen, von dem Gervinus meint, daß noch kein Schütze es bei uns getroffen. Schon Luther verzweifelte an diesem Werke und nur aus dem Grunde, weil er im deutschen Volke die unpolitische Natur erkannte. Denn was aus Kraft der Natur geschieht, sagte er, das geht feisch hindurch, auch ohne alles Gesetz, reißt auch wohl durch alle Gesetze; aber wo die Natur nicht da ist, und soll es mit Gesetzen herausbringen, da ist Bettlei und Flickwerk. So denken auch wir. Und wenn man dafür von uns noch Beweise und Belege fordern sollte, so wollen wir sie nicht schuldig bleiben; Beweise, die so richtig sein sollen, wie zwei mal zwei vier ist. —

Doch genug. An einem andern Ort ausführlicher darüber. Wir kehren zu Scherenberg zurück.

Scherenbergs Dichtungen sind von der einen Seite zu hoch, von der andern zu gering angeschlagen worden. Wir wollen uns für dies Mal in eine Analyse seines Talents nicht einlassen, zumal da ein Herr v. H. im Feuilleton der Preußischen Zeitung Schönes und Wahres darüber geäußert. Scherenberg ist unleugbar eine dichterische Natur, voll Kraft, Begeisterung, plastischen Darstellungstalents. Seine Dichtung fesselt nicht nur Herz und Kopf, auch das Auge ist dabei thätig, denn man sieht alle Gestalten lebhaft vorüber ziehn. Ein näheres Eingehen in Scherenbergs Schöpfungen uns zum nächsten Mal vorbehaltend, scheiden wir hiermit. —

— t.

Italienisches Wanderbuch. 1850—1851. Von A. L. von Rochau. 2 Bände. Leipzig: Avenarius & Mendelssohn. 1852. VI und 256, VI und 256 Seiten. 8.

Wer daran gewöhnt ist oder nur einen Genuß darin findet, von Lob, Preis und Entzücken überströmende Reiseberichte aus Italien, wie deren früher so viele zunächst für's Haus, dann für's Publikum abgestattet wurden, zu lesen, wird von Hrn. v. Rochau's Wanderbuche wenig erbaut werden. Wir wollen nicht geradezu behaupten, daß die unverkennbare Mißstimmung, die ihn nach Italien begleitete, auf seine Ansichten und Urtheile regelmäßig einen Einfluß geübt hat, aber ausnahmsweise geschah es gewiß, namentlich wo es sich um die kirchlichen und staatlichen Verhältnisse handelt. Doch, wenn der Verf. an mehreren Stellen erklärt, daß so wie er bei seinen unumwunden dargelegten Meinungen und Kunstkritiken verharren, so auch er von Niemandem verlangen werde, sie zu theilen oder zu unterschreiben, schützt er sich selbst gegen jeden Tadel; wir nehmen ihn und sein Buch, wie er sich, wie er es giebt. Und, offen gestanden, wenn man die Gegenstände Jahre lang im hellstrahlenden Lichte hat beschauen müssen, so kann es nicht schaden, sie noch einmal bei weniger günstiger Beleuchtung zu sehen. Es mag wol mancher Tourist vor Hrn. v. Rochau auch so sein Gebeten bei den viel belobten und beschriebenen römischen Ruinen- und andere Alterthumsherrlichkeiten

Digitized by Google

gehabt haben, es fehlte ihm aber der Muth, den hohen Autoritäten gegenüber sich frank und frei auszusprechen: Herr v. Rochau hat den Muth gehabt und wird es auch ein wenig dafür verketzert werden, er macht sich, wir sind dessen gewiß. Nichts daraus. Sein Gutes hat dieser artistisch-archäologische Freimuth übrigens unleugbar; wer das Wanderbuch gelesen und nun die italienische Reise mit diesem und den wohlbekannten italienischen und deutschen Wegweisern und Handbüchern beginnt, kann schwerlich umhin, an Ort und Stelle selbst zu prüfen, sei es auch blos, um Gelegenheit zu suchen, den Verf. des Irrthums zu zeihen, was freilich in vielen Fällen nicht ganz leicht sein möchte. Nicht allein die Vergangenheit, d. h. die noch sichtbaren Ueberreste derselben, auch die Gegenwart, aber vielmehr die italienische Natur mit allen ihren Schönheiten, findet nur sparsam die Anerkennung, die ihr gewöhnlich gezollt zu werden pflegt. Wo sich jedoch eine wirklich schöne, den Ansprüchen unseres Reisenden genügende Landschaft, oder ein wirklich großartiges Kunstwerk darbietet, versäumt er nicht, sie in lebensfrischer Darstellung uns vorzuführen. Ueberhaupt ist die Diction gewählt, der Vortrag anziehend und würde vielen Lesern ohne Zweifel noch besser gefallen, wenn politische Reflexionen und Reminiscenzen, die wir so oft gehört und gelesen, unterdrückt wären. Damit ist nicht gemeint, daß der Verf. das staatliche und kirchliche Leben Italiens hätte unbeachtet lassen sollen; im Gegentheil, so viel Selbstverläugnung von ihm zu verlangen, wäre ungerecht, wenn gleichwol hier nicht immer Maaß und Ziel beobachtet und Stoff zur Aeußerung entgegengesetzter Ansichten und Ueberzeugungen genug vorhanden ist (m. s. z. B. den 21. Abschnitt „Die Priester und das Priesterregiment in Rom").

Wir gedachten bereits des Skeptizismus des Verf. in Bezug auf Alterthumsgegenstände, daran schließt sich denn gelegentlich manches sarkastische Wort gegen die Curiositätenmanie; schuldig sind wir es ihm aber, ausdrücklich zu bemerken, daß er die Leistungen der Männer, die das Studium des Alterthums durch ihre Forschungen im edleren Sinne zu pflegen und zu fördern streben, gerecht zu würdigen und zu ehren, kein Bedenken trägt. Nicht so gerecht scheint er uns gegen die s. g. klassischen Schulstudien zu sein. Auch was in Veranlassung der Universität von Bologna, im ersten Bande S. 127, 128 über das römische Recht gesagt ist, hätte immerhin ungesagt bleiben können!

Vorzugsweise beschäftigen den Wanderer die Werke der Architectur und empfehlen wir deshalb sein Buch Architecten besonders zur aufmerksamen Lesung. Auch sie werden mehr Tadel als Lob finden, und wäre es interessant, von einem der vielen Befähigten unter ihnen, der mit eigenen Augen als Sachverständiger geschaut, was Herr v. Rochau, wie er es nicht verschweigt, nur als Laie sah, ein Urtheil über das Urtheil des Kritikers zu vernehmen. Vielleicht wäre es nicht unpassend hier ein paar Beispiele herauszuheben; so abgesondert hingestellt (gleich manchem Anderen in dem Wanderbuche) möchte aber schroff und absprechend erscheinen, Was im Zusammenhange weniger schroff und absprechend uns entgegentritt.

Aus dem Volksleben sind einzelne hübsche Scenen hervorgehoben und auch die kleinen Reiseabenteuer und Reiseleiden mit gutem Humor erzählt. — Was der Seherblick des Reisenden, in der Zeiten Hintergrunde schlummernd, zum Nutz und Frommen Italiens erschaut — ob es damit eine andere Bewandniß habe, als mit vielen ähnlichen Prophezeiungen, davon uns zu überzeugen, wird uns höchst wahrscheinlich so wenig, wie ihm, vergönnt sein. — Sardinien, seine Regierung, Genua, müssen dem Verf. für seinen 47. Abschnitt eine Dankadresse votiren! „Ja", heißt es S. 234, 235, „unsere Zeit, das neue Europa, das im Werden begriffene Italien mit Sardinien an seiner Spitze, hat eine Zukunft, eine lange, eine große Zukunft. Genua aber, in Geschäften wie in patriotischen und politischen Dingen die unternehmendste und rührigste Stadt der ganzen Halbinsel, Genua ist der kräftigste Repräsentant des neuen Italien, welches sich mühsam aus der mittelalterlichen Verpuppung hervorarbeitet. — — — — — — — Hier zum ersten Male sieht man ein frisches und gesundes Volk, froh des heutigen Tages und sicher des morgenden. Sardinien ist ohne alle Frage von den Continentalstaaten derjenige, welcher aus der schwierigsten Lage am ehrenvollsten hervorgegangen ist, welcher nach dem großen Mißgeschick der letzten Jahre heute schon wieder am würdigsten und zukunftsichersten dasteht. — — — — — — — Die sardinische Regierung hat den mit dem Volke geschlossenen Vertrag gehalten, obgleich sie in der Lage war, ihn ohne unmittelbare Gefahr brechen zu können u. s. w."

Die 49 Abschnitte der beiden Bände sind überschrieben: Ueber den Sanct Gotthard. Am Langensee. Vom Langensee nach Mailand. Mailand. Von Mailand nach Venedig. Venedig. Nochmals Venedig. Von Venedig nach Triest. Venedig im Winter. Padua. Von Padua nach Bologna. Bologna. Von Bologna nach Florenz. Florenz. Pisa. Lucca. Civitavecchia. Das ewige Rom. Fuschingsdienstag und Aschermittwoch. Das Capitol. Die Priester und das Priesterregiment in Rom. Die vaticanische Bildersammlung. Oper und Schauspiel in Rom. — Römische Kirchen und päpstliche Paläste. Steinhäuser's Werkstatt in Rom. Die Sixtinische Capelle. Römische Gemäldegallerien und Natur-Bilder. Der Pallast der Conservatoren. Villa Albani und Prinz Heinrich von Preußen. Der Zusammenhang der Zeiten. Ein romantisches Drama im Mausoleum des Augustus. Tivoli. Römische Schlendereien. Von Rom nach Neapel. Neapel, Stadt und Volk. Das Bourbonische Museum in Neapel. Pompeji und Herculanum. Camaldoli. Puzzuoli, Cumä und Bajä. Salerno und Amalfi. Die Karthause bei Neapel. Castellamare, Sorrent und Capri. Ischia. Von Neapel nach Rom. Von Rom nach Genua. Genua. Turin. Der Mont-Cenis, Chambery, Aix.

Gleich allen Verlagsartikeln von Avenarius & Mendelssohn, ist auch das italienische Wanderbuch, was Druck und Papier betrifft, sehr zu loben. Hoffmann.

Miscelle.

Nach einer Notiz in der jüngsten Nummer des Londoner Athenaeum's soll Victor Hugo mit der Firma Dulau & Comp. zu London einen Vertrag über den Verlag eines Werkes, unter dem Titel: „Napoleon der Kleine", abgeschlossen haben.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 60. **Mittwoch, den 28. Juli.** **1852.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Sehnsucht ..... Seite 465
Acht Tage im Harz. Von H. Zeise ..... " 466
Literatur:
Essai sur la littérature russe ..... " 469
Projets d'un dictionnaire bibliographique universel et d'une encyclopédie bibliographique ..... " 470
Französisches Uebungsbuch, vorzüglich für Gymnasien bearbeitet von Friedr. Rempel, Prof. am Gymnasium zu Hamm... " 471
Die Oden des Horaz in deutschen gereimten Versen. Von G. Bürger... ..... " 471
Miscellen..... " 472

Sehnsucht.

So fern von Dir weil' ich in düsterm Kummer,
Und dennoch Dir so nah:
Dein Zauberbild umschwebt mich stets im Schlummer,
Wie ich Dich selbst einst sah.

Ich glaube Dich in Liebe zu umfangen,
Und, überaus entzückt,
Eil' ich zu Dir in sehnendem Verlangen,
Der Erde fast entrückt.

So täuschet mich mit süßer Liebeswonne
Ein kurzer Augenblick;
Doch bald bringt mich des neuen Tages Sonne
Der Wirklichkeit zurück.

Dann regt aufs Neue sich ein heißes Sehnen
In meiner tiefsten Brust;
Und meinem Aug' entquillen häufige Thränen,
Mir selber unbewußt.

Zu jeder Zeit; im späten Abendscheine,
So lieblich und so mild,
Und wenn der Morgenglanz durchbebt die Haine
Malt sich mein Geist Dein Bild.

Wenn sich am dunkeln Himmel zeigt der Sterne
Zahllos und funkelnd Heer,
So zaubert auch mein Herz aus weiter Ferne
Dein lieblich Bild mir her.

Wenn in mein Ohr in himmlischen Akkorden
Oft süßes Rauschen tönt,
Dann wähn' ich offen meines Himmels Pforten
Und mein, was ich ersehnt;

Dann tönt's, als ob der Aeolsharfe Saiten
Ein Hauch sanft wehend rührt;
Daß mich die Liebe trägt durch alle Weiten
Und hin zu Dir mich führet.

O möcht' auch Dich mein Bild so oft umschweben;
O möcht' in stiller Nacht
Es sanft sich ein in Deine Träume weben,
Wie oft ich Dein gedacht.

O sagte Dir der Lüfte linder Wehen,
Wie tief mein Herz betrübt;
Möcht'st Du aus meinen Seufzern es verstehen,
Wie sehr mein Herz Dich liebt.

F...

Digitized by Google

Acht Tage im Harz.

Von H. Zeise.

Der Prinz Frühling hat in aller Pracht und Herrlichkeit seinen Einzug gehalten, die noch vor wenigen Wochen im Schmuck des Reifes und Schnee's prangenden Zweige der Bäume und Büsche haben ihr winterliches Kleid lautjubelnd abgeschüttelt, und treiben Blätter, Knospen und Blüthen; die Glockenblumen läuten den Frühling ein, der lauwarme Beodem entstrigt den frischgeackerten Feldern, die Lerche schwingt sich jubelnd in die reineren Lüfte, und klettert, wie Lenau singt, an ihren eigenen Liedern gen Himmel empor; den frischduftenden Wald beleben tausend Sänger, die Nachtigallen, Finken, Amseln und Meisen sind von ihrer Wanderschaft heimgekehrt, und suchen ihre alten Wohnplätze wieder auf. Nur wir blieben daheim als die Sänger nach wärmeren Himmelsstrichen zogen, so laßt uns denn jetzt wandern, laßt uns aus der Städte Dampf und Dunst hinausziehn in die grünen, säuselnden Wälder, laßt uns die Berge ersteigen, und reinere Himmelsluft mit durstigen Zügen trinken. Auf den Bergen wohnt ja die Freiheit, die man zu Tode zu hetzen sich bemüht, und die nur noch im Liede mit feurigen Zungen zu uns spricht. —

Wer wird mir folgen auf meiner kleinen Wanderschaft? ist doch der Harz schon so vielfach beschrieben und besungen, und so Vielen aus eigener Anschauung bekannt, die Letzteren möchte ich bitten diese wenigen Blätter zu überschlagen; sie, die selbst im reichen Buche der großartigen, herrlichen und lieblichen Natur gelesen, können ihre Muße besser verwenden, als meinen Skizzen zu folgen.

Am 6. Juni früh Morgens hatte ich meinen Ranzen geschnüret, und verhieß der Nebel, welcher sich zu vertheilen begann, einen herrlichen Tag; mit dem ersten von Hamburg abgehenden Dampfboote fuhr ich nach Harburg hinüber, und bald lag hinter mir die große Hansestadt, an deren Fuß sich, gleich einem Gürtel, der unendliche Mastenwald schmiegt. Von Harburg kann man sogleich per Eisenbahn bis nach Harzburg gelangen, ich zog es jedoch vor einen Tag in Braunschweig zu verweilen, und löst'e ein Billet bis zur Stadt Heinrichs des Löwen. Die Eisenbahn geht über Lüneburg, wo uns ein freundlicher Kirchthurm entgegenblickt, über Uelzen, Celle, in welcher Stadt Dänemarks liebliche Königin, die unglückliche Karoline Mathilde ruht, nach Lehrte, und führt von dort, wo sich mehrere Schienenwege kreuzen, nachdem wir einen andern Waggon bestiegen, in ungefähr zwei Stunden nach Braunschweig. — Die so häufig mit so grellen Farben geschilderte Lüneburger Haide bietet manche Abwechselung, bald grüßen uns ernste, schweigende Fichten, bald schlanke, säuselnde Birken, dann dehnt sich wieder vor unsern Blicken ein unendliches, mit vielfältigen Sumpfpflanzen bewachsener Torfmoor aus, der wieder mit düsterem Haideland wechselt, das durch zahlreiche Schaafheerden belebt wird. Aber auch hier sieht man überall, wie des Menschen fleißige Hand den sterilen Boden bearbeitet, und ihn allmählig in fruchtbares Ackerland zu verwandeln weiß, und ich zweifle nicht daran, daß nach wenigen Jahren, dort, wo jetzt nur die Erika gedeiht, das Korn in reicher Fülle wogen wird, daß schwerbeladene Rinder die öde Landschaft beleben, und freundliche Wohnungen dem Reisenden entgegenblicken werden. Wie manche arme, hülflose Auswanderer, die in Amerika einer neuen Knechtschaft entgegensehn, fänden hier für ihre Thätigkeit ein neues Feld; unser Vaterland bedarf auch vielfach seiner kräftigen Söhne Hand und Kopf, so daß man nur mit Bedauern sehn kann, wie sie vom Heimathlande scheiden. —

Braunschweig besitzt eine prächtig gebaute Eisenbahnhalle, die durch ihre edle und einfache Bauart sogleich in die Augen fällt, ich habe anderweitig keine so schöne gesehn. Die Stadt macht einen freundlichen, angenehmen Eindruck, und die vielen alterthümlichen Gebäude schienen uns aus den verschiedenen Perioden ihrer Entstehung längstverklungene Erzählungen zu berichten. Vor dem Dome steht der eherne Leue Heinrichs des Löwen, der geschichtliches Interesse hat, aber in künstlerischer Beziehung keine Befriedigung gewährt. Höchst sehenswerth ist das alte, renovirte Rathhaus mit seinen gewölbten Bögen und Hallen, und mit siebzehn Statuen geschmückt; phantastische Thierköpfe und Satyrphysiognomien bilden die Mündung der Dachrinnen. Ein alterthümlicher Springbrunnen in der Nähe des Rathhauses zieht ebenfalls unsre Aufmerksamkeit auf sich. Das Residenzschloß, aus Sandsteinquadern erbaut, ist ein herrliches Gebäude in edlem griechischen Styl. Die Dom- oder St. Blasiuskirche habe ich leider, wegen Mangel an Zeit, nicht in Augenschein genommen; dies alte Gebäude im Rundbogenstyl wurde 1194 vollendet, in demselben ruhen neun braunschweigische Fürsten, die auf dem Felde der Ehre den Tod fanden. Vor dem Augustthore erhebt sich die 60 Fuß hohe, aus Eisen gegossene Spitzsäule, welche die Bürger Braunschweigs ihrem Helden, dem Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, der an seinen bei Jena erhaltenen Wunden starb, und seinem Sohne Friedrich Wilhelm, der 1815 bei Quatre-Bras so glorreich endete, errichteten. Am Fuße der Säule ruhen vier prächtige Löwen, die mich an Freiligraths Gedicht „Wüstenkönig ist der Löwe" erinnerten. Freiligrath schildert den Löwen, wie er auf den Nacken der Giraffe springt, und frägt, ob man reichere Schadracken gesehn? Hier war das Verhältniß ein ganz anderes, blühende, liebliche Kinder saßen auf dem Rücken der Löwen, und der König der Wüste schien stolz darauf zu sein, sie zu tragen. Die Säule trägt folgende Inschrift:

„Seinen für Deutschland gefallenen Fürsten ihr Vaterland 1822. Den Einbruch in das Vaterland mit seinem Blute wehrend, sank Braunschweigs Welfe Carl Wilhelm Ferdinand, mit ihm seines Volkes Glück. Des Vaterlandes, vom Feinde neu bedrohtes Glück schützend, sank Braunschweigs Welfe Friedrich Wilhelm an seiner Krieger Spitze. Ihr Ruhm lebt ewig, dauernd wird mit ihm ihr Stamm dem Vaterlande zum Segen."

Vor dem Stelnthore befindet sich in einem kleinen Garten das, dem edlen Schill und seinen Waffengefährten errichtete Denkmal; vor einiger Zeit ward der Kopf Schill's, der bis dahin zu Leyden in Spiritus aufbewahrt ward, beigesetzt, so wie die Gebeine von vierzehn Kriegern der Schill'schen Schaar, die in Wesel erschossen waren. Ich dachte an Arndt's Lied von Schill:

„O wehe Dir, Schill! Du tapferer Held!
Was sind Dir für bübische Netze gestellt!
Viele ziehen zu Lande, es schleichet vom Meer
Der Däne, die tückische Schlange, daher.

Digitized by Google

„O Stralsund, du treuloses Stralesund!
In dir geht das tapferste Herz zu Grund',
Eine Kugel durchbohret das redlichste Herz,
Und Buben sie treiben mit Helden Scherz."

In einer kleinen Kapelle neben dem Denkmal, wird von einem alten Krieger, der unter Schill kämpfte, dessen Büste in Erz gezeigt, ein Geschenk Ludwigs von Baiern, die Büste ruht auf einem Postament, gebildet von drei preußischen Kanonen, man sieht deutlich an derselben eine Hiebwunde an der Nasenwurzel und einen Stich hinterm Ohr. Mehrere Bildnisse zieren die Kapelle, u. a. das Portrait des Erzherzogs Carl von Oesterreich, ein schöner, trefflicher Kopf, Hofers Bildniß, ein Geschenk der Stadt Innsbruck, und das des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig. Die Wappenschilder sämmtlicher Officiere des Schill'schen Corps sind in der Kapelle angebracht, ich fand unter denselben auch das des ehemals schlesw.-holsteinischen Generals von der Horst. Auch werden mehrere Waffen gezeigt, die Schill getragen, ein Taschenbuch, das ihm die Königin Luise schenkte, in das sie eigenhändig einige Zeilen geschrieben, ein Aufruf an das deutsche Volk, Autographie, den Schill kurz vor seinem Auszug aus Berlin, niedergeschrieb. —

Herrliche Wallanlagen umgeben Braunschweig, auf welchen die schönsten Bäume wechseln, unter denen vorzüglich die rothblühenden Kastanien hervorragen. In der Nähe des Walls rastete ich in einer, auf einem Hügel erbauten Bierhalle, unter welcher sich ein Felsenkeller befand; von droben hat man einen schönen Ueberblick über die Stadt, und kann auch bei klarem Wetter den Brocken deutlich erkennen. Der Wirth, welcher mich mit großer Zuvorkommenheit in seinem Lokale umherführte, schien mir ein eifriger Ornithologe zu sein; die Wände eines der größten Zimmer waren mit schön ausgestopften, größtentheils inländischen Vögeln geschmückt. — Auch der Besuch des herzoglichen Parks vor dem Augustthore, mit den Schlössern alt und neu Richmond, die in gothisch schottischem Styl erbaut sind, ist höchst lohnend; ich durchwanderte den schönen, etwas vernachlässigten Park, in Begleitung des Dichters Carl Barthel, dessen Literaturgeschichte sich in so kurzer Zeit Bahn gebrochen hat. —

Von Braunschweig fuhr ich auf der Eisenbahn in zwei Stunden bis an den Fuß des Harzes, nach Harzburg, und bestieg dort den, mit herrlichem Laubholz bewachsenen Burgberg, die Höhe desselben ist nicht bedeutend, aber erhebt sich anfänglich ziemlich steil, und der mit dem Bergsteigen nicht Vertraute ermüdet sehr bald. Man kann jedoch in Harzburg auch Maulesel zur Besteigung des Burgberges erhalten. Ich ging langsam hinauf, und wendete mich an der unvergleichlichen Aussicht, die, je höher man kommt, immer malerischer und großartiger wird. Oben auf der Höhe prangte früher die Harzburg, die Heinrich der Vierte erbauen ließ, um die Sachsen im Zaum zu halten, sie wurde mehrere Male zerstört und wieder aufgebaut, und nur wenige Trümmer haben sich bis jetzt erhalten. Die alte, ehrwürdige Burg deutscher Cäsaren hat einem Wirthshause weichen müssen, das von hohen Bäumen beschattet wird. Die zum Bau der Burgmauern verwandten Granitblöcke, haben sich noch erhalten und liegen weit ins Land hinaus. Moos und Flechten umranken das Gestein, und wenn der Wind im Gebüsche flüstert, glauben wir Stimmen aus alter Zeit zu vernehmen. In der Ferne sieht man die Thürme Braunschweigs und Wolfenbüttels, am Fuße des Berges dehnt sich die Ortschaft Harzburg aus, durch welche ein kleines Gebirgswasser fließt; die rothen Dächer schimmern freundlich im Abendsonnenstrahl, und der weitschweifende Blick ruht mit Wohlgefallen auf Kornfeldern und üppigen Wiesen, hier und dort prangt am Fuße der verschiedenen Anhöhen das lebhafte Grün der Laubhölzer, und auf den Gipfeln derselben schwenken die malerischen, ernsten Tannen ihre immergrünen Fahnen. Nachdem ich den Burgberg verlassen, marschirte ich durch den finsteren Schimmerwald, dessen Wege durch einen Wolkenbruch, der kürzlich stattgefunden, sehr gelitten hatten. Im Walde war's so todtenstill, kein Singvogel stimmte ein heiteres Lied an, nur die Wipfel der Tannen rauschten ein Schlummerlied. Hier fing ich einen gelbgestreiften Molch (Triton), der im ganzen Harze häufig vorkommt, langsam kroch er über den Weg; ich steckte ihn in eine Flasche, in welcher sich ein wenig Schwefeläther befand, der die Lebensflamme des Thiers schnell erlöschen ließ. Später sah ich auch manchen Molch, den ich jedoch ungehindert seinen Weg ziehen ließ; der gemeine Mann hält dieses Thier, welches aus seinen Drüsen einen zähen Schleim absondert, für giftig, der Molch ist jedoch sehr harmlose Natur. Kein Laut unterbrach die heilige Stille des Waldes, bis ich nach einem Marsche von drei Stunden das Hämmern und Pochen der Hüttenwerke Ilsenburg's vernahm, ich verließ den Wald und stieg in's Thal hinunter, in welchem Ilsenburg liegt; der Abend dämmerte schon, und aus mehreren Schmelzhütten stiegen Funken und Feuersäulen gen Himmel empor, sie leuchteten mir:

„Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen."

Ich übernachtete in Ilsenburg, und fand auch hier in dem Speisesaale des Wirthshauses eine ausgezeichnete ornithologische Sammlung; ein königlicher Adler, der im Harz geschossen worden war, fiel mir besonders auf, um ihn gruppirten sich Falken, Weihe und Schahu's dann folgten kleinere Raub- und Singvögel. Ich sah hier den Pirol und Kukuk, die man häufig im Freien hört, aber selten zu sehen bekommt; die Vögel waren alle meisterhaft ausgestopft. —

In Ilsenburg werden Eisenwaaren jeder Art gegossen, vom größten bis zum geringfügigsten Gegenstande, vom werthvollsten bis fast zum werthlosen. — Am frühen Morgen, als sich die Sonne erhob, als Bäume, Büsche und Gräser noch vom Thau, den Thränen der Elfen funkelten, marschirte ich über den Hofplatz des Ilsenburger Schlosses, eines höchst altertümlichen Gebäudes, nach dem Ilsenstein; der Weg dahin hob sich allmählig, und wand sich beständig durch Laubholz, das in dem herrlichsten Grün prangte. Der Ilsenstein, ein kolossaler zerklüfteter Granitblock erhebt sich mehrere hundert Fuß, circa 480, senkrecht in die Höhe. Aus dem Thale steigen Eichen, Fichten und Tannen empor, die des Felsens Brust mit einem Kranz ihres smaragdenen Grün's umziehn. Auf dem höchsten Punkte des Felsens, den steile und schroffe Gründe umzingeln, hat der Graf zu Stolberg-Wernigerode im Jahre 1814 ein Denkmal, ein großes, eisernes Kreuz, für

Digitized by Google

seine im Freiheitskampfe gefallenen Freunde, errichten lassen. Das Kreuz trägt folgende Inschrift:

„Wandrer! für der Freiheit Gut
Floß in Strömen deutsches Blut.
Sind der Helden viel gefallen,
Weihe Wehmuthszähren Allen;
Wahre, was ihr Arm errungen,
Enkeln als ein Kleinod auf."

Der Ilsenstein soll eine stark ablenkende Wirkung auf die Magnetnadel äußern. Ich vermochte nicht auf den Felsenblöcken bis an das Kreuz emporzuklettern; der Blick in's Thal erweckte mir Schwindel, und wie fiel der abgedroschene Gesangbuchvers „der Tugend Pfad ist anfangs steil!" ein; aber wie belohnend ist von hier die schöne Aussicht auf den Brocken und auf das flache Land; man hört die Prinzessin Ilse, des Brockens muthwillige Tochter, wundersame Zaubermelodien singen, sie springt über die Felsenblöcke dahin, und entwindet sich den Armen des reuigen Vaters. Geboren auf den freien Bergen jauchzt sie, keiner Fessel achtend, hinunter ins Thal, aber drunten muß sie, die königliche Tochter, als dienstbeflissene Magd dienen, sie, die der Berge frische Luft trank, muß drunten Eisenhämmer und Sägemühlen treiben, da wird ihr Stolz gebrochen, und wenn sie auch vor Zorn knischt, so brennt sie doch mehr und immermehr ihren ungestümen Lauf.

Vom Ilsenstein wanderte ich zurück bis nach dem Fahrwege, der zum Brocken hinaufführt, und bestieg dort einen Maulesel. Der Fahr- und Reitweg ist ungemein bequem, und führt anfänglich durch schönes Laubholz, dann und wann steigen an den Seiten Felsen empor, entweder Thonschiefer oder Gemnit. Die Ilse begleitet uns längere Zeit, und erzählt uns fortwährend mit dreister Zunge Sagen und Mährchen. Der Pflanzenwuchs ist am Fuße des Brockens ähnlich wie im Thale, ich sah eine Menge Veronica, Ranunculus, Stellaria, Saxifraga, Fragaria u. s. w. Eine Felsenwand bei der man vorbeikommt, wird die Totenmauer genannt; dort sollen sich einst Zigeuner, die in der Umgegend raubten, aufgehalten haben. Allmählig, wenn man höher kommt, verschwindet das Laubholz mehr und mehr, und macht den rauhen Fichten und Tannen Platz; wie sehen seitwärts vom Wege viele Meiler, bei denen die emsigen Kohlenbrenner emsig beschäftigt sind; der Rauch und Qualm des schwelenden Holzes stieg wie Abels Opferdampf durch der Tannen dunkle Nadeln gerade gen Himmel. Dann folgen Torfmoore, und den Torf, welcher hier gewonnen wird, so wie die Holzkohlen, verzehren die heißhungrigen Oefen der Schmelzhütten in Ilsenburg. Jetzt werden auch die stolzen Tannen immer kleiner, sie sehn verkrüppelt und kränklich aus; auf der freien Höhe, über die so häufig die Windsbraut und der rasende Föhn fährt, können sie nicht gedeihn. Felsenblöcke liegen hie und da wild zerstreut, man könnte glauben, daß die Berggeister und Kobolde mit ihnen Ball gespielt, und sie auf muthwillige Weise durcheinander gewürfelt hätten. Nun scheint fast alle Vegetation aufzuhören, nur schwefelgelbe Flechten bedecken das Gestein; nach einem vierstündigen Ritt erreichen wir die Spitze des Brockens, wo uns das Brockenhaus und der hölzerne Thurm freundlich entgegenblicken; einige Maulesel halten auf der Höhe, und Kühe, die gestimmte Glocken tragen, weiden das spärliche Gras, auf welchem tausend und aber tausend Anemonen ihre weißen Kronblätter entfalten. Ich fand dort auch zwischen dem Gestein Linnaea borealis, Lycopodium, Cetraria islandica und Empetrum nigrum, das mein Führer die Brockenmyrthe nannte. Auf Island ißt man die Beeren dieser letzten Pflanze, und verwendet sie zu einem Getränk. Die Kamtschadalen gebrauchen die Beeren zugleich mit Fischfett um das Zobelfell glänzend zu machen.

Auf der Spitze des Brocken's (3580 Fuß über der Nordsee) angekommen, zog ich es vor, einige Zeit zu rasten, und mich mit Speise und Trank zu erfrischen, ehe ich den Thurm bestieg, um mich an der großartigen Fernsicht zu weiden. Das Wirthshaus ist ungemein massiv gebaut, und enthält einen Saal, zwei Gaststuben und neun Logiezimmer; die Preise für Logis, Essen und Getränke sind fest, und wenn man bedenkt, daß alle Bedürfnisse so hoch hinauf transportirt werden müssen, durchaus nicht zu hoch. Bei meiner Ankunft herrschte droben ein ungemein reges Leben, die Dienerschaft flog hin und her, in der Küche wurde unaufhörlich gehackt, gekocht und gebraten, man erwartete den Herzog von Beenburg, der dort seine Mittagsmahlzeit einnehmen wollte; unter den Geistesgaben dieses Mannes, soll keine besonders hervorragend sein, unter den physischen Kräften soll dagegen der Magen Sr. Durchlaucht den ersten Platz einnehmen. — Daß übrigens die weltliche Macht und die Kirche immer mit einem guten Magen versehen wird, ist allbekannt. —

Von dem 50 Fuß hohen, aus starken Balken und Bohlen errichteten Thurm, den der Graf Christian von Wernigerode im Jahre 1835 erbauen ließ, hat man bei klarem Wetter, eine der schönsten Fernsichten; ein Dorf, ein Flecken, eine Stadt nach der andern, stellt sich in der schönsten Beleuchtung vor dem weitschweifenden Auge auf; mir wurde eine Unzahl von Ortschaften namhaft gemacht, deren Namen mir jedoch bis auf wenige entfallen sind. In der Nähe des Brockenhauses liegt ein kolossaler, etwas ausgehöhlter Gemnitblock, welcher das „Hexenwaschbecken" getauft worden ist; andre Gemnitblöcke haben die Namen „Teufelskanzel" und „Hexenaltar" erhalten, und der Hexentanzplatz dehnt sich vor uns aus; wie man denn auch überhaupt jeden Augenblick daran erinnert wird, daß Seine diabolische Majestät die Herrschaft noch nicht ganz verloren haben. Der Hexenbrunnen ist eine überwölbte, klare, beständig sprudelnde Quelle. Wenn man in diesen Umgebungen an einem stürmischen Abend der Phantasie den Zügel schießen läßt, so sieht man:

„Die Hexen zu dem Brocken ziehn,
Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün,
Dort sammelt sich der große Hauf',
Herr Urian sitzt oben auf,
So geht es über Stein und Stock
Es f—t die Hexe, es st—t der Bock."

und feiert die Walpurgisnacht. —

In den Fremdenbüchern, die ich im Gastzimmer des Brockenhauses vorfand, blätterte ich längere Zeit, und fand, wie es in dergleichen Büchern immer der Fall ist, eine Menge blühenden Unsinn's; sehr Viele hatten versucht ihren überströmenden Gefühlen in lyrischen Ergüssen und respective Knittelversen einen Abfluß zu verschaffen, so daß man in diesen Büchern eine lyrische Kloake antrifft. Unter der Menge von schlechten Versen fand ich eine

Digitized by Google

schöne Terzine, die ich hier mitzutheilen, mir erlaube; sie war unterzeichnet, so viel ich es entziffern konnte, F. T. 31. August 1843.

Der Brockenritt.

Und aufwärts trug das Maulthier mich, das flinke,
Das Haupt gesenkt, die rechten Pfade spürend,
Das Ohr gespannt nach seines Führers Winke.

Die Ilse rauscht; in Wolken sich verlierend
Steigt ein Berg nach dem andern auf; dort oben
Erblick' ich Köhler, ihre Meiler schürend.

Mir ist's, als würd' ich himmelhoch gehoben;
Fern, immer ferner singt Prinzessin Ilse —;
Ist nah' das Ziel? — O, lange noch nicht droben!

Des Haidekrautes Blüthe, braune Pilze,
Himbeer verschlungen mit der Heidelbeere
Entsproßt dem Kern der harten Brockennüsse.

Trägt mich das Aug' in's ewigliche Leere? —
Der Tannen schlotternde Gespenster jagen
An mir vorbei gleich einem wilden Heere.

Wir, will der erste Mai denn wieder tagen?
Dort auf dem Felsen — siehst Du dort die Hexe
Mit Ofengabel auf dem Besen ragen! —

Nicht doch! Es wuchert üppig ein Gewächse
Dort auf dem Stein, die Sonne gibt ihm Leben,
Und macht mir so die Fünfe zu der Sechse. —

Halt! Willst Du mich dem Satan übergeben?
Halt Führer, halt! Ich sah ihn dort ja thronen,
Und wilden Feuerregen ihn umschweben!

Nicht doch! — Das sind ja jenes Felsens Kronen;
Der Sonne Sterbeblick weint Purpurthränen
Auf ihn; die Köh'gin steigt von ihren Thronen.

Noch steiler, noch? Ich wollte nah' schon wähnen
Des Rittes Ziel. — Jetzt sind wir erst am Brocken,
Der Führer spricht's, und mich erfaßt ein Sehnen.

Da schimmern mir die Sternlein Frühesglocken,
Und Altaropferbrand die Abendröthe,
Und keines einz'gen Blümleins Auge trocken.

Ein einzig Wort schuf solches. — Nenn' ichs? — „Göthe!"
Hierher von seiner Meisterhand geleitet
Erscheint sein Faust, der nie genug erhöhte.

Doch, Führer, doch der Abendnebel breitet
Sich ringsum aus; der Frost erweckt ein Wehe,
Das eiskalt über meinen Nacken gleitet. —

Das Maulthier hält — — da war ich auf der Höhe.

Auf meinem Rückwege verweilte ich längere Zeit bei den Ilsefällen; ich stieg von meinem Maulesel herunter und kletterte auf die mächtigen Felsblöcke, die sich dem stürmischen Lauf der lieblichen Ilse mit starrem Haupt entgegenstemmen; an den Seiten des kleinen, munteren Gebirgswassers herrschte eine üppige Vegetation; ich streckte mich nieder ins Gras, sucht in den tiefblauen, azurnen Himmel, und ließ mich von dem Murmeln und Plätschern der geschwätzigen Ilse in liebliche Träume wiegen. Am Fuße des Brockens, im Ilsethal, sind viele Sägemühlen, und hier wird des Brockens liebliche Tochter zu Sklavendiensten gezwungen. Im Ilsethal selbst findet man prachtvolles Laubholz, und kann von hier aus den Ilsenstein in schwindelnder Höhe deutlich erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Essai sur la littérature russe contenant une liste des gens de lettres russes qui se sont distingués depuis le regne de Pierre le Grand. Par un voyageur russe. Imprimé à Livourne (en Toscane) en 1771. Réimprimé textuellement dans la Revue Étrangère. Octobre 1851, tome 80o, pages 1—15. Saint-Pétersbourg 1851. 15 (19) Seiten. Gr. 8.

Es ist diese kleine, nur in wenigen Exemplaren gedruckte Schrift beiläufig schon in unseren Blättern gedacht. Durch die Güte des gelehrten und eifrigen russischen Bibliophilen Hrn. S. Poltoratzky selbst im Besitze derselben, bin ich im Stande, ihr einen eigenen Artikel zu widmen.

Der Essai erschien 1771 in Livorno, schlecht und fehlerhaft gedruckt. Nach einer kurzen einleitenden Notiz, in welcher auch ein Versuch über das russische Theater in Aussicht gestellt wird, beschäftigt der Verf. sich mehr oder weniger ausführlich mit folgenden 42 russischen Schriftstellern, deren Namen ich hier genau nach der Angabe des Reisenden mit den Berichtigungen wiedergebe: Feofan Prokopowitsch; Vasil Trediakovsky; Michaila Lomonossov; Alexandre de Sumarokov (Soumarokof); Gedeon (Guédéone); P Waton (Platon);] Michaila de Cheruskov (Michel Khéraskof); Michaila Popofsky; Vasil de Maikov; Ivan de Jelagin (Jélaguine); Pierre de Swistunov; Jean Taubert; Gregoire Kositzky; Semen de Nariskin; Alexis de Nariskin; Alexis Rscheusky (Rjéfsky); Theodor Wolkov (Théodore Volkof); Ivan Dmitrevsky; Prince Feodor Koslovsky; Boydan de Jeltschaninov (Bogdane Jiltschaninof); Wladimir Lukin (Loukine); Ivan Barcov (Barkof); Denis de Wisin (Fon-Vizine); Paul de Wisin (Fon-Vizine); Wasil de Bibikov; Hyppolite Bochdanowitsch (Hippolyte Bogdanovitch); Alexandre de Karin (Karine); Wolodimir Slatnizky; Alexandre Ablessinow (Abléssimof); Nicolai de Leontiew; Mad. Cheraskow (Khéraskof); Madem. Kamensky; Mad. la Princ. Catherine Daschkow; André de Nartow; Fergei de Glebow (Serge Gléboi); Setschkarew; Wasil Sancovsky; Michaila Permsky; Serges de Domashnew; Alexandre de Wolkow; Michaila Tschulkow; Michaila Popow.

Digitized by Google

Ein großer Theil der Genannten, deren schriftstellerische Leistungen, jedoch bibliographisch nicht genau, mit kurzem Urtheil begleitet angeführt sind, gehört den höheren Klassen der russischen Gesellschaft an. Der Verf. charakterisirt seine Arbeit selbst als einen ersten Entwurf, dessen weitere Ausführung er einem Anderen seiner Landsleute anheimstelle; er hebt hervor, daß sie nur aus seinen Erinnerungen entstanden, da ihm Bücher zur Benutzung gänzlich gefehlt.

Herr S. Poltoratzki, der den Abdruck in der Petersburger Revue Étrangère veranlaßte, hat denselben mit einem Vorworte versehen, in welchem er unter Anderem bemerkt, daß Barbier und Demanne (dem Fortsetzer und Ergänzer des Diction. des Anonym. des Ersteren) unbekannten Essai sei nur von zwei Bibliographen Erwähnung geschehen, vom Hrn. P. Köppen in den in russischer Sprache geschriebenen Materialien zur Geschichte der Wissenschaften in Rußland (1stes Heft, 1819, 8., S. 31) und von dem Unterzeichneten im Bulletin du bibliophile belge (tome VI, 1849, S. 414). Ein Flüchtigkeitsfehler bei Zählung der Seiten der Schrift ist von Hrn. Poltoratzky berichtigt. Nach fünf und zwanzigjährigem vergeblichen Suchen ist es diesem unermüdlichen Forscher endlich gelungen, ein Exemplar der Schrift zu erwerben, welche er durch den Wiederabdruck jetzt zur allgemeineren Kenntniß gebracht hat, vorzüglich in der Absicht, die Enthüllung des Namens des Voyageur russe auf diesem Wege herbeizuführen. — Einzelne im Original entstellte Familiennamen ꝛc. sind von ihm in ihrer wahren Form hinzugefügt.

Daß der Unterz., und nicht die hamburger Stadtbibliothek das seltene Büchlein besitzt, er auch auf dem ihm beigelegten Titel keinen Anspruch zu machen hat, ist schon anderweitig angedeutet. (Homb. Lit. u. Krit. Blätter, 1852, Nr. 37; Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft, 1852, 6. H., S. 151).

Herr de Chênedollé hat das Vorwort im Bulletin du bibliophile belge, tome 9. 1852, S. 95. 96, vollständig mitgetheilt und S. 135—141 (Deux problèmes d'histoire littéraire. I. Essai sur la littérature russe. II. Essai sur le théâtre russe) die Vermuthung geäußert, daß Fürst Beloselsky der Verf. des Essai sein könnte, sowie eines Aufsatzes: Essai sur l'ancien théâtre russe, welchen das Journal: L'Espeit des journaux, entlehnt aus der Gazette universelle (de politique etc.?) de littérature (de Deux-Ponts?), im Mai-Hefte 1776, S. 227—234 brachte. Herr S. Poltoratzky wird gewiß nicht säumen, uns baldigst seine Meinung zu eröffnen.

Projets d'un dictionnaire bibliographique universel et d'une encyclopédie bibliographique publiés en 1819 et en 1832. (Extrait de la Revue Étrangère. — Mars 1852, tome 81e, pages 529—542.) Saint-Pétersbourg. Avril 1852. 14 (18) Seiten. Gr. 8.

Durch diese Mittheilungen hat sich Herr S. Poltoratzky ein neues Verdienst um die Bibliographie erworben. Sie machen uns mit zwei Entwürfen bekannt, die freilich nur solche geblieben und schwerlich je in der projectirten Ausdehnung verwirklicht werden möchten, aber theils als Belege der bibliographischen Bestrebungen der Franzosen nicht uninteressant sind, theils manches Beachtungswerthe und in beschränkterem Maße Anwendbares darbieten. Es muß den bibliographischen Zeitschriften die ausführlichere Analyse und Begutachtung dieser Entwürfe überlassen bleiben, für unseren Zweck wird es genügen ihre Tendenz kurz anzugeben.

Der Verfasser des ersten Entwurfes ist der berühmte Pharmaceut Cadet de Gassicourt (geb. zu Paris d. 23. Jan. 1769, gest. das. den 21. Nov. 1821), ein fruchtbarer Schriftsteller, und nicht blos in seiner Berufswissenschaft. Er befindet sich in der Revue Encyclopédique, Junius 1819, 2. Band, S. 500—505, unter der Ueberschrift: Projet d'un Dictionnaire Universel Bibliographique, propre à faciliter les recherches de ce que les différents auteurs on écrit sur les sciences, l'histoire et la littérature, ou des sources littéraires. Es sollten in etwa sechs, nach einem gewissen System geordneten, Dictionnairen in alphabetischer Folge die jedem Wissenschaftsfache angehörigen Wörter aufgeführt und die Werke, ja einzelne Kapitel, einzelne ausgezeichnete Gedanken, die sich auf den Gegenstand beziehen, angegeben, selbst Beurtheilungen bedeutender Schriften nicht ausgeschlossen werden. — In Veranlassung dieses Aufsatzes richtete der fleißige Bibliograph Peignot (geb. in Arc d. 15. Mai 1767, gest. in Paris d. 14. Apr. 1849) ein Schreiben an die Redaction der Revue Encyclopédique (abgedruckt im November-Hefte 1819, 4. Band, S. 344—351), in welchem er Cadet de Gassicourt beistimmt und bemerkt, daß er selbst frühere eine ähnliche Arbeit, die sich auf den Inhalt von Schriften gelehrter Gesellschaften, Journalen, vermischten und gesammelten Werken ꝛc. beschränke, begonnen, und sie zur Verfügung stelle. Zugleich berichtigt er einen das System des Buchhändlers Martin und die Anordnung der königl. Bibliothek betreffenden Irthum Cadet's de Gassicourt.

Der zweite Entwurf rührt von Thouret, dem Sohne des Präsidenten der ersten Assemblée constituante (geb. in Rouen d. 16. Junius 1782, gest. in Paris d. 5. Julius 1832) her. Durch eine Encyclopédie bibliographique sollte gewissermaßen ein gleicher Zweck wie durch Cadet's de Gassicourt Dictionnaire erreicht werden. Aus einer Notiz des Hrn. J. Ravenel in der Bibliographie de la France, Nr. 42, vom 20. Octob. 1832, S. 607—608, über Thouret, die auch Herr Quérard mit eigenen Bemerkungen, aber nicht vollständig hat abdrucken lassen, liefert Herr S. Poltoratzky das Betreffende, mit einigen Nachweisungen. (In La France littéraire, Art. Thouret, kommt unter den Beiträgen desselben zur Encyclopédie moderne ein im 4. Bande S. 393—415 enthaltener [besonders Paris, de l'impr. de Moreau, 1824, 8., 24 SS., abgedruckter] Beitrag: Bibliothéque vor, der mit Hrn. S. Poltoratzky's belehrenden Zusätzen bereichert in der Revue Étrangère vielleicht eine passende Stelle finden und von den Freunden der Bibliothekwissenschaft mit Dank entgegengenommen werden würde.) Zuletzt gedenkt Herr Poltoratzky noch Quérard's beabsichtigter Encyclopédie du Bibliothécaire.

Hoffmann.

Digitized by Google

Französisches Uebungsbuch, vorzüglich für Gymnasien bearbeitet von Friedr. Rempel, Professor am Gymnasium zu Hamm. Zweite Abtheilung. Essen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker. 1852. IV (VI) und 264 Seiten. 8.

Die erste Abtheilung, durch welche der Verf. die ermüdenden Wege schwerfälliger Systematik so wie handwerksmäßiger Einübung verlassend, in die Formenlehre propädeutisch einzuführen versuchte, wird bereits in mehreren Lehranstalten benutzt. An sie schließt sich diese für die Einübung der erweiterten Formenlehre, und nebenbei für allmälige Einführung in die Syntax bestimmte zweite Abtheilung an, als Grammatik, Lese- und Uebungsbuch. Zwei bisher zu wenig berücksichtigte Vehikel gedeihlichen Erfolges sind vorzüglich angewandt, nämlich möglichst vielseitige, selbstfindende Thätigkeit der Lernenden, bei Verarbeitung und Umwandlung des Uebungsstoffes und möglichste Wiederholung und nachhaltige Einprägung des Dagewesenen (besonders der Fürwörter, gegen deren Gebrauch am Meisten gefehlt zu werden pflegt).

Deutsche Uebungsstücke, welche namentlich berechnet sind, das Nachdenken der Schüler zu wecken, schließen sich den vorhergehenden französischen an.

Es steht nicht zu bezweifeln, daß auch diese neue verdienstliche Arbeit des Hrn. Prof. Rempel in deutschen Schulen, besonders in solchen, in welchen sich die Brauchbarkeit der früheren erwiesen, eine bereitwillige Aufnahme finden wird. nz.

Die Oden des Horaz in deutschen gereimten Versen. Von Eduard Bürger. Pforzheim, Druck von J. M. Flammer. Stuttgart, C. P. Scheitlin's Verlag. 1852. 288 Seiten. 12.

Der Uebersetzer erklärt sich in einem Vorworte über seine Arbeit in folgender Weise: „Es ist an der Zeit: daß wir von der Meinung zurückkommen, als ob wir in den lyrischen Versmaßen der Alten dichten könnten. Bei selbst hervorgebrachten Gedichten fällt es seit langer Zeit Niemanden mehr ein, diese Versmaße zu gebrauchen. Bei Uebersetzungen der alten Dichter aber besteht immer noch das Vorurtheil, daß man sie in ihrer eigenen Form wiedergeben müsse, als ob Uebersetzen bloß hieße: in deutsche Worte und nicht auch in deutsche Form übertragen. Die unbestrittene einzige Form für lyrische Dichtkunst ist im Deutschen der Reim, und in diesem müssen wir auch die alten Gedichte wiedergeben, wenn sie deutsch sein sollen.

Es bestehen nun neben den vielen metrischen Uebersetzungen der Oden des Horaz bereits drei gereimte. Eine von Rosenhayn aus nicht weniger als 92 Dichtern zusammengetragene Sammlung, allzu ungleichförmig und veraltet. Eine andere von Kannegießer, welche hie und da etwas mehr Geschmack zu wünschen übrig läßt, und eine dritte von Nürnberger, welche auf eine unpassende Weise modernisirt ist. Der Verfasser glaubt den vielen Verehrern des Horaz eine willkommene Gabe zu bieten, indem er ihnen denselben mit möglichster Treue in deutscher Sprache und deutscher Form nahe bringt."

Daß es außer den angeführten neueren gereimten Uebersetzungen noch manche ältere, mehr oder weniger freie, giebt, wird Hrn. Bürger nicht unbekannt sein; sie sind zum Theil mit Proben, obgleich nur unvollständig, in Degen's „Versuch einer vollständigen Literatur der deutschen Uebersetzungen der Römer. 1. Abth." und in dem „Nachtrage" dazu, verzeichnet. Degen äußert sich übrigens bei Gelegenheit der „Oden des Horatz, in deutschen Versen, mit Anmerkungen. Leipzig 1769" (von von Breitenbauch u. A.), der Meinung des Uebersetzers entgegen, so: „Freie Nachahmungen irgend eines alten Dichters in Reimen mögen noch hingehen, Uebersetzungen aber im eigentlichen Verstande werden auch dem besten Dichter in den Fesseln des Reimes wenig gelingen. Ueberdies (sic!) gestattet der Reim nicht ein Horazisch-lyrisches Silbenmaaß zu bilden, ohne welches von des Dichters äußerm Schmucke schon viel verlohren gehen muß. Denn soll Horaz metrisch übertragen werden, so muß dieses in seinen Versarten geschehen, worin nun freilich Rumler allein den ersten Platz behaupten kann." (Degen's Versuch erschien 1794.)

Der Fleiß, welcher auf die vorliegende Uebersetzung verwandt ist, verdient Anerkennung; bei manchen Stellen mag der Reim schwer genug zu finden gewesen sein. Eine Kritik der Arbeit ist die Aufgabe philologischer Journale; damit jedoch unsere Leser selbst ein Urtheil fällen können, lassen wir zwei Oden (die erste des ersten und die vierundzwanzigste des dritten Buches) folgen.

An Mäcenas.

Mäcenas, königlicher Ahnen Sohn,
Du mein Beschützer und mein süßer Lohn!
Dem Einen macht es Freude auf dem Wagen
Den Staub Olympias umher zu tragen,
Und wenn er gar einmal mit heißem Rad
Geschickt den letzten Rang umlaufen hat,
So heben ihn der edlen Palme Blätter
Als Herrn der Welt hinauf zum Thron der Götter.
Der Andre wird vom Schwarm des Volks entzückt,
Das launisch ihn mit hohen Ehren schmückt.
Der Dritte möchte Alles sammeln können,
Was nur gefegt wird auf den lyb'schen Tennen. —
Wer sein ererbtes Feld mit frohem Muth
Bebaut, den bringst du nicht mit Attal's Gut
Dazu, sich auf Myrtöus Meer zu wagen.
Von leichtem cyprischem Gebälk getragen.
Die Ruh und das Gefild des Städchens lobt
Der Kaufmann ängstlich, wenn der Südwind tobt
Im kel'schen Meer, jedoch in wenig Tagen,
Da er die Armuth nicht versteht zu tragen,
Stellt er die Trümmer seines Schiffes her. —
Auch weiß ich Einen, der es nimmermehr
Verschmäht, beim alten Massiker zu zechen
Und einen Theil vom Tage abzubrechen,
Bald an den Ursprung heil'ger Quellen hin
Gestreckt, bald in der Büsche dunklem Grün. —
Auch giebt es, die am Lager sich erfreuen,
Am Krieg, vor welchem sich die Mütter scheuen,

Digitized by Google

An der Trompeten und der Zinken Ton. —
Der Jäger bleibt, der jungen Gattin schon
Vergessend, unterm kalten Himmel wach,
Sei's, daß ein Mueserschwein das Garn durchbrach,
Sei's, daß die Hunde einen Hirsch ersahen. —
Mich wird den Göttern des Olympus nahen
Der Epheu, der gelehrte Stirnen ziert.
Im kühlen Haine, wo den Reigen führt
Die Nymphe und der Satyr, lieg ich ferne
Vom Volke, wenn die lieb'sche Leier gerne
Mit Saiten Polyhymnia bespannt,
Und wie die Flöte reicht Euterpes Hand,
Willst du mich zu den lyr'schen Dichtern zählen,
So wird mein Haupt den Sternen sich vermählen.

Sittenverderbniß.

Und wärst du reicher, als die ind'schen Lande
Und als Arabien, das unbekannte,
Und setztest deine Bauten rings umher
An dem Tyrrhener- und Apulier-Meer,
So könntest du doch nicht der Furcht entfliehen,
Noch deinen Hals dem Todesstrang entziehen,
Wenn hoch an deines Hauses Giebelwand
Den Demant-Nagel schlägt des Schicksals Hand. —
Weit besser lebt der Scyth' im freien Felde,
Der auf dem Karren führt die Wander-Zelte,
Der Gete auch, dem unbegrenzt die Flur
Freiwillig bringt die Gaben der Natur.
Der Aecker wird des Jahres Einmal gewendet,
Und hat der Eine dies Geschäft vollendet,
So ruht er aus, ein Anderer tritt ein,
Um sich auf gleichen Looses zu erfreu'n.
Das Stiefkind schont daselbst, das mutterlose,
Die schlichte Frau, und wenn sie eine große
Mitgift gebracht, beherrscht sie nicht den Mann,
Noch hängt sie einem schmucken Buhlen an.
Der beste Brautschatz ist der Ahnen Treue
Und eine strenge Keuschheit, welche Scheue
Vor Fremden trägt, nach heil'ger Pflicht Gebot,
Und auf der Uebertretung steht der Tod. —
O wer das freche Morden will verhüten
Und dieser Bürgerkriege ruchlos Wüthen,
Und wer im ehr'nen Bilde einst genannt
Will werden Vater von dem Vaterland,
Der muß mit keckem Muth es unternehmen,
Die zügellose Frechheit zu bezähmen.
Sein Ruhm wird blüh'n in später Enkel Zeit,
Denn wir, o Schande, hassen, voll von Neid,
Die Tugend der Lebendigen und loben
Nur solche, die schon längst der Welt enthoben. —
Was hilft das Jammern und der Klagetun,
Wenn nie den bösen trifft der böse Lohn?
Was können eitele Gesetze nützen,
Wenn fromme Sitten sie nicht unterstützen?
Wenn weder von dem Weltheil, den der Brand
Der Sonne zuschließt, noch von jenem Land,
Das nah am Nordpol Eis und Schnee bedecken,
Sich läßt zurück des Kaufmanns Habsucht schrecken,
Und wenn der schlaue Schiffer unverzagt
Sich auf die sturmbewegten Wellen wagt?
Wenn man aus Scham vor Armuth alles leidet
Und alles thut und von der Tugend scheidet? —
So bringt denn eilends Gold und Edelstein,
Die Quelle aller dieser Noth und Pein,
Aufs Capitol, wo euch die Jubelklänge
Des Volks ertönen aus der dichten Menge,
In tragt sie hin zum nächsten Meeresstrand',
Wenn ihr im Ernst bereut die Frevelthat!
Der Keim der bösen Lust ist auszumerzen
Und strenge Uebung muß die weichen Herzen
Erziehn. — Der edle Jüngling sitzt verzagt
Und ungeschickt zu Roß und flieht die Jagd.
Viel bessre kann er griech'sche Reise führen
Und vom Gesetz verbotne Wiesel rühren,
Indeß der Vater seinen Gast betrügt,
Mit falschem Eid den Handelsfreund belügt,
Und so für seinen angezognen Erben
Sich müht und spatet Schätze zu erwerben.
Und freilich wächst auf diese Art das Geld,
Doch weiß ich nicht, was solchem Reichthum fehlt!

Die äußere Ausstattung des Buches ist ansprechend.

H.

Miscellen.

An fremdem Getreide ist in den letztverflossenen fünf Jahren in Großbritannien eingeführet worden: 1847 — 11,672,533 Quarter; 1848 — 7,528,483 Qtr.; 1849 — 10,669,661 Qtr.; 1850 — 9,019,579 Qtr.; 1851 — 9,618,026 Qtr. Die Einfuhr aus Irland in Großbritannien ist in demselben Zeitabschnitt gewesen: 1847 — 969,537 Qtr.; 1848 — 1,952,784 Qtr.; 1849 — 1,436,706 Qtr.; 1850 — 1,328,939 Qtr.; 1851 — 1,324,688 Quarter.

In den mit dem 5. Juni abgelaufenen letzten fünf Monaten d. J. sind vom Auslande in England 52,338,676 Eier, lediglich für den inländischen Verbrauch, eingeführet worden, wovon zwei Drittheile auf den Londoner Markt gekommen sind. Der monatliche Eierconsum Englands beläuft sich auf 15 Millionen.

An fremder Butter sind in den ersten fünf Monaten d. J. 117,797 Ctr. in England eingeführet worden. Voriges Jahr hat die Einfuhr dieses Artikels in derselben Zeit 129,926 Ctr. betragen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 61. Sonnabend, den 31. Juli. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Acht Tage im Harz. Von H. Zeise. (Fortsetzung.) ..... Seite 473

Literatur:

Divan des Castilliers Abu'l-Haßan Juda ha-Levi. Von A. Geiger ..... „ 473

Acht Tage im Harz.

(Fortsetzung.)

Am 9. Juni früh Morgens verließ ich Ilsenburg, und wanderte fortwährend durch Gehölz auf guten Wegen nach dem Jagdhaus „Plessenburg", das ich in 1½ Stunde erreichte; das Jagdhaus gehört dem Grafen von Wernigerode, der hier, wenn er dem edlen Waidwerk obgelegen, rastet; in den Zimmern sind viele Thierstücke, jedoch ohne künstlerischen Werth, bei manchen war angegeben, welche hochgeborene Person diesen oder jenen Hirsch erlegt hatte, auch war bei diesen denkwürdigen Thaten, der Ort nie vergessen, wo sie sich ereigneten. Aus einem der Bilder ersah ich, oder es war auch unter einem Geweih bemerkt, daß noch im Jahre 1725 ein Hirsch von einem Wolfe auf dem Brocken zerrissen worden ist. In der Nähe des Jagdhauses liegt des Jägers Wohnung, bei dem ich einkehrte und einen Imbiß zu mir nahm; eine ältliche Frau brachte mir ein riesiges Brot und eine Flasche guten Biers, da konnte ich nicht umhin, sie für eine sorgsame Schaffnerin zu halten, und ich citirte aus der Odyssee:

„Auch die Schaffnerin nun, die ehrbare, legte Brot vor
Manches Gericht zufügend, und gern mittheilend vom Vorrath."

„Doch ich erkannt' es gewiß in des Herzens Geist und Empfindung," daß, wenn ich heute noch Elbingerode erreichen wollte, ich nicht zu lange rasten dürfe, und so machte ich mich denn wohlgemuth auf, um auf meinem Wege die „steinerne Rinne" in Augenschein zu nehmen. Der Pfad dahin wand sich in mäandrischen Krümmungen durch einen dichten Fichtenwald, bis ich mich dem Holzemmethale näherte, und von einer leichten, hölzernen Brücke aus die vielen kleinen, lautbrausenden Wasserfälle betrachtete, welche von dem Bergflüßchen, der Holzemme, gebildet werden. Das Wasser hat sich durch die Felsen einen Pfad gebahnt, und fließt in einer steinernen Rinne, die freilich der Menschen Hand nicht hergestellt hat, sondern die das wildtobende Element sich im Laufe von Jahrtausenden brach. Alle die kleinen Wasserfälle, die wir im Harz [illegible] sind lieblich, und bringen einen angenehmen Eindruck hervor; aber mit den norwegischen Felsen lassen sie sich nicht vergleichen, sie sind Kinder gegen den Labradorfoß oder Rjukanfoß. Zur Seite der steinernen Rinne erheben sich die Renneklippen, und das Auge labt sich an dem schönen, feischen Grün der Tannen, die sich überall stolz erheben, und ihren harzigen Duft mit den lauen Lüften mischen; einem bequemen Fußpfade folgend erreichte ich bald ein Blaufarbewerk und befand mich nun in der Nähe der nach Wernigerode führenden Chaussee, wo ich nach einigen Stunden, nachdem ich Hasserode passirt war, eintraf.

Die Stadt Wernigerode mit ihren hohen, finstern Thoren, und mit einer Mauer umgeben, an die der Zahn der Zeit schon merklich genagt, macht keinen besonders erfreulichen Eindruck; vorzüglich wird der Fußwanderer, wenn er auf dem schlechten Straßenpflaster seine, ohnehin schon ermüdeten Füße noch mehr exponiren muß, nicht umhin können, dann und wann eine Verwünschungsformel durch die Zähne schlüpfen zu lassen. Aber oben vom Berge blickt das Schloß so freundlich auf die Stadt im Thale hernieder, daß er seinen Groll bald vergißt, und sich hinaufsehnt nach der lustigen, mit schönen Laubbäumen besetzten Anhöhe. Ein bequemer Fahrweg, den Eichen und Buchen malerisch beschatten, führt nach dem Schloßberg, welcher zu einem Thiergarten umgewandelt ist, der gegen 400 Hirsche enthalten soll; mir begegnete, als ich den Thiergarten durchwanderte, ein Rudel von zwölf Hirschen, die ohne Furcht in meiner Nähe weideten, und sich nicht einmal durch Geräusch verscheuchen ließen. Vom Schloßberge nimmt sich die Stadt viel freundlicher aus, als wenn

Digitized by Google

man sie durchwandert; unter den Gebäuden fällt die Bibliothek und das Oekonomiegebäude auf. Der Schloßgarten wird sorgfältig gepflegt, und in den kleinen Treibhäusern sah ich manche ausländische Gewächse; an der einen Seite des Schloßberges waren viele Weinstöcke gepflanzt, die dort recht gut gedeihen sollen; hier und dort luden gußeiserne Bänke und Stühle zum Sitzen ein, und waren dieselben immer so placirt, daß man von dort aus mit Bestimmtheit auf eine herrliche Aussicht rechnen konnte. Sobald ich die Ringmauern des Schlosses verließ, trat ich wieder in den Thiergarten, den ich nun der Länge nach durchwanderte; über mir wölbten sich die Wipfel der Eichen und Buchen, und tausende von munteren Sängern musicirten auf den schwankenden Aesten und Zweigen; allmählig stieg ich in das Christianenthal hinunter, das von einem muntern Bach durchströmt wird, der muthwillig über Kiesel speingt, und sich durch das üppige Grün schöner Wiesen und Matten schlängelt; an einem malerischen Platze des Christianenthals wurde musicirt, und die haute volée aus Wernigerode schien sich dort zu versammeln; ich hätte auch gern noch länger den schmetternden Klängen gelauscht, die nach und nach im Thale verhallten, aber wie ein memento mori schwebte mir Elbingerode vor, das ich noch gegen Abend zu erreichen mir vorgenommen hatte, und schon dehnten sich die Schatten länger und länger, und die Sonne sandte mir ihre goldnen Pfeile in schräger Richtung zu. Unaufhaltsam eilte ich nach Elbingerode; auf dem Wege dahin wechselten Tannen, Laubholz und Wiesen; ich hörte Kuhglocken läuten, und muntre Ziegen kletterten am Gestein. Spät gegen Abend erreichte ich das Bergstädtchen Elbingerode, der „blaue Engel" nahm mich freundlich auf, und breitete seine Schwingen [illegible] mich [illegible] der Thür des Wirthshauses begrüßte mich eine [illegible] Seidel, deren blankgeputzte, zinnerne Deckel, wie lechzende Zungen vom Rande der Gläser herabhingen. Ermüdet suchte ich meine Schlafkammer, und schnarchte bald mit den ehrenfesten Elbingerodern um die Wette. Als ich erwachte fesselte die schönste Musik meine Aufmerksamkeit, und mein Ohr lauschte gespannt den lieblichen Tönen. Ich glaubte Aeolsharfen zu vernehmen, und wußte mir diese heimathlich süß lockenden Klänge nicht zu deuten. Ich erhob mich rasch, und öffnete das Fenster, über welchem kluge Schwalben gebaut hatten, die jetzt dem kommenden Tag ihren fröhlichen Morgengenuß entgegenwirbelten. Da bemerkte ich, daß hunderte von schwertragenden Kühen des Weges zogen, die alle um den Hals gestimmte Glocken trugen, die so lieblich, Frieden und Freude weckend, dem Morgen entgegenklangen, dann folgte der Hirt ein munteres Stück blasend, das die Bewohner des Städtchens daran erinnern sollte, daß es Zeit sei, ihre Kühe zur Weide zu schicken. Mir fiel unwillkürlich Bürgers „Frau Magdalis" ein, und ich dachte, auch hier härmt sich vielleicht eine Wittwe über den Verlust ihrer einzigen Kuh, und „des Hirtenhornes Getön thut ihr von neuem ihr Elend zu wissen."

„Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen;
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waisen."

Aber auch Elbingerode wird zum Troste einer armen Frau Magdalis seine Biedermänner haben. — Vor dem „blauen Engel," der mich so gastlich aufgenommen, und der vielleicht derselbe, oder ein Verwandter jenes blauen Engels ist, der allein von allen geflügelten, himmlischen Wesen dem ehrenfesten Hieronymus Jobs bekannt war, floß ein kleiner Bach vorbei, in welchem Fuhrleute ihre Wagen, und ihre respectiven, vollmondglänzenden Gesichter reinigten; während ich noch aus dem Fenster schaute, näherte sich ein Lamm dem Bache, das sich an dem klaren Wasser desselben erquickte, etwas weiter hinauf stand an dem einmündenden Borne ein großer Hund, den meine Phantasie mir als Wolf erscheinen ließ, und nun entwickelte sich vor meinen Augen die bekannte Aesop'sche Fabel. Der Wolf beschwerte sich, daß das Lamm ihm das Wasser trübe, und letzteres antwortete, daß es solches nicht könne, weil das Wasser vom Wolfe zu ihm herabfließe ꝛc. haec fabula docet u. s. w. Nachdem ich Kaffe getrunken, und eine Cigarre angezündet, verließ ich den blauen Engel, den ich mit solchem Pathos segnete, wie Chamisso sein väterliches Schloß Boncourt. — Vor der Thür saß die Magd des Wirthshauses, ich weiß nicht, ob sie die Freuden des Morgens genießen wollte, oder ob ihr liebendes Herz sich nach einem Trinkgeld sehnte, ich glaube letzteres, und erfreute mich an dem Bilde:

„Vor dem Wirthshaus auf der Schwelle,
Sitzt die schmucke Kellnerin,
Ihre Augen falkenhelle
Blicken nach der Straße hin."

Von Elbingerode führt ein bequemer Weg nach dem braunschweigischen Eisenhüttenwerke Rübeland in dem malerischen Bodethale, dort in der Nähe befinden sich die Ruinen eines alten Raubschlosses Rickenfeld, die ich jedoch nicht in Augenschein nahm, sondern ich eilte mich, der Baumannshöhle, welche ganz in der Nähe von Rübeland liegt, meine Aufwartung zu machen. Die Höhle wurde im Jahre 1598 von einem Bergmann Baumann entdeckt, der sich mit einem Grubenlicht in dieselbe hineinbegab, und ihren vielfachen mäandrischen Krümmungen in den Schooß der Erde folgte; zum Unglück erlosch ihm das Licht, und nun irrte er drei Tage lang in dem Labyrinth umher, bis ihn der Zufall wieder an das Tageslicht führte, aber Angst, Hunger und Durst hatten ihn so erschöpft, daß er schon nach wenigen Tagen seinen Geist aufgab.

„Der Mensch begehre nimmer zu schauen,
Was die Götter bedecken mit Nacht und Grauen."

Den Nachkommen jenes unglücklichen Baumann wurde nun das Recht vindicirt, die Reisenden in dieser Höhle umherführen zu dürfen. Das Ende der Höhle hat man noch nicht gefunden; ein Nordamerikaner folgte vor einigen Jahren den schmalen Gängen, durch die er sich zuweilen hindurchzwängen mußte, er war zwölf Stunden abwesend, aber das Ende dieses unterirdischen Labyrinths fand er nicht. Der Haupttheil der Baumannshöhle, welcher den Reisenden gezeigt wird, mag eine Länge von 700 Fuß haben, und die größte Höhe der Gewölbe mißt 31 Fuß. Ich besuchte die Höhle in Begleitung mehrerer Reisenden mit einem Führer, der uns auf manche wunderbare Gebilde des Tropfsteins aufmerksam machte. Das Kohlensäure enthaltende Wasser löst den Marmor (kohlensauren Kalk) auf, und dann entstehen, wenn das Wasser verdunstet, jene Tropfsteingestalten. — Jeder von uns trug eine Lampe in der Hand, die das Gebiet Pluto's schwach

Digitized by Google

erhellte, drohende Felsmassen hingen über uns, von denen das Wasser langsam herabsickerte. Der Führer machte uns auf ein wogendes Meer, auf einen Wasserfall, einen Kamin, Orgelpfeifen, das Hamburger Wappen, auf einen Kopf, eine Eidechse, einen Bischof im Ornat, eine Kanzel u. s. w. aufmerksam, die von Tropfstein gebildet waren, aber oft muß man seiner Phantasie sehr den Zügel schießen lassen, wenn man diese Gestalten herausfinden will; ähnliche könnte man gewiß noch in Menge finden. An mehreren Stellen wurde die Höhle durch bengalisches Feuer erleuchtet, das die grotesken Felsenblöcke noch malerischer erscheinen ließ. Nach einer halbstündigen Wanderung erreichten wir einen von Felsen überwölbten, freien, geräumigen Platz, den sogenannten Tanzplatz, auf welchem zuweilen ein Thé dansant der Bergleute, statt findet. Am sehenswerthesten ist wohl die, von Tropfstein gebildete, klingende Säule; sie ist hohl, und wenn sie mit einem hölzernen Hammer berührt wird, so erklingt sie wie die Memnonssäule, die der Morgenstrahl küßt. Eberhard hat sie folgendermaßen besungen:

„O wie herrlich! zwischen Trümmern
Mißgestaltet, feucht und rauh,
Sah' ich hier den schönen Bau
Einer blanken Säule schimmern,
Die, vom harten Schlag gesöhnt,
Lieblich durch die Stille tönt." u. s. w.

Ein blondlockiger Jüngling, der mit mir die Höhle besuchte, reizneete mich lebhaft an Peter Schlemihl, er klopfte an jedes Stück Granit und an jeden Kalkstein, daß er aber etwas Besonderes gefunden, bezweifle ich sehr. — Nach einer Wanderung von ungefähr 1½ Stunden, entstiegen wir wieder dem gähnenden Schlunde der Felsen, und glänzte uns der Sonne goldnes Wappen auf dem azurblauen Grunde so freundlich entgegen, als wüßte sie es, daß der Mensch es vorzöge, lieber unter ihren erwärmenden, Alles belebenden Strahlen, als im dunklen Schooß der Erde zu wandeln.

(Fortsetzung folgt.)

Divan des Castiliers Abu'l-Haßan Juda ha-Levi.

Von Abraham Geiger.

Du bist uns fern, zu Wolken
Sich kühn Dein Flug erhebt,
Bist nah uns, mit dem Herzen
In Liebe eng verwebt.

Nebst Biographie und Anmerkungen. Breslau. Verlag von Joh. Urban Kern. 1851. VIII und 178 Seiten. 12.

Der Titel und das bescheidene Format des Büchleins versprechen bei Weitem weniger als es wirklich giebt. — Nach einer geistreichen Einleitung führet uns der Vers. einen der ausgezeichnetsten jüdischen Dichter und Philosophen des Mittelalters in den verschiedenen Stadien seines Lebens und seiner Geistes- und Gemüthsrichtung vor, seine Darstellung vorzüglich schöpfend aus der Haupt-, ja einzigen lauteren Quelle, Juda ha-Levi's Dichtungen und seinem ursprünglich arabisch geschriebenen theologisch-philosophischen Buche Khusari, welches durch Buxtorf's lateinische und Jolowicz's und Cassel's, jedoch unvollendete deutsche Uebertragung (in ihrer Ausgabe der 1167 verfertigten hebräischen Uebersetzung Juda Thibbon's) auch uns zugänglich ist. (Ausführlich und mit brieflicher Nachricht hat Geiger im 1. Bande seiner reichhaltigen „Wissenschaftlichen Zeitschrift für jüdischr Theologie", Frankf. a. M. 1835, in der Abhandlung: Die wissenschaftliche Ausbildung des Judenthums in den zwei ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends bis zum Auftreten des Maimonides, S. 158—168, die Ideen dieses Buches entwickelt.)

Wir lernen Juda ha-Levi, der, wie die unter den Arabern lebenden Juden, neben seinem jüdischen Namen auch noch den arabischen Abul-Haßan trug (geb. in Castilien um das Jahr 1080) als Jüngling, Arzt, Freund und Mann, seine Muse am Dichten, als religiösen Dichter, Philosophen und Pilger in mehreren Abschnitten kennen, die zusammen ein so vollständiges Lebensbild desselben liefern, wie es bis jetzt nirgends sich vorfand. Es ist schon erwähnt, daß der Vers. fast immer aus Juda's, in nicht unbedeutender Menge erhaltenen dichterischen Erzeugnissen (— die Zahl seiner religiösen Gedichte ist nach S. D. Luzzatto 300; von den in die verschiedenen Machsorim aufgenommenen 167 enthält dessen „Divan" 77, außerdem noch 133, welche er bisher in keinem Machsor aufgefunden —) seinen Stoff entnehmen mußte. Die dramatischen und schönsten Dichtungen sind überall in gelungener deutscher Nachbildung eingeflochten und verleihen dem Bilde Frische, Kraft und Lebendigkeit.

Der Trieb und die Anlage zur Dichtkunst entwickelte sich in frühe Jugend in Juda; in der Antwort eines seiner hochberühmten älteren Zeitgenossen Abu Haeun Moses ben Esra in Granada auf ein von ihm an denselben gerichtetes Gedicht aus dieser Periode heißt es:

„Ein Schreiben, gleich dem Morgenglanz,
Ein Lied — ein Geistesblüthen-Kranz,
So kräft'gen Klangs, so zart und weich,
Voll edlen Sinns und tief zugleich."

„Die Gedichte", bemerkt G., „die wir diesem Zeitabschnitte zuzuschreiben berechtigt sind, haben ganz das jugendlich heitere Gepräge; ein frohes, aber tieffühlendes Gemüth erquickt sich in überströmendem Wohlwollen und die Bewunderung der Schönheit, die Tändeleien der Liebe werden bei aller Frömmigkeit des Herzens nicht als unwürdig abgewiesen." So ruft z. B. Juda der Geliebten zu:

„O schlafe nicht, erwach, erwache,
Daß mich Dein Anblick glücklich mache!
Du träumst vielleicht, man küsse Dich?
Erwach', den Traum dann deute ich."

Und als ihm ein Freund einen Krug Wein verehrt, schickt er ihm folgenden Dank:

„Die sollen meine Lieder stets erklingen,
Will Deinen Wein auch, der mir schmeckt, besingen,
Will Deinen Krug 'nen lieben Bruder nennen,
Ich schlürf' aus seinem Mund, kann mich nicht trennen.

Das halten Freunde für ein arg Verbrechen
Und fragen: nun, wie lange willst noch zechen? —

Digitized by Google

Heilkräft'gen Balsam habe ich gefunden,
Da sollte ich nicht teilaken, zu gesunden?
Sah vier und zwanzig Jahre noch nicht scheiden
Und soll den Vierundzwanziger schon meiden?"

Eine eigene Gattung unter diesen Gedichten bilden die Hochzeitsgesänge, die im Allgemeinen den Juden unter den Arabern eigenthümlich sind. — In dem Liede an den gefeierten Lehrer Josef ha-Levi ben Migasch singt Juda:

„Siehst Du über meine Wangen
Schlangenähnlich wallen Locken,
Fürchte nicht, sie sind geschlungen,
Dich zu mir herauzulocken."
Also spricht das holde Täubchen.
Höre auf Dein liebes Weibchen:
„Ach, wie lange wart' ich, bis der
Traute, der das Herz mir raubt,
Leget kosend mir die Linke
Unter das erglühte Haupt!"

Der Verf. fügt erläuternd hinzu: „Diese wenigen Worte führen uns die ganze Zeit in ihrer vielseitigen schönen Bildung vor. Unser Dichter hat im Reiche des Gedankens einen dauernden Ruhm sich erworben, durch tiefe Frömmigkeit mächtig auf lange Jahrhunderte gewirkt. Migasch glänzt als der berühmteste Theologe seiner Zeit, nahm den einflußreichsten geistlichen Lehrstuhl ein, war Schüler des gefeiertsten Heros und ward von noch größeren Schülern als ein staunenswerthes Beispiel der Gelehrsamkeit verehrt. Beide waren sie wohl noch Jünglinge, als der künftige fromme Philosoph an den spätern berühmten Theologen und Lehrer das Gedicht richtete: aber beide waren bereits Jünglinge, die den bald werdenden Mann erathen ließen, doch vereint sich bei ihnen mit dem hohen Ernste die Feier der Schönheit und der Liebe."

Der arabische Geist findet sich in Juda's Räthselspielen wieder; eins derselben lautet:

„Was ist's doch, über das, wenn's weint,
Das Herz uns fröhlich macht,
Das aber, wenn es heiter scheint,
Betrübt und traurig macht?

[illegible]"

Den Abschnitt: Der Arzt, theilen wir ganz mit.

„Wir wissen Nichts von den Umständen, unter denen unser Juda heranwuchs. Von seinem Vater, dessen einziger Sohn er gewesen zu sein scheint, ist uns blos der Name, Samuel, geblieben. Seine äußern Verhältnisse waren der Art, daß er mit Nahrungssorgen niemals zu kämpfen hatte; er sieht das Leben daher nicht mit dem trüben Blicke an, der oft seines Freundes Abu-Hasan Stirn umwölkte, er nährt in sich die edle Unabhängigkeit, die uns so wohlthuend in vielen seiner Gedichte anspricht, ohne daß diese zu einem trotzigen Mißmuthe sich gestaltet, der so oft bei Gabirol hervortritt. Seine Erziehung und seine vorbereitenden Studien können wir aus dem, was er geworden, entnehmen. Früh lag er der Wissenschaft des Judenthums ob, und ihr verdankt er die Meisterschaft in künstlerischer Handhabung der hebräischen Sprache, die genaue Bekanntschaft mit der thalmudischen Literatur und ein tiefes Eindringen in den Geist des Judenthums. Aber mit gleicher Liebe lag er den damals unter den Arabern mit Eifer gepflegten Zweigen der Wissenschaft ob. Er hatte das Arabische und Castilische inne, schrieb und dichtete darin. Er machte sich mit allen Zweigen der Philosophie vertraut, welche nach dem umfassenden Begriffe der damaligen Zeit auch die Naturkunde, die Heilkunde, Mathematik, Sternkunde u. s. w. einschloß. Fast bis zur neuesten Zeit ergriffen die Juden, welche sich der Wissenschaft ungetheilt widmen wollten, ohne die Laufbahn des Rabbinen zu betreten, den ärztlichen Stand als den einzigen ihnen nicht verschlossenen, indem dieser ihnen die Aussicht auf eine ehrenvolle, sorgenfreie Lebensthätigkeit eröffnete und sie in Verbindung mit der geistigen Gesammtentwickelung erhielt. Nicht alle mochten zwar bei Ergreifung dieses Berufes ihre innern Bedürfnisse befriedigt fühlen; allein es war der einzig mögliche Ausweg. Auch Abul-Hassan Juda ha-Levi wurde Arzt. Diese rein dem Körper zugewendete Thätigkeit, die in ihren Erfolgen so zweifelhaft ist, füllte natürlich die Seele des innigen, mit der eignen Seele so gern beschäftigten, idealen Erinnerungen und dichterischen Anschauungen hingegebenen Jünglings und Mannes nicht aus. Er schrieb Nichts über die Medizin, seine zahlreichen Gedichte bieten nicht den geringsten Anklang an diese Wissenschaft und an seine Berufsthätigkeit. Das einzige Denkmal, das uns von ihm darüber geblieben, ist ein Erguß des Mißmuths über die „thörichten Heilmittel, mit denen er sich den ganzen Tag bis in die späte Nacht hinein zu beschäftigen habe", über die Last, welche ihm diese Lebensstellung auferlege, „die Stadt sei groß, die Bewohner trotzig und hart, er sei ein Knecht, der seine Jahre damit zubringen müsse, die Krankheiten der gestrengen Herren zu heilen." Jedenfalls erfahren wir, daß er ein vielbeschäftigter Arzt gewesen, und Andeutungen in seinen Gedichten lassen uns vermuthen, daß er auch am königlichen Hofe diese Stellung eingenommen.

Als er einst selbst erkrankte und sich einen Heiltrank zubereitete, betete er:

„Mein Gott, laß mich durch Deine Kraft genesen,
Laß nicht in Deinem Grimme mich verwesen!
Das Mittel, das ich selbst mir zubereite,
Erkenne ich's? Nur Du bist's, der mir's deute,
Ob's gut, ob schlimm, ob rasch den Schmerz es lindre,
Ob langsam es und dürftig ihn nur mindre.
Du weißt's, ich trau' nicht meiner Kunst,
Vertrau' nur Deiner Huld und Gunst."

In einer der Anmerkungen hat G. den Grund für die dem Juda zugeschriebene ärztliche Wirksamkeit nachgewiesen: „Das interessante Document, aus welchem allein die bisher unbekannte Thatsache hervorgeht, daß Juda ha-Levi Arzt gewesen, ist mir durch die Güte Luzzatto's mitgetheilt. Es befindet sich in dessen Divan III, 8 und ist ein Schreiben an einen Freund, bei welchem sich ein Jüngling aus Narbonne, Namens David, aufgehalten; dieser Jüngling hatte wissenschaftliche, vielleicht astronomische Fragen an ihn gerichtet und Juda entschuldigt sein Schweigen damit, daß sein Wissen überhaupt überschätzt werde, daß er aber auch so in Anspruch genommen sei, daß ein tieferes Eingehen auf diese Fragen ihm unmöglich gewesen." Das Schreiben ist S. 129 abgedruckt.

Die vielfachen Beziehungen, in welchen Juda ha-Levi zu den edelsten Glaubensgenossen seiner Zeit stand und das Band treuer Freundschaft, durch welches er mit mehreren von ihnen ver-

Digitized by Google

bunden war, gaben Veranlaſſung zu öfteren dichteriſchen gegenſeitigen Mittheilungen. Davon erhalten wir in dem Abſchnitte: Der Freund, Proben, die den trefflichſten und vollendetſten Gedichten Juda's beigezählt werden müſſen. Durch ſeltene geiſtige Begabung hervorragenden, von Allen hochverehrten Männern ſind ſie geweiht: Aban-Harun Moſes ben Jakob Aben Eſra und ſeinen drei Brüdern; Abu-Aſub Salomo ben Al-Moallem; Aba-Sakharija Jahja ben Gajath; Joſef ben Zaddik, u. A. — Juda ben Gajath verherrlicht er mit dem Gedichte:

„Ich liebe euch, ihr Männer,
So groß an Herz und Sinn;
Mich ziehet eure Liebe
Zu euch, ihr Edlen, hin.

Und Juda's Lieder ragen
Gar ſtolz und kühn hervor,
Mit Cherubsflügeln ſteigen
Zum Himmel ſie empor.

Die einen, ſanfte Tropfen,
Erquicken, lindern Schmerz.
Die andern, Feuerfunken,
Entzünden wild das Herz.

O, hätt' ich Adlerflügel,
Ich flöge raſch zu Dir,
Zu Dir nach weiter Ferne,
Zu Dir, der nahe wie.

Du, biſt wie fern, zu Wolken
Sich kühn Dein Flug erhebt;
Biſt nah' mir, mit dem Herzen
In Liebe eng verwebt."

Seinem Freunde Iſaak ben Al-Jathom ſendet er die folgende Dichtung:

„Ein junges Kind, trank geſtern noch die Erde
Mit heißer Glut des Herbſtes Regen,
Auch einer Braut gleich, die verhüllt den Stunden
Der Liebeswonne ſteht entgegen.
Nun heilt der Frühling ihr der Liebe Sehnen;
Geſchmückt mit goldner Beete Schimmer,
Buntfarb'gen Teppichs ſich erfreuend, tauſcht ſie
Die zierlichſten Gewänder immer.
Sie breitet überallhin Blüthendecken,
Gar mannigfache Pflanzenaugen,
Hier weiß, dort grün, auch roth, gleich Lippen, welche
An des Geliebten Munde ſaugen.
Woher die Farbenpracht, die Stahlenmiſchung?
Das iſt ein Leuchten ja, ein Funkeln,
Als hätt' den Sternen ſie den Stahl entwendet,
Wollt' ſie mit ihrem Glanz verdunkeln! —
Auf! ziehn wir nach den Gärten mit dem Weine
Der heißer Liebe Funken ſprühet!
Noch kalt, ſo lang er in der Hand, doch innen
Da lodert's hell, wie Feuer glühet.
Nun ſteigt er ſonnig auf aus irdnen Flaſchen,
Wir fangen ihn in helle Gläſer;
So wandeln wir durch kühle Schattengänge,
Beim würz'gen Dufte friſcher Gräſer.
Indeß wir fröhlich unſern Umkreis halten,
Will auch die Erde Luſt genießen;
Sie lächelt, wenn die Regentropfen weinen,
Die einzeln auf ſie niederfließen.
Sie freut der Thränen ſich auf ihrem Antlitz
Gleich reichgewirktem Perlenſchleier,
Und fröhlich lauſcht ſie, wenn die Schwalben zwitſchern,
Die Taube girrt nach ihrem Feier.
Jungfräulich jubelt ſie der grünen Blätter,
Als dienten ſie zum duft'gen Kranze,
Und Alles hüpft in zierlicher Bewegung,
Als ging's zum frohen Reigentanze.
Erquickend ſäuſeln friſche Morgenlüfte,
Mit Wohlgeruch den Lieben tränkend,
Es ſcherzt der Wind, die Myrte hauchet Düfte,
Wie ferner Freunde mild gedenkend.
Der Myrte Zweig, bald ſtolz empor ſich hebend,
Legt bald ſich auch wie koſend nieder;
Der Palme Wipfel rauſchen vor Entzücken,
Vernehmen ſie der Vögel Lieder.
So hebt, ſo neigt ſich die Natur, ſich ſchmückend,
Daß Iſaak's würdig ſie erſcheine.
Hörſt Du ihr Wort? Es lautet: „Freudig ſtrahl' ich,
Weil ich mit Iſaak mich vereine."

Der Abſchnitt: Der Mann, wird mit den Uebergangsworten eingeleitet: „Der Ton, welcher in dieſen Liedern an die Freunde erklingt, iſt nicht ein tändelnder, ſcherzender; der Ernſt des gereiften Mannes ſpricht in ihnen, doch auch nicht ein trübes Hinbrüten verfinſtert den Geiſt, vielmehr hören wir darin den Mann, welcher das Leben kennt und es verſteht, in ſeine Wechſelfälle ſich fügt, aus ſeinen Kämpfen mit Ergebung und Gleichmuth ſich emporgerungen. Bei aller Wehmuth, die ihn oft beſchleicht, bei aller Gleichgültigkeit, die die flüchtigen Gaben des Lebens ihm einflößen, kennt er jedoch ein ewig ihn Erheiterndes, labt er ſich an den Schätzen ſeines Geiſtes. Dieſe Empfindung ſpricht er auch in ſelbſtſtändigen Gedichten aus." — Die Ergebung in die Ordnungen Gottes, auch wenn wir ſie nicht begreifen, und in ſeinen Willen lehren andere Gedichte. Nur ein Beiſpiel:

„Haerſt Deinem Gotte einzig Du entgegen,
Wirſt Du vor Schickſalsſchlägen nicht erbeben,
Vertrauteſt wahrhaft Du auf Gottes Segen,
Dann iſt von ird'ſchem Wechſel frei Dein Leben.
Doch Du willſt zu der Wolluſt Gräbern eilen,
Verachteſt Zucht, erkennſt nicht ihre Freuden,
Du wohnſt im Finſtern, magſt beim Licht nicht weilen:
Wie ſollteſt zwiſchen Bös und Gut Du ſcheiden?
Ach wandre weit, der Wahrheit Pfad erwähle,
Was willſt nach rechts, nach links noch lang Du ſchauen?
Eh' Dir die Tage untreu, meine Seele,
Sei weiſe, ſchenke ihnen kein Vertrauen!
Sach', daß ein ewig Gut Du Dir erwerbeſt,
Und laſſe, was nur Andern Du verderbeſt."

Digitized by Google

„Unluſt am Dichten“ iſt der nächſte Abſchnitt überſchrieben. Eine ernſtere Stimmung wandte den Dichter von den heiteren Dichtungsgattungen ab und zog ihn zum religiöſen Geſange hin. Gedichte ohne tieferen Gehalt, die nur durch künſtleriſche Form einen Werth hatten, „die große Zahl von Dichterlingen, welche den Meiſtern ſich anhefteten“, konnten ſeinen Beifall nicht mehr finden. Als Jemand an Juda die Frage richtete:

„Iſt Juda ganz verſtummt, verläßt die Kunſt,
Der er doch zugewandt der Jugend Gunſt?“

erwiderte er:

„Des Sanges Quell iſt Schlamm und Sumpf geworden;
Denn mag ſich meine Seele nicht mehr laben.
Wie ſoll der Leu noch Luſt am Pfade haben,
Auf dem ſich tummeln jungen Füchſe Horden?“

Juda, als religiöſer Dichter, wird im ſiebenten Abſchnitte geſchildert. „Er weihete ſeine Leier Gott; die ihm verliehene Gabe des Geſangs ſollte in den Quell untertauchen, dem ſie entfloſſen, und von dort aus in reinen, heiligen Accorden ertönen. Der Preis Gottes und Gebete an Ihn waren von nun an der Inhalt ſeiner Lieder; ſie erhielten bald die Beſtimmung für den öffentlichen Gottesdienſt.“ (Wir erwähnten oben, daß in den verſchiedenen Machſorim ſich 167 religiöſe Geſänge Juda's befinden.) — — — — — — „Juda betritt den Weg, welchen ſeine Vorgänger im Vaterlande vor ihm betreten hatten. Auch wo er die epiſchen Stoffe behandelt, tritt der Glanz ſeines Talents hervor; aber unſtreitig größer iſt er, wo er ſein eigenſtes Weſen in ſeiner eigenthümlichen Weiſe walten läßt. Auch er findet Gott in der Natur und durch Nachdenken; dennoch würde Er ihm wunderbar, verborgen bleiben, wenn er Ihn nicht durch ein gewiſſes unmittelbares Ergreifen erfaßte. Er trägt Ihn in ſich, in ſeinem Ahnen, in der Befeiigung ſeines Herzens, in der Liebe zu dem Unendlichen, in dem Strahle, der ihn wunderbar erleuchtet, und weil er Ihn da findet, erkennt er Ihn auch überall wieder. Auch ſeine Hymne ertönt klagend — und in welch rührender Klage! — über Jeruſalems Fall, über Iſraels Druck, auch er ſehnt ſich wehmüthig nach Paläſtina, und dieſe Sehnſucht wächſt ſo, daß er ſie ſpäter in der Wallfahrt dorthin befriedigen muß; dennoch findet er auch in dem zerſtreuten Iſrael die Gottesherrlichkeit, die ihn ſelbſt beſtrahlt. Daher iſt in ſeinen Hymnen eine wunderbare Miſchung von bangem Suchen und freudigem Finden, von geheimnißvoller Verborgenheit und klarer Erkenntniß, die uns ſein inniges ahnungsreiches Gemüth am Tiefſten bezeichnen.“ Nur eine kleine Leſe aus dieſen Dichtungen (— ſieben, und das berühmte in Spanien gedichtete, hier mit Berückſichtigung der richtigeren Lesarten, welche Luzzatto in „Bethulath“ ꝛc. mitgetheilt hat, überſetzte Zionslied*) —) wird uns dargeboten; wir wählen daraus die ſiebente:

„An Deinen Wegen hab' ich mein Gefallen,
Verehr' die Spur, wo Deine Schritte wallen,
In ihnen iſt kein Krümmen und kein Winden,
Da wird der Menſch nicht Fallſtrick, Anſtoß finden.
Drum bin ich Deinen Weg gegangen,
Von Deiner Liebe Band umfangen.

Du biſt mein Hoffen, Du das Ziel des Strebens,
Des Herzens Fels Du, Du der Quell des Lebens.
Mein Auge ſehnt ſich, Deinen Glanz zu ſchauen;
Doch dürft' ich mir Unwürd'gem Dies zutrauen?
Sehnt ſich mein Blick nach Deiner Helle,
Betret' ich Deines Hauſes Schwelle.

Ich trage willig was mein Volk verſchuldet,
Neig' meine Schulter dem, was es erduldet,
Beult' nicht zu einem andern Gott die Arme,
Mag außer Dir nicht, der ſich mein erbarme.
Soll auch den Tod um Dich ich leiden,
Ich werd' von Deinem Dienſt nicht ſcheiden.

Zu Dir nur finde Muth ich und Vertrauen,
Zu Dir empor die Augen liebend ſchauen;
In Dir allein iſt meine Kraft gegründet,
Ich hare' auf Dich, iſt mir auch Tod verkündet,
Trag' willig Deines Grimmes Regen,
Seh' muthig Deiner Huld entgegen.

Stark iſt in Deinem Dienſte meine Seele,
Und Deine Liebe iſt's, was ich erwähle;
Wenn Deines Zornes Gluthen auch mich faſſen,
Doch werd' ich nicht von Deinem Willen laſſen.
So will ich Deinen Bund verehren.
Wie innig lieb' ich Deine Lehren!“

Gleich erhebend und trefflich iſt die zweite: „Gott, ich hab's in mir vernommen ꝛc.“ (auch im Hamburger Tempelgebethuche für Neujahr und Verſöhnungstag).

Der achte Abſchnitt beſchäftigt ſich mit Juda dem Philoſophen und ſeinem Buche Khuſari. Er ſchrieb es um das Jahr 1140, arbeitete es aber wol mehrere Jahre vorher aus. Die Ergebniſſe ſeines Nachdenkens ſind in demſelben mit reicher Gelehrſamkeit ausgeſtattet. „Er verfaßte es dialogiſch, und zwar zwiſchen dem zum Judenthume ſich bekehrenden Könige der Chazaren und deſſen jüdiſchem Lehrer. Die Chazaren, welche in der Krimm und Kaukaſien lebten, wurden nämlich wirklich von der Mitte des achten Jahrhunderts bis ins dreizehnte Jahrhundert hin, da Dſchingis-Khan das Reich zerſtörte, von Königen regiert, welche das Judenthum angenommen und daſſelbe in ihrem zwar

*) Leopold Dukes ſagt in ſeinem Werke: „Zur Kenntniß der neuhebräiſchen religiöſen Poeſie. Frankf. a. M., 1842“, S. 71: „Jehuda hallewi, welcher zum Preis Paläſtina's manche wehmüthige Lieder geſungen hat, die in verſchiedenen Situatien zerſtreut ſind, hat in ſeiner Zionide ſich ſelbſt übertroffen. Dieſes Gedicht iſt von innig-ſüßer Melancholie durchdrungen und hätte allein ſeinem Verfaſſer die Unſterblichkeit ſichern können. Die Nachbildungen dieſes Gedichtes ſind zahlreich, ohne daß nur ein einziges im entfernteſten damit zu vergleichen wäre. Alle dieſe Gedichte beginnen mit dem Worte Zion und heißen deshalb auch Zioniden. Wir beſitzen ſolche Gedichte von Elaſar ben Jehuda aus Worms, Jehuda ben Senior, Joſeph Gekalilia, Menachem ben Tamor, Abraham Salome.“

Digitized by Google

allen Nationen und Religionen offenen Reiche doch sehr beschützten. Schon vom zehnten Jahrhunderte ab waren die Augen gelehrter Juden in Spanien auf dieses Reich, welches eine neue Stätte jüdischer Herrlichkeit zu werden versprach, gerichtet, und mit seinem Sinne knüpft daher Juda an die Thatsache dieser Bekehrung an. Hier war ihm die Gelegenheit geboten, die rein philosophische Religion wie die übrigen positiven Religionen abzuweisen und seine Belehrungen stufenweise vorzutragen, auch manche interessante Abschweifung sich zu gestatten. Er schrieb sein Werk in arabischer Sprache, wie dies mit allen philosophischen Werken spanischer Juden damaliger Zeit der Fall war; keines war jedoch dem herrschenden philosophischen Systeme unter den Arabern unähnlicher. Nicht eine Versöhnung der Philosophie mit der Religion strebt es an, vielmehr eine Neugeburt jener aus dieser; andre Philosophen wollen die Religion retten, indem sie sie in das Gewand der Philosophie hüllen, Juda stellt die Religion als die alleinberechtigte hin, von der die Philosophie nur Mittel zur Fristung ihres Daseins entlehnen könne. Sein System, sein Fühlen, seine Geschichte, sein Leben sind aus einem Gusse; seine Dichternatur konnte die Zwitterhaftigkeit nicht erdulden, welche uns sonst Philosophen mit positiver Gläubigkeit darbieten. Zu verkennen ist auch nicht, daß seine Ansichten weit mehr dem christlichen Standpunkte als dem arabischen sich annähern, wenn sie auch ihre Wurzel im Judenthume haben. Seine göttliche Zeugung bildet das schönere Kehrbild zur Erbsünde; seine Göttlichkeit Israels in seiner Gesammtheit ist die unfehlbare Kirche, nur daß er die Unfehlbarkeit nicht einzelnen Vertretern derselben überträgt, und Palästina, das in seinem Boden göttliche Herrlichkeit trägt, war Dies nicht die Idee, welche auch die damalige Christenheit bewegte?"

Aus dem neunten Abschnitte: Der Pilger, ersehen wie, wie der jüdische Meister, nachdem er die Gespräche mit dem Chazarenkönige, nach Juda's Darstellung, beendiget hatte, sich von ihm trennt und ihm seinen Entschluß mittheilt, nach Jerusalem zu wallfahrten. Der König macht dem Meister Einwürfe, die er siegreich bekämpft. „Dieser Meister ist Juda ha-Levi selbst. Seine Dichterseele war ganz erfüllt von der geistigen Herrlichkeit Palästina's. Auch aus dem verblichenen Glanze sollte sein Auge höhere Erleuchtung saugen; die Wollust des Schmerzes durchzuckte sein Herz bei dem Gedanken an die heiligen Trümmer. Noch immer mündeten für ihn die Pforten des Himmels in die Thore Jerusalems ein, und dorthin ergoß sich noch die göttliche Gnade, welche dem empfänglichen Gemüthe Beseligung und hehren Frieden einflößt. Er wollte sich, seiner Innerlichkeit leben in frommer Beschaulichkeit. Sein Beruf, Menschen seine ärztlichen Dienste zu weihen, den wohlwollenden Blick vornehmer Gönner zu erhaschen, erschien ihm schal. Seine glühende Seele blieb auch nicht frei von Haß und Verachtung gegen die Araber. Die Macht der Christen schien er nicht hoch anzuschlagen, wenn er auch unter deren Herrschaft lebte; ihm war, wie allen Juden Spaniens, das arabische Reich das vierte Weltreich, unter dessen Druck die Juden, fern ihrer Heimath, seufzen müßten, nach dessen Zerstörung das heilige Gottesreich beginne. Er glaubte eine Zeit lang, sein sehnsüchtig Herz mit der Hoffnung zu beruhigen, daß dieses Ende der Tage bald herannahe. Schon sah er es im dichterischen Geiste kommen." — „Juda trat seine Reise um 1140 an, durchzog Spanien, wo wir ihn zuletzt in Cordova und Granada treffen, schiffte sich dann ein nach Alexandrien, die Berberstaaten meidend, durchreis'te Aegypten, das er gleichfalls als Land der alten Wunder und neuer schöner Blüthe für die Juden ehrte, und wo ihm herzliche Freunde lebten, wanderte durch Jemen und besuchte Tyrus. Ueberall wo er hinkam, begrüßten den berühmten Mann Freunde und Bewunderer." In Aegypten wurde Juda eine besondere Theilnahme bewiesen; die Freunde suchten ihn dort zurückzuhalten. Nachdem er in dem folgenden Liede, die Zumuthungen, sein Vorhaben aufzugeben, abgewehrt, verließ er das gastliche Land.

„Wie? darf der nackte Leib denn bannen
Das Herz, das eilend zieht von dannen?
Was ist mir anders noch das Leben,
Was ist denn sonst mein Sinnen, Streben,
Als daß noch meine glüh'nde Wange
An Dir, o edler Boden, hange?
Ich hab' mit Schmerz mich losgerissen,
Will Spaniens blüh'nde Fluren missen,
Zieh' über's Meer, durchwandre Wüsten,
Wehr' ab die Freunde, die mich grüßten,
Begeüße Strauße und Hyänen,
Mir ist Gesang ihr dumpf Erdröhnen,
Mich fesselt nicht Aegyptens Pracht —
Nach Kanaan zieht mich's mit Macht.

Nun tadeln mich die kühlen Geister,
Der Sinnenlust gar kühne Meister.
Ich duld' es still, will's überwinden;
Was sprich' ich auch, daß sie's verkünden?
Den Großen dieser Erde dienen
Hat ihnen neidenswerth geschienen;
Ein Vöglein in der Hand von Knaben
War ich, an dem sie Kurzweil haben.
Umdüftet war mir jeder Morgen,
Dem Labetrunk entschlürft' ich Sorgen,
Gedrängt, ermattet und bedrücket,
Nur Menschen dienend, Gott entrücket:
Da ist mein Herz mir heiß entbrannt, —
Ich ziehe hin nach heil'gem Land.

Dort in dem Lande der Begabung,
Da such' Verzeihung ich und Labung,
Dort steahlt mir Sinai entgegen,
Abarim's Berg, wo Mosen' Segen,
Dort ruht der Leib, wenn er ermüdet,
Dort ist mir Geist und Herz umfriedet,
Dort in dem Lande der Verheißung,
Wo Sehern weht die hohe Weisung,
Dort bei den Gräbern meiner Lieben,
Da will ich weinen, mich betrüben;
Wo sie geweilt, nun ruh'n, die Reinen,
Will ich mit ihnen mich vereinen.
Drum rasch dorthin, mein Schiff, enteil',
Wo Gott ergossen einst Sein Heil.

Digitized by Google

Doch zog' ich um der Jugend Sünden,
Die Gottes Bücher laut verkünden;
Das Alter auch, das sie vertrieben,
Ist es von Fehlern rein geblieben?
Nicht Anspruch habe ich auf Mild'rung,
Ich weiß, zu groß war die Verwild'rung.
Ach nun, mein Herz, was willst beginnen?
Mir will die Seel' in Schmerz zerrinnen.
Doch ist das Herz noch so beladen,
Es flüchtet sich zu Gottes Gnaden
Und ist beruhigt im Verzagen
Und ist gestärkt bei seinen Klagen.
Vergilt mir, Strafe, ob gut, ob schlecht,
Dein Urtheilsspruch ist stets gerecht."

„Welchen Weg", sagt G., „er nunmehr eingeschlagen, wissen wir nicht genau, nur daß er Yemen durchwandert und in Tyrus mit Freunden verkehrt, erfahren wir. Die Gedichte werden von nun an sehr spärlich. Nur zwei Gedichte aus dieser Zeit sind mit Bestimmtheit nachzuweisen." Ein Gedicht an einen Freund, der sich liebevoll nach ihm erkundigt, verräth eine gedrückte Stimmung, wie schon der Anfang zeigt:

„Mein Aug' von Thränen naß und doch versengt
Von heißen Seufzern, die das Herz beengt!
Ihr fragt verwundert, wie der Thränen Fluth
Ausströme aus des Innern Feuergluth?
O wüßtet ihr, wie mir das Herz zerrissen!
Doch nein, von solcher Qual sollt nie ihr wissen.
Die Zeit hat Leib und Seele mir genommen
Und will für ihre Schuld mir nicht aufkommen.
Des Glückes und der Jugend Flucht, auch Schmerzen
Der Wandrung nagen dreifach mir am Herzen."

„Sollten", schließt der Verf. diesen Abschnitt, „in diesem Gedichte die schmerzlich-bittern Gefühle der Enttäuschung ausgedrückt sein? Sollten die glänzenden Ideale seiner dichterischen Seele verblichen sein, als er ihrer Verwirklichung zu nahen glaubte? Kein Laut dringt mehr von ihm zu uns, kein Jubelton belebet uns über die befriedigte Sehnsucht. Vielleicht auch wandelte er still in dem heitern Gottesfrieden, der keinen Wunsch mehr kennt, ohne Bedürfniß, sein Herz ferner zu erschließen, ausströmen zu lassen; vielleicht lebte er in ruhiger Beschaulichkeit, vereint mit seinem Gotte, den er verherrlicht, im heiligen Lande, wonach eine tiefe Sehnsucht ihn erfüllt, nun blos dem frommen Wandel hingegeben, geschieden von den Menschen, der Verklärung entgegensehend, harrend, bis der Leib im verehrten Boden eine Ruhestätte finden, der Geist sich in das Reich des Lichtes emporschwingen werde. Sein Leben war erfüllt; würdig schließt seine Geschichte, sie wird durch keine weitern Nachrichten über ihn entweiht. Nur die Sage dichtete später an ihm, und die Nachwelt legte Kränze auf sein Grab, wenn sie auch dessen Ort nicht kannte.

Ihr seid geflohen, Glaube, Edelsinn,
Sanftmuth, Gelehrsamkeit; wohin?
„Wir sind gestiegen hier hinab,
„Vereint mit Juda noch im Grab."

Als Anhang wird noch ein Abschnitt: Die Nachwelt, gegeben, in welchem G. an die Verehrung und allgemeinste Achtung erinnert, die Juda ha-Levi, wie im Leben, so auch nach dem Tode fand; die beiden Stellen der Makamen Charisi's, die sein Lob verkünden, anführt, erwähnt, daß Immanuel aus Rom, der um 1328 im Geiste Boccaccio's und Dante's dichtete, im Paradiese von Dichtern außer seinem Muster Charisi nur noch unsern Juda sieht, u. s. w. — Das große Verdienst S. D. Luzzatto's in Padua, dem der „Divan" auch gewidmet, um den reichen Schatz von Juda's Dichtungen, der, mit Ausnahme der in die Gebetordnungen aufgenommenen (m. s. oben), allmälig vergessen ward und blos Einzelnen bekannt war, wird hervorgehoben. „Seitdem hat sich die Aufmerksamkeit mit immer größerer Liebe auf ihn gelenkt. Mag er in Vielem uns heute fern stehen, der wahre Dichter bleibt uns immer nahe, und wie können von ihm sagen, was er von seinem Freunde Gajath gesungen:

Du bist uns fern, zu Wolken
Sich kühn Dein Flug erhebt,
Bist nah uns, mit den Herzen
In Liebe eng verwebt."

Die Anmerkungen (S. 113—178), welche für den Forscher einen sehr bedeutenden Bestandtheil von Geiger's Leistung bilden, erläutern Einzelnes, sind weitere Ausführungen oder Bestätigungen im Texte kurz hingestellter Thatsachen oder Vermuthungen und enthalten Beiträge zur Kritik. Es ist dabei stets Rücksicht genommen auf die gelehrten literargeschichtlichen und kritischen Arbeiten von Carmoly, Dukes*), Edelmann, S. D. Luzzatto, Munk, Rapoport, Sachs, Steinschneider, S. G. Stern und De-Rossi's bekannten Katalog seiner in Parma aufbewahrten Manuscripte.

Wir scheiden von Geiger's Juda ha-Levi mit Dank für den Genuß, den uns des Ersteren meisterhafte Lebensskizze Juda's und durch seine Vermittelung des Letzteren herrliche, gemüthvolle und erhebende Dichtungen gewährt haben. Verglichen mit unseres Wolf's, mit De-Rossi's (im „Historischen Wörterbuch der jüdischen Schriftsteller") biographischen Notizen, welch ein lebensfrisches Bild Juda's stellt sich uns hier dar!

Für die äußere Ausstattung des Divan (der Text ist in Breslau von Gross, Barth und Comp., die Anmerkungen sind in Leipzig von Breitkopf und Härtel gedruckt) hat die Verlagshandlung bestens gesorgt.

F. L. Hoffmann.

*) Es ist uns erfreulich gewesen, im neunten Hefte des „Lexikons hamburgischer Schriftsteller bis zur Gegenwart" auch Leopold Dukes einen Artikel gewidmet zu sehen. Zwar nicht in unserem Hamburg geboren, haben Dukes doch hier seine Studien längere Zeit beschäftigt und die Schätze der Stadtbibliothek so wie der Heimann Joseph Michael'schen berühmten Privatbibliothek ihm für dieselben manche sonst nicht zugängliche Quellen geöffnet. Wir erinnern uns noch oft des rastlos fleißigen Gelehrten und der frühen Morgenstunden, die er mit Benutzung der literargeschichtlichen und bibliographischen Hülfsmittel, die unsere Sammlung ihm liefern konnte, bei uns zubrachte.

Gedruckt bei A. H. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOLIEED

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 62. **Mittwoch, den 4. August.** **1852.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Schwan ..... Seite 481
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 482
Acht Tage im Harz. Von H. Zeise. (Fortsetzung.) ..... „ 485
Literatur:
Grammatik der deutschen Sprache als Grundlage für den grammatischen Unterricht überhaupt. Von Dr. A. Zeising. — Leitfaden für den ersten grammatischen Unterricht in der deutschen Sprache ꝛc. Von Dr. A. Zeising ..... „ 487
Lehr- und Lesebuch, oder der sinnliche und sittliche Anschauungsunterricht für die Mittelklasse der Volksschule. Von Alb. Haesters ..... „ 488
Miscellen ..... „ 488

Der Schwan.

Auf eines schilfbewachs'nen Flusses Spiegel
Zog seine Silberkreise still ein Schwan;
Mit stummem Gruß an Wald und Thal und Hügel
Rauscht' stolz und langsam er den Strom hinan.

Die Sonne schien in ihrem Strahlenkranze
Nur scheidend noch herab vom Himmelsdom,
Vergoldete in blendend prächt'gem Glanze
Die leicht bewegten Wellen auf dem Strom.

In dieser Abendröthe schönstem Scheine
Sich badend sprach zu sich im Schmerz der Schwan:
„Warum ist wohl die Stimme mir alleine
„Versagt nur, daß nicht ich auch singen kann?

„Zwar manches Vögel Sang beneid' ich nimmer,
„Nur, Philomele, du bezaubrest mich;
„Daß ich, wenn du in holder Dämm'rung Schimmer
„Süß klagtest, hörte schweigend nur auf dich.

„Ich zog langsamer dann stets meine Kreise
„Und weilte lauschend in dem Abendroth. —
„Wie wollt' auch ich in holder, sanfter Weise,
„Dich singen, goldne Sonne, bis zum Tod!"

So sprach der Schwan und tauchte still sich nieder;
Dann blickt' er auf — und sieh — am Ufer stand —
Ein himmlisch schöner Jüngling; um die Glieder
Schlang sich ein äthergleiches Lichtgewand.

Es war der Gott der Früh- und Morgensonne,
Der sprach, mit seiner Leier in der Hand:
„Die sei gewähret die Bitte um die Wonne
„Des Sanges, wonach sich dein Herz gewandt!" —

Er sprach's und rührte ihn mit seiner Leier
Und stimmt' auf ihm die Götterklänge an,
So daß der Ton entzückt in hoher Feier,
Des Gottes würdig, nachklang in dem Schwan.

Ihn wollt' er nun durch seine Klänge krönen,
Von treuer Dankbarkeit für ihn entbrannt,
Und sang in süßen, schlummergleichen Tönen,
Bis er sich im Elysium wiederfand.

Den Sang, den ihm versagte einst das Leben,
Fand er im Tod; er ward sein Schwanensang;
Durch ihn ward ew'ge Freude ihm gegeben,
Versüßt durch ihn durch's Todesthal der Gang.

F...

Digitized by Google

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Agonie des Königthums.

In den Tuilerien beherrschte seit einigen Tagen bereits ein solcher Schrecken, und die Opfer waren schon so deutlich bezeichnet, daß dort kein Hof mehr gehalten wurde. Es war Leere um diesen König und diese Königin eingetreten, welchen schon im voraus die Krone genommen werden war, und die Geschichte muß die seltenen und edlen Hingebungen wahren, die sich durch nichts abschrecken ließen.

Vier Damen, vier treue Freundinnen, die Palastdamen Frau Prinzessin von Lamballe, Frau Prinzessin von Tarente, Frau Marquisin von la Roche-Aymon, und die der Frau von Lamballe attachirte Frau von Gineston verließen Marie Antoinette in der fürchterlichen Nacht vom 10. August keinen Augenblick.

Fünf andere Damen blieben bei den Kindern von Frankreich: die Frau von Tourzel, die seit der Auswanderung der Frau von Polignac ihre Gouvernante war, und deren Tochter, das Fräulein Pauline von Tourzel; und die Unter-Gouvernantinnen Frau de Fitte de Soury und Frau de Villefort.

Die Palastdame Frau Herzogin de Maille hatte ihre Wohnung zu Fuß verlassen, und rief, sich durch die wüthige Menge drängend, überlaut, daß sie eine Freundin der Königin sey. Indem sie durch die Wache, welche das Thor der Tuilerien vertheidigte, einzudringen suchte, wurde sie von einigen Personen in dem Tumulte erkannt, und mit Gewalt einer Gefahr entrissen, die sie zu gering achtete, um sie zu erkennen.

Auch die Wissenschaft hatte an diesem Tage ihre Helden, gleich der Ergebenheit. Der Arzt des Königs, der alte Le Monnier, blieb unerschütterlich auf seinem Posten.

„Er hatte während des Angriffs des Schlosses," sagt Weber, „das Cabinet nicht verlassen, auch seinen Anzug nicht gewechselt. Männer mit blutgefärbten Armen pochten ungestüm an die Thür. Er öffnete ihnen. „Was machst Du hier? Du scheinst sehr ruhig zu seyn," sagten sie zu ihm. — Ich bin auf meinem Posten, antwortete der Greis. — „Und dieser Posten ist?" — Ich bin der Arzt des Königs. — „Hast Du keine Furcht?" — Weshalb sollte ich mich fürchten? ich bin unbewehrt, und wer wird denen Leid thun, die außer Stande sind andern Leids zuzufügen! — „Du bist ein guter Kerl, bist aber hier nicht wohl aufgehoben, und könntest leicht von Andern, die minder rücksichtsvoll wären, mit den Uebrigen über einen Kamm geschoren werden. Wohin möchtest Du gebracht werden?" — Nach dem Luxemburg — „Wohl, so folge mir unbesorgt."

„Er wurde sodann unter dem wiederholten Ausruf: „Kameraden, diesen Mann müßt Ihr passiren lassen: er ist der Arzt des Königs; aber er hat keine Furcht, und ist ein guter Kerl!" mitten durch eine Doppelreihe von Bayonetten und Piken wohlbehalten nach der Vorstadt St. Germain geleitet."

Es hatten sich auch ungefähr zwei hundert mit Degen und Pistolen bewaffnete Edelleute eingestellt, um den König zu vertheidigen. Das war Alles, was von Teianon und Versailles und von den glänzenden Carousseln übrig geblieben war, wo feigherzige habgierige Höflinge, die sich nun verborgen hielten, in goldverbrämten Kleidern um einen Blick des besten der Könige, der schönsten der Königinnen buhlten!

Als schon auf den Straßen Rappell geschlagen wurde, ließ der König Röderer, den Syndicus General-Procureur des Departements herbeirufen. Derselbe traf um eilf Uhr ein, und begab sich nach dem Rathssaal oder Cabinet des Königs. Dort befanden sich Ludwig XVI., die Königin, Madame Elisabeth, und die sechs Minister: Herr de Joly, Siegelbewahrer; Herr Bigot de St. Croix, Minister der auswärtigen Angelegenheiten; Herr Dubouchage, Marine-Minister; Herr d'Abancourt, Kriegs-Minister; Herr Champion, Minister des Innern, und Herr Lenoux de Lavillr, Minister der öffentlichen Steuern.

Petion, einige Minuten nach Röderer gekommen, stattete dem Könige einen summarischen Bericht über den Zustand von Paris ab, und begab sich nach den wenigen Worten, die er mit Mandat, welches auch um dieselbe Zeit eingetroffen war, gewechselt hatte, und die sich, wie wir schon angeführt haben, auf die von der Nationalgarde verlangten Patronen bezogen, hinunter in den Garten.

Auch die Herren de Roux und Borieg, Administratoren der Municipalität, brachten einen Theil der Nacht in den Tuilerien zu; sie hatten sich dort aber erst um 1 Uhr Nachts eingefunden.

Einige Augenblicke nach dem Abgang des Maire hatten der König und die Königin sich in ihr Inneres zurückgezogen. Die Königin legte sich nicht schlafen, und kehrte um 1 Uhr Morgens nach dem Rathssaal zurück; der König erschien erst um 3 Uhr wieder im Cabinette. Die Einzelheiten dieses innern Drama's erheischen aber eine allgemeine Idee über die Beschaffenheit der Tuilerien und deren Umgebung zu jener Zeit, und wir wollen versuchen, dieselbe in ihren Hauptumrissen flüchtig zu skizziren.

Das Tuilerienschloß besteht bekanntlich aus fünf Pavillons, die durch Gallerien mit einander verbunden sind.

Der Pavillon des Kay, der an der Königsbrücke stößt, heißt Flora-Pavillon. In ihm hatte Madame Elisabeth ihr Appartement. Zu diesem Pavillon gelangt man vermittelst einer großen und prächtigen Treppe, die Fürstenteppe genannt. Ein dem Garten zu gekehrter Arm dieser Treppe führt links zu einem unterirdischen Gange, der in der Terrasse, am Ufer des Wassers ausmündet, und rechts zu einem Gitter, das noch jetzt vorhanden ist und Gitter der Königin genannt wird. Durch dies Gitter entkamen während des Gemetzels die Edelleute, die sich zur Vertheidigung des Königs gestellt hatten.

Eine lange und schöne Gallerie, die Gallerie des Carrachios genannt, und in dem ersten Stock belegen, verbindet den Flora-Pavillon mit den drei Pavillons des Centrums, dessen höchster, mit einer zierlichen Kuppel geschmückt, den Namen Uhren-Pavillon angenommen hat, seitdem Gregoir, Mitglied des Convents und des Ausschusses der Künste und der Denkmäler, im Jahr 1794 eine Uhr von Lepaute an ihm hat anbringen lassen. Unter der Gallerie des Carrochios und in geringer Höhe über dem Pflaster des Hofes befanden sich die großen Gemächer der Königin. Ihre kleineren Gemächer waren über der Gallerie belegen.

Der erste Stock der drei Pavillons des Centrums enthielt die Appartements des Königs, nämlich: den Billardsaal, den großen Speisesaal, das Rathsgemach, einen prächtigen Saal, damals Bettsaal, nachdem Thronsaal genannt, das Oeil de Boeuf, jetzt Marschallssaal, und verschiedene Gardesäle. Die, nun aus

Digitized by Google

zwei Pieçen beſtehenden, innaren Gemächer des Königs lagen der Gartenſeite zu. Dieſe beiden Gemächer liefen längs der Rathskammer und des Bettſaales hin, und hatten ihren Ausgang der im Uhren-Pavillon belegenen großen Treppe der Tuilerien zu, welche Treppe, mit doppelter Rampe, ſeit 1830 abgebrochen und durch den König Ludwig Philipp durch eine geradeauslaufende erſetzt worden iſt.

Im Erdgeſchoſſe und im zweiten Stock der drei Pavillons des Centrums, d. h. unter und über den Gemächern des Königs, waren die Gemächer der Kinder von Frankreich, ſo wie die der Frau von Lamballe und der verſchiedenen dem Hofe attachirten Perſonen.

Der ganze übrige Theil der Tuilerien, von der Treppe an bis zu dem Pavillon Marſan, ſchloß die Kapelle, das Theater von Servandoni und die Gemächer in ſich, welche Mesdames die Tanten des Königs vor ihrer Abreiſe nach Rom bewohnt hatten. Die Kapelle iſt noch jetzt, was ſie damals geweſen. Das, durch Servandoni erbaute, Theater, welches eine Zeitlang, vor dem Bau des Odeon, als Theatre-Français diente, iſt im Monat September 1792 zum Conventsſaal genommen worden. Mit dieſem Theil der Tuilerien ſind große Veränderungen vorgegangen, ſeit Bonaparte als erſter Conſul den Palaſt bezogen hat.

Nach der Seite des Carouſſellplatzes, der damals noch ſehr beſchränkt war, indem er nicht über die Häuſerreihe der Straße Nicaiſe hinausging, bis in die Mitte des Platzes vorgeſchoben, waren die Tuilerien von fünf Höfen begränzt und abgeſchloſſen.

Von dem Flora-Pavillon bis und einſchließlich zum erſten Pavillon des Centrums erſtreckte ſich der ſogenannte Füſilierhof. Von dem erſten bis ausſchließlich zu dem dritten Pavillon des Centrums erſtreckte ſich der große, ſogenannte königliche Hof. Von dem dritten Pavillon des Centrums bis und einſchließlich des Pavillons Marſan erſtreckte ſich der ſogenannte Schweizerhof. Hinter dem Pavillon Marſan endlich und auf dem Terrain der Straße Rivoli lag der ſogenannte Stallhof. Dieſer Hof hatte ſeinen Namen von den Stallgebäuden des Königs, die damals das Terrain einnahmen, auf welchem gegenwärtig die Paſſage Delorme und die Bauten zwiſchen dem Platze Rivoli und der Straße St. Honore aufgeführt ſind.

Im Weſten des Tuilerienſchloſſes war der Garten von fünf Terraſſen eingeſchloſſen. Diejenige, welche längs des Schloſſes hinlief, und die, wie noch heutzutage, mit Vaſen und Statuen verziert war, wurde die Palaſt-Terraſſe genannt.

Diejenige, welche von dem Pavillon Marſan nach dem Platze Ludwigs XV. lief, hieß Terraſſe der Feuillans, nach dem Kloſter dieſes Namens in der Diöceſe Rieux, deſſen Garten einen großen Theil des Terrains einnahm, das gegenwärtig, zwiſchen den Straßen Caſtiglione und Algier, mit den Häuſern der Rivoli-Straße bedeckt iſt. Dieſe Terraſſe war der Zeit von denſelben beiden Treppen durchſchnitten, die man dort noch jetzt ſieht. Diejenige, die der Straße Vingt-Neuf-Juillet faſt gerade gegenüber liegt, führte damals zu einem außerhalb der Terraſſe belegenen Caffehauſe, Holtot genannt, wo ſich gewöhnlich die Anteagſteller und die Wühler verſammelten, die von den Tribünen herab applaudirten oder ziſchten; die andere, der Straße Caſtiglione gegenüber, führte zu der Nationalverſammlung, die ihren Sitz in der Reitbahn hatte.

Die, mit der Terraſſe Feuillans gleichlaufende, Terraſſe, welche ſich von dem Flora-Pavillon bis zu dem Platze Ludwigs XV. erſtreckte, hieß die Terraſſe am Waſſerufer.

Die fünfte Terraſſe endlich, welche den Platz Ludwigs XV. begränzte, war, wie noch jetzt, in zwei Theile durchſchnitten: der Theil zwiſchen dem heutigen Gitter und dem Kai hieß die Esplanade des Dauphins, und der Theil zwiſchen dieſem Gitter und dem Garde-Meuble führte den Namen Esplanade der Orangerie. Der Graben, welcher den ganzen Platz umgiebt, ſchloß auch den Garten am äußerſten Ende der großen Allee ein. Ueber dieſen Graben führte an der Stelle, wo ſich das Gitter befindet, eine Zugbrücke, die jeden Abend aufgezogen ward.

Wir brauchen dem Leſer nun nur noch die Oertlichkeit und die Zugänge zur Nationalverſammlung, wo ſich das Drama vom 10. Auguſt entwickelte, zu bezeichnen.

Der Theil der Rivoli-Straße zwiſchen der Caſtigliani-Straße und dem Marſan-Pavillon war zu jener Zeit noch ein Hof, Reitbahnshof genannt. Derſelbe war auf der einen Seite durch die Mauer abgeſchloſſen, die ihn von den Tuilerien trennte, und auf der andern Seite durch die Einhägung der Gärten des Kloſters der Feuillans und der Hotels Noailles und Breteuil. Ein ſchmaler Gang längs des Pavillons Marſan führte zu dem Hof der Marſtälle und von dort zu dem gerade am Ende der Straße Echelle belegenen Platze des kleinen Carouſſells.

An dem andern äußerſten Ende des Hofes der Reitbahn, auf dem Terrain der Rivoli-Straße, befand ſich die ehemalige Reitbahn der Tuilerien, in welcher die conſtituirende Verſammlung ihren Sitz genommen hatte und wo nachdem die geſetzgebende Verſammlung ihre Sitzungen hielt. Ein ſchmaler Gang am äußerſten weſtlichen Ende, längs den Arcaden hinlaufend, durch die man zu der Straße St. Honore gelangt, führte zu der Verſammlung, und durch dieſen Gang und über die Treppe, welche ſich der Straße Caſtiglione gegenüber den Tuilerien zu öffnet, war es, wo Ludwig XVI. ſich in die Mitte der Repräſentanten begab. Die Deputirten begaben ſich gewöhnlich über die zwei oder drei Höfe des Kloſters der Feuillans, die nach der Straße St. Honore, dem Vendomeplatze gegenüber, hinausgingen, nach der Verſammlung.

Wir wollen uns nun wieder zu Ludwig XVI. und Marie Antoinette wenden, die ein wenig vor Mitternacht in ihre Appartements zurückgekehrt waren.

Ludwig XVI. war augenſcheinlich gewärtig, daß er umkommen würde. Er ſprach zum öfteren von ſeinem nahen Tode, ſagt Dumouriez, und dies immer mit der größten Ruhe. Mehr Chriſt als König, war er auf das Heil ſeiner Seele bedacht, weil er an dem Heile ſeines Volkes vielleicht verzweifelte. Sein Beichtvater war der, im darauf folgenden Monate in den Carmes maſſacrirte, General der Euditen-Congregation, Pater Franz Ludwig Hebert. Der Märtyrer vom 2. September ſprach dem Märtyrer vom 21. Januar Troſt zu.

„In ſein Inneres zurückgezogen," ſagt Peltier, „beſchäftigte er ſich mit den Pflichten, die ihm ſeine religiöſen Tugenden eingaben. Er ließ ſeinen Beichtvater, den Abbé Hebert kommen, und bereitete ſich wie ein geweihtes Opfer mit der ruhigſten und beſcheidenſten Ergebung auf jegliches Ereigniß vor."

Digitized by Google

Nachdem Ludwig XVI. seinen religiösen Pflichten ein Genüge gethan hatte, warf er sich völlig angekleidet auf ein Canapee und schlief bis 4½ Uhr.

An Ludwigs XVI. Stelle würden seine edlen Ahnen: Ludwig XIV., Heinrich IV., Franz I., selbst der heilige Ludwig muthmaßlich nicht gebeichtet und sicherlich sich nicht schlafen gelegt haben; jedenfalls hätten die Rechte des Rosenkranzes bei ihnen nicht den Rechten des Degens den Rang abgelaufen! Der Gott der Armeen wird diejenigen aufnehmen, die im Kampfe für das Gesetz fallen. Wenn man aber von den großen militairischen und königlichen Tugenden, woran es Ludwig XVI. gebrach, abstrahirt, so kann man der hehren Resignation, die unter dem Tosen der Sturmglocken und in der Erwartung des Todes schlummert, seine Bewunderung und Achtung nicht versagen. Unter den tausenden der von Demagogie und Wein trunkenen Buben, welche die Aufrührer auf die Monarchie, die Gewalt und die Stellen Sturm laufen zu lassen im Begriff standen, war sicherlich nicht ein Einziger, der es in dieser edlen Hingebung und in diesem Muthe so weit zu bringen fähig gewesen wäre.

Marie Antoinette legte sich nicht schlafen. Sie kehrte um 1½ Uhr in den Rathssaal zurück und richtete mehrere Fragen an ein Paar Municipalbeamte, die eben eintrafen, die Herren Le Roux und Bories.

„Wir stiegen, berichtet einer von ihnen, zu den Appartements hinauf und traten in den Rathssaal ein. Dort fanden wir die Königin vor, so wie Madame, die Tochter des Königs, Madame Elisabeth, und noch ein Paar Damen, welches, wie ich späterhin erfahren habe, die Frau von Lamballe und die Frau von Tourzel waren; ferner die sechs Minister, von welchen ich nur unsere frühern drei Collegen kannte; den Generalcommandanten der Nationalgarde, Herrn Mandat; den Legionschef Herrn de la Chenaye, einige andere Officiere und noch etwa zwanzig Personen ohne Uniform. Die übrigen Appartements mögen anderthalb bis zwei hundert Personen enthalten haben, die Nationalgardisten und Schweizer nicht mit gerechnet. Man sagte uns, daß Herr Röderer sich in einem anstoßenden Gemache schlafen gelegt habe. Es konnte eben 1 oder 1½ Uhr Morgens sein.

„Nachdem wir einige Zeit auf Fragen, welche die Königin, Madame Elisabeth und einige andere Personen an uns richteten, geantwortet hatten, wurde uns gesagt, daß der Herr Maire in die Nationalversammlung berufen worden sei und sich dahin begeben habe, und gegen 2½ Uhr hörten wir, daß er nach dem Gemeindehause zurück gekehrt war."

Wenn man diese letzten Worte Le Roux's mit einer sehr bestimmt ausgesprochenen Aeußerung Röderer's vergleicht, so ergiebt sich, daß es zwischen 1½ und 2 Uhr gewesen ist, wo Petion seinen schändlichen Verrath, über welchen die Geschichte bis jetzt hat nicht aufgeklärt sein wollen, oder nicht wagte aufgeklärt zu sein, in Ausführung gebracht hat.

Nicht nach dem Gemeindehause oder nach dem Stadthause hatte Petion sich um 2½ Uhr zurückgezogen, sondern nach der Mairie, dem jetzigen Hôtel des Polizeipräfecten, d. h. in seine Wohnung, wo ihn vier hundert Mann erwarteten, um ihn auf sein eignes Verlangen gefangen zu halten, damit die Tuilerien und die Monarchie den Anführern Preis gegeben würden, ohne daß seine Ehre als Maire unter der Schande eines solchen Verbrechens litte.

Wir wollen, allen künftigen Magistratspersonen zum Exempel, diese schmähliche Komödie genau detailliren.

Petion hatte dem Aufruhr seine Unterstützung zugesagt. Diese Unterstützung sollte darin bestehen, denselben frei schalten zu lassen, ihm durch keinen Befehl, durch keine Macht hinderlich zu sein. Zu dem Ende war es für Petion erforderlich, daß es das Ansehn hätte, als wiche er nur der Gewalt und sei von der siegreichen Insurrection selber in seinem Hôtel gefangen gehalten worden. Damit man keinen Umstand dieses Anschlags in Zweifel zu ziehen braucht, darf man nur hören, wie Petion ihn zwei Monate später in einer an Robespierre gegebenen Antwort erzählt:

„Auch Carra hatte mir Winke gegeben, und hinzu gesetzt: „Wir werden sorgen, daß Sie schußfrei seien: man wird Sie nicht aus dem Hause lassen .... Aber siehe da, man schien es vergessen zu haben, oder zögerte doch, mich gefangen zu halten. Wer meinen Sie, der dann mehrere Male hinschickte, und auf die Ausführung dieser Maaßregel dringen ließ? **Das war ich selber, ja, ich!** Denn sobald ich wußte, daß die Bewegung allgemein war, da war ich, weit entfernt ihr hinderlich zu sein, vielmehr entschlossen, sie zu begünstigen."

Diese vorbedachte Schurkerei ist in der That pünktlich in Ausführung gebracht worden.

Obgleich entschlossen, Ludwig XVI. und die Monarchie dem Aufruhr Preis zu geben, mußte Petion als Maire und alleiniger Disponent der öffentlichen Macht doch mit einiger Vorsicht zu Werk gehen. Er konnte nicht umhin, im Schlosse zu erscheinen, um über den Zustand von Paris Aufschluß zu geben, um so mehr, als es nicht fehlen konnte daß er dazu von dem Departement aufgefordert wurde. In der That fragte Röderer, als er um 11 Uhr Abends in den Tuilerien angekommen war, einen Minister, ob der Herr Maire dort sei, und schrieb, als das verneint wurde, ein Billet an denselben, in welchem er ihn nach den Tuilerien beschied; er traf aber dort ein, ehe dasselbe noch abgeschickt werden war. Nachdem Petion dann ein zwanzig Minuten mit dem Könige und dem Herrn Röderer gesprochen hatte, entzog er sich den Anforderungen Mandat's um Pulver mit den Worten: „es ist hier drückend heiß, ich muß frische Luft schöpfen," ging hinunter nach dem Garten, und ließ sich im Schlosse nicht wieder sehen.

Petion konnte jedoch nicht anders als unter dem Schein der Nothwendigkeit fortgehen; es wäre ja unverantwortlich gewesen, wenn er dem Könige seine Mitwirkung hätte versagen wollen, auch konnte er neuerdings requirirt werden. Er konnte sich dem nur durch einen Beschluß der Versammlung, wie er es mit Carra verabredet hatte, entziehen. Diesen Beschluß wartete er nun in den Garten ab, und von dort aus mahnte er auch zu mehreren Malen um die Ausführung dieser Maaßregel.

Gegen 1 Uhr Morgens erschien in der That eine erste Deputation der Municipalität, oder die sich dafür ausgab, vor der Baree der Versammlung, um ihre Besorgniß über den Maire, der seit zwei Stunden nicht gesehen worden sei, auszusprechen. Dies Manöver war so plump, daß mehrere Deputirte, die nicht in das Geheimniß eingeweiht waren und die Petion in dem Garten hatten lustwandeln sehen,

Digitized by Google

das Wort nahmen und erklärten, daß sie den Herrn Maire seit zwei Stunden mehrere Male in der Nähe des Saales der Versammlung gesehen hätten. Von dort aus hatte der Maire seine Deputation abgesandt.

Einige Augenblicke später traf ein Schreiben von den Polizeiadministratoren ein, dessen Verlesung die Versammlung befahl. „Die Administratoren zeigen an," heißt es in dem officiellen Protocoll der Sitzung, „daß jeden Augenblick bei der Gemeinde nach dem Maire gefragt werde, der, wie man sage, nach dem Schlosse gegangen und dort von Leuten umgeben sei, die Treuloses gegen ihn im Schilde zu führen schienen, aus welcher Gefahr ihn allein die Versammlung ziehen könne.

Als dies Schreiben verlesen worden war, erließ die Versammlung ein Decret, wodurch dem Maire befohlen wurde, sofort vor der Barre zu erscheinen, um Rechenschaft über das, was vorgehe, zu geben. Das Decret wurde sogleich expedirt und durch einen Huissier der Versammlung, dem zwei Nationalgendarmen mit brennenden Fackeln voraufgingen, Petion überbracht.

(Fortsetzung folgt.)

Acht Tage im Harz.

(Fortsetzung.)

Ich setzte nun meinen Wanderstab weiter durchs Bodethal, und nahm hier eine Marmormühle in Augenschein. Die Marmorblöcke wurden mit einer stumpfen, oben und unten gleich dicken Säge zerschnitten, die durch ein Wasserrad in Bewegung gesetzt wurde. Während des Sägens fließt immer Wasser in die von der Säge geschnittene Rille, auch wird beständig etwas Sand hineingeschüttet; die erhaltenen Platten werden dann weiter auf eine eigene Weise polirt, indem man sie in eine schwingende Bewegung setzt. Die Cannelirungen an den Marmorplatten werden durch eine glühende Kohle hervorgebracht. In dem Lokal wurden mir einige Platten gezeigt, welche, nachdem sie polirt waren, besondere Zeichnungen, Köpfe u. s. w. deutlich erkennen ließen. —

Ueber Hüttenrode, wo ich überall eine Menge kleiner Schachte mit ihren Mundstollen erblickte, die Privateigenthum der Bewohner der Umgegend sind, marschirte ich nach der berühmten Bergkuppe, dem Ziegenkopf. Von diesem Punkte aus hat man eine der herrlichsten Aussichten, so weit das Auge schweift, erblickt man grünende Wälder, phantastische Felsen und freundliche Ortschaften. Die Ruine „der Regenstein" erkennt man durch ein Fernrohr sehr deutlich. Ein Graf Albrecht, der dort frühre hauste, überfiel von seinem sichern Standpunkte aus die reichen Kaufherren von Quedlinburg und Halberstadt, und beraubte sie ihrer Waaren. Einst belagerte er auch die Stadt Quedlinburg, aber die Bürger vertheidigten sich tapfer, sie machten einen Ausfall, schlugen den Grafen in die Flucht, der nur mit Noth seine Geestrosfeburg bei Badeborn erreichte, aber auch diese wurde erobert, und der flüchtige Graf Albrecht gefangen genommen. Die Quedlinburger sperrten ihn nun in einen großen Kasten, von Eichenbohlen gezimmert, ein, in welcher Folterkammer der Raubgraf zwei Jahre zubringen mußte. Albrecht wurde nach Verlauf dieser Zeit, unter harten Bedingungen wieder frei gegeben, er mußte die Stadtmauern Quedlinburgs mit sieben neuen Thürmen versehen, und die Lauenburg, so wie reiche Forsten abtreten. Der Kasten, in welchem der Graf gesessen, wird noch zu Quedlinburg gezeigt. —

Endlos sieht man sich die Teufelsmauer ausdehnen, die wie ein riesig steinerner Rücken, sich aus dem, im grünen Schmucke prangenden Blachfelde erhebt. Die Teufelsmauer hat, der Volkssage nach, der Höllenfürst erbaut, um der christlichen Lehre den Eingang zu verwehren, aber Gottes Wetterstrahl zerschmetterte den steinernen Wall des Satanas, der sich nun auf einem der höchsten Felsenblöcke seiner zertrümmerten Mauer, auf dem „Großvater" aufhalten soll. Vom Ziegenkopf aus erblickten wir auch das Schloß zu Quedlinburg, und in verschwimmender Ferne den Dom zu Magdeburg. Aber am reizendsten liegt zu unsern Füßen im Thale die kleine freundliche Stadt Blankenburg. Beschattet von prachtvollen Eichen wanderte ich den Berg hinunter, und begrüßte das Städtchen, das mich jedoch nicht lange zu fesseln vermochte; von der Anhöhe blickt das Schloß freundlich hernieder, das während der Sommermonate der Herzog von Braunschweig bewohnt, der sehr viel zur Verschönerung desselben und für die Parkanlagen thun soll. Das Schloß enthält manche sehenswerthe Gegenstände, u. a. Gemälde von Kranach, Teniers und Wouwermans; auch ein Portrait der berühmten Aurora von Königsmark wird dort gezeigt. — Von Blankenburg lenkte ich meine Schritte nach dem reizenden Thale, und zu meiner Seite erhoben sich in weiter Ausdehnung die Felsblöcke der Teufelsmauer, unter denen besonders der „Großvater" hervorragte. Ich betrat das romantische Roßtrappethal, und hier hemmte bald die Blechhütte, welche man der vielen Blech- und Hammerwerke, und wegen der Schmelzhütten diesen Namen gegeben, meine Schritte. Die rauschende Bode murmelte geschwätzig an mir vorbei, eine kleine hölzerne Brücke ist über sie gespannt, welche man passiren muß, wenn man die Roßtrappe ersteigen will. In der Nähe der Hammerwerke war ein Wirthshaus, wo ich einen Führer nahm, der mich nach der Roßtrappe und durch das wildromantische Bodethal begleiten sollte. Der Weg nach der Roßtrappe ist ziemlich steil, aber anfänglich beschatten ihn die herrlichsten Laubbäume, und hölzerne Bänke laden hie und da den Ermüdeten zum Ausruhen ein. Auf dem Plateau des Berges erhebt sich ein, von herrlichen Bäumen umringtes Wirthshaus, und hier ließ ich mich einige Augenblicke nieder, ehe ich die Wanderung nach der eigentlichen Roßtrappe antrat. Ich suchte unter der sogenannten Königsbuche, die zwanzig Fuß im Umfange messen soll, leider war auch dieser stattliche Baum durch eine Menge Namen verunziert. Es haben so manche Reisende die widerliche Angewohnheit ihre kleinlichen, erbärmlichen Namen überall hinzukritzeln. Wo irgend ein Felsen bedeutend hervorragt, wo sich zur Erinnerung an einen großen Todten ein Kreuz erhebt, kann man immer mit Sicherheit darauf rechnen diese Punctsten zu finden. Der Dichter Ferrand schildert uns einen solchen Reisenden „Kiselack," der überall in der sächsischen Schweiz, und oft mit Lebensgefahr seinen Namen in großen Lettern hingemalt hatte. Das Geschlecht der Kiselacke ist leider unzählig und unsterblich, wie Blattläuse wuchert es fort und fort. —

In der Nähe des Wirthshauses sah ich auch eine Menge rother und gelber Kreuzschnäbel in kleinen Käfigen, die, wie man

Digitized by Google

wie sagte, als Lockvögel benutzt würden. Die dann gefangenen Vögel werden als Leckerbissen angesehn, und wandern in die bodenlose Kloake, in den menschlichen Magen. Nicht einmal die kleinen gefiederten Bewohner der Wälder sind dem Menschen heilig. Der Kreuzschnabel hatte mehr Mitleid mit dem leidenden Sohne Gottes, als wir jetzt für diesen Vogel haben; er flog auf das Kreuz, und bemühte sich, die Nägel aus den Händen des Heilands zu ziehn, und bei der Anstrengung und dem Eifer des mitleidvollen Vogels bog sich der Schnabel, und erhielt die Gestalt, welche er jetzt noch hat. Auch Bartmeisen sah ich hier, die jedoch nicht im Haarze gefangen werden, und die Bechstein der Jüngere in seiner Naturgeschichte der Stubenvögel folgendermaßen besingt:

„Freund Bartmännchen hält sich sehr stattlich und strack, so es hat
geovitätische Haltung.
Sein Schnabel ist eings mit Borsten besetzt, und sein Bart ist
von eigner Gestaltung.
Er läuft von der Schnabelwurzel gekrümmt wie ein Knebelbart
über die Wangen;
Der Rücken ist röthlich, der After ist schwarz, und der Schweif
gehört zu den langen."

„Dem Weibchen mangelt der Knebelbart, wär' auch just keine
Zier für ein Weibchen;
Sein Scheitel ist rostroth und schwarz gefleckt, es zeigt ein zier-
liches Leibchen.
Die Schönheit der Farben, die edle Gestalt, und die Munterkeit,
welche sie zeigen,
Empfiehlt diese Vögel ganz ungemein, auch Gesangtalent ist ihnen
eigen."

Von der „Stelzens Höhe" hat man an der einen Seite einen prachtvollen Ueberblick über Waldungen, Wiesen, Flecken und Dörfer, an der andern sieht man in das zerrissene, wildzerklüftete Bodethal hinunter; man hört droben die weißschäumende, über die Klippen tanzende Bode noch brausen. Von der „Bülow's Höhe" ist der Anblick vielleicht noch großartiger; die Felsenwand, welche hie und da mit himmelhochstrebenden Tannen bewachsen ist, senkt sich schroff hinunter, und zeigt uns phantastische Gebilde, deren Formen das Herz jubeln lassen. Die Roßtrappe erinnerte mich an norwegische Felsen; sie zeigt dieselbe Großartigkeit und Verschiedenheit ihrer Gestaltungen. Die eigentliche Roßtrappe befindet sich auf einem kolossalen Granitblock, und auch das Roß, welches den Eindruck hervorbrachte, gehörte gewiß zu den riesigen. Als ich dort anlangte, traf ich einen Jäger, mit Weidtasche und Pistolen versehn, er lehnte sich sorglos an den Granitblock, und nachdem ich ihn aufgefordert das Pistol zu lösen, schoß er ins Thal hinunter, und die Felsenwände gaben das Echo hundertfach wieder; — wie das Getöse des Donners, anfänglich stark und stärker rollend, dann immer schwächer werdend, erstarb allmählig in weiter Ferne des Jägers Schuß. Die Sage berichtet: „Daß einst ein König ein liebliches Töchterlein hatte, das er einem grausamen Heiden vermählen wollte; die Jungfrau jedoch liebte einen armen Prinzen, mit dem sie, um den Nachstellungen des Heiden zu entgehn, flüchtete, dieser jedoch bemerkte ihre Flucht und verfolgte sie mit seinem Riesenpferde. Als die Prinzessin den, der Roßtrappe gegenüberliegenden Felsen, den Hexentanzplatz, erreicht hatte, bemerkte sie ihren Verfolger, und wagte nun mit ihrem Zelter den entsetzlichen Sprung, sie kam glücklich hinüber, und das Roß drückte seinen Huf in den Granit. Der Verfolger spornte sein Riesenpferd, um ebenfalls den Sprung zu wagen, es stürzte jedoch mit seinem Reiter in die bodenlose Tiefe hinab. Dort brüllt und tobt noch jetzt der Heide, und bewacht die goldne Krone, welche die Prinzessin während des Sprunges vom Haupte verloren hatte." Das ist der Hauptinhalt der Sage, welche aber jeder Führer mit Variationen und komischem Pathos vorträgt. —

Fast jeder Felsen, der durch eine besondere Form in die Augen fällt, hat einen Namen erhalten, und der Cicerone macht uns mit Pathos auf die Teufelskanzel und den Mönch aufmerksam. Von der Roßtrappe wanderte ich auf etwas beschwerlichen Wegen, die sich beständig im Zickzack wanden, den schroffen Felsen hinunter, um in das Bodethal hinabzusteigen. Tannen bedecken das Gestein, und schlingen ihre Wurzeln um den Felsen, so daß es aussieht, als ob Schlangen ihn umzingelten. Die Abendsonne vergoldete die grünen Wipfel und die nackten Klippen, und unvergleichlich ist der Anblick, wenn man aus der Tiefe das Auge, nach den schroff sich erhebenden, himmelanragenden Felsen schweifen läßt; man sieht nirgends einen Ausweg, unter uns gährt und kocht die Bode, die Klippen scheinen sich auf uns zu wälzen, die Bäume flüstern Mährchen und Sagen, und über uns spannt sich friedenverkündend ein Stück des azurblauen Himmels. Drunten im Bodethal angelangt, führt uns eine schmale Brücke, die sogenannte Teufelsbrücke, über die forellenreiche Bode, die uns donnernd begrüßt; das Auge kann sich von dem herrlichen Naturspiel nicht abwenden, und blickt beständig nach den gähnenden, schäumenden Wogen, welche die steinernen Rippen der Felsenblöcke peitschen. Auch hier im Bodekessel hat Herr Ueian sein Wesen getrieben, und das „Teufelswaschbecken" und das „Teufelsschilderhaus" erinnern an ihn. Wir treten den Rückweg über die Teufelsbrücke wieder an, um später die Bode nochmals zu überschreiten, und eine leicht hingeworfene, schlanke Brücke, die Jungfernbrücke, führt über das wilde Gebirgswasser. Hier, im Schatten herrlicher Laubbäume, hat ein Wirth an die Felsenwand eine leichte Bretterbude gelehnt, und erfreischt bereitwillig den ermüdeten Wanderer mit Speise und Trank. — Der Weg, der nun wieder über Hubertusbad nach der Blechhütte führt, ist einer der lieblichsten; man schreitet durch Parkanlagen und Boskett's, begleitet und begrüßt von dem tausendstimmigen Chor der Waldvögel. Die Schwarzdrossel ließ ihre melancholischen Töne weithin erschallen, und die Nachtigall schmetterte tief im Gebüsche ihre sehnsuchtsvollen Weisen.

„„Horch, wie wonneflötend in des Fliederbaumes,
Mondbeglänzten Zweigen singt die Nachtigall!
Rings das heil'ge Schweigen eines Lenzentraumes
Der Natur — und einzig diese süße Hall.""

Ich übernachtete im Bodethale in der Blechhütte, und setzte am 11. Juni meinen Weg über Reinstedt und Gernrode nach dem Stubenberg fort. Auf der Kuppe dieses Berges ließ der Fürst Victor Friedrich von Anhalt-Bernburg ein geschmackvolles Wirthshaus errichten; die Aussicht, welche man von dem Stubenberg genießt, gehört unstreitig zu den reizendsten im ganzen Harz. Unter uns dehnt sich der bewaldete Stubenberg aus, und die

Digitized by Google

Wipfel der Bäume, welche den Berg umgürten, ragen bis zu uns empor, und flüstern uns Grüße von den Nymphen des Thals zu. Die rothen Dächer von Gernrode schimmern so freundlich im Morgenlicht, die Häuser alle liegen zwischen üppigen Obstbäumen versteckt, weiter in der Ferne wechselt Laub- und Nadelholz und erfreicht durch sein lebhaftes Grün das weitschweifende Auge, wir sehen die Gypssteine bei Ballenstedt, hie und da alte Warten zerstreut, und die Thürme von Quedlinburg und dem fernen Halberstadt. Vom Stubenberg wanderte ich nach dem Mägdesprung, der paradiesisch im Selkethal liegt, hier befinden sich bedeutende Hüttenwerke, welche der Reisende gewöhnlich am Morgen oder Abend in Augenschein nimmt, weil dann das geschmolzene Eisen aus dem Hochofen in die Formen gelassen wird. In der Nähe der Werkstätten erhebt sich ein aus Gußeisen verfertigter Obelisk von ungefähr 60 Fuß Höhe, der dem Erbauer der Hüttenwerke errichtet wurde. Die Inschrift lautet: „Dem Beglücker des Vaterlandes, Friedrich Albrecht, errichtet Anno 1812." Hohe Berge, in üppiger Vegetation prangend, umgeben die Hüttenwerke im Thale. An der rechten Seite des Selkethales befindet sich die Mägdetreppe, hier sieht man in den Granit ein paar riesige Menschenfüße gepreßt, und die Sage berichtet, daß ein Riesenmädchen, welches in den Wäldern jagte, ein Angstgeschrei vernahm, sie erklimmt eiligst einen Felsen, und sieht von hieraus wie ihre Freundin von Satyrn und Faunen gemißhandelt wird, weil sie sich den Lüsten derselben nicht ergeben will; da wagt sie den entsetzlichen Sprung über die Bergspalte, tödtet die Ungeheuer, und befreit jubelnd die Gespielin ihrer Kindheit. — In der Nähe der Mägdetreppe erhebt sich ein schönes eisernes Kreuz, welches die Prinzessin von Bernburg ihrem Vater Alexius Friedrich Christian errichten ließ. Der Blick von dieser Höhe in's Thal hinunter ist unendlich belohnend; Hüttenwerke, Wald, Wiesen und Teiche erquicken und erfreuen das Auge.

Ich wanderte nun nach dem reizenden Alexisbad, das mit Recht ein irdisches Eden und das Tempe Deutschlands genannt werden kann, nur muß man diesen Ort nicht während der eigentlichen Badezeit besuchen, weil dann die ganze Umgegend mit Modekranken und hysterischen Frauenzimmern angefüllt ist, und eine klassische Steifheit und Gespreiztheit sich mit wenigen Ausnahmen aller Badegäste bemeistert. Karl Mayer schildert uns in einem Gedichte das Prototyp dieser Kranken; er führt uns ein bleiches Fräulein vor, das in den Laubgängen wie ein Schatten umherschwebt, sie trinkt nur Selterswasser und ihre Seufzer erklingen im rauschenden Hain. Von Tag zu Tag ward das Fräulein schwächer und geisterhafter, bis es endlich in einem Seufzer hinstarb, und jetzt noch als ein Lispel die Quelle umschwebt. —

Die rauschende Selke hüpfte beständig an meiner Seite, und küßte die Blumen eines üppigen Wiesenteppichs, in welchen Gottes Finger die Orchis, Salvia, Valeriana und eine Menge anderer reizender Blumen mit verschwenderischer Hand gestickt hatte. Ich besuchte den Alexisbrunnen, über welchen ein einfaches, aber geschmackvolles Häuschen errichtet ist, ich trank von dem eisenoxydhaltigen Wasser, das mir jedoch nicht sonderlich mundete. Ob das Eisen des Wassers in das Blut übergeht, weiß ich nicht, glaube es jedoch; das menschliche Blut enthält bekanntlich ebenfalls Eisen, und irgend ein Chemiker behauptete einst: „Non desperarem ex humano sanguine et clavos et enses, et instrumenta omni genere cudi posse," wozu freilich ein Glaube gehört, der Berge versetzen könnte. Ich wanderte nun wieder bergan, beständig beschattet von schönem Laubholz, um dem Luisentempel meinen Besuch abzustatten; gußeiserne Säulen tragen eine vergoldete Kuppel, die man auch vom Thale aus weithin schimmern sieht; die bewaldeten Bergkuppen lassen uns keine weite Fernsicht genießen, aber Lieblichkeit und Anmuth haben sich überall gepaart, und Bildungen hervorgebracht, die das Auge unwillkürlich fesseln. Beständig durch Gehölz wandernd, und einen halben Bogen beschreibend, erreichte ich das eiserne Ehrenkreuz der Preußen (ich habe mich nicht erkundigt, ob es den Preußen wegen der glorreichen Feldzüge in den Jahren 48, 49 und 50 errichtet ist, oder ob es aus einer frühern Zeit stammt), und blickte hinunter in das Thal, auf das Bad, und die wenigen daranstoßenden, freundlichen Gebäude. Nachdem ich mich in dem Speisehause erquickt, wanderte ich wieder nach dem Mägdesprung durchs Selkethal dem Meisberg zu. Auf dem Meiseberg prangt ein stattliches Jagdhaus, auf welchem sich Hirschgeweihe stolz erheben; ein lieblicher Garten voll dunkler, schattiger Lauben umgibt des Jägers Wohnung, der zugleich als freundlicher Wirth häufig von den Bürgern Ballenstedts und Quedlinburgs heimgesucht wird. Wie sehen unter uns auf grünen Matten die Leimsiedemühle, und im Osten ragt der Bracken gen Himmel empor; überall, soweit das Auge schweift, sieht es Laubholz; Buchen, Birken und Linden wechseln beständig, und bringen die reizendste Farbenmischung hervor. Der Weg vom Meiseberg nach Ballenstedt führt fortwährend durch Waldung und Gehölz, das in seiner steten Abwechslung die größte Mannigfaltigkeit bietet; ein heiliger Feierton ist über die ganze Natur gespannt, wie er nur in den Gefilden der Seligen, nur in Walhalla herrschen kann. Wem irgend ein Kummer das Herz zusammenpreßt, der wird ihn gewiß hier, wenn auch nur auf Stunden, vergessen und verträumen und vergessen. Alles scheint im herrlichsten Einklang zu stehn, und selbst der Wanderer, der flüchtig an die vorüberstreift, macht einen freundlichen Eindruck auf dich. Es gibt Gegenden, welche den Menschen veredeln müssen, eine solche ist die Umgegend Ballenstedt's. —

(Schluß folgt.)

Grammatik der deutschen Sprache als Grundlage für den grammatischen Unterricht überhaupt. Zum Gebrauche für Gymnasien und höhere Bürgerschulen von Dr. A. Zeising. Leipzig 1847. Gebauersche Buchhandlung. S. XVI. 143.

Leitfaden für den ersten grammatischen Unterricht in der deutschen Sprache in ganz streng geschiedenen Cursen. Zum Gebrauch für Volksschulen und die untern Klassen höherer Lehranstalten. Von Dr. A. Zeising, Prof. am Carls-Gymnasium zu Bernburg. Bernburg, bei F. W. Gröning. 1852. S. 20.

Daß der Sprachunterricht die Grundlage und den Mittelpunkt des gesammten Unterrichts bilden müsse, und die Erkenntniß der Sprache und der sprachlichen Erscheinungen überhaupt nur an die

Digitized by Google

Muttersprache angeschlossen werden dürfe, darin hat der Hr. Vers. völlig recht. „Die Muttersprache", sagt Jean Paul, „ist die Sprachmutter", und muß es sein und bleiben. Wie sie aber an das Kind gebracht werden müsse, damit sie nicht allein eine Sprachmutter, sondern auch ein formelles Bildungsmittel für den Geist werde, ist eine andere Frage. Wer den ersten Unterricht in derselben mit Definitionen, Regeln, Kunstausdrücken ꝛc. beginnt, wird leeres Stroh dreschen und kann sich nicht damit rechtfertigen, daß sein Unterricht oder sein Lehrbuch für Gelehrtenschulen bestimmt sei: denn es giebt so wenig eine eigene Pädagogik für Volks- und eine andere für Gelehrtenschulen als es eine protestantische oder katholische Pädagogik giebt. Der Entwickelungsgang der kindlichen Natur ist in Gymnasial- wie in Volksschulen komplet derselbe, folglich muß auch die darauf sich beziehende Methode dieselbe sein. Fordert nun diese, daß aller Anfangsunterricht von Anschauung zum Begriff, vom Besondern zum Allgemeinen ꝛc. aufwärts steigen soll, so muß auch der erste Unterricht in allen Schulen sich nach diesem Gesetze richten. Auf der untern Bildungsstufe den Kindern irgend eine Wissenschaft nicht als ein Fertiges, Abgeschlossenes vorlegen, sondern die Regeln, Definitionen ꝛc. aus gegebenen Beispielen von dem Kinde selbst entwickeln lassen, und zu den auf diese Art gleichsam selbst aufgefundenen Regeln die weiteren Beispiele selbst auffinden lassen: das übt die reflektirende und subsummirende Urtheilskraft und macht die aufgefundenen und angewandten Regeln zum geistigen Eigenthum, welches eben deshalb der Vergessenheit nicht mehr unterworfen ist. — Die Grammatik des Herrn Dr. Zeising schlägt den gewöhnlichen Gang ein, beginnt mit der Definition der Sprache und endigt mit der Interpunktionslehre, die Sprachlehre wie den Leitfaden in Laut-, Wort- und Satzlehre zerlegend. Beide Schriften gehören daher eigentlich in die Hand des Lehrers, und gewähren ihm, wenn er eine Regel oder Definition methodisch und pädagogisch entwickelt hat, den Vortheil, sie dem Kinde in dem Buche nachzuweisen und weiter einprägen zu lassen. Ist der Grund gehörig gelegt, dann mag er in einem folgenden Cursus die Paragraphen der Reihenfolge nach durchnehmen, um das Ganze der Sprachlehre in wissenschaftlicher Form der Jugend vor die Seele zu bringen, und zwar tiefergehend und andere Sprachen berücksichtigend, wenn er Gymnasial- und höhere Bürgerschulen, als wenn er Volksschulen vor sich hat. Dazu eignen sich obige Schriften wegen ihres gedrängten, geordneten und kernigen Inhalts! Dr. Kgr.

Lehr- und Lesebuch, oder der sinnliche und sittliche Anschauungsunterricht für die Mittelklasse der Volksschule. Von Alb. Haesters, erstem Lehrer an der Knabenschule in Werden a. d. Ruhr. Essen, bei G. D. Bädeker. 1851. S. XVI. 228.

Das erste Lehr- und Lesebuch, welches Kindern in die Hand gegeben, nach welchem sie unterrichtet werden, ist in Bezug auf Form und Inhalt keineswegs eine gleichgültige Sache. Die ersten Eindrücke sind nicht allein die bleibendsten, sondern die Gegenstände, welche dieselben hervorbringen sollen, müssen auch methodisch ausgewählt sein; aber noch immer scheinen manche Aeltern und selbst manche Lehrer zu glauben, daß den jüngeren Kindern jedes Buch und jeder Lehrer und jede Schule gleich sei, und daher werden zum großen Nachtheil der Kinder nicht allein die ersten Schuljahren für Geist und Herz vergeudet, sondern gewöhnlich auch durch diese Verkehrtheiten Lust und Liebe zur nöthigen Ausbildung erstickt und die Kinder mit Begriffen, Wörtern oder Zahlen abgefunden, welche unverständlich und daher ohne Frucht bleiben, weil ihnen der Hintergrund anschaulicher Vorstellungen fehlt. Seit Basedow, Pestalozzi ꝛc. hat man daher diesen Grundfehler mehr und mehr erkannt und deshalb in Lehrbüchern der Pädagogik seinen Nachtheil erörtert und zweckmäßige Lehr- und Lesebücher für den Anfangsunterricht entworfen.

Obige Schrift ist ein neuer Beweis. Der Vers. geht von Schule und Haus aus, und sucht nicht allein die ersten Naturkenntnisse zu veranschaulichen, sondern auch in weiterer Ausdehnung die ersten Kenntnisse des menschlichen Körpers, der Seele und Gottes klar zu machen, die Geistes- und Gemüthskräfte der Kinder zu entwickeln und deren Sprachunterricht damit naturgemäß in Verbindung zu bringen.

Das Buch ist methodisch geordnet, die Aufeinanderfolge der Abschnitte ist gleichmäßig; doch möchte es mehr ein Lehr- als Lesebuch sein und mehr für die unteren als mittleren Klassen städtischer Schulen sich eignen. Dr. Kgr.

Miscellen.

Bei einem heftigen Gewitter, am 16. Juli, schlug der Blitz zu Southampton, der bekannten englischen Hafenstadt, in das Büreau des electrischen Telegraphen ein, und trieb mit den Drähten und den anderen Apparaten ein so dämonisches Spiel, daß sämmtliche Angestellte erschrocken Reißaus nahmen.

Der französische Polizei-Präfect hat eine Commission ernannt, um zu untersuchen, ob die Inoculation nicht auch in Betreff gewisser Krankheiten als ein Präservativ anwendbar sein sollte.

In Folge der starken Concurrenz sind die Preise der Fahrten mit den Omnibussen in London jüngst dermaßen reducirt worden, daß man nun ansehnliche Strecken für 1 Pence mit ihnen fahren kann, und die reichlich 3 (englische) Meilen weite Fahrt von Charing-cross nach Maida-Hill nur 2 Pence kostet.

Wie die Times erzählen, näherte sich jüngst ein Ballon in der Nähe des Schlagbaums von Greenwich der Erde, und ein dort beschäftigter Maler sprang hinzu, um ihn an einem der herunterhängenden Stricke, den er ergriff, festzuhalten; in demselben Augenblicke erhob sich der Ballon aber wieder mit erneuerter Kraft so rasch, daß der Maler mit in die Höhe gehoben wurde und eine Höhe von 60 bis 70 Fuß herabgestürzt sein würde, wenn die Luftschiffer ihn nicht zu sich in die Gondel gezogen hätten.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 63. Sonnabend, den 7. August. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Klinggedichte ..... Seite 489
Der erste Preßproceß, im Jahre 1472 ..... " 490
Die verbannten Bourbons in England, vor der Restauration von 1814 ..... " 495
Literatur:
Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation ꝛc. ꝛc. ..... " 496
Miscelle ..... " 496

Klinggedichte.

1. Hohes Alter.

Schwer mag es sein den Tod des Jünglings sterben,
Vom weichen Arm der Liebe losgerissen,
Von Licht umstürmet und von Finsternissen,
Mit heißer Brust in kaltem Eis verderben.

Doch schwerer noch ist's lange Jahre leben,
Am Stab zu hinken und das Licht zu missen,
Das Band der alten Zeit vor sich zerrissen,
Die alte Sitte hinter sich in Scherben.

Fremd stehest du am heimathlichen Heerde,
Und fremde Blumen siehst du rings entfalten,
Denn neue Triebkraft füllt die alte Erde:

Zerknickt der Stab, an dem du dich gehalten,
Verglüht des Lebens und der Freude Flamme
Ein dürres Reis an einem frischen Stamme.

2. Neues Leben.

Die Sonne naht! ihr liebeheißes Auge
Hat alle Sänger der Natur geweckt,
Mit Blumen hat sie rings die Flur bedeckt
Und frische Rosen blüh'n aus dürrem Strauche.

Die Liebe naht! vor ihrem Lebenshauche
Flieht aus der Sängerbrust der Schmerz erschreckt,
Ein Liederreis hat sie ins Herz gesteckt,
Daß es sich Nahrung aus dem Herzen sauge.

Wohin der Blick der Liebe segnend dringt,
Da sprießen Blumen, rieseln klare Quellen
Und jeglicher Gedanke wird zur Dichtung.

Von Himmelsflügeln wird das Lied beschwingt,
Die finstre Brust muß Tageslicht erhellen:
Ein neues Leben blüht aus der Vernichtung.

3. Traumglück.

Wohl sind sie süß des künft'gen Glückes Träume,
Das Vorgefühl von künftigem Entzücken!
Vom Leid der Gegenwart als goldne Brücken
Zieh'n sie hinüber in des Lichtes Räume.

Wie Blüthenschnee sich senkt auf junge Bäume,
Wie Frühlingsknospen mild die Erde schmücken,
Entkeimen sie der Brust, die Sorgen drücken,
Ob auch des Grames Becher überschäume.

Digitized by Google

Iſt die des Glückes Vollgenuß beſchieden,
Nicht minder freudig wird das Herz die wogen
Und doppelt fühlt die Seele ſich zufrieden.

Doch bliebe die die Wirklichkeit verſchloſſen
Und hätte Blüth' und Knospe dich betrogen,
So haſt du doch des Traumes Glück genoſſen.

F. J. Feeiholz.

Der erſte Preßproceß, im Jahre 1472, von H. Raiſſon.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

Bei den immenſen Arbeiten, die zur Verſchönerung dieſer Königin der Hauptſtädte gleichzeitig auf allen Punkten von Paris vorgenommen werden, werden täglich merkwürdige Alterthümer zu Tage gefördert, Ueberreſte von Denkmälern, die man ſeit Jahrhunderten für total vernichtet hat halten müſſen, Medaillen, Inſchriften, ja ſelbſt ganze Straßen, die bis auf ihre Namen in Vergeſſenheit gerathen waren, und ſich mit ärmlichen Bauwerken verbunden wiederfinden, welche deren Eigenthümer ſo wie die Baumeiſter der Stadt nicht kannten und deren Daſein erſt durch die Expropriation wieder offenbar werden konnte.

Eine der wichtigſten dieſer Wiederauffindungen iſt diejenige, welche vor einigen Wochen bei dem Einreißen des gewaltigen Häuſerknäuels dem Hôtel Cluny in der Straße Mathurins-Saint-Jacques gegenüber gemacht worden iſt. Daſelbſt hat man inmitten eines Labyrinths von unförmlichen Bauten, ein ſeit Jahrhunderten angehäuftes, ſchwarzes Gemäuer, ungeſunde, morſche Wohnungen, die ſich nur durch die Verbindung ihrer Maſſe aufrecht erhalten hatten, zuvörderſt einen Theil des Mathurinenkloſters, und insbeſondre die Kapelle mit ihren Fenſtern im reinſten Ogivalſtyl, ihren niedlichen ausgezackten Arbeiten und ihren kühnen und graciöſen Bogen, wiedergefunden, und darnach ein Fragment der Straße, die im funfzehnten Jahrhundert unter dem Namen Coupe-Gueule (Schneid' den Hals ab) berühmt geweſen iſt, aus welcher dann aber, ſeit faſt vier hundert Jahren, eine Art Gang oder innerer Hofes geworden war, deſſen Urſprung niemand kannte.

Und doch hat ſich in einem der Häuſer dieſer Straße eins der merkwürdigſten Ereigniſſe des funfzehnten Jahrhunderts zugetragen! In dieſem Hauſe, von welchem noch dieſen Augenblick, wo wir dieſe Zeilen ſchreiben, einige Fragmente ſtehen, ſind die erſten in Europa gedruckten Bücher verkauft worden, auch hat ſich daſelbſt der erſte Preßproceß entſponnen. Dieſer Proceß iſt ein förmliches Drama, und dies Drama zu erzählen wollen wir nun verſuchen.

Im Jahre 1440 lebte zu Mainz ein Mann Namens Johann zum jungen Aben.*) Der Vater dieſes Mannes, ein berühmter Goldſchmidt in Deutſchland, hatte ihm ein ziemlich anſehnliches Vermögen hinterlaſſen, und Gott ihn durch Verleihung eines überlegenen Geiſtes, einer jeder Prüfung gewachſenen Geduld, und eines bedeutenden Fonds von Umſicht und Regſamkeit noch beſſer bedacht. Dieſer Johann zum jungen Aben, uns mehr unter dem Namen ſeiner Mutter, Guttenberg, bekannt, kam durch die Schwierigkeiten, die es ihm machte, ſich aus den damals noch ſo ſeltnen Büchern, welche die Elemente der menſchlichen Kenntniſſe enthielten, zu belehren, auf den Gedanken, durch eine endloſe Vervielfältigung der bekannten Bücher die Ausbreitung der Einſichten ins Werk zu richten. Das hieß eine ganze Umwälzung im Schilde führen, eine immenſe Umwälzung, deren Reſultate ſowohl in politiſcher Hinſicht, als in Hinſicht der geiſtigen und commerciellen Fortſchritte der Nationen ſich gar nicht berechnen ließen, weil die Bücher damals noch ſo ſelten waren, daß man über die Erwerbung eines nicht ſehr bedeutenden Werkes eben ſo unterhandelte, als ob es den Ankauf eines Gutes oder Hauſes gegolten hätte *)

Nach langem Tappen und koſtſpieligen Verſuchen, war es Guttenberg gelungen, die Seiten eines Buches erhaben und vertieft in Holz zu ſtechen, ſo auch, eine Schwärze zu erfinden, die ſich auf genäßtem Pergament rein abdruckte. Er hatte es alſo ſo weit gebracht, daß er ein Buch ſeitenweiſe abdrucken konnte, dabei hatte er aber auch ſein Vermögen zugeſetzt, ſich den härteſten Entbehrungen unterzogen, und war endlich ohne alle Hülfsmittel. Um ſein Unglück vollſtändig zu machen, mußte er nun noch in Gefahrung bringen, daß ein Brüder zu Haarlem in Verfolgung derſelben Idee zu gleichen Reſultaten gelangt war, und daß Lorenz Coſter Ausſicht hatte, ſich durch den Druck ſeines Speculum humanae salvationis einen großen Ruf und bedeutende Vortheile zu erwerben. **)

In Verzweiflung darüber, ſeine theuren und glorreichen Hoffnungen vereitelt zu ſehen, ſchüttete Guttenberg nun all ſeinen Kummer vor einem ſeiner Mitbrüder, Namens Fauſt, einem Manne von mächtigem Verſtändniß aus, der ihm dann neuen Muth einſprach und ſich mit ihm vereinigte.

*) Man findet in Contracten, die in den Jahren 1441 und 1442 zu Straßburg notarialiter aufgemacht worden ſind, Guttenberg Gensfleiſch, alias nuncupetus Gutenberg de maguntio, genannt. Von den drei Namen: Zum jungen Aben, Gensfleiſch, und Guttenberg, hat die Nachwelt nur den letzten adoptirt.

*) Um einen Begriff der Preiſe zu geben, welche im vierzehnten Jahrhundert für Bücher bezahlt wurden, wollen wir nur einen Contract anführen, der im Jahre 1332 vor zwei Notaren zu Paris abgeſchloſſen worden iſt, und durch welchen Geoffroy Saint-Leger, Buchhändler, anerkennt und zugiebt, daß er, unter Verpfändung aller Güter und unter Garantie ſeiner perſönlichen Freiheit, ein Buch, betitelt „Speculum historiale in consuetudines parisienses, in vier Bänden abgetheilt und in rothem Leder eingebunden, an den hochedlen Herrn Gerhard von Montagu, königlichen Parlamentsadvocaten, um die Summe von 40 Pariſer Livres (mehr als 600 Fr. nach heutiger Währung) verkauft und dieſen Betrag bezahlt erhalten habe.

**) Das Speculum humanae salvationis datirt ſich unſtreitig von 1439, 40 oder 41, d. h. von der Zeit her, wo Guttenberg ſich in Straßburg aufhielt, um ſich dort nach Actionairs umzuſehen, durch die er in den Stand geſetzt würde, „mehrere Künſte und außerordentliche, an's Wunderbare gränzende Geheimniſſe," wie es in einem Tractat, den er abſchloß und der noch jetzt vorhanden iſt, heißt, in Ausführung zu bringen. Lorenz Coſter, der Haarlemer Bürger, hat in dieſer Sache die Rolle ſeines Zeitgenoſſen Chriſtophee Columbus geſpielt, nur iſt Guttenberg, Dank dem Genie von Schöffer, ſein Amerigo Vespucius geworden.

Digitized by Google

Die beiden unternehmenden Neuerer machten sich sodann daran, zuförderst ein Alphabet, und daenach eine lateinische Grammaire zu drucken, deren Erscheinung unter den Literaten in Deutschland ein so großes Aufsehn machte, daß man einander fragte, woher die Armee von Copisten gekommen seyn möchte, die so Vieles schaffen könnte. Diese ersten Productionen waren aber natürlich nur höchst unvollkommen, mit dem Graviren ging es sehr langsam von Statten, und der Verkauf eines in dieser Weise gedruckten Buches deckte eben die Kosten. Da kamen Guttenberg und Faust auf den Gedanken, die Lettern ihre Platten zu theilen, und so bewegliche Schriftzeichen daraus zu machen, die zum Druck verschiedener Werke benutzt werden könnten. Dabei stießen sie aber auf neue Hindernisse: die auseinander geschnittenen hölzernen Lettern wollten sich nicht gut zusammen fügen und nutzten sich schnell ab. Darüber in Verzweiflung, und mit ihrer Einbildungskraft, ihrem Muthe und ihrem Gelde am Ende, standen die beiden Compagnons fast auf dem Punkte, ihr Unternehmen aufzugeben.

Faust hatte zu jener Zeit einen Gehülfen im Hause, Namens Schöffer. Dies war ein junger Mann von einer glühenden Einbildung, einem feurigen Herzen, der sich sterblich in Bertha, die Tochter seines Meisters, verliebt hatte. Arm, und eine Waise, hatte er aber wenig Aussicht, je Faust's Schwiegersohn zu werden, doch lohnte ihn Gegenliebe, und dies erhielt seinen Muth aufrecht und ließ ihn Alles für möglich halten.

Obwohl nur ein Lehrling, und in den typographischen Forschungen und Experimenten seines Meisters nicht eingeweiht, wußte Schöffer doch recht gut, worum es sich handelte. Er war durch einige Redensarten der beiden Compagnons, die er gehört, indem er unerwartet Zeuge ihrer Besprechungen geworden, der Sache auf die Fährte gekommen; überdem hatte er den Weg zu der geheimen Stätte, zu dem Kapharnaum gefunden, wo Guttenberg und Faust, um zu arbeiten, öfters noch um ihre Mißgriffe und ihr Unvermögen zu beklagen, sich einschlossen. Schöffer hatte demnach Alles errathen, und es war ihm, was ungleich mehr sagen will, durch seine bloße Willenskraft und unter dem Sporn seiner Leidenschaft für Bertha, gelungen, ganz allein dasjenige aufzufinden, wonach die beiden Mainzer Bürger schon fünf Jahre lang vergebens gesucht hatten.

Inzwischen war Faust, dessen Mittel in dem Tiegel dessen, was er nun eine glänzende Chimaire zu nennen begann, mehr und mehr verdunsteten, darauf bedacht, seine Tochter zu verheirathen. Er benachrichtigte Bertha, daß der Sohn eines Schöffen, Olberg genannt, inkünftige freien Zutritt in seinem Hause haben werde, und erklärte ihr zugleich, daß sie diesen jungen Mann als ihren künftigen Gatten anzusehen habe.

Bertha hatte nun, nach Abtrocknung der Thränen, welche ihr diese unwillkommene Kunde ausgepreßt hatten, nichts Eiligeres zu thun, als Schöffer von der Gefahr, die ihrer Liebe drohete, in Kenntniß zu setzen. „Bertha, gieb noch nicht alle Hoffnung auf. Gott wird unsere Liebe beschützen, und ich habe vielleicht einen Schatz entdeckt!“ rief der Lehrling aus, indem er die Hände des jungen Mädchens in den seinigen preßte. „Das gebe die heilige Jungfrau Marie!“ erwiederte Bertha, doch spielte ein ungläubiger Zug um ihren rosigten Mund. „Sie wird's!“ sagte der verliebte Schöffer wieder, in einem volle Ueberzeugung aussprechenden Tone. „Noch einige Tage, vielleicht nur einige Stunden fieberhaften Forschens, und es wird sich unserer augenblicklich so bedrohten Liebe eine ganze Welt, eine ganze Zukunft siegreichen Ruhms und Glückseligkeit eröffnen!“

Von diesem Augenblick an nahm Schöffer sich vor, keine Nacht mehr als zwei Stunden zu schlafen; sein Zimmer verwandelte er in ein Laboratorium, und was er an Kleidung und Wäsche nur irgend entbehren konnte, so wie was er sonst von einigem Werthe besaß, das machte er zu Gelde, um dafür Blei, Kupfer, Zinn anzuschaffen. Zuweilen wollte die Natur ihre Rechte geltend machen, sein eiserner Wille wußte ihr aber Trotz zu bieten so wie die Schwierigkeiten der Wissenschaft zu überwinden. Ein Blick, ein einziges Wort von Bertha reichte hin, ihn seine Strapazen vergessen zu machen, seinen Eifer neu zu beleben, und seine Energie in dem Grade zu steigern, wie die Vollführung seines großen Werkes es erheischte.

„Liebe, durch Dich ist Troja zu Grunde gegangen,“ hat der Fabeldichter in einer seiner lieblichen Compositionen gesagt; dafür hat der Venus großmüthiger Sohn uns aber die Buchdruckerkunst gegeben, und dabei ist die Welt sicherlich nicht zu kurz gekommen; denn die Erfindung Guttenbergs, Fausts und Schöffers hat mehr Helden und Halbgötter geschaffen, als die fabelhafte Belagerung der Stadt des alten Priamus je gekostet hat.

Eines Morgens, als Schöffer sich zeitiger als gewöhnlich in die Werkstatt begeben hatte, um einige Werkzeuge, deren er bedurfte, zu holen, vernahm er die Stimme seines Meisters und die dessen Compagnons. Dieselben befanden sich in der That in einem Cabinette, das an die Druckerei stieß und dessen Thür halb offen stand.

„Wir sind verloren!“ rief Faust in einem kummervoll bewegten Ton aus, „und hatten doch so schöne Aussichten in die Zukunft.“

— Ihr werdet mir mindestens Euren Ruin nicht zur Last legen wollen, antwortete ihm Guttenberg, in dessen düstern Blick sich tiefer Gram bekundete.

„Das Unglück macht zum öfteren ungerecht, mein Freund,“ sagte Faust wieder; „doch wird meine Liebe zu Euch stärker sein als das Mißgeschick, das fühle ich. Ich habe überdem nur eine Tochter, und die wird nicht durch meine Verarmung leiden. Herr Halbergen, der reiche Schöffe dieser Stadt Mainz, hat für seinen Sohn um meiner Bertha Hand geworben, obwohl er weiß, daß ich meiner Tochter nun keine Mitgift mehr geben kann.“

Ein Mehreres wollte Schöffer nicht hören; er eilte zu seiner Kammer, nahm eins seiner Bettlaken, wickelte darin allerlei Gegenstände, namentlich eine Menge kleiner Metallstückchen ein, nicht völlig einen Zoll hoch. Darunter waren welche von Eisen, andre von Kupfer, von Blei, von Zinn, ja selbst von Silber, denn der Lehrling hatte, wenn es ihm an Geld fehlte, Blei zu kaufen, sich zum öfteren den Abfall dieses edlen Metalles zugeeignet. Er packte das Ganze sodann auf, kehrte zur Werkstatt zurück, trat dreist hinein, und sagte, sein Bettlaken zu Fausts Füßen ausschüttend:

„Du hast Ihr, Meister, die Mitgift für Eure Bertha, für Eure geliebte Tochter! Ich liebe sie aus Herzensgrund, und sie liebt mich ebenfalls; nun sehet, ob die Entdeckung, die ich Euch hier bringe, mir ein Recht geben kann, bei Euch um ihre Hand anzusprechen.“

Digitized by Google

Faust meinte Anfangs, daß sein Lehrling den Verstand verloren habe oder betrunken sei, und stand, ihn zornig anblickend, in Begriff, ihn zur Thüre hinaus zu werfen; aber Guttenberg, der sich gebückt hatte, um die kleinen Metallstäckchen, die da auf dem Fußboden durcheinander geworfen lagen, näher zu betrachten, richtete sich rasch wieder auf, und rief funkelnden Auges mit einer vor Aufregung zitternden Stimme aus:

„Wir sind geborgen; der Bücherdruck ist erfunden!“*)

— Wie? fragte Faust, in größter Spannung.

„Ja, ja, wie ich sage! . . . aber schaut nur selber her, und überzeugt Euch,“ erwiederte Guttenberg.

Auch Faust wurde von Bewunderung ergriffen, als Schöffer ihm erklärt hatte, wie er, im Nachsinnen über ihre fruchtlosen Versuche, dahin gelangt war, Patrizen zu stechen und Matrizen zu bereiten, um lose Lettern zu erhalten, vermittelst deren sich Worte, Sätze, Seiten, ganze Bücher anfertigen ließen, und die man wieder auseinander nehmen könne, um andre Seiten, andre Bücher damit zu machen.

Der wackre Goldschmidt weinte vor Freuden, und sagte zu seinem Lehrling:

„Freund, von nun an bist Du unser Compagnon, und binnen wenigen Tagen sollst Du mein Schwiegersohn werden.“

So geschah es auch, und die drei Künstler der neuen Kunst gingen gemeinsam mit einem solchen Eifer ans Werk, daß sie wenige Monate darnach in großer Anzahl eine lateinische Bibel gedruckt hatten, die mit Vortheil den Vergleich mit den schönsten Manuscripten der damaligen Zeit bestehen konnten.

Unglücklicher Weise wurde die Stadt Mainz, als sie kaum zu diesem wundersamen Resultate gelangt waren, von Adolph, dem Grafen von Nassau, angegriffen, genommen, der Plünderung Preis gegeben und von Grund aus ruinirt. Die drei Compagnons, die in der Vertheidigung der Stadt ihre Schuldigkeit gethan und sich tapfer gewehrt hatten, ergriffen die Flucht, als sie erstürmt wurde, und irrten gleich all den anderen Einwohnern mehrere Tage mit ihren Familien in der Nachbarschaft umher. Ihre Hülfsmittel waren aber bald erschöpft, und da entschlossen sie sich, nach Mainz zurückzukehren. Faust und Guttenberg waren in Verzweiflung, denn ihr Haus war eben so wenig als irgend ein anderes verschont geblieben. Schöffer war wieder derjenige, der ihnen Trost gewährte. Er sagte:

„Gebt Euch nur zufrieden, meine Meister; ich bin zuletzt von hier abgegangen, und da habe ich, als ich Euer geliebtes Haus verlassen, auch an die Heimkunft gedacht: so faßt nur Muth; Ihr werdet schon sehen, daß die Plünderer uns nicht Alles genommen haben!“

Der Wirrwarr war vorüber, als unsere Flüchtlinge wieder in die Stadt zurückgekehrt waren; ihr Haus, in allen drei Stockwerken ausgeraubt, war aber fast eine Ruine und kaum ein Stein auf dem andern geblieben. Schöffer schien sich jedoch das Unglück nicht so sehr zu Herzen zu nehmen, und forderte seine beiden Compagnons auf, ihm in den Keller zu folgen.

„Ei, Du Thor,“ sagte Faust da zu ihm, indem er jedoch seiner Aufforderung entsprach, „meinst Du denn, daß die Plünderer nicht auch den Weg zu meinem Keller gefunden haben sollten?

— Gewiß haben sie das, Meister, antwortete der gewesene Lehrling, und setzte hinzu: und haben auch Euren alten Rheinwein ausgetrunken, den ich zu dem Ende absichtlich aus dem geheimen Verschlage, wo Ihr ihn bewahrt hieltet, hervorgeholt und ihm einen mehr in die Augen fallenden Platz gegeben hatte. In die Stelle, wo der Wein gelegen, habe ich aber etwas Anderes gelegt, und dann den Zugang dazu gehörig vermauert. Darum verzweifelt nur nicht!

Als sie, nach vorheriger Wegräumung von Schutt und anderen Hindernissen, in den Keller eingedrungen waren, machte Schöffer sich daran, die Mauer, die er aufgerichtet und in einer Weise, daß sie von der älteren nicht zu unterscheiden war, sorgfältig verkleidet hatte, einzuschlagen und mehrere hinter derselben verborgene Tonnen zu Gesicht zu bringen.

„Nun sollt Ihr sehen,“ sagte er dann, daß wir nicht Alles verloren haben.

In der That waren diese Tonnen mit gar herrlichen Exemplaren von Bibeln angefüllt.

„Ja, ja!“ sagte Faust nun, „das wäre schon etwas, das uns wieder aufhelfen könnte! aber an wen werden diese kostbaren Producte unsrer Mühen in einem Lande abzusetzen seyn, das erst eben ausgeraubt worden ist?

— Darauf rechne ich auch in hiesiger Gegend nicht, wohl aber zu Paris, in der hochherzigen und erleuchteten Stadt, wo man die Erwerbung von nur einigen Exemplaren schon als ein Glück ansehen wird, antwortete Schöffer. Vor der Hand thut nur das nöthige Geld zur Reise dahin Noth, und die kleine Summe, die wir brauchen, damit Einer von uns sie antreten kann, wird uns kein Jude verweigern, wenn wir ihm ein einziges Exemplar unserer Bibeln zum Unterpfand geben.

„Du hast Dein Werk zu gut begonnen, mein Freund,“ sagte Guttenberg nun, „daß Du es nicht auch vollführen solltest; überdem bist Du der einzige unter uns, welcher der französischen Sprache mächtig ist; so begieb Du Dich denn nach Paris und rette uns so zum zweiten Male vom Untergange.“

Bald darnach traf Schöffer denn auch mit mehreren mit Bibeln angefüllten Kisten in der Hauptstadt Frankreichs ein, und nahm dort seine Wohnung in dem lateinischen Stadtviertel, in dem Eckhause der Mathurinen und der Coupe-Gueule-Straße, dem Hotel Cluny gegenüber.

An der andern Ecke dieser beiden Straßen lag die Schenke „Zu den drei Schlägeln“, die hauptsächlich von Copisten, Studenten und Buchhändlern besucht wurde. Unter Letzteren befand sich auch Herr Jacob Rembold, der Nachfolger von Johann de Courtillier, einer der vier geschworenen Buchhändler der Universität. An diesen redlichen Geschäftsmann nun wandte sich Schöffer, der mit ihm in besagter Schenke zusammentraf, zuerst.

*) Erst mit dem Guß und der Anwendung von einzelnen Buchstaben war die wirkliche Buchdruckerkunst geschaffen! Die gestochenen Platten der Chinesen, in welchen dieselben das Mittel, die Schrift zu vervielfältigen, schon seit fünf Tausend Jahren besessen zu haben behaupten; die Versuche, welche Lorenz Coster zu Haarlem, so wie diejenigen, welche Ladislaus Kretli im Jahr 1370 zu Breda angestellt haben, ja selbst die noch glänzenderen Versuche Guttenbergs und Fausts sind immer noch kein Bücherdruck gewesen. Schöffern gebührt die Ehre dieser wunderbaren Entdeckung, doch wird in einer leidigen Verblendung, wie das nur zu häufig vorkommt, Guttenberg diese Ehre allein zuerkannt.

Digitized by Google

„Mein Heer," sagte er zu ihm, nachdem er vorher über gleichgültige Dinge mit ihm gesprochen hatte, „ist's denn wirklich wahr, daß, wie mir gesagt worden ist, Monseigneur der König Ludwig XI. nicht vermögend genug wäre, um Bücher anzukaufen, die er gerne haben möchte?

— Damit hat es seine volle Richtigkeit, antwortete Rembold, und es ist erst kürzlich vorgekommen, daß Se. Maj., als Sie das Werk des berühmten Medizinars Rhases zu lesen wünschten, einen Theil Ihres Silbergeschirres zum Unterpfand geben mußten, weil die Facultät außerdem das Buch nicht verabfolgen lassen wollte. —

Dieses ist wahre Thatsache, und die Bücher waren in damaliger Zeit etwas so seltenes, daß u. a. die Gräfin von Anjou eine Sammlung Homilien mit 200 Schafen, 20 Hammelfellen, einem Malter Waizen, einem Malter Gerste und einem Malter Hirse bezahlte.

„Unter so bewandten Umständen brauche ich mir denn, mit diesen versehen, wegen der Gegenwart wohl keine große Sorge zu machen," sagte Schöffer, indem er den Umschlag abnahm, der ein Exemplar seiner Bibel barg.

Der Buchhändler untersuchte sie, und sagte, da er ihren Text durchaus tadelfrei erkannte:

— Wenn Sie dies Werk zu verkaufen beabsichtigen, so bin ich gern erbötig, Ihnen funfzehn hundert Thaler dafür zu geben.

Schöffer ging zur großen Zufriedenheit Rembolds den Handel ein, und Letzterer sagte, indem er jenem sein Geld auszahlte:

„Wenn Sie selber Copist, und dieses hier Ihr Werk seyn sollte, so möchte ich Sie fragen, ob sie wohl geneigt seyn würden, mir noch eine ähnliche Bibel zu demselben Preise anzufertigen.

— Eine, zwei, selbst zehn und mehrere, wenn Sie es wünschen, erwiederte Schöffer.

„Bah!" sagte der Buchhändler darauf, „das würde eine Arbeit werden, worüber hundert Jahre vergingen.

— Nicht doch! ich überlasse es Ihnen, selbst die Zeit zu bestimmen, und so kurz sie wollen.

„Meister, Sie scherzen!

— Im Gegentheil, ich spreche in vollem Ernste, und fordere Sie nochmals auf, den Lieferungstermin selber festzusetzen.

„Wirklich?" fragte Rembold in einem etwas spöttischen Ton. „Würden Sie demnach im Stande seyn, uns zehn ähnliche Exemplare in Zeit von einem Jahre liefern zu können?

— Mehr als das! und wenn Ihre Thaler so flüssig sind als Ihre Zunge geläufig, sollen Sie die verlangten Bücher schon morgen zu jeder beliebigen Stunde haben.

Der Buchhändler begann zu glauben, daß er es mit einem Manne zu thun habe, in dessen Oberstübchen es nicht ganz richtig sey, und sagte deshalb mit geringschätzigem Achselzucken:

„Warum nicht augenblicklich?

— Auch das, erwiederte Schöffer; ich will sie sofort holen; und indem er so sprach, schickte er sich zum Weggehen an. Rembold hielt ihn aber zurück, und sagte, ihn scharf aufs Korn nehmend:

„Sind Sie denn der lebendige Satan selber oder des Teufels Gevatter?

— Seyen Sie dieserwegen außer Sorge, erwiederte Schöffer; ich bin nur ein noch flinkerer und fleißigerer Copist als des Teufels Gevatter selber, im Uebrigen aber ein so guter Christ, als es je einen gegeben hat.

„Sie wären also wirklich im Stande, mir zehn ähnliche Bibeln wie diese da zu liefern?

— Das bin ich, und ich nehme Ihnen Ihren Zweifel um so weniger übel, als ich denselben in einem Augenblick heben kann.

„Potz Velten!" rief Rembold nun, sich vor den Kopf schlagend aus, „dann sind Sie wohl einer der drei Männer, welche die wundersame Erfindung gemacht haben, die Exemplare eines Buches ins Unendliche und in weniger Zeit, als das Copiren erfordert, zu vervielfältigen?

Schöffer, der zu fürchten begann, daß er nicht mit gehöriger Vorsicht zu Werke gegangen sey, stellte sich nun, als ob ihm das, was der Buchhändler eben zu ihm gesagt hatte, völlig fremd und unverständlich sey; dieser aber sagte zu ihm:

„Läugnen Sie nur nicht; Ihr ausländischer Dialect hat Sie schon verrathen! Da Sie aber, glücklicher als ich, dasjenige gefunden haben, wonach mein Suchen vergebens gewesen ist, so lassen Sie uns gemeinschaftliche Sache machen, und Sie werden sehen, daß das Ihr Schade nicht seyn wird. Bis jetzt hat noch kein anderer als ich in Paris von dieser Entdeckung etwas gehört, und ich selber würde nicht mehr davon wissen als die andern, wenn nicht mein Freund, der gelehrte Doctor Gregoire Typherne, der eben in Deutschland reist, mir kürzlich darüber geschrieben hätte. Lassen Sie mich mit 50,000 Livres, die ich Ihnen unmittelbar auszuhändigen bereit bin, in Ihre Societät treten, und da werden wir alle Vier rasch zu Ruhm und Reichthum gelangen. Gehen Sie auf meinen Vorschlag nicht ein, so steht es mir frei, mich über dasjenige, was ich weiß, auszusprechen, und dann wird niemand mehr Ihre, als ein Werk von Zauberkünsten in Verruf kommenden Bücher kaufen wollen.

Schöffer befand sich in einer kritischen Lage, und hielt es deshalb für das Beste, zu temporisiren. Er gestand also dem Buchhändler, daß er in der That ein Paar durch ihre Wissenschaft empfehlungswerthe Compagnons in Deutschland habe, daß er selber jedoch nur mit dem Verkauf der Bücher beauftragt sey, ohne Betheiligung an deren Fabrication, und versprach, an seine Compagnons schreiben und ihnen den ihm gemachten Vorschlag mittheilen zu wollen.

„Wohl, thun Sie das," sagte Rembold darauf; „aber sogleich, denn die Chancen im Handel warten eben so wenig als die Fähre von St. Landry auf diejenigen, die sie nicht zu rechter Zeit zu benutzen wissen."

Nach abgeschlossenem Vertrage ging der Buchhändler nun an's Werk, die Bibeln beim Parlament, bei der Sorbonne, dem Gerichtsstande, dem Bürgerthum, ja selbst bei den Mönchen, deren langsame aber einträgliche Industrie einen so gewaltigen Stoß durch die Buchdruckerkunst erlitt, unterzubringen. In weniger als sechs Wochen war ein großer Theil der Schöffer'schen Bibel verkauft, und der Deutsche erhielt für seinen Antheil eine Summe von mehr als 60,000 Livres. Der Schaden, welchen der Herzog von Nassau dem Etablissement zu Mainz zugefügt hatte, war damit glänzend ausgeglichen.

Die Laden der geschworenen Buchhändler der Universität zu Paris waren den jungen Leuten des funfzehnten Jahrhunderts dasselbe, was die Tabagieen und Kneipen der Jugend unserer Zeit sind: ein Versammlungsort, sich zu erholen und zu amüsiren, nur mit dem Unterschiede, daß die Jugend jener Zeit nicht apathisch

Digitized by Google

eine havanneser Cigarre verdampfte, oder sich an dem Gebräu von Flandern oder England labte, sondern sich gelehrten Unterhaltungen, glänzenden geistigen Controversen überließ, welche, sie variirend, die Studien und Exercitien des Tages vervollständigten.

Schöffer besuchte allabendlich den Laden Rembold's, der sein Nachbar war, und fand dort stets eine gute und zahlreiche Gesellschaft. Magistratspersonen, Doctoren der Sorbonne, Mönche aller Orden und in allen Trachten, alte Procuratoren und junge Advocaten führten dort abwechselnd das Wort. Unter den Letzteren hatte einer die Aufmerksamkeit des Mainzers in einem solchen Grade auf sich gezogen, daß er sich bald aufs innigste mit ihm befreundete. Offroy de Silogne zeichnete sich durch die Grazie und das Gediegene seiner Reden, durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, und durch seine ganze Persönlichkeit aus; auch gab er in den ernsten oder scherzhaften Debatten, die von den viereckigen Bänken in dem Laden des geschworenen Buchhändlers ausgeführt wurden, häufig den Ton an. Was das Gewicht des Wissens und des guten Aeußern des jungen Advocaten aber noch um ein Bedeutendes vermehrte, das war der Umstand, daß er ein Neffe des Officials Maufeigneur's des Bischofs von Paris war. Ein Official war aber in damaliger Zeit eine sehr gefürchtete Persönlichkeit, und ein jeder, von dem obersten bis zum untersten Sproß der geistigen Stufenleiter, suchte sich bei ihm in Gunst und Gnaden zu erhalten, wenn auch nur per Procura.

Offroy de Silogne wohnte in der Straße Orberie, der jetzigen Bavillerie-Straße, ein Paar Schritt vom Palast ab. Aber die weite Entfernung hinderte ihn nicht, jeden Abend seine Assisen in der Sorbonnenstraße, in dem Laden Meister Rembolds zu halten. Warum? Das ist eine delicate Frage. Vielleicht that er das lediglich, um mit Schöffer zusammen zu treffen, der ein so wackerer Deutscher, ein so herzlicher Kamerad war, der so gut Lateinisch sprach, so angenehm mit griechischen, ja selbst hebräischen Denksprüchen um sich warf!... Die bösen Zungen machten dem entgegen aber gern darauf aufmerksam, daß die junge Brigitte, Rembolds Tochter, gar lieblich lächelte, sehr schöne Zähne und äußerst zärtliche Augen hatte.

Der Buchhändler, dem vor Allem sein Gewerbe am Herzen lag, widmete seiner Tochter nur wenig Aufmerksamkeit, so daß es ihm gewissermaßen fremd geblieben war, wie sie täglich mehr herangewachsen war und sich ausgebildet hatte, daher er denn auch kaum ihren Geist, ihre Anmuth und ihre Schönheit erkannte. Doch besaß er von diesem Werke nur ein einziges Exemplar, denn Brigitte war sein einziges Kind und er ein Wittwer. Aber einem ächten Handelsmann ist die Vaterschaft nur eine verlorne Zahl auf den Conten von Gewinnst und Verlust, und wenn solch ein Handelsmann mit der Wissenschaft Geschäfte treibt und selbst ein Gelehrter ist, dann ist diese Zahl nur noch eine Null. Rembold wandte also Brigitten seine Aufmerksamkeit nur in einem sehr geringen Grade zu, doch gaben der keusche Instinct, die hohe Vernunft und die angeborne Klugheit des jungen Mädchens schon eine glänzende Gewähr der Gerathenheit und Züchtigkeit ihres Benehmens.

Brigitte hatte Offroy de Silogne allerdings ausgezeichnet, ihre Gefühle für den jungen Advocaten waren aber durch die Ankunft Schöffers, der damals in sein dreißigstes Jahr trat, und der mit der germanischen Blasse, die sanfte Aussprache, den schmachtenden Blick, die träumerische Haltung der bevorrechteten Söhne Deutschlands vereinte, in etwas modificirt worden. Die Frauen haben überdem eine Vorliebe für alles Unerwartete, und die ihnen eigene unendliche Zärtlichkeit für Alles, was leidet und was neu ist, veranlaßt sie denn sehr natürlich, einen Fremden wohl aufzunehmen, er sei nun ein Reisender, ein Proscribirter, ja selbst ein Landlöufer.

Wenn man zu diesem Hange, der bei Brigitten wie bei einer jeden anderen vorhanden war, noch die Seufzer hinzufügt, die Schöffer in ihrer Nähe ausstieß, wenn er an seine theure Bertha, an seine gute Stadt Mainz, an seine unbeschäftigten, vielleicht zerschlagenen Pressen dachte, so wird man es erklärlich finden, daß das naive Kind unwissentlich, fast wider Willen, ohne Regel täglich ihre geheimen Gefühle, die züchtigen Wünsche ihres jungen Herzens ein wenig verrückte.

Offroy hatte diesen Wechsel wohl bemerkt, er hoffte jedoch, im Vertrauen auf die unbefangene Heiterkeit des Bibelhändlers, daß das verzeihliche Schwanken derjenigen, die er liebte, ihm nicht zum Verderben gereichen werde.

Rembold hatte als ein sehr gescheuter Mann wirklich schon seit längerer Zeit eine Ahnung davon gehabt, daß die Bücher sich in einer anderen Weise als der geduldigen Operation der Copisten müßten herstellen lassen; seine Versuche waren jedoch fruchtlos geblieben, und Schöffer, Faust und Guttenberg waren ihm zuvor gekommen. Demzufolge wartete er nun mit größter Ungeduld auf die Antwort der Mainzer Compagnons; aber es verstrich eine Woche nach der andern, ohne daß diese Antwort eintraf. Dies hatte nun einen sehr einfachen Grund: in der Besorgniß, von seinen Compagnons Vorwürfe darüber zu bekommen, daß er nicht mit gehöriger Vorsicht zu Werke gegangen war, hatte Schöffer sich gegen dieselben von seinen Verhandlungen mit dem Buchhändler nichts merken lassen, und wollte er sich im Stillen davon machen, sobald die letzten Exemplare seiner Bibel untergebracht waren.

Rembold sah indessen bald ein, daß Schöffer mit der Procedur des Bücherdrucks eben so bekannt sein müsse, als seine Compagnons, und daß derselbe ihn am Narrenseile führte.

„Der Spitzbube!" rief er eines Abends aus, wo er seine Tochter von seinen Ahnungen in Kenntniß setzte; „ich weiß nicht, warum ich länger anstehen sollte, ihn als des Hexenwerkes und der Zauberei schuldig die Seegranten Monseigneurs des Stadtschultheißen auf den Hals zu schicken!

— Ach Vater! macht Euch einer solchen Abscheulichkeit nicht schuldig, antwortete ihm Brigitte; Ihr würdet Euch ja an Gott versündigen, wenn Ihr eine Beschuldigung vorbringen wolltet, von der Ihr wißt, daß sie grundlos ist.

„Wie! wäre es denn eine schlechte That, einen Gauner zur Strafe zu ziehen, der mich hinterging? Es ist wahr, daß Schöffer das Geheimniß kennt, von dem er sagt, daß es nur seinen Compagnons bekannt wäre, und daß ich ihm um einen hohen Preis abzukaufen bereit bin. Wenn ich nur daran denke, steigt mir das Blut zu Kopf! Es ist ein Geheimniß, nach dessen Lösung ich schon seit langer Zeit gesucht habe. Ha! es muß mein werden; der Deutsche muß es mir bis morgen offenbaren, oder sein Schweigen soll ihm theuer zu stehen kommen, ich schwöre es bei Himmel und Hölle!"

Digitized by Google

So sprechend ging der Buchhändler in dem Paroxismus und der Exaltation des Zornes fort, die Aufsicht über seinen Laden seiner Tochter, der Magd und dem Lehrling überlassend.

Das junge Mädchen war traurig, denn sie wußte, daß die Drohungen ihres Vaters nie in den Wind geredet waren; sie seufzte bei dem Gedanken an die Gefahren, welchen Schöffer bloßgestellt war, und sie mußte sich sehr zusammen nehmen, um nicht in Thränen auszubrechen. Auf ihren Befehl mußte der Lehrling den Laden eine Stunde früher als gewöhnlich schließen, und nachdem hieß sie ihn wie auch der Magd sich zur Ruhe zu begeben.

Als sie nun allein war, da erschrak Brigitte vor dem Plan, den sie verhatte: sie gab ihn in einer Viertelstunde zehnmal auf und kam doch immer wieder darauf zurück. Als es endlich völlig Nacht geworden war, öffnete sie leise die Hausthür, und trat mit einem ihrer niedlichen Füßchen hinaus auf die Straße, zog ihn aber fast in demselben Augenblick wieder zurück. Der erste Schritt war also noch nicht gethan; aber er sollte nicht lange ausbleiben! Bald überschritt nicht bloß ein Fuß, sondern auch der zweite die Schwelle, die Thür wurde sorgfältig abgeschlossen, und das reizende Mädchen eilte scheu und flüchtig wie eine Grasmücke in der Finsterniß aus der Sorbonnenstraße nach der Straße Coupe-Gueule, wo, wie wir bereits gesagt haben, Schöffer wohnte.

Vor seinem Hause angekommen, blieb sie erschrocken stehen. Dies kam nicht daher, daß sie sich auf bösen Wegen gefühlt hätte: sie wollte nur den jungen Deutschen retten, indem sie ihn aufforderte, die Flucht zu ergreifen und seine Bücher in Sicherheit zu bringen, wenn er es nicht vorzöge, Rembold mit seinem Geheimniß bekannt zu machen. Aber wie nun in das Haus gelangen, ohne gesehen zu werden? Es mußte angepocht werden; aber wer würde da kommen, um zu öffnen? Der Muth des armen Kindes war erschöpft, und es stand im Begriff, den Heimweg anzutreten, als die Thür der Taverne zu den zwei Schlägeln sich öffnete und sie mit einer neuen Gefahr bedrohte. Darüber erschrocken, und weil ihr vor Allem daran lag, von ihren Nachbarn nicht gesehen zu werden, trat sie nun in den düstern Gang ein, und stieg keuchend die Lehmtreppe hinan, die zu Schöffers Zimmer führte.

In diesem Zimmer saß der Bibelverkäufer, den Ellbogen auf einen nußbaumenen Tisch mit Säulenfuß gelehnt, das Haupt auf einer Hand stützend, und unterhielt sich beim Schimmer einer qualmenden Lampe leise mit einem jungen Mann, der in einer schwarzen Simarre gekleidet war und dessen Haupt eine mit Hermelin und Grauwerk verbrämte Kappe fast völlig verbarg.

„In mein lieber Schöffer," sagte dieser so leise, daß man das Zupfen des Heimchens und das Knistern des Feuers des Herdes hören konnte, „ich komme eben aus dem Officialat, und bin so glücklich gewesen, auf dem Bureau meines Onkels diese Supplik zu erwischen, in der Sie der geistlichen Behörde als ein Abgesandter Lucifers, als ein Zauberer, als ein Genosse des Trefels denuncirt werden. Es werden derselben sicher mehrere folgen; denn nun werden alle diejenigen klagbar werden, an welche Sie ihre Bibeln verkauft haben, mir wird es aber nicht immer gelingen, die Fluth von Denunciationen zu hemmen, die sich ergießen wird. Darum glauben Sie mir, entfernen Sie sich aufs eiligste aus dieser Wohnung, wo Sie nicht mehr sicher sind, und ziehen Sie zu mir in mein Haus, in der Orberie-Straße, dort halten Sie sich zwei oder drei Tage verborgen, und es wird mir, so Gott will, während dieser Frist gelingen, Sie in irgend einer Verkleidung aus Paris hinaus zu schaffen.

— Tausend Dank, mein Freund! sagte Schöffer; aber meine Bibeln?

„Ach, was Bibeln!" antwortete der Advocat Offroy de Silogne — denn der war es selber — „Ihre Freiheit muß Ihnen ja lieber seyn, als alle Schätze dieser Welt. Zuvörderst retten Sie sich, oder seyen Sie darauf gefaßt, einer strengen Justiz zu verfallen, die Sie einkerkern wird, ehe sie noch weiß, ob sie schuldig sind oder nicht."

In diesem Augenblick wurde leise an die Thür gepocht.

(Schluß folgt.)

Die verbannten Bourbons in England, vor der Restauration von 1814.

(Aus „Filia Dolorosa: Memoirs of Marie Therese Charlotte, Duchess of Angoulême. By Mrs. Romer.")

Bald nach dem Ableben der Königin miethete der König (Ludwig XVIII.) Hartwell Hall für sich und sein Gefolge. Das Haus, damals das Eigenthum von Sir George Lee, liegt auf einer sanften Anhöhe an der Straße zwischen Oxford und Aylesbury. Eine von prächtigen Bäumen gebildete Wand verbirgt es den Reisenden auf der Landstraße. Als der König es bezog, hatte es schon ein Alter von fast drittehalb hundert Jahren. Wie Alfred Nettement, der bourbonische Biograph, berichtet hat, wäre der jährliche Miethzins 600 £ gewesen; er hat ihn aber um 100 £ zu hoch angegeben. Die königlichen Einkünfte, Subsidien der britischen Regierung, betrugen 24000 £ oder 600,000 Fr.; der König hatte davon aber soviel zu bestreiten, daß für ihn selber wenig übrig blieb. Vier tausend £ erhielten der Herzog und die Herzogin von Angoulême, eine gleiche Summe der Erzbischof von Rheims, zu wohlthätigen Zwecken, und ein dritter ähnlicher Betrag wurde in der Besoldung politischer Emissarien aufgewandt. Die noch übrigen 12000 £ reichten nur eben für die Kosten eines Haushalts aus, in welchem ein zahlreiches Gefolge armer aber adelicher Personen manche kostspielige Bedürfnisse hatte.

Unter den Armen an Ort und Stelle, und unter den proscribirten französischen Verbannten, die Mühe hatten in der Nähe der Hauptstadt ihr Leben zu fristen, so wie auch unter den französischen Kriegsgefangenen auf den Hulks (abgetakelten Schiffen) und in den binnenländischen Städten wurde der Name der Herzogin von Angoulême mit der wärmsten Verehrung ausgesprochen. Sie übte ihre Werke der Barmherzigkeit zugleich großartig und mit Discretion. Zuweilen wurden Ausflüge nach der Hauptstadt gemacht, aber nicht des Vergnügens wegen, sondern um die bescheidene kleine Kapelle in der Königsstraße, Portman-square, welche zu Anfang der Revolution von den armen französischen Verbannten gestiftet worden ist, zu besuchen.

Die Gemächer der Herzogin von Angoulême standen in Verbindung mit dem Archiv, das dem Grafen und der Gräfin von Damas, die getreuen Diener der Herzogin, zur Wohnung diente. Die befahrte Mutter der Gräfin, die Herzogin von Serent, behalf sich mit einem kleinen Zimmer auf der andern Seite, in der

Digitized by Google

Nähe desjenigen ihrer Tochter. In dem Hause und den Nebengebäuden lebten für gewöhnlich ein hundert und vierzig Personen, oft beherbergte Hartwell Hall deren aber, mit Einschluß von Besuchern über zwei hundert. So viele Leute unterzubringen hatte man die Hallen, die Gallerie und die größeren Gemächer in kleine aneinander stoßende Zimmer umgewandelt, was dem herrschaftlichen Gebäude nicht eben zum Vortheil gereichte. Jedes Treibhaus und jedes Lusthaus im Parke, aus welchen sich nur eine irgend dezente Wohnung hatte machen lassen, war dicht besetzt, und es war drollig anzusehen, wie die Leute zweiten und dritten Ranges sich in den Dachstuben und den kleinen Zimmern, die sie durch die Theilung von größeren, vermittelst leichter Zwischenwände geschaffen, einzurichten gewußt hatten. Auf den Rändern des Daches, und wo es sonst anging, hatten sie vermittelst Kästen, die achtzehn bis zwanzig Zoll tief mit Erde angefüllt waren, förmliche Garten von Pflanzen, Stauden und Blumen angelegt, so daß der obere Bau des Hauses mehrere Tonnen schwere Uebelast tragen mußte. Daneben hielten sie sich auch Hühner und Tauben. Inzwischen verlief während des sechs bis siebenjährigen Aufenthalts doch Alles in bester Ordnung, und die Abende wurden in den Cottages rund umher unter großer Fröhlichkeit mit Musik und Tanz zugebracht."

So lautet die Beschreibung, welche der Capitain Smyth in seinen „Aedes Hartwellianae", eine Schrift, die nur für die Privat-Circulation gedruckt worden ist, gegeben hat. Der wackre und auch gelehrte Capitain erzählt uns weiter, daß diesen inneren Veränderungen ohne Scheu vor bestehenden Gesetzen und ohne Rücksicht auf die Gefühle und das Interesse des gutmüthigen Eigenthümers vorgenommen wurden, der es ansehen mußte wie in den Mauern seines Hauses Oeffnungen zu neuen Fenstern geschlagen, und vieles, was niet- und nagelfest war, weggebrochen wurde, so u. a. ein Theil der Brustwehrbalustrade, und manches noch dazu aus purer Caprice. Einer der Hausbewohner benahm sich vielmehr als ein Gothe denn als ein Gallier, indem er das, von Sir Joshua gemalte, auserlesene Portrait der „Lady Elisabeth Lee" mit einem riesigen französischen Spiegel verhing. In diesen Spiegel schaute kein Gesicht, das halb so schön gewesen wäre, als dasjenige, das dahinter verborgen war!

In dem alten Schnitzwerke des Portals des Hauses der Verbannten, war zu beiden Seiten auch eine Lilie ausgehauen, ein zufälliger Umstand, der den König lächeln machte. Ludwig XVIII. lebte zu Hartwell sehr eingezogen, gewann sich aber dabei eine große Popularität. Er war eben so leutselig als anspruchslos, und knüpfte selbst mit Fremden, welchen er auf seinen seltnen und kurzen Spaziergängen zufällig begegnete, ein Gespräch an. Die Tafelgesellschaft betrug in der Regel weniger als zwei Dutzend Personen, und in Betreff der Mahlzeiten wurde ein Brauch des alten französischen Hofes beibehalten, demzufolge es den vornehmsten Familien aus der Nachbarschaft alle drei Wochen ein Mal gestattet war, um die königliche Tafel herumzugehen, während Se. Majestät nebst Familie speisten. — Aus der Bibliothek hatte man einen Empfangssalon gemacht, weil das Besuchszimmer dem Prinzen und der Prinzessin Conde eingeräumt worden war, welchen es als Salon und Schlafgemach diente. Das Lager des Königs stand in der Bibliothek unter einem Thronhimmel aufgeschlagen. Die ihm zum gewöhnlichen Aufenthalt dienenden Gemächer waren das Studirzimmer und ein damit in Verbindung stehendes kleines Zimmer. Das Gemach über der Bibliothek war dasjenige, in welchem die Königin gestorben war und wo sie in Parade zur Schau gelegen hat, zur großen Ver- und Bewunderung der Buckinghamshirer Squires und deren Damen. Dies Zimmer ist nachdem von dem entthronten König von Schweden bewohnt gewesen. Das Haus selber hat mehr verbannte Fürsten beherbergt, als Candide deren an der Table d'Hôte zu Venedig angetroffen hat.

Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation ꝛc. ꝛc. Zweiter Band. Sechste und siebente Lieferung. Leipzig: Avenarius & Mendelssohn. 1852. S. 353—480. Gr. 8.

Wir wissen Dem, was wir wiederholt früher in diesen Blättern zur Empfehlung dieser von einem Vereine von Freunden des Volkes und Vaterlandes herausgegebenen Zeitschrift, geschrieben, Nichts hinzuzufügen, als daß mit jeder neuen Lieferung sie an Gediegenheit und Reichhaltigkeit gewinnt. Dieses Doppelheft enthält den dritten Abschnitt der Abhandlung: Die deutschen Märzministerien: Preußen und seine Märzminister; von Dr. E. Feenstorff (S. 353—392); ferner: Die deutsche Strafrechtswissenschaft in ihrer geschichtlichen Entwicklung; von Professor R. Köstlin (S. 392—427). — Das deutsche Volksschulwesen von Luther bis auf unsere Zeit; von Lehrer P. F. Kirchmann (S. 428—449). Der Aufsatz zerfällt in folgende Abschnitte: Die Gründung der allgemeinen Volksschulen in Deutschland und deren anfängliche Beschaffenheit. Der fernere Zustand der Volksschulen in den ersten Jahrhunderten nach der Reformation. Die ersten Bestrebungen, dem Schulwesen eine bessere Richtung zu geben. Die Philantropen in ihren Bestrebungen und ihrem Einfluß auf das Schulwesen. Die Schullehrer-Seminarien und ihr Einfluß auf das Volksschulwesen. Fortentwickelung der Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätze und der Lehrmethoden. Die Stellung der deutschen Volksschule zu Kirche und Staat. — In einem zweiten Aufsatze soll der gegenwärtige Stand des deutschen Volksschulwesens, sowie dessen Aussichten und Strebeziele für die Zukunft behandelt werden.) — Die letzten Seiten des Heftes, (449—480) bringen den Anfang des vierten und letzten Artikels, von 1819 bis 1852, der interessanten Darstellung des deutschen Universitätslebens; von Hofrath L. Bechstein. H.

Miscelle.

Das größte Exemplar Erdbeeren, welches wohl je existirt hat, wird unbezweifelt dasjenige seyn, welches ein Herr J. B. Fraser zu Reelig unlängst dem Inverness Couriere als eine Curiosität zugesandt hat. Sie hatte zehn Zoll in Umfang und wog zwei Unzen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

SYRETE

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 64. Mittwoch, den 11. August. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Nachruf meinem Bruder. ..... Seite 497
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 497
Acht Tage im Harz. Von H. Zeise. (Schluß.) ..... „ 501
Literatur:
Neueste belgische Literatur ..... „ 503
Gedichte von Friedrich Bodenstedt ..... „ 504

Nachruf meinem Bruder.

Es ist vorbei, Dein Leben liegt beendet.
Unsäglich ist es, was wir sagen wollen,
Mit Gott dem Ew'gen düesen wir nicht grollen
Und doch hat Er Dein Loos so hart gewendet!

Nun bist Du todt. Die Schmerzenstbräne blendet
Die Augen uns, wir hören nue die Schollen
Am Rande Deines Grabes niedereollen, —
Warum ward doch der Tod zu Dir gesendet?

Waeum? So wae's von Anbeginn beschlossen:
Die Foem zerstiebt, zu Staub verwehn die Gliedee,
Zum Staube wied dee Staub zurückgegossen.

Sink' immerhin zur Nacht das Jed'sche niedee. —
Die Seele ist im Meee des Lichts zerflossen,
Das Meee des Lichts vereint uns alle wiedee.

Hermann Grieben.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Petion teaf nach wenigen Augenblicken ein, und sagte mit der geößten Heuchelei, „daß er, indem er nue an seine Amtspflichten dächte, leicht dasjenige übeesähe, was ihn persönlich anginge; es sei wahr, daß ee im Schlosse eine ziemlich üble Aufnahme gefunden habe; daß doet über ihn Aeußerungen gefallen seien, die jemand, der geglaubt hätte, daß er keine Feinde habe, wohl hätten außer Fassung bringen können, daß ihn das abee nicht geschreckt habe, weil er recht gut wisse, daß er deeen wegen seiner Liebe für das öffentliche Wohl in Menge habe. Ee setzte hinzu, daß alle Vorsichtsmaaßregeln, welche die Umstände gestatteten, Behufs der Sicherung der öffentlichen Ruhe genommen seien, und daß die Ordnung, so weit es sich vorhersehen lasse, erhalten werden könne."

Petion wird von dem Peäsidenten zu den Eheen der Sitzung eingeladen, wenn die Ausübung seiner Functionen es ihm eelauben; er schreitet aber nue durch einen Theil des Saales, und kehrt als wachsame Schildwache auf seinen Posten zuеück.

An dieser Rede Petions' wae kein wahres Woet. Zuvöederst war diese wachsame Schildwache zu Haus gegangen, um sich dort verboegen zu halten und bewachen zu lassen, und so es überhoben zu sein, irgend was zu sehen. Zweitens waeen keineswegs Maaßeegeln zur Aufeechthaltung dee Oednung genommen worden, und Petion wae gerade nur deßhalb foetgegangen, um den Teiumph des Aufstandes zu sichern, den er, wie er es selbst gesagt hat, nicht zu hemmen, sondern vielmehr zu begünstigen entschlossen wae. Endlich war er in den Tuileeien keine Gefahr iegend einer Aet gelaufen, indem er dort nur ein zwanzig Minuten geweilt und diese Zeit im Gespräch über gleichgültige Dinge mit Röderer zugebracht hatte.

Digitized by Google

„Aus dem Schloſſe in den Garten hinuntergegangen," ſagt Peltier, „wurde er von einer Gruppe von zwanzig Nationalgrenadieren umgeben. Er ſetzte ſich eine lange Zeit auf eine der Stufen der Terraſſentreppe, in Geſellſchaft eines Municipalbeamten, des Herrn Sergent, den er bei ſich hatte."

Darnach ging Petion auf der Terraſſe der Feuillans ſpazieren, wo ihn mehrere Deputirte um den Saal der Nationalverſammlung her wahrnahmen. Endlich iſt er die große Tuilerien-Allee hinabgegangen, wo er mit Röderer zuſammentraf, der ihn auch nicht wieder verließ.

„Ich ging allein hinunter," ſagt Röderer, „um ebenfalls friſche Luft zu ſchöpfen .... Ich ſchlug den Weg zur großen Allee ein, weil ich bis zu der Zugbrücke gehen wollte. Da begegnete ich einer Gruppe, die von der Seite der Nationalverſammlung herkam. Es war Petion, in Geſellſchaft von Municipalbeamten und Gemeindemitgliedern, begleitet von jungen Nationalgardiſten ohne Waffen, die um die Magiſtratsperſonen und den Maire her ſangen und Thorheiten trieben. Petion forderte mich auf, mit ihm gemeinſchaftlich eine Runde zu machen, wozu ich mich ſofort bereitwillig erklärte.

„Wir gingen die Terraſſe des Kays entlang, ſtets von funfzehn oder zwanzig jungen Männern der Nationalgarde gefolgt, die Arm in Arm gingen und fröhlich mit einander plauderten .... Der Herr Maire ſchien mir ruhiger zu ſein, als ich es war ....

„Wir wollten wieder nach dem Schloſſe hinauf ſteigen und waren eben am Fuße der großen Treppe angekommen, als Petion die Nachricht erhielt, daß er nach der Nationalverſammlung kommen ſollte. Er ging dorthin, und ich begab mich zu den Appartements hinauf."

Da haben wir nun eine getreue Angabe der Reden, welche Petion gehört hatte, und der Gefahren, welche er in dem Tuilerienſchloſſe gelaufen war.

„Er nahm den Rückweg nicht wieder durch den Garten," ſagt Peltier, ſondern paſſirte den Gang und den Hof der Feuillans, und ging zu Hauſe, wo er von dem Volke bewacht und zurückgehalten ward."

Petion's Wagen war mit den Ordonanzen, die ihn begleiteten, auf dem großen Hofe zurückgeblieben. Der Municipalbeamte Le Roux ſchickte denſelben um 3 Uhr fort.

So hatte ſich Alles zum Sturz der Monarchie verſchworen! der Generalcommandant Mandat wurde ermordet, und der Maire von Paris ließ ſich im Einverſtändniß mit den Aufrührern in ſeiner Behauſung einſperren, um ihnen ihre Beute Preis zu geben.

Die Geſchichte kann einen Verrath wie dieſen, der unter den geheiligten Inſignien der öffentlichen Autorität begangen worden iſt, nie in dem Grade brandmarken, wie er es verdient, und Petion's Namen wird in der Erinnerung der Menſchen noch abſchreckender bleiben, als ſein in den Steppen der Gironde von Hunden zerfleiſchter Leichnam.

Ueber alle dieſe Vorgänge war es Tag geworden. „In dem Augenblick, wo man den Wagen des Herrn Maire von dem Hofe wegfahren hörte," ſagt Röderer, „öffnete man einen Fenſterladen in dem Cabinete des Königs, um zu ſehen, was es draußen gäbe. Es war eben in der Morgendämmerung. Auch Mad. Eliſabeth war ans Fenſter getreten, und ſagte, nachdem ſie zu dem ſtarkgerötheten Himmel aufgeſchaut hatte, zu der Königin, die im Hintergrunde des Cabinets geblieben war: „Schweſter, ſehen Sie doch, wie ſchön die Sonne aufgeht. Die Königin that's. Es war dies das letzte Mal, daß ſie die Sonne zu ſehen bekam."

Die Colonnen der Inſurgenten waren noch nicht in Bewegung, doch wurde die um dieſe Stunde gewohnte Stille der Stadt durch ein unheimliches Geräuſch in der Ferne geſtört. Die Kinder von Frankreich wurden geweckt, und die Königin ließ ſie zu ſich kommen, um ſich erſt einige Tage vor ihrem Tode in dem Tempelthurm wieder von ihnen zu trennen. Ludwig Carl, der Dauphin von Frankreich, zählte achtehalb Jahr, da er am 27. Mäez 1785 geboren worden war. Madame, Marie Thereſe Charlotte, die Tochter des Königs, den 15 December 1778 geboren, war dreizehn und ein Viertel Jahr alt.

Es war, nach Röderers Angabe, 4 Uhr, als der König, der ſich ungefähr um Mitternacht in ſein Inneres zurückgezogen hatte, wieder in ſeinem Cabinette erſchien. „Er hatte wahrſcheinlich der Ruhe gepflegt," ſagt er, „denn als er wiederkam, war die eine Seite ſeiner Friſur platt gedrückt und entpudert, was nun ſonderbar mit der andern Seite, die noch in guter Ordnung war, contraſtirte."

Le Roux, der in ſeinen Angaben genauer iſt, giebt 5 Uhr als die Zeit dieſer Rückkunft an. „Ich hatte, das Haupt auf den, auf dem Rathstiſche ruhenden Ellbogen liegend, ein wenig geſchlummert," ſagt er, „und wurde durch das Eintreten des Königs geweckt. Es war ungefähr 5 Uhr."

Aus dieſen Nachweiſungen läßt ſich genau die Zeit erkennen, um welche ſich der König nach den Höfen hinunter begab, um die Truppen zu muſtern. Es geſchah dieſes ungefähr eine halbe Stunde nach ſeiner Rückkunft in das Cabinet.

Der Municipalbeamte Le Roux begleitete den König auf ſeiner Muſterung; ſein Zeugniß hat demnach vor allen anderen Angaben das Verdienſt, direct, perſönlich und ſehr ausführlich zu ſein.

Der Leſer iſt ſchon aus dem Zeugniß von Le Roux mit der Aufnahme bekannt, welche der König auf den Schloßhöfen gefunden. Die Nationalgarde empfing ihn unter folgenden Ausrufungen: „Es lebe der König! Es lebe Ludwig XVI.! Es lebe der König der Conſtitution! Ihn wollen wir, keinen andern! Nieder mit den Jacobinern, nieder mit den Aufrührern! Er ſtelle ſich an unſere Spitze, und wir wollen ihn auf Leben und Tod vertheidigen!

Wenn die Aufnahme, die dem Könige abſeiten der im Garten, auf den Terraſſen und auf der Zugbrücke aufgeſtellten Nationalgardiſten zu Theil geworden, auch minder enthuſiaſtiſch iſt, ſo hat ſie doch den Character nicht gehabt, den ihr die Geſchichtſchreiber gegeben haben. Die ſcheußlichen Beleidigungen, die ihn hier verfolgten, ſind nicht von der Nationalgarde ſelber ausgegangen, wie LeRoux als Augenzeuge erklärt. „Hier ließ ſich," ſagt er, „der Ausruf: es lebe der König! nur wenig vernehmen; aber vielfach Ausrufungen wie die folgenden: Es lebe die Nation! Es leben die Sanscülotten! Nieder mit dem König, nieder mit dem Veto, nieder mit dem dicken Schwein!" Ich kann jedoch bezeugen, daß alle dieſe Beleidigungen von der Zugbrücke bis zu dem Thiergarten nur von einem Dutzend Leuten repetirt wurden, worunter fünf oder ſechs Kanoniere waren, die den König wie die Stechfliegen ein Thier, auf deſſen

Digitized by Google

Peinigung sie es abgesehen haben, unablässig verfolgten.“ *) Diese scheußlichen Aeußerungen, die bis zu den Appartements gedrungen waren, machten der Königin das Herz bluten: sie weinte.

„Die Minister schauten zum Fenster hinaus,“ sagt Röderer, „und Herr Dubouchage rief tief ergriffen aus: „Großer Gott, es ist der König, den man auszischt! Was Teufel soll er da unten anfangen? Laßt uns ihn schnell heeholen! Und damit eilten er und der Herr von Sainte Ceoix nach dem Garten hinunter. Da vergoß die Königin Thränen, ohne ein einziges Wort von sich zu geben. Sie begab sich, mit rothgeweinten Augen in das Schlafgemach des Königs, um seine Rückkehr abzuwarten.“

Außer von dem Municipalbeamten Le Roux, war der König bei dieser Revue von folgenden Herren, die sich ihm dort anschlossen, begleitet gewesen: den Marechaux-de-camp von Bouillieu und Menou, den Schweizer Officieren von Maillardoz und von Bachmann, dem vormaligen Kriegsminister von Lajeard, den Herren von Sainte-Ceoux und de Briges, und dem Fürsten von Poix.

In der von Fouquier-Tinville gegen Marie-Antoinette aufgemachten Anklageacte wird die Königin einer Handlung beschuldigt, die in dem Augenblick statt gefunden haben soll, wo der König von der Musterung zurückgekehrt war. Sie sollte ihm nämlich ein Pistol mit den Worten: „Jetzt ist's an der Zeit, sich zu zeigen!“ hingehalten haben. Obgleich dieser Umstand von durchaus unverdächtigen Leuten, namentlich von dem Marquis von Feerieres geglaubt und erzählt worden ist, ist er dennoch gänzlich falsch. Er wird von Röderer förmlich in Abrede gestellt, und die Königin selber hat ihn nach Maton de la Varenne's Behauptung in dem Verhör ihres Processes für unwahr erklärt. Trotz dem daß dieser Umstand, der mit der unerschütterlichen Liebe und Achtung, welche Marie-Antoinette für Ludwig XVI. stets gehabt hat, nicht im Einklang gewesen wäre, sich als unbegründet erweist, haben der König und die Königin in diesem kritischen Augenblicke weit mehr Muth gezeigt, als die Beamten, welchen die Vertheidigung der Gesetze und der Monarchie oblag.

Der König, die Königin, die in den Galleeien versammelten Edelleute, selbst die Minister hatten nur den einen Gedanken: sich vertheidigen, und, wenn es sein müßte, sterben. So dachten aber nicht der Municipalbeamte Le Roux und der Procureur Syndicus Röderer: diesen war mehr daran gelegen, Alles gütlich abzumachen und — ihre Stellen zu behalten.

Auf den dem Minister der Marine, Herrn Dubouchage, gemachten ersten Antrag, den König nach der Versammlung zu führen, antwortete derselbe dem Herrn Röderer: „Sie wollen, man soll den König seinem Feinde zuführen? dort ist keine Sicherheit für ihn: er muß hier bleiben!“

Noch entschiedener sprach sich die Königin aus; sie sagte: „Wir haben hier bewaffnete Macht, mein Herr, und es ist einmal an der Zeit, zu erfahren, wer die Oberhand haben soll, ob der König und die Verfassung, oder die Meuterer.“

*) Fast noch unbegreiflicher, als die schamlose Frechheit dieser Buben, scheint es uns, daß dieselben nicht auf der Stelle von dem Gefolge des Königs, das doch sicherlich nicht insgesammt unbewaffnet gewesen, niedergehauen worden sind. Anm. der Red.

Die Edelleute waren zu Allem entschlossen! denn als der Commandant de La Chenaye, dem Mandat seine Vollmacht hinterlassen hatte, sich beschwerte, daß sie die Nationalgarde abhielten, in die Nähe des Königs zu gelangen, und von derselben nichts wissen wollten, da antwortete die Königin mit Entschlossenheit: „Dem ist nicht so, und ich stehe für alle die Männer ein, die hier sind. Sie werden sich vorne, hinten, in den Reihen, kurz wo Sie wollen stellen lassen, und sind zu Allem bereit, was Noth thun mag: es sind zuverlässige Männer!“

Auch Ludwig XVI. war nicht derjenige, der sich zuerst überreden ließ; denn als er, von denen verlassen, die über die öffentliche Macht zu verfügen hatten, sich endlich ergab, sagte er noch, indem er aus der Vorhalle einen letzten Blick nach dem Platze warf, aufseufzend zu Röderer: „Aber der Menschenhaufe auf dem Coercuffelplatze ist ja doch nicht so gar groß!“ Ha! der König hatte schon Recht, und einer der Nationalgardisten, welche damals auf den Höfen aufgestellt gestanden, hat, als er sich nachdem über dies peinliche Schauspiel ausgesprochen, im Jahr 1822 gesagt: „Es ist gegenwärtig nur zu sehr erwiesen, daß die Regierung zu jener Zeit nur deßhalb erlegen ist, weil sie ihre Stärke nicht erkannt hat.“

Gerade diese Stimmung des Königs, der Königin, der Edelleute, der Schweizer, und eines ansehnlichen Theiles der Nationalgarde, die Gesetze, die Ordnung, die Verfassung und die Monarchie mit den Waffen zu vertheidigen, war es, wovor Röderer grauete.

„Die Reden, welche die Königin bei dieser Gelegenheit führte,“ sagt er, „ließen mich glauben, daß im Schlosse große Neigung, sich zu schlagen, herrsche, und daß es da Leute gäbe, die der Königin einen Sieg verhießen. Ich sah ein, daß man nach solch einem Siege trachtete, wenn auch nur um der Nationalversammlung zu imponiren. Dies machte in mir wirre Besorgnisse über einen zugleich nutzlosen und blutigen Widerstand, und, nach dem Rückzuge oder der Niederlage des Aufstands, über ein Unternehmen auf das gesetzgebende Corps rege, und diese Besorgnisse mehrten meine Verantwortlichkeit in einem unerträglichen Grade.“

Meine Verantwortlichkeit! In diesen zwei Worten giebt sich die ganze Race der durch die Revolution geschaffenen constitutionellen Beamten zu erkennen: Egoisten ohne Dankbarkeit, ohne ein geliebtes, geachtetes, gehorsamtes Oberhaupt, die sich gerne laut als Diener des Gesetzes bezeichneten, um sich unter allen Arten von Regierungen zu behaupten, ohne irgend einer treu ergeben zu sein.

Es hieße selbst gegen Röderer und den Administrator Le Roux ungerecht sein, wenn man nicht die Ansichten, welche ihnen die Zeit gegeben, so wie die Lage, in welche sie sich durch die Begebenheiten versetzt sahen, berücksichtigen wollte.

Sie hatten alles das, was sie waren, und was sie noch zu werden hofften, einer Revolution zu verdanken, die gegen die Macht Ludwigs XVI. gerichtet war. Es war demnach schon natürlich, daß, wenn sie auch einige Liebe für den König hatten, ihnen die Revolution weit lieber war.

Andererseits waren es ein Paar unbedeutende Bürger, die nie in der Nähe des Königthums, im Schatten seiner Stärke und seines Ruhmes gelebt, und von ihren Ahnen es zu ehren, ihm zu dienen nicht gelernt hatten.

Digitized by Google

Le Roux, Doctor Rechtens der Pariser Facultät, bemerkt ausdrücklich in seinem Rapport an den Pariser Maire, „es sei dies das erste Mal in seinem Leben gewesen, wo er mit der Königin gesprochen habe."

Röderer, vormaliger Rath im Parlamente von Metz, sagt in seiner Beschreibung der schauerlichen Nacht vom 10. August: „Die Etikette war aufgehoben: ich nahm in gleicher Linie mit der Königin auf einem Tabourette in der Nähe der Thür des Schlafgemaches Platz.

Die letzten Stadtschultheißen, ein Lefevre de Caumartin, ein Pelletier de Morfontaine, ein de Flesselles, alles Staatsräthe, Ritter, Komthuren oder Großkreuze des Ordens vom heiligen Geiste, würden es sich nicht gerühmt haben, daß sie nie mit einer Königin ein Wort gewechselt hätten.

Die Parlamentspräsidenten, deren Hôtel Röderer eingenommen hatte und deren Functionen er auch gewissermaßen versah, ein d'Aligre, ein d'Ormesson, ein Gourgue, ein Joly de Fleury, ein François Mole würde nicht geschrieben haben: „ich nahm der Königin gegenüber Platz;" vollends da nicht, wo von einer unglücklichen, beschimpften, in Thränen zerfließenden und den Tod erwartenden Königin die Rede war.

Man muß demzufolge Le Roux und Röderer für das nehmen, wofür sie sich ausgaben und was sie waren. Sie fühlten sich, der eine bei der Municipalität, der andere im Departement, zu wohl, um für die Vertheidigung eines Königs, der sie eben so wenig liebte als sie ihn, etwas zu wagen, und es mit den neuen Revolutionairs zu verderben, unter welchen sie im Besitz ihrer Schärpe, ihres Federhutes und ihrer Karosse zu bleiben hofften.

Hätten sie aber eben so viel Verstand als Ehrsucht gehabt, so würden sie mindestens vier und zwanzig Stunden voraus gesehen, und erkannt haben, daß sie ihre Stellen nicht anders als mit dem Könige behalten konnten. Es gehörte in der That eine große Einfalt dazu, nicht einzusehen, daß die Insurgenten, indem sie den Galeeren, den Galgen, den Kartätschen Trotz boten, dabei sehr natürlich keine andre Absicht hatten, als diejenigen aus dem Amte zu verjagen, die so thöricht gewesen waren, ihnen, wie man zu sagen pflegt, die Leiter zu halten. So kam es denn auch, und Le Roux und Röderer mußten sich gleich nach dem 10. August verborgen halten, um nicht als wahre Royalisten gemordet zu werden.

Es ist der Administrator Le Roux gewesen, der, seiner Versicherung nach, um, gleich Röderer, seine Verantwortlichkeit zu sichern, zuerst darauf verfallen ist, die königliche Familie nach der Versammlung zu bringen. Daß der König nachdem verlassen, entthront wurde, oder daß ihm noch schlimmeres wiederfuhr, das war ihnen Nebensache, ihre Hauptsache war, sich in einer gütlichen Weise Ludwigs XVI., der Königin, ihrer Kinder und der Monarchie entledigt zu haben.

Als Leute, welche vor Allem die Form in Ehren hielten, traten sie zuvörderst auf die Höfe hinaus, um der Nationalgarde den Befehl zu geben, *Gewalt mit Gewalt zu vertreiben*; dabei fügten sie aber vorsorglich hinzu, sie ertheilten diesen Befehl nur, um dem Gesetze ein Genüge zu thun, indem ihrem Bedünken nach jeder Widerstand nutzlos und unsinnig sei. War eine solche Sprache im Munde der Magistratspersonen nun wohl geeignet, die Truppen zur Standhaftigkeit anzufeuern?

„Wir hatten Ruhe," erzählt der Nationalgardist, dessen wir schon erwähnt haben, „als Röderer, umgürtet mit seiner Schärpe, und ein Papier in der Hand haltend, erschien. Er stellte sich mitten vor die Compagnie, und las uns mit einer alterirten Stimme, die gerade nicht geeignet war sein Auditorium zu ermuthigen, folgende Proclamation vor: „Bürger, französische und „schweizerische Soldaten; es nähert sich ein großer Volksauflauf, „der die Person des Hauptes der vollziehenden Gewalt bedroht. „Es wird Euch im Namen des Gesetzes verboten, *angriffsweise zu verfahren*, doch steht es Euch frei, Gewalt mit „Gewalt zu vertreiben."

Noch verderblicher war die Art und Weise, wie Le Roux sich bei dieser Gelegenheit vernehmen ließ. „Mehrere Bürger riefen," berichtet er selber, „daß sie nicht zahlreich genug wären, um Widerstand leisten zu können. Das war auch meine Meinung, und ich erlaubte mir selbst, laut zu sagen, daß es thöricht sein würde, einem so großen und so wohlbewaffneten Haufen Widerstand leisten zu wollen, ja daß ein dergleichen Versuch schon großes Unglück zuwege bringen könnte. Ich sprach mein Bedauern über die leidige Verpflichtung vor dem Gesetze aus, einen Befehl verkündigen zu müssen, dessen ganze Gefährlichkeit mir einleuchtete."

Röderer und Le Roux, die einzigen beiden Magistratspersonen, welchen das Recht zustand, die öffentliche Macht aufzubieten, und die in den Tuilerien anwesend waren, brachten anderthalb Stunden damit zu, die auf den Höfen aufgestellten Truppen in diesem Style zu haranguiren. Dies hatte natürlich ganz den Erfolg, den sie sich hatten versprechen können, und so blieben die Schweizer, die von ihren Reden nichts vernommen hatten, die einzigen Soldaten, welche nicht durch sie überzeugt oder wankend gemacht worden waren.

In das Schloß zurückgekehrt, machten beide Magistratspersonen laut den Vorschlag, die königliche Familie nach der Versammlung zu führen. Die Debatten hierüber und der Widerstand währten lange. Wir haben die Gründe der Königin, des Königs und der Minister bereits angeführt. Die Gründe von Le Roux und Röderer waren wie diejenigen aller derer, die, in Revolutionen groß geworden, diese fürchten und sich ihnen unterwerfen. Der Widerstand, sagten sie, würde den Aufruhr *nur noch mehr aufregen*, als ob es nicht eben die Pflicht und die Bestimmung der Obrigkeit und des Gesetzes wäre, der Aufregung der Böswilligen die Spitze zu bieten! Der Widerstand, setzten sie hinzu, würde zu Blutvergießen führen; als ob das Leben einiger Aufwiegler, die sich in offner Empörung gegen die Gesellschaft befanden, höher zu schätzen gewesen wäre, als die Existenz rechtlicher Familien und der Gesellschaft selber.

Von allen Behörden verlassen, deren Aufgabe und Pflicht es gewesen wäre, sie um jeden Preis zu vertheidigen; — denn das Gesetz, die Ordnung, die allgemeine Sicherheit haben einen Werth, der über Alles geht — Mandat todt, Petion auf Seite der Rebellen, die Truppen durch Le Roux und Röderer desorganisirt, mußten der König und die Königin all diesen aufgehäuften Schwächen, Schändlichkeiten und Verrath schon weichen und den Weg nach der Versammlung antreten.

Es geschah dies um 8 Uhr, wie die Königin es nachdem im Verhör ihres Processes selber angegeben hat.

Der Leichenzug — der König, die Königin, der Dauphin, Madame Elisabeth und die Frau von Lamballe gingen ja ihrem

Digitized by Google

Tode entgegen — war ernst und feierlich. Obgleich der Aufruhr schon auf dem Caroussellplatze sein Wuthgeheul hören ließ, und das Gitter des Königshofes bereits angegriffen wurde, wurde der Marsch weder beschleunigt noch ein Umweg eingeschlagen. Man stieg die große Treppe im Dom-Pavillon und dann die Stufen der Palast-Terrasse hernieder.

(Fortsetzung folgt.)

Acht Tage im Harz.

(Beschluß.)

In Ballenstedt angekommen, wanderte ich die Anhöhe hinauf, auf welcher das Schloß des Herzogs von Anhalt-Bernburg liegt, das sich malerisch aus dem reichen Kranze von Blumen und Bäumen erhebt, und wie, beglänzt vom Abendroth, wie ein Schwan erschien, der seine silberschimmernden Flügel ausspannend, sich zum Fluge in den Aether bereit macht. An derselben Stelle, wo sich jetzt das Schloß erhebt, prangte im siebenten Jahrhundert die Burg der Grafen von Ascanien. An der Schloßwache erhielt ich einen Soldaten zu meiner Begleitung über die Schloßterrasse und durch den Schloßgarten. Ich will annehmen, daß dieser Sohn des Mars der einfältigste in dem ganzen Bataillon des Herzogs von Bernburg war, denn einen bornirteren Menschen kann ich mir nicht denken; er kannte nichts von seiner Umgebung, und wenn ich ihn nach irgend einem hervorragenden Punkt fragte, so erhielt ich immer zur Antwort, daß es der „Röhrkopf" sei, (ein hochgelegener Berg, auf welchem ein Jagdhaus prangt), ich hätte ihm gern fortwährend einen „Schaafskopf" zugeworfen, wenn nicht sein funkelndes Lerchenspieß, auf den er beständig die Hand stützte, eine solche Aeußerung zurückgehalten hätte. Die militairische Macht des Herzogs von Anhalt-Bernburg besteht aus einem Bataillon, das im Jahre 48 die Gewehre gegen des Landes eigene Kinder abfeuerte, die mit der Regierung ihres Herzogs nicht sonderlich einverstanden waren. Ueber den Herzog hörte ich mehrere Anekdoten, so soll er u. a. einst in der Nähe der Schildwache sein Taschentuch haben fallen lassen, und als diese es nicht aufhob, befördert er den Soldaten, weil er nicht vom Posten gewichen, sogleich zum Lieutenant, aber der neugebackene Lieutenant mußte pensionirt werden, weil seine geistigen Fähigkeiten ihn nicht berechtigten die Epaulette zu tragen. Von der Schloßterrasse, die uns in ein Zauberland versetzt, lassen wir die Blicke endlos über üppige Wiesen und Felder schweifen, die Chausseen und Landwege sind mit Obstbäumen besetzt, und zahlreiche Ortschaften sehen wie überall in das lachende Grün der reizenden Landschaft gestreut. Wir begrüßen Quedlinburg mit seinen vielen Thoren und Zinnen, und erblicken dahinter die Thürme von Halberstadt. Die Gegensteine, zwei kolossale, phantastisch geformte Felsblöcke, die einander gegenüber liegen, erheben sich in unsrer Nähe; ihren Fuß umgürten blühende Obstbäume. Der Abdachung des Schießberges schließen sich die Häuser des Städtchens malerisch an, das von einer freundlichen Kastanienallee durchschnitten wird. Das Schloß und die Stadt Ballenstedt kamen mir wie eine Centifolie vor, die mitten in einem reizenden Blumenkorbe sich erhebend, von tausend duftenden Blüthen in allen Farben umringt wird. — Ich übernachtete in Ballenstedt, und begab mich am andern Morgen, am 12. Juni, nach dem zwei Stunden entfernten Schloß Falkenstein. Anfänglich führte mich der Weg über eine mit Obstbäumen bepflanzte Chaussee, aber jemehr ich mich dem Falkenstein näherte, den Felsen und Waldung meinen forschenden Blicken entzogen, wurde die Gegend immer prachtvoller und romantischer. Ihre größte Lieblichkeit entfaltet sie im Selkethal, wo herrliche Waldungen, bunte Wiesenteppiche, Alleen, Quellen und Kaskaden unsre Aufmerksamkeit beständig in Anspruch nehmen; die Selke ist unsre treue Begleiterin, die sich murmelnd durch den Schmelz üppiger Wiesen schlängelt. An der Thalwandung erhebt sich das Erbbegräbniß der Asseburger Grafen, das in gothischem Styl erbaut, mit Bogen, Thürmen und Giebeln geschmückt, so lieblich mit dem Laub der prächtigen Waldbäume, welche sich an die Ruhestätte lehnen, kontrastirt. Wie die Asseburger Grafen hier schlummern können, begreife ich nicht, die Gegend ist so lieblich, daß sie selbst den Tod aus seinen kalten Mauern und in das prächtige Thal, unter das Laub der hundertjährigen Bäume, locken muß.

Nach einer halben Stunde erreichen wir ein Wirthshaus, das von dem früheren Brockenwirth, Herrn Nehse, verwaltet wird. Hier befand sich noch vor Kurzem eine Papierfabrik, die jedoch eingegangen ist, und das Wohnhaus des früheren Fabrikanten, hat jetzt Herr Nehse inne. Ganz in der Nähe des Wirthshauses, ungefähr eine Viertelstunde entfernt, erblicken wir einen vorspringenden Felsen, auf dem sich ein einfaches, hölzernes Kreuz erhebt, das zur Erinnerung an den Sänger der Messiade, hierhergepflanzt ward, der hier oft seinen Phantasien nachgehangen, und Aug' und Herz an den Reizen des lieblichen Thals erquickt haben soll. Ich wanderte über eine leichte, schmale Brücke, die über die Selke gespannt ist, nach der Anhöhe, und ließ mich bei dem Kreuz nieder, schaute auf das grünwogende Meer der prachtvollen Laubbäume, und dachte an den edlen Klopstock, den ein Jeder mit Ehrfurcht nennt, den aber nur Wenige kennen. Ich nahm meinen Rückweg wieder über die schwankende Brücke, und schritt dann langsam, dem Schlosse Falkenstein entgegen, das ich schon einige Male erblickt hatte, das sich aber immer wieder meinen Blicken entzog. Es verbirgt sich hinter Wald und Fels, als wolle es nicht von der Gegenwart, die mit der Romantik des Mittelalters jetzt so nüchtern rechtet, gesehen sein. Ein Fahrweg führt nach dem Schlosse hinauf, den uralte Bäume beschatten; nach einer viertelstündigen Wanderung erreichen wir die Ringmauern des Schlosses, und unser Blick weidet sich an dem stolzen Denkmal der Ritterzeit. Die Schießscharten der alten Mauern blicken uns mitleidsvoll an, als erinnerten sie sich noch der, in Erz einherschreitenden Helden, die auch auf unser Geschlecht achselzuckend herabgesehen haben würden. Als ich mich dem Schlosse näherte, schwang sich kreischend ein Falke von dem alten Gemäuer des kolossalen Thurmes; die Urenväter des Falken haben auch vielleicht auf jenen Erkern und Giebeln gehaust, und lassen sich nicht verscheuchen von dem Erbe, das ihre Väter bewohnten. Sei mir gegrüßt, du kreischender Falke; ich bin kein Augur, nehme aber dennoch an, daß dein Flug meinem Glücke günstig sein wird. Lange noch blühe dein Geschlecht in Kindern und Kindeskindern, der alte Thurm gewähre die Obdach, und der Wald sei deiner Jagd günstig, wenn du in weiten Ringen über den rauschenden Wipfeln kreisest. Dein Geschlecht blühe für

Digitized by Google

und für! — Vor dem hohen Eingangsthore bemerkte ich auf dem halbverwitterten Wappen drei Falken, und zur Seite des Thors sah ich zwei steinerne, eingemauerte Kugeln; wer weiß, welcher Feind dieselben vor Jahrhunderten dem Falkenstein entgegensandte, möchten sie doch auf ihn zermalmend wieder zurückgeflogen sein. Auf dem Schloßhof wucherte Steinkraut und sempervivum, ich trat nun in den inneren Burghof, auf welchem sich ein Brunnen befindet, der sich 180 Fuß tief in den Felsen erstreckt. Ueber die Entstehung der Burg sind die Meinungen getheilt, Einige schreiben sie Heinrich dem Vierten zu, Andere legen die Gründung derselben in eine noch fernere Zeit zurück. Die Asseburger, welche später in Besitz der Burg kamen, begünstigten die Reformation, und in der noch wohlerhaltenen Schloßkapelle hat Luther häufig gepredigt. Während des dreißigjährigen Krieges wollte Tilly die Burg erobern, weil Busso von der Asseburg ihm den Eintritt in dieselbe verwehrte; aber Busso vertheidigte sich mit seiner Besatzung so heldenmüthig, daß Tilly, ohne seinen Willen erreicht zu haben, wieder abziehen mußte.

Ein Kastellan führte mich in den Sälen und Zimmern des Schlosses, welche eine so reiche Geschichte erlebt haben, umher. Drei Zimmer waren äußerst prachtvoll für den König von Preußen in Stand gesetzt, jedoch war der mittelalterliche Geschmack vollkommen beibehalten. Friedrich Wilhelm soll hier zuweilen dem edlen Waidwerk obliegen, und den Freund der Romantik schirmt dann das alte Felsenschloß. Unter den Nippsachen, welche sich in dem Schlafzimmer befinden, zieht eine Tabatiere, welche Napoleon getragen, so wie der kolossale Ring eines Asseburgers, der Bischof in Naumburg war, unsere Aufmerksamkeit auf sich. In einem andern Zimmer wird ein goldenes Hifthorn, das Geschenk eines Königs von Frankreich gezeigt, an der Wand prunkt das Portrait der Kaiserin Katharina, das sie dem Ahnherr Ferdinand von der Asseburg verehrte. Zwei Köpfe von Rubens, so wie ein kleines Crucifix aus Elfenbein, von Benvenuto Cellini fesseln den Kenner. Auch eine metallene Vase erweckt unser lebhaftes Interesse, wenn wir hören, daß Napoleon dieselbe mit aus Aegypten brachte; sie war beständig in seiner Nähe, aber bei Waterloo wurde sie in seinem Reisewagen gefunden, den Napoleon in Stich ließ. Die Vase wurde dem alten Marschall Vorwärts zugestellt, der sie seinem Vetter, dem Asseburger Grafen verehrte. In einem andern Zimmer fesselt wieder Glasmalerei an einem alten gothischen Fenster unsere Aufmerksamkeit, die Glasstückchen sind sorgfältig in Blei eingefaßt, und stellen Heiligenbilder und biblische Geschichten dar; in einem Eckzimmer sehen wir durch farbiges Glas, und dann scheint es, als stände der ganze Wald in Flammen, als läge die Luft bleischwer auf den stolzen Buchen und Eichen, als müßte der Blitz sogleich aus den Wolken fahren, und der rollende Donner ein tausendfaches Echo im Thale wecken. — Von den Wänden des Rittersaales schauen die Portraits der Asseburgre Grafen, Ritter und Bischöfe ernst auf uns herab; wir bemerken unter denselben das Kniestück jenes Busso, der den Falkenstein so heldenmüthig gegen Tilly vertheidigte. Die eine Wand bedecken alterthümliche Waffen und Rüstungen; Morgensterne, Panzer und Streitkolben sind malerisch gruppirt. Ein ungeheures Hünen- oder Schlagschwert, das ich kaum mit zwei Händen regieren konnte, lehnte in der Ecke eines Fensterbogens. Der sogenannte Jungfrauengang, ist ein langer, schmaler Korridor, an dessen Fenstern die Frauen und Fräulein gesessen und gestickt haben sollen. In neuerer Zeit ist der Korridor mit einer Unzahl von Hirschgeweihen geschmückt. Als ich mich nach dem alten Thurm begab, zeigte der Kastellan mir das Burgverließ, eine schauerliche Höhle, die sich 80 Fuß tief erstreckt; vor einigen Jahren hat man aus demselben noch zwei Gerippe herausgenommen, auch fand man daselbst Ketten und Fetzen einer Frauenkleidung, so wie einen Trog, in welchem den Unglücklichen das Essen hinabgelassen wurde. Den Thurm umgiebt eine hölzerne Balustrade, und von dieser schwindelnden Höhe sah ich in den Burghof hinunter, der jetzt so todtenstill und unbelebt dalag; früher tummelten sich dort Ritter und Knappen und rüsteten sich zum Kampf, oder der Burgherr bestieg seinen wiehernden Hengst, um auf die Jagd zu ziehen, die Meute brüllt, Frauen saßen auf schneeweißen Zelten, den Falken auf der Hand haltend, der nach Beute scheie. Ich dachte an Stern Steenens Blicher's unübertreffliche Novelle „Tagebuch eines Dorfküsters", in welcher es an einer Stelle heißt: „Um diese Jahreszeit genossen wir recht das Vergnügen der Jagd. Wie lustig ging es her, wenn wir am Morgen auszogen; der Jäger lief und die Hunde bellten, die Pferde stampften eben so ungeduldig wie wir selbst. Bald suchten wir die Urvögel auf der Haide heim, bald die wilden Thiere im Walde; mit Spiel und Gesang zogen wir hin und zurück. Nun ist es hier so still wie in einem Kloster, der gnädige Herr kümmert sich nicht um die Jagd. Stumm und allein geht der Jäger aus und still kommt er zurück. Dies Geschicht ist traurig wie ich selbst."

Trotz der unvergleichlichen Aussicht auf Wald, Feld und Flur von der Balustrade des altergrauen Thurms, verweilte ich doch nicht lange dort; der Schwindel packte mich, und ich glaubte die alte Riese könne stürzen. Ich Thor! wahrscheinlich werde ich schon lange im Grabe modern, und der Mutter Erde die Atome meines Leibes wieder zurückgegeben haben, wenn der Thurm sich noch stolz erhebt, und den wilden Stürmen sein ehrwürdiges Haupt preisgiebt, das ist bleichen, aber nicht zu beugen vermögen. Lange verweilte ich noch auf dem Schloßhof, stieg in den gewölbten Keller hinunter, sammelte auf dem Hofe sempervivum, das ich in meine Reisetasche steckte, und mit nach meiner Heimath nahm, und jetzt wuchert das Kraut des Falkensteins üppig in einer irdenen Scherbe. —

Du braver Gottfried August Bürger, wie lebhaft dachte ich an dich, als der Falkenstein vor, als du deine Ballade „des Pfarrers Tochter von Taubenhain" schriebst.

„Von drüben herüber, von drüben herab,
Dort jenseits des Baches vom Hügel
Blinkt stattlich ein Schloß auf das Dörfchen im Thal,
Ihr Mauern wie Silber, die Dächer wie Stahl,
Die Fenster wie brennende Spiegel."

„Dort trieb es der Junker von Falkenstein
In Hall' und in Saal' und in Freude.
Dem Jüngferchen lacht' in die Augen das Schloß,
Ihm lacht' in das Herzchen der Junker zu Roß,
Im funkelnden Jägergeschmeide."

Mit unvergänglichen Zügen habe ich den Falkenstein in mein Gedächtniß geschrieben, und droben einige so froher Stunden ge-

Digitized by Google

nossen, wie sie dem Steeblichen selten zu Theil werden. — Bei Herrn Nebse, dem früheren Brockenwirth, der jetzt eine Wirthschaft am Fuße des Falkensteins „zum Falken" hat, hielt ich mich noch eine halbe Stunde auf; der Mann hat eine sehr hübsche Bibliothek, und als er noch auf dem Brocken wohnte, gewiß während der Wintermonate Muße genug gehabt, recht eifrig zu studiren; er soll auch auf dem Bracken beständig sehr genaue meteorologische Beobachtungen angestellt haben. —

Mit Wehmuth schied ich aus dem freundlichen Selkethal, und eilte wieder nach Ballenstedt, um von dort meine Wanderung nach Quedlinburg fortzusetzen. Ich wandte oft meine Blicke ins Thal zurück, das ich wohl nie wieder betreten werde. Nach Quedlinburg führt eine, mit Obstbäumen bepflanzte Chaussee, ich sah noch lange die Gegensteine, den Brocken und andere Berge, deren Namen meinem Gedächtniß entfallen sind. Zu beiden Seiten des Weges dehnten sich fast beständig endlose Kornfelder und Wiesen aus. Anfänglich sah ich noch manche Fasanen, die auf den Feldern umherliefen, und dem Herzog von Bernburg gehören. Das Futterkraut, die Esparsette (Hedysarum Onobrichis), bedeckte ganze Felder, und erquickte das Auge mit seiner lieblich rothen Blüthe; das Korn wogte üppig wie ein wellenschlagendes Meer, und die Lerchen wirbelten jubelnd in der milden Luft. Ich sah reiche Schaafheerden, und freute mich über die Klugheit der Schäferhunde, die nie duldeten, daß ein Schaaf sich dem Kornfelde näherte; wie klug merkte der Hund auf die Worte des Schäfers; muß sich nicht zwischen ihm und seinem Herrn ein freundschaftliches Verhältniß bilden? ist es doch der Hund allein, der während des ganzen Tages und während der Nacht auf dem Felde seinem Herrn Gesellschaft leistet. Hie und da tauchten alte Wartthürme auf, und mein Weg führte mich dicht an einem solchen Steinkoloß vorbei. Quedlinburg mit seinen vielen Thürmen lag vor mir, und bald hielt ich meinen Einzug in die alte, ehrwürdige Stadt, in welcher Klopstock das Licht der Welt erblickte. Ich besuchte das Schloß, an dessen Fuß in einem einfachen Hause der Sänger des Messias geboren worden ist. Im Schlosse, das von Heinrich dem Vogler herrühren soll, und wo er auch, wenn ich nicht irre, begraben liegt, führte mich ein Kastellan umher, und zeigte mir die Zimmer, in welchen Friedrich Wilhelm der IV. und Ernst August wohnten, was mich jedoch durchaus nicht interessirte. Schön war aus einigen dieser Zimmer der Ueberblick über die Stadt; in zweien derselben hingen die Portraits einer Unzahl von Aebtissinnen und Predigern; letztere schienen alle sehr gut genährt gewesen zu sein, und das Forschen in der heiligen Schrift schien ihren Geist nicht sonderlich angestrengt zu haben, sonst würden sie schwerlich in solcher Fülle blühenden Fettes prangen. Ein wahrhaft schönes Portrait stellte den Grafen Moritz von Sachsen dar, und wunderte es mich nicht, daß dieser Held auf den Schlachtfeldern auch in der Liebe so große Siege erfocht, denn einen schöneren Kopf und eine stolzere Haltung kann man sich schwerlich vorstellen. Nach dem Grabgewölbe, welches die Eigenschaft besitzt, die Leichen zu konserviren, führte mich eine redselige Frau hinunter, die ihr kleines, vielleicht dreijähriges Kind mitnahm. Das Kind tippelte sogleich auf einen Sarg zu, den die Frau nun auch öffnete, und in ihm lag Maria Aurora Gräfin von Königsmark, die Geliebte Königs August des Starken, und Mutter des Grafen Moritz von Sachsen; sie war zu einer Mumie eingeschrumpft, die Augen lagen tief in ihren Höhlen, aber die Wimpern waren noch zu sehn, das Kopfhaar war gut erhalten, und die Nase so spitz wie eine Messerklinge. Die Hände hatte sie gefaltet; wie waren sie jetzt steif und starr diese Hände, die, als sie noch elastisch waren, den August oft liebend umschlangen. Ich klopfte auf den Schädel der Frau, und berührte die dürren Hände, die sich noch Jahrhunderte lang in diesem Zustande erhalten werden. Wie schauerlich müßte es für die Frau gewesen sein, wenn sie während ihres Lebens eine Ahnung davon gehabt hätte, daß sie noch nach hundert Jahren von neugierigen Reisenden für wenige Groschen, als ein Wunder angestaunt werden würde. O wäre doch die starre Hülle der einst so schönen Aurora ein Häufchen Staub! Das kleine Kind aß harmlos sein Butterbrot, und legte es zu Füßen der Todten nieder; wie oft mag das zarte Kind die Mumie schon gesehn haben, und sie für die entschlafene Großmutter halten, an die es noch liebend denkt. — Nach eine Mumie, eine kleine Gräfin wurde mir gezeigt, und die Frau, die mich begleitete, sagte mir, daß sie die ersten Rosen des Jahres immer der Königsmark und diesem Kinde brächte, und die Rosen behielten dann die Eigenschaft nicht vom Stengel abzufallen, was die gute Frau auch ernsthaft glaubte. — Ich freute mich, als ich dem Grabgewölbe wieder entstiegen war, und des Himmels klare Luft mich umspielte; den Dunst und Moder hinter mir lassend, eilte ich nach dem Brühl, einem schönen Park, voll prachtvoller Linden und Eichen, und besuchte hier Klopstocks Monument. Des Dichters ernste Büste ruht auf einem marmornen Postament, und darüber las ich nachstehenden Vers aus seiner Ode „mein Wäldchen"

„Wenn hier im Sturm nicht mehr die Eiche rauschet,
Kein Liedel mehr wehet von dieser Weide,
Dann sind Lieder noch, die von Herzen kamen,
Gingen zu Herzen."

Von Quedlinburg fuhr ich nach Halberstadt, und setzte mich die ausgedehnte Feldmark dieser Stadt in Erstaunen, auf welcher so unendlich viele Sämereien, Mohn, Anis, Feuchel, Kümmel u. s. w. gezogen werden. Gegen Abend erreichte ich Halberstadt, das ich noch im Dämmerlicht durchwanderte, und am folgenden Tage fuhr ich mit dem Schnellzuge ohne Aufenthalt über Braunschweig, Lehrte, Celle, Lüneburg nach Harburg, und begrüßte noch am Abend desselben Tages den Kirchthurm meiner trauten Vaterstadt Altona.

Neueste belgische Literatur.

Wir heben aus der neuesten Nummer von Muquardt's Bibliographie de la Belgique einige kleine, aber beachtungswerthe und besonders für Geschichtsforscher interessante Schriften hervor.

Broeckx (le Dr.) Notice sur le docteur Lazare Marquis, médecin et ami de P. P. Rubens. — Lettres inédites de H. Boerhauve et G. van Swieten, précédées de quelques réflexions; 2 brochures in 8o. Anvers.

Digitized by Google

Gerlache (baron de), président de l'Académie, Considérations sur la maniére d'écrire l'histoire. Discours prononcé à la séance publique de la classe des lettres de l'Académie Royale de Belgique, le 7 mai 1852, in 8o de 11 pages. Bruxelles.

Petit de Rosen (J.) Description d'un évangéliaire du Trésor de Notre-Dame de Tongres; brochure in 8o. Liége.

Pinchart (Alex.) Notice historique sur la chambre légale de Flandre. Brux.

Ram (Le chanoine P. F. X. de) Recherches sur la chronique universelle de Sozomenus de Pistoie, lues à l'Académie Royale des Sciences de Belgique; in 8o de 29 pages. Brux. 1851.

— Recherches sur l'histoire des comtes de Louvain et sur leurs sépultures à Nivelles (967—1096); in 4o de 60 pages. Brux. 1851.

— Particularités concernant les règnes des ducs de Brabant Jeanne et Wenceslas; in 8o de 53 pages. Brux.

— Notice sur un fragment de la chronique rimée de Jean d'Outremeuse, relatif à la mort de Henri I., duc de Brabant (1235); in 8o de 16 pages. Brux.

— Les bas-reliefs et les inscriptions du monument consacré à Godefroi de Bouillon. Rapport lu à la séance de l'Académie Royale de Belgique, le 1er mars 1852; in 8o de 31 pages. Brux.

— Notice sur un sceau inédit de Godefroi de Bouillon; in 8o de 6 pages avec pl. color. Brux.

— Deux lettres de la faculté de théologie de Louvain, au sujet de Pierre Ximenius 1561; in 8o de 11 pages. Brux.

— Lettres inédites adressées à Viglius par des docteurs de l'Université de Louvain et par d'autres personnages (d'après les autographes); in 8o de 50 pages. Brux.

— Lettres de Viglius à Josse de Courtewille, secrétaire des Conseils d'État et privée; in 8o de 32 pages. Brux.

Stassard (baron de). Le poëte Lainez; notice; in 8o de 10 pages. Brux.

Stroobánt (l'abbé C.) Notice généalogique sur les seigneurs de Chantilly; in 8o de 48 pages avec blasons dans le texte. Anvers.

— Mélanges historiques inédits, no 4. Fondation de la cure de Mainrieu, 766 — 1298 — 1407 — 1496; gr. in 8o de 15 pages. Brux.

Straeten (Edm. Vander). Notice historique sur le château de Bourgogne, à Audenarde; in 18. Gand 1851.

In Lieferungen von 32 Seiten gr. 4. wird in Antwerpen erscheinen:

Inscriptions funéraires et monumentales de la province d'Anvers.

Alle zwei Monate wird eine Lieferung, die etwa 200 Inschriften enthält, ausgegeben.

Hoffmann.

Gedichte von Friedrich Bodenstedt. Bremen; Verlag von Franz Schlodtmann. 1852.

Mit freudiger Hast griffen wir nach diesen Gedichten, die einen Namen an ihrer Stirn tragen, den wir lieben und verehren gelernt, der uns in seinem „Tausend und ein Tag" die ganze duftdurchglühte, farbenprächtige Poesie des Orients erschlossen, und Mirza Schaffi's heitere, gottgeküßte Weisheit geoffenbart. Sollten wir doch hier das Saitenspiel seines eigenen Gemüths vernehmen, hinabsteigen in seines Herzens und Geistes tiefsten Schacht. Ist auch nicht Alles, was Bodenstedt an's Tageslicht gefördert, vollwichtiges Gold, so weht doch in allen seinen Sachen ein gesunder, keuscher, poetischer Sinn, dem zwar die Wundergewalt eines gotterglühten Genius, nicht aber die Wahrheit, Innigkeit und Treue des Gefühls und der Gedanken abgeht. Und das ist bei dem Zustand unserer heutigen Poesie nicht so gering anzuschlagen.

Aus dem reichen und mannigfaltigen Inhalt, der 328 Seiten füllt, heben wir: „Ein Stück Jugendgeschichte, — Ivan, der Löhn des Starost, poetische Farbenskizze aus Rußland, — Der Fels des Prometheus, — und Das Buch Edlitam" hervor. Ferner enthält dieses Werk noch „Lyrische Anfänge" und Schilderungen aus dem Orient unter der Rubrik: „Das Morgenland", „Semsed und Murad", „Die Rose von Tislis." Aus letztgenannter Rubrik eine Probe:

Tiefe und Höhe.

Es drohte mir ein Abgrund tief:
Das Grübchen in Deinen Wangen;
Mir bangte sehr, doch winkt's und rief
So süß, so voll Verlangen —
Ich trat hinan und schwindelnd tief
Stürzt' ich, und war gefangen!

Da drohte ein zweiter Abgrund tief:
Das Grübchen in Deinem Kinne;
Und wie es lockte, wie es rief,
Hinan mit bangem Sinne
Trat ich — und stürzte wieder tief,
Und liege noch jetzt darinne.

Und über dem Abgrund hört' ich jetzt
Den Quell der Liebe rauschen —
Ich durfte, von seiner Fluth benetzt,
Seinem süßen Gemurmel lauschen;
Und möchte des Abgrunds Tiefen jetzt
Mit keiner Höhe vertauschen.

Die Sprache ist durchweg voll Poesie, voll Klang der Reim. Raum und Zeit verbieten uns ein näheres Eingehen.

Wir erlauben uns nur den Wunsch, es in Aller Hände poetischer Naturen zu wissen.

Die äußere Ausstattung ist schön und glänzend.

— l.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 65. Sonnabend, den 14. August. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Aus „Waldmeisters Brautfahrt". Von Otto Roquette .. .... Seite 505
Der erste Preßproceß, im Jahre 1472. (Schluß.) ..... „ 506
Das heutige Liverpool ..... „ 508
Literatur:
Geschichte der deutschen National-Literatur ꝛc. Von B. Hüppe „ 509
Miscellen ..... „ 512

Aus „Waldmeisters Brautfahrt."

Von Otto Roquette.*)

Seht, welch ein duftig blüh'nder Rebengarten,
Ist rings des Rheines grünes Ufereland!
Die Bogen selbst, der Vorwelt morsche Warten,
Umflicht das ewig schöne Rebenband.
Es pflanzet ihre blühenden Standarten
Die Gegenwart mit vielgeschäft'ger Hand,
Und aus der rohen Urkunft jener Tage
Erblüht Erinnerung als Märchensage.

O quellt und strömt, ihr reinen Lebensmächte!
Was man zu jeder Zeit mit ächter Lust
Genießen kann, das ist gewiß das Rechte.
Natur bleibt ewig jung, an ihrer Brust
Gedeihet noch die Kraft, die ungeschwächte,
Und ringt sich frei aus Moder, Staub und Wust.
Selbst um die Schranke, die ihr aufgedrungen,
Hat segensreich sich Laub und Frucht geschlungen.

Hier ist das Land der Jugend und des Lebens,
Der Jugend freiem Drang gehört die Welt.
Gesegnet sind die Tage jedes Strebens
Das frischen Sinn's der Jugend sich gesellt!
Und habt ihr auch dem blüh'nden Ziel vergebens
Gerungen, dumpf von Schranken rings umstellt,
Kommt her, und suchet, euer Kraft zu retten,
Der freien Gotteswelt geweihte Stätten!

Wenn in der Welt verworr'nem Wechselgange
Euch Hoffnung hob, euch Irrthum niederschlägt,
Wenn längst gebleichet ist die blüh'nde Wange,
Wenn morsch zerfällt, was ihr gebaut, gehegt —
Wollt trauernd, feiernd ihr nun trüb' und bange
Verseufzen, was ein Blitz in Schutt gelegt?
Wer feiert fällt; das ewig Ruh'nde modert,
Aus reiner That nur neues Leben lodert.

Sei's Vaterlandes Glück, der Musen Wonne,
Sei's eures eignen Lebens enger Kreis,
Frisch, brechet in des Augenblickes Sonne
Vom Lebensbaum das ewig grüne Reis!
Dann neu erquickt, gestärkt am Lebensbronne,
Mit jungem Sinn, wenn auch an Jahren greis,
Erbaut auf's Neu, die eben erst zerfallen,
Erbaut auf's Neu der Hoffnung Säulenhallen.

Hier von der Höhe laßt die Blicke schweben:
Rings, allumher im weiten blüh'nden Thal
Seht ihr den Wein schon in den jungen Reben,
Der euch durchglühet einst mit Wonnestrahl.
Noch sproßt's, noch treibt's in rankenden Geweben,
Bald gähret der Most, bald glänzt in bunter Wahl
Purpur und Gold! So quillt, wie aus den Reben,
Aus neuer Jugend stets ein neues Leben.

*) Als Einleitung bringen wir unsern Lesern dieses Bruchstück eines unserer talentvollsten jetzt lebenden Dichter. Die ausführliche Besprechung der herrlichen poetischen Begabung des Herrn Otto Roquette erfolgt in einer der nächsten Nummern. — t.

Digitized by Google

O Rheinſtrom, ſei gegrüßt, an's Herz geſchloſſen!
Des ſchönen Schaffens ſei uns du ein Bild!
So laßt auch uns gleich jenen Rebenſproſſen
Nicht raſten, bis der Welt wir treuerfüllt
Den Wein der Freiheit goldern friſch erſchloſſen,
Und froh den Durſt der ſchmachtenden geſtillt,
Den Wein der Lieb', aus vollen reifen Trauben!
Und unſre Lieder — ſoll'n ſie uns nicht rauben! —

Ein Freuderuf! So geht's ins Thal hinab.
Und König Feuerwein erhebt den Stab,
Und ſegnet ſie und ſegnet ſeine Reben,
Und ſegnet ſeiner Kinder holdes Paar,
Und ſpricht: Erwachet all', erwacht zum Leben,
Ihr Weine, gebt der Welt ein reiches Jahr!
Gedeiht und blüht! daß jedem freud'gen Zecher
Die goldne Welle blink' im Labebecher,
Daß nie ein Lied ihm fehle mir zum Preiſe,
Und nie die Laſt im friſchen Jugendkreiſe!

Der erſte Preßproceß, im Jahre 1472.

(Beſchluß.)

— Sollte man ſchon kommen, um mich zu verhaften? murmelte Schöffer.

„Das glaube ich nicht," antwortete Offroy, „aber es wird doch beſſer ſeyn, wenn Sie nicht öffnen.

— Doch, Freund, öffnen will ich; aber ich will nicht, daß Ihr großmüthiger Schritt Ihnen verderblich werde: mein Untergang darf nicht den Ihrigen nach ſich ziehen; verbergen Sie ſich in dieſem Cabinette!"

Und damit öffnete der Deutſche ein düſteres kleines Gemach, in das er den Advocaten einzutreten zwang.

Es wurde zum zweiten Mal, und ſtärker angepocht; da öffnete Schöffer, und Brigitte trat bleich, zitternd, kaum ihre Füße mächtig herein.

„Brigitte Rembold, allein, und in ſolcher Stunde!" rief der junge Mann im höchſten Grade des Erſtaunens aus.

— Ja, mein Herr, ſagte die Tochter des Buchhändlers; denken Sie darum aber nicht ſchlecht von mir, Gott iſt mein Zeuge, daß ich nur in guter Abſicht handle.

„Ha! Brigitte," erwiederte Schöffer, ſeine halberloſchene Lampe neu anfachend, „Sie wiſſen's, daß ich Sie für eben ſo gut, achtungswürdig und verſtändig halte und ſtets halten werde, als Sie ſchön ſind.

— Ich bin gekommen, mein Herr, Sie um eine Gunſt zu bitten.

„Eine Gunſt? Sie dürfen nur befehlen, und ich werde gehorchen.

— Ich wage das nicht zu glauben, und Sie dürften nicht nachher ſo ſprechen.

„Bei meiner Ehre, ich mache mich anheiſchig, Alles zu thun, was Sie mir befehlen mögen, wenn es ausführbar iſt!" rief Schöffer aus.

— Da Sie mich dermaßen ermuthigen, ſo will ich Ihnen denn ſagen, daß ich gekommen bin, Sie zu bitten, Ihr koſtbares Geheimniß nicht länger vor meinem Vater zu verhehlen.

„Vor Ihrem Vater?" rief der junge Mann aus, in deſſen Geſicht ſich eine große Ueberraſchung und Enttäuſchung kundgab; „vor Ihrem Vater? Aber, Brigitte, ich habe mich nur anheiſchig gemacht, zu thun, was möglich iſt, und kann nichts geben, was ich nicht beſitze.

— Ach, mein Herr, wenn ich nur ſagen dürfte, was Sie Alles dabei gewinnen können, wenn Sie meinem Vater willfahren, und welch große Gefahr Sie laufen, wenn Sie mein Geſuch abſchlagen!

Diesmal verſtand Schöffer die Sache falſch, und er bat die verführeriſche Supplikantin, nähere zu ihr herantretend, ihn nicht deſſen unwürdig zu halten, was ſie gegen eine Offenbarung, die er ihr nicht wahren könne, zu verſprechen ſchiene.

Währenddem hatte Rembold, von böſen Gedanken gepeinigt, nicht einſchlafen können, obwohl er ſich zu Bett gelegt hatte, als er ſeine Tochter verlaſſen. Nachdem er zu leſen verſucht, ſich hundertmal auf ſeinem Lager umgekehrt hatte, war er wieder aufgeſtanden, und da er Brigitte in ihrem Kämmerlein nicht gefunden, hatte er geglaubt, daß die Stunde, den Laden zu ſchließen, noch nicht gekommen ſein würde, daher er zu demſelben hinunter gegangen war, um ſich davon zu überzeugen.

Es braucht wohl nicht erſt geſagt zu werden, wie er erſtaunte, überall nur Finſterniß und Leere zu finden. Wo ſtak ſeine Tochter? Sie wird ſich doch mindeſtens von ihrer Magd haben begleiten laſſen? Zu der Kammer von dieſer eilte er, fand aber die ehrliche Perſon im gewöhnlichſten Schlaf verſunken. Nun erſt erinnerte er ſich, wie tief ergriffen Brigitte ſich über die von ihm gegen Schöffer ausgeſtoßenen Drohungen gezeigt hatte, und es fielen ihm noch viele andere Dinge bei. Kein Zweifel mehr, der verrätheriſche Deutſche hat ſeine Tochter verführt, und das unvorſichtige Kind ruht dieſen Augenblick in den Armen des Verführers! Ha! dann kann die Rache des alten Gelehrten nicht aufgeſchoben werden, und ſie wird furchtbar ſeyn!

In Ermangelung einer anderen Waffe, ergreift Rembold in ſeiner Wuth ein langes Küchenmeſſer, das er unter ſeiner Kleidung verbirgt, dann geht er und pocht bei dem Bilderhändler, ſeinem Gevatter an, welcher im Erdgeſchoſſe des Schöfferſchen Hauſes wohnt, und erſucht ihn, ihm den Gang zu öffnen, was derſelbe auch ſofort thut. Darauf rennt er raſch die Treppe hinauf, tritt in dem Paroxismus ſeiner Wuth die Thür zu Schöffers Zimmer ein, in das er ſofort hineinſtürzt.

„Ha! Du abſcheuliche Perſon!" rief der Buchhändler aus, indem er ſich an ſeine Tochter wandte, „ſind das die Früchte der Lehren, die Du von Deiner Mutter, von mir erhalten haſt? .... Doch iſt's andererſeits nicht zu verwundern, daß Du den Einflüſterungen dieſes Handlangers des Satans nachgegeben haſt! Und Du, ſchändlicher Verführer," fuhr er, ſich an Schöffer wendend, fort, „Du, der Du, erfahren in Teufelskünſten und Hexenwerk, nach Paris gekommen biſt, um die Unterthanen des Königs, unſers Herrn, zu verderben, indem Du ihnen durch Zauberei geſchaffene Bücher verkaufſt, ich weiß nicht, was mich abhält, Dir dies Eiſen ins Herz zu bohren; denn Du haſt mich nicht allein um mein

Digitized by Google

Vermögen gebracht, sondern mir auch noch die Ehre meines Kindes geraubt!"

Und darauf näherte sich der Buchhändler, stierrn Blickes, die Lippen bleich, zähneknirschend mit gezücktem Messer dem Deutschen, der unbeweglich dastand und mit seinem Leibe Brigitte deckte, die gleich zu Anfang dieses Auftrittes ohnmächtig geworden war.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre des Cabinets, und herein trat der Advocat Offroy de Silogne, der, den Buchhändler durch eine gebietrische Handbewegung aufhaltend, ausrief:

„Keine Gewaltthätigkeiten, mein Herr Rembold, und auch weiter kein die Tugend Eurer Tochter verletzendes Wort! Ich bin verborgen Zeuge alles dessen gewesen, was bei dieser Zusammenkunft, die Euch so sehr in Harnisch gebracht hat, vorgefallen, gesprochen worden ist, und verbürge mich, daß Euer Tochter Unschuld fleckenlos, wie immer geblieben. Nur in der Hoffnung, Euch zu dienen, Eurem Zorne ein Verbrechen und Euch Gewissensbisse zu ersparen, hat sie einen Schritt gethan, der allerdings unüberlegt war, aber sie hat nicht einen Augenblick aufgehört nicht allein aller Welt Achtung, sondern auch der Liebe würdig zu seyn, die ich ihr seit lange geweiht habe, zu Zeugniß dessen ich Euch heute um ihre Hand anspreche. Wollt Ihr sie mir geben, Herr?

Der Buchhändler, der aus der heroischesten Wuth in die vulgärste Verdutztheit verfallen war, verneigte sich vor dem Neffen des Officials, und sagte im ehrerbietigsten Ton zu ihm:

„Das ist eine zu große Ehre für schlichte Bürgersleute, wie wir sind, Herr, und es würde mir nicht eingefallen sein, mich mit meinen Wünschen so hoch zu versteigen, der Schwiegervater eines Mannes Eures Verdienstes, Eures Ranges zu werden.

— Mein Freund seyd Ihr ja schon, erwiederte Offroy de Silogne, ihm freundlich die Hand reichend. Was Schöffre und seine Bücher betrifft, fuhr er fort, indem er die bei seinem Onkel, dem Official eingelaufenen Denunciationen entsiegelte, so legt die geistliche Behörde von diesem Augenblick an Beschlag auf das Geld und die noch nicht verkauften Bibeln in diesem Zimmer. Sie wird darnach mit der hohen Weisheit und dem Geiste der Unparteilichkeit, wodurch sie sich auszeichnet, die Erzeugnisse der neuen Erfindung untersuchen, deren Verbreiter und Apostel Schöffre ist. Die Kirche ist der Wissenschaft hold, und die Klöster sowohl wie die Kathedralen sind jederzeit eine Zufluchtsstätte und schützendes Asyl der verfolgten Künste und der verkannten Wissenschaften gewesen. Sie wird ihrer Aufgabe nicht untreu werden und die Buchdruckerkunst in Schutz nehmen, wenn dieselbe, ihrem Zweck getreu, nur solches schafft, was zum Glanz der Religion, zur Größe des Staates, zur Förderung der Menschheit auf den Pfaden der Tugend, der Wahrheit und des Evangeliums beizutragen vermag. — Sie aber, mein thurer, wackerer Freund, kehren Sie eiligst nach Mainz, zu Ihrer lieben und gelehrten Vaterstadt, zu Bertha, der Gattin Ihrer Wünsche und Ihres Herzens zurück, und halten Sie sich überzeugt, daß Sie zu Paris ergebene Freunde hinterlassen, die sich aufs eifrigste des Interesses Ihres Ruhmes und Ihres Vermögens annehmen werden.

Den Tag nach diesem Vorfall, dessen Erinnerung in dem erleuchteten Bezirk, wo er sich ereignet hat, die Tradition aufbewahren wird, kehrte Schöffre nach Deutschland zurück. Einen Monat nach seiner Abreise ließ Offroy de Silogne, der königlicher Advocat geworden war, sich von dem Hauptaltar der Mathurinenkirche mit Brigitte Rembold trauen.

Von Schriftstellern, die sich vom Secten- und Parteigeiste haben leiten lassen, wie u. a. Dulaure, der Pariser Annalist, ist behauptet worden, daß man die Bibelverkäufer in das Gefängniß des Officialats geworfen habe, und daß wenig daran gefehlt hätte, sie zum Tode zu verurtheilen. Diese leidenschaftlichen Anführungen sind aber gänzlich unerwiesen, nur das ist authentisch und legal constatirt, daß das Pariser Parlament, um, wie es zu allen Zeiten den großen deliberirenden Körperschaften ergangen ist, der öffentlichen Meinung zu genügen, sich veranlaßt gesehen hat, einen Verhaftsbefehl gegen Schöffre, den Hauptexemplarführer der gedruckten Bibeln, zu erlassen und die Sequestrirung der noch unverkauft vorgefundenen Exemplare zu befehlen. Dies weise und illustre Corps kehrte aber bald auf halbem Wege um, und sprach, nun aufgeklärter in der Sache, oder vielmehr dem Drucke des öffentlichen Gefühls, das nur zu häufig ungerecht und albern ist, minder unterliegend, den Verurtheilten, der Zeit zur Flucht gewonnen hatte, von den über ihn verhängten Strafen und Geldbußen frei, hob auch das Sequester über diejenigen Exemplare auf, die nicht schon vernichtet waren.

Trotz dieser unerheblichen Widerwärtigkeit, hatten die Mainzer Associés Ursache, mit den Resultaten von Schöffers Reise nach Paris wohl zufrieden zu seyn, und die Masse von Bibeln, die sie dort vor, während und nach dem Processe verkauften, setzte sie in den Stand, ihr Geschäft zu erhalten, zu vergrößern und auszubreiten.

Als Schöffer wieder in Mainz eintraf, war Guttenberg gestorben und Conrad Honequis in seine Stelle als Theilhaber des Geschäfts eingetreten.

„Die Associés", sagt Dulaure, der übrigens das von uns Erzählte nur sehr unvollständig gegeben hat, „thaten baldigst Schritte, um den ihnen in Frankreich durch Confiscation erlittenen Verlust ersetzt zu erhalten. Sie erhielten in Folge dessen denn auch ein Schreiben des Kaisers von Deutschland und des Erzbischofs von Mainz an den König von Frankreich, worin diese angegangen ward, das in Beschlag genommene Geld und die sequestrirten Bücher herausgeben zu lassen. Außerdem richteten die Betheiligten ein Bittschreiben an Ludwig XI., worauf dieser unterm 21. April 1475 einen offenen Brief erließ, in welchem u. a. Folgendes gesagt wurde:

„„In dem Wunsche, alle seine — des Erzbischofs von Mainz — Unterthanen günstig zu behandeln und behandeln zu lassen; auch mit Rücksicht auf die Mühe und Arbeit, welche besagte Exponenten wegen besagter Kunst und Industrie des Druckes gehabt haben, und des Vortheils und Nutzens, welcher dem gesammten Gemeinwohl so in der Mehrung der Wissenschaft als anderweitig daraus erwachsen ist und erwachsen kann; und da der gesammte Werth und die Abschätzung der besagten Bücher und anderen Gegenstände, so weit Uns bekannt, mit der Summe von 2420 Thlrn. und 3 Sous, worauf die Exponenten Anspruch machen, so ziemlich im Einklange ist, wollen wir Uns freigebig herbeilassen, den Besagten die Summe von 2420 Thlrn. 3 Sous erstatten zu lassen.""

„Diese Erstattung ist darnach, bis zu gänzlicher Tilgung, durch eine jährliche Zahlung von 800 Livres aus den königlichen Finanzen beschafft worden."

Digitized by Google

So hat der erste Prozeß in Anlaß der Erfindung geendet, durch welche die Gestalt der Welt verändert werden sollte.

Was Jacob Rembold betrifft, dessen Rache nur halb befriedigt worden war, so setzte er sein Geschäft als geschworener Buchhändler der Universität in seinem Laden in der Straße Coupe-Gueule fort, nur setzte er der Firma auf seinem Schilde als Nachfolger von Johann de Courtillier noch die Worte hinzu: und Verkäufer der durch die Erfindung der gelehrten Mainzer Buchhändler geschriebenen Bücher.

Das heutige Liverpool.

(Aus: „History of the Commerce and Town of Liverpool, and of the Rise of Manufacturing Industry in the adjoining Counties. By Thomas Baines.")

Der Handel Liverpool's erstreckt sich nach jeglichem Hafen von einiger Bedeutung auf dem gesammten Erdball. In diesem Stücke übertrifft der Verkehr genannten Hafens in hohem Grade den einer jeden Stadt in älteren Zeiten, wie Tyrus, Venedig, Genua, Amsterdam, Antwerpen, und kömmt dem von London und Newyork, ersteren die anerkannte Hauptstadt des ersten Handelsstaates der Welt, letzteres die wirkliche Hauptstadt der neuen Welt, völlig gleich, wenn er ihn nicht noch übertrifft. Im Jahr 1851 haben in Liverpool gegen 21000 Schiffe, von beinahe vier hundert, über den ganzen Erdkreis zerstreuten, Häfen, die jeder Nation, welche etwas hat das sie im Wege des Handels auszutauschen vermag, und die die Fremden nicht von ihren unwirthlichen Gestaden ausschließt, als Abzugscanal dienen, kommend oder dahin abgehend, Dockegefälle bezahlt.

Um mit dem Festlande von Europa zu beginnen, der Handel von Liverpool findet sich in allen Häfen, von Archangel, an den gefrorenen Ufern des weißen Meeres, an, bis nach den sonnigen Regionen, welche das mittelländische Meer einschließen, und ob der Mündung des Tajo, bis zu dem Flusse der Don'schen Kosacken, der Europa von Asien scheidet.

In Asien wird er in jeglichem, dem europäischen Handel offenen Hafen, ab Smyrna im mittelländischen Meer bis nach Shanghae im gelben Meere, und von Trebizunt am Euxinus bis nach der Insel Java gefunden.

In Afrika ist er in jedem Hafen von Alexandrien, in Aegypten, längs der Küste der Barbarei, an den von Negren bewohnten Ufern, rundum das Cap, bis zur östlichen Küste des Continents, zur Einmündung in das rothe Meer hinauf anzutreffen.

Nicht minder begegnet man ihm in allen Häfen von Australien, von Vandiemensland und Neu-Seeland, wo es europäische Niederlassungen giebt.

In Amerika beginnt er mit dem Gebiet der Hudsonsbay und erstreckt sich bis nach Patagonien, jeden Hafen auf der östlichen Küste, von dem St. Lorenzflusse bis nach dem River-Plata, und auf der Westküste von San Franzisko bis nach Valparaiso in sich begreifend.

Ein anderer bemerkenswerther Umstand, der sich an den Handel von Liverpool knüpft, ist, daß derselbe hauptsächlich aus Artikeln besteht, welche das tägliche Bedürfniß des gesammten Menschengeschlechts heischt, als: Speise, Kleidung, Feuerung, Werkzeuge für die Industrie und das häusliche Leben, Metalle zur Verwendung in nützlichen Künsten, und das Material zum Schiffs- und Häuserbau. Bloße Luxusartikel oder Geschmackssachen bilden nur einen geringen Theil des Ganzen, und würden, wenn auch gar nicht vorhanden, kaum vermißt werden. An Ellenwaaren werden aus diesem Lande, zu drei Viertheilen von Liverpool ab, jährlich nicht viel unter 2000 Millionen Yards versandt, ein Quantum, das zur Bekleidung von drei Viertheilen des gesammten Menschengeschlechts hinreichen würde. Englisches Eisen ist's, aus welchem die Schienen der Eisenbahnen in America, Indien und Aegypten angefertigt worden sind und ferner angefertigt werden. Englisches Maschinenwerk, durch englische Kohlen getrieben, preßt den Saft des Zuckerrohrs aus und macht die Baumwolle in Osten und Westen fertig. Sheffields Schneidewaare und Staffordshire's Irdengut findet sich in jedem Hause. Die Feuerwaffen Birmingham's bringen die Kriege in Asien und in Afrika zur Entscheidung. Das Salz aus Cheshire präservirt das Fleisch von Millionen in Amerika's Wäldern oder Korngefilden gemästeter Thiere. Die englische Kohle ist die Triebkraft, wodurch die Correspondenz und ein großer Theil der persönlichen Communication der Welt beschafft wird.

Ein dritter bemerkenswerther Umstand besteht darin, daß der Handel von Liverpool, im Verein mit dem von London und anderen brittischen Häfen, das Mittel hergiebt, wodurch die entferntesten Nationen nicht allein uns, sondern auch sich unter einander nützlich werden. Wir werden nicht bloß mit der Baumwolle, die an den Ufern des Mississippi, der Amazone, des Indus und des Nils wächst; mit dem Flachse Rußlands, und mit der Seide von Italien, Indien und China gekleidet, sondern das Ver. Königreich ist durch seine Capitalien und seinen Handel wieder Ursache, daß der Pflanzer von Louisiana den Bedürfnissen des australischen Schaafzüchters abhilft; daß der australische Schaafzüchter den Canadier bekleidet; daß Englands und Afrikas Eichen und das Zimmerholz von Neu-Braunschweig das Schiff liefern, mit welchem der Zucker Brasiliens und der Caffe Ceylons nach den Ufern des Euxinus und des baltischen Meeres gefördert werden.

Liverpool hat in der Natur seines Handels auch noch den bedeutenden Vortheil, daß derselbe nur leicht besteuert ist. Das rohe Material der Industrie ist hier zu Lande fast völlig abgabenfrei, während eine Menge Verbrauchsgegenstände mehr oder minder schweren Abgaben unterliegen. Nun ist Liverpools Umsatz aber hauptsächlich ersterer, der von London insbesondere letzterer Art. Daher kommt es, daß in Liverpool eingeführtes Gut zum ungefähren Werthe von 37 Millionen nicht völlig vier Millionen an Gefällen zu bezahlen braucht, während London für eine Einfuhr von 43 Millionen Producten fast zwölf Millionen entrichten muß.

Liverpool ist der meistbenutzte Abzugscanal der brittischen Industrie. Die Hälfte der Erzeugnisse, welche England zum Gebrauch von fremden Nationen und der Bewohner der Colonien beschafft, wird über diesen Hafen versandt. Fast eine Million Tonnen Gewichts wird jährlich von Liverpool nach den Ver. Staaten und dem brittischen Amerika verschifft, und beinahe eben so viel an den werthvollsten Erzeugnissen der fruchtbarsten und bestcultivirten Länder der neuen Welt heimgebracht. Das Land, was in den Ver. Staaten noch brach liegt, beträgt nicht viel mehr,

Digitized by Google

als die Fläche von Großbritannien, so wie dasjenige des brittischen Amerikas ungefähr den Inhalt von Irland hat. Ueber ein Gebiet, das, wenn wie Europa im Ganzen bevölkert, 200 Millionen Menschen, und, wie England bevölkert, 400 Millionen nähren würde, befinden sich nur 25 Millionen zerstreut. Ohne tief in die Zukunft eindringen zu wollen, läßt sich annähernd berechnen, welches das Resultat des Schlusses der zweiten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts seyn wird. Ehe noch 25 Jahre verstrichen sind, wird das Geschlecht der Amerikaner, hauptsächlich aus der Bevölkerung von brittischen Inseln herstammend und die englische Sprache sprechend, in den Ver. Staaten und deren Colonien sich auf 50 Millionen, bis Ende des Jahrhunderts aber muthmaßlich auf 100 Millionen belaufen. Die Länder von Amerika, wo bereits Englisch gesprochen wird, consumiren jährlich 20 Millionen der Erzeugnisse von Großbritannien und Irland, und es ist kein Grund vorhanden, warum der Handel des Vereinigten Königreichs mit Amerika nicht ebenso mit dessen Bevölkerung zunehmen, oder Liverpool nicht in einem gleichen Verhältniß den Verkehr behalten sollte, den es gegenwärtig hat. Das brittische Indien enthält bereits gegen 100 Millionen Einwohner und die eingeborenen Staaten unter brittischem Einfluß mindestens 50 Millionen. Wer vermag die Gränzen des Handels zu bestimmen, den Indien mit Großbritannien unterhalten wird, wenn einmal Bombay, Calcutta, Delhi und Agra unter einander und mit Madras und dem gesammten südlichen Indien durch die großartigen Eisenbahnen verbunden seyn werden, wozu bereits der Grund gelegt wird! Mit Australien, eine Region, die mehr als drei Millionen Quadratmeilen Land enthält, das völlig England angehört, und das die Bestimmung hat, gänzlich von brittischer Race bevölkert zu werden, besteht schon ein sehr ausgedehnter Handel, der mit einer wundersamen Schnelligkeit zunimmt und einer Ausdehnung fähig ist, deren Weite sich nicht wohl im Voraus bestimmen läßt. Mit jedem Monate hat der Verkehr Liverpools mit diesen reichen und weit ausgedehnten Regionen zugenommen. So führt die rasche Entwickelung der Energie und die zunehmende Anzahl der brittischen Racen in den vier großen Mittelpunkten ihrer Thätigkeit: Europa, Amerika, Asien und Australien, zu einer eben so raschen Steigerung des Handels dieses Hafens und desjenigen des brittischen Reiches überhaupt, während dasselbe Geschlecht sich selbst in Afrika, mitten durch viele Schwierigkeiten, auch Regionen Bahn bricht, die bis dahin im äußersten Grade der Barbarei verharrt haben, und zuletzt den Aequator erreichen wird.

Geschichte der deutschen National-Literatur mit Proben von Ulfilas bis Gottsched, nebst einem Glossar, für Gymnasien und höhere Lehranstalten von Bernhard Hüppe, Oberlehrer am Gymnasium zu Coesfeld. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Coesfeld, 1851. Verlag von B. Wittneven, Sohn. X. und 298 Seiten nebst einem Blatte Verbesserungen. Gr. 8.

Die Geschichte unserer vaterländischen Literatur hat seit mehreren Jahren so viele Bearbeiter gefunden, daß es zur richtigen Beurtheilung einer neuen Leistung dieser Art nothwendig ist, Zweck und Plan des Verfassers zu kennen. Herr Oberlehrer Hüppe hat uns, was die seinige betrifft, dazu durch eine ausführliche Vorrede zur ersten Ausgabe (vom 1. October 1846) in den Stand gesetzt und lassen wir sie daher hier folgen:

„Das Hauptziel aller Erziehung und Bildung ist Erweckung und Befestigung nationaler und christlicher Gesinnung; denn Nationalität und Christenthum sind die Angeln, um welche sich das ganze Leben des Einzelnen wie der Völker drehet, diese die Wurzeln, aus welchen alle echte Blüten und Früchte des Geistes hervorsprießen. Durch das nationale Bewußtsein fühlt sich jeder Einzelne als Glied einer Gesammtheit, mit welcher er durch Uebereinstimmung in Denk- und Anschauungsweise, in Sprache und Gesinnung, so wie durch Betheiligung an denselben Schicksalen und Thaten auf das innigste verbunden ist; durch das christliche Bewußtsein erkennt er sich als ein Wesen von höherer, über die Schranken dieser Welt hinausgehender Bestimmung, als ein Wesen von unzerstörbarer Einheit und Freiheit. Wenn demnach Nationalität und Christenthum alle Verhältnisse des Menschen, seine zeitliche und ewige Bestimmung bezeichnen und in sich fassen, so leuchtet hieraus von selbst hervor, daß beide die Grundlage jeder wahren Erziehung und Bildung abgeben müssen, jedoch nicht in ihrer Getrenntheit und Abgesondertheit, sondern in innigster Einheit und gegenseitiger Durchdringung; denn erst die vollkommene Verschmelzung beider ist für den Einzelnen wie für ein ganzes Volk die Bedingung der geistigen und sittlichen Freiheit und der schönen Individualität, welche das Ziel jeder echten Erziehung sein müssen. Darum muß der Erziehung jedes Mittel, welches zu diesem schönen Ziele führt, willkommen sein; und welches andere könnte dieses, außer einem gründlichen, Herz und Gemüth erfassenden Religionsunterrichte, für den Deutschen sein, als die ernste, tief eindringende Beschäftigung mit der deutschen Geschichte und vor allem mit der deutschen Literatur? Letztere ist in ihren würdigen Erzeugnissen — denn nur von diesen kann hier die Rede sein — ein treuer, klarer Spiegel deutschen Geistes und deutscher Gesinnung, und ruhet auf christlicher Welt- und Lebensansicht. Darum ist sie für den studierenden Jüngling, den die Beschäftigung mit fremden Literaturen und andern Wissenschaften seinem natürlichen Boden entfremden könnte, ein starkes Band, welches ihn wieder mit seiner Heimat und seiner Nation verbindet, sie ist das Mittel, wodurch vor Allem in ihm das nationale Bewußtsein geweckt und genährt wird. Von dieser Ansicht sind die Bestrebungen der neuern Zeit auf dem Gebiete der vaterländischen Literatur, und höhern Orts die Verordnungen ausgegangen, die Gymnasial-Schüler mit unserer eigenen Literatur gründlich bekannt zu machen. Auch die Geschichte der deutschen National-Literatur hat aus demselben Grunde in den obern Klassen der Gymnasien unter den übrigen Unterrichtsgegenständen ihre Stelle gefunden; und das mit Recht, denn sie ordnet das in der deutschen Lectüre Vorgekommene; sie eröffnet den Blick in das Leben und Wirken des deutschen Geistes und in die Richtungen desselben in den verschiedenen Zeiten; sie lehrt den gegenwärtigen Zustand unserer Literatur aus den frühern Zuständen begreifen; sie ist gleichsam die Seele der Nation, so wie die politischen Verhältnisse der Leib sind. Nicht minder wird sie die Liebe zum theuren Vaterlande dadurch erwecken und befestigen, daß sie zeigt, wie wir längst schon vor dem Blü-

Digitized by Google

trualter unserer südlichen und westlichen Nachbaren, selbst vor Dante und Petrarca die Zeit der schönsten und frischesten Jugendpoesie feierten, wie wir also mit dem politischen Vorzuge, indem wie die Weltgeschicke beherrschten, auch den Ruhm der geistigen Ueberlegenheit verbanden. Haben denn unsere Nachbarn im Mittelalter, selbst auch in der späteren Zeit, Dichtungen erzeugt, die sich mit der Nibelungen Noth, mit der Gudrun, mit dem Parzival, mit den Liedern Walther's von der Vogelweide messen können? Hat je eine Nation, außer den Griechen, ein nationales Heldenlied geschaffen, wie wir ein solches in den Nibelungen besitzen? Sollte das nicht unserer Jugend mit dem edelsten Selbstgefühle und mit stiller Freude an ihrer Nation erfüllen? Sollte sie das nicht von der Grundfalschheit der, sei es aus Unwissenheit oder Böswilligkeit, aufgestellten Behauptung, als seien unsere Altvordern wilde, rohe, unwissende, barbarische Menschen gewesen, überzeugen können? Sollte nicht vielmehr die fromme, tief christliche Gesinnung, welche die Poesien unserer ersten Blütezeit durchdringt, und die herrlichen Tugenden der deutschen Vorzeit, Treue, Wahrheit, Innigkeit, Vaterlandsliebe, Heldenmuth und andere, welche in so lebendigen Zügen aus diesen Dichtungen sprechen, bei der Jugend eine hohe Achtung vor unsern Vätern erzeugen, sie zu ähnlichen Tugenden anregen und gegen Unglauben, Frivolität und gegen die „innere Zerrissenheit" bewahren? Sollten ferner nicht die großen und würdigen Leistungen der neueren Zeit in Poesie und Wissenschaft jedes deutsche Herz mit Selbstgefühl und vaterländischer Gesinnung erfüllen? Mit demselben Rechte also, mit welchem wir von jedem Gebildeten Bekanntschaft mit der äußern Geschichte seines Volkes fordern, müssen wir eine gleiche Kenntniß der innern Geschichte d. i. der geistigen Entwickelung und Fortbildung seiner Nation von ihm verlangen, denn beide bedingen sich gegenseitig.

Ist es nun die Aufgabe einer solchen Geschichte, die Schüler mit dem Gange der geistigen Entwickelung und Fortbildung unserer Nation, so wie sich dieser in den literarischen Erzeugnissen offenbart, bekannt zu machen, so ist hier vor Allem eine angemessene, die Uebersicht erleichternde Behandlung erforderlich. Die Uebersicht aber wird zunächst durch eine in der Natur der geistigen Richtungen begründete Eintheilung in Perioden gewonnen. Sodann müssen bei jeder Periode in einer Einleitung diese Richtungen im allgemeinen besprochen werden, so wie die Entstehung derselben aus der vorhergehenden Periode, damit der innere Zusammenhang in den literarischen Erscheinungen richtig aufgefaßt werde. Die hierauf folgende Ausführung im Besondern sucht die hervorragenden Persönlichkeiten als die Träger der Zeit in ihrer literarischen Wirksamkeit zu lebendiger Anschauung zu bringen. Dabei wird von ihren bedeutendsten Erzeugnissen der Inhalt oder die zu Grunde liegende Idee mit den Schülern besprochen. Minder bedeutende Schriftsteller lehnen sich gewöhnlich an diese, weshalb sie um ihre Führer gruppirt werden und wenige ausführlich zur Sprache kommen. Damit aber das Bild jeder Periode lebendig werde, damit die Gesammteichtung derselben, so wie die in dieser begründete Eigenthümlichkeit der Hauptschriftsteller vollkommene Klarheit bei den Schülern gewinne, ist vor Allem nöthig, längere Stücke, welche in jeder Beziehung charakteristisch sind, mit den Schülern zu lesen.

Ob es mir nun gelungen ist, den aufgestellten Anforderungen in dem vorliegenden Werke zu genügen, werden kundige Lehrer entscheiden. Wenigstens habe ich mich nach meinen Kräften bemühet, nicht hinter denselben zurückzubleiben, und habe zu diesem Zweck die besten Hülfsmittel, deren ich habhaft werden konnte, benutzt, namentlich die literarischen Werke von Gervinus, Koberstein, Götzinger, D. L. B. Wolff, Rinne, Helbig, Stöber, Heinr. Kurz u. a. Bedauern muß ich, Vilmar's „Geschichte der deutschen National-Literatur" zu spät erhalten zu haben; mehreres in der ältern Geschichte würde ich in einer andern Fassung gegeben haben. Bei der Darstellung der romantischen Schule konnte ich noch in einigen Stücken die in diesem Jahre erschienene „deutsche Nationalliteratur" von Hillebrand benutzen, so wie einzelne besondre Aufsätze, aus denen ich, wie aus den anderen genannten Werken, mehreres wörtlich aufgenommen habe.

Die Proben sind nach den berichtigten Texten von Lachmann, Wackernagel, Moriz Haupt u. a. mitgetheilt, und den ältesten in eine wortgetreue Uebersetzung, einigen spätern die gelungene Bearbeitung von Simrock beigegeben, und das sprachliche Verständniß durch ein kleines Glossar zu erleichtern gesucht. Die Ausdehnung, welche die Proben aus der frühern Zeit erhalten haben, wird bei Sachkundigen hoffentlich Entschuldigung finden. Sie war für die Veranschaulichung des Zeitbildes, so wie zur Anregung des Interesses für unsere ältere Literatur bei den Schülern nöthig, und die mitgetheilten Stücke können zugleich zu Belegen für die historische Fortbildung unserer Sprache benutzt werden. Mittheilung von Proben seit Gottsched war meines Bedünkens überflüssig; es finden sich deren in vielen Mustersammlungen, namentlich in denen von Götzinger, H. Kurz in hinlänglicher Zahl; sie würden dem Buche eine unnöthige Ausdehnung gegeben haben."

Was die zweite anzuzeigende Auflage betrifft, so ist die Anordnung dieselbe geblieben wie in der ersten. „Einige Erweiterungen und Umänderungen," bemerkt der Verf., „so wie sie die Bestimmung des Buches nöthig machte, sind sowohl in dem geschichtlichen Theile, als in den Proben eingetreten. Die Uebersetzung, die wortgetreue, so wie die freiere, ist den Proben nicht zur Seite gestellt, sondern nach unten gerückt, eine Veränderung, welche nach unserer Ansicht Billigung finden wird. Nicht allen aber ist eine Uebersetzung beigefügt; an diesen möge der Schüler mit Hülfe des Glossars unter Leitung des Lehrers seine Kraft erproben. Was mit Mühe errungen wird, ist ein theurer Besitz, und das Gefühl des Gelingens spornt zu neuen und schwierigeren Versuchen. So vorbereitet möge denn der Schüler den größern epischen und den lyrischen Gedichten unserer Vorzeit seine Kräfte und seine Liebe zuwenden, um an diesen, wie an den Erzeugnissen der neuern Zeit seinen Geist zu nähren und zu erheben."

Statt der sonst gewöhnlichen drei Hauptabschnitte, hat der Verfasser sich auf zwei beschränkt: Aeltere — Neuere Literatur der Deutschen. Der erste umfaßt den ersten bis dritten, der zweite den vierten bis siebenten Zeitraum. Sie sind folgendermaßen näher charakterisirt:

Erster Zeitraum. Uebergang von der heidnischen zur christlichen Bildung; Befestigung der letztern durch christliche, von Geistlichen gepflegte Literatur. — Für die Sprache die Zeit des Gothischen und Althochdeutschen. Von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Zweiter Zeitraum. Blüte des romantischen Epos und des lyrischen Gesanges durch ritterliche Dichter, und Erneuung des alten Volksepos; allmähliches Sinken dieser Poesie. — Für die Sprache die Zeit des Mittelhochdeutschen. Von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts.

Dritter Zeitraum. Lyrische und didaktische Volksdichtungen bürgerlicher Dichter, Entstehung des Drama's. — Entwickelung der Prosa. — Uebergang des Mittelhochdeutschen zur neuhochdeutschen Sprache. Von der Mitte des 14. bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts.

Vierter Zeitraum. Nachbildungen des Alterthums und des Ausländischen in Form und Gehalt durch gelehrte Dichter und Schriftsteller. Vom Anfange des 17. Jahrhunderts bis zum Jahre 1740.

Fünfter Zeitraum. Allmähliges Loseringen der Literatur von fremden Einflüssen durch Dichter und Kritiker; Entwickelung einer wahren National-Literatur durch Dichter und Schriftsteller aller Art. — Von dem Jahre 1740 — 1770.

Sechster Zeitraum. Sturm- und Drangzeit; stürmischer Aufschwung der Kritik und Poesie; jugendliche Blüte der neuen Poesie. Von 1770 — 1794.

Siebenter Zeitraum. Männliche Reife der neueren Poesie. Die romantische Schule. Von 1794 — 1830.

Als Anhang ist S. 270 — 272 noch ein kurzer Ueberblick über die neueste poetische Literatur seit 1830 (— die Namen der Dichter, ihr Geburtsort, Geburts- und Todesjahr, nach der Abtheilung: 1) lyrische, 2) dramatische Dichter, 3) Romanenschriftsteller —) gegeben.

Das Register, S. 273 — 277, umfaßt die Namen der Dichter und die älteren Dichtungswerke, deren Verfasser sich nicht genannt haben.

Die Geschichte der älteren Literatur nebst den Proben füllen die Seiten 1 — 140, das dazu gehörige Glossar über die in den Proben vorkommenden unbekannteren Wörter, die Seiten 279 — 298; die Geschichte der neueren Literatur die Seiten 141 — 269.

Die von dem Verfasser in der Vorrede angeführten Hülfsmittel sind mit Umsicht benutzt und die Zusammenstellung ist dem Zwecke des Buches entsprechend. In der Geschichte der älteren Literatur ist auf die besonderen Ausgaben und Bearbeitungen der namhaftesten Dichter und Dichtungen stets verwiesen und dem Schüler oder Leser (denn das Buch eignet sich auch sehr gut zur Selbstbelehrung für Nicht-Schüler) so Gelegenheit dargeboten, sich, wenn er die Neigung fühlt, mit denselben näher bekannt zu machen. Daß von Gottsched an keine Proben mitgetheilt, können wir nicht ganz billigen; es giebt so manchen Dichter der neueren Zeit bis zu Schiller und Goethe hin, dessen Werke jüngeren Leuten nur selten zugänglich sind und die doch, wenn auch nur ihrer Eigenthümlichkeit wegen, und um den rechten Maaßstab an die Meisterschöpfungen unserer Klassiker legen zu können, nicht blos aus allgemeinen Schilderungen gekannt sein wollen. Es ist freilich auf Götzinger und H. Kurz hingedeutet; aber auch diese Mustersammlungen möchten vergeblich in den Bibliotheken mancher Schüler, so mancher Schulen gesucht werden. Mit ersichtlicher, aber leicht erklärlicher Vorliebe ist der erste Abschnitt bearbeitet; daß überall, namentlich auch im dritten Zeitraum (§ 33 u. 36) und später, das geistliche Lied (§ 45 ꝛc.) und die Kanzelberedsamkeit sowol der Protestanten als Katholiken berücksichtigt wird, verdient Beachtung, da die katholische Kirche lange vor der Reformation schon herrliche deutsche Gesänge hatte, z. B. „Nun bitten wir den heiligen Geist" — „Christ ist erstanden" — „Gelobet seist Du Jesu Christ" — „Da Jesus an dem Kreuze stund" ꝛc. Das katholische Unterrichts-, Gebet- und Gesangbuch von Raymund Beers erschien zuerst zu Berlin 1738 und in 14. Auflage. 1844. (In Benkert's „Athenäa", 2. Band. 1. Heft, sind 65 von dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts bis zum Jahre 1826 erschienene katholische Gesangbücher namhaft gemacht.) Neben den vorzüglichen protestantischen Kanzelrednern des fünften Zeitraums, von Mosheim, Jerusalem, Zollikofer, wird der katholische Ignaz Wurz (gest. 1784) geehrt.

Wir haben aber die Charakteristik eines jeden der sieben Zeiträume gelesen; es bleibt uns noch übrig unseren Lesern als Beispiel der weiteren Ausführung eine solche Periode in ihren Einzelheiten vorzuführen; wir wählen dazu die vierte (oder die erste der Geschichte der neueren Literatur): Allgemeine Bemerkungen. — Uebergangsdichter. — Martin Opitz von Boberfeld. — Paul Fleming. — Weltliche Lyrik. Die erste schlesische Schule. — Die zweite schlesische Schule. — Gegensatz gegen die Hoffmannswaldau-Lohensteinsche Manier. 1. Obersachsen (Ermann Neumeister, geb. 1671, gest. 1756, wird irrthümlich als Senior des Senats in Hamburg bezeichnet, er war seit 1715 Hauptpastor an der St. Jacobi Kirche und Scholarch, wurde 1738 zum Senior des Ministeriums erwählt, nahm aber die Würde nicht an; ein Collegium poeticum, das er seinen Zuhörern in Leipzig gehalten, hatte Hunold [Menantes] ohne sein Wissen herausgegeben.); 2. Die Hofpoesie. 3. Niedersachsen und Schlesien. — Geistliche Lyrik. — Die epische Poesie. Dramatische Poesie. — Prosa: Satirischer Roman. — Die historischen und Heldenromane. — Historische Prosa. — Oratorische und philosophische Prosa.

Als Probe der Darstellungsweise des Verf. lassen wir den § 64, den ersten des sechsten Zeitraums: Sturm und Drangzeit ꝛc., 1770 — 1794., welcher allgemeine, einleitende Bemerkungen bringt, abdrucken:

„Schon Klopstock, Wieland, Lessing u. a. hatten die neue Richtung, welche die Literatur in den siebenziger Jahren nahm, vorbereitet. Hatten diese Männer alle früheren Zustände in Poesie und Kritik abgethan und, jeder in seiner Weise, statt des veralteten Wesens Natur verlangt und allen drängenden Zwang und alle despotischen Regeln abgeworfen: so ging das jüngere himmelstürmende Geschlecht jetzt noch weiter, und verwarf alle leitenden Grundsätze. Natur war bei diesem der große Ruf; Natur wollte dasselbe in Poesie wie im Leben und feindete alle Kunst und Cultur an. Diese Richtung führte einige zu einer liebevollen Hingebung an die äußere Natur, zu der man sich aus dem Drange und den Beengungen der menschlichen Gesellschaft flüchtete. In einer gewissen sentimentalen Stimmung faßte man die Natur auf (Göthes Werther), denn in dieser Zeit konnte man vor dem Mauseröhrchen (Vergißmeinnicht) hinschmachten und dem fallenden Blatte nachseufzen, und glaubte sich vor Sehnsucht in das All auflösen zu müssen, eine Sentimentalität, die, schon von Klopstock und Ossian angeregt, zur Schwelgerei der Empfindung und zur

Digitized by Google

Seichtigkeit der Gesinnung führte. Andere wandten sich zur Betrachtung der Naturmerkwürdigkeiten, wie ihnen solche aus Dichtungen und Reisebeschreibungen bekannt wurden, und hegten eine unbegrenzte Verehrung für solche Dichtungen, in welchen sie den reinen Ausdruck der Natur zu hören glaubten, also für die Volkslieder (Percy), und für solche Dichter, welche nach ihrer Meinung reine Naturen waren und von der Kunst nichts gelernt hatten, für Homer, Ossian, Shakspeare und Klopstock. Hiermit stimmten sie natürlich den alten Poesie; Gellert, Rabener, Weiße, selbst Wieland wurden verachtet. Nur das Genie galt bei ihnen, welches seine Regel in sich selbst habe und solche Schöpfungen hervorbringe, die ebenso original wären, wie die Natur. — Wie in der Kunst, so sollte auch im Leben alles auf Natur zurückgebracht werden. Alle herkömmlichen Formen und Einrichtungen, welche im Glauben und Leben als unverletzlich gegolten hatten, wurden als veraltet und nichtswürdig angesehen; alles sollte von diesen lästigen Hemmnissen befreiet, alles auf natürliche Zustände zurückgeführt werden. Daher ging man einerseits zurück auf das Ungermanenthum, das aller wirklichen Grundlage entbehrte, anderseits fabelte man von einem Weltbürgerthume, wonach alle Eigenthümlichkeiten eines Volkes aufgegeben werden sollten, eine Ansicht, worauf Basedow und seine Jünger eine neue Erziehungslehre gründeten. — Diese Veränderungen der Lebensansicht konnten nicht ohne Einfluß bleiben auf Christenthum und Moral. Einige verwarfen geradezu alle göttliche Offenbarung, andere nahmen zwar eine solche an, wollten aber durchaus ihre persönlichen Ansichten geltend machen und von einem allgemeinen Lehrbegriffe nichts wissen, eine Erscheinung, welche sich auch bei Katholiken zeigte (Blumauer, Joh. Pezzl's Roman: Faustin, oder das philosophische Jahrhundert u. a.). Auf der einen Seite machte sich eine vernunftmäßige Auffassung und Erklärung des Christenthums geltend, wohin die Berliner Aufklärer gehörten, auf der andern eine unbedingte Glaubenshingebung an die Offenbarung und zwar so, daß man behauptete, die unmittelbare Offenbarung Gottes an Auserwählte, die Wundergaben und dergleichen hätten auch jetzt noch ihre Geltung. Lavater gilt als das Haupt dieser Theosophen, denen sich eine Menge bedeutender Männer anschloß: wie Fr. H. Jacobi, Jung-Stilling u. a. Für andere wiederum war die Religion bloß Sache des Gefühls, wobei man die positiven Lehren des Christenthums als gleichgültig ansah. Von diesen unterschieden sich wieder andere, welche die Religion auf eine verständige Sittenlehre, die oft nichts als eine nüchterne Nützlichkeitslehre war, zurückführten, zu denen denn auch die Reformatoren in der Erziehungskunst, Basedow, Campe u. a. gehörten. So wie auf diesem Gebiete jeder nach seiner Eigenthümlichkeit, nach seinen persönlichen Neigungen und Vorurtheilen das Wesen der Religion auffaßte, nicht anders ging es auf dem Gebiete der Moral; und hier machte sich nicht selten eine gröbere Sinnlichkeit öffentlich geltend und behauptete, kein geringeres Recht des Daseins zu haben, als manche eingebildete Traum von Sittlichkeit und Anstand. Bezeichnend nennt man diese Periode die Sturm- und Drangzeit."

Druck und Papier sind sehr gut.

Hoffmann.

Miscellen.

Eine Notiz zu „Eine Stimme von Waterloo," welches eine der interessantesten, authentischsten und sorgfältigst zusammengetragenen Beschreibungen, die von jener Schlacht bisher erschienen sind, ist, und die den Sergeant-Major Cotton vom 7. Husarenregiment, der in dieser Schlacht als Ordonnanz von Sir Hussey Vivian fungirte, zum Verfasser hat, berichtet uns, heißt es in den bekannten „Notes and Queries": „Es war Halkett selber, der Cambronne erspähet hatte, und, in gestrecktem Rennen auf ihn einsprengend, den französischen General vom Pferde gehauen haben würde, wenn er nicht sofort um Pardon gebeten hätte. Dies ist ein Umstand, der nicht wohl zu der Aeußerung paßt, welche man Cambronne in den Mund gelegt hat: „Die Garde stirbt wohl, aber sie ergiebt sich nicht!" Nach seiner Ergebung versuchte Cambronne, Halkett wieder zu entwischen, als dessen Pferd verwundet zu Boden stürzte; Halkett hatte seinen Gefangenen aber in wenigen Secunden wieder eingeholt, und ihn, bei der Nesselschnur festhaltend, den Ostendeckern übergeben, um ihn unter Aufsicht eines Sergeanten dem Herzog von Wellington zuzuführen. Cambronne ist nachdem nebst dem Grafen Lobau und andern Gefangenen nach Ostende geschickt worden. Die alte Garde war die einzige französische Truppe, die eine Nesselschnur trug. Die, Cambronne zugeschriebenen, von ihm aber nie gesprochenen Worte: „Die Garde stirbt wohl, ꝛc." sind vielfältig durch Kupferstiche und anderweitig verherrlicht, auch von sämmtlichen französischen Geschichtschreibern wiederholt worden. Ich bin aber im Besitz eines Briefes, worin ein Freund von Cambronne mir schreibt, daß er den General gefragt habe, ob es mit der ihm beigelegten Aeußerung seine Richtigkeit habe, worauf ihm von demselben erwiedert worden sey: (ich gebe Herrn F. G. Dickson's eigene Worte wieder) „Monsieur, on m'a debité cette réponse." Der tapfere Sir Colin Halkett ist noch am Leben, und läßt sich vielleicht herbei, einen etwaigen Irrthum in der vorstehenden Erzählung zu berichtigen.

Zu der belgischen Kunstausstellung, die mit dem 8. d. M. zu Antwerpen beginnt, sind dem brüsselschen Herald zufolge schon viele Bilder von ausländischen Künstlern eingesandt worden. Die ersten belgischen Maler: Wappers, de Keyzer, Leys, J. Jacobs, Gebrüder L'Shaggeny, Verlat, Kindermans, Witcamp, Mathieu, Jones, Verboekhoven, Slingeneyer, ꝛc. werden auch Beiträge liefern. Die Berliner Schule wird durch Begas, Tiedemann, Ed. Magnus, Klaeber, ꝛc.; die Düsseldorfer Schule durch Achenbach, Leu, Schadow, Lubner, Kalkreuth, J. Schirmer, Michelis, Hasenclever; die Münchener Schule durch F. Gummerman, E. M. Lindlor, Kaulbach, Stange, Verneresch, Steffan und Schleich vertreten seyn, so wie die französische durch Eug. Delacroix, Lapito, Bellange, Cogniet, Leon de Pigneralle, ꝛc. Einige der ersten englischen Maler werden auch eine Schule repräsentiren, die aber auf dem Continente nur wenig bekannt ist (wie der Londoner Globe sich ausdrückt). Die holländische Schule wird nicht zurückbleiben, die Zahl ihrer Künstler hat sich jedoch seit Wilhelms II. Tode verringert.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 66. **Mittwoch, den 18. August.** **1852.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Holzschnitte von Christian Winther. Aus dem Dänischen von H. Zeise ..... Seite 513
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 516
Literatur:
Geschichte des Heidenthums. Von Dr. Adolf Wuttke ..... „ 518

Holzschnitte von Christian Winther.

Aus dem Dänischen von H. Zeise.

Johann und Liese.

Ich saß in unserm Garten mit der Nadel in der Hand,
Und nähte an mein Wämmschen das rothseidne Band;
Da kam der junge Graf mit der Feder am Hut,
Des Rockes Knöpfe funkelten wie Dukaten gut.

Er lehnt' sich an die Flinte und sah mich lächelnd an:
„Hör' Liese, gieb mir etwas, das mich erquicken kann!
„Ich bin vom Jagen müde, und bitte so lang,
„Bis Du es mir gegeben, hold Lieschen schlank!"

Jawohl mein edler Herre, sagt' ich sogleich,
Es hängen rothe Aepfel zwischen Laub am Zweig!
„Ja, roth sind zwar die Aepfel, doch röther ist
„Und süßer auch, was ich verlange zur Frist!"

Wollt ihr, daß Meth ich hole, den zuckersüßen Trank?
Er glänzt in der Sonne so lieblich und blank.
„Nein, das, was ich verlange, verleiht mehr Kraft,
„Als auf dem Boden des Kruges der helle Saft!"

„Nein, was mein Herz wünscht, was mich macht gesund,
„Ist ein Kuß auf Deine Lippen, auf Deinen frischen Mund;
„Und willst Du mir vergönnen nur einmal diese Lust,
„So erhältst Du die Kette, die blinkt auf meiner Brust."

Der Graf ist so schön, doch ich dachte an Johann!
Er ist doch viel flinker und wird einst mein Mann!
Ich sagte: Edler Junker, ich thu's nicht fürwahr,
Es wüchs' an meinem Kinn ja schwarzlockig Haar.

Nach der Predigt werd' ich morgen nach Nörreby gehn,
Dort lehrt mich meine Tante das Klöppeln und Näh'n;
Was würd' die Alte sagen? sie hielte mich dann,
Säh' sie die schwarzen Haare, für einen Mann.

„Du bist ja abergläubisch, Du wackere Maid!
„Und wer Dich solches lehrte, war nicht gescheidt;
„Ich muß mich nun erquicken wohl in der klaren See,
„Doch reiche mir Dein Händchen und dann Adieu!"

Ich reichte ihm die Hand wohl und dachte an Johann,
Und als er fortgegangen, stieg ich den Wall hinan;
Johann, er mähte Weizen; doch schnell auf meinen Wink
Warf fort er seine Sense, und eilte zu mir flink.

Nach der Predigt werd' ich morgen nach Nörreby gehn,
Dort lehrt mich meine Tante das Klöppeln und Näh'n,
Mein süßer Johann, wenn Du gehst mit mir,
So geb' ich gern zwei bis drei Küsse Dir.

Die Andern laß schießen, laß die Kegel in Ruh',
Dann bleibst vom bösen Wirthshaus auch ferne Du!
Meine Tante soll Dir schenken klar Bier und Wein,
Sie weiß, daß Du bist der Allerliebste mein.

„Ja, Liese, ich will mit Dir durch's Leben gehn,
„Und nicht mehr spielen, wenn ich Dich als Weib werde sehn;
„Dann trink' ich keinen Branntwein; dann ist mir Dein Mund
„Der Mannakrug des Himmels, der mich macht gesund."

Am nächsten Mittag wartet' ich auf Johann,
Wo der Hohlweg sich schlingt durch's Gebüsch hinan;
Regenwolken hingen in der Luft lau und mild,
Und kein Grashalm regte sich im Gefild.

Digitized by Google

Da ſprang der grüne Junker aus grünem Schilf hervor,
Schlang ſeinen Arm um meinen Leib und hob mich empor.
Ich kämpfte mich müd', lehnt' meine Hand an ſeine Bruſt,
Da hört' ich Johann's Stimme auf dem Hügel mit Luſt:

„Haltet ein, edler Junker! Nun geht Ihr zu weit!
„Ihr haſchet nach Küſſen, die mir ſind geweiht!
„Denn ſie iſt mein Liebchen, und das Mädel iſt mein;
„Nun trollt euch von hinnen, ſteckt den Lerchenſpieß ein!"

Was zog er aus der Scheide? ein blankes Schwert!
Damit hätt' er erſtochen meinen Liebſten werth!
Wenn ihn nicht der Starke hätt' ergriffen mit Macht,
Und in die Mergelgrube den zierlichen Junker gebracht.

Ich weinte mit dem Aug' und lachte mit dem Mund,
Denn der Junker ward geſchmückt auf der Mergelgrube Grund;
Die eine Seite war grün wie der Frühling zu ſehn,
Die andre, wie wenn Schnee deckt die Felder und Höhn.

Da hörten wir einen Wagen im Hohlweg nahn,
Vier gelbe Hengſte und eine Kutſche wir ſahn;
Sie trug den alten Grafen, o welche Luſt!
Er ſtieg aus der Karoſſe mit dem Stern auf der Bruſt.

„Von Sturm und Streit hat mir ein ſingend Vöglein vertraut,
„Ich verjage die Wolken, daß der Himmel wieder blaut;
„Doch ſtrafen will ich Alle, deshalb kam ich her!"
Da ſtanden wir ſo ängſtlich, und ſchauten umher.

„Meinen Junker verweiſ' ich von Land und Schloß,
„Er ſoll führen fünfhundert Reiter hoch zu Roß,
„Unter Marlborough's Fahne; bei Karthaunenklang
„Wird er Franzoſen lehren den däniſchen Sang!"

„Johann ſoll nun ewig in Banden gehn,
„In des Eheſtands Feſſeln will ich ihn ſehn,
„Und Lieschen ihn ſicher gefangen halten muß,
„Daß er nicht auf die Jagd geht nach Karten und Kuß!"

So ſprach er und ſtrich meiner Wangen Schein,
Und ſtieg mit ſeinem Sohn in den Wagen hinein;
Mit Johann mußt' ich Arm in Arm nach Hauſe gehn,
Ich vergaß vor Freude zu klöppeln und zu näh'n.

Am Abend im Kruge die Trompete ſang,
Und hoch vom Schloſſe vernahm man den Wiederklang;
Vor ſeinen Reitern ritt der Junker mit frohem Muth
Meinem Fenſter vorbei, droht' und griff mild nach dem Hut.

Nun geht Johann in Flur und Feld, und paßt auf Vieh und Korn,
Und fürchtet nicht des Junkers Jagd und nicht des Junkers Horn;
Ich ſitze und nähe ſchon an Wiegenkiſſen klein,
Und ſinge dieſe Weiſe; — ſo für mich allein.

Chriſten und Lene.

Im Kruge iſt's luſtig bei Spiel und bei Sang,
Da ſtieget der Zapfen und die Flaſche giebt Klang,
Der Leiermann ſpielet, auch iſt er nicht ſtumm,
Und der Krug macht ſeinen Walzer um den Tiſch herum.

Beim Kacheleſen mit dem geeßen Meſſinggeräth,
Peter Hald bei Branntwein und Speiſe ſteht.
Sein Nachbar Rasmus Stub bläſ't aus den Taback,
Schlägt die Arme über Kreuz und hört ſeinen Schnack.

Du glaubſt, daß klein Lenchen iſt mein eigen Kind?
Ja, die Dirn ſing im Garne mein Herz geſchwind!
Ich lieb' wie eigen Blut und Fleiſch ſie gewiß,
Zumal da mein erſtes Kind bald mich verließ.

Vor achtzehn Jahren als die Kleine war todt,
Da war ich ſo betrübt; zu vergeſſen die Noth
Arbeitet' ich viel bei Tag und in Nächten ſtill;
Da geſchah's, was ich jetzt erzählen will.

Ich ging in den dunkeln, finſtern Wald hinein,
Für meinen Pflug zu fällen eine Eſche klein; —
Sie ſollte ſtehn und trocknen, — Heu hatt' ich eingebracht,
Vor Sorge und Müdigkeit war mir's vorm Auge Nacht.

Ich ſchlief ein nach der Arbeit, wie ich pflege, ſchnell,
Da hört' ich eine Stimme, ſie rief mich hell;
Doch hört' ich träumend, und wachend ich ſchlief,
Und es ſauſ'te wie in Nächten im Walde tief.

Die Stimme rief: „Peter Hald!" eh' die Sonn' wird aufſtehn,
Mußt Du aus Deinem trautlichen Hauſe gehn!
Bei der hohlen Eiche findeſt Du einen Schatz voll Pracht,
Glückſelig, wenn Du folgſt meinen Worten heut' Nacht."

Ich wachte plötzlich auf bei der Stimme klar,
Da wußte ich ſelber nicht wie es war.
Faſt hüpfte mein Herz vor Angſt in meinem Leib,
Und die Luſt ſagte: geh'! doch die Furcht ſagte: bleib!

Ich ſchlich mich von Maren, ſie ſchlummerte gut,
Ich öffnet' die Thüre mit bangem Muth;
Lau war die Nacht und ein Blitz durch den Himmel ſchoß,
Und bei des Pfarrers Scheune hört ich ſtampfen ein Roß.

Ich kratzte hinterm Ohre, überlegte die Sach',
Ich nahm meine Hoſen und dachte dann nach;
Bald hatt' ich Courage; doch wenn die Eule ſchrie,
Dann ſagt' ich, in den Wald gehſt Du, Peter, nie.

Doch als ich in der Jacke ſtand, und die Axt hatt' im Arm,
Da ward's mir in der Stube zu drückend und warm;
Da ſchlich ich mich fort, und dacht, laß's geſchehn,
Und kehre wieder um, wenn Du nicht willſt gehn.

Als ich nordwärts den Weg um den See ging ſchnell,
Da hört' ich beim Waldvoigt der Hunde Gebell;
Ich ſchreckte den Kibitz im Moor und Ried,
Und Schauer durchzuckte mir jegliches Glied.

Digitized by Google

Da hört ich im Dorfe die Hähne kräh'n,
Zwei ſchlug die Glocke, der Tag wollt' erſtehn,
Nun ſchritt ich weiter, im Oſten ward es hell,
Doch im Walde war dunkel noch jegliche Stell'.

Und als ich kam nach der Eiche hie,
Sah ich ein lieblich Mägdlein; ſie lag auf dem Knie
In rothſeidnen Kleidern, die ein Gürtel hielt,
Auf dem Hute eine wallende Feder ſpielt'!

Ihr Antlitz war niedlich, ſo roth und ſo weiß,
Mit ſeinem Linnen trocknet ſie die Zähren heiß;
Sie lag hingeſtreckt auf der weichen Flur
Und küßt' ein lieblich Kindlein mit Seufzern nur.

Dann nahm ſie das Körbchen in ihre Hand,
Feſtgebunden an der Erle ihr Füllen ſtand,
Es war ſchneeweiß, mit einer Schabracke gziert,
Und ſchlug mit dem Nacken, und ſtampfte und wieh'rt.

Als ſie mich erblickte, floh ſie wie der Wind,
Sie zeigte mit Zähren auf den Korb geſchwind.
Sie ſchwang ſich wie eine Schwalbe auf den Zelter hoch,
Und trabte durch den Wald, daß die gelbe Locke flog.

Ich nickte ihr zu und ging dann geſchwind
Hin nach dem Korbe, drin lag das kleine Kind,
Gehüllt in ſeine Kleider, mit einem Zettel auf der Bruſt,
An des Kindes braunen Augen hatt' ich recht meine Luſt.

„Nimm mich, Du guter Bauer! — Mein Name iſt Helen',
Meine Mutter verſtieß mich, will mich nicht wiederſehn.
Nimm mich für Dein verlornes Töchterlein an,
Und dreißig Ducaten erhältſt Du jährlich dann."

Mein Herz iſt nicht von Eiſen und nicht von Marmorſtein;
Ich flecht drauf einen Stecken dem Korbe ein,
Und legte dann das Mädchen in meines Weibes Schooß,
Das Kind ward unſre Tochter, ward ſchön und groß.

Sieh', ein Jahr vor der großen Revue es war,
Da lag hier manch Regiment, manche Reiterſchaar,
Auf dem Hofe waren Herren und Damen ſchön,
Und der junge General, — Du wirſt mich verſtehn!

Ich bedarf nun der Hülfe, bin alt ohne Schwung;
Aber Dein Chriſtian daheim iſt luſtig und jung,
— Er hat ja ausgedienet — und Lene, traut,
Wär' für ihn des Dorfes reichſte und ſchönſte Braut!"

Peter Hald mit der Rede zu Ende war,
Während Rasmus Stub ſich zeigt wie ein Narr,
Er rückt ſeine Mütze, er lächelt hinterm Krug,
Nimmt bedächtig eine Priſe und ſchmunzelt klug.

„Ich war auch gegangen vor zwei Stunden in Ruh'
Nach dem dunkeln Wald zu tränken Roß und Kuh';
Die Buchen waren nach dem Regen ſo grün,
Es duftelen die Hecken und ich ſah ſie blühn.

Aber als ich nun ſuche nach meinem Vieh,
Da ſah ich durch's Gebüſch beim Eichbaume hie,
Meinen Chriſtian ſchwatzend mit einem Mädchen ſtehn,
Des Sonnenhut's wegen konnt ich ihr Geſicht nicht ſehn.

Seitdem er in Frankreich war, ſitzt der Teufel im Knecht!
Er ſchwatzt voe den Mädchen ſo frei, frank und ſchlecht.
Sie ſtellte ihren Rechen an den Eichbaum leis,
Und brach dann ein kürzlich aufgeſchoſſenes Reis.

Sie ſchlug das Auge zue Erde mit verſchämtem Muth,
Doch er ſah ihr ſchelmiſch unter den Hut,
Er ſchwatzte ſo eifrig, doch ſah ich nur,
Daß das Wort ihm wie Spreu von den Lippen fuhr.

Er wand ſich, er ſchlang ſich, und drehte ſeinen Hut,
Sie pflückte das Zweiglein, ward roth wie Blut,
Und trippelte mit den Füßchen einen Takt zum Tanz,
Und drehte auf dem Arme einen bunten Kranz.

Er ſchlug ſich an die Bruſt und focht mit dem Arm,
Und trocknet auf der Wange eine Zähre warm; —
Sie gab ihm die Hand nun! — er nahm ſie flink
Und ſchlug ſeine Arme um das Mädchen im Ring.

Wohl war er eifrig erſt; nun wagte ihre Bruſt,
Es ſchien ihr zu ſein eine artige Luſt!
Sie gab ſeinen Wangen ſo manchen weichen Schlag,
Legt die Hand auf ſeinen Nacken und küßt danach.

Doch als ſie küſſen wollten, war ſein Kopf zu groß,
Er ſchob ihr vom Antlitz den Sonnenhut los;
Er fiel in's Gras hinunter; — hoch aufgeſchaut!
Es war ja Deine Lene, ſie iſt ſeine Braut!

Da flog ich von dannen, erzählen wollt' ich's Dir,
Ich traf Dich im Kruge, — nun ſitzen wir hier!
„Sie ſchlugen darauf Hand in Hand ſo kräftig, gelt!
Wie auf die Tenne Winters ein Dreſchflegel fällt.

Michaelis, dann ſoll ihre Hochzeit ſein,
Und ich ſpare weder Speck, Bier, noch Branntewein!
Mein Fußboden iſt von Flensburger Steinen gemacht,
Hei! Da wollen wir tanzen die ganze Nacht!"

„Von mir ein fertig Bett Jedes erhält!"
„Von mir funfzig Lämmer von meinem Feld,
Eine Färſe dann und eine gefleckte Kuh!"
„Acht Ferkel von mir und eine Sau dazu!"

„Ich geb' ein Paar Pferde!" — „Einen Wagen geb' ich,
Neugebaut, gemalt wie keiner ſicherlich!"
„Wir beide bauen ihnen dann ein neues Wohnhaus auf!"
„Nein, Peter Hald, nun ſaget: Topp! nun laßt uns halten auf!"

Digitized by Google

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

„Die Mitglieder des Departements," sagt Maton de la Varenne, „nahmen den König, die königliche Familie, und die Frau von Tourzel, die Gouvernante der Kinder von Frankreich, in ihre Mitte. Ersterer ging allein voran, mit dem Minister des Auswärtigen, dem Herrn Bigot de Sainte-Croix zur Seite. Ihm folgte die Königin, am rechten Arme von dem Marineminister Doubouchage geführt. Sie hielt den Dauphin, den man damals Kronprinz umgetauft hatte, und der nachdem, man weiß wie gestorben ist, an der linken Hand, während die Frau von Tourzel ihn an der andern Hand angefaßt hatte.

„Der Justizminister ging zwischen Mesdames Royale und Elisabeth hinter der Königin her; diesen folgten der Kriegsminister Herr Franqueville d'Abancourt, der die Fürstin von Lamballe führte, welche vier und zwanzig Tage darnach in dem Gefängniße La Force ermordet ward. Den Schluß des Zuges machten die Minister des Innern und der Steuern, Lecoulx und de La Ville.

„Vor seinem Abgange hieß der König noch seinem ersten Kammerdiener, Claude Christoph Lorimier de Chamilly, seinen Dienst im Schlosse wahrzunehmen, bis er, der König, aus der Nationalversammlung zurückgekehrt sein würde. Diesen Umstand haben wir von diesem treuen Unterthan selber, der am 23. Juni 1794 auf dem Schaffot umgekommen ist und mit dem wir an den blutigen Septembertagen gemeinschaftlich in dem Gefängnisse La Force gefangen gesessen haben."

Peltier zufolge hätten auch der Gouverneur von Fontainebleau, der Herr von Montmorin, so wie der Herr von Noailles, Fürst von Poix, und die Herren von Hervilly, von Tourzel, von Briges, nebst dem Municipalbeamten Le Roux den Zug begleitet, ein Umstand, der durch den Bericht des Letzteren bestätigt wird.

Man ging die große Tuilerien-Allee entlang, bis an das äußerste Ende des Lustgartens, wo man sich rechts der schönen Linden-Allee zuwandte, und diese bis zu der Höhe der Treppe verfolgte, die nach der Straße Rivoli, der Straße Castiglione gegenüber, hinausführt.

„Als wir unter den Bäumen der Tuilerien angekommen waren," heißt's bei Röderer, „gingen wir auf dem Laube, welches über Nacht gefallen war und das von den Gartenarbeitern in Haufen zusammengeharkt wurde. Es lag stellenweise Fuß hoch, und der König sagte: „Da ist viel Laub; es fällt dies Jahr früh ab!" Einige Tage früher hatte Manuel in einer Tagesschrift geäußert, der König würde das Laub nicht mehr fallen sehen."

Unten an der Treppe mußte eines sonderbaren Ceremoniels halber Halt gemacht werden. Der Leser wird sich noch wohl des Decrets erinnern, welches auf einen Antrag des Abbe Fauchet erlassen, und demgemäß die Terrasse der Feuillans unter die Gerichtsbarkeit der Versammlung gestellt worden war.

Röderer und Le Roux, die immer nur an ihre Verantwortlichkeit dachten, machten die Bemerkung, der König könne nicht zu der Terrasse hinauf steigen, weil hier das Gebiet der Nationalversammlung begönne. Es mußte also erst die Erlaubniß der Versammlung eingeholt werden, und diese ließ dann den König durch Commissarien empfangen, die sie ihm entgegen sandte.

Ludwig XVI. gelangte nicht ohne Gefahr zu der Terrasse hinauf. Eine Gruppe von Mördern hatte den Perron eingenommen und bedrohte sein Leben. „Nein, in die Nationalversammlung sollen sie nicht!" schrieen sie; „sie sind an all unserm Unglück schuld! das muß anders werden! Nieder mit ihm, nieder!" Da hielt Röderer denn, nach damaligem Brauche, eine Anrede, die er auch mitgetheilt hat, an die Mörder. Gendarmen kommen zu lassen, um sie festzunehmen, fiel ihm nicht ein.

Es war ungefähr 8½ Uhr, als der König, die Königin und ihre Familie in den Saal der Versammlung traten. Als Ludwig XVI. bis zu dem Sitze der Minister gekommen war, da sagte er zu der Versammlung:

„Ich habe mich hierher begeben, um einem großen Verbrechen vorzubeugen, und meine, daß ich nirgends sichrer würde sein können, als in Ihrer Mitte, meine Herren."

Vergniaud, der den Präsidentenstuhl seit 7 Uhr eingenommen hatte, antwortete darauf:

„Sie können auf die Standhaftigkeit der Nationalversammlung rechnen, Sire; ihre Mitglieder haben geschworen, für die Aufrechthaltung der Rechte des Volkes und der eingesetzten Behörden das Leben zu lassen."

Die Versammlung hatte seit Mitternacht Sitzung gehalten, bis acht Uhr aber nichts Endgültiges beschließen können, weil sie nicht vollzählig war. Die Furcht erhielt sie den ganzen Tag unter der Zahl von dreihundert Mitgliedern. Der Herr von Pastoret präsidirte in Abwesenheit des Präsidenten Merlet.

Es läßt sich nichts Kindischeres, Jämmerlicheres und Schimpflicheres denken als das Gewäsch, welches diese Versammlung führte, während 30,000 Aufrührer die Gesetze, die Verfassung und die Monarchie zertrümmerten. Unter diesen gräulichen Trümmern debattirte man den ganzen Tag hindurch über Steuernachlässe, Enclamenaustauschungen und Districtseintheilungen. Man hätte glauben mögen, daß diese gesetzgebende Gewalt taub und blind sei oder in den Lüften verkehre. Die systematischen Geister brachten noch ihre fixen Ideen mit ins Spiel. Der eine wollte die Prämie abgeschafft haben, welche die Regierung zur Ermunterung des Sclavenhandels bezahlte; ein anderer verlangte die Abschaffung der königlichen Lotterie, die auch bewilligt wurde.

Um 2 Uhr Morgens hatte der Minister des Innern die Versammlung von den Gefahren in Kenntniß gesetzt, welche der König lief. Man war darüber zur Tagesordnung übergegangen, weil — es die Sache der Magistratspersonen des Volkes und der vollziehenden Gewalt sei, über die öffentliche Sicherheit zu wachen.

Um 3 Uhr hatten der Minister des Innern und der Justizminister bei der Versammlung darum nachgesucht, eine Deputation nach den Tuilerien zu entsenden, um die Gefahren zu beschwören, die den König bedrohten. Man ging abermals zur Tagesordnung über, weil, wie man sagte, der König sich ja in die Versammlung begeben könne, wenn ihm das passend erscheine.

Diese Versammlung wollte einmal den König in ihren Händen haben; sie hatte ihn denn auch um 8½ Uhr, sah aber nicht ein, daß er ihr anderen Tages durch den Aufruhr wieder entrissen werden würde.

Der König hatte sich nach den Worten, die er gesprochen, neben den Präsidenten gesetzt. Darauf machte eins der Mit-

Digitized by Google

glieder die Bemerkung, die Verfassung gestatte es nicht, daß die vollziehende Gewalt den Berathungen der gesetzgebenden Gewalt beiwohne. So bedienten die Aufwiegler sich der Verfassung bis zu dem Augenblick, wo sie ihren Vortheil darin sahen, sie zu zerreißen. Hinter dem Präsidentensessel und zu dessen Rechten befand sich eine Loge, die in der Regel von dem Redacteur des Logographen benutzt wurde. Es war ein Raum von zehn Fuß Breite und sechs Fuß Höhe, wo kaum sechs Personen sitzen konnten. In diese Art Kerker, ein würdiger Vorhof zu dem Tempelthurm, wurde die gesammte königliche Familie eingepfercht.

Einige Augenblicke darnach, und als Vergniaud den Präsidentensitz an Guadet abtrat, unter dem Vorgeben, daß er in dem außerordentlichen Ausschuß die Decrete über die Absetzung — die er schon seit vier Wochen fertig in der Tasche hatte — entwerfen wolle, wurden die Fensterscheiben in der Reitbahn durch einen Kanonenschuß erschüttert.

Das Tuilerienschloß war von den Marseillanern angegriffen worden.

Wenn diese wühlerische Versammlung nicht durch ihre Leidenschaften geblendet gewesen wäre, so würde sie eingesehen haben, daß dieser Kanonenschuß das Regiment der Demagogie einführte, das Revolutionsgericht, das Maximum und die Schreckenszeit begründete, und die beschränkte Gewalt der Monarchie zu Boden warf, um statt ihrer die unbegränzte Gewalt des Henkers aufzurichten.!

Der Angriff und die Vertheidigung der Tuilerien. — Die Metzeleien auf dem Hofe der Feuillans.

Es war ein wenig nach 8 Uhr und der König eben nach der Versammlung abgegangen, als die verbündeten Marseillaner und Brester auf dem Cacrouffelplatze eintrafen und vor den Gittern der Höfe erschienen. Die Vorstädte St. Anton und St. Marceau so wie die sonstigen Pariser Insurgenten hatten sich noch nicht eingefunden.

Des Wartens überdrüssig und dem südlichen Ungestüm nachgebend, forderten die Marseillaner Einlaß. Der königliche Thürhüter öffnete ihnen das Gitter zum Königshofe, wo sie sich mit den Brestern auf beiden Flügeln in Schlachtordnung aufstellten. Der diensthuende Marechal de Camp, Herr von Beissieux, hatte, weil die Zahl der Truppen zu der Vertheidigung der Höfe zu schwach war, den Schweizern den Befehl ertheilt, sich ins Schloß zurück zu ziehen. Sie thaten, wie ihnen geheißen worden war, ließen sechs Stücke Geschütz in der Gewalt der Insurgenten, und stellten sich in den Gallerien an den Fenstern auf.

Herren vom Hofe, drangen die Marseillaner, die Hüte schwenkend, vorwärts und forderten die Schweizer und Grenadiere der Section Filles-Saint-Thomas, die der öffentlichen Ordnung treu geblieben waren, auf, mit ihnen zu fraternisiren, eine Bezeichnung, die damals schon seit drei Jahr im Gange war. Eine Gruppe Marseillaner, unter dem Befehl eines gewissen Granier, Unterbefehlshabers des Bataillons, drang, die anderen an Keckheit überbietend, bis zu dem Dom-Pavillon vor, bahnte sich mit freundlichen Worten den Weg bis zur Vorhalle, erstieg selbst die große Treppe, und machte Miene noch weiter zu gehen. Da eilten fünf Schweizer Officiere, die Herren von Durler, von Reding, Joseph von Zimmermann und von Gluh herbei und vertraten ihnen den Weg.

Eben in diesem Augenblick fand unten an der Treppe, unter der Vorhalle, ein scheußlicher Angriff statt und gab das Signal zu dem ersten Schießen. Eine Schweizerschildwache, der ein Peloton Insurgenten zu nahe auf den Leib gerückt war, als daß sie sich hätte gehörig vertheidigen können, wurde von denselben gepackt und niedergemacht. Eben so erging es vier anderen, die mit eisernen Haken ergeiffen und förmlich in Stücken gerissen wurden. Ein Tambour der Grenadiere der Section Heinrichs IV., Johann Franz Blanc hieß das Ungeheuer, riß einem dieser Soldaten das Herz aus dem Leibe und zerkauete es mit bestialischer Lust.

Obgleich der den Schweizern gegebene Befehl ganz einfach dahin lautete, sich nicht forciren zu lassen, glaubten sie jedoch, über dies scheußliche Schauspiel empört, daß der Augenblick sich zu vertheidigen, eingetreten sei: das der Mordscene zunächst stehende Peloton gab Feuer, und da riß auf dem Hofe sofort Unordnung ein.

Diese ersten Schüsse brachten Alles in Allarm, und da die Grenadiere der Filles-Saint-Thomas so wie die Schweizer, die an den Fenstern aufgestellt standen, sich angegriffen glaubten, weil einer der Insurgentenanführer in der Verwirrung des ersten Augenblickes ein Pistol, absichtlich oder zufällig, dahin abgefeuert hatte, so eröffneten sie ein Rottenfeuer und die Füsilade wurde allgemein.

Wie der Obrist Pfyffer berichtet, ist der Pistolenschuß mit Vorbedacht abgefeuert worden; nach der Angabe von Maton de la Varenne hätte der Anführer der Angreifenden in dem Wirrwarr der Flucht seine Waffe auf die Mauer abgeschossen; Barbaroux aber behauptet, es habe Ueberrumpelung und Verrath abseiten der Schweizer statt gefunden. Letzterer, eben ein Held wie Robespierre, Marat und Danton, hatte sich sorgfältig in seinem Zimmer, im Hôtel Toulouse, verborgen gehalten, seiner Angabe nach aus Gründen der Vorsicht. Diese Gründe bestanden übrigens nur während des Kampfes, denn nach dem ersten Erfolge seiner Genossen hatte Barbaroux schon den Muth, dem Gemetzel mit beizuwohnen.

Nie ist ein Flug Vögel schneller und erschrockener aus einander gestoben, als es die Marseillaner, die Brester und die zahllose Kohorte der Bastillenbesieger und anderer, welche die Höfe überfüllten, thaten, als die ersten Schüsse hin und wieder gefallen waren.

Die Furcht war es, welche nach Barbaroux die Marseillaner rettete. „Bei der Bewegung der Waffen, die dem Schießen vorher geht," sagt er, „traten die Marseillaner, vermöge eines natürlichen Impulses, einige Schritte zurück und schlugen auf die Schweizer an. Dies Manöver rettete sie, indem der Platz, den sie eben verlassen hatten, mit einem Hagel von Kugeln überschüttet wurde. Sie würden sämmtlich umgekommen sein, wenn sie dort geblieben wären; doch fielen ihrer Sieben. Der Commandant, der einen Schuß ins Bein bekommen hatte, wurde zu uns gebracht."

Eben erwähnter Commandant glaubte nicht anders, als daß er todt sei, und seine Soldaten ebenfalls.

„Soll ich sagen," ruft Barbaroux, den bis dahin die Gründe der Vorsicht noch immer in seinem Hôtel zurückgehalten haben, „wie uns zu Muthe war, als uns nach dem ersten Lärm

Digitized by Google

des Schießens der Commandant des Bataillons verwundet und mit Blut übergossen ins Haus getragen wurde. „Sie sind alle todt, Alle!“ sagte er zu uns. Wir schickten jedoch die Freunde fort, die uns umgaben, um die Verwundeten aufzuheben und uns zuzuführen, während wir anderen einen geschickten Wundarzt besorgten, um sie zu verbinden. Wir erhielten inzwischen bald beruhigendere Nachrichten.“

Der Unter-Commandant der Marseillaner, der sich noch oben auf der großen Treppe befand, als das Schießen losging, benahm sich gerade so heroisch wie sein Vorgesetzter. Barbaroux berichtet: „Mit dem Bajonett, das er mit dem Säbel abzuparriren sucht, von Gemach zu Gemach getrieben, springt er über das Geländer der großen Treppe, ist so glücklich, den Kugeln zu entrinnen, die seine eignen Soldaten aufs Schloß abschießen, und fällt zu Boden, ohne sich zu verwunden.“

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Heidenthums in Beziehung auf Religion, Kunst, Wissen, Sittlichkeit und Staatsleben von Dr. Adolf Wuttke. 1ster Band, Breslau 1852.

Es hat vielleicht nie eine Epoche gegeben, die so ungelegentlich mit sich selber, ihren augenblicklichen Bedürfnissen und Hoffnungen beschäftigt war, wie die der Gegenwart. Dennoch — oder sagen wir lieber eben deshalb? — ist zu keiner Zeit der Sinn für das geschichtliche Leben der Vergangenheit so lebendig und so allgemein verbreitet gewesen wie gerade in unseren Tagen. Wichtiger noch wie diese Erweiterung des Umfangs, innerhalb dessen das Interesse an der Geschichte sich geltend macht, ist die größere Tiefe des Verständnisses, das man ihr abgewonnen hat. Die Zeit ist längst vorüber, wo man eine historische Erscheinung zu verstehen glaubte, wenn man sich mit ihrer äußern Beschaffenheit vertraut gemacht hatte. Schon dürfte selbst die Zahl derer sehr zusammengeschmolzen sein, die sich bei der sogenannten pragmatischen Auffassung der Geschichte beruhigen und die Thatsachen derselben in allen ihren Beziehungen zu kennen meinen, wenn ihnen ihr ursächlicher Zusammenhang einigermaßen klar geworden ist. Die Frage nach der äußern, sinnlichen Erscheinung des Geschehenen hat sich zu der nach ihrer innern, geistigen Bedeutung gesteigert. Und wenn sich früher die historische Forschung darauf beschränken durfte, die nächsten Ursachen und die unmittelbaren Wirkungen der geschichtlichen Ereignisse festzustellen, so wird gegenwärtig an sie die Anforderung gestellt, daß sie jedes Moment des geschichtlichen Lebens als ein mit allen übrigen einheitlich verknüpftes und in engster Wechselwirkung stehendes Glied eines organischen Ganzen zum Bewußtsein bringe.

Durch diese doppelte Erweiterung der Ansprüche, die man durch seine Leistungen befriedigt sehen will, ist die Aufgabe des Geschichtschreibers offenbar in hohem Grade erschwert worden. Um den Geist der Geschichte zu ergreifen, muß er nothwendig im Stande sein, sie als eine Einheit aufzufassen. Um aber jede ihrer Erscheinungen in ihrem wahren und vollen Gehalte darzustellen, ist er genöthigt, stets die Gesammtheit derselben vor Augen zu haben. Er bedarf ebenso schon jener concentrirten Schärfe des Blicks, die in die Tiefe der Erscheinungen dringt, um dort ihren einheitlichen Mittelpunkt zu fixiren, wie jener expansiven Beweglichkeit desselben, welche die ganze Breite ihres Daseins umspannt, und die Peripherie ihrer Wirksamkeit allseitig zu bestimmen. Mit andern Worten: wer heut zu Tage Geschichte schreiben will, darf nicht vergessen, daß dies ohne philosophische Bildung — nur die Philosophie führt zur Erkenntniß der Einheit — unmöglich ist, und muß von der Ueberzeugung ausgehen, daß nur die Darstellung des historischen Lebens genügen kann, welche alle Formen und Richtungen desselben zugleich umfaßt.

Die mit philosophischem Geiste behandelte, alle Seiten des Völkerlebens gleichmäßig in sich aufnehmende Culturgeschichte — das ist, scheint uns, was die Gegenwart, wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise von ihren Historikern erwartete. Daß diese Forderung berechtigt und zeitgemäß ist, wird schon durch die Thatsache bewiesen, daß man sich vielfach eifrig bestrebt, sie zu erfüllen. Wer sich die in jüngster Zeit erschienenen historischen Schriften näher ansieht, wird leicht bemerken, wie sie fast durchgängig die bezeichnete Richtung mit größerer oder geringerer Entschiedenheit verfolgen. Wenn aber irgendwo, so kann diese Wahrnehmung bei einem vor Kurzem veröffentlichten Werke gemacht werden, das wir nicht blos aus diesem Grunde der besondern Aufmerksamkeit des Publikums empfehlen möchten.

Das hier in Rede stehende Werk giebt schon durch seine Ueberschrift zu erkennen, daß es nicht eine Geschichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes, d. h. eine bloße Darstellung historischer Begebenheiten und Thaten sein will, sondern das Leben des Theiles der Menschheit, mit welchem es sich speciell beschäftigt, in seinem ganzen Umfange und in allen seinen Hauptformen zu behandeln gedenkt. In der That ist es die bewußte Absicht des Verf., „eine Geschichte des Geistes in der heidnischen Menschheit, des Geistes nach allen seinen wesentlichen Offenbarungsweisen“ zu entwerfen. Auch zeigt der Accent, welcher an der angezogenen Stelle auf den „Geist des Heidenthums“ gelegt wird, deutlich genug, daß wir hier keineswegs nur eine äußerlich geordnete Zusammenstellung von geschichtlichen Thatsachen zu erwarten haben. Herr W. erklärt überdem ausdrücklich, daß er „nicht ein Herbarium getrockneter Exemplare aus der Lebensfülle der Geschichte der Menschheit, sondern ein lebendiges Bild des einigen, in den verschiedenen Völkern in mannigfaltige Farben sich brechenden Geistes der heidnischen Menschheit“ geben wolle.

Der Gedanke, daß die Geschichte der Menschheit als eine einheitliche und zusammenhängende Entwicklung aufgefaßt werden müsse, wird in unsern Tagen wohl kaum noch von irgend Jemandem bestritten werden, wie sehr auch die Ansichten darüber, ob diese Entwicklung als ununterbrochen oder intermittirend, als stätig oder sprunghaft, als ziellos oder zu einem bestimmten Abschlusse hindrängend zu denken sei, auseinandergehen mögen. Sind aber die verschiedenen Abschnitte der Geschichte innerlich mit einander verknüpft, so ist es nicht blos gestattet, sondern zu ihrem vollen Verständnisse sogar nothwendig, daß jede frühere historische Periode aus dem Gesichtspunkte der nächstfolgenden bestimmt und dargestellt werde. Wir würden daher, auch wenn wir Herrn W., was mit gewissen Einschränkungen allerdings der Fall ist, nicht zugeben könnten, daß das Heidenthum „die vom Christenthum überwundene Voraussetzung“ desselben sei, doch nichts dagegen einzuwenden haben, wenn er „die innere Geschichte des Heidenthums in seiner

Digitized by Google

Beziehung auf das Chriſtenthum" als die zu löſende Aufgabe bezeichnet.

Ob aber das Leben der heidniſchen Welt aus ihrem Verhältniſſe zum Chriſtenthum vollſtändig erklärt werden könne, iſt eine andere Frage, die uns nur eine verneinende Antwort zuzulaſſen ſcheint. Herr W. iſt, freilich aus einem ſehr verſchiedenen Grunde, derſelben Anſicht, denn wenn er (S. 20) bemerkt, daß nur „die dem Heidenthume zur Baſis dienenden Ideen", nicht aber die „thatſächlichen Geſtaltungen" deſſelben als die „nothwendige und darum rechtmäßige Vorausſetzung des Chriſtenthums" anzuerkennen ſeien, ſo folgt hieraus unmittelbar, daß das Verſtändniß der letzteren nicht aus dem Chriſtenthum, ſondern anderswoher entnommen werden muß. Auch hat der Verf., wo er auf den Inhalt und die Bedeutung der einzelnen, concreten Erſcheinungen zu ſprechen kommt, dieſe anderweitigen Erklärungsgründe keineswegs außer Acht gelaſſen. Man könnte vielleicht mit Recht behaupten, daß er damit die ſelbſtgeſteckten Grenzen ſeiner Aufgabe überſchreite. Indeß, wer macht es Jemandem zum Vorwurfe, wenn er mehr giebt, wie er zu geben verſprochen hat."

Aehnlich denken wir von einem zweiten Punkte, den wir ſchon um deswillen nicht übergehen dürfen, weil er für die Anſchauungsweiſe des Verf. charakteriſtiſcher iſt als irgend ein anderer. Herr W. erkennt zwar, wie wir ſchon hörten, an, daß die Betrachtung des geſchichtlichen Lebens ſämmtliche Offenbarungsformen des Geiſtes in ihren Kreis zu ziehen habe. Aber er ſtellt in Abrede, daß dieſe mannigfachen Formen von gleichem Werthe ſeien, hält vielmehr dafür, daß die der Religion als die ſchöpferiſche Quelle aller übrigen zu gelten habe, daher er denn auch „das religiöſe Leben zur Grundlage ſeiner Geſchichte macht und die Intelligenz, die Arbeit, die Kunſt, die Sittlichkeit, den Staat, von jenem Mittelpunkt des Geiſteslebens aus als die organiſchen Glieder des geſchichtlichen Lebens betrachtet, deſſen pulſirendes Herz eben das Gottesbewußtſein iſt."

Unſeres Erachtens iſt das hier ſtatuirte Verhältniß principiell vollkommen begründet. Wir ſind ganz damit einverſtanden, daß das Gottesbewußtſein, wenn es anders den richtigen Inhalt hat, „nicht ſowohl aus andern Lebenserſcheinungen wirklich abgeleitet, ſondern umgekehrt dieſe vielmehr aus ihm, dem tiefſten Grunde des vernünftigen Geiſtes verſtanden werden müſſen." Aber wir fürchten, daß, ſo lange die Religion noch nicht in ihrer vollen, allumfaſſenden Wahrheit verwirklicht iſt, es unmöglich bleiben wird, die Geſammtheit der realen Erſcheinungen, welche den Inhalt der übrigen Lebensgebiete ausmachen, aus ihr allein zu erklären. Nur die abſolute Religion — und dieſe iſt nach Herrn W. erſt mit dem Chriſtenthum in die Welt getreten, war alſo dem Heidenthum noch fremd — kann den beſtimmenden Mittelpunkt für das ganze Leben abgeben. Wo ſie in einer mangelhaften Form auftritt, müſſen die Wurzeln der übrigen Lebenskräfte mindeſtens theilweiſe außerhalb der religiöſen Sphäre gelegen ſein. Es dürfte daher der Verſuch, den geſammten Lebensinhalt der heidniſchen Völker aus ihren religiöſen Anſchauungen abzuleiten, ſchwerlich gelingen, wenn gleich nicht zu leugnen ſteht, daß eine Erörterung deſſelben aus dem einſeitigen Standpunkte der Religion zu ſeiner richtigen Würdigung weſentlich beitragen kann. Herr W. übrigens nimmt dieſen Standpunkt nur bei der Gliederung ſeines Stoffes und außerdem etwa noch da ein, wo die Beziehungen der verſchiedenen Lebensſphären mehr im Allgemeinen beſprochen werden; in der Erklärung des Einzelnen iſt er weit davon entfernt, ſich durch irgend welche Schranken feſſeln zu laſſen. Auch in dieſer Rückſicht bietet ſeine Schrift bei Weitem mehr, wie man nach den im Eingange eröffneten Ausſichten erwarten ſollte.

In früherer Zeit pflegte jedes umfaſſendere hiſtoriſche Werk mit einer Abhandlung über den Nutzen der Geſchichte eröffnet zu werden. Gegenwärtig ſchickt man ihnen, gemäß der höheren Entwicklung des denkenden Bewußtſeins, eine principielle Erläuterung ihres Begriffes und Weſens voraus. Auch Herr W. hat es für zweckmäßig gehalten, in einer längeren theoretiſchen Einleitung (S. 35) ſeine Anſichten über den weſentlichen Inhalt und die Entwicklungsgeſetze ſowohl der Geſchichte überhaupt wie der Geſchichte des Heidenthums ins Beſondere vorzutragen. Wir wollen zur genaueren Charakteriſtik der Art und Weiſe, in welcher er ſeinen Gegenſtand behandelt, einige Hauptſätze dieſer allgemeinen Grundlegung hier mittheilen. Sie werden zugleich beſtätigen, was zum Theil ſchon aus dem Bisherigen bemerkten geſchloſſen werden konnte: daß Herr W. zwar in die neueſte pſychologiſche Wendung der Philoſophie eingegangen, aber im Grunde des Herzens doch chriſtlicher, in einer abſtrakten Religiöſität befangener Spiritualiſt geblieben iſt.

„Die Geſchichte der Menſchheit iſt eine Geſchichte des Geiſtes im Gegenſatze zur Entwicklung der Natur" (S. 1) und als ſolche „ihrem innerſten Weſen nach Entwicklung des Bewußtſeins, weil der Geiſt eben nur als Bewußtſein in ſeiner Wahrheit auftritt." (S. 3.) „Die Weiſe dieſer Entwicklung iſt in dem Geiſte der Menſchheit weſentlich dieſelbe wie in dem einzelnen Menſchengeiſte", (S. 6). — „Nun iſt aber der menſchliche Geiſt, d. h. natürlich der Einzelgeiſt, der Verf. kennt den menſchlichen Geiſt nur in dieſer Form (S. 14), im Gegenſatze zu dem unbedingten, göttlichen Geiſte ein natürlicher, geſetzter Geiſt und als ſolcher unfrei, während er ſeinem Weſen nach frei durch ſich ſelbſt iſt" (S. 9 und 11). Auf dieſem Widerſpruche beruht die Exiſtenz der Geſchichte; „die Geſchichte iſt der Befreiungskampf des Geiſtes von dem unwahren Zuſtande, in dem er ſich vorfindet. Sie hat daher nothwendig drei Hauptperioden." (S. 12.)

Wir können uns, ſelbſt wenn wir die hervorgehobenen Prämiſſen als richtig anerkennen, von der Nothwendigkeit dieſer Dreitheilung nicht überzeugen. Die erſte Periode, in welcher „der Geiſt noch in ſeinem vorgefundenen, paſſiven Zuſtande, lediglich geſetzt iſt, nicht ſich ſelbſt beſtimmt, ſondern durch die ihm äußere, objective Macht der Natur beſtimmt wird", ſcheint uns, wenn anders die ſie charakteriſirenden Beſtimmungen ſtreng, in ihrem eigentlichen Sinne genommen werden, dem Beginne der Geſchichte vorauszulegen. Sofern aber die ſie bezeichnende Abhängigkeit des Geiſtes von der Natur nicht füglich als eine abſolute gedacht werden kann — auch Herr W. denkt ſie ſich keineswegs ſo —, fällt ſie im Weſentlichen mit der folgenden zweiten Epoche zuſammen, in welcher „der Geiſt ſich als das einzelne geiſtige Subjekt der Macht des objektiven Daſeins ſelbſtſtändig gegenüberſtellt, ſich ſelbſt zur waltenden Macht emporringt und die Natur durch fortgeſetzten Kampf zu unterwerfen ſtrebt." (S. 13). Dieſe zweite Periode iſt nach unſerem Dafürhalten die einzige, welche für die Geſchichte, „den Befreiungskampf des

Digitized by Google

(Einzel-) Geiſtes" angenommen werden kann. Denn was der Verf. als den Inhalt der dritten Epoche bezeichnet: „die Verſöhnung des Geiſtes mit der Natur auf Grund der Erkenntniß ihres gleichen Urſprungs aus und ihres gemeinſamen Lebens in dem abſoluten Geiſte" (S. 15), ſchließt offenbar den Kampf von ihr und eben darum ſie ſelber von der Geſchichte aus. Dieſe dritte Periode iſt nichts als das Reſultat, der Zielpunkt der zweiten, gleich wie die erſte nur als deren Vorausſetzung oder Ausgangspunkt betrachtet werden kann.

Herr W. iſt zunächſt und vor Allem chriſtlicher, im Dualismus der Vorſtellung befangener Spiritualiſt und erſt in zweiter Linie ſei und conſequent denkender Philoſoph. Kein Wunder daher, daß ſeine Beſtimmungen nur dann vollkommen klar und folgerichtig gefaßt ſind, wenn ſie von der Baſis des religiöſen Bewußtſeins aus gegeben werden. Man hat keinen Grund, irgendwie Anſtoß zu nehmen, wenn er die in Rede ſtehenden Perioden „nach demjenigen, was in dem Daſein als das Wahre oder Göttliche gilt", dahin unterſcheidet, daß Gott in der erſten als „objektives Naturſein", in der zweiten als „ſubjektives, einzelnes Geiſt", in der dritten als „abſolutes Geiſt" erfaßt werde. (S. 15.)

Wir wollen gleich hier bemerken, daß der Werth des vorliegenden Werkes keineswegs mit dem der Principien, zu welchen ſich der Verf. bekennt, ſteht und fällt. Auch wer die unklare Miſchung von Religion und Philoſophie, die wir in dem allgemeinen Theile antreffen, nicht recht zu goutiren vermag, wird ſich durch die reiche Fülle der geiſtig durchdrungenen Details befriedigt, und ſelbſt wo dies nicht der Fall ſein ſollte, zu eigner Forſchung mannigfach angeregt finden. Es iſt hier nicht der Ort, auf Einzelnes ſpeziell hinzuweiſen; wir fahren daher in unſrer Skizzirung der allgemeinen Grundzüge fort.

„Die Erkenntniß Gottes als des abſoluten Geiſtes iſt das Weſen des Chriſtenthums." Es unterſcheidet ſich vom Heidenthume dadurch, daß in dieſem das Göttliche eben nicht in abſoluter, ſondern „in beſchränkter Weiſe" (als Natur- oder als Einzelgeiſt) aufgefaßt wird (S. 19). — Man ſieht, Herr W. weicht von der gewöhnlichen Anſicht, welche die Differenz des Heiden- und Chriſtenthums auf den Gegenſatz von Natur und Geiſt zurückführt, inſofern ab, als nach ihm das Princip des Geiſtes ſich auch ſchon im Heidenthum wirkſam erweiſ't. „Das Heidenthum iſt zweifach, hat eine objektive und eine ſubjektive, eine blos natürliche und eine geiſtige Seite." Es „umfaßt zwei große Perioden der Geſchichte der Menſchheit, die des objektiven und die des ſubjektiven Welt- und Gottesbewußtſeins" (S. 36). Seine Geſchichte zerfällt daher in zwei Abſchnitte, von welchen der erſte die (paſſiven) Völker des objektiven, der zweite die (activen) Völker des ſubjektiven Bewußtſeins (zu den letzteren gehören namentlich die Griechen und Römer) zu behandeln hat.

Die drei Momente des Bewußtſeins, durch welche, wie wir eben hörten, die Dreitheilung der Geſchichte bedingt wird, ſind für Herrn W. bei der Gliederung des Stoffes durchgängig maßgebend geweſen. Man würde indeß ſehr im Irrthume ſein, wenn man deshalb glauben wollte, es ſei die hier in Frage ſtehende Geſchichte mit den gewöhnlichen Conſtructionen derſelben in eine Linie zu ſtellen. Allerdings, ſie gleicht dieſen, ſofern auch ſie das hiſtoriſche Leben auf der Grundlage eines beſtimmten geiſtigen Princips aufbaute. Zugleich aber unterſcheidet ſie ſich von ihnen weſentlich dadurch, daß dieſes einheitliche Princip an die thatſächlichen Erſcheinungen nicht blos äußerlich angelegt, ſondern in ſie hineingetragen, mit ihrem wirklichen, mannigfach wechſelnden Inhalte erfüllt und zu einer Reihe von neuen, nicht ſelten treffenden Beſtimmungen individualiſirt wird. Die Conſtruction iſt hier keine langweilige Wiederholung, ſondern eine wahrhafte Ausführung des einmal angenommenen Grundriſſes, wenn ſich auch nicht leugnen läßt, daß manche Theile des Gebäudes ſich zu dem Plane nicht recht fügen wollen und andere nur auf eine künſtliche, gezwungene Weiſe mit ihm in Uebereinſtimmung gebracht worden ſind.

„Das objektive Gottesbewußtſein (der erſten Periode) entwickelt ſich in drei verſchiedenen Stufen" (S. 39). Die erſte iſt die der ſinnlichen Anſchauung, welche die Natur und in ihr Gott als „eine Vielheit von Einzeldingen" auffaßt (die Stufe der ſinnlichen Naturvölker oder der Wilden). Auf der zweiten gelangt der „über das ſinnlich Einzelne zum Allgemeinen hinwegſchreitende Verſtand" zu dem Unterſchiede von Materie und Kraft und, da er über dieſe nicht hinauskann, zu „dem Dualismus von Urſtoff und Urkraft" (der Standpunkt der Chineſen). Die dritte endlich, die des „in der Einheit beruhenden vernünftigen Denkens", ergreift die Natur „als gegenſatzloſe Einheit", erreicht dieſelbe aber nur dadurch, daß „eins der Glieder des chineſiſchen Urgegenſatzes als ſolche vorgeſchoben wird" (die Weltanſchauung der Inder in ihren beiden Hauptformen, dem Brahmaismus und Buddhismus).

In dem vorliegenden erſten Theile ſeines Werkes, dem noch zwei andere folgen ſollen, beſchäftigt ſich der Verf. zunächſt mit den (rohen Natur-) Völkern der erſten Stufe (S. 202), ſodann mit denjenigen, welche ſeiner Anſicht nach zu der nächſtfolgenden zweiten den Uebergang bilden (S. 356). In Betreff der erſteren ſind keine näheren Beſtimmungen erforderlich; zu den letzteren rechnet Herr W. die finniſchen oder uraliſchen Völker (Hunnen), die Mongolen (des Mittelalters), die Völker Mexikos, die Peruaner und die Südſee-Inſulaner. Es iſt ſchon oben geſagt worden, daß die Darſtellung des Verf. ſämmtliche Gebiete des Lebens, — Religion, Intelligenz, Arbeit, Kunſt, Sittlichkeit (die ethiſchen Begriffe, Familie, Erziehung, ꝛc.), Staat (Eigenthum, Handel, Geſetze, Verfaſſung, Krieg u. ſ. w. — umfaßt. Um aber doch wenigſtens an einem einzelnen Punkte den überaus reichen Gehalt der hier gegebenen Erörterungen etwas deutlicher hervortreten zu laſſen, wollen wir zum Schluſſe dieſer Anzeige die Hauptpunkte angeben, welche in dem Abſchnitte über das religiöſe Leben der Naturvölker zur Sprache gebracht werden. Es ſind dies die folgenden: 1. Das Gottesbewußtſein (a. Vergötterung der Naturdinge, b. Der Fetiſchismus, c. Die Geiſterverehrung oder das Schamanenthum, d. Allgemeine Bemerkungen), 2. Der Menſch (Perſönlichkeit, Seele, Tod, das Jenſeits ꝛc.), 3. Die Beziehung des Menſchlichen und des Göttlichen aufeinander (a. Die göttliche Macht in Beziehung auf den Menſchen (Einwirkung auf den Körper; Traum, Extaſe); b. Das menſchliche Subjekt in Beziehung auf die göttliche Macht (Gebet, Opfer ꝛc.); 4. Die Zauberei (Wahrſagung; Beſchwörungen, Zauberdinge ꝛc.). F. B.

Gedruckt bei A. H. M. Kümpel, große Reichenſtraße No. 6. Expedition ebendaſelbſt.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 67. Sonnabend, den 21. August. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Das deutsche Lied. Von H. Zeise..... ....Seite 521
Aus dem Arabischen. Von Jg. Zingerle ..... „ 521
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 522
Das Haberfeldtreiben. — Die Madonnenmalerei..... „ 524
Literatur:
Aham, der Arzt von Granada. Tragödie in fünf Akten von A. E. Brachvogel ..... „ 526
Miscellen..... „ 528

Das deutsche Lied.

Was ist uns jetzt geblieben
Nach so viel Qual und Noth?
Es hüllet unsre Lieben
In ew'ge Nacht der Tod.
Was groß, was hehr und mächtig,
Den Kreis der Sklaven mied, —
Ach, heerlich nur und prächtig
Erklingt das deutsche Lied!

Wir haben viel begraben
Woran das Herz geglaubt,
Nur unser Lieder haben
Tyrannen nicht geraubt.
Und so, wie mitternächtig
Der Sturm den Wald durchzieht, —
So braust dahin allmächtig
Das freie, deutsche Lied!

Die freien deutschen Klänge
Durchwogen unsre Brust,
Der stolzen Hochgesänge
Ist sich das Herz bewußt.
Und wie der Strom so prächtig
Vom Berg zu Thale flieht, —
So braust dahin allmächtig
Das freie, deutsche Lied!

Das Rauschen in den Wipfeln,
Der Lerche Jubelsang,
Der Sturm auf Bergesgipfeln,
Des Stromes Donnerklang.
Was jubelnd bald, bald mächtig
Des Menschen Brust durchzieht, —
Das kündet stolz und prächtig
Das freie, deutsche Lied!

H. Zeise.

Aus dem Arabischen.

Von Jg. Zingerle.

O komm zum Hause, wo man schenkt Kaffé,
Des Saftes Trinker schützet Allah's Milde,
Da blüht die Wonn', es welket jedes Weh
Da prangt der ungetrübten Lust Gefilde.

Wo süß er duftet, keine Sorge weilt,
Von hinnen muß der gelbe Kummer ziehen,
Wie dampfend die die Tasse wird ertheilt,
Muß Weh und Leid in wilder Eile fliehen.

Du zweifelst? Schau, wie hold und jugendschön
Der Trinker Wangen röthen und erglühen!
Wo fließt Kaffé, da tönet kein Gestöhn,
Des Trankes Macht versüßet alle Mühen.

Digitized by Google

Es ist der Trank, den Gottes Volk genießt,
Der ihm verleihet frisches, frohes Leben,
Aus dem Vergessenheit der Schmerzen fließt,
Deß süße Glut die Sorge macht entschweben.

Wer weiß, wie herrlich schmeckt der goldne Trank
Und welche Lust er schafft und welche Wonne,
Der sagt dem Weine gerne bittern Dank,
Und blickt verachtend auf's Geschenk der Tonne.

O komm zum Hause, wo man schenkt Kaffé ꝛc.
Die erste Strofe wird wiederholt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Peltier sagt in seiner Beschreibung der Vorgänge des 10. August: „Ein Blitzstrahl hätte keinen plötzlicheren Effect machen können, als es die ersten abgefeuerten Schüsse thaten. Der Schrecken überkam alle die Angreifenden und die Neugierigen. Die Höfe waren in einem Nu geräumt. Alle Welt flüchtete sich über den Carrousselplatz, durch die Königspforte. Der Hof war mit den Gewehren, den Piken und den Grenadiermützen der Geflüchteten übersäet. Einige der Angreifer hatten sich, um nicht weiteren Schüssen von den Fenstern her ausgesetzt zu seyn, platt auf die Erde niedergeworfen und stellten sich todt, richteten sich aber ab und an wieder ein wenig auf, und krochen vorsichtig längs der Seitenmauer bis zu den Schilderhäusern der berittenen Posten hin. Die Kanoniere hatten ihre Kanonen in Stich gelassen, und waren eben so wie die anderen davon gelaufen." (Die Kanoniere hatten jedoch zuvor in Hast drei Schüsse abgefeuert und dadurch das Dach der Tuilerien beschädigt. Dies Feuer war es auch gewesen, das die Scheiben in der Reitbahn und die Versammlung auf ihren Bänken ezittern gemacht hatte.)

„Als die Schweizer den Königshof völlig rein gefegt sahen," heißt's bei Peltier weiter, „begaben sie sich, ungefähr 120 Mann, unter dem Befehl des Capitains Dueler zu ihm hinunter. Sie zogen zuvörderst die beiden Kanonen, welche dort hinterlassen worden waren, nach dem Vorsaale des Schlosses, konnten aber keinen directen Gebrauch davon machen, weil sie nicht die dazu nöthige Munition, selbst nicht die erforderlichen Utensilien, Raumnadeln, Lunteustöcke ꝛc. hatten. Sodann stellte sich ein Detaschement von sechszig Mann an der Pforte des Königshofes in Bataillons carré's auf, und eröffnete ein Pelotonfeuer auf die Aufrührer, die sich auf den Carousselplatz befanden, bis auch dieser gänzlich frei war."

Alle Augenzeugen sagen einstimmig aus, daß die unzählbare Colonne von Insurgenten, womit der Carrousselplatz und die angränzenden Straßen überschwemmt waren, schreckensbleich vor weniger als 200 Schweizern zerstoben. Die Kayen der Straßen Rohan, Echelle und Saint Micaise waren mit Flüchtenden bedeckt, die gar jämmerlich schrieen, und die Masse wälzte sich bis zu der Straße Neuve-des-Petits-Champs zurück. Zwei der föderirten Bresser, die beritten durch die Straße Saint-Honore flüchteten, wurden ihrer rothen Uniform wegen für Schweizer gehalten, und trotz ihrer Eineden von dem Pöbel ermordet.

Der Verfasser der Beschreibung des Verhaltens der Schweizergarden am 10. August 1792, Obrist Pfyffer von Altishofen, vollendet das Gemälde der Flucht der Angreifer folgendermaßen:

„Die Herren von Durler und von Pfyffer machten einen Ausfall mit 120 Mann, nahmen vier Kanonen, und wurden wieder Herren der Königspforte. Während sie über den Carrousselplatz zogen, nahm ein zweites Detaschement, unter dem Befehl des Capitains Heinrich von Salis, drei Kanonen, die an der Pforte der Reitbahn aufgefahren worden waren, und brachten sie bis an das Schloßgitter; von dort begab sich dies zweite Detaschement, unter dem Feuer von Geschützen, die dasselbe vom Hofe der Königin (oder der Prinzen) aus mit Kartätschen beschossen, auf den March, um sich an das erste anzuschließen. Als die Schweizer sich erst vereint hatten, da verbreiteten sie Schrecken und Tod unter den Angreifern; der Königshof war mit Todten bedeckt; sie nahmen ihren Gegnern einen Theil ihrer Kanonen ab, es gelang ihnen auch, dieselben zu behaupten, aber sie konnten ein Kartätschenfeuer nicht zum Schweigen bringen, das von einer kleinen Terasse aus, dem Wachthause der Schweizer gegenüber, den Königshof bestrich. Diese wackern Soldaten ertrugen dies mörderische Feuer mit all der Kaltblütigkeit und Ruhe des Muthes. Die Detaschements wurden durchlöchert, sie schlossen sich aber immer wieder an.

„Die Schweizer blieben auch endlich Herren des Schlachtfeldes; die Soldaten brachten die Kanonen in Sicherheit, die sie dem Feinde abgenommen hatten, wobei die Officiere mit Hand anlegten. Ueberall hatte man sich mit gleicher Erbitterung geschlagen, überall war der Feind geworfen worden, und die Marseillaner, welche die Teten der Colonnen gebildet hatten, hatten außerordentlich gelitten."

Das leistete der Muth von sieben hundert und funfzig Mann in der Vertheidigung des Tuilerien-Schlosses, als sich das Königthum schon nicht mehr darin befand; darnach kann man nun urtheilen, was für die Vertheidigung des Gesetzes, der Ordnung und der Monarchie hätte geschehen können, wenn die Autoritäten sich treu und loyal benommen hätten.

Inzwischen begannen die Schweizer inmitten ihres Sieges doch besorgt zu werden. Von den Kasernen Rueil und Courbevoie abmarschirt, nachdem es dort einen Theil seiner Fahnen in den Kellern verborgen hatte, hatte sich das Regiment in den vorhandenen Patronen getheilt. Es kamen deren nur dreißig auf den Mann! Die Aufrührer hatten die Flucht ergriffen, aber es war schon zu erwarten, daß sie zurückkehren würden, sobald sie sich nicht mehr verfolgt sahen, und dann sollte man sich ohne Munition mit einer Uebermacht schlagen, die deren reichlich hatte und überdem in dem Besitz der Magazine war!

In diesem kritischen Augenblick erschien plötzlich, aus der Versammlung kommend, der Graf von Harvilly, derselbe, der späterhin zu Quiberon sein Leben eingebüßt hat, mit dem schriftlichen Befehl des Königs, daß das Feuern eingestellt werden sollte. „Ihr müßt Euch," sagte er gleichzeitig zu den Schweizern, „nach der Versammlung begeben." Der Generallieutenant Baron von Viomesnil setzte hinzu: „Ja, ihr wackern Schweizer, geht und sucht den König auf; Eure Vorfahren haben das mehr als ein Mal gethan!"

Digitized by Google

Die Schweizergardisten glaubten in der That, daß sie den König abholen sollten. Die Officiere riefen die Tambours, die noch am Leben waren, herbei und ließen Rappel schlagen. Um den Abzug zu decken, wurden zwei Kanonen, die man den Angreifern, noch geladen, abgenommen hatte, am Eingange des Vestibüls, unter dem Dom-Pavillon aufgestellt, mit zwei Soldaten daneben, welchen die Ordre gegeben ward, deren Zünder mit ihren Gewehren in Brand zu schießen und so ihr Abfeuern zu bewerkstelligen, wenn sie sähen, daß ihre Kameraden verfolgt würden.

In dem Garten auf der Palast-Terrasse vereinigt, zogen die Schweizer darauf denselben Weg, welchen der König genommen hatte, der Treppe zu, die nach der Straße Costiglione führt, mitten zwischen den Kugeln hin, die von den beiden entgegengesetzten Puncten, der Terrasse der Feuillans und dem Gitter des Pont-Royal, hageldicht fielen. Am Eingange des Sitzungssaales angekommen, trat der Herr von Salis mit dem Degen in der Faust in die Versammlung. Bei seinem Erscheinen ergriff die Hälfte der Deputirten die Flucht, und stürzte unter dem Ausruf: die Schweizer! die Schweizer! den Fenstern zu. Das officielle Protocoll der Sitzung hat diesen Schrecken der Repräsentanten verschwiegen und denselben vielmehr die Haltung von Römern beigelegt, das Blatt, der Logograph, hat ihn aber, vielleicht ohne Arges, berichtet und ist deßhalb unterdrückt worden.

Es näherte sich dann dem Herrn von Durler ein Deputirter, um ihm einen Befehl des Präsidenten zu übergeben, demzufolge er seine Leute die Waffen strecken lassen sollte. Dazu wollte der Herr von Durler sich nicht verstehen. Darauf zu dem Könige geführt, sagte er zu diesem: „Sire, man verlangt von mir, daß ich die Waffen strecken soll!“ Der König erwiederte: „Geben Sie dieselbe in die Hände der Nationalgarde: ich will nicht, daß so wackre Leute wie Ihr seid, umkommen sollen.“ Wenige Augenblicke darnach erhielt der Herr von Durler folgenden, von Ludwig XVI. eigenhändigen Befehl: „Der König befiehlt den Schweizern, ihre Waffen abzulegen und sich in die Kasernen zurückzuziehen.“

Diese Helden an Muth, Hingebung und Disciplin gehorchten; aber die meisten weinten vor Wuth, als sie ihre Waffen abgaben. Ludwig XVI. hatte nicht bedacht, daß er, indem er sie entwaffnete, sie wehrlos den Mördern überantwortete, die von allen Seiten heulend nach ihrer Beute lechzten. Die Soldaten wurden von ihren Officieren getrennt, und die ersteren in die Kirche der Feuillans, die letzteren in das Bureau der Inspectoren des Saales gebracht.

Das Tuilerien-Schloß war also verlassen, was von dem Schweizerregiment noch übrig war, war entwaffnet, folglich niegends mehr ein Widerstand vorhanden. Da war der Augenblick denn gekommen, wo die Föderirten und die Bastillensieger sich zeigen und das Morden beginnen konnte.

Aber nein, wir irren uns, wenn wir von dem Beginnen des Mordens sprechen: das hatte schon von 8 Uhr Morgens an und in dem Bezirke der Bureau's der Versammlung selber begonnen, die inmitten des Geschreies der Gemordeten über die Negerprämie, die königliche Lotterie und die verpfändeten Waldungen deliberirte.

Ungefähr eine halbe Stunde vor der Ankunft des Königs machte der Commandant des Postens der Feuillans — d. h. des Postens der Versammlung selber, indem sie ihre Bureau's in dem Kloster der Feuillans hatte — die Anzeige, daß das Volk den Posten, in welchem sich 22 Mann einer falschen Patrouille, die am Morgen arretirt worden, befände, zu forciren drohe. Einige Augenblicke später erschien derselbe Commandant wieder, um anzuzeigen daß der Posten forcirt worden sei und die 22 Arrestanten ermordet werden würden. Da ertheilte Vergniaud, der eben den Vorsitz führte, illusorische Befehle, d. h., er schickte Deputirte ab, die das Volk bewegen sollten, dem Gesetze das Amt, die Schuldigen zu bestrafen, zu überlassen.

Das Volk, d. h. die Aufrührer, welche die wühlerische Versammlung umgaben, antwortete den sie haranguirenden Deputirten damit, daß es über seine Opfer herfiel und ihnen die Köpfe abschnitt. Und in diesem Augenblick erließ die Versammlung, Complice und Spielwerk der Aufrührer, das Decret, wodurch dem Könige befohlen wurde, sich ohne eine Schutzwache in ihre Mitte zu begeben, weil er keiner anderen Wache als der Liebe des Volks bedürfe.

Die 22 angeblich Straffälligen, die man so schändlicher Weise Preis gab, waren eben so, wie die Septemberopfer, Unschuldige. Es waren Grenadiere der Nationalgarde, die man hie und dort, niemand wußte weßhalb, aufgegriffen und ihnen die vage Bezeichnung von falscher Patrouille beigelegt hatte. Einer von ihnen gehörte zu den Nationalgardisten, welche, mit einem Paß versehen, um 5 Uhr Morgens von den Municipalbeamten Le Roux und Bories aus dem Schlosse nach dem Stadthause geschickt worden waren, um Nachrichten von der Municipalität einzuholen. Aber wiewohl er sich über seine Mission legitimiren konnte, und der Paß, den er bei sich führte, an Le Roux gesandt, von diesem anerkannt worden war, wurde auch er gemordet.

Die Geschichte hat die Namen von sieben dieser Opfer aufbewahrt; es waren: der Abbé Bouryon, die Herren Vipier, von Suleau, von Solignac, von Dijon und Camus, gewesene Leibgardisten, und Herr von Propiac, Marine-Officier.

In dem Ausschusse der Feuillans existirte, wie in der Abtei und in La Force, eine Art von Tribunal, dem die Opfer zugeführt wurden. Der Präsident desselben war ein gewisser Bonjour, ein vormaliger Commis, aus dem Marineministerium fortgejagt, nun ein wüthiger Antragsteller. Die Verhandlungen währten nicht lange; denn die Heldin des 5. und 6. October, Thereigne de Mericourt, trat in Amazonentracht, mit zwei Pistolen im Gürtel und einem Säbel an der Seite, in den Ausschuß mit dem Ausruf: „Das souveraine Volk befiehlt, daß ihm diese Bösewichter ausgeliefert werden sollen!“ — Bonjour verneigte sich, und gab die Opfer hin.

Thereigne de Mericourt war eine Prostituirte, und konnte nur durch die Metzeleien der Revolution dazu kommen, eine Rolle zu spielen. Sie war damals ungefähr dreißig Jahre alt. Trotz der Abbildungen in Kupferstichen, in welcher sie als eine Art athletischer Person dargestellt worden ist, war sie nur klein, schwächlich, ungesund und abgelebt.

Der Abbé Bouyon, Verfasser von einigen Theaterstücken und eines Journals unter dem Titel Sechshellerblatt, der jedoch mehr ein Lebemann als ein Literat war, wurde zuerst gemordet. Groß und kräftig und von gewaltiger Corpulenz, wehrte er sich lange, und fiel erst als er von drei Lanzenstichen

Digitized by Google

durchbohrt worden war. Nach ihm ging man an das Morden der Herren von Solignac, von Dijan, Camus, von Propiac und eines Unbekannten, die ihr Leben ebenfalls theuer verkauften.

Darnach kam der Herr von Suleau an die Reihe. Derselbe war dreißig Jahr alt, vormals Advocat in den Conseils des Königs gewesen, und hatte sich Anfangs sehr feurig für die Revolution gezeigt. Im Jahr 1790 zu Amiens wegen einer Schrift, „Ein Paar Worte an Ludwig XVI.“ betitelt, verhaftet, war er nach der Conciergerie und von dort ins Châtelet gebracht, jedoch nach einem Processe, in welchem er vielen Geist bewiesen, wieder freigelassen worden.

Von da ab schien Suleau mehr zur Besinnung gekommen zu sein; ihm gingen gleich Clermont-Tonnerre, Lally-Tolendal und Barnave die Augen offen, und er redigirte mit Peltier, Champcenetz und Rivarol die Apostelthaten.

Theroigne de Mericourt, die ihn gar nicht kannte, nie etwas von ihm gehört noch gelesen hatte, hielt ihn für einen Abbe. Wo ist der Abbe Suleau? schrie sie, und als eine andere Furie ihn ihr gezeigt hatte, da packte sie ihn beim Kragen, und hundert Buben fielen zugleich über ihn her. Einige Augenblicke erwehrte er sich ihrer mit einem Säbel, den er einem von ihnen entrissen hatte. Er zog sich fechtend auf den Hof der Feuillans zurück, erlag aber der Uebermacht und wurde erschlagen.

Der unglückliche Suleau war seit zwei Monaten verheirathet. Seine junge, unterrichtete, ausgezeichnete und reizende Frau, Adele Hall, war die Tochter eines schwedischen Malers. Sie war schwanger, und wurde acht Monate nach dem Tode ihres Mannes von einem Knaben entbunden.

Das letzte Opfer, das gemordet ward, war Alexander Vipier, ein vormaliger Leibgardist. Man nannte ihn seines edlen Wuchses, seiner zierlichen Haltung, seines lieblichen und ausdrucksvollen Gesichts wegen nur den schönen Vipier. Er vertheidigte sich eine geraume Zeit mit einem unzähmbaren Muthe, schlug sich mehrere Male durch, wurde aber immer aufs Neue umzingelt, und fiel endlich, wörtlich genommen in Fetzen gehauen.

Zu jener Zeit tödtete die Pariser Populace gleich der zu Fez, Marokko und in türkischen Städten fast nicht anders, als daß sie den Gemordeten auch die Köpfe abschnitt. So wurden denn auch allen diesen Opfern die Köpfe abgeschnitten, und, auf Piken gesteckt, in Parade umher getragen, wie es am 6. October mit den Köpfen von Hutes und Varicourt geschehen war, und wie es bald wieder mit dem der Frau von Lamballe wiederholt werden sollte.

In dem Augenblick, wo die letzten Reihen der Nationalgardisten und Schweizer, welche Ludwig XVI. zur Versammlung begleiteten, die Treppe erreicht hatten, welche zu der Straße Castiglione führt, befanden sie sich eben auf dem Perron den bleichen und blutigen Häuptern von Vipier und Suleau gegenüber. „Der Rest des Zuges,“ heißt's in Webers Memoiren, erwartete unten an der Treppe der Feuillans das Resultat dieser gräulichen Sitzung. Plötzlich sahen wir von der Terrasse, nach der Seite der Reitbahn, einen gewaltigen Staubwirbel aufsteigen und einen ungeheuren Volkshaufen inmitten einer Armee von Piken unter Freudengeschrei oder vielmehr Geheul herbei strömen. Dieser Haufe wälzte sich bis zu der Thür der Versammlung und stellte sich vor uns hin, um uns die Köpfe unsrer beiden Kameraden, Suleau und Vipier, zu zeigen und uns mit einem ähnlichen Geschick zu bedrohen.“

Guadet führte in diesem Augenblick den Vorsitz in der Versammlung, und die Girondisten ließen sich diese, in dem Bezirke der legislativen Bureaus selber begangenen Mordthaten und die bis zu der Thür des Sitzungssaales getragenen abgeschlagenen Köpfe eben so wenig anfechten, als nachdem die Septembermetzeleien, die fünf Tage währten.

Es gehörte eine starke Dosis Stoicismus dazu, bei solchen Gräueln theilnahmlos zu bleiben; denn in dem Augenblick, wo man in den Feuillans zu morden aufhörte, nahm das Morden in den Tuilerien seinen Anfang.

(Fortsetzung folgt.)

Das Haberfeldtreiben.

In der oberbaierischen Landschaft zwischen Mangfall und Inn, vor and in dem Gebirge, besteht bis zum heutigen Tage ein Volksbrauch, dessen Ursprung sicher frühee Vorzeit angehört, wenn auch das Jahrhundert nicht auf die Ziffer bezeichnet werden kann. Ob Kaiser Karl des Großen Rügengericht, — dessen Name übrigens in den Spruchformeln nie vergessen wird — im „Haberfeldtreiben“ sich fortsetzt, ob die Rechtlosigkeit der „kaiserlichen schrecklichen Zeit,“ oder jene unter und auch den Gräueln und dem Elende des Schwedenkrieges sich diese Selbsthilfe schuf, auch das bleibt noch zu entscheiden, so wie der Name vergeblich seiner bestimmten Deutung wartet, denn die Kundigen glauben nicht gerne an ein Treiben des Schuldigen durch die Stoppeln, noch an die Verwüstung seines Haberfeldes, weil die heutige Übung widerspricht. Dagegen ist gewiß, daß die alte Gewohnheit in keiner Weise dem Volke entrissen, oder unterdrückt werden konnte, trotz aller Untersuchungen, aller eifersüchtigen Strenge der Justiz „von Amtswegen“. Staubige Acten, etliche Pönguldon waren ihre Beute, wenn sie auf die „Haberfeldtreiber“ fahndete. Denn ein streng bewahrtes Geheimniß schirmt den Bund dieser bäuerlichen Rechtsprecher und Vollzieher. Noch nie wurde ein Theilnehmer aktenmäßig offenbar. Als allgemein bekannt, wird angenommen, es gäbe im Oberlande zwölf Feldmeister, die Obmänner der Verbündeten, — Niemand aber kennt sie. Wer bestritt, — und das sollen nur hausgesessene Männer dürfen, gibt ein Einstandgeld and — zweifelsohne schwört er einen hohen Eid, den auch Niemand gehört hat. Das Gericht sucht alle jene heim, die sich einen Vergehens schuldig machen, das nach den Begriffen des Volkes öffentliche Brandmarkung verdient, — am öftesten schreitet es da ein, wo die papiernen Gesetze keinen Grund dazu enthalten und die eigene Sittenlehre des Volkes — freilich mitunter von seltsamen Wuchse — aufrecht erhalten werden soll. Manchmal melden die Rügerichter ihr Erscheinen, besonders durch Mahnungen bei vorhergegangenen Haberfeldtreiben. Der Vollzug der Drohung bricht aber immer unerwartet herein. In finstern Nächten tauchen aus allen Winden die Gefürchteten gespenstig auf, zerstieben eben so. Die Strafe die sie verhängen, besteht in der offenen Schmach, der sie den Verurtheilten heimgeben durch lautes Verkünden seiner

Digitized by Google

Fehlthat, unauslöschlich in den Augen des Volkes und von der ernstesten Folge, wenn nicht geduldig hingenommen. Sonst wurde noch kein Mensch, kein Eigenthum geschädiget, wo nicht, was kaum erhört, Widerstand versucht worden ist; selbst zufällig von den Habersfeldmännern angerichteter Schaden wurde geheimnißvoller Weise ersetzt.

Die Madonnenmalerei.

Die Madonnenmalerei ist ein so eigenthümlicher Zweig der bildenden Kunst, daß wir hier die Gelegenheit benutzen wollen, einiges über ihre Geschichte anzudeuten. Die Sage, welcher Nicephorus in seiner Kirchengeschichte (3. Band, 43. Hauptstück) erwähnt, daß der Evangelist Lucas der erste christliche Maler gewesen sei, und die heilige Maria mit dem Christuskinde nach dem Leben abgebildet habe, diente schon vielen Künstlern als Gegenstand der Darstellung. Sie scheint jedoch die Erfindung einer spätern Zeit zu sein, da wie bekannt, bei den Hebräern alle Bilder strenge verboten waren, und auch die ersten Christen keinerlei kirchliche Darstellungen duldeten. Demungeachtet finden wir in der Siebenhügelstadt in den Kirchen Santa Maria Maggiore, Santa Maria del Popolo und Santa Maria d'Aracöli, so wie in der Kirche Santa Maria zu Gratta ferrata, alte Madonnenbilder, welche sämmtlich vom heiligen Lucas gemalt sein sollen, die aber weit wahrscheinlicher von dem Maler Luca Santi herrühren, der im fünfzehnten Jahrhundert in Italien lebte, und dessen Namensähnlichkeit eine Verwechslung mit dem heiligen Lucas herbeigeführt haben mochte. Die ersten Darstellungen der Madonna mit dem Christuskinde, welche bisher in der Kunstgeschichte bekannt wurden, stammen aus der Zeit der Nestorianer, nämlich aus dem fünften Jahrhunderte, und es schien sich hiermit das Streben des Katholicismus, durch Gemälde noch mächtiger und eindringlicher an die Heiligen zu erinnern, Bahn zu brechen, obwohl im Jahre 305 auf dem Kirchenrathe zu Illiberis bei Cordova große Mißbilligungen über die Gemälde in Kirchen ausgesprochen und unter Theodosius II. und Valentin III. (besonders im Jahre 427) strenge Verbote ergingen, den Heiland in Marmor oder in Gemälden abzuschildern.

Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit in den Darstellungen der Mutter Gottes sind jedoch die „schwarzen" Madonnen, die bereits schon im zwölften Jahrhundert zu malen angefangen wurden und sehr bald eine beinahe unglaubliche Verbreitung fanden. Was den Urgrund der Entstehung dieser gewiß höchst sonderbaren Darstellung sein mochte, ist uns nicht bekannt. Sollten sie koptischen Ursprunges sein? Sollten sich die koptischen Christen, die nach Egypten geflüchtete Maria von der heißen Sonne gebräunt gedacht haben, oder sollte dort die Madonna gleich anfangs so gemalt worden sein, wie man die Frauen dieses Landes überhaupt zu sehen gewohnt war? Oder entstanden die schwarzen Madonnen dadurch, daß irgend einer der Maler des zwölften Jahrhunderts, welcher mit den chemischen Wirkungen der Farben nicht vertraut war, ein Bild malte, in welchem er den Fleischtönen eine Farbe beimengte, die (wie das bei so manchen Farben der Fall ist) in Kürze dergestalt nachdunkelte, daß sowohl die Töne des Angesichts und der Hände Mariens, als die Hauttöne des Jesukindes gleichmäßig schwarz-braun wurden? Und genoß dieses Bild vielleicht eine besondere Verehrung und wurde dann durch Nachahmung so sehr verbreitet, daß man derlei Bilder, von denen eines der ältesten in den Glasfenstern der Cathedrale zu Somersetshire in England angebracht ist, im ganzen katholischen Europa und sogar bei den nicht unlieben Griechen Rußlands antrifft? Daß die schwarze Muttergottes egyptischen Ursprunges sein dürfte, scheint auch der Ausdruck „Madonna zingara" anzudeuten, dessen sich die Italiener für derlei dunkle Marienbilder bedienen, da die Wörter Zingaro (engl. Gypsy) = Zigeuner, Verunstaltungen des Wortes: Egyptier sind.

Doch zurück zur eigentlichen Madonnenmalerei. Die frühesten Maler des Mittelalters, welche ihre religiösen Gestalten durch Ueberlieferung von den Künstlern des mächtigen Byzanz erhielten, strebten bei ihren Gemälden der heil. Maria durchgängig dahin, die höchste Seelenreinheit und Hingebung, mit Hintanhaltung alles Sinnlichen darzustellen, deshalb sind ihre Madonnen stets von schlanker, fast hagerer Gestalt, länglichen und bleichen Angesichtes, und, bis auf Antlitz und Hände, vollkommen von Gewändern verhüllt. Unter den Malern, welche jene Seelenreinheit und Sanftmuth ganz besonders gefühlt darstellten, gebühret dem Giotto unbezweifelt der erste Rang. Seine Madonnen haben trotz der Trockenheit seiner Malweise, Etwas, das, besonders bei längerer und näherer Beschauung, an Wesen höherer Art erinnert und das Irdische und Sinnliche ganz vergessen macht. Die nachfolgenden Madonnenmaler nahmen sich dieses Giottischen Vorbild zum Muster und wir erblicken es mit kleineren oder größeren Veränderungen, beinahe bei allen italienischen Malern jener Zeit. Nur der spätere Pietro Vannucci, il Peragino, der Lehrmeister Rafaels, machte eine Ausnahme, indem er in die Angesichter seiner Madonnen mehr Ernst, mehr Nachdenklichkeit legte und die bisher allgemein gebräuchliche Verhüllung des Hauptes hinwegließ, indem er den Mantel um die Achsel Mariens legte und einen geschmackvollen Kopfputz anordnete.

Den höchsten Schwung erhielt die Madonnenmalerei jedoch erst durch den unübertrefflichen Rafael Sanzio, dessen ungewöhnliche Gaben ihm erlaubten die höchste Milde und Seelenreinheit mit vollendet schönen Formen, die Erhabenheit des Gedankens mit der anmuthvollsten Darstellung zu vereinigen. Dadurch entstanden seine: Madonna del Giardino, die Madonna delle Fragole (im k. k. Belvedere, welche er in seinem 23. Jahre malte und die Erzherzog Ferdinand von Tirol († 1595) vom Pabste zum Geschenk für die bereits weltberühmte Sammlung zu Ambras bekam) ferner die Madonna della Sedia, die Madonna di San Sisto, die Madonna di Foligno u. a. und begeisterten seine ganze Mitwelt auf eine fast unbegrenzte Weise.

Aber wenn der Gipfel des Berges erreicht ist, führt der Weg wieder zu Thal, und so hatten schon die Madonnen der Schüler Rafaels nicht mehr das Gepräge vollkommener Reinheit, die Fertigkeit im Malen gewann das Uebergewicht und nur zu bald war man dahingekommen, anstatt eigentlicher Gottesmütter nur hübsche Frauen mit einem kräftigen Knaben zu malen, die von den Madonnen Giotto's und Fiesole's so ferne stehen, wie entgegengesetzte Pole.

Digitized by Google

Um so ehrenwerther ist es von Paul Delaroche, daß er, einer Malerschule angehörend, die in religiösen Gegenständen nie ein glänzendes Glück machte, es unternahm eine Madonna im reinsten Begriffe des Wortes darzustellen. *)

Aham, der Arzt von Granada. Tragödie in fünf Akten von A. E. Brachvogel. Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt. Breslau 1852, Druck von C. H. Storch und Comp. 75 Seiten, 8°, broschirt.

Mit wahrer Befriedigung haben wir durch die Lectüre der vorliegenden Tragödie die Bekanntschaft eines jungen, hoffnungsvollen Dichters gemacht, dessen Poesie aus dem innersten Herzen zu kommen scheint, und mit ursprünglicher Frische ihrer Quelle entfließt. Doch wolle man uns nicht mißverstehen. Wenn wir von der dichterischen Befähigung des Herrn Brachvogel keine geringe Meinung haben, so möchten wir darum noch nicht gerade behaupten, daß die Tragödie das Feld sei, auf welchem er dieselbe vorzugsweise bewähren könnte; denn als dramatische Dichtung läßt das vorliegende Werk noch gar Vieles zu wünschen übrig.

Die dramatische Poesie ist die letzte Spitze an dem Gebäude der Phantasie, die reife Frucht an dem Baume der Poesie, eine aus jahrhundertelangen Bestrebungen hervorgegangene Errungenschaft des menschlichen Geistes. Ganze Culturperioden von hoher, unschätzbarer Bedeutung in der Geschichte der Menschheit vergingen, ohne bis zu dieser Dichtungsform durchdringen zu können, und das geist- und phantasiereiche Volk, das dieselbe zuerst zur Erscheinung brachte, zählte von seinem ersten und größten epischen bis zu seinem ersten dramatischen Dichter, — von Homer bis Aeschylus — mehr als ein halbes Jahrtausend.

Wie die Völker, muß auch der Einzelne einen allmählichen Gang der Entwickelung durchmachen. Wir wissen nun freilich nicht anzugeben, ob Herr Brachvogel sich schon in anderen Dichtungsgattungen versucht habe, oder nicht, — Das aber mögen wir immerhin ungescheut behaupten, daß der Verfasser dieser Tragödie das Wesen der dramatischen Poesie noch nicht hinreichend durchdrungen hat, um in der Tragödie als würdiger Nachfolger unserer großen Heroen zu gelten.

Die Tragödie wie die Komödie will eine Begebenheit aus dem Leben darstellen, als gehe sie in diesem Augenblick vor sich. Dazu gehört vor allen Dingen, daß der ganze Verlauf der Handlung ein natürlicher und wahrscheinlicher sei, was wiederum nur dadurch erreicht wird, daß in dem Schicksal der auftretenden Personen, und namentlich auch in ihrer Stellung zu einander keine Veränderung vor sich gehe, die nicht hinreichend vorbereitet und begründet ist. Die Nichtbeachtung dieses unerläßlichen dramatischen Grundsatzes ist aber gerade ein Hauptmangel des „Aham." Der Knotenpunkt der Intrigue, die Liebe des Infanten Don Juan zur Tochter des Arztes, erscheint wie aus der Pistole geschossen, ohne alle Motivirung. Was ist aber ein Drama ohne eine psychologische Entwickelung der Hauptcharaktere, — eine Zusammenhäufung von allerlei, überdies noch meist entstellten, Facten, die in jeder Chronik weit besser zu lesen sind; und keine noch so genau in Klammern vorgeschriebene Mimik und Gesticulation, kein „gebeugt rechts ab," und kein „gebeugt links ab" (S. Vierter Aufzug, vierte Scene) vermag für das Fehlende Ersatz zu leisten.

Nicht als einen so wesentlichen Mangel, sondern mehr als eine überflüssige Beigabe dieses Stückes betrachten wir die in's Detail getriebene Landschaftsmalerei. Diese Localfärbung, die hauptsächlich den Decorationsmaler in Nahrung setzt, ist gewiß nicht die richtige, und alle jene prächtig klingenden, spanischen und maurischen Namen, wenn sie auch mit für ein genaues Studium seines Gegenstandes von Seiten des Verfassers zeugen, sind doch nicht im Stande dem Stücke einen eigenthümlich spanischen Character zu verleihen. Victor Hugo sagt über die falsche Anwendung dieser couleur locale, der auch namentlich die neueste Verzweigung der klassischen, französischen Schule anhängt, sehr passend in der historisch gewordenen Vorrede zu seinem Drama Cromwell: „Nicht auf der Oberfläche des Drama's muß die Localfärbung sein, sondern im Innern, im Herzen selbst des Werkes, von wo sie sich nach Außen hin verbreitet, von selbst, natürlich, gleichmäßig, und, so zu sagen, in alle Winkel des Drama's." Eine solche Localfärbung ist aber allerdings bei Weitem die schwerere.

Der Inhalt des „Aham" läßt sich mit kurzen Worten angeben. Dasselbe spielt gegen den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts. — König Ferdinand der Katholische von Arragonien wird von dem Gedanken gefoltert, daß er eine moralische Mitschuld an dem Tode seines Bruders Viano, den das Gerücht seinem Vater Carl zuschrieb, trage. Zu gleicher Zeit betrübt ihn auf's Tiefste der Wahnsinn seiner Tochter Juanna, der aus Abneigung gegen die ihr verhaßte Verbindung mit dem Erzherzog Philipp von Oestreich entstanden. Sein treuer Diener Queva schlägt ihm den, in ländlicher Abgeschiedenheit lebenden, maurischen Arzt Aham als erprobten Heilkundigen vor; doch müsse er zugleich die Verpflichtung übernehmen, denselben gegen eine mögliche geistliche Verfolgung zu schützen. Der König sucht den Einsamen selbst auf, und beicht dessen Widerstand durch die Versicherung, daß er an seinem Hofe frei im Glauben und Handeln sein werde. Aus den, von seinem Diener Perez an Aham gerichteten Abmahnungen von dem beabsichtigten Schritte entnehmen wir, daß dieser der todtgeglaubte Viano ist. Der nächste Akt zeigt uns nun schon den Arzt in Granada im Begriff mit seiner Tochter Lordis von der geheilten Juanna zu scheiden. Diese wird in Gegenwart ihrer königlichen Eltern ihrem Gemahle Philipp wieder zugeführt, der indeß von den selbstbewußten Worten, mit denen Aham diese Zurückgabe begleitet, feindlich berührt zu sein scheint. Auch der Großinquisitor Torquemada hat seine Bedenken über die vollbrachte Cur, der König indeß ist voller Gnade

*) Wir haben diesen und den vorgehenden Aufsatz, den ersten als Bruchstück einer interessanten Volksgeschichte von J. Friedrich Lentner: Die drei Eichen, den zweiten als Hauptbestandtheil des den Stahlstich nach dem Gemälde Paul Delaroche's: Maria in der Wüste begleitenden Commentars von A. N. v. Perger, dem 6. Hefte des Illustrirten Familienbuches des österreichischen Lloyd, dem wir nebst dem 7. Hefte desselben nächstens einen besonderen Artikel widmen werden, entlehnt.

H.

Digitized by Google

gegen Aham, und gibt demſelben, da er jede andere Belohnung ausſchlägt, einen Ring als Zeichen ſeiner unwandelbaren Gnade; der Infant Don Juan ſieht den Arzt, und namentlich ſeine Tochter, zu der er eine heftige Liebe gefaßt hat, mit großem Schmerze ſcheiden. Er erſcheint bald darauf in der Behauſung des Aham, verſpricht demſelben aber auf ſein ernſtes Vorhalten, daß er ohne ſeine Erlaubniß die Tochter nicht wieder ſehen will. Der dritte Akt zeigt uns ein vom König und den Inquiſitoren gemeinſchaftlich gehaltenes Ketzergericht, bei welcher Gelegenheit der Cardinal Mendoza dem König eröffnet, daß ſein Infant in einer buhleriſchen Verbindung mit der Tochter des mauriſchen Arztes ſtehe. Der herbeigerufene Don Juan läugnet dies ab, und Torquemada iſt beſchämt, hofft aber auf Rache. — Bald ergiebt ſich auch die Gelegenheit dazu. Aham hat einem Klausner die Frage vorgelegt, ob ein Maure ein ſonſt verlorenes Chriſtenkind erziehen dürfe. Dieſes vor Aham's Hauſe gehaltene Geſpräch hat ein in Torquemadas Dienſte ſtehender alter Bettler Lopez belauſcht, und demſelben hinterbracht. Doch wird dieſe von dem Inquiſitor an den Erzherzog Philipp gerichtete Mittheilung wieder von einem Freunde des Arztes, Caſan, aufgefangen und dem Don Juan mitgetheilt, der nach heftigen Exclamationen forteilt, den Aham zu benachrichtigen. Der Inquiſitor erfähret wieder die Flucht des Prinzen, und theilt ſie dem König mit, der nun Aham's und ſeiner Tochter Verderben beſchließt. Die abgeſchickten Soldaten finden Don Juan bei Aham, und verhaften Beide. Im Kerker der Inquiſition verkündet Torquemada im fünften Akte dem Aham und ſeiner Tochter das gefällte Urtheil, und überzeugt ſich durch eine leicht hingeworfene Aeußerung, daß Aham Viana iſt, den er nun aber um ſo mehr zu fürchten hat, da er an ſeiner Verfolgung früher theilgenommen. Aham theilt ſeiner Tochter mit, wie nahe Don Juan ihr verwandt iſt, und Beide nehmen Gift, um „frei und ehelich zu ſterben." (S. pag. 72.) Als dies geſchehen, entſteht Geräuſch von Außen, der König erſcheint mit Gefolge, um ſeinen Bruder Viana, deſſen Identität ihm mittlerweile klar geworden, aus dem Gefängniſſe abzuholen, und hat nur noch eben Zeit Aham, Tarbis und den Infanten ſterben zu ſehen; zuletzt erſcheint noch Juanna, von Neuem wahnſinnig, wie ſie zu Anfange geweſen. —

Dies der Inhalt eines an Stoff überreichen Stückes, deſſen Plan wohl in mehr als einer Rückſicht als fehlerhaft erſcheinen muß. Was dem Stücke aber an dramatiſcher Tüchtigkeit abgeht, Das erſetzt es dagegen, wenigſtens theilweiſe, durch lyriſche Schönheit. In dieſer Beziehung müſſen wir beſonders den ſiebenten Auftritt des dritten Aktes auszeichnen, in welchem Aham durch moraliſche Troſtgründe den Schmerz ſeiner Tochter über den Verluſt Don Juans zu mildern ſucht, den wir daher auch ganz mittheilen werden, und ein ähnliches Zwiegeſpräch der Beiden im Gefängniſſe (fünfter Akt, dritter Auftritt). —

Dritter Akt, ſiebenter Auftritt.

Aham und Tarbis aus der Hütte.

Aham. O komm' nur, ſieh' die alten lieben Stellen,
Die uns ſo freundlich wiederum begrüßen!
Der Sonne heißer Kuß umhaucht wie ſonſt
Des Mulehakem und Picacha Gipfel,
Der Blüthen duft'ger Athem, das Gekoſe
Der Vögel, der Cypreſſen ſanftes Rauſchen,
O Alles ruft uns ſeliges Willkommen
Entgegen! — Haſt du denn kein Lächeln mehr
Für die geliebten alten Freuden, die
Dir ſonſt doch froh das Herz bewegt? Warum
Verbirgſt du deine Schmerzen, die ich doch
Erkenne?!

Tarbis. O mein Vater, kannſt du mir
Verzeih'n, wenn dieſes arme Kinderherz
So ſchnell von Ihm nicht laſſen kann? — O Gott,
Ich fühl', wie unrecht ich an meinem Vater
Mit jeder Klage handle!

Aham. Nein, mein Kind! —
Auch tadle ich es nicht, daß dich der erſte
Und tiefſte Schmerz des Lebens ſo erſchüttert.
Du kränkſt mich ſicher nicht damit, wer ſo,
Wie ich vertraut iſt mit den Schmerzen, lernt
Die Trauer And'rer achten. Hat doch Alles
Im Leben ſeine Zeit; die frohen, wie
Die düſteren Stunden kommen und vergeh'n,
Und wer recht tüchtig werden ſoll den Menſchen,
Der wird's am Beſten, Tochter, durch den Schmerz!

Tarbis. O, daß es durch den Schmerz, nicht durch die Freude
Geſchehen kann! Wenn aber wahr iſt, Vater,
Was du geſagt, dann bin ſeit geſtern ich
Viel beſſer worden, als ich frühre war.

Aham. Wenn beſſer nicht, ſo doch entwickelter. —
Wenn dieſes dumpfe Bangen nachgelaſſen
In deiner Seele, wenn ein milder Regen
Von Thränen erſt die bleiche Wange netzt,
Wird ſanfter auch dein Leid und Wehmuth mit
Allmächtiger Menſchenliebe, größer als
Du je in dir ſie ſpürteſt, wird dich dann
Mit reiner Flamme lohend ganz durchgeiſten;
Dann wirſt du wieder froh und glücklich ſein.

Tarbis. Zufrieden, Vater, aber glücklich nicht!

Aham. Unglückliche ſind nimmerdar zufrieden!

Tarbis. Doch iſt's nicht ein entſetzlich Loos, wenn mir
Das höchſte Glück, die ſchönſte Pflicht des Weibes
Verſagt iſt, weil zu Seiner Höhe ich
Mich nicht erheben darf? — Hat Gott, als er
Die Menſchen ſchuf, denn Grenzen zwiſchen Herzen
Geſetzt? —

Aham. Die Menſchen aber haben's, Tarbis.
Sieh' Philipp an, und denk' Juannen's Schickſal, —
Das iſt die Liebe ſolcher Leute!

Tarbis. Vater,
Verleumde Juan nicht in meinem Herzen! —
Er iſt mir auf der Erde zwar verloren,
Doch an des Jenſeits rief'gem Ufer eint
Ein Vaterauge die zertrennen Herzen!

Aham. Ein Jenſeits, ja! — Doch wer für jene Bahnen
Und jene Zwecke würdig werden ſoll,
Sei auf der Erde erſt, wozu die Erde
Ihn in der Weſen Kette ſchuf; ein Menſch!
Und wenn auch tauſend Schrecken auf ihn lauern,
Wenn auch der Schmerz im Lebensmark ihm wühle,
Bis hingewelkt des Lebens Blüthen alle;
Er ſei, den Tod im Herzen ſchon: ein Menſch;

Digitized by Google

Frei kann er dann empor zur Sonne schauen,
Er hat erfüllt, wozu man ihn geboren,
Und durch des Todes wüste Pforte weht
Ihm schon das Licht des künft'gen Tag's entgegen!

Tarbis. Ja, Vater, dieser Glaube soll mich schützen
Vor Elend und Verzweiflung, wird' mich stark
Und fröhlich machen! Ach, in deinen Armen
Entflammt dein Kind von Neuem für die Menschen,
Und unsren edelsten Beruf!

Abam. O recht!
Uns eint die Gegenseitigkeit der Liebe,
Die keine rauhe Schranke hemmet, wo
In einem Fühlen, einem Handeln Eins
Im Andren völlig aufgeht, und sich so
Ergebend frei, und seelig groß und wohl
In des verwandten Geist's Umarmung fühlt;
So, liebe Tochter, laß es immer bleiben! —
Sieh', theures Kind, du hast noch nicht erfahren
Von mir, welch' grauenhaftes Unglück mir
Die Menschen zugefügt, und Menschen, die
So nahe meinem Herzen standen, daß —
Und dennoch fügten sie mir Schlimmres zu,
Als Boabdil mit seinen Peitschenhieben!

Tarbis. Mein Vater!! —

Abam. Ja, du ahnest nicht, wie viel
Die arme Mutter einst mit mir gelitten,
Bis ihr gequälter Leib zur Asche wurde,
Nachdem das Herz schon lang' vorher vermodert!
So hab' ich immer Uebles nur erfahren,
Hab' jede Stunde Stück um Stück mein Herz
Und irdisch Glück verrinnen sehn, und dennoch
Ein unbezähmbar Feuer glüht in mir; —
Was macht mich denn noch hoffen, macht mich froh
Bei mühevoller Arbeit, siechem Körper? —
Was giebt mir Muth, mit meinen Lehren noch
Von Leidenschaft Beherrschte zu befrei'n? —
Ein großer Glaube: — daß die Erde nicht
Ihr Lieblingskind den Menschen schuf, ihn ewig
Der Sclaverei, dem Elend preis zu geben,
Daß einst ein Maientag der Menschheit kommt,
Der sie zu Glück und Liebe freundlich weckt!
Und sieh', da muß ich auch dazu thun, daß
Ich jenseits jauchzen kann, wenn meine Asche
Aufwirbelt unter fesselosen Füßen!! —
(Stumme Umarmung.)

Druck und Papier sind gut zu nennen. MM.

Miscellen.

Wie das Athenaeum berichtet, hat die Ost-Dampfschiffahrts-Gesellschaft die Absicht, Dampfböte von größerer Tragbarkeit und Kraft bauen zu lassen, als es deren bis jetzt gegeben hat. Diese Dampfböte sollen die Bestimmung haben, die Fahrt aus einem der Canalhäfen nach Calcutta, via des Caps und ohne anderswo anzulaufen, in ungefähr dreißig Tagen so hin als her zu machen. Sie sollen stündlich circa sechszehn Knoten zurücklegen und den nöthigen Kohlenbedarf für die ganze Reise mit sich führen. Die Einrichtung zur Aufnahme von Passagieren und Gütern erwartet man im größten Maaßstabe; auch dürften diese Riesendampfböte in Größe und Gedrängtheit einem dreideckigen Kriegsschiffe wenig nachstehen. Binnen zwei Jahren dürfte die Verwirklichung des Planes zu erwarten seyn, und man wird die Reise zwischen England und Calcutta alsdann nicht allein in der kurzen Zeit von einem Monate, sondern auch um die Hälfte billiger machen können, als was jetzt die Ueberlandreise kostet. Dann dürfte es aber, wie das verbesagte Blatt meint, auch schwer fallen, das „asiatische Geheimniß" ferner unverletzt zu erhalten.

Eine Reise im Osten, von Adam Olearius, Mathematiker am holsteinisch-schleswigschen Hofe, gedruckt im Jahr 1647, erzählt u. a. einen Umstand, der augenscheinlich Moliere die Idee zu seinem „Arzt wider Willen" eingegeben hat. Es heißt darin nämlich: „Zur Zeit des muskovitischen Großfürsten Bovis Gudonoff (gestorben im Jahre 1605) hat sich ein sonderbares Ereigniß zugetragen, das von Martin Baer, protestantischem Prediger zu Narva, der damals zu Moscau lebte und Zeuge davon war, erzählt worden ist. Der Großfürst, der stark am Podagra litt, hatte einen Aufruf erlassen, in welchem er einem jeden, wes niedrigen Standes er auch seyn möchte, Reichthum und Ehren verhieß, der im Stande seyn würde ihn von seinen Leiden zu befreien. Das gab der Frau eines Bauern, die eben von ihrem Manne gezüchtigt worden war, nun den Gedanken ein, sich durch die Erklärung zu rächen, daß derselbe im Besitz eines Mittels wider das Podagra sey, aber nicht genug Liebe für seinen Fürsten fühle, um mit seinem Geheimniß herauszurücken. Der Bauer wurde sofort nach Hofe beschieden und in's Verhör genommen, und, als er jegliche Kenntniß des fraglichen Mittels in Abrede stellte, derbe durchgeprügelt und in's Gefängniß geworfen. Vergebens betheuerte er, daß die Auffage seines Weibes aus purer Bosheit geschehen sey. Es setzte neue und noch ärgere Prügel, und es wurde ihm bedeutet, sich darauf gefaßt zu machen, daß ihm der Kopf abgeschlagen werden würde, wenn er sich länger weigere, den Großfürsten zu curiren. In seiner Verzweiflung bat nun der arme Bauer, ihm vierzehn Tage Frist zu geben, um sein Mittel zu bereiten, und als ihm dieselbe bewilligt worden war, schickte er einen Mann nach Ezirdach, an der Oeca, mit der Weisung, von dort eine ganze Wagenladung Gräser, welche daselbst besonders üppig wachsen, herzuholen. Aus diesen Gräsern bereitete er sodann ein Bad, das dem Großfürsten zu gutem Glücke große Linderung verschaffte. Der Bauer erhielt darnach eine nochmalige Tracht Schläge, zur Strafe für seinen vorherigen Eigensinn, zugleich aber, als Belohnung für seine geleistete Hülfe, einen neuen Anzug, 200 Rubel, und 18 Leibeigene für sich und seine Nachkommen. Dabei wurde ihm unter den schwersten Strafen verboten, irgend Rache an seinem Weibe zu nehmen; auch bin ich überzeugt, daß dies Paar nachdem in völliger Eintracht mit einander gelebt hat." Das Buch von Olearius hatte vor 1666, in welchem Jahre Moliere seinen Arzt wider Willen zu Tage förderte, mehrere Ausgaben erlebt und in Europa großes Aufsehn gemacht. (Notes and Queries.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

GELESEN

№ 68. Mittwoch, den 25. August. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Nolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Andenken. — Die Waise ..... Seite 529
Aus der guten alten Zeit ..... " 530
Literatur:
Die Gedichte Gedeons von der Heide ..... " 532
Kerker-Buch. Von Carl Baurmeister ..... " 534
Der Jugend Wunderhorn ..... " 535
Miscellen ..... " 536

Andenken.

Bei der Sonne letztem Grüßen
Sitzt der Bäcger vor der Thür,
Kinder spielen ihm zu Füßen
Und der Spielmann tritt herfür.

Singet seltene Geschichten,
Wundermenschen, Wunderland!
Lauschend in die Höhe richten
Sich die Knaben aus dem Sand;

Singt in lauten, singt in leisen
Tönen, was das Herz ihm beut.
Singt die alten, schönen Weisen
Von der Liebe Lust und Leid.

Und mit süßem Schmerz ergreifen
Seine Lieder meinen Sinn,
Lassen träumerisch ihn schweifen
Feen zu der Geliebten hin.

Lassen wieder mir erscheinen
Alles Glück, das ich genoß,
Mich die Thränen wieder weinen,
Die ich einst um sie vergoß. —

Die Waise.

Es ging ein Mägdlein milde
Wohl durch das grüne Land
Zum Muttergottesbilde
Auf steiler Felsenwand.

Im Abendsonnenscheinen
Die Heil'ge stand erglüht.
Das Mädchen mit stillem Weinen
Zu ihren Füßen kniet:

„Weil von den Menschen Keiner
Mir Armen helfen kann,
So nimm denn du dich meiner
Du heil'ge Jungfrau an.

„Löse du meine Leiden,
O stille mein Geschick
Und führ' den Eltern beiden
Ihr müdes Kind zurück."

Sie hat es leis' geflüstert,
Die Sonne war verglüht,
Sie merkt nicht, wie verdüstert
Der Himmel sich umzieht.

Digitized by Google

Sieht nicht das Land sich schwärzen
Und nicht der Blitze Schein;
Sie mocht' in ihre Schmerzen
Wohl ganz versunken sein.

Mocht's auch zuletzt nicht wissen,
Da sie der Blitz erschlug,
Und von der Heiligen Füßen
Hinauf zum Himmel trug.

Aus der guten alten Zeit.

Bilder aus dem Leben des Polnischen Adels

Seit dem frühsten Morgen schon herrschte auf dem Edelhofe des Rittmeisters ungewöhnliches Leben. Der alte Lukas, ehemals ein tüchtiger Reiter in des Hausherrn Schwadron, und jetzt wohlbestallter Waldhüter, der bei festlichen Gelegenheiten nebenbei die Rolle des Lakaien zu übernehmen hatte, quälte sich bereits seit Sonnenaufgang mit dem Bohnen des altmodischen Mobiliars ab, und führte manch gewichtigen Schlag auf Sopha und Stühle, um sie vom Staube zu reinigen. Kasse, das Stubenmädchen, hatte damit begonnen, den Tags zuvor gewaschenen Fußboden mit feinem, gelben Sand zu bestreuen, und dann im Gesellschaftszimmer die blendendweißen Vorhänge aufzustecken. Auch Fräulein Josephe, des Rittmeisters Schwester, war geschäftiger als gewöhnlich auf den Beinen, wirthschaftete im ganzen Hause herum, dictirte dem ihr untergebenen weiblichen Personal, das mit dem Rupfen der Kapaunen und Enten beschäftigt war, das Tagewerk, und hatte vernehmlich mit der Köchin in Betreff der Citronen-Mehlspeise eine lange Conferenz. Der Hausherr, der heute mehr als gewöhnliche Sorgfalt auf seine Toilette verwendet und den Festtagskontusch angelegt hatte, ging langsamen Schritts auf dem Vorplatze auf und ab, streich sich von Zeit zu Zeit den grauen Schnurbart und blickte nach dem weit geöffneten Hofthor. Doch so oft er auch stehen blieb und mit gespannter Aufmerksamkeit horchte, ob nicht etwas dem Rollen eines Wagens Aehnliches zu vernehmen sei; immer fand er sich getäuscht, denn von den erwarteten Gästen war noch keine Spur zu sehen. Und doch hätten sie eigentlich schon da sein müssen, denn ein Blick nach der Sonne überzeugte ihn, daß die Mittagsstunde nicht mehr fern sein könne. Um seiner Sache noch gewisser zu sein, ging der alte Herr in seine Stube, um die alte Wanduhr in der Ecke um Rath zu fragen; doch diese zeigte auf halb zwei. Der alte Lukas, durch so viel ungewohnte Beschäftigungen aus dem Geleise gebracht, hatte vergessen, sie Abends zuvor aufzuziehen. Dieß war für die ohnehin nicht zu starke Geduld des Rittmeisters zu viel; mit einigen Kraftwörtern machte er seinem Mißmuthe Luft, und griff eben nach dem Kalender, um zu sehen, ob der heutige Tag nicht etwa zu den dies ferales gehöre, als die hereinstürzende Kasse ihn aus seinem dubium erlöste, indem sie rief: sie kommen!

Und wirklich fuhren zwei vierspännige sogenannte Berliner Britschken auf den Hof. Die Kutscher im Sonntagsstaate knallten zum Guten Tag zweimal mit der langen Peitsche und hielten ihre Fuhrwerke vor der Hausthür an. Mühsam krachen aus dem einen der Fähnrich nebst Gattin und Tochter, aus dem andern der Major mit Frau und Sohn heraus.

Der Hausherr war seinen Gästen bis auf den Vorplatz entgegengeeilt, küßte den Damen mit ritterlicher Courtoisie die Hand, umarmte die alten Freunde, und bat die ganze Gesellschaft einzutreten, indem er hinzufügte, seine Schwester, die noch in aller Eile die arg beschädigte Haube aufsetzte und ihrem Anzug hie und da nachhalf, werde gleich die Ehre haben, aufzuwarten. Es dauerte auch gar nicht lange, so trat sie wohl conditionirt und reichlich parfümirt in die Stube, bewillkommte die Angekommenen mit einem tiefen Knix und führte sie in das Gesellschaftszimmer.

„So wären wir denn Alle beisammen," sagte jetzt der Hausherr, „bis auf den Unterrichter, der es sich förmlich zum Gesetz gemacht zu haben scheint, nie die Zeit einzuhalten. — Aber, Herr Nachbar," sahe er zum Fähnrich gewendet fort, „wo haben Sie denn Herrn Albert, meinen getreuen Socius, gelassen?"

„Er ist ein Bischen unpaß," erwiderte dieser; „gestern hat er zur Ader gelassen, und will sich heute pflegen."

„Schade," fiel der Major ein, „da haben wir einen muntern Schwätzer — in der guten Bedeutung des Worts, versteht sich — weniger. Ja, wenn unser Freund Albert anfängt . . . .

„Verzeihung, wenn ich unterbreche," sagte jetzt der Rittmeister, „aber belieben die Herrschaften doch Platz zu nehmen. Mein seliger Vater — Gott sei seiner Seele gnädig! — pflegte immer zu sprechen: allein trinken, zu Fuße sich schlagen und stehend plaudern, paßt nicht für einen Edelmann."

Alle folgten der Einladung und ließen sich nieder, die Damen auf dem Sopha, Fräulein Josephe und die Herren auf die um den Tisch herumstehenden Stühle. Kaum war dieß geschehen, so trat Lukas, durch einen gallonirten Frack zum Bedienten umgewandelt, herein und verkündete, der Herr Probst habe eben geschickt und sagen lassen, er warte mit dem Hochamt. Schnell erhob sich die ganze Gesellschaft und bestieg die schon bereit stehenden Wagen, um in die Kirche zu fahren. Diese befand sich zwar am Ende des Dorfs, doch zu Fuß dahin zu gehen, hätte sich für Leute von Geburt nicht geschickt.

In dem Gotteshause angekommen, nahm der Gutsherr mit seinen Gästen in einem Stuhle nächst dem Hochaltare Platz und der Celebrant intonirte sein introibo unter Begleitung einer quikenden Orgel, deren dünner, näselnder Ton sich zur Stentorstimme des Kaplans — si parva licet componere magnis — ungefähr so verhielt, wie das Gezwitscher eines Sperlings zum Brüllen des Donners.

Die Predigt, welche mitten in die heil. Messe fiel, handelte in drei Abtheilungen vom Himmel, dem Fegfeuer und der Hölle. Der Redner beleuchtete das Thema von allen nur möglichen Seiten, und hielt sich besonders lange bei den zwei letzten Abtheilungen auf. Geduldig folgten die Anwesenden den Worten ihres Hirten, doch mag die Andacht des Fähnrichs nicht gerade eine große gewesen sein, denn heimlich zog er die dicke, silberne Uhr aus der Westentasche, that einen Blick auf das Zifferblatt und seufzte. Der Prediger hatte dieß bemerkt, doch ließ er sich dadurch in der Ausübung seiner frommen Pflichten nicht stören. In der Ueberzeugung, ein guter Redner müsse tüchtig schreien und lange sprechen,

Digitized by Google

ließ er seiner Eloquenz vollkommen freien Lauf, und hielt die Gemeinde fast drei Stunden im Tempel des Herrn.

Die frisch aufgezogene und nach dem kleinen Nürnberger Compaß gerichtete Uhr stand gerade auf halb zwei, als die Gesellschaft, der sich auf eine Einladung Seitens des Rittmeisters auch der Probst angeschlossen hatte, auf den Edelhof zurückkehrte. Der Unterrichter fehlte noch immer, doch den im Dienste des Herrn ausgehungerten Magen war es nicht zuzumuthen, mit dem Mittagseessen noch länger zu warten; zudem gedachte auch der Wirth des alten Sprichworts: Wenn den Polen hungert, so ist er schlimm. Er trank deßhalb seinen beiden alten Freunden das vor dem Tische übliche Schnäpschen zu, worauf Alle mit dem Daumen das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne machten und die für sie bestimmten Plätze einnahmen. Derjenige des noch abwesenden Gastes blieb einstweilen leer.

Den Anfang des Mahles machte eine kräftige Fleischsuppe mit Markklößchen, die so heiß war, daß sich der etwas ungeduldige Major daran die Zunge verbrannte und dafür von Seiten des Probstes mit einem festina lente bestraft wurde. Ihr folgte ein ungeheures Stück saftiges Rindfleisch mit Meerrettig-Sauce, und diesem ein Schmorbraten, der durch die ganze Stube einen Ingwer- und Lorbeergeruch verbreitete. Eben wollte ihn der alte Lukas herumreichen, als die Hunde auf dem Hofe zu bellen anfingen, und nach dem unvermeidlichen Doppelknall mit der Peitsche ein Wagen vor der Thüre hielt. Es war der längst erwartete Unterrichter, Buchmann, der seiner Zeit mit den Preußen nach Warschau gekommen, und nach deren Abzug daselbst zurückgeblieben war, ein Hausfreund, dessen lange, hagere, in einen schmalschößigen schwarzen Frack gehüllte Gestalt sich unter vielen Bücklingen jetzt in der Thüre zeigte.

„Tarde venientibus" rief ihm der Hausherr entgegen, „wir warten schon lange mit einer Hand, und mit der andern arbeiten wir, denn die Zeit eilt, und der Hunger quälte. Des Ovid Malesuada fames besiegte die patientiam des Evangelisten."

Der späte Gast erschöpfte sich in allen möglichen Entschuldigungen und nahm dann den für ihn leer gelassenen Platz ein, um in kürzester Frist das Versäumte nachzuholen. Es gelang ihm dieß auch in wenig Augenblicken, da er die löbliche Gewohnheit hatte, sich während des Essens in keine weitläufigen Unterredungen einzulassen.

Nach dem Schmorbraten wurde Karpfen in Safransauce, wahre Kabinetsstücke, herumgegeben. Der Wirth füllte sein Glas, und rief:

„Post pisces vinum misus! Zu Ihren Händen, verehrter Major."

„Nunc est bibendum. Evoe Bacche!" erwiederte dieser, indem er den ihm dargebotenen Kelch leerte, und ihn dem Fähnrich reichte, der sich seinerseits mit einem

„Bibite et gaudeamini fratres" vernehmen ließ.

Die Reihe kam jetzt an Buchmann, doch dieser protestirte gegen alles Lateinisch, indem er bemerkte, das Sprichwort sage: post quintum variis linguis loquuntur, er aber sei erst post secundum.

„Sie haben Recht, Buchman," versetzte der Fähnrich; „doch bei einem so guten Ungar, wie der aus unseres lieben Wirths Keller, darf man wohl eine Ausnahme gestatten. Das Latein erinnert mich übrigens an eine Geschichte, die ich zum Besten geben will, wenn es der Gesellschaft Vergnügen macht."

„Wir bitten darum," riefen Alle.

Ein mir befreundeter Edelmann — so erzählte der Fähnrich — fuhr eines Processes wegen nach Lublin, und sprach unterwegs in einem Reformatenkloster ein. Obgleich fremd, wurde er doch gastfreundlich aufgenommen, und nach der Abendmahlzeit von dem Pater-Gaardian auf dessen Zelle gebeten, um noch ein Stündchen zu plaudern. Der Edelmann hatte sich dort auf ein Glas Ungar gespitzt, doch das Erwartete wollte sich nicht zeigen und er suchte deshalb auf künstliche Weise das Gespräch auf das Fehlende zu lenken. „Solltet Ihr's wohl glauben, ehrwürdiger Vater, es kauft in meinem ganzen Kreise Niemand ein Faß Wein, bevor ich ihn nicht gekostet, und mein Judicium abgegeben habe."

Der geistliche Herr begriff leicht, worauf das zielte; er griff unter den Tisch, holte eine große, an 4 Quart haltende Flasche, einen sogenannten gasiór, hervor, goß daraus seinem Gaste ein und sagte: „Versuchen Sie einmal diesen."

„Bonus vinus, sagte der Edelmann, als er das Glas geleert hatte.

Oh weh, dachte der Pater, da steht's mit der Weinzunge eben so schlecht aus, wie mit dem Latein. Das dünne, leichte Zeug hätte er doch nicht loben dürfen. — Das Gespräch wurde nach und nach lebhafter; der Ordensbruder fand Gefallen an seinem Gaste, und um ihm dies zu beweisen, holte er aus einem Wandschränkchen eine Flasche besseren Weins herbei und goß ihm davon ein.

„Was meinen Sie denn zu der Sorte?"

„Bona vina, ehrwürdiger Vater," war jetzt die Antwort.

Der Guardian stutzte. Hatte ihn vielleicht sein Socius zum Besten? Darüber mußte er ins Klare kommen. Unter seinem Bette stand noch ein Fläschchen alter Maschlasch; diese holte er jetzt hervor, indem er sagte: „vielleicht mundet der hier noch besser."

„Bonum vinum, reverendissime Pater et illustrissime Capitaneus ecclesiae! rief der Edelmann, nachdem er das Glas bis auf die Nagelprobe geleert hatte, und fügte hinzu: bis repetite placent!

„Ei, Sie sind ja ein tüchtiger Lateiner," versetzte jetzt der vergnügte Pater: „das hätte ich nach den vorhergehenden Barbarismen nimmermehr vermuthet."

„Tale vinum, tale latinum, ehrwürdiger Herr," sagte lachend der Edelmann. — Unter Scherzen und Frohsinn wurde das verschimmelte Fläschchen ausgetrunken.

„Bravo," riefen Alle, nachdem die Erzählung zu Ende war, und der Wirth fügte hinzu: „Wir wollen dafür sorgen, daß es an der letzten Sorte, an dem bonum nie fehle."

„Meine Herrschaften, vergessen Sie über dem Latein und dem Maschlasch den Braten nicht, der warm gegessen sein will," ließ sich jetzt des Rittmeisters Schwester vernehmen.

„Wir werden ihm alle Ehre anthun," versetzte verbindlich der Major; „die kleine Pause und das Lachen haben ohnedem die Eßlust neu angeregt."

Dem Braten, einer kolossalen Kalbskeule, folgte die Krone des ganzen Mahls und der Stolz Fräulein Josephens, nämlich die vielfach besprochene Mehlspeise. Sie fand denn auch ungetheilten Beifall und des Fähnrichs Gattin bemerkte, sie habe

Digitized by Google

selbst bei ihrer Tante, der Chambellanin in Warschau, die doch einen Koch aus Paris hatte, nichts ähnliches gegessen.

„Was macht denn unser alter würdiger Herr Chambellan," fragte jetzt der Major seine Tischnachbarin. Ich habe seiner Zeit viel in dessen Hause verkehrt und erinnere mich immer mit Vergnügen der Stunden, die ich daselbst verlebt habe. Es war ein gar stolzer, entschlossener Herr, der nichts auf sich sitzen ließ, und die geringste Beleidigung an den Nasen oder Ohren seiner Gegner rächte. Unserem Herrgott sogar blieb er nichts schuldig, freilich geschah dies in allen Ehren. Denken Sie sich. — Als er noch Regiments-Quartiermeister war, fuhr er einst durch Kalwarya, und trat daselbst in die Kirche. Der Gottesdienst war bereits vorüber und das Haus leer. Er kniete am Hochaltare nieder und betete laut und mit großer Andacht. Zuletzt streckte er die Hände aus und rief: Herr, habe Erbarmen mit mir, und Du, mein Schutzpatron, heiliger Stanislaus, bitte für mich, denn ich bin ja ein Würdenträger und ächter Edelmann.

Und ein Lump, ließ sich jetzt eine Stimme hinter dem Altare vernehmen; sie gehörte dem Organisten, der seit lange schon, wie man sagt, einen Pick auf den Quartiermeister hatte.

Auf dieses Dictum acerbum sprang der Chambellan bestürzt in die Höhe, und blickte um sich her. Da er Niemand gewahr wurde, so hielt er die Stimme für eine vox Dei, kniete wiederum nieder, und sprach mit zum Himmel gerichteten Augen: Herr, wie Du mich in die Welt gesetzt hast, so nimm mich hin!

Am Ende der Mahlzeit kreisten die Gläser in kürzeren Pausen, und selbst die Frauen mußten auf die ihnen ausgebrachten Gesundheiten Bescheid thun. Es kam noch manches Scherz, manches lose Streich aus der Jugendzeit zur Sprache, besonders mußten Buchmann und der Probst herhalten, bis endlich Fräulein Josepha sich erhob und damit die Tafel aufhob. Die Herren küßten den Damen die Hand, um für die Ehre der Gesellschaft zu danken, und reichten ihnen dann den Arm, um sie ins nächste Zimmer zu geleiten. Um die Zeit auszufüllen, wurde Fräulein Domicella, des Fähnrichs Tochter, von den Gästen gebeten, etwas vorzutragen, was sie nach vielem Sträuben und Zieren denn auch endlich that.

Der pflichtschuldige Beifall blieb nach dem ersten Liede nicht aus und ermuthigte die geschmeichelte Sängerin zur Fortsetzung. Da bemerkte der Unterrichter, die Guitarre scheine ihm nicht rein gestimmt zu sein, und erbat sich das Instrument, um es in Stand zu setzen. Er drehte so lange an den Wirbeln hin und her, bis endlich eine Saite sprang, und dadurch der Theeschmaus unterbrochen werden mußte. Dies schien übrigens in Buchmann's Absicht gelegen zu haben, denn mit schelmischem Lächeln wendete er sich zum Major, und sagte diesem mit leiser Stimme: Sic me solvavit Apollo!

Aber auch ohne diesen Unfall hätte Fräulein Domicella ihr Talent nicht länger zum Besten geben können, denn schon trat Kasse mit einem feinen, weißen Tuche ein, welches sie über den Tisch breitete. Ihr folgte Lukas mit einem ungeheuern Untersatz, auf dem sich Alles zum Kaffe Nöthige befand.

Fräulein Josepha goß den braunen Nektar in die heute hervorgeholten vergoldeten Tassen, und gab jeder der Damen aus einem besondern Töpfchen ein Löffelchen voll dicken fetten „Peiz" als angenehme Zugabe, während die Nachbaren den Kaffe ohne Mischung tranken. Der Hausherr wies ihn ganz von der Hand, und begnügte sich mit einem lackirten Zwieback. „Wer weiß auch", sagte er mit schelmischem Lächeln, „ob nicht etwas von dem Special darin ist, was es dem Marschall Michael Krasinski unmöglich machte, ihn hinunterzubringen, und was neulich unser Probst hier bei L.'s zum Besten gab."

„Was war denn das", fragten Alle neugierig und bestürmten den Geistlichen zu erzählen.

(Schluß folgt.)

Die Gedichte Gedeons von der Heide.

Eine durchaus neue und ganz eigenthümliche literärische Erscheinung, auf die wie die Freunde der Poesie aufmerksam machen, bieten uns drei größere lyrische Gedichte Gedeons von der Heide, welche so eben unter dem Titel: „Drei Träume" bei Sauerländer in Frankfurt a. M. die Presse verlassen haben. Es sind: die Königin der Blumen, die Predigt vom Himmel, und die drei Träume.

Der wahrscheinlich pseudonime Verfasser ist uns hierher nur aus den von ihm in der Deutschen Volkshalle von Zeit zu Zeit erschienenen kleineren lyrischen Gedichten bekannt geworden. Wer indessen die Schlummerin; Licht, Freiheit und Liebe; das Grab der weißen Rose; Im Lenze; Licht; die Heimat drüben; der Schmerz der Liebe; Ihr Grab; Wahrheit und Lüge; die Ruhe am Kreuze, welche wir unter den von ihm in der Volkshalle abgedruckten Gedichten ganz besonders hervorheben, gelesen, wird mit desto lebhafterem Interesse sich diesen größeren Gedichten Gedeons von der Heide zuwenden, in welchen er uns drei Träume, gar seltsam und merkwürdig, erzählt, die er jedoch mit seinen Erlebnissen so in Verbindung bringt, daß es schwer zu ermitteln, wo Traum und Wirklichkeit sich scheiden, und wo sie mit einander, wie es scheint, sehr bewegten Leben zusammenfließen und in Eins verschwimmen.

Der geheimnißvolle Schleier, den alle Nüanzen des eben so zarten als tiefen Gefühls und alle Gebilde der reichen Phantasie des Dichters tragen, erhöht nur noch den ohnehin ganz eigenthümlichen Reiz seiner Poesieen. Dem Zauberspiele der Aeolsharfe gleichen die Hauche seiner Begeisterung; er weckt für die unbeschreibliche Wehmuth, wie für den unverstandenen Schmerz seines Liedes Sympathieen in jedem Herzen, ohne das eigentliche Mysterium seiner klagenden Harfe zu enthüllen. Dabei ist seine Poesie immer eine tief christliche; — seine große Menschenkenntniß, mit der er das Leben nach allen seinen Beziehungen, mit all seinem Sehnen, mit all seinen Hoffnungen und Täuschungen, mit all seinem Wechsel von Freude und Leid an unserer Seele vorüberführe, hüllt Alles in Bilder, die uns fesseln durch ihren frommen Ernst und ihr Hinweisen auf das Höhere und Göttliche.

Das erste der drei Gedichte „Die Königin der Blumen" beginnt mit einer, wenn auch ernst gehaltenen, dennoch sehr anziehenden Einleitung zu den drei Träumen, und die Wahrheiten, die der Dichter darin niederlegt, sind voll jener Pietät, die Alles auf Gott bezieht und mit Gott in Verbindung bringt. Die Sage selbst von der Königin der Blumen ist äußerst sinnreich. Der Fluch der Erbsünde, der alle Freuden dieser Erde vergiftet, allen Glanz,

Digitized by Google

alle Pracht der Natur tödtet und verkümmert, und alles Geschaffene nach der Erlösung seufzen macht, verdunkelt auch das Verständniß aller Beziehungen der Natur zu dem Menschen selbst, und nur traditionsweise von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert schimmern in mystischem Lichte durch den Geist wenigen Einzelnen tiefere Ahnungen dieses Verständnisses auf, das seine volle Klarheit nur durch ein mit allen diesen Beziehungen verwandtes Leben, in dem sie ihre Verklärung finden, gewinnen kann.

Von den geheimnißvollen Zeichen, die den Namen der Königin der Blumen bilden, deren Bedeutung dem Hebräischen entlehnt ist, und wovon es heißt, daß dieselben nur für Denjenigen aussprechbar,

Der Alles, was die Zeichen sagen,
In seiner eignen Brust getragen,
Und dessen Leben, arm und reich,
Geheimnißvoll, der Blume gleich;

sagt uns der Dichter:

Das M trug königliches Kleid
Und prangt' in großer Herrlichkeit;
Das L glich einem weißen Lamme
Und lockerte in reiner Flamme;
Es lag Verbannung in dem G
Und Trennungsschmerz und großes Weh;
Es hatte feuchte Augenlieder,
Und Thränen flossen daraus hernieder.
Das H war lieblich, sanft und milde,
Glich einem Spiegel, einem Schilde
Aus allerfeinstem Golde ganz,
Und trug der Freiheit Siegeskranz.
Das U und A zusammenflossen,
Als wären sie in Eins gegossen,
Als Feuer bald, als reinstes Licht,
Das alle Wolken kühn durchbricht,
Und ihre Strahlen zogen frei,
Als ob die Welt ihr eigen sei.
Sie hüllten ein das ganze Wort
Und trugen's, wie auf Flügeln fort.

Die Anmerkungen indessen, die über diese Zeichen beigefügt sind, lüften den Schleier nicht, den das Gedicht bis zu Ende trägt, und mit dem Schlußverse führt uns der Dichter wieder in die Nacht seines Traumes, wieder in die Nacht seines Schmerzes zurück, und mit der bangen schmerzlichen Frage:

Wo M. L. G. H. U. A. find' ich dich?

stieht die unbefriedigte Sehnsucht der Erde, wie der letzte Schrei eines gebrochenen Herzens.

Der zweite der drei Träume „Die Predigt vom Himmel" ist ein überaus reiches Gedicht. Wie meisterhaft sind die kurzen, aber inhaltschweren Betrachtungen zu den einzelnen Verheißungen der heiligen Schrift in Betreff der darin geoffenbarten Seligkeit? Welche Phantasie in der Charakteristik der Thränen, Seufzer, Bitten und Wünsche aller Menschen, die der Dichter alle jenseits eingefangen, gesammelt, geordnet sieht nach ihrem Werth oder Unwerth, den sie vor Gott haben! Welch' ein erschütternder Ernst in dem Gerichte über dieselben! Welch' ein Reichthum von Allegorieen in der Schilderung und Personifizirung der Wünsche, die das menschliche Herz bethören! Welche Schärfe in der Bezeichnung der Leidenschaften und ihrer Bestrebungen! Wie schauerlich der Flug durch die Unendlichkeit! Was bist du, ruft der Dichter aus:

Was bist du, Stäubchen, du Atom
In ihrem unermess'nen Dom?
Ach, wenn du dächtest nur daran
In deinem frev'len Stolz und Wahn:
Du würdest zittern und vergeh'n
Und gläubig Gott dann suchen geh'n!

Es ist fast keine Saite des menschlichen Herzens, die der Dichter nicht in Schwingung versetzt. Es enthält dieses Gedicht einen ganzen Schatz köstlicher Belehrungen; es ist ein warnender Spiegel, eine Gewissenserforschung so eigenthümlicher Art, die alle Stände und Verhältnisse des Lebens auf die Wagschale legt, in die tiefste Seele dringt, alle Motive des Denkens, Thun's und Lassen's prüft, daß sie den Leser gefangen nimmt, ohne daß er es weiß und will, und unerbittlich ihn zwingt, selbst in das Gericht über ihn einzustimmen. Man weiß kaum, was man am meisten an dem Dichter bewundern soll, seine Schärfe, seine Tiefe, seine Kenntniß des menschlichen Herzens, des Lebens, und aller seiner Beziehungen, oder auf der andern Seite, wenn er von den Frommen und Gerechten spricht, die Innigkeit und Wärme seiner Begeisterung, die ihn die zartesten, lieblichsten Bilder wählen läßt, um ihnen die Krone der Vergeltung zu flechten.

Am Schlusse des Gedichtes kehrt der Dichter abermals zu seinem Schmerze zurück; er kann die Trauer und Sehnsucht einer Seele nicht verläugnen, die in Gott ihren glühenden Durst nach Glückseligkeit stillen will. — — —

Den meisten Aufschluß über den Dichter selbst und seine äußeren Lebensverhältnisse giebt uns das dritte Gedicht: „Die drei Träume". Er ist am Rheine geboren, und hat in dem weltberühmten Collegio Urbano de Propaganda Fide zu Rom, woselbst er mit den zu Missionen für den ganzen Erdboden bestimmten Zöglingen aus allen Zonen seine theologische Bildung genossen. Er beschreibt uns den Abschied aus dem elterlichen Hause, wie er in einer Frist von acht Monaten, während seines Aufenthaltes in Rom, seinen Vater, seine Mutter, und eine geliebte Schwester durch den Tod verlor, schildert die Theilnahme und Liebe, die er bei dem heiligen Vater und bei den Fürsten der Kirche, den Cardinälen gefunden, und spricht mit dreifachem Danke von der Propaganda. —

Ein Traum führt den Dichter auf die Heide. Er ist unter den Erinnerungen an Italien, die ihm ein schöner Sommerabend und der so reich mit Sternen besäete blaue Himmel in die Seele gerufen, und an welche sich der Rückblick auf sein ganzes Leben und alle Schicksale desselben knüpft, eingeschlafen. Die nackte Heide ist ihm das Leben:

Das Leben ist die nackte Heide,
Auf der du stehst in staub'gem Kleide; —
Nur hie und da ein Blümchen steht,
Das kurze Zeit blüht, dann vergeht; —

Digitized by Google

Der West, der heut' die zarte Rose
Sanft küßt mit süßem Lenzgekose,
Wird schon zum wilden Sturme morgen,
Dem sie mit Todesangst muß horchen! —

Er beschreibt einen Sturm auf der Heide; mitten in diesem Sturme singt er ein schaurig Lied; der Sturm trägt dasselbe fort. Nun folgt der Traum auf der Heide. Sein Genius tritt zu ihm hin und bringt ihm drei große Thränen, die er weinen soll. Er nimmt sie an aus der Hand des Genius, und weint sie, die erste in eine silberne, die zweite in eine goldene, die dritte in eine Kristall-Schale. Wir gestehen, daß uns die Bedeutung der silbernen, goldenen und kristallenen Schale räthselhaft bleibt. Vielleicht wollte aber auch der Dichter den Werth der Leiden, — denn die beiden ersten Thränen bedeuten doch wohl die Schicksale seines Lebens — versinnbildlichen durch die silberne und goldene Schale, und die Verklärung alles Erdenleidens durch die Verklärung der beiden ersten Thränen in der Kristall-Schale beim Weinen der dritten Thräne. Die in dieser Kristall-Schale verklärten Thränen perlen, wachsen, steigen empor darin bis zum Rande, und tausend und aber tausend Stimmen schweben darin und drüber her, die er mit dem Thränenweine all hinuntertrinkt; — sie verwandeln sich zu Liedern in seiner Brust, die darin auf- und niedersteigen, und sich dann in seine Seele versenken:

Und in die Seele dann versunken
Sind einzeln sie, und haben frommen
Und trauten Abschied noch genommen. —
Sie flüsterten gar freundlich mir:
Wir bleiben immer nun bei dir;
Wir ruhen aus nur kurze Frist,
Und du dann unsre Harfe bist! —

Nach dem Genusse des Thränenweines und all seiner darin und drüber schwebenden Stimmen bringt der Traum eine zweite Vision. Es treten drei Engel zu dem Dichter auf der Heide. Der erste übergiebt ihm eine doppelte Flamme, der zweite ein Doppelschwert, der dritte schweigend eine Palme. — So bewaffnet und gottbeschenkt will er von der Heide in's Thal niedersteigen. Da findet er unter den Blumen der Heide eine goldene, reich mit Edelsteinen verzierte Leier. Im Augenblicke, wo er sie nehmen will, damit sie tönen soll zu seinen Weisen, erscheint die heilige Jungfrau, wehrt es ihm, nimmt die Leier, und verschwindet vor seinen Augen.

Ich sollte nicht mit süßen Hauchen
In's Thal vom Traum der Heide kommen; —
Drum ward die Leier mir genommen,
Die Leier, die mit Minne-Sinn
Der Heide holde Königin
Auf meine Pfade mir gelegt! —
Doch hat's mich innerlich bewegt,
Daß ich sie soll' sogleich entbehren: —
Ich hätt' getragen sie in Ehren! —
Und gern' hätt' ich zu Flamm' und Schwert,
Und zu der Palme, mir beschert,
Die Lieder alle, ungezwungen,
Die in der Brust ich trug, gesungen; —
Nun schlafen sie, und träumen sie,
Und Tausende erwachen nie! —

Was der Dichter unter der „Heide holder Königin" versteht, ist uns wieder räthselhaft, wenn nicht die Deutung zu Grunde liegt, daß seine Poesie sich nicht dem Irdischen zuwenden soll, und ihm deshalb die hohe Frau es wehrte, von dem Traum der Heide mit der Leier von der Heide in's Thal niederzusteigen. In diesem Sinne will es uns auch fast bedünken, als ob der, wie schon bemerkt, wahrscheinlich angenommene Name „Gedeon von der Heide" mit diesem Gedichte in Verbindung stehe, und darin seine Erklärung finde.

Indem wir dem auch durch äußere Eleganz anziehenden Büchlein recht vielseitige Verbreitung wünschen, fügen wir auch den Wunsch bei, daß Gedeon von der Heide uns doch auch mit seinen Marienliedern bekannt machen möge, wovon er am Schlusse sagt:

O wenn ich's fromm und gut verstand:
So war's Maria auf der Heide!
Und d'rum die Lieder ich ihr weihte,
Die ich seitdem zur Harfe sang! —
O heil'ge Mutter, wenn's gelang,
Daß sie dich ehren hier auf Erden:
Dann laß' sie all' unsterblich werden! —

E.

Kerker-Buch. Von Carl Baurmeister. Rendsburg. Im Selbstverlage des Verfassers. 1852. (IV) und 176 Seiten. 8.

Die Schicksale des Verfassers sind allen unsern Lesern aus den Zeitungen hinreichend bekannt. Während seiner Haft schrieb er eine Anzahl von Aufsätzen in Prosa und Versen, die jetzt hier gesammelt von ihm der Oeffentlichkeit übergeben werden. Daß sie nicht heitern, sondern ernsten, zum Theil sehr ernsten Inhaltes, bedarf wol nicht hervorgehoben zu werden; die Mauern des Kerkers, die den Verfasser umschlossen, waren es nicht allein, die den Gefangenen zum Unmuth stachelten; ein viel schmerzlicher, größerer Kummer brach seine Kraft, wenn auch nur für Augenblicke: zwei geliebte erwachsene Kinder starben während er sich im Gefängniß befand. Am 7. März 1851 begleitete er seine Tochter zum Grabe und kehrte von demselben ins Gefängniß zurück, mit einer Hoffnung, der Hoffnung auf die Freiheit. Und am Ostermontage d. 21. April desselben Jahres stand er am Grabe seines ältesten Sohnes. „Die Liebe zu den Seinigen," sagt der Vater, „Sehnsucht nach der Heimath ließ den kranken jungen Mann die Beschwerden einer weiten Reise ertragen, um noch 14 Tage im elterlichen Hause leben und dann hier sterben zu können. Uebergreifliches Schicksal! Vor 18 Jahren starb die Mutter, und nun ist sie wieder vereint mit den meisten ihrer Kinder. Am 17. nächsten Monats wäre Hermann 26 Jahre alt gewesen. O, welche Hoffnungen erfüllten mich bei der Geburt meines Erstgeborenen, des kräftigen, hübschen Knaben, und nun — — — —"

Unter den prosaischen Aufsätzen befinden sich: Epistel an die Demokratie Dänemarks; Offener Brief an Wilhelm Hartwig

Digitized by Google

Beſelee; Kerker-Viſionen u. dgl. „Aus meinem Tagebuche“ füllt die Seiten 115—140. (Aus demſelben iſt die oben mitgetheilte Stelle.)

Was ſein Buch, beſonders die in ziemlich bedeutender Anzahl abgedruckten Gedichte anlangt, äußert ſich der Verfaſſer in dem einleitenden Abſchnitte: Zuerſt, ſo: „Die gewöhnliche Bitte um Nachſicht ſtelle ich nicht, weil ich ſie für lächerlich halte. Wer um Nachſicht bittet, der fühlt, daß er hätte ſchweigen ſollen. Um Nachſicht bitte ich nicht einmal in Betreff meiner, in dies Buch aufgenommenen Gedichte, obwohl eine ſolche Bitte hier wohl am rechten Orte ſein könnte. Ich ſage „Gedichte“, ohne mich darum zu bekümmern, ob meine Reimereien dieſen Namen verdienen oder nicht. Dichter-Beruf habe ich nie in mir verſpürt. Erſt in meinem 53. Lebensjahre entſtand beim Gedankenſpänſchnitzeln im Kerker der erſte Reim, und da mir dieſe Arbeit gefiel, ſo machte ich im Laufe des folgenden Jahres viele ſolche Sächelchen. Da nun mein Kerkerbuch gewiſſermaßen auch ein Stück Selbſtbiographie ſein ſoll, ſo gebietet die Ehrlichkeit gegen das Publikum, wie gegen mich ſelbſt die Hinzufügung einiger meiner Reimereien. Uebrigens gedeihen in der Kerkerluft weder Veilchen noch Roſen, noch viel weniger tropiſche Gewächſe; hier blühen nur Diſteln, Dornen und Stechpalmen. Und wenn je zuweilen dem ſchriftſtellernden Gefangenen eine üppige Staude ihre ſchöne Beere in's vergitterte Kerkerfenſter reicht, ſo iſt es eine Belladonna.“

Als Probe der Gedichte geben wir:

An meinen kranken Kerkergenoſſen.

Du ſitzeſt traurig in dem Bauer,
Mein ſonſt ſo muntres Vögelein,
Als wär' die Katze auf der Lauer,
Und doch ſind wir nur hier allein.

Es naſcht Dein Schnäblein nicht vom Zucker,
Du wetzeſt's nicht am Käfig blank;
Du ſtehſt ſo myſtiſch wie ein Mucker;
Ich fürchte faſt, Du biſt recht krank.

Du armes Thier, biſt krank geworden
Aus Sehnſucht nach der freien Luft.
Wohl trifft den hier ein langſam Morden,
Den's Schickſal in die Zelle ruft!

Doch nicht hat's Schickſal Dich gefangen,
Ach nein, ich war Dein Kerkerknecht;
Ich hab' Dich an die Wand gehangen;
Fürwahr, es war recht menſchlich ſchlecht!

Und nun umfängt Dich Todesſchauer,
Und gram biſt Du mir ſicherlich;
Ach, wenn Du ſtirbſt, — o, welche Trauer! —
Du ſtirbſt als Märtyrer für mich.

Dem „Tagebuche“ entnehmen wir noch die Stelle über die Rendsburger Pulver-Exploſion (7. Aug. 1850).

„— — — So weit hatte ich geſchrieben, als ich plötzlich vom Stuhle geworfen ward; ein fürchterlicher Ruck, dem ein heftiger Knall folgte, ließ mich an ein Erdbeben denken; aber bald folgte Knall auf Knall; die Luft verfinſterte ſich; Bomben platzten über dem alten Rathhauſe, in welchem ich gefangen ſaß, Kugeln verſchiedener Größe fielen wie Erbſen auf die Dächer, Dachziegel wirbelten zu tauſenden in der Luft und begruben die Hofplätze in Schutt; meine Zelle füllte ſich mit Rauch und Aſche, ſo daß ich dem Erſticken nahe war; im Innern des Hauſes ſtürzte es krachend zuſammen; (es war eine hohe breite Bretterwand, hinter welcher der hochweiſe Magiſtrat bei einer Berathung über das allgemeine Beſte von der Exploſion überraſcht ward;) die Angſt trieb mich zuerſt an's Fenſter — es waren Gitter davor; an die Thür — ſie war verriegelt; dann verſuchte ich eine Bretterwand einzuſchlagen — ſie widerſtand den kräftigſten Hieben; ich rief um Hülfe — Niemand hörte mich, oder kehrte ſich an mein Schreien. Ich leugne nicht, eine fürchterliche Angſt ausgeſtanden zu haben, die Angſt, unter den zuſammenſtürzenden Mauern des alten vermoderten Rathhauſes lebendig begraben zu werden. Endlich erſchien der Gefangenwärter und führte mich nach dem Gefangenhauſe zu meinen Leidensgefährten L. und D.

. . . . . Der Gefangenwärter ließ auf dem Rathhauſe in der Regel meine Zellenthür bei ſeinem Morgenbeſuche unverſchloſſen, damit ich auf dem Boden des Hauſes ſpazieren gehen konnte; heute Morgen hatte er mich zufällig (?) eingeſchloſſen, ich konnte alſo nicht auf den Boden kommen, wo ich ſonſt ſicherlich nicht gefehlt hätte und wahrſcheinlich von dem zuſammenſtürzenden Dache erſchlagen worden wäre. Iſt das göttliche Vorſehung, Fatum, Zufall? Ich lege es ſo aus: die Demokraten haben ihren beſondern Schutzengel.“

Papier und Druck (H. G. Voigt's Buchdruckerei in Hamburg) ſind ſauber.

Der Jugend Wunderhorn. Reim- und Liederſchatz aus den Werken unſerer Dichter, ſo wie aus dem Volksmunde für die verſchiedenen Stufenjahre der Kinderwelt geſammlet und herausgegeben. Mit zwölf Illuſtrationen in Farbendruck. Nürnberg. Verlag von J. L. Lotzbeck. X und 254 Seiten. Gr. 8. (den Signat. nach, aber eigentl. ll. 4.)

Es ſind in dieſen Blättern ſchon verſchiedene der in Hrn. Lotzbeck's Verlag erſchienenen werthvollen Jugendſchriften angezeigt, eine der vorzüglichſten aber, „Der Jugend Wunderhorn“ iſt bisher nicht beſprochen. Von dem Inhalt abgeſehn, mit welchem wir unſre Leſer ſofort näher bekannt machen werden, iſt es auch die (bei einer Kindern beſtimmten Schrift nicht gleichgültige) reiche äußere Ausſtattung des Buches, die Anerkennung verdient und ſelbſt, wenigſtens ging es uns ſo, auch Erwachſene einige Augenblicke angenehm feſſeln wird. Wenn deshalb, gegen Recenſenten-Sitte hier zuerſt der Illuſtrationen gedacht wird, ſo möge man dieſe Abweichung von der Regel entſchuldigen. Dieſe Illuſtrationen ſind große Bilder in Farbendruck, welche ausgezeichnete Lieder verſinnlichen, und nicht allein der Jugend Stoff zum Nachdenken darbieten. Können ſie hier nun auch nicht einzeln aus-

Digitized by Google

fühelicher beschrieben weeden, so wollen wie doch einige, die durch Eefindung und Ausführung heevorteeten, nennen; so z. B. das Bild zum Liede vom heil. Nikiaw, aus dem Wunderhoen, zue Fabel von dee Stadtmaus, nach Kollenhagen, zum buckligen Männlein, aus dem Wunderhoen, zum Schlaraffenland, nach Hans Sachs. Fast möchte man bei einigen Bildeen dem Zeichnee eine zu reichhaltige Composition vorwerfen, aber das Kind sieht geene Vieles und geeade diese Reichhaltigkeit giebt Veranlassung zu mancher Belehrung, wenn sich ein Freund dee Jugend dazu veesteht, die Kleinen noch durch eine weitere Erklärung, als das Lied liefert, zu eefreuen.

Doch jetzt zum Inhalte! Ueber diesen spreechen sich nun die (warum nicht genannten?) Herausgeber sehr schön in folgender Weise aus:

„Es sind gewiß wunderesame Töne, die uns aus der frühesten Jugendzeit, in welcher wir sie vernommen haben, in die späteren Jahre des gereiften Alters herüberklingen, mit welchen wir unsere Sammlung beginnen. Sind es denn nicht dieselben Reimsprüche und Liedchen, die heute noch den gleichen Eindruck auf das Kind bei der ersten Entwickelung seines Denkvermögens machen, wie vor so und so viel Generationen bei der damaligen? Wer machte sie, und wann und wie wurden sie erfunden? Wie verbreiteten sie sich durch alle deutschen Gauen, wo sie sich eingebürgert haben und höchstens mit kleinen Veränderungen in das Volksidiom übersetzten, im Ganzen aber sowohl in Versmaaß, als Melodie, wenn sie gesprochen oder gesungen wurden, dieselben bleiben? — Vergebens fragt man sich, warum das oft scheinbar oder wirklich Unsinnige dieser Reimlein nicht durch andere, sinnigere ersetzt wurde, und wo man dieses versucht, es keinen Boden fand, so daß man wieder zum Alten greifen mußte? So, wie sie sind, sprechen sie zum Kinde, das lallend seine Freude daran zu erkennen gibt, und sie immer von Neuem zu hören verlangt.

Wie das Begriffevermögen deutlicher bei dem Kinde hervortritt, so bekommen die Reime und Liedchen für diese Entwickelungsperiode mehr Sinn; es knüpfen dieselben an eine Selbstthätigkeit, eine Beschäftigung, ein Spiel an, oft ist dem Sprüchlein eine gesunde Lehre eingewebt, die wie ein Silberfaden durch die curiose Form schimmert, bis sich diese letztere verliert, wenn das Kind die äußeren Erscheinungen, die sich ihm im Naturleben bieten, mit reinem und unverdorbenem Gemüthe in sich aufnimmt, und sich diese Eindrücke zu Kopf und Herzen strömen läßt. Hier ist es wieder das Lied, was seinen Gefühlen Worte leiht. Das Lied, welches die Natur und das Leben, das ihr eingehaucht ist, schildert, ist es, welches das Kind auf den Schöpfer, den allmächtigen und allgütigen Gott, auf den Heiland und seine Lehre, auf das Göttliche in derselben und das Bestreben, dem Vorbilde nachzuwandeln, hinweist, auf das Gebet, welches von Kinderherzen zum alliebenden Vater sich erhebt. — Und ist es nicht wieder das Lied, welches bei dem ewigen und unwandelbaren Wechsel der Jahreszeiten mit ihren Freuden und Festen die Gefühle schildert, die bei der Jugend den hellsten Anklang finden, als die Glanzpunkte, welche in ihrem Vollgenusse den vom Schulzwang und Schulstaub erlösten Kleinen leuchten? — Hiemit hielten wir die Repräsentation des betrachtenden Gedichtes für geschlossen, und gingen zu dem erzählenden über, für welches, durch die Moral im Gewande der Erzählung, die Fabel und Parabel die Brücke bildet. Die Legende, die Sage und das Mährchen, die Ballade und Romanze, das Helden- und Kriegslied bilden den Kern der Erzählung — Scherzgedichte schließen unsere Auswahl.

Mit diesen Worten glauben wir den Gang bezeichnet zu haben, welchen wir bei Auswahl, Sichtung und Anordnung des Stoffes unserer Sammlung einschlugen. Unsere bedeutendsten Dichter der Vor- und Jetztzeit, so wie die Ueberlieferungen aus dem Volksmunde, wie sie in mehreren schätzbaren Werken gesammelt und aufbewahrt sind, oder uns mündlich überkamen, haben uns das Material geliefert.“

Dieses Material ist in zehn Klassen zweckmäßig vertheilt: 1. Das zarteste Kindesalter. Wiegen-, Tanz- und Reiterliedchen, Scherzreime bei keimender Begriffsfähigkeit des Kindes. 2. Das Kind vor und während der ersten Schulzeit. Warn- und Lehrsprüchlein, Kindesfleiß und Kindeslust zu Hause und im Freien. 3. Das Kind in der Natur. Thier- und Pflanzenleben; im Freien; Naturerscheinungen. 4. Gott und das Göttliche im Menschen. Gott; der Heiland. — Das Gebet. Nacheiferung. Selbsterkenntniß. 5. Jahreszeiten. Festtage. 6. Moral im Gewande der Erzählung. Fabeln und Parabeln. — Erzählende Gedichte: 7. Die Legende. 8. Sagen und Mährchen. Geister, Riesen, Zwerge, Elfen. 9. Erzählungen, Balladen und Romanzen, Kriegs- und Heldenlieder. 10. Scherzgedichte und Schwänke.

Die Namen der Dichter oder woher das Gedicht entlehnt, sind am Schlusse angegeben.

Das Buch ist um so mehr zum Haus- und Familienbuch geeignet, da es der Kinderwelt in ihren verschiedenen Stadien Belehrung und Unterhaltung gewährt.

Wir immer in solchen Sammlungen wird vielleicht Dieser oder Jener ein ihm liebes Lied oder größeres Gedicht vermissen; dafür aber findet er genügenden Ersatz durch andere treffliche Dichtungen; und Manches nicht aufzunehmen, hatten die umsichtigen Herausgeber gewiß gute Gründe.

Haben wir die biderbe Ausstattung gerühmt, so ist es Pflicht auch die schöne typographische (Druck von Fr. Campe u. Sohn) nicht unerwähnt zu lassen. H.

Miscellen.

Capitain Inglefield, zur Aufsuchung von Sir John Franklin und dessen Gefährten ausgegangen, hat nach England geschrieben, daß er mit seinem Schiffe, Isabella, die Orkneys glücklich passirt ist und die Reise nach der Baffinsbay ohne Zeitverlust fortzusetzen hofft.

Kürzlich hat ein junger Chinese von Hong-Kong, Namens Wong-Fung, auf der Edinburger Universität in der botanischen Classe unter dem Professor Balfour den ersten Preis erhalten.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 69. Sonnabend, den 28. August. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

SOCIETÄTS

Inhalt.

Alte Schmerzen. — Sonette ..... Seite 537
Aus der guten alten Zeit. (Schluß.) ..... „ 538
Literatur:
Illustrirtes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd .... „ 539
Wesen und Unwesen des modernen Constitutionalismus ꝛc..... „ 540
Miscelle ..... „ 540

Alte Schmerzen.

1.

Wenn ungezählter Qualen Menge
Das Leben endlich dir vergällt,
Dann fliehe aus der Welt Gedränge
Zurück zur eignen Herzenswelt.

Da wird den Geist die licht umsäumen
Das Bild vergang'ner, schön'rer Zeit;
Die Wirklichkeit erlischt zu Träumen,
Die Träume werden Wirklichkeit.

Und all' dein Grollen stillt ein Sehnen
Wie Heimweh nach dem Vaterhaus;
Das starre Herz, es lösen Thränen,
Die löschen alle Schmerzen aus.

2.

Wenn ich, Herr, nun werd' sterben,
Laß denn nur auch im Tod
So einsam mich verderben
Wie in des Lebens Noth.

Behalte nur in Frieden
Die Himmelswonne dein;
Ich habe längst hienieden
Verlernet selig sein.

Laß modern mich im Stillen
Im kalten Erdenbett,
Das ich mit meinem Willen
Ja nie verlassen hätt'.

3.

Wie die Morgenlüfte streichen
Kühlend durch's erfrischte Land,
Das ein Glühen ohne Gleichen
Lange Tage ausgebrannt;

Also ziehet frisches Wehen
Wieder auch durch mein Gemüth;
Neues Leben will entstehen,
Altes Lieben neu erglüht.

Alte Freuden, alte Thränen
Quellen mir die Brust herauf,
Und die Seele schwillt von Sehnen,
Läßt den Thränen ihren Lauf.

Ach, wie sehn' ich mich zu fühlen
Wieder Lust und Leid einmal;
Ach, wie sehn' ich mich zu kühlen
Ausgeheulter Herzens Qual!

Digitized by Google

Sonette.

Als Knaben schon, wenn ich am ärgsten tollte,
Befiel mich oft ein unnennbares Bangen,
Die Thränen rannen plötzlich auf die Wangen
Und Niemand wußte, was er denken sollte.

Die Lust entschwand, die Knabenzeit verrollte.
Ich bin dann in die Welt hinausgegangen,
Da sah ich denn, wonach die Menschen rangen,
Sah ich gleich nie, wo aus das Alles wollte.

Gleich ihnen müht' ich mich um vieles Wissen,
Genoß von dieses Lebens Lust und Wehe,
Von seinen Bissen und von seinen Küssen.

Und was errang ich, wenn ich rückwärts sehe?
Nichts, nichts. Nur daß ich nun gar wohl verstehe,
Warum als Kind ich habe weinen müssen.

Bei Tag' hab' ich's noch immer tragen mögen;
Und kann das arme Herz sich nicht mehr halten,
Dann flieh' ich aus der Menschen Kreis, der kalten,
Mich der Natur an's warme Herz zu legen.

Doch wenn die Nacht mit ihrem stillen Segen,
Wenn nun der Träume Heer beginnt zu walten:
Dann wollen sich die trauernden Gestalten
Vergnug'ner Freuden mir im Busen regen.

Mit Mienen voll des tiefsten Mitleids stellen
Wie einst die Engel sie sich mir zu Häupten,
Da zuckt's mir tief im Herzen, dem betäubten,

Da fängt es an im Busen mir zu schwellen,
Und die so lange sich den Thränen sträubten,
Den trüben Augen Thräu' auf Thräu' entquellen.

Aus der guten alten Zeit.

Bilder aus dem Leben des Polnischen Adels

(Beschluß.)

„Es ist noch nicht so gar lange her", so begann der Probst, „seit man hier zu Lande Kaffe trinkt, und ich war schon zwanzig Jahre alt, als ich die dunkle Brühe zum erstenmal kostete, nicht ohne dabei das Gesicht zu verziehen, und dann die raritas zu loben. Der Kaffe war damals noch eben so selten, als theuer; man versetzte ihn deshalb, wie heute noch hie und da, mit Cichorien, mit verschiedenen Surrogaten, besonders mit getrockneten gelben Rüben. Versüßt wurde er mit Honig, denn Zucker war in illo tempore eine eben so große Seltenheit, und höchstens bei den Magnaten oder in der Apotheke zu finden.

Der erwähnte Marschall hatte einst auf der Reise das Unglück, ein Rad zu brechen, und dadurch genöthigt, unterwegs liegen zu bleiben. Glücklicherweise traf ihn dieser Unfall inmitten eines Dorfes, worin ein Schmied wohnte, also Aussicht vorhanden war, den Schaden wieder gut zu machen. Es wurde auch sofort zum Werke geschritten, doch bedurfte es längerer Zeit, ehe das Fuhrwerk wieder fahrbar gemacht werden konnte.

Zufällig ritt der Gutsherr vom Felde heim. Er erblickte den vornehmen Wagen, das reiche Geschirr und den galonnirten Kutscher, vermuthete irgend eine hohe Herrschaft, und trat in die Schmiede ein, um seine Neugierde zu befriedigen. Dort fand er den Marschall, den er sofort bat, ihm die Ehre zu erzeigen, ihn nach dem Hofe zu begleiten. Dankbar nahm dieser das Anerbieten an, denn jedenfalls fand er es dort bequemer als in der engen Schmiede.

„Sie wissen, wie gastfrei unser Adel ist — wir haben ja heute wieder ein so schönes Beispiel davon — um wie viel mehr müßte man diese edle Tugend üben, wenn man einen so hohen Herrn unter seinem Dache hatte. Kaum daß der Marschall in die Stube eingetreten und der Frau vom Hause vorgestellt worden war, so ging denn auch schon das Nöthigen an. „Vielleicht ein Stückchen Braten — oder ein Glas gutes Bier — ein Schnäpschen u. s. w."

Der Gast dankte für Alles, und bemerkte, er habe unlängst erst zu Mittag gegessen.

„Nun, denn ein Täßchen Kaffe", sagte die Wirthin, „das wird wohl nach dem Essen nichts schaden." Um nicht unhöflich zu sein, und wenigstens etwas zu genießen, nahm der Marschall das Anerbieten an; die Hausfrau eilte selbst in die Küche, damit das Special in bestre Form zubereitet werde, und bald erschien ein großer dampfender Kaffekrug auf dem Tische.

Die Wirthin goß ein Glas voll ein und reichte es mit selbstzufriedenem Lächeln und einem tiefen Knixe dem Marschall; dieser that auch einen Zug daraus, fand jedoch seine feine Zunge von dem Getränk so unangenehm berührt, daß er es nur mit Widerwillen hinunterschluckte und den Humpen auf den Tisch stellte. Es wurde von diesem und jenem gesprochen, was dem Gaste um so lieber war, als er glaubte, durch ein lebhaftes Gespräch dem fatalen Gebräu entgehen zu können; doch mit nichten. „Sie trinken ja nicht, verehrter Herr Marschall", ließ sich auf einmal der Wirth vernehmen und seine Ehehälfte half dieser Bemerkung mit einem: „Bitte, er wird sonst kalt", nach. Wohl oder übel setzte der Marschall das Glas nochmals an den Mund; doch so sehr er es auch wollte, er war nicht vermögend, noch einen Schluck zu thun.

„Sollte ich es vielleicht in etwas versehen haben", fragte die Hausfrau betreten.

Der Marschall, von jeher ein großer Spaßvogel, erwiderte: „Nehmen Sie es nicht übel, meine Gnädige, aber es scheint fast so. Hätten Sie das, woraus der Kaffe gemacht worden ist, in Würfel schneiden, und mit frischem Speck schmoren lassen, ich würde gewiß zugegriffen haben, aber auf solche Art zubereitet, verträgt es mein Magen nicht."

Bald darauf erschien der Kammerdiener mit der Nachricht, der Wagen sei im Stande und erlöste den geängsteten Marschall von dem Moherüben-Aufguß."

Digitized by Google

Alles lachte. Der Fähnrich drohte dem geistlichen Herrn mit dem Finger und sagte: „Ei, ei, Herr Probst, sollte das buchstäblich wahr sein?“

„Ein Geistlicher lügt nie“, antwortete der Angeredete mit Pathos.

„Wenigstens gewiß nicht so, wie unser Radziwill“, fiel der Major ein. „Kennen denn die Herrschaften die Geschichte mit der Kanone?“

„Nein“, antworteten Alle.

„So will ich sie Ihnen erzählen, wenn Sie sonst Lust haben, sich solche Schnurrpfeifereien anzuhören. Eines Tages erzählte der kolossale Lügner beim Könige, auf dem Nieschwieschee Felde liege eine noch von den Schweden herrührende Kanone, die so unglaublich groß sei, daß sein Kutscher habe hineinfahren können, um darin Schutz vor dem Unwetter zu suchen. Natürlich waren alle Zuhörer höchlichst erstaunt, und Manche machte wohl ein etwas ungläubiges Gesicht zu der Mähe machen; da berief sich Radziwill, wie er dies immer thut, wenn er etwas zu Unwahrscheinliches zu Tage gefördert hatte, auf das Zeugniß seiner Hofleute, und rief: „Borawski, sprich, ist es wahr, oder nicht, was ich erzählt habe?“ Der Gefragte erwiderte, ohne sich lange zu besinnen: „Freilich, denn ich war ja mit meiner Britschke in eben derselben Kanone, und freute mich noch darüber, daß wir uns so bequem ausweichen konnten, als ich, um Platz zu machen, herausfuhr.“ Das war derselbe Borawski, der, als ihn der Fürst beim Hetmann Oginski einst fragte, ob es wahr sei, daß er, Radziwill, in einer Schlacht funfzig Russen eigenhändig zu Boden gestreckt habe, antwortete: „Das weiß ich nicht, denn wie sich Eure Durchlaucht erinnern werden, war ich mit der Erste, der von den feindlichen Kugeln getroffen wurde.“

„Bravo, bravo“, riefen Alle; „das gleicht ganz dem Concepte des originellen Fürsten.“

Unter fröhlichem Geplauder verging der Nachmittag. Sobald die Lichter angezündet wurden, setzten sich die Herren zu einer Partie „Nix“, und die Frauen bildeten einen besonderen Kreis, um die in der Nachbarschaft in Aussicht stehenden Hochzeiten, die Warschauer Gewölbe, und die Häuslichkeiten in der Umgegend zu besprechen. Der Probst schlug dem sich langweilenden Sohn des Majors eine Partie Mariage vor, und zwar unter der Bedingung: Gewinnst Du, so gebe ich Dir ein Bildchen aus meinem Brevier, verlierst Du dagegen, so mußt Du ein Vaterunser beten.

Der Fähnrich und Unterrichter waren eben damit beschäftigt, die Poule zu theilen, als Lukas eintrat und berichtete, das Abendessen sei aufgetragen.

„Ums Himmelswillen, wo sollen wir denn mit all den Gottesgaben hin“, rief Buchmann; wahrlich, hier zu Lande übertreibt man's doch zu sehr.“

„Kennen Sie denn nicht das alte Sprüchwort:

In Italien studiren,
In Deutschland sich habilliren,
In Frankreich discutiren,
Und in Polen banketiren,

erwiderte der Hauswirth, „dem Letzteren wollen wir doch wenigstens keine Schande machen.“

„Freilich“, fügte der Fähnrich seufzend hinzu, „und um so mehr, als mit der vom Westen eindringenden sogenannten Cultur unsere alten Sitten und Gebräuche mehr und mehr in den Schatten treten. Der junge Nachwuchs ist bleich und mager, und hat weder die Kraft, ordentlich zu essen, noch gehörig zu trinken. Spürte früher der Edelmann, daß der venter plenus war, so lüftete er ein wenig den Gürtel, und gleich war Platz für eine neue Schüssel und ein feisches Glas. Aber heut — Gott verzeih mir die Sünde — ohne injuria morum den engen Frack, die Weste et cætera aufknöpfen.....

„Ganz richtig, Herr Nachbar“, fügte jetzt der Major hinzu. „Ich gedenke noch der Zeiten, wo bei den Reichstags- oder Tribunalswahlen mitten auf dem Ringe eine anständige Batterie feuriger Ungar lagerte. Die Spunte wurden geöffnet, und unser Adel hielt, so lange es floß, Gläser, Becher, Krüge, so sogar im Falle der Noth die Mützen unter und trank ad majorem Poloniæ gloriam. Da kam kein Tropfen auf die Erde, was übrigens auch eine Schande gewesen wäre; man aß nach Herzenslust, trank tüchtig, und war dabei gesünder, als heute. Von Doctoren war damals nicht viel die Rede; in Warschau und Krakau gab es wohl einige, die aber nicht gerade viel zu thun hatten; das ganze übrige Land versorgten die jüdischen Feldscheer, deren Hauptbeschäftigung darin bestand, die Risse und Löcher zusammenzuflicken, die man an Kopf, Armen und anderen Gliedern als Andenken an die Wahlversammlungen davongetragen hatte. Der Magen bedurfte nie einer Nachhülfe.“

Die Mahlzeit war beendigt, und der Fähnrich wollte sich gerade anschicken, der guten, alten Zeit noch eine Lobrede zu halten, als seine Frau sich ihm näherte und ihm zuflüsterte:

„Peter, wir wollen aufbrechen. Die Britschke ist angespannt, und unsre Domicella ist, wie Du weißt, sehr zarter Natur. Wenn sich das arme Kind nicht ausschläft, hat es gleich morgen Kopfweh.“

„Nun ja, da haben wir's“, erwiderte der Angeredete, „das ist die Generation, die auf uns alte Stämme gepfropft ist. Es wird nicht mehr viel Gutes nach uns kommen.“ Resignirt stieß er seinen Nachbar, den Hausherrn an; dieser gab seiner Schwester das Zeichen, aufzustehen, und ihrem Beispiel folgte die ganze Gesellschaft.

„Es ist zwar nicht schön, zu essen und zu trinken, und sich dann auf die Beine zu machen“, bemerkte der Major, „aber wer noch ein Stück Weges zu machen hat, für den ist es Zeit.“

Nach herzlichem, von den üblichen Küssen begleitetem Danke bestiegen die verschiedenen Parteien die seit lange schon bereit stehenden Fuhrwerke, und mit schallendem „Gute Nacht“ rollte eine nach der andern zum Hofthor hinaus und dem heimischen Herde zu.

Fritz von Fr.

Illustrirtes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd. Zweiter Band. 6. und 7. Heft. Triest 1852. Gr. 4.

Wir haben unseren Lesern bereits in Nr. 67 unserer Blätter einige kleine Bruchstücke gegeben, und lassen jetzt die Inhaltsangabe beider Hefte folgen.

Das sechste Heft enthält: Die drei Eichen, Erzählung von J. Fried. Lentner. Studien von E. Bauernfeld: 1. Erziehung (fortgesetzt: 2. Die Geflügelten, im 7. Hefte). — Gedichte: Paraëmien, von J. N. Vogl. Die Unterredung (zu dem gleich-

Digitized by Google

namigen Stahlstich), von Max. J. Einige Andeutungen über die Mängel und den Verderb der deutschen Sprache, vom k. k. Schulrath Joh. Heemann (beachtungswerth). Muela in der Wüste, nach einem Gemälde von Delaroche (zu dem gleichnamigen Stahlstich), von A. R. von Perger. Kurzgefaßte Geschichte der Entdeckung Amerika's in vorcolumbischen Zeiten, von Prof. K. Berghaus (fortges. im 7. Hefte). Von der Nordgrenze Tirol's, Skizze von Chr. Schneller. (Wir machen besonders auf die Schilderung Anton Falger, des Sammlers aller Antiquitäten des Lechthals, der auch aus Urkunden und Sagen alles auf lechthalische Geschichte Bezügliche in mehreren Heften gesammelt hat, die nach seinem Tode der Gemeinde Elbigenalp übergeben werden sollen.) Die Denkmäler Griechenlands: 2. Der Erechtheion zu Athen (mit Stahlstich), von A. R. v. Perger.

Im siebenten Hefte finden wir: Der Treue Reisen, Novelle von Marie Nathusius. Gedichte: Vereint, von W. v. Metzerich. Der treue Gespiele. Der Friedensengel. (Die beiden letzteren Gedichte zu den gleichnamigen Stahlstichen.) Schwedische Blumen, gesammelt von Carl Oberleitner. (Angabe einiger schwedischer Blumennamen, wie sie der zarte Sinn des Volkes erfand, mit Bemerkung mancher Bedeutung, die ihnen der Volksglaube beigab. Interessant.) Der Doctor der Musik (Haydn; mit Abbildung des Geburtshauses der beiden Haydn im Marktflecken Rohrau am linken Ufer der Oesterreich und Ungarn scheidenden Leitha, und des Wohnhauses Joseph Haydn's in Wien, Vorstadt Windmühle, in der kleinen Steingasse. In diesem Aufsatze findet sich auch, die, wie es heißt, „hier zum erstenmale gemachte Mittheilung" über das Gerippe Haydn's, dem der Kopf fehlte.) Ein paar Worte über den Sprachgebrauch, vom k. k. Schulrath Joh. Hermann. Das Siebengebirge mit Rolandseck, Nonnenwörth und Drachenfels, von Prof. C. Brandenbusch (nebst Stahlstich: Nonnenwerth). Ein Californien im Isergebirge in Böhmen, von C. Steinde. Ueber den Genuß des Kaffee's und Thee's. Ueber die Lichtstärke von Wachs- und Steinkerzen.

H.

Wesen und Unwesen des **modernen Constitutionalismus**, seine Untauglichkeit für Preussen, nebst Vorschlägen zur Abänderung der Verfassung. Ein Buch für Fürsten und Volk.

Motto.

Ich weiss deine Werke, dass du weder kalt, noch warm bist. Ach, dass du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, und weder kalt, noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.

Offenbarung Johannis cap. 3 v. 15. 16.

Dritte Auflage. Von den Herren Preisrichtern unter den um den August Moritzschen Preis sich bewerbenden Schriften als die beste anerkannt und demgemäss prämiirt. Stettin 1852. Eigenthum des Herausgebers. In Commission bei F. Schneider & Co. in Berlin, unter den Linden No. 19. X und 141 S. 8.

Das Buch ist „Deutschlands Fürsten und Volke in Vaterlands- und Bruderliebe ehrfuchtsvoll und wohlmeinend gewidmet" und zwar in Versen. Der Schluß lautet:

Ihr Fürsten und Völker im deutschen Land,
Ermannt Euch in Glauben und Treu'!
Das Unheil bannet mit starker Hand,
Das Wahnbild verfliege wie Spreu!
Dafür einst die Väter vergossen ihr Blut,
Was friedlich beglückte die Ahnen,
Holt wieder vom Himmel das theure Gut!
Mit Gott nur gewagt und Mannesmuth!
In Eintracht auf sicheren Bahnen
Erhebet zum Siege die Fahnen!

Aus der Vorrede ersehen wir, daß Herr Stadtrath August Moritz in Stettin in Veranlassung von Vorträgen, die unter dem Titel: „Die Freiheit in Europa, social-politische Reise-Resultate" gedruckt und denen wir einen besonderen Artikel widmen werden, einen Preis von Ein Hundert Stück Friedrichsd'or für diejenige Schrift bestimmt hat, welche in einfach populärer Weise

1. das Wesen des modernen, auf Theilung der Gewalten und Herrschaft der Majoritäten gegründeten Constitutionalismus und seine Consequenzen, seinen Werth oder Unwerth, insbesondere für Preußen, aus seinen Grundsätzen, aus den bisherigen Erfahrungen im eigenen Vaterlande, wie aus der Geschichte europäischer Völker darlegt, und damit die Frage vollständig behandelt, ob Preußen unter der Herrschaft dieses Constitutionalismus seine alte Macht und Ehrenstellung behaupten und seine Aufgabe in Deutschland erfüllen kann? Oder bei verneinender Beantwortung dieser Frage ausführt,
2. in welchem Geiste unsere Verfassung gehandhabt, fortgebildet oder abgeändert werden müsse, um dem Charakter des Volkes, wie dem Zustande der Gesellschaft zu entsprechen, das Wohl und die Macht Preußens zu begründen?

Das Schiedsrichter-Amt übernahmen:

1. der Herr Geheime Regierungs-Rath v. Bethmann-Hollweg in Berlin,
2. der Herr Landrath v. Kleist-Retzow in Belgard in Hinterpommern.
3. der Herr Geheime Justizrath Professor Stahl in Berlin.

Es gingen 30, in der Vorrede specificirte Concurrenz-Schriften ein. — „Das Urtheil", heißt es weiter, „der Herren Schiedsrichter über die obige Preisfrage lautet: daß von den 30 eingegangenen Arbeiten eine vor der Entscheidung zurück gezogen und zwei andere nicht mit concurriren konnten, weil sie bereits vorher gedruckt und veröffentlicht waren, und daß keiner unter diesen Arbeiten der Anspruch auf den Preis oder das Accessit zuerkannt werden könne; daß indeß die Schrift No. 26, welche das Motto: Offenb. Joh. 3, 15 u. 16 trage, als die verhältnißmäßig beste Arbeit betrachtet werden müsse.

Ihr politisches Resultat sei die absolute, rechtlich uneingeschränkte Monarchie mit bloß berathender Landesvertretung, nach Interessen zusammengesetzt. Aber weil abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit ihres Standpunktes die Ausführungen, wie die absolute Monarchie motivirt und befriedigend gemacht werden solle, nicht genügten, die Absicht der Preisfrage aber auch besonders auf einen Beitrag für die richtige Gestaltung der in Preußen vorhandenen gesellschaftlichen Elemente gerichtet worden sei, so könnten

Digitized by Google

ſie auch dieſer Schrift einen Anſpruch auf obigen Preis nicht zuerkennen.

Da aber der Grundgedanke der Schrift mit einer großen Energie die Auffaſſung und mit Lebendigkeit, Eindringlichkeit und Reichthum der Darſtellung durchgeführet ſei, ſo gäbe man es dem Ueberleger der Preisfrage anheim, dem Verdienſte, das hierin liegt, durch Zuwendung eines Theiles der ausgeſetzten Summe und Uebernahme des Druckes der Schrift die Anerkennung zu gewähren."

Herr Moritz zahlte dem Verfaſſer von Nr. 26 das Accepſt aus, wofür er ihm ſeine Schrift überließ, die dann der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Welche Theilnahme ſie gefunden, dafür ſpricht dir Angabe auf dem Titelblatte: Dritte Auflage.

Der Tendenz der „Literariſchen und Kritiſchen Blätter" gemäß müſſen wir uns auf getreue Angabe des Inhalts und Mittheilung einiger Proben beſchränken. Außer der Einleitung zerfällt das Werk in folgende Haupt- und Unterabtheilungen:

I. Weſen und Unweſen des modernen Conſtitutionalismus. 1. Begriff der Conſtitution und des Conſtitutionalismus. 2. Princip der Conſtitution und des Conſtitutionalismus. 3. Begründung des Conſtitutionalismus in der ſündigen Menſchennatur. 4. Geſchichtlicher Urſprung und Schickſale des Conſtitutionalismus. 5. Die conſtitutionellen Lügen, Grundrechte genannt. 6. Die conſtitutionellen Errungenſchaften. 7. Folgen und Folgerungen des Conſtitutionalismus. II. Die Untauglichkeit des modernen Conſtitutionalismus für Preußen, wenn es ſeine alte Macht und Ehrenſtellung behaupten will. 1. Welche Stellung nimmt Preußen ein? Welche Macht beſitzt es? 2. Wodurch iſt Preußen das geworden, was es iſt? 3. Warum kann Preußen bei der conſtitutionellen Verfaſſung weder ſeine Macht und Ehrenſtellung behaupten, noch ſeine Aufgabe in Deutſchland erfüllen? III. In welchem Geiſte muß unſere Verfaſſung gehandhabt, fortgebildet oder abgeändert werden, um dem Charakter unſeres Volkes wie dem Zuſtande der Geſellſchaft zu entſprechen, das Wohl und die Macht Preußens zu begründen? 1. Handhabung, Fortbildung, Abänderung der Conſtitution. 2. Kein Schein-Conſtitutionalismus, ſondern die ſelbſtſtändige (abſolute) Monarchie mit berathender und controllirender ſtändiſcher Landesvertretung. 3. Die abſolute (ſelbſtſtändige) Monarchie. 4. Der chriſtliche Staat. 5. In welchem Geiſte der Staat gebildet, gehandhabt und abgeändert werden ſoll? 6. Die Staatsangehörigen, die Stände und Intereſſen des Landes, die Corporationen. 7. Kammern, Ständehaus; Landesvertretung, Landesrath; Staatsvertretung, Staatsrath. 8. Einige praktiſche Bemerkungen und Erörterungen. 9. Abſchaffung der conſtitutionellen Verfaſſung, Herſtellung und Einführung der ſelbſtſtändigen Monarchie.

Als Proben geben wir:

1) die Einleitung:

„Conſtitution iſt das Schlagwort unſerer Zeit. Der Stein der Weiſen war gefunden, die Allglückſeligkeit erbeutet. Wie ein neuer Heiland trat das glänzende Meteor am Staatenhimmel Europa's hervor; mit jauchzendem Munde, mit freudeſtrahlendem Auge, mit entzücktem Herzen, mit fliegenden Fahnen eilte die vom Taumelkelch einer falſchen Freiheit trunkene, von Gott abtrünnige Welt dem neuen Abgott entgegen, feierte ihn, huldigte ihm, brachte ihm Opfer; Kronen und Throne, Fürſten und Völker warfen ſich ihm zu Füßen und flehten: Zertritt uns, zermalme uns, mache aus uns, was du willſt; du trägſt den Talisman bei dir, uns zu beleben, uns groß, vollkommen, glücklich zu machen. Vor den grellen Schlaglichtern der Conſtitution verkrochen ſich alle Staatstheorien und beſtehenden Verfaſſungen, wie vor der im Morgenroth ſtrahlenden Sonne die Sterne erblaſſen und fliehen. War es doch eine Zeitlang vom Canal bis zum Niemen, vom adriatiſchen Meere bis zur Oſt- und Nordſee und weiterhin, als durchzuckte nur ein Gedanke alle Seelen, als gäbe es nur ein Ding, wovon man noch reden, das man noch preiſen könnte, von dem man allein Heil und Hülfe zu erwarten hätte; tönte doch der ſüße Laut von allen Lippen, hörte man doch nur überall ein Lob erſchallen; Conſtitution hieß dies neue Evangelium.

Wie kommt es, daß der feurige Comet ſo bald verdunkelt iſt, daß die Schatten der unendlichen Weltleere ihn verfinſtern, und daß man nichts davon mehr ſpürt, als Ohnmacht, Krieg, Hader und Elend, geiſtige und ſittliche Erſchlaffung, ſchlechtere Finanzen, höhere Steuern, ungerechnet die Unzahl freſſender Johanniskrebſe, die ſeine langgezogene Schleppe voll giftigen Nachtthaus wie eine Heerde von Dämonen hinter ſich herziehn? Ihrer Zahl war Legion, was ſage ich! Million. Wo iſt ihre ſtolze Sippſchaft geblieben? Wo togen ihre zahlloſen Clubbs und Vereine? Wo tönen nun noch ihre hochfliegenden Pläne? Was iſt aus ihren ſtolzen Verheißungen geworden? Warum ſind der eigentlichen Conſtitutionellen heute nur ſo wenige? Warum ſpricht man jetzt ſo kleinlaut von der Conſtitution? Hat die Conſtitution ſich ſelbſt auf den Mund geſchlagen? Wunderbar! Die Freiheit des Conſtitutionalismus iſt an ihrem eigenen Knochen erſtickt oder dem Erſticken nahe. Wer hilft ihr aus der Klemme? Schade doch, wenn das Kind, kaum geboren, erſtickte, rettet es doch, ihr Conſtitutions-Anbeter! Die zahlloſen conſtitutionellen Blätter ſind an ihrer eigenen Hohlheit, an Mangel an Abonnenten oder an überflüſſigem Geldmangel zu Grunde gegangen, nur in kümmerlichen Ueberbleibſeln ſchleppen ſich einzelne Invaliden durch die Welt, wahrlich nicht zum Heil der Preſſe. Keine Kraft, kein Leben iſt mehr hinter dem Conſtitutionalismus, er ſchilt auf die Folgen, verkennt aber, daß es nur Folgen ſeines Syſtems ſind. Er überläßt das Feld dem Gegner, rückt und rührt ſich nicht, und antwortet er, ſo ſind es Schmähreden. Es ſind nicht wenige Schriften in der letzten Zeit aufgetaucht, die mit ſchonungsloſer Geißel und ſcharfer Lauge das unächte Kind der Freiheit gebeizt haben. Die Conſtitutionellen zeigten ſich nur groß im Schweigen. Die Freiheit in Europa, ſocial-politiſche Reflexionen vom Stadtrath A. Moritz in Stettin, erſchien, ein Buch, das mit Mannesmuthheit, reicher Geſchäfts-, Welt- und Menſchenkenntniß dem um ſich freſſenden Krebsſchaden entgegentritt, die Anhänger des Conſtitutionalismus mit einer Schärfe herausfordert, wie vor ihm kaum ein Anderer. Auch nicht einer der hohen Geiſter hat ſich gemüſſigt geſehen, es mit Gründen zu widerlegen; nur zu ſchmähen haben Einige den Muth gehabt. Durch dieſe Schrift und in Folge derſelben erging an alle Vorkämpfer der conſtitutionellen und demokratiſchen Partei der Aufruf, durch Beantwortung einer Preisfrage ihr Schooßkind zu vertheidigen, zu retten. Es ſoll uns Wunder nehmen, wenn auch nur Einer ſich rührt und die Gelegenheit benutzt, die Ehre ſeines Lieblingsſyſtems zu behaupten und zu begründen. Nie wäre dieſes Syſtem von dem größten Theile Europa's adoptirt worden, wenn es nicht in Folge eines

Digitized by Google

Wahnes, im Feuer einer wilden, Alles verschlingenden Gährung geschehen wäre. Wenn es aber gilt, zu rütteln an diesem schwach gezimmerten, schwankenden Gebäude, so wird es nicht fehlen an Solchen, die der allgemeinen Entrüstung ihre Stimme leihen, Wohl wissend, daß geübteres Fodern geistvoller Männer sich an die Lösung dieser Aufgabe machen werden, schien es doch dem Verfasser der nachfolgenden Abhandlung ein eben so würdiges als patriotisches Werk, das zu eigner und Anderer Aufklärung dienen könnte, dem modernen Constitutionalismus dreist und scharf in's Auge zu sehen und seine großen Schwächen und Mängel an's Licht zu ziehen. Dies wird nur im Sinne der in der Schrift, „die Freiheit in Europa" niedergelegten Grundsätze geschehen können, auch wird sich die Ausführung, die hier gegeben wird, genau an die gestellte Aufgabe halten. Wir werden zuerst das Wesen des modernen Constitutionalismus und seine Consequenzen ins Auge fassen, wobei sich das Unwesen desselben von selbst ergeben wird; wir werden hierbei ebensowohl die Erfahrung, als die Stimme der Vernunft und die Grundsätze der christlichen Religion und Moral beachten. Der zweite Theil wird in verneinender Weise die Frage beantworten, ob Preußen unter der Herrschaft dieses modernen Constitutionalismus seine alte Macht und Ebenstellung behaupten und seine Aufgabe in Deutschland erfüllen könne. Der dritte Theil wird sich mit der Frage beschäftigen, in welchem Geiste unsere Verfassung gehandhabt, fortgebildet oder abgeändert werden muß, um dem Charakter unseres Volkes wie dem Zustande der Gesellschaft zu entsprechen, das Wohl und die Macht Preußens zu begründen."

2) Den Anfang der ersten Hauptabtheilung: Wesen und Unwesen des modernen Constitutionalismus.

„Unsere Zeit ging auf Umgestaltung nicht bloß des Einen oder des Anderen aus, sondern ungenügsam, toll und blind, strebte sie nach einer plötzlichen Umwandlung aller Dinge; wie mit einem Zauberschlage wollte sie nichts weniger, als eine neue Welt schaffen. Denn wie soll man dies ihr Wühlen, Stürzen und Vernichten anders bezeichnen, da sie zugleich im Staate, in der Kirche, in der Schule, im Heere, im Handel und Wandel u. s. w. Alles neu bilden und auf den Kopf stellen wollte? Wir fragen mit Recht: Waren denn alle Verhältnisse so an der Wurzel angefressen und „verrottet", wie man sich auszudrücken beliebte? Konnte das alte Staatsgebäude, konnten die Provinzial- und Kreistage, der vereinigte Landtag mit dem früheren Regierungs-Systeme nicht mehr bestehen? Wir sagen nein und abermals nein! Wir können das im Drange der Ueberstürzung Geschaffene, das Kind eines Pariser, Wiener und Berliner Straßenaufruhrs nicht für den ächten Sohn einer Zeit des Fortschritts, für eine Wohlthat für unser Land erkennen. Es ist ein Wechselbalg und Bastard, von fremder Hand schändlich in die Wiege unseres Landes gelegt, das wir aber in der Verwirrung und Verblendung verkannten. Es ist die größte Schwäche eines eitlen Menschen, sich Alles zuzutrauen, klüger als alle Welt sein zu wollen. Diese Eitelkeit ist der Grundcharakter unserer Zeit. Was sich Jahrhunderte bewährt hatte, mußte diesem verzogenen Kinde zu Willen wie ein Kartenhaus umgestoßen werden. Kartenhäuser lassen sich wohl wieder herstellen, aber Neugestaltung des Staates erfordert andere Kräfte, als einen Sturmwind der Revolution oder einen Zephyrhauch von Memmen. Was man heute weiß, wußte man nicht, oder wollte man nicht wissen im Momente der allgemeinen Gährung. Zur Neugestaltung der Staaten gehört ein einziger, großer schöpferischer Geist, ein männlicher, Alles beugender Wille, eine der Zeit vorauseilende Einsicht, eine Divinationsgabe, um zu ahnen, was der Zukunft Noth thut. Aber der größte Mangel unserer Zeit stellte sich bald genug heraus. Es fehlte ein Mann, es fehlte der Wille und die Kraft eines Genius. Wir haben es gesehen, daß von unseren Zeitgenossen Niemand im Stande war, die Rolle Karls des Großen oder Friedreichs des Einzigen oder, um auch dem Feinde gerecht zu sein, eines Napoleon zu übernehmen. Die jüngste Zeit hat gewaltige Kräfte aufgeboten, es galt einen großen Kampf der Ideen, die Kräfte haben sich mächtig mit einander gemessen. Aber dabei ist es geblieben; was von diesen Kräften der Taumel der Revolution nicht verschlang, das wurde durch das Geschwätz der National-Versammlungen und der Kammern zu Tode gehetzt. Im Volke brach das unselige Feuer des Aufruhrs aus; das Volk war es, das dies Feuer mit seinem Blute löschte, mit seinem Geiste und Patriotismus überwältigte, wenngleich einzelne die Zeit erkennende Männer dem Gange der Ereignisse eine andere Wendung zu geben wußten. Sie thaten dies aber nur und thaten es nicht eher, als bis das Volk sie auf den Schultern trug und die allgemeine Entrüstung sie zur Entscheidung nöthigte. Sie warteten vom 18. März bis zum 9. November, ehe sie das Wort aussprachen: Wir wollen die Revolution brechen. Sie haben es gethan. Hätten sie nur auch all' den unnützen Ballast, der im Schiffe noch blieb, hinausgeworfen. Aber nein. Sie wollten die Revolution brechen, doch auch mit dem Zeitgeist es nicht ganz verderben. Dennoch haben sie Großes geleistet, was die Geschichte gebührend anerkennen wird. Größeres zu vollbringen, dazu waren sie weniger berufen, dazu waren die Herrscher geboren. Es fand sich Niemand dazu, eine große Bewegung, wie Europa, wie Deutschland sie sah, zu bewältigen und auszubeuten; denn wäre Einer dagewesen, er hätte sich gefunden, und wäre er aus dem äußersten Winkel der Erde hervorgekrochen, wie einst der Corse. Dieser eine Umstand, dieser Mangel an einem die Welt zu seinen Füßen legenden Manne sprach unserer Zeit das Urtheil, daß sie unfähig ist, die Welt auf den Kopf zu stellen. Die Geschichte macht sich nicht von selbst, die Persönlichkeit thut es, die Quintessenz des Geistes wie des Mannes, der die eigentliche Krone in der geschaffenen Welt ist; die Persönlichkeit aber ruft der Schöpfer hervor, die Masse kann ihn nicht aus sich herauslesen und fertig hinstellen. Darum war unsere Zeit untauglich zur Aufstellung neuer Gesetze, zur Neugestaltung einer Verfassung, zur Begründung der Constitution *). Dennoch mußte dem Götzen der Zeit geopfert werden, denn die Sehnsucht, das Geschrei danach war zu groß. Die Regierungen, irre gemacht durch die scheinbar allgemeine Stimme der Völker, statt fest das Heft in der Hand zu behalten, ließen es sich entwinden, beugten sich unter eine Rebellion, die mehr ein Straßenunfug als eine Revolution war. Sie gaben nach, sie erwiderten: Ihr wollt die Constitution, ihr sollt sie haben mit allen ihren Consequenzen."

3) Der dritten Hauptabtheilung (s. Inhalt) neunte Unterabtheilung: Abschaffung der constitutionellen Ver-

*) Vergl. A. Moritz Freiheit in Europa. S. 109.

Digitized by Google

fassung, Herstellung und Einführung der selbstständigen Monarchie.

„Wir haben den Constitutionalismus einer strengen, aber wie wir überzeugt sind, gerechten Prüfung und Beurtheilung unterworfen; wir haben den Schaden erkannt, der in unserem Volksleben sich eingefressen hat. Die Augen sind uns geöffnet; wollen wir sie nun wieder schließen und sagen: „Leider steht es so mit „der Verfassung und mit uns, aber wir können nicht von ihr los„kommen, wir sind mit Leib und Seele an sie gebunden; die Ver„fassung ist beschworen vom Könige, von den Ministern, den Ab„geordneten, den Königlichen und Communalbeamten, den Lehrern u. s. w. „Der Eid darf nicht gebrochen werden."

Hierauf entgegnen wir zuerst: Die Verfassung ist von dem größten Theile des Volkes nicht beschworen worden, die Armee ist nicht auf sie, sondern auf die Fahne vereidigt zur Treue gegen König und Vaterland, der Prinz von Preußen und die übrigen Königlichen Prinzen haben sie nicht beschworen, auch die Geistlichen nicht (mit Ausnahme der Superintendenten, Consistorialen als Königlicher Beamten), ebenso wenig die Masse der Bürger in den Städten und der Bewohner des platten Landes. Diese also, sie bilden die Mehrzahl des Volkes, würden keinen Eidbruch begehen, wenn sie sich auf dem Wege des Rechtes von der Constitution äußerlich lossagten, der sie im Herzen nicht hold sind.

Wir fragen: Wer hat das größte Interesse an dem Bestehen der Constitution? *) Etwa Alle die, welche sie beschworen haben, beschworen vielleicht mit innerem Widerstreben, aus Gehorsam gegen den König und das Gesetz? Wir zweifeln. Die Constitutionellen, die eigentlichen und uneigentlichen in und außer den Kammern, haben ein wirkliches oder scheinbares Interesse daran; und unter diesen Constitutionellen sind es vornämlich die Beamten, welche in dem Constitutionalismus ganz richtig ihre beste Stütze und einen unermeßlichen Zuwachs ihrer Herrschaft erkennen, den sie mit den Zähnen festhalten.

Der König und das Königliche Haus haben kein Interesse dabei, die Armee auch nicht, das Land nicht minder, am wenigsten die Königlich-Gesinnten, die ächten Preußischen Patrioten, die im Constitutionalismus den Untergang des Staates erblicken.

Jedermänniglich ist kund, wie diese französisch-englische Pastete auf unsern Tisch gekommen ist. Das preußische Volk hatte kein Verlangen danach; man schwatzte ihm aber vor, um die Constitution sei es etwas Kostbares. Es glaubte den Phrasenmachern. Dennoch wäre ihre Einführung schwerlich gelungen, wenn nicht der König sich dazu bereit erklärt hätte. Die Ehrfurcht aber, die Liebe und das Vertrauen zum Könige waren so tief gewurzelt, daß Niemand in des Königs Umgebung zu widerrathen wagte, sondern im Gehorsam eines Unterthanen sich Jeder vom Willen des Königes abhängig fühlte und auf sein Wort und seine Entschließung wartete. „Der König will es, darum wollen wir es auch!" So klang es aus Aller Munde von einem Ende des Landes zum andern. Die Constitution ist also von der Liebe des Volkes zum Könige getragen, durch die Nachgiebigkeit des Königs aufgenommen worden von allen Gutgesinnten und Patrioten, nicht auf dem Wege ruhiger Ueberlegung, sondern in überstürzender Eile, im Sturme der Leidenschaften, der Rebellion.

Man könnte sagen, deshalb hat man auch ein Recht, nachdem man ihr Wesen ergründet, das Unheil, das sie im Gefolge hatte, gesehen hat, sie aus dem Lande zu treiben, wie sie herein gekommen ist. Und das wäre nur eine gerechte Vergeltung. Und würfe man ein: das wäre ein Eidbruch, so antworten wir: die Rebellion war ein Treubruch. Sagte man: das gegebene Wort würde zur Lüge, so wäre zu erwidern: durch Lüge ist uns die Lüge geworden; wie du mir, so ich dir. Wollte man unser ganzes constitutionelles Leben bisher zur Heuchelei stempeln, so hieße es unsererseits: Wir haben der Heuchelei nur die Larve abgerissen. Oder beschwerte man sich über Gewalt, so lautete die Antwort: Man muß Gewalt mit Gewalt vertreiben. *)

Doch wir brauchen solche Mittel nicht. Kein Aufruhr um der Constitution willen! das ist sie nicht werth und dessen bedarf es auch nicht. Schade um den Blutestropfen, der für sie noch fließen sollte. Bei Einführung der Constitution nach der Rebellion und Gewalt, die man verübte, ist noch ein gewisser Schein des Rechtes gerettet worden. Der zu Recht bestehende vereinigte Landtag mußte sich selbst zu Grabe läuten und das neubeliebte System ins Leben einführen. Da ward auch nicht ein Mann gefunden, der gerufen hätte: Haltet ein! was beginnt ihr? Ihr wollt der Monarchie den Todesstoß geben? Doch, es wollten Männer reden, man schnitt ihnen das Wort ab, man hatte keine Ohren für sie, man hatte nur noch Augen für die Constitution. Es fand sich ein Mann, der nicht schweigen wollte, v. Thadden-Trieglaf; aber er mußte sich begnügen, seinen Protest in einer Zeitung abdrucken zu lassen, und tröstete sich bei der hereinbrechenden Anarchie und dem Unglück des Landes mit einem ehrlichen Galgen und einer fröhlichen Auferstehung!

Wir wollen nicht, daß der König jemals die Initiative ergreife. Aber die Kammern sollten es thun, die Minister müßten es wagen, das Land aber wird es begehren. Alle Patrioten werden es als eine Gewissenssache betrachten, nicht zu verschweigen, was sie für ersprießlich, für nothwendig erkennen. Und ausgesprochen muß es werden, dazu haben wir nicht bloß die Pflicht, sondern auch ein wohlbegründetes Recht.

Die Minister, die Kammern können natürlich nicht eher Einleitungen treffen, als bis das Land den Anfang gemacht hat. Das Land muß sich rechtlich und friedlich selbst helfen, sowie es sich half, als die National-Versammlung die Anarchie beförderte. Das Land steht über den Abgeordneten, denen es Auftrag ertheilt hat, es kann nach Ablauf dreier Jahre diesen Auftrag an Andere übertragen; es kann z. B. durch gänzliche Nichtbetheiligung an den nächstens bevorstehenden Neuwahlen thatsächlich an den Tag legen, daß es der Constitution überdrüssig ist; denn zur Wahl kann Niemand gezwungen werden. Es kann aber auch noch einmal seine Stellvertreter wählen und sie durch Gelöbniß verpflichten, die Constitution abschaffen, die constitutionelle Monarchie herstellen helfen zu wollen.

Die Mittel dazu sind vorhanden und sind gesetzlich: 1) das Vereinsrecht, 2) die freie Presse, durch welche wir mit schlagenden Gründen ehrlich und gebührend unsere Ansicht über Alles, auch

*) S. Freiheit in Europa S. 5. 6,

*) Vergl. Freiheit in Europa. S. 104.

Digitized by Google

über die Constitution aussprechen dürfen (ein Recht, dessen wir uns auch bei Abfassung dieser Schrift bedient haben), endlich 3) das Petitionsrecht. Mehr brauchen wir nicht. Aber die Stimme des Landes bedürfen wir, auf das Land müssen wir einwirken durch Freimüthigkeit in gesetzlich gestatteten Vereinen und Versammlungen, durch die Tagesblätter, Journale und Broschüren. Petition auf Petition an den König, das Ministerium, die Kammern muß folgen. Wir appelliren an den Patriotismus, an die preußischen Herzen unserer Deputirten. Wir vertrauen dem edlen Herzen unseres Königs, seiner hohen Weisheit und Liebe zu dem Volke, Ihm, der der beste Patriot und nicht bloß der erste, sondern auch der beste Preuße und zugleich ein ächt deutscher Mann ist, der in den Tagen des Unheils seine verblendeten Kinder lieb, nur zu lieb hatte und ihnen das schärfste Messer in die Hand gab, das sie ungestüm begehrten.

Wir wissen, daß der König seinem Volke die größesten Opfer bringt. Seinen Eid braucht derselbe nicht zu brechen. Aber wenn die überwiegende Mehrheit des Volkes, wenn Kammern und Ministerium einstimmig handeln und das Heil des Staates wahrnehmen, wenn sich noch einmal ein Graf Brandenburg finden wird (und er wird sich finden!), der das ganze Gewicht der Verantwortung auf sich nimmt, so wird die Volksvertretung die Minister, die Beamten im Namen des Volkes von ihrem Eide entbinden. Was Menschen irrthümlich geschaffen haben, das können auch Menschen bei gewonnener besserer Einsicht wieder aufheben. **Wir hatten auch allesammt der absoluten Monarchie geschworen, der vereinigte Landtag war vereidigt.** Wie der vereinigte Landtag dennoch die Constitution zu Recht bestehend erklärt hat, so kann die Constitution die Sache wieder umkehren. Eine von den Kammern und zwar deren Majoritäten (herrschen ja doch in der Constitution die Majoritäten!) verworfene Constitution wird von niemand mehr in Schutz genommen werden. Möglich, daß die Eigentlichen gewaltig schreien: „Laß sie reden, was sie wollen, wenn sie nur thun, was sie sollen“. Wenn nun das ganze Land mit Ministerium und Kammern mit der Bitte vor den König **tritt, die ihm von Gottes Gnaden verliehene, ungeschmälerte, wider alles Recht ihm abgedrungene selbstständige (absolute) Königliche Macht wiederherzustellen und mit demselben Recht, womit er die Constitution bestätigt hat, diese abzuschaffen,** wird derselbe, der längst die Ueberzeugung gewonnen haben wird, daß bei dieser Verfassung Preußens Ehre und Macht keinen Bestand haben können, diese Bitte seiner Unterthanen sein Gehör versagen? Diese Handlungsweise wäre der Constitution nicht entgegen, denn nach ihrem Grundsatz wird der Beschluß, den beide Staatsgewalten, König und Volk, fassen, zum Gesetz erhoben.

Das sind unsere Vorschläge, deren Durchsetzung wir für möglich erachten. Bedenken dagegen wird man genug aufführen, wir selbst könnten vielleicht noch ihre Zahl vermehren. Alle diese aber werden überwogen und beschwichtigt durch das allerwichtigste Moment, das den römischen Consuln zugerufen wurde: **Sehen die Consuln zu, daß der Staat keinen Schaden nehme.**

Nach ist Preußen Preußen und das soll es bleiben. Noch sind nicht unterdrückt die Gefühle der Dankbarkeit und Anhänglichkeit für unser Königshaus. Noch sind wir so deutsch und preußisch gesinnt, daß alle unsere Lebensfäden an unser Königshaus geknüpft sind und alle unsere Ideen zusammenfließen in dem Herzen unsers Königs. Was jemals die Constitutions-Männer versehen, wird das Land wieder gut zu machen wissen; denn noch gilt uns der König und sein Haus mehr als jede noch so fein ausgesponnene Staatstheorie, und Hohenzollern steht uns höher, als eine wandelbare Constitution. Eben diese Gesinnung ist es, die uns hoffen läßt, daß Preußens Stern nicht untergehen werde: er wird sich vielmehr in den trübsten Tagen unseres Jahrhunderts nur noch glänzender erheben und hat sich schon erhoben nicht durch, sondern trotz der Constitution. Aber darum thut es Noth, daß das Volk aus seinen Träumen erwache, daß es im Vertrauen auf Gott und die gute Sache und im Hinblicke auf einen die volle Liebe seines Volkes verdienenden König auf gesetzlichem Wege ein Joch von sich thue, das ihm in unheilvoller Zeit aufgezwungen ist. Im Volke ist noch gesunder Sinn genug, es fehlt ihm nicht an einem richtigen Urtheil über die socialen und politischen Erscheinungen der letzten Jahre. Dieser Geist wird oben bleiben, so lange er noch wach ist; er wird überwältigt, wenn er einschläft.

Es thut Noth, daß das Volk von seinen theuersten Gütern rette, was noch zu retten ist; und es ist wichtiger, daß dies mit ruhiger Besonnenheit und mit den vereinten Kräften Aller geschehe, als durch irgend einen Machtstreich von fremder Hand oder ein unvorhergesehenes überwältigendes Ereigniß. Noch ist es Zeit, sich selbst zu helfen, vielleicht bald möchte es zu spät sein. Wenn uns ein Eroberungskrieg von Westen her noch in den Armen des Constitutionalismus fände, dann wehe uns! Mit huldgebrochener Macht ständen wir vor unsern Feinden. Das wolle Gott verhüten. Aber damit dies nicht geschehen könne, müssen wir wieder einen König haben, wie wir ihn hatten. **Die Constitution muß fallen, der Thron muß sich heben auf seine frühere Höhe.** Wir müssen wieder auf Gott und unsern König sehen, wir müssen unserm Könige folgen, wohin er uns führet. Wir sehen mit ihm mit klarem, offenem Auge die Nothwendigkeiten und Möglichkeiten unserer Zeit. Wir leben der freudigen Hoffnung, daß in der nächsten Zeit durch treues Zusammenwirken der Regierung und der Stände unsere Wünsche nach einer einheitlichen, ungetheilten, festen, absoluten Monarchie in Erfüllung gehen werden. Wir stellen uns hierbei nur auf das Recht; wir hoffen die Hülfe nicht allein von Menschen, wir blicken nach oben, wir schauen zurück auf die alte Herrlichkeit Preußens, deren Wiederkehr wir von Herzen ersehnen. Unser und Preußens Wahlspruch bleibt: **Mit Gott für König und Vaterland.**

Gott mit uns!

Miscelle.

Dem Herald zufolge soll es sich nun als sicher ergeben haben, daß der bekannte deutsche Reisende, Dr. Leichardt, sammt all seinen Begleitern in der Nähe einer kleinen Bucht, Bundeeabella genannt, 150 bis 200 engl. Meilen tief ins Land hinein, (Neu-Südwallis) ermordet worden ist.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 70. Mittwoch, den 1. September. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 545
Der König träumt. Romantisches Drama in einem Akt. Aus dem Dänischen von H. Zeise ..... " 548
Literatur:
Deutsches Volksbuch ..... " 551
Bulletin du Bibliophile Belge ..... " 551
Miscelle ..... " 552

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Plünderung der Tuilerien. — Der Tarif der Revolutionen.

Es waren die Marseillaner, die nach dem Abzug der Schweizer, unter dem Ausruf: der Sieg ist unser! zuerst in die Tuilerien drangen. Sie nahmen dieselben in Besitz; erobert hatten sie sie freilich nicht, wie unsre Leser wissen. Eine unzählige Menge, gleich Barbaroux durch die ersten Erfolge angezogen, stürzte sich ihnen nach, und in wenigen Augenblicken füllte ein zeelumpter wirrer Haufen, heulend und von Blut triefend, das Gebäude von dem Keller bis zu den Dachkammern hinan. Man erstickte und war der Ohnmacht nahe in diesem glühenden und schmutzigen Brennofen, in welchem man sich unten mit Wein und oben mit Blut erfrischte.

Das erste, woran man dachte, war das Morden, und als alle menschlichen Geschöpfe, die sich vorfanden: Soldaten, Huissiers, Hausgesinde, das ganze Küchenpersonal erwürgt worden waren, wurden selbst noch die Hunde umgebracht.

Der zweite Gedanke war Stehlen. Man stahl das Leinenzeug, das Silbergeschirr, die Assignaten, das baare Geld. Der Advocat Daubigny, der Hauswirth von Marat, hatte 100,000 Fr. gestahlen, die seine Frau jedoch, weil darüber mit Verfolgung bedroht, den andern Tag wieder auslieferte.

Der dritte Gedanke war Besudeln, Zerbrechen, Vernichten. Kerle aus dem niedrigsten Volke zogen die Krönungskleider, Megären die Gewänder der Königin an, und eins von ihnen wälzte sich in dem Bette derselben. Die Spiegel wurden entzwei geschlagen, die Möbeln aus den Fenstern geworfen und unten verbrannt.

Als man gemordet, gestohlen und zertrümmert hatte, da wollten die raffinietesten dieser Sieger die Schändlichkeit und Wildheit der Menschen noch über die bekannten Gränzen hinausrücken: es wurden siebenzehn Schweizer beim Feuer der großen Kamine, genährt von zerschlagenen Stühlen und Tischen, gebraten und das Herz von einem derselben, in Branntewein gelegt, verzehrt!!!

Diese Scheußlichkeiten, wofür die Indignation keine Worte finden kann, um sie hinlänglich zu bezeichnen, sind von allen Augenzeugen constatirt worden.

„Man massacrirte," sagt Barbaroux, der eben herbeigekommen war, „in den Gemächern, auf dem Dache und in den Kellern die Schweizer mit und ohne Waffen, die Ritter und die Diener, kurz Alles, was zum Schloß gehörte. Wir konnten nichts dazu thun; man hörte nicht mehr auf unsre Stimme. Nach den ersten Erfolgen war die Menschenmasse ungeheuer angewachsen, und die durch dieselbe verübten Excesse sind nachdem lediglich den Kindern von Marseille zur Last gelegt worden."

„Das Volk," sagt Prudhomme, „gab keinem Bewohner des Schlosses Pardon. Die Schweizer und andere, die sich unterm Dache versteckt hatten, wurden von oben herabgestürzt; andere wurden in den heimlichen Gemächern, wieder andre in den Küchen aufgefunden, und, bis zu dem Küchenjungen herab, als die Mitschuldigen ihres Gebieters, und der Nation entfremdet, erschlagen. Es wurde Alles, bis zu den Kellern herunter untersucht, und in denselben wurden tausende von Fackeln gefunden, die dort sichtlich aufbewahrt worden waren, um Paris auf ein Zeichen des neueren Nero in Brand zu stecken. Man beschränkte sich nicht auf das Schloß: die Flüchtlinge in rother Kleidung wurden durch den ganzen Garten, bis zu den elysäischen

Digitized by Google

Feldern, der Terraſſe des Palaſtes, der nach der Waſſerſeite hin, in dem Gehölze, in den Baſſins, in dem Garten des kleinen Prinzen verfolgt. Sie wurden überall niedergemacht; man erwürgte ſelbſt die Portiers in ihren Logen; ſie mußten ſchon das Schickſal ihrer Kameraden theilen, weil ſie mit ihnen im Einverſtändniß waren .... Eine Menge Möbeln wurden zerſchlagen, ein Loos, das faſt ſämmtliche Spiegel theilten: Medicis-Antoinette hatte vor denſelben zu lange die heuchleriſche Miene ſtudirt, die ſie dem Publikum zeigte. Des Weines, den man bei den Portiers fand, wurde auch nicht geſchont."

Wir haben zuvörderſt die Zeugniſſe Barbaroux's und Prudhomme's gegeben, weil ſie feurige Revolutionnoirs, eifrige Anhänger der Revolution vom 10. Auguſt waren, und ſich nicht annehmen läßt, daß ſie die Abſicht gehabt haben ſollten deren Urheber zu verläumden. Wir wollen dieſen Zeugniſſen nun das des Kaiſers folgen laſſen, in welchem ſich, aus anderen Gründen, die höchſte und ſchärfſte Unparteilichkeit bekundet.

„Als der Palaſt forcirt worden war und der König ſich in die Mitte der Verſammlung begeben hatte," ſagt der Kaiſer, „wagte ich mich in den Garten hinein. Nie habe ich ſeitdem auf keinem meiner Schlachtfelder ſo viele Leichen geſehen, als ſich mir hier in den Maſſen von Schweizern darboten, ſei's daß die Kleinheit des Locals die Zahl augenfälliger machte, ſei's in Folge des erſten Eindrucks, den ich in dieſer Art empfand. Ich habe wohlgekleidete Frauen geſehen, welche die gröbſten Indecenzen an den Leichen der Schweizer begingen. Ich durchſtrich alle die Caffehäuſer in der Nähe der Verſammlung: überall herrſchte die äußerſte Aufregung, war die Wuth in aller Herzen; ſie zeigte ſich auf allen Geſichtern, obgleich es keine Leute aus der Claſſe des Volkes waren, und dieſe Orte mußten täglich von denſelben Kunden beſetzt werden, denn obgleich in meiner Toilette nichts Auffälliges war, oder vielleicht auch weil ſich in meinem Geſichte mehr Ruhe zeigte, konnte ich leicht wahrnehmen, daß ich von vielen Seiten feindlich und mißtrauiſch, wie irgend ein Unbekannter oder Verdächtiger aufs Korn genommen ward."

Alle verwundeten Schweizer-Officiere, die auf Terraſſen der gefallenen Soldaten liegend in dem Schloſſe hinterlaſſen worden waren, wurden in Stücken gehauen, und Herr Vekin, der Oberwundarzt des Regiments, ſo wie ſein Gehülfe, Herr Richter, welche die Verwundeten ſelbſt nach dem Abzuge des Herrn Durler nicht hatten verlaſſen wollen, wurden inmitten der Wahrnehmung ihres Berufs gemordet.

Den Schluß dieſes Schaudergemäldes möge die Beſchreibung Maton's de la Varenne machen, der einer der exacteſten Geſchichtſchreiber dieſer Epoche der Revolution iſt.

„Die Bande Fournier's theilt ſich," ſagt er. „Einige ſtürzen den Kellern zu, berauſchen ſich dort in Wein und Liquören, und kommen unter dem Ausſtoßen von Gottesläſterungen um. Andere, welche die Gemächer nicht verlaſſen haben, zünden in den Kaminen große Feuer an, in die ſie ſiebenzehn Schweizer, die ſie in der Sacriſtei der Kapelle verſteckt gefunden, und einen andern, der dem Tode dadurch zu entrinnen geglaubt, daß er unter die Matratzen des Bettes der Königin gekrochen war, warfen oder an Bratſpießen geſteckt drieten.

„Eine Poiſſarde, die wiſſen wollte, wie Antoinette gebettet geweſen, ſchlug die Decke von deren Bett zurück und legte ſich hinein, und da gewahrt dieſe Furie, daß etwas darunter verborgen. Von ihren Kumpaninnen geholfen, wirft ſie die Matratzen ab, und da wird der Unglückliche, den ſie verborgen hatten, erwürgt.

„Ein gleiches Schickſal haben die Huiſſiers, die Commiſſionairs, die Aufreiber, die Köche, ja ſelbſt die Hausthiere, und die Wüthigen treiben ihre Gier nach Menſchenfleiſch ſo weit, daß ſie deſſen noch zuckend verſchlingen. Grammont, einer dieſer Kannibalen, ſeines Gewerbes ein Schauſpieler und in der Regel in der Rolle eines Tyrannen agirend, trinkt vor aller Welt Augen ein Glas noch warmen Blutes. Blanc, der es ſchon verdient, neben demſelben zu figuriren, überbietet ihn noch, indem er, das Mahl des Ateeus erneuernd, auch noch die Leber eins der Opfer ißt, und dabei ausruft: „Donnerwetter! das iſt noch zäher, als das geſtrige war." Wir haben dieſen Umſtand von jemand, der deſſen Zeuge geweſen iſt und der ſeinen ſcheußlichen Urheber gekannt hat.

„Ein anderer, Namens Arthur, Papierfabrikant und Mitglied der Gemeinde, wirft ein blutiges Herz in abgebrannten Branntewein und hält davon ein ähnliches Mahl.

„Die Möbeln und die werthvollſten Koſtbarkeiten, das Geld des Königs und ſeiner Familie, ihre Kleidung und Wäſche, Portefeuilles und Papiere ſind die Beute der gräulichſten Verheerung. Villain Daubigny ſtiehlt 100,000 Livres, welche ſeine Frau nachdem der Gemeinde zurückbringt, um ihn den Verfolgungen zu entziehen, von welchen er bedroht iſt. Spiegel, Fenſterkreuze, Pendülen, Schränke, Matratzen, Alles wird zu den Fenſtern hinausgeworfen. Perrückenmacher, Schuhflicker und Laſtträger legen, Blut triefend und mit Schweiß und Staub bedeckt, ſich die koſtbarſten Kleidungsſtücke, ſelbſt die der Krönung an. Die Furien, die gekommen ſind um denen das Garaus zu machen, welche von ihnen Veto und deſſen Frau genannt worden, entledigen ſich ihrer Lumpen und kleiden ſich in die Gewänder der Königin.

„Der immer weiter um ſich greifende Brand, der ſchon zwei koſtbare Ställe, für den Dienſt der berittenen Garde gebaut, die Hofgebäude und mehrere Wohnungen, worunter die des Gouverneurs eine der bedeutendſten iſt, verzehrt hat, läßt fürchten daß das ganze Schloß in Aſche gelegt wird. Man läßt Speitzenleute kommen, um zu löſchen, aber ſie werden durch einen Hagel von Schüſſen in die Flucht gejagt."

Man muß heutzutage alle ſeine geiſtige Kraft aufbieten und zehn Beweiſe für Einen haben, um an ſolch grauenvolle Exceſſe, an eine ſolche Entaelung der menſchlichen Natur zu glauben; doch ſind wir noch nicht am Ende, noch nicht mit dem Menſchenfleiſche fertig, das von den Raſenden im Dienſte der Factionen roh und blutig gegeſſen worden iſt. Was werden wir erſt hören, wenn wir zu den Metzeleien in den Gefängniſſen kommen, über welche Madame Roland ſich unterm 9. September gegen einen Freund in folgender Weiſe ausſprach:

„Wenn Sie nur die gräulichen Details der Expeditionen kennten! Die Frauen in brutalſter Weiſe geſchändet, ehe ſie von dieſen Tigern zerriſſen werden; zerſchnittene Gedärme als Bänder getragen; Menſchenfleiſch noch blutend gegeſſen! .... Sie wiſſen, mit welchem Enthuſiasmus ich der Revolution zugethan geweſen bin. Wohl, nun ſchäme ich mich ihrer: ſie iſt ſcheußlich geworden! Binnen acht Tagen .... was weiß ich! Es iſt erniedrigend, am Platze zu bleiben, aber man darf nicht aus Paris heraus. Man hält uns eingeſchloſſen, um uns im rechten Augenblicke zu erwürgen."

Digitized by Google

Doch hatten Madame Roland und ihre Freunde erreicht, wonach ihnen gelüstet hatte: sie waren Minister geworden, die Versammlung hatte Ludwig XVI. besiegt und beraubt; aber die Girondisten waren es noch nicht völlig auf ihre Kosten inne geworden, daß wenn eine Versammlung dem Oberhaupte eines Staates die Gewalt nimmt, sie dieselbe stets unwillkürlich den äußeren Factionen überträgt.

Einige wenige Personen entkamen dem Morden in den Tuillerien, kamen aber darnach in den Straßen, im Gefängniß, und mehrere auf dem Schaffott um.

Die circa zwei hundert Edelleute, die sich, bloß mit Degen bewaffnet, unter dem Befehl des Marschalls von Mailly im Schlosse befanden, zogen Alles, was sich von Schweizern und Nationalgardisten noch in diesem Theile der Gemächer befand, an sich. Sie zählten so ungefähr 500 Mann, waren ohne einen bestimmten Zweck und ohne wirksame Waffen. In dem Gedanken waren sie eins, sich nach der Versammlung, zu dem Könige zu begeben.

Diese kleine Trupp führte seinen Rückzug durch das Königin-Gitter, das erbrochen werden mußte, aus; durch diesen schmalen Ausgang konnte zur Zeit aber fast nur Einer passiren, und man war, so wie man die Terrasse betrat, dem Gewehr- und Kartätschenfeuer des Postens ausgesetzt, der bei dem Gitter der königlichen Brücke, d. h. in nur dreißig Schritt Entfernung, aufgestellt stand. Unter den Getödteten, über welche die Letzkommenden hinschreiten mußten, befanden sich die Herren von Castelja und von Clermont d'Amboise. Von diesem Gitter bis zu der Treppe der Reitbahn, war der Weg auf jedem Schritt mit Leichen und Verwundeten besäet.

Am Fuße der Treppe angekommen, wurden diese ganz verdutzten Männer, die Zielscheibe des Feuerns von sämmtlichen Terrassen, ein letztes Mal von dem Herrn von Choiseul gesammelt. In der Meinung, das man ihm folge, schlug der Herr von Choiseul, den Degen in der Hand, den Weg zum Sitz der gesetzgebenden Versammlung ein; die Truppe war aber weiter den Garten hinauf marschirt, und durch einen Ausgang der Orangerie-Esplanade zu dem Platze Ludwigs XV. gelangt. Als der Herr von Choiseul es inne ward, das man ihn verlassen hatte, begab er sich allein in die Loge, wo sich der König befand.

Das Wenige, was von diesem entwaffneten Bataillon noch übrig war, wurde auf besagtem Platze von dem Feuer eines Postens von zwei tausend Mann begrüßt, und retirirte sich dann nach der Straße St. Florentin, wo der venezianische Gesandte, Herr Pisani, es auf die Gefahr seines Lebens in dem schönen Hôtel aufnahm, das, ursprünglich für den Herzog von Infantado gebaut, seitdem von Danton und dem Herrn von Talleyrand bewohnt worden ist und das gegenwärtig die Nummer 2 an der Ecke der Rivoli-Straße führt. Diese Unglücklichen entgingen mehreren Nachforschungen, die im Laufe des Tages dem Völkerrechte zuwider gegen sie vorgenommen wurden, und es gelang ihnen, sich ihren Henkern unter verschiedenen Verkleidungen zu entziehen.

Das Schicksal des Hauptdetaschements der Schweizer, das sich laut dem Befehl des Herrn von Hervilly nicht auf die Versammlung zurückziehen konnte, war das all der anderen. Nachdem es unter einem Kugelregen den Garten passirt war und sich durch die elysäischen Felder über die kleine Treppe der Dauphins-Esplanade retirirte, gerieth es mitten in das Kleingewehrfeuer und die Kanonade des Platzes Ludwigs XV. Dort machten diese Männer, sich zehnmal wieder anschließend, wenn ihre Reihen gelichtet waren, unter dem Befehl des Herrn Forestier de Saint-Venant heldenmüthige Bajonnetangriffe auf die dichten Massen der Nationalgarde, die sie dreimal durchbrachen. Aber sie fielen einer nach dem andern, und ihr Anführer wurde durch den Pistolenschuß eines berittenen Gendarmen getödtet.

Die anderen Schweizer, die das Schloß in kleineren Abtheilungen verlassen hatten, sind fast bis auf den letzten Mann umgekommen. Ihrer 80 sind in der Straße Echelle gefallen, und eine beinahe gleiche Anzahl derjenigen, die ein Beschluß der Versammlung unter den Schutz des Gesetzes gestellt hatte, ist, als sie unter der Parole der Sieger dem Stadthause zugeführt wurde, auf dem Greveplatze gemordet worden. Die Wenigen, die davon übrig geblieben, etwa zwanzig Mann, wurden nachdem, am 3. September, durch Maillard in der Abtei getödtet.

So ist binnen wenig Stunden dies tapfre und loyale Regiment umgekommen! Seine Casse ward geplündert. Das ihm zu Luzern errichtete Denkmal weist nach, daß am 10. August 26 Officiere und 760 Gemeine gefallen sind.

Die im Schlosse zurückgebliebenen Damen der Königin und die im Dienste der Kinder von Frankreich sind sämmtlich gerettet worden.

„Die junge Gräfin Pauline von Tourzel," sagt Weber in seinen Memoiren, „die Gräfin von Soucy, die Damen Thibaut, Terrasse, Lemoine, Batire, de Saint-Brice und Demoiselle Ernestine Lambriquet sind am 10. August durch die Geistesgegenwart einer der vier ersten Hofdamen der Königin verschont geblieben und gerettet worden, indem dieselbe den Mördern in der Thür ihres Gemaches entgegen trat, und zu ihnen sagte: „Ihr braven Leute, ihr werdet doch Mitleid mit armen Dienerinnen haben?" Die Mörder sahen einander an, und sagten dann zugleich: „Ja, die Frau hat Recht; man muß sie retten! Wohl, wir schwören, daß wir Euch wohlbehalten nach Hause bringen wollen!" Und sie hielten Wort."

Es war die Fürstin von Tarente, die diese Ruhe und Geistesgegenwart bewiesen hatte. Außer den von Weber genannten Damen, waren aber noch die Frau von La Roche Aymon und die Frau von Ginestous im Schlosse gegenwärtig. Diese Damen sind jedoch nicht, wie Weber angegeben hat, nach ihren Wohnungen geleitet worden, sondern haben das Schloß, wo sie bis dahin in ihrem Asyl von einem Piket Nationalgardisten beschützt worden waren, erst gegen Abend verlassen. Unten an der Königsbrücke, an dem hohen Ufer der Seine vereinigt, schlichen sie sich, um nicht gesehn zu werden, längs des Wasserlaufes bis zu der Brücke Ludwigs XVI., und gelangten so nach der Vorstadt St. Germain.

Madame Campan erzählt folgendermaßen, wie sie dem Tode wie durch ein Wunder entronnen ist:

„Ich war," sagt sie, „zu einem Halbgeschoß hinaufgestiegen, in der Meinung, daß meine Schwester sich dahin geflüchtet hätte; ich fand dort aber nur unsre beiden Kammerfrauen und einen der Heiducken der Königin, ein Mann von hohem Wuchse und gänzlich martialem Ansehn, vor. Er sah aber bleich aus, und hatte sich auf ein Bett gesetzt . . . . In diesem Augenblick stürmte ein Haufen Männer ungestüm die Treppe herauf, fielen

über ihn her, und ermordeten ihn unter meinen Augen. Da rannte ich, von unseren Frauen gefolgt, der Treppe zu; aber die Mörder verließen den Heiducken, und setzten uns nach. Die andern Frauen fielen ihnen zu Füßen, und griffen nach ihren Säbeln; ich fühlte aber schon, wie eine furchtbare Faust mir in den Nacken griff, um mich an meinem Kleide festzuhalten. Da wurde von unten der Treppe heraufgerufen: „Was treibt Ihr da oben?" Der scheußliche Marseillaner, der mich zu morden im Begriff war, antwortete hierauf mit einem Hm! dessen Ton mir nie aus dem Gedächtniß kommen wird. Darauf ließ sich die vorherige Stimme nochmals vernehmen, nur die Paar Worte sagend: „Man tödtet keine Frauen!"

„Ich lag augenblicklich auf den Knieen; der Henker ließ mich jetzt aber wieder los, und sagte: „Steh auf, nichtswürdiges Mensch, die Nation begnadigt Dich!" Trotz der Plumpheit dieser Worte, empfand ich plötzlich ein unaussprechliches Gefühl, das fast eben so sehr auf die Liebe zum Leben, als auf den Gedanken Bezug hatte, daß ich meinen Sohn und alles, was mir theuer war, wiedersehen würde."

Es war Mittag, als das Kleingewehr- und das Geschützfeuer gänzlich aufgehört hatte; das Plündern und Morden währte aber noch den ganzen Tag und einen Theil der Nacht fort.

Was hatte die Versammlung, was hatten die Girondisten während der ganzen Dauer dieser scheußlichen Excesse gethan? Sie hatten gemüthlich das Ministerium und die Attribute der durch sie gestürzten königlichen Gewalt unter sich getheilt. Wie lange sollte ihnen aber ihre Eroberung verbleiben? — Nicht einmal einen vollen Tag!

Neben dem Sitze der gesetzgebenden Versammlung organisirte sich in demselben Augenblick die rivalisirende Mordhöhle der Pariser Gemeinde, von welcher nachdem die Haussuchungen, die massenhaften Arrestationen, das Revolutionstribunal vom 17. August und die Septembermetzeleien ausgehen sollten. — Der Leser möge uns jedoch gestatten, daß wir, ehe wir diesen feierlichen und sühnenden Sturz der siegreichen Gironde beschreiben, in Anlaß der Revolution vom 10. August in wenigen Worten die allgemeinen Mittel resumiren, durch welche die sämmtlichen Revolutionen beschafft worden sind.

Es giebt einfältige Menschen, die, durch die poetischen Schilderungen unsrer bürgerlichen Unruhen getäuscht, an einen revolutionairen Enthusiasmus glauben, und sich einbilden, man gehe auf Verschwörungen und Empörungen aus reiner Vaterlandsliebe ein. Diese Leichtgläubigen haben das Budget von Paris nicht gelesen, in welchem sich der Tarif der patriotischen Trunkenheit seit 1789 verzeichnet befindet.

Revolutionen machen ist ein Metier für Leute, die dessen kein andres kennen oder zu treiben Lust haben, und dies Metier hat sich immer ergiebig genug bewiesen. Die Häupter, die ihr Geschäft ins Große betreiben, bemächtigen sich der Regierungen und der Aemter; die Masse, die hinaus auf die Straße geschickt wird, begiebt sich nach einer jedesmaligen Expedition zu dem Cassirer des Stadthauses, der über die Kosten einer jeden Revolution Buch zu führen hat. Eine Menge solcher Rechnungen sind verbrannt worden, doch sind deren noch genug übrig geblieben, um die fehlenden darnach abschätzen zu können.

Die Revolutionen vom 14. Juli 1789, vom 10. August 1792 und vom 31. Mai 1793 waren hinsichtlich der von ihnen aufgewandten Mittel großartig im Cynismus. Die Abrechnungen darüber befinden sich ohne alle Schaam in dem Budget der Stadt Paris unter Ueberschriften wie die folgenden verzeichnet:

„Capitel III. **In Anlaß der Revolution von 1789.**

Oder:

Außerordentliche Ausgaben, in Folge der Revolution vom 10. August 1792.

Oder:

„Schadloshaltung der Bürger, die an den Tagen vom 31. Mai, 1. und 2. Juni 1792 aufgeboten worden sind.

Die Kosten der Revolution vom 14. Juli 1789 beliefen sich mit Inbegriff der Tage vom 5. und 6. October auf 1,105,845 Fr. 11 Sous 8 Heller. In dieser Zahl sind die Kosten der Demolirung der Bastille, 1,200,000 Fr., nicht mit eingerechnet.

Die Kosten der Revolution vom 10. August 1792 beteugen, durch die Plünderung des Tuilerienschlosses, die Beraubung der Geräthkammer und die Entwendungen im September reichlich gedeckt, nur 100,000 Fr., welche die gesetzgebende Versammlung hergab. Die Girondisten knauserten gar sehr, wie man sieht, auch führten sie nicht lange das Regiment.

Die Kosten der Revolution vom 31. Mai 1793 beliefen sich auf 210,876 Fr. 13 Sous, ungerechnet die eventuelle Unterstützung von 50,000 Fr., welche der Maire Pache von Zeit zu Zeit unter die unbegüterten Bürger der Revolutionsausschüsse vertheilen ließ; ungerechnet die Bureaukosten der Sectionen; ungerechnet die zwölf Millionen, welche die Reichen hergeben mußten, um die von Ronsin befehligte Revolutionsarmee von Paris zu besolden; ungerechnet die sechszig Millionen, welche an Revolutionssteuern in den Districten erhoben und an die Patrioten vertheilt worden sind.

In diesen Kosten sind auch die Subventionen nicht einbegriffen, welche das Kriegsministerium an Marat und Hebert bezahlt hat.

Man sieht demnach, daß die Revolutionen nicht bloß durch Enthusiasmus beschafft werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der König träumt.

Romantisches Drama in einem Akt.

Aus dem Dänischen von H. Zeise.

Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt.

Personen.

Christiern, König von Dänemark.
Benth, ein alter Soldat.
Ein Ritter.

Sigbrith.
Dyveke.
Erik Walkendorf.
Ein Mönch.
Faaborg, Schreiber des Schloßherrn.

(Die Scene ist im Schlosse zu Sonderburg, im Gefängniß des Königs.)

(Eine kleine gewölbte Kammer mit einer Nische an jeder Seite, in der einen befindet sich ein Kamin, in der andern ein Alkoven.

Digitized by Google

deſſen langherniederhangende Gardinen den ſchlafenden König verbergen. Die Eingangsthür iſt zugemauert, aber in der Decke ſieht man eine Oeffnung, durch welche, wenn eine Leiter angeſetzt wird, man in die Kammer hinunterkommt. Inmitten der Kammer ſteht ein großer Marmortiſch.

Benth

(ſitzt am Alkoven und erzählt).

Ja, lächerlich geht's her in dieſer Welt!
Das hätt' ich nicht gedacht, als ich in Bergen
Zum erſten Mal Euch ſah, daß wir zuſammen
Auf dieſe Weiſe einſt noch wohnen ſollten,
Und daß allein ich Euer Diener blieb;
Mein guter König! — Doch ich glaub', er ſchläft,
Der König ſchlummert! — Sieh, er athmet tief;
O, ſchlummert wohl! ſchlaft lange! jede Stunde
Des Schlafs verkürzt die öde Kerkerzeit. —
Ich ſitze hier und plaudre, ſchwatze fort;
Bin eine alte Stubenuhr, die immer
Dieſelben Schläge abgemeſſen ſchlägt.
Doch ihn erfreut's zu lauſchen den Geſchichten,
Und mich erfreut es, wieder aufzuleben,
Indeß der alten Zeiten ich gedenke. —
Und wie es draußen jetzt wohl ſtehen mag?
Wie mag es ſein mit Chriſtjerns Land und Reich?
Ob er die Krone wiederum erhält?
Es würde ſich der ſchlichte Mann drob freu'n,
Treu liebſt Du ihn, und treu auch liebt er Dich! —
Er ſelbſt, als Kind, aß mit den Handwerksleuten,
Und dieſe Kammer theilt ſeit Jahr und Tag
Er nur mit mir, dem alten, armen Benth.
Er wird die Krone nie zurückgewinnen,
Die Starken fürchten ihn, — ja, ja ſie fürchten.
Die Freiheit winkt ihm, wenn der Tod ſich naht,
Doch ich will für ihn leben, ihm Geſchichten
Erzählen. O, mein alter, edler König!

(zieht die Gardine zur Seite, und hält die Lampe in den Alkoven.)

Wie gut er ausſieht! dieſe Züge ſagen,
Daß er geboren wurde um zu herrſchen.
— O ſieh, dort ſpinnt im Winkel eine Spinne!
Das kleine, braune Thier, wie flink es läuft
In ſein Geſpinnſt! — Das ſoll ja Glück bedeuten!
Iſt's für den König? für uns Beide iſt's,
— Ihm träumt, dem König träumt! — Ich will ihm legen
Auf ſeine Füße meinen alten Mantel,
Daß ihn nicht friert. Und ich kann traulich ſitzen
Hier am Kamine bei der warmen Aſche.

(ſetzt ſich dort.)

Wenn's beſſer nicht der Dänenkönig hat,
Dann ſitze ich beinahe hier zu gut.

(nach einer Pauſe.)

Ich fühle mich ſo froh an dieſem Abend,
Alte Erinnerungen ſteigen auf,
Die können ſie mit Schlöſſern nicht verſchließen.
Es iſt, als ſtände Gutes mir bevor.
Daſſelbe ſagte mir ja auch die Spinne!
Nun will ich ſehen, ob ich ſchlummern kann.
Ich glaub' es geht! — mir träumt! dem König träumt!

(Gegen Schluß von Benths Monolog hat eine leiſe Muſik begonnen, die Töne ſchwellen mehr und mehr an, die Bühne wird in einen Nebelſchleier eingehüllt, der nach und nach durchſichtig wird: wenn Alles in klarem Lichte ſtrahlt, ſieht man ein großes, altes Zimmer in Bergen bei der Sigbrith vor ſich.)

(Es iſt Abend. Chriſtjern als junger Prinz in bürgerlicher Kleidung. Erik Walkendorf, Sigbrith und Dyveke.)

Walkendorf.

Was höre ich! iſt Schiffer Praeben fort.
Ich liebte ihn und ſeine wackre Rede.

Sigbrith.

Ei ſicher, weil er Eurer Meinung war,
Er hatte Luſt, wie Ihr, das alte Grönland
Kühn aufzuſuchen. Werdet Ihr einmal
Reichskanzler, wird's beſtimmt ins Werk geſetzt!

Walkendorf.

Das ſoll's! Für Dänen eignet ſich die See,
Norwegen giebt das Bauholz für die Flotten.
Es iſt mein Lieblingsplan, nicht lügnen ich's,
Das alte Weinland wieder aufzufinden,
Manch Buch darüber habe ich ſtudirt,
Examinirt Kaufleute und Matroſen.
Der wackre Schiffer Praeben war beſchäftigt
Den Weg auf einer Karte zu bezeichnen.

Sigbrith.

Und wenn Ihr nun den Weg gefunden hättet.
Sprecht, welcher Handel könnte dort gedeihn?
Und welche Waaren kämen dann nach Dän'mark?
Nein, nein, Herr Erik Walkendorf! ſucht lieber,
Daß ſich des Nordens Reiche heben können.
Nehmt Holland zum Exempel. Dort, glaubt mir,
Iſt Flur und Feld, das Handwerk und der Handel
So wie's ſein muß und ſoll. Laßt Grönland liegen,
Dort wächſt kein Gold. Ihr wollt nur einen Namen.

Dyveke.

Ich halt' es mit dem braven Walkendorf,
Ich würde Schiffe auch ins Meer entſenden
Den längſtvergeßnen Weltenſtrich zu finden,
Doch deshalb ſollte man hier nicht vergeſſen
Den Kohl zu pflanzen; und da Kohl ich nenne.
Hört, jeder Adelskohlkopf würd' gemäht
Vom Strunk, wenn er zu üppig ſich erhöbe!
Ich würde zeigen, eine Margaretha
Sei wiederum im Norden, und recht luſtig
Sollt's ſein an meinem Hof! ja, glaubt mir nur!

Digitized by Google

Walkendorf.

Und dürfte ich dann auch bei Hofe sein?

Dyveke.

O ja! Ihr seid gelehrt und redet gut;
Die Tüchtigkeit nur will ich um mich sehn,
Was groß und gut, des hohen Geistes Adel,
Den, welchen unser Herr dazu gestempelt!

Walkendorf.

Ihr meint Gelehrte, Künstler, große Geister.

Dyveke.

Ich meine Alles, was da geistig groß,
Das ist der eigentliche hohe Adel!
Die Andern, welche nur ein Wappen tragen,
Die nenne ich Schildhalter, und mit Recht!
Sie tragen ja das Banner nur für Diese,
Genug von Jenen schaffe ich als König,
Behänge sie mit Titeln, überlassend
Dem Schneider dann den Rest zu machen.

Sigbrith.

Kind!

Dyveke.

Als ich noch klein, und mit der Mutter lebte
In Amsterdam [illegible]
Lebt halb im Wasser, führte eine Treppe
Hin zum Kanal; dort saß ich mit dem Fahrzeug.
Und wißt Ihr, was es war? es war ein Holzschuh!
Ich nannte ihn mein kleines, schönes Boot.
Da hörte ich von hochgestellten Herrn,
Die höhern Rang bei jedem Fest gewannen.
Das mocht' ich leiden, und am nächsten Sonntag
Ließ ich auch meinen Holzschuh avanciren
Vom Boot zum Prahm, und dann beim nächsten Mal
Zur Schute, darauf macht' ich es zum Fahrzeug,
Fregatte dann, Dreidecker, Admiralschiff,
Doch war und blieb er immer nur ein Holzschuh!

Christjern

(welcher von den Andern etwas entfernt gesessen hat, aber sehr aufmerksam gewesen ist, springt in die Höhe).

Wie schön gedacht! ich möchte Euch wohl küssen!

Dyveke (ihn ansehend).

Ja so!

Walkendorf.

Mein Schreiber ist's, der gestern angekommen.

Christjern (zu Dyveke).

Gewonnen habt Ihr mich durch Eure Rede,
Durch Euer rasches Wesen!

Dyveke.

Mit dem Holzschuh,
Dem Admiralschiff hab' ich Euch genommen?

Sigbrith (zu Walkendorf).

Ein eignes Antlitz hat er! wißt Ihr was,
Die Hand paßt mehr zum Schwerte als zur Feder! —
Ihr bringt zum ersten Mal uns einen Mann
Von Euren Leuten, — und weil er das ist,
So schenk' ich heute einen seltnen Wein,
Ja, einen Wein aus Frankreich. Ihr könnt trinken
Prinz Christjerns Wohl! (sieht ihn fest an.)

Dyveke.

Des dän'schen Bären Wohl!
Ja, trinkt es nur!

Christjern.

Viel Böses sagt man von ihm.

Dyveke.

Doch hat er einen kräftigen Charakter,
Er schreitet nicht einher im Hofmannstritt,
Er ist ein Held!

Christjern.

Ihr nennt ihn einen Bären, und er ist's!
— Hier in Norwegen ist er nicht beliebt.
Mit Herluf Hydefad, mit den Rebellen
Verfuhr er hart. Dem Bischof Karl von Hammer
War er nicht folgsam. — Doch Ihr seht mich an.

Sigbrith.

Weil Ihr Dem gleicht, von welchem Ihr jetzt redet!

Christjern.

Dem Bischof Hammer?

Sigbrith.

Statthalter seid Ihr!

Christjern.

Nein, ich bin nicht erkannt. Ihr seid im Irrthum,
Ich gleiche Christjern, dieser Aehnlichkeit
Verdanke ich nun meinen guten Dienst.

Walkendorf.

So viel ich weiß, sitzt jetzt der hohe Prinz
Und schreibt an seinen königlichen Vater.
Doch gegen Abend eilt er hin zum Tanz;
Ihr wißt, die Reichsten von den Bürgern geben
Heut Abend auf dem Rathhaus einen Ball,
Es wimmelt schon von Leuten auf der Straße.

Dyveke.

Ihr seid nicht Christjern? Und Ihr wollt's nicht sein?
So sollt Ihr es auch nicht! Das ist am besten.

Digitized by Google

Dann darf und kann ich freier Euch betrachten.
Dreht nur den Kopf, er steht ja halb im Schatten.
So also sieht der König Dän'marks aus?

Christjern.

So also. Und Ihr mögt es bei ihm leiden,
Daß er nicht gänzlich einem Hofmann gleicht?

Dyveke.

Sein ganzes Jugendleben mir gefiel.
Halb ist's, als wär' der Chronik es entnommen,
Ein Königssohn in Kost bei Bürgersleuten,
Ein Königssohn, der mit im Chore singt
Inzwischen armen Kindern einer Schule.

Walkendorf.

Er schlich sich aus dem Schlosse manche Nacht,
Bestach den Schloßvoigt, und trieb sich umher
Bei Bürgern, wo ein Fest und Gastmahl war.

Christjern.

Und ward vom strengen Vater dann gezüchtigt
Wie jeder andre Schulbub'.

Dyveke.

Er gefällt mir!
Ich lieb' das Abenteuerliche, Kecke!

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Volksbuch. Erstes Bändchen. Berlin und Potsdam. Eine Brandenburgische Seenovelle von Heinrich Smidt. (Auch m. d. Tit.: Berlin und Potsdam ꝛc.) Magdeburg. Verlag von Walter Delbrück. 1852. 92 Seiten. 8.

Das ausgezeichnete Talent des Verfassers, Skizzen und Gemälde aus dem Seeleben zu zeichnen, ist zu bekannt, als daß es in specieller Beziehung auf die vorliegende Novelle einer Belobung bedürfte. Der gewählte Stoff hat den Vorzug, daß er heimischer Natur ist und uns einen Blick in die, den Verhältnissen nach, glänzenden Anfänge der brandenburgischen Marine thun läßt, die, wie der Verf. äußert, der Gedanke in der kühnen Seele des großen Kurfürsten schuf, daß die See ihre Brandung nicht an die hundert Meilen lange Küste seines Landes werfe, ohne daß er sie beachte, ein Gedanke der freilich mit ihm verloren ging und den erst die neueste Zeit wieder zu denken anfängt. Zu Pillau und Stettin ließ er die beiden stattlichen Fregatten „Berlin" und „Potsdam" erbauen, die zum Theil der Schauplatz der Novelle sind. Ob der Hauptheld derselben, der Zimmermannssohn aus dem Kehgel und später dann tapferer und kluger Flottenoffizier, Christoph Brenner, ein wirklich vorhanden gewesenes berliner Kind, wissen wir nicht, ist auch gleichgültig zu wissen; Smidt hat ihn uns so geschildert, daß wir ihn auf seiner Laufbahn mit Theilnahme begleiten, und uns freuen, wenn wir ihn (gewiß noch nicht am Ziele derselben) endlich als Verlobten seiner geliebten Gertrud, des Kaufherrn Abraham Henning Tochter, erblicken. — Die wenigen Blätter sind leicht durchgelesen; die Wiedergabe ihres Inhalts wäre nur durch einen, wenigstens theilweisen Wiederabdruck zu ermöglichen, der dem Herrn Verleger gewiß sehr unwillkommen sein würde; nur angedeutet mag noch werden, daß wir aus dem erwähnten berliner Krögel und der Spandauerstraße, woselbst Herr Henning in stolzer merkantilischer Sicherheit thronte, ehe er auf wankenden Füßen stehend, sich entschloß als Agent berlinischer Kaufleute (der Verf. nennt sie etwas respectwidrig kluge berliner Geldsäcke) nach St. Thomas zu segeln, dorthin, an das aus grünkrystallener Fluth emportauchende westindische Eiland, versetzt werden und hier einen für Gertrude in glühender Liebe entbrennenden reichen Mulatten, der später auf dem „Kaperstein" seinen Tod findet, kennen lernen. Gedachten wir vorhin der Leichtigkeit des Durchlesens der Novelle, so sollte ihr damit kein Vorwurf gemacht werden; im Gegentheil, wir schulden dem Verf. Dank, wenn wir eine nicht kleine Anzahl interessanter Ereignisse, die sich leicht zu zwei dickleibigen Bänden hätten ausspinnen lassen, auf kaum hundert Seiten, ohne Nachtheil für das klare Verständniß der Geschichte, zusammengedrängt sehen. Wir empfehlen Heinrich Smidt hinsichtlich dieser Kürze den übrigen Herren, Frauen und Jungfrauen Mitarbeitern des „Deutschen Volksbuches," über dessen Zweck und Tendenz wir, in Ermangelung eines Prospectus oder einer Vorrede, Weiteres zu berichten nicht befähigt sind, bestens. Nicht aber empfehlen wir ihnen die undeutsche Construction, mit welcher das Büchlein beginnt:

„War ein lustiger Tag in Berlin ꝛc.,
„Treiben es bunt diese Ruadjacken."

die häufig wieder auftaucht, zur Nachahmung. Seine anmuthige und leichte Darstellungsweise mögen sie sich immerhin zum Muster nehmen.

Die Verlagshandlung hat ihr „Deutsches Volksbuch," dessen zweites Bändchen bringen wird: „Aus dem Leben des Todes. Sieben Abenteuer von George Hesekiel," geschmackvoll ausgestattet.

F. L. Hoffmann.

Bulletin du Bibliophile Belge, fondé par M. le Baron de Reiffenberg, publié par F. Heussner, sous la direction de M. Ch. de Chènedollé. — Tome IX. No. III. — Bruxelles, F. Heussner, libraicie ancienne et moderne. 1852. Seite 193—288. Gr. 8.

Die erste Abtheilung: Histoire des livres et des bibliothéques, enthält: 1) Recherches bibliographiques sur les Almanachs belges. 1er Supplément, von Hrn. A. Wauzée, dessen unermüdliches Bestreben, seine musterhafte Arbeit möglichst zu vervollständigen, die Anerkennung und den Dank aller Bibliographen verdient. Unter den brüsseler Kalendern finden wir S. 202. 203. einen Almanach de Milan pour l'année M.D.C.C.XIV, der im Besitze der hamburger Stadtbibliothek ist und den ein glücklicher Zufall uns dort kennen lehrte, ausführlich beschrieben. 2) Bibliographie Liégoise. XVIe siècle (Fort-

Digitized by Google

setz.), von Hrn. Ulysse Capitaine. Die Productionen der lütticher Buchdrucker Peter de Heer, Christian Ouwerx, Vater, Heinrich Hoyoux (Hovius), Leonhard Streel, Arnold de Coeswaerem, sind mit großer bibliographischer Genauigkeit aufgeführt und H. Hovius' und A. v. Coeswaerem's Familienwappen, so wie des Letzteren Buchdruckerzeichen, abgebildet. 3) Bibliographie des proverbes, von Hrn. G. Brunet in Bordeaux; Zusätze zu Hrn. G. Duplessis' Bibliographie parémiologique (Paris, 1847). 4) Bibliothèques publiques aux États-Unis d'Amérique, von Hrn. Ch. de Chênedollé. Uebersetzung derjenigen Bestandtheile der zu Washington 1851 erschienenen Smithsonian Reports. — Notices of public libraries in the United States of America. By Charles C. Jewett, librarian of the Smithsonian institution, welche die Bibliothek des Congresses und der Kammer der Repräsentanten zum Gegenstande haben. S. 216. 247 bringen eine Tabelle der öffentlichen Bibliotheken in den Vereinigten Staaten. In der zweiten Abtheilung: Histoire des auteurs, des bibliophiles, des imprimeurs, etc. finden wir 1) unter der bescheidenen Ueberschrift: Glanures bibliographiques (Fortsetz.), von Hrn. Edward van Even, sehr belehrende und viele neue Nachweisungen darbietende Notizen über einen Buchdrucker in der kleinen Stadt Bommel (Zalt-Bommel, 6 Meilen von Nimwegen), Rudolph Loeffs (1491), den Buchbinder Dirk van Thiel in Utrecht (1489), und Bartholomaeus van Grave (Gravius), Buchdrucker und Buchhändler in Löwen (1530—1580 (Wir haben eine Ausgabe vor uns von: Den bibel int coete ghetranslateert voten latijnen ende vvalschen. Ende men salse vinden in die vermaerde stadt van Antwerpen in onser lieuer vrouwen pant bij die camer poorte, wo am Schlusse der S. 255 erwähnte Claes de Grave, sich de Greve nennt: Dit boek es ghedruct by my Claes de greue Ende Thomaes van d' naet, 1513. — Thomas vander Naet kommt am Schlusse eines brüsseler Druckes ohne Jahr, von: Den Spieghel d' behoudenesse, über welchen wir, so wie über die seltene sogenannte Bibel im Bulletin gelegentlich näher berichten werden, allein vor.) 2) Notice raisonnée des ouvrages, lettres, dissertations, &c., de l'abbé de Saint-Léger (Fortsetz.), von Hrn. de Chênedollé. S. 263—265. ist mitgetheilt, was der Abbé de Saint-Léger unter der Rubrik: Ouvrages qui me sont adressés zusammengestellt hat; er registrirt hier ihm gespendete Belobungen, beklagt sich aber auch über Hrn. Aubin, dem er Notizen in Bezug auf die Ausgaben, den Verfasser, &c. der Lettres portugaises, mit der Bitte, ihn nicht zu nennen, geliefert, der seine Arbeit aber benutzt, ohne anzudeuten, daß er sie von fremder Hand empfangen und zwar so, daß man glauben müsse, es sei Hr. Aubin, der spräche. Daß die Forschungen fremden Fleißes auf ähnliche Weise ausgebeutet werden, ist auch heut zu Tage nichts Seltenes. 3) Insignia typographica. — Imprimeurs étrangers. Marque de Ivo Schoeffer, imprimeur à Mayence en 1536, aus der Sammlung des Hrn. Capitaine A. De Reume. (In [Prosper Marchand's] Histoire de l'origine et des prémiers progrès de l'imprimerie, ist S. 49, Note, das dem Buchdruckerzeichen Ivo Schoeffer's ganz gleiche Johann Schoeffer's abgebildet.)

Die dritte Abtheilung: Chronique et variétés, von Hrn. Ch. de Chênedollé gesammelt und bearbeitet, besteht aus folgenden größeren interessanten Artikeln: Inventaire des archives provenant des anciens-corps de métiers. (Die Verfügungen des Ministers des Innern, Hrn. Rogier, sind auch deutschen Regierungen und Archivvorstehern zur Beachtung zu empfehlen.) Acquisitions de la Bibliothèque royale à la vente des livres du feu roi Louis-Philippe. (Großartige und gemeinnützliche Erwerbungen! Auch wieder ein Beispiel aus Belgien zur Nachahmung!) Destruction de la bibliothèque du Congrès américain. Sur les faiseurs de bibliographes (von Hrn. A. Waezée aus Petzholdt's „Anzeiger" übersetzt.) Am Schlusse berichtigt Hr. de Chênedollé einen Irrthum, den auch wir in der Anzeige des zweiten Heftes des Bulletin ihm nacherzählt haben: nicht Hr. Taschereau ist es, der die mit Anmerkungen versehene Ausgabe der Mémoires secrets de Bachaumont besorgte, sondern sein Freund Hr. J. Ravenel, der Pariser Stadtbibliothekar. Doch hat Hr. Taschereau ihm zu der Arbeit viele Beiträge geliefert.

Die vierte Abtheilung: Revue bibliographique, welche diesesmal wegen des bedeutenden Umfangs der dritten Lieferung zurückbleiben mußte, wird desto reichhaltiger ausgestattet in der vierten, unter der Presse befindlichen, erscheinen.

F. L. Hoffmann.

Miscelle.

In einem Schreiben aus Batavia von 23. Juni d. J. wird auch unserer, augenblicklich dort weilenden, Landsmännin Ida Pfeiffer, in folgender Weise gedacht: „Diese berühmte kühne Reisende hat bereits folgende Länder besucht: das gelobte Land, Island, Schweden, Norwegen, Brasilien, Chili, Taiti, Canton, Singapore, Ceylon, Madras, Calcutta, Benares, Allahabad, Agra, Delhi, Bombay, Bagdad, Mesopotamien, Hellah, Mossul, Ninive, Persien, Georgien, Armenien, Mingrelien, das europäische Rußland, Constantinopel, Athen, Borneo und einen Theil von Java. Sie hat die Absicht, unter Kaczem einen Ausflug nach dem Preangerschen Gebirge auf Java zu unternehmen. Mad. Pfeiffer zählt augenblicklich 55 Jahr, es würde sie bei ihrer Regsamkeit aber niemand älter als 40 Jahr schätzen. Sie kann die äußersten Strapazen und Entbehrungen ertragen, und ist auf ihren Wanderungen schon in die Lage gekommen, zwei volle Tage ohne Nahrung zuzubringen; doch hat dies ihrer Gesundheit nicht im geringsten geschadet.

Berichtigungen. In Nr. 68 sind S. 533, Sp. 2, Z. 19 von unten die Worte: woselbst er, zu streichen. — S. 534, Sp. 2, Z. 8. von oben, ist nach Heide das Anführungszeichen " hinzuzufügen. — S. 536, Sp. 1, Z. 3 von oben ist statt Niklas zu lesen: Niklas.

In Nr. 69, S. 540, Sp. 1, von oben Z. 6, l. m. statt L. Bergshaus: C. Bergbaus; Z. 9, statt Falger, Falger's; Z. 12, statt sollen.): sollen, aufmerksam.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 71. Sonnabend, den 4. September. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Eine Novelle der Königin von Navarra ..... Seite 553
Der König träumt. Romantisches Drama in einem Akt. Aus dem Dänischen von H. Zeise. (Fortsetzung) .... „ 554
Literatur:
Geschichte der französischen Revolution von 1789—1799. Von Eduard Arnd ..... „ 557
Miscelle ..... „ 560

Eine Novelle der Königin von Navarra. *)

Der Herr von Montmorenci, Gesandter Ludwigs XI. an dem engländischen Hofe, sahe bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Gastmahle, einen Lord, der an seinem Kleide einen Frauenhandschuh befestigt hatte. Auf die von dem Gesandten an den Lord gerichtete Frage, welche Bewandniß es damit habe, daß er den Handschuh auf solche Weise zur Schau trage, gab der Lord ihm darüber in folgenden Worten die gewünschte Aufklärung. „Ich „war sieben Jahre hindurch in eine Dame verliebt gewesen, ohne „daß ich gewagt hätte ihr meine Neigung zu gestehen. Eines „Tages begegnete sie mir auf einer Wiese, und als ich dieselbe „hier erblickte, bekam ich ein so starkes Herzklopfen, daß ich ganz „blaß wurde und alle Fassung verlor. Sie bemerkte dieses und „fragte mich, was mir sei? „„Ich empfinde unerträgliche Herz„beklemmungen,"" gab ich zur Antwort. Sie, in der Meinung, „meine Krankheit rühre von etwas Anderem als von der Liebe her, „bezeigte mir große Theilnahme, was mich bewog, dieselbe sehr „höflich darum zu bitten, ihre Hand auf mein Herz zu legen, um „sich davon zu überzeugen, wie heftig dasselbe schlage. Dieses „that sie, jedoch mehr aus Mitleiden, als von zärtlichen Gefühlen „dazu angeregt. *) Als dieselbe nun ihre Hand, die mit einem „Handschuhe bekleidet war, auf meinem Herzen hielt, gab dieses „seine ungestüme Bewegung durch so heftige Schläge kund, daß „sie fühlte, ich habe die Wahrheit gesagt. Ich preßte dabei ihre „Hand gegen meine Brust **) und sprach: „„Ach! meine theure „Dame, empfangen Sie mein Herz, das meine Brust zu zersprengen „droht, um in die Hand Derjenigen zu hüpfen, von der ich Gnade, „Erbarmen und Leben hoffe; ich vermag jetzt nicht länger zu ver„schweigen, was ich so lange Zeit hindurch vor Ihnen verborgen „gehalten habe. Ich liebe Sie, und es ist mir unmöglich, diese „Leidenschaft zu unterdrücken.""

„Sie schien von diesen Worten sehr überrascht zu sein, und „wollte ihre Hand zurückziehen; ich aber hielt diese so fest, daß „der Handschuh an Stelle ihrer genauen Hand zurückblieb.

„Da ich nun weder früher noch späterhin einer größeren Ver„traulichkeit von Seiten derselben mich zu erfreuen hatte, so habe „ich als das beste Pflaster ***), welches ich für mein Herz finden „konnte, auf dasselbe diesen Handschuh geheftet, und solchen mit „Diamanten, Rubinen, Smaragden und kostbaren Ringen geschmückt, „indem ich denselben nicht für das ganze Königreich England fort„geben würde. Es ist für mich das höchste Glück in der Welt „dieses Kleinod auf meiner Brust zu fühlen."

Die Novelle schließt mit den Worten: „Der Herr von „Montmorenci, dem die Hand einer Dame lieber gewesen wäre „als ihr Handschuh, lobte sehr das ehrenwerthe Benehmen des „Lords, indem er zu demselben sagte: er müsse ihn für den „treuesten Liebenden erklären, der ihm jemals bekannt geworden „sei, und daß, da er einen so geringen Gegenstand bereits so hoch

*) Die Novelle führt in dem Altfranzösischen den Titel: „Conte ridicule d'un Millort d'Angleterre, qui portait un gand de femme pour parade aue son habillement.

*) ... plus par charité, que par autre amitié...
**) ... contre mon estomache...
***) ... emplastre...

Digitized by Google

jetzt.

„verehre, er, im Falle ihm eine größere Gunst zu Theil geworden „wäre, vielleicht vor Freuden gestorben sein würde. Der Lord „stimmte der Ansicht des Herrn von Montmorency bei, ohne zu „ahnen, daß dieser sich über ihn lustig mache.“ N—n.

Der König träumt.

Romantisches Drama in einem Akt.

Aus dem Dänischen von H. Zelle.

(Fortsetzung.)

Sigbrith (mit Wein).

Hier ist Wein zur Gesundheit.
(Man hört draußen Geschrei und Rufen.)
Welch Geschrei!
Es ist ein Auflauf draußen auf der Straße.

Walkendorf.

Es ist das Volk, es jauchzt und lärmet dort,
Und seine Weise ist es, so zu jubeln.

Sigbrith.

Doch Reiter kommen! — Seht sie machen Platz.
(geht in das vorderste Zimmer.)

Walkendorf.

Ein Volks-Hurrah zum Wohl des Prinzen Christjern;
Ich trinke es, Gott stärke und erfreu' ihn!

Dyveke.

Jedoch am meisten sei ihm die Geliebte!

Christjern.

Und weßhalb das? Er hat bis jetzt noch keine,
Wird sie gefunden, dann ist er der Mann
Sie zu beglücken!

Dyveke.

Nie und nimmermehr!
Ein Mann, wie Christjern, liebt nur sich allein.
Auch das ist gut, ihn treibt's zu großer That! —
Er findet wohl noch eine Königin,
Denn sie gehört zu einem guten Hofstaat.
Sie sitzen auf dem Throne Hand in Hand.
Doch lieben sie einander? Liebt sie ihn? —
Ja, wie ich schon gesagt, so sag' ich wieder
Gott stärke und erfreu' ihn.

Christjern.

Aber wenn er
Sie innig liebt, dann ist sie seine Hälfte,
Und selbst liebt er sich dann in seinem Weib!
Ich weiß es, Dyveke! ich weiß's bestimmt.
(ergreift ihre Hand.)

Dyveke.

Herr Schreiber! laßt die Hand los. — Walkendorf!
Ist's Freundschaft gegen uns, daß Ihr hierher
Den Statthalter verkleidet führt. Der seid Ihr!

Christjern.

Ja, ich bin Christjern! — Sind wir Freunde nun?
Von Deiner Schönheit hört' ich, Dyveke!
Jetzt seh' ich sie. — Und Du gefällst mir sehr.
Hab' ich solch böses Antlitz, wie man sagt?

Dyveke.

In diesem Augenblick hat Euer Antlitz
Sein Festgewand, — es hat, nun ihr versteht mich,
Den besten Ausdruck! doch durch innern Sturm
Erschrecken sicher diese stolzen Züge!

Sigbrith (tritt ein).

Es ist Tumult. Es tödtet' einen Bürger,
Der friedlich ging, ein trunkner Adliger.
Die Schuster haben das Quartier gesperrt,
Ich eile, Haus und Thüren zu verschließen.
(geht schnell hinaus.)

Christjern.

Erschlagen ward vom Adligen ein Bürger!
Es spielen Herrn die Kinder dieses Bluts!
Das alte und verderbte Blut. Beim Himmel!
Zur Ader laß ich sie zum eignen Nutzen.
Zum Schlosse eilet, Erik Walkendorf!
Nehmt Roß und Reisige, zersprengt den Haufen,
Gefangen führt den Adligen hierher!

Walkendorf.

Ja, Herr!

Christjern.

Schützt Keiner denn die Bürger und die Bauern,
Den guten, festen Kern im Dänenland,
Nun, so will ich's! Beeil' Dich, Walkendorf!

Walkendorf.

Such' ich Euch hier?

Christjern.

Nein, auf dem Schlosse. Eilt!
(Walkendorf geht; der Lärm nimmt zu und wird allmählig gedämpft.)

Christjern.

Von Joseph stehn die Worte in der Bibel:
„Sie meinten's bös, doch Gott verstand zu wenden
Das Böse hin zum Guten!“ So auch dachten
Die gegen mich, die einst in meiner Kindheit
Auf meinen Vater wirkten, und ich kam
Vom Hof zu Bürgersleuten in die Kost,
Mit armen Kindern mußt' ich stehn im Chor;

Digitized by Google

Gott aber lenkte es zum Guten hin;
Ich lernte dort den armen Mann zu lieben,
Und kennen lernte ich den Bürgerſtand,
Des Landes Wurzel und des Landes Stamm;
Verwirft man ihn, dann welkt die Königskrone,
Ich lieb' den Stamm, und halte ihn in Ehren.
Will nicht der Adel werden Frucht des Baum's,
So pflücke ich die welken Blumen ab,
Und nicht ſehr ſanft! — Denn gegen Untergebne
Hart aufzutreten, lernte ich von ihm!

Dyveke.

O, Chriſtjern! edler Prinz! — Ihr redet hart,
Ihr werdet mißverſtanden — nicht von mir.
Ein großer, kräft'ger Wille wohnt in Euch!
Der Gott, der Alles lenkt, wird Euch geleiten.
Lebt wohl! nun ſah ich Euch, wie ich's am liebſten
Gewollt!

Chriſtjern.

O, weilt noch einen Augenblick!
Nun rollt das Blut in mir, ſo wie es ſoll.
Ich kann Euch keine ſchöne Dinge ſagen,
Ich kann nicht ſeufzen. — Lange hörte ich
Durch Erik Walkendorf von Eurer Schönheit.
Ich kam, ſie ſelbſt zu ſehen. Ihr ſeid ſchön!
Ja, mehr als ſchön, Ihr habt die rechte Schönheit,
Sie, die von innen kommt, im Blick und Ausdruck.
Ihr ſeid mir lieb und werth! jetzt ſcheiden wir.
Doch kommen müßt Ihr, Ihr und Eure Mutter
Zum Tanze nach dem Rathhaus dieſe Nacht!
Ich ſage es an Erik Walkendorf,
Er führt Euch beide ſicher dann hinauf;
Und wenn Ihr nicht kommt, dann bereite ich
Ein Feſt auf meinem Schloß und lad' Euch ein.
Ihr kommt!

Dyveke.

Glaubt Ihr's?

Chriſtjern.

Ich glaub' es, denn Ihr müßt!
Ich liebe Euch! Was könnt Ihr darauf ſagen?

Dyveke.

Wenn ich 'ne Kaiſertochter —, meine Antwort
Wär' dann, — denn ich bin ehrlich, — lautes Ja!
Jetzt aber bin ich Mutter Sigbrith's Tochter —
Die hier in Bergen nur ein Wirthshaus hält — —

Chriſtjern.

Was ſagt mir denn der Mutter Sigbrith Tochter?

Dyveke.

Nein! (Will gehn.)

Chriſtjern.

Als Kaiſertochter könnteſt Du mich lieben?
Jetzt aber nicht? nur als Liebhaberin?

Dyveke.

Da habt Ihr wiederum mich nicht verſtanden.
Ihr ſeht mich, wie ein jeglich andres Weib;
Wenn ich Euch liebte, edler, hoher Herr!
Euch innig liebte, — wie's ein Herz vermag,
Dann gäb' ich Euch in Liebe ganz mich hin,
Und fragte nicht nach aller Welten Urtheil;
Ich hab' den eig'nen Richter in der Bruſt!
Ich fürchte keinen Spott, wenn ich den Mann,
Den ich erwählte, glücklich mach' und beſſer!

Chriſtjern.

O, Du beglückſt, machſt größer und auch beſſer!
Es wird der Norden Deinen Namen ſegnen!
— Man hat erzählt mir von Walkyrien,
Der Schweſtern drei, ſie fliegen Arm in Arm;
So iſt's mit Dän'mark, Schweden und Norwegen!
Sie haben gleiches Blut in ihren Adern;
Denſelben Herzſchlag und dieſelben Lieder;
Mit ſtarken Armen will ich ſie umſchlingen,
Mit gleicher Liebe, und zum Glück des Volkes!
Doch ich muß größer ſein und beſſer! Du
Machſt mich dazu!

Dyveke.

O, Prinz!

Chriſtjern.

Gib Antwort!
Ehrliche Antwort! — —

Dyveke.

Ei, Ihr kamt vermummt,
War't ehrlich nicht ſogleich, und Ihr verlangt
Ehrliche Antwort? Doch ich gab ſie ſchon!

Chriſtjern.

Verbirg das Lächeln nicht um Deine Lippen!
Auch Deine Mutter kommt zum Ball auf's Schloß,
Du folgſt dann mit! — Verweigre es mir nicht!

Dyveke.

Ich werde meiner Mutter Folge leiſten.

Chriſtjern.

Ja, Deiner Mutter, und auch Deinem Herzen.
Mein Täubchen! fliege hin zu meiner Arche,
Bring' einen Oelzweig heim, ich ſchlinge ihn
In treuer Liebe um die güldne Krone.

Dyveke.

Lebt wohl!

Chriſtjern.

Du willſt?

Dyveke.

Ich will der Mutter folgen!

Digitized by Google

Chriſtjern.
Sie kommt beſtimmt! — Und trittſt Du in den Tanz?

Dyveke.
Im Tanz vergeſſe ich des Nordens Reiche!

Chriſtjern.
Und fort von ihnen tanze ich mit Dir!

(Dyveke eilt fort; der König ſtarrt ihr nach. Die Muſik fällt plötzlich ein. Die Bühne wird verdunkelt, und zeigt wieder das Gefängniß auf Sonderburg; die Melodie geht in eine leiſe, alterthümliche Tanzmuſik über; vom Alkoven her hört man Chriſtjerns Stimme.)

Chriſtjern.
Noch einen Tanz, mein Täubchen, einen Tanz!

Benth (fährt auf).
Ihr träumt, Herr König!

Chriſtjern (im Alkoven).
Ja, mir träumt!
Ein Jugendtraum in aller Lieblichkeit!
Nun iſt er fort, iſt fort wie alles Gute!
Gib mir die Hand! ich glaube noch an Treue!
— — Wie ſeltſam iſt's mit den Erinnerungen!
Sie haben einen Duft, wie oft Violen,
Die zwiſchen Blättern manches Jahr gelegen!
Violen! hm! es iſt ein Blumenduft,
Ein Blumenduft im Namen Dyveke! (er ſchläft wieder ein.)

Benth.
Er ſchläft! ihm hat geträumt von beſſern Zeiten,
Von Dyveke. — Ja, ja! es war in Bergen,
Ein Ball war auf dem Schloß, ich ſelbſt war mit,
Ich war Trabant! — Luſtig klang die Muſik,
Und welche Lichterpracht, welch' reiche Kleider,
Denn Alles, was in Bergen vornehm war,
Bewegte ſtolz ſich durch des Schloſſes Säle.
Dann kamen durch die Seitenthür zwei Frauen,
Es war die ältre Sigbrith, und die jüngre,
Die ſchöne Dyveke, ſo jugendfroh.
Man ſah verſtohlen auf die Wirthshausfrau,
Und deren Tochter, mit dem König tanzend;
Das Herz war jung, und wer hat nicht geliebt!
Botſchaft kam ſpäter, daß der König Hans
Krank ſei, und Chriſtjern reiſte; er ward König.
— In Kopenhagen ward ein prächtig Haus
Erbaut, mit hohen Giebeln und mit Erkern,
Dort wohnte ſeine kleine Turteltaube; —
Sie aß die Kirſchen, die vergiftet waren,
Und todt im goldnen Bauer lag das Täubchen.
Es war die beſte Zeit, träum' nur von ihr,
Und nicht von Blut, das floß, und jetzt noch fließet!
— Ob Kopenhagen wohl gefallen iſt?
Mich ſchmerzt der Kopf vom Denken, — Ich will ſchlafen,
Träumt von der Dyveke, träumt ſüß mein König!

(er lehnt das Haupt an den Kamin, die Muſik fällt ein wie früher, man iſt wieder im Traum des Königs und ſieht ein großes Zimmer im Hauſe der Sigbrith in Kopenhagen.)

Mönch.
In langen Reihen ſtehen ſie daraußen
Die hochvornehmen Herren, deren Füße
Die Sigbrith ließ ſo oft vor Kälte ſtarren!

Faaborg.
(von der andern Seite mit einem Korb Kirſchen.)
Mein frommer Vater!

Mönch.
Offen iſt der Weg!
Der Schloßherr und auch ſeine Leute kennen
Hier eine Hinterthür. Dich ſchickt Dein Herr!

Faaborg.
Mit dieſen Kirſchen an die Dyveke!

Mönch.
Und keinen Brief hat er Dir mitgegeben?

Faaborg.
Nein.

Mönch.
Noch ein Wort. Halt' nichts geheim vor deinem
Beichtvater! Und bedenke, wenn Du kommſt
Einſt an des Himmels Thür, dann wird was Du
Vor mir verbargſt, nnd jede Sünde wird
Wie ein gezognes Schwert dann vor Dir ſtehn,
Und Du mußt drüber. Sag' mir jedes Wort,
Das Dir der Schloßherr Torben Ore ſagte.

Faaborg.
Verſuchet mich nicht! ich hab' ſchwere Sünden!

Mönch.
Wer weiß es beſſer wohl, als ich und — Gott!
Ich kenne Dyveke's, des Herrn und Deine Sünde!
Der Schloßherr liebt ſie, flüchten wollen ſie,
Und Dänemark verlaſſen!

Faaborg.
Herr!

Mönch.
Du Sünder!

Faaborg.
Ich hab' es nicht geſagt, ſie nicht verrathen!

Mönch.
Was! Beichte ehrlich! Sag' mir, was Du weißt.

Digitized by Google

Faaborg.

Ich gehe in Geschäften meines Herrn,
Und soll ihr diesen Korb mit Früchten geben.

Mönch (nimmt den Korb).

Du hast's gethan, denn ich bin ihre Hand,
Ich bin die Hand, die sie gen Himmel führt!
Was weißt Du denn von ihrer Flucht! bedenke,
Ich kenne Deine Sünden, doch ich schweige!
Ich schweige von den ausgerissnen Blättern, —
Der falschen Rechnung!

Faaborg.

Schweigt, Herr, schweigt!
Ich glaub' — ich weiß nicht recht! — doch diese Kirschen
Sie sind ein Zeichen, Alles ist bereit.
Und sagen soll ich: „sie sind alle reif!"
Ich glaube — aber Herr, ich weiß es nicht —!
Heut' Nacht —!

Mönch.

Heut' Nacht — (leise) so bald — dann muß sie sterben!

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der französischen Revolution von 1789—1799. Von Eduard Arnd.

Lento enim gradu ad vindictam sui divina procedit ira, tarditatemque supplicii gravitate compensat. Valerius Max. I., 1, 4.

In sechs Bänden. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1851. 52. XXVI u. 259, XX u. 295, XXIII u. 331, XIV u. 327, XVI u. 360, XVII u. 324 Seiten, nebst einigen Blättern: Verbesserungen. 8.

In den Jahren 1844—46 erschien (Leipzig, F. A. Brockhaus) des Verfassers „Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Facten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden, und unter deren Einfluß sie sich ausgebildet hat", in 3 Bänden, „in welchen der ursprünglichen Eigenthümlichkeit und allmäligen Verschmelzung der verschiedenen Elemente, aus denen das französische Volk hervorgegangen, und den charakteristischen Institutionen, die es in sich ausgebildet," eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet ist. Diese, mit allgemeinem Beifall aufgenommene Arbeit blieb jedoch bei den Reichsständen von 1789 stehen. Was die französische Revolution betrifft, so glaubte der Verf. lange, daß sie schon zu oft und mit zu viel Talent und Erfolg behandelt worden, als daß es möglich sein würde, einer neuen Darstellung derselben Eingang zu verschaffen. Indessen drängte sich ihm, bei einer genaueren Kenntnißnahme von den über diesen Gegenstand seit dreißig Jahren in Frankreich bekannt gewordenen Werken, nach und nach die Ueberzeugung auf, daß die Revolution in ihnen, fast immer, mehr vom Standpunkte eines politischen Parteigeistes, als von dem einer historischen Anschauung aus aufgefaßt worden sei. — In Beziehung auf die Composition des Werkes scheint es uns nothwendig, zu bemerken, daß der Verf., nach seiner Versicherung, nur französische Quellen und Hülfsmittel benutzt hat, indem es in Frankreich und zum Theil außerhalb Paris geschrieben wurde, wo ihm deutsche und englische Bücher nicht leicht zugänglich waren. Auch schien es ihm zweckmäßiger, eine, wenn auch in ihrer Richtung universelle, aber in ihrer Entstehung und ihrem besonderen Verlaufe durchaus nationale Begebenheit, wie die Revolution von 1789, nur in den ihr eigenthümlichen Ueberlieferungen kennen zu lernen. Neben den betreffenden Werken und Memoiren, wurden die Verhandlungen und Berichte im Moniteur, dem zuverlässigsten Zeugen, bei allen wichtigen Momenten zu Rathe gezogen. (Zufällig haben wir uns in den letzten Wochen mit einer Sammlung von besonders abgedruckten Actenstücken aus den Jahren 1789, 1790 und 1791, die zu jener Zeit in Paris vom Grafen Adam von Moltke veranstaltet wurde, freilich zu anderen Zwecken, beschäftigt, gelegentlich aber einzelne Bestandtheile derselben, mit der Erzählung und den kurzen Auszügen des Verfassers verglichen, und überall den getreuen Berichterstatter erkannt.) Vorzüglich rühmt der Verf. die Considérations sur la révolution française der Frau von Staël-Holstein (die J. C. Bailleul übrigens bekanntlich einer Kritik unterwarf), an deren letzter Feile und Vollendung die Verfasserin durch den Tod verhindert wurde, wegen des großen practischen Sinnes, von dem das Werk erfüllt ist.

Von beachtungswerther Bedeutsamkeit für den Werth der Arbeit halten wir den langen Aufenthalt des Verf. in Frankreich. Hören wir ihn darüber selbst:

„Daß ich einen bedeutenden Theil meines Lebens in Frankreich zugebracht habe, kann auf diese Arbeit insofern günstig eingewirkt haben, als gewisse Anschauungen und Erfahrungen, die allerdings nicht die Wahrheit der Geschichte selbst sind, aber den Zugang zu ihr erleichtern, auf dem heimathlichen Boden der Ereignisse leichter als anderswo erworben werden können. Ich habe die letzte Zeit der Restauration, den größten Theil der Juliusmonarchie und die Februarrevolution in Paris gesehen, und die dabei gewordenen Eindrücke haben mir manche sonst dunkle Seiten in früheren Vorgängen aufgeklärt."

Der Gesichtspunkt und der Geist, von welchem aus und in welchem diese Geschichte der französischen Revolution abgefaßt ist, stellen sich uns in Folgendem klar und bestimmt dar:

„Obgleich ich bei der Abfassung dieses Werkes die mir als einseitig oder irrig erscheinenden Theorien eines ausschließenden Particularismus in den Ideen verwarf, und keinem der sich in der französischen Revolution einander bekämpfenden Elemente einen Anspruch auf alleinige Geltung einräumte, so war ich doch weit davon entfernt, meine Auffassung und Darstellung jener Epoche nicht einem absoluten Princip zu unterwerfen, ohne welches eine Arbeit solcher Art, falls sie etwas mehr als bloß eine fortlaufende Erzählung sein soll, gar nicht gedacht werden kann. Nur habe ich mich bemüht, dieses Princip nicht in einer der sich für allein wahr ausgebenden religiösen und politischen Secten, sondern in der Vernunft und Natur der Dinge selbst zu suchen. Was mir als Zweck und Ziel der ganzen von mir geschilderten Bewegung vorangeleuchtet, war die Realisirung der politischen und bürgerlichen

Digitized by Google

Freiheit, in einer allgemeineren und menschlicheren Weise, als im Alterthum und Mittelalter der Fall gewesen, weshalb die Revolution zur Aufhebung und Entfernung aller der Zustände berechtigt war, die sich mit der Erreichung ihrer Aufgabe nicht vereinigen ließen. In Bezug auf die dabei angewandten Mittel aber und die davon abhängige Beurtheilung der Personen giebt es ein sittliches Kriterium, dem Geiste eingeboren, und von Religion und Recht geheiligt, das untrüglich ist, und dem, ohne Bedenken, alle Erscheinungen der moralischen Welt unterworfen werden können. Gegen dieses Kriterium ist wissentlich in diesem Werke nie verstoßen worden.

Diese beiden Ideen, die Berechtigung zu einer Verwirklichung des Begriffes der Freiheit im Staate, und zugleich die Verwerflichkeit aller Mittel, die mit dem ursprünglichen Gefühle der Menschlichkeit und des Rechtes unvereinbar sind, haben als Leitsterne über meiner Darstellung und Beurtheilung der in der Revolution erschienenen Persönlichkeiten und Thatsachen geschwebt."

Ein wesentlicher Vorzug, und unserer Ansicht nach eine vortreffliche und belehrende Partie des Buches, ist die Einleitung (S. 1—102). Sie gewährt von den wichtigsten vorrevolutionairen, dem größeren Publicum in Deutschland wenig bekannten Institutionen eine übersichtliche Kunde. Die Verfassung des alten Frankreichs, Ständeverhältniß, Rechtspflege, Verwaltung u. s. w. sind, ihren Haupt-Zügen nach, von ihrem Entstehen an dargestellt, und aus der lange vor ihrem Sturze eingetretenen innern Auflösung, der Ursprung und die Möglichkeit einer so großen Umwälzung, wie die von 1789, nachgewiesen worden. Auch ist der Einfluß der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts und der in ihr ausgesprochenen Ideen, auf die Umgestaltung in den Sitten und der Denkart des französischen Volkes, nicht unberücksichtigt geblieben. —

Die ausgezeichnetsten Männer der Revolution werden in gelungenen Gemälden uns vorgeführt; durch diese Charakterschilderungen wird die Erzählung allerdings bisweilen unterbrochen, aber auch ungemein belebt. Man befürchte jedoch nicht mit einer trocknen, chronikenartigen Aufzählung der Begebenheiten, wie man sie in einer Masse von französischen und deutschen Werken über die Geschichte der ersten französischen Revolution findet, gelangweilt zu werden; überall sind die Ereignisse auf ihren Ursprung, auf ihre, oft entfernten, in der Vorgeschichte des königlichen Frankreichs zu suchenden, Veranlassungen zurückgeführt, es ist die günstige oder ungünstige Einwirkung bedeutender Persönlichkeiten bemerkbar gemacht, die möglichen Folgen oder andere Gestaltung dieses oder jenes Acts des großen Dramas, wenn andere Maaßregeln beliebt, wenn andere Männer als Leiter an die Spitze getreten, sind erörtert, überhaupt ist Nichts unbeachtet geblieben, was dazu dienen kann, den Leser auf den Standpunkt zu stellen, der ihn das Gewirre eines wunderbaren Gewebes von Recht und Verstand, von blutigen Gräueln und krassem Unsinn, mit hellem Blicke, ruhig und parteilos, entwirren, überschauen und würdigen läßt. Wenn im Verfolg der Darstellung, die in jeder Hinsicht als ansprechend bezeichnet werden muß, Wiederholungen früherer Aeußerungen nicht vermieden sind, so war Dieses nothwendige Bedingung, durch die, nicht selten, obgleich in verschiedenen Stadien der Revolution und in verschiedener Gestaltung, sich darbietenden gleichartigen Momente gegeben.

Von den rein militairischen und diplomatischen Ereignissen ist zweckmäßig nur so Viel aufgenommen, als zum Verständniß des Ganzen nothwendig; dennoch giebt namentlich der letzte Band eine interessante und hinreichende Darstellung der energischen Kriegsthätigkeit des jugendlichen Helden, dem diese Kriegesthätigkeit und ihre ruhmgekrönten, glänzenden Erfolge in frühgefaßten, weitaussehenden Planen bestärkte und sie endlich zum Ziele führten und zur Wahrheit machten. Mit dem Tage, welcher der letzte der französischen Revolution im eigentlichen Sinne des Wortes war, (18. Brumaire) schließt der Verfasser seine Geschichtedarstellung. „Denn", sagt er, „wenn der Name der Republik auch noch einige Jahre lang fortdauern sollte, so kam doch fortan der Wille eines Einzigen in ihr zu einer so überlegenen und ausschließenden Geltung, daß der ursprüngliche Geist der Bewegung von 1789 unter seinem Druck erlag, und nur einige Formen und Traditionen davon übrig blieben. Außerdem haben wir in diesem Werke nicht eine Geschichte der französischen Republik, die erst mit dem zweiundzwanzigsten September 1792 beginnen und mit dem achtzehnten Mai 1804 aufhören müßte, sondern die französischen Revolution, darzustellen versucht. Von dieser, die am siebenzehnten Juni 1789 in Versailles, als der Tiers-Etat sich zu einer Nationalversammlung erklärte und die altständische Verfassung über den Haufen warf, ausbrach, kann man mit Recht behaupten, daß sie an dem Tage endigte, wo Bonaparte in St. Cloud die Volksvertretung mit Gewalt auflöste, und in allen wichtigen Dingen die oberste Entscheidung an sich riß. Das charakteristischer Streben der Revolution von 1789, den Begriff der politischen Freiheit im Leben der Nation zu realisiren, und diese dadurch, im Gegensatze zu der Feudalwelt und der absoluten Monarchie, in den vollständigen Besitz ihrer selbst zu setzen, erfuhr, in Folge des achtzehnten Brumaire, eine lange und tiefe Unterbrechung, und wurde durch Bonaparte's Despotismus in der Erreichung des vorgesteckten Zieles gewaltsam aufgehalten."

Es wird Niemand hier eine Analyse des Inhalts des verdienstlichen Werks erwarten und noch weniger eine Kritik einzelner Auffassungen gewisser Thatsachen oder Choroktere, wie sie in demselben dargelegt sind; die Zeitabschnitte jedoch, die in jedem der sechs Bände behandelt werden, wollen wir nach ihren Anfangs- und Ausgangspunkten angeben.

Erster Band. Einleitung (m. s. oben) und drei Kapitel. Eröffnung der französischen Reichsstände in Versailles (5. Mai 1789). — — — — Die Anarchisten und Feinde der Krone, welche die königliche Gewalt durch den Aufstand vom 14. Juli 1789 für noch nicht gebrochen genug ansehen, arbeiten an Erregung eines neuen Aufstandes.

Zweiter Band. Sechs Kapitel. Lage der königlichen Familie in Versailles. Gardes du Corps. Regiment Flandern. Festmahl der Gardes du Corps. Erscheinen der königlichen Familie bei demselben. Eindruck, den die Nachricht hiervon auf das Pariser Volk macht. Zu derselben Zeit verbreitet sich die grundlose Kunde von einer beabsichtigten Flucht des Königs. Dies Alles und der fortdauernde Brotmangel in Paris, die Eingebungen und Anreizungen der geheimen Agenten des Herzogs von Orleans, der Versammlung im Palais royal, der Aufwiegler in den Vorstädten, veranlassen das Volk am 5. Oktober 1789 nach Versailles zu ziehen. — — — — Aufstand am 20. Juni 1792. Einzelnheiten

Digitized by Google

desselben. Gefahr, in der der König schwebt. Seine Unerschrockenheit und Standhaftigkeit. Der Aufstand des 20. Juni war ein verfehltes Unternehmen, denn man hatte Ludwig XVI. nicht einmal zwingen können, die beiden Decrete gegen die Ausgewanderten und Priester anzunehmen. Die Girondisten, die diese Bewegung angeordnet, hatten sie, nach ihrer Art, nur halb gewollt. Die Jacobiner begreifen, daß ein größerer Schlag und ein entscheidenderer Aufstand dazu gehöre, um den Thron zu stürzen und auf dessen Ruin ihre Herrschaft zu gründen. Dies wird jetzt von ihnen vorbereitet und einige Wochen später vollzogen.

Dritter Band. Acht Kapitel. In den Anhängern des Königs, wie überhaupt in allen Gegnern einer extremen Revolution, lebt nach dem mißlungenen Aufstande am 20. Juni wieder ein Hoffnungsstrahl auf. Ludwig XVI. selbst aber giebt sich seiner Täuschung über seine Lage hin, ist jedoch unfähig, von den noch vorhandenen Mitteln des Widerstandes und der Rettung Gebrauch zu machen. Er erläßt jedoch eine Proclamation, um ganz Frankreich von den am 20. Juni begangenen Frevels zu benachrichtigen. Die Departementalbehörde von Paris erklärt sich lebhaft gegen die an jenem Tage verübten Ausschweifungen, verlangt deren Untersuchung und suspendirt Pethion, den Maire von Paris, von seinen Functionen, wegen der von ihm bewiesenen Nachlässigkeit oder vielmehr Verrätherei. Ein Theil der Nationalgarde läßt den König ihrer Ergebenheit versichern. Zwei Mitglieder der Assemblée constituante, Dupont de Nemours und Gallaume, veranlassen eine große Anzahl Pariser Bürger zu einer Eingabe an den König, worin sie eine Bestrafung der Anstifter des letzten Aufstandes verlangen. Diese Eingabe wird mit zahllosen Unterschriften bedeckt und die Petition der Zwanzigtausend genannt. Lafayette erscheint plötzlich in Paris, aber, anstatt von einer bewaffneten Macht, nur von einigen Ajutanten begleitet, tritt vor die Schranken der Nationalversammlung, fordert sie zur Bestrafung des Aufstandes vom 20. Juni, zur Aufrechthaltung der bestehenden Constitution auf, und droht, im Weigerungsfalle, mit der Rache seiner Armee. — — — — Die Partei der extremen Revolution hatte schon längst einen Volksaufstand beschlossen, um sich der Gironde zu entledigen, deren Widerstand, da ein Theil des Centrums immer wieder mit ihr stimmte, nicht anders gebrochen werden konnte. Aufstand am 31. Mai 1793. Geringer und unvollständiger Erfolg desselben. Aufstand am 2. Juni. Vollständiger Sieg derselben. Der Convent giebt die Gironde auf. Auflösung derselben als politischer Partei. Verhaftung vieler ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder. Betrachtungen über den Sturz der Gironde und die republikanische Regierungsform in Frankreich. — Bewegung, die sich in den westlichen Provinzen Frankreichs gegen die Revolution erhebt. In der Bretagne, in Poitou, Anjou, in einem Theile von Maine, Touraine und Orleanois, in mehren Gegenden der Niedernormandie, besaß die Monarchie und Kirche zahlreichen und eifrigen Anhang; u. s. w. (Das ganze achte Kapitel.)

Vierter Band. Acht Kapitel. Bewegung, die von geflüchteten Mitgliedern der Gironde gegen den Convent in der Niedernormandie, dem Departement Calvados, versucht wird. Der General Felix Wimpfen. Der Marquis von Puisaye. Gefecht bei Vernon. Vereitelung dieses Versuches. Marat's Ermordung durch Charlotte Corday. Seelenstärke und großmüthige Gesinnung dieses Mädchens. Ihr Irrthum über die Folgen und die Bedeutung ihrer That. Ihre Hinrichtung. Betrachtungen, ob und in wiefern der Tyrannenmord überhaupt erlaubt ist. Verbrechen, die Marat unter den Jacobinern findet. — — — — Zunehmende Grausamkeit der beiden Comités und des Revolutionstribunals. Hinrichtung vieler berühmten und ausgezeichneten Personen. Dom Gerle und Katharina Théot beabsichtigten die Stiftung eines neuen Cultus. Robespierre's Verhältniß zu diesen Schwärmern. Seine unsichere und gefährliche Lage. Angriffsmittel, die ihm zu Gebot stehen. Robespierre's Mangel an persönlichem Muth. Er zieht List der Gewalt vor. Beginnende Veränderung in der Stimmung der niederen Classen in Paris. Stärke des revolutionairen Geistes in denselben, von den Demagogen nicht bemerkt. Robespierre's Feinde in den Comités und im Convent. Verschiedene Beweggründe, die sie zum Bunde gegen ihn veranlassen. Tallien's Verhältniß zu Theresia de Fontenay wird die erste Veranlassung zu Robespierre's Sturz.

Fünfter Band. Zehn Kapitel. Robespierre klagt seine Gegner im Convent an. Verblendung, in der er sich befindet. Fehlgriffe, die er in seiner Rede begeht. Eindruck, den dieselbe hervorbringt. Streit über deren besonderen Abdruck, der zuletzt gegen Robespierre entschieden wird. Robespierre erscheint am Abend im Jacobinerclub. Begeisterung, die er selbst erregt. Alle Conventsmitglieder, die gegen den besonderen Abdruck von Robespierre's Rede gestimmt, werden auf der Liste der Clubisten gestrichen, und die von ihnen, welche in der Sitzung anwesend sind, mit Gewalt vertrieben. Absicht mehrer Anhänger Robespierre's, mit den Mitgliedern des Clubs gegen die beiden Comités zu ziehen und sich ihrer zu bemächtigen. Robespierre's Furchtsamkeit verwirft diesen Vorschlag. Billaud-Varennes und Barrere sind einer Aussöhnung mit Robespierre nicht abgeneigt. Scene zwischen Collot d'Herbois und St. Just im Wohlfahrtsausschusse, welche jeden Versuch der Art unmöglich macht. Bemühungen der Feinde Robespierre's, namentlich Tallien's, Legendre's, Lecointre's u. s. w., sämmtliche Freunde Danton's und der Girondisten, gegen Robespierre zu vereinigen. — — — — Die fünf Directoren, Barras, Carnot, Le Tourneur de la Manche, Lareveillère-Lepeaux, Rewbel, gehören sämmtlich zu den Conventsmitgliedern, die im Prozesse Ludwig XVI. für dessen Tod gestimmt hatten. Ihre Persönlichkeit und Stellung. Wahl ihrer Minister. Politik, die das Directorium im Anfange seiner Laufbahn befolgt. Der Club der Jacobiner stellt sich wieder her, aber nicht mehr in seinem alten Local, sondern im Pantheon. Genehmigt Babeuf. Seine politischen und socialen Theorien. Verschwörung, die er anstiftet. Seine Verhaftung. Verfehlter Versuch der Jacobiner, ihn zu retten. Seine Verurtheilung. Neue und ebenfalls erfolglose Expedition der Ausgewanderten unter dem Befehl des Grafen von Artois. Letzte Thaten in der Vendée. Stofflet's und Charette's Ende. Pichegru's Plane zum Umsturze der Republik und zur Wiederherstellung der Monarchie. Hindernisse, auf die er stößt. — Bonaparte's Feldzüge (9. 10. Kapitel). Eindruck, den Bonaparte's Thaten auf die verschiedenen Parteien in Frankreich hervorbringen. Bonaparte's Stellung von der aller anderen republikanischen Generale verschieden.

Sechster Band. Sieben Kapitel. (1. Kapitel. Bonaparte's Kriegsführung.) Innerer Zustand Frankreichs. Contrast zwischen der politischen Rathlosigkeit, Schwäche und Uneinigkeit, und den gemachten Eroberungen und dem erlangten Waffenruhm. Rück-

Digitized by Google

blick auf den Verlauf der französischen Revolution. Kraft und Verfall der in ihr sich aufthuenden abstracten und idealen Principien. — — — — Der achtzehnte Brumaire (1799). — Sitzung der beiden Räthe (der Alten und der Fünfhundert) am neunzehnten Brumaire in St. Cloud. — Bonaparte läßt die Fünfhundert durch eine Abtheilung Grenadiere auseinandertreiben. Alle von Bonaparte's und Sieyès vorbereiteten Entwürfe zur Gründung einer neuen Verfassung werden von dem Rathe der Alten und einer für dieses Unternehmen gewonnenen Minorität der Fünfhundert, die in St. Cloud geblieben, in der Nacht angenommen und in Decrete verwandelt. Bonaparte, Sieyès und Roger-Ducos werden zu provisorischen Consuln ernannt und mit der vollziehenden Gewalt beauftragt. Die beiden Räthe werden vertagt, und in ihrer Stelle zwei Commissionen, aus ihnen genommen, niedergesetzt, um die legislativen Maßregeln der Consuln zu bestätigen, und in Verbindung mit ihnen eine neue Verfassung zu entwerfen. — Schlußbetrachtungen über Entstehung, Verlauf und Bedeutung der französischen Revolution.

Wie erwähnt, nur fragmentarische Inhaltsangaben der einzelnen Bände konnten wir liefern, aber sie genügen hoffentlich, um unsere Leser den Reichthum und die Vollständigkeit des Ganzen, ja selbst schon die Art der Behandlung des Stoffes ohnen und anerkennen zu lassen. Was die letztere anlangt, so werden einige Bruchstücke dieselbe noch näher kennen lehren.

„Am sieben und zwanzigsten Juni (1789) begaben sich die Mitglieder des Adels und Klerus, die sich bisher auch entfernt gehalten, unter Vorritt des Herzogs von Luxemburg, in die Sitzung des Tiers-Etat, der von jetzt an, da es außer ihm keine deliberirende Versammlung gab, und da er die beiden andern Stände zur Vereinigung mit ihm gezwungen, sich für die Vertretung der Nation halten konnte, und dem die von ihm gewählte Benennung einer Nationalversammlung von Niemandem mehr verweigert wurde.

So wurde innerhalb weniger Wochen die seit Jahrhunderten bestehende Verfassung des Staates, die wesentlich auf das Dasein von Ständen, die verschiedenen Rechte derselben und die damit zusammenhängende Ungleichheit der Bevölkerung gegründet war, umgestoßen. In anderen Epochen hätten ganze Menschenalter zu einer einzigen dieser Veränderungen gehört, die sich jetzt, eine nach der anderen, in ungeduldiger Hast folgen sollten. Leidenschaft und Selbstsucht sollten hieran allerdings einen übergroßen Antheil haben; indessen ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß das monarchische Princip schon seit langer Zeit in Frankreich keine Fähigkeit und Kraft gezeigt und mehr durch seine materielle Macht als durch eine moralische Ueberlegenheit an der Spitze der Nation gestanden hatte. Die alten Einrichtungen waren allmälig welk und morsch und durch keine zeitgemäßen Veränderungen erneuert oder umgestaltet worden. Die Nation hatte sich, im Laufe einiger Generationen, von den letzten Jahren der Regierung Ludwig XIV. an, theils zum Besseren, theils zum Schlimmeren, aber wesentlich verändert, und wurde dennoch, wenigstens der Form nach, und diese hat in allgemeinen Zuständen eine große Bedeutung, eben so wie früher beherrscht. Die französische Regierung hatte sich, von der Aufhebung des Edicts von Nantes an bis zum Aufgeben der holländischen Patrioten im Jahre 1787, eine zahllose Menge von Fehlgriffen in den innern und auswärtigen Verhältnissen zu Schulden kommen lassen. Die Dynastie selbst war seit Ludwig XIV. in den Augen der Nation sehr gesunken. Die bessern und sittlichern Naturen in ihr waren fast immer charakterschwach gewesen, und sie hatte überhaupt mehr Schlechtes als Gutes hervorgebracht. Die Noth des öffentlichen Schatzes, die schlechte Verwaltung und Verwirrung der Finanzen, denen von einem oberflächlichen Urtheil, und um die tiefer liegenden Ursachen leugnen zu können, der Ausbruch der Revolution Schuld gegeben wird, waren nur deren äußere Veranlassung. Allerdings hätte diese Umwälzung abgewendet oder aufgehalten werden können, wenn Ludwig XVI. ein kräftiger Charakter und weit blickender Geist gewesen, wenn es keinen Hof, wie er gerade war, keine Staatsschuld, keine erhitzte Stimmung in der Nation, keine Demagogen, und in Paris einen nicht so zahlreichen wilden Pöbel gegeben, aber dann wäre überhaupt der ganze Zustand, den wir schildern, ein anderer gewesen, es hätte, weil Alles anders war, auch Alles anders kommen müssen. Die Darstellung des Geschehenen, die auf die Einzelheiten der Personen und Zustände eingehen muß, kann sich allerdings oft nicht der Betrachtung erwehren, daß unter etwas anderen Umständen, bei anderer Gesinnung und Handlungsweise, die Begebenheiten einen andern Lauf genommen hätten. Indessen sind im Ganzen die Personen nicht von den sie umgebenden Zuständen zu trennen und die Charaktere eben so gut Facta wie die Ereignisse selbst. Ein Fürst z. B. von der Kraft und Einsicht Ludwig XI. und Heinrich IV., an die Stelle Ludwig XVI. gesetzt, würde seine Zeit begriffen und den heranbrechenden Sturm beschworen haben. Ein solcher hätte aber nicht erst vierzehn Jahre lang regiert, ehe er an die Mittel gedacht, die vorhandenen Schwierigkeiten zu überwinden. Es waltet in der Geschichte allerdings keine fatalistische Nothwendigkeit ob, denn sonst hätte die menschliche Freiheit keinen Theil an ihr, deren Einfluß zu sichtbar ist, um geläugnet werden zu können. Aber die Personen und Zustände können in ihr nicht, wie so oft geschieht, getrennt betrachtet werden. Sie bedingen sich wechselsweise hervor, wirken auf einander, bedingen sich und verlieren, wenn sie geschieden werden, ihre wahre Natur und Bedeutung. Auf welche Art übrigens Freiheit und Nothwendigkeit im ganzen Leben des menschlichen Geschlechts und demnach auch in allen seinen großen Bewegungen sich geltend machen, wo ihre Grenzen sind, wie sie sich anziehen und abstoßen, kurz, ihr wahres Verhältniß zu einander, ist noch von Niemand entdeckt worden, und alles hierüber Gemeinte mehr oder weniger willkürlich und zweifelhaft. In der Geschichte, als ein Ganzes betrachtet, scheint immer die Nothwendigkeit, in ihren Einzelnheiten, immer die Freiheit vorzuherrschen, obgleich dies nur eine Täuschung ist, da beide überall vorhanden und thätig, aber ihre Stellung und ihr Einfluß auf einander verborgen und unbegreiflich sind." (1. Band. S. 158—161.)

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Man rechnet, daß jährlich vier Millionen Rosen auf den Pariser Märkten verkauft werden, die Lieferungen zu officiellen und privaten Festlichkeiten nicht mitgezählt.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 72. Mittwoch, den 8. September. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Prinzessin Ilse. Von H. Zelle ..... Seite 561
Der König träumt. Romantisches Drama in einem Akt. Aus dem Dänischen von H. Zeise. (Fortsetzung) .... „ 562
Literatur:
Geschichte der französischen Revolution von 1789—1799. Von Eduard Arnd. (Schluß.) ..... „ 564
Miscelle ..... „ 568

Prinzessin Ilse.

Die Ilse, des Brockens Töchterlein,
Hüpft jauchzend ins Thal hinunter,
Wie rauscht sie so fröhlich im Sonnenschein
Und küßt die Blumen so munter.

Der Ilse schaukelnde Wirge stand
Auf mächtigen Felsenkronen,
Wir fahrn an jäher Felsenwand
Die Tochter der Berge thronen.

Sie wurde genährt aus dem Felsenspalt
Mit dem reinsten, silbernen Strahle,
Und rauschte dann in Jugendgewalt
Hinunter zum blühenden Thale.

Und auf dem Wege neigten sich ihr
Die Fichten und säuselnden Tannen,
Sie aber rauschte in Jugendzier
Im stürmischen Laufe von dannen.

Die mächtigen Felsen brummten kaum
Der Ilse rauschende Wogen,
Sie aber hat mit silbernem Schaum
Die steinernen Riesen umzogen.

Sie singt ein Freiheit kündendes Lied
Und Fichten schwenken die Fahnen,
Und während sie wild dem Berge entflieht,
Bricht sie im Sturme sich Bahnen.

Du Ungestüme bremme den Lauf,
Entflieh' nicht den heimischen Bergen,
Dort unten fangen die Knechte Dich auf,
Dort dienst Du Söldnern und Schergen.

Dort wird zerrissen Dein Silbergewand,
Dein lichter und strahlender Schleier,
Dort reicht Dir nimmer die weiße Hand
Ein stolzer und blühender Freier.

O bleibe droben, wo eisend der Föhn
Zerbricht die Wipfel der Bäume,
Und wo die Freiheit mit Horsengetön
Durchzieht die schweigenden Räume.

Sie aber stürzte hinunter ins Thal,
Ihr bebte das Herz vor Verlangen,
Die grünen Wiesen in Liebesqual
Und Liebeslust zu umfangen.

Doch eh' die grüne Flur sie umfing,
(Wer kann ihren Kummer beschreiben,)
Da mußte als dienende Magd sie flink
Die Sägen und Hämmer treiben.

Digitized by Google

Da wurde gebrochen ihr Freiheitsdrang,
Gekuickt ihr feuriges Sehnen,
Sie knirschte entgegen dem wilden Zwang,
Das Haupt gebadet in Thränen.

Jetzt sehnt sie sich nach den Bergen hinauf,
Wo ihre Wiege gestanden,
Sie hemmt den wilden, stürmischen Lauf,
Und liegt in Fesseln und Banden.

H. Zeise.

Der König träumt.

Romantisches Drama in einem Akt.

Aus dem Dänischen von H. Zeise.

(Fortsetzung.)

Faaborg.

Was sagt Ihr! — Himmel wie ich elend bin!
Denn Ihr habt meinen Leib und meine Seele! —
Was macht Ihr da!

Mönch.

(Hat sich zur Seite gewendet, und sprengt über die Kirschen den Inhalt einer kleinen Flasche, welche er bei sich hat.)

Schließ' Deine Augen zu,
So wie der Himmel sein Gesicht verhüllt
Für Deine großen Sünden!

Faaborg.

O, Ihr macht mich
Unglücklich!

Mönch.

Ja, sobald ein Wort Du sagst!
Nimm Deine Kirschen, es kommt Jemand her!

Dyveke (tritt ein).

Vergebt mir Vater, wenn Ihr habt gewartet!
Du Faaborg! — Doch wie bleich! war Pater Simon
Auch strenge gegen Dich?

Mönch.

Ja, nöthig war's.

Dyveke.

Doch ist in meinem Zimmer nicht der Beichtstuhl
Für Torben Ores Leute! — Botschaft bringst Du;
Sieh, einen Korb mit Früchten; sind sie reif?

Faaborg.

„Ja, sie sind alle reif!"

Dyveke.

Grüß' Deinen Herrn!
Und bring' ihm meinen besten Dank!

Faaborg (auf die Kniee sinkend).

Vergebung!
O, betet für mich!

Dyveke.

Bist Du krank? Was fehlt Dir?

Mönch.

Es traf mein Wort die Sünde seiner Brust;
Steh' auf und geh'! — Dir ward Vergebung schon!

Faaborg.

(preßt die Hand vor's Antlitz und eilt fort.)

Dyveke.

Was hat ihn so erschüttert? Was verbrach er?
Ihr seid zu hart! bedenkt, wir sünd'gen Alle!

Mönch.

Das tröstet uns! — Der Schloßherr sandte ihn
Hierher mit diesen süßen, frischen Früchten,
Ein Zeichen eigner böser Herzensfrucht,
Der Liebe zwischen ihm und zwischen Euch!

Dyveke.

Die Liebe, die ich Christiern schenken könnte
Wär' Sünde, nun Elisabeth die seine!
Unschuldig war sie einst, und hoch und hehr!
Sie war Begeistrung für ihn! sie war Stolz!
Jung war ich damals! älter ward mein Sinn!
Ich hab' Euch nicht gebeichtet, daß den Schloßherrn
Ich liebe! aber liebten wir einander
Wir wären sicher ohne Fehl. Gott weiß es!
Er ist ja frei —, nun gut!

Mönch.

Frei sagt Ihr, frei?
Ist er gebunden nicht durch die Verwandtschaft?
Und würd' nicht seine Heirath mit Euch — kränken —!
Ich sage nicht das Wort!

Dyveke.

Halt Mönch! — Doch nein,
Ich sprach mich früher aus, — nichts mehr davon! —
Prüft diese frischen Kirschen, — und erzählt
Von Eurer Wandrung.

Mönch.

Ich berühr' sie nicht.
Weicht von der Sünde und von ihrer Frucht!
Nicht dulden wird Euch Torben Ore's Stamm.
Ihn, Dyveke, ihn selbst macht Ihr unglücklich!
Ein Fieberrausch ist seine Liebe jetzt,
Wenn der vorbei, reut seine Handlung ihn,
Fremd unter all den Seinen steht er dann,
Langweilen wird sein Täubchen ihn! — Glaubt mir!

Digitized by Google

Dyveke.

Wer ſpricht von unſrer Liebe?

Mönch.

Jeglich Haus! —
Der Hof ſelbſt! Eure Augen, Wangen ſprechen!
Auf Euer Haupt kann Gott die Sorge legen,
Gift in die Blume — und in dieſe Kirſchen!
Ein Teufel wohnt in Eurem Fleiſch und Blut,
Entgegen kämpft Ihr nicht. — Der Sünde Strafe
Iſt Tod! — Bedenkt mein Wort, es kommt vom Herrn!

Dyveke.

Des Herrn Wort iſt mild! ich weiß, er ſprach
Im Tempel mild ſelbſt zum gefall'nen Weib.

Mönch.

Auf Euch wirkt auch die Lehre Luthers ein,
Ihr werdet bibelfeſt! ſtand jenes Weib
Erhobnen Angeſichts vor ſeinem Meiſter?
Demüthig ſenkte es das Haupt, erwartend
Den Stein, der treffen ſollte.

Dyveke.

Wenn ich fiel,
Werd' ich mich auch erheben, ſo Gott will!

Mönch.

Du ſinkeſt mehr und mehr, wie Lucifer! (geht.)

Dyveke.

Was ſagte er! — Du ewiger Erbarmer!
Du milde Gnadenmutter, halte mich!
Ich hab' erwogen Alles und geprüft!
Nein, es iſt dieſe Liebe keine Sünde,
Nicht Sünde gegen Gott noch gegen Chriſtjern!
— Es liebt mich Torben! Und um meinetwillen
Entſagt er Dänmark, ſeinem Rang, dem Glück!
Wir fliehen weit. — Und noch in dieſer Nacht!
„Reif ſind ſie alle!" Ja, das Zeichen war's.
— Du letzte Gabe hier aus ſeinem Garten
Im Dänenland! — Es wird noch manches Jahr
Dein grüner Baum im Lenze Blüthen treiben
Und Früchte tragen, du reichſt ſie ihm nicht!
Es fällt dein gelbes Blatt nicht auf ſein Haupt,
Denn er geht nicht vorbei. Wo iſt ſein Weg?
Wo meiner? wo man liebt, dort iſt die Heimath!
(ſpeiſt die Kirſchen.)
— Die kleine Schwalbe, die ihr Neſt gebaut
Am Dache, wo die Zweige du erſtreckſt,
Wird ſagen dir, wo ich und Torben wandern!
„Auf Euer Haupt kann Gott die Sorge legen,
Gift in die Blume — und in dieſe Kirſchen!"
Du ſprachſt ſo hart, Simon, geſtrenger Mönch!
Denn Liebe ſenket Gott in jede Blume!
— Es ſchmecken dieſe Früchte ſaftig ſüß.
O meine Mutter! — ich geh' fort von Dir!

Sigbrith (eintretend).

Kalt iſt es hier! — Du haſt Dich nicht gekleidet
Zum Meſſeſang — Dein Mädchen nimm mit Dir!
(ſieht aus dem Fenſter.)
Dort ſteht ja eine Schaar! Der hohe Rath
Vor Mutter Sigbrith's Thür! — Laß ſie nur warten!
Ihr ſtelltet mich ſo tief, ſteht deshalb tiefer
Vor meiner Thür „der Thür der Krämerfrau!"

Dyveke.

O Mutter, geh' vom Fenſter! ſehn ſie Dich,
Dann ſind ſie mehr gereizt; laß ſie herein!
Sie, ältre Männer, wünſchen Deinen Rath,
Und Deine Rede bei dem hohen Herrn.

Sigbrith.

Ich kenne ſie! ſie machen mich zur Hexe,
Andichten mir die Uebel dieſer Reiche!
Sie haſſen mich, am meiſten Sören Nordby,
Auch ſeine Zeit wird kommen!

Dyveke.

Mutter! Mutter!
Ich fürchte oft für Dich, und auch für Chriſtjern,
Ihr herrſcht mit Eiſenhand, ſie kann zerbrechen!
Der Adel Dän'marks ſchließt ſich aneinander,
Der Herzog Holſteins will nicht Dän'marks Wohl,
Auf Schweden richtet Lübeck ſeinen Sinn,
Und ſelbſt das Volk, — ja für den König iſt's,
Doch ein gedrücktes Volk hegt Sklavenſinn!

Sigbrith.

Was redeſt Du! Chriſtjern iſt feſt und ſtark!
In Freundſchaft ſteht er zu den großen Mächten,
Mit Oeſtreich iſt verſchwägert unſer Held,
Er wanket nicht, ich werde auch nicht zagen!
Lübeck blickt neidiſch auf des Landes Steigen,
Der Adel murrt, weil Chriſtjern liebt das Volk!
Wie Holland wird das Dänenland bald blühn,
Es hat ſchon eine Königin und einen
Miniſter von dort! (zeigt auf ſich ſelbſt). Sieh', wir riefen auch
Holländ'ſcher Bauern eine Anzahl her,
Sie ſollen Induſtrie den Dänen lehren.
Amager wird zu einem Garten werden,
Und Helſingör den Städten Holland's gleichen!

Dyveke.

Was ſagt das Volk? Was ſagt der hohe Adel?
Was Lübeck's Kaufherrn?

Sigbrith.

Was der Schloßherr dann?
Hier iſt wohl Torben Ore jüngſt geweſen!

Digitized by Google

Er ist Dir sehr ergeben; sein Besuch doch,
Und seine Reden sind nicht gut für Dich!
Sein Denken wird zu Deinem! — diese Kirschen?
(zeigt auf die Kirschen.)

Dyveke.

Er sandt' sie mir durch seinen Schreiber Faaborg,
Den Schloßherrn sah ich in zwei Tagen nicht.

Sigbrith.

Doch um so mehr hast Du an ihn gedacht! —
Mich hintergeht man nicht, komm' sag' mir Alles!
Sprich offen jetzt und frei! Dein Freund ist Keiner
Als Mutter Sigbrith. — Aber Du bist bleich!
Dein Mund verzieht sich, und Dein Auge starrt!

Dyveke.

Mir wird so bang, so weh! Jesus Maria!
Ein Feuer brennt in allen meinen Adern! —

Sigbrith.

Komm, Kind, komm setz' Dich!

Dyveke.

O, Du falscher Mönch!
Ich glaub' Dich zu verstehn!

Sigbrith.

Jesus! Maria!

Dyveke.

Es brennt in mir! — Was hat man mir gegeben?!

Christjern (eintretend).

Was ist geschehen? — Sigbrith! Dyveke!

Sigbrith.

Sie stirbt! Mein Kind!

Dyveke.

Der König ist es! Christjern!
Ein Nebel zieht sich zwischen uns — mich brennt's!
O Mutter! Mutter! — Torben! (stirbt.)

Sigbrith.

Es ist Gift!
Vergiftet sind die Kirschen! Sie ist todt!

Christjern.

Sie nannte Torben? nannte Torben Oxe!

Sigbrith.

Die Kirschen sind von ihm — sie ward vergiftet!

Christjern.

Todt! Dyveke! nein, nein, unmöglich ist's!
Ha, Torben Oxe! Wär' der Hals des Ochsen
Auch noch so dick, er würde doch gespalten
Vom Henkerschwert! Blut will ich! rauchend Blut!

(Die Musik geht in eine wilde Dissonanz über; die Bühne wird wieder zum Gefängniß auf Sonderburg; Benth erhebt sich halb vom Kamin, und wendet den Kopf nach dem Alkoven, in welchem der König träumt.)

Christjern.

Blut! Blut!

(Schluß folgt.)

Geschichte der französischen Revolution von 1789—1799. Von Eduard Arnd.

Lento enim gradu ad vindictam sui divina procedit ira, tarditatemque supplicii gravitate compensat. Valerius Max. I., 1, 4.

In sechs Bänden. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1851. 52. XXVI u. 259, XX u. 295, XXIII u. 331, XIV u. 327, XVI u. 360, XVII u. 324 Seiten, nebst einigen Blättern: Verbesserungen. 8.

(Beschluß.)

„Die Eidesverweigerung (4. Januar 1791) der geistlichen Deputirten zwang sie, ihre Sitze in der Volksvertretung zu verlassen, die dadurch ganz in die Gewalt ihrer Gegner gerieth. Sie verloren außerdem ihre Stellen und die von denselben abhängigen Einkünfte. Es ward ihnen jedoch eine, obwohl sehr geringe Pension als Mitgliedern des geistlichen Standes überhaupt ausgesetzt. Es wurde dies als eine Entschädigung für die Beschlagnahme der Kirchengüter angesehen. Hiermit beschränkte sich die Rache der Nationalversammlung, die, obwohl ihre Principien um jeden Preis realisirend, und gegen die ihr entgegenstrebenden Verhältnisse hart und ungerecht, gegen die Personen zu keinem Aeußersten schritt. Für den Augenblick hatte diese Opposition des Klerus keine weiteren politischen Folgen, aber der moralische Eindruck, besonders auf die höheren Classen, fing bald an, sichtbar zu werden. So lange die Kirche mächtig und reich gewesen, hatte sie häufig Entfremdung und Neid erregt. Jetzt, wo man ihre Mitglieder sich in so großer Anzahl, und die höheren fast alle, der Armuth und Verfolgung, um ihr Gewissen nicht zu beschweren, aussetzen sah, erweckte dieser Beweis von Muth und Treue eine lebendige, lange stumm gebliebene Theilnahme für die Grundsätze, die sie vertheidigten. Es schien nicht mehr so leicht, über Lehren zu spotten, die zu so großen Opfern für sie begeisterten. Viele Personen in den vornehmen Classen, die, von den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts erfüllt, das Christenthum weder liebten noch begriffen, begannen jetzt, der Geistlichkeit, aus Sympathie für das von ihr bewiesene Ehr- und Standesgefühl, näher zu treten, das ihr nicht erlaubt hatte, den ungerechten und drohenden Forderungen der Revolution nachzugeben. Der Ton der höheren Gesellschaft ward viel ernster als früher. Das ahnungsvolle Gefühl einer gährenden Zeit und unheilvollen Zukunft bemächtigte sich der Gemüther, besonders der Frauen, in vielen vornehmen

Digitized by Google

Kreisen, und bereitete sie im Stillen auf die Drangsale vor, die über sie und ihre Familien hereinbrechen sollten. — Wenn die meisten Geistlichen, die Mitglieder der Nationalversammlung waren, die Constitution civile du Clergé verworfen hatten, fanden sich außerhalb derselben viele Priester, die den Eid leisteten, und aus welchen die neuen Bischöfe und Pfarrer genommen wurden. Diese erregten in den höheren Ständen fast überall und in einigen Provinzen des Südens und Westens auch unter dem Volke, eine lebhafte Abneigung. Noch brachte diese große Veränderung, Tausende von Geistlichen, bloß weil sie ihren Ueberzeugungen treu geblieben, von ihren Sitzen verjagt zu sehen, keine offene Gegenwehr hervor. Die Macht der Revolutionen stand noch in der ersten Kraft der in ihr waltenden Ideen, und ihre Wirkung war zu überraschend, um nicht jeden Versuch des Widerstandes zu lähmen. Es gehörten die Gräuel und Ausschweifungen einer späteren Epoche dazu, um die Gegner zur Verzweiflung zu bringen und ihnen die Waffen in die Hand zu geben. Die kirchlich und königlich Gesinnten beschränkten sich damals noch darauf, das Sinken des Thrones und Altars zu betrauern, an Hülfe vom Auslande her zu denken, und Hoffnungen und Befürchtungen lebhafter als früher mit einander zu theilen. Vor Allem aber ward von solchen jede Verbindung mit den beeidigten Geistlichen (prêtres assermentés) gemieden und nur die geistliche Hülfe derer, welche das Gesetz von ihren Stellen vertrieben (prêtres réfractaires) in Anspruch genommen. Die Nationalversammlung hatte, um das von ihr proclamirte Princip der religiösen Freiheit nicht zu verletzen, den Letzteren erlaubt, ihren Gottesdienst in Privatgebäuden halten zu dürfen, was in den größeren Städten und besonders in Paris vom Pöbel oft verhindert wurde. Bei solchen Gelegenheiten versammelten sich alle Gegner der neuen Ordnung und schlossen sich fester an einander an. — Die Nationalversammlung hatte bei ihren Angriffen auf Königthum, Adel und Parlamente wenig oder gar keinen Widerstand gefunden. Zum ersten Male trat ein solcher bei ihren Maßregeln gegen den Klerus hervor. Von ihrem Standpunkte aus konnte es nothwendig scheinen, die Besitzungen desselben einzuziehen, und ihn durch einen Gehalt auf den Fuß aller übrigen öffentlichen Diener zu stellen. Die Constitution civile du Clergé aber und der Zwang einer eidlichen Anerkennung derselben war nicht nur eine durch nichts zu entschuldigende Ungerechtigkeit, sondern auch eine Thorheit, die nur aus dem Anspruche dieser Versammlung, alle bisher bestandenen Einrichtungen verändern zu wollen, erklärt werden kann. Es war natürlich, daß sie die Geistlichkeit, in der sie mit Recht eine unversöhnliche Antipathie gegen die revolutionairen Principien voraussetzte, vom Staate in allen weltlichen Dingen abhängig machen wollte. Sie konnte aber, ohne die Natur des Katholicismus und den Charakter des französischen Klerus zu verkennen, nicht dessen Disciplin und innere Organisation angreifen. Sie hätte bei einiger Besonnenheit voraussehen müssen, daß die Mehrheit des geistlichen Standes sich einem solchen Anspruche, aus Ueberzeugung und Stolz, nie unterwerfen würde. Sie mußte ihn entweder ausrotten, was sie weder wollte noch konnte, oder ihn in seiner Sphäre frei walten lassen. Indem sie den Widerstand der Geistlichkeit hervorrief, gab sie der Revolution in ihrem weiteren Verlaufe Veranlassung, die Religion selbst anzugreifen, in eine wirkliche Verfolgung derselben auszuarten, und dadurch die Gesinnung des Volkes auf das Aeußerste zu verderben. — Für den Augenblick beschleunigte die Assemblée constituante, durch den Zwang, den sie gegen den Klerus ausübte, die Vereinigung aller Fractionen unter ihren Gegnern. Von dieser Zeit an wurde der Bund zwischen dem Adel und der Geistlichkeit in Frankreich, der, was wenigstens die niedere Classe des Klerus betraf, lange sehr locker gewesen, wiederum befestigt, und rief, einige Jahre später, in dem Vendéekriege einen Widerstand hervor, der, unter etwas anderen Umständen das Dasein der Revolution selbst hätte bedrohen können." (2. Band, S. 106—109).

„Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Revolution, die schon in ihren ersten Jahren eroberne aufteat, unter denen, die sie hervorgebracht oder gesteiget hatten, kein einziges bedeutendes militairisches Talent zählte, und daß sie dennoch, später die Beute eines großen Feldherrn wurde. Mirabeau, Sieyès, Bailly, Barnave u. s. w., die Helden der ersten revolutionairen Epoche, waren entweder dem Kriegesstande ganz fremd, oder besaßen, wie Lafayette, Lameth u. s. w. für denselben keine großen Mittel. Die Helden der zweiten revolutionairen Epoche, wie Robespierre, Marat, waren ohne persönlichen Muth, und selbst Danton setzte sich nie einer eigentlichen unmittelbaren Gefahr aus, sondern entschied Alles durch kühne Phrasen und Declamationen. Keiner der vielen bedeutenden Generale konnte, bis zu Bonaparte's Auftreten in Italien, eine Wichtigkeit im Staate erlangen, und selbst unter seiner Herrschaft legten die meisten seiner Generale keine Beweise staatsmännischer Fähigkeit ab. Das politische und militairische Talent schien in der Revolution vollkommen getrennt zu sein, und letzteres war ersterem durchaus untergeordnet. Um nicht vom Alterthum zu sprechen, wo militairisches und politisches Talent fast immer verbunden war, so ist es auch sonst in neueren Zeiten nicht so gesondert gewesen. Die Marschälle Ludwig XIV. waren häufig zu großen Unterhandlungen gebraucht worden. In England waren Marlborough, in Oesterreich der Prinz Eugen von Savoyen, in Amerika Washington, Feldherren und Staatsmänner zugleich gewesen. Dasselbe hatte man in anderen Ländern gesehen. — Diese Trennung in der französischen Revolution kam davon her, daß sie, wesentlich auf die Hervorbringung eines neuen politischen Zustandes ausgehend, vor Allem mit der Aufstellung und Begründung allgemeiner Principien beschäftigt war, wozu der Kriegesstand mit seiner Eigenthümlichkeit weniger als manche andere Classen befähigt ist. Hierzu gehören Personen, die von Jugend auf an die Discussion gewisser Theorien der Gesetzgebung und Politik gewöhnt sind. Daher kam die große Menge von Advocaten und Legisten in der Assemblée constituante, und selbst im Convent. Da die Revolution, wenigstens in ihrem Beginn, der Mehrheit des Volkes eine große Aussicht auf Verbesserungen aller Art eröffnete, so folgte die Masse den Führern derselben mit blindem Eifer und Vertrauen, und Mirabeau genoß eines Rufes, wie ihn selbst der größte Feldherr sich damals nicht hätte erwerben können. Die Menge hörte in der Revolution auf ihre politischen Redner, wie einst ihre Vorfahren im Mittelalter auf ihre geistlichen Hirten. Das Wort kam damals zu einer seit Jahrhunderten ungekannten Bedeutung. Leider aber war dieses Wort von Anfang an oft ein aus der Mischung unreiner Metalle hervorgehender Klang, der die Gemeinde jener Zeit nicht zur Verehrung der Wahrheit rief, und später sie sogar zur Begehung aller Frevel

Digitized by Google

antrieb. — Uebrigens ist das Wort, wenn es ächter Art ist, der gewöhnlichen Meinung entgegen, etwas Höheres als die That, denn das Wort ist ein unmittelbareres Echo der Seele als die That, die geöbener und körperlicherer Natur ist. Die größten Dinge in der Welt, wie z. B. die christlichen Glaubenssätze mit allen ihren welthistorischen Folgen, sind nicht durch Thaten, sondern durch Worte, ins Leben gerufen worden. — Das Wort ist die Seele und Mutter der That, gegen die sich letztere empören, ihr untreu werden kann, ihr aber ihrer Bedeutung nach immer untergeordnet bleibt. Das tiefste und edelste aller Werkzeuge des Geistes ist aber auch am leichtesten dem Mißbrauch und der Verderbniß ausgesetzt. In keiner bekannten Epoche der Geschichte hat man mit dem Worte einen solchen Mißbrauch getrieben, wie in der französischen Revolution.

Von der oben aufgestellten Bemerkung über die politische Unbedeutendheit der meisten französischen Generale der Revolutionszeit machte jedoch Dumouriez, der fähigste unter ihnen, eine glänzende Ausnahme. Er war nicht allein abgeneigt, ein blindes Werkzeug für den Convent und die Jacobiner zu sein, sondern hatte sogar im Stillen den Plan gefaßt, sich seiner militairischen Macht zu einem Angriffe auf sie zu bedienen, und der Revolution eine andere Richtung zu geben. Wäre der Charakter dieses kühnen Mannes seinen großen Talenten gleich gewesen, so würde er sein Vorhaben wahrscheinlich durchgesetzt haben." (3. Band, S. 242—244).

„Lamoignon de Malesherbes war nach dem Tode Ludwig XVI. wieder in die stille Verborgenheit seines ländlichen Aufenthaltortes zurückgekehrt, dem ihn nur das Verlangen, seinen König zu vertheidigen, einen Augenblick lang entrissen hatte. Er lebte dort in der Mitte seiner Familie, zu welcher der Graf von Chateaubriand, ein älterer Bruder des berühmten Schriftstellers dieses Namens, gehörte, der eine seiner Enkeltöchter geheirathet hatte. Malesherbes genoß eines so großen Rufes, daß seine Angehörigen, ungeachtet Dessen was damals vorging, sich unter seinen Flügeln für sicher hielten. Er, der den Charakter der revolutionairen Gewalthaber durchschaute und ihren Haß, besonders gegen jede sittliche Ueberlegenheit kannte, theilte diese Sicherheit nicht, war aber jedoch weit entfernt, sie seiner ohnedies schon betrübten Familie zu rauben. Nur gegen seine Freunde, die ihn zuweilen besuchten, rief er sich den Blick zurück, mit dem ihn Robespierre im Convent angesehen, als er ihm bei Gelegenheit der Vertheidigung Ludwig XVI. gesagt, daß er ihm seine Thränen verzeihen wolle, ein Blick, in welchem sich eine ganze Welt oder vielmehr eine ganze Hölle von Neid und Haß ausgedrückt hatte. Er äußerte sich zugleich auf die edelste Weise über das, nach ihm geringe, Verdienst seiner Vertheidigung Ludwig XVI., die er bloß für die Erfüllung einer natürlichen Pflicht hielt. „Was mich betrifft", pflegte er zu sagen, „so setzt mich mein Alter über die Furcht vor dem Tode hinaus. Wenn ich einen Sohn hätte, so würden die Revolutionaire wahrscheinlich Rache an ihm nehmen. Ich hoffe, daß sie meine Tochter und deren Familie verschonen werden." — Die strenge Aufsicht, welche die Polizei der Republik mit ihrem Heere von Clubs, Comités und Spähern aller Art überall und besonders da, wo es Royalisten gab, ausübte, hielt Malesherbes nicht ab, mit seinen Freunden und Gleichgesinnten in Verbindung zu bleiben, ihre Besuche zu empfangen und Flüchtigen und Verfolgten eine Zuflucht zu gewähren. Eine Zeitlang war dies unbemerkt geblieben, oder die Behörden der Umgegend hatten die Augen darüber zugedrückt. Aber der Wohlfahrts- und Sicherheitsausschuß wachten und hatten gegen den Vertheidiger des unglücklichen Königs die schrecklichste Rache ausgesonnen. Es kam plötzlich der Befehl an, die drei Generationen dieser ausgezeichneten Familie, Malesherbes und seine Schwester, seine Tochter und Enkeltöchter zu verhaften, und nach Paris zu bringen. Es war dies eine Art der Verfolgung, ein ganzes Geschlecht zugleich auszurotten, wie man sie nur zuweilen bei den Tyrannen des Orients gesehen hat. Ein allgemeiner Schrecken und ein noch größeres Mitleid that sich bei dieser Veranlassung kund. Als Malesherbes in das Gefängniß gebracht wurde, erhoben sich alle Anwesenden und erwiesen ihm die größte Ehrfurcht. Er selbst blieb sich vollkommen gleich, und sprach und unterhielt sich mit seinen Leidensgefährten in derselben geistreichen, ruhigen und wohlwollenden Weise, die man an ihm in seinen glücklichen Tagen gekannt hatte. Er hatte Denkwürdigkeiten über seine letzten Verhältnisse zu Ludwig XVI. aufgesetzt, und bedauerte den Verlust dieser Papiere, die von seinen Feinden in Beschlag genommen waren. Er fand aber in demselben Gefängnisse Hue, einen der Kammerdiener des unglücklichen Königs, und theilte ihm mündlich alles auf jene Katastrophe Bezügliche mit. Hue überlebte diese Epoche, und auf solche Art sind manche Einzelnheiten jenes tragischen Ereignisses, die sonst verloren gegangen wären, für die Nachwelt aufbewahrt worden. — Bei dem Prozesse Malesherbes trieb das Revolutionstribunal die Unverschämtheit seiner lügenhaften Anschuldigungen so weit, daß es ihm vorwarf, sich durch englisches Geld zur Vertheidigung Ludwig XVI. haben bewegen zu lassen. Die übrigen Mitglieder dieser Familie wurden, wie gewöhnlich alle, die zu ihrer Partei gehörten, beschuldigt, mit den fremden Mächten und den Ausgewanderten zum Umsturz der Republik in Verbindung gestanden zu haben. Sie wurden sämmtlich, Großvater, Großtante, Tochter und Enkel, zum Tode verurtheilt. — Drei Mitglieder der Assemblée constituante, Duval d'Epresmenil, Thouret und Chapelier, die anfänglich der Revolution sich geneigt gezeigt, später sich aber von ihr entfernt hatten, theilten das Schicksal der Familie Malesherbes und wurden mit ihr an demselben Tage hingerichtet." (4. Band, S. 264—266.)

„Die Thermidoristen befanden sich in einer eigenen und schwierigen Lage. Sie hatten die revolutionaire Tyrannei gestürzt, zu deren Errichtung sie früher fast Alle beigetragen; sie wollten dem Blutvergießen ein Ende machen, mit dem sie sich selbst so oft befleckt hatten; sie kämpften gegen Die, mit welchen sie frühere auf das Engste verbunden gewesen. Ihr einziger Vorzug vor ihren gegenwärtigen Gegnern war, daß sie die Ersten gewesen waren, die dem bisherigen verruchten System entsagt, und dasselbe mit Hintenansetzung jeder persönlichen Gefahr gestürzt hatten. Dies mußte ihnen allerdings von allen Verfolgten und Unterdrückten zum Verdienst angerechnet werden. Indessen blieb immer die Erinnerung an ihre früheren Thaten übrig. Wie Viele unter Denen, die sie jetzt grollten, hatten nicht früher durch ihre Schuld ihre Angehörigen und Freunde verloren! Mit welchen Augen mußten nicht besonders die unbeugsamsten unter den Royalisten, die in ihren Grundsätzen nie gewankt, und für dieselben so viel

Digitized by Google

gelitten, diese Thermidoristen betrachten, die an allen Ungerechtigkeiten und Frevels einen so großen Antheil genommen hatten! Wenn auch bei den Royalisten das Gefühl der Dankbarkeit jede andere Erinnerung auslöschte, so konnten sich danach die Thermidoristen nicht eines gewissen Mißtrauens gegen ihre neuen Freunde und des beschämenden Gefühles erwehren, gewissermaßen ihres Vergebens und Vergessens bedürftig geworden zu sein. Indessen blieb es immer wahr, daß die meisten in dieser Parthei mehr von dem wilden Strom der Revolution fortgerissen worden, als sich ihm mit Wahl und Lust überlassen hatten. Es war ihnen eine Zeit lang nichts Anderes übrig geblieben, als ihm zu folgen, oder von ihm verschlungen zu werden. Da sie die Erfolge dieser Umwälzung sahen, so erwachte in ihnen der Ehrgeiz, auf deren Trümmern eine Rolle zu spielen. Auf diese Art waren sie in die Gemeinschaft und zum Theil in die Abhängigkeit von jenen Blutmenschen gekommen, zwischen deren verderbter Natur und dem Geiste der Zerstörung eine innere Verwandtschaft und ursprüngliche Uebereinstimmung bestand. Außerdem waren in jener Epoche die meisten Thermidoristen Fanatiker, aber keine Heuchler gewesen. Ihre gegenwärtige Sinnesänderung, durch so große Erfahrungen hervorgebracht, konnte deshalb für aufrichtig gelten. Indessen stand immer zu befürchten, daß sie sich von der neuen, ungewohnten Bahn dann und wann verirren, und auf die früheren blutigen und dunkeln Pfade zurückzukehren versucht werden konnten.

Ein solches Unglück, so viel als möglich, zu verhindern, zeigten sich Einflüsse thätig, die in Frankreich selten ganz gefehlt haben, und diesmal von glücklichen Folgen waren. Selbst in der gewaltsamsten und rohesten Epoche der Revolution hatten die Frauen in das Schicksal ihres Landes einzugreifen gewußt. Marat war von Charlotte Corday's Hand gefallen. Frau Roland hatte die Girondisten zum Kampfe gegen die Jacobiner begeistert. In der Vendée hatten die Frauen in allen Ständen für die Religion und Monarchie eben so vielen Eifer, wie die Männer, gezeigt. Die meisten oft sehr jungen Personen, besonders aus den höheren Classen, bewiesen in den Gefängnissen und auf der Guillotine eine außerordentliche Seelenstärke. Sie schienen in ihren Ueberzeugungen oft sogar entschiedener, als die Männer selbst, zu sein. Im Ganzen aber mußte der weibliche Einfluß in einer Zeit, wo die größte Frechheit, Zügellosigkeit und Härte herrschte, sinken. Es fehlten nicht die Mittel, durch die er, aber die Gegenstände, auf die er wirken konnte. Die Frauen wurden in der Schreckenszeit, unter einer Nation, die ihnen früher einen oft bis zur Beerdigung und Erkünstelung gehenden Cultus gewidmet, mit derselben Wuth und Wildheit, wie die Männer, behandelt, und stellten, zumal in den niederen Ständen der großen Städte, selbst so manche Beispiele von Verworfenheit und Grausamkeit auf. Aber nach Robespierre's Sturz, und als die Gefängnisse geöffnet wurden, traten die Mütter, Wittwen, Frauen und Töchter so vieler Ermordeten, Verbannten, Verfolgten wieder auf den Schauplatz. Denn eine Zeit lang war Alles, was in diesem Geschlecht reich, vornehm, durch Geist und Charakter ausgezeichnet gewesen, unter Schloß und Riegel gehalten worden. Die ohnedies in allen Classen sichtbar werdende Reaction gegen die Grundsätze der Jacobiner und Terroristen, erhielt an ihnen eine mächtige Verstärkung. Ihre überstandenen Leiden erregten natürlich noch mehr Theilnahme, als die der Männer. Ihr hartes Geschick und die Art, wie die meisten von ihnen es ertragen, stellte den Einfluß ihres Geschlechts wieder her. Zugleich hatten sie, mitten unter den furchtbaren Erfahrungen, die sie gemacht, Personen, Zeit und Umstände ganz anders, als es ihnen früher möglich gewesen, würdigen gelernt. Ihre schweren Drangsale waren für sie nicht verloren gewesen.

Frau de Fontenai, die Tallien's Neigung für sie dazu benutzt hatte, um ihn zu einem leidenschaftlichen Hasse und kühnen Angriffe gegen Robespierre anzureizen, und der Frankreich vielleicht den neunten Thermidor verdankt, übte damals einen großen Einfluß aus. Auf dem Punkte, sich mit Tallien ehelich zu verbinden, war sie geneigt, diese nicht ganz schickliche Heirath durch die Dienste entschuldigen zu lassen, die sie, vermöge des Einflusses und der Macht ihres neuen Gatten, vielen von der Revolution Verfolgten und Unterdrückten erweisen konnte. Sie war es vorzüglich, welche durch glänzende Schönheit und Anmuth, mehr aber noch durch ihren klugen Rath und ihre natürliche Beredsamkeit Tallien's und seiner Freunde oft schwankende Gesinnung, immer mehr von den Vorstellungen und Gewohnheiten des Schreckenssystems abzuziehen wußte. Sie suchte diesen von manchen Frevels befleckten, aber in der Ausübung des Bösen nie ganz verhärteten Individuen einen Gefallen an der Vollführung des Guten einzuflößen, und ihnen ihre eigene Natur in einem günstigen Lichte zu zeigen. Indem sie ihnen die Scenen der Freude und Rührung ausmalte, welche nach Befreiung der Gefangenen tausende von wiedervereinigten Familien erfüllte, und die Dankbarkeit, die diese für Die empfanden, welche ihnen dies Glück verschafft, erhob sie diese ehemaligen Freunde Danton's in ihrem eigenen Bewußtsein, schwächte in ihnen die blutige Erinnerung an ihre eigne Vergangenheit, oder flößte ihnen wenigstens den Wunsch ein, diese durch eine entgegengesetzte Handlungsweise in Vergessenheit zu bringen. Indem sie ihre neuen Freunde auf Billaud-Varennes und Collot d'Herbois Plane gegen sie aufmerksam machte, erregte sie in ihnen gegen diese grausamen und verderbten Naturen einen so großen Abscheu, als ob sie ihnen nie ähnlich gesehen, mit ihnen nie in Verbindung gestanden hätten. Die Art, wie diese nicht bloß schöne, sondern um ihrer Schönheit willen allgemein gepriesene Frau, der nahe zu stehen, zu deren Kreise zu gehören, für eine große Auszeichnung galt, zu dem ungebildeten, aber nicht böseartigen Legendre sagte: „Ihr seid, ungeachtet einiger kleinen Raubheiten, ein so guter Mann" — zu dem leichtsinnigen, verschwenderischen, aber der Gräuel der Revolution überdrüssigen Barras: „Ihr seid jetzt der Achilles aller ehrlichen Leute" — zu Merlin (von Thionville): „Euer Herz ist so großmüthig" —, veranlaßte sie diese ehemaligen Jacobiner zu dem Verlangen, einer so günstigen, nicht ganz verdienten Meinung zu entsprechen, und sich von dem blutigen Rost früherer Tage immer mehr zu reinigen. Zuletzt bestimmte Frau de Fontenai Tallien und seine Anhänger zu einer Maßregel, die von großer Wichtigkeit wurde, und viel zur Wiederherstellung eines besseren Geistes in der Hauptstadt beitrug. „Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und ihre Freunde haben eine ganze Armee von Terroristen zur Hand," sagte sie ihnen öfters, „die nur auf eine Gelegenheit warten, um die kaum unterdrückten Gräuel- und Mordscenen wieder von Neuem anzufangen. Ihr selbst seid von ihnen zunächst davon bedroht, denn sie werden euch nie eure Rückkehr zu Ordnung und Milde verzeihen. Ich sehe mich vergeblich nach einer für euch bereit stehenden Macht um, auf

Digitized by Google

die ihr euch im Nothfalle stützen könntet. Der Convent ist immer noch schwach, und kann wieder unter das Joch jener verwegenen Parthei fallen, die Gesinnungen der Menge sind ungewiß und schwankend. Ihr müßt euch unter den jungen Leuten aus den gebildeten und wohlhabenden Classen, deren Familien fast alle unter der Schreckensherrschaft gelitten, eine Parthei bilden, und derselben eine gewisse Organisation verleihen. Diese Jugend, die Muth und Ehrgefühl besitzt, und jene Unterdrücker der Ihrigen haßt und verachtet, ist zahlreich, und kann euch große Dienste leisten. Ziehet sie an euch, veranlaßt sie zu einer lauten Erklärung ihrer Grundsätze, ruft sie zum Kampfe gegen die Schreckensmänner auf, und ihr werdet sehen, daß sie mit denselben bald fertig werden wird." — Diese und ähnliche Eingebungen, noch von anderen durch Anmuth, Geist und überstandenes Unglück ausgezeichneten Frauen ausgehend, die um diese Zeit in Paris eine neue Gesellschaft zu bilden anfingen, verfehlten auf die Leiter der herrschenden Partei ihre Wirkung nicht. Diese begannen, wie einst der Adel der alten Monarchie, wenn auch unter anderen Verhältnissen, sich in diesen zarten, schmeichelnden und begeisternden Einflüssen zu gefallen. Obgleich ihre frühere Rauhheit und Wildheit dann und wann hervorbrach, so wurden sie im Ganzen dennoch gezähmt." (5. Band, S. 43—47.)

„Gohier und Moulins, obgleich entschiedene Republikaner, waren, da sie an der Spitze der Regierung standen, und deren besondere Verwickelungen und Schwierigkeiten kannten, weniger absolut als die Partei, zu der sie gehörten. Sie bewunderten Bonaparte's militairisches Genie, wollten sich seiner aber nur zur Vertheidigung der Republik bedienen, und ihn deshalb sobald als möglich an die Grenze schicken. Er achtete hinwiederum die Uneigennützigkeit und Ehrlichkeit dieser beiden Directoren, Eigenschaften, auf die er, bei seinem angebornen Herrschersinn, immer viel gehalten, da sich allerdings nur auf sie ein festes Vertrauen gründen läßt. Die Achtung, mit der er sich über sie äußerte, war übrigens für ihn zugleich ein Mittel, der Menge zu beweisen, daß er aufrichtige und ehrenwerthe Republikaner sehr wohl zu würdigen wisse. Denn Alles war in ihm, in Bezug auf Personen und Dinge, Voraussicht und Berechnung, und oft in verschiedener Richtung und für mehr als einen Zweck. Bonaparte fühlte jedoch, daß er diese beiden Mitglieder des Directoriums nie zu sich hinüberziehen werde, und suchte deshalb weniger, sie zu gewinnen, als zu täuschen, und in Sicherheit zu wiegen. Hierzu mußte ihm selbst seine Gemahlin Josephine dienen, die mit der Gattin des Directors Gohier in sehr freundlicher Verbindung lebte, und beide viel von ihres Gemahls Verlangen nach Ruhe, seiner Gleichgültigkeit gegen politische Macht u. s. w. unterhielt. — Barras, seiner Schwäche ungeachtet, nicht ohne Ehrgeiz, hätte gern mit und durch Bonaparte eine erste Rolle gespielt, aber dieser hielt ihn für ganz gesunken und jeder Thatkraft unfähig, und verbarg sogar die Verachtung nicht, die jener leichtsinnige, bestechliche und treulose Epikuräer ihm einflößte.

Der einzige wahrhaft bedeutende Mann, mit dem Bonaparte sich verbinden mußte, ohne den er nicht an sein Ziel kommen konnte, war Sieyès, der über die Meinung und Stimme Roger-Ducos, seines Collegen im Directorium, eben so unumschränkt, wie einst Carnot über die Le Tourneur's, gebot. Unglücklicher Weise empfand der große General gegen diesen selbstzufriedenen, spitzfindigen und geheimnißvollen politischen Metaphysiker eine unüberwindliche Abneigung. Bonaparte, der im Grunde nur militairisches und administratives Verdienst hoch stellte, und jedes andere Talent nur in so weit schätzte, als es jenem zu Hülfe kam, und sich ihm unterordnete, hatte Sieyès Ruf und Bedeutung, da dieser eigentlich nie etwas Großes durch sich selbst gethan, nicht anerkennen wollen. Er war Moreau entgegengegangen, der, obgleich ein Militair von bedeutendem Talent, seines Nebenbuhlers Ueberlegenheit auf diesem Gebiet freimüthig und offen eingestand. Sieyès gehörte aber einer vollkommen anderen Sphäre an, und wollte und konnte sich mit Bonaparte nicht vergleichen. Als einer der Gründer der Revolution, ihrer Ideen und Institutionen, stellte er sich über Den, der sie nur durch seine Siege vertheidigt, aber sie nicht hervorgebracht hatte, sondern ihr nur gefolgt war. Bonaparte dagegen sah in ihm nur einen Sophisten und Phrasenmacher, einen ehrgeizigen Abbé, wie er sich ausdrückte, der bloß in den Augen von Schwächlingen für einen Weisen gelten konnte. Sieyès, der einer der ersten gewesen, der eine große Veränderung in den bestehenden Verhältnissen für nothwendig erachtet, hatte sehr wohl gefühlt, daß er eine solche mit der Zunge und Feder allein nicht durchführen würde, sondern daß es dazu eines Mannes bedurfte, der über Säbel und Bajonette gebot. Er hatte deshalb früher Joubert zu seinem militairischen Secundanten bestimmt, und, nachdem dieser bei Novi gefallen, Moreau eine ähnliche Rolle zugedacht. Dieser aber fand in sich für politische Plane weder Lust noch Fähigkeit, und hatte jede solche Einmischung abgelehnt. Sieyès begriff bald nach Bonaparte's Rückkehr, daß dieser nie ein bloßes Werkzeug für ihn abgeben, sondern bei jeder Unternehmung immer auf die erste Stelle Anspruch machen würde. Diese wollte er ihm aber nicht abtreten. Gleichwohl wußte er eben so wenig einen anderen General, wie Bonaparte einen anderen Politiker, zur Gründung eines neuen Systems in der Republik zu finden. Beider Stellung und Absicht zog sie zu einander, während ihr Charakter und ihre Sinnesart sie abstießen. Wie fast immer in ähnlichen Lagen, sollten die Interessen zuletzt über die Gesinnungen den Sieg davon tragen, und sie sich vereinigen, zumal da beide Persönlichkeiten, die eine eben so außerordentlich wie die andere gewöhnlich, einen eigentlichen Kampf zwischen ihnen nicht denkbar machten." (6. Band, S. 284—286.)

Gedenken wir nun noch der saubern Ausstattung des Werkes, so müssen wir auch auf den sehr billigen Preis desselben (jeder Band ⅔ Thlr.) besonders aufmerksam machen.

F. L. Hoffmann.

Miscellen.

Die Nationalbibliothek zu Madrid enthält 300,000 Bände, 7400 Bände Manuscripte, und 100,000 Stück Münzen und Medaillen. Es muß derselben von allen Werken, die in Spanien in Druck kommen, ein Exemplar zugeschickt werden. Ihre Kataloge sind nur handschriftlich, nicht gedruckt.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 73. Sonnabend, den 11. September. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Des Sängers Grab..... Seite 569
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.)..... „ 570
Der König träumt. Romantisches Drama in einem Akt. Aus dem Dänischen von H. Zeise. (Schluß.)..... „ 571
Literatur:
Rosalie. Ein Bildungsbuch für Deutschlands Töchter von J. Glatz „ 574
Freie Gaben für Geist und Gemüth. Herausgegeben von Joh. Friedr. Jencke..... „ 575
Der Tag zu Passau. Erinnerungsblätter für Schule und Haus von Ferd. Schellenberg..... „ 575
Erzählungen und Novellen von J. Fr. Ch. Buby..... „ 575
Miscellen..... „ 576

Des Sängers Grab.

Fränkische Sage.

Walter von der Vogelweide
Rechtes deutsches Sängerherz
Wolltest nicht, daß man bereite
Dir ein Grab von kaltem Erz;
Nichts verlangst du von der Welt
Als ein luft'ges Baumgezelt,
Daß der Vöglein muntres Singen
Noch zu dir in's Grab sollt' dringen.

Drum zu Würzburg bei'm Neumünster
Hat man dir ein Grab gemacht,
Nicht von Steinen trüb und finster,
Nur vom Himmel überdacht,
Einen Baum darauf gepflanzt,
Daß du friedlich schlummern kannst,
Magst des Windes Liedern lauschen,
Die durch Ast und Laubwerk rauschen.

So wird tief im kühlen Raume
Immer dir der Frühling kund,
Denn dich weckt aus rof'gem Traume
Jedes Jahr der Vöglein Mund.
Von des Baumes Lebenssaft
Strömt auf dich auch Lebenskraft:
Deine angesung'nen Lieder
Blüh'n als Maienglöcklein wieder.

Kam mal einst ein Knab' gegangen,
Der die schönen Blümlein knickt,
Und mit neidischem Verlangen
Nach den holden Sängern blickt.
Wie er süße Lockung gab,
Keiner läßt des Dichters Grab.
Drum will er den Baum besteigen,
Dann wird jedes Nest sein eigen.

Hoch zum Gipfel schon gestiegen,
Hat er manches Nest zerstört;
Mag der Ast sich mahnend biegen,
Ihn hat falsche Lust bethört.
Doch der Vögel Klaggeschrei
Lockt Herrn Walter schnell herbei,
Zürnend aus dem finstern Sitze
Steigt er nach des Baumes Spitze.

Seiner Vöglein Qualen haben
Bittre Thränen ihm erpreßt,
Und so steht er vor dem Knaben
Schützend bei dem letzten Nest.
Als der Knab' Herrn Walter sah,
Wußt' er nicht wie ihm geschah.
Schrecken lähmte seine Glieder,
Todt stürzt er zur Erde nieder.

F. J. Freiholz.

Digitized by Google

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Der Triumph und der Sturz der Girondisten.

Wir haben gesehen wie Vergniaud, wenige Augenblicke nach der Ankunft des Königs in der Versammlung, den Präsidentensessel an Guadet abgetreten und sich in den außerordentlichen Ausschuß begeben hat. Dieser außerordentliche Ausschuß repräsentirte gewissermaßen die vollziehende Gewalt der Versammlung, und bildete die Skizze des Heilsausschusses.

Der Augenblick war endlich erschienen, wo die Girondisten ihre alten Pläne zu verwirklichen im Begriff waren, nämlich, eine schwache und minorenne Monarchie einzusetzen, von der sie die Vormünder sein wollten, und einstweilen die Leitung des Krieges und der Finanzen, so wie die innere Administration, d. h. in der Wirklichkeit die ganze Regierung wieder in die Hand zu nehmen.

Die Lage, in welcher sie sich befanden, hatten sie seit lange vorhergesehen, und ihre vorsorgliche Ehrsucht hielt selbst schon die Decrete in Bereitschaft, die proclamirt werden sollten. Daß Vergniaud sich erst zu dem außerordentlichen Ausschuß begab, geschah nur der Form wegen; er hätte ganz gut, ohne den Sessel zu verlassen, die Decrete aus seiner Tasche hervorziehen und verlesen können.

„Diese Commission," sagt Brissot, „die in ihr den Vorsitz führte, hatte selbst lange vor dem 10. August schon die Frankreich rettenden Decrete über die Suspension des Königs, über die Einberufung des Convents und über die Organisation eines republikanischen Ministeriums entworfen. Man verläumde den Tag des 10. August so viel man wolle, er wird dennoch durch die Tapferkeit der Föderirten und die, von der Commission entworfenen, verständigen Beschlüsse der Nationalversammlung unsterblich bleiben."

Barbaroux weist eben so wie Brissot nach, daß die am 10. August in Vorschlag gebrachten und votirten Decrete längst von den Girondisten bereit gehalten worden waren.

„Der Salpeter krachte," sagt er, „die Kugeln flogen über den Saal hin, und Guadet, und Vergniaud, und Gensonne präsidirten nach einander mit Majestät der Nationalversammlung. Vergniaud verließ den Sessel, um in einem Beichte, der seit mehreren Tagen fertig gelegen, auf die Suspension des Königs und die Versammlung eines Convents anzutragen, ein Beweis, daß der Ausschuß der allgemeinen Vertheidigung die Ereignisse vorhergesehen und die Mittel, wodurch das Volk zu retten war, gefunden hatte. Diese Decrete wurden einstimmig gutgeheißen."

Die Revolution vom 10. August war also, wie man sieht, seit lange von den Girondisten vorbereitet gewesen, und wenn sie nachdem gegen Ludwig XVI. über seinen Verrath sprechen, um ihn den Tod erleiden zu lassen, so wird man wissen, daß sie sich auf so etwas verstanden.

Man muß nur nicht außer Acht lassen, daß der Zeit, wo Brissot sein „Schreiben an alle Republikaner Frankreichs" erließ, um sich darüber zu beklagen, daß ihn die Jacobiner fortgejagt hatten, die Republik schon eingeführet war. Es war vom 29. October, wo Roland und er mit genauer Noth den Septembermetzeleien entronnen waren, und er hatte gute Gründe, um sich ältere Ansprüche auf Democratie beizulegen. Deßhalb spricht er von der außerordentlichen Commission vom 10. August, als ob sie schon an ein republikanisches Ministerium gedacht gehabt hätte, während doch aus den Decreten selber zu erkennen ist, daß die Girondisten am 10. August nichts weiter als eine Monarchie, die Monarchie eines unter ihre Vormundschaft gestellten Kindes, oder höchstens die Monarchie des durch sie beherrschten Herzogs von Orleans wollten.

„Fünf oder sechs Tage vor dem 10. August," sagt Garat, „ahnte es den Girondisten kaum, daß einige Absichten auf eine Republik in der Legislatur vorhanden waren, und als ihnen dies zuerst klar wurde, da schauderten sie vor Indignation und Zorn, gleich rechtlichen Leuten, die man zu Complicen eines großen Attentats machen will."

Es war Danton, der, mit Robespierre, Manuel und Marat im Bündniß mit der Gemeinde, die Begebenheiten beschleunigte, die Anschläge der Girondisten zertrümmerte und die Einsetzung der Republik herbeiführte. Auch wußte Madame Roland nicht Worte zu finden, den Eintritt dieses Dantons ins Ministerium zu beklagen.

„Es ist sehr Schade," sagte sie nach dem 10. August, „daß das Conseil durch diesen Danton, der einen so schlechten Ruf hat, verhunzt wird; Danton an die Spitze stellen, . . die Regierung mit Leuten überschwemmen, die ihr, wenn nicht durch sie angestellt, keine Ruhe lassen, sie aber schlecht machen und erniedrigen, wenn sie zu ihrer Wirksamkeit zugezogen werden . . . Damit beginnen die Mißgriffe der Patrioten."

Endlich hat Robespierre das Bedauern der Girondisten über den Ausgang des 10. August Petion in folgenden Worten bezeichnet:

„Sie werden sich erinnern, das anderen Tages, den 11. oder 12. August, als der Sieg errungen war, Brissot und Guadet, über die Wendung, welche die Dinge nahmen, verzweifelt, ihren Zorn an Ihrem Tische in Gegenwart von mehreren Zeugen laut ausließen. Sie machten Ihnen unumwunden den Vorwurf, daß Sie dem Volkswunsche zu leicht nachgegeben hätten; der Erstere nahm es sich sogar heraus, Sie der Feigheit zu beschuldigen, und forderte Sie auf, den Revolutionswagen, den Sie nicht aufzuhalten vermocht hätten, mindestens mit einer Hemmkette zu versehen."

Es war den Girondisten also am 10. August des Morgens noch gar nicht eingefallen, die Monarchie über den Haufen zu werfen; ihnen lag mehr daran, dieselbe auszubeuten, wie es auch die Decrete bis zur Evidenz beweisen, welche Vergniaud aus dem außerordentlichen Ausschuß oder dem Ausschuß der allgemeinen Sicherheit zurückgebracht hat.

Das erste Decret enthielt vier sehr ernste Punkte gegen die Autorität Ludwigs XVI., ohne jedoch seine formelle Unterdrückung vorzuschreiben . . . . Es sollte ein Nationalconvent einberufen, der König suspendirt werden, unter Vorbehalt dessen, was der Convent für gut befinden würde. Ein noch selbigen Tages vorzulegendes Decret sollte den Modus der Ernennung eines Gouverneurs des Kronprinzen regeln. Der König sollte bis nach hergestellter Ordnung im Kreise der gesetzgebenden Versammlung bleiben, und ihm im Laufe des Tages eine Wohnung im Palaste des Luxemburg bereitet werden.

In alledem war, wie man sieht, nichts Republikanisches. Die Monarchie wurde aufrecht erhalten; der politische Stand-

Digitized by Google

punkt des Dauphins war anerkannt und geregelt, und Ludwig XVI. sollte, allerdings von seiner Gewalt suspendirt, in einem Palaste, der eines Königs würdig war, in dem Palaste, wo noch jüngst Monsieur gewohnt hatte, die Entscheidung eines Nationalconvents abwarten.

Petion war damals, wie alle Welt wußte, bestimmt, zum Gouverneur des Kronprinzen ernannt zu werden, ein so hoher Posten, daß ihm nicht darnach verlangen konnte, ihn bald wieder fahren zu lassen. Das Aeußerste, wozu die Girondisten sich wohl verstanden hätten, war, die Wahl für die Krone auf den Herzog von Orleans fallen zu lassen, wie es Petion zu verstehen gegeben hatte, als er im Namen der Pariser Gemeinde sagte, daß es zweifelhaft sei, ob die Nation zur jetzigen Dynastie Vertrauen hätte.

Das zweite Decret, welches die seit lange von den Girondisten vorbereiteten Maaßregeln vervollständigte, war nicht republikanischer als das erste. Es sprach sich über drei Hauptpunkte aus: die Minister Ludwigs XVI. wurden des Vertrauens der Nation verlustig erklärt; der Versammlung wurde provisorisch das Recht verliehen, die Minister zu ernennen; es wurde ein gemeinschaftlicher Modus für die Ernennung der Minister und des Gouverneurs des Kronprinzen festgesetzt.

Es ist, als Commentar zu diesem schon sehr deutlichen Text, noch zu bemerken, daß ein Blatt, dessen Angaben exact und präcise sind, sich über das organische Decret des Ministeriums folgendermaßen äußerte:

„Man ist zur Organisation des Ministeriums geschritten, und da ist zuvörderst decretirt worden, daß die Ernennung der neuen Minister nur provisorisch sein solle, weil der König, der von dem Nationalconvent ernannt werden möchte, berechtigt sein würde sie zu bestätigen oder zu entlassen."

Ein drittes Decret endlich, das dem Werke der Girondisten gewissermaßen die Krone aufsetzte, rief auf den Antrag von Isnard die ewigen drei patriotischen Minister Roland, Servan und Clavière, die handgreiflichen Ursachen des Aufstandes vom 20. Juni und der Revolution vom 10. August zurück. Auch dieses war keine eigentliche republikanische Maaßregel, denn es waren ja immer nur drei frühere Diener der Monarchie, die zurückgerufen wurden.

Die Versammlung hatte den drei girondistischen Ministern nach ihrer Rückberufung allerdings Danton als Justizminister zum Collegen gegeben; man hat aber aus den Worten der Madame Roland ersehen, wie leid diese Ernennung ihren Freunden that; überdem ist der Eintritt Danton's ins Ministerium eben der Anfang der langen Widerwärtigkeiten und Schicksalsschläge gewesen, welche die Girondisten vom Capitol zur Richtstätte zu führen bestimmt waren.

Die Girondisten hatten alle vorbesagten Decrete in Gegenwart des Königs, der Königin, der Kinder von Frankreich und ihrer getreuen Diener, inmitten der scheußlichen Mordthaten, die zu Hunderten im Schlosse, im Tuileriengarten, ja bis in dem der gesetzgebenden Gewalt reservirten Bezirke begangen wurden, in Vorschlag gebracht und votiren lassen. Nur ihre Anschläge vor Augen, die sie verwirklichten; ihre Ehrsucht, der sie fröhnten, fühlten sie kein Erbarmen, kein Mitleid, keine Schaam bei dem Angstgeschrei der vielen Unglücklichen, die man erwürgte, und nichts war im Stande sie nur einen Augenblick von dem Triumphgefühl ihres Egoismus und ihres Hochmuths abzulenken, nicht einmal das schauerliche Umhertragen der abgeschnittenen Häupter, deren gebrochene stiere Augen sie bis in der Thür ihres Saales anblickten.

Es ist als ob die Vorsehung, über so viele Ungerechtigkeit und Gottlosigkeit empört, die dauernde Begründung einer politischen Gewalt nicht hätte zugeben wollen, die über Leichen aufgerichtet war und mit den Füßen im Blute stand. Die Girondisten hatten dem Könige die Gewalt genommen, aber sie wurde ihnen noch am seldigen Tage von der Gemeinde wieder genommen.

Es war zuerst das, von den Girondisten aufgeführte, Truggebäude einer minorennen oder bastardischen Monarchie, welches der, im Stadthause siegreichen, Emeute einzureißen beliebte.

Die Versammlung hatte sich darauf beschränkt, die Ausübung der königlichen Gewalt provisorisch zu suspendiren. Das war der Gemeinde nicht genügend, und Deputationen, die in ihren Namen herbeieilten, verlangten die Absetzung. Anfangs wollte Vergniaud sich dazu nicht verstehn; ehe aber noch der Tag zu Ende war, unterlag die Versammlung, indem sie, um den gerechten Zorn des Volkes zu befriedigen, (wie es im Protocoll der Nationalversammlung heißt) sich zu der Erklärung genöthigt sah, daß der König und seine Famile als Geißeln festgehalten werden sollten. Es war demnach nicht bloß mehr die Person des Königs sondern die Monarchie, die sich gefangen sah.

(Fortsetzung folgt.)

Der König träumt.

Romantisches Drama in einem Akt.

Aus dem Dänischen von H. Zelle.

(Beschluß.)

Benth.

Ja, Blut fließt stets in seinen Träumen!
Auf Stockholms Marktplatz floß verderbtes Blut,
Doch auch unschuldiges! — Es war kein Sturm
Die Luft zu reinigen, nein, ein Orkan,
Der auch den guten Fruchtbaum nicht verschonte.
— Es war Dein guter Geist von Dir gewichen;
Ermordet hatten sie Dir Dyveke!
Du wurdest grausam, doch was Du gethan,
Das that der Adel bei den Bauern oft;
Was ist ein Armer? ihn kann man erschießen,
Für einen Hund kann man sein Weib eintauschen!
Ich sah's, daß so die reichen Herrn gethan.
Du griffst mit Macht den harten Adel an,
Wie er den Armen, und Du brachst die Flügel
Dem stolzen Raben; da scholl weit durch's Land
Ein Rabenschrei von Christjern dem Bösen! —
Keck warst Du, klug, und fühltest für die Armuth!
Die Feder hat Dein Herz, Dein Kopf geführt
Wenn Du Gesetze schriebst; jedoch den Arm
Dein böser Engel führt', hobst Du das Schwert!
— Der Adel Dänemarks hat Deine Kraft

Digitized by Google

Gefürchtet, listig warfen sie den Handschuh
Dir hin, und sie verließen Dich, mein König!
Auf die Verwandtschaft bauend, gingst Du fort
Mit Weib und Kind! ich stand an jenem Tage
Am Wall, es blickte stumm das Volk zum Strand;
Und auf dem „Löwen" segeltest Du von uns,
Von Deinem Reich, von Deiner Königskrone!
Der Arme weinte still, — ich weinte mit.
— Die Freundschaft prüfend, segeltest Du fort,
Sie ist nicht mehr, wenn sich das Glück gewandt! —

(nach einer Pause.)

Todt ist sein Weib, die Töchter sind zerstreut;
Dein Grab weiß Keiner, Sigbrith, auf der Welt;
— Wo schweiftest Du umher, mein armer König!
In Holland, England, Deutschland! kurz nur waren
Die frohen Stunden, die Dir gab Norwegen! —
— Er traute dän'schen Worten — ging an Bord,
Er ging nach Dänemark, und war verrathen!
O, Erdenkön'ge, was ist eure Macht,
Wenn Euch den Rücken kehrt der Weltenkönig! —

(setzt sich beim Alkoven nieder und lehnt das Haupt an die Bettwand.)

Laß auf Dein Bett das alte Haupt mich neigen;
Schon graut der Tag, ich hab' nur kurz geschlafen;
— In vielen Jahren werd' Dein Trost ich sein,
Dein Pudel, der zu Deinen Füßen schläft,
Und wenn Du stirbst, auf Deinem Grabe liegt!

(schlummert still vor sich hin; die Musik fällt leise ein, wie Psalmensang am Lager eines Sterbenden. Der Morgengesang außerhalb des Gefängnisses schmilzt mit ihm zusammen, die ersten Sonnenstrahlen fallen hoch oben durch das Gitter des Gefängnisses.)

Christjern (auffahrend).

Verrätherei! Weh! Benth! — Mir träumte nur!

(er erhebt sich im Alkoven, bleibt aber während der ersten Worte noch auf dem Bette sitzen, sein Haar ist grau, eine einfache Kleidung bedeckt seine Glieder.)

Mein alt Gefängniß! (sieht auf Benth.)
Sieh, hier schläft die Treue!
Es war als ob mein Leben mir vorbeiglitt; —
Im nächt'gen Tropfen Deiner Ewigkeit,
Du Gott der Gnade, spiegelt sich das Ganze.
Jung, schien's mir, sei ich, ich sah Dyveke
In Bergen! — Und ich war in Kopenhagen,
Unsichtbar, schien's mir, sähe ich das Ganze!
Sie tödteten mein Täubchen! — Da erschienen
Die finstern Wolken. — Blut floß in Stockholm! —
Der Adel Dänemark's brach seinen Eid;
Ich zog verwirrt im fremden Land umher,
Und Holstein's Herzog, der nie dänisch war,
Trug hier die Krone! — Und mir träumte dann
Von Bergen, Gyldenstjerne, und vom „freien
Geleite;" — hin nach Dän'mark fuhren wir.
Es schien mir eine klare Nacht zu sein;
Ich stand am Steuer und sah Kopenhagen,
Auf den Befehl des Königs harrten wir.
Es saß vor mir auf einem Stein im Wasser
Ein Meerweib, und sie glich der Dyveke;
Es fiel das lange Haar auf ihre Schultern,
Sie sang: „Du bist verrathen, mein Herr König!"
Nach Flensburgs Fjord dann segelte das Schiff,
Nach Alsen ging's darauf, nach Sonderburg,
Es spiegelte im Sunde sich das Schloß;
Mein Bursch, der kleine Zwerg, er weinte laut,
Und rief: „Du bist verrathen, mein Herr König!" —
— Gefangner war ich! — Und der Traum vorbei,
Doch nicht die Kerkerzeit! — Mein Haar ward grau.
— Zum Guten fühlt' ich eine Kraft in mir!
Mein Herz umfing des Nordens schöne Lande,
Jedoch der Kön'ge König band den Arm. —
Es ging mein Gang um diesen Marmortisch
So oft, daß tiefe Furchen zog mein Finger
In diesen Stein! — Mir träumt in meinem Kerker,
Und Friedrich träumt in seinem Kupfersarg
Von dem, was er mir that! — Doch darf ich richten?
— Wie schön die Sonne auf das Fenster scheint!
Wie schön, zu reiten durch den grünen Wald,
Den frischen, grünen Wald! — Wie mag es hergehn
In Dänemark? in Streit sind Alle, in
Partheien! Lübeck ist auf meiner Seite, —
Der falsche Kaufmannsrath und — Graf Christoffer! (kniet.)
Gott, schütze Dän'mark! was am besten ist
Geschehn! vernichte jede Pflanze, die
Des Volkes Mark saugt! und zerbrech' die Schwingen
Dem Adelraubthier, so das Herz zerhackt!
Der Frieden segne dieses schöne Land!
Des Nordens Kinder laß in Eintracht wandeln,
Den Herzen gleich in Dän'marks Wappenfeld!

(Psalmensang von oben tönt zum König hinunter; er steht einen Augenblick grübelnd; die Luke an der Decke wird geöffnet, eine Leiter wird hinuntergeschoben, und ein Ritter kommt.)

Der Ritter

(zu denjenigen, welche sich über ihm befinden, indem er hinuntersteigt).

Ich geh' alleine! haltet nur die Leiter,
— Jetzt bin ich schon herunter! (zu Christjern.)
Edler Herr!
Ich bringe Botschaft.

Christjern.

Ohne Zeugen kommt Ihr?
Der Lehnsmann, Ditlev Brokdorp, ist nicht mit?
Wie steht's im Land und Reich? Und Kopenhagen,
Ist es belagert? Sprecht! Wer sendet Euch.

Der Ritter.

Mit Dän'mark steht es gut, mein edler Herr!
Gebrochen jedes Joch, selbst das des Bischofs,
Und die Belagerung der Stadt beendet,
Es sendet mich mit Brief und trautem Gruß
Christian der Dritte, jetzt des Landes Herr.

Digitized by Google

Christjern.

Er meint's mit Dän'mark gut! Gott schütze ihn!
Sein ist die schwere Königskrone, sein! (nimmt den Brief.)

Der Ritter.

Ihr kennt das Unglück selbst, in das das Land
Gefallen war, als König Friedrich starb!
Die Königswahl ward ausgesetzt, es wollte
Die Geistlichkeit, wie's ihr behagte, schalten,
Und Markus Meier, Jürgen Wullenweber,
Im trüben Wasser wußten sie zu fischen.
Der oldenburg'sche Graf Christoffer kam, —
Das Land verödeten Zwietracht und Feuer;
Es strebte Lübeck nach der Krone Dän'marks,
Sie gingen selbst in's Herzogland, nach Holstein;
Doch Johan Rantzau kam, und mit dem Schwerte
Schnitt er die Flucht den schnellen Kaufherrn ab;
Dem Christian ward in Streit und Noth gehuldigt,
In Fünen, Jütland. — Aufruhr war im Lande.

Christjern.

Und Schiffer Clement?

Der Ritter.

Kurz nur war sein Glück.
Auf einem Haidehügel steht im Sturm
Sein Todtenhaupt mit einer Kron' von Blei!
Der Grafenfehde wird man lang gedenken
Auf Fünen, die bei Örnebjerg Graf Rantzau
Beendet.

Christjern.

Aber Kopenhagen?

Der Ritter.

Drinnen
Sein schlimmster Feind war, Hunger, Noth und Elend!
Ein Jahr ertrugen sie's. Um Gnade bat
Auf seinen Knieen Albert und Christoffer.
— Den Siegeseinzug hielt der König Christian,
Und während Jubel herrschte, ließ er fesseln
Die stolzen Bischöfe; — Und auf dem Markt
Verlas man ihre Ränke gegen Reich
Und Religion, man legte Briefe vor,
Man frug das Volk, — und Luthers Lehre siegte.

Christjern.

Das ist geschehn! — ich danke Dir mein Gott!
Du braver, kluger Christian! Gott erfreu' Dich!

Der Ritter.

Gott höre es! — Ihr weinet — Herr und König!

Christjern.

Ein Armer, ein Gefang'ner, — hat nur Thränen!

Der Ritter.

Von dieser Stund' an habt Ihr größre Freiheit!
So will es Christian! — Alles steht im Briefe!
Des Landes Ruh' und eigne Sicherheit
Verhindern ihn daran, jetzt mehr zu thun.

Christjern.

Ich kann die Schrift nicht lesen, meine Augen
Sind schwach geworden. Es verschwimmt mir Alles.
(stützt sich auf den Tisch.)

Der Ritter.

An eine bessre Luft kommt hier im Schloß,
Geht in den Garten, athmet frische Seeluft!

Christjern.

Zum Garten! nach dem Strand! — Ein solches Amt
Wie eures, ist doch schön, nicht wahr, Herr Ritter? —
Ich seh' nicht klar, das aber kann ich sehn,
Daß Thränen Ihr verbergt! die Hand, sie zittert!
— Wo sah ich früher Euch?*) — Wo? — Ich war jung.
Sollt' ich wohl irren? — Aber Christian
Der Dritte könnt' es —!

Der Ritter. (reicht ihm die Hand.)

Guten Morgen, Christjern!

Christjern.

Des Oheims Sohn! — Mein Freund! — Mein —! Dän'marks König.

Christian der Dritte.

In Deinem Herzen herrsche Sonnenschein!

Christjern.

Dank für die letzten Strahlen meines Abends!
Mein Tagwerk ist vollbracht.

Christian der Dritte.

Doch nicht Dein Abend!
Daß Einer König sei, heischt Dän'marks Glück,
Es kann getheilt das kleine Land nicht werden!

Christjern.

Dein ist die Krone ritterlich gewonnen!
Und Dein das Glück, in Dir wohnt Gottesfurcht!
Des Glückes Wechselball und ird'sche Macht
Siehst Du in mir, dem Gott drei Reiche gab!
Nun ist mein Reich hier diese kleine Kammer,
Die Sonnenstrahlen draußen sind mein Gold!

Christian der Dritte.

Von Flensburg, Christjern, eilte ich hierher;

*) In einer frühern Zeit trafen sich beide Fürsten in Holstein bei Leventzo.

Digitized by Google

Nur wen'ge Auserwählte folgten mir;
Der Lehnsmann weiß allein, daß ich hier bin,
Und mein Besuch gehört der Chronik nicht.
Es zog mein Herz mich zum Verwandten hin.
Ein warmer Handdruck sagt mehr als das Wort.
Hegt keinen Groll — am wenigsten für Todte,
Der Beste in der Welt hat seine Fehler!

Christjern.

Die meinen sind geschrieben für die Nachwelt
Von meinen Feinden!

Christian der Dritte.

Doch von Sonderburg,
Von diesen Mauern wird die Stimme reden,
Aus tiefen Seufzern die Du ausgehaucht,
Was Gutes Du gethan schließt sich ihr an,
Es ist die Zeit gerecht gleich einem Gott!

Christjern.

Der wilde Schwan schlug gestern mit dem Flügel
An's Fenster dort, mir war's ein Todeszeichen,
Doch zeigt's Dein Kommen an, der Freiheit Hoffnung.

Christian der Dritte.

Mein Schloß bei Kallundborg es sei das Deine!
Die Jagd ist gut, und herrlich dort der Fischfang!
Du liebst den Platz. Wenn Alles nun geordnet,
Und alle Theile willig im Vertrag,
So trägt nach Kallundborg ein stolzes Schiff
Mit Königssegeln Dich! Du bist zufrieden,
Dein warmer Handdruck sagt's mir. — Kehre wieder
Zum Leben und zur Luft!

Christjern.

Zur Luft, zum Leben!
Wach' auf, mein alter treuer Kamerad!
Benth! Sieh, die Sonne scheint! komm' an den Strand! —
— Doch seine Hand ist kalt!

Christian der Dritte.

So ist er krank!

Christjern (beugt sich über ihn).

Mein alter Freund! mein ehrlicher Theilnehmer!
Krank, sagt Ihr! nein! gesund ist seine Seele
Wenn auch die Hand fällt, wie ein welker Zweig!

Christian der Dritte.

Ein Todter?

Christjern.

Ja, ich habe recht verstanden
Den wilden Schwan, der an die Scheibe schlug!
Ein Engel bracht' ihm seinen Morgengruß!
Uns Beiden Freiheit! Seine war die größte!

Christian der Dritte.

Kommt an die Luft! — Ich werde Leute rufen!

Christjern.

Durch traute Rede und Erinnerungen
Verkürzte er mir stets die lange Zeit.
In dieser Nacht noch nahm er seinen Mantel,
Fror selbst, und legt' ihn über meine Füße.
Wer that wohl mehr für mich? Seht aus dem Volke
Hier einen Mann! O, seid dem Volke gut,
Des Landes Stärke ist's, des Landes Herz!

Christian der Dritte

(breitet den Mantel über Benth's Antlitz).

Zwei Kön'ge breiten über Dich das Tuch!

Christjern.

Es weint Dein Freund! — Der Herr erfreue Dich!
Goldmünze Du, der das Gepräg' nur fehlte!

Christian der Dritte.

Gott streckt den Arm aus, und der Mensch ist Staub,
Die Königskrone ist nur welkes Laub! —
Komm, Christjern, laß uns an die Sonne eilen,
Unsre und Dän'marks Wunden wird sie heilen!

Rosalie. Ein Bildungsbuch für Deutschlands Töchter von Jacob Glatz. 2 Theile. Sechste verbesserte Auflage. Leipzig, bei Herm. Fritzsche. 1852.

Ein Werk, welches in sechster Auflage seine Präsentationsvisiten auf den Buchladentischen macht, erregt schon viel Vertrauen für sich. Es muß in solchem Falle ein Kern in demselben sein, der sich länger als Menschenalter frisch erhält, und dies ist allerdings bei dem vorliegenden Buche der Fall. Die Anregung zu demselben ging aus jenem Kreise sittlich strenger und geistig hochstehender Männer und Frauen hervor, wie sie Salzmann, der berühmte Pädagog von Schnepfenthal, gleich nach der Gründung seines Institutes um sich versammelte. Aus Erinnerungen und Anschauungen von dahre, stammt der erste Entwurf zu dem Werke. Der Haupttitel zerfällt in die 2 Abtheilungen: 1) Rosaliens Vermächtniß; 2) Rosalinas Erinnerungen aus ihrem Leben. Der erste Theil hat zwar ein doktrinäres Gewand, jedoch nicht in der Weise, daß es blos ein lederues Regelbuch, oder ein philosophisches Erziehungsreglement wäre, sondern in einem Stil und in einer Form, die, von Erzählung durchquickelandet, eine angenehme, für junge Frauen selbst lehrbende Lektüre bilden muß. — Schreibt ihr Bücher, wie: der feine Gesellschafter, das Weib, dem Manne gegenüber, u. s. w., so viele ihr wollt, ihr werdet damit höchstens ungebildete, lächerliche, frazenhafte, kokette Zierpuppen heranziehen, während in den Lebensmitgaben von Rosalie die besten Winke gegeben sind, aus dem Mädchen eine Jungfrau zu bilden, mit den Eigenschaften und Kenntnissen ausgerüstet, wie man sie jetzt

Digitized by Google

gar selten mehr findet. Es wird in dem Buche von Gloß auf Geist und Herz gewirkt, in einer Art, die allein die richtige ist. Sagt doch Börne in seinen Aphorismen (Ges. Werke Bd. III) die wahre feine Lebensart, welche mehr thut, als mit Blitzesschnelle eine gefallene Steck- oder Stricknadel aufheben, entspringt entweder aus der Tiefe des Geistes, oder aus der Fülle des Herzens, und weder der Tanzmeister lehrt sie, noch Chesterfield, noch auch die Anstandslehr- und Complimentirbücher unserer Tage. — Der zweite Theil, Rosaliens Leben, ist eigentlich nur die Praxis zur Theorie des ersten Theiles, angewandt auf und veranschaulicht durch Rosaliens eigene Lebensgeschichte.

Das Buch bedarf keiner weiteren Empfehlung. Wenn fünf Auflagen vergriffen sind, ist das Buch so sicher in den Herzen der Deutschen, daß die Mutter, die es gelesen, es der Tochter in neuem Gewande zur rechten Zeit zu schenken wissen wird. — — —

Freie Gaben für Geist und Gemüth. Zur Erweiterung des Unterstützungsfonds für arme erwachsene Taubstumme. Herausgegeben von Joh. Friedr. Jencke, Direktor der Taubstummenanstalt zu Dresden. Erster Jahrgang. 4tes Heft mit 2 Abbildungen. 5 Ngr. — Dresden, bei dem Herausgeber. Leipzig, bei Herm. Fritzsche.

Schon über die früheren Hefte haben wir uns anerkennend in diesem Blatte ausgesprochen. Auch über das neue Heft läßt sich nur Lobendes sagen. — Es enthält eine fußliche Darstellung der Photographie von einem geschickten Ausüber derselben, von dem wir selbst gelungene Leistungen in Leipzig sahen, Hermann Krone; ferner den Schluß des Aufsatzes: über die Wuthkrankheit von Dr. Pieschel, eine sehr gelungene populäre Erklärung dieser Erscheinung; eine Geschichte von Gustav Nieritz: Heermann und Waldmann, die dem Hefte zur besonderen Zierde gereicht; mehrere Gedichte mit trefflichen Holzschnitten, und einen Beitrag vom Herausgeber J. F. Jencke über seine Anstalt. Wie Nieritz und mehre Andere, werden auch die übrigen bedeutenden Schriftsteller ihr Wort halten, und Beiträge liefern, die sie versprochen haben, und dem Unternehmen den Fortgang bringen, den es verdient. — — —

Der Tag zu Passau. Erinnerungsblätter für Schule und Haus von Ferd. Schellenberg. Druck und Verlag von Jul. Ag. Saffm in Leisnig. 5 Ngr. 1852.

Zur Feier des 2. August dieses Jahres, eines Tages, der für Sachsen in der Reformationsgeschichte bedeutend ist, wurde dieses Büchlein geschrieben. Doch braucht es deshalb nicht als Ephemere zu gelten, da der geschichtliche Ueberblick, der darin aufgestellt ist, ein klares Bild jener Zeit liefert, und die Urkunde des Vertrages „zu Passau aufgerichtet und ratificirt. Anno 1552 den 2. Augusti“ aus einem Manuscripte der Leipziger Universitätsbibliothek abgedruckt ist. Das angehängte Gedicht ist an sich nicht ohne Werth, und erhält desselben noch mehr durch die beigegebenen Noten. — H. Gg. —

Erzählungen und Novellen von J. Fr. Ch. Budy, Verfasser der Jugendharfe. — Der Negersklave. Die Nadel. Die Hochzeit des Missionars. Wilhelm Tell, oder die freie Schweiz. Berlin 1851. In Commission in Wohlgemuth's Buchhandlung. IV und 97 Seiten. Gr. 8.

In den Erzählungen dieser Schrift, die auch der Jugend wohl zu empfehlen ist, hat der Verfasser sich bemüht, wahre Begebenheiten in einer anziehenden Weise für Jung und Alt zur Unterhaltung und Belehrung vorzutragen, was ihm, besonders in der ersten der Erzählungen in hohem Grade gelungen ist, da die Art des Vortrags den Leser spannend gefesselt hält, bis er den Ausgang der geschilderten Vorfälle erfahren hat. Der Verfasser hat es sich insbesondere, wie er in der Vorrede ausspricht, zur Aufgabe gemacht, die Wirklichkeit darzustellen, und nicht erdichteten Schilderungen den Schein der Wahrscheinlichkeit zu geben, da er es, gewiß nicht mit Unrecht, für billig und natürlich erachtet, an eine Erzählung die Anforderung der Wahrscheinlichkeit zu machen. In wie weit er diesem seinem Grundsatze nun gefolgt ist, kann natürlich Niemand beurtheilen; doch haben wir keinen Grund, dem Verfasser zuzutrauen, daß er, trotz seiner eigenen Erklärung, das Gebiet der Wahrheit in seinen Darstellungen sollte überschritten haben; wenigstens machen die erzählten Begebenheiten nicht den Eindruck auf den Leser, als ob sie auf Kosten der Wahrheit mit lediglich erdichteten Zusätzen ausgeschmückt wären. Wenn die erste Erzählung nicht ohne Rührung, aber auch nicht ohne innere Indignation über die Herzlosigkeit und Grausamkeit mancher Menschen gelesen werden kann, so war gewiß die Absicht der Abfassung, den mit den eigentlichen Greueln des Sklavenhandels unbekannten Menschenfreund anzuregen, doch nach Kräften thätig diesem die Menschheit so tief entehrenden Gewerbe entgegenzuwirken. Man soll durch das Lesen derselben bekannt gemacht werden mit dem furchtbaren äußeren Elende der unglücklichen, zu Sklaven verkauften, Neger; eben so sehr aber auch mit Wehmuth vernehmen, wie unendlich groß und drohend die Seelennoth derselben sei, da sie sich auch nicht einmal, wenn Alles sie verlassen, mit einem gläubigen Aufblick zu dem Alliebenden trösten und in ihrer leiblichen Noth erheben können. An Alle ergeht deshalb der Zuruf am Schlusse: Seufzet mit mir, betet und helfet!

Möge diese Erzählung, dem Wunsche des Verfassers gemäß, in Missionsversammlungen bekannt gemacht werden, damit diejenigen, die für das geistige Elend ihrer Mitmenschen ein fühlendes Herz haben, sich desto eher veranlaßt sehen, Geld und Gut, ja sich selbst diesen Armen zu weihen. Dieselbe eignet sich in der Form, in welcher der Verfasser sie uns bietet, vollkommen dazu, da derselbe in dem Vortrage den Gefühlen seines Herzens oft den wärmsten Ausdruck verliehen hat.

Auf die beiden angefügten Novellen scheint der Verfasser kein so großes Gewicht zu legen, doch sind auch diese seiner würdig und werden gewiß mit eben so viel Liebe gelesen werden. Nicht zu verkennen ist die meisterhafte Zeichnung der meistens edlen und großen Charaktere, da die wenigen Züge nur, mit denen sie angedeutet sind, doch ein vollständiges Bild von den Personen in der Seele des Lesers entstehen lassen. Auch diesen Novellen liegen

Digitized by Google

Thatsachen zu Grunde, wie in der Vorrede gesagt wird, und so werden sie dem Leser um so mehr Reiz darbieten.

Den letzten Abschnitt des Buches endlich bildet die bekannte liebe Geschichte von Tell und seinen so oft gefeierten Thaten in Form eines Gedichtes, die wir als Anhang zu den übrigen Erzählungen mit Freude entgegennehmen. Die Verse sind fließend und leicht; nur sehr selten, wie gleich in der ersten Strophe, ist der Reim etwas gesucht und unnatürlich. Wir können daher nur den Wunsch aussprechen, daß der Verfasser sich veranlaßt sehen möge, auch andere, wenn auch bekannte, Begebenheiten, in gleicher Weise mit seiner gewandten Feder zu bearbeiten. Insonderheit wird er der Jugend kein unwillkommenes Opfer bringen; diese hangt einmal gar sehr mit Liebe an Poesie, und das Bekannteste, wenn es in neuer poetischer Gestalt ihr wieder vorgeführt wird, gewährt ihr von Neuem großes Interesse; spielend prägen die Kinder ihrem Gedächtnisse solche ihnen liebgewordene Gedichte ein und der Nutzen davon ist gewiß nicht gering, besonders wenn, wie es hier der Fall ist, geschichtlicher Stoff zum Grunde liegt.

Uebrigens wird das Lesen der ganzen Schrift gewiß nicht ohne Wirkung bleiben, da die schon an sich rührenden Begebenheiten in der angemessensten Weise dargestellt worden sind und der Verfasser, dessen edles Gefühl man aus manchen, besonders in die erste Erzählung eingewebten, Aeußerungen leicht zu erkennen vermag, mit Liebe und Wärme seinen Stoff behandelt hat.

An der äußeren Erscheinung des Buches ist Nichts zu tadeln, als daß der etwas zu feine und kleine Druck manchem schwächeren Auge das Lesen gewiß sehr erschweren wird. F...

Miscellen.

Die Königin Christine hat zur Feier der Eröffnung der Gijoner Eisenbahn jüngst ein Diner gegeben, zu welchem 100 Gäste eingeladen waren und wozu der berühmte Pariser Restaurant Chevet die Speisen zu liefern verschrieben war. Derselbe machte die Reise von Nantes aus zu Wasser, und war außer seinem Sohn von 6 Maitres d'hôtel, eben so vielen Köchen und einem Eisbereiter begleitet. Die Gerichte, welche er mit sich führte, waren in neun Tonnen verpackt, mit Eis, zum Gewicht von 5000 ℔, ausgelegt. Er hat für diese eine Mahlzeit 30,000 Fr., also 300 Fr. die Person erhalten. (Wer neugierig ist, die aufgetischten Gerichte kennen zu lernen, darf sich nur die Unione, ein Nantaiser Blatt, vom 2. d. M. kommen lassen.)

Das North British Review bringt einen Gegenstand wieder zur Sprache, auf dessen großen Nutzen für England das Londoner Athenaeum schon im Jahr 1846 aufmerksam gemacht hatte, nämlich die Errichtung einer „industriellen Universität" in London, wozu der Ueberschuß aus dem Krystallpalast, bei 150,000 £ Sterl., verwandt werden könnte. Während Paris sein Conservatorium, Berlin sein Gewerbe-Institut hat, fehlt es England an einem Etablissement, wodurch die Wissenschaft mit den praktischen Künsten in eine engere Verbindung gebracht wird, was ihm zu großem Nachtheil gereicht, wie sich das namentlich sehr auffallend bei der vorjährigen großen Ausstellung gezeigt hat. Die Existenz einer solchen Universität würde zunächst die Bildung von Filial-Industrie-Schulen durch das ganze Land zur Folge haben, die dann zu dem Central-Institut in dem Verhältniß stehen würden, wie Eton und Rugby zu Oxford oder zu Cambridge. Wie nachtheilig die seitherige Trennung der Wissenschaft von den praktischen Künsten in England der einen wie den andern gewesen ist, geht u. a. daraus hervor, daß Frankreich nach dem Urtheil von Dr. Playfair England in der Industrie, und nach dem Urtheil von Sir John Herschel auch in der Mathematik, der Chemie und anderen Zweigen der Wissenschaft überflügelt hat.

Mit Bezug auf die vielfältigen architectonischen Verunzierungen der englischen Metropole, soll der jetzige Kanzler der Schatzkammer dem Athenaeum zufolge sich geäußert haben, es würde damit nicht eher besser werden, als bis man einen Architecten — gehängt hätte.

Nach holländischen medizinischen Blättern soll sich schwefelsaures Chinin, in starken Dosen Opium gegeben, als Heilmittel der Hundswuth bewährt haben.

Sämmtliche Officiere und Matrosen, die zu der verschollenen Expedition von Sir John Franklin gehören, können nicht auf der Liste der Admiralität gestrichen werden, so lange nicht die authentische Kunde, daß sie verunglückt sind, eingegangen ist, und bis dahin wird auch deren Angehörigen ihr halber Sold ausbezahlt.

In der bevorstehenden Auction der berühmten Gemäldegallerie des verstorbenen Herrn Aniçet Bravo zu Sevilla werden 17 Pieces von Velasquez, 44 do. von Murillo, 19 do. von Alonzo Cano, und 24 do. von Zurbaran zum Verkauf kommen.

Die Directoren des neuen Krystallpalastes, der auf dem Territorium von Sydenham aufgeführt wird, sollen 10,000 £ für die Sculptur- und Architectur-Decoration dieses Baues ausgesetzt und den Herren Owen Jones und Digby Wyatt zur Verfügung gestellt haben, von welchen eine artistische Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland angetreten worden ist. Dieselben sind von dem englischen Ministerium mit Empfehlungen an die auswärtigen Gesandten und Agenten versehen, und diese angewiesen worden, ihnen zu ihrem Zweck möglichst förderlich zu seyn.

Ein Herr E. Bennet empfiehlt in englischen Blättern die Anwendung alter Lohe beim Pflanzen der Kartoffeln als das bis jetzt am bewährtesten befundene Mittel gegen die Erkrankung dieses ersten Lebensbedürfnisses unserer Zeit, ein Verfahren, welches noch den Vortheil hat, daß die Frucht zur Erntezeit völlig rein und trocken aus der Erde genommen wird, was wesentlich zu ihrer nachherigen Erhaltung beiträgt.

Einem in London erscheinenden jüdischen Blatte zufolge werden dort jüdische Versammlungen gehalten, um sich über die Mittel zu berathen, wie die Juden wieder zu dem Besitz von Palästina gelangen können.

Gedruckt bei A. F. M. Kämpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 74. Mittwoch, den 15. September. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Schloß Falkenstein. Von H. Zeise ..... Seite 577
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... " 578
Madame Ida Pfeiffer's Ausflüge auf Borneo ..... " 579
Literatur:
Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation ..... " 580
Die Vagabunden. Von Karl von Holtei ..... " 582
J. Petzholdt's Handbuch Deutscher Bibliotheken ..... " 583
Miscellen ..... " 584

Schloß Falkenstein.

Ich sah den Falkenstein im Morgenlichte,
Er hob sich aus der Bäume grünem Meer, —
Ein Schlummerlied sang Birke ihm und Fichte.

Der Thurm, verwittert, altersgrau und hehr
Sah ernst auf mich; die morsche Balustrade
Erkannt' mein schweifend Auge mehr und mehr.

Ein Phorus schien er mir am Felsgestade,
Der majestätisch in die Ferne blickt,
Und langsam folgte ich dem Bergespfade.

Der alten Ritter stolzes Banner nickt
Mir nicht entgegen in dem Morgenwinde,
Nur Rank' und Epheu das Gestein umstrickt.

Und auf dem Burghof hielt ich, wo die Linde
Sich rauschend an die Felsenmauer lehnt,
Daß sie mit grünem Teppich sie umwinde.

Und als im Grün ich rastete, da dehnt'
Ein Falke über mir die leichten Schwingen,
Der nach des Waldes dunkler Nacht sich sehnt'.

Laßt wie den Falken, laßt mich tiefer dringen
In jene Nacht der stolzen Ritterzeit,
Von deren Thaten unsre Dichter singen.

Und über'm morschen Thore prangte weit
In Sandstein ausgehau'n der Ritter Wappen,
Das einst die Helden führte in den Streit.

Hier auf dem Burghof scharrten muth'ge Rappen,
Die Ritter wiegten sich im Eisenbügel,
Und leichten Scheittes folgten reis'ge Knappen.

So ging es über Feld und über Hügel,
Bald in den Kampf und bald zur heitern Jagd,
Und kreischend hob der Falke seine Flügel.

Im Rittersaal, wo noch in stolzer Pracht
Die ernsten Burgherr'n auf Dich niederschauen,
Da zechten sie dann bis zur stillen Nacht.

Hier auf dem Söller lehnten ihre Frauen,
Das Auge schweifte über Berg und Thal,
Und blickte bangend auf des Kampfes Grauen.

Hier saßen sie, wenn mild der Mondenstrahl
Mit seinem lichten Golde hielt umsponnen
Die Zinnen, Giebel, Erker, grau und fahl.

Ach, jene Zeiten sind schon längst verronnen,
Die unsre Väter einst verherrlicht haben,
Und Neues sproß im goldnen Licht der Sonnen.

Digitized by Google

Wir wandern hier umher; die Blicke laben
Sich an den Trümmern deutscher Herrlichkeit,
Die mit den Hohenstaufen ward begraben.

Du, Deutschland, gleichst den Burgen jener Zeit,
Die auf den Felsen stolz gen Himmel ragen,
Sie wecken in der Brust ein stilles Leid, —

Nie wird ein goldner Morgen ihnen tagen.

H. Zeise.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Versammlung hatte durch ein Decret verfügt, daß der König duech die Nationalgarde bewacht weeden sollte. Das genügte der Emeute aber nicht, und ein Beschluß der Gemeinde stellte ihn unter die Ueberwachung von dreihnndert Marseillanern.

Die Versammlung hatte dem Könige nach dem Decrete, in Folge dessen er den Luxemburg-Palast beziehen sollte, das Hôtel des Justizministers zur Wohnung angewiesen; aber die Emeute, die nichts mehr von einem König wissen wollte, wollte auch nichts von einem Palaste, von einem Hôtel für ihn wissen.

Zuerst erschien eine Deputation mit dem Verlangen, daß der König und seine Familie nicht in einem Palaste, sondern in einem Sicherheitslokale nntergebracht werden sollte. Darnach nahm der Generalrath der Gemeinde die Sache in die Hände und entschied sie nach seinem Gutdünken. Er hatte sein Augenmerk zuvörderst auf die Abtei St. Anton, darnach auf den bischöflichen Palast gerichtet, entschied sich aber letztlich für den Tempelthuem. Dee deßfallsige Beschluß lautet, wie folgt: „Die allgemeine Versammlung hat beschlossen, daß der König, nach vorheriger Untersuchung durch den Herrn Palloy, sofort nach dem Tempel versetzt werden soll." — Damit über die Bedeutung dieser Gefangenschaft kein Zweifel obwalten konnte, beschloß der Generalrath noch, „daß bei der Nationalversammlung eine Adresse eingereicht werden sollte, um von derselben zu verlangen, daß der König als der Pflichtvergessenheit schuldig eingesperrt werde, und daß sie dies Anliegen der Gemeinde sanctionire."

Die Nationalversammlung fügte sich denn auch diesem Anliegen der Pariser Gemeinde, in welchem nicht bloß die Absetzung Ludwigs XVI. sondern des Königthums ausgesprochen war.

Das Decret, welches die provisorische Suspendirung verfügte, und dasjenige, durch welches dem Kronprinzen ein Gouverneur gegeben wurde, alles das zerrann in Dunst, und unter den drei Commissarien, welche von der Gemeinde den Auftrag erhalten hatten, den König, die Königin und die königliche Familie nach dem Tempelthurm zu bringen, befand sich auch der Schuhflicker Simon, der Gouverneur des Kronprinzen, an den die Girondisten nicht gedacht hatten.

So blieb am 12. August von den Plänen der Gironde nichts mehr übrig, und die wühlerische Versammlung, die den König zum Gefangenen gemacht hatte, war nun selbst von der Gnade der siegreichen Insurrection abhängig. Die Gemeinde befahl, und sie mußte gehorchen.

Die Flucht Röderers und die Entlassung der Departementaladministration machten die Reoeganisirung des Pariser Departements dringend nothwendig; die Gemeinde fand aber für gut, keine Autorität neben sich zu haben und gleichzeitig als Departement und Municipalität zu fungiren. Demzufolge beschloß der Generalrath: „daß eine Deputation an die Nationalversammlung geschickt werden sollte, um von derselben zu verlangen, daß man nicht zur Organisation einer neuen Departements-Administration schreite." Die Nationalversammlung hatte schon denselben Morgen ein Decret erlassen, wodurch diese Reorganisirung befohlen worden war; kaum hatte sich jedoch die Deputation eingefunden, als die Versammlung sofort votirte, was ihre Gebieter von ihr verlangten.

Die Unterwürfigkeit der Versammlung ging bis ins Gemeine. Als, am 11., eine Deputation das Ansinnen an sie richtete, sie zur Vernichtung sämmtlicher Statuen zu ermächtigen, da fertigte sie auf der Stelle folgendes Decret aus:

„In Erwägung, daß die geheiligten Grundsätze der Freiheit und Gleichheit es nicht gestatten, die der Hoffahrt, dem Vorurtheil und der Tyrannei gesetzten Denkmäler länger unter den Augen des französischen Volkes zu belassen;

„In Erwägung, daß das Metall dieser Denkmäler, zu Kanonen verwandt, zur Vertheidigung des Vaterlandes nützlich sein wird, decretirt die Nationalversammlung für dringlich:

„Alle Statuen, Basreliefs, Inschriften und sonstige Denkmäler von Metall oder jeglichem anderen Material, die sich an öffentlichen Orten, in den Tempeln, den Gärten, den Parken und Dependenzien, den Nationalhäusern, selbst denjenigen, die der Benutzung des Königs vorbehalten gewesen, befinden, sollen nach Anweisung der Repräsentanten der Gemeinde, welche über deren provisorische Bewahrung zu sorgen haben, weggenommen werden.

„Die Repräsentanten der Pariser Gemeinde sollen aus den im voestehenden Artikel genannten Gegenständen in dem Umkreise der Mauern von Paris ohne Verzug Feuerschlünde anfertigen lassen."

So wurden demnach die Statue Heinrichs IV. im Namen der Freiheit, und die Statuen Ludwigs XIV. im Namen der Gleichheit zerschlagen, Ludwigs XIV., der das Roussillon, den Elsaß, Flandern, den Hennegau, die Franche-Comté, das Artois, das Fürstenthum Oranien, Canada, Louisiana, St. Domingo und noch zehn andre Colonien mit Frankreich vereinigt hatte; der drei und dreißig Kriegsplätze geschaffen: Lille, Maubeuge, Longwy, Sarrelouis, Thionville, Bitche, Phalsburg, Befort, Lichtenberg, Hagenau, Schlettstadt, Hüningen, Landskroon, Landau; der Toulon, Marseille, Antibes, Aigues-Mortes, Cette, Port-Vendres, Agde, Collioures, Bayonne, Blaye, Rochefort, La Rochelle, le Brouage, Lorient, die Insel Aix, Belle-Isle, Port-Louis, Brest, St. Malo, la Hougue, Honfleur, Havre, Dieppe, Treport, Ambleteuse, Boulogne, Calais, Dünkirchen, Grevelingen befestigt hatte; des Begründers der Arsenale von Toulon und Brest, der Stückgießereien zu Douay und Straßburg, der Wasserfabriken zu Charleville, Maubenge und Klingenthal, der Artillerieschulen zu Valence, Douai, Auxonne, La Fere, Metz, Straßbueg und Verdun; durch den die Militär-Canäle von Maedyk und la Bruche, die kaufmännischen Canäle im Languedoc, in Burgund, in den Departements la Somme, Crozat und St. Quentin angelegt worden sind; des Begründers der Fabriken zu Lyon, Tours,

Digitized by Google

Rimes, Van Robais, Sedan, Louviers, Elbeuf, Beauvais, St. Gobain, der Gobelins, und der Seifenfabriken; des Stiftes der französischen Academie, der Academie der Inschriften, der Academie der Wissenschaften, des Observatoriums und des Pflanzengartens; des Erbauers von Versailles und des Louvre; der die Gesetze des Civilverfahrens durch eine Ordonnanz von 1667, die Gesetze des Criminalverfahrens durch eine Ordonnanz von 1670, die Gesetze über Schuldverschreibungen durch eine Ordonnanz von 1667, die Gesetze über Societäten durch eine Ordonnanz von 1673 reformirt hatte; durch den Frankreich in Künsten und Wissenschaften, in der Politur der Sitten und in der Eleganz der Gesellschaft das Muster von Europa geworden war!

Sämmtliche Metallabgüsse, die diesen großen Fürsten repräsentiren, Werke von Edme Bouchardon, Michel Slodtz, François Girardon fallen unter dem Hammer und bedecken mit ihren Trümmern das Pflaster der öffentlichen Plätze; die rechte Hand Ludwigs XIV., der Statue auf dem Vendomeplatze entrissen, wird Mazer de Latude, einem geheimnißvollen Charlatan gegeben, der nie in der Bastille gesessen hat; denn die auf der Polizeipräfectur aufbewahrten officiellen Documente erwähnen seiner Anwesenheit dort mit keinem Worte. Alle jene glorreichen Bildnisse wird die Pariser Gemeinde nachdem durch die Abbildungen von Brutus, Marat, Challier ergänzen!

Die Versammlung war dermaßen unter die Füße gekommen und verächtlich geworden, daß sie nach dem 11. August auf Verlangen des ersten Besten Decrete ausfertigte.

„Herr Rolland, Grenadier des Bataillons der Minimen, hat an die Versammlung geschrieben," besagt ein Protocoll, „um von ihr die Einstellung der Prozession zu verlangen, welche durch ein Gelübde Ludwigs XIII. vorgeschrieben worden.

„Die Nationalversammlung decretirt, daß das Edict Ludwigs XIII., welches die Prozession vom 15. August befiehlt, aufgehoben ist."

Am Montag den 13. August, um 5½ Uhr Abends, fand Petion, begleitet von Manuel, Simon und Laignelot, sich an der Barre ein, um Ludwig XVI. und seine Familie in Empfang zu nehmen und als Gefangene nach dem Tempel abzuführen. Er war zu dem Ende in der vergoldeten, überall offnen, großen Staatscarosse gekommen, demselben Wagen, mit welchem Ludwig XVI. nachdem am 21. Januar zum Schaffot gebracht wurde.

Petion und Manuel, die den Vordersitz des Wagens, der Königin und Madame Elisabeth gegenüber, eingenommen hatten, behielten den Hut auf dem Kopfe, und ersterer sagte bei dem Wuthgeheul, welches die zusammen gelaufene Populace ausstieß, zu Marie-Antoinette: „Seyen Sie unbesorgt, Madame, das Volk ist gut; es wird Ihnen trotz seiner Unzufriedenheit nichts thun." — „Dann thut es seine Schuldigkeit," antwortete die Königin, und setzte hinzu, „die Sie auch thun werden!"

Der Wagen des Maire fuhr im kleinen Schritt dem Tempel zu: er führte die Monarchie als Gefangene der Girondisten von dannen und die Girondisten als Gefangene der Gemeinde!

(Fortsetzung folgt.)

Madame Ida Pfeiffer's Ausflüge auf Borneo.

(Das Athenaeum vom 28. v. M. giebt nach einer Mittheilung des Herrn Petermann, der Briefe der berühmten Reisenden, von April d. J., von Sambas, auf Borneo, erhalten hat, folgende Beschreibung eines durch sie ausgeführten Ausfluges von Sarawak nach Pontianak.)

Madame Pfeiffer hatte zu dieser Reise einen bedeutenden Umweg gewählt, um so viel als möglich von dem Innern des Landes zu sehen. Sie ist in Regionen eingedrungen, die den Europäern kaum bekannt sind und von unabhängigen Dyak-Stämmen bewohnt werden. Sie bemerkt sehr kaltblütig, daß ihr vorher gesagt sei, daß es unter den Dyak-Stämmen noch einige Kannibalen gäbe; doch scheint sie das nicht abgeschreckt zu haben, die unbekanntesten Gegenden zu bereisen. Sie ist zuerst, 70 englische Meilen weit, den Fluß Searran aufwärts gefahren, dann den Lupa, hundert Meilen, bis zu dem Gebirge von Jekomil. „Ich muß hier bemerken," sagt Herr Petermann, „daß ich nicht im Stande gewesen bin alle die von Madame Pfeiffer angeführten Namen zu identificiren, noch ihre Route auf der Karte völlig zu verfolgen; die allgemeine Richtung derselben scheint aber von Sarawak südöstlich nach Sintang gewesen zu sein, das gerade unterm Aequator und 111° 28' östlicher Länge liegt, in gerader Linie eine Entfernung von 140 englischen Meilen, und von dort abwärts den Fluß Kapuas bis Pontianak, was abermals eine Strecke von mindestens 250 Meilen ist." — Ungefähr 20 Meilen vorzu dem Gebirge begegnete Madame Pfeiffer und ihren Gefährten ein Prahu (Boot) mit vier Dyaks an Bord, die ihnen zuriefen, sie möchten ums gleich wieder umkehren, indem die benachbarten Stämme mit einander im Kriege lägen und sie selber die Flucht ergriffen hätten. Madame Pfeiffer berieth sich darauf mit den Eingebornen, die sie mit sich hatte: Alle stimmten für die Umkehr, bis auf einen einzigen, ein Unterthan des Rajahs Brooke, der voll Muths war, und erklärte, er wolle sich unter der Flagge seines Herrn dreist unter all die Dyak-Stämme auf der Sarawakseite des Gebirges wagen, überzeugt, daß sich keiner von ihnen an Leute seines Gebieters vergreifen werde. Dieser Meinung stimmte auch Madame Pfeiffer bei, wonach die englische Flagge aufgezogen und die Fahrt fortgesetzt ward. Bald darnach hörten sie den Schall der Tamtams, und als sie um eine Biegung des Flusses herum kamen, da wartete ihrer ein Anblick, der selbst muthige Männer hätte zittern machen können. Ein ganzer Stamm von Dyaks, Männer, Weiber und Kinder, waren auf einer kleinen Anhöhe dicht am Rande des Flusses versammelt, und als sie des den Fluß aufwärts fahrenden Prahu's der Madame Pfeiffer ansichtig wurden, da erhuben sie, begleitet von dem Gelärm ihrer Instrumente und den furchtbarsten Gesticulationen, ihr Kriegsgeschrei. Der Masse voran standen die eingeborenen Krieger, mit ihren Parangs (eine Art kurzen Schwertes). Madame Pfeiffer ließ ihr Fahrzeug mitten im Flusse, dem Lagerplatze gegenüber, bei einer Sandbank anlegen, und der Eingeborne, der kühn zu der Fortsetzung der Fahrt gerathen hatte, ging mit einigen von seinen Kameraden zu den Stämmen hinüber, um mit ihnen zu unterhandeln. Während unsre kühne Reisende ihren Abgesandten nachsah, und darüber nachdachte, wie sie wohl empfangen werden würde, rannten die Krieger plötzlich die Anhöhe hernieder, warfen sich in den Fluß, und

Digitized by Google

erstiegen ihren Prahus, so viel ihrer nur Platz darauf fanden, ohne daß sie wußte, ob sie als Freunde oder als Feinde kämen. In letzterem Falle würde weder sie noch einer ihrer Begleiter noch lange am Leben geblieben sein. Sie wurde indeß bald aus ihrer Ungewißheit erlöst, indem der Rajah des Stammes sich ihr näherte, ihr die Hand reichte, und sie einlud, zu landen und sein Zelt zu besuchen, eine Einladung, die sie willig annahm. Sie fand dort reichlich Speisen vor, aus gekochtem Reis, verschiedenen Arten von Kuchen, aus Reis- und Maismehl gebacken, Früchten ꝛc. bestehend, Alles auf Strohmatten aufgetischt. Sie mußte sich am Boden, zwischen den Frauen setzen, und von den verschiedenen Gerichten kosten, von welchen ihr aber nicht eins munden wollte.

Nach beendigtem Mahle wurde Madame Pfeiffer von den Frauen nach deren eignen Zelten geführt, und eingeladen, den Rest des Tages und die folgende Nacht bei ihnen zu bleiben; sie zog es jedoch vor, ihre Fahrt fortzusetzen. Außer ihrer gastlichen Bewirthung versorgten die guten Leute sie dann noch mit Proviant, mit gekochtem Reis, in Bambus bewahrt, mit Früchten und Eiern. Denselben Abend erreichten die Reisenden Seng-kalang-seng-tugong, die Residenz eines malayischen Rajahs, ein kleines Dorf, am Fuße des Seha-Gebirges belegen. Der Uebergang über dies Gebirge hatte seine Gefahren, indem dasselbe von unabhängigen Dyaks bewohnt wird, die als sehr wild und kriegerisch bekannt sind. Auf die dringende Empfehlung des Rajahs Brooke an den Rajah dieses Stammes befand Letzterer sich jedoch bewogen, die Reisenden in Person und mit zwölf seiner Krieger zu begleiten. Sie hatten immense Waldungen zu passiren, und mußten stets auf ihrer Huth sein, nicht mit einem der feindlichen Stämme zusammen zu treffen. Nach einer sehr mühseligen Reise von 30 Meilen zu Fuß, worüber zwei Tage verstreichen, gelangten sie zu einem Platze Namens Teng-kallang-Burat, dessen Rajah Madame Pfeiffer sehr freundlich empfing, ihr ein Boot verschaffte, um einen Fluß hinab, bis nach Sintang, eine Strecke von 105 Meilen zu fahren, und sie dem Sultan jenes Districts empfahl. Als Madame Pfeiffer dort ankam und ihr Empfehlungsschreiben abgab, wurde sie mit Musik und dem Abfeuern von Kanonen empfangen, und in einer Barke zur Residenz des Sultans abgeholt. Er kam ihr auf dem halben Wege entgegen, und geleitete sie mit aller ihm zu Gebote stehenden Grazie zu seinem Staatsgemache. Ein Tisch und ein einzelner Stuhl waren die Gegenstände, welche hier zuvörderst in die Augen fielen. Zu Letzterem wurde Madame Pfeiffer geführt, während der Sultan sich auf eine alte Kiste setzte und die Minister und der Adel am Fußboden Platz nahmen. Das Volk versammelte sich in großer Anzahl außerhalb der Halle, um die erste Europäerin zu sehen, die je nach Sintang gekommen war. Dieser Ort liegt so weit von der Seeküste ab, daß viele seiner Einwohner noch nie einen Europäer, weder den einen noch den anderen Geschlechts gesehen hatten. Unsre Reisende ward aufs glänzendste bewirthet, und nachdem in dem Harem des Sultans eingeführt, wo sie aber, wie in anderen Harems auf Borneo, die sie besucht hat, weder große Schönheiten noch geschmackvolle Anzüge zu sehen bekam.

Am anderen Morgen stattete der Sultan, von seinem Vater, seinen Söhnen und anderen Mitgliedern seiner Familie begleitet, der Reisenden einen Besuch ab, und zeigte ihr an, daß seine Böte bereit lägen, sie den Fluß Kapuas, bis nach Pontianak, eine Strecke von 250 Meilen, hinab zu fahren. Dort traf sie dann auch glücklich ein, und hatte so mit Erfolg eine der außerordentlichsten Reisen zurückgelegt, die je von einem Europäer auf Borneo gemacht worden sind.

Eine zweite Reise hat Madame Pfeiffer nachdem zu den berühmten Gold- und Diamantengruben in Landak vollführt, wobei sie sehr freundlich von den Holländern zu Pontianak unterstützt worden ist. Sie hat gegenwärtig eine neue Reise ins Innere unternommen.

Die Reisende führt ein genaues Tagebuch, in das sie viel Interessantes über die Dyaks eingetragen hat. Sie erwähnt mit der wärmsten Dankbarkeit der großen Güte und Aufmerksamkeit, welche ihr Abseiten der Holländer und Engländer zu Theil geworden, mit welchen sie auf ihren Wanderungen zusammengetroffen ist.

Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation. Herausgegeben von einem Verein von Freunden des Volkes und des Vaterlandes. Zweiter Band. Achte Lieferung. Leipzig: Avenarius & Mendelssohn. 1852. S. 481—544. Gr. 8.

Wir entnehmen dem ersten Bestandtheile dieses Heftes, dem Schlusse der Abhandlung des Herrn Hofrath L. Bechstein in Meiningen, „Deutsches Universitätsleben" (S. 481—488) die folgenden beachtungswerthen Worte über das Wartburgfest der deutschen Studenten 1848:

„Der Aufruf zu diesem Feste, zu dieser Versammlung, war an alle Freunde der deutschen Universitäten, also nicht nur an Studenten ergangen. Wo waren nun, bei einem Feste, dem, man beurtheile es günstig oder ungünstig, nationale Bedeutung doch gewiß nicht abzusprechen ist, außer den Studenten die Freunde deutscher Universitäten? Wo waren sie? Durch Wen waren sie vertreten? Wollte man einen Schluß von deren Abwesenheit machen, so hätten unsere Universitäten keine Freunde, und das wäre doch sehr, sehr traurig!

Gymnasialdirector Kapp aus Hamm war da, Professor O. L. B. Wolff aus Jena war da, welcher in Nr. 263 der leipziger „Illustrirten Zeitung" diese Tage anziehend und treu beschrieben hat, aber doch nicht Zeit hatte, am eigentlichen Wartburgtage Theil zu nehmen, und Graf Keller aus Stedten war da, welcher wieder die Burschenschaftsfahne trug aus alter Liebe und Treue und heiliger Erinnerung. Sonst ist uns kein bedeutender Name von Professoren oder Männern geistig hoher Stellung genannt worden und begegnet — womit jedoch den Besuchern aus der Nachbarschaft, die sich nur als Zuschauer verhielten, nicht zu nahe getreten werden soll — und doch war Frühlingszeit, Pfingstferienzeit, eine Zeit voll Freiheitsgefühle und nationaler Hoffnungen. Und die Studenten waren so lieb und freundlich, sie grüßten so herzlich Jeden, der ihren Kreisen nahte, an ihrem Wollen und Streben Antheil zeigte, daß die Poesie der Jugend in ihren hellsten Strahlen zur Erscheinung kam. Wahrlich, dieses Fest hätte um seiner selbst willen, nicht als Ausdruck politisch bewegter Zeit, ungleich größeren Antheil gereifterer Männer verdient, als ihm ge-

Digitized by Google

widmet wurde; wenigstens dem Schreiber dieses ist es eine liebe Erinnerung und wird es bleiben.

Aber abgesehen von diesem Standpunkte individueller Gefühlsanschauung ist nicht außer Acht zu lassen, daß Manche so sehr befangen gewesen sein mögen, von dieser Wartburgversammlung etwas zu fürchten, etwa das Ausrufen einer thüringischen Republik oder ein sonstiges politisch-chimärisches Possenspiel — dazu aber war weder Wille, noch Kraft, noch Einheit genug vorhanden, und ein solcher Versuch würde, hätte man noch so laut gerufen, im Herzen des besonnenen Volks doch kein Echo gefunden haben. Andere hingegen waren wol so kundigen, vorahnenden Blickes, von vorn herein von dieser Versammlung nichts zu hoffen und deren negative Erfolge vorauszusehen. Diese mochten das neue Wartburgfest nur als ein Einzelglied in der Kette der großen Confusion betrachten, welche 1848 unser armes Deutschland umschlang, wo man im Uebermaß sanguinischer Hoffnungen den friedlichen Bau der Einigkeit zerstörte, um der Einheit einen schimmernden Tempel zu bauen. Ob die deutsche Studentenschaft wirklich so politisch reif war, als ein guter Theil derselben zu sein sich einredete, ob sie in ihrer angestrebten Gesetzgebung und Reformation wirkliche Staatsweisheit entwickelte, bleibt billig in Frage gestellt. Die Berg-Geburten des Jahres 1848 sind nach der Hand zu Tage gekrochen. Deutschland hat Berge von Maculatur empfangen, und seine edle Sprache, wie sein Kanzleistil sind um ein Dutzend neuer Worte und Redensarten, um eine Unsumme von Fremdwörtern bereichert worden. Ist die Sucht, den Staatsmann spielen zu wollen, ohne von Staatswissenschaft etwas zu verstehen, irgend wem zu verzeihen, so ist es gewiß zuerst dem Bruder Studio, der noch lernfähig ist und eine Zukunft vor sich hat, weit eher als den dünkelvollen Fertigen, die sich auf großartige Weise klein zeigten und lächerlich machten.

Unwürdiges, wie es in der verhängnißvollen Zeit da und dort vielfach geschehen, geschah durch die deutschen Studenten auf der Wartburg und in Eisenach nicht, das Streben war ein reines und edles, die Begeisterung für die Freiheit war das Pneuma des Geistes der Zeit, Niemand kann, Niemand darf die Begeisterung verdammen.

Alles kam anders, als man gehofft und erwartet. Man hatte sich eine Reform des deutschen Studententhums als etwas gar Leichtes vorgestellt, das ist sie aber keineswegs, und ein solches Abmachen innerhalb weniger Tage ohne alle und jede Rücksichtnahme auf bestehende Verhältnisse und die deutschen Regierungen, die man übermüthigerweise bereits als völlig zur Seite geschoben betrachtete, konnte nicht frommen. Wollte man das deutsche Universitätswesen vom Grund aus reformiren — wie es doch den Anschein hatte — und nicht blos das deutsche Studententhum, so war vor allem den Lehrern der Hochschulen, den Professoren, ein Wort zu gönnen, war ihre Stimme durch Vertretung ihrer Gesammtheit zu vernehmen. Ein Einzelner, ohne Mandat, konnte nur individuelle Bedeutung haben, und die fast gänzliche Nichtbetheiligung der Professorenwelt an dieser Bewegung sprach selbstredend genug.

Die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt a. M. legte die Adressen der Studentenversammlung und des Parlaments einstweilen ad acta, die Hochschulen wurden vorerst keine Nationalanstalten; mit Lehr- und Lernfreiheit, Facultätswesen, akademischer Gerichtsbarkeit u. s. w. blieb es beim Alten.

Darauf ist es sehr still geworden und still geblieben. Wenig oder nichts Gemeinsames ist von Seiten der deutschen Studentenwelt nach der Hand angestrebt worden. Möge sie sich trösten mit dem: in magnis voluisse sat est!"

Als Beiträge zur neuesten Literatur über das deutsche Universitätsleben nennt der Herr Verf., außer dem auch von uns bei seinem ersten Erscheinen besprochenen humoristischen Gedichte: „Emanuel Schali. Ein historischer Roman", seinen eigenen interessanten Roman: „Wollen und Werden, oder Deutschlands Burschenschaft und Burschenleben", dessen erste Abtheilung: „Berthold der Student, oder Deutschlands erste Burschenschaft" 1850 in Halle in 2 Bänden erschien. Von dem kleinen Schriftchen: „Der deutsche Student im Anfange unsers Jahrhunderts. Ein romantisch nationales Sittengemälde von Heinrich von Guggern. (Herisau 1849) heißt es, er gehe tief in Triviales ein und lasse, indem sein Titel einen edlen Namen verunstalte, Sinn und Geistesrichtung des Verfassers ohne Weiteres erkennen. Die in diesem Jahre zu Göttingen veröffentlichte, Gervinus zugeeignete Schrift: „Die studentischen Verbindungen", deren ungenannter Verfasser ein junger, noch im Studentenleben stehender Philolog aus Lüneburg ist, wird als der besten Empfehlung würdig gerühmt, ihr Inhalt als der Ausstrom eines pietätvollen, reinen und tiefgründlichen Geistes bezeichnet. Von der Aufsehen erregenden Schilderung: „Vom deutschen Studententhum" in Nr. 5 der IX. Serie 1852 der „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg" wird eine kurze Analyse gegeben, die so schließt: „Wir mußten auch diese Schilderung der Schattenseiten des deutschen Studententhums berühren, wie thun es mit Schmerz, denn, wenn schon in Manchem — in Allem ist der Verfasser nicht zu widerlegen." Zuletzt wird noch einer musikalischen Leistung, die das heitere Studentenleben zu verklären gesucht, der „Burschenfahrten" von Julius Otto, die bei allen Liedertafeln die Runde machten, gedacht.

Der zweite Aufsatz dieses Heftes von Hrn. Professor Ch. E. Langethal (S. 489—512) hat die Ueberschrift: „Die deutsche Landwirthschaft im neunzehnten Jahrhundert", und wird gewiß von allen deutschen Landwirthen mit Theilnahme gelesen werden. Er besteht aus folgenden Abschnitten: 1) Die rationelle Praxis durch Albrecht Thaer. 2) Preußens Reformen. 3) Zustand des Landmanns in den übrigen Theilen von Deutschland nach dem Frieden von 1815. 4) Thaer als Lehrer und die landwirthschaftlichen Lehranstalten. 5) Weitere Entwickelung des landwirthschaftlichen Gewerbes. 6) Die neue Theorie der Düngerlehre von Liebig. 7) Die übrigen Zweige des Landbaus und der Thierzucht im 19. Jahrhundert. 8) Der deutsche Bauer. 9) Schluß.

Seite 512—544 folgt ein anonymer Aufsatz (geschrieben im Frühjahr 1852): „Das deutsche Zeitungswesen während der letzten einundzwanzig Jahre", in welchem eine strenge Heerschau über die Erzeugnisse der politischen periodischen Literatur während dieses Zeitraums gehalten wird. Er beginnt in folgender Weise: „Die Bewegung, welche das große Ereigniß des Jahres 1830 in die öffentliche Stimmung und die politischen Zustände Deutschlands

Digitized by Google

brachte, ging natürlicherweise ohne Bezug auch auf den Journalismus über und verursachte in den Verhältnissen, im Ton und in der Haltung desselben bedeutende Veränderungen. In einem Theile Deutschlands wurde die Censur durch den Drang der Meinungen und der Ereignisse gelähmt, in einigen Staaten oder Landschaften wurde sie sogar gesetzlich abgeschafft oder doch thatsächlich außer Kraft gesetzt. Der schläfrige Ton der Zeitungen belebte sich, sie erhoben sich von der bloßen Berichterstattung zum eigenen Urtheil, sie zeigten neben der Meinung einen Willen. Und, während sich die alten Zeitungen verjüngten, entstand eine große Anzahl neuer Blätter, in Süddeutschland zumal, die der Presse mit frischen Kräften neue Bahnen zu brechen suchten."

Bis zum Jahre 1840 beschäftigten sich die meisten deutschen Zeitungen bei weitem mehr mit ausländischen als mit einheimischen Interessen und Angelegenheiten. „Wir erinnern uns", sagt der Verf., „manche Nummer unserer besten Zeitungen gesehen zu haben, in welcher der Artikel Deutschland mit fünf Zeilen abgethan, wol auch gänzlich übergangen war, während die Angelegenheiten fremder Länder, und selbst der entferntesten Welttheile, in unendliche Spalten abgehandelt wurden."

Den größten Raum nahm bekanntlich der Artikel Paris ein. In dieser Beziehung heißt es: „Der französische Constitutionalismus war die Achse, um welche sich die ganze deutsche Presse drehte, der Artikel Paris war weitaus der längste und wichtigste eines jeden deutschen Blattes. Unser Journalismus und unser Zeitungspublicum waren nicht nur vollkommen zu Hause in den französischen Kammern, der französischen Verfassung, dem französischen Parteileben, sondern sie betheiligten sich auch an der französischen Politik überhaupt mit einer Lebhaftigkeit und Wärme, die kaum größer hätte sein können, wenn das Wohl und Wehe des eigenen Vaterlandes unmittelbar davon abgehangen. Eine Cabinetskrisis in Paris, obgleich man voraussehen konnte, daß dabei schließlich nichts herauskommen werde als die ungestörte Fortsetzung des seit 1830 herrschenden Systems, war ein Ereigniß, dessen Gange ganz Deutschland mit athemloser Spannung folgte; wir nahmen leidenschaftlich Partei für Thiers gegen Guizot oder für Guizot gegen Thiers, wir hörten die Redner der Rechten oder der Linken mit Begeisterung und folgten einer zweifelhaften Abstimmung mit Seelenangst.

Im Allgemeinen hielt die deutsche Presse und Lesewelt natürlich zu der liberalen Opposition. Von oben herab ließ man dieser Zeitrichtung auf dem Gebiete der französischen Politik ziemlich freien Spielraum. War es doch eine aus der Revolution hervorgegangene, eine illegitime Regierung, der die Anklagen galten, in welche die deutsche Presse gegen Ludwig Philipp und sein System einstimmte. Freilich gingen diese Angriffe der Zeitungen keineswegs vom Geiste der Gegenrevolution und der Legitimität aus, allein man schien anzunehmen, daß doch zuletzt die eine wie die andere ihren Vortheil daraus ziehen werde. Jedenfalls aber fand der dynastische Groll gegen die Familie Orleans seine Rechnung dabei, die Julimonarchie, die man im eigenen Namen nicht anzufeinden wagte, wenigstens mit liberalen Waffen bekämpft zu sehen.

Unter solchen Umständen und aus solchen Rücksichten wurde es der deutschen Presse möglich, auf dem Boden der französischen Politik einen neuen Stützpunkt für den Oppositionshebel zu finden. Mit Hülfe der Freiheit, welche man ihr auf jenem Gebiete zugestand, lernte sie nach und nach auch in die unmittelbare Sphäre der deutschen Politik hinüberzuwirken. Die Censur war für den Artikel Frankreich mit Blindheit geschlagen. Was unter der Ueberschrift Deutschland Niemand zu sagen gewagt hätte, das schien selbst dem strengsten Censor unverfänglich unter der Rubrik Paris. Eine gewandte Feder mochte von der französischen Hauptstadt aus in ihre Correspondenzen die schärfste Polemik gegen deutsche Politik und deutsche Regierungen einflechten, ohne daß die Preßpolizei Anstoß daran genommen hätte. Manche Zeitungen wußten diesen Vortheil dergestalt auszubeuten, daß man ohne alle Uebertreibung sagen kann, daß die Presse in dem Zeitraume, von welchem wir reden, die politische Meinung und das Nationalgefühl in Deutschland vorzugsweise durch ihre pariser Correspondenzen gefördert.

Wenn dadurch der Uebelstand theilweise ausgeglichen wurde, daß unsere Presse den Stoff oder doch den Vorwand ihrer Artikel hauptsächlich dem Auslande entlehnen mußte, so war jenes Auskunftsmittel der Geradheit und der Wahrhaftigkeit des Charakters der Presse allerdings keineswegs förderlich. Das aber ist überhaupt die unheilvollste Wirkung des Fluches der Censur, daß sie die Redlichkeit der Presse zerfrißt, daß sie dieselbe zwingt, anstatt des offenen ehrlichen Wortes hinterhaltige Redensarten und diplomatische Wendungen zu gebrauchen, daß sie, um es kurz zu sagen, wie jeder Geisteszwang demoralisirt, gar nicht zu reden von der Verderbniß des Stils und der Verdunkelung des Gedankens, welche dieses nothgedrungene Ränkespiel der publicistischen Feder zur unausbleiblichen Folge hat."

Die Geschichte einiger deutschen Zeitungen und ihrer Redacteure erscheint uns, nach dem Berichte des Verfassers, in einem neuen, wenn auch nicht vortheilhaften Lichte.

H.

Die Vagabunden. Roman in vier Bänden von Karl von Holtei. Breslau, Trewendt & Granier. 1852.

Vorliegender Roman befriedigt alle Ansprüche, die ein gestrenger Beurtheiler stellen kann, er ist unterhaltend, spannend, geistreich, sprachlich gelungen, aber Eines fehlt ihm, was unseres Erachtens in keinem deutschen Romane fehlen sollte, der sittliche Ernst. Holtei bezweckte mit seinem Werke gewiß Höheres, als eine Anzahl von oberflächlichen Leihbibliothekenlesern angenehm zu unterhalten, dafür bürgt uns der achtbare Name, den der Dichter sich schon seit langer Zeit erworben. Wenn er aber in den Schicksalen seines Helden eine Lehr- und Warnungstafel aufstellen wollte, so hätte er dem ganzen Buche eine würdevollere Haltung geben sollen. Wir sind zwar weit davon entfernt, das Werk mit den neuesten Erzeugnissen französischer Roman-Fabrikanten in eine Reihe zu stellen, denn durch all den Leichtsinn schlägt der Ton deutscher Gemüthlichkeit unverkennbar durch, und in der Kette heiterer und ergreifender Bilder läßt manches Glied des Dichters ächtes deutsches Herz erkennen. In den Schicksalen Anton Hahn's in seinen Beziehungen zu allen Arten von Vagabunden, von seiner sorglosen Jugendzeit im Häuschen der Mutter Golisch bis zu seinem Einzuge als Gutsherr von Liebenau, entrollt sich uns ein fesselndes Gemälde aus der Welt des Lebens und des Herzens. Wir be-

Digitized by Google

gleiten den Helden gerne auf seinen zahlreichen Irrfahrten, und wenn wir auch manchmal wünschen, es möchte in seiner Schule der Erfahrung die gesunde Moral nicht so dicht vom Unkraut des Leichtsinns überwuchert sein, so trösten wir uns doch wieder mit dem Gedanken, daß wenigstens derjenige eine moralische Nutzanwendung darin finden kann, dem es ernstlich darum zu thun ist, eine zu suchen. Was unserer Lesewelt zumeist Noth thut, das ist ein Antrieb zu sittlicher Erhebung und Begeisterung, zu dem Holtei zwar hin und wieder einen ernstlichen Anlauf nimmt, ohne jedoch weit über den Bereich des Sinnenkitzels hinauszukommen. Der Dichter hat es wohl selbst gefühlt, daß sein Held in zu viel „unsauberen Verhältnissen“ uns begegnet, darum auch ließ er dem vierten Bande die halbe Entschuldigung vorgehen: „Ich wage nicht zu behaupten, aber ich wünsche, daß es mir gelungen wäre, deutlich darzustellen, wie er von Jahr zu Jahr an Einsicht und Verstand reifte, aus vielen Prüfungen immer bessre, aus mancherlei unsauberen Verhältnissen und Umgebungen immer gereinigter hervorging.“ Es ist dabei nur zu bedauern, daß das vortrefflich geschilderte dreihändige Vagabundenleben des Helden mit mehr Antheil gelesen und besser im Gedächtnisse behalten wird als der allerdings ergreifend dargestellte Bekehrungsschluß seiner leichtfertigen Pilgerschaft.

Nebst dem gemüthlichen, leichtsinnigen Korbmachersjungen sind ganz besonders die Frauengestalten mit tiefem Verständniß gezeichnet. Von der willensstarken Tieletunke bis zur Geist- und Liebereichen Hedwig, von der braunen Bärbel, dem wüsten Zigeunermädchen, bis zu Adele Jartoue, der bußfertigen Kunstreiterin, bieten sich uns in verschiedenen Abstufungen lebendige Bilder aus der weiblichen Herzenswelt. In mannigfaltiger Abwechselung ziehen erschütternde und erheiternde Scenen an uns vorüber, ein Eindruck verdrängt rasch den andern, aber hinter allen auftretenden Personen schleicht gespenstisch der Todesengel, um Jeden, der anfängt dem Dichter lästig zu werden, aus der Welt und aus dem Buche abzurufen. Zu den schönsten Stellen des Romans gehört der Tod der Mutter Gokſch, Antons Gespräch mit Devrient, die Vorstellung bei Paganini, das Wiederfinden und die Liebes- und Leidensgeschichte seiner Mutter, die Rückkehr nach Liebenau und manches andere. — Ueber den Umgang mit Schauspielern ist im 34. Kapitel viel Treffendes und Wahres gesagt.

Gegen den guten Geschmack versündigt sich der Dichter manchmal; gleich zu Anfang der Erzählung, wo er mit folgender Schilderung beginnt: „die Linden standen in voller Blüthe. Vor der Thür ihrer kleinen Hütte saß auf einem zerbrochenen umgestürzten Korbe die alte Mutter Gokſch zwischen zwei Misthaufen, vor sich ein Gärtchen voll blühender Blumen. Mit sichtlicher Vorliebe wendete sie einmal um's andremal ihren matten Blick dem Dünger zu; der Blumen achtete sie wenig.“ Der Verfasser konnte damit unmöglich sentimentaler Empfindelei den Fehdehandschuh hinwerfen wollen, denn ein Fehler seines eigenen Romans sind ja die öftern sentimentalen Rückfälle; zur Charakterdarstellung der Mutter Gokſch ist diese „praktische“ Mistliebhaberei durchaus nicht nöthig, es steht also diese Geschmacklosigkeit gänzlich ungerechtfertigt da. Noch tadelnswerther ist die abgeschmackte Lebensgeschichte des Riesen Schrkampel', die wenig Witz, aber manche niedrige, widrige Gemeinheit zur Schau trägt. Verschiedene Wortbezeichnungen könnten gewählter, und einzelne ungeeignete Witze dürften gänzlich weggeblieben sein, so z. B. der Adelswappenwitz (Th. I, S. 169).

Eine Merkwürdigkeit ist noch die in muthwilliger Laune geschriebene Widmung an Anton Freiherrn von Paumann, k. k. Stadthauptmann von Grätz, dem „die Vagabunden“ nicht aus Verehrung, sondern als Strafe gewidmet sind, daß er des Dichters Mußestunden durch seine Besuche störte.

F. J. Freiholz.

J. Petzholdt's Handbuch Deutscher Bibliotheken.

Durch den Abdruck des folgenden Prospects (Mai 1852) des Herrn Dr. Julius Petzholdt in Dresden wünschen wir theils unsererseits zu deren weiteren Verbreitung beizutragen, theils benutzen wir diese Veranlassung auf das Handbuch, als ein nicht nur den Bibliothekaren, sondern auch allen Gelehrten, Buchhändlern und Antiquaren sehr nützliches, ja unentbehrliches Werk aufmerksam zu machen und zur recht thätigen Unterstützung des Herausgebers in seinem Unternehmen freundlichst aufzufordern:

„Mein „Adreßbuch Deutscher Bibliotheken“, wovon die dritte und letzte Ausgabe zu Anfang des Jahres 1848 bei Adler und Dieze in Dresden erschienen ist, hat soweit Anklang und Anerkennung gefunden,*) daß, wenn ich mich auch nicht entschließen will, eine neue und vierte Auflage in den Druck zu bringen, ich mich doch berufen fühle und veranlaßt finde, dem Unternehmen einen Fortgang zu geben. Ich gedenke daher an die Stelle des Adreßbuches, dessen Titel ohnehin dem Inhalte nicht mehr entspricht, ein „Handbuch Deutscher Bibliotheken“ treten zu lassen, welches einen Theils, unter Weglassung mehrerer der Veränderung nur zu oft unterworfener und deshalb auch leicht veraltender Details, Alles, worin sich das Adreßbuch brauchbar und praktisch bewährt hat, in sich aufnehmen, und anderen Theiles ein größeres historisches Material, und was sonst zur besseren Kenntniß der Organisation der Bibliotheken zu wissen von Interesse ist, enthalten soll. Zu letzterem Endzwecke beabsichtige ich Etwas, was im Adreßbuche seither gefehlt hat, im Handbuche hinzuzufügen, nämlich die Regulative der vorzüglicheren Bibliotheken, sowie einige der bemerkenswerthern Bibliotheksplane, die, wenn sie auch durch den Abdruck im Intelligenzblatte des Serapeums in weiteren Kreisen bekannt geworden sein sollten, doch deshalb allein gewiß nicht, und um so weniger im Handbuche übergangen zu werden brauchen, als sicher nicht alle Leser des Handbuchs das Serapeum zur Hand haben, und überhaupt im Serapeum eine übersichtliche Zusammenstellung dieser Regulative und Pläne, wie sie für die Zwecke des Handbuches erforderlich ist, durch räumliche und andere Verhältnisse

*) Vgl. F. L. Hoffmann im Hamburg. unparth. Correspond. 5. April 1844 u. 11. Sptbr. 1845, sowie in den Hamburg. Liter. u. Krit. Blätt. 1848. Nr. 49; F. Lebrecht in der Hall. allg. Lit. Zeit. 1845. Nr. 281; Börsenbl. f. d. deutsch. Buchhand. 1845. Nr. 64; E. G. Vogel im Serapeum 1845. Nr. 15 nebst meiner Erklärung dazu a. a. O. Nr. 21 und im Anzeiger f. Bibliothekwiss. 1845. Nr. 103; B. Fabricius in der Zschrift f. d. Alterthumswiss. 1846. Nr. 60; F. de Reiffenberg im Bull. du Biblioph. Belge 1848. Tom. V. Nr. 2. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

nicht hat ermöglicht werden können. Außerdem dürften, wenn irgend thunlich, zu gleichem Endzwecke und als Etwas, was ebenfalls im Adreßbuche früher gefehlt hat, ein paar Grundrisse größerer Bibliotheken hinzukommen; wie ich denn endlich noch zu bemerken habe, daß ich im Handbuche die Mittheilungen über kleinere Bibliotheken von mehr lokalem als allgemeinerem Werthe soviel als möglich zu beschränken, und den dadurch ersparten Raum zu ausführlicheren Nachrichten über die größeren Bibliotheken von allgemeinerem Interesse zu verwenden beabsichtige. Demnach würde sich das Handbuch (natürlich vorausgesetzt, daß ich bei dessen Bearbeitung auf die gefällige Unterstützung der Bibliotheksbeamten und überhaupt aller Derer, die über eine oder die andere Bibliothek genauere Auskunft geben können, wie früher rechnen darf) auf die Mittheilung folgender Gegenstände erstrecken:

Bibliotheken der gesammten Deutschen Bundesstaaten (mit Einschluß der ganzen Preußischen und Oesterreichischen Monarchie und mit alleiniger Ausnahme des Lombardisch-Venetianischen Königreiches), sowie der Schweiz.

1. Der jetzt und, wo dies einer möglichen Verwechslung wegen zu erwähnen nöthig scheint, vorher gebräuchliche officielle Name der Bibliothek. Der Ort ihrer Aufstellung, jetzt — und früher, dafern sie derselben erst seit Kurzem gewechselt haben sollte. Grundriß des jetzigen Bibliothekgebäudes (s. oben).
2. Name und Titel der ständigen Vorsteher und oberen Beamten der Bibliothek. Zahl und Funktion der nur auf Zeit gewählten Bibliothekare und aller sonstigen Unterbeamten derselben. Name ihres buchhändlerischen Commissionärs.
3. Zeit der Gründung der Bibliothek, Veranlassung dazu, Name des Stifters.
4. Vermehrung der Bibliothek durch größere Büchercomplexe, besondres ganze Sammlungen. Zeit ihrer Einverleibung. Größere Geldlegate. Sonstige denkwürdige Ereignisse, namentlich größere Verluste der Bibliothek.
5. Umfang und Bestand der Bibliothek: Zahl der Bände von Hand- und Druckschriften, sowie der sonst noch bei der Bibliothek vorhandenen Sammlungen von Münzen, Kupferstichen, Karten, u. s. w., ihre vorzüglicheren Bestandtheile und hauptsächlichsten Prachtstücke. Doubletten.
6. Plan der Aufstellung der Bibliothek. Bestand der Kataloge: wissenschaftlicher, alphabetischer und Stand-Kataloge.
7. Geldmittel zur Vermehrung, sowie zur Befriedigung der übrigen Bedürfnisse der Bibliothek.
8. Regulativ der Bibliothek: Kreis der zur Benutzung der Bibliothek sowohl innerhalb, als zum Leihen von Büchern auch außerhalb des Lokales zulässigen Personen. Oeffnungszeit und Feiern der Bibliothek, ihre Revision.
9. Jährliche Durchschnittszahl der Leser und verliehenen Bücher der Bibliothek.
10. Verzeichniß der sämmtlichen selbstständig erschienenen die Bibliothek betreffenden gedruckten Schriften, Kataloge, ꝛc.

In diesem Maaße wird das Handbuch zur Ostermesse des nächsten Jahres in einem ungefähr 20 Bogen starken compreß gedruckten Octavbande, resp. mit ein paar Tafeln Grundrisse, im Verlage von H. W. Schmidt in Halle a/S. erscheinen, und, zum Zwecke der Einsammlung von Materialien dazu, ähnlich wie früher bei dem Adreßbuche, schon in den nächsten Wochen eine Aufforderung an alle Diejenigen, welche das Handbuch durch Beiträge zu fördern in der Lage und geneigt sind, abgesendet werden, wobei ich jedoch hier zu erwähnen nicht unterlassen will, daß Solche, denen meine Aufforderung durch irgend ein Versehen nicht zukommen sollte, nichtsdestoweniger auch unaufgefordert sich entschließen mögen, mich mit den ihnen zu Gebote stehenden Materialien für das Handbuch gefälligst zu unterstützen. Alle bis längstens Ende September d. J. mir zugegangenen Beiträge sollen für das Handbuch gewissenhaft benutzt, und etwaige darauf bezügliche Wünsche der Einsender möglichst berücksichtigt werden."

Miscellen.

Wir machen unsere Leser vorläufig aufmerksam auf die im Verlage der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock in Braunschweig erscheinende Uebersetzung des Meisterwerkes Macaulay's („Geschichte von England seit dem Regierungsantritte Jacob des Zweiten"), von Herrn L. O. Lemcke. Diese deutsche Uebersetzung soll gleich dem Original aus drei Bänden bestehen, von welchen der erste und zweite bereits ausgegeben; jedem derselben ist am Schlusse ein Inhaltsverzeichniß beigefügt. Die weitere Fortsetzung des Werkes vom vierten Bande ab wird unmittelbar nach deren Ausgabe in England sich der Lemcke'schen Uebersetzung anreihen. Eine ausführliche Besprechung des Werkes werden unsere Blätter nächstens bringen. H.

C. Mac Farlane giebt in seiner jüngst erschienenen geographischen und historischen Beschreibung Japans folgende Schilderung des höchst ehrenwerthen Charakters der Bewohner dieses bis jetzt der übrigen Welt fast völlig verschlossenen Reiches. „Sie haben ein an Fanatismus gränzendes Ehrgefühl, daher sie keine Beleidigung ungerochen lassen. Großsprahler, Zänker und Verläumder werden im höchsten Grade verachtet. Die leichteste Versündigung an der Wahrheit wird strenge geahndet. Sie sind offenherzig, gastfrei, und als Freunde treu bis in den Tod. Ein Japanese schreckt vor keiner Gefahr zurück, wenn es einen Freund zu retten gilt; keine Tortur ist im Stande, ihn zu vermögen, ein in ihn gesetztes Vertrauen zu täuschen, und er wird selbst im Schutze eines Fremden, der seine Hülfe in Anspruch genommen hat, den letzten Blutstropfen zu verspritzen nicht anstehen.

Es hat sich, sowohl zu Paris als anderer Orten, als zuverlässig ergeben, heißt es nach Angabe eines Newyorker Blattes in dem Berichte einer französischen ärztlichen Commission, daß Regenwasser ein Präservativ gegen die Cholera ist, daher dies Uebel auch in keiner Stadt epidemisch geworden sei, wo man sich lediglich des Regenwassers zur Bereitung der Speisen ꝛc. bedient, wie namentlich zu Galveston, in Texas.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 75. Sonnabend, den 18. September. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Gedichte von August Emil..... Seite 585
Der Blinde. Erzählung von Philipp Will .... „ 586
Literatur:
Die Gedichte Friedrich Bodrik's ..... „ 588
Miscelle..... „ 592

Gedichte von August Emil.

An die Entfernte.

Sprich! denkst Du meiner denn nicht mehr?
Du holde, traute Maid!
Mir ist's so schwer, im Herzen schwer,
Vor banger Traurigkeit.
Du bist mein Leben, meine Lust,
Mein Schmerz und meine Qual,
Du bist der Himmel meiner Brust,
Du bist mein Sonnenstrahl!
Sprich! liebst Du mich noch süße Maid
Nach langer Trennung trüber Zeit?

Die Blumen sanken in das Grab,
Seitdem ich Dich nicht sprach;
Die Blätter riß der Nordwind ab
Und trieb sie ihnen nach;
Die Vögel flogen mit Dir fort,
Weit, weithin über's Meer!
Vereinsamt stand ich — und verdorrt
Und ödʼ warʼs rings umher!
Sprich! liebst Du mich noch süße Maid?
So lindre diese Traurigkeit!

O! sprich es aus, das eine Wort,
Das Wort der höchsten Lust!
Mein Herz, im Busen fast verdorrt,
Durchglüht dann heiß die Brust!
Dann blühen alle Blumen mir,
Dann ist die Welt so schön,
Dann hallt das grüne Waldrevier
Im ewʼgen Festgetön!
O! sprich es aus, Du traute Maid!
Sprich: „Dein in alle Ewigkeit!“

Auf dem Ball.

Aus dem Ballsaal tönen Klänge,
Jubelnd rauschet Tanzmusik,
Durch das wirbelnde Gedränge
Das geschmückte Liebchen flieht.

Ha! wie biegt sie sich im Arme,
Schmiegt sich an den schönen Mann!
Ja, bei Gott, vom ganzen Schwarme
Keiner, so schön tanzen kann!

Und sie tanzt, und tanzt ohn' Ende,
Heißerglüht in wilder Lust;
Drückt verstohlen ihm die Hände,
Preßt sich fest an seine Brust;

Denkt nicht an den Heißgeliebten,
Dem sie Treu' auf ewig schwor —
Denkt nicht an den Tiefbetrübten,
Der sich im Gewühl verlor. — —

„Kühlung! Kühlung laß uns suchen!“
Flüstert sie dem Tänzer zu;
„Dort im Schatten dunkler Buchen,
Dort ist kühle, stille Ruh!“ —

Digitized by Google

Auf der weißen Bank, im Schatten
Dunkeln Laubes wohl verſteckt,
Ruhen ſie, die Tanzesmatten,
Nur vom bleichen Mond entdeckt.

Nur das bleiche Mondesantlitz
Lugt verſtohlen durch das Grün —
Aber noch ein bleich'res Antlitz
Blickt durch's Laubgezweige hin!

Schaut ſo ängſtlich, ängſtlich bange,
Mit verhaltnem Athem zu!
Bleicher, bleicher wird die Wange —
Und ein Seufzer ſtöret die Ruh!

Ha! wie flüchtet ſie erſchrocken
In das laute Tanzgewühl!
Sieht nicht, daß aus glatten Locken
Ihr der Blumenkranz entfiel! —

Ob der zarte Kranz zerriſſen?
— Schenk ihr, Gott, den falſchen Eid! —
Längſt ſchon lernt' ich ſie vermiſſen —
Tiefe Wunden heilt die Zeit!

Der Blinde.

Erzählung von Philipp Will.

O dies tutélaire,
Je bénis ton secours.
Scribe (Yelva).

Der arme Auguſt verlor ſchon frühe das Augenlicht. In den Tagen der Kindheit hatte er oft ſeinen Vater begleitet, wenn derſelbe auf den Fiſchfang ging. Freundlichen Blickes band der alte Ruprecht den Kahn vom Ufer los, warf ſeinem Söhnchen einen Abſchiedskuß zu, und durchſchnitt die Meeresfläche, das Netz nach Beute auswerfend. Auguſt blieb am Geſtade zurück, trällerte ein helleres Liedchen, beobachtete das muntere Treiben der Fiſchchen, oder pflückte Blumen und band ſie zum Strauße, den heimkehrenden Vater zu erfreuen. In der Nähe trocknete dann Mutter Martha Wäſche oder beſſerte Fiſchergeräthſchaften aus, und hatte Acht auf ihr ſpielendes Knäbchen.

Eines Tages ſchien die Mutter im Geſpräche mit einigen Nachbarfrauen ihre gewöhnliche Sorgfalt vergeſſen zu haben. Jetzt läutete die Betglocke des nahen Dörfchens zur Abendfeier, und Martha wollte ihren Auguſt rufen, als ein dumpfer Fall, ein Nothſchrei, das Aufſpritzen der Wellen, und dann Todesſtille nur zu wohl ahnen ließen, was vorgefallen.

„Mein Kind! mein einziges Kind!“ jammerte die unglückliche Mutter und rang verzweiflungsvoll die Hände. Sie blickte in die Tiefe. Da tauchte die theure Bürde empor, als wolle das Meer ſein Opfer zurückgeben. Sie wollte ſich hinabſtürzen, ihr Kind erfaſſen, aber die beſonnenen Nachbarfrauen verhinderten dies mit Gewalt. „Es ſinkt zum letzten Male!“ rief Martha mit gebrochener Stimme, wie wenn ihr Leben mit dem Leben des heißgeliebten Kindes entfliehen wollte. Da ruderte ein Kahn aus allen Kräften dem Geſtade zu. Noch einmal ſchwomm ein dunkler Gegenſtand aus dem Meeresgrunde empor. Jetzt erreichte ihn das Schiffchen, ein Netz ward ausgeworfen, und — der Vater hatte ſein eigenes Kind gefangen.

Ein dankbarer Blick gegen den Himmel verrieth die Gefühle, welche die Vaterbruſt durchwogten. Dann befeſtigte der alte Ruprecht das Boot und ſtieg an's Land, ſein Liebſtes in den Händen. Kein rauhes Wort quälte die angſtgefolterte Mutter. Sein thränenfeuchtes Auge ruhte verſöhnend auf der ſchreckenbleichen Geſtalt, und — Martha hatte ihn verſtanden.

Sie wankten Beide ihrer Hütte zu. Der vereinten Sorgfalt gelang es bald, Auguſt ins Bewußtſein zurückzurufen. Aber eine ſchmerzvolle Krankheit, welche ihm die Verkältung zugezogen haben mochte, feſſelte die Mutter an das Krankenbett ihres Sohnes, Tage und Nächte hindurch. Auguſt war in das Leben zurückgekehrt, aber das ſchöne Außenleben war ſeinen Augen für ewig verſchloſſen.

Bald genas der Knabe und ward ein Jüngling, der Jüngling faſt ein Mann. Sein liebſter Aufenthalt war ihm die Küſte. Dorthin führten ihn Vater oder Mutter, und er hatte ein Lieblingsplätzchen ſich auserleſen, nahe dem Meere, wo kühlere Lüfte ihn umwehten. Dort weilte er an heiteren Tagen vom Morgen bis zum Abende und flocht Fiſchernetze mit der den Blinden eigenthümlichen Feinfühligkeit, und überließ ſich ſeinen Gedanken. Man brachte ihm das Mittageſſen ins Freie, dem Unglücklichen den einzigen Genuß nicht zu kürzen. Wenn dann die Glocke aus dem Dorfe herüberſchallte und zur Ruhe von den Tagesmühen freundlich einlud, klopften ihm liebende Hände traulich auf die Schulter. Oft begegnete dem verſpäteten Landmanne oder Fiſcher ein junger Mann, geleitet von den Armen einer ehrwürdigen Greiſin, welcher den Leimpfad zum Dorfe einſchlug. Der Blinde war's, geführet von ſeiner Mutter.

Die Abende gewährten ein Bild des friedlichſten Familienlebens in der Fiſcherhütte. Der Vater ruhte bei einem Glaſe edlen Rebenſaftes, die Mutter ſpann, Auguſt erzählte ſeine neuen Erlebniſſe des Tages.

Neue Erlebniſſe? wird der Leſer fragen. Wenn der Nachtigall wehklagendes Abendgebet tönte, wenn erquickende Kühle nach ſengender Glut der Sonne Untergang ihn fühlen ließ, wenn würziger die Flur duftete, von friſchem Thaue ſanft gefächt; da erſchloß ſich ſeinem Herzen eine eigene, unſichtbare Welt, um die manch Sehender den Blinden beneiden dürfte.

Gott nahm demſelben das Licht des Auges, aber er weihte deſſen Herz zur Kirche, in welcher ein ewiges Licht brennt. Die äußere Welt iſt dem umnachteten Blicke zu ſchauen verſagt, aber eine innere eröffnet ſich dem geiſtigen Auge. Glücklich der Blinde! Um ihn ewige Finſterniß, in ihm ewiger Tag!

Eines ſchönen Maimorgens ſaß Auguſt wieder in der freien Natur und ſang ein frommes Lied. Der Schiffer, der das Meer durchpflügte, hätte glauben können, einer Meerjungfrau Liebe zitternde Stimme verlocke ſeine Sinne.

„Du ſingſt ſchön, guter Mann!“ unterbrach ihn eine ſüße Silberſtimme, „aber ſage mir, was zieht Dich immer an dieſen Ort? Warum ſpringſt Du, oder hüpfeſt Du nicht herum, wie ich, oder ſammelſt Kräuter in den nahen Bergen, wie meine Schweſter?“

Digitized by Google

August erhob sein Haupt, als suche sein Blick den ungebetenen Gast. Die Stimme war die Stimme eines Kindes. „So hast Du mich schon öfter hier weilen sehen?“

„Fast alle Tage, aber lieb' Schwesterchen bedeutete mir, Dich nicht zu stören. Wie ich Dich nun singen hörte, daß mir's das Herz ergreift, konnte ich nicht anders. Ich mußte zu Dir, und da bin ich jetzt. Doch sag' mir, bist Du vielleicht von jenen bösen Geistern, die hier hausen, und vor denen ich mich Nachts so fürchte, an diesen Ort gezaubert worden?“

„Nein, liebes Kind! Es giebt keine Geister, die uns etwas Schlimmes anhaben könnten. Ich bin blind.“

„Blind? Was heißt das?“

„Siehst Du das Meer, und die Bäume und die Blumen?“

„Ob ich sie sehe? O ich habe meine Freude an den silberschäumigen Wellen der See; an den Bäumen, wenn ihr rothwangiges Obst mir herunterlacht; und die Blumen, die ich pflücke, windet Schwesterchen zum Kranze.“

„Siehe, die Welle, das Obst und die Blumen sind mir versagt zu schauen, und darum bin ich blind.“

„Armer Mann! Du bist noch unglücklicher, als meine stumme Schwester, die nicht mit mir jubeln und singen kann.“

„Ja wohl unglücklich, doch auch wieder unaussprechlich glücklich. Deine Schwester also kann nicht reden?“

„Nein, ich hielt sie immer für meine Mutter, bis die Leute es mir gesagt.“

„Die Hartgeprüfte! O Gott! Ich danke dir. Mir ist die Zunge nicht gelähmt, die dich preist, die mit dir reden darf.“

„Du kannst mit Gott reden? O das ist herrlich. Lehre mich's, lieber guter Mann! Meine Schwester kann es nicht, und Andere wollen mich's nicht lehren, und mich verlangt's darnach.“

„Gut, mein Kind! Komm' alle Tage zu mir auf diesen Rasen. Ich will Dich lesen lehren.“

„Lesen lehren?“

„Zwei Bücher giebt es, die auch vor dem Blinden aufgeschlagen liegen: die Natur und das eigene Herz. In ihnen lerne Gott, lerne Dich selbst erkennen.“

August wollte weiter reden, aber plötzlich fühlte er, wie eine Thräne von seiner Rechten herabrann. Die konnte Joseph — so hieß der Kleine, nicht geweint haben. Er beugte sein Haupt, und unwillkürlich berührten seine Lippen ein feuchtes Auge. Er wußte selbst nicht wie ihm geschah. Er küßte das Auge, und die Thräne brannte auf seinen Lippen.

„Anna!“ rief der glückliche Bruder. „Ich habe einen Vater gefunden, der mich beten lehrt.“

Horch! weich' süße Musik erklang in August's Ohren? Das war ein liebevoller, schwesterlicher Kuß. Welche Empfindung hatte den Blinden bei diesem Genusse durchströmt?

„Er ist ihr Bruder, ich will ihr Bruder werden;“ dachte August. Ein leiser Händedruck weckte ihn aus seinen Träumereien. Das war eine Frage an sein Herz, die beantwortet werden mußte. Dann war die himmlische Erscheinung verschwunden.

Auch heute war es Abend geworden, aber Martha spann nicht, und Ruprecht stellte den unberührten Wein bei Seite. August erzählte nicht. — Er schluchzte an der Mutter Brust.

„Ich fluche meinem Schicksale nicht“ — rief er erschüttert — „Herr! Dein Wille geschehe! Ich sehe sie nicht, ich höre sie nicht. Gott! sei du der Mittelpunkt, in dem wir uns Beide wiederfinden, der gegenseitiges Verständniß in unsre Herzen senkt.“

„Fassung! Fassung!“ rief die ängstigte Mutter.

„Warum verschwiegt Ihr mir das Dasein dieser Dulderin? Das war nicht schön gehandelt.“

„Zwei Wochen sind es erst, lieber August, seit sie aus ferner Heimath in diese Gegend zog. Eine traurige Geschichte ist an ihr unglückliches Schicksal geknüpft. Brigitte, ihre Tante, bei der sie wohnt, vertraute sie mir.“

„Erzähle! erzähle!“

„Ihre Eltern lebten am Meere und nährten sich vom Fischfange, wie wir. Ihr Vater hatte sich an einem schönen Nachmittage ins Gras niedergelegt und war eingeschlafen, ermattet von Hitze und Arbeit. Nicht ferne davon weilte Anna, ihren kleinen Bruder auf den Knien schaukelnd. Plötzlich stieß der Schlafende einen heftigen Schrei aus und sprang auf. Zwei giftige Nattern hatten ihm, wie im Fluge, beide Augen zerrissen und den Sehnerv ertödtet. „Ich bin blind“, rief der schmerzlich Gefolterte und raste umher, wie vom Wahnsinne getrieben. „Blind!“ wiederholte die erblaßte Anna. Es war der letzte Laut ihrer Lippen. Der Schrecken hatte ihr die Sprache geraubt. Ihr Vater starb an demselben Abende. Nach drei Monden erlag die unglückliche Mutter dem Gram. Anna mußte den freundschaftlichen Einladungen ihrer Verwandten Folge leisten und der Wiege ihrer Kindheit Lebewohl sagen. Sie lebt jetzt im Dorfe, ihrem verwaisten Bruder eine gute Mutter, ihren alten Verwandten eine liebende Tochter, Allen eine theilnahmvolle Schwester.“

„Habe Dank, liebe Mutter! Nun erst begreife ich den leisen Händedruck. Ich wollte ihrem Bruder Vater werden.“

Joseph war ein lernbegieriger Schüler, August ein liebevoller Lehrer. Die religiösen Gespräche, in welchen der Unterricht bestand, übten auf Beide verschiedene, doch gleich wohlthuende Wirkungen. August entlehnte den Rahmen, in welchen er den göttlichen Inbegriff zu fassen strebte, dem Außenleben. Joseph sah die Sonne, welche Gottes Herrlichkeit, das Saatfeld, welches seine Güte, den Blumenteppich, welcher seine Allmacht künden sollte. Er hatte die versinnlichenden Bilder der Allweisheit vor Augen. Der Blinde mußte das Bild Gottes in seiner Seele suchen.

Anna wohnte oft dem Unterrichte bei. Auch sie wollte mitreden, aber Gott hatte ihr die Zunge gelähmt, und das Wort des Auges verstand der Blinde nicht. So mußte denn die Sprache des Gefühles dem Gefühle Ausdruck geben. Ein Händedruck, eine Thräne waren Alles. Nahte der Abend, so trippelte der kleine Joseph voraus, Anna und August folgten, ihre Hände fest in einander haltend, wie zum ewigen Treubunde. Das war so nach und nach gekommen, sie wußten selbst nicht wie.

„Ei, ei“, sagte dann Mutter Martha, „Du und Anna müssen noch ein Pärchen werden.“

„Stille, liebe Mutter! Du sprichst, was ich nicht zu denken wage.“

Sieh, August! die Kräfte Deiner Eltern nehmen ab. Wer weiß, wie lange noch? Bald bedarfst Du einer kräftigeren, gleich freundlichen Pflege, und — einen Sparpfennig haben wir auch zurückgelegt.“

„Mutter! Du machst mich traurig. Unsere Hütte hat Raum für Alle, führte ich auch ein liebendes Weib heim. Aber so lange

Digitized by Google

ich meine Eltren habe, was mangelt mir? Vaterliebe, Mutterliebe sind die heiligsten, unersetzbarsten Güter dieses Lebens."

Nenne das Unglück nicht bei seinem Namen, ein ungerufener Gast kehrt es in dein Haus ein. — Ruprecht lag auf dem Strohbette. Wie der Halm, niedergedrückt von den vollen Aehren, am Boden zerknickt wird, so überwältigten Ruprecht achtzig Jahre, welche auf seinem Haupte ruhten; eine süße, fruchtreiche Bürde, die ihn ins Grab drückte. Er tröstete die trostlose Gattin, vereinigte die Hände August's und Anna's in seinen Rechten, und segnete Beide durch einen stillen Blick nach Oben. Dann starb er, heiter, wie er gelebt hatte.

„Mutter!" sagte August: „laß mich der theuern Leiche den letzten Liebesdienst erweisen. Er nahte dem Todtenbette, von Martha geleitet. Seine Rechte tappte im Finstern, und ergriff den Arm des Vaters. „Das ist der Arm", — rief er schmerzlich — „der mich einst aus der Tiefe zog, jetzt ist er kalt." Er griff weiter: „das das Herz, welches für mich in Liebe schlug, nun steht es stille; das die Lippen, welche in meine Nacht Worte des Glaubens, Worte der göttlichen Zuversicht senkten, sie sind stumm geworden. Das das Auge, dessen freundliches Licht ich nicht mehr schauen durfte. Du starrst mich wohl an? Schließe dich zur ewigen Ruhr!"

„Anna!" — sprach er hierauf — in dieser Stunde fühle ich erst, was es heißt, eine Waise sein. Willst Du mit mir die Mutter theilen? Dein Bruder sei auch der meine! In dem letzten Augenblicke seines Lebens legte mein Vater Deine Hand in seine Rechte. Dadurch hat er Dich zu seinem Kinde gemacht."

Ein heftiger Thränenstrom entrollte Anna's Augen. Sie lag an August's Brust, und beide Herzen schlugen aneinander. Der Blinde fühlte einen linden Athem über sein Haupt wehen. Die Mutter mußte seine Liebe gesegnet haben. Welche Veränderung mochte in seiner Seele vorgegangen sein? Er war so arm, so reich geworden, aber er blieb groß in seinem Schmerze, stark in seiner Freude. Nun redete er oft mit Joseph, und die Religion, welche sich an ihm so fest verwebt hatte, faßte tiefere Wurzeln in des Knaben Brust. Welchen Antheil Anna dabei nahm, bedarf dies einer näheren Schilderung?

Eines Tages weilte August an seinem Lieblingsplätzchen, Anna zu seiner Rechten, den Knaben zu seinen Füßen, dessen lockiges Haupt in seinem Schoße ruhte. Plötzlich sprang Joseph auf: „Laß mich die Blume holen, Vater! die dort am Steande blüht. Sie ist so schön."

„Bleib' hier, mein Kind! der Abgrund ist steil. Du könntest in das Meer stürzen."

Die Warnung kam zu spät. Der Knabe war schon fortgesprungen. — Ein dumpfer Fall, ein Nothschrei, das Aufspritzen der Wellen, dann Todesstille, sie ließen zu wohl ahnen, was vorgefallen.

Anna blieb am Orte festgebannt, als ob die Angst sie in Stein verwandelt. Doch bald erhob sie sich, und eilte dem Gestade zu, den Wogen ihr Opfer zu entreißen. August vergaß seiner hülfebedürftigen Lage. Zwei geliebte Wesen auf einmal zu verlieren, dieser Gedanke machte ihn fast wahnsinnig. Er hörte das Meer rauschen, Erinnerungen aus der Kindheit mochten ihm das Ufer in dunklen Umrissen vorzeichnen, er flog wie vom Winde getrieben, und warf sich in die Tiefe. Fischerkähne stießen ab zur Rettung der Unglücklichen.

Kehren wir ein in die Hütte der Tugend! Es war Ruprecht's bescheidene Wohnung. Auf dem reinlichen Bette lag August hingestreckt, bewegungslos, wie eine Leiche. Die Mutter beugte das Haupt auf den Sohn, voll getheilter Hoffnung, Athemzüge zu erlauschen, Vorboten des wiedererwachenden Lebens. Anna mit schwesterlicher Sorgfalt um Joseph beschäftigt, der kaum Schaden genommen hatte, schaute oft thränenden Blickes nach dem Lager des Geliebten. Noch war der Arzt des nächsten Städtchens nicht angelangt.

„Die Pulse schlagen kaum hörbar, die Brust hebt sich, er ist gerettet!" rief Martha freudig bewegt.

Anna ging auf August zu. Ihr Haupt suchte einen Platz an seinem Herzen. Ein Freudenstrahl erhellte ihr schmerzumwölktes Angesicht.

Jetzt zuckte die Hand, jetzt hob sich das Haupt. Der Blutquell begann den lebenbringenden Kreislauf.

„Mutter! Mutter!" rief August mit schwacher Stimme: „Wie ist mir? — Es ist so helle. — Ich sehe — ich erkenne — Deine Züge. — Und dort — dort an meinem Herzen — ruht — Anna. —

„Er sieht, dem Himmel Dank!" sprach Martha. Das lähmende Band, welches den Sehnerv umschlungen, war durch die Erschütterung des Falles zerrissen worden.

Anna ward bleich, ward roth, dann wieder bleich. Dann sank sie zusammen. Martha sprang erschrocken bei. Krampfhaft verzogen sich die Lippen, aus den Augen quollen Thränen, die Stirne war gefaltet.

„r—e — Er — steh—t", stieß sie heftig aus. „Mei—n — Ge—lie—bte—r" — sie ing an August's Brust.

Segnend breitete Martha ihre Arme über diese Gruppe.

Die Gedichte Friedrich Bobrik's.

Es ist für den aufrichtigen Freund und stillen Verehrer wahrhaft gediegener Poesieen eine betrübende Erscheinung, wenn er Einerseits selbst in den namhaftesten und gelesensten Zeitschriften und Tagesblättern das volltönende Loben und Anpreisen von Gedichtsammlungen wahrnimmt, die allerdings manches, auch wol vieles Treffliche enthalten, jedoch eines durchweg gediegenen Gehalts, so wie einer durchaus vollendeten Form entbehren, und Andererseits, freilich unerklärlicher Weise, eine Sammlung von Gedichten bisher mit Schweigen übergangen sieht, die es doch vor gar vielen andern wahrlich verdient, recht bekannt und gelesen, und immer wieder gelesen zu werden. Es sind dieses die Gedichte von Friedrich Bobrik, die schon in vorjähriger Michaelismesse bei Brockhaus in Leipzig in sehr geschmackvoller Ausstattung erschienen und von dem allgemein verehrten und als kompetenter Beurtheiler rühmlichst bekannten Geheimenrath Professor Dr. Karl Rosenkranz mit einer meisterhaft verfaßten „Einführung" begleitet worden sind. Man wäre in Beziehung auf das über Bobrik's Gedichte bis jetzt fast allgemein stattgefundene öffentliche Schweigen beinahe zu der Annahme versucht, daß, wie dem „biographischen Vorworte" zu

Digitized by Google

dieſer Gedichten zufolge, der Dichter ſelbſt im Leben es geliebt, ſich in Stille und Verborgenheit zu hüllen:

„Laß mich verborgen bleiben!
— —
Mein ſtilles Thun und Treiben
Begehrt nicht Ruhm noch Lohn.

Mich treibt mein Herz zum Singen,
Mein Lied iſt mein Gewinn;
Was kann ich mehr erringen,
Als daß ich ſelig bin?“ (Seite 144)

auch ſeine nunmehr gedruckten Gedichte wahren Gedichtfreunden verborgen bleiben ſollen, was wir aus aufrichtigſtem Herzen doch wahrhaft beklagen müßten, denn ſelten wird eine Sammlung von Gedichten eine ſolche höchſt anziehende Abwechſelung von Gefühlvollem und Erheiterndem, von Ernſtem und Komiſchem, von Sinnigem und Erhebendem in ſo klaſſiſcher Sprache und ſolcher Reinheit der Form ſich darbieten, wie die vorliegende, die, wie einzelne, bereits vor Jahren in Zeitſchriften erſchienene Lieder namhafte Componiſten gefunden haben, namentlich für Kompilatoren von Album's, Blumenleſen, Fruchtkörbchen deutſcher Poeſieen, und wie die Titel alle ſolcher Sammlungen ſonſt heißen mögen, eine höchſt willkommene und in der That klaſſiſche Fundgrube gewähren. Und dieſer Umſtand iſt es gerade, der uns veranlaßt, hiermit gleichzeitig dieſe Herren Sammler, deren Zahl heutzutage Legio iſt, pflichtſchuldigſt darauf aufmerkſam zu machen, ihrerſeits fernerhin nicht, wie bisher mit ſehr geringen Ausnahmen geſchehen, nur längſt bekannte Gedichte ihren Kompilationen einzuverleiben, ſondern ſich mit Gedichten, wie von Friedrich Bodrik, näher bekannt zu machen und, je nachdem dieſes für die von ihnen gewählten Rubriken paſſend, theils einige der ernſten, theils einige der heitren, beſchreibenden oder malenden Gedichte und Lieder aus dieſem köſtlichen Schatzkäſtlein originellen, gemüthstiefen und gewiß allgemein anklingenden Poeſieen zuſammenzuſtellen, wodurch, wie durch die Aufnahme anderer, meiſt leider! nur zerſtreut in gehaltvollen Zeitſchriften erſchienener trefflicher poetiſcher Erzeugniſſe, wie z. B. der von J. G. Fiſcher im „Morgenblatt“ und mehrerer von H. Zeiſe in dieſen Blättern enthaltenen, insbeſondere des vollendet-ſchönen: „Die Lerche wie's, und nicht die Nachtigall“, in der diesjährigen Leipziger „Novellenzeitung“ abgedruckt, dieſelben ſich den wärmſten Dank wahrer Freunde ächter Dichtungen erwerben würden. Eine Sammlung ſolcher, meiſtentheils auch nur flüchtig geleſener, oder wol gar gänzlich unbeachtet gebliebener Gedichte würde ſicherlich nicht nur recht in die „Geſellſchaft“ bringen, ſondern auch allgemeine Anerkennung und gerechte Würdigung finden; leider! aber beſchränken ſich derartige Sammler und Sammlerinnen darauf, aus neun ſchon vorhandenen Anthologieen eine zehnte zuſammenzuſtellen und ihr ein lockendes Aushängeſchildchen oder Titelchen, wie der Herr Verleger ein buntes vergoldetes Fähnchen umzuhängen, entweder die neueſten werthvollen Gedichtſammlungen vornehm gänzlich ignorirend, oder die Mühe des Aufſuchens zerſtreut gedruckter gediegener Gedichte verwerflicher Weiſe ſcheuend.

„Bodrik's Gedichte ſprechen für ſich ſelbſt“, bemerkt Roſenkranz, und in der That iſt dem ſo. Der empfängliche und zu richtiger Würdigung geeignete Leſer wird ſich bei fortgeſetzter Lektüre dieſer Dichtungen von ihnen immer mehr angezogen und zu dem liebenswürdigen Dichter endlich ſo mächtig hingezogen fühlen, daß er ihn freudigſt zu ſeinem unzertrennlichen Begleiter wählen wird, denn in Bodrik haben wir einen **wirklichen Dichter** vor uns. Leider pfuſcht in die Dichtkunſt heutzutage Alles, weil an ihr, im Verhältniß zu allen übrigen Künſten, am wenigſten Technik, am wenigſten Handwerk iſt, weil ihr Werkzeug: Sprache und Geiſt, nicht erſt wie die Kelle, der Meißel, der Pinſel, der Violinbogen in reiferen Jahren geübt und tüchtig gehandhabt, nicht erſt mühſam handgerecht gemacht werden muß. Wer mit unſerer Zeit genauer bekannt iſt, geſtehe: ob es nicht Leute giebt, die im Grunde blos, weil ſie leſen und ſchreiben können, ſofort die Dichtkunſt zu ihrem Metier wählen? Und unter ihren Formen iſt es wieder die Lyrik, welche am wenigſten Compoſitionsvermögen, am wenigſten Bewußtſein bedarf. Um ihr Gnadenbrot flehen alle armen, bedrängten Seelen. Nur derjenige Dichter aber wird die Palme erringen, der ſich, wie unſer Dichter, liebend in ſeinen Stoff verſenkt, ſich auf ihn begrenzt, und ihn in der nur dieſem Stoffe zukommenden beſtimmten Form ausgebiert. Wir wiederholen es: ein ſolcher Dichter iſt Friedrich Bodrik, in Beziehung auf deſſen Gedichte, ihrer Innigkeit, Lebensfriſche und keuſchen Einfachheit wegen, wir keine paſſendere Anwendung anderer poetiſcher Worte zu machen wüßten, als der unübertrefflichen von Adolph Stöber:

Willſt du leſen ein Gedicht,
Sammle dich, wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete;

Daß durch ſeine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahneſt,
Und, wie's Dichteraugen ſah'n,
Selbſt der Schönheit Urbild ahneſt.

„Nichts iſt ſeltener, als das einfache, ſeelenvolle Lied“, ſagt Karl Roſenkranz ſehr in ſeiner „Einführung“; eben in dieſem aber iſt Bodrik Meiſter. Und in der That iſt nichts zutreffender als dieſe Bemerkung. Man muß ſie ſelbſt leſen, dieſe „hinflatternden, kleinen Lieder“, dieſe in den mannigfaltigſten Farben ſchillernden „Boten von des Dichters Luſt und Pein“, um den Letztern lieb und immer lieber zu gewinnen. Das Lied beginnt recht eigentlich im Gemüth, und fliegt nicht von Gegenſtand zu Gegenſtand fort, ſondern es haftet im Gemüth, um ſeine Freude oder ſeinen Schmerz zu offenbaren, und wenn die Seele außer ſich hinausblickt, ſo will ſie immer doch nur ſich ſelber zum Bewußtſein bringen. Deshalb iſt das Lied die melodiſche Entfaltung einer beſtimmten Situation, die, ohne Ungleichheit des Affekts, eine in ſich abgeſchloſſene Stimmung oder Gefühlsbewegung mit ſich führt. Zugleich aber ſtellt es nothwendig die innere Empfindung ſo dar, daß darin das ganze Herz des Dichters aufgeht, ſein ganzes Bewußtſein ſich darin erſchöpft, und die Empfindung ſomit als etwas Univerſelles und Göttliches erſcheint. Wir könnten aus der vorliegenden Gedichtſammlung die überzeugendſten Belegſtücke für dieſe Bemerkungen herausheben, um vollſtändig darzuthun, wie meiſterhaft unſer Dichter auch in dieſer Beziehung die Aufgabe gelöſt hat. Hinſichtlich der vollendeten Form ſeiner dichteriſchen

Digitized by Google

Schöpfungen weisen wir ihm unbedenklich die Stelle neben Platen und Uhland an. Redlichst und auf das gewissenhafteste hat er an seinen Musengaben gefeilt und somit dem geistigen und sinnigen Gehalte auch die schöne Gestalt verliehen. Denn woher auch der Dichter den Stoff entlehnen mag, er selbst soll bei seiner Dichtung keinen andern Zweck haben, als: daß, was aus seinem Geiste geboren worden, auch außer ihm als künstlerisches Gebilde selbstständiges Dasein gewinnen möge. Dies wird allein erreicht durch die Form, welche der dichterische Inhalt in dem Ausdrucke durch das lebendige Wort empfängt. Die Vollendung des poetischen, wie jedes künstlerischen Erzeugnisses beruht auf der Angemessenheit der Form zu ihrem Inhalte und der feinen und innigen Verschmelzung beider in einander. Und wieder ist es unser Dichter, der in Vergleichung des Inhalts der Gedichte zu ihren Metren, und in der Wohlgefälligkeit und in dem Wohlklange der letzteren, so wie in ihrer regelgerechten technischen Handhabung Vorzügliches, ja Musterhaftes geleistet hat, da die Form an dem Gedichte jederzeit so wesentlich ist, wie an jedem Kunstwerke, und nicht oft genug kann in dieser Beziehung Rückert's treffendes Wort jungen Dichtern, die überhaupt an Mörike's Gedichten in jeder Hinsicht ein Exempel nehmen mögen, eindringlichst zugerufen werden:

„Grundstein zwar ist der Gehalt,
Doch der Schlußstein die Gestalt;"

obschon unser Dichterkönig Goethe sich hiergegen also vernehmen läßt:

„Ein reiner Reim wird wohl begehrt;
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben, —
Das ist mir alle Reime werth."

Da jedoch eine vollendete Form eben so wenig genügt, als das bloße Gefühl für sich allein, denn —

„Aus einem Gedanken entsteht kein Gedicht
Und auch aus einer Empfindung nicht;
Aus Empfindungen nur, dem Geist entglommen,
Aus Gedanken nur, die von Herzen kommen:"

so können wir wahrhaft befriedigt nur da werden, wo das Gefühl von dem Aetherdufte einer höheren Geistigkeit durchweht ist, wo, als allein würdiger Träger des Gefühls, mit demselben die Idee, der Gedanke sich vereint, und Beide in ihrer Unmittelbarkeit, Frische und Originalität hervortreten. Also: Frische und Originalität — die sind's, die zum wahren Dichter stempeln, wenn der Dichtende die große Kunst sich völlig zu eigen zu machen gewußt, das Menschenherz mit seinen tausend freudigen und schmerzlichen Regungen, und die Natur in der Beständigkeit ihres Wechsels mit einander als Stoff für seine Dichtungen zart und innig, aber doch mit sicherer Hand zu vereinigen.

Wenden wir nun das Vorbemerkte auf unsern Dichter an, so müssen wir nach dem sorgfältigsten Lesen und innigsten Durchempfinden seiner Gedichtsammlung auf Pflicht und Gewissen das Geständniß verlautbaren, daß es ihm überraschend-schön und auf das vollständigste gelungen ist, Gefühlstiefe, Gedankenreichthum und Formenschönheit, diese heilige Trias für ein edles Dichterherz, auf das glücklichste mit einander zu verschmelzen, und darum können wir Deutschen ihn mit gerechtem Stolze unsern trefflichsten Dichtern beizählen. Möge überhaupt der Deutsche nimmer vergessen, daß die Poesie seine eigentliche Erzieherin war, die ihn einst aus der dumpfen Enge gemachter Beschränkungen befreite und seiner Empfindung Muth und Begeisterung einflößte. Er mußte erst geistig lernen, ehe er handelte. Und diese Genußfähigkeit haben ihm seine — Dichter bereitet, denn der Dichter soll derjenige sein, welcher individuelle Gegenstände in ihrer ganzen Bedeutung aufzufassen und sie nicht nur in ihrer ganzen Lebendigkeit darzustellen, sondern auch wahrhaft zu durchgeistigen vermag, wodurch die Poesie auf ihr einzig ächtes Grund- oder eigentliches Lebenselement: auf das der tiefern innern Bewegung und eben damit der geistigen Anregung zurückgeführt wird. Sehr wahr läßt darum auch unser Dichter den König, der über den Wettkampf dreier Sänger („Die drei Sänger S. 129") entscheidet und dem Sänger der Liebe den Preis zuerkennt, die Worte sagen:

„Das schönste Lied hat der gesungen,
Der unser Herz zu rühren weiß."

Dichter sollen deshalb, und insbesondere weil die „Auserwählten" unter ihnen, wie oben gesagt, mit dem Herzen denken sollen, indem —

„Nur woran sich Herzen laben,
Das allein ist ein Gedicht;
Denn des ächten Dichters Träume
Klingen sanft wie Aetherschäume,
Gleichen süßem Dämmerlicht,"

mit Recht „Vertraute Gottes" genannt werden. Ewige Jugend, unvergängliche Frische in Geist und That soll auch den Greis noch schmücken, so wie die alternde Welt selber sich ins Ewige als neu erstandener Phönix erhebt. Die Poesie, sagt A. Müller, ist weiblicher Natur. Das Weib bildet, in sich verschlossen, den von der Natur empfangenen Stoff ohne weitere Beihülfe einer unmittelbar eingreifenden Außenwelt aus, ein glänzender Beweis, auch in Beziehung auf das ruhig und still umfriedete Leben unsers Dichters (s. das Vorwort), für die Wahrheit: „Alles Gute, Schöne und Große wird nur im Stillen." Und so soll auch überhaupt die Poesie ein einfaches, in sich selbst verschlossenes Bilden und Weben des Gemüths, in sich vollendet, und darum ohne weitere Absicht und Zweck, die Unruhe in der Ruhe, die Leidenschaft in der Gemüthsstille sein. Ihre hehre Aufgabe ist und bleibt: ihre noch so verschiedenartig bewegten Bilder und Gestalten in einen gemeinsamen Rhythmus zu bringen, einen gleichförmigen Pulsschlag durch das ganze Werk gehen zu lassen und die Seele in eine heilige Ruhe zu wiegen. Darum ist Begeisterung für ein Höheres im Gemüthe der Aether, von dem die Seele lebt. Das Ideal ist die Sonne, die aus der Atmosphäre des Geistes diesen Aether entwickelt, wie die planetarische Sonne aus der irdischen Atmosphäre den Aether, von dem der Körper lebt. Diese Entwickelung des Ideellen in uns selbst, oder in Andern in stiller Betrachtung zuzuschauen, ist das höchste, das einzige wahre Glück des Lebens. Und unsere Dichter machen uns dieses Hochgenusses theilhaftig, insofern sie die, allerdings schwer zu erringende Kunst verstehen, Geistestiefe mit schöner Herzenswärme bei euphythmischer

Digitized by Google

Begabung auf das innigſte zu verſchmelzen, wie Friedrich Bodenſtedt, „der von ſeinem Platze in den Hallen unſerer Dichtkunſt an ihrer Tafelrunde endlich Beſitz genommen hat.“

Wären wir nicht aus Billigkeitsgründen genöthigt, theils auf den in dieſen Blättern uns geſtatteten Raum, theils auf die Langmuth des verehrlichen Leſers zu rückſichtigen, wir würden uns über ſehr viele Gedichte der vorliegenden Sammlung verdientermaßen hier recht ausführlich ausſprechen, allein, eingedenk des Spruches „Exempla etiam pauca loquuntur“, wollen wir uns darauf beſchränken, zunächſt auf das reiche, 382 Seiten mit Gedichten umfaſſende Inhaltsverzeichniß mit den anziehenden Ueberſchriften, feſſelnd und mannigfaltig, wie die Zuſtände des Lebens und die Stimmungen des Gemüthes ſelbſt, zu verweiſen, und ſodann aus den betreffenden Abtheilungen auf Gerathewohl nur Einiges Spezielle hier hervorzuheben, was ungefähr dazu dienen dürfte, dem, der nach obigen Vorausſchickungen nunmehr verlangen ſollte, mit dieſem reichen Schatze ächter Dichtkunſt ſelbſt nähre bekannt zu werden, einen möglichſt ausreichenden Begriff von dem wirklich gediegenen poetiſchen Golde zu machen, welches von dem viel zu frühe auch als trefflicher Gatte und Vater und ſeltener Freund verklärten Dichter ſein Lebenlang ſorgfältigſt gepflegt und als ein wahrhaftes Sacrilegium und unvergänglich-geiſtiges Kleinod von der Hand eines vieljährigen Freundes, des Hofraths Friedrich v. Wichert, durch Druck faſt vollſtändig zu Tage gefördert worden iſt.

Glücklich und unglücklich Liebende werden in Gedichten, wie „Mein Stern“, „Der ſüßeſte Kuß“, „Das Mädchen am Fluſſe“, „Frühlingsklage“, „Scheiden und Meiden“ vollen Anklang und namentlich in nachſtehenden Liedchen und Verſen ein theils ſüßes, theils wehmüthiges Echo für ihre Empfindungen finden:

Neues Leben.

O, wie bin ich neugeboren,
Seit ich ihr in's Auge ſah!
Ganz in ſie allein verloren,
Weiß ich nicht, wie mir geſchah.

Neue Schmerzen, neue Wonne,
Neue Lebensmelodie!
Wie die Erde um die Sonne,
Dreh' ich ewig mich um ſie.

An Dora.

Du ſprichſt: „Ich denke ſtets an dich“,
Und kommſt doch nie zu mir.
O Schatz, das dünkt mir wunderlich!
Was frommt mir's, daß du denkſt an mich?
Was frommt es mir und dir?

Ich bitt' dich: Stell' das Denken ein,
Das keinen Troſt mir ſchafft!
Lebendig Fleiſch, lebendig Bein,
Hat doch ganz andre Kraft.

O ſäume nicht, eil' her zu mir,
Beflüg'le deinen Lauf!
Ein einz'ger Herzenskuß von dir
Wiegt all' das Denken auf.

Nach der Liebe ſchönen Tagen
Giebt es keine ſüß're Luſt,
Als der Liebe Leid zu tragen
Tief in liebekranker Bruſt.

Zeit der Liebe, du wäreſt noch ſchöner,
Wäreſt du nicht die flüchtigſte Zeit.

Raſche.

Friſch und fröhlich tönt mein Lied,
Doch im Stillen muß ich weinen
Und mein Herz iſt krank und wund.
Will dir's wunderbar erſcheinen?
Wo's am grünſten keimt und blüht,
Netzten Bächlein ja den Grund.

Der Schluß der Abtheilung „Liebesluſt“ bietet uns in „Am Tage Allerheiligen“ eine koſtbare Perle dar. Bei dem noch ſanften Dämmerſchein eines Sommertages ruft ein Morgenglöcklein zur Waldkapelle, zu welcher fromme Pilger wallen. Auf die an dieſe gerichtete Frage: Was der Klang bedeute? erhält der Dichter zur Antwort: „Es ſei Allerheiligentag.“ Nun folgt auch er dem Glockenrufe; ſeine Liebe ſchafft den Hain zur Tempelhalle, den grünen Waldraſen aber zum Altar, welchen er mit dem Bilde der Geliebten ſchmückt:

„Und als Heil'genbild erwählet
Sei dein Bild, du ſüße Frau!
Weil in ihm ich ſchön vermählet
Aller Heil'gen Bilder ſchau.“

Wenn von Goethe geſagt wird, wie der Umſtand: daß er bei aller Gluth der Leidenſchaft, bei aller Tiefe des Gefühls und bei allem melodiſchen Stimmungsausdruck doch ſo lebendige Bilder ſchaffe, ſeine Geſtalten doch mit ſo ſichern Linien umſchreibe, ihn eben auch zum größten Lyriker mache, ſo dürfte die von unſerm Dichter gezeichnete Geſtalt „Der alte Rittersmann“ (S. 41) doch in keinem Betracht als unwerth erſcheinen, den Goetheſchen Geſtalten angereiht zu werden. Der alte Ritter lauſcht beim Becherklange dem Geſange jüngerer munterer Brüder und gedenkt wehmuthsvoll der Zeit, in der er es ihnen gleichgethan. Jeder dieſer ſangluſtigen Zechbrüder erhebt den Becher zu ſeiner Liebſten Preis und Ruhm; zwar längſt ſchon in ſtiller Gruft ſchläft die Geliebte des alten Rittersmanns, doch gedenkt er ihrer, wenn gleich

Digitized by Google

unter Thränen, noch mit Jünglingswärme. Da ruft er plötzlich aus:

— „ihr wackern Zecher,
Reicht mir her den vollsten Becher!
Meiner Liebsten trink' ich ihn."

Als er trinket —
Leise sinket
Auf sein Auge tiefe Nacht.
Todesschlaf hielt ihn umfangen;
War der Liebsten nachgegangen,
Hatte seinen Lauf vollbracht. —

Im Allgemeinen herrscht bei unserm Dichter die sanfte elegische Stimmung vor, die, von Zeit zu Zeit genährt, wie der Anblick des Mondes, auch für den Leser Etwas Erquickliches hat. Die Elegie ist ruhig und mild und von schmelzendem Grundton; sie unterscheidet sich indessen von dem Liede durch ihre größere Objektivität. Die Ereignisse gewinnen Macht im Menschen, er wird an sie hingegeben, er sinnt ihnen nach, und versenkt sich in die Bewegungen der Seele, die der Schlag des Schicksals erregt. In diesem Sinne ist Friedrich Bodrik auch ein ächt-elegischer Dichter; denn er weilt, wie die Elegie, ebenfalls gern in der Erinnerung:

O, wie war ich in den Tagen
Meiner Jugend doch so froh!
Immer wein' ich nun und klage:
Daß so schnell der goldnen Tage
Kurze Rosenzeit entfloh.

Süßer Traum, zu selig Hoffen,
Das die junge Brust geschwellt!
Ach, der Mann behielt nur Thränen
Und ein nie gestilltes Sehnen
Nach des Jünglings schöner Welt.

(„Mann und Jüngling. S. 140.")

Diese Klage hallt wieder in „Flucht der Zeit" (S. 151):

„In des Lebens Thale
Lebt zum zweiten Male
Keine Lust, die mir entflohn;
Und der Kuß, der heute
Dich zum Gotte weihte,
Ist ein andrer morgen schon."

Aus der Schwüle und den Stürmen des Lebens sehnt er sich hinauf in des Himmels friedlich-stille Räume, den goldnen Sternen zurufend:

Wie muß so still es droben
Bei euch, ihr Stillen, sein!
Wo keine Stürme toben
Und keine Wetter dräu'n!

(„An die Sterne S. 54.")

Nachdem er noch die „Frühlingsklage eines Schwermüthigen" (S. 157) in vollönenden Gefühlsaccorden gesungen, und, wie Goethe mit den Worten:

„Füllest wieder Busch und Thal
Ganz mit Nebelglanz."

gleichfalls „An den Mond" (S. 45) ein empfindsames Nocturno gesungen, und eine seltsche Wahlverwandtschaft mit diesem großen Sängerkönig in Bezug auf dessen vielfach recitirte Elegie „Trost in Thränen" durch das mit einem köstlichen Gleichnisse geschmückte, dem vorgenannten völlig ebenbürtige Gedicht: „An meine Thränen" (S. 149):

„Thränen, süße Thränen,
Wenn ich euch nicht hätte,
Wär' in Angst und Sehnen
Längst ich wol vergangen,"

vollständigst argumentirt hat, läßt er seine Thränodieen in den vollendeten Rhythmen verhallen („Wechsel des Lebens" S. 155):

„Ha! wie spricht dem frommen Glauben
Schnell die Flucht der Dinge Hohn!"
— —
„Ach! der Traum entflieht! von allen
Hoffnungen hält keine Wort!"

und ruft, kräftig sich ermannend, aus der eigenen Seele das glaubensfreudige Bekenntniß hervor:

Dreimal glücklich, wer hienieden
Keiner falschen Lockung traut
Und sich eine Welt voll Frieden
In des Herzens Tiefen baut!

Mag im ew'gen Wechsel kreisen
Aller Dinge Ebb' und Fluth —
In der stillen Brust des Weisen
Wohnt ein unvergänglich Gut.

Ob den Himmel Wolken schwärzen,
Ob ihn Sonnengold erhellt, —
Wandellos, im tiefen Herzen
Trägt der Weise seine Welt.

(„Wechsel des Lebens. S. 155.")

Das ist ganz die beschauliche Objektivität des großen Lebensmeisters Goethe! — —

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Unter einer Anzahl von Pferden, die kürzlich in England für Rechnung Sr. Maj. des Kaisers von Rußland gekauft worden sind, ist eins, Peep-o-Day-Boy, mit 1600 Lstrl. bezahlt worden. Für ein anderes renommirtes Pferd, von Tromp, hat man dem Eigenthümer vergebens 1900 £ geboten.

Gedruckt bei A. H. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 76. Mittwoch, den 22. September. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Rückblick ..... Seite 593
Einiges Merkwürdige in Betreff des Bartes ..... „ 593
Literatur:
Die Gedichte Friedrich Bodenstedt's. (Fortsetzung.) ..... „ 596
Lese- und Lesebuch. Von Albert Haesters ..... „ 600

Rückblick.

Sonst hatt' ich wohl den Muth, mir einzureden,
Der Mann sei edel, der sich selbst bezwingt;
Sonst hatt' ich wohl den Muth, das zu befehden,
Was tief im Herzen nach Erlösung ringt;
Doch „eingeboren ist's ja einem Jeden,
„Daß sein Gefühl hinaus und vorwärts dringt."
So dringt hinaus und vorwärts denn, ihr Lieder,
Und bringt mir einen grünen Oelzweig wieder.

Wo sind der Kindheit schöne Gartenau'n,
Wo ich voll Lust nach Schmetterlingen jagte?
Weit hinten sie, weit im Nebelgrau'n;
Ich weiß nicht mehr, was jene Zeit besagte,
Doch mag ich gern noch nach den Schranken schau'n,
Die damals ich noch nicht zu brechen wagte.
Traumloser Schlaf der ersten Kinderzeit,
Du warst so schön und bist nun doch so weit.

Auch ihr versankt, ihr qualvoll süßen Stunden,
Wo sich das Herz aus seinem Nebel rang,
Wo ein unendlich Lieben losgebunden
Und träumerisch durch alle Himmel drang;
Du Schwärmerei, nun bist auch du verwunden, —
Wie wähnt' ich doch, du währest ewiglang!
Doch nicht zurück nach dir steht mein Verlangen;
Ist's denn ein Glück, in wirrem Traum zu hangen?

Kein Wetterleuchten mehr in meiner Brust?
Auch du, Gewitterzeit, bist nicht geblieben,
Wo ich in's Hassen setzte meine Lust
Und für die Freiheit hingab all mein Lieben,
Wo ich, mir eines höhern Ziels bewußt,
Mich liebelose im Sturm umhergetrieben.
Du Zeit voll Haß, die seh' ich freudig nach,
Da Morgenroth durch deine Nächte brach.

Was ich gesucht, hab' endlich ich gefunden,
Was sonst ich nur geahnt, nun ist mir's klar;
Des Bann's ist jetzt das freie Herz entbunden
Und um die Berge kreist's, ein stolzer Aar;
Die Liebe, die es trägt, will es bekunden
Und vor dich hin streut's seiner Lieder Schaar.
Was ich ersehnt, nun ward es mir beschieden,
In deiner Liebe fand ich meinen Frieden.

Roderich.

Einiges Merkwürdige in Betreff des Bartes.

Eine Menge von Gelehrten, die, gleich dem ehrenwerthen Pangloss in Voltaire's Candide, die Erforschung des zureichenden Grundes sich angelegen sein ließ, hat im Verlauf der Jahrhunderte ausführlich den Nutzen des Bartes erörtert und die Absicht, von der die Natur geleitet wurde, als sie dem Manne ein solches Geschenk machte. Ist es die Aufgabe des Bartes, dem Munde und den Nasenlöchern zum Schutze zu dienen? sollte derselbe eine vor diese Oeffnungen hingestellte achtsame Schildwache seyn, gleich

Digitized by Google

den um die Augen stehenden Wimpern und den Härchen an der Mündung des Ohres? — Dann fragt es sich, warum dem Manne dieses Vorrecht wurde und nicht der Frau? warum der Mann berufen ist, dasselbe nur während eines gewissen Zeitabschnittes in seinem Leben zu genießen? — Die Verächter des Bartes klagen denselben an, er sei in vieler Hinsicht unbequem, und, besonders die Tafelschwelger, erklären ihn für ein Hinderniß die Speisen ungefährdet in den Mund zu bringen. —

Bonapaete bemerkt in seinen Denkwürdigkeiten: „Die Morgenländer scheeren sich den Kopf kahl und tragen einen Bart; die Augenkrankheiten sind bei ihnen häufiger als das Verlieren der Zähne; die Europäer scheeren sich das Kinn und lassen das Kopfhaar wachsen, der Verlust der Zähne findet sich bei ihnen häufiger als Krankheit der Augen." —

In einem engländischen Werke, welches die Naturlehre (Physiologie) des Menschenkörpers behandelt, heißt es: „Die Barthaare bieten hinsichtlich der Farbe, der Dichtigkeit und Zahl eine „große Mannigfaltigkeit dar, die man in Betracht ziehen muß, „weil sie eine Folge des Temperaments der Individuen, des Clima's, „in welchem sie leben, ihres Alters, des Zustandes ihrer Kräfte „und der Beschaffenheit der Nahrungsmittel ist. Die Barthaare sind „schwarz, hart, spröde und oft spärlich bei den Menschen von „gallichtem Temperament und die im reiferen Alter stehen, bei „denen, welche heiße und trockene Länder bewohnen, wie die Araber, „die Aethiopier, die Indier, die Spanier und Italiener. Die „Menschen von lymphathischer Constitution hingegen, die jungen „Leute, die Bewohner kalter oder feuchter Gegenden, die Holländer, „die Engländer, die Schweden haben gewöhnlich einen hellfarbigen, „dichten Bart, der sich weicher anfühlt als derjenige der vorhin „Genannten. Es leuchtet ein, daß ein Zusammenwirken der „gedachten Umstände, jene verschiedenartigen Eigenschaften des „Bartes noch mehr hervortreten lassen muß. Oft halten die „bezeichneten abweichenden Arten der Beschaffenheit einander die „Waage; es findet mitunter eine solche Verbindung derselben statt, „daß mittlere Zustände dadurch entstehen, die eine unendliche „Mannigfaltigkeit zur Folge haben können. Die Jahreszeiten, welche „eine Einwirkung gleich den Climaten ausüben, vermögen auf die „Farbe der Haare von Einfluß zu sein. Die Nahrung erzeugt „in dem Gewebe derselben erhebliche Veränderungen; durch eine „gute, kräftige, feuchte Nahrung wird der Bart weich und zart. „Derselbe fühlt sich hart an, seine Haare werden dick und rauh, „wenn die Nahrungsmittel trocken sind und die Verdauung mühsam „vor sich geht. Diese, bereits von Aristoteles beobachtete, Thatsache wird durch die Umwandelungen bestätigt, die in der Beschaffenheit des Vließes der Schaafe sich nach dem Verhältnisse „der Nahrung bemerklich machen, welche dieselben zu sich nehmen. „Die Art des Wassers und des Getränkes im allgemeinen, bringt „ebenfalls Veränderungen in demselben hervor. Diese genauen „Forschungen in Gemeinschaft mit dem Kreuzen der gedachten „Thierart, sind es, welche seit ungefähr vierzig Jahren eine so „bedeutende Verfeinerung des Vließes der Heerden herbeigeführt „haben. — Man sieht Haare von einer Farbe, die als rein „zufällig betrachtet werden kann; dahin gehört die brennend rothe „Farbe. Diese deutet auf eine drüsige (skrofuleuse) Körperbeschaffenheit und findet sich besonders häufig in den nördlichen Ländern. „Obgleich jene Farbe bei den Griechen in Gunst stand, weil sie „solche vielen ihrer Götter gaben, so wurde dieselbe dagegen von „den Aegyptern und Juden verabscheuet, u. s. w." —

Die Götterbilder der Römer, namentlich Jupiter, erhielten mitunter goldene Bärte, und man sagte, auf diesen Umstand anspielend sprichwörtlich von einem Menschen, der wider seinen Willen zu einem Entschlusse genöthigt wurde: „es hilft ihm nichts, und wenn er auch einen goldenen Bart hätte;" das sollte heißen: und wenn er auch ein Gott wäre. —

Die Farbe des Bartes stimmt nicht stets mit der des Kopfhaares überein; oft ist letzteres pechschwarz, während der Bart einen hellen, brennenden Farbenton hat. Es ist nichts Seltenes, daß bei Personen, deren Körperzustand durch Krankheit eine wesentliche Veränderung erleidet, die ursprüngliche Farbe des Bartes in eine andere übergeht. Der Bart hochbejahrter Männer wächst mit größerer Schnelligkeit; eben dieses ist mit demjenigen der Schwindsüchtigen und in mehreren anderen Krankheiten der Fall. In dem höchsten Alter verliert derselbe sich mitunter gänzlich, wie das Kopfhaar, obwohl später als dieses, und geht dann in Abstufungen bis in das vollkommenste Weiß über. Großer Kummer und Schreck vermögen ebenfalls dieselbe Verwandlung herbeizuführen. Man hat Beispiele, daß Kopf- und Barthaar in einer Nacht weiß wurden; eben dieses soll, nach ärztlichen Angaben, zuweilen in Folge eines Blutsturzes sich ereignen. —

An einigen bevorzugten Wesen hat man die Fabel von der Verjüngungsquelle sich verwirklichen gesehen; Kopfhaare und Bärte nahmen ihre schwarze oder helle Farbe wieder an nachdem sie abgeschoren worden waren. Bisweilen findet die Natur daran Vergnügen durch eine Art grausamen Spieles, das für beide Geschlechter gleich herbe ist, Mund und Kinn eines Weibes mit dem Merkmal der Stärke und Macht zu krönen; die Franzosen sagen von einer solchen Frau: elle a une belle palatine. —

Ein unbefangener Geschichtschreiber gedenkt einer schwedischen Frau, die mit Verheimlichung ihres Geschlechtes unter die Grenadiere Karls XII. sich anwerben gelassen hatte. Was besonders dazu beitrug, daß sie für einen wahren Soldaten gehalten wurde, bemerkt derselbe, war ihr sehr starker schwarzer Bart, der anderthalb Ellen Länge hatte; doch fügt unser Gewährsmann, um sein Gewissen zu beruhigen, in einer Anmerkung hinzu: — russisches Maß. —

Zuverlässigeren Mittheilungen nach, war das Angesicht Margaretha's, der Statthalterin der Niederlande, mit einem sehr starken und langen Barte bekleidet. Der Himmel verlieh ihr Unterthanen; vielleicht hätte sie demselben mehr Dank gewußt, wenn er sie mit den Reizen ihres Geschlechts versehen hätte. —

Die Frauen Aethiopiens und die des kalten Theiles Südamerika's sollen fast sämmtlich einen mehr oder minder dichten Bart tragen. —

„Weißt Du werther Freund," sagt ein französisches Epigramm, „warum das schöne Geschlecht keinen Bart hat? Schwatzhaft wie „dasselbe ist, würde man es niemals ohne Schmarrr scheeren „können." — Unsere Leserinnen mögen diese Anführung damit entschuldigen, daß wir solche von einem Schriftsteller derjenigen Nation entlehnen, die sich für die feingebildetste und artigste hält. —

Die Völker des Alterthums betrachteten übereinstimmend den Bart als ein Zeichen der Weisheit. — Wenn der Bittende einem Beschützer sich näherte, berührte er mit Ehrerbietung den Bart desselben. — Diogenes fragte die mit geschorenem Kinne Einher-

Digitized by Google

geheaden, ob ſie unzufrieden darüber wären, Männer zu ſein. — Plutarch führt als denkwürdig folgende Aeußerung eines Lacaniers an: „Ich laſſe meinen Bart wachſen, damit, indem ich fortwährend „mein weißes Haar ſehe, ich nichts thue, was dieſer Weiße un„würdig ſei.“ Vielleicht hat den Altvater der deutſchen Turner, Jahn, ein gleicher Grund bewogen, die Unbequemlichkeit ſeines ungewöhnlich langen weißen Bartes zu ertragen. —

Bei der erſten Einnahme Roms durch die Gallier ſehen wir, mit wie großer Zuverſicht die auf dem Forum auf ihren curuliſchen Stühlen ſitzenden Senatoren von ihren ſchönen Bärten einen Achtung gebietenden Eindruck auf die rohen Sieger erwarteten, welche in die Stadt einzudringen begannen. —

Das erſtmalige Abnehmen des Bartes geſchah in den römiſchen Familien mit großer Feierlichkeit, und dieſes koſtbare Haar wurde theils mit abergläubiger Sorgfalt aufbewahrt, theils einer beſchützenden Gottheit geweiht. Jupiter Capitolinus, in ſeiner Eigenſchaft als Beherrſcher des Olymps, empfing den reichhaltigſten Theil davon. Er, oder mindeſtens ſein Oberprieſter, hätte ſich daraus für ſeinen Tempel einen ſtarken Teppich verfertigen laſſen gekannt, eben ſo wie jener ſpaniſche Räuberhauptmann, von dem erzählt wird, daß er von den Knäbelbärten der von ihm Ueberwundenen ſich ein Polſterkiſſen gemacht habe. —

Beſonders hoch in Ehren ſtand der Bart bei den Hebräern. Ohne uns bei der gelehrten Abhandlung des Italieners Brunetti aufzuhalten, in welcher derſelbe gegen Van-Helmont zu beweiſen ſuchte, daß Adam bärtig erſchaffen worden ſei, wollen wir nur den nachſtehenden Vers *) des dritten Buch Moſe erwähnen: „Ihr ſollet keine Platte machen auf Euerm Haupt, noch Euern Bart „abſcheeren;“ und aus dem erſten Buche der Chronica: **) die Erzählung von jenen Abgeſandten David's, die den König der Ammoniter kahl ſcheeren läßt und die David nach Jericho ſendet, damit ſie dort ihr Mißgeſchick verbergen an des abwarten, daß ihr Haar wieder wachſe. —

Die Gründer der chriſtlichen Kirche, welche des hebräiſchen Geſetzbuches als einer Waffenhalle ſich bedienten, geeignet ſämmtliche Streitſätze (Theſen) zu vertheidigen, und die nach einem Mittel ſuchten, ſich vor den römiſchen und griechiſchen Ungläubigen auszuzeichnen, die durch die Sitte vermocht worden waren, mit Sorgfalt ſich zu ſcheeren, brachten jenen Vers des Leviticus zur ſtrengen Geltung und empfahlen lobpreiſend den langen Bart, indem ſie das geſchorene Kinn als Eitelkeit und weltlichen Prunk verdammten. Der heilige Clemens von Rom, welcher zur Zeit der Apoſtel lebte, hat den Ausſpruch gethan: „Gott, der uns nach ſeinem „Ebenbilde erſchuf, wird Diejenigen ſeinen Haß fühlen laſſen, „welche ſein Geſetz übertreten, indem ſie ſich das Kinn ſcheeren.“ Der heilige Clemens von Alexandrien ſagt: „Der Bart trägt zur „Würde des Mannes bei, wie das Kopfhaar zur Schönheit des „Weibes.“ Tertullian erhebt ſich gegen die Sittenverderbniß, „welche den Gebrauch ſich den Bart zu ſcheeren hervorgerufen hatte.“ Der heilige Cyprian beklagt in dem Buche „von den Fehlern“ (de Lapsis) den Zuſtand der Religion, und fügt hinzu: „Und „obwohl geſchrieben ſteht: Ihr ſollet Euern Bart nicht abſcheeren, „ſo entfernen ſie demnach jedes Härchen von ihrem Kinne; um den „Menſchen zu gefallen, fürchten ſie ſich nicht Gott zu mißfallen.“ — Es ſcheint, daß um die Zeit der vierten zu Karthago gehaltenen Kirchenverſammlung, das Verbot des Abſcheerens des Bartes nur noch die Geiſtlichen betraf. Die vier und vierzigſte der von dieſem Concilium aufgeſtellten Regeln beſagt: kein Geiſtlicher ſoll ſein Haar ſalben, noch das Kinn ſich ſcheeren. —

Bei den Galliern trugen unter der römiſchen Herrſchaft nur allein die Prieſter und Adeligen einen Bart. Die Gothen und Franken ſcharen ſich bereits vor ihrer Niederlaſſung in Gallien; jedoch war das Haar der Oberlippe, oder der Knebelbart, den ſie crista (Kamm) nannten, davon ausgenommen. Als dieſelben endlich die Gebräuche des beſiegten Volkes annahmen, ließen ſie ihr Kopfhaar und den ganzen Bart nach der Weiſe des Adels und der Geiſtlichen wachſen. Der Bürgerſtand nahm das Tragen des Knebelbartes an, und den Leibeigenen wurde durch Verordnungen eingeſchärft, ſich das Kinn vollſtändig zu ſcheeren. — Eine lange Zeit hindurch entbirlt das Siegel der Briefe, welche die Herrſcher erließen, zur mehreren Beglaubigung Haare von ihrem Barte. Eine Urkunde aus dem Jahre 1120 endigt mit den Worten: „Quod ut ratum et stabile perseveret in posterum, praesenti scripto sigili mei rabur apposui, cum tribus pilis barbae meae;“ (damit Vorſtehendes für immer unveränderlich und gültig bleibe, habe ich dieſem Schriftſtücke zur mehreren Bekräftigung mein Siegel, nebſt drei Haaren meines Bartes beigedrückt). —

Als ein Beiſpiel des Anſehens, welches zu jener Zeit der Bart verlieh, dient der nachſtehende geſchichtliche Zug. Clotar II. hatte ſeinem Sohne Dagobert einen Mann aus dem Volke zum Erzieher gegeben und dieſen zum Herzoge von Aquitanien ernannt. Der Erzieher ließ nun ſeinen ganzen Bart in langen Wellen wachſen; da erhob ſich einſtmals ein Streit zwiſchen dem Emporkömmlinge und dem königlichen Zöglinge. Dieſer ſprang ſogleich zu dem Kinne des Pädagogen empor und beraubte denſelben ſeiner Zierde als ihrer unwürdig. Das Unternehmen wurde mittels eines Meſſers vollführt und das Kinn des Pädagogen trug mehr als eine Schramme davon. —

Die beſte Gewährleiſtung, welche ein Oberherr einem Lehnsträger oder Verbündeten hinſichtlich ſeines Entſchluſſes, ſolchen unter ſeinen Schutz zu nehmen, geben konnte, war, daß er demſelben mit eigner Hand den Bart abſchnitt. Für gewöhnlich begnügte er ſich damit, ihn zu berühren. — Zur Zeit Karls des Großen ſehen wir die Bürger Spoleto's ſich zu dem Papſte begeben, um die Hülfe deſſelben anzuflehen und ihn nicht ehe verlaſſen als bis ſie ihn dazu bewogen hatten, ihre Bärte in Empfang zu nehmen. —

Die Longobarden trugen lange Bärte; ein Wortforſcher hat von dieſem Gebrauche den Urſprung ihres Namens, als aus l a n g und B a e t entſtanden, herzuleiten geſucht. Karl der Große wollte wahrſcheinlich zum Merkzeichen ihrer Lehnspflicht, ſie nöthigen, ſich den Bart zu ſcheeren, während er ſelbſt dagegen, als er die Benennung eines Kaiſers des Abendlandes annahm, ſich beeilte, ſeinen Bart nach römiſcher Weiſe lang wachſen zu laſſen. Die Spaltung der griechiſchen und lateiniſchen Kirche, welche ſich aus jenem Jahrhunderte herſchreibt, führte eine furchtbare Umwälzung in dem bisher hinſichtlich der Bärte beobachteten Verfahren herbei. Bis dahin hatten Prieſter und Adelige, Kaiſer und Papſt das Scheermeſſer gewiſſenhaft von ihrem erhabenen Antlitze entfernt gehalten. Leo III., um vor dem Patriarchen zu Conſtantinopel

*) Der 5., des 21. Kapitels.

**) Kap. 20, V. 4 und 5.

Digitized by Google

sich auszuzeichnen, legt seinen Bart ab und giebt der erstaunten Christenheit das Schauspiel eines geschorenen Papstes. Ungefähr dreißig Jahre später, schleuderte Gregor IV., bei demselben Grundsatze beharrend, und nicht zufrieden, mit gutem Beispiele vorzugehen, eine Bulle, welche jedem Geistlichen einschärft das Haar seines Antlitzes zum Opfer zu bringen, und den Widerspänstigen mit Einziehung ihrer Güter droht. In dem zwölften Jahrhundert nimmt die Vorschrift, welche das Kinn der Geistlichen abgemäht hatte, dasjenige der Weltlichen (Laien) und selbst dasjenige der Mönchen sich zum Ziel. —

(Schluß folgt.)

Die Gedichte Friedrich Bobrik's.

(Fortsetzung.)

Eine stille Welt nun voll heiligen Friedens erbaut sich auch unser Dichter in seines Herzens Tiefen, indem er „der himmlischen Kamöne, der treuen Freundin seiner Kunst" heilig Treue und Veredlung schwört:

In des Waldes tiefstem Grün,
Wo die Nachtigallen schlagen,
In der Jugend goldnen Tagen
War's, wo mir Apoll erschien.

Und es hob ein neu Organ
Meinen Geist in's Reich des Klanges
Das Geheimniß des Gesanges
Ward mir plötzlich aufgethan.

(„Die Stunden der Weihe. S. 142.")

Und jetzt strömt unser Dichter, überreich durch innres Genügen, vollbeglückt durch die Weihe des Musengottes, hochbeseligt durch die schöne, ungestörbare Friedenswelt, im ein-empfänglichen Herzen, die ganze Fülle seiner fluthenden Empfindungen, den gediegenen Reichthum seines erleuchteten Geistes in klangvollen, volltönenden Worten, ähnlich den vorstehenden bezaubernden, harmonisch aus, seines Gegenstandes vollständig mächtig geworden, aber durchweg so, daß dieser Geistesreichthum als die melodische Entfaltung seines tiefsten Gemüthes erscheint, nicht als ein blos äußerliches Besitzthum, sondern als ein eigenstes, innerstes Sein. Hiernach ist somit, was die Poesie eigentlich soll: immer das ganze ungetheilte Wesen der Menschheit ausdrücken, und — nach Wilhelm von Humboldt's so wahrem Wort — „obgleich mitten in der Sinnenwelt lebend und webend, doch alle sinnliche Regung in rein ideale Anschauungen auflösen", neben der großen Kunst: für das Gemüth die Gedanken zur Einheit der Empfindung zu bringen und jenes durch die Idee erleuchten und wärmen zu lassen, indem diese in ihrer Wirkung auf das Innere dargestellt wird, nicht eine bloße Aufgabe unserm trefflichen Dichter geblieben, sondern bei ihm zur schönsten Offenbarung durch seine reizenden Poesieen geworden. Wie sehr schön drückt darum auch derselbe „Die Weihe" zum Sänger uns (S. 127):

Ein Apfelbaum bedeckt das Kind
Mit zarten Blüthenflocken;
Mit leisem Finger spielt der Wind
In seinen goldnen Locken.

O, bleibt, ihr Götter, dieser Flur,
Bleibt diesem Thal gewogen;
Hier wird, im Schooße der Natur,
Ein Sänger auferzogen.

Schon wächst sein Ruhm, schon steht um ihn
Die dichtgeschaarte Menge
Und lauscht den süßen Harmonie'n
Melodischer Gesänge! —

Daß ein so gefühlvoller und sinniger Dichter, wie der unsrige, die Natur in seinen Liedern vorzüglich gern feierte und sie, den auf sie bezüglichen Liedern und Gesängen zufolge, auch trefflichst gefeiert hat, bedarf wol keiner umständlichen Auseinandersetzung. Naturfreunde werden darum mit uns die Schönheiten in Gedichten wie „Im Gewittersturm", „Sonntagsfeier", „Phantasie", „das Kind der Flur", „Fühlingsphantasie", letztere mit dem köstlichen Eingangsverse:

„Die Sonne lacht, die Fluren blühn
Im bunten Lenzgewand;
Und von den Bergen hell und grün
Schau' ich herab in's Land.
Wie wird so leicht die schwere Brust,
So klar der trübe Blick!
Kehrt Jugendkraft, kehrt Jugendlust
Von Neuem mir zurück? (S. 95.)

gewiß einhellig bewundern und Alle diejenigen, deren reizende Oerter und glückliche Plätzchen zu unvergeßlichen geworden, eben so gewiß von Herzen in den frommen (höchst klangvollen) Segenswunsch des Dichters einstimmen, mit dem sein „Abschiedsgruß an Thorand" (S. 182) schließt:

Grünt ruhig fort, ihr stillen Räume,
Der Welt zur Freude und zur Lust,
Und wecket tausend goldne Träume
In kunstbegabter Wanderer Brust!
Entflammt zu Bildern und Gesängen
Der Maler und der Dichter Schaar
Und stellt in Farben und in Klängen
Euch tausendfältig wieder dar!

Mit seinem hohen Dithyrambenschwunge „Im Gewittersturm" reißt der Dichter auch den Leser mächtig mit sich fort, und selten wol ist ein solches, aus der Empfindungen höchster Gluth geborenes Gedicht gedichtet worden, wie dieses, das überdem in Beziehung auf die glücklichste Wahl der Naturbilder seines Gleichen sucht. Muß die Haupt-Aufgabe für jeden Dichter, der es unternehmen will, uns die Natur mit erschöpfenden Worten zu schildern, die bleiben: einzelne Naturgegenstände in ihrer objektiven Bedeutung für das Gefühl darzustellen und dabei gerade den lyrischen Gehalt der Sache auszulegen, oder durch jene eine subjektive Empfindung auszusprechen, so hat unser Dichter nach dem uns durch ihn in diesem Genre mannigfaltigst Dargebotenen auch dieser Aufgabe als vollkommen gewachsen sich bewähret, und wenn gleich nur wenige unserer Dichter nach Goethe, mit dem unsere neuere Lyrik beginnt, welche nun nicht mehr abweichen kann von dem Gepräge, welches dieser erhabene Sangesmeister ihr aufgedrückt hat, die edle Einfachheit und hellschimmernde Durchsichtigkeit seiner geist-

Digitized by Google

vollen, in gleichem Maaße von der Idee gehobenen wie von dem Gefühl durchhauchten — „aus Morgenduft und Sonnenklarheit gewobenen“ — Gebilde erreicht haben, so leuchtet doch der heilbringende Einfluß, welchen dieser hehre Dichterkönig — Der Selbst gesagt, daß Er die Rechte der Natur vertrete, während Schiller das Evangelium der Freiheit predige — auch auf unsern Dichter nachhaltig geübt, in Verbindung jedoch mit seinem überall augenfälligst sich kundgebenden durchaus selbstständigen Streben nach Naturwahrheit, nach frischer und freier Entäußerung beengender Fesseln und Behelfe in reiner, klar durchgebildeter Form sowol aus seinen Naturliedern als auch aus seinen übrigen Poëmen auf das erquicklichste hervor, und wir können in Beziehung auf die lebensvollen und lieblichen Naturgemälde, die unser Dichter vor Augen entrollt hat, gegenwärtig um so mehr die Wahrheit jenes Dichterheros bestätigen:

„Schön und menschlich ist der Geist, Der uns in das Freie weist; Wo in Wäldern, auf der Flur, Wie im steilen Berggehänge Sonnen-Auf- und Niedergänge Preisen Gott und die Natur.“

Niemand wird in Abrede stellen, daß die Worte in dem Goetheschen Gedicht „Der Sänger“, welche lauten:

Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Lüften wohnet;
das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet“;

überaus reizend sind, allein eben so wenig wird weggeläugnet werden können, daß der Vers des im Eingange erwähnten, S. 144 befindlichen Gedichts „Der Sänger und der Wanderer“ mit den Worten:

„Die Blume blüht und sprießet,
Ob Niemand sie auch sieht;
Auch unbelauscht begrüßet
Den Tag des Vogels Lied,“

und den beiden ersten Zeilen des darauf folgenden Verses: „Mich treibt mein Herz zum Singen, Mein Lied ist mein Gewinn“, eben so reizvoll sind, und desgleichen wird Jeder uns beipflichten, wenn wir den eine so schöne Paranomasie enthaltenden, überaus wohlklingenden Vers in „Das liebe Plätzchen“ (S. 17):

„Ach, es war der erste Tag,
Der mit freundlicher Geberde
Der verjüngten Mutter Erde
Lächelnd an dem Busen lag,“

hoch wegstellen über jeden Vers des einst so gefeierten Stolbergschen Liedes „An die Natur“, und insbesondere über den Vers mit der häßlichen Sprachunrichtigkeit: „Wenn ich dann ermüdet bin, sink' ich die am Busen hin.“

Besonders Gefühlvolle und Empfindsame werden sich durch „Einziges Vermögen“, „Klagen eines Schwermüthigen“, „Von den drei treuen Herzen“, „Einladung“, „Vom armen Schäfer“, „das Scheidefest“, „das Lied vom blauen Veilchen“ u. s. w. höchst befriedigt fühlen. Auch die Gewalt der Leidenschaft, die von jeher das Herz des Menschen, und besonders das des Dichters, mächtig erfaßt hat, die Liebe, schildert unser Dichter lebendig und ergreifend, und zwar am ergreifendsten in „Schön-Marienchen“ (S. 78) und in dem schon oben gedachten „Das Mädchen am Flusse“; unser verständige Dichter aber zeichnet uns die Gewalt der Liebe als eine in sanfte, wehmüthige Trauer sich auflösende, nicht — nehmt ein Exempel dran, ihr Modedichter und Liebessänger! — als eine das Herz des Lesers qualvoll erfassende Macht; die Schilderung unglücklicher Liebe durch Friedrich Bobrik befruchtet mehr das menschliche Herz, wie ein würziger Sprühregen im Lenzmond die Natur, und stimmt dasselbe passiver, als daß sie dasselbe zermalmt, wie ein wilder Regenschuß die keimenden Saaten knickt.

Lebenslustige werden beifallklatschend in die reizende Philosophie unsers Dichters einstimmen, wenn er sich so vernehmen läßt:

Der Rüstige. (S. 205.)

Was lehrt ihr mich, o Thoren!
Entsagung und Verzicht?
Zur Lust ward ich geboren,
Und der entsag' ich nicht.

Den Halm erfreut's, zu sprießen,
Dem Fisch behagt die Fluth,
Und sollt' ich nicht genießen,
Wozu dann Fleisch und Blut?

Geht, predigt eure Lügen
Dem Volk, von Haus zu Haus!
Ich trink' mit vollen Zügen
Des Lebens Becher aus.

Bis ich zum Engel werde,
Schier ohne Fleisch und Bein,
Will ich ein Sohn der Erde
Mit Leib und Seele sein!

oder jubelnd ausruft:

Ich zieh mit leichtem Sinn,
Ich zieh mit frischem Blut
Durch's liebe Leben hin
Und bin ihm herzlich gut.

Geh' es nach Süd und Nord,
Geh' es nach Ost und West,
Ich hüpfe munter fort,
Und halt' die Freude fest.

Will sich ein Leid mir nah'n,
Ich bann's durch Spiel und Lied,
Und heller wird die Bahn,
Und was mich quälte, flieht.
Schnell kehrt der leichte Sinn,
Schnell wirkt des Herzens Weh';
Ich bleibe, was ich bin,
Ich bin der Fröhliche!

(„Lied des Fröhlichen“ S. 272.)

so wie Liebesmuthige in den allerliebsten Zuruf „Nur nicht ängstlich“ (S. 200) sicherlich unisono intonieren werden:

Ob die Rosen dich auch stechen,
Lassen sie sich dennoch brechen.
Mädchen halten's eben so.
Fürchte nur kein Ach und Oh!

Digitized by Google

Ob sie es auch übel nehmen,
Wann den ersten Kuß du raubst,
Freund, sie werden sich bequemen,
Früher, als du selbst es glaubst.

Wie ungesucht und innig entsprechend die Naivetät unsers Dichters ist, oder vielmehr: wie naturwüchsig er sie zu schildern weiß, davon hier zwei Proben:

In dem hübschen Gedichtchen „Sorge ohne Grund" (S. 19) wird die das Töchterlein waenende Mutter: wegen lauernder Wölfe und entführender Räuber spät Abends durch Wald und Wiese allein zu gehen, von jenem durch die Versicherung: daß Letzteres noch nie der Fall gewesen, und schließlich durch die naiven Worte beruhigt:

„Gute Mutter! Ohne Sorgen
Magst du bleiben, ohne Harm!
Wohlbeschützt und wohlgeborgen
Geh' ich in Alexis' Arm."

Nicht minder naiv klingt die Ausflucht des Mädchens in „Warnung vor dem Sänger" (S. 20), welche sie gegen ihre Mitschwestern bei der Mittheilung darüber äußert, daß sie im Walde das Lied eines Sängers belauscht, dieser aber sie darüber ertappt, ergriffen, festgehalten und ihr Freilassen nur an die Bedingung geknüpft habe, daß sie ihn küsse:

Ach, vergebens blieb mein Flehen,
Und es half mir keine List;
Schwestern, denkt, was wär' geschehen,
Hätt' ich ihn nicht schnell geküßt!?"

Das ist ächte Naivetät! Leider hat unsere Zeit alles Naive verloren. Naivetät aber ist die Grundlage aller Kunst, sowol zum Hervorbringen als zum Genießen.

Treffend und aus der Natur entlehnt sind die „Vergleichungen" unsers Dichters, so wie sich auch unter den uns dargebotenen „Devisen" viele gehaltvolle Lebens- und Weisheitssprüche befinden.

„Klage" (S. 43) enthält z. B. folgende ansprechende Vergleichung. Der Dichter gedenkt der schönen Tage, da die Geliebte ihm noch zur Seite ging und er neuen Lebensmuth, neues Entzücken durch sie empfing. Nun, da sie von ihm schied, ist mit ihr jede Freude ihm entflohn:

So, im Schein der goldnen Sonne
Blühen fröhlich Wald und Thal;
Schaut, wie sie belebend waltet!
Tausendfacher Reiz entfaltet
Sich an ihrem sanften Strahl.

Da entzieht die milde Sonne
Ihren Segensstrahl der Flur;
Und es welken rings die Blüthen,
Rauhe Winterstürme wüthen
Und erstarrt liegt die Natur.

In „Betrogen!" (S. 77) klagt unser Dichter von der treulosen Geliebten:

Das Auge sprach: „Ich liebe dich!"
Doch, anders sprach das Herz. —

und knüpft an diese Klage das schöne Gleichniß:

So zeigt sich spiegelglatt die See
Und ist doch bodenlos,
Den Hekla decken Eis und Schnee,
Doch Flammen birgt sein Schooß.

Dieses Gleichniß wendet er in „Aeußerliche Ruhe" (Devise, S. 240) sehr glücklich auf sich selbst an:

Kalt wol mag ich Manchem scheinen;
Sei's! denk' ich in meinem Sinn;
Was frag' ich nach Andrer Meinen?
Selber weiß ich, wer ich bin.

Fest verschließ' ich Lust und Schmerzen,
Weil zu schweigen mir gefällt;
Eis im Antlitz, Gluth im Herzen,
Also geh' ich durch die Welt.

Eine der naturwahrsten Vergleichungen enthält das bereits oben erwähnte Gedicht „An meine Theanen" (S. 149), welche zu schön ist, als daß wir sie hier nicht mittheilen sollten:

Leichter, wann ihr fließet,
Wird die schwere Brust;
Schmerzen, die ich weine,
Wandeln sich in Lust.

So, versengt vom heißen,
Wildern Mittagsstrahle,
Schmachten, Kühlung dürstend,
Fluren, Hain und Thale;
Die Gefilde trauern,
Ihres Schmucks beraubt;
Alle Blumen neigen
Sterbend schon ihr Haupt.

Und da öffnen leise
Sich des Himmels Hallen;
Gnäd'ge Winde rauschen,
Kühle Tropfen fallen;
Labung strömt zum Haine,
Strömt auf Thal und Flur;
Lebensschauer wehen
Rings durch die Natur.

Das ist Naturmalerei in hoher Vollendung!

„Alle Bilder schenk' ich dir,
Maler, dieses male mir!"

Diese Worte aus dem wunderlieblichen Gedichte „Das süßeste Bild" (S. 114) sind auf diese meisterhafte Naturschilderung anzuwenden wir mächtig versucht. —

Der zweite Vers des höchst gefühlvollen Gedichts „An Dictima" (S. 172) ist ebenfalls mit einem trefflichen Gleichnisse geschmückt, ingleichen die Devise (S. 249) „Ermunterung"

Mag auch schwer der Anfang scheinen;
Viel vermag Beharrlichkeit
Und allmächtig ist die Zeit;
Großes schafft sie aus dem Kleinen. (Ja wohl!)

Digitized by Google

Seht, Ein Tröpflein, frisch und hell,
Rinnt von Berges Gipfel nieder, —
Und ihm folgen rasch die Brüder
Und im Thale rauscht der Quell.

Wir schließen diesen Abschnitt unserer Mittheilungen mit der beherzigenswerthen Devise:

„An mein Herz" (S. 243).

Ruhig, ruhig, thöricht Herz,
Nicht so ungestüm geschlagen!
Höchste Lust und höchsten Schmerz,
Lerne sie gefaßt ertragen.
Deine reinste Seligkeit
Kannst du doch mit Niemand theilen,
Ach, und dein geheimstes Leid
Wird kein Trost auf Erden heilen.

indem wir hinsichtlich der kleinen Sinngedichte (Gnomen) unsers Dichters im Allgemeinen bemerken, daß derselbe nicht blos die Contemplation in Beziehung auf Welt, Natur und Leben, sondern auch, theils als beschauliche Abstraktion aus den Erfahrungen des eigenen Lebens, theils als Lebensregeln, die Verstandesschärfe, ja wol auch den Witz im schönsten Einklange zu einander vorwalten läßt. Diese Bemerkung nöthigt uns aber auch das offene Geständniß ab, daß wir, trotz der Blasirtheit, Hastigkeit und tiefen Zerrissenheit unserer Zeit davon überzeugt sind, daß wenn ein ächt schöpferisches Talent sich nur zeigen und seine reinen Schöpfungen vor uns hinstellen mag, dasselbe auch der Wirkung des Beifalls der Bessern gewiß sein kann. Das Lebendige wirkt immer und unfehlbar, und welcher wahrhaft gebildete Mensch hätte die Empfindung, die Empfänglichkeit abgethan? Das Wissen trennt die Menschen, die Kunst vereinigt sie. Das schaffende Genie, das jedoch stets des Spruches eingedenk bleiben muß:

„Liegt die daran, auch Schönheit deinem Werk zu leih'n,
Muß Geist der Vater, die Empfindung Mutter sein,"

erregt durch seine Werke selbst jene productive Fähigkeit des Genießenden, kraft welcher er dieselben auffaßt, die darin liegenden Intentionen erkennt und fortführt, und so das Werk durch Hinzuthun aus seinem Innern eigentlich kompletirt. So erhebt der wahre Dichter den denkenden Leser zu sich und läßt ihn gleichsam mit an seinem Werke dichten. Allein der Begriff von einer wahren Dichternatur, von eigentlicher Poesie scheint heutzutage sich gänzlich verloren zu haben. Die Ursache hiervon liegt theils darin, weil allmählig das Publikum keine wahren Dichter mehr zu hören bekam, theils weil die einzelnen wahren Dichter kein Publikum mehr fanden. Sowol Gegenstand als Form der neuen Lyrik hat sich immer mehr vom Ziele der Kunst entfernt. Nicht mehr das Menschenherz mit seinen tausend freudigen und schmerzlichen Regungen, nicht mehr die Natur in der Beständigkeit ihres Wechsels ist Stoff der meisten neueren Lyriker, deren Ausgeburten Gutzkow so treffend mit dem Namen der Lovelyliteratur belegt hat, sondern ein süßlicher Amaranth ist überall en vogue, und die holde jungfräuliche Muse muß die Magd in politischer Küche, oder das Organ von Religionseiferungen, wenn nicht gar der Hanswurst für die frivole Welt in Berliner und in Münchener Blättern zu sein sich gefallen lassen. Das Grundübel unserer Zeit aber ist der Dilettantismus; die s. g. gebildete Welt insbesondere hat sich ihn ganz angeeignet; sie dilettirt jetzt mehr, statt gehörig zu produciren, oder gehörig zu genießen. Jedes Schöne und Große aber hebt uns, indem wir es öfters beschauen, zu sich empor, obwol wir selbst erst wachsen müssen, um in sein Antlitz schauen zu können. Wer — wie dies leider! in unsern Tagen immer mehr hervortritt — um den Beifall der Menge buhlt, indem er blos der Menge zu Dank schafft und zu ihr heruntersteigt, der hat seinen Lohn dahin, wer selig sein will im Geiste, suche sich selbst zu genügen, und er wird es zugleich denen, die geistig zu genießen, klar und edel zu richten verstehen.

Doch wir schweifen von unserm Dichter ab.

Muntern Freunden der Geselligkeit und der Heiterkeit überhaupt werden in den Abtheilungen „Scherz und Laune" und „Klänge der Lieder" wahre Leckerbissen aufgetischt. Humor erscheint als die Form der höchsten Bildung. Diese tiefe innige Durchdringung von Ernst und Witz, von Lachen und Weinen, dieses freie, glorreiche Walten des entfesselten Genius über den unendlichen Stoff, muß bei näherer Prüfung des Gegebenen selbst als der Ausdruck der höchsten Kraft erscheinen, und unser Dichter hat auch im Bereiche dieser Gattung von Poesien Ausgezeichnetes, ja mitunter höchst Originelles geleistet. Der Humor muß aus dem Charakter des Menschen hervorgehen; der gemachte ist unausstehlich. Der deutsche Humor ist wahr, bedeutungsvoll, und, wie der Charakter des Deutschen überhaupt, gemüthlich, der Humor des Franzosen dagegen kalt, wenn gleich geistreich, so wie der der Spanier und Italiener burlesk, im Gegensatze zu dem zarten und gefühlvollen Humor der Britten. Unser Dichter hat in seinen Humoresken seine deutsche Abkunft nicht verläugnet, wenn gleich Hippel, an dessen Grabhügel er — nach den „Einführungsworten" — oft sinnend vorübergegangen, und Lichtenberg, dieser feinste Maler der Seelenzustände, als Musterbilder ächten deutschen Humors bis jetzt noch unerreicht dastehen. Mehrere Lieder unsers Dichters variiren in gelungenster Ausführung Horazens Worte „An die Freunde" (S. 354):

„Wein und süßer Saitenklang
Lindern jedes Leid hienieden;"

Suche drum durch Wein und Lied
Frischen Muth dir zu erhalten,
Daß kein Gram mit düstern Falten
Stirn und Lippe dir umzieht;"

Besonders angesprochen hat uns das Trinklied (S. 265) „Klinge, Gläschen, klinge" und das „Tafellied" S. 225), dessen zweiter Vers mit den treffenden Worten anhebt:

„Alles Daseins Sonne,
Krone aller Freuden,
Balsam aller Leiden,
Bleibt Geselligkeit."

„Die Bekehrte" (S. 207), naiver und drolliger als Goethe's „Bekehrte", die sich als Geßner'sche Phyllis geriet; „Glückliche Heilung" (S. 214), Goethe's Werther köstlich persiflirend; „Philisteeclub" (S. 267), die Krone aller Schilderungen von Spießbürgerlichkeiten, mit dem wahrhaft drastischen Refrain „Denn Punkto Zehn.

Digitized by Google

ja Punkto Zehn, muß der Philister schlafen gehn;" „Matrosenliebe" (S. 222), ein höchst glücklicher „Griff aus dem bunten Menschenleben;" „Schwarz auf Weiß" (S. 239), eine bereits in vielen „Sammlungen von Declamirstücken" prangende Dosis der heitersten Launigkeit; „der geheilte Hypochonder" (S. 217) — Anacreon redivivus —: alle diese Jovialitäten sind wahrhafte Recidive gegen Muersinn, Grillenfang und Miasmen, und demnach allen Isegrimmen und Griesgammen als remedia probata eindringlichst zu empfehlen. Namentlich ist das „Bundeslied für Freunde des Alten" (S. 274), so schmackhaft-frisch, als wäre es eben im „feurigen Ofen" der Jetztzeit gebacken, um unser liebes tägliches Brod zu werden, zu sein und zu bleiben. Hier nur ein paar Brocken zu allgemeiner Ergötzlichkeit:

„Nach Neuerung zu streben,
Fall' Keinem von uns ein;
„Hübsch fest am Alten kleben!"
Soll unser Wahlspruch sein.

Sprecht: Schläft's im alten Neste
Sich nicht recht angenehm?
Der ält'ste Rock der beste!
Denn der sitzt hübsch bequem.

Wer wollt' nicht, frei von Wehen,
Zufrieden und beglückt,
Im alten Stiefel gehen,
Wenn ihn der neue drückt?

Drum lebe hoch der Weise,
Der Sinn für's Alte hegt,
Und im gewohnten Gleise
Sich ruhig fortbewegt.

Schwört, Brüder, feste Treue
Dem alten Schlendrian!
Auf ewig sei das Neue
In Acht und Bann gethan!

Und will man reformiren,
So laßt mit lautem Nein
Uns kräftigst protestiren
Und stets die Alten sein!!

Wir trennen uns hiermit von diesen allerliebsten Gedichten und Liedern, lustig-flatternden Lachtauben vergleichbar, eben so unschuldig in ihren Scherzen wie diese, mit dem Bemerken, daß „Verloren!" (S. 197), „Nur ja nicht!" (S. 273), „Puertenschwur" (S. 216) und „Philistergeschwätz" (S. 193), sinnverwandt mit einander, im Reiche des Jokus ein ähnliches seltenes Vierkleeblatt bilden, wie dieses im Naturreiche sich findet, und nach Mittheilung von noch zwei Vierzeilen aus „Dichterverdruß" (S. 233), durch welche alle Fragen Neugieriger nach dem eigentlichen Gegenstande der Herzensliebe unsers Dichters auf das ergötzlichste ironisirt werden:

„Stört mich doch nicht in meinen Träumen
Mit euren leeren Deutelei'n,
Und sucht nicht gleich in meinen Reimen
Ein leibhaft Kind von Fleisch und Bein.

Nie werdet ihr mein Schätzchen finden,
Und gingt ihr auch von Ort zu Ort;
Es kam daher auf Morgenwinden
Und flog auf Morgenwinden fort."

(Schluß folgt.)

Lehr- und Lesebuch, oder der sinnliche und sittliche Anschauungsunterricht für die Mittelklassen der Volksschule. Von Albert Haesters, erstem Lehrer an der Knabenschule in Werden a. d. Ruhr. Zweite, verbesserte Auflage. Essen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker. 1852. XVI. und 216 Seiten.

Einer unserer geehrten Herren Mitarbeiter hat kürzlich die erste Ausgabe dieses Buches in den „Lit. u. Krit. Blättern" (Nr. 62) besprochen. Indem wir auf diese Besprechung verweisen, theilen wir Hrn. Haesters' Vorwort zur zweiten Auflage hier mit:

„Kaum sind seit dem Erscheinen dieses „Lehr- und Lesebuches" sieben Monate verflossen, und schon hat dasselbe in so viele Schulen Eingang gefunden, daß seine zweite Auflage nöthig wird. Dieser überaus rasche Absatz des Buches, so wie die vielen, ihm zu Theil gewordenen anerkennenden Beurtheilungen ausgezeichneter Schulmänner haben es dem Verfasser zur um so strengeren Pflicht gemacht, das Buch selbst einer nochmaligen, genauen Durchsicht zu unterziehen und es den Anforderungen der Gegenwart immer mehr entsprechend zu machen. Zu diesem Zwecke sind nicht allein in den Beschreibungen, im realen Theile, einige Verbesserungen vorgenommen worden, sondern es haben auch in dem Bereiche des Gemüthslebens des ꝛc. Buches in dem sittlichen Anschauungsunterricht, einige Bilder, Lieder ꝛc. Gehaltvollerm, Schönerm, Besserm weichen müssen. Dabei hat freilich hin und wieder eine Abweichung von den laufenden Nummern der einzelnen Abschnitte nicht vermieden werden können, eine kleine Unbequemlichkeit, die einer wesentlichen Verbesserung des Buches gegenüber um so weniger in Betracht kommen durfte, als sie nur bei gleichzeitigem Gebrauch der gegenwärtigen und der ersten Auflage vorhanden, also vorübergehend ist.

Möge das Buch auch in dieser neuen Auflage sich immer mehr Freunde erwerben, Lehrern und Schülern ein willkommener Begleiter sein, und so bei unserer Jugend zur Erreichung der Unterrichts- und Erziehungszwecke, der Bildung des Kopfes und des Herzens, das Seine beitragen!

In Folge wiederholter Anfragen wird hier noch bemerkt, daß das „Lesebuch für die Oberklassen", dessen in dem Vorwort zur ersten Auflage dieses Buches erwähnt worden, bis Michaelis nächsthin erscheinen wird" H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 77. Sonnabend, den 25. September. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 601
Einiges Merkwürdige in Betreff des Bartes. (Schluß.)..... „ 603
Literatur:
Die Gedichte Friedrich Bodrik's. (Schluß.) ..... „ 605
Deutsches Volksbuch ..... „ 608

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Dictatur der Pariser Gemeinde.

So lange Ludwig XVI. noch den Thron inne hatte, bildeten die Versammlungen eine der großen Staatsgewalten und die mächtigste von allen. An dem Tage, wo Ludwig XVI. gestürzt wurde, erbte die gesetzgebende Versammlung ihrerseits nicht allein keine größere Macht, sondern büßte vielmehr ihre eigne ein, so, daß sie nur noch eine Maschine für Decrete blieb, von der Pariser Gemeinde gehandhabt.

Welcher Art waren der Ursprung, die Organisation, die Verrichtungen dieser berühmten und furchtbaren Gemeinde, die, vom 10. August 1792 bis zum 9. Thermidor des Jahres II. (27. Juli 1794) den Heerd der revolutionairen Thätigkeit und den Stützpunkt der Regierung des Convents bildete?

Die Gemeinde von Paris war unter einem anderen Namen, was das Stadthaus oder der Schöppenstuhl vor der Revolution gewesen war.

Bei der früheren Organisirung Frankreichs waren die Mairieen, Schöppenstühle oder Stadhäuser förmliche Lehensherrlichkeiten, die gleich den geistlichen und weltlichen Lehnsherrlichkeiten eine Gerichtsbarkeit hatten, welche die obere, die mittlere und die niedere Justiz, d. h. eine Gerichtsbarkeit in criminellen, bürgerlichen und rein polizeilichen Dingen in sich begriff.

Als um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts eine Schule von Juristen die Meinung geltend gemacht hatte, daß jegliche lehensherrliche Justiz eine Zerstückelung und eine Usurpation der vormaligen königlichen Gewalt sei, erließ Carl IX. auf den Rath von Michel de l'Hospital im Jahr 1566 die berühmte Ordonnanz von Moulins, welche durch ihren 71sten Artikel den Maires, Schöppen und Consuln das Verfahren in civilistischen Sachen nahm und nur die Jurisdiction in criminellen und polizeilichen Angelegenheiten ließ.

Inzwischen widersetzten sich eine Menge Schöppenstühle und Stadthäuser der Ordonnanz von Moulins, indem sie anführten und bewiesen, daß ihre bürgerliche Gerichtsbarkeit keineswegs ein Eingriff in die königliche Autorität, vielmehr mehrere Jahrhundert älter als die Monarchie selber sei und sich aus den Zeiten der römischen Administration herschreibe. Unter diesen befanden sich die Stadthäuser von Rheims, Boulogne, Calais, la Rochelle, Bourges und Toulouse. Viele Städte von Provinzen, die noch nicht mit der Krone vereint waren, wie Flandern, Lothringen, die Staaten des Hauses Bearn entgingen der Anwendung der Ordonnanz von Moulins und behielten die Benennung Villes de loi (gesetzberechtigte Städte) bei. Es gab demnach bei Ausbruch der Revolution eine Menge Schöppenstühle, die noch im vollen Besitz ihrer lehnsherrlichen Justiz waren.

Am meisten war das Pariser Stadthaus durch die Ordonnanz von Moulins gefährdet worden; es hatte dadurch nicht bloß die bürgerliche Gerichtsbarkeit eingebüßt, sondern auch die Criminalgerichtsbarkeit, die durch den Schultheiß der Vicomté von Paris, im Augenblicke der Revolution durch den Civil-Lieutenant, der seinen Sitz im Chatelet hatte, repräsentirt, absorbirt wurde, so, daß das Stadthaus von Paris, als Tribunal betrachtet, im Jahr 1789 nur noch die polizeiliche Jurisdiction hatte.

Während das Pariser Stadthaus ein Tribunal war, war es zugleich eine Administration in Betreff der Subsistenzmittel und der Domainen der Stadt, so wie der Etabliffements öffentlicher Arbeiten.

Letztlich war das Stadthaus, und dieses speziell, ein großes finanzielles Institut. Als sich, unter Franz I., die ersten

Digitized by Google

Elemente des öffentlichen Credits bildeten, wurden die Staatsanleihen durch Vermittelung des Stadthauses, unter dessen Garantie und Administration abgeschlossen. Alles was die Staatsschuld betraf: immerwährende Renten, lebenslängliche Renten und auf den Staat angewiesene Pensionen, wurden nicht im Finanzhôtel und durch den General-Controleur, sondern auf dem Stadthause, durch 30 Zahlmeister und 43 Controleurs bezahlt.

In Betreff der Administration hatte das Pariser Stadthaus im Augenblick der Revolution einen auf zwei Jahr von dem König ernannten Stadtschultheiß, sieben Schöppen, zehn Räthe, sechszehn Viertelsmeister, vier und sechszig Cinquanteniere und zwei hundert sechs und funzig Unterviertelsmeister.

In gerichtlicher Hinsicht fungirte der Stadtschultheiß als Präsident, viere der sieben Schöppen als Richter, einer als königlicher Procureur, einer als Greffier, und der siebente als Schatzmeister. Das Tribunal hielt seine Sitzungen Dienstags und Freitags von 10 bis 12 Uhr auf dem Stadthause, und vor sein Forum gehörte, was auf Maaß und Gewicht, städtische Abgaben, Octrois, die Märkte, die Municipaldemainen, das Fuhrwesen, die Häfen und die Polizei der Kays Bezug hatte. Dies Tribunal hatte auch seinen besonderen Kerker, wie alle Gerichtsbarkeiten des Königreichs.

Die Revolution fand das Pariser Stadthaus in einem Zustande, den wir im wesentlichen eben angegeben haben, an. Sie änderte darin wenig. Die finanzielle Administration bestand fort bis zu der geregelten Einführung des großen Staatsschuldbuches; die eigentliche Administration dehnte sich nur weiter aus, und was das Tribunal betrifft, so hat es bis zur Aufhebung der Pariser Gemeinde und der Einsetzung der jetzigen zwölf Mairieen fortbestanden.

Einige Namensbezeichnungen wurden verändert: aus dem Stadtschultheiß wurde ein Maire, aus den Schöppen, den Viertelsmeistern ꝛc. Municipalbeamte, und der Procureur des Königs nannte sich bis zur Revolution vom 31. Mai 1793, wo er den Namen National-Agent erhielt, Gemeinde-Procureur.

In dem Augenblicke, wo wir uns in der Geschichte der Revolution befinden, war Petion Maire von Paris, Manuel Gemeinde-Procureur und Billaud-Varennes sein Substitut. Sie sind bekanntlich von der aufständischen Gemeinde vom 10. August in ihren Aemtern belassen worden.

Zwei Umstände haben dazu beigetragen, der Pariser Gemeinde den furchtbaren Einfluß zu geben, welchen sie am 10. August usurpirte: die Oeffentlichkeit der Sitzungen ihres Generalraths, und die Bildung ihres Polizei- und Ueberwachungs-Ausschusses.

So wie man die Gemeinde nach der Revolution organisirt hatte, bestand sie aus drei verschiedenen Abtheilungen, als: dem aus sechszehn Administratoren gebildeten Municipal-Bureau; dem aus 32 Municipalbeamten und 96 Notabeln gebildeten Municipalrath, und dem unter dem Vorsitz des Maire aus 148 Beamten gebildeten Generalrath. Letzterer stellte nach dem 10. August einen Convent im Kleinen vor: er hielt öffentliche und permanente Sitzungen; das Publikum wohnte denselben auf Tribünen bei, zu welchen der Zutritt einem jeden frei stand, und hier war es, wo die ersten Strickerinnen erschienen, Megären, die sich aus den dem Stadthause benachbarten volkreichen Stadtvierteln dahin begaben, und während der stürmischen Debatten des Generalraths Strümpfe strickten oder ausbesserten. Marat hatte ein Bureau in dem Saale, und war bis zu seinem Tode der officielle Journalist der Gemeinde.

Die specielle Organisation der Pariser Gemeinde verlieh derselben immer mehr Attribute: ihr stand die volle und gänzliche Verfügung über die bewaffnete Macht im ganzen Departement zu Gebote, und die Gebahrung ihrer Polizei war schrankenlos. So wird man sehen, daß die Pariser Gemeinde bedeutende Operationen mit bewaffneter Macht bis in die benachbarten Departements, in Saint-Germain-en-Laye, Chantilly, ja selbst Orleans ausführte.

Zur Verständniß dieser Operationen der Gemeinde ist es unerläßlich, eine genaue Kunde von der Topographie der verschiedenen Abtheilungen zu haben, aus welchen sie bestand, nämlich: die der Subsistenzmittel, in der Vendomestraße im Marais; die der öffentlichen Anstalten, in der alten Tempelstraße. Die Rentenzahlmeister hatten ihr Domicil in allen Stadtvierteln beibehalten. Die Polizei, die Mairie und deren Bureau's befanden sich nicht, wie man es glauben könnte, auf dem Stadthause, sondern in dem Hôtel des Maire, welches seit Juli 1789 bis April 1892 das vormalige Hôtel des Polizeilieutenants, oder das jetzige Hôtel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, in der neuen Kapuzinerstraße war, und das zur Zeit des 10. August das vormalige Hôtel der ersten Parlaments-Präsidenten bildete. *)

Man würde sich gar keinen Begriff davon machen können, bis zu welchem Grade des Wahnsinns die Dictatur der Gemeinde nach der Revolution vom 10. August stieg, wenn die Geschichte in den Protocollen des Generalraths nicht eine Quelle unverwerflicher Aufschlüsse besäße.

Die Gemeinde begann zuvörderst sich so bequem als möglich einzurichten, indem sie aus dem Eigenthum des Staates, aus den Hôtels und Schlössern der Ausgewanderten, endlich aus den Kirchen alles das wegnehmen ließ, was ihr an Möbeln, Stoffen und Silberzeug behagte.

„Es finden sich," sagte Rolland in einem Berichte, den er am 16. August dem Convent erstattete, „Leute mit einer Municipalschärpe angethan in verschiedenen Hôtels ein, die der Nation angehören, und lassen daraus die Möbeln und was sie Werthvolles enthalten fortbringen. Aus einem einzigen Hause hat man einen Werth von 100,000 Thalern mitgenommen."

Am 23. August fertigten die Commissarien der Gemeinde eine Anweisung von 117 Fr. für den Fuhrmann Collet als Fuhrlohn für drei dreispännige Wagen aus, mit welchen er die bei dem Herrn von Conde zu Chantilly gemachte Beute abgeholt hatte.

---

*) Man tappt beim Lesen all der Documente, die auf den 10. August, auf die Septembermetzeleien und auf den 9. Thermidor Bezug haben, im Finstern, wenn man keinen klaren Begriff von dem Unterschiede des Stadthauses und der Mairie hat, ein Unterschied, auf den die Geschichtschreiber der Revolution im Allgemeinen nicht aufmerksam gemacht haben. So sagt, um unter hundert Beispielen nur eins anzuführen, Maton de la Varenne in seinen Crimes de Marat et autres égorgeurs: „Aufschlüsse, deren ich in einer Sache bedurfte, für die ich mich interessirte, waren Ursache, daß ich den Nachmittag vom 24. August 1792 theils auf der Mairie, theils in der Gemeinde zubrachte.

Digitized by Google

Am 20. stellte ein Commissair des Generalraths einem Herrn Franz Marie eine Anweisung auf 31 Fr. zur Saldirung einer Forderung aus, welche derselbe für die Ausräumung von Häusern von Emigranten zu machen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges Merkwürdige in Betreff des Bartes.

(Beschluß.)

Zu dem Jahre 1105 weist Gottfried (Godofredus), Bischof zu Amiens, Alles vom Opfern zurück, was einen Bart trägt. Später richtet ein Prediger die Blitzstrahlen seiner Beredsamkeit gegen die ergrauenden Haare Heinrichs I., Königs von England, und der Monarch überliefert sich, nachdem er den Betstuhl verlassen hat, den Händen des Bartscherers. Ein gleiches Beispiel der Ergebenheit in die Anordnungen der Kirche, liefert der stolze Friedrich I., genannt Barbarossa (Rothbart), der zwanzig Jahre vorher so halsstarrig sich gezeigt hatte, als er dem Papst Hadrian IV. den Steigbügel halten sollte. — Diese Scherersherrschaft in Absicht der Bärte konnte nicht immer dauern. Der Eigensinn der Mode besiegt alles, selbst den Bannfluch, und — wie wunderbar sind die Wege der Vorsehung — an der Kinnlade eines Papstes, Honorius III. begann der Bart im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts wieder empor zu blühen. Derselbe schmückte nach einander die Kinnladen Alexanders IV., Hadrian's V., Johanns XX. und Nicolaus III. — Im nächsten Jahrhundert blühte derselbe an denen der Monarchen, als den knechtischen Nachahmern der Päpste, wieder auf; zum Beispiel an denen Ludwigs V. von Deutschland, Peters des Grausamen von Castilien und Philipps Valois' von Frankreich; aber die eigentliche Zeit des Heils, die Zeit der Siegesfeier desselben, war das Jahrhundert Franz I. Bei einem jener Spiele, welche die heutigen Könige kaum begreiflich finden würden, hatte demselben ein tölpelhafter Edelmann einen Feuerbrand an den Kopf geworfen und ihn dadurch schwer verwundet. *) Bis dahin war das Haupthaar lang und der Bart kurz getragen worden. Wegen seiner Kopfwunde wurde der König genöthigt, sich die Haare abschneiden zu lassen, welche Tracht er, nach Art der Schweizer und Italiener, beibehielt; dagegen ließ er aber den Bart lang wachsen. Hof und Land folgten dieser Sitte, nur gesetzte Leute, vorzüglich Magistratspersonen, blieben der alten Gewohnheit treu; so, dem Kanzler Olivier, als er in das Parlament aufgenommen werden sollte, ward es zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, vorher seinen langen Bart abzuschneiden, und die Universität Paris untersagte 1534 durch eine Verordnung den Professoren, lange Bärte zu tragen.

Diejenigen Bischöfe, welche Zierlichkeit in ihrem Aeußeren beobachteten, und mehr an dem Hofe als in ihren Kirchensprengeln lebten, brannten vor Verlangen, die Tracht des Königs nachzuahmen; aber die Vorschriften der Concilien schreckten sie zurück. Denn ungeachtet des von Päpsten in dem dreizehnten Jahrhunderte gegebenen Beispieles, hatten die Widersacher der Bärte in Frankreich in dem vierzehnten Jahrhunderte gesiegt, und die in den einzelnen Provinzen gehaltenen Kirchenversammlungen, welche gegen die Weltlichen eine große Duldsamkeit bewiesen, erhielten die geistlichen Kinnbacken strenger als jemals in nacktem Zustande. Dieses Verhältniß wurde beinahe Anlaß zu einer Trennung der gallicanischen von der römischen Kirche, weil zwei Päpste, die Zeitgenossen Franz I. waren, sich kein Gewissen daraus machten, gleich ihm, einen Bart zu tragen, nämlich: Julius II., der, bereits ganz ergraut, diesen Schmuck erdachte um sich das ernste Ansehen eines Greises zu geben, und Clemens VII., der, da er die Gewohnheit sich zu scheeren, während seiner Gefangenschaft abgelegt hatte, es nicht für angemessen fand, dieselbe nach seiner Rückkehr in den Vatican wieder anzunehmen.

Inzwischen verfiel Franz I., den seine Geliebten viel Geld kosteten auf den Gedanken, von der Eitelkeit seiner hohen Geistlichkeit Gewinn zu ziehen. Er erhielt ein päpstliches Breve, das ihn ermächtigte, von jedem Geistlichen der einen Bart trug, eine Abgabe zu erheben. Dadurch entstand zwischen der hohen und niederen Geistlichkeit eine starke Spaltung, indem es der ersteren zusagte, sich das Recht zu erkaufen, das Barthaar nach der allgemein üblich gewordenen Weise zu tragen, wogegen die andere um so hartnäckiger an dem bisherigen Gebrauche festhielt, als sie ein Aufgeben desselben bezahlen gemußt hätte, und der Eifer der hohen Geistlichkeit, durch ein Unterscheidungszeichen von ihr sich zu trennen, sie sehr verletzte; ein weit heftigerer Widerstand aber, ging in dieser Hinsicht von den Parlamenten aus. Die Obrigkeiten, im allgemeinen gottesfürchtig, traten auf die Seite der dem bisherigen Gebrauche treu gebliebenen niederen Geistlichkeit. Eine Verordnung vom Jahre 1535, das Bart-Edict genannt, untersagte den Anwalten vor den Gerichtshöfen mit einem Barte zu erscheinen. Ein Requetenmeister sahe sich genöthigt seinen Bart abzuschneiden, um bei seinem Amtsantritte zur Ablegung des Eides zugelassen zu werden. In dem Jahre 1561 entschied die Sorbonne *) nach reiflicher Erwägung, daß der Bart der priesterlichen Ehrbarkeit zuwider sei.

Die Unduldsamkeit in Absicht des Bartes nahm in der Provinz alle Kennzeichen eines drohenden Ausbruches roher Gewalt an. — Als Wilhelm Duprat von dem Concilium in Trient zurückkehrte, begab er sich nach Clermont, um das dortige Bisthum in Besitz zu nehmen. Die Feierlichkeit seiner Einführung sollte an dem heiligen Ostertage stattfinden. Er erscheint mit einem Barte, der dem ehrwürdigen Priamus, oder auch dem achtbaren Mezenz der Aeneide, zur wahren Zierde würde gereicht haben; es war ein Bart, der in Silberwellen bis auf den Gürtel hinabfloß; doch, was kam dem zu Weihenden in der Kirchenvorhalle entgegen? der Diakon des Kapitels von zwei Amtsgehülfen begleitet, die ungeheure Scheeren schwangen. Die Gruppe war höchst drohend, Widerstand unmöglich; aber Wilhelm war nicht der Mann, seine Unabhängigkeit und den Gegenstand seiner besonderen Vorliebe, der Ehrsucht zum Opfer zu bringen. In demselben Augenblicke als die Orgel und die versammelte Menge die frommen Lobgesänge anstimmten, in dem Augenblicke als das bartmörderische Kleeblatt die Arme ausbreitete um ihm seine Zierde wegzuschnappen, warf er den Angreifenden sein Chorhemde zu, wie der gewandte Jäger seinen Mantel dem Bären und flüchtete in seine Wohnung. „Ich rette meinen Bart," rief er aus, „und gebe mein Bisthum auf." —

*) In dem Jahre 1521.

*) Das ehemalige Hauptcollegium der theologischen Facultät zu Paris.

Digitized by Google

Heinrich IV. bediente sich seines breiten graueu Bartes gleichsam als eines Heiligenscheines; fast mehr noch als seine ausgezeichneten Eigenschaften und sein weißer Helmbusch, bewirkte jene Gesichtszierde, daß die Männer aller Parteien sich um ihn sammelten. Während seiner Regierung glänzten zu gleicher Zeit und ohne eine andere Nebenbuhlerschaft als die des Bestrebens zu gefallen, die spitzen, viereckigen und runden Bärte, so wie die in Fächer-, Schwalbenschwanz- und Aktischocken-Gestalt; es war damals das goldene Zeitalter der Bärte. — Unter der Regierung Ludwigs XIII. begann der Umfang der Bärte abzunehmen; derjenige Theil desselben, welcher das Kinn zierte, wurde zu jener Zeit aufgegeben und nur allein dem Barte der Oberlippe und einem kleinen Büschel Haare zwischen der Unterlippe und dem Kinne besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Selbst dieses letzte Büschel verschwand bald. Die Knebelbärte nach türkischer und spanischer Art, in Gestalt von Dolchgriffen und nach königlicher Weise, wurden damals ganz besonders gepflegt und Mittel jeder Art zu ihrer Verschönerung angewendet. Gewöhnlich war es die Hand einer Geliebten, welche den Bart kunstgerecht ordnete und ihm ein gefälligen Ansehen gab. —

Nachdem Ludwig XIV. in seiner Jugend den Knebelbart mit nicht geringer Selbstzufriedenheit getragen hatte, legte er denselben später ab; vielleicht geschah solches in Folge einer Eingebung Seitens der frömmelnden Maintenon oder eines seiner Beichtväter, des Pater Lachaise oder Le Tellier. Hof und Stadt ahmten dem großen Könige nach.

Alle Köpfe in Paris waren weiß gepudert und das Kinn derselben glatt geschoren, als in dem Jahre 1752 ein Bildnißmaler Namens Liotard, aus Constantinopel zurückkehrte, der einen prachtvollen Bart trug. Diese Seltsamkeit bewirkte, daß er sogleich einen großen Ruf erhielt. Um diesem schnell ein Ende zu machen, bemerkte es nur der etwas harten Aeußerung der Marquise Pompadour: „Ihr ganzes Verdienst besteht in Ihrem Barte.“ Es war dem Künstler nicht gelungen in einem Bildnisse der Favoritin den Mund ganz so klein darzustellen, wie ihn das Urbild erheischte. —

In Spanien wurde der Bart bis zu der Zeit Philipps V., der den Thron bestieg, als der erste Flaum an seinem Kinne zu sprossen begann, für den unentbehrlichen Schmuck eines jeden Mannes betrachtet, der Würde in seinem Aeußeren zu zeigen begehrte. Die Spanier haben das Sprichwort: „Seit es keinen Bart mehr giebt, ist auch keine Seelengröße mehr zu finden.“ Sie legten einen solchen Werth auf den Bart, daß um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts einige Zierlinge in einem sehr heißen Sommer auf den Einfall kamen, sich mit falschen Bärten zu versehen, die nur angelegt wurden, wenn man sich öffentlich zeigte und die man abnahm, sobald man zu Hause war. Don Pedro, König von Aragon untersagte den Gebrauch derselben, weil mehrere Mitglieder der Cortes sich erlaubt hatten, so vermummt in die Versammlung der Abgeordneten sich zu begeben. —

Eine der gewaltsamsten Maßregeln, von denen jemals der Bart betroffen wurde, war die Verordnung Peter des Großen. Den Geistlichen und Landleuten allein wurde gestattet, Bärte zu tragen; die Kaufleute und Adeligen sollten eine Steuer von hundert Rubeln entrichten, wenn sie den ihrigen beibehalten wollten. Den gemeinen Leuten in den Städten wurde eine Abgabe von einer Kopeke für den Kopf aufgelegt. An den Thoren jeder Stadt waren Einnehmer aufgestellt, diese Steuer einzufordern; denselben wurde ein Barbier beigegeben, der jeden Bart abschnitt, dessen Loskaufung nicht stattgefunden hatte. —

Bemerkenswerth ist es, daß die Bewohner des Morgenlandes den Bart auch jetzt eben so in Ehren halten wie es in den frühesten Zeiten geschah. —

Von allem Putze, den die Gefallsucht ersonnen hat, dürfte vielleicht als der seltsamste derjenige der persischen Könige zu betrachten sein, die, wie der Kirchenvater Chrysostomus berichtet, das Haar ihres Bartes mit Fäden und Flittern von Gold durchflochten, wie man heut zu Tage, namentlich in Italien, mitunter die Mähnen der Pferde bei Prunkaufzügen flicht. —

Ein berühmter Kanzelredner Italiens machte jedes Mal, wenn er die Kanzel bestieg, so viele Knoten in seinen Bart als die zu haltende Rede Abschnitte hatte und löste, sobald ein Abschnitt beendigt war, einen Knoten auf. —

Ein Beispiel besonderer Werthhaltung des Bartes ist folgendes. Thomas Morus *) hatte das Blutgerüst bestiegen und bereits seinen Kopf auf den Block gelegt, als er wahrnahm, daß bei der Lage, die sein sehr langer Bart hatte, derselbe einer Beschädigung durch das Beil des Nachrichters nicht entgehen könne. Sogleich richtet er sich mit der größten Kaltblütigkeit wieder auf und wirft denselben mit den Worten zur Seite: „Mein Bart hat keinen „Verrath begangen, es ist daher auch nicht recht, daß er bestraft werde.“ —

Die gegenwärtige Vertheilung der Bärte auf der Erdkugel ist ungefähr folgende. In Europa tragen einen langen Bart, Kapuziner, Karthäuser (der Bart der klösterlichen Orden, obgleich ein Gegenstand langer und lebhafter Angriffe, hat diesen dennoch Widerstand geleistet, derjenige der römisch katholischen Priester ist unterlegen) russische Bauern und Priester der griechischen Kirche, deutsche Juden und Wiedertäufer; die Bewohner Hochasiens tragen Knebelbart oder Bart; Mahamedaner, Knebelbart bis zum vierzigsten Jahre, von diesem Zeitpunkte ab, Bart; Afrika: die arabischen Völkerschaften sind bärtig, die Negervölker unbärtig; Inseln des stillen Meeres: bärtige Völkerschaften; Eingeborene Amerika's: unbärtig. —

Das Jahr des scharfen politischen Tarantelstiches (1848) bewog Viele von Denen, die den hohen Beruf zum Staatsreformator in sich verspürten, ihren Bart zu einer bedeutenden Breite und Länge unwachsen zu lassen. Bei dem Mangel innerlicher Würde, wollten Dieselben als Leiter des „monstre feroce et aveugle“ wie Voltaire die künstlich aufgeregte Volksmasse bezeichnet, wenigstens durch ihr Aeußeres sich ein gebieterisches und schreckendes Ansehen geben. Es fand in dieser Hinsicht auf Dieselben volle Anwendung, was ein Römer zu einem albernen Gesellen sagte, der den Philosophen zur Schau trug: „Barbam et pallium video, philosophum non video.“ Von den mannigfaltig gestalteten Patriarchen-, Bocks- und Buckelochs- (Bisen-) Bärten des gedachten Tummeljahres, erblickt man gegenwärtig nur noch vereinzelte Ueberbleibsel, deren Exemplare immer seltener werden. Jetzt leben wir offenbar in der bedauernswerthesten Anarchie der Bärte; ja, man kann sagen, in einer wahren Uebergangsperiode, deren Ende noch zu erwarten steht. N—n.

*) Geboren 1480 in London, daselbst enthauptet am 6. Juli 1535.

Digitized by Google

Die Gedichte Friedrich Bodenstedt's.

(Beschluß.)

Welchen Wohlklang athmen überdem auch diese Verse neben der Schönheit des Schlußgedankens! — — Wie ist überhaupt dieses Album von Gedichten und Liedern für Komponisten wie geschaffen, da es durch und durch voll Duft, Sang und Klang ist; denn wer unterscheide dies nicht, wenn er z. B. in „Olga's Gesang" (S. 15) Worte lieset, die selbst wie Glocken klingen:

„Lieblich, wann der Tag erwacht,
Tönt der Lerchen Singen;
Lieblich tönt bei stiller Nacht
Ferner Glöcklein Klingen;

Lieblich tönt's, wann durch den Hain
Rieselbächlein wallen;
Lieblich, wann im Vollmondschein
Harf' und Cither schallen."

Auch das Volkslied nimmt die Natur zum Symbol des menschlichen Seins, weil Beide sich unaufhörlich bedürfen und Ein Wesen zu bilden scheinen. Wir bemerken dieses hier ausdrücklich in Beziehung auf den einem alten Volksliede zwar fern, jedoch sehr gelungen nachgebildeten und bereits von vier renommirten Komponisten in Musik gesetzten Maireigen (S. 257): „Ringel, Ringel, Rosenkranz!", der in Lebensheiterkeit frisch aufspendet und Bürger's gefeiertsten Volksliedern an die Seite gestellt zu werden verdient, dessen Volkston überhaupt — nach den Worten von Karl Rosenkranz — unser Dichter, aber auch völlig selbstständig, sich zu eigen zu machen glücklichst verstanden hat. „England und Spanien", sagt Gervinus in seinem Werke über die Nationalliteratur der Deutschen, „sind die großen Heimathen der Volksbücher und des historischen Volksliedes." Wir räumen dies ein, obgleich die Spanische Romanze von der Englischen Ballade im Wesentlichsten verschieden ist, indem jene das Erscheinende erzählt, diese hingegen die Wirkung des Erscheinenden darstellt. Um letzterwähnte Behauptung bestätigt zu finden, mag unsers Dichters „Der Leichenzug" (S. 72), und „Lochinvar" (S. 365), so wie „Das Mädchen von Toro" (S. 377) selbst nachgewiesen werden, wenn gleich wir die Spanische Romanze für eine schwächere Arbeit unsers Dichters erklären müssen, als die beiden letztgenannten Nachbildungen nach dem Englischen und Schottischen, deren Keim auch poetischer ist.

Wollen wir auch bei dieser Gelegenheit wieder an Goethe erinnern, den wir vorhin fast immer mit unserm Dichter in Verbindung zu bringen bedacht gewesen, so müssen wir bezüglich seiner als Balladendichter hier nur kurz bemerken, daß seine Balladen auch Naturlaute, ächt-lyrische Stimmungsbilder sind, sein „Haideröslein" und „Veilchen" so gut wie sein „König von Thule", „Fischer" und „Erlkönig", wogegen Schiller die That und die Macht des sittlichen Selbstbewußtseins in seinen Balladen in epischen Bildern zur Anschauung bringt: die Freundestreue in der (in der neuesten Ausgabe seiner Werke — horribile dictu — fortgelassenen) „Bürgschaft"; das Pathos der Ehre und der Liebe, das den Knappen in den Meeresstrudel muthvoll sich stürzen läßt; die geistige Kraft endlich, welche durch List und Gewandtheit den Drachen schlägt und nach diesem Siege über die äußere Natur, durch Selbstüberwindung den noch schwereren über die eigene innere davonträgt.

Von schöner Begeisterung für die heilige Sache des Vaterlandes zeugen die beiden herrlichen Lieder aus der glorreichen Zeit der Schilderhebung Preußens gegen Frankreich mit dem besonders schönen Schlußverse des zweiten Liedes, der freilich an den bekannten Monolog der Jungfrau von Orleans erinnert, und mit dem großen Prophetenwort (S. 285):

„Frei, wie Deutschlands Väter waren,
Werden Deutschlands Enkel sein;"

so wie eine nicht durch Dogmen beschränkte Glaubensfreiheit die erhebenden Worte in „Sonntagsfeier" (S. 307) bekunden:

Nicht zum Tempel, den die Hände
Schwacher Menschen aufgeführt;
Nicht zum Tempel, dessen Wände,
Gold, dein eitler Schimmer ziert:
— —
Nein! Hinaus, hinaus in's Freie
Meines Gottes will ich gehn;
Unter Seines Himmels Bläue
Soll der Andacht Flamme wehn!
Ist nicht die Natur Sein Tempel,
Wo Sein Geist zum Menschen spricht?
Trägt sie nicht der Gottheit Stempel?
Predigt sie den Schöpfer nicht?

Ja, sie predigt Ihn, und lauter,
Lauter, als des Priesters Mund!
— —
Hier, wo du, o Baum der Väter,
Hehre Eiche, wächst und grünst,
Unter diesem freien Aether
Sei mein freier Gottesdienst!!

Verehren wahre Religiosität, so wie Allen denen, welche durch Verluste geliebter Herzen hart betroffen worden, werden die „heiligen Töne" in „Ergebung", die Strophe", „die Mutter am Grabe" u. s. w. wahrhaft himmlischen Trost entgegenbringen. Kann wol Etwas Schöneres und Rührenderes gedichtet werden, als (S. 305) „Die Blumen auf den Gräbern?"

„Sollen wir nur heitern Festen
Florens bunte Kinder weihn? —
Nein, die schönsten und die besten
Pflanzt geliebten Gräbern ein!

Blumen sollen holde Boten
Einer bessern Zukunft sein
Und den Hügel unsrer Todten
Zum Altar der Hoffnung weih'n.
Wann sie bei des Mai Erwachen
Freundlich uns entgegenlachen
Und mit süßem Duft umwehn,
Sollen sie uns tröstend sagen:
Laßt das Trauern, laßt das Klagen!
Ew'ger Frühling wird einst tagen,
Und der Staub wird auferstehn."

Digitized by Google

„Die Religion ist die beste", sagt ein deutscher Denker: „welche die Vielen eint, die Einzelnen kräftigt, den Stolzen beugt, die uns das Leben lieben, und den Tod mit stiller Ehrfurcht betrachten, mit Ergebung erwarten lehrt." Diese Gedanken sind der rothe durchlaufende Faden in den s. g. religiösen Gedichten unseres Dichters. Trotz des scheinbaren Indifferentismus in der Glaubensansicht des Letztern im zweiten Verse des Liedes „Beruhigung" (S. 312):

„Ist es Wahn nur, was ich wähne?
Ist es Traum nur, was ich träume?
Blüht für uns kein Friedenshain?
Ach! vergebens fragt die Thräne
Alle Zeiten, alle Räume;
Die Vernunft spricht: „Ja" und „Nein!"

spricht unser Dichter auf das gläubigste in „Ergebung" (S. 301):

„Ich weiß, Gott ist ein Gott der Liebe,
Und mir zum Heile dient mein Schmerz."

Ich geh', wohin Du rufst, mit Freuden,
Ich bin mir Deiner Huld bewußt;
Vergänglich sind der Erde Leiden,
Und ewig ist des Himmels Lust."

wenn gleich die beiden letzten Zeilen uns wieder an Schiller und zwar an Johanna's Sterbewort erinnern: „Knez ist der Schmerz und ewig ist die Freude." Uebrigens hätten in diese Abtheilung auch „An Joha Mothesby's Grab" (S. 150) und „An den Tod" (S. 134) — Beide schöne Zierden der vorliegenden Gedichtsammlung — von dem Herausgeber eingereiht werden sollen. Das würdige, sittenstrenge, thätigernste Leben, das, Karl Rosenkranz zufolge, der Dichter geführt hat, macht uns das tiefe, innige Gefühl, welches derselbe seinen „heiligen Klängen" ebenfalls eingehaucht, vollständig erklärlich, denn nur in den Stunden der Weihe, wo der Geist Gottes ihn durchdringt, fühlt sich der Mensch als Dichter. Dieser Geist der Liebe ist das Kennzeichen der Poesie, so wie die Kunst, in das Herz des Lesers Rührung zu zaubern, einer der beseligendsten und lohnendsten Vorzüge eines Dichters vor den Lebensprosaikern, denn eine geübte Stimmung ist wie das Abendroth, oder ein farbiges Glas, durch welches wir die Welt schöner, wie überzaubert erblicken. Und hier wird es die rechte Stelle sein, über die hohe Herzensreinheit unseres Dichters, die wie ein ungefärbter Diamant aus allen seinen lyrischen Ergüssen in seltener Schönheit uns entgegenstrahlt, noch ein Paar Worte namentlich für diejenigen zu äußern, die zunächst nach der Unverfänglichkeit der Schilderungen des Dichters fragen. Seine Elise, die Gefährtin auf seinem Lebenswege nach der freien Wahl seines Herzens, welcher er ein wunderliebliches Lied theils in neckischer Laune, theils voll schöner Herzenswärme geweiht (S. 170), sie ist, wie dem beredten Stägemann seine Elisabeth, sein Lebenlang der Gegenstand seiner keuschen Liedermuse gewesen; an sie richtet er die reizvollen Worte:

Vergessen hast du längst die Träume,
Die unsre Jugendzeit beglückt,
Die Zeit, wo uns in Sternenräume
Ein Kuß, ein Druck der Hand entrückt.

und bekennt ihr in dankbarer voller Glutempfindung:

Die Lieder, die ich dir gesungen,
Die Lieder, die du mich gelehrt,
Nicht ungerühmt sind sie verklungen,
Man hört sie gern, man hält sie werth.

Wie könnte auch der Welt mißfallen,
Was Liebe schuf, was Liebe gab?
Dein Bildchen malt sich ja in allen
Den hundert kleinen Liedern ab.

Durch sie gehoben, durch sie beglückt, schwört er festere Treue „der himmlischen Kamöne" „der treuen Freundin seiner Kunst" („Weihe der Lieder" S. 128), die Bitte ihr zurufend:

„O, nimm sie hin, die kleinen Lieder,
Schau liebevoll auf sie herab!
Ich geb' ja, Göttin, dir nur wieder,
Was freundlich deine Huld mir gab."

und vergeistigt somit nach Dichterart seine irdische, durch die reinsten Triebe geheiligte Liebe. Den schönsten Stempel aber drückt er seinen rein bewahrten Liebesgefühlen durch die von allem Zauber romantischer Poesie durchwehte „Erklärung" (S. 98) auf, die auch ein wahrer Edelschmuck der ganzen Gedichtsammlung ist, zu schön, um hier nicht noch vollständig mitgetheilt zu werden:

Wenn manches meiner kleinen Lieder
Vom Glück der Minne zärtlich spricht:
Ihr Freunde, wähnet nicht, daß wieder
Der Liebe Netz mein Herz umflicht.

Nicht ziemt die Myrthe meinen Haaren,
Nicht geb' ich süßer Thorheit Raum;
Doch ziemt's mir, singend zu bewahren
Des Lebens allersüß'sten Traum.

So sangen einst in alten Zeiten
Die Ritter, grau und hochbejahrt,
Von ihrer Jugend Seligkeiten,
Von Frauendienst und Liebesfahrt.

Wollen wir noch der didaktischen Poesieen unseres Dichters theils in eigenen Schöpfungen, theils in Nachbildungen aus dem Lateinischen gedenken, so verweisen wir auf die beiden sehr werthvollen Gedichte „An Cölestine" (S. 177) und „An Cäcilie" (S. 322), so wie auf „Ruhe" — nach Horaz — (S. 356). Der empfängliche Leser wird auch in diesen Gaben unseres Dichters mannigfache Anklänge an das eigene Herz wahrnehmen und der gründliche Kenner der Flaccus Muse deren Gedanken z. B. in nachstehenden, überdem die schönste Lebensphilosophie enthaltenden Strophen unsers Dichters sehr glücklich wiedergegeben finden:

„Beglückt, wer sich auf seine Habe
Mit weiser Genügsamkeit beschränkt
Und still und harmlos jede Gabe
Aus des Geschickes Hand empfängt.

— —

Digitized by Google

Sei ausgesöhnt mit deinem Loose,
Genieße froh den heut'gen Tag,
Und spähe nicht, was tief im Schooße
Der dunkeln Zukunft ruhen mag!
Vollkommnes Glück blüht nicht hienieden,
Wo steter Wechsel uns umkreist;
Heil Jedem, dem den innern Frieden
Die Flucht der Dinge nicht entreißt!

Uebrigens ist in der zweiten Zeile des ersten Verses der piccador (Fischer) durch einen navigator (Schiffer) zu ersetzen. — Auch unser Dichter hat durch seine, eine seltene Bewältigung jeder Form bekundende und, neben dem reinsten Wohl- und schönsten Vollklange, durchweg vollendete höchst edle Sprache sowohl in den eigenen Dichtungen als auch in den trefflichen Nachbildungen aus dem Griechischen, Lateinischen, Englischen und Schottischen erfreulichst dargethan, daß die deutsche Sprache die vor allen ihren Schwestern reichbegabte ist, welche nicht allein in sich die Befähigung besitzt, die Poesieen aller Völker der Gegenwart und der Vergangenheit in ihren eigenen Metren und Weisen, als geschickte Dolmetscherin, in kunstreichen Nachbildungen und Uebertragungen zu dem Ohre des Deutschen herübertönen zu lassen, sondern die noch viel Erstaunlicheres vollbringt, indem sie die Rhythmen und Metren, den Bau der Strophen, die verschlungensten Reimstellungen der Fremden auch sich selbst aneignet und die fremden Formen in freier Schöpfung mit dem Hauche deutschen Geistes und dem Marke deutschen Lebens durchdringt und erfüllt. Hiernach finden wir die hohe Begeisterung ganz gerechtfertigt, mit welcher ein Dichter unserer Tage die deutsche Sprache also anredet:

„Was der Hellene kühn und begeistert sang,
Was in Italiens lieblichen Tönen klang,
Des Orients reiche Liederspenden
Sammelst du auf mit geweihten Händen;
Und reihst dem eignen Schatze die Schätze an;
Zum Demant werden Perlen und Gold gethan;
Das gibt die Krone, die dich kränzte,
Wie keine schönere je noch glänzte!"

Und so stehen wir nunmehr gleichsam am Ausgange eines schönen Gartens, den wir in seinen reichen und überraschenden Abwechselungen mit immer gesteigertem Vergnügen und wahrem Ergötzen wohlbefriedigt durchwandelt haben, der nur Blumen- und Fruchtstücke, nirgendwo aber Dornenstücke uns hat erblicken lassen, und durch dessen frischen Duft seiner anmuthigen Blumen, so wie durch die köstliche Süße seiner wohlgezogenen und sorgfältigst gepflegten edlen Früchte wir wahrhaft erquickt und gestärkt worden sind. Friedrich Bodrik's Gedichte — das müssen wir voll innersten Dranges hier aussprechen — sind es in jeder Beziehung durchaus werth, über dem Zeitstrome erhalten zu werden, insbesondere zu einer Zeit, in welcher manche Blüthen- und Blumenkränze geistreicher, aber minder reichbegabter und produktiver Dichter in dem allverschlingenden Strome schnell auftauchen, jedoch, kaum einen Augenblick sich emporhebend, kaum von einzelnen Kennern gehörig gewürdigt, eben so schnell wieder untersinken, ohne daß weiter ein Gemüth sich daran erlabt. Alle, welche in der Poesie mehr, als eine bloße Ergötzlichkeit suchen, werden in dem von unserm Dichter Dargebotenen — dies können wir gleichfalls voll innerster Ueberzeugung hiermit versichern — für ihre eigenen Gefühle den entsprechenden Ausdruck, oder doch einen Anklang und Nachhall finden. Nach Durchempfindung — nicht Durchlesung — desselben wird es sich sicherlich von selbst herausstellen, wiefern in unserer Zeit der Born lyrischer Dichtkunst wirklich so versiegt ist, als es Manche dünken will, deren Blick über Goethe, Schiller, Uhland und Platen — freilich große Namen! — kaum hinausreicht. Möchte aber vor allen Dingen Boerne's beißendes Wort: „Unsere Zeit ist der Wissenschaft und der Poesie nicht günstig; man hat so viel mit Lichtputzen zu thun, daß man gar nicht an's Sehen kommt", bezüglich der vorliegenden Gedichte sich nimmer bewähren, und Bodrik's lyrisches Schatzkästlein nicht nur allen Zusammenstellern lyrischer Anthologieen ernstern und launigen Inhalts, sondern auch insbesondere denen, die sich berufen glauben oder gedrungen fühlen, ihre eigenen Poesieen zu veröffentlichen, zuvor als fleißiges Studium bestens empfohlen sein, indem wir solchen Jüngern in Apolline zu beherzigen geben, daß man bei Gedichten, wie bei Kunstwerken, nicht aufgeregt, verwirrt und weinerlich, sondern warm, stark und klar werden muß, und ihnen Goethe's Worte in „Dilettant und Künstler" als wahrhaft goldene zurufen:

„Blätter, nach Natur gestammelt,
Sind sie endlich auch gesammelt,
Deuten wol auf Kunst und Leben:
Aber Ihr, im Künstler-Kranze,
Jedes Blatt sei Euch das Ganze,
Und — belohnt ist Euer Streben."

Karl Rosenkranz hat es bereits auf das Schönste an unserm Dichter hervorgehoben, daß er zwar bezüglich der schönen Form seiner Poesieen an die gefeiertsten Heroen der deutschen Dichterwelt, an Goethe, Schiller und Lessing, erinnere, jedoch niegend eine verwerfliche Nachäfferei (denn Nachahmung ist gänzliche Aufopferung des Geistes an die Natur, ist Knechtschaft), vielmehr in jedem seiner Gedichte eine aus der Innigkeit seines geläuterten Gefühls entsprungene, vollständige Selbstständigkeit auf das Erfreulichste und als etwas gewiß Seltenes wahrnehmen lasse. Und dem ist in der That so. Ingleichen müssen wir diesem scharfsinnigen Beurtheiler darin vollkommen beipflichten, daß bei unserm Dichter nur das allgemein Menschliche in den individuellsten Tönen, ohne alle „Tropenüberschwänglichkeit" und „Wortungeheurlichkeit" wiederklinge, und daß seinerseits die ungesuchtesten Mittel in Anwendung gebracht worden, welche, eben ihrer keuschen Einfachheit wegen, um so lebhafter ergreifen müßten. Und eben diese Bemerkung: daß Bodrik ein „Gefühlsdichter" in dieses Wortes eigenster und schönster Bedeutung mit Fug und Recht genannt werden müsse, veranlaßt uns, Bodrik, wenn gleich hinsichtlich des vollendeten äußern Gepräges aller seiner so mannigfaltigen Dichtungen neben dem anschaulichen und gestaltenreichen Platen, doch über Diesen insofern zu stellen, als in den Poesieen Platen's oft ein Alles umspielender und durchdringender Hauch und Duft, man möchte sagen: die sich selbst singende Melodie der Empfindung und der Worte fehlt, was gerade zu den fesselndsten Eigenschaften der Bodrikschen Gedichte gehört, deren gar viele von dem süßesten Zauber der Romantik durchhaucht sind. Endlich aber müssen wir

Digitized by Google

vollends unterschreiben, was Rosenkranz von der Originalität unsers durch und durch keuschen Dichters in seiner optimistischen Schalkhaftigkeit und von seiner, dem Weine, der Liebe und dem Gesange huldigenden kerngesunden Sinnlichkeit, im Amalgama mit der Kunst: „alles irdische Ungemach durch neckische Ironie zu verpuffen", Treffendes bemerkt hat, hinzufügend von unserer Seite, daß unser Dichter, wo er selbst zum Anakreon wird („der von ihm so schön übersetzt worden"), sich Rückert's weises Sprüchlein:

„Maaß und Maaß nur macht den Dichter"

überall zur Richtschnur hat dienen lassen.

Doch — eilen wir zum Schlusse!

Unser Dichter richtet in dem letzten Gedichte der vorliegenden Sammlung als Uebersetzer des dramatischen Ossian'schen Gedichts „Comala" von „Ossians Geist" die herrlichen, Seele und Herz tief bewegenden Worte als „Sänger" an diesen Dichterheros: (S. 381)

„Zürne nicht, o Geist, wenn er vermessen
Deinem Fluge nachzuringen strebt;
Wenn sein Lied, von Zeit und Welt vergessen,
Nicht den Lippen seines Volks entschwebt;
Cona's Stimme, leih' ihm deine Zunge,
Wenn der Fluß der Sprache ihm versiegt,
Und das Wort, bei des Gedankens Schwunge,
Kraftlos dem Gedanken unterliegt!"

wir aber fügen, gestützt auf die vorstehend gemachten Mittheilungen, aus vollster Brust hinzu: Nein, unserem Dichter ist der Fluß der Sprache *nicht* versiegt; sein Wort ist bei des Gedankens Schwunge *nicht* kraftlos dem Gedanken unterlegen; sein Lied wird von der Mit- und der Nachwelt *nicht* vergessen werden! — Mögen die sieben Abtheilungen der vorliegenden Liedersammlung nicht als sieben besondere, in sich abgeschlossene Sammlungen, mögen sie nur als die sieben Aeste Eines liederreichen Baumes erscheinen, welche derselbe, geziert mit der herrlichen Krone ächt-deutscher Lyrik, nach vielen Richtungen in den deutschen Gauen ausbreitet, auf deren jedem er den Begehrlichen seine Blüthen, Blumen und Früchte in mannigfachem Formenschmucke zu einem wahrhaft köstlichen und labenden Genusse entgegenbietet. Denn — was ist der Inhalt dieser Lieder voll Klang, Klarheit und Duft?

„Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Redlichkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenbrust erhebt."

Sind wir in diesen Blättern dennoch für den einen oder den andern Leser zu umständlich und zu ausführlich gewesen, so möge dieses die Bemerkung entschuldigen: daß **kein gewöhnlicher** Dichter nach Verdienst gewürdigt, vielmehr ein gar reich ausgestatteter Liedergarten durchmustert werden mußte, und daß **daran** uns hauptsächlich gelegen war, von unserem Dichter ein möglichst vollständiges und getreues Charakterbild als Lyriker überhaupt zu geben, von einem deutschen Lyriker, dessen Gedichte, obgleich ihrem größeren Theile nach, schon vor längerer Zeit gedichtet, jetzt erst vollständig gesammelt der Oeffentlichkeit überliefert worden sind, indessen durchweg als solche geistesfrische, lebenswarme und lieblichduftende Gefühlsblüthen sich darbieten, als wären sie eben erst von dem ewig grünenden Baume der Poesie gepflückt worden.

Möge jeder Dichterfreund des Zurufs unsers Rückert eingedenk bleiben:

„Die Poesie ist Gold; ein wenig von dem holden
Metall, mit Kunst gedehnt, reicht, Welten zu vergolden"

und überhaupt jedes empfängliche Herz die Worte sich einprägen: „Halte dich an das Schöne! Vom Schönen lebt das Gute im Menschen, und auch seine Gesundheit." Wir knüpfen hieran noch die Mittheilung, daß ein deutscher Weiser stets eine Ausgabe des Horaz mit sich führte, in die er selbst geschrieben hatte:

„Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter,
Du stärkst den Geist und stimmst die Seele heiter!"

und schließen mit dem Wunsche: Mög' es so auch mit *unserem* Dichter geschehen! — —

Deutsches Volksbuch. Magdeburg, Walter Delbrück.

In der Anzeige des ersten Bändchens dieses „Volksbuches" („Berlin und Potsdam, eine brandenburgische Seenovelle von *Heinrich Smidt*" enthaltend) Nr. 70 dieser Blätter, äußerten wir, daß uns der Plan, der dem Unternehmen zu Grunde liege, nicht bekannt, hatten jedoch einen dem Buche beiliegenden Prospectus, der sich über denselben ausspricht, nicht beachtet. Wir theilen das Wesentlichste aus demselben mit. Herr *Delbrück* bemerkt, daß er, indem er die Zahl der Volksbibliotheken um das in seinem Verlage erscheinende „*Deutsche Volksbuch*" vermehre, nicht beabsichtige sich in die Reihe Derjenigen zu stellen, welche dem Volke Kinderschriften geben wollen oder wol *über* das Volk aber nicht *für* das Volk schreiben. „Der Geist eines Mannes" heißt es weiter, „den das Leben gereift hat, bedarf doch wohl eine andere und kräftigere Nahrung, als der eines Knaben! Er will sich auch nicht von dem erzählen lassen, was er täglich sieht und hört, Geschichten, die er hundertmal selbst erlebte. Er will, wenn er in seinen Mußestunden ein Buch zur Hand nimmt, hinaustreten aus den beengenden Schranken des täglichen Verkehrs in das blumenreiche Land der Poesie, und die Erfahrung lehrt, daß der Mann aus dem Volke meist lieber nach dem schlechtesten, aber recht schaurig, wildromantischen Ritter- und Räuberromane, als nach einer trockenen moralischen Erzählung greift.

Das „Deutsche Volksbuch" hat es sich zur schönen — freilich auch schweren — Aufgabe gestellt, jene Gegensätze zu vermitteln. Es wird eine Reihe von Erzählungen bringen, die im Gewande der Poesie belehren, bilden, erheben sollen. Es wird zu diesem Ende auch vorzüglich seine Stoffe der Geschichte entnehmen, in der Weise, wie es im Großen die historischen Romane gethan. Doch an kein einzelnes Feld wird es sich binden. Alles Große, Schöne und Gute, was es erreichen kann, wird es in sich aufnehmen.

Jedem Partheistandpunkt wird es fern bleiben, denn es soll sein Ziel sein, *ein deutsches Volksbuch, ein Buch für das deutsche Volk, im wahren Sinne des Wortes zu werden, für alle Stände, für alle Partheien.*" H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 78. **Mittwoch, den 29. September.** **1852.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 609
Die japanesische Reichs-Verwaltung ..... „ 611
Literatur:
Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Heerd ..... „ 611
Miscellen ..... „ 612

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Gemeinde mit dem Ausbeuten des Nationaleigenthums und der Wohnungen der Emigranten fertig war, machte sie sich an die Kiechen. Ein Beschluß des Generalraths vom 30. August ermächtigte die Commissairen der Section, „aus allen Pfarrkirchen der Hauptstadt alle Silbersachen, selbst die Leuchter, sowohl von den Altären als aus den Sacristeien hinweg zu nehmen." Die Beute aus dem Kirchenraube muß immense gewesen seiy, denn es ergiebt sich aus einer am 19. September für den Fuhrmann Picard ausgestellten Anweisung, daß ein vierspänniger Wagen nöthig gewesen ist, um das Silberzeug der Kirche Madalaine-la-Ville-l'Evêque fortzuschaffen.

Was ist aus dieser Masse von Reichthümern, die in den Sälen der Mairie aufgehäuft lagen und wozu alle Sectienen ihren Beitrag in Silber, Assignaten, Juwelen, Leinenzeug, Leuchter, Monstranzen und Kelchen geliefert hatten, geworden? Sie ist großentheils von den Administratoren gestohlen worden, wie es aus einem officiellen Bericht erhellet, welchen eine am 19. October zur Untersuchung der Rechnungen des Ueberwachungsausschusses vom 10. August ernannte Commission dem Generalrath der Gemeinde abgestattet hat.

„Da der zum Rechnungsabschluß beauftragte Rath sich überzeugt hat, daß die Rechnungen der Bürger-Administratoren des Ueberwachungsausschusses vom 10. August und der folgenden Tage, Entwendungen, Vergeudungen und Unterschlagung verrathen; daß die Siegel, unter welchen ein Theil der bei gesagtem Ausschusse deponirten Effecten gelegt worden waren, meistens gebrochen worden sind; daß die Antworten der einzeln ins Verhör genommenen Administratoren sich einander widersprechen und die Veruntreuung des anvertrauten Guts ergeben, so hat er nach vorheriger Berathung beschlossen, daß die Aufmachung der Rechnungen des Ueberwachungsausschusses vom 10. August, nebst Abschrift der in den Register des Generalraths hinterlegten Belege dem vollziehenden Rathe eingesandt werden soll."

Diese Entwendungen, Vergeudungen und Unterschlagungen, Verletzungen der Siegel ꝛc. verhinderten jedoch nicht, daß Marat, Sergent und Panis, die Mitglieder des Ueberwachungsausschusses, und Tallien, dem die Obdut über die gestohlenen Gegenstände anvertraut gewesen war, zu Deputirten des Nationalconvents ernannt wurden.

Von dem Augenblick an, wo die Gemeinde vom 10. August eingesetzt worden war, verschwand die gesetzgebende Versammlung gewissermaßen: die gesammte Gewalt ging von der Reitbahn auf das Stadthaus über, und, wir wiederholen es, es ist die Autorität der officiellen Protocolle des Generalraths erforderlich, um die furchtbare Dictatur zu begreifen, welche sich die Gemeinde selber beilegte.

Am 10. August beschied sie Herrn Roland, den neuen Minister des Innern in folgenden Worten zu sich: „Der Herr Commandant (Santerre) ist ermächtigt worden, den Minister des Innern holen zu lassen; wenn er nicht zur Hand ist, soll sein erster Commis kommen."

Am 11. setzt sie aus eigener Machtgewalt den Herrn Duport-Dutertre, Präsidenten des Tribunals des ersten Veronissements durch folgenden Beschluß ab: „die Versammlung erklärt auf den Antrag eines Mitgliedes, daß der Herr Duport das Vertrauen der Nation verloren hat."

Digitized by Google

Am 12. unterdrückt sie über die Hälfte der Tagesblätter und vertheilt deren Pressen und Lettern unter die patriotischen Drucker." Auf den Antrag eines Mitglieds beschließt der Generalrath, daß die Vergifter der öffentlichen Meinung, wie die Autoren verschiedener Journale, festgenommen und ihre Pressen, Lettern und Werkzeuge an die patriotischen Drucker vertheilt werden sollen." Marat, der noch weniger Umstände machte, ließ die vier Pressen und Zubehör der königlichen Druckerei ohne weiteres und ohne deßfallsigen Beschluß wegnehmen.

Am 17. erklärt die Gemeinde die Unterzeichner der sogenannten Petition der zwanzig Tausende gegen den Aufstand vom 20. Juni, so wie alle diejenigen, welche La Fayette den Eid geleistet, ihrer Bürgerrechte verlustig, und unfähig, irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden.

Am 18. läßt sie eine Frau, Madame Geoffroy, verhaften, und befiehlt, daß sie gefangen gehalten werden soll, bis ihr Mann sie zu befreien komme.

Denselben Tag erläßt sie in demselben Geiste folgendes abscheuliche Decret:

„In Betracht, daß das beste Mittel, den sträflichen Excessen der Emigranten Einhalt zu thun, sein wird, die einzigen Gegenstände, die ihnen theuer sein müssen, wenn die Raserei die Stimme der Natur noch nicht in ihren Herzen erstickt hat, als Geissein festzuhalten, wird beschlossen daß ungesäumt eine Bittschrift an die Nationalversammlung gerichtet werden soll, um von derselben ein Gesetz zu verlangen, das die Gemeinde von Paris ermächtigt, die Frauen und die Kinder der Emigranten in den Sicherheitshäusern zu vereinigen, und dazu die früheren religiösen Gebäude zu verwenden." Ehe noch um diese Ermächtigung nachgesucht worden war, waren die Gefängnisse schon von der Gemeinde überfüllt worden.

An demselben Tage votirte sie ferner auf eigene Faust die Bildung einer Armee von 20,000 Mann, die ein Lager unter Paris beziehen sollte, und ließ auf allen öffentlichen Plätzen Amphitheater für die deßfallsigen Werbungen aufführen.

Am 21. untersagte sie durch einen Beschluß die Titulaturen Herr und Madame, und substituirte denselben die von Bürger und Bürgerin.

Endlich hob die Pariser Gemeinde — weiter konnte sie die Usurpation und die Vermessenheit wohl nicht treiben — am 29. August das durch das Gesetz vom 17. desselben Monats eingesetzte Revolutionstribunal auf. Sie that dies ohne vorherige Rücksprache mit der gesetzgebenden Versammlung, indem sie bloß eine Commission von vier Mitgliedern aussandte, um den Präsidenten den Befehl zu überbringen, seinen Sitz zu verlassen, und dieses mitten in der Instruction des Prozesses über den Major Bachmann und während der Abfassung in dem Prozesse des Herren von Montmorin.

Der Zweck dieser Maaßregel läßt sich durch ein Paar Worte erklären: die Gemeinde wolle die Septembermetzeleien in Ausführung bringen lassen, und da wurde das Revolutionstribunal überflüßig.

Dies Revolutionstribunal, das eingesetzt worden war, um die am 10. August begangenen Verbrechen — d. h. die Handlungen der Aufopferung im Interesse des Gesetzes, der Constitution und der Monarchie — zu richten, war der erste Act von schändlicher und straffälliger Nachgiebigkeit, welche die siegreiche Emeute den Girondisten entriß.

Während in der Nähe der Versammlung das Blut in Strömen floß, und das Geschrei der gemordeten Schweizer bis in ihre Mitte drang, ermächtigten diese Besieger Ludwigs XVI. ihren Präsidenten, welches Gensonne war, zur Ernennung von Commissarien, die überall, wo sie es für gut finden würden, hingehen, dem so lange verrathen gewesenen Volke Gerechtigkeit verheißen, und es auffordern sollten, selbst die nöthigen Maaßregeln zu ergreifen, damit das Schwert der Gerechtigkeit die Verbrecher träfe."

Den andern Tag, am 11. August, sagte der Generalrath der Gemeinde, dem empörten Volke den Gedanken der Versammlung noch deutlicher erklärend, in einer Proclamation zu denselben: „Souveraines Volk, setze deine Rache aus, die eingeschlafene Gerechtigkeit wird nun wieder in ihre Rechte treten, alle Schuldigen werden auf dem Schaffott enden!" — Die Versammlung hatte in der That so eben decretirt, „daß zur Instruction und Aburtheilung des Prozesses der Schweizer so wie der Soldaten noch denselben Tag zu Paris ein Kriegsgericht gebildet, und, ohne auseinander zu gehen, sein Urtheil fällen sollte."

Die Organisation des außerordentlichen Tribunals wurde inzwischen erst am 17. August decretirt, und die Richter, die Geschworenen und die öffentlichen Ankläger in der Nacht vom 17. zum 18. ernannt. Die Gemeinde hatte die Wähler in die Säle des Bisthums berufen, um dort zur Ernennung der neuen Magistratspersonen zu schreiten, welche sich unverzüglich damit beschäftigen sollten, die Rache des Volkes zu befriedigen."

Diese Magistratspersonen, die den Auftrag erhielten die Volksrache zu befriedigen, waren nun:

Richter. Robespierre, Osselin, Mathieu, Pepin-Desgrouettes, Lavaur, Daubigny, Dubail-Coffinhal.

Oeffentliche Ankläger. Lullier, Real.

Geschworene. Le Roy, Blandin, Volleur, Lohin, Leiseau', Galliere de l'Etang, Perdrix.

Robespierre lehnte seine Ernennung als unverträglich mit seinem Amte als Gemeindemitglied ab.

Das Revolutionstribunal begann seine Operationen am 25. August mit dem Prozesse Collenot d'Angremont's, des Secretairs der Administration der Nationalgarde. Er wurde zum Tode verurtheilt, so auch Herr de Laporte, Intendant der Civilliste, und Herr von Rozoi, der Redacteur der Gazette de Paris. Diese drei ersten Opfer gingen mit der größten Würde und dem größten Muthe in den Tod.

Von Rozoi war der dritte Journalist, welcher der Revolution zum Opfer fiel. Der Abbe Bourgoin und Suleau waren ihm vorangegangen. „Als er das Gericht verließ," sagt Clement, der dieser Sitzung beiwohnte, „übergab er dem Präsidenten eine Schrift, die dieser vorlas, als der Verurtheilte sich entfernt hatte. Sie enthielt nur folgende wenigen Worte: ein Royalist, wie ich es bin, mußte schon an einem St. Ludwigstage sterben!"

Am 27. August sprach das Tribunal wieder vier Todesurtheile über Individuen aus, die der Fabricirung falscher Assignaten angeschuldigt waren.

Digitized by Google

Hamburger

Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt

von

F. Niebour.

Achtundzwanzigster Jahrgang. October, November, December.

Hamburg, 1852.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

October, November, December.

No. 79. S. 613: Die sterbende Nonne. — Die Sternschnuppen. Von Dr. G. A. Jahn. — Sagenbuch der bayerischen Lande. Herausgegeben von A. Schöppner. — Ueber Geistes-Epidemien der Menschheit. Von Dr. Carl Gustav Carus. — William Ellery Channing und seine Schriften. — Miscellen.

„ 80. S. 621: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Die beiden Sappho. — Der Herzog von Marlborough und der spanische Erbfolgekrieg. — (Trewendt's Volkskalender.) Deutscher Volks-Kalender für 1853.

„ 81. S. 629: So hab' ich denn geträumet! Von August Emil. — Gräfin Chateaubriand. — Die Erziehung zur Arbeit, eine Forderung des Lebens an die Schule. Von Karl Friedrich. — Social-politische Reise-Resultate. Von August Moritz. — Miscellen.

„ 82. S. 637: Elegie auf dem Kirchhofe. — Geographische und ethnologische Verhandlungen zu Belfast ꝛc. — Charlotte Corday. Dramatisches Gedicht von J. Bamme. Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems. Von J. J. v. Littrow. — Die Wassernoth im Emmenthal am 13. August 1837. Von Jeremias Gotthelf. — Neue vermehrte und umgearbeitete Auflage von Orville A. Roorbach's Bibliotheca Americana. — England's Historische Literatur seit den letzten fünf Jahren. Von Friedrich W. Ebeling. — Miscellen.

„ 83. S. 645: Die Baumannshöhle. Von H. Zeise. — Bemerkungen über das Kopfhaar und die verschiedenartige Tracht desselben. — Boz (Dickens). Bleak-House. Aus dem Englischen von J. Seybt. — Amimone. Ein Alpenmärchen vom Genfersee. Von Ida von Düringsfeld. — Der Pachthof. Idylle von Max Holdau. — Miscelle.

„ 84. S. 653: Ergänzung des in No. 48 enthaltenen Aufsatzes: Prinz Johann von Sachsen. — Gedichte von Hugo Stoacke. — Die Haupt-Personen einiger Dramen des Dr. Karl Gutzkow. 1. Richard Savage, oder der Sohn einer Mutter. — Die kaufmännische Buchführung. Von G. D. Augspurg. — Wilh. von Kaulbach's Wandgemälde im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin. Herausgegeben von A. Duncker. — Schwanwitt. Ein Sommer-Märchen von Mathilde Raven. — Miscelle.

No. 85. S. 661: Die Mädchen von Verdün. — Haidelied. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Hymnologische Reisebriefe an einen Freund des protestantischen Kirchenliedes, von G. Ch. H. Stip. — Gedichte von Emil Grundmann. — Jugend-Bibliothek zur Bildung und Unterhaltung. — Johann Ludwig Runeberg's Gesammelte Dichtungen. Deutsch von Hans Wachenhusen. — Miscelle.

„ 86. S. 669: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Die Haupt-Personen einiger Dramen des Dr. Karl Gutzkow. 2. Das Urbild des Tartuffe. — Sieg der gesunden Vernunft. Von Friedrich von Oelsberg. — Das Buch vom Rübezahl. Von H. Kletke. — Catalogo 1—20 di libri italiani vendibili presso G. Franz. — Katalog der von dem verst. Herrn Grafen Adam von Moltke hinterlassenen Bibliothek. — Wesen und Unwesen des modernen Constitutionalismus.

„ 87. S. 677: Auf der Ostsee. Von H. Zeise. — Die Kunstschätze des Mittelalters und der Renaissance im Louvre, nach ihrer jetzigen Aufstellung. — Die Haupt-Personen einiger Dramen des Dr. Karl Gutzkow. 3. Pugatschow. — Valerio. Tragödie in fünf Acten von Dr. Rud. Gußmann. — Handbuch zur Erlernung der holländischen Handelscorrespondenz. Von L. Rynevelt. — Philine. Ein Roman. Von E. Merx. — Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz von Jeremias Gotthelf. — Miscellen.

„ 88. S. 685: Der Patient wider Willen, oder: So muß man die Männer bezahlen. Lustspiel in einem Aufzuge. Von Fritz v. Fr. — Die unsichtbare Kirche. Von H. Zeise. — F. A. v. Chateaubriand's Denkwürdigkeiten. Von Jenseits des Grabes. Deutsch von Dr. L. Meyer. — Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation. — Miscellen.

„ 89. S. 693: Der Patient wider Willen. (Forts.) — Gedichte von Carl Christian Binzer. — Moritz. Novelle aus der Gegenwart von Leo Assil. — Miscelle.

„ 90. S. 701: In der Nacht. Von H. Zelse. — Die Hauptpersonen einiger Dramen des Dr. Karl Gutzkow. 4. Uriel Acosta. — Der Patient wider Willen. (Forts.) Herzel und seine Freunde. — Miscellen.

Digitized by Google

No. 91. S. 709: Romanze. Von Heinrich Asmus. Geschichte des Directoriums. (Forts). — Der Patient wider Willen. (Schluß.) — Bulletin du Bibliophile Belge. — Miscellen.

„ 92. S. 717: Geschichte des Directoriums (Forts.) — Japan und die Japanesen. — Vorlesungen über Goethe's Torquato Tasso. Von L. Eckardt. — Zwei Generationen oder Geburt, Herkunft und Erziehung. Eine Novelle vom Grafen von Belfast. — Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise. — Miscellen.

„ 93. S. 725: Sangeslust. Die Roßteppe. Von H. Zelle. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Ein Tiefdenker und Glaubenseifrer des dreizehnten Jahrhunderts. — Verbesserte Lesart. — Der König träumt. Romantisches Drama in einem Act. Aus dem Dänischen von H. Zeise. — Die Neugriechische Helena, oder der grüne Kranz auf Hohenschwangau. Von Wilhelmine Hofmann. — Illustrirtes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd. — Lebensbilder aus der Heimath und Fremde — Miscellen.

„ 94. S. 733: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Die Hörner in symbolischer Bedeutung. — Ein Fehlschuß Jean Jacque's. — Pneumatischer Zusammenhang der christlichen Lehre. Von J. F. Ch. Buby. — Attila. Schilderungen aus der Geschichte des fünften Jahrhunderts von Amédée Thierry. — Miscellen.

„ 95. S. 741: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — John Bull. — Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters. Von Wilhelm Lübke. — Anleitung zum richtigen und geschmackvollen Plan- und Landcharten-Zeichnen. Von G. Seez. — Gothaischer genealogischer Hof-Kalender nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuche auf das Jahr 1853. — Boz (Dickens) Weihnachtsmärchen. — Miscellen.

„ 96. S. 749: Der arme Waisenknabe. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Verhandlungen der Londoner geographischen Gesellschaft mit Bezug auf die Fahrbarkeit der Gewässer von Spitzbergen, ꝛc. — Etude sur les oeuvres poétiques de Frédéric le Grand. — Der Waldläufer. Erzählungen aus dem amerikanischen Waldleben von Gabriel Ferry. — Gustav Rosen, ein schweizerischer Roman von C. A. Bruhin.

„ 97. S. 757: Am Grabe Klopstock's. — L'arbre Cracovie. — Blue-stoking (Blaustrumpf). — Der Gentleman. — Drei Bücher Epigramme von C. G. Kühn. — Katalog eines Theils der ehemaligen Bibliothek des Kölner Augustinerklosters. — Der 16. October 1813 und — Deutschland im Jahre 1852. — Literaturbriefe von Hugo Gaeting. — Miscellen.

No. 98. S. 765: Geschichte des Directoriums. (Forts.). — Ein Brief Buonapaete's. — Blutige Folgen eines Gastmahles zur Zeit der ersten französischen Revolution. — Blumen des Bayerischen Hochlandes. Dichtungen von Leonhart Wohlgemuth. — Stadtgeschichten von Max Ring. — Statistische Tafel aller Länder der Erde von Otto Hübner. — Liederchronik deutscher Heiden. Aus vaterländischen Dichtern zusammengestellt von Adolf Böttger.

„ 99. S. 773: Der Brocken. Von H. Zelle. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Eine amerikanisch-afrikanische Expedition. — Deutsches Volksbuch. Von Georg Hesekiel. — Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. — Nur Johan, Gedicht in fünf Gesängen von H. Neumann. — Das Buch der Welt. — Das vierte Gebot, oder: Die ungleichen Brüder. Von G. Nieritz. — Trewendt's Geschäftskalender für 1853. — Souvenir. Album für deutsche Frauen und Jungfrauen. — Miscellen.

„ 100. S. 781: Die Schnitterin und ihr Kind. Von Dr. Sigismund Wallace. — Erinnerungen von Schönbrunn. Von Alphons Balleydier. — Versuch zur Hebung eines geschichtlichen Zweifels. — Gedichte von Carl Seriba. — Winterabend-Geschichten. Von H. C. Andersen. — Das Buch der Reisen. Bunte Bilder aus der Natur und dem Menschenleben. — H. C. Andersen's sämmtliche Märchen. — Leipziger Bücher-Auction. — Zeitirrthümer. — Miscellen.

„ 101. S. 789: Lieder von H. Zeise. — Panthea und Abendstern. — Hagestolz. — Das Jahr 1848. Von Eduard Köllner. — Liederklänge aus England und Spanien. Von Adolf Laun. — Miscellen.

„ 102. S. 797: Eigenthümlichkeiten der diesjährigen Witterung, speciell in Bezug auf Belgien. — Des Wittenbergischen Theologen Abraham Calov Lebensschicksale als Gatte und Vater. — Golgatha. Seine Kirchen und Klöster. Von Dr. Titus Tobler. — Kinder- und Volksmärchen. Gesammelt von H. Pröhle. — Atlas zu Alex. v. Humboldts Kosmos.

„ 103. S. 805: Die Reise zur Braut. — Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Frankreichs politische Wandelbarkeit. — Hans Jacob und Heini, oder: Die beiden Seidenweber, von Jeremias Gotthelf. — Erster Blick in die Wunderwelt des Magnetismus. Von Carl Scholl. — Der verbannte Pole, oder: Die Familie Strema-Ukoff.

„ 104. S. 813: Geschichte des Directoriums. (Forts.) — Historien. Von H. C. Andersen. — Alma. Von Ludwig Stiebritz. — Miscellen.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 79. **Sonnabend, den 2. October.** **1852.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrgangrs hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die sterbende Nonne ..... Seite 613
Die Sternschnuppen. Von Dr. G. A. Jahn ..... „ 614
Literatur:
Sagenbuch der bayerischen Lande. Herausgegeben von A. Schöppner „ 616
Ueber Geistes-Epidemien der Menschheit. Von Dr. Carl Gustav Carus ..... „ 618
William Ellery Channing und seine Schriften..... „ 620
Miscellen..... „ 620

Die sterbende Nonne.

Langsam naht in seiner Dämm'rung Schleier
Sich der Abend auf die Flur herab,
Und es grüßt in schaurig stiller Feier
Die Natur ihn, der ihr Ruhe gab.

Länger werden aller Bäume Schatten,
Bis die Sonne ihren letzten Strahl
Sendet auf die grünen Rasenmatten
Und dann scheidet von dem weiten All'.

Da naht sanft mit ihrem Silberscheine
Luna an dem dunkeln Himmelsdom,
Und blickt hehrend durch die dichten Haine,
Spiegelt magisch sich im nahen Strom.

Oftmals schaut sie lieblich durch das dichte
Schwarze Laub der hohen Bäume hin,
Und schwankt zitternd mit dem Silberlichte,
Wenn vorüber sanfte Winde ziehn.

Doch jetzt, wo von Zeit zu Zeit ein dunkel-
Schwarzer Nebel vor dem Monde liegt,
Und der Sterne schwächeres Gefunkel
Nur noch mehr die wirren Sinne trügt,

Malt durch diese halb verfall'nen Fenster
Luna, wie mit eines Künstlers Hand,
Furchtbar anzuschauende Gespenster
An des kleinen Zimmers Hinterwand.

Und in diesem alternden Gemäuer
Sitz' ich einsam, wie in einem Grab,
Während sonst zur stillen Abendfeier
Ich zu Gottes Altar mich begab.

O, ich denk' zurück an jene Stunden,
Die ich einst als Kind so froh verlebt;
Alle sind sie längst dahin geschwunden,
Wohin bald auch mich man wohl begräbt.

Früh ward ich geweiht zur Braut des Himmels,
Und die Welt versank für mich in Nichts;
Ließ die Lust des irdischen Getümmels,
Freute mich jetzt nur des ew'gen Lichts.

Aber ach, ich that es nur gezwungen,
Denn mein Herz blieb doch der Welt bewahret;
Ich war, weh! von Andacht nicht durchdrungen,
Wenn man einst uns zum Gebete schnarrt'.

Rudolf, die war schon mein Herz ergeben,
Eh' die Klostermauer mich umschloß,
Dir hatt' ich geweiht mein ganzes Leben,
Eh' der Trennung Thrän' vom Aug' mir floß.

Digitized by Google

Und ich sollte dir es nicht bewahren
Während meiner stillen Einsamkeit?
Sollte nicht in jeglichen Gefahren
Lassen, was dir längst so teen geweiht?

Aber weil die Schwestern bald erkannten,
Daß ich mein Gelübde treulos brach,
Da ich stille Liebe nährte, bannten
Sie mich in dies schauerige Gemach.

Ach, nun weil' ich hier schon lange Jahre,
Büßend für die jugendliche Schuld;
Und ich werde bis zu meiner Bahre
Hier noch harren müssen in Geduld.

Doch, dem Herrn der Welt sei Dank, ich glaube,
Daß des Todes Stunde nicht mehr weit:
Bald fällt wohl mein Leichnam hin zu Staube,
Meine Seele lebt in Ewigkeit.

Herr, mein Heiland, dem ich angetrauet,
Wenn ich gleich nicht das Gelübde hielt,
O, auf dich mein Geist jetzt einzig bauet,
Und dein nahes Walten deutlich fühlt.

Rechne nicht mit mir nach meinen Sünden,
Herr, deß Hand einst die Geschicke wägt;
Laß mich, laß mich Gnade vor die finden,
Wenn der Hammer meine Stunde schlägt!

Herr, ich fühl's an meines Herzens Schlage,
Lange weil' ich nicht mehr in der Welt;
Rasch wohl sich der letzte meiner Tage
Und der morsche Leib in Staub zerfällt.

Ich erkenne meiner Jugend Fehlen,
Und bereue es von Herzen wahr;
Keinen Fehltritt will ich dir verhehlen,
Sieh', mein Inn'res ist dir offenbar. —

— Freudig tönt in meinen Geist es nieder:
„Sünderin, die Schuld vergeb' ich dir!" —
O welch eine Ruh' durchströmt die Glieder
Gott vergiebt die schweren Sünden mir!

Leb' denn wohl, du Welt, auf der statt Freuden
Schmerz die Urne des Geschicks mir gab;
Jetzt will ich auf ewig von dir scheiden
Sinke hin ins stille, dunkle Grab; —

Meine Hände fühl' ich — schon erkalten —
Langsam nur — bewegt der Puls sich mir —
Herr — ich merke, — dein so mächtig — Walten —
Vater — meinen Geist — ergeb' ich — dir!

F...

Die Sternschnuppen.

Von Dr. G. A. Jahn.
Director der astronomischen Gesellschaft in Leipzig.*)

In neuester Zeit ist den Astronomen eine Erscheinung regelmäßig zu beobachten zur Pflicht gemacht, welche auf den ersten Anblick durchaus als keine astronomische Erscheinung vorkommt, und frühre ausschließlich ein Gegenstand der Betrachtung für die Physiker war. Allein meine geehrten Zuhörer werden bald von mir ersehen, weshalb die Sternschnuppen, denn von diesen will ich heute sprechen, in das Gebiet der Astronomie überwiesen worden sind.

Schwerlich giebt es, sagt der ausgezeichnete Beobachter und Kenner der Sternschnuppen, Heis, dem ich jetzt vorzüglich folgen werde, irgend Jemand, der bei einiger Aufmerksamkeit auf den gestirnten Himmel keine Sternschnuppen gesehen hätte, dem es nicht auf den ersten Anblick vorgekommen wäre, als löse sich plötzlich einer der vielen gleichsam am Himmelsgewölbe befestigten Sterne, und falle mit großer Geschwindigkeit lothrecht oder in geneigter Richtung herab, und verschwinde nach wenigen Secunden in verschiedener Tiefe. Die Größe, das Ansehn und die Farbe der Sternschnuppen ist ebenfalls verschieden. Die meisten Sternschnuppen gleichen nur Sternen 3. bis 6. Größe; häufig haben sie nur ein nebelartiges Ansehen; zuweilen aber kommen sie Sternen 2. und 1. Größe gleich und übertreffen sogar Jupiter und Venus an Glanz, so daß sie durch das allgemeine Licht, welches sie verbreiten, selbst denjenigen bemerkbar werden, welche der Himmelsgegend, wo sie ihre Bahn durchlaufen, den Rücken zukehren. Bei einigen Sternschnuppen zeigt sich eine kugelige Gestalt; diese sind alsdann den Feuerkugeln so ähnlich, daß man keinen Unterschied zwischen großen Sternschnuppen und kleinen Feuerkugeln angeben kann. Die Farbe der Sternschnuppen ist meistens weiß, zuweilen roth, gelb, grün und blau. Bei einigen Sternschnuppen bleiben Schweife stehen, die einen Theil ihrer durchlaufenen Bahn mit blassem, milchweißem, raketenfarbigem Lichte bezeichnen. Auch diese Schweife verschwinden nach und nach, meist nach wenigen Secunden; zuweilen leuchten sie abwechselnd wieder auf und erlöschen. Nur bei sehr großen Sternschnuppen dauern die Schweife Minutenlang. Diese stehenbleibenden, meistens von der Sternschnuppe selbst durch einen kleinen Zwischenraum getrennten Schweife scheinen hohle Cylinder zu bilden, die inwendig da, wo die Feuerkugel durchgegangen ist, von leuchtender Materie leer sind. Zuweilen krümmen sich diese Schweife, wenn sie auch Anfangs gerade waren, nach und nach zur völligen Schlangengestalt. Vielleicht sind alle Sternschnuppen mit Schweifen versehen, die aber so schwach leuchtend sind, daß sie nicht mit bloßen Augen wahrgenommen werden können. — Was nun die Bahnen der meisten Sternschnuppen betrifft, so erscheinen dieselbe geradlinig, selten gekrümmt oder zickzackförmig. Daß aber diese Meteore nur bei der Nacht gesehen werden, hat offenbar seinen Grund darin, daß sie am Tage gleich den Sternen, der

*) Der zwanzigste Vortrag in Jahn's sehr empfehlungswerthem, in unserer Zeitschrift bereits besprochenem Werke: Die Sternenwelt. Leichtfaßliche Vorträge über die Astronomie. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, Verlag von Ambr. Abel. 1852. 8.

Digitized by Google

allgemeinen Helligkeit wegen, nicht wahrgenommen werden können. Erst im Jahre 1794 bewies Chladni aus den sorgfältig von ihm gesammelten Beobachtungen von Feuerkugeln, daß diese Meteore nicht in unserer Atmosphäre entstehen, sondern fremde, im Weltraume sich mit planetarischer Geschwindigkeit bewegende Massen sind, die, wenn sie unserer Erde in ihrem Laufe um die Sonne begegnen und in die Erdatmosphäre gerathen, sich entzünden und leuchtend werden, und wenn sie dann zerspringen, Steine und Eisen, auch wohl seltnere andere Materien herabfallen lassen. Die nahe Verwandtschaft, worin die Sternschnuppen mit den Feuerkugeln zu stehen scheinen, bewog damals Chladni, auch die Sternschnuppen für kosmisch, das ist für von Außen in unsere Atmosphäre gekommene kleine Massen zu halten, die sich während ihres Durchganges durch dieselbe erhitzen oder entzünden, und entweder noch in der Atmosphäre oder, wenn sie dieselbe durchflogen haben, wieder verlöschen.

Ueber die Höhe der leuchtenden Meteore stellt man bis zum Jahre 1798 keine Muthmaßung auf, hielt aber die Höhe der Feuerkugeln, welche man zuweilen über mehrere ausgedehnte Länder hinwegziehen sah, für nicht unbedeutend. In dem eben genannten Jahre vereinigten sich Brandes und Benzenberg, um sich über die Höhe der Sternschnuppen Aufklärung zu verschaffen. Sie beobachteten beide, von zwei um 46000 Fuß entfernten Punkten bei Göttingen aus, nachdem sie ihre Uhren in Uebereinstimmung gebracht, die Bahnen aller ihnen sichtbar werdenden Sternschnuppen, die jeder mit Bemerkung der Zeit unmittelbar in eine Sternkarte einzeichnete. Aus der Uebereinstimmung der Zeiten und den übrigen Umständen ließen sich dann leicht diejenigen Sternschnuppen erkennen, die beide zugleich beobachtet hatten, und dann aus den Unterschieden der eingezeichneten Bahnen die Parallaxen, mithin die Abstände, Höhen und Längen der Bahnen berechnen.

Die kleinste Höhe von 22 übereinstimmenden Beobachtungen betrug 1½ bis 10, die größte 30 Meilen. Spätere von Brandes angestellte Beobachtungen ergaben Höhen theils unter 3, theils über 20 Meilen. Die Geschwindigkeit wurde zwischen 4 und 8 Meilen in der Secunde gefunden. Mehrere von Heis in der neuen Zeit gesehene Sternschnuppen gaben, verglichen mit correspondirend in Belgien beobachteten, ebenfalls Höhen von 10 bis 20 Meilen über der Erdoberfläche. Manchen Aufschluß hat man, seitdem Brandes und Benzenberg den Anfang gemacht, über diese räthselhaften Körper erlangt, und es sind besonders die Bemühungen von Olbers, Bessel, A. Erman, von Boguslawski, Quetelet, Heis, Feldt u. A. anzuerkennen.

Ohngeachtet der Widersprüche, welche von Seiten mehrerer achtbarer Physiker erhoben wurden, und der geltend gemachten Hypothesen, daß die Sternschnuppen atmosphärischen Ursprungs, ist fast allgemein die Meinung als die wahrscheinlichste angenommen, daß die von Außen mit planetarischer Geschwindigkeit in unserer Atmosphäre ankommenden Sternschnuppen als Massen zu betrachten seien, die nach den Gesetzen der allgemeinen Schwere höchst wahrscheinlich in Ellipsen um die Sonne kreisen, bis sie in die Atmosphäre eines Planeten gerathen, sich darin entzünden und entweder ganz darin verzehren, oder unter dieser oder jener Form in steinartigen, mit einer schwarzen glänzenden Rinde überzogenen Fragmenten als Meteorsteine (Aërolithen) herunterfallen, oder jenen Planeten verlassend ihre Bahn um die Sonne zu beschreiben fortfahren.

Seit 1831 ist ein merkwürdiges Verhalten der Sternschnuppen bekannt geworden, das zuerst ihnen eine allgemeine Berücksichtigung der Naturforscher verschafft hat. Während nämlich erfahrungsmäßig anzunehmen ist, daß ein einzelner Beobachter durchschnittlich 6 bis 8 Sternschnuppen in einer Stunde bemerkt, giebt es zwei Zeiten im Jahre, wo gewöhnlich sehr viele, oft hundert und mehrere in einer Stunde zu sehen sind. Dies geschieht zwischen dem 8. und 12. August und zwischen dem 12. und 14. November.

Auf eine Periodicität dieser Erscheinung im November leitete eigentlich der ungeheure Sternschnuppen-Schwarm, den Olmsted und Palmer in Nordamerika am 12. und 13. November 1833 beobachteten. Während 9 Stunden fielen damals nach der Schätzung Arago's diese wie Schneeflocken zusammengedrängten, den Himmel durchziehenden Sternschnuppen in einer Anzahl von wenigstens 24000. Auf eine Periodicität des Phänomens im August haben zuerst Quetelet, Olbers und Benzenberg hingewiesen. Dieser August-Strom ist unter dem Strom des heiligen Laurentius bekannt. Schon seit langen Zeiten werden in Irland in einem Kirchenkalender und in Traditionen die feurigen Thränen am Feste des heiligen Laurentius (10. August) erwähnt. — Außer diesen beiden Hauptepochen hat man noch andere Tage des Jahrs erkannt, an denen Sternschnuppen sich in ungewöhnlicher Menge gezeigt haben. Boguslawski nennt die Nächte um Mitte Decembers, Quetelet die vom 20. bis 26. April, die Mitte Octobers, die Zeit um den 6. und 7. Dezember und mit einigem Zweifel den 2. Januar; Erman fügt noch das Ende Februars hinzu. —

Auf Boguslawski's Veranlassung wurden von 1839 bis 1848 an verschiedenen Orten in Deutschland in jenen August- und November-Nächten regelmäßige Beobachtungen der Sternschnuppen angestellt. Heis in Aachen ward ein besonders fleißiger Theilnehmer an diesen Beobachtungen. Diese 10jährigen Beobachtungen haben nun die Periodicität der Sternschnuppen im August und November außer allen Zweifel gesetzt. Die Erscheinung der außergewöhnlich vielen Sternschnuppen ist noch durch einen besondern Umstand begleitet, der über das Wesen dieser räthselhaften Körper einigen Aufschluß giebt. Es scheinen nämlich die meisten derselben von einem bestimmten Punkte des Himmels auszugehen und nach einem bestimmten Punkte hinzugehen. Dieses Ausgehen von einem gewissen Punkte aus deutet nun darauf hin, daß Tausende der kleinen Weltkörper, welche wir als Sternschnuppen sehen, vereint dieselbe Richtung im Weltenraume verfolgen, daß sie in Gemeinschaft ihre Bahn um die Sonne beschreiben, sei es nun, daß sie in gedrängten Haufen sich in einer elliptischen Bahn um die Sonne bewegend alljährlich den nämlichen Punkt der Erdbahn treffen, indem sie mit der Erde gleiche Umlaufszeit um die Sonne haben, oder sei es, was wahrscheinlicher ist, daß dieselben keine isolirten Haufen bildend in einer Anzahl von Myriaden einen geschlossenen Ring ausmachen, der die Erdbahn in einem bestimmten Punkte berühret. Für einen jeden Sternschnuppen-Strom zu den verschiedenen Perioden hat man sich demnach einen andern geschlossenen Ring vorzustellen, so daß der eine mit der Erdbahn zusammenfällt, wo die Erde um den 9. August, der andere aber da, wo die Erde um den 12. November sich befindet. Die einzelnen Sternschnuppen innerhalb dieses geschlossenen Ringes aber scheinen ungleich vertheilt zu sein, und es mögen sich dieselben in

Digitized by Google

eitlichen Gegenden in großer Anzahl zusammendrängen, daher sehr glänzende Phänomene des November-Ringes, wie die im November 1799 und 1833, überaus selten sind.

Heis hat gefunden, daß in der Regel nicht ein Ausgangspunkt, von dem ich bereits gesprochen, genügte, sondern daß zwei oder mehrere Ausgangspunkte angenommen werden müssen, von welchen die Mittelbahnen der Sternschnuppen ausgingen. — Hat man sich übrigens sowohl aus Uebereinstimmung der Zeit, mit Berücksichtigung des aus der geographischen Lage hervorgehenden Unterschiedes der Ortszeiten, als auch der übrigen Umstände, wie z. B. des Glanzes u. s. w. überzeugt, daß eine und dieselbe Sternschnuppe gleichzeitig an verschiedenen Orten gesehen wurde, so läßt sich aus den an den verschiedenen Orten aufgezeichneten scheinbaren Bahnen die wahre Bahn der Sternschnuppen, d. h. Richtung, Höhe des Ausgangspunktes über einem bestimmten Orte auf der Erde, und eben so Höhe des Verschwindungspunktes bestimmen. Auf welche Weise aus den scheinbaren Orten zweier zu gleicher Zeit gesehenen (Feuerkugeln oder) Sternschnuppen der wahre Ort derselben über der Erdoberfläche durch Rechnung zu finden ist, haben zuerst Olbers und Brandes, dann Bessel gelehrt.

Ob die verschiedenen Ausgangspunkte mit den Jahren sich ändern, läßt sich aus den bisherigen Beobachtungen, die nur zehn Jahre umfassen, natürlich noch nicht sicher bestimmen. Eigenthümlich für die Sternschnuppen der Novemberperiode ist es, daß die Bahnen mehr zerstreut sind, als die der Augustperiode. Auch stellt sich aus sämmtlichen Untersuchungen über die Sternschnuppenbahnen als unzweifelhaftes Ergebniß heraus, daß zu den verschiedenen periodisch wiederkehrenden Zeiten im Jahre, wo ein reichlicher Fall von Sternschnuppen stattfindet, außer einem Hauptstrome von Sternschnuppen, der von einem bestimmten Punkte ausgeht und welcher sich durch die übereinstimmende Richtung der einzelnen zu Gruppen sich bildenden Sternschnuppenbahnen zu erkennen giebt, wenigstens noch ein zweiter, von ersterem gänzlich verschiedener Strom vorhanden sein müsse, der von einem andern Punkte des Himmels aus seinen Anfang nimmt und sich durch den Parallelismus der einzelnen, zu Gruppen verbundenen, die ersten Bahnen unter beliebigen Winkeln durchschneidenden Bahnen besonders auszeichnet. Die Lage der einzelnen Ausgangspunkte der Ströme ist aber blos eine beziehungsweise auf die sich bewegende Erde, welche letztere auch noch vermöge ihrer Anziehungskraft einen bedeutenden Einfluß auf Richtung und Geschwindigkeit der Sternschnuppen ausübt. Das gegenwirkende Bewegen und Durchdringen der einzelnen Sternschnuppen-Ströme erklärt aber auch, wie Heis glaubt, auf glänzende Weise das Aufleuchten der Sternschnuppen und die Bildung der schweifartigen Schweife; sei es nun, daß durch das Aneinandertreiben und Gegeneinanderstoßen der meteorischen Körper sich Wärme entwickelt, welche bei der großen Geschwindigkeit als bedeutend anzunehmen ist, oder sei es, daß durch das Zusammentreten von der Materie nach verschiedenen Körpermassen eine chemische Einwirkung stattfindet.

Schließlich will ich noch ein paar Worte über den Zusammenhang der Sternschnuppen mit dem Zodiakal- oder Thierkreislichte und mit dem Nordlichte sprechen. Bis jetzt hat sich noch nicht mit Bestimmtheit entscheiden lassen, ob die Farben der weißen Strahlen des Nordlichts mit den weißen Schweifen der Sternschnuppen und ob die rothe Gluth der letztern mit der Röthe des Nordlichts den nämlichen Ursprung besitzen, eben so wenig, ob vielleicht ein staubförmiger, die Magnetnadel beunruhigender Eisenstrom in eine staubförmige Schwefelwolke tritt und hierdurch Schwankungen der Magnetnadel verursacht. Heis ist der Ansicht, daß erst fortgesetzte genaue Beobachtungen der interessanten einzelnen Erscheinungen des Nordlichts, vorzüglich correspondirende, über das Wesen derselben Aufschluß geben werden können."

Sagenbuch der bayerischen Lande. Herausgegeben von A. Schöppner. Bd. 1. Lieferung 2 und 3. München, 1852, Riegersche Buchhandlung.

In einer frühern Nummer dieser Blätter (Nr. 4 d. J.) haben wir bereits dies Unternehmen angezeigt, dessen erster Band nun mit Lieferung 2 und 3 zum Abschlusse gekommen ist. Der Herausgeber führt uns von den Berggeistern des Fichtelgebirges die Ufer des Mains entlang und besucht mit uns die Städte Culmbach, den Stammsitz der weißen Frau, Bamberg, Würzburg und geleitet uns von da über die Rhön und durch den Spessart nach der Pfalz; dann kehrt er mit uns wieder nach Schwaben zurück, durchwandert Baiern und nimmt endlich in der Oberpfalz auf eine Zeitlang Abschied. Wir erhalten auch hier wieder in dreifachter Fassung viel Vorzügliches. Am stärksten ist mit Recht die schlichteinfache Erzählung des Volksmundes vertreten, der die Sage zwar buchstäblich aber treu weiterpflanzt. Neben dieser stehen die trockenen Ueberlieferungen der Chronisten und zwischen beiden zerstreut glänzen die Gaben der Dichter. Von bekannteren Namen finden sich in vorliegenden Heften: Kopisch, Nodnagel, Rückert, Simrock, Wetzel, Aug. Stöber, Langbein, Adelan, Tieck, Chamisso, Gust. Schwab, Egon Ebert, J. G. Seidl, Pocci, Guido Görres, Braunfels u. A. Unter den Spenden jüngerer Dichter zeichnet sich neben dem Herausgeber A. Schöppner noch besonders Isabelle Braun aus. Schöppner bringt die gegebenen Sagenstoffe leicht und glücklich in poetische Formen und versteht es selbst spröden Stoffen eine dichterische Seite abzugewinnen. Als Probe setzen wir eine seiner Sagenbearbeitungen bei:

Blindheims Name.

„Heda! lieber Wirth, vom besten
Schenkt uns tapfer ein,
Denn fürwahr, zu edlen Gästen
Schickt sich edler Wein;
Nimmer kehren solche Becher
Zu euch alle Tage wieder,
Darum lieber Wirth, vom besten
Schenkt uns tapfer ein!"

„Ja! vom besten, liebe Leute,
Schenk' uns hurtig ein,
Ubi vinum, ibi bene,
Vivat Vater Rhein!

Digitized by Google

Wahrlich, solche Gottesgabe
Ist für Leib und Seele Labe,
Drum vom besten, liebe Lene
Schenk' uns hurtig ein!"

Und es kreisen volle Becher
Munter hin und her
Und es zieh'n die flotten Zecher
Manche Flasche leer;
Doch am Ende zum Bezahlen,
Unerquicklichen, fatalen
Mahnt die lieben Herr'n Studenten
Jetzt die Stunde schwer.

„Eil mein guter Wirth, verdrießlich
Scheint ihr fast zu sein,
Wär' ein Spielchen nicht verspießlich,
Grillen zu verscheuchen?
So ein Spielchen laßt uns machen:
Blinde Kuh! da giebt's zu lachen,
Blinde Kuh! das kann erspießlich
Gegen Grillen sein!"

Und dem lieben Wirthe bindet
Man die Augen zu,
„Blinde Kuh! wer sucht, der findet,
Holla! blinde Kuh!"
Und die flotten Herr'n Studenten
Einer um den andern wenden
Auf den Zehen, den behenden
Sich der Thüre zu.

Stille wird's. An leeren Wänden
Schleicht der Blinde sacht,
Weil die lieben Herr'n Studenten
Sich davon gemacht;
Lachend sind sie abgezogen,
Blinder Wirth, du bist betrogen! —
Und dem Dörflein ward der Name
Blindheim aufgebracht.

Isabelle Braun besitzt neben den Vorzügen der Formgewandtheit und dichterischen Auffassungsweise den Fehler allzugroßer Redseligkeit, die sie oft länger bei unbedeutenden Gegenständen verweilen läßt als nöthig ist. Besonders tritt dies im „Herrgotts-Ruh-Klösterle" hervor, das bei vielen vortrefflichen Einzelheiten doch im Ganzen zu breit und gedehnt ist, und gerade die Sage verlangt zumeist Zusammendrängung des Stoffes in scharfe Umrisse; sie erlaubt dem Dichter nur ihren innern Sinn durch äußere Gewandung abzuspiegeln, aber sie will rein erhalten bleiben und unvermischt mit des Dichters eigener Gefühlsinnerlichkeit. —

Von den verschiedenen Mundarten sind die des Egge- und Saalthals durch L. Zapf, die vom Ochsenfurter Gau durch Unterzeichneten, die des Spessarts durch Herrlein, die Pfälzer und Westricher durch Ludwig Schandein, und die Altbairische durch F. v. Kobell und J. A. Pangkofer vertreten. Neu war uns auf diesem Felde Ludw. Schandein, der übrigens die Mundarten der Pfalz trefflich zu handhaben versteht, wenn er auch seinem Vorgänger, dem gemüthlichen, leider zu früh verstorbenen K. G. Nadler noch nicht gleichkommt. Die pfälzische Mundart geht leicht und hüpfend und eignet sich darum besonders für scherzhafte Erzählungen; für ernstere Stoffe wie z. B. Eberhard von Randeck (S. 340), der Raugraf von Altenbaumburg (S. 342) u. A. ist sie zu spielend. Nadler zeichnet sich nicht allein durch größere sprachliche Gewandtheit aus, das Hauptverdienst seiner Dichtungen liegt darin, daß er schon in der Wahl seiner Stoffe das treueste Bild des pfälzischen Volkslebens giebt. Es ist überhaupt eine irrige Ansicht, wenn der Dichter der Mundart glaubt, er dürfe jeden beliebigen Stoff benutzen, denn wenn die mundartliche Bearbeitung mehr sein soll als eine leere Spielerei, so muß auch schon der Stoff die eigenthümliche Färbung des Volkes tragen und nur dadurch erhält das volksthümliche Bild innere Berechtigung und Vollkommenheit. Die gelungensten Beiträge Schandein's sind auch in der That die dem launigen Volkscharakter der Pfalz entsprechenden Gedichte, wie z. B. die Weinprobe zu Wachenheim (S. 318), wo ein listiger Wirth mit einem weinliebenden Abt um die Wette trinkt und ihn ruhmvoll besiegt, denn

„Werth hämens hinner de Ohr."

Oder die muntere Geschichte vom „Hirt von Aggersheim" (S. 336), der, an das Krankenlager seiner Frau geheftet, nicht aus der Stadt entfliehen kann und der, den feindlichen Heerführer überlistend, zum Retter Aggersheims wird. Mit einem weißen „Tüchel" tritt er auf das Thor und unterhandelt mit den Spaniern, denen er zuruft:

— Gebt ehr uns Schutz davor,
Isch gleich uf Thor und Richel.
Doch seid ehr löppisch, eh un hart,
Werd beezhaft sich gewehrt:
Es werd noch groß Hülf erwart — u. s. w.

Als nun beim Einzug der Oberst sieht, daß die ganze Stadt leer ist, und daß der ganze „Uewerrersicht" nur aus dem Hirten Hanns Warsch besteht, so fragt er ihn mißmuthig wie das zugegangen und erhält zur Antwort:

Wie kunnt ich ach mitlofe?
Mei' Fra die hot e' Klenes krikt —
Das muß ich halt doch tafe!

der Oberst nimmt nun freundlich die Einladung zur „Kinntaf" an.

Un sächt: „Weil du so brav gethan,
So heb ich der drei' Bümel!"

Unter den sonstigen Dichtergaben der beiden Hefte findet sich neben manchem Schönen auch manches Mittelmäßige. — Von den Aufzeichnern mündlicher Ueberlieferung sind Bechstein, Panzer und Mone fleißig, aber ehrlich benutzt.

F. J. Freiholz.

Digitized by Google

Ueber Geistes-Epidemien der Menschheit. Von Dr. Carl Gustav Carus, Geh. Medicinalrathe und Leibarzte Sr. Majestät des Königs von Sachsen. Leipzig und Meissen, F. W. Goedsche'sche Buchhandlung (O. Fr. Goedsche). 1852. 58 Seiten. 8.

Diese Abhandlung reiht sich drei im verflossenen Jahre gedruckten Abhandlungen des Herrn Verfassers „vom gegenwärtigen Stande der Cranioscopie", „über Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der menschlichen Hand", und „über Nervensystem und Nervenleben" an, welche durch das an denselben von einem größeren geselligen Vereine ergangene Gesuch, denselben durch einen wissenschaftlichen Vortrag zu erfreuen, veranlaßt wurden. Der zu besprechende Vortrag ward im Winter 1851/52 gehalten. „Es mochte", heißt es im Vorworte, „wohl hauptsächlich ein prüfender Blick auf manche merkwürdigen Ereignisse der jüngstvergangenen Zeit sein, der mich bestimmte, diesmal gerade den großen merkwürdigen Gegenstand geistiger Epidemien zum Vorwurf eines solchen Vortrags zu wählen, denn wer hätte wohl die letzten ereignißvollen Jahre durchlebt und bei einem irgend tiefer gehenden Erkennen nicht an solche epidemische Einflüsse gedacht; allein dem höheren Grunde derselben nachzuforschen, in den Begriff einer solchen Epidemie schärfer zu erfassen, war doch nur sehr selten versucht worden.

In dieser Hinsicht also im Allgemeinen aufklärend einzuwirken, denen, welche dergleichen Ereignisse aus der Geschichte früherer Jahrhunderte nicht kannten, einen Ueberblick derselben zu geben, und zugleich eine tröstende Auffassung späterer ähnlicher Vorgänge Nachdenkenden zu erleichtern, dies war die Aufgabe, die ich mir hiebei stellte; eine Aufgabe, deren Ausführung übrigens noch gar sehr beschränkt wurde durch die gemessene Zeit, welche einer solchen Vorlesung ihrer Bedeutung nach gegönnt sein kann, und welche daher schon insoweit eine gewisse Kürze und Unvollständigkeit des Ganzen bedingte."

Nach einer Einleitung, die mit der Bemerkung beginnt, daß der Verf. sich die Aufgabe stelle, „einen gedrängten Ueberblick davon zu geben, wie die Menschheit, an welcher wie lange verschiedene Bildungsepochen, verschiedene Leiden und Freuden, Erhebungen und Senkungen anerkennen mußten, auch mannichfaltiger Krankheiten fähig sei, und zwar nicht blos Krankheiten, welche als mehr oder weniger furchtbar leibliche Epidemien immer von Zeit zu Zeit ganze Stämme der Menschheit decimirt, so zuweilen fast ausgerottet haben, sondern auch Krankheiten, welche der Seelenstörung des Einzelnen verglichen werden können, indem große Volksmassen von einer oder der andern Art eines Wahnsinns ergriffen wurden, welcher, ganz wie die Seelenstörung irgend eines besonderen Menschen, aus gewissen Ursachen sich entspann, gewisse Höhen erreichte und nach kürzerem oder längerem Zeitraume endlich wieder verschwand", werden Beispiele solcher Geistes-Epidemien mitgetheilt. Zuerst wird ausführlich eine der auffallendsten Begebenheiten dieser Art, jene Tanzwuth, welche im 14. und 15. Jahrhundert einen Theil von Europa durchzog und die wunderbarsten Erscheinungen in Städten und Dörfern hervorrief, geschildert. Zuerst in Aachen im Jahre 1374, einige und zwanzig Jahre nach dem sogenannten schwarzen Tode, erschienen Schaaren von Männern und Frauen, welche die wildesten und rasendsten Tänze ausführten; die dämonische Krankheit verbreitete sich bald über die benachbarten Niederlande (Lüttich, Utrecht, Tongeren rc.). Auch in Köln und Metz zeigte sich die Tanzsucht einige Monate später als in Aachen; sie dauerte auch lange fort; so wird z. B. von einer solchen Erscheinung in Straßburg 1418 berichtet, wo man zuerst Spuren einer gewissen verständigen psychischen Behandlung der Epidemie findet. Bevor die Ursachen derselben nachgewiesen werden, gehen einige Betrachtungen über den Tanz selbst, seiner tieferen, mystisch-religiösen Bedeutung nach, voran. In ihr, meint der Verf., möge es wol gelegen haben, daß in jenen dunkeln Zeiten eine von einem gewissen inneren Bedürfnisse der Buße getriebene und durch dumpfe Geisteszustände leicht dem Wahnsinn verfallende Bevölkerung gerade auf die seltsame Thorheit eines büßenden Tanzes gerathen konnte. Dazu kam, „daß die Zeit nach der fürchterlichen Pest, dem schwarzen Tode, ganz geeignet war, die Phantasie der Menge mit den abenteuerlichsten Bildern zu füllen, und jedem Schwärmer Macht zu verleihen, mit sonst unerhörter Gewalt das Volk aufzuregen, und, wie jeden anderen Wahnsinn so auch diesen, der ursprünglich eine Art öffentlicher allgemeiner Abbüßung vorstellen sollte, förmlich einzuführen." (Es wird hier an die Geißler oder Flagellanten im 13. Jahrhunderte erinnert.) Auch konnte in dem Nervensystem der Menge eine gewisse nachzitternde Erregung von den Schrecknissen der nicht lange erst überstandenen Pest, vorhanden sein. Die dunkle Zeit selbst, die Angst, daß jene Schrecknisse sich erneuern könnten, der herrschende Aberglaube, die unvollkommenen socialen Einrichtungen forderten die Erzeugung des Wahnsinns.

„Vielleicht", fährt der Verf. fort, „würde es indeß immer noch besonders räthselhaft erscheinen, wie es möglich gewesen sei, daß, da doch nothwendig immer solcher Wahnsinn zuerst an Einzelnen entstehen mußte, er nun mit dieser Schnelligkeit immer weiter und über so große Landstriche sich hätte ausbreiten können, — käme hier nicht die bekannte Eigenthümlichkeit vieler Nervenzufälle erklärend hinzu, daß sie meistens auffallend leicht durch eine Art von geistiger Ansteckung sich mitzutheilen im Stande sind."

Die Weise, auf welche ein solches Rasen und Toben endlich wieder aufhört, wird durch einen Blick von dem einzelnen Menschen auf die gesammte Menschheit dargelegt. „Ist schon im Einzelnen eine Kraft, die wir den Arzt im Menschen, oder die Heilkraft der Natur nennen, die oft ohne alle Hilfe von Außen den ungesunden kranken Zustand, eben weil er ihrer eigentlichen eingebornen höheren Idee ungemäß ist, endlich vollkommen wieder ausstößt und beseitigt, so wird sicher eine ähnliche Kraft in noch weit höherem Maaße in der Menschheit selbst liegen."

Als Zeugniß dafür, daß der wirkliche Wahnsinn einer krankhaften Tanzsucht nicht mit jener großen Epidemie ganz verschwunden war, geht der Verf. nun in seinem Vortrage zu den sogenannten Tarantel-Tänzen Apuliens und den sonderbaren Excessen dieser Art Abyssiniens, über: Was die ersteren anlangt, so wurde dieser Wahnsinn nicht blos von dem Bisse der Lycosa Tarantula, einer nicht großen Erdspinne Apuliens, erregt, sondern es trat dort, nachdem im 12., 13. und 14. Jahrhunderte mehrere Pestepidemien, zuletzt der schwarze Tod, gewüthet hatten, ein, schon oben erwähnter, allgemeiner nervenergreizter Zustand ein; zuerst wird dieser apulischen Tanzwuth im Jahre 1430 gedacht. Der

Digitized by Google

Verfasser führt nach den Mittheilungen italienischer Gelehrten (Alexander ab Alexandro, Matthioli) mehrere Beispiele an und stellt die eigentliche Höhe des Urbels im 17. Jahrhundert mit Hecker's Worten dar. Nach dessen Uebersetzung wird aus Nathanael Pearce's Reisebemerkungen ein merkwürdiger Fall der Tanzmanie in Abyssinien erzählt; auch Pearce's Frau, eine geborene Griechin, litt an derselben.

Die Convulsionaires in Paris in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts — Männer und Frauen, Junge und Alte, die am Grabe des 1727 gestorbenen Jansenisten François de Paris, in Convulsionen fielen, schrieen und unter Krämpfen den Jansenismus predigten —, dann der Hexenglaube und die fürchterlichen daher entstandenen Hexenprocesse, zuletzt die, jedoch sehr local gebliebene, Epidemie des Vampyrismus in Ungarn und Seebien, sind fernere Gegenstände des Vortrags, welcher mit den folgenden Betrachtungen schließt:

„Wir wollen zwar nicht sagen, daß es in der Menschheit gerade ebenso sich verhalten müsse, als hinsichtlich der Geisteskrankheiten einzelner Menschen, bei denen man wahrnimmt, daß eine gewisse allgemeine Zunahme der Cultur, vermöge soviel größerer Complicationen und so viel mehr Noth des Lebens, auch eine größere Häufigkeit der Krankheitsfälle bedingt; im Gegentheil, wir dürfen wohl sagen, daß, wie hinwiederum für das Individuum, die volle Klarheit der Erkenntniß und die höhere wahre Bildung des Herzens mehr und mehr die Möglichkeit wirklichen Wahnsinns ausschließt, so werden auch die Massen der Menschheit durch wahrhafte Steigerung ethischer und geistiger Bildung der Möglichkeit von dergleichen Epidemien immer mehr, und besonders in ihren rohen Formen, entzogen, allein vorkommen werden dergleichen immer und ganz werden sie der Menschheit nie erspart werden, ja sie werden oftmals an gewisse Entwickelungsperioden und manches wirkliche Vorwärtsstreben der Menschheit sich anknüpfen, somit deutlich erinnernd an die schon von Plato hervorgehobene nahe Verwandtschaft zwischen gewissen Wahnsinnsformen und höherer prophetischer Begeisterung.

Oder was erblicken wir denn anderes in jenen großen Erschütterungen der Völker, die wir mit dem gemeinsamen Namen der Revolutionen belegen, sind es nicht ungeheure fieberhafte mit Phantasien und Delirien, und theils mit wirklich perindischem Wahnsinn begleitete, theils im Einzelnen blitzartig auch von wahrhaft großen Ideen durchzuckte Entwickelungskrankheiten der Menschheit, ohne welche nun einmal der Zeiger der Geschichte niemals und nirgends bedeutend vorgerückt ist?

Mag es dann der Menschenfreund beklagen, daß in diesen Krankheitsstürmen so vielfältig das Glück vieler Tausende gestört wurde, schon darin, daß eine ewige Weltordnung sie ebenso wenig als die Epidemien leiblicher Krankheiten uns ganz ersparen konnte, ist ihre Nothwendigkeit dargethan, und glücklich Der, dem es gegeben ist, nach vorübergegangenen Stürmen dieser Art, die Reinigung der Atmosphäre noch zu athmen, welche auch solchen Donnerschlägen doch in bestem Falle entschieden zurückbleibt.

Man hatte vor einiger Zeit in Berlin eine Doctordissertation öffentlich, unter großem Menschenauflauf, vertheidigt, welche den Titel führte „de morbo democratico", von der demokratischen Krankheit; und so wenig wie auch diesen Namen, der dort mehr im Scherz als im Ernst gebraucht worden war, hier unbedingt anerkennen und damit irgend jedes edlere und im höhern Sinne einer wahren Volksvertretung demokratische Bestreben als krankhaft darstellen wollen, so konnte doch Niemand in jenem großen Sturme, welcher 1848 in der Menschheit, nach lange vorausgegangener Windstille, sich erhob und mit ungeheurer Gewalt sich über einen großen Theil von Europa ausbreitete, den Charakter einer gewissen Geisteepidemie verkennen. Wem ist es nicht noch im Gedächtniß, mit welcher Rapidität eine vollständig veränderte Geistesstimmung damals sich verbreitete, wie es die Massen ruhiger Bewohner von Stadt und Land oft in Zeit weniger Wochen zu schwindelnden Weltverbesserern und fanatischen Helden einer meist sehr mißverstandenen Freiheit umschuf, wie die Regierungen plötzlich auf längere Zeit sich geradezu paralysirt fanden, die wohlwollendsten Bürger oft ganz in wilde Bannerträger der Revolution sich umwandelten und Geistliche, sowie Gelehrte nicht selten mit Enthusiasmus Dinge vertheidigten, welche früher entschieden von ihnen verabscheut worden waren. In Wahrheit behielten gewiß nur sehr Wenige, bei diesen allgemeinen fieberhaften Zuständen, durchaus volle und klare Besinnung dergestalt, daß sie von dem, was auch in diesen Bewegungen ursprünglich Bedeutendes lag, sich stets vollkommene Rechenschaft zu geben im Stande gewesen wären, ja diesen selbst, wenn sie sich jener von Ereigniß zu Ereigniß drängenden Zeiten erinnern, werden sie oft nur als schwere unruhevolle Träume erscheinen.

Auf alle Fälle stehen wir übrigens selbst noch diesen Ereignissen zu nahe, um sie in ihrer ganzen welthistorischen Bedeutung zu begreifen und jetzt schon den Isisschleier zu heben, der die geheimnißvollen Gesetze verbirgt, nach welchen auch sie eben der Menschheit nicht erspart werden konnten und sollten, indeß können wir gegenwärtig denn auch glücklicherweise die Frage nach der eigentlichen Bedeutung derselben ganz unberührt lassen, sondern nur an die Thatsache uns halten, daß auch hier wieder — und abermals in ganz besonderer und gerade so noch nie dagewesener Weise — die Phänomene einer wirklichen geistigen Epidemie uns wieder einmal vorgeführt worden sind. Sehen wir denn, wie in solchen Vorgängen zeitweise das höhere geistige Bewußtsein und die wahre schöne Geistesfreiheit allerdings der Welt fast gänzlich entzogen scheint, wie aber dem ohnerachtet unter allen solchen krankhaften Zuständen zuletzt doch die Reinheit der Erkenntniß, das Wachsthum wahrhafter theilnehmender Liebe, und die Schönheit der Empfindungen, Fortschritte machen können, und wie somit die Menschheit zwar niemals einen unbedingt vollendeten Zustand erreicht, aber doch unter tausenderlei Schwankungen ihm immer etwas mehr approximativ entgegengeleitet wird, so muß uns auch, je länger je mehr, eine tiefe Ehrfurcht gegen jene sichere Führung eines eigentlichen und höchsten göttlichen Weltregiments ergreifen, und es wird hierdurch dann unserer Seele zugleich jene vertrauende innere Ruhe und Festigkeit gewährt werden, durch welche und in welcher wie unfehlbar am vollkommensten geeignet sind, einmal an unserer eigenen Ausbildung, Aufklärung und inneren Befriedigung mehr und mehr zu arbeiten, sodann aber auch dieser schönen und großen Güter, soweit wir sie überhaupt erreichen durften, wahrhaft uns zu erfreuen."

Der Vortrag würde sogleich den geistreichen Verfasser der trefflichen Werke, die wir unsern Lesern angelegentlichst empfehlen: „Psyche. Zur Entwicklungsgeschichte der Seele. 2. verb. u. verm.

Digitized by Google

Aufl." und „Physis. Zur Geschichte des leiblichen Lebens. M. 61 in den Text eingedruckt. Figuren" (Stuttgart, C. P. Scheitlin's Verlagshandlung, 1851) erkennen lassen, wenn sein Name auch der kleinen Schrift nicht vorgesetzt wäre; überall sind neben dem, Vielen seiner Zuhörer und Leser Unbekannten, oder doch nicht genau Bekannten aus der Geschichte der Geistes-Epidemien gehaltreiche, belehrende Hindeutungen auf psychische Zustände des Menschen gegeben; das Thema hätte freilich leicht noch weiter ausgedehnt werden können, was jedoch absichtlich vermieden ist. Die Vermuthung des Verf., daß der Vortrag in seiner engen rhapsodischen Form vielleicht am meisten geeignet sei, den tiefen und großen Gedanken, den er bespricht, im Allgemeinen mehr ins Bewußtsein zu bringen und der großen, ernsten Erwägung aller Denkenden zu empfehlen, ist gewiß eine richtige, und, wenn er an Goethe's Wort erinnert: „Man muß sein Glaubensbekenntniß von Zeit zu Zeit wiederholen, aussprechen was man billigt, was man verdammt, das Gegentheil läßt's ja auch nicht daran fehlen", so wird es ihm nicht an Beistimmung zu dieser Erinnerung fehlen.

Die einfach-saubere Ausstattung der Schrift ist ansprechend.

F. L. Hoffmann.

William Ellery Channing und seine Schriften.

Herr Edouard Laboulaye hat im Journal des débats (24. Julius und 7. August) in zwei ausführlichen Artikeln besprochen: People's edition of the entire works of W. E. Channing DD. London 1851, 2 Bände 8., und Memoir of W. E. Channing, with relections from his correspondence. London 1851, 8. Den ersten Artikel beginnt er mit folgenden Worten: „Channing ist in Frankreich fast unbekannt; aber in den Vereinigten Staaten, seinem Vaterlande, genießt er einer großen Berühmtheit, und seit seinem Tode, d. h. seit zehn Jahren, ist das Ansehn seines Namens und seiner Ideen noch bedeutend gewachsen. Jetzt haben diese Ideen die Meere überschritten, eine deutsche Uebersetzung*) hat sie in die deutsche Wissenschaft (Herr L. nennt sie la science d'outre-Rhin) eingeführet; Volksausgaben verbreiten sie in unbeschränkter Weise durch ganz England. Wenn man sagt, daß Channing sich vorzugsweise mit der Religion beschäftigte und von diesem Gesichtspunkt aus, was man gegenwärtig die socialen Fragen nennt, studirte, so enthüllt man zugleich das Geheimniß seiner Volksthümlichkeit bei unseren Nachbarn und erklärt unsere Gleichgültigkeit gegen ihn, jedoch ohne ihn zu rechtfertigen. Wahrlich dieser Amerikaner, mit dem man sich in Europa zehn Jahre nach seinem Tode beschäftigt, ist kein gewöhnlicher Schriftsteller; es fehlt uns nicht an Gelehrten, welche von den Interessen der Religion und der Gesellschaft handeln, aber selten rüttelte man ihre Asche auf, ja in der Regel gehen sie schon während ihres Lebens in jene ewige Ruhe ein, zu welcher das Vergessenwerden den Weg bahnt."

Der erste Artikel giebt einen kurzen Abriß der einfachen Lebensverhältnisse Channing's und ist der Erörterung einiger seiner religiösen (unitarischen) Ansichten gewidmet. „Sie sind," heißt es in der Einleitung, „uns, Franzosen und Katholiken, so neu, so fremdartig, so gewagt, daß es Ueberwindung kostet, dem ersten Erstaunen zu widerstehen und sich gegen eine unpassende, verächtliche Geringschätzung derselben zu waffnen." Zwei Bruchstücke sind in französischer Uebersetzung mitgetheilt.

Im zweiten größeren Artikel entwickelt der Verfasser die Religionsgrundsätze Channing's weiter, erwähnt seiner großen Verehrung Fenelons, und erörtert dann seine edlen Bestrebungen für Menschenwohl überhaupt, die Abschaffung der Sklaven und die sittliche Verbesserung der arbeitenden Classe insbesondere. Auch hier werden einige Proben gegeben.

Hat Hrn. Laboulaye's Besprechung der Werke Channing's zunächst freilich den Zweck, seine Landsleute auf den, wie er andeutet, ihnen wenig bekannten Amerikaner aufmerksam zu machen, so ist sie doch, von einigen speciellen Beziehungen auf Frankreich abgesehen, so allgemein gehalten, daß wir deutsche Leser gleichfalls einladen, sie zu lesen.

H.

*) „Dr. W. E. Channing's Werke. In einer Auswahl aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von F. A. Schulze und Ad. Sydow. Berlin, Verlag von Herrmann Schultze." Wir haben diese Uebersetzung in den „Hamb. Lit. u. Krit. Bl." besprochen und einige Auszüge aus derselben mitgetheilt.

Miscellen.

Die Comite, welcher die Leitung der Industrie-Ausstellung übertragen ist, die künftiges Jahr zu Dublin statt finden soll, will damit in einem besonderen Theile des dazu bestimmten Gebäudes die Ausstellung von Sculpturen, Gemälden, (mit Ausnahme von Portraits) in Oel- und Wasserfarben, Frescomalereien, Zeichnungen und Kupferstichen verbinden.

Die Verwendung von Parfümerien ist unter den Hebräern und den Morgenländern überhaupt lange vorher in Gebrauch gewesen, ehe die Griechen und Römer nur eine Kenntniß davon hatten. Zu allererst scheint man sich ihrer lediglich als Weihrauch für die Götter, zur Salbung der Priester und zum Einbalsamiren der Todten bedient zu haben.

Als unlängst ein amerikanischer Redner in der Emphase seiner Begeisterung sagte: „Ich stehe auf dem breiten Boden der Principien von 1798, und mein Arm soll erlahmen, wenn ich von ihnen ablasse" — — wurde er von einem kleinen Schuster, der sich unter dem umherstehenden Publikum befand, mit folgender Gegenrede unterbrochen: „Ihr stehet auf nichts anderem, Jack, als auf meinen Stiefeln, die Ihr mir noch nicht bezahlt habt, und wofür Ihr nun so gut seyn werdet mir das Geld zu geben.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 80. Mittwoch, den 6. October. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 621
Die beiden Sappho ..... " 623
Literatur:
Der Herzog von Marlborough und der spanische Erbfolgekrieg. " 625
(Trewendt's Volkskalender.) Deutscher Volks-Kalender für 1853 " 628

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Der politische Zweck der Septembermetzeleien.

Die Vertheidiger der Septembermetzeleien — sie haben in der That ihre Apologisten gefunden, und nicht bloß in dem Jacobinerclub und unter der Schreckensherrschaft, sondern heutigen Tages und unter unsern Augen — suchen die Sache so darzustellen, als hätten die Vertheidiger des Vaterlandes, als der Einmarsch der Preußen in Verdun das Anwerben einer großen Anzahl von Freiwilligen nöthig gemacht, nicht eher abgehen wollen und dürfen, bevor sie ihre in den Gefängnissen angehäuften Feinde ausgerottet hätten, damit diese Aristocraten und Contrarevolutionairs ihre Abwesenheit nicht benutzten, um die Familien der Patrioten zu tödten.

Wir werden weiterhin das Kindische einer derartigen Erklärung darthun, wollen zuvor aber die ernste Seite der Frage ins Auge fassen, sehen, welches die Ansichten der großen Revolutionnairs über die Septembermetzeleien waren, die sie erdacht hatten, womit sie bekannt waren, die sie ausführten oder ausführen ließen, und die sie jedenfalls zu ihrem Vortheil ausbeuteten.

Petion hat die wahrhafteste, ja die einzig wahre Erklärung der Septembermetzeleien gegeben, indem er gesagt, daß diejenigen, von welchen sie ausgegangen wären, die Absicht gehabt hätten die Revolution und die Revolutionnairs von ihren Feinden zu befreien.

„Sind diese Mordthaten," fragt er, „von irgend jemand geboten, geleitet worden? .... Ich glaube nicht, daß diese Verbrechen einen so freien Verlauf hätten haben können, sondern daß sie vielmehr würden gehemmt worden sein, wenn alle diejenigen, welche die Macht und die Gewalt in Händen hatten, sie ungern gesehen hätten; ich kann aber, weil es die Wahrheit ist, nicht umhin zu sagen, daß mehrere dieser Männer am Ruder, dieser Vaterlandsvertheidiger der Meinung gewesen sind, daß diese unglücklichen und entehrenden Tage nothwendig waren; daß sie das Reich von gefährlichen Leuten säuberten; daß sie den Verschwörern Schrecken einjagten, und daß diese Verbrechen, moralisch verabscheuenswürdig, politisch Nutzen stifteten.

„Ja, das ist's gewesen, was den Eifer derjenigen niedergehalten hat, welchen das Gesetz die Aufrechthaltung der Ordnung anvertraut hatte, derjenigen, welchen durch dasselbe die Vertheidigung der Personen und des Eigenthums übertragen worden war."

Robespierre, wie sehr er auch seine Betheiligung an den Metzeleien zu verhehlen bemüht gewesen ist, hat sich darüber, wenn auch minder bestimmt, eben so wie Petion ausgesprochen.

„Die Welt, die Nachkommenschaft," sagt er, „wird in diesen Begebnissen nur ihre geheiligte Ursache und ihr hehres Resultat erkennen: Sie müssen sie aus demselben Gesichtspunkte ansehen! Sie dürfen dieselben nicht als Friedensrichter beurtheilen, sondern als Staatsmänner, als Gesetzgeber der Welt. Glauben Sie übrigens nicht, als beriefe ich mich auf diese ewigen Principien, weil es uns Noth thäte irgend verwerfliche Handlungen mit einem Schleier zu bedecken: wir haben in nichts gesündigt, ich schwöre es bei dem Thron, der gestürzt ist, und bei der Republik, die sich erhebt."

In der großen Debatte, die am 5. November 1792 in Anlaß der Angriffe Louvets gegen Robespierre und gegen die Pariser Deputation statt fand, wies Collet d'Herbois, der auf demselben Wege noch weiter als Petion und Robespierre ging, sehr deutlich den Gedanken nach, der die Metzeleien eingegeben hatte.

„Manuel," sagt er, „hat sich über den schrecklichen Vorfall vom 2. September geäußert, und mir hat dasjenige leid gethan, was er dieserhalb gesagt hat. Man darf sich nicht verhehlen, daß jenes Ereigniß der große Artikel des Credo unsrer Freiheit

Digitized by Google

gewesen ist. Unsre Gegner rücken uns jenen Tag nur vor, weil sie ihn nicht kennen, und weil man trotz der heute von Robespierre gegebenen Details ihn auch jetzt noch nicht kennt. Ich bedaure alle das Leidige, was mit dieser Sache verknüpft ist; sie muß aber im öffentlichen Interesse ausführlich dargestellt werden.

„Würden wir, als empfindsame Männer, die einen Unschuldigen wieder aus dem Grabe erwecken möchten, wohl gleich Manuel als Princip zugeben können, daß die Gesetze an jenem Tage geschändet worden sind, daß man da nur Henker gesehen hat?

„Wir würden uns an der Wahrheit versündigen, wenn wir über den Tag des 2. September nicht dirselben Principien bekenneten, als: daß uns das spezielle Unheil, welches er zuwege gebracht hat, leid thut, daß ohne ihn die Revolution aber nie zu Stande gekommen sein würde. Manuel hat zu diesem Tage mitgewirkt; so verstelle er denn seine Meinung nicht! Manuel wird einsehen, daß es ein großer Tag ist, dessen Werkzeug er gewesen. Gebe er der Menschheit das Bedauern, das sie erheischt, gebe ee aber auch einem großen Erfolge die volle Achtung, welche dieser große Erfolg verdient, und sage er, daß wir ohne den zweiten Septembee keine Freiheit, keinen Nationalconvent haben würden."

Barrere, der nach Collot d'Herbois das Wort ergreiff, als ob er auf dessen Erfolg eifersüchtig gewesen wäre, lüftete die letzten Zipfel des Schleiers, die den Gedanken der Metzeleien noch hätte verdecken können.

„Bürger," sagte er, „Ihr müßt die Freiheit in all ihrem Umfang lieben, indem Ihr frei seid. Auch ich hatte in der Rede, die ich über Robespierre fertig gemacht, eine eben so politische, eben so revolutiennaire Meinung über die Ereignisse vom 2. September, als Collot d'Herbois. Dieser Tag, sagte ich, von dem man nicht mehr sprechen sollte, weil man der Revolution nicht den Proceß machen muß, stellt sich in den Augen des gemeinen Mannes als ein Verbrechen heraus, indem eine Verletzung der Gesetze statt gefunden hat, in den Augen des Staatsmannes weiset er aber zwei große Wirkungen nach: 1. daß er die Verschwörer bei Seite geschafft hat, welche das Schwerdt des Gesetzes nicht erreichen zu können geschienen hatte; 2. daß er alle die verderblichen Anschläge zunichte gemacht hat, welche die Hyder des Feuillantismus, des Royalismus und der Aristocratie, die ihr widerwärtiges Haupt emporrichtete, ausgeheckt hatte."

Endlich hat der Mann, der an der Verbreitung und der Ausführung der Metzeleien am thätigsten mitgewirkt hat, Marat, sich nach dem Zeugnisse eines Mannes, welcher jener Versammlung beiwohnte, und der noch lebte als Folgendes gedruckt worden ist, schon am 30. August, in einer im Erzbisthum gehaltenen geheimen Versammlung aller Theilhaber an dem Verbrechen, über den politischen Zweck der Maßregel folgendermaßen ausgesprochen:

„Marat brach das Schweigen, und sagte, man müsse den Convent, der sich eben versammeln wolle, durch einen kräftigen Streich in Schrecken setzen, geeignet, ihn vor der Pariser Gemeinde, die man so nach Belieben in Tritt bringen könne, zittern zu machen. Darnach machte er sofort ganz ruhig den Vorschlag zur Ermordung der Gefangenen, deren Tod, wie er sagte, Paris von einer gleichen Anzahl von Feinden der Republik befreien würde.

„Dieser barbarische Vorschlag ward mit der größten Kaltblütigkeit vernommen und besprochen; Alle waren in der Mordthat einstimmig, nur über die Art der Ausführung theilten sich ihre Meinungen."

Dieser Gedanke Marat's, den Deputirten der Provinz durch den Terrorismus die Politik und die Herrschaft von Paris aufzuzwingen, und den Convent der Leitung der Gemeinde zu unterwerfen, hat sicherlich einen großen Antheil an der Ausführung der Metzeleien gehabt; Brissot hat ihn auch schon am 29. October, in seinem „Schreiben an alle Republikaner Frankreichs," offenbart.

„Wenn ich mir all der Umstände entsinne," sagt er, „welche dem scheußlichen Tage vom 2. September vorausgegangen, gefolgt sind und begleitet haben; wenn ich an die Herrschaft denke, die von einem Ausschusse, dessen blutige Beschlüsse Robespierre dictirte, in Paris und in der ganzen Republik ausgeübt wurde; an seine Hartnäckigkeit, die provisorische Gemeinde über die Repräsentanten der Nation zu erheben; an die Reden seiner Anhänger, die ohne Unterlaß die Nationalversammlung aufzulösen drohten; und wenn ich mich des vorbedachten Antrags erinnere, unter dem Vorwande, die Bürger anzuwerben, Sturm läuten und die Thore schließen zu lassen; der Organisation dieses Verlaufes der Mordthaten; der gefühllosen Scherze derjenigen, die in das Geheimniß dieser Expedition eingeweiht waren; der ihr gemachten Apologie im Schlosse der Versammlung selber; der Nutzlosigkeit der Vorstellungen des Maire von Paris; der willkürlichen Unthätigkeit des Generalcommandanten; wenn ich alles Dieses bedenke, so kann ich mich des Glaubens nicht erwehren, daß diese Tragödie in zwei ganz verschiedenen Acten abgetheilt war; daß die Ermordung der Gefangenen nur als Brimerk des großen Anschlags diente, die Ausführung einer gegen die Nationalversammlung entworfenen Verschwörung zu verdecken und herbeizuführen.

„Dies ist die natürlichste Lösung dieser außerdem unerklärlichen Grausamkeit. Auch der grausamste Mensch ist dieses nicht ohne einen Zweck! Die Anordner des Gemetzels müssen dabei die oberste Gewalt im Auge gehabt haben, oder sie wären die blödsinnigsten aller Buben gewesen!"

Folglich — und das ist der Culminationspunkt der Frage — sind die Septembermetzeleien in dem Sinn derjenigen, welche die Monarchie niedergeworfen und die revolutionnaire Regierung eingesetzt haben, in dem Sinne Prions, Robespierre's, Marat's, Collet d'Herbois', Barrere's und Brissot's eine politische Maßregel gewesen, ein aus Staatsgründen geführter energischer und heilsamer Streich, ein nothwendiges, gestehenswerthes, ehrenvolles Mittel, den Reformatoren freie Bahn zu machen, den Convent dem Joche der Pariser Gemeinde zu unterwerfen, und ihn auf dem Wege des Schreckens zur Annahme der Principien der Demagogie zu vermögen. Die Septembermetzeleien sind mit einem Worte ein System, nicht eine Zufälligkeit gewesen, und die Baumeister der Republik haben mit reiflicher Ueberlegung deren Fundament in Blut gelegt.

Dies erste Resultat, so unangreifbar wie die Zeugnisse, die es resumirt, wird uns die Abfertigung leicht machen, welche den jämmerlichen Sophistereien der modernen Apologisten gebührt, welche aus den Septembermetzeleien eine isolirte Thatsache, einen puren Zufall der Geschichte der Revolution haben machen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die beiden Sappho.

Wie? zwei Sappho? hören wir fragen; bisher war ja immer nur von einer die Rede. Woher denn plötzlich eine solche Doppelgängerin? Darauf ist Folgendes zu erwiedern.

Es wird zwar gewöhnlich nur eine Sappho genannt; mehrere Stellen in griechischen Schriftstellern der späteren Zeit, ließen jedoch von jeher vermuthen, daß es zwei griechische Frauen dieses Namens in dem Alterthume gegeben habe, die, jede auf ihre Weise, einen großen Ruhm sich erwarben; diese Annahme ist durch Ermittelungen in neuester Zeit zur Gewißheit geworden, wie weiterhin sich ergeben wird. Beide Frauen waren, wie ebenfalls entschieden feststeht, auf der Insel Lesbos geboren, und zwar, die eine in Mitylene, die andere in Eresos. Die erstere glänzte im siebenten Jahrhundert vor Ch. G. durch ihren ausgezeichneten Dichtergeist, von dem die wenigen Strophen hinreichend Zeugniß geben, welche von ihren Werken allein sich erhalten haben. Diese Sappho ist keineswegs die Geliebte des Phaon gewesen, und hat auch nicht den Sprung von dem leukadischen Felsen *) gethan. **) Sappho die Dichterin war vermählt ***) und wurde Wittwe. Sie ist einzig durch ihre Geisteserzeugnisse berühmt geworden.

Nie schafft irgend eine Redekunst so erhabene, so ergreifende Gemälde, als wenn sie eine ganz eigenthümliche Stimmung der Seele nach der Verkettung der wichtigsten Umstände schildert. Dieses thut Sappho in dem kleinen Gedichte, wovon hier nur die ersten Strophen in der gelungenen Uebersetzung Ramler's folgen:

Selig, gleich den ewigen Göttern! wer, dir
Gegenüber sitzend, die süßen Töne
Deiner Lippen saugt, und ach! dies holde
Lächeln der Liebe!

Seh' ich dies, so pocht mir das Herz im Busen;
Mir erstickt im Munde das Wort: die Zunge
Ist mir wie gelähmt, die Haut durchläuft
Ein plötzlich Feuer!

Nichts mehr seh'n die Augen; die Ohren brausen;
Kalter Schweiß bricht aus; mich ergreift ein Zittern;
Gleich dem Grase welk' ich dahin; der Athem
Fehlt mir; ich sterbe. —

Delille hat versucht die sapphischen Strophen in der nachstehenden französischen Uebertragung wiederzugeben, die jedoch nur eine matte Umschreibung genannt werden kann.

Heureux qui près de toi pour toi seul soupire,
Qui jouit du plaisir de t'entendre parler,
Qui te voit quelquefois doucement lui sourire!
Les Dieux dans son bonheur peuvent-ils l'egaler?

Je sens de veine en veine une subtile flamme
Courir par tout mon corps sitôt que je te vois;
Et dans les doux transpoets où ségare mon ame,
Je ne saurois trouver de langue ni de voix.

Un nuage confus se repand sur ma vue;
Je n'entends plus; je tombe en douces langueurs:
Et pâle, sans haleine, interdite, eperdue,
Un frisson me saisit, je tremble, je me meurs.

Alkäos, ausgezeichnet als lyrischer Dichter, hatte sich in die Sappho verliebt. *) Er schrieb ihr einst: „Ich wünschte dir etwas zu entdecken; aber die Scham hält mich zurück." „Deine Stirn dürfte nicht erröthen", antwortete sie ihm, „wäre dein Herz schuldlos."

In der griechischen Anthologie finden sich nachstehende, die Dichterin Sappho preisende, Verse: **)

Sappho ist mein Name, ich habe die Weiber besieget,
Mit Gesange, wie euch Männer Homerus besiegt.

Ob du anjetzt, o Sappho, den liebenden Jünglingen Liebe
Singst und zärtliche Gluth, hauchst in der Herchenden Herz;
Oder am Helikon jetzt mit den Musen höhere Lieder
Dichtest, Aeolens liebliche Muse du selbst;
Oder daß du mit Hymen anjetzt beim fröhlichen Brautkett
Stehest und schwingst mit ihm jauchzend die Fackel empor;
Oder daß mit der Paphia du den holden Adonis
Klagest, den blühenden, ach! frühe verblüheten Zweig.
Wo du auch seist, Unsterbliche sei mir gegrüßt. Du hast uns
Töchter ***) gegeben, die auch wie die Unsterblichen blüh'n.

A. W. von Schlegel deutet auf der Dichterin Werke in seiner Elegie: „Die Kunst der Griechen" durch die nachfolgenden Verse hin:

Sappho führte den Reihn, geschmückt mit pierischen Rosen,
Lesbos Wonne, zu der oft mit Taubengespann
Paphia kam, und kos'te mit ihr, vom himmlischen Antlitz
Lächelnd: doch Hades Neid birgt den melodischen Geist.

Um dem Ruhme der Sappho als Dichterin den höchsten Glanz zu verleihen, stellten die Sicilianer eine Bildsäule derselben auf, deren Cicero in seiner Rede gegen den Verres erwähnt. †)

Die Sappho aus Eresos, welche lange Zeit hindurch mit der mitylenischen verwechselt worden ist, hat erst in neuester Zeit die ihr streitig gemachte Stelle in der Geschichte der berühmt gewordenen Frauen wieder eingenommen. Eine vor Kurzem in Griechenland aufgefundene alte Münze zeigt einen Frauenkopf, unter welchem in griechischer Schrift der Name „Sappho" und

*) Ein Felsen auf einem Vorgebirge der vormaligen akarnanischen Halbinsel Leukadia, jetzt Santa Maura, im jonischen Meere.

**) Grillparzer ist daher in seinem, den Titel „Sappho" führenden, Drama ganz unbegründeten Angaben hinsichtlich der Lebensereignisse der Dichterin dieses Namens gefolgt. — Jöcher macht in seinem „Gelehrten-Lexikon" bei Erwähnung derselben die ergötzliche Bemerkung: „Sie soll ein klein schwarz Frauenzimmer und gar nicht schön gewesen sein, außer daß ihre Augen als überaus lebhaft und feurig beschrieben werden."

***) Ihr Gatte, der früh starb, soll Kerkola geheißen haben und von der Insel Andros gebürtig gewesen sein.

*) Aristoteles hat uns in seiner Rhetorik B. 1, Kap. 9, das Fragment eines Liebesgespräches zwischen Alkäos und Sappho aufbewahrt.

**) Uebersetzung von Jakobs.

***) Ihre Lieder.

†) Vierter Abschnitt, 57. Kap.

Digitized by Google

die Anfangsbuchstaben der lesbischen Stadt „Eresos“, wo die Münze geschlagen wurde, zu lesen sind. Diese Thatsache, die auch den Ungläubigsten überzeugen muß, läßt weiter keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es wirklich zwei Sappho gegeben habe.

Man hat nun zu erforschen gesucht, zu welcher Zeit die zweite Sappho blühte. Die Schriften der Alten über diese, sicherlich für berühmt zu erachtende Frau, da ihre Mitbürger, die Bewohner von Eresos, derselben das Recht bewilligt hatten, ihr Bildniß auf die Staatsmünze prägen zu lassen, sind uns von der Zeit geraubt worden, und man findet nur noch einige, in den Werken damaliger Schriftsteller hin und wieder zerstreut vorkommende Worte über dieselbe. So sagt der Schriftsteller Nymphis in der Schilderung seiner Reise durch einen Theil Asiens: die Sappho aus Eresos habe den Phaon leidenschaftlich geliebt. Athenäos meldet: die Sappho aus Eresos sei ebenfalls eine von den Schönen gewesen, die in großem Rufe standen. Ferner berichtet Aelian, daß außer der Dichterin Sappho, Lesbos auch eine, durch ihre Liebschaften kundbar gewordene Frau gleiches Namens hervorgebracht habe. Endlich unterscheidet auch Suidas die mitylenische Sappho von der aus Eresos.

Nachdem durch die Zeugnisse jener Schriftsteller, von denen besonders Nymphis und Athenäos als Autoritäten zu betrachten sind, festgestellt worden ist, daß es wirklich zwei Sappho gegeben hat, bleibt zu ermitteln, welche von jenen beiden Frauen eine heftige Liebe zu Phaon gefaßt hatte und aus Verzweiflung den Sprung von dem leukadischen Felsen that.*)

Herodot, der älteste unter allen Schriftstellern, die von einer Sappho gesprochen haben, kannte nur die aus Mitylene. Dieser Schriftsteller gedenkt mit keinem Worte ihrer unglücklichen Leidenschaft für Phaon, noch des Sprunges von dem leukadischen Felsen, der ihrer hoffnungslosen Liebe und ihrem Leben ein Ende gemacht haben soll. Dieses Schweigen des Vaters der Geschichte in Betreff zweier Begebenheiten, die wegen ihrer Erheblichkeit vor Allem in den so ausführlichen Mittheilungen desselben über Sappho eine Stelle finden gemußt hätten, erscheint als der überzeugendste Beweis dafür, daß die Liebe der Dichterin zu Phaon und der Sprung vom leukadischen Felsen, der Sappho des Herodot gänzlich fremd waren. Gleichwohl mußte der Sprung vom leukadischen Felsen, der durch wunderliche Religionsbegriffe geheiligt war, als ein Ereigniß sich darbieten, dessen sich zu bemächtigen Herodot, wenn seine Heldin ihn gethan hätte, gewiß nicht unterlassen haben würde, wäre es nun geschehen, um solchen hervorstechend zu machen, oder den ersten Entstehungsgrund desselben zu erforschen.

In einem auf das Grab der Sappho sich beziehenden Epigramme des Antipater von Sidon wird nicht nur ihr klägliches Ende zu Leukas gänzlich mit Stillschweigen übergangen, sondern auch erwähnt, daß derselben in ihrem Geburtsorte, auf der Stelle, wo sie beerdigt worden, ein Denkmal errichtet wurde.

Hephästion, ein griechischer Schriftsteller der späteren Zeit, führt in seinen „Vermischten geschichtlichen Abhandlungen“ mehrere Personen an, die sich nach dem leukadischen Vorgebirge begaben, um dort das Ziel für ihre Liebesqual aufzusuchen; unter denselben fehlen jedoch die beiden Sappho.

Der Grammatiker Servius gedenkt des Sprunges von dem leukadischen Felsen, den eine Frau, die er jedoch nicht nennt, aus verzweifelnder Liebe zu Phaon ausgeführt habe.

Strabo hatte für den thörichten Gebrauch, von dem leukadischen Felsen sich zu stürzen, kein älteres Zeugniß aufgefunden, als dasjenige, welches der Dichter Menander ihm darbot. Dieser lebte zu Ende des vierten und in dem Anfange des dritten Jahrhunderts vor der christlichen Zeitrechnung. Das Dasein derjenigen Sappho, welche zuerst von dem leukadischen Felsen sich hinabstürzte, reicht daher weiter als bis in das dritte Jahrhundert vor Ch. G. hinauf; aber es geht nicht bis über das fünfte Jahrhundert hinaus; da nun Herodot, der in dem letzteren lebte, von jenem kläglichen Ende der mitylenischen Sappho, wie schon gesagt worden ist, nichts erwähnt, so ergiebt sich aus dem Schweigen dieses Geschichtschreibers, daß die Dichterin aus Mitylene den Sprung von dem leukadischen Felsen nicht gethan hat, und daß die Sappho aus Eresos, die denselben vollführte, nicht geboren war, als Herodot lebte. Dieser Schriftsteller gewährt uns außerdem, wenn nicht einen Beweis, so doch mindestens eine, der Gewißheit sehr nahe kommende, Vermuthung gegen die Gültigkeit der Meinung Derjenigen, welche noch an das traurige Ende der berühmten Mitylenerin glauben. Derselbe erzählt, daß er Verse gelesen habe, die von der Dichterin gegen ihren Bruder Charaxos verfaßt worden waren, in denen sie mit strengen Worten die von demselben geschehene Loskaufung der Buhlin Rhodopis tadelte, die während der Herrschaft des Amasis sich in der Sklaverei befand. Nun aber begann die Regierung des Amasis erst in dem Jahre 570 vor der christlichen Zeitrechnung, und da die Sappho aus Mitylene in dem Jahre 612 geboren worden war, so mußte dieselbe beinahe ihr funfzigstes Jahr erreicht haben, als sie jene Verse dichtete. Sollte dieselbe wohl noch in jenem Alter eine solche Gluth der Liebe empfunden und diese in den leukadischen Meereswogen gelöscht haben?

Das Jahr 1822 wurde für die Alterthumskunde durch das plötzliche Erscheinen der bis dahin unbekannt gewesenen Brustbilder der beiden Sappho merkwürdig, die von ihren Namen gleichsam als Beglaubigungszeichen der Aechtheit, begleitet sind. Das erstere dieser Bildnisse, dasjenige der mitylenischen Sappho, welches sich im Gemälde, auf einer in den Trümmern Agrigents entdeckten Vase befindet, ist von Steinbüchel, dem damaligen Vorsteher des Kunstkabinets in Wien, veröffentlicht, das zweite, nach der oben bereits erwähnten Münze, in Kupfer gestochen worden.

Das Auffinden dieser werthvollen Münze, durch welche das Verzeichniß berühmter Personen des Alterthums um einen schönen Namen und ein ächtes Bildniß vermehrt worden ist, läßt nur bedauern, daß die Geschichte uns so wenig in Betreff einer Frau überliefert hat, der von den Bewohnern ihrer Geburtsstadt Eresos dadurch, daß dieselben ihr Bildniß auf die Staatsmünze prägen ließen, eine so ehrenvolle Auszeichnung zu Theil wurde.

Visconti ist, wie man sagen kann, der erste von allen neueren Schriftstellern gewesen, der die Vermuthung hegte, daß

*) Um von einer hoffnungslosen und verzweifelnden Liebe geheilt zu werden, mußte man, der Sage nach, von der Höhe des leukadischen Vorgebirges, auf welchem ein Tempel des Apollo stand, in das Meer sich hinabstürzen; doch sollen die Personen, die zu einem solchen Mittel sich entschlossen, von den Priestern des gedachten Tempels, die in Nachen sich bereit hielten, den Wogen entrissen und so gerettet worden sein.

Digitized by Google

die Begebenheit mit Phaon und dem leukadischen Felsen, nicht sowohl der ersten, als vielmehr der zweiten Sappho angehöre. Er würde in dieser Hinsicht zur völligen Ueberzeugung gelangt sein, wenn er eine Ahnung von der alten Münze hätte haben können, die ein glücklicher Zufall nach dem Tode dieses Geliebten entdecken ließ, und die das unverwerfliche Zeugniß der Berühmtheit ist, welche die Sappho aus Eresos erlangt hatte. —

Was den Phaon betrifft, so war derselbe, den Ueberlieferungen zufolge, auf Mitylene geboren. Er soll als er einstmals die Venus sehr schnell von der Insel Chios auf das feste Land hinübergeschafft hatte, von derselben eine Vase von Alabaster zum Geschenk erhalten haben, die mit einem köstlichen Kraftwasser angefüllt war, und nachdem er mit diesem sich den Körper gerieben hatte, so wunderbar schön geworden sein, daß er allen mitylenischen Frauen Liebe einflößte. Derjenigen Sappho, welche sich in Folge einer von ihm unerwiederet gebliebenen Liebe in das Meer stürzte, ließ er auf dem nahgelegenen Berge ein Denkmal errichten.

Nach der Angabe Aelian's wurde Phaon von einem Ehemanne getödtet, der ihn bei seiner Gattin überraschte. Einige Schriftsteller behaupten, er sei von der Venus selbst geliebt worden. Hiernach würde er für eine erdichtete Person angesehen werden müssen. N—n.

Der Herzog von Marlborough und der spanische Erbfolgekrieg. Nach der zweiten vollständig umgearbeiteten englischen Original-Ausgabe des Archibald Alison. Mit dem Portrait Marlborough's nach Kneller. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck. 1852. XI. und 584 Seiten. Gr. 8.

Wäre das Leben John Churchill's, nachmaligen Herzogs von Marlborough (geboren am 5. Juli 1650, neuen Stiles, zu Ash, in der Grafschaft Devon, gestorben am 16. Juni 1722 in London, im 72. Jahre) nur das Leben eines großen Feldherrn, und böte es nur Material zur Schilderung von Kriegsthaten dar, so möchte die Aufnahme einer ausführlichen Darstellung desselben in die „Historische Hausbibliothek", deren 24. Band das zu besprechende Werk bildet, vielleicht nicht allgemeinen Anklang finden; aber Marlboroughs Leben ist auch das Leben eines ausgezeichneten Staatsmannes; das bekannte vertrauliche Verhältniß seiner Gattin (Sarah Jennings, der begünstigten Hofdame der Prinzessinn, später Königin Anna, gestorben 1744, im 84. Jahre) gewährt einen Blick in die Hofintriguen, durch welche, nachdem die Herzogin von Mrs. Masham verdrängt war, sie und der Herzog selbst fielen. Freilich nimmt die Erzählung der Operationen, Schlachten und Belagerung während des spanischen Erbfolgekrieges einen sehr großen Theil des Buches ein, aber sie ist in einer Weise vorgetragen, welche den Leser, wenn ihm auch die Kriegskunst fremd, ein lebendiges Bild derselben vorführet. Wenn uns hin und wieder bemerkbar wird, daß wir eine Uebersetzung lesen, so sagt es ja theils der Titel schon, theils mag der Text des Originals, zu dessen Composition, was seinen Werth übrigens noch erhöht, gleichzeitige Briefe und ähnliche Quellen benutzt sind,*) dazu die nicht zu beseitigende Veranlassung gewesen sein.

Alison hat sein Werk in zehn Kapitel getheilt, deren Haupt-Inhalt wir kurz angeben wollen. 1. K. Geburt und Vorgeschichte Marlborough's. — Sein Antheil bei der Revolution von 1688. — Ursachen, welche zu dem Erbfolgekriege führten. 2. K. Anfang des Krieges. — Feldzug von 1702. — Belagerung und Einnahme von Kaiserswerth, Venlo und Lüttich. 3. K. Feldzug von 1703 und 1704. — Schlacht bei Hochstädt. 4. K. Die Feldzüge von 1705 und 1706. — Schlacht bei Ramillies und Eroberung von Flandern. 5. K. Feldzug von 1707. — Mißlingen des Anschlages auf Toulon. — Schlacht bei Almanza. — Beginn der Intriguen gegen Marlborough. 6. K. Feldzug von 1708. — Ueberfall von Gent und Brügge durch die Franzosen. — Schlacht bei Oudenaarde. — Belagerung und Fall von Lille — Wiedereinnahme von Gent und Brügge durch Marlborough. 7. K. Fortschritte des Krieges im Jahre 1708 auf anderen Seiten. — Conferenz im Haag. — Belagerung von Tournay. — Schlacht bei Malplaquet. — Einnahme von Mons. 8. K. Feldzug von 1709 in Savoyen und Spanien. — Die Gertruydenburger Conferenzen. — Feldzug von 1710 in Flandern. — Marlborough umgeht Villar's Linien. — Belagerung von Douai, Bethune, St. Venant und Aire. — Wachsender Einfluß Harley's und der Tories. — Entlassung Godolphin's und Veränderung des Ministeriums in England. — Zunehmende Schwierigkeiten der Lage Marlborough's. 9. K. Feldzug von 1710 in Spanien. — Tod des Kaisers Joseph und Thronbesteigung Karl's. — Feldzug von 1711. — Marlborough umgeht Villars' Linien. — Belagerung und Einnahme von Bouchain. — Neue Unfälle in Spanien. — Geheime Unterhandlungen des englischen Ministeriums mit Ludwig. — Utrechter Friede. — Marlborough verurtheilt denselben und wird des Befehls entsetzt. — Seine ungerechte und hinterlistige Verfolgung. — Unfälle in Flandern und Felde von Rastadt. — Marlborough verläßt England, um auf den Continent zu gehen. 10. K. Marlborough's glänzender Empfang auf dem Continent. — Er verliert das Fürstenthum Mindelheim. — Seine Maßregeln, um die hannöversche Erbfolge zu sichern. — Bemühungen Bolingbroke's, um die Stuarts wieder auf den Thron zu bringen. — Tod Anna's und Thronbesteigung Georg's I. — Marlborough wird zum Oberbefehlshaber ernannt. — Seine weisen Maßregeln besiegen die Empörung von 1715. — Er wird von einem Schlaganfalle betroffen und zieht sich aus dem öffentlichen Leben zurück. — Sein Tod. — Sein Begräbniß und die seinem Gedächtniß erwiesenen Ehren.

---

*) Vermuthlich hat der Verf. in einer Vorrede die benutzten Quellen, zu welchen denn vorzüglich die von G. Murray herausgegebenen Letters and dispatches of John Churchill, first duke of Marlborough, from 1702 to 1712. Lond. 1846, 5 Bände, gehören, näher bezeichnet. Wir machen bei dieser Veranlassung darauf aufmerksam, ob es nicht zweckmäßig, das Wesentliche der Vorreden übersetzter Werke für die „Historische Hausbibliothek" mitzutheilen? Man lernt aus denselben oft nicht blos das Material kennen, welches dem Verf. zur Verfügung stand, sondern auch persönliche Beziehungen und andere Umstände, die zur richtigen Würdigung des Werkes leiten.

Digitized by Google

Im Umriſſe iſt am Schluſſe des 8. und zu Anfang des 9. Kapitels vom Verf. dargelegt, was der Herzog von Marlborough in den wichtigſten zehn Jahren als Feldherr geleiſtet hat: „Er begann den Krieg an der Waal und Maas, als die franzöſiſchen Fahnen Angeſichts der holländiſchen Grenze flatterten, und der Regierung im Haag um das Schickſal ihrer Gränzfeſtung Nimwegen bangte. Er hatte jetzt die Panière der Verbündeten bis an die Scarpe getragen, Flandern erobert, ſämmtliche Feſtungen deſſelben unterworfen und die eiſerne Grenzmauer Frankreichs ſelbſt beinahe durchbrochen. Es fehlte nichts mehr, als die Einnahme der letzten Feſtung Arras, um die Alliirten in den Stand zu ſetzen, nach Paris zu marſchiren, und in den Hallen von Verſailles einen glorreichen Frieden vorzuſchreiben. Er hatte die Franzoſen in vier Feldſchlachten und ebenſovielen Gefechten beſiegt; er hatte jede Stadt, deren Belagerung er begann, eingenommen; er hatte die oft mit der Trennung drohenden, unzuſammenhängenden Elemente der großen Allianz zuſammengehalten; durch ſeinen kühnen Marſch nach Baiern und den Sieg bei Höchſtädt hatte er Deutſchland befreit, als dieſes ſich in der äußerſten Gefahr befand; durch die Eugen geſendeten Unterſtützungen hatte er bei Turin Italien erobert; durch ſeine klugen Dispoſitionen hatte er nach der Schlacht bei Almanza Spanien gerettet. Er hatte die Macht Ludwig's XIV., als dieſer auf dem Gipfel ſeines Ruhmes ſtand, gebrochen; er war nur durch Parteiungen zu Hauſe verhindert worden, deſſen Sturz durch die Einnahme ſeiner Hauptſtadt zu vollenden. Er hatte nie eine Niederlage erlitten; er hatte ſich nie einen Feind entfremdet; er hatte durch ſeine Milde viele Feinde beſiegt. Solche Thaten bedürfen keines Commentars; ſie ſind in der europäiſchen Geſchichte ohne ihres Gleichen, und verſetzen Marlborough mit Recht in die ihm neben Napoleon angewieſene Stelle — an die Spitze der europäiſchen Heerführer.

Marlborough's Triumphe und Erfolge hatten eine ſo gleichmäßig fortlaufende Reihe gebildet, daß man in ſpäteren Zeiten, wenn er nicht in ſeinen Unternehmungen unterbrochen worden wäre, nicht vermocht haben würde, ſich eine angemeſſene Idee von der Größe ſeiner Fähigkeiten, oder dem entſchiedenen Einfluſſe, welchen ſie auf das Schickſal des Krieges geübt hatten, zu bilden. Seine Siege würden dem Zufalle und der Tapferkeit der unter ſeinen Befehlen ſtehenden Soldaten, der Schwäche ſeiner Feinde, oder der Ungeſchicklichkeit der ihre Armeen leitenden Generale zugeſchrieben worden ſein. Man hätte vielleicht ſogar geſagt, daß er ſeinem hohen Ruhmesgenoſſen ſeine Siege verdanke, und das Eugen der eigentliche Held des Krieges ſei; aber was ſelbſt ſeine größten Thaten nicht zu bewirken vermochten, wurde durch Haß ſeiner Feinde bewerkſtelligt. Er verdankt ihnen den entſchiedenen Beweis ſeiner Größe, die Feſtſtellung ſeines Ruhmes auf einer unvergänglichen Grundlage. Neun von ihm geleitete Feldzüge hatten eine ununterbrochene Laufbahn von Erfolgen dargeboten und der jetzt bevorſtehende würde durch einen glänzenden Frieden, welcher alle Zwecke des Krieges erreicht hätte, unbezweifelt den Schlußſtein in den Triumphbogen ſeines Ruhmes geſetzt haben. In dieſem kritiſchen Momente wurde er durch die von einer Palaſtintrigue in der Heimath unterſtützten Anſtrengungen einer Faction geſtürzt — und was war die Folge? Es zeigte ſich ſofort, was man der Größe eines einzigen Mannes verdankt hatte. Das durch ſeine Bemühungen aufgerichtete Siegesgebäude verſchwand augenblicklich, wie durch Zauberſchlag. Spanien ging verloren; Flandern wurde zurückerobert und Deutſchland bedroht."

Als erſtes Bruchſtück laſſen wir die intereſſante Darſtellung der Zuſammenkunft Marlborough's mit dem König von Schweden Karl XII. im Mai 1707 folgen.

„Der Herzog verließ am 20. April Haag und langte, nachdem er unterwegs Hannover beſucht hatte, wo es, wie gewöhnlich einige Eiferſüchteleien zu beſchwichtigen gab, am 28. im ſchwediſchen Lager bei Altranſtädt an. Der Herzog fuhr ſofort in das Hauptquartier zu dem Grafen Piper, von dem er die ſchmeichelhafteſten Verſicherungen der Zufriedenheit erhielt, welche der ſchwediſche Monarch über ſeine Ankunft gefühlt habe. Er wurde kurz darauf dem Monarchen vorgeſtellt, welchem er ein Schreiben von der Königin von England übergab, und ihn zu gleicher Zeit mit folgenden ſchmeichelhaften Ausdrücken anredete: „Ich überreiche Ew. Majeſtät ein Schreiben, nicht aus der Canzlei, ſondern aus dem Herzen der Königin, meiner Herrin, und von ihrer eigenen Hand aufgeſetzt. Wenn es nicht ihr Geſchlecht verhindert hätte, ſo würde ſie ſelbſt über das Meer gekommen ſein um einen Fürſten zu ſehen, den die ganze Welt bewundert. Ich bin in dieſer Beziehung glücklicher als die Königin und wünſchte nur einige Feldzüge unter einem ſo großen General wie Ew. Majeſtät dienen zu können, damit ich lerne, was ich noch in der Kriegskunſt zu wiſſen brauche."

Dieſes geſchickte Compliment von einem ſo großen und mit Recht ſo berühmten Heerführer machte ſchnell ſeine Wirkung auf den ſchwediſchen Monarchen, welcher leidenſchaftlich nach militairiſchem Ruhme ſtrebte. Seine Zufriedenheit ſprach ſich auf ſeinem Geſicht aus und er gab ihm folgende gnädige Antwort: „Das Schreiben der Königin von Großbritannien und Ihre Perſon ſind mir beide ſehr willkommen, und ich werde ſtets die größte Rückſicht für die Verwendung ihrer britanniſchen Majeſtät und die Intereſſen der großen Allianz haben. Ich bin ſehr gegen meinen Willen genöthigt worden, einigen von den daran Betheiligten Anſtoß zu geben. Ich habe gerechten Grund gehabt, mit meinen Truppen in dieſes Land zu kommen; aber Ihr mögt der Königin, meiner Schweſter, verſichern, daß es meine Abſicht iſt, ſobald ich die Genugthuung, welche ich verlange, erhalten habe, jedoch nicht eher, von hier fortzugehen. Ich werde indeß nichts thun, was zum Nachtheil der gemeinſchaftlichen Sache im Allgemeinen, oder der proteſtantiſchen Religion wirken könnte, als deren eifriger Beſchützer zu gelten, ſtets mein Ruhm ſein ſoll." Dieſer günſtigen Antwort folgte unmittelbar darauf eine Einladung, bei dem König zu ſpeiſen, welcher ihn zu ſeiner Rechten ſetzte und ihn mit den ſchmeichelhafteſten Aufmerkſamkeiten beehrte. Das allgemeine Verlangen, die beiden Helden, welche die Welt mit ihrem Ruhme erfüllt hatten, zu ſehen, war ſo groß, daß es, als ſie zur Tafel gingen, nothwendig wurde, drei Regimenter um den Platz aufzuſtellen, damit die Ordnung erhalten und die Menge abgewehrt wurde. Im Laufe des Abends lenkte ſich das Geſpräch hauptſächlich auf militairiſche Gegenſtände und Marlborough benahm ſich dabei mit ſolchem Geſchick und Erfolg, daß er eine zweite, lange Privataudienz bei Karl erhielt, und der Monarch vor der Abreiſe des Herzogs ſeine Wünſche noch durch die Erklärung übertraf, daß es für den Frieden Europas nicht eher Sicherheit geben könne, als bis Frankreich auf den Rang zurückgeführt ſei, welchen es zur Zeit des weſtphäliſchen Friedens eingenommen habe.

Digitized by Google

Obgleich das kluge Benehmen Marlborough's auf diese Weise die Hauptgefahr, welche von der Anwesenheit des schwedischen Monarchen in Sachsen zu besorgen war, abgewendet hatte, so mußten doch noch andere Dinge abgemacht werden, bei welchen es seiner ganzen Klugheit und Geschicklichkeit bedurfte, um sie einem befriedigenden Ausgange zuzuführen. Nicht wenige dieser Schwierigkeiten entsprangen dem Eifer des Königs von Schweden für die Beschützung der protestantischen Religion, und seinem Wunsche die den deutschen Protestanten durch den westphälischen Friedensschluß gewährten Rechte neu zu beleben und zu sichern. Da Marlborough mit Recht besorgte, daß der Wiener Hof an diesen Forderungen Anstoß nehmen und sich so von den Zwecken der großen Allianz abziehen lassen könnte, strengte er sich auf's Aeußerste an, Se. Majestät zu überzeugen, daß es mittlerweile selbst in Bezug auf den protestantischen Glauben die Hauptsache sei, den französischen Monarchen, welcher sich durch die grausamen Verfolgungen, die aus dem Widerruf des Edicts von Nantes entsprungen waren, als dessen eingewurzelten Feind bewiesen habe, zu demüthigen, und daß der Kaiser, wenn dies einmal geschehen sei, die Aufnahme der nöthigen Stipulationen zu Gunsten des reformirten Glaubens in den allgemeinen Friedensvertrag, welcher darauf folgen müsse, nicht werde verhindern können. Karl ließ sich durch diese Argumente, welche allerdings auch auf Wahrheit beruhten, überzeugen und ging selbst so weit, einen geheimen Vertrag mit England zur Beförderung der protestantischen Interessen vorzuschlagen — ein Antrag, welcher Marlborough in dem Augenblicke, wo sich Großbritannien im engen Bunde mit dem Kaiser befand, in große Verlegenheit setzen mußte, und dem er mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit auswich.

Ein eben so zarter Punkt war das Benehmen, welches gegen August, den entthronten König von Polen, der sich in Dresden befand und natürlicher Weise die Vertraulichkeit zwischen Marlborough und seinem sechtbaren Feinde Karl mit der größten Eifersucht betrachtete, eingehalten werden sollte. Aber auch hier überwand das diplomatische Talent des englischen Generals alle Schwierigkeiten, indem er geschickt die Geldverlegenheiten benutzte, in welche der König nach der Verheerung und Aussaugung seines Gebiets durch die schwedischen Truppen gerathen war, und sich dafür verbürgte, daß der Kaiser einen großen Theil des polnischen Heeres in seinen Sold nehmen werde, so daß es ihm zugleich gelang, den entthronten Monarchen für sich zu gewinnen und den Alliirten ein bedeutendes Corps von frischen Truppen zu sichern. Auf diese Weise, und mit Hilfe der dem Grafen Piper und den einflußreichsten schwedischen Ministern gewährten beträchtlichen Pensionen, welche im Voraus bezahlt wurden, entging Marlborough dem Sturme, von dem er im Rücken bedroht gewesen war, vollkommen. Er beobachtete das Gesicht des schwedischen Monarchen, wenn von Politik gesprochen wurde, aufmerksam, und bemerkte mit Vergnügen, daß derselbe ruhig und unbewegt zu sein schien, wenn Ludwig XIV. erwähnt wurde, daß aber seine Augen funkelten und seine Wangen sich röthteten, wenn man den Czar nannte. Bei einem seiner Besuche fand er überdies den König in der Betrachtung der Landcharte von Rußland versunken. Er verließ das schwedische Lager nach einem zehntägigen Aufenthalt und langte im Haag, nachdem er nicht mehr als 18 Tage von dort entfernt gewesen war und mit vier Königen schwierige Negociationen geführt hatte, mit der vollkommensten Ueberzeugung von den friedlichen Absichten des schwedischen Monarchen und dessen Vorsatz, seine Truppen gegen Moskau zu wenden, an."

Den Brief Marlborough's an die Königin nach seiner Entlassung und die Erzählung von dem Aufenthalt des Prinzen Eugen in London wählen wir zur ferneren Mittheilung aus:

„Als Marlborough sein von der Königin eigenhändig geschriebenes Entlassungsdecret erhielt, warf er dasselbe, über so beispiellose Niedrigkeit und Undankbarkeit entrüstet, in's Feuer. Dagegen schrieb er an seine Souverainin bei diesem Anlasse folgenden edlen Brief, welcher sie, wenn es irgend etwas vermocht hätte, von der Hochherzigkeit seines Charakters und seiner völligen Unschuld an allen den Verbrechen, deren ihn die Partheiwuth anklagte, hätte überzeugen müssen: „Madame — ich erkenne die Ehre, welche mir Ew. Majestät dadurch erweist, daß Sie mich durch ein eigenhändiges Schreiben aus Ihrem Dienste entlässt, dankbar an, obwohl ich daraus entnehme, daß meine Feinde im Stande gewesen sind, Ew. Majestät zu bewegen es auf die für mich verletzendste Weise zu thun. Wenn Ihre Bosheit und ihr eingewurzelter Haß gegen mich bei ihnen nicht mächtiger gewesen wäre, als die Rücksicht für die Ehre Ew. Majestät und die Gerechtigkeit, so würden sie Euch nicht bewogen haben, den Anlaß zu meiner Entsetzung einer lügnerischen, boshaften Anschuldigung zuzuschreiben, welche sie selbst ersonnen und veröffentlicht haben, als ich nicht die Gelegenheit hatte, meine Antwort einzugeben, welche wie sie wissen mußten, die Lügenhaftigkeit und Bosheit ihrer Schmähungen vollständig an den Tag gebracht und ihnen nicht diese Handhabe gelassen haben würde, um Ew. Majestät zu so ernsten Maßregeln gegen mich zu veranlassen. Ich bin aber noch mehr über einen Ausdruck in dem Briefe Ew. Majestät bekümmert, welcher über die Behandlung, die Euch zu Theil geworden sei, zu klagen scheint. Ich weiß nicht, wie ich das Wort verstehen, oder welche Auslegung ich davon machen soll. Ich weiß, daß ich mich stets bemüht habe, trotz einer großen Menge unverdienter Kränkungen, Ew. Majestät getreulich und eifrig zu dienen. Wenn mich aber Ew. Majestät durch jenen Ausdruck dafür zu tadeln beabsichtigt, daß ich nicht in den Cabinetsrath gekommen bin, so bin ich so frei, zu erklären, daß meine Pflicht gegen Ew. Majestät und mein Vaterland mir nicht erlauben wollte, mich den Rathschlägen eines Mannes anzuschließen, welcher meiner Ansicht nach Ew. Majestät in die äußerste Noth bringt. Und es ist nicht nur meine Ansicht, sondern die aller Menschen, daß die Freundschaft Frankreichs für Ew. Majestät verderblich sein muß, da an jenem Hofe eine eingewurzelte Feindschaft herrscht, die sich mit der Regierung Ew. Majestät und der Religion dieser Königreiche nicht aussöhnen läßt. Ich wünsche, daß Ew. Majestät niemals den Mangel eines so treuen Dieners erkennen werde, als ich mich stets bemüht habe, mich gegen Euch zu erweisen. Ich verbleibe mit pflichtschuldiger Unterthänigkeit ꝛc."

„Mitten in diesem schmählichen Schauspiele des Zornes, des Neides und der Undankbarkeit kam Prinz Eugen in London an, um den Versuch zu machen, den Strom aufzuhalten und womöglich den Abfall Englands von dem Bündnisse zu verhindern. Dies wurde mit Recht von den Verbündeten für eine Sache von der höchsten Wichtigkeit gehalten, da sie bereits voraussahen, was die Ereignisse auch in Kurzem als richtig erwiesen, daß der Abschluß eines Separatfriedens durch England sofort das Band der

Digitized by Google

großen Allianz zerreißen und sie in's Verderben stürzen würde. Er wohnte bei dem Lordschatzmeister, und der edelmüthige Prinz versäumte keine Gelegenheit, um seinem berühmten Rival in den Tagen der Noth seine unveränderte Achtung zu beweisen. „Es ist ein Irrthum," bemerkte er, „wenn man annimmt, daß ich nach England gekommen sei, um dem Ministerium die mindeste Unruhe zu bereiten; aber es ist mit meiner Ehre und meinem Charakter unverträglich, es gegen einen Freund, dem ich in der Zeit seines Glückes so viele Hochachtung bewiesen habe, in der Zeit der Widerwärtigkeit an Achtung fehlen zu lassen." Als der Schatzmeister bei einem großen Diner zu ihm sagte: „Ich betrachte diesen Tag als den glücklichsten meines Lebens, da ich die Ehre habe, den größten Heerführer unserer Zeit in meinem Hause zu sehen," antwortete Eugen: „Wenn dem so ist, so verdanke ich es Ew. Herrlichkeit," womit er sich auf die Entlassung Marlborough's bezog, durch welche dieser aufgehört hatte, einer zu sein. Als Jemand bei einem anderen Anlasse auf eine Stelle in einer von den Schmähschriften gegen Marlborough, worin gesagt wurde, daß er „vielleicht *einmal* Glück gehabt" habe, aufmerksam machte, sagte Eugen: „Es ist wahr, er hat *einmal* Glück gehabt, und dies ist das größte Lob, welches man ihm ertheilen kann, denn da ihm Alles, was er unternommen hat, gelungen ist, so läßt dies darauf schließen, daß alle seine übrigen Erfolge seinem eignen Benehmen zu verdanken waren.

Die Minister, welche über das Gewicht, in Besorgniß geriethen, das Marlborough durch die Gegenwart und Unterstützung eines so großen Heerführers und die natürliche Sympathie aller edlen Gemüther für die herzliche Bewunderung, welche diese beiden großen Männer gegen einander hegten, erlangen konnte, nahmen ihre Zuflucht zu einer vorgeblichen Verschwörung von Seiten Marlborough's und Eugen's, sich den 17. November der Regierung zu bemächtigen und die Königin vom Throne zu stoßen, welche vor Kurzem entdeckt worden sein sollte. St. John und Oxford besaßen zuviel Verstand, um ein so lächerliches Mährchen zu veröffentlichen; aber es wurde zum Gegenstande mehrerer geheimen Vernehmungen vor dem Geheimen Rathe gemacht, um die Besorgnisse der Königin zu verstärken und sich ihre Einwilligung zu den beabsichtigten Maßregeln zu sichern. Sobald diese Dinge den gewünschten Zweck erreicht hatten, ließ man sie ruhig einschlafen. Weder im Oberhause noch anderwärts folgte den die Finanzverwaltung Marlborough's in den Niederlanden verurtheilenden Beschlüssen des Hauses der Gemeinen irgend ein Proceß. Seine in den Zeitungen veröffentlichte Vertheidigung wurde, so kräftig sie auch war, weder beantwortet, noch als Schmähschrift gegen die Commission oder das Unterhaus verfolgt, und man hörte nicht eher wieder etwas von der angeblichen Verschwörung zu Gunsten der Stuarts, als bis sie lange nachher durch die Böswilligkeit des englischen Parteigeistes wieder aus dem Staube der Vergessenheit gezogen wurde."

Das nach Kneller trefflich gearbeitete Portrait des Herzogs und sein Wappen als Titelvignette zieren das, hinsichtlich der schönen typographischen Ausstattung den früheren Bänden der jetzt bis zu 25 Bänden angewachsenen „Historischen Hausbibliothek" ganz gleiche Werk.

F. L. Hoffmann.

(Trewendt's Volkskalender.) Deutscher Volks-Kalender für 1853. Mit Beiträgen von Auguste Bernhard, Th. Drobisch, Ida v. Düringsfeld, Franz Hoffmann, Carl v. Holtei, Gustav Nieritz, W. Scharenberg u. A. Neunter Jahrgang. Mit 8 Stahlstichen. Breslau. Verlag von Eduard Trewendt. Außer dem eigentl. Kalender, der vergleichenden Tabelle der Münzen, der Genealogie, und den Jahrmärkten und Messen, 173 Seiten. 8.

Der größte Raum im Volkskalender für 1853 ist der Unterhaltung gewidmet; es nehmen ihn ein die Erzählungen: Die Zwillingsbrüder, von Nieritz. Das Duell auf Gurkensalat, von Drobisch. Ein Tag aus dem Leben eines Dorfschulmeisters, von Hoffmann (mit Stahlstich). Die Börsenspeculanten, von Demselben. Der schönste Blick, von B. Die Frucht der Reue, von L. Seidler. Gedichte haben geliefert Drobisch (unter andern das einleitende: Die Taufe des neuen Jahres), Wilh. Wackernagel (Der grüne Kranz, mit Stahlst.), v. Holtei (De Kitschel, die Kätzchen, mit Stahlst.), Ida v. Düringsfeld (Der Brief; Der Hirt und sein Sohn, mit Stahlstichen), Drobisch (Der Abschied des Rekruten; Jagd-Rast, mit Stahlstichen), Auguste Bernhard (Was sind die Sterne?). Der übrige Inhalt besteht aus Folgendem: Ueber das System des Drainirens der Aecker; Für die Haus- und Landwirthschaft; Ein Beitrag zur Sittengeschichte der südlichen Staaten von Nordamerika; Technologisches; Ueber Electricität und Gewitter; von W. Scharenberg. Eine chinesische Hochzeit, von F. Gerstäcker. Ein Gang durch die schlesische Industrie-Ausstellung. Neue Art, Geld auszuleihen, von B. Franklin. Mannigfaltiges. Anekdoten. Fragen und Antworten. Die Titel-Vignette: Kirche Wang (zu Brückenberg, die höchst gelegene in den preußischen Staaten) wird S. 149 erklärt. — Die Uebersicht bedeutender historischer Ereignisse ist S. 150—157, ganz im Sinne der früheren Jahrgänge, vom 16. Mai 1851 bis zum 31. Mai 1852 gegeben. Die Seiten 162—173 enthalten literarische Anzeigen.

Also, wie man sieht, auch diesem Jahrgange von Trewendt's allgemein beliebtem Volkskalender ist die längst bekannte Sorgfalt des Herausgebers, gleich seinen früheren Brüdern, zugewandt; Jung und Alt finden in demselben Unterhaltung und Belehrung in abwechselnder Einkleidung; was dem Einen nicht behagt, wird dem Andern gefallen. Uns hat besonders unseres ehrenwerthen Namensvetters Erzählung von dem Dorf-Organisten und Schulmeister gefallen, der, weil er über Wenigem getreu gewesen, über Viel gesetzt, d. h. Hof-Organist und Seminardirektor wurde. Nicht so ganz für den Kalender geeignet, so interessant und gut erzählt sie übrigens ist, scheint uns die Erzählung: Die Zwillingsbrüder.

Sollte die Spalte, in welcher die Wetter-Prophezeiung aus Knauer's 100jährigem Kalender und die Bauernregeln abgedruckt sind, nicht zu etwas Besserem benutzt werden können? Man trennt sich freilich ungern von alten Bekannten, heißt aber darum doch auch die neuen, besonders wenn sie Erfreuendes und Gutes mitbringen, freundlich willkommen.

Von den acht, wie immer, sauberen Stahlstichen, sind namentlich: Der Hirt und sein Sohn, und: Jagd-Rast, hervorzuheben.

Hoffmann.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 81. Sonnabend, den 9. October. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Nelandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

So hab' ich denn geträumet! Von August Emil..... Seite 629
Gräfin Chateaubriand..... „ 629
Literatur:
Die Erziehung zur Arbeit, eine Forderung des Lebens an die Schule. Von Karl Friedrich ..... „ 631
Social-politische Reise-Resultate. Von August Moritz ..... „ 635
Miscellen..... „ 636

So hab' ich denn geträumet!

So hab' ich denn geträumet
Ein langes, schönes Jahr!
So hab' ich denn geträumet,
Daß Liebe — Liebe war!
So hab' ich denn geträumet
Von Liebeslust und Treu,
Und als ich ausgeträumet —
War Lieb' und Lust vorbei!

Vorbei war Lust und Freude,
Vorbei war all' mein Glück!
Es blieb im großen Leide
Erinn'rung nur zurück:
Der Traum, der blieb mein eigen,
Ihn schlepp ich durch die Welt,
Im Sinken oder Steigen,
Bis daß mein Schiff zerschellt!

Die Lieb' war meine Wonne! —
Das war 'ne Blumenzeit! —
Jetzt scheint die Wintersonne,
Kein Blümchen — keines heut!
Die Lieb' ward mir zum Dorne,
Vom herben Seelenschmerz,
Die Liebe ward zum Dorne,
Der mir zerfleischt das Herz!

Ich soll Sie nun vergessen,
Dir meine Seele war!
Die ich dereinst besessen —
Vergessen ganz und gar!
Ich soll nun nicht mehr lieben,
Nicht hoffen, träumen mehr:
Dann wär' ja Nichts geblieben,
Wär' Alles öd' und leer!

Nein, träumen will ich, träumen!
Von jenem schönen Jahr!
Ja, träumen, immer träumen!
Von Liebe, treu und wahr!
Will wachen, und doch träumen
Von Liebes-Lust und Treu!
Und kann ich nicht mehr träumen —
Dann ist's auch ganz vorbei!

August Emil.

Gräfin Chateaubriand.

Unter diesem Titel, mit dem ergänzenden Zusatze „Roman", erschien in dem Jahre 1843 in drei Bänden eine Schrift von Heinrich Laube, welche Schilderungen aus dem Leben Franz I. von Frankreich und der damaligen Zeit enthält. Die einfache Bezeichnung „Roman", eignet sich, ihrem engeren Sinne nach, nicht für dieses Werk, da solches kein Erzeugniß der bloßen Einbildungskraft (Phantasie) ist, sondern geschichtlicher Stoff, der jedoch, wie in den mehrsten der sogenannten historischen Romane geschieht, willkürlich

Digitized by Google

entstellt worden, die Grundlage desselben bildet, welcher Umstand daher auf dem Titelblatte durch das erläuternde Wort „geschichtlich“ oder „historisch“ anzudeuten gewesen wäre. Nur in Betreff der Gräfin Chateaubriand selbst, ist das Dargestellte größtentheils als wirkliche Erdichtung zu betrachten. Laube hat seiner Heldin ganz das Gepräge einer empfindsamen, scheinspröden Dame unserer Zeit gegeben, was die Gräfin Chateaubriand weder war, noch den damaligen Sittenzuständen nach, wo nur Rohheit herrschte und eine, zum Theil bis zur wahren Verzerrung überspannte, Gefühlswelt wie die unserige, zu dem Undenkbaren gehörte,*) sein konnte. — Wie übrigens zu vermuthen steht, entnahm Laube den Stoff zu seinem Romane aus dem, zu Anfange des vorigen Jahrhunderts erschienenen, Werke: „Histoire amoureuse de Francois I., ou: Histoire tragique de la comtesse de Chateaubriand, par Lesconvel.“

In den Werken Brantome's,**) der Kammerherr der Könige Karl IX. und Heinrich III. war, findet man einige Mittheilungen in Betreff der Gräfin Chateaubriand, aus denen wir zunächst die folgende Stelle wörtlich entnehmen: „Die Frauen sind voll von List; daher sagt ein spanisches Sprichwort: Mucho sabe la zorra, pero sabe mas la Dama, (der Fuchs weiß viel, aber eine Dame weiß mehr). Eine an dem Hofe Franz I. befindliche Dame, die der König sehr begünstigte, war für den Herrn von Bonnivet***) von einer heftigen Leidenschaft erfüllt. Obgleich dieselbe sich alle Mühe gab, dem Könige in dieser Hinsicht jeden Argwohn zu benehmen, und seine Eifersucht als unbegründet erscheinen zu lassen, so gelang ihr solches doch nicht, und der König behielt davon einen nagenden Wurm in dem Herzen. Ich kann hierauf mit Grund aus Demjenigen schließen, was mir in Betreff dieses Verhältnisses zufällig bekannt wurde. Ich machte nämlich eines Tages in Begleitung eines meiner Freunde einen Spaziergang nach Chambord.†) Der dortige alte Schloßverwalter, ein früherer Kammerdiener des Königs, empfing uns mit vieler Artigkeit, da er mehrere Glieder meiner Familie vor Zeiten, sowohl während des Krieges als bei Hofe gekannt hatte, und erbot sich, alle Sehenswürdigkeiten selbst uns zu zeigen. In dem Kabinette des Königs machte er uns auf eine, zur Seite des Fenstees befindliche Schrift desselben aufmerksam, welche lautete: „Toute femme varie.“ Mein Begleiter, ein achtbarer Edelmann aus dem Perigord, Namens Deroche, sagte, indem er auf jene Worte hindeutete: „Aus „denselben ist wohl zu entnehmen, daß eine derjenigen Damen, die „er am meisten liebte, ihm untreu geworden war, und er, im „schmerzlichen Gefühl darüber, die Zeile niederschrieb.“ „So ist es auch,“ bemerkte der Schloßverwalter, der jene Aeußerung vernommen hatte, „und ich kann versichern, daß fast alle Damen, „denen er sein Herz zuwandte, so weit dieselben mir bekannt ge„worden sind, ihn in der Liebe hintergingen.“

Die erwähnte Dame, welche mit dem Admiral Bonnivet in einem Liebesverhältnisse stand, war, wie Brantome an einem anderen Orte deutlicher zu verstehen giebt, die Gräfin Feuncoise von Chateaubriand, eine Tochter des Phöbus von Foix. In dem Jahre 1475 geboren, wurde dieselbe sehr jung an Johann Laval-Montmorenci Herrn von Chateaubriand verheirathet. Bis zu der Regierung Franz I. sahe man wenig Frauen an dem französischen Hofe; aber dieser Monarch, der den Prunk und die Galanterie liebte, behauptete, daß ein Hof ohne Damen „ein Jahr ohne Frühling und ein Frühling ohne Rosen sei.“ Er suchte daher Frankreichs verführerischste Frauen an den Hof zu ziehen. Die Schönheit der Gräfin Chateaubriand, obgleich bis dahin in einem alten Schlosse tief in der Bretagne vergraben, war dennoch an dem Hofe bekannt. Der König gab dem Gatten derselben den Wunsch zu erkennen, sie dort einzuführen. Es wird erzählt: daß der Graf so lange als nur irgend möglich gezögert habe, das Verlangen des Königs zu erfüllen; er hätte zwei ganz gleiche Ringe anfertigen lassen, und indem er den einen der Gräfin übergeben, derselben verboten, ihre Einsamkeit zu verlassen, wenn der Brief, durch den er sie dazu auffordere, nicht von dem anderen Ringe begleitet wäre, und daß man, um bei dem Könige sich in Gunst zu setzen, auf geschickte Weise dem argwöhnischen Gatten den Ring zu entwenden gewußt habe, indem ein Diener desselben, dem er das Geheimniß anvertraut, dabei Hilfe leistete; so sei die Gräfin gegen den Willen ihres Gatten bei Hofe erschienen.

Wie es sich hiermit auch verhalten mag, so viel ist gewiß, daß die Gräfin an den Hof kam und nach langem Widerstande, der Leidenschaft, welche sie dem Könige eingeflößt hatte, nachgab. Als Franz in der Schlacht vor Pavia in spanische Gefangenschaft gerathen war, blieb die Gräfin dem Hasse der Regentin und der Rache ihres Gatten bloßgestellt. Es wird auch behauptet, denn Alles in der Geschichte dieser Frau beruht nur auf Vermuthungen, daß, gezwungen nach dem Schlosse Chateaubriand sich zu flüchten, der Graf dieselbe dort in ein schwarz ausgeschlagenes Zimmer einsperren und nach sechs Monaten ihr die Adern öffnen gelassen habe.*) Diese Angaben dürften indessen nur als solche zu betrachten sein, womit die romantischen Geschichtschreiber ihre Werke angefüllt haben. Eine Ueberlieferung meldet, ihr Gemahl habe

*) Den Beweis dafür liefern die „Erzählungen der Königin von Navarra“ der Schwester Franz I., deren Inhalt Laube doch wohl vor Abfassung seines Romanes gekannt haben wird.

**) Geboren 1527, gestorben 1613.

***) Derselbe war Admiral von Frankreich und der Einzige, dem man die Benennung „der Günstling“ (le favori) beilegte. Brantome sagt in der Lebensschilderung desselben: „Me. l'admirat de Bonnivet, fut si aymé et favory du rol Francois, qu'il gouvernoit tout le faict de la guerre en son vivant.“

Bonnivet hatte, um dem Könige zu schmeicheln, gegen die Meinung sämmtlicher Befehlshaber des französischen Heeres, vor Pavia (1525) für die Schlacht gestimmt. Als er dieselbe verloren und den König gefangen sahe, hob er, wie Brantome meldet, das Gitter (Visir) seiner Sturmhaube (salade) in die Höhe und stürzte sich mit dem Ausrufe: „Non, je ne sçaureois survivre cette grande desadvanture et destruction, pour tout le bien du monde; il faut aller mourir dans la meslée,“ in den dichtesten Haufen der Feinde, wo er sogleich seinen Tod fand. „Belle fin et résolution de galand homme, certes, pour fuyr la honte et le reproche qu'on luy eust fait de son conseil et de sa faute,“ setzt Brantome hinzu.

†) Wahrscheinlich während einer Anwesenheit des Hofes in Blois.

*) Laube hat es vorgezogen, die Gräfin, unter abentheuerlichen Verhältnissen, welche ganz die Scenerie der gewöhnlichen Schauerromane darbieten, an Gift, das dieselbe aus eignem Entschlusse nimmt, sterben zu lassen.

Digitized by Google

dieſelbe ſogleich ermordet, nachdem der König ſie verlaſſen um neue Liebſchaften anzuknüpfen; indeſſen lebte dieſelbe, zuverläſſigen Nachrichten zufolge, noch in dem Jahre 1536, und kehrte nach der Befreiung des Monarchen aus der ſpaniſchen Gefangenſchaft an den Hof zurück. Sie ſoll erſt in dem Monat October 1537 geſtorben ſein. — Wir wollen nicht unberegt laſſen, daß der franzöſiſche Geſchichtſchreiber Laccetelle, von dem vorhin Angeführten abweichend, in einer Schrift über Franz I. bemerkt: „der König habe während ſeiner Gefangenſchaft in Madrid, die Gräfin Chateaubriand verloren.“ Die Quelle aus welcher er dieſe Angabe geſchöpft hat, iſt jedoch von ihm nicht bezeichnet worden.

In Betreff der Trennung des Königs von der Gräfin erwähnt Brantome Folgendes: „Bei ſeiner Rückkehr aus Spanien wurde ihm in Bayonne das Fräulein von Heilly *) vorgeſtellt, das in dem Gefolge der Regentin **) ſich befand, als dieſe dem Könige bis zu jenem Orte entgegen reiſ'te. Franz wandte ſogleich der Heilly ſeine Neigung und Gunſt zu und verließ die Frau von Chateaubriand, wie denn ein Nagel den andern treibt.***) Frau von Etampes (ſo wurde Fräulein von Heilly nachher genannt) hat nun den König, ſämmtliches Geſchmeide, welches die Gräfin von ihm geſchenkt erhalten, von derſelben zurück zu fordern, nicht etwa wegen des Werthes, den ſolches hatte, ſondern wegen der auf der Einfaſſung befindlichen Inſchriften in Verſen, welche von der Königin von Navarra verfaßt worden waren. Der König erfüllte ihren Wunſch und ſandte einen Edelmann an die Gräfin um das Geſchmeide ihr abzufordern. Frau von Chateaubriand erklärte jedoch eben unwohl zu ſein, und erſuchte denſelben, nach drei Tagen wiederzukommen, um dann das Verlangte in Empfang zu nehmen. Tief gekränkt durch das Anſinnen, ließ ſie einen Goldſchmidt holen und von demſelben ſämmtliches Geſchmeide einſchmelzen ohne auf die ſchönen Inſchriften Rückſicht zu nehmen. Als nun der Edelmann wieder erſchien, händigte ſie ihm die Goldſtangen mit den Worten ein: „Ueberbringen Sie dieſe dem „Könige, und ſagen Sie ihm, daß, da er es für gut befunden, „das aus freiem Willen mir Verehrte wieder zurück zu fordern, „ich ihm dieſe Goldſtangen überſendete; die Inſchriften aber hätte „ich mir gut gemerkt und in meiner Erinnerung aufbewahrt und „ſie ſeien mir zu theuer, als daß ich jemand Anderem geſtatten „könnte über dieſelben zu verfügen und an ſolchen die Freude zu „haben, welche ſie mir einſt gewähreten.“†) Als dem Könige das Gold überbracht und die Aeußerung der Gräfin mitgetheilt wurde, erwiederte dieſer: „Kehren Sie zurück und ſtellen Sie ihr Alles „wieder zu. Meine Abſicht war nicht, das Gold wieder zu erhalten (denn ſtatt deſſen hätte ich ihr gerne noch zweimal ſo viel „gegeben) ſondern die Deviſen; da ſie dieſe nun aber vertilgt hat, „ſo mag ich auch das Gold nicht. Ich anerkenne jedoch, daß „Dieſelbe hierbei mehr Entſchloſſenheit und Adel der Geſinnung „an den Tag gelegt hat, als ich von einer Frau erwartet hätte.“ — Ein Frauenherz voll edlen Gefühles, das verſchmäht und gekränkt werden, iſt großer Dinge fähig.“*) R—n.

*) Geboren zu Meudon in dem Jahre 1508. Die Schönheit war nicht der alleinige Vorzug, den Fräulein von Heilly beſaß; ihr eben ſo gediegener als glänzender Geiſt, verlieh ihr eine ſichere Herrſchaft über das Herz des Königs und machte dieſe dauernd. Mit lebhaftem Sinn für die Künſte und den Werth der Wiſſenſchaften ausgeſtattet, beſchützte ſie dieſelben und verdiente den ihr beigelegten Namen eines Mäzen's der ſchönen Geiſter, ſo wie das Lob, welches man ihr zollte: die ſchönſte der Gelehrten und die gelehrteſte der Schönen zu ſein.

**) Die Herzogin von Angouleme, Mutter Franz I.

***) ... ainsi qu'un cloud chasse l'autre...

†) Laube dagegen läßt die Gräfin (wir wiſſen nicht nach welcher geſchichtlichen Ueberlieferung) ſcheiftlich antworten und zwar (vielleicht aus ſeiner eigenen romantiſchen Inſpiration) durch folgende Zeilen: „Dies ſind die Ringe, Spangen und Ketten, welche mir der König geſchenkt; es fehlt nicht der kleinſte Reif daran. Die Briefe und die Deviſen (?), welche er mir geſchrieben, ſind in mein Herz gegraben, wie ſoll ich ſie ihm wiedergeben, da er mein Herz verſchmähet hat, oder nicht verſteht? Möge er glücklich ſein! Auf Gottes weiter (?) Welt wünſcht es vielleicht Niemand ſo von Herzen als Françoiſe von Chateaubriand.“

*) Nachdem die verſtehende Mittheilung bereits niedergeſchrieben worden war, fanden wir in einer Ausgabe der Werke des Hofdichters Franz I. Clement Marot von dem Jahre 1731, die nachſtehende Grabſchrift, welche das vorhin angegebene Sterbejahr der Gräfin beſtätigt.

Cimetiere de Madame de Chasteaubriant. 1537.

Sous ce tumbeau gist Françoise de Foix,
De qui tout bien tout chacun vouloit dire,
Et le dirent, onc une seule voix
Ne s'avança d'y vouloir contredire.
De grand' beauté, de grace qui attire,
De bon sçavoir, d'intelligence prompte,
De biens, d'honneurs et mieux que ne racompte,
Dieu éternel richement l'estoffa.
O Viateur, pour t'abreger le compte,
Ci gist un rien, là ou tout triumpha.

Grabſchrift auf Frau von Chateaubriant.

In dieſem Grabe ruh't Françoiſe von Foix,
Von der nur Gutes zu ſagen Jeder pflegte,
Und wer es ſagte, fand keine Stimme je,
Die ſolchem irgend widerſprechen mochte.
Mit großer Schönheit, Anmuth die gewinnt,
Mit tiefem Wiſſen, ſchneller Urtheilsgabe,
Mit Gütern, Ehren, weit beſſer als zu ſagen
War von dem ew'gen Gott' ſie reichlich ausgeſtattet.
O Wanderer, um weit'res Wort zu ſparen:
Hier liegt ein Nichts, das überall ſonſt ſiegte.

Die Erziehung zur Arbeit, eine Forderung des Lebens an die Schule. Von Karl Friedrich. Leipzig. Avenarius & Mendelsſohn. 1852.

Wieder eine „neue Reform der Erziehung.“ Vor lauter Reform-Plänen kommen wir nicht zur „Arbeit“ d. h. zur tüchtigen Ausführung. Ja, wenn noch überhaupt die Pläne wirklich Reformen, d. h. heilſame und ausführbare Veränderungen in Antrag ſtellten; aber in hundert Fällen ſind ſie eben nichts als — Ver-

Digitized by Google

änderungen und man kann bekanntlich auch ins Schlechte verändern! Wie viele Pläne, welche mehr Umsturz des Bestehenden als eine Verbesserung bezweckten, haben nicht die letzten vier Jahre auf kurze Zeit durch die Hebamme, Presse genannt, zu Tage gefördert! Denn um das Erscheinen eines solchen neuen Planes zu rechtfertigen oder wenigstens einigermaßen zu entschuldigen, muß sogleich das Bestehende als nachtheilig, unzweckmäßig oder mangelhaft, und das Projektirte als unerläßlich, alleinseligmachend und unerhört neu und zeitgemäß geschildert werden. Uns scheint es aber richtiger, das deutsche Volk zur Anerkenntniß des vielen Guten und Vortrefflichen zu bringen, was Landesboden und Volkssinn, was bürgerliche und kirchliche, Schul- und häusliche Einrichtungen ihm gewähren; man behandelt es aber häufig, wie unverständige Aeltern und After-Pädagogen manche Kinder, denen man so oft sagt, daß sie dumm, unfähig, nichtsnutz und boshaft sind, bis sie es selbst glauben und werden! Uns scheint es richtiger das Gute, was die Vorzeit, welche doch auch nicht blos- und herzlos war, zu Stande gebracht, fest zu halten, das Mangelhafte zwar zur Anerkennung zu bringen, bei Vorschlägen zur Abstellung aber sich an das vorhandene Gute anzulehnen und nicht Grund und Boden aufzuwühlen, das ganze Gebäude einzureißen und, während es noch sehr ungewiß ist, ob die neue Anlage wohnlich wird, die Menschheit ohne Obdach lassen. Der eine wirft die Schuld seines unbehaglichen Zustandes auf den Staat und die Regierungen, der andere auf die Kirche und die Geistlichen, der dritte auf die Schule und deren Lehrer. Hier sollen die Universitäten oder Gymnasien, dort die Lehrer-Seminare oder die Volksschulen die Schuld tragen, und keiner will die Wahrheit des Ausspruches beherzigen: „Es ist deiner Thorheit und Bosheit Schuld, daß du so gestaltet wirst;“ keiner will „murren gegen seine eigene Sünde.“ Hilf Himmel, wohin wird es bei allen gegenseitigen Beschuldigungen endlich mit der heiß ersehnten deutschen Eintracht kommen!

Unser Verf. setzt alles Heil in „Erziehung zur Arbeit“ und erklärt diese für „eine Forderung des Lebens an die Schule.“ Aber wo gab es denn je im „heiligen Römischen Reiche deutscher Nation“ eine Erziehung zur Faulheit oder zum Müssiggang! Und wenn auch die Familie eines Proletariers oder eines reichen Zins-Verzehrers ihre Kinder faul und müssig aufwachsen ließe, kann da noch von Erziehung die Rede sein? Arbeiten heißt doch mit Anstrengung seiner (geistigen oder körperlichen) Kräfte etwas Nützliches verrichten, und es ist der Schule häufig zum Vorwurfe gemacht worden, daß sie ihre Kinder zu sehr anstrenge. Mag die Arbeit, welche sie fordert, eine mehr geistige sein; zur Arbeit hat sie doch angehalten, und früher, bei unzweckmäßiger Lehrweise, haben die Kinder, wenn sie etwas lernen wollten, sich bedeutend mehr angreifen müssen, (wir ältern Leute wissen ein Wort davon mitzureden) aber unsere jüngere Welt vergeudet Zeit und Kräfte in tausendfältigen Genüssen, Vergnügungen und Zerstreuungen, und möchte gerne spielend in den Himmel des Wissens gelangen. Es geht ihr, wie unsern jüngern Reisenden, welchen die Dampfwagen noch nicht bequem und schnell genug gehen; während die Postwagen vor 40—50 Jahren uns anders zusammenrüttelten und langweilten. Der Verf. bezieht aber den Begriff: Arbeit, auf körperliche Thätigkeit und erklärt die Erziehung zu dieser für eine Forderung des Lebens. So allgemein hingestellt, wird wohl Niemand ihm beipflichten, der da weiß, daß geistige Thätigkeit das wahre Leben ist, und es schlecht um das „Leben“ aussehen würde, wenn Jedermann zur körperlichen Arbeit erzogen werden sollte. Und wer die Forderung auf die Erziehung der Kinder des sogenannten Volks, d. h. der unteren Stände beschränkt, dem sollte es doch wunderbar erscheinen, daß eine Forderung des Lebens sich erst 1852 kund gegeben hätte.

Den Kindern unserer unteren Stände in Städten und auf dem Lande hat es jedoch nie und nimmer an körperlicher Arbeit gefehlt: jede Familie derselben benutzt die körperlichen Kräfte der Kinder so viel irgend möglich, so leider! auf dem Lande wie in Fabriken bis zum Uebermaaß mit Vernachlässigung der geistigen und sittlichen Bildung; in Bezug der Kinder in geschlossenen Waisen-, Armen- oder Rettungshäusern ist aber eine zweckmäßige körperliche Arbeit schon vor mehreren Jahrzehnten dringend empfohlen und mehr oder weniger zweckmäßig ausgeführt worden. (Vgl. Kerörgers Reisen und die Waisenfrage.) Gott und der gesunde Menschenverstand mögen verhüten, daß für diese Kinder nicht jene Zeit wiederkehre, wo sie auf der Spinn- und Strickbank körperlich und geistig verkrüppelten und auf der Schulbank verdummten!

Das scheint der Verf. nicht zu wissen oder zu beachten, denn von vorn herein tritt er dem sündigen Stolz der Deutschen auf die „Vortrefflichkeit ihres Schulwesens“, womit sie ihre „nationalen Blößen zuzudecken pflegen“, entgegen und führt in den ersten Kapiteln ein ganzes Heer von Mängeln zur Dämpfung jenes Stolzes auf, ohne jedoch zu bedenken, daß Niemand bei einer menschlichen Einrichtung Mängel läugnen wird, und daß diese Mängel nicht so allgemein sind, als sie hier ausgesprochen werden; ohne nachzuweisen, daß sie ihre Quelle in der Schuleinrichtung selbst haben oder ihre Abstellung der Schule allein möglich ist. Ref. ist dem Schulmeister- und Gelehrtendünkel von Herzen feind, belächelt die Wichtigthuerei, wenn Jemand von einem neuentdeckten Handgriff beim Lesen oder Schreiben das Heil der Welt erwartet, und hat bei mancher Gelegenheit einen Dämpfer darauf gesetzt. Allein wenn der Verf. die Schulorganisation mancher deutschen Staaten als eine „Abrichtungsanstalt gewisser übergläubiger Theologen, reaktionairer Staatsmänner ꝛc. für die Unterwerfung des Volks unter die Herrschaft ihres Willens, ihrer Absichten und Interessen“ darstellt, so widerlegen ihn gerade die Jahre 1848 ff. faktisch; wenn er den Schotten Laing und dessen Uebersetzers (Heller) Ansicht über das deutsche preußische Unterrichtswesen für seine Meinung herbeiruft, welcher sagt, „Lesen und Schreiben gäbe noch keinen Charakter, sei noch keine Bildung, vielmehr bei der beschränkten, deutschen Presse und dem hohen deutschen Brief-Porto eine Verschwendung“: so wissen wir Jenes in Deutschland recht gut, lassen es deshalb nicht dabei wie die den ärgsten Mechanismus befördernden englischen Lancasterschen Schulen (bei deren Errichtung der alte Georg III. sich freute, weil sein Volk nun doch die Bibel werde lesen können); müssen aber Dieses den Britten gegenüber schlechthin in Abrede stellen, und bedauern, daß dort der Staat den Schulen so wenig Rückhalt giebt, daß die Errichtung, das äußere Bestehen derselben, wie Lektions-Pläne, Unterricht und Disciplin von der Laune und Willkühr der Lehrer und der Familien abhängt; mit einem Worte, wo man noch an viel schlimmern Gebrechen leidet wie das hamburgische Schulwesen, dessen vernünftige Bevormundung von Seiten des Staates und der Kirche Ref. von ganzem Herzen wünscht.

Digitized by Google

Wenn aber der Britte sagt: „In Frankreich, Italien, Preußen und Schweden ist die Lese- und Schreibkunst weit genug verbreitet, aber sind die Menschen dort frei, aufgeklärt, und im höhern wahren Sinne sittliche Wesen? Ihre geistige Natur, ihr Charakter ist nicht ausgebildet!“ so fragen wir ihn, woher er denn diese Nachrichten über Frankreich hat, wo nach eigenen Berichten der Franzosen mindestens 15 Mill. weder lesen noch schreiben können, oder über Italien, wo, die österreichischen Besitzungen ausgenommen, die Sache noch schlimmer steht; so zeigen wir ihn nach Belgien, wo seit 1830 die Geistlichkeit und Gemeinde dem Staate die Schulaufsicht entzogen haben und die frühere Ordnung im Schulwesen dahin ist; so empfehlen wir ihm die von 490 Schul-Inspektoren in Frankreich abgefaßten und von Lorain redigirten Berichte (Tableau de l'instruction primaire en France) wie die von englischen Parlamentsgliedern vorgenommenen Untersuchungen über den geistigen und sittlichen Zustand der englischen Fabrikkinder, und fragen, woher da ein „Charakter“ und das sittliche Wesen im höhern, wahren Sinne sich bilden, woher da wirkliche Freiheit und Aufklärung komme, wo die Kinder nicht allein weder lesen noch schreiben können (und dieser Maaßstab der Bildung und Sittlichkeit ist nicht eine deutsche, sondern französische Erfindung), sondern auch „von Gott und Christo in ihrem Leben nichts gehört haben, außer durch Flüche!“ — Freilich entgegnet man dann, die freie Staatsverfassung bildet dort den Menschen! Wollten wir das auch einräumen, obgleich wir sehr daran zweifeln und nicht begreifen können, woher Begriff von ächter Freiheit bei Menschen kommen solle, welche nicht einmal das erste und einfachste, das Lesen, gelernt haben, oder die ärger wie die Negersklavenkinder mit den verdummendsten Arbeiten vom Morgen bis zum Abend beschäftigt sind; und obgleich wir den Beweis des Verf. hören möchten, daß in Frankreich und England mehr wahre, persönliche Freiheit sei wie in Preußen oder Homburg: — so liegt ja die Herbeiführung eines solchen bildenden, politischen Zustandes doch gewiß nicht der Schule ob. Und wenn der Verf. ihn herbeizuführen vermag, so wird er doch den segensreichen Einfluß gut eingerichteter Schulen dabei nicht in Abrede stellen wollen, ohne welche er auch sein Buch wohl nicht hätte schreiben können. Jedenfalls ein Beweis, daß die Constitutionen es doch wohl nicht allein machen. Wenn in England oder Nord-Amerika der Stein der (constitutionellen) Weisen bereits gefunden ist, so sollte der Verf. seine Schrift ins Englische übersetzen, der Königin von England oder dem Präsidenten von Nord-Amerika dediciren: es müßten dort ja pädagogische „Zeichen und Wunder“ geschehen.

Die Vorwürfe, welche der Volksschule gemacht werden, sind folgende: 1) daß die Summe und der Gehalt dessen, was in ihr gelernt wird, in keinem Verhältnisse steht zu der dafür verwendeten Zeit. 2) daß das, was in der Schule gelernt worden, nach dem Austritt der Schüler rasch vergessen werde. 3) daß die Resultate der erworbenen Kenntnisse für das eigentliche Leben, das Gemüth, die Sittlichkeit, den Charakter, die praktische Tüchtigkeit in den meisten Fällen mehr als zweifelhaft sei. 4) daß der Unterricht in den öffentlichen Schulen für die körperliche Entwickelung der Jugend große Nachtheile mit sich führe. — Was diese Vorwürfe betrifft, so liegt die Schuld, wo *eine solche wirklich* vorhanden ist, theils an dem Lehrer, dem die theoretische und praktische methodische Berufsbildung fehlt, denn wo diese vorhanden ist, da werden nicht wie vor 50 Jahren über die nothdürftige Erlernung des Lesens und Schreibens Jahre verschwendet, da wird das Nothwendige nicht zu früh, sondern recht und zu rechter Zeit gelehrt, und nicht blos auf den Verstand, sondern auch auf das Herz, auf häuslicher, gesellschaftliche und bürgerliche Tugenden eingewirkt, versteht sich, so viel es die Schule vermag; — theils an „den Uebelständen“, welchen der Verf. im 2. Kapitel erwähnt, daß die Zahl von 60, 80, wohl gar 100 Kindern ein Mißverhältniß zu der Kraft eines einzigen Lehrers ist: dann aber müßte von dem Staate gefordert werden, theils daß er Anstalt treffe, allen angehenden Lehrern eine tüchtige theoretisch-praktische Vorbildung ertheilen und dieselbe nicht dem Zufall oder Jedem zu überlassen, der sich dazu aus diesem oder jenem Grunde berufen glaubt, theils daß er die Lehrer durch solche Personen wählen und anstellen lasse, welche ein competentes Urtheil haben, theils daß er in Armen-, Waisen- und Volksschulen dafür sorge, das Mißverhältniß der Schülerzahl zu den Lehrerkräften aufzuheben, folglich die, mindestens doppelten Ausgaben nicht scheue; theils die Aeltern nöthigen ihre Kinder vom schulfähigen Alter an regelmäßig zur Schule zu schicken und sie nicht zu früh und zu einer Zeit konfirmiren zu lassen, wo ihre geistigen Kräfte sich erst recht zu entwickeln beginnen, wo erst das Gelernte darum, weil es begriffen und nicht blos Gedächtnißwerk ist, fest sitzt und geistiges Eigenthum wird; er müßte für Nachhülfe- und Wiederholungsschulen wenigstens bis zum 18. Lebensjahre sorgen. Es ist ein Jammer, wie manche Aeltern bei den geringfügigsten Veranlassungen Schulversäumnisse erlauben, ihre Kinder hier aus Bequemlichkeitsliebe, um einige Dienstleistungen von ihnen zu haben, dort um sie an allerlei Vergnügungen Theil nehmen zu lassen, oder weil es bald zu warm, bald zu kalt, zu windig oder zu regnig ist, Tage, Wochen und Monate lang dem Unterrichte entziehen und dadurch unausfüllbare Lücken entstehen lassen; wie oft sie (und damit auch ihre Kinder) den Zeitpunkt der Konfirmation nicht früh genug herbeiziehen können, auch wenn die Sorge, dieselben aus dem Hause zu schaffen, sie nicht im Entferntesten quält; wie oft sie dennoch bei solcher Beschränkung der Zeit ein Allerleiwissen verlangen, folglich nichts als Oberflächlichkeit gewinnen, welche nirgends Wurzel hat; daß sie darüber den nothwendigen und Geist und Herz bildenden Lehrgegenständen, wie Religion, deutsche Sprache, Rechnen ꝛc. die unerläßliche Zeit nehmen! Wahrlich, hier hat der Staat noch viel zu bevormunden! Man täuscht sich sehr, wenn man aus demagogischen Gefühlen der Einsicht der Gemeinden oder der Aeltern die Schule anheim geben will!

Unter diesen Un- und Uebelständen können die Fehler der Schulen auch nicht so groß und augenfällig werden, wie manche Lobpreiser sich einbilden, welche von Verbesserung der Schulen oder wohl gar von Verbreitung des Lesens, Schreibens und Rechnens alles Heil erwarteten. Wenn der Verf. Curtmanns Ausspruch: „Die deutsche Volksschule hat 1848 und 49 ihre Probe nicht bestanden.“ — „Hat irgendwo die vereinte Bildung dazu beigetragen, daß man die Schranken des Gesetzes geachtet, Personen nicht gekränkt, die oberflächlichen und brillosen Reden der Volksversammlungen weniger beklatscht, die unsittlichen und gemeinen Zeitblätter weniger gelesen hätte? Die Mörder Auerswald's und Lichnowsky's

Digitized by Google

konnten alle lesen, Zeitungen und Proklamationen verstehen; die Kanoniere, welche Ludwigshafen muthwillig in Brand schossen, waren keine Proletarier, sondern verhältnißmäßig gebildete Leute", so gesteht Ref., daß er über diese Erlebnisse denselben Schmerz empfunden, und will er viele Schulen und viele Lehrer von der Schuld nicht frei sprechen durch antireligiöse und altdemokratische Lehren und Grundsätze zu solchem Unheil beigetragen zu haben: — kann aber jenes Urtheil nur dann unterschreiben, wenn statt „deutsche Volksschule" das deutsche Volk oder die deutsche Volkserziehung gesetzt wird. Diese steht aber nicht unter dem alleinigen Einfluß der Volksschule, sondern eben so gut des Staates und der Kirche, des Hauses und des Berufs- und Familienlebens, der Sitten und Gewohnheiten eines Volkes ꝛc. ꝛc. Was vermag z. B. die Schule allein mit ihren Lehren: Du sollst den Feiertag heiligen, nicht lügen, mäßig und nüchtern sein, wenn die Kinder in ihrer nächsten Umgebung Lug und Trug, Unmäßigkeit, Vergnügungssucht und Entfremdung von Kirche und Altar methodisch einlernen?

Eben so wenig kann Ref. die Schuld der Schwächlichkeit der Kinder unserer Zeit im Ganzen auf die Schule werfen lassen, sie liegt vielmehr an der Lebensweise der Aeltern, an der Gewohnheit, die Kinder an allen Genüssen der Erwachsenen Theil nehmen zu lassen: den späten Abendgesellschaften, den leckerhaften, das Blut erhitzenden Speisen und Getränken, den bis spät in die Nacht dauernden Kinderbällen und Tanzgesellschaften, den aufregenden Theaterbesuchen, dem Romanenlesen und hundert andern Dingen, welche die Jugend stumpf, den Körper schlaff, den Geist zerstreut und unlustig zu jeder ernsten Thätigkeit machen. Was Wunder denn, wenn, nach dem gestrigen Ball, den lieben Kindern der Kopf wüst ist und leer bleibt, und sie nur ungern an Lernen und Schule gedenken, wenn sie mit halben Ohren hören, mit halber Seele arbeiten und daher die wichtige Jugendzeit für ihre Veredlung vergeuden. Darin liegt die Hauptquelle nicht allein des oft fruchtlosen Schulbesuchs, des frühen Vergessens des Erlernten, sondern auch der Kraftlosigkeit wie der „geheimen Sünden", auf welche der Verf. S. 75 hinweiset: Die Sinnlichkeit wird zu frühzeitig gereizt und entwickelt!

Gegen alle diese Uebel weiß der Verf. ein Mittel: die Arbeit und zwar die körperliche Arbeit. Ref. ist von dem Einfluß derselben auf die formelle und materielle Geistesbildung, auf die körperliche und sittliche Entwickelung und auf das praktische Leben so sehr überzeugt, daß er schon vor 30 Jahren für Waisen-, Armen- und andere Erziehungsanstalten: Unterricht, Arbeit und Spiel in gehöriger Verbindung als Haupterfordernisse verlangt; unablässig auf Einführung gesunder, körperlich kräftigender und geistig erregender Arbeiten hingewirkt, und sich auf seinen pädagogischen Reisen beständig nach solchen umgesehen hat. Er kann jedoch den bildenden Einfluß, welchen der Verfasser der Arbeit zuschreibt, und die Citate desselben aus Degerando u. A. nicht unbedingt unterschreiben, denn diesen sittlichen Einfluß, z. B. die Uebung in der Geduld, in der Selbstüberwindung, im Fleiß der Ordnungsliebe ꝛc. übt die geistige Arbeit nicht weniger als die körperliche aus; diese aber läßt sich nur in geschlossenen Anstalten, welche nicht blos Schule, sondern zugleich Erziehungsanstalten sind, so durchführen, daß der Zweck wirklich erreicht wird. Stricken und Flicken, Nähen und Spinnen, Kartoffelpflanzen und Sandschieben ꝛc. machen es nicht, sondern wirken oft gerade das Gegentheil, indem sie dem Geiste die nöthige Zeit für den Unterricht entziehen und dem Körper wenig Nutzen gewähren.

Zwar klingt es auf dem Papiere gar schön, wenn der Verf. sagt: „Man denke sich einen Lehrer, der mit seiner Jugend in Feld und Garten gräbt, pflügt, begießt, Bäume pfropft und beschneidet, dann wieder in der Werkstatt ihr Anleitung zur Führung des Hobels, der Säge, des Hammers giebt, und was er dazwischen ihr von theoretischem Wissen beibringt, immer in unmittelbarer Beziehung zu jenen praktischen Beschäftigungen zu setzen vermag ꝛc. ꝛc., wie frisch und fröhlich, wie gesund und kräftig an Körper und Geist müßte ein solcher Lehrer nebst seinen Schülern sich fühlen" ꝛc.; aber wir fragen ihn, ob er nicht glaubt, daß zwischen der Behandlung der Jugend, welche sich künftig einer mehr geistigen Beschäftigung zuwenden soll, und den Kindern, welche künftig mehr Handarbeit zu treiben haben, ein Unterschied gemacht werden müsse, ob er die Ausführung seiner Vorschläge in größeren Städten für möglich hält? Woher sollen da Feld und Garten, Werkstätte ꝛc. kommen, oder will er die Kinder auf die Galeerenbank der Fabriken schicken?? Die Landkinder haben aber Gelegenheit genug sich mit Feld- und Gartenarbeit zu beschäftigen und werden oft so häufig damit beschäftigt, daß das, was die Schule in einigen Stunden des Winters giebt, ohne „Nachhaltung" bleiben muß. — Darum muß die Schule auch für die Kinder des Volks ein geistiger Exerzierplatz bleiben; die Uebung zur Arbeit ist die Sache der Familie in Städten wie in Dörfern, für Knaben und für Mädchen! — Mögen Staats- und Kirchenbehörden nur dafür sorgen, „daß überall eine hinreichende Zahl von Schulen für die Kinder aller Stände vorhanden sind, daß für jede Art der Schulen ein zweckmäßiger Lehrplan vorgeschrieben werde, daß die Lehrer statt allerlei oberflächliches Wissen eine ächte und rechte theoretisch-praktische Vorbildung für ihren Beruf erhalten, und sich ihrem Amte ohne Nahrungssorgen hingeben können, daß es dem ganzen Schulwesen nicht an einer einsichtsvollen und kräftigen Leitung fehle, damit das Rechte recht gelehrt werde und die Schulen nicht blos Lehr-, sondern Erziehungs-, nicht blos Verstandesübungs-, sondern auch sittlich-religiöse Bildungs-Anstalten werden: und ihr werdet immer weniger Mängel zu beklagen haben! Vor allen Dingen aber veredelt das Haus, bringt das Familienleben auf seine frühere Einfachheit zurück, mäßigt den Hang zu sinnlichen Genüssen und Zerstreuungen, weckt in euren Kindern den Sinn der Bescheidenheit, des Fleißes, der Ordnungsliebe, der Verträglichkeit, der Unterordnung, des Wohlwollens ꝛc., damit sie früh erkennen, daß das Leben, daß die Tugend, daß die Menschenbestimmung ꝛc. kein Spiel sei, sondern Ernst, Beharrlichkeit, Entsagung, Anstrengung, Aufopferung fordere: dann und nur dann wird die deutsche Schule ihrerseits „die Probe bestehen können." Denn die letzten Jahre haben uns bewiesen, daß die Schule und ihre Lehrer noch nicht überall leisten und sind, was sie sein und leisten sollten, daß sie ohne Beihülfe eines veredelten Familienlebens, ohne Unterstützung des Staates (auch durch Fortbildungsanstalten nach der Konfirmation) und der Volkssitte (welche schon zu Tacitus Zeiten in Deutschland „mehr galt als anderswo gute Gesetze" und mehr zur volksthümlichen Erziehung beiträgt), ohne Rückkehr zu den Tugenden, der Biederkeit und Treue, der Frömmigkeit und

Digitized by Google

Sittlichkeit, der Achtung vor Gott und Gesetz, welche unsers Volkes Krone und Zierde seit Jahrtausenden gewesen, daß ohne religiöse und kirchliche Einwirkung sie den Endzweck der Erziehung für sich allein nicht erreichen, folglich auch in einer neuen Feuerprobe, welche Gott verhüte! nicht bestehen kann!

Dr. J. C. Kge.

Social-politische Reise-Resultate. Drei freie Vorträge, gehalten vor Mitgliedern des Constitutionellen Vereins in Stettin von August Moritz. Wiedergegeben nach stenographischen Berichten und als Einleitung zu dessen Reisen bestimmt. Allen Deutschen gewidmet. In Commission bei G. Walter, Buch- und Kunsthandlung in Berlin. Gedruckt bei H. G. Effenbart's Erben in Stettin. 112 Seiten. 8.

Es ist dieser kleinen Schrift des Herrn Stadtraths Moritz in Stettin, auf deren rothem Umschlag der Titel lautet: Die Freiheit in Europa! Social-politische Reise-Resultate, bereits bei der Anzeige einer anderen, auf seine Veranlassung abgefaßten und veröffentlichten gedacht worden. — Auf der Rückseite des Titels sind Stellen aus Miltons verlornem Paradiese (Satan und Abdiel) in deutscher Uebersetzung abgedruckt. — Der erste Vortrag, gehalten am 11. November 1850 hat Deutschland, Italien, die Schweiz, Tyrol, Frankreich, Belgien, Holland, Norwegen, auf 35 Seiten, zum Gegenstande. Der langen Einleitung entnehmen wir Folgendes:

„Meine Herren! Mehrere Mitglieder dieses Vereins haben mich aufgefordert, Ihnen einige Mittheilungen über meine Reisen zu machen.

Dieser Aufforderung entspreche ich um so lieber, als ein innerer Drang mich zwingt, dem Kultus der Täuschungen, dessen bittere Früchte wir täglich schmecken, entgegen zu treten und Sie durch Bilder, entlehnt aus den europäischen Volkszuständen, mit dem bekannt zu machen, was vieljährige Erfahrung mich lehrte.

Ich verhehle mir nicht die Schwierigkeit, diesen Erfahrungen überall Geltung zu verschaffen; denn ich selbst habe es empfunden, wie schwer es meinen Sinnen ward, so Viele der lieblichen Ammenmärchen aus der Schule und der Presse, so viele hohe schöne Ideen als Trugbilder, viele der großen Staatsmänner als gewöhnliche, gleich uns mit Fehlern und Schwächen begabte Menschen, und die gepriesenen Glückseligkeits-Systeme als Ausgeburten der Lüge, deren Aufgabe es sei, die wahre Freiheit einzusargen, zu erkennen.

Recht schade ist es, daß diese langjährigen Studien nicht eine berühmte Celebrität gemacht hat, um durch ihren persönlichen und den Einfluß der Presse im Kreise der Ideologen damit so nützen zu können, wie ich es wünsche.

Unter Ihnen alt geworden, bedarf es hier für meine Vorträge keiner weiteren Bürgschaft; Sie kennen mich, wissen, daß ich zu den Theoretikern oder Ideen-Menschen nicht gehöre, kennen auch meine Gesinnungen über Pflicht, Wahrheit und Recht, mithin auch meine Liebe zu unserm Vaterlande.

Diesem meinem Vaterlande wünsche ich zu nützen, indem ich zu würdigen geliebten Freunden und Mitbürgern von dem spreche, was ich erarbeitet, geschafft und erkannt habe; denn arbeiten, schaffen, nützen ist das Motto meines Lebens. Der Standpunkt, auf welchen mich meine Erfahrungen gestellt haben, wiederholt sich nicht oft, daher bitte ich, ihn wohl zu erwägen und bei Beurtheilung des Folgenden als Maßstab anzulegen.

Nicht alltägliche Reisebeschreibungen, wie auch ich noch einige an's Tageslicht zu bringen gedenke, dürfen Sie hier, wo nur wenige Stunden gegeben sind, von mir erwarten, und wenn ich auch nicht umhin kann, von meiner Person zu sprechen, so wird dies vom bürgerlichen, kaufmännischen und amtlichen Standpunkt aus geschehen, und mich auf die social-politisch-religiösen Verhältnisse mehrerer europäischen Länder und ihrer Bewohner führen."

Zweiter Vortrag, gehalten am 18. November 1850. England (mit Motto aus Milton's verl. Parad.), S. 36—85, weitläufig besprochen. Am Schlusse lesen wir:

„Wenn aber England nur aller Nachtheile des kostbaren, verschwenderischen, täuschenden, naturwidrigen, parlamentarischen Regierungssystems theilhaft wird, die Vortheile einer einheitlichen, starken, redlichen Monarchie nicht genießt; wenn dabei nur ein Theil der Engländer über die Maßen reich und mächtig wird, der größte Theil besitzlos, ärmer und elender, als in irgend einem Lande der Welt ist, so bin ich überzeugt, die gerechtere Nachwelt wird von dem Ruhme der großen englischen Staatsmänner viel, sehr viel streichen.

Ich für meinen Theil kann nur den Mann groß achten, der, **ohne die Rechte anderer zu schmälern**, sein Volk zur Größe, Ehre, Ruhm und Zufriedenheit führt."

Dritter Vortrag. Rußland und Schluß-Betrachtung. Ueber die Leibeigenschaft sagt Herr Moritz:

„Der Kaiser ist unumschränkter Herr, und insofern sind die Edelleute seine Sklaven; die Leibeigenen sind Sklaven der Edelleute; **aber alle Leibeigenen sind Sklaven in dem Sinne, wie es uns unsere Kinder sind.**

Denn so wenig ein Vater seine Kinder hungern, nackt gehen oder darben läßt, eben so wenig thut dies der Kaiser oder der vernünftige Edelmann, und gegen den unvernünftigen schützt das Gesetz der Selbsterhaltung und der vom Kaiser bestellte, überdies streng controllirte Gouverneur.

Sklaven oder Leibeigene nennen diejenigen Leute die Russen, welche nicht wissen, daß **jeder Leibeigene geborner Grundbesitzer ist**, daß kein Edelmann Leibeigene verkaufen oder verschenken kann, ohne das denselben gehörende Land; daß nur russische Edelleute Leibeigene besitzen können, **daß den Edelleuten bei harten Strafen eigenmächtige Züchtigungen der Leibeigenen verboten sind**, weshalb denn die Knute nur für's Vieh oder für

Digitized by Google

viehische Menschen vorhanden ist, denen das Gesetz sie zuerkannt hat, wie z. B. den Mördern, welche nach Sibirien in die Bergwerke kommen."

„Ein russischer Leibeigener oder Sklave kann dem Proletariat, dem Hunger niemals verfallen, niemals können seine Nachkommen in Noth gerathen, denn der liebe Gott hat die Welt und seine Güter für Alle gegeben, und in Rußland blieb man auf dem natürlichen Wege.

Weder der Edelmann kann das Gut der Sklaven verkaufen oder vergeuden, noch kann es der Sklave.

Jener kann nicht sagen: dies gehöret mir, sondern nur: dies Land gehöret mir in Gemeinschaft mit Euch; der leibeigene Sklave kann eben so wenig dies oder jenes Stück Land sein Eigenthum nennen, wohl aber sagen: An diesem Lande habe ich für so und so viel Köpfe meiner Familie so und so viel Antheil.

Die gesammten Leibeigenen bestellen, besäen und ernten gemeinschaftlich, theilen zwischen dem Herrn wie unter sich, und verzehren gemeinsam, was sie gewonnen haben; sie lassen daran Theil nehmen alle Nahe und Entfernte, denn die Liebe zu den Verwandten geht hier sehr weit."

Dieser Vortrag schließt so:

„Einem starken, einigen, Schule und Kirche auf Gottes Gesetz und Ordnung leitenden, gleich einem Crystall in sich klaren, selbstbewußten Preußen, werden sich die kleinen deutschen Staaten naturgemäß anschließen und so die Einigkeit Deutschlands fördern helfen müssen, welche Unnatur und Schwäche bisher verhinderte.

Aber nicht durch Andere, nicht von den Regierenden allein, verlange man Abhülfe aller, die Gesellschaft störenden, befleckenden, mit Vernichtung drohenden Uebel; wer der wahren Freiheit werth sein will, beginne mit eigener Erkenntniß, entferne aus seiner Familie, Umgebung und aus der Gesellschaft, was unrein und unwürdig ist. Der Crystall in der Erde Tiefen nimmt nur Gleichartiges in sich auf, das Meer scheidet alles Unreine, der Bienenstock alle Pflichtvergessenden aus. Gottes Schöpfung, welche die christlichen Friedenssymbole überall verkündet, sei die Lehrerin aller derjenigen, welche ihrer werth sein wollen!"

Auf Seite 111 ist die Preis-Frage, über deren Beantwortung (durch Herrn J. Fr. Ch. Buhy) kürzlich in diesen Blättern berichtet wurde, angekündigt: „Gegenüber", heißt es, „den Resultaten meiner vieljährigen, hier nach Pflicht und Gewissen ausgesprochenen Erfahrungen, beunruhiget mich die Zukunft eines constitutionellen Preußens nach gegenwärtiger Verfassung nicht minder, wie die Mehrzahl meiner Mitbürger, welche an eine kräftige, einheitliche, selbstständige, Dauer, Sicherheit, Freiheit und Ehre gewährende Regierung gewöhnt, sich nach all diesen Gütern wiederum sehnen, aus den täglichen Beispielen anderer Staaten die Hoffnung darauf jedoch so wenig wie ich zu schöpfen vermögen.

Deshalb übergebe ich mittelst dieses Werkchens meine Bedenken und Andeutungen der Oeffentlichkeit, nicht um einzelne Mängel bekrittelt, sondern die Hauptsache:

das Wesen des modernen Constitutionalismus und seine Konsequenzen

zur Sprache gebracht, dessen Werth oder Unwerth insbesondere für Preußen aufgedeckt zu sehen."

Miscellen.

Zu Paris eingelaufene Briefe von Herrn Place, Consul zu Mossul, melden fernere Ausgrabungen und Funde unter den Erdhügeln zu Ninive. Außer einer neueren Ausbeute an Statuen, marmornen Basreliefs, Irdengut und Schmuck, welche über die Gewohnheiten und Gebräuche der Einwohner der alten Stadt Licht verbreiten, haben die französischen Alterthumsforscher Gelegenheit gehabt, den Palast von Khorsabad und dessen Dependenzien in seinem vollen Umfange zu untersuchen. In Anlaß dessen sollen sie über mehrere zweifelhafte Punkte Aufschluß bekommen, und unter anderem die Ueberzeugung erhalten haben, daß die Assyrier in keiner der Ressourcen des Bauwesens unbewandert waren. Herr Place hat ein großes Thor, zwölf Fuß hoch, aufgefunden, welches eins der Eingänge in die Stadt gebildet zu haben scheint, ferner mehrere Marmorbauten, zwei Reihen Säulen, die sich dem Anschein nach weithin erstrecken, den Keller des Palastes, mit regelmäßigen Reihen von Krügen, die wahrscheinlich mit Wein gefüllt gewesen sind, indem sich unten in diesen Krügen noch ein violetfarbener Bodensatz befindet. — Die Operationen haben sich nicht blos auf die nächste Nachbarschaft von Khorsabad beschränkt, Herr Place hat auch auf den Bergen von Bachicca, Karamleß, ꝛc., am linken Ufer des Tigris und auf zehn Lieues Entfernung von Khorsabad Aufgrabungen vornehmen lassen. Bei diesen sind Monumente, Grabmäler, Schmucksachen, und einige Artikel von Gold und anderem Metall so wie auch von Stein gefunden worden. Zu Dzizian giebt es ein Monument, das sich vielleicht als eben so groß wie das von Khorsabad ausweisen wird. Zu Mattai und an einem Orte Namens Barelan hat Herr Place Basreliefs in natürlichen Felsmassen ausgehauen gefunden, die colossale Figuren, und eine Reihe von Abbildungen assyrischer Könige in Lebensgröße darstellen. Herr Place hat im photographischen Verfahren Copieen von seinen Entdeckungen genommen, und schreibt auch, daß er von dem Obrist Rawlinson die Erlaubniß erhalten habe, auch in der Nähe der Plätze, wo die Engländer ihre Forschungen betreiben, graben lassen zu dürfen.

Nach der Angabe eines Herrn Guyan, Generalwundarzt der französischen Armee in Afrika, hat das flaumenartige Mark der Ameisennest, deren alle amerikanische Reisende erwähnen, und das eben so, ja wohl noch mehr, feuerfangend ist als der europäische Zunder, daher es auf Cayenne auch ohne weiteres Zunder genannt wird, eine außerordentliche blutstillende Eigenschaft, und könnte sonach mit großem Nutzen bei Capillarblutungen angewandt werden, die bei Kindern so schwer zu hemmen sind.

Gedruckt bei A. F. M. Kümmel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SCHILLER

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 82. Mittwoch, den 13. October. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Elegie auf dem Kirchhofe ..... Seite 637
Geographische und ethnologische Verhandlungen zu Belfast ic... „ 638
Literatur:
Charlotte Corday. Dramatisches Gedicht von J. Bamme .... „ 640
Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems. Von J. J. v. Littrow ..... „ 642
Die Wassernoth im Emmenthal am 13. August 1837. Von Jeremias Gotthelf ..... „ 643
Neue vermehrte und umgearbeitete Auflage von Orville A. Roorbach's Bibliotheca Americana ..... „ 644
England's Historische Literatur seit den letzten fünf Jahren. Von Friedrich W. Ebeling ..... „ 644
Miscellen ..... „ 644

Elegie auf dem Kirchhofe.

Der Abend sinkt, der Sonne letztes Glühen
Vergoldet noch der Bäume Wipfel nur;
Langsam zieht goldgesäumte Wolken ziehen;
In Nacht gehüllt liegt schon im Thal die Flur;
Und seht, wir von des heißen Tages Mühen
Auch schon der Landmann fröhlich heimwärts fuhr;
Jetzt ist die Sonne ganz hinabgesunken,
Der Gott hat aus des Titans Fluth getrunken.

Schon hebt sich dort mit ihrem Silberscheine
Selene aus dem dunkeln Wolkenflor,
Erhellet matt, doch lieblich, jene Haine,
Blickt lächelnd aus dem dunkeln Laub hervor,
Scheint schaurig auch auf diese Leichensteine,
Wo einst das Theuerste mein Herz verlor,
Und leuchtet, oft verhüllet, wie in Trauer,
Auf Gräber an des weiten Kirchhofs Mauer.

Jetzt strahlet fern auf ihren Silberrossen
Die huldr Göttin sanft auf mich herab,
Von magisch schönem Licht seh' ich umflossen
Den weißen Stein auf ihrem kühlen Grab;
Rings um scheint sanfte Ruhr ausgegossen,
Ein Seraph hat gewinkt mit seinem Stab. —
Ich nun weil' einsam hier an dieser Stätte,
Wo ich für meinen Geist um Trost oft flehte.

Denn auch der Waldbewohner süßen Klänge
Sind mit der Sonne Sinken schon verhallt;
Und durch die vielen schaurig dunkeln Gänge,
Die sich durchkreuzen in dem nahen Wald,
Tönt keines mehr der lieblichen Gesänge,
Auch Philomeiens Klage nicht mehr schallt; —
Rings um ist Todtenstille ausgebreitet,
Nur Säuseln durch der Bäume Wipfel gleitet.

Heut ist's ein Jahr, da jene sel'gen Stunden
Uns allzuschn in Wonne flohen fort;
Als unser Herzen eben sich gefunden,
Und schüchtern unser Lippe sprach das Wort,
Wodurch wir, mit einander fest verbunden,
Vereinigt leben wollten hier und dort;
Als unser Lippen ew'ge Treue schwuren
Und Wonneschauer unser Brust durchfuhren.

Wie schwelgten wir in sel'gen, süßen Träumen,
Auf lichte Blumenau'n trat unser Fuß,
Wir wähnten uns in ungemeß'nen Räumen,
Und wogten fort im wonnigen Genuß.
Nicht länger konnten unser Lust wir zähmen,
Der Liebe Bund besiegelte ein Kuß;
Und lange hielten wie uns so umschlungen, —
Noch fühl' die Wonn' ich in Erinnerungen!

Digitized by Google

Doch ach, wie bald ſollt' es mir ewig ſchwinden,
Das ſtille, wonnevolle Liebesglück! —
Ich muß mein Sehnen Ewigem verbinden,
Denn früh gelang es grauſamen Geſchick,
Mich warmen Liebesarmen zu entwinden.
Nur die Erinn'rung dran blieb mir zurück.
Ich mußte ſtill die Theure ſcheiden ſehen
Und wollte faſt in bitterm Schmerz vergehen.

Nun ruht ſie hier, der Theuren morſche Hülle,
Die ich ſo oft in Liebesgluth umſchloß,
Die ſonſt in reiner, jugendlicher Fülle
Der Lieb' und Schönheit Strahlenſchein umfloß.
Sie ruht nun hier in ſchnur'ger Grabesſtille,
In mütterlicher Erde kühlem Schooß.
Und ich muß hier allein auf Erden wallen,
Umſonſt muß ihres Namens Laut verhallen.

Doch nicht hab' ich mich ja ſo treu verbunden
Mit dieſem ſo vergänglichen Gebein; —
Die Seelen hatten ſich dereinſt gefunden, —
Sie ſeh' ich wieder in dem beſſern Sein.
Sei denn der Leib auch nun dahingeſchwunden,
Ich kann mich doch des künft'gen Lebens freu'n.
Denn wenn auch mein Leib ſinkt zu Staube nieder,
Dann ſeh'n die Seelen ſich im Jenſeits wieder.

Drum will ich nicht um Dich, Geliebte, klagen,
Traf gleich mein Herz einſt furchtbar das Geſchick;
Ich will voll Muth den Blick gen Himmel ſchlagen,
Denn dort erwartet mich ein ew'ges Glück.
Ich will den Schmerz um Dich mit Kraft ertragen,
Und hoffe noch im letzten Augenblick:
Dann trittſt Du wohl, ein Engel, mir entgegen
Führeſt mich empor auf meinen letzten Wegen!

F...

Geographiſche und ethnologiſche Verhandlungen

in der

dies Jahr zu Belfaſt gehaltenen 22ſten Zuſammenkunft des brittiſchen Vereins zur Förderung der Wiſſenſchaft.

(Aus dem Athenaeum.)

In der Sitzung der obengenannten Geſellſchaft vom 4. Septbr. dieſes Jahrs trug Herr A. Petermann auch ſeine, unſern Leſern bereits bekannte, Notiz „Die Vertheilung des Thierreiches in den arctiſchen Regionen, aus dem Geſichtspunkte als Nahrungsmittel für Menſchen" (m. ſ. Nr. 29 d. Bl.) vor.

Darauf äußerte ſich Herr R. J. Murchiſon, daß der als Thatſache ermittelte Umſtand, daß jene Regionen einen Ueberfluß thieriſchen Lebens darböten, das ſich als Nahrung eigne, unter anderen Dingen einen Grund der Hoffnung abgäbe, daß die kühnen Abenteurer — Sir John Franklin und ſeine Begleiter — noch am Leben ſeien; daß er, für ſeine Perſon, dieſe Hoffnung nie aufgeben werde, ſo lange nicht ihr Tod wirklich erwieſen wäre, oder es aus anderen Umſtänden genügend hervorginge, daß eine ſolche Hoffnung illuſoriſch ſei; und daß er darauf baue, daß die Britten ihre Beſtrebungen, dieſe unglücklichen Männer aufzuſuchen und aus ihrer furchtbaren und gefährlichen Lage zu erlöſen, nicht aufgeben würden, ſo lange nur noch ein Schatten von Hoffnung vorhanden wäre.

Als darnach der Herr Profeſſor Owen um ſeine Meinung über die Anſichten des Herrn Petermann befragt wurde, ſagte er, daß er ſich darüber nicht mit Beſtimmtheit ausſprechen könne, weil er über Manches nicht hinlänglich unterrichtet ſei; er halte es jedoch nach dem, was über die Temperatur und den Ueberfluß an Thieren in den arctiſchen Regionen angegeben ſei, für ſehr wahrſcheinlich, daß die verſchollene Expedition ſich noch am Leben befinde.

Herr Reeve nahm nach dem Herrn Profeſſor Owen das Wort, und ſagte, daß bei den meiſten arctiſchen Expeditionen, über welche es irgend eine Beſchreibung gäbe, die größte Schwierigkeit für die Betheiligten darin gelegen habe, ſich Nahrung zu verſchaffen, nicht aus Mangel an Thieren — denn Alles, was er über dieſen Punkt in Erfahrung habe bringen können, beſtätige die Angaben des Herrn Petermanns in Betreff des Ueberfluſſes an dieſen — ſondern weil denſelben in der Regel nicht beizukommen ſei. Als Beiſpiel führete er an, daß man bei der Dr. Sutherland'ſchen Expedition ſich nicht einmal das Futter für die Hunde, welche die Schlitten zogen, habe verſchaffen können, und daß die Mannſchaft ſelber ſchlimm weggekommen ſein würde, wenn ihre Schiffe nicht reichlich mit Proviant verſehen geweſen wären. Nach ſeiner Meinung ſei ſchon der eine Grund der Unerreichbarkeit von Nahrungsmitteln, jedes anderen zu geſchweigen, zu der Befürchtung hinlänglich, daß die in Rede ſtehenden armen Leute längſt ihr Grab in den fernen ſchaurigen und troſtloſen Regionen gefunden hätten.

Dem Vorſtehenden entgegen, meinte der Obriſt Sabine, daß da, wo Eskimos leben könnten, ein Gleiches Engländern möglich ſeyn werde, und dieſes um ſo mehr, weil dieſe ſich vor der Rauhheit des Klimas beſſer als die Eingebornen, an Bord ihrer Schiffe, zu ſchützen im Stande wären, ſie auch bei ihren Vorräthen an Munition ſich eher als dieſe Nahrung verſchaffen könnten. Was den Umſtand betreffe, ob es möglich ſey, daß ſie der Peſt der Seeleute, dem Scorbut, entrönnen, darüber könne er nicht urtheilen. Es ſey allerdings eine ſehr lange Zeit, daß die Verſchollenen in See geweſen wären, doch ſey ſeiner Meinung nach deßungeachtet noch immer vernünftiger Grund zur Hoffnung vorhanden.

Herr D. Brewſter gab, in Uebereinſtimmung mit der überwiegenden Meinung, Argumente an, die aus der Geologie des Landes und aus den ermittelten Thatſachen in Betreff der Temperatur jener Regionen abgeleitet waren.

Herr R. J. Murchiſon erwähnte der Expedition unter Dr. Rae, der es gar nicht ſchwer gefallen wäre, ſich den nöthigen Proviant zu verſchaffen, und die wohlgenährter von den arctiſchen Regionen zurückgekehrt, als dahin abgegangen ſey.

Der Prinz von Canino ſprach ſich dahin aus, daß, ſo lange nicht die zuverläſſige Kunde eingegangen wäre, daß die Verſchollenen nicht mehr unter den Lebendigen zu zählen ſeien, jedermann, ſo aus dem Gefühl des Mitleids, als aus der pflicht-

Digitized by Google

schuldigen Anerkennung der Verdienste von Männern, die ihr Leben für das Gemeinwohl gewagt hätten, seine Stimme dafür erheben müsse, daß irgend etwas Großes, Nationales zu ihrer Erlösung, wenn noch am Leben, oder, wenn todt, wie er hoffe und vertraue, daß dem nicht so seyn werde, um das Publikum aus seiner ängstlichen Spannung ihretwegen zu befreien, geschähe. Sollten Sie John Franklin und seine Gefährten inzwischen ihr Grab in jenen trostlosen und unwirthlichen Regionen gefunden haben, so müßte ihnen all die Gloire zuerkannt werden, welche Männern gebühre, die sich für das Beste des Gemeinwohls aufgeopfert hätten.

Sitzung vom Montag, den 6. September.

Der Obrist Chesney sprach über die vergleichsweisen Vortheile der in Vorschlag gebrachten Routen nach Indien. Die Benutzung der Ueberland-Route, sagte er, ist fast so alt, wie die Entdeckung von Indien selber. Es ist bekannt, daß Elisabeth mit ihrem Schutzblick zu Bir eine Flotte unterhielt, um den Handel längs des Euphrats zu sichern, welches der Zeit die Heerstraße nach Indien war und die als solche von Ballin, Fitch und Anderen im Handel benutzt ward. Die Route ging aus Europa über Alexandretta und Aleppo auf dem Euphrates nach Bir, von wo die Waaren theilweise zum Gebrauche der Einwohner des Landes, theilweise zur weiteren Versendung nach Indien, über den persischen Meerbusen, in Böten befördert wurden. Zur Zeit des Herodot war Mesopotamien das weitproducirende Land der Welt, und da ihm zu der Zeit, deren wir eben gedacht haben, noch ein Theil seines commerciellen Flores geblieben war, so war diese Route nur die Fortsetzung, oder vielmehr das Ueberbleibsel des Handels von Tyrus, Sidon, Aegypten, &c., und nicht, wie es häufig angenommen worden ist, ein von der levantinischen Gesellschaft adoptirter neuerer und kürzerer Weg als der über das Vorgebirge der guten Hoffnung. Bis zu der Zeit, wo die ostindische Compagnie das Geschäft aufgab, waren Bushire, Bussorah und Bagdad ergiebige Handelsplätze. Obwohl ihre Bedeutsamkeit für England, in Folge des Aufhörens des vorher bestandenen Handelsverkehrs, sehr abgenommen hat, scheint der Handel zwischen Indien und dem persischen Meerbusen sich nach officiellen Angaben immer noch auf jährlich circa zwei Millionen zu belaufen. Die Linie des Euphrates hatte übrigens noch einen anderen Vortheil für England, den sie auch noch jetzt hat. Der gerade Weg von London geht über Wien, Constantinopel, Kleinasien nach Aleppo, und von dort, über die arabische Wüste, nach Bussorah. Postboten in Europa und Tartaren in Arabien pflegten diese Tour in 25 bis 36 Tagen zurückzulegen, und schnellsegelnde Schooner förderten die Depeschen dann über den persischen Meerbusen in weiteren circa 12 Tagen nach Bombay. Die Route über das rothe Meer hat nun in derselben Weise benutzt, da sie aber in der Raschheit sehr zurückstand, so erhielt sich der regelmäßige Transito durch Arabien bis zu dem Frieden von 1815.

Hiernach besprach der Redner seine Forschungen im Osten vor der Euphratexpedition, und diese, deren Befehlshaber er gewesen, selber. Die Beschreibung der Letzteren ist bereits durch den Druck ins Publikum gekommen. Nach des Obristen Angabe hat die türkische Regierung im Herbste vorigen Jahres die Angelegenheit wegen der Poststraße nach Indien aufgenommen, und es sind nach einer Verhandlung mit ihm zu Birkenhead ein Paar Dampfböte von paßlicher Größe gebaut worden, die ehestens die Flüsse von Mesopotamien befahren werden. — — Da die Communication über das rothe Meer seit lange so regelmäßig gewesen ist, als man nur wünschen kann, so bleibt nur noch zu bemerken, welche Leichtigkeiten die Route durch die asiatische Türkei und Persien, theils unter der Benutzung von Eisenbahnen, theils unter der von Dampfböten, darbieten würde. Von London bis Ungarn besteht schon eine Eisenbahn, und es wird nicht lange mehr währen, so wird sich dieselbe bis nach Constantinopel erstrecken, indem sie, theils vermittelst stationairer Dampfwagen, den Balkan überschreitet, oder seewärts längs Varna hinläuft, um diese Bergkette zu umgehen und so leichter nach Constantinopel zu gelangen. Die große Bergkette von Kleinasien legt sehr bedeutende Hindernisse in den Weg, doch nicht groß genug, daß die heutige Wissenschaft sie nicht sollte überwinden können, und wenn die Linie erst einmal das Thal der mesopotamischen Flüsse erreicht haben sollte, dann dürfte sie längs der südlichen Ufer von Persien und der Küste von Mekran weiter, nach Indien zu führen seyn. Wenn aber auch praktisch durchzuführen, dürfte einerseits wegen der ungeheuren Kosten, andererseits wegen des unstäten Zustandes dieses Landestheils an die Anlage solch einer Communicationslinie erst in einer späteren Periode zu denken seyn.

Wir können deshalb einstweilen alles aus dem Spiel lassen, was auf die Strecke ostwärts des Euphrates Bezug hat, und die Frage auf eine Eisenbahn durch Arabien beschränken, da wir ein Dampfboot nach Indien von dem einen äußersten Ende, und ein anderes nach Triest von dem andern haben. Die angenommene Linie muß sich bei der Bai von Antiochien von dem mittelländischen Meere entfernen, sich über das alte Aleppo nach dem Euphrates, zu Jaber, und dann längs des rechten Ufers des Flusses bis zu dessen Mündung, eine Strecke von 715 Meilen, hinziehen. Wenn diese Route fertig wäre, so dürften, mit Hülfe von kräftigen Dampfböten an den beiden Endpunkten, Briefe innerhalb 18 bis 19 Tagen, und Depeschen, theils auf telegraphischem Wege, innerhalb 10 Tagen von London nach Bombay zu fördern seyn. Sieben hundert und funfzehn Meilen Eisenbahn in einfacher Linie, nach amerikanischem Plane, dürften für circa 5,720,000 £, oder mit zwei mächtigen Dampfböten auf der arabischen Seite und eben so vielen auf der europäischen, und einschließlich des nöthigen Hafens in der Bucht von Antiochien, für circa 6 Millionen Lsterl. zu beschaffen seyn. Statt aber sich ohne Weiteres auf eine so bedeutende Ausgabe einzulassen, ließe sich eine provisorische und keineswegs kostspielige Einrichtung treffen. Wie allbekannt existirt eine Eisenbahn nach Triest, von wo die Schiffe der österreichischen Lloyds-Gesellschaft die Felsellen und die Passagiere nach Scandaroon befördern könnten, welcher Platz als zeitweiliger Hafen gar keine Auslagen erfordern würde. Von dort bis Beles auf dem Euphrates sind nur 110 Meilen, und zwischen diesem Platze und Bussora könnten kleine Dampfböte benutzt werden.

Von London	nach	Triest	3	Tage	12	Stunden,
„ Triest	„	Scandaroon.	2	„	12	„
„ Scandaroon	„	Jaber.....	1	„	10	„
„ Jaber	„	Bussora ...	5	„	10	„
„ Bussora	„	Bombay...	4	„	12	„
Aufenthalte.....			1	„	10	„
			18 Tage		18 Stunden.	

Digitized by Google

Die Eröffnung dieser Straße, als ein Anfang, würde sich mit einem Baarfide-Capital von 50,000 £ oder höchstens 80,000 £ beschaffen lassen, und ich würde an dem Erfolge nicht zweifeln, wenn das Unternehmen von praktischen Männern geführt würde. Zu dem zwischenfallenden Landtransporte könnten Kamehle, mit vielfältigen Stationen, oder auch das landesübliche Fuhrwerk, Tach-i-van genannt, zwischen zwei Kamehlen oder Pferden getragen, benutzt werden, und da der nothwendige Schutz von Ort zu Ort mit dem Miethen der Thiere in Verbindung stände, so würden die Araber dabei sehr beschäftigt werden und ihr Interesse mit dem Interesse des Unternehmens stets Hand in Hand gehen. Während unsers ansehnlichen Verkehrs mit den Arabern, haben sie sich uns höchst geneigt bewiesen, auch freueten sie sich der Beschäftigung, die sie durch uns erhielten, und verrichteten alles, was ihnen aufgetragen wurde, aufs treueste, nicht allein den Transport von Gütern und Waaren, sondern auch den von Geld. Alle unsre Effecten und auch bei 6000 £ sind von Zeit zu Zeit in kleinen Partieen und Summen durch arabische Boten befördert worden, ohne daß je irgend etwas verloren gegangen wäre; auch liefert der seit hunderten von Jahren bestandene Handelsverkehr in Arabien den besten Beweis, daß ein erweiterter Verkehr mit diesem Volke keine großen Schwierigkeiten haben kann.

Da Mesopotamien bei weitem fruchtbarer als Aegypten ist, und Indigo, Baumwolle, Zucker, Getreide und Wolle zu jeglichem Betrage produciren kann, so würde dies Land dem ackerbaulichen und dem commerciellen Unternehmungsgeiste ein weites Feld eröffnen und dem Capital eine sichere und ergiebige Verwendung gewähren. Außer den Vortheilen, welche eine Postverbindung mit Indien über das rothe Meer mit sich bringen müßte, würde ein belebter Verkehr mit dem südlichen Persien, Arabien, Mesopotamien und Kurdistan dem Absatz unserer Manufacturen sehr förderlich seyn, muthmaßlich auch eine erwünschte Gelegenheit zur Begründung neuer Colonieen geben. Das Klima ist gesund, und es würde sich durch Berechnung leicht nachweisen lassen, daß ein Capital in Händen einer verständig organisirten Gesellschaft sich gut verwerthen müsse. Einer meiner Officiere, Herr Hector, der am Euphrates zurückgeblieben war, und mit Nichts angefangen hatte, hat sich bereits eine unabhängige Existenz damit begründet, daß er von Zeit zu Zeit ein Schiff aus England mit Baumwolle und anderen Artikeln befrachtet hat.

Die Eingebornen sowohl in Arabien als in Kleinasien sind sehr begierig auf europäische Manufacturen, die sie während meines Aufenthalts in Mesopotamien hauptsächlich aus Rußland und von geringer Qualität erhielten. Diese Waaren werden von den eingebornen Kaufleuten im Kleinen mit ungeheurem Nutzen, in der Regel hundert Procent, wiederverkauft. Man muß indeß in Baumwoll-Artikeln, Musselinen und anderen Manufacturen den Geschmack der Eingebornen berücksichtigen; das haben die Russen gethan und damit ihre Waaren populair gemacht.

Charlotte Corday. Dramatisches Gedicht von Julius Bamme, Magdeburg, Verlag von Walter Delbrück, 1852. 72 Seiten. 8.

Es ist in der That merkwürdig zu sehen, wie oft dieser Stoff schon von deutschen und französischen Dichtern behandelt worden ist, und wie derselbe dennoch immer von Neuem Beneidete findet, die, unabgeschreckt durch das Beispiel ihrer, häufig allerdings ihnen wohl auch gar nicht bekannt gewordenen, Vorgänger, die schon mit so vielen Fußstapfen gezeichnete Bahn abermals beschreiten. Daß unter allen diesen Corday's vielleicht nicht eine einzige ist, der man die Palme des Sieges zu reichen sich veranlaßt fühlen könnte, Das nimmt uns durchaus nicht Wunder; weit eher war es uns von jeher ein Gegenstand des Erstaunens, wie es den Dichtern habe gelingen können, diesem Stoffe noch so viel abzugewinnen, „de fournir cette longue carrière de cinq actes.“ wie sich Voltaire in seiner Angst auszudrücken pflegte, wenn er sich gerade in dramatischen Nöthen befand. Denn, genauer betrachtet, ist denn die Persönlichkeit der Charlotte Corday wohl geeignet, den Mittelpunkt eines dramatischen Werkes abzugeben, das auf den Brettern erscheinen will? — Eine That, beschlossen und ausgeführt von einem Individuum, ohne alle Verbindung mit den Plänen Anderer, eine Persönlichkeit, die plötzlich und auf einen Augenblick aus dem Dunkel ihrer ländlichen Abgeschiedenheit auftaucht, einen Dolch zückt, und dann eben so schnell durch das Beil der Guillotine in ein anderes ewiges Dunkel versinkt, — als passender Stoff für eine Tragödie anzusehen, wahrlich, man begreift nicht, wie besonnene Dichter sich einer solchen Verblendung schuldig machen konnten. Denn wenn es hier Etwas darzustellen giebt, so ist es die psychologische Entwickelung, welche das Mädchen von Caen durchmachte, ehe in seiner jungfräulichen Seele der frevelhafte Entschluß, Mörderin an einem nie von ihr gesehenen, in keiner Beziehung zu ihr stehenden, Menschen zu werden, reifte. Eine solche Darstellung aber, gewiß höchst interessant, wenn Jemand sie zu geben im Stande wäre, ist ohne Zweifel weit eher ein würdiger Stoff für einen Criminalisten, als für einen Dramatiker, und würde sich entschieden besser zu einer Abhandlung im neuen Pitaval, als zu einer Tragödie eignen. —

Dennoch aber haben nicht unbedeutende Dichter die Charlotte Corday zu ihrer Heldin gemacht. — Um der früheren französischen Dramatiker zu geschweigen, hat F. Pyat im Jahre 1850 eine Charlotte Corday, Drame en cinq actes zur Aufführung gebracht, die eine große Anzahl von Darstellungen erlebte; die im vorigen Jahre in Braunschweig auf der Bühne erschienenen „Girondisten,“ des deutschen Dichters Robert Griepenkerl (besprochen in No. 40 dieser Blätter) behandeln die Geschichte der Charlotte Corday als bedeutende Episode, und für uns Hamburger hat noch ein spezielles Interesse eine anonym erschienene „Charlotte Corday, Tragödie in fünf Akten mit Chören, Hamburg 1804, bei B. G. Hoffmann,“ welche eine Dame, die auch sonst als Dichterin bekannte Senatorin Westphalen, zur Verfasserin hat. — Zu diesen früheren Arbeiten tritt denn nun als die neueste das Werk des Herrn Julius Bamme hinzu, dessen Charlotte Corday sich jedoch dadurch bedeutend von denen seiner Vorgänger unterscheidet, daß sie unter dem bescheidenen Titel „dramatisches

Digitized by Google

Gedicht" anstritt, und also weder auf Bühnengerechtigkeit, noch auf Erfüllung aller dramatischen Forderungen Anspruch macht.

Eine vorurtheilslose Prüfung muß, wie gesagt, zu dem Resultate kommen, daß es keinem dieser Dichter vollständig gelungen ist, uns einen hinreichend klaren Blick in das Innere der Charlotte Corday thun zu lassen, noch viel weniger aber mit diesem Stoffe ein dramatisches Kunstwerk zu schaffen. Griepenkerl hat seine Charlotte Corday in Berührung mit einem Weibe gedenkt, das zu den betrübendsten Erscheinungen dieser an Betrübendem so reichen Zeit der französischen Revolution gehört, der Théroigne de Méricourt, und dadurch das Bild der Ersteren auf eine sehr empfindliche Weise getrübt. Unsere Mitbürgerin, voll von den großen Erinnerungen an den nationalen Dichter, der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes noch unter den Lebenden wandelte, lebhaft ergriffen von der herrlichen Dichtung der Jungfrau von Orleans, die drei Jahre (1801) vor ihrer Charlotte Corday erschienen war; der Braut von Messina, die (1803) derselben nur um ein Jahr vorausging, hat ihre Heldin nach dem Vorbilde der Johanna d'Arc gebildet, und diesem, damals fast noch der vormittelbaren Gegenwart angehörigen Stoffe, — nur elf Jahre lagen dazwischen — Chöre nach dem Muster der Braut von Messina beigegeben. Von den historischen Verhältnissen, von dem Gegensatze der Gironde und der Montagnards, dem Zusammenhange der Corday mit der ersteren ist bei ihr keine Spur anzutreffen; eine ganz vage Vorstellung von der Blutgier Marat's, die eben so gut auf die anderen revolutionären Machthaber anzuwenden ist, bestimmt dieselbe zu ihrer blutigen That, welche sie mit ziemlicher Gemüthsruhe zwischen zwei Thüren, und zwei Verstirnden, unternimmt. Die idyllischen Scenen, die philosophischen Gespräche, mit denen die Dichterin ihr Werk ausgeschmückt hat, und nun gar die mit dem traurigsten Erfolge dem Klopstockschen Odenschwunge nacheifernden Chöre sind das Unnützeste, was sich denken läßt. Es ist an dieser Tragödie Nichts zu loben, als einzelne lyrische Stellen, die in der That den dichterischen Beruf der Verfasserin beurkunden. — Ponsards Charlotte Corday steht unstreitig in Hinsicht auf künstlerische Vollendung, dramatische Durchführung, Kraft, Lebendigkeit und Durchbildung der Diction bedeutend höher, als die Werke der beiden deutschen Dichter; ein Kunstwerk aus einem Gusse ist es aber dennoch nicht. Indem der französische Dichter die historischen Verhältnisse, ohne deren genaue Beachtung dieser Stoff auch wohl niemals vor einem französischen Publikum hätte erscheinen können, mit vieler Treue, scharfer Auffassung und nicht gewöhnlichem Geschicke zur Anschauung brachte, geschah es unwillkürlich, daß Charlotte Corday und ihre That zur Episode einer Handlung wurden, in deren Vordergrunde sich die beiden großen Parteien des ersten Jahres der Republik, und die Persönlichkeiten eines Vergniaud, Sièyes, Barbaroux auf der einen, eines Danton, Robespierre, Marat auf der andern Seite bewegten, und so entstanden eine Reihe historischer Gemälde von ergreifender Wahrheit, aber ohne inneren Zusammenhang, und ohne dramatische Einheit.

Ganz etwas Anderes als alle diese Dichtungen ist die Charlotte Corday des Herrn Julius Bamme, wie schon die Bezeichnung dramatisches Gedicht vermuthen läßt. Dasselbe ist in Prosa geschrieben, und enthält eine Reihe theils zu Caen in Charlottens Wohnung und auf dem Marktplatze, theils in Paris in den Tuilerien, bei Marat, und in der Conciergerie vorgehender Scenen, oder richtiger gesagt Gespräche, denn in dem ganzen Stücke ist eigentlich nur eine einzige Begebenheit, — nämlich der Dolchstich, den Marat empfängt. Es dürfte einige Schwierigkeit haben, das Werk des Herrn Bamme zu charakterisiren; Gedicht wird es dasselbe wohl kaum nennen dürfen, denn welchen Antheil das heitere Reich der Dichtung an der nihilistischen, auflösenden Lebensanschauung haben soll, in der die in diesem Werke auftretenden Persönlichkeiten, und vor allen Dingen die Hauptperson Charlotte Corday selbst, sich bewegen, ist schwer einzusehen. Diese beginnt sogleich damit, sich ein „weibliches Ungeheuer" zu nennen. „Spotte nicht," sagt sie (Seite 6) zu ihrer Freundin, „ich habe meinen Schmerz. Alle Ungeheuer, selbst die noch unter den Menschen, haben ihre Klasse, und finden, stellen sie sich in diese, ihren Trost, ihre Rechtfertigung. Ein weibliches Ungeheuer allein ist ein Fehlgriff der Schöpfung, und sein Dasein der furchtbarste Jammer." Und sie hat nicht zu viel von sich gesagt, denn kurz vorher hat sie sich durch eine Aeußerung über alle Menschen gestellt. — „Du hassest die Menschen?" fragte ihre Freundin sie. „Das ist zu viel gesagt," antwortete Charlotte, „ich bin mit einem Fehler nur geboren, mit dem des Nichtachtenkönnens." — „Ich bin in jeder Minute eine andere," äußert sie in diesem Gespräche gleichfalls, „ich brauche so viel Freiheit, als die beste Republik nicht zu bauen (weich' angemessener Ausdruck) im Stande ist." — Also die proclamirte sittliche Anarchie! — Ihre Ansicht von der Revolution ist vielleicht noch widerwärtiger, als die eines Marat. „Die Revolution ist mehr und etwas Anderes, als sie Alle glauben. Selbst die wahnwitzigen Kopfabschneider machen den Riesen noch zum Pygmäen. Die Köpfe, die bisher gefallen sind, wenn sie uns erlös'ten, wären ein kleiner Preis. Aber, wenn unsere Glieder uns stückweis absterben, wenn wir nur noch im Hinschwinden unsere Daseinsprozesse durchmachen, ho, wer will uns da retten?" (Seite 8). Man sieht also, die blutigen Thaten der Schreckensmänner erwecken in ihr nicht Haß und Abscheu, sondern eher Spott über das Vergebliche des Versuches, eine dahin strebende Gesellschaft retten zu wollen. — In dieser Stimmung wird ihr von einem Herrn von Belsunce ein Heirathsantrag gemacht, den sie aber zurückweist, weil sie sich nicht zum Verlassen Frankreich's entschließen kann. Kaum ist dieser Herr weggegangen, so wird ihr von einer Dienerin gemeldet, daß er auf der Straße von einem Spione Marat's ermordet worden. Da kommt ihr denn auf einmal der Gedanke ihrerseits den Marat zu tödten, dessen Handlungsweise sie noch eben nur zwecklos, aber keineswegs verbrecherisch gefunden hatte. Sie will diese That vollführen, um — sich an ihr emporzurichten! „Welch' einen Gedanken seh' ich auf einmal vor mir stehen! Den Allverhaßten, den Alle schmähen, vor dem Alle zittern, wenn ich ihn tödtete! Wenn ich aus meiner Erniedrigung vor mir, vor ihnen mit der Kraft zu dieser That mich aufrichtete!" — (S. 20). Dann begiebt sie sich auf den Marktplatz zu Caen, wo gerade die bretonischen Freiwilligen sich versammeln, um unter Anführung der girondistischen Deputirten gegen Paris zu ziehen. „Die Neugier" treibt sie nämlich „zu sehen, sagt sie, welchen Lumps das gilt, was ich zu ihm im Begriff stehe." Die edle Sprache! In den Tuilerien zu Paris wird ihr im Gespräche mit einem Klopfe (wie es scheint, eine Nachahmung der ähnlichen Ponsard'schen Scene) klar, daß es

Digitized by Google

eigentlich das Heil ihres Vaterlandes ist, um dessentwillen sie diese That vollbringen muß, damit dasselbe nicht mehr von der Raserei der Parteien zerfleischt werde. Das ist denn wenigstens der Anfang eines sittlichen Motives für eine That, die, wenn in dem anfänglich ausgesprochenen Sinne vollbracht, als ein psychologisches Räthsel dagestanden wäre. Allein, so viel Aufhebens von dieser neuen Erkenntniß zu machen, als hier geschieht, dazu ist wahrlich kein Grund, denn mit diesem Motive rechtfertigte Ludwig XIV. die Dragonaden, mit denen er seine reformirten Unterthanen zur rechtgläubigen Kirche zurückführte, keinen andern Grund gab Marat selbst für seine blutigen Perceptionen an, und Danton für seine Septembrisaden, und auch Robespierre's auf die Guillotine gestütztes Tugendsystem berief sich zu seiner Rechtfertigung auf ähnliche Argumentationen. Wie wenig Ursache hat also diese Charlotte noch zu sagen. „Die Kunst, die mich erkennen lehrte, hat auch gut mich gemacht." (S. 32). Die Art und Weise, wie sie dann diesen Mord vollbringt, ist vielleicht das unsern sittlichen Begriffen Widerstrebendste, und die ganze Situation wohl die undenkbarste, die es geben kann. Charlotte kommt in die Wohnung Marat's, und erklärt ihm zuvörderst, daß sie abgesandt sei, ihn zu prüfen, (zugleich ein vortreffliches Beweis von ihrer Geschicklichkeit, eine solche Prüfung der Gesinnung vorzunehmen, — diese directe Ankündigung des Vorhabens, die an Schlauheit der des Klosterbruders im Lessingschen Nathan Nichts nachgiebt!) die Vertrauensvollen, fährt sie fort, die sie abgeschickt, sähen in ihm nur einen „Parteimenschen, der, ohne tieferen Blick in die Verhältnisse, nur dadurch sich so hoch geschwungen, daß er die eben reifenden Gedanken der Menge ein paar Minuten vor ihnen an das Licht bringt." Als Marat darauf verwirrt schweigt, beginnt sie aus einem anderen Tone, sagt, daß sie einen höheren Gedanken in ihm erkannt habe, der sich schon symbolisch in seiner ersten vor der Revolution geschriebenen Schrift („Ueber das Licht") aussprache. Als er auf diese Schmeichelei eingeht, sagt sie ihm, daß er dazu bestimmt sei, der Märtyrer der Menschheit zu sein, und thut dies in hyperbolischen Phrasen, wie die folgende: „Vom Gipfel des Erdenglückes herabgerissen, ein König des Elends mußte er kommen, der ihr Elend von ihnen wälzen sollte. Er mußte alle Leiden der Gesellschaft an sich tragen, und deren innerste, geheimste Regungen fühlen." (S. 36). Sie bringt ihn zu dem Geständniß, daß er nahe daran sei, sich aufzureiben, und empfiehlt ihm als Heilmittel den Anblick des Blutes, sie regt seine Phantasie mit der Schilderung des dahin fließenden Blutes auf, so daß er „wahnwitzig zusammenbricht." (S. 38). Als er aus seiner Betäubung erwacht, warnt sie ihn vor solchen Verzuckungen auf der Hut zu sein, denn Mörder könnten dieselben benutzen. „Marat, Du zitterst?" ruft sie, „der Patriot zittert nicht!" — Marat (heftig zitternd) „Ich zittre nicht — zittre — nicht — ich will nur — ich — zittre nicht." Charlotte: „Nein, Du stirbst!" (Sie ersticht ihn.) — Charlotte Cordny wird also buchstäblich zur Mörderin Marat's, weil derselbe ein nach solchen Aufregungen wohl sehr natürliches, physisches Zittern nicht überwinden kann, weil er keine starke Seele ist, weil sie, wie sie zu Anfang sagte, mit dem Fehler des Nichtachtenkönnens geboren ist. —

Den Rest dieser Dialogen glauben wir füglich übergehen zu können, der Kern derselben ist das Gespräch Charlotten's mit dem Bürger Lux von Mainz in der Conciergerie, in welchem sie mit Erstaunen, und zu wohlverdienter Demüthigung erfährt, daß Andere ihre That eben so gut hätten thun können, und aus besseren Motiven. Die Volksscenen am Justizpallaste sind von empörender Widerlichkeit; will uns Keiner von dieser unseligen Shakspearemanie erlösen!

Die Vorzüge dieses dramatischen Werkes sind Originalität und Ursprünglichkeit der Gedanken; Wem diese genügen, um über das mancherlei Bedenkliche der Ausführung hinwegzusehen, Dem empfehlen wir dasselbe zu einer ohne Zweifel anregenden und interessanten Lectüre.

Druck und Papier sind vortrefflich. MM.

Die Wunder des Himmels, oder **gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems.** Von J. J. v. Littrow. **Vierte Auflage.** Nach dem neuesten Zustande der Wissenschaft bearbeitet von **Carl v. Littrow**, Director der kaiserl königl. Sternwarte in Wien. **Erste Lieferung.** Bogen 1 bis 9; mit 20 Holzschnitten. **Zweite Lieferung.** Bogen 10 bis 18; mit 24 Holzschnitten. Stuttgart. Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung. Seite 1—288. Gr. 8.

Viele von unsern Lesern werden, wenn sie den obigen Titel sehen, sogleich einen alten Bekannten zu erkennen glauben; dem ist allerdings so, aber die Gestalt, in welcher er ihnen jetzt entgegentritt, verleiht ihm alle Reize der Neuheit.

Bis wir im Stande sind nach Vollendung des Werkes (es wird aus **sechs** Lieferungen bestehen, und das Ganze vollständig in diesem Jahre, nebst Titel und Abbildungen erscheinen) auf dasselbe einen Rückblick zu werfen, theilen wir hier mit, was ihm zur Begleitung beigegeben ist.

„Die wahre Königin aller Naturwissenschaften, die letzte, reinste und lichtvoll aufgeklärte Stelle im großen Buche der Natur, die mit einem Blicke das sichtbare Weltall umfaßt, und der höchste Triumph des menschlichen Geistes genannt werden muß — die **Sternkunde**, ist bisher gewöhnlich als den Nichtgelehrten unzugänglich behandelt und betrachtet worden; sie theilte dies Schicksal mit allen Zweigen der Naturwissenschaften, auf welche man die Mathematik anwenden zu müssen glaubte, und viele sonst Wißbegierige haben, zurückgeschreckt durch die gewähnte Unmöglichkeit, sich eine klare Einsicht in das All und eine deutliche Vorstellung von der **Welt** zu erwerben, mit Schmerz darauf verzichtet, sich über die Himmelskörper, welche, ewig in erneuertem Glanze wiederkehrend, vor ihrem staunenden Auge sich zeigen, gründlich zu belehren; Andere haben nicht einmal darüber nachdenken mögen, wodurch dieser stete Kreislauf bewirkt werde, warum auf unserer Erde dem Winter der Frühling, dem Frühlinge der **Sommer**, dem Sommer der Herbst, diesem wiederum der Winter folge, **und dann** von Neuem die Natur sich verjünge! — Sie fürchteten, **daß es** zu mühsam sei, Einsicht und Klarheit über diese Wunder zu **erlangen**. sie besorgten, und dies nicht mit Unrecht, die bisher ihrer Wißbegierde gebotenen **astronomischen** Werke nicht zu **verstehen**, sich

Digitized by Google

in denselben zu vertreten, ohne ihre Hoffnung erfüllt, ohne ihre Wünsche befriedigt zu sehen.

Es fehlte also theils an Anregung, theils an einem Werke, welches ganz den Zweck erfüllte:

„dem Wißbegierigen zu gründlicher Belehrung, so wie
„jedem Gebildeten zu belehrender und geistreicher Unter-
„haltung, die Wunder des Himmels in faßlicher Schreibart,
„mit Weglassung der bloß für den Gelehrten geeigneten
„Berechnungen ꝛc., zu erklären, und so Licht und Kenntniß
„auch in diesem Zweige des menschlichen Wissens zu ver-
„breiten."

Durch diese neue Auflage des Littrow'schen Werkes ist diese Lücke ausgefüllt; das Publikum erhält damit ein Buch, welches, von einem tüchtigen Gelehrten verfaßt, von seinem gleichberühmten Sohne bis auf die neueste Zeit vervollständigt, gewiß sein hohes Ziel im vollen Maße erreichen und dazu beitragen wird, auch denen, welche bisher mit Gleichgültigkeit das herrlichste Zeugniß der Allmacht Gottes, den ewigen, weiten gestirnten Himmel betrachteten, zu zeigen, wie unermeßlich das Himmelsgewölbe, der Raum ist, in welchem die kreisenden Sterne sich bewegen, mit welcher Weisheit sie geordnet und wie einfach die ewigen Gesetze sind, denen sie folgen.

Ueberall ist in dem Werke auf den allmächtigen Schöpfer und Erhalter hingewiesen, so daß es zugleich ein wahres Erbauungsbuch für diejenigen sein wird, welche, den Offenbarungen des Höchsten nachzudenken, zu der steten Aufgabe ihres Lebens gemacht haben."

Auch die hinzugefügten empfehlenden Worte, da sie ganz unsere Ansicht aussprechen, und wie zur Empfehlung des trefflichen Buches nichts Besseres zu sagen wissen, wiederholen wir:

„Somit können wir aus vollester Ueberzeugung, durchdrungen von dem hohen Werthe dieses ausgezeichneten Werkes, und von der Epoche, welche seine Verbreitung in der Volksbildung gemacht hat und noch ferner machen wird, dasselbe einem jeden Hausvater als die trefflichste Belehrung seiner selbst, so wie als das würdigste Weihegeschenk für die reifere Jugend empfehlen; frommer Sinn und tiefe Religiosität gehen darin gepaart mit der faßlichen Darstellung seines großen Gegenstandes, und es müßte ein sehr verdorbenes Gemüth sein, in dem die Lesung desselben nicht alle die heiligen Gefühle weckte, für welche der Betrachtung des reinen, blauen gestirnten Himmels so empfänglich macht!"

Die beiden vorliegenden Lieferungen enthalten: Einleitung. Erste Haupt-Abtheilung. Theoretische Astronomie oder allgemeine Erscheinungen des Himmels. Kap. 1. Gestalt der Erde. Kap. 2. Tägliche Bewegung der Erde. Kap. 3. Jährliche Bewegung der Sonne. Kap. 4. Jährliche Bewegung der Erde. Kap. 5. Parallaxen und Entfernungen der Gestirne von der Erde. Kap. 6. Aberration der Fixsterne. Kap. 7. Jahreszeiten. Kap. 8. Planetensysteme. Kap. 9. Kepler's Gesetze. Kap. 10. Nächste Folgen der elliptischen Bewegung der Planeten. Kap. 11. Bewegungen der Satelliten. Kap. 12. Refraction. Kap. 12. Gebrauch des Himmels- und Erd-Globus und der Sternkarten. Zweite Haupt-Abtheilung. Beschreibende Astronomie oder Topographie des Himmels. Kap. 1. Die Sonne. Kap. 2. Merkur. Kap. 3. Venus. (Anfang dieses Kapitels.)

Papier, Lettern und Druck, so wie die dem Texte eingedruckten Holzschnitte, sind vorzüglich; der ungemein billig gestellte Preis des Werkes erleichtert die Erwerbung.

F. L. Hoffmann.

Die Wassernoth im Emmenthal am 13. August 1837. Von Jeremias Gotthelf. Zweite, durchgesehene Auflage. Berlin, 1852. Verlag von Julius Springer. 70 Seiten. 8.

Unter des Verfassers Schriften ist diese wol eine der, außerhalb der Schweiz, am wenigsten verbreiteten, aber sie gehört zu dem Besten was er geschrieben und der Verleger verdient Dank, daß er sie zur allgemeineren Kunde durch eine zweite Auflage bringt. So bescheiden auch der wackere Pfarrer in dem Vorworte über seine Schilderung des schreckenreichen Naturereignisses urtheilt, sie wird schwerlich von anderen übertroffen sein. Wenn schon hin und wieder in seinen übrigen Schriften treffliche Darstellungen von Naturscenen gefunden werden (wir haben bei früheren Besprechungen darauf aufmerksam gemacht), so war hier ein so großartiger Stoff geboten, daß er daran seine Meisterschaft bewähren konnte. Auch die Beschreibung der einzelnen Oertlichkeiten des Emmenthals sind anziehend; davon nur eine kleine Probe, in welcher zugleich seines Lützelflüh's gedacht wird, woher uns so viel Belehrendes, Erhebendes und Unterhaltendes kommt: „Während in einem schönen, zierlich ausgerundeten Emmenbecken mild und freundlich Oberburg und Hasle liegen, Oberburg mit seiner alterthümlichen Kirche auf Felsengrund, Hasle mit seinen leichtgebauten, auf nicht viel ertragendem Moosboden, strecken Heimiswyl und Ruegsau aus tiefen Gräben hervor, Heimiswyl seinen Thurm, Ruegsau sein Thürmchen, schicken ihre Bäche der Emme zu, und bewachen auf hohen Bergen von mächtigen Höfen weg aus den hier begrünenden glitzernden Emmenthalerhäusern, den appetitlichsten Bauernhäusern der Schweiz, vielleicht der ganzen Welt, der Emme Weiden. Mit sonnigen Augen, den Fuß spielend in der Emme Wellen, sieht Lützelflüh hinauf an die mächtigen Berge, woher die Emme kömmt, sieht wieder an den blauen Berg, wohin sie fließt, sieht frei und froh über gesegnetes Land weg hinüber nach dem schwesterlichen Ruederswyl, wo ein dunkler Berg frühe Schatten wirft, aber die Menschen nicht verfinstert, nur einen Vorhang zu ziehen sucht vor den Nesselgraben."

Wer Mächen liebt, kann S. 32—36 ein schweizerisches von dem genußsamen Zwingberre auf dem Schlosse Brandis und dem Müller und der Müllerin lesen.

Doch nicht blos die Wassernoth, und wie dann wieder im Thale Alles fröhlich grünt und blüht, das Sichtbare, sollte vergegenwärtigt werden; daß Gott in diesem Sichtbaren das Unsichtbare darstelle, die ganze Natur eine Gleichnißrede sei, die der Christ zu deuten habe, wird mit Worten, die vom Herzen kommen den Emmenthalern, ja allen, denen es Noth thut, an's Herz gelegt.

Hoffmann.

Digitized by Google

Neue vermehrte und umgearbeitete Auflage
von
Orville A. Roorbach's
Bibliotheca Americana.

Es ist in diesen Blättern früher die erste Auflage (— das Hauptwerk erschien 1849 und bereits 1850 ein Supplement —) des sehr beachtungswerthen Verzeichnisses seit 1820 in Amerika veröffentlichter Bücher, welches wir dem Fleiße und der vielfältigen Bemühung des Herrn Roorbach verdanken, besprochen; bis wir im Stande sind selbst näher und ausführlicher über die zweite Auflage zu berichten, entlehnen wir der Nr. 293 (Sept. 11.) des Journals: The Literary World, einen Theil der dieselbe betreffenden Anzeige:

Bibliotheca Americana
or,
Catalogue of American Publications.

Including Reprints and Original Works, from 1820 to 1852 inclusive. Compiled and arranged by O. A. Roorbach. A New Edition, greatly enlarged and improved, including the Original Work, the Supplement, and some 7,000 additional Titles, including the publications of 1852, up to the present time; a very large portion of the Titles contained in the two former Works have been re-written and extended to as to give a fuller description of the Books. This Edition will contain about double the number of pages of the former work, will be on a size smaller type, and will not be stereotyped.

Man sieht aus obiger Angabe, daß Herr Roorbach seine Bibliothaca Americana in ganz veränderter Gestalt liefert und namentlich durch noch genauere Titelangaben, als die erste Auflage und das Supplement sie hin und wieder brachten und bringen konnten, den bibliographischen Werth derselben zu erhöhen sich eifrig angelegen sein ließ.

Die Ausgabe des Werkes ist in der Anzeige auf den 15. September festgesetzt.

F. L. Hoffmann.

England's Historische Literatur seit den letzten fünf Jahren. Mit einem completirenden Anschluß an die früheren Zeiträume. Von Friedrich W. Ebeling. (Supplement zu „England's Geschichtschreiber.") Berlin. Verlag von F. A. Herbig. 1852. 45 Seiten. G. 8.

Die Seiten 3 bis 11 sind mit einer polemischen Vorrede, („Zum Anschluß" überschrieben) die gegen Besprechungen der „Geschichtschreiber England's" von Prutz im „Deutschen Museum", und Wappäus in den „Götting. gelehrt. Anzeigen", namentlich gegen diese letztere, gerichtet ist, angefüllt. Dann folgen Ergänzungen des Hauptwerkes (vom zehnten Jahrhundert an). S. 12—25, „Englands historische Literatur seit den letzten fünf Jahren", (fast nur Namen der Schriftsteller und Angabe ihrer Werke); Macaulay's „Geschichte von England", jedoch näher charakterisirt, S. 26—42; — Namen-Register S. 43—45.

Den Besitzern der „Geschichtschreiber England's" sind die Supplemente zu diesem Werke unentbehrlich, da sie manches berichtigen und ergänzen. H.

Miscelle.

Lloyd Newspaper giebt als Beleg, wie sehr nothwendig eine Reform des See-Postwesens nöthig sey, folgende Daten der curiosen Anomalien, welche augenblicklich noch bestehen: „Briefe, die mit dem Post-Dampfboote von London nach Amsterdam, 210 Meilen, gefördert werden, müssen einen Schilling Porto zahlen, während Briefe nach Hamburg, 272 Meilen weiter, längs einer gefährlicheren Küste und über ein stürmischeres Meer, mit demselben Dampboote befördert nur acht Pence kosten.... Wenn man einen Blick in die allgemeinen Tarife thut, so wird man sehen, daß solch eine alberne Verschiedenheit überall herrscht, gerade als ob ein muthwilliger Kobold das Ganze arrangirt hätte. So beträgt das Porto nach Calais, 24 Meilen, 10d; nach Ostende, 66 Meilen, nur 6d; nach Vigo, 660 Meilen, 2s 2d; nach Wien, 896 Meilen, nur 8d; nach Venedig 1s 5d; nach Neapel, noch vier Meilen weiter, nur 5d; nach Constantinopel, 3000 Meilen, 3s 3d; nach Newyork, eben so weit, nur 1s. Noch närrischer und unbegreiflicher ist das Verhältniß des Portos in Betreff von Städten, die in der Nähe von einander liegen, wie Montvideo und Buenosayres. Ersteres Platz liegt England noch um ein hundert Meilen näher als der letztere, und doch kostet ein Brief dahin 2s 7d, während ein Brief nach Buenosayres für 1s an's Ziel kommt. Dasselbe Postschiff, das nach dem la Plata fährt, legt auch zu Rio Janeiro, das London um drei hundert Meilen näher ist, an, um seine Felleisen für dort, deren Briefe dann 2s 9d geben müssen, zu landen. Solche Albernheiten beschränken sich auch nicht allein auf die fremden Länder; mit unsern eignen Colonieen steht's eben so. Das Porto nach der Capstadt, 6700 Meilen, ist 1s per Brief; derselbe Satz gilt auch für Sydney, obwohl noch einmal so weit, und geht die Fahrt dann noch ein tausend Meilen weiter, nach Neuseeland, so ist das Porto nur noch 8d!

Man hat wahrgenommen, daß Schildkröten die Route von der Honduras-Bay bis nach den Kaymans-Inseln, in der Nähe von Jamaica, eine Strecke von 450 englischen Meilen, mit einer Genauigkeit durchschwimmen, welche die Menschen trotz Seecharten und Compaß nicht zu erreichen vermögen, daher sie auch von Schiffen, die in trübem Wetter ihre Breite verloren haben, gern als Leitfaden benutzt werden. Die Schildkröten machen ihre Seereise bekanntlich, gleich den Vögeln, um an einem dazu besonders geeigneten Orte ihre Eier zu legen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 83. Sonnabend, den 16. October. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Melandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Baumannshöhle. Von H. Zeise. ..... Seite 645
Bemerkungen über das Kopfhaar und die verschiedenartige Tracht desselben ..... " 646
Literatur:
Boz (Dickens). Bleak-House. Aus dem Englischen von J. Seybt " 647
Animone. Ein Alpenmährchen vom Genfersee. Von Ida von Düringsfeld ..... " 650
Der Pachthof. Idylle von Max Heldau ..... " 651
Miscelle ..... " 652

Die Baumannshöhle.

Die Sonne schien in stolzer, hehrer Pracht,
Ein goldner Brief auf azurblauem Grunde, —
Wir näherten uns leis' dem finstern Schacht.

Und plötzlich scholl es wie aus einem Munde:
Der Berggeist schläft in jenem Felsgestein,
Und wacht nur auf in mitternächt'ger Stunde.

Dann flammt die Höhle wie in goldnem Schein,
Und alle Wände funkeln von Rubinen,
Die hellen Glanz der dunklen Nacht verleihn.

Es nah'n die Zwerge sich mit schlauen Mienen,
Und auf den Amboß ihre Hämmer fallen,
Damit geschäftig sie dem Herrscher dienen.

Von Gold und Silber strahlen dann die Hallen,
Du glaubst, daß Mährchen der Scheherezade
Vergeistigt deinem Blick vorüberwallen.

Doch folge jetzt dem enggeschlungnen Pfade,
Des Führers Licht wird dir die Nacht erhellen,
Ein Phoebus an der Unterwelt Gestade.

Du siehst von Tropfstein wilde Fluthen schwellen,
Und wie herab vom steilen Klippenhang
Sich, gleich Kaskaden, stürzen muntre Wellen.

Hier tönt der Orgel feierlicher Klang,
Und jene Säule klingt in Wehmuthstönen,
Wenn ihren Bau ein leiser Schlag durchdrang.

Es labt dein trunknes Auge sich am Schönen,
Doch jene Satyrköpfe dort von Stein,
Sie scheinen dich, den Wandrer, zu verhöhnen.

Du dringe tiefer in die Schlucht hinein,
Dein schweifend Auge suche nach Gestalten,
Die einst das Wasser gab in Felsen ein.

O sieh, wie dort in malerischen Falten,
Das Scapulier sich um den Bischof legt,
Daß Hände eine Oriflamme halten.

Und auf dem ernsten, stolzen Haupte trägt
Der würdevolle Priester die Tiare,
Mit Gold und Edelsteinen ausgelegt.

Mich aber lockt dort jener Kopf, der klare,
Ein Mädchenangesicht mit Engelzügen,
Gleichsam umwallt vom seidnen Lockenhaare.

O, daß auch diese süßen Blicke lügen,
Wie jener Stein, der nasse, sind sie kalt,
Wie, konnte dich ein steinern Herz betrügen?

Digitized by Google

Und fort trieb's mich mit stürmischer Gewalt,
Ich sah wie sich des Berges Geister hoben
In riesenhaft gewaltiger Gestalt.

Da hob ich demuthsvoll den Blick nach Oben,
Ich eilte fort, und hörte hinter mir
Der wilden Elemente feindlich Toben.

Ich stürzte weiter, und in reicher Zier
Konnt' ich der Sonne goldnes Wappen schauen,
Sie schwang so stolz das leuchtende Panier. —

Nur auf das Licht der Geister sollst du bauen,
Der Zweifel und das Laster sucht die Nacht,
Die sich den finstern Geistern anvertrauen.

Die Wahrheit taucht sich in der Sonne Pracht.

Heinrich Zeise.

Bemerkungen über das Kopfhaar und die verschiedenartige Tracht desselben.

> Das Haar macht Greise und Priester ehrwürdig, giebt Kriegsleuten ein schreckendes Ansehen, ist eine wesentliche Schönheit der Jünglinge, verleihet den Frauen hohen Reiz und den Kindern Anmuth; das Haar ist der eigentliche Schmuck des Menschen und ein Zierrath, der sein Haupt vor Kälte und Hitze schützt.
>
> Aus den Schriften des heiligen Ambrosius.

Bei allen Völkern ist die Weise das Kopfhaar zu tragen, vielfachen Veränderungen unterworfen gewesen, deren Ursache die Laune, die Mode und oft die Gesetze waren. Wie man glauben darf, trugen die ersten Menschen das Kopfhaar sehr lang, und die uns bekannten Völker des Alterthums, zum Beispiel die Hebräer und Aegypter, unterstützen durch ihre Ueberlieferungen diese Voraussetzung. So ließen die Hebräer ihr Kopfhaar in seiner ganzen Länge wachsen; nur allein die Priester gingen mit verkürztem Haare, wenn sie den Dienst in dem Tempel versahen. Wir finden ein Gesetz Mose, welches uns den Unterschied kennen lehrt, der in dieser Hinsicht zwischen den Israeliten und den Ungläubigen stattfand. „Es ist verboten," heißt es in demselben, „das Haar sich abzuschneiden, wie es die Ammoniter, die Idumeer und die Araber thun."

In Rom, als es die Gebieterin der Welt geworden war, und in dem reichen und verfeinerten Griechenlande, sehen wir die Männer ihr Haar kurz, mit einigen Locken am Hinterkopfe tragen; unter den Kaisern endlich wurde allgemein die Haartracht des Titus angenommen. Dieses beweisen die verschiedenen Folgereihen der griechischen oder römischen Münzen. Doch giebt es hierbei auch einige Ausnahmen; so findet man Nero stets mit einem Kopfhaare dargestellt, welches dem des Apollo vom Belveder ähnlich ist. — Von Gallienus ab sieht man auf den römischen Münzen langes Haar.

Es ist eine, zwar nicht streng genaue, aber doch des Erwähnens werthe Beobachtung, daß alle auf eine gewisse Stufe der Bildung gelangte Völker das Haar kurz getragen haben, und daß der Prunk des langen Haares vorzüglich den noch in dem Zustande der Rohheit befindlichen Völkern eigen war. Mit dem Theistenthume, mit dem Vordringen der nordischen Völker, welche die Hauptelemente der neueren Nationen Europa's wurden, sehen wir das lange Haar wieder erscheinen. Behaarte (capillati) ist die Benennung, welche Diceneus den Gothen beilegte, und bekannt ist der, den Celten allgemein eigen gewesene Gebrauch, ihren Feinden die Köpfe abzuschneiden und solche an den Haaren aufzuhängen.

Das lange Haar war bei den Galliern ein Zeichen der Ehre und der Freiheit; wenn Cäsar denselben diese Freiheit nahm, so ließ er ihnen das Haar abschneiden. In dem Gregorius von Tours findet man mehrere Thatsachen angeführt, welche darthun, daß die ersten französischen Könige und die Prinzen ihrer Familie das Haar sehr lang, die Adeligen aber solches nach Maaßgabe ihrer Geburt und ihres Ranges trugen. Das Volk ging mit mehr oder weniger verkürztem Haare; den Leibeigenen wurde solches gänzlich abgeschoren.

Unter Ludwig dem Heiligen, Karl V. und Ludwig XIII. ließen die Franzosen das Haar bis auf die Mitte des Halses herabhängen. Franz I. führte die Tracht des kurzen Haares ein.

Die Frauen haben bei allen Völkern das Haar fast immer sehr lang getragen; sollen doch sogar die des alten Karthago's, wenn der diesfälligen Angabe des Livius zu trauen ist, als der Staat in großer Bedrängniß wegen Ausrüstung der Flotte war, das ihrige zur Anfertigung von Schiffstauen hingegeben haben, welcher Umstand auf ungemeinen Reichthum an Haar schließen läßt.

In Betreff der wesentlichen Zierde, die ein schönes Haar für Mädchen und Frauen ist, äußert der lateinische Schriftsteller Apulejus *) sich in seinem Romane: „Verwandelungen" (Metamorphosen) betreffend, in dem zweiten Buche, bei Schilderung der Reize eines Mädchens, das ihn gefesselt hatte, in nachstehender Weise: „Das Haar ist durch seine eigenthümliche Schönheit für „das Haupt, was für die übrigen Glieder der ausgesuchteste „Schmuck glänzender Kleidung und prunkender Farben. Allein „— kaum wage ich es auszusprechen, und nie müsse ein solcher „Frevel sich wirklich ereignen — beraubt die schönste Frau ihres „Haares, nehmt ihr diese natürliche Zierde, vergeblich wird sie „dann von dem Himmel herabgestiegen, von dem Meere geboren, „aus dem Schooße der Wellen hervorgegangen sein; ja, wäre „sie die Venus selbst, von dem Gefolge der Grazien und dem „ganzen Schwarme der Liebesgötter umringt, mit dem Gürtel „derselben geschmückt; duftete sie die köstlichsten Wohlgerüche und „triefte von Balsam, ginge aber kahlköpfig einher, sie würde

---

*) Apulejus wurde zu Madaura, einer römischen Colonie in Afrika, in dem Jahre 114 der christlichen Zeitrechnung, gegen das Ende der Regierung des Kaisers Trajan geboren, und starb zwischen 184—190 zu Karthago.

Digitized by Google

„sogar ihrem Vulkan nicht gefallen können. **) Was hingegen „mag mehr zu bezaubern, als ein Haar, dessen Farbe eben so „angenehm, als sein Glanz vollkommen ist, das in der Sonne „einen sanften Wiederschein von sich wirft und nach den ver„schiedenen Wirkungen des Lichtes in mannigfaltigen Abwechse„lungen einen lieblichen Anblick gewährt. Bald wird es ein „gelbliches Haar sein, dessen Gold, an der Wurzel weniger glanz„reich, die Farbe der Honigscheibe annimmt; bald ein raben„schwarzes, das in seinen Abstufungen von dem Hellen zum „Dunkeln übergehend, mit dem an dem Halse der Täubchen „schillernden Blau wetteifert, oder mit Tropfen arabischen Balsams „benetzt, von einer kunstgeübten Hand in einzelne Theile ab„gesondert und hinten an dem Haupte in glatter Lage befestigt, „gleich einem Spiegel das Bild des gegenüberstehenden Geliebten „verschönt zurückwirft. Was kann man Edleres sehen, als wenn „die Fülle desselben, in einen Schopf vereinigt, den Scheitel „krönt, oder, sich ringelnd, über den Nacken und Rücken hinab„fällt. Genug, die Würde des Haares ist so groß, daß, geht „eine Schöne auch auf das Herrlichste mit Gold, reichen Stoffen, „Edelsteinen und allem übrigen Prunke geschmückt einher, und „ihr Haar ist vernachlässigt, sie nicht hoffen darf ihren Anzug „lobpreisen zu hören."

Die vorhandenen antiken Büsten römischer Frauen zeigen uns, welche große Kunst von diesen, namentlich zur Kaiserzeit, auf den Haarputz verwendet wurde. Man findet diese Kunst in der mannigfaltigsten Weise zur Anschauung gebracht, und bei einigen Büsten erreichen die mitunter sehr wunderlich auf und neben einander befestigten Flechten, Locken-Wülste und Pausche eine Höhe, die derjenigen wenig nachgiebt, welche der Haarputz der Damen zur Zeit Ludwigs XIV. erreichte und die mit geringem Steigen und Fallen bis gegen das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts Bestand hatte.

In der ersten französischen Revolution, welche neben dem Uebersp annten in der Politik auch das in den Moden mit sich führte, wurde eine Zeitlang von den Frauen das Haar ganz kurz getragen; damals trat auch die Verbannung der Zöpfe ein, und diese verschwanden mit Ablauf des ersten Zehntels dieses Jahrhunderts fast gänzlich.

Eine schnell vorübergehende Modenerscheinung endlich war, zu der letzterwähnten Zeit, in Deutschland die Tracht des kurzen, durchgängig gekräuselten, Haares, welche auch einige Damen, und besonders jüngere, annahmen. Diejenigen, welche in dieser Weise ihr Haar trugen, erhielten, dem Herstammen dieser Tracht entsprechend, die Benennung: Schwedenköpfe.

Um den Mangel an eigenem Haare zu verbergen und der hierdurch erzeugten Entstellung des Kopfes abzuhelfen, oder auch aus Rücksichten auf Gesundheit und behagliches Gefühl, nahm man bereits in den frühesten Zeiten, wie sich aus griechischen und römischen Schriftstellern ergiebt, zu den Lockenhauben oder Haaraufsätzen (Perrücken) seine Zuflucht. Diese bleiben auch der Zukunft gesichert, doch dürften solche wohl nicht leicht wieder zu Ungeheuern von einem derartigen Umfange anwachsen, in welchem sie vormals sich darstellten. R—n.

**) In der ersten Epistel Pauli an die Corinther, Kap. 11, V. 14 und 15, heißt es: „Lehret Euch nicht die Natur, daß dem Weibe eine Ehre ist, so sie lange Haare zeuget? Das Haar ist ihr zur Decke gegeben."

Boz (Dickens). **Bleak-House.** Aus dem Englischen von Julius Seybt. 1. Band. 1. 2. Lieferung. Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck. 1852. 208 Seiten. 8.

Dickens' Bleak-House, ist ein Bestandtheil von „Boz (Dickens') Gesammelten Werken, übersetzt von H. Roberts, E. A. Moriarty und J. Seybt; nach den letzten Ausgaben der englischen Originale auf's Neue revidiet von J. Seybt," welche in 20 Bänden erscheinen sollen. Die Vertheilung der einzelnen Werke ist folgende: 1. 2. Band „David Copperfield." 3. 4. „Bleakhouse." 5. 6. „Die Pickwickier." 7. „Oliver Twist." 8. 9. „Nikolas Nickleby." 10. 11. „Der Raritätenladen." 12. 13. „Barnaby Rudge." 14. 15. „Martin Chuzzlewit." 16. 17. „Dombey und Sohn." 18—20. „Erzählungen und Skizzen." Für eine saubere Ausstattung hat die Verlagshandlung gesorgt.

Ueber ein Werk, von dem uns nur der Anfang vorliegt, können wir natürlich nichts Näheres berichten, als daß derselbe auf die Fortsetzung und das Ende begierig macht, und bemerken, daß uns die Uebersetzung wortgetreu, aber dennoch fließend und zwanglos erscheint, wofür ein paar Bruchstücke Zeugniß ablegen mögen.

Zuerst die Beschreibung Bleakhouse's, woselbst Esther mit Ada und deren Cousin Richard bei Mr. Jarndyce wohnte:

„Es war eins von den wunderhübschen unregelmäßigen Häusern, wo man von einem Zimmer ins andere Stufen auf- und abgeht und wo man immer mehr Zimmer findet, wenn man glaubt schon alle gesehen zu haben, und wo reichlicher Vorrath von kleinen Hallen und Gängen ist, und wo man in unerwarteten Winkeln alte Sommerzimmer findet mit Jalousieen und dichtem, grünem Laub vor dem Fenster. Mein Zimmer, welches wir zuerst betraten, war von dieser Art: mit einer gewölbten Decke, die mehr Ecken hatte, als ich zählen konnte, und einem Kamin (in dem ein Holzfeuer brannte) durchaus mit reinen weißen Fliesen ausgelegt, in deren jeder ein funkelndes Miniaturbild des Feuers glänzte. Aus diesem Gemache ging man zwei Stufen hinab in ein allerliebstes kleines Vorzimmer für Ada und für mich, vor dessen Fenster sich ein Blumengarten befand. Von hier ging es wieder drei Stufen hinab in Ada's Schlafzimmer mit einem hübschen, breiten Fenster, aus dem man eine schöne Aussicht hatte (wir sahen eine ausgedehnte dunkle Fläche im Sternenschimmer vor uns liegen) und an dem eine verschließbare Fensternische befindlich war, in der sich drei Adas auf einmal hätten verstecken können. Aus diesem Zimmer kam man auf einen kleinen Corridor, mit welchem die andern Staatszimmer (nur zwei) in Verbindung standen, und auf eine kleine Treppe von niedrigen Stufen mit einer Menge Absätzen im Verhältniß zu ihrer Länge, in die Vorhalle hinunter. Wenn man aber, anstatt zu Ada's Thür hinaus, wieder in mein Zimmer trat, durch die Thür ging, durch welche man hereingekommen war,

Digitized by Google

und ein paar vor Alter krumm gewordene Stufen, die sich in ganz unerwarteter Weise und von der Treppenflucht abzweigten, hinaufging, verlor man sich in Corridore, wo Wäschrollen, dreieckige Tische und ein echter Hindustuhl standen, welcher letztere zugleich ein Sopha, ein Koffer und eine Bettstelle war, halb wie ein Bambusgeeippe und halb wie ein großer Vogelbauer aussah, und von dem man nicht wußte, durch wen und wann er aus Ostindien herübergebracht worden war. Von diesen Corridoren kam man in Richard's Zimmer, welches theils Bibliothek, theils Wohnzimmer, theils Schlafzimmer war und wahrhaftig ein gemüthliches Gemisch von vielen Zimmern zu sein schien. Von hier aus ging es geradenwegs über einen kleinen Gang nach der schmucklosen Stube, wo Mr. Jorndyce das ganze Jahr hindurch bei offnen Fenstern schlief, während die Bettstelle ohne Vorhänge mitten im Zimmer stand, um mehr Luft zu haben, und das kalte Bad in einem kleinern Raum daneben auf ihn wartete. Von hier aus kam man wieder auf einen Gang mit einer Hintertreppe, wo man hören konnte, wie vor dem Stalle die Pferde abgerieben wurden, und wie der Stallknecht ihnen waenend zurief, wenn sie auf dem holprigen Pflaster stolperten und ausglitschten. Oder man konnte auch, wenn man zu einer andeen Thüre hinausging (jede Stube hatte mindestens zwei Thüren), ein halb Dutzend Stufen hinab und durch eine niedrige Bogenthür geradenwegs in die Halle hinabgehen und sich wundern, wie man dahin gelangt, oder wie man überhaupt herausgekommen war.

Die Ausstattung des Hauses war mehr altmodisch als alt, wie das Haus selbst, und allerliebst unregelmäßig. Ada's Schlafzimmer war ein Garten voll bunter Blumen — von Kattun und Papier, von Sammet, von Stickerei, und auf dem Brokat von zwei Lehnsesseln mit steifen Rücken, welche, jeder von einem Tabouret als kleinen Pagen begleitet, auf beiden Seiten des Kamins standen. Unser Wohnzimmer war grün; an den Wänden hingen unter Glas und Rahmen eine Menge von erstaunlichen und erstaunten Vögeln, die aus dem Bilde heraus eine wirkliche Forelle in einer Glasschale, so glänzend und braun wie in Aspic, anstierten; ferner den Tod des Capitains Cook, und die Theebereitung in China von Anfang bis zu Ende, gemalt von chinesischen Künstlern. In meinem Zimmer befanden sich andere ovale Kupferstiche, die Monate darstellend — Mädchen als Mäherinnen mit kurzen Taillen und großen unter dem Kinn zugebundenen Hüten für den Juni — Edelleute mit prallen Waden, mit dreieckigen Hüten nach Dorfkirchthürmen deutend, für den October. Brustbilder in Pastell waren im ganzen Hause in reichlicher Fülle vorhanden, aber so verstreut, daß ich den Bruder eines jungen Officiers meiner Stube in der Porzellankammer und das ergraute Matronenalter meiner hübschen jungen Braut mit einer Blume am Leibchen im Frühstückszimmer fand. Dafür zum Ersatz hatte ich vier Engel aus Königin Anna's Regierungszeit, die mit einiger Anstrengung einen behäbigen Herrn an Blumenketten in den Himmel hoben, und eine kunstreiche Stickerei, Früchte, einen Kessel und ein Alphabet darstellend. Alle beweglichen Gegenstände von den Kleiderschränken bis zu den Stühlen und Tischen, den Vorhängen, den Spiegeln, selbst bis zu den Nadelkissen und den Riechfläschchen auf den Toilettentischen zeigten dieselbe wunderliche Verschiedenheit. Sie stimmten nur darin überein, daß sie höchst sauber und mit dem weißesten Linnen überzogen waren und daß sich überall, wo es nur ein Schubkasten, groß oder klein, möglich machte, ganze Haufen von Rosenblättern und Lavendel aufgespeichert fanden. So, mit seinen erhellten Fenstern, hier und da durch schattige Vorhänge gedämpft, und auf die sternenhelle Nacht hinausleuchtend; mit seinem Licht, und seiner Wärme, und seinem Comfort; mit dem gastlichen Geklapper von Tellern in der Feene; mit dem die ganze Umgebung aufheiternden Gesicht seines edelmüthigen Heren; und gerade Wind genug, um eine leise Begleitung zu Allem, was wie hörten, zu bilden, — so waren unsere ersten Eindrücke von Bleakhouse."

Esther erzählt, wie sie und Ada nicht wenig erstaunt gewesen, als sie früh Morgens anfingen Mr. Jorndyce's Briefe zu fortiren und in seinem sogenannten Brummstübchen einige derselben für ihn zu beantworten, daß das große Lebensziel fast aller seiner Correspondenzen zu sein schien, Comités zu bilden, um Geld zu sammeln und auszugeben. „Die Damen," heißt es weiter, „waren darin so eifrig, wie die Herren; ja, sie waren im Grunde noch viel eifriger. Sie traten in höchst leidenschaftlicher Weise Comités zusammen und sammelten mit einem ganz außerordentlichen Ungestüm Subscriptionen. Einige von ihnen mußten, schien es mir, ihr ganzes Leben mit dem Vertheilen von Subscriptionskarten — Schillingkarten, Halbkronenkarten, Halbsovereignkarten, Pennykarten — an das ganze Adreßbuch zubringen. Sie baten um Alles. Sie baten um Kleider, sie baten um Leinenhadern, sie baten um Geld, sie baten um Kohlen, sie baten um Suppe, sie baten um Verwendung, sie baten um Autographen, sie baten um Flanell, sie baten um Alles, was Mr. Jorndyce hatte oder nicht hatte. Ihre Zwecke waren so verschiedenartig, wie ihre Forderungen. Sie wollten neue Gebäude errichten, sie wollten die Schulden von alten Gebäuden abzahlen, sie wollten die Schwesterschaft mittelalterlicher Matieen in einem neuen malerischen Gebäude (eine Ansicht der Westfronte des Gebäudes nach dem Plane des Architekten lag bei) stiften; sie wollten Mrs. Jellyby ein Ehrengeschenk machen; sie wollten ihren Secretär malen lassen, und das Portrait seiner Schwiegermutter schenken, deren große Verehrung für ihn allgemein bekannt war; sie waren im Begriff, Alles anzuschaffen, glaube ich wirklich, von 500,000 Traktätchen bis zu einer Leibrente, und von einem Marmordenkmal bis zu einer silbernen Theekanne. Sie nahmen eine Menge von Namen an. Da gab es: die Frauen von England, die Töchter von Britannien, die Schwestern jeder einzelnen Cardinaltugend, die Frauen von Amerika, die Damen von hundert andern Benennungen. Sie schienen beständig vom Stimmenwerben und Wählen in höchster Aufregung zu sein. Unserer geringen Einsicht und ihren eigenen Berichten nach schienen sie fortwährend Leute zu zehn Tausenden für ihre Wahllisten zu werben, aber ihre Candidaten nie auf die Wahl zu bringen. Wir bekamen wirklich Kopfweh bei dem bloßen Gedanken, in welcher Fieberaufregung ihr Leben vergehen müsse."

Als literarhistorische Einleitung zu Dicken's Werken wird den Subscribenten gratis mitgeliefert:

Charles Dickens. Eine Charakteristik von Dr. Julian Schmidt. 74 Seiten.

Allen Lesern von Dickens' Schriften wird dieses Büchlein gewiß ein willkommenes Geschenk sein; die Geschichte seiner

Digitized by Google

äußeren Lebensverhältnisse, besonders aber die Schilderung seiner geistigen Thätigkeit und Eigenthümlichkeit, sowie die gründliche Analyse der einzelnen Werke Dickens', sind in geistreicher Weise gegeben. Die Bemerkungen des Vers. über die Ursachen der großen Popularität der ausländischen Schriftsteller von W. Scott und Byron bis auf Dickens und E. Sue bei uns Deutschen, schließen mit den Worten: „Welch' ein Abstrationsvermögen ist aber nöthig, um sich zum Verständniß z. B. der didaktischen Gedichte von Schiller, der classischen Walpurgisnacht und der Helena, der Wanderjahre, oder auch der Jungfrau von Orleans zu erheben. Was haben diese stolzen aber kalten Marmorbilder mit unserm Himmel, mit unserer Erde gemein? Wenn sich auch seit den letztern zwanzig Jahren unsere „geistreichen" Schriftsteller wieder der populären Form bemächtigt haben, wenn sie auch mit den Fabrikarbeitern um die Wette Romane und Theaterstücke schreiben, so liegt diese Popularität lediglich in der Form, nicht im Inhalt. Dieser Inhalt ist noch ganz bedingt durch die Kunstideale der vergangenen Zeit, er ist noch immer fremd und feindlich gegen das Positive, das Bestehende, die natürliche Empfindung, noch immer versetzt mit jenem Skepticismus, der nothwendig aus der Verwirrung aller möglichen Ideale, der indischen und griechischen wie der christlichen und gothischen, hervorgehen mußte; er zeigt noch immer jene Abgespanntheit, die nicht als die Folge eines wüsten Lebens, sondern als die Folge wüster Träume zu begreifen ist. Man glaubte im Jahre 1848, durch den neuen Aufschwung der Nation würde auch unserer Literatur frisches Blut in die Adern strömen. Es ist schwer zu sagen, was hätte geschehen können. Gegenwärtig ist es aber nur zu begreiflich, daß der Unmuth, mit dem wir alle Illusionen haben bei Seite werfen müssen, unserm Gemüth diejenige Freiheit und Unbefangenheit raubt, die allein künstlerische Schöpfungen möglich macht. Bis also in dieser Beziehung ein Umschwung eintritt, wollen wir auf unsere Nachbarn, denen die Götter ein günstigeres Loos beschieden haben, nicht mit kleinlichem Neid blicken, sondern wir wollen uns freuen, daß doch irgendwo noch ein Ort vorhanden ist, wo gesunde und kräftige Pflanzen gedeihen, die auch zu unserm Genuß bestimmt sind."

Ueber Dickens' demokratische Gesinnung sagt der Verfasser:

„Wollten wir Dickens einen Demokraten nennen, so würde das bei uns, die wir gewohnt sind, an diese Bezeichnung unwillkürlich die Reminiscenzen von 1848 zu knüpfen, vielleicht Anstoß erregen, und doch kennen wir keinen Ausdruck, der bezeichnender wäre. Es dürfte überhaupt an der Zeit sein, den Begriff der Demokratie, der keineswegs mit revolutionairem Geist zusammenfällt, wieder zu Ehren zu bringen, vorzüglich jetzt, wo die wirkliche Aristokratie einen so bedenklichen Spielraum gewonnen hat. Dickens ist ein Demokrat im besten Sinne des Worts, während die meisten übrigen populären Schriftsteller Englands Aristokraten sind. W. Scott mit seiner ganzen historischen Schule, so wie viele von den Humoristen, z. B. Hook und Warren, reden dem erblichen Grundadel das Wort. Bulwer ist für den höhern Bürgerstand und die feine Gesellschaft, und von vielen der neuern Evangelisten, die anscheinend die liberalen Principien verfechten, kann man, ihrem Tone und ihrer Haltung nach, das Nämliche behaupten, z. B. von Thackeray, der zwar die Fäulniß der guten Gesellschaft in grellen Farben darstellt, aber doch keine höheren Ideale zu finden weiß, als eben diese so hart angefochtene Gesellschaft. Die neuesten socialistischen Romanschreiber, in der Schule Shelley's und Carlyle's gebildet, die sich die Miene geben, als wollten sie die gesammten bestehenden Zustände umstürzen, z. B. Browning, Kingsley u. m. A., sind erst recht aristokratisch, denn sie schreiben für den exclusiven Zirkel der literarischen Bildung, und sind in Beziehung auf ihren Inhalt, wie auf ihre Form dem Volk, dessen Sache sie zu führen vorgeben, durchaus unverständlich. Diese letztere Richtung nimmt in neuester Zeit so überhand, daß nur so bedeutende Erscheinungen, wie Macaulay und Dickens uns darüber beruhigen können, daß die Engländer nicht etwa in den nämlichen Irrthum verfallen werden, der für uns so verhängnißvoll geworden ist, nämlich eine Kunst nur für die Künstler hervorbringen zu wollen. Jene Schriftsteller sehen die Noth und das Elend der armen Classen aus der Vogelperspective, sie verallgemeinern sie zu philosophischen Abstractionen und benutzen sie zu Systemen, die mehr glänzen als nützlich sind. Bei Dickens ist dagegen Alles Individualität, und wir lebhaft er auch gegen die Mißbräuche der politischen und socialen Einrichtungen seines Vaterlandes zu Felde zieht, so bewegt er sich doch immer innerhalb der Schranken seiner Nationalität. Ueberhaupt dürfen wir nie vergessen, daß in England die demokratischen Tendenzen eine weit größere Berechtigung und innere Nothwendigkeit haben, als bei uns. Die Engländer haben in ihrer vierhundertjährigen Geschichte zunächst die Begriffe der Freiheit und des Rechts festgestellt, so daß kein Sturm sie mehr erschüttern kann. Darüber ist vieles Anderes vernachlässigt worden, denn jene Begriffe fallen nicht immer mit denen der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit zusammen. In dem Rechtswesen hat sich viel Absurdität erhalten, die Aristokratie hat einen übermäßigen Einfluß gewonnen, und um die nothleidenden Classen hat man sich nicht mehr bekümmert, als es das Interesse der übrigen Gesellschaft unbedingt erforderte. Darum ist es jetzt sehr an der Zeit, durch den Geist der Philanthropie, der in allen Menschen das Ebenbild Gottes erkennt, in jene starren Formen neues warmes Leben einzuführen, und ihnen dadurch den rechten Inhalt zu geben. Man kann es ohne Gefahr, denn jene Formen stehen so fest, daß sie auch den neuen Inhalt werden ertragen können. Bei uns hat das Umgekehrte stattgefunden. Die Philanthropie hat sich geltend gemacht vor dem Rechtsgefühl. Wir haben sehr viele zweckmäßige Einrichtungen in der Verwaltung wie in der Erziehung, und für die Gleichheit der Menschen mag bei uns mehr geschehen, als in England; aber die Formen des Rechts und der Freiheit sind nicht sichergestellt worden, und es hat sich nun gezeigt, daß ohne diese die vortrefflichste allgemeine Bildung und die zweckmäßigsten Einrichtungen des Staats auf die Länge nicht ausreichen. Nur in der harten Schule des Rechts gewinnt der Einzelne jene Selbstständigkeit, ich möchte sagen, jene Persönlichkeit, die allein die Grundlage der wahrhaften Demokratie sein kann. Der Spleen ist bei uns eine selten vorkommende Krankheit, dafür sind wir aber auch selbstloser und viel mehr dem guten Willen der leitenden Mächte preisgegeben. Wir haben unsere Doctrinen, unsere Aemter, unsere Bildung, aber darin geben wir auf, und es wird so lange mit uns nicht besser werden, bis wir nicht feste, sichere Religionsformen gefunden haben, die den wechselnden Ansprüchen der Nützlichkeit und Philanthropie Widerstand

Digitized by Google

leiſten. Wir können darum der engliſchen Demokratie, in der Art, wie ſie von Dickens und von Daily News vertreten wird, den größten Beifall ſchenken, auch wenn ſie diejenigen politiſchen Fragen, die uns vorzugsweiſe intereſſiren, mit ziemlicher Geringſchätzung behandelt, ohne darum eine gleiche Stellung der Fragen für uns gelten zu laſſen." H.

Amimone. Ein Alpenmährchen vom Genferſee. Von Ida von Düringsfeld, Verfaſſerin von „Für Dich." Breslau, Verlag von Trewendt & Granier. 1852. (IV u.) 90 Seiten. 12.

Die Dichterin verſetzt uns durch dieſes ſinnige Mährchen in das ſchöne Reich der Blumengeiſter, von denen Triolet, der Geiſt des Wieſenklees, Gangueillon, der Geiſt der Schneeglöckchen, und Dzenevri, der Geiſt des Wachholders, in banger Sorge für die hinwelkende geliebte Schweſter Amimone, die Fee der Waldanemonen, (— Anemona nemorosa, im März beſonders reich auf den Wieſen im Rhonethal blühend —) ſich ängſtigen und den vermißten, ſie liebenden Geiſt der Goldweiden, Avan, (— Salix vitellina, Gold- oder Bachweide, provençoliſch ebenfalls avan —) aufſuchen. Die Feeen der Nymphäen, der Narziſſen, des Epheu's, der Veilchen, der Aurikeln und des Crocus bereden Amimone, mit ihnen zur Frau der Grotte zu gehen: Levra, die Fee des Epheu's, weckt die Schweſter aus ihrem wachen Schlafe; Amimone, ſie traurig anſehend, als verfolge ſie einen begonnenen Gedanken, klagt:

Das Glühen iſt verlöſcht, die Alpen blinken
So traurigbläulich — warum wird es Nacht?
Die Nacht iſt dunkel, und im Dunkel graut mir —
Wo blieb das Licht?

Levra (nach Weſten deutend).
Das Licht der Nacht iſt dort;
Sieh hin, Geliebte. Im Kryſtall des Weſtens
Hängt, purpurn wie Rubin, der Viertelsmond,
Und neben ihm der diamantne Stern,
Zu Füßen Beide ihren Glanz Dir werfend —
Es iſt kein Dunkel in der Nacht.

Amimone (die Hand an die Stirn führend).
Doch hier,
Hier iſt's — ich bin wie vor mir ſelbſt verhüllt
Von ſchweren Schleiern — zieh' die Schleier fort —
Ich will mich wieder ſeh'n.

Levra.
Die Schleier ſind
Für meine Hand zu ſchwer, doch eine and're
Vermag es, ſie zu heben.

Amimone (immer wie träumend).
Eine and're?

Levra.
Du weißt die Waſſergrotte und die Frau,
Die weiſe Frau, die alle Sprachen ſpricht,
Selbſt die des Todes, deren Augen Alles
Durchſchau'n —

Amimone.
Soll ſie auf meine Stirne blicken
Und mein Verhängniß leſen?

Kreivakon (die Fee der Nymphäen).
In Dein Herz,
Und Deine Krankheit ſeh'n.

Amimone.
Iſt die im Herzen?

Kreivakon.
Wir wiſſen's nicht, ſie aber wird es wiſſen,
D'rum komm.

Amimone.
Und werd' ich wieder ſchlafen können,
Wenn ſie mich angeſchaut?

Levra.
Die Waſſer fallen
Mit leiſen Melodie'n in ihren Grotten —
Vielleicht ſind's Wiegenmelodie'n.

Amimone.
Vielleicht.
(Sie thut einen Schritt, bleibt dann wieder ſtehen und ſtreicht ſich müde mit der Hand über die Augen.)
Die armen Augen möchten gerne weinen.

Auch Avan, den die Geiſter vergeblich ſuchen, war zur Frau der Grotte gegangen; dort wird Amimone's Liebe zu einem Weſen, das nicht ihres Urſprungs, zu Adrien aus Chernex, bald enthüllt. Die Braut Adriens, Cécile aus Veytaux, ſoll von einem der Dämonen und Kobolde, die der Macht der weiſen Frau unterworfen ſind, getödtet werden und ſo Amimone zum Beſitz des Geliebten gelangen, aber ſie will ihren Tod nicht; Gueillein, die Fee der Veilchen, Tſandelei, die Fee der Aurikeln und Gottrauſa, die Fee der Narziſſen ſollen ſie in Schlaf ſingen. Sie erfüllen Amimone's Verlangen; dieſe küßt die entſchlummerte Cécile und wird ihr Ebenbild. So ſieht ſie ihren Wunſch erfüllt. Adrien führt Amimone als Cécile heim; aber dem geträumten Glücke führt er ſie nicht entgegen. Die arme Fee der Waldanemonen lebt drei Jahre lang ein qualvolles Leben an der Seite eines rohen Trunkenbolds, während Cécile aus Veytaux in der Grotte ſanft ſchlummert. Dies Alles hat die Dichterin uns in zehn lieblichen Bildern vorgeführt. Im eilften, einem der gelungenſten, begegnet Avan Amimone, deren vom Staub der Erde getrübtem Auge bisher die ſie beſuchenden Blumengeiſter unſichtbar geblieben; der Schleier ſinkt vor ihrem Blick, ſie ſieht ihn.

Digitized by Google

Avan (zu ihren Füßen).

O Amimone, Du!
Du Selbſtverbannte aus der Deinen Glück,
Du mein gefang'nes Sonnenſtrahl, Du Kleinod
In Staub gehüllt, ſo kehreſt Du mir wieder?

Amimone (mit traurigem, zärtlichen Vorwurf).

Warum hab' ich Dich nie geſeh'n die ganzen
Drei langen Jahre, daß ich elend war?

Avan.

Du waeſt elend und drei lange Jahr,
Und kehrteſt nicht zurück zu uns? Du haſt
Ihn grenzenlos geliebt — liebſt Du ihn noch?

Amimone.

Ihn? Wen? Den Menſchen?

Avan.

Der Dich uns entriß.

Amimone.

Nicht er entriß mich euch, mein Wahn allein,
Mein Traum von ihm, von einer Lieb' in Thränen,
Die, gleich der Roſ' im Thau, mir ſchöner ſchien,
Als eine Roſ' im Glutenbad des Mittags,
Als eine Lieb' in voller Seligkeit.
Ich weiß noch kaum, daß ich mit ihm gelebt,
Daß ich davon geträumt hab' ihn zu lieben —
Es muß geweſen ſein, da ich ſo viel
Gelitten, denn durch Dich, da litt ich nie,
Und auch durch keine meiner holden Schweſtern.
Und keinen unſ'rer Brüder — ſage mir:
War ich entfernt?

Avan.

Du waiſt es, und wie lange,
Wie lange, lange! Sieh Dich in den Strom —
Was ſiehſt Du da?

Amimone.

Des ird'ſchen Mädchens Antlitz —
O, ich will wieder Amimone ſein!
(Sie verwandelt ſich wieder in ſich ſelbſt und ſteht friedlich und leuchtend da.)

Auf Avan's Frage, was ſie bei Adrien ſo lange feſtgehalten, erwidert Amimone: die Treue; wäre er nur ein wenig gut geweſen, ſie wäre geblieben, obwol ſie tiefes Heimweh gefühlt:

Denn Geiſt und Menſch, ſie können ſich nicht faſſen
In tiefer Liebe ewigem Verſtändniß,
Sie dürfen durch die Dichter nur ſich grüßen
Von fern und nicht das Leben theilen wollen
Des Einen und des Andern; was getrennt
Geſchaffen ward, vereint ſich nur zum Unheil.

Dann erſcheinen die Feeen und Blumengeiſter am andern Ende der von Waldanemonen weißen Wieſe im Rhonethal, am Strom, wo der Geiſt der Goldweide die Fee der Waldanemonen fand, erblicken ſie und drängen ſich jubelnd herbei.

Szenen weniger geiſtiger Natur bietet uns das Schluß-Bild dar. Adrien hat ſeine Frau vermißt; da trifft er die wirkliche Cécile in der Mittagsſtunde auf dem Platz in Montreux. Sie kommt von Pallan mit einem Körbchen Blumen, die ſie gepflückt, als die drei kleinen Blumenfeeen ſie in Schlaf geſungen. Inmitten des Gedränges von Männern, Frauen und Kindern ruft Adrien, halb betrunken, ſchreiend, wüthend:

So biſt Du keine Läuferin, ſo bin ich
Die ganze Nacht in Todesängſten nicht
Nach Dir herumgerannt?

Cécile (die Achſeln zuckend).

Die ganze Nacht?
Die Dummheit! Dieſen Morgen, ſag' ich Dir,
Bin ich hinaufgeſtiegen zum Taulant
Die Blumen mir zu pflücken, die Du ſiehſt;
(zeigt ihr friſchgefülltes Körbchen)
Vom Steigen, von der Sonne ward ich ſchläfrig
Und ſchlief bis jetzt, das iſt die ganze Sache —
Du biſt betrunken Adrien — geh' ſchlafen,
Und laß nach Hauſe zu den Eltern mich.

Adrien will ſich Cécile's bemächtigen; da kommt eine alte Frau, Mutter Vautier, herbeigehumpelt, die ihm und den Andern das Räthſel löſ't: Cécile ſei bezaubert geweſen, und eine Fee habe ihr Geſicht angenommen.

Die Bruchſtücke des Alpenmährchens, welche wir mitgetheilt, werden hoffentlich nicht den Zweck dieſer Mittheilung: zum Leſen deſſelben einzuladen, verfehlen.

Die Seiten 87—90 füllen Anmerkungen in alphabetiſcher Ordnung, in welchen die Namen der Geiſter, Feeen, Dämonen, Kobolde, u. ſ. w. erklärt werden. Auch von dieſen hier ein Beiſpiel:

„Gotteauſo, narcissus poeticus, die weiße Narziſſe, wunderſchön auf den Wieſen von Bionay, unterhalb der Playau. Die Ableitung ungewiß. Provençaliſch gaut, Garten, rausa, Rohr. Aber auch gota, Tropfen und rausa als rosée, Thau, böten eine Möglichkeit der Erklärung, oder ſelbſt gota und rausa, als Rohr, vereinigt."

Amimone iſt von der Verlagshandlung höchſt geſchmackvoll und glänzend ausgeſtattet. Hoffmann.

Der Pachthof. Idylle von Max Holdau. Kaſſel. Verlag von G. E. Vollmann, 1852. (IV u.) 132 Seiten.

Nachdem Voß die Bahn dazu gebrochen, den mehr Poſtoralen ähnlichen Idyllen Geßner's gegenüber, das dem Epos ſich näherude Idyll der Alten auf deutſchen Boden zu verpflanzen, und Goethe, auf dieſer Bahn fortgeſchritten, dem deutſchen Volke ein nach Anlage und Ausführung ſo herrliches Werk hinterlaſſen hat, darf es wohl nicht unangemeſſen erſcheinen, wenn wir an eine Idylle, ſo wie an ein Epos jetzt die ſtrengſten Anforderungen ſtellen, da dem Dichter ſolcher Werke ſo bedeutende Schöpfungen

Digitized by Google

zur Nachahmung vorliegen. Wer mit einer Dichtung dieser Art hervortritt, der habe sich wohl geprüft und sei vertraut, wenn nicht mit den Idyllen der Alten, doch mit Voß' und Goethe's herrlichen Gedichten dieser Gattung. Denn auch jener hat in seiner Luise geleistet, was die deutsche Nation dankbar anerkennen muß; abgesehen davon, daß er der erste Dichter war, der solchen Versuch wagte, ohne den wir Goethe's große Schöpfung wahrscheinlich nicht besäßen, speicht sein Gedicht das Gefühl des Menschen innig an und der Mangel an Handlung in demselben wird durch den fast vollendet zu nennenden Versbau wohl einigermaßen ersetzt.

Wir haben hier eine Idylle vor uns, die in ihrer Ausführung zeigt, daß der Dichter seine Vorbilder sehr wohl kennt und gestrebt hat, ihnen nachzueifern. Er hat es erkannt, wie dem Vossischen Werke ein so großer Abbruch dadurch geschieht, daß uns das Ganze als Dichtung und Phantasiegemälde dargestellt wird, ohne einen Rückhalt auf die Wirklichkeit und geschichtliche Thatsachen, wogegen Goethe durch den historischen Hintergrund, auf dem er sein Gemälde entworfen, seinem Gedichte einen höhern Werth verliehen hat.

Vorliegende Idylle hat einen solch geschichtlichen Hintergrund, worauf die handelnden Personen um so mehr hervortreten, und wodurch der Inhalt des ganzen Werkes auf mehr Glauben an die Wahrscheinlichkeit des Erzählten bei den Lesern Anspruch machen darf. Es läßt sich besonders aus den Gesprächen des ersten Gesanges erkennen, daß die Periode der deutschen Freiheitskämpfe die Zeit bildet, in welcher man sich die geschilderten Begebenheiten als geschehen denken soll.

Eine genauere Zeitbestimmung, als die durch die zufälligen Gespräche uns gegebene, ist auch nicht erforderlich; keineswegs bedurfte es einer ausdrücklichen Schilderung von Kriegsscenen; wir sehen uns dadurch auf einen bestimmten Raum der Geschichte beschränkt und alles Andere, was auf die äußern Begebenheiten in dem Gedichte hindeutet, giebt eine wohlgelungene Schilderung einer Scene, die sich gewiß vielfach in jener Zeit wiederholte: des Abschiedes und der Heimkehr eines für die Freiheit seines Vaterlandes kämpfenden Kriegers. Wie trefflich alle die Begebenheiten, die als welthistorische Thatsachen der Familie an sich eigentlich fern liegen, dargestellt sind, und zwar meistens in erzählender Form, und wie eng sie dennoch mit dem idyllischen Leben der Pachterfamilie zusammenhängen, läßt sich leicht erkennen, wenn man sie aus dem Gedichte gänzlich entfernen wollte. Es wäre fast unmöglich, da das Ganze auf ihnen eben, als auf seinen Grundlagen, aufgebaut ist und zusammenstaken würde, wenn man ihm dieselben entreißen wollte.

Eben daher beschränkt sich das Gedicht auch nicht auf bloße Schilderung und besonders nicht auf die jener idyllischen Behaglichkeit, die an Voß' Idyllen so oft getadelt ist. Gerade diese Thatsachen bringen Leben, Handlung und Wahrheit in das Ganze und das Gedicht wird gern und wiederholt gelesen; man fühlt sich angezogen davon, weil man die Handlung vor seinen Augen sich entwickeln zu sehen glaubt und keinen Grund hat, anzunehmen, daß man nur Erdichtung vor sich habe, sondern ein aus dem Leben gegriffenes Bild sich uns darstellt. Denn es kommt nicht so sehr darauf an bei Gedichten dieser Gattung, ob ihr Inhalt geschichtlich wahr, sondern ob er wahrscheinlich, das heißt, der Wahrheit nicht geradezu widersprechend ist.

Die Charaktere des Gedichtes sind fast alle dem Goethe'schen entnommen, wenigstens spiegelt sich in Allen große Aehnlichkeit ab von den uns aus Hermann und Dorothea liebgewordenen Persönlichkeiten. Auch hier finden wir einen gutmüthigen, bürgerlichen Familienvater, der zwar an Geist und Bildung keineswegs hervorragt, desto höher aber steht durch herzliche Liebe gegen Jedermann und besonders, wie auch alle andere Personen des Gedichtes, durch Frömmigkeit und Glauben. Die Schilderung dieses gläubigen Gefühls aber ist dem Verfasser so sehr gelungen, wie es sich in allen verschiedenen Charakteren auf verschiedene und doch wieder auf ähnliche Weise ausspricht, daß er gewiß hier, durch seine subjektive Ueberzeugung geleitet, hat einfließen lassen, was er selbst empfindet. Auch in der jugendlichen, durch Seelenadel nicht weniger als durch Körperschönheit ausgezeichnete Tochter erkennen wir die Nachahmung der lieblichen Dorothea. Hermann dagegen findet sein Abbild in einem stattlichen, jugendlich feurigen, aber dabei kindlich frommen und liebevollen Jünglinge, der seiner Rosa vollkommen würdig ist. Außer der Mutter, die ziemlich in den Hintergrund tritt, ist auch der Pfarrer sogar nicht vergessen, auch hier Hausfreund und Berather der Familie.

Neben der recht gelungenen und feinen Charakterschilderung der einzelnen handelnden Personen ist auch als Vorzug der Gedichtes anzuerkennen, daß der Verfasser durch das Auftreten einiger Nebenpersonen den übrigen, welche die Handlung eigentlich leiten, eine bestimmtere Färbung verliehen hat durch den Contrast und die Vergleichung mit den nur seltener erwähnten Persönlichkeiten.

Ein Mangel aber, den das Gedicht fast durchgängig zeigt, darf hier ebenfalls nicht unerwähnt bleiben. Es ist die meistentheils, mit geringen Ausnahmen, unvollkommene Versifikation. Nachdem in neuerer Zeit von Voß und noch Späteren (besonders von Eydt in seiner Uebersetzung eines Theils der Odyssee) auf diesem Gebiete Geleistetes, hätte der Verfasser wohl Sorge tragen können, auch in dieser Beziehung seinem Gedichte den Stempel des sorgfältigsten Fleißes aufzudrücken.

Das sauber gedruckte Büchlein ist mit einem hübschen Titelkupfer versehen. F—k.

Miscelle.

Nach der Berechnung des Amerikaners Herrn Ed. Everett sind folgendes die Früchte gewesen, welche die Ver. Staaten von einem zehnjährigen Genusse des Alcohols gehabt haben: 600 Millionen Dollars indirecte und eben so viele directe Ausgaben; 300,000 Todte; 100,000 Kinder im Hospiz; 150,000 Individuen eingesteckt in Detentionshäuser; 1000 Fälle des Wahnsinns, 1500 Mordthaten, 2000 Selbstmorde.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SLUB

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 84. **Mittwoch, den 20. October.** **1852.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Ergänzung des in No. 48 enthaltenen Aufsatzes: Prinz Johann von Sachsen ..... Seite 653
Gedichte von Hugo Staacke ..... „ 653
Die Haupt-Personen einiger Dramen des Dr. Karl Gutzkow.
1. Richard Savage, oder der Sohn einer Mutter ..... „ 655
Litteratur:
Die kaufmännische Buchführung. Von G. D. Augspurg ... „ 658
Wilh. von Kaulbach's Wandgemälde im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin. Herausgegeben von A. Duncker .. „ 659
Schwanwitt. Ein Sommer-Märchen von Mathilde Raven ... „ 660
Miscelle ..... „ 660

Ergänzung des in No. 48 enthaltenen Aufsatzes:

Prinz Johann von Sachsen.

Das neunte Heft des von Herrn Dr. Julius Petzholdt herausgegebenen „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft (Deutschlands und des Auslandes)" enthält von ihm mehrere Zusätze zu seiner „Litteratur von Mitgliedern des Königlichen Hauses Sachsen", sowie auch zu der von uns in den „Lit. u. Krit. Bl." veröffentlichten Notiz über die wissenschaftliche Wirksamkeit Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Johann von Sachsen, die wir zu Vervollständigung derselben, dem „Anzeiger" entlehnen:

Johann. Ihm, dem Bearbeiter des Dante, ist jüngst noch folgendes Werk gewidmet worden: Vocabolario Dantesco ou Dictionnaire critique et raisonné de la Divine Comédie de Dante Allighieri, par L. G. Blanc. Leipsic, Barth. 1852. 8.

Die vom Professor Winkler in Dresden unternommene italienische Bearbeitung des prinzl. Dantecommentars geht ihrer Vollendung entgegen.

Die vom Prinzen angelegten Sammlungen von Dante-Illustrationen betreff. s. meinen Aufsatz: Illustrationen zu Dante's göttliche Komödie, im Deutsch. Kunstblatt 1852., Nr. 29, Seite 245—246 (s. Anzeiger Nr. 891), sowie: Table des desseins et des peintures de divers artistes que contient l'album dantesque de S. A. R. le duc Jean de Saxe, im Bulletin du Bibliophile Belge 1849. Tome VI. Nr. I. S. 26—28 und meinen Catalogus Bibliothecae Danteae, in den Catalogi Bibliothecae secundi generis Principalis Dresdensis. Spec. VI. Dresdae 1844. 8. S. 1—16, Spec. VII. Ibid. 1849. S. 1—14, Spec. VIII. Ibid. 1851. S. IV—VIII. Dieser Catalogus ist das Verzeichniß aller im Besitze des Prinzen befindlichen Ausgaben von Danteschriften.

Bei der am 16. bis 18. August 1852. in Dresden abgehaltenen Versammlung deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher hat der Prinz das Präsidium geführt. Ueber diese Versammlung vgl. unter Anderen das Dresdn. Journal 1852. Nr. 196. S. 825., Nr. 197. S. 829., Nr. 200. S. 841. H.

Gedichte von Hugo Staacke.

I.

Des Kindes letzter Traum.

Es athmet kaum, es zuckt im Schlafe,
Es ist so todeskrank das Kind,
Die Wangen wie in bessern Tagen
Durch Fiebergluth geröthet sind.

Die Mutter sitzt am Bette sorgend,
Ausweinend ihren tiefen Schmerz:
„Es ist mein Kind, mein süßes, einz'ges,
O, brich, o brich Du armes Herz."

Digitized by Google

Da öffnen ſich des Kindleins Lippen,
Es blickt das Auge hell und klar;
„Lieb Mutter laß das Klagen, Weinen,
Es beut der Himmel ſich mir dar.“

„Sieh', wie die Englein niederſchweben
Mit Palmenzweigen in der Hand,
Sie zeigen lächelnd meinen Blicken
Ein wunderſchönes Blumenland.“

„Dort ſoll ich ſpielen mit den Freunden
Wo uns ein ew'ger Frühling lacht,
Schon hat der Schönſte mir von Allen
Ein weißes Flügelpaar gebracht.“

„Mir wird ſo leicht, ſo wohl zu Sinne,
O, Mutter, Mutter, Lebewohl!
Ich ſchwebe hoch und immer weiter,
Noch einmal, Mutter, Lebewohl!“

Das Kind entſchläft, die kleinen Glieder,
Vom Hauch des Todes ſtarr und kalt,
Umklammert eine thränenleſe,
Still verzweifelnde Geſtalt.

II.

Im Frühling.

Die Luft ſo würzig,
So klar und rein,
Es guckt die Sonne
Zum Fenſter herein.

Mache auf geſchwinde,
Mein liebes Kind,
Mache auf das Fenſter
Geſchwind! geſchwind!

Laß ein den Frühling,
Die Sonne laß ein,
Draußen und drinnen
Laß es Frühling ſein.

III.

Unnennbarer Schmerz.

Warum ewig dieſe Thränen?
Warum ewig dieſer Schmerz?
Sag' was ſoll dein banges Klopfen
Sag es mir mein armes Herz.

Doch Du ſchweigſt und immer ſtärker,
Immer wilder brennt die Gluth,
Die verzehrend mir im Innern
Raubt des Lebens Luſt und Muth.

IV.

Einmal.

Sie liebten ſich beide und wußten es nicht,
Es trennte ſie endlich die eiſerne Pflicht.

Es zog in die Länder fern und weit
Und kehrte erſt heim nach langer Zeit.

Sie ſahen ſich wieder ſchon beide alt,
Das Haar ergraut und die Herzen kalt.

Doch kehrte noch einmal beim erſten Blick
Der Liebe ſelige Wonne zurück.

Sie fühlten noch einmal die frühere Qual,
Heiß brannten die früheren Thränen nochmal.

V.

Armen Mannes Begräbniß.

Vier Bretter und zwei Brettchen,
Das iſt ſein letztes Haus,
Da kehrt er nimmer wieder
Für dieſe Welt heraus.

An ſeinem Grabe weinen
Nicht Tochter und nicht Sohn,
Bei ſeinem letzten Gange
Tönt keiner Glocke Ton.

Der Paſtor kann nicht reden,
Der Todte hat kein Geld
Und wo die Thaler fehlen
Er keine Rede hält.

So ſchlaf denn wohl Du Armer
In Deiner dunklen Truh';
Den Paſtor deck' die Erde
So ſanft wie Dich einſt zu.

VI.

Altes Wort, wahres Wort.

Laßt ſie's ruhig, ruhig treiben,
Ihre Stunde ſchlägt auch ſchon,
Stehen wird die Zeit nicht bleiben
Und dem Frevel folgt der Lohn.

Wer kennt jene alten Worte
Von dem Waſſerkruge nicht,
Der ſo lange geht zum Brunnen
Bis er endlich doch zerbricht?

Digitized by Google

Die Haupt-Personen einiger Dramen des Dr. Karl Gutzkow.

1.

Richard Savage, oder der Sohn einer Mutter. *)

Die nachfolgenden Mittheilungen über die Schicksale des Savage, der in London am zehnten Januar 1698 geboren wurde, entlehnen wir größtentheils einer in dem Jahre 1744 von Dr. Samuel Johnson herausgegebenen Schrift, in welcher der Verfasser jedoch bemüht gewesen ist die Schwächen und Fehler seines Freundes ein wenig zu verschleiern.

Savage war ein außereheliches Kind der Gräfin Macclesfield und des Lord Rivers. Er würde zu dem Titel und den Rechten eines ehelichen Kindes des Grafen Macclesfield gelangt sein, wenn seine Mutter nicht, um die Trennung von ihrem Gatten herbeizuführen, **) öffentlich ein Geständniß des Vergehens abgelegt hätte, dessen sich schuldig gemacht zu haben dieselbe behauptete. Savage hatte kaum das Licht der Welt erblickt, als die Gräfin ihn mit der abscheulichsten Grausamkeit behandelte. Diese entartete Mutter gab Denselben einer armen Frau in Pflege, welche ihn so erziehen sollte, als sei er deren eigenes Kind. ***) Sie hintertrieb die von Lord Rivers gegen sie geäußerte Absicht, dem Savage ein Legat von sechstausend Pfund Sterling zuzuwenden, indem sie ihm die Versicherung gab, die Frucht ihrer Verbindung sei nicht mehr am Leben. Dann traf dieselbe alle Anordnungen, um Savage an Bord eines, zur Ueberführung von Verbrechern nach den Kolonien in Amerika bestimmten, Schiffes bringen zu lassen; aber verschiedene, von ihrem Willen unabhängige Umstände, nöthigten Dieselbe, auf dieses Vorhaben zu verzichten. Da sie ihren Sohn zur Armuth erziehen wollte, so wurde derselbe späterhin als Lehrling zu einem Schuhmacher gegeben, von wo ihn einige Zeit nachher der Zufall wegführte.

Die arme Frau, von der Savage auferzogen worden war, starb, und er schritt dazu, den Nachlaß derjenigen in Empfang zu nehmen, die er als seine Mutter betrachtet hatte. Bei dem Durchsuchen ihrer Papiere entdeckte er mehrere Briefe, die ihm das Geheimniß seiner Geburt enthüllten und über die Beweggründe Aufschluß gaben, weshalb man solches vor ihm verborgen gehalten hatte. Er verließ sogleich die Werkstatt, in die er bis dahin eingeschlossen gewesen war, und bemühte sich seine Mutter zu Rücksichten der Zärtlichkeit zu bewegen, und von ihr unterstützt zu werden; aber alle seine darauf gerichteten Bestrebungen blieben fruchtlos und er sah sich dem tiefsten Elende preisgegeben.

Lady Mason, die Mutter der Gräfin Macclesfield, welche von dem Herstammen des Savage unterrichtet war, hatte ihn einige Zeit vorher in einer Erziehungsanstalt von St. Albans untergebracht, in welcher derselbe den ersten Grund zu seiner Ausbildung legte; da aber diese Dame ihre Theilnahme an seinem Geschick hierauf beschränkte, so trieb ihn die Noth dazu, Schriftsteller zu werden. Sein erstes Geisteserzeugniß war ein Gedicht gegen Hoadly, Bischof von Bangor; Savage erröthete späterhin darüber, dasselbe verfaßt zu haben. Er versuchte es sodann für das Theater zu schreiben und verfaßte, als er noch nicht achtzehn Jahre alt war, ein Schauspiel mit dem Titel: „Die Frau ist ein Räthsel“ (Woman's a riddle), zu welchem er den Stoff aus dem Spanischen nahm. Ein gewisser Bullock, dem er dieses Theaterstück anvertraut hatte, ließ solches nach einigen daran für nöthig erachteten Abänderungen zur Aufführung bringen, ohne dem Verfasser desselben, der damals in einer sehr bedrängten Lage sich befand, von dem daraus gezogenen Gewinne etwas zufließen zu lassen. Savage schrieb zwei Jahre darauf ein anderes Schauspiel „Die Liebe im Schleier“ (Love in a veil), welches ebenfalls aus dem Spanischen entlehnt war. Dasselbe fand keinen Beifall; aber er wurde durch solches mit dem Schriftsteller Richard Steel und dem Schauspieler Wilks bekannt und befreundet. Unüberlegte und verletzende Scherze, die er sich erlaubt hatte, entzweiten ihn mit dem Ersteren, der ihm ein bis dahin gewährtes Jahrgehalt entzog, das fernere Erscheinen in seinem Hause untersagte und sogar verbot, den Namen desselben in seiner Gegenwart auszusprechen. Savage behielt jetzt nur noch eine Zufluchtsstätte bei Wilks, den er oft in das Theater begleitete.

Sein Unglück rührte das Herz der Mistreß Oldfield; sie gewährte demselben ein Jahrgehalt von fünfzig Guineen, welches ihm regelmäßig bis zu dem Tode dieser Schauspielerin gezahlt wurde. Da derselbe seiner Beschützerin in sittlicher Beziehung kein Lob zu spenden vermochte, so benutzte er ihre Schönheit als Stoff zu einem Gedichte, das den Titel „Der Wanderer“ führte.

Einige Männer vornehmen Standes, unter andern der Herzog von Dorset, nahmen Antheil an dem Geschicke desselben, und suchten ihm zu seinem Fortkommen behülflich zu sein; aber der unversöhnliche Haß der Gräfin Macclesfield erfand in Betreff desselben die schwärzesten Verläumdungen und Savage wurde seiner Beschützer beraubt. Seine Bedürfnisse mehrten sich mit jedem Tage; er nahm daher von neuem seine Zuflucht zur dramatischen Kunst und ließ in dem Jahre 1723 das Trauerspiel „Herr Thomas Overbury“ erscheinen.

Ohne Obdach und oft ohne Nahrung, verfaßte Savage den größten Theil des genannten Trauerspiels auf den Straßen und

---

*) Dieses Drama erschien in dem Jahre 1842. Der Zusatz-Titel, welcher einen Sohn im ganz eigenthümlichen Verstande des Wortes bezeichnet, hat rücksichtlich der Naturverhältnisse des Menschen etwas Befremdendes. Uebrigens ist Savage, wie ein Vergleich dieses Lebensabrisses mit dem Drama ergiebt, von Gutzkow auf gewaltsame, und eben deshalb keineswegs ansprechende Weise verschönert oder idealisirt worden.

**) Die Trennung der Ehe des Grafen und der Gräfin Macclesfield hätte nach dem üblichen Verfahren, dem Ausspruche des geistlichen Gerichtes unterworfen werden müssen; aber, um die Förmlichkeiten abzukürzen, wendeten die Parteien sich an das Parlament, welches die Ehe für nichtig und die Kinder der Gräfin für unehelich erklärte. Es war dieses die erste derartige Beschlußnahme des Parlaments, welches bis dahin den geistlichen Richtern die Sorge überlassen hatte, dergleichen Rechtsfälle zu entscheiden. Auch thaten mehrere Peer's gegen eine Neuerung Einspruch, die sie deshalb für gefährlich und möglicher Weise verderbliche Folgen nach sich ziehend erachteten, weil dieselbe aus dem Ehebündnisse eine bürgerliche Handlung zu machen schien, während solches stets als ein vor dem Altar, unter Anrufung Gottes, geschlossener Vertrag betrachtet worden war.

***) Es erhellt nirgends, ob der Name „Savage“ (nomen et omen) ihm von seiner Mutter gegeben worden war, oder ob er solchen von seiner Pflegerin erhalten hatte.

Digitized by Google

öffentlichen Plätzen; wenn er eine Scene im Kopfe entworfen hatte, trat er in den nächsten Laden ein, schrieb dieselbe, unter irgend einem Vorwande Feder, Tinte und Papier sich leihend, nieder, und bediente sich, was das letztere betraf, oft eines solchen, das er aus den Rehrichthaufen hervorholte. Als er das Stück beendigt hatte, war Wilks, sein edler Beschützer, nicht mehr am Leben, und Savage hatte einen Nebenbuhler und einen Feind an dem Schauspieler Cibber erhalten, der, da er gleichzeitig Schriftsteller war, diejenigen von sich wies, die ihm nicht auf die niedrigste Weise den Hof machten. Da die Gesinnungsart unseres Abkömmlings ihm nicht gestattete zu der Rolle eines Bittenden sich zu verstehen, so wurde die Darstellung seines Trauerspiels eine Zeitlang aufgeschoben; die Noth zwang ihn endlich seine Zuflucht zu dem dramatischen Schriftsteller Hill zu nehmen, der die Eröffnungs- und Schlußrede zu dem Stücke verfaßte und durch dessen Vermittelung dasselbe endlich zur Aufführung kam. Da Niemand die Hauptrolle darin übernehmen wollte, so mußte zuletzt Savage sich dazu verstehen, solche selbst zu geben; aber seine Schüchternheit und Unbekanntschaft mit der Bühne verhinderte es, den Werth eines Werkes zu erkennen, dem es nicht an geistreichen und ergreifenden Stellen fehlte. Mehr Beifall fand solches beim Lesen, und der Verkauf der Handschrift davon trug ihm zweihundert Pfund Sterling ein, welche er sehr bald verschwendet hatte.

Dem Rathe einiger Freunde folgend, entschloß er damals sich dazu, seine Werke in einer Sammlung auf Subscription herauszugeben. Die rührende Schilderung des traurigen Schicksals Savage's, welche Hill derselben vorangehen ließ, machte einen solchen Eindruck, daß der beklagenswerthe Dichter innerhalb zweier Tage siebzig Guineen erhielt. Die Zahl der Unterzeichner auf die Sammlung wuchs in dem Maaße, als das abscheuliche Verfahren der Mutter desselben bekannter wurde, und er hätte sich eine glückliche Zukunft sichern können, wenn seine Lebensweise regelmäßiger gewesen wäre.

Der Tod Königs Georg I. erregte seine dichterische Begeisterung, und die Verse, welche er auf dieses Ereigniß verfertigte, erhielten den Beifall der Kenner. Das bei dieser Gelegenheit ihm zu Theil gewordene Lob verdoppelte seinen Eifer für das Studium, und bestimmte ihn nach Richmond *) sich zurückzuziehen, um dort mit der nöthigen Ruhe arbeiten zu können.

Am neunzehnten November 1727 traf derselbe in London wieder ein und Tages darauf hatte er in einem verdächtigen Hause, in welchem er mit zweien seiner Freunde sich befand, einen Streit; bei diesem wurde einer von ihren Gegnern getödtet und in Folge der durch die Polizei vorgenommenen Verhaftungen Savage in das Gefängniß Newgate gebracht. Dieses würde derselbe wahrscheinlich nur verlassen haben, um zur Hinrichtung geführt zu werden, wenn er nicht von der Gräfin Hertford in Schutz genommen worden wäre, die im März 1728 durch die Vermittelung der Königin ihm Begnadigung auswirkte.

Es kostete viel Mühe, bevor die Gräfin dazu bewogen werden konnte, zu Gunsten des Savage Schritte zu thun, weil es der Gräfin Macclesfield gelungen war, ihr den Glauben beizubringen, der Unglückliche habe nicht nur das Verbrechen begangen, dessen man ihn beschuldigte, sondern es sei sogar von ihm der Versuch gemacht worden, sie selbst zu ermorden.

Durch jenes Ereigniß wurde die nähere Kunde von den eigenthümlichen Lebensverhältnissen des Savage allgemein verbreitet; die öffentlichen Blätter gaben darüber ausführliche Nachrichten, und das durch sein Mißgeschick erregte Mitleiden verschaffte ihm vielfältige Unterstützungen. Sein Benehmen gegen das Dienstmädchen des Hauses, in welchem der Streit stattgefunden hatte, das durch einen Meineid, vermöge dessen solches ihn als den Mörder bezeichnete, beinahe Veranlassung geworden war, daß ihn ein schmachvoller Tod traf, vermehrte noch die allgemeine Theilnahme. Als ihm nämlich einige Zeit nach seiner Freilassung jenes Mädchen auf der Straße begegnete, schilderte dasselbe ihm die drückende Noth, in der es sich befand, und er war edelmüthig genug, die einzige Guinee, welche er besaß, mit demselben zu theilen. Was seinen Richter betraf, der eine große Parteilichkeit gegen ihn gezeigt hatte, so rächte er sich an demselben durch ein Spottgedicht.

Da seine Hülfsquellen auf die ungewisse Freigebigkeit seiner Beschützer sich beschränkten und er nie haushälterisch war, so verfloß sein Leben abwechselnd zwischen Ueberfluß und großem Mangel.

Ohne Ordnung in seinen Ausgaben, mußte er wochenlang Kälte und Hunger ertragen, um die Vergnügungen einer einzigen Nacht zu bezahlen. Endlich durch die Grausamkeit seiner Mutter auf das Aeußerste gebracht, drohte er derselben, sie mit Satiren zu verfolgen, wenn sie ihm nicht ein Jahrgeld anwiese. Dieses Mittel war von Erfolg, und die Furcht, lächerlich zu werden, bewirkte, was Natur und Menschlichkeit nicht zu thun vermocht hatten. In Folge des von ihm geleisteten Versprechens, auf sein Vorhaben zu verzichten, nahm Lord Tyrconnel, ein Verwandter der Gräfin Macclesfield, denselben in sein Haus auf und zahlte ihm ein Jahrgeld von zweihundert Pfund Sterling. Dieses war der glücklichste Zeitabschnitt in dem Leben unseres Dichters, und während der Dauer desselben hatte er keinen Grund, über sein Schicksal sich zu beklagen. Er fand jetzt Zutritt zu den ausgewähltesten Kreisen, und wurde ganz eigentlich der gefeierte Mann des Tages.

Während seines Aufenthaltes bei Lord Tyrconnel verfaßte er eine Flugschrift mit dem Titel: „Der lobenswerthe Autor“ und in diesem kleinen Werke, dessen Gegenstand ein Schriftsteller ist, der auf verächtliche Weise einem Jeden seine Feder zu Diensten stellt, der solche gebrauchen will, gab er den Beweis, daß er die Menschen mit seltenem Scharfblick zu durchschauen verstand. Der Eingang dieser Flugschrift enthält mehrere launige Mittheilungen von Ereignissen aus dem Leben derjenigen Schriftsteller, welche Pope später in seiner Dunciade angriff. Der lobenswerthe Autor, und ein Spottgedicht, das Savage auf Dennis, den Feind Pope's, verfaßte, ward die Veranlassung zu der engen Verbindung dieser beiden Schriftsteller.

Um dieselbe Zeit gab Savage zu dem Zwecke bei Lord Tyrconnel, dem Freunde Walpole's, sich in Gunst zu setzen, eine Lobschrift auf diesen Minister heraus, der ihn dafür mit zwanzig Guineen belohnte, eine Summe, die rücksichtlich der Lage, in der unser Autor sich befand, sehr geringe war. Bald darauf (1729) ließ derselbe das Moral-Gedicht „Der umherirrende Mensch“ erscheinen, in welchem er sich über die Grausamkeit seiner Mutter in so erhabener und erschütternder Weise beklagt, daß er durch

*) Ein kleiner Ort in der Grafschaft Surrey, an der Themse, mit einem königlichen Lustschlosse.

Digitized by Google

solches selbst Denjenigen Thränen entlockte, die ihn verfolgt hatten. Dieses dem Lord Tyrconnel gewidmete Werk wurde von dem Verfasser selbst als sein Meisterstück betrachtet; es erhielt die lobende Anerkennung Pope's, welcher gestand, solches drei Mal und stets mit neuem Vergnügen gelesen zu haben. Savage gab dasselbe für die mäßige Summe von zehn Guineen fort, angetrieben von dem lächerlichen Verlangen, einige unbedeutende Dinge sich zu verschaffen, über welche er bald nachher zu Gunsten seines Dieners verfügte.

Als Lord Tyrconnel von einer schweren Krankheit genesen war, feierte Savage dieses Ereigniß in einem Gedichte, welches den Titel führt: „Der Sieg der Gesundheit und der Freude." Dasselbe ist sowohl durch die lachenden Gemälde, als durch den Wohlklang der Verse und die sinnreiche Erfindung, welche demselben zu Grunde liegt, angenehm und ansprechend.

Die zügellose Lebensweise, welche Savage in dem Hause des Lord Tyrconnel sich gestattete, wohin derselbe oft Genossen seiner Ausschweifungen mitbrachte, und ernste Erörterungen, die er über Ordnungsangelegenheiten mit dem Lord hatte, machten, daß er den Schutz desselben verlor, und nöthigten ihn, diese Zufluchtstätte zu verlassen.

Da er den Ertrag seiner Arbeiten verschwendet hatte, so sah er sich dem Elende preisgegeben, und ohne irgend einen Freund, den er um Beistand anrufen konnte. In dieser Lage, durch welche derselbe aller schonenden Rücksichten sich überhoben glaubte, veröffentlichte er den Bastard, „ein in tiefster Ehrerbietung der Frau Brett, *) vormals Gräfin Macclesfield, von Richard Savage, Sohn des verstorbenen Grafen Rivers, zugeeignetes Gedicht." Die bittern Scherze und Stichelrien, welche die Gräfin bei dieser Gelegenheit von allen Seiten vernehmen mußte, zwangen dieselbe Bath zu verlassen, welches sie bewohnte, als das Buch erschien. Der Anfang desselben zeichnet sich durch geistreiche Gedanken aus und durch launige Herzählung aller vermeintlichen Vortheile einer außerehelichen Geburt. Der Verfasser schildert sodann mit ergreifenden Worten das traurige Geschick, welches ihm durch das Vergehen Derjenigen zu Theil geworden, die ihm das Dasein gegeben haben. Das Buch fand reißend Abgang und es wurden kurz nach einander fünf Auflagen davon vergriffen. Savage kam jedoch dadurch in keine bessere Lage, weil er die Handschrift zu einem sehr niedrigen Preise verkauft hatte.

Nach dem Tode Eusden's, des gekrönten Hofpoeten, trat Savage als Mitbewerber um diese Stelle auf; aber seine Bemühungen blieben fruchtlos, obgleich er bei Georg II. in Gunst stand. Derselbe nahm nun seine Zuflucht zu der Königin durch eine Dichtung, betitelt: „Der gekrönte Dichter, welcher keinen Anspruch auf Belohnung macht." Dieses kleine Werk fand sehr huldreiche Aufnahme; er erhielt dafür ein Geschenk von funfzig Pfund Sterling und die Erlaubniß, der Königin jedes Jahr ein Gedicht überreichen zu dürfen, indem ihm gleichzeitig eine ähnliche Belohnung bis dahin verheißen wurde, daß man ein Mehreres für ihn thun könne.

Savage nahm auch Partei in dem Streite, der zwischen dem Bischofe von London und dem Lord-Kanzler sich erhoben hatte, und verfaßte gegen den Letzteren ein Gedicht mit dem Titel: „Das Ansehen eines Geistlichen im Amte" (The progress of a divine). Er wurde in Folge desselben bei dem Ober-Gerichte der Kings-Bench angeklagt, durch eine Satire versucht zu haben die Sitten zu verderben und Verachtung gegen die Geistlichkeit einzuflößen; der Gerichtshof sprach aber denselben von jenen Vergehen frei, und der Vorsitzende, Philipp York, ein Freund des Lord-Kanzlers, soll dem Angeklagten sehr viel Schmeichelhaftes gesagt haben.

Das Jahrgehalt, welches ihm die Königin gewährte, reichte für seine Bedürfnisse nicht zu; denn, kaum hatte derselbe solches in Empfang genommen, so verschwand er, ohne daß seine Freunde und Bekannte zu entdecken vermochten, wohin er sich entfernte, und er kam erst dann wieder zum Vorschein, wenn er keinen Penny mehr besaß.

Da ihm jede Hoffnung benommen war, eine Stelle zu erhalten, so widmete er dem Prinzen von Wales, der gegen mehrere Schriftsteller sehr freigebig sich bewiesen hatte, eine Abhandlung mit dem Titel: „Von dem Geiste der Werke, welche das Gemeinwesen betreffen"; diese Schrift wurde jedoch weder von dem Prinzen günstig aufgenommen, der ihm keine Belohnung dafür zu Theil werden ließ, noch von dem Publikum, welches dieselbe unbedeutend fand.

Die Armuth des Savage war jetzt wieder sehr groß; sein täglicher Unterhalt hing lediglich von dem Zufalle ab, und er genoß nur dann etwas wirklich Nahrhaftes, wenn er bei einem seiner Gönner zu Tische sich befand; jedoch nöthigte ihn oft seine abgetragene, schadhafte Kleidung, solchen Einladungen sich zu entziehen. Eben so suchte er dann auf gut Glück ein Obdach, indem er bisweilen die Nacht in einem Schoppen, unter dem Vordach eines Ladens, oder in Kellern mit dem gemeinsten und verworfensten Gesindel, und zur Winterzeit in den Aschenhaufen einer Glashütte zubrachte, in Gesellschaft von Gefährten, die der Zufall ihm gab. Aber auch selbst dann, wenn er mit der größten Noth zu kämpfen hatte, hielten ihn die Stärke seines Geistes und sein stolzes Selbstgefühl aufrecht; nie gestattete er eine anmaßende Vertraulichkeit, und er ging selbst mit den höchsten Personen stets wie mit seines Gleichen um.

Die Lage desselben verschlimmerte sich noch durch den Verlust seines Jahrgehalts bei dem Tode der Königin in dem Jahre 1738. Seine Freunde machten ihm den Vorschlag, nach der Provinz Wales sich zu begeben, wo man demselben im Wege freiwilliger Unterzeichnung funfzig Pfund Sterling jährlich zusicherte; er willigte darin voller Freude und machte sich mit funfzehn Guineen auf den Weg. Aber vierzehn Tage nach seiner Abreise schrieb er an seine Freunde und Wohlthäter, unter denen Pope in der ersten Reihe stand, daß er sich auf der Landstraße ohne einen Penny in der Tasche befände und außer Stande sei, seine Reise fortzusetzen. Man sandte ihm das benöthigte Geld und er gelangte nach Bristol, von wo aus er zur See nach Swansea *) sich begeben wollte. Da er keine Reisegelegenheit fand, so war er genöthigt in Bristol zu verweilen, wo sein höfliches Benehmen, sein empfehlendes Aeußere, sein gebildeter Verstand und besonders sein so ungemein trauriges Geschick ihm Theilnahme und Gunst erwarben.

*) Lady Macclesfield hatte nach dem Tode des Lord Rivers mit Brett sich verheirathet.

*) Kleine Stadt in Südwales, an der Mündung des Tawy.

Digitized by Google

Er gelangte an den zu seinem Aufenthalte bestimmten Ort und verblieb daselbst ein Jahr hindurch, während welcher Zeit er ein Trauerspiel beendigte, das er in London angefangen hatte. Es war sein Wunsch, dorthin zurückzukehren, um sein Werk zur Aufführung bringen zu lassen; aber seine Freunde, und besonders Pope, die für ihn den Aufenthalt in der Hauptstadt fürchteten, wandten Alles an, ihn von diesem Gedanken abzubringen und riethen ihm, sein Trauerspiel in die Hände Thomsons und Malletts niederzulegen, welche dasselbe in Scene setzen würden, und seinen Freunden zu gestatten, das Ertrag in Empfang zu nehmen, von dem ihm sodann jährlich eine Unterstützung gewährt werden solle. Savage, der diesen Vorschlag verwarf und Niemandes Meinung gelten lassen wollte, reis'te nach der Hauptstadt ab; bei seinem Eintreffen in Bristol wurde er auf so schmeichelhafte Weise empfangen, daß er sich entschloß dort zu bleiben. Es währte jedoch nicht lange, so zeigte er sich so unbesonnen und sein Benehmen wurde so unstätig, daß fast alle seine Gönner sich von ihm zurückzogen. Ueberdies hatte das Geistreiche seiner Unterhaltung den Reiz der Neuheit verloren; die Gewohnheit, ihn zu sehen, verminderte die Theilnahme, welche er bis dahin erweckt hatte, und seine fortwährenden Ansprüche auf Unterstützung wurden belästigend. Derselbe sah endlich von aller Welt sich verlassen und gezwungen, in einem Fruchtspeicher vor seinen Gläubigern sich zu verbergen.

Er führte hierauf eine Zeitlang das elendeste Leben, als die Wirthin eines Kaffeehauses, welcher er acht Pfund Sterling verschuldete, ihn verhaften ließ. Da Niemand für ihn Bürgschaft leisten wollte, so wurde er in das Gefängniß gesetzt. Hier begann er eine Satire zu schreiben mit dem Titel: „Gemälde von London und Bristol", die er beinahe vollendete. Er beabsichtigte durch diese Schrift an Denen für ihre Gleichgültigkeit sich zu rächen, die ihn wegen eines so geringen Betrages im Kerker schmachten ließen. Er befand sich dort seit sechs Monaten, als er einen Brief von Pope erhielt, der in Folge eines ungegründeten Gerüchtes ihn der schwärzesten Undankbarkeit anklagte. Savage betheuerte feierlich seine Unschuld; aber diese Verläumdung wirkte so stark auf ihn, daß er dadurch erkrankte und, nachdem er eine Zeit hindurch sehr leidend gewesen war, am ersten August 1743 in dem sechsundvierzigsten Jahre seines Alters verschied. Der Gefangenwärter desselben sorgte für seine Beerdigung und bestritt die Kosten derselben aus eigenen Mitteln.

„Savage", sagt der bereits erwähnte Dr. Johnson, sein Freund und Unglücksgefährte, „war von mittlerer Größe und „schlankem Wuchse; er hatte scharfe Gesichtszüge und es zeigte „sich in denselben ein schwermüthiger Ausdruck; sein Benehmen war „gemessen, der Ton seiner Stimme ein wenig dumpf. Oft schwebte „ein Lächeln um seine Lippen, aber er überließ sich selten einer „ausgelassenen Fröhlichkeit. Seine Gemüthsart war eine Mischung „von guten und schlechten Eigenschaften. Warm als Freund, war „er eben so unversöhnlich als Feind, und was man ihm am meisten „zum Vorwurf machen kann, ist sein Undank gegen seine Wohl„thäter. Mit einem starken und regen Geiste, einer vortrefflichen „Urtheilskraft und einem seltenen Gedächtnisse begabt, beleidigte „Savage die Religion und Moral auf ein Mal (!) in seinen „Werken, obwohl seine Sitten verderbt waren. Seine Schilde„rungen sind von treffender Wahrheit, seine Bilder voll lebhafter „Farben, die Erdichtungen desselben aus einer glücklichen Eingebung „entsprungen, seine Anspielungen und Gleichnisse gut gewählt und „mit vieler Kunst angewandt, seine Verse wohllautend und erhaben, „obwohl bisweilen schleppend und verworren. Der allgemeine „Fehler seines Styles ist die Härte und dessen Vorzug die Würde."

Bouterweck hat in seiner „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts" (Theil 8, S. 198), ohne der Werke des Savage näher zu erwähnen, in Betreff desselben angemerkt: „Er ist durch seine Lebensgeschichte in „England so berühmt geworden, wie geistreiche Schriftsteller durch „ihre Werke; derselbe gehört in die Classe der Miscellaneendichter. „Ueber eine nicht uninteressante Mittelmäßigkeit hat er sich nicht „erhoben."

Die Schriften des Savage, welche lange Zeit hindurch in Sammlungen und Tagesblättern zerstreut waren, wurden zu London in zwei Octavbänden, in dem Jahre 1777 von E. Evans herausgegeben.

Es ist übrigens, was die Familienverhältnisse des Savage betrifft, seltsam, daß, da die Herstammung desselben erwiesen war, und in Folge dieses Umstandes Savage bei dem Lord Tyrconnel eine Zeitlang eine Freistätte fand, nicht das Mindeste darüber verlautet, daß er im gerichtlichen Wege versucht habe, seine Rechte als Sohn der Gräfin Macclesfield geltend zu machen.

N—n.

Die **kaufmännische Buchführung** zunächst für den Geschäftsgang der Hansestädte für Lehrer und zum Selbstunterrichte für angehende Kaufleute von G. D. Augspurg. Erster Theil. Bremen. Verlag von A. D. Geisler. 1852. XVI und 230 Seiten.

Wie glauben den Betheiligten — und das dürften Alle seyn, die irgendwie auf den Namen Kaufmann Anspruch machen — von dem obigen, seinen Stoff fast erschöpfenden, gediegenen Werke, dem ein zweiter, praktischer Theil folgen soll, keine richtigere Idee als mit dessen eignen Worten geben zu können, nur unter der Verwarnung, dem Verfasser nicht zu glauben, wenn er dasselbe in übertriebener Bescheidenheit einen Versuch nennt. Er sagt im Eingange seines Vorwort's:

„Das vorliegende Werk wurde zunächst mit der Absicht geschrieben, dem angehenden Geschäftsmanne eine Anleitung zu geben, wie er sich durch eignes Studium in Stand setzen kann, über alle Verhältnisse, welche zum Bereiche des eigentlichen Großhandels gehören, richtig Buch zu führen oder auch die von Anderen geführten Bücher klar zu übersehen." Wir glauben hinzufügen zu dürfen, daß wer mit genügender Aufmerksamkeit diesen Studium verfolgt hat, so daß er die eben erwähnte Aufgabe erfüllen kann, auch jeder anderen Art von Buchführung gewachsen seyn wird; denn die Grundsätze und allgemeinen Formen des Systems finden sich überall wieder, wenn auch die specielle Einrichtung der Bücher nach den darzustellenden Verhältnissen mannichfach modificirt werden muß.

Digitized by Google

„Ein solches Lehrbuch, wenn es seinem Zwecke entsprechende Resultate liefern soll, muß sein Thema von zwei Seiten auffassen, d. h.

einestheils die mathematische Grundlage der Buchhaltung und die folgerechte Ausführung der daraus hergeleiteten Regeln klar vor dem Lernenden entwickeln; anderntheils aber

muß es mit genügender Kenntniß der practischen Verhältnisse geschrieben seyn, welche den Gegenstand der Buchhaltung ausmachen, damit der Lernende, wenn er demnächst das Begriffene auf die Wirklichkeit anwenden will, sich nicht auf ein gänzlich fremdes Feld versetzt sehe, welches an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der Verhältnisse weit über den Gesichtskreis hinausreicht, welcher ihm beim Studio vorlag.

„Das Werk des Verfassers ist einstweilen nur ein Versuch, und so lange der Erfolg nicht bewiesen hat, daß seine Methode des Vortrags die richtige sey, steht es ihm nicht zu, dasselbe über andere ähnliche Bücher erheben zu wollen. Dagegen darf er aus eigner Erfahrung anführen, daß, als er beim Beginne seiner kaufmännischen Laufbahn mit Eifer nach einer Anleitung forschte, die ihm die Geheimnisse des Journals und Hauptbuchs erschließen sollte, sein Suchen, wenn es nicht ganz vergeblich war, doch nur theilweise befriedigt wurde. Unter der Menge der über Buchhaltung erschienenen Werke fanden sich

einige, deren Verfasser als praktische Buchhalter die Wissenschaft zwar anzuwenden, aber nicht zusammenhangend darzustellen verstanden, sondern nur eine praktische Ausarbeitung mit einzelnen, dem Anfänger mehr oder weniger unverständlichen Regeln oder auch eine noch wenigere für ihn berechnete Kritik anderer ähnlichen Werke lieferten, während

andere, die von Schulmännern und anderen Gelehrten geschrieben waren, bei aller auf die Ausführung des Systems verwandten Sorgfalt zu mangelhaft (und hie und da irrig) in der Behandlung des practischen Stoffes ausfallen mußten, als daß auch sie im Stande gewesen wären die Fragen und Zweifel des Anfängers in befriedigender Weise zu beantworten.

„Beide Arten von Lehrbüchern endlich beschränkten sich darauf, die Buchhaltung so darzustellen, *wie sie sey*, ohne den Lernenden darüber aufzuklären, *warum sie so sey*, d. h. sie suchten, Jeder auf seine Weise, ihn mit dem Systeme vertraut zu machen, *aber ohne ihm die eigentliche Grundlage desselben klar vor Augen zu stellen*, so daß ihm, wenn er auch die Kunst Buch zu halten, durch Erfahrung endlich lernte, doch *die eigentliche Wissenschaft in ihren Gründen verschlossen blieb*; und dennoch ist sie allein die Quelle, aus welcher der Lernende in befriedigender Weise schöpfen kann.

„Der Wunsch, das Mühsame seines eigenen Studiums für junge Leute zu erleichtern, welche einmal auf dieselben Schwierigkeiten stoßen würden wie er selbst, und zugleich die Ueberzeugung, daß er im Stande sei, zur Ausfüllung einer Lücke in unserer Literatur in mehr oder weniger befriedigender Weise beizutragen, welche bei der täglich steigenden Bedeutsamkeit des Handels und seinem zunehmenden Einflusse auf die Gestaltung aller bürgerlichen und staatlichen Zustände immer mehr ins Auge fallen mußte, gaben dem Verfasser schon vor Jahren die erste Anregung zu der vorliegenden Arbeit. Wenn dieselbe im Drange eines bewegten Geschäftslebens oft unterbrochen wurde und erst nach und nach in einzelnen Momenten der Muße ihrer Vollendung zugeführt werden konnte, so giebt er sich dafür gern der Hoffnung hin, daß wie er selbst während dieses Zeitraums reicher an geschäftlicher Erfahrung wurde, ein günstiger Einfluß davon auch auf das vorliegende Werk nicht ausgeblieben sein werde."

Von der umfassenden Bekanntschaft des Verfassers mit der Literatur der Buchhaltungskunde zeugt ein Verzeichniß all der namhaften Werke, die in diesem Fache von Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag erschienen sind und das er hinter der Einleitung mitgetheilt hat. Dasselbe zählt 154 Nummern, beginnt mit H. Grammateus, 1518, und endigt mit Dav. Pick, 1850.

Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig.

.....t

Wilh. von Kaulbach's Wandgemälde im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin. Mit Genehmigung der General-Direction der königlichen Museen herausgegeben von Alexander Duncker, Hofbuchhändler Sr. Majestät des Königs von Preussen.

Unter diesem Titel wird ein großartiges Werk, welches etwa 24 Blätter (18 kleinere und 6 große) umfassen soll, erscheinen, und zwar in 10 Lieferungen, von denen vier 3 Blätter, sechs 2 Blätter, nebst erklärendem Text enthalten.

Den stereochromen Fresken von der Hand Kaulbach's, womit das Treppenhaus im neuen Museum zu Berlin ausgeschmückt ist, liegt die Idee der Entwickelung des Menschengeschlechts, in welthistorischen Perioden aufgefaßt, zu Grunde. In 6 großen Hauptfeldern bieten sich die Hauptepochen dem Beschauer dar: Zerstörung des Thurms von Babel. Die Blüthe Griechenlands. Zerstörung Jerusalems. Hunnenschlacht. Kreuzzüge. Ein symbolisches Schlußbild aus unserer Zeit. (Das letztere ist noch nicht componirt.) — Diese Haupt-Darstellungen sind durch Zwischenfelder, welche ein Quarrestreifen in Oben und Unten theilt, und von zwei Pilasterstreifen zu beiden Seiten eingefaßt werden, getrennt und zugleich verbunden. Zwischen diesen zeigen die unteren Felder große Gesetzgeber; die oberen enthalten die allegorischen Figuren der Länder, welche als Träger der Civilisation in den bezüglichen Zeiten erscheinen. Zwischen diesen Figuren der Gesetzgeber und der Länder sind reliefartige Darstellungen bedeutenden Ereignissen gewidmet. Von den sechs Pilasterstreifen, welche die Seiteneinrahmungen der großen Bilder machen, ist jeder der mythischen Geschichte eines Haupt-Volkes gewidmet. Ueber alle diese Bilder zieht sich ein drei Fuß breiter Fries hin, ganz in grau gemalt, dessen meisterhaftes Arabeskenspiel die Weltgeschichte noch einmal als heiter ernstes Märchen von wunderschönen Knabenfiguren durchspielen läßt. — Die vier Thürstücke zeigen die Gestalten der Sage, der Geschichte, der Wissenschaft und der Poesie, denen sich an den Fensterwänden die vier Hauptkünste Malerei, Bildhauerei, Baukunst und Musik anschließen.

Digitized by Google

Wir haben in Obigem nur einen gedrängten Auszug des Prospectus gegeben, lassen jedoch die Schlußworte desselben ungekürzt folgen:

„Diese unendlich reichen und umfassenden Kompositionen, welche Alles einschließen und auf alles Bezug nehmen, was je unsere Welt bewegt und beschäftigt hat, welche eine nie versiegende, ergiebige und fruchtbare Quelle der Betrachtung, der Erhebung und Erbauung sind, sollen nun durch den Stich von ihrem monumentalen Ort auch in die Wohnungen der Menschen hinüber getragen werden, ein Unternehmen, daß gerade in diesem Falle um so zweckmäßiger erscheint, da jener Ort so großartig ist, daß Manches auf den Bildwänden der Betrachtung fern gerückt werden mußte, während nun die Nachbildung überall zu den Freunden der Kunst und der Geschichte, d. h. zu jedem denkenden und fühlenden Menschen herantritt, so daß er im Stande sein wird, sein Zimmer wie jenes schöne Treppenhaus mit einer unsterblichen Schöpfung auszuschmücken, und vom Studium des Einzelnen zum Genusse des Ganzen zu gehen und von diesem zu jenem zurückzukehren."

Mehrere der gediegensten und berühmtesten Meister in der Kupferstechkunst werden dieses große Unternehmen ausführen und dem Pinsel des großen Malers auf dem Fuße nachfolgen. Die Ueberwachung der Stiche hat Herr von Kaulbach selbst übernommen. Die Arbeiten der Herren E. Eichens, A. Haffmann und L. Jacoby sind bereits soweit vorgerückt, daß in diesem Monat die erste Lieferung (Moses, die Geschichte und die Anfänge des Frieses) ausgegeben werden soll. — Der Preis ist im Verhältniß zu ähnlichen englischen und französischen Werken für die Pränumeranten billig genug gestellt. Huffmann.

Schwanwitt. Ein Sommer-Märchen von Mathilde Raven. Düsseldorf 1852. Druck und Verlag von Wilhelm Kaulen. 80 Seiten. 12.

Wenn Märchen nicht allein auf Kinder, sondern auch auf uns Aeltere, die so glücklich waren, sich die Kindesempfänglichkeit aus einem vielbewegten Leben zu retten, selbst einfach erzählt, nie aufhören ihren wundersamen Reiz zu üben, so wird dieser Reiz noch vielfach erhöht, bieten sie sich uns in dichterischer Gestaltung dar. Von „Schwanwitt" gilt Dies vorzugsweise. Es ist eine liebliche Dichtung: Die Gewalt der Liebe, die Vereinigung des Geistigen mit dem Irdischen, der Sieg des Ersteren, in dem Märchen von der Nixe und dem Ritter geschildert. Das Weltgetümmel lockt ihn, nachdem er das Ziel seiner Wünsche erreicht und ein seliges Leben mit der Geliebten eine kurze Zeit gelebt; doch zieht es unwiderstehlich ihn wieder zu ihr hin:

Und wie sein Auge schweift umher,
Da wallt das Meer,
Da taucht empor sein süßes Weib.
Er sieht die blauen Augen leuchten
Hell aus dem Goldgelock, dem feuchten,
Er sieht die Hand, den schlanken Leib.
Und jetzt, — hat sie das Haupt gewandt,
Schaut nach dem Strand.
Sie sieht ihn, den sie heiß beweint;
Mit hellem Purpur auf den Wangen,
Streckt sie die Arme voll Verlangen
Laut jubelnd nach dem trauten Freund.

Der schwingt sich jauchzend vom Uferrund.
Mit zitternder Hand
Umschlingt er sein Lieb in seliger Glut!
Sein Herz an Schwanwitts Herzen wieder!
Sie schlagen sich fester, sie tauchen nieder! —
Und über die Glücklichen schließt sich die Flut. —

Die Verfasserin hat „Ihrem Lieb als Weihnachtsgabe" das Märchenbuch gewidmet, als solche (auch seine äußere Ausstattung eignet es dazu) mag es denn auf recht viele Weihnachtstische gelegt werden. — Vom Mährchen selbst abgesehen, ist die Dichtung reich an gelungenen Schilderungen von Naturscenen, so z. B. gleich in dem einleitenden Gesange:

Wenn oben, über der klaren Flut,
Der Himmel in lächelnder Bläue ruht,
Wenn hell die Sonne vom Himmel blinkt,
Und warm ihr Strahl die Wellen durchdringt:
Dann sieht man unten im fröhlichen Tanz
Die Fische sich schwingen. Welch herrlicher Glanz!
Wie Gold und Silber die Schuppen und Flossen.
Welch' Leben! Sie schwingen sich aufwärtsgossen.
Die Welle sieht's länger nicht ruhig mehr an;
Sie schmückt das Haupt mit glänzendem Kranz,
Und wiegt sich und hebt sich im schaukelnden Tanze.

H.

Miscelle.

Nach Neal's Beschreibung besteht die siamesische Hauptstadt Bangkok aus einer langen doppelten und an einzelnen Stellen dreifachen Reihe sauber und geschmackvoll angestrichener hölzerner Wohnungen, die auf dicken Bambusflössen ruhen und je sechs oder sieben mit Ketten unter einander verbunden und an riesigen Pfählen im Flusse befestigt sind. „Die ganze Stadt," berichtet unser Reisender, „erhob sich mit einem Male wie ein Zauberbild vor dem erstaunten Blicke. Zu meiner Zeit schätzte man die Gesammtzahl der schwimmenden Häuser oder Buden auf 70,000, was, jedes zu 5 Bewohner angeschlagen, denn eine Bevölkerung von 350,000 Seelen und zwar in folgendem Verhältniß ergäbe: 70,000 Chinesen, 20,000 Birmanen, 20,000 Araber und Indianer, der Rest Siamesen. — Wie mir erzählt wurde, hatten die Siamesen, nachdem sie ihre vormalige Hauptstadt Juthia verlassen hatten, und sich zu Bang-kok niederließen, ihre Wohnstätten Anfangs längs des Ufers aufgeschlagen, verlegten darnach aber ihren permanenten Wohnsitz auf's Wasser, um der Geißel des Ostens, der Cholera aus dem Wege zu gehn.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 85. Sonnabend, den 23. October. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Reimarsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Mädchen von Verdün ..... Seite 661
Haideried ..... „ 662
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 662
Literatur:
Hymnologische Reisebriefe an einen Freund des protestantischen Kirchenliedes, von G. Ch. H. Stip ..... „ 664
Gedichte von Emil Grundmann ..... „ 667
Jugend-Bibliothek zur Bildung und Unterhaltung ..... „ 667
Johann Ludwig Runeberg's Gesammelte Dichtungen. Deutsch von Hans Wachenhusen ..... „ 668
Miscelle ..... „ 668

Die Mädchen von Verdün.

(Eine wahre Begebenheit aus der ersten französischen Revolution.)

Es schweigt des Kampfes Stimme,
Es schweigt der Feuerschlund;
Es ruht von seinem Grimme,
Und Athem schöpft das Rund.
Verdün hat sich ergeben;
Es schließt die Thore auf,
D'raus strömt mit frohem Leben
Des Volkes bunter Hauf.

Sie wollen schau'n den Krieger,
Der Friedeichs Fahne schwingt,
Sie wollen schau'n den Sieger,
Der ihnen Rettung bringt!
Sie woll'n den König sehen,
Der aus der deutschen Fern
Zog über Frankreichs Höhen,
Zu retten Frankreichs Herr'n!

Dem Kön'ge beut am Thore
Die Schlüssel von der Stadt,
In langem, schwarzen Chore,
Der weise Magistrat;
Es bringt sie nicht dem Sieger,
Beaurepaire, der Kommandant —
Der Patriot, der Krieger,
Starb von der eignen Hand! —

Und wie ein frisch Gewinde,
Erscheint — im weißen Kleid,
Bekränzt, mit Angebinde —
Gar lieblich Maid auf Maid;
Sie neigen sich dem König,
Und reichen Blumen dar,
Bekränzen, hold und schämig,
Die hohe Kriegerschaar.

Und Eine, schwarz von Locken,
Das Antlitz, rosig — weiß,
Spricht, wie mit Silberglocken,
Den Siegern Ehr' und Preis!
Und alle vierzehn Kinder
Fall'n ein im hellsten Ton:
Dem Schreckensüberwinder!
Vive Fréd'ric Guillaume!

Und „vive le roi!“ ertönen
Die Stimmen tausendfach,
Und „vive le roi!“ erdröhnen
Die Glocken hintennach!
Doch leise, murrt es, leise:
„Ha! falsche Adelsbrut!
Das ist so Deine Weise! —
Wer Rosen streut — säet Blut!“ — —

Digitized by Google

Zwei Jahre ſind verfloſſen,
Und wieder zieht zum Thor,
Von Kriegern eingeſchloſſen,
Ein bleicher Mädchenflor.
Sie lachen nicht — ſie weinen!
Sie ſind ſo blaß — nicht roth!
Und die Gewänder ſcheinen
Weiß, wie der bleiche Tod!

Wohl ſind's dieſelben Mädchen,
Die Kränze einſt umwandt;
Wohl iſt's daſſelbe Mädchen,
Das vor dem König ſtand!
Noch flattert Lockenfülle
Um's bleiche Angeſicht — —
Doch haltet — ſtille, ſtille —
Wir ſind am Hochgericht!

„Steig auf, die ſchwarzen Stufen!
Erſteig den Purpurthron!
Du konnteſt lieblich rufen:
Vive le roi Guillaume!
Komm her, mit Deinen Locken!
Ich ſchneid' die Seide ab! —
Wer will die Adelsflocken?"
Er ſchleudert ſie hinab!

Der Henker hat's geſprochen.
Er hebt das ſchwere Beil —
Ein Leben iſt gebrochen —
Heil Frankreich! — Frankreich Heil! —
Und vierzehn Mädchenleben
Verlangt das Vaterland,
Weil ſie dereinſt gegeben
Dem Sieger — — Blumenland!

Haidelied.

Die Haide glänzet im Sonnenſchein,
Und ſpielt in glühenden Farben;
Es ſpielen die Bienen, die Käferlein
Um die duftigen Haidegarben.

Die Haide ſcheint roth, die Haide ſcheint blau,
Und ſchimmert ſchwarzbraun daneben;
Dort jene Birke, weißlich grau,
Verzweifelt am einſamen Leben.

Sie ſteht verlaſſen im glühenden Grund,
Getrennt von dem Rauſchen der Bäume;
Sie ſehnt ſich fort aus dem ſtillen Rund,
Fernhin, in die waldigen Räume!

Doch kennt ſie ja nicht das grünende Moos,
Sie kennt nicht die murmelnde Quelle! —
Ich aber kannte ein glücklicher Loos,
Und blieb auf vereinſamter Stelle!

August Emil.

Geſchichte des Directoriums.

(Fortſetzung.)

Vorbedacht der Septembermetzeleien.

Vier bedeutende authentiſche Umſtände vereinigen ſich, mit voller Gewißheit und den von uns gegebenen Zeugniſſen gemäß darzuthun, daß die, einer einzigen Leitung unterworfenen, Septembermetzeleien das Werk einer vorbedachten Abſicht, und nicht das unvorhergeſehene und regelloſe Reſultat einer Volkseraltation geweſen ſind. — Dieſe vier Umſtände ſind:

Die ſehr kleine Anzahl von Leuten, welchen es geſtattet war, mitten in einer immenſen Stadt, zur Seite einer berathenden Verſammlung, und Angeſichts einer Nationalgarde von 50,000 Mann fünf Tage hindurch in neun Gefängniſſen 1200 Perſonen, Männer, Weiber und Kinder, in Ruhe zu ermorden, ohne darin einen Augenblick verhindert oder geſtört zu werden;

Die Vorbedächtigkeit, mit welcher man die Polizei, drei bis vier Tage vor den Metzeleien, eine bedeutende Anzahl Gefangener aus allen Gefängniſſen ohne Abtheilung, ja ſelbſt ohne einen ſcheinbaren Grund, entlaſſen ſieht;

Das Daſein von Gefangenenverzeichniſſen, die am 26. oder 27. Auguſt aufgemacht worden ſind; Verzeichniſſe die dem Maire von Paris, dem Juſtizminiſter, den Anführern der Mörder zugeſtellt worden ſind und wovon noch mehrere exiſtiren;

Endlich die unverwerflichen officiellen Documente, die Beſchlüſſe, Depeſchen, Protocolle des Generalraths oder der Sectionen, Bons, Rechnungen, Vorſchriften und Quitungen, welche in den öffentlichen Archiven hinterlegt ſind, und woraus ſich ergiebt, daß die Mordthaten ganz offenkundig und auf adminiſtrativem Wege anbefohlen, organiſirt, in Ausführung gebracht, beaufſichtigt und regelmäßig beſoldet worden waren.

Alle Zeitgenoſſen erklären einſtimmig, daß der Gefängnißmörder nur wenige geweſen ſind.

„Die Zahl der Mörder," ſagt Roch Marcandier, ein Augenzeuge, „überſtieg nicht drei Hundert, und dann müſſen noch diejenigen mitgezählt werden, die ſich im Innern der Gefängniſſe zu Richtern der Gefangenen aufgeworfen hatten."

Louvet ſagt, in ſeiner Anklage gegen Maximilian Robespierre: „Wie viel Mann zählten die Henker denn wohl? Zwei Hundert, vielleicht noch unter dem; und wie groß mochte die Zahl der Zuſchauer draußen ſein, die eine wahrhaft unbegreifliche Neugier herbeigelockt hatte? Höchſtens das Doppelte. . . . . Was ich da angebe, das habe ich von Petion, Petion hat's mir geſagt."

Nach dem Zeugniſſe Briſſot's waren der Mörder — nicht über Hundert.

„Ich will beweiſen," ſagt er, „daß dieſe ſcheußliche Scene nicht ein Werk des Zufalls, des freien Volkswillens geweſen, vielmehr im Cabinette angelegt und ausgedacht worden iſt; daß man die Rollen dazu ausgetheilt hatte; daß ſo zu ſagen Richter- oder Henker-Patente ausgefertigt worden waren; daß die Procéduren combinirt geweſen ſind; daß man den Sold vorher feſtgeſtellt hatte; daß daran gedacht worden war eine Loſung zu geben; daß die Gefangenenverzeichniſſe, unterſucht, geläutert, und mit Bezeichnungen verſehen, ſo daß kein Irrthum ſtatt finden konnte, den Henkern übergeben worden waren.

„Ich will beweiſen, daß das Pariſer Volk an dieſer, Kannibalen würdigen, Grauſamkeit keinen Antheil genommen

Digitized by Google

hat; daß es nicht wahr iſt, daß ſie das Werk der dreißig tauſend Bürger geweſen, die ſich nach dem Marsfelde begeben hatten, um ſich anwerben zu laſſen; ich will beweiſen, daß das Morden um 2 oder 3 Uhr begonnen hat, um welche Zeit ſich noch keine Hundert Büeger auf dem Marsfelde angefunden hatten; daß die Metzelei dem Werbeact vorausgegangen iſt; daß alle Gründe, wodurch man dieſelbe rechtfertigen will, aldern ſind; daß man ſogar die Vorſicht gehabt hat, den Zeitungen Vorwände und Fabeln vorzuſchreiben; daß dieſe Gräuel leicht hätten unterdrückt werden können; daß die Ermordungen höchſtens durch ein Hundert unbekannte Buben vollführt worden ſind, zu welchen ſich einige Pariſer Büeger geſellt hatten, die jetzt von ihren Mitbürgern verabſcheut werden."

Obwohl nicht unter einander im Einklange, ſind die Ausſagen von Roch Marrandier, Louvet und Beiſſet in Betreff der Septembermörder doch im Allgemeinen der Wahrheit gemäß. Die Zahl der Todtſchläger hat keine zwei Hundert betragen. Es befanden ſich

In der Abtei:

Richter, oder die ſich dafür ausgaben, Maillard mit einbegriffen ...	7
Todtſchläger.....	43
Neugierige, die zu den Mordthaten aufhetzten	11

In der Force:

Richter, oder die ſich dafür ausgaben, mit Inbegriff der Präſidenten Dange und Chepy und des Anklägers im Namen des Volkes, Chaumot	7
Todtſchläger, die auch in allen anderen Gefängniſſen gehauſt hatten.	95
Von Maillard für deſſen Expeditionen in der Umgegend von Paris geworbene Individuen	24
Geſammtzahl der Mörder.....	187

Wenn man dem Perſonal der Todtſchläger noch die Commiſſarien hinzufügt, die officiell beauftragt waren den Ermordungen beizuwohnen, die Aufſicht über die Entkleidung der Leichen zu führen, die Wäſche und die Kleidungsſtücke reinigen zu laſſen, und deren Verkauf, ſo wie die Wegſchaffung und Beerdigung der Leichen, zu beſorgen, ſo giebt das noch:

Commiſſarien der Section der vier Nationen	27
Commiſſarien der übrigen Sectionen	21
Die Geſammtzahl von Individuen, welche zum Morden verwandt worden ſind, beläuft ſich alſo auf	235

Und dieſe Zwei Hundert fünf und dreißig Individuen haben mitten in Paris, inmitten der Nationalgarde, Angeſichts der Gemeinde und der geſetzgebenden Verſammlung, fünf Tage lang, am 2. 3. 4. 5. 6., vielleicht auch noch den 7. September, Tag und Nacht in neun Gefängniſſen, von welchen vier: die Abtei, die Conciergerie, das Chatelet und la Force recht mitten in der Stadt liegen, morden können; es iſt ihnen geſtattet geweſen mit Keulen, Piken, Säbeln, Flinten und Kanonen ungefähr zwölf Hundert Perſonen umzubringen, Männer und Frauen, Adelige, Prieſter, Soldaten, Bürger, Arbeiter, Bettler, Verrückte, Galeerenſclaven, Greiſe von mehr als achtzig Jahren und Kinder von dreizehn Jahren; und während dieſer ſcheußlichen fünf Tage haben weder die Miniſter, noch der Maire, noch die Magiſtratsperſonen, noch der Generalcommandant der Nationalgarde irgendwohin ein Piket von funfzig Mann geſandt, um die Banditen aus einander zu jagen, dieſelben ſind vielmehr nach gethaner Arbeit zur Mairie gegangen, um dort gegen Quitungen, die noch jetzt vorhanden ſind, ihr Blutgeld in Empfang zu nehmen!

Und wenn nur dieſe beiden Thatſachen: die kleine Anzahl der Würger und das Schweigen ſämmtlicher Autoritäten, exiſtirten, ſo wird man wahrlich zugeben müſſen, daß die Septembermetzeleien nicht die unvorhergeſehene, eigenwillige, plötzliche Folge eines Volksſchwindels, ſondern das Reſultat einer verabredeten Maßregel, unter dem Schutze der Inhaber der öffentlichen Macht vollführet, geweſen ſind.

Die Sorgfalt, mit welcher eine bedeutende Anzahl von Perſonen in den letzten Tagen des Auguſts Anverwandte, Freunde oder Dienſtleute aus dem Gefängniſſe erlöſten, wo ſie ſich in Folge der maſſenhaften Verhaftungen befanden, die ſeit dem 10. Auguſt vorgenommen worden waren, war durch das allgemein verbreitete Gerücht der beabſichtigten Ermordungen veranlaßt worden. „Niemand zweifelte an den Mordthaten," ſagt Herr Michelet, „und Robespierre, Tallien und einige andere reclamirten einige Prieſter, ihre früheren Lehrer, aus den Gefängniſſen. Auch durch Danton, Fabre d'Eglantine und Fauchet ſind mehrere Perſonen gerettet worden.

Vom 23. Auguſt ab hat man in den Sectionen die Ermordung der ſeit dem 10. deſſelben Monats verhafteten Perſonen beſprochen. Die Verſammlung und die Gemeinde hatten dem Volke ſchon ſo oft und ſo feierlich eine Rache, die es laut verlangte, zugeſagt. „Am 23. Auguſt," ſagt Petion, „kam eine Section als Deputation zum Gemeinderath, und erklärte rund heraus, daß die Bürger, der Verzögerungen in den Aburtheilungen ſatt und überdrüſſig, die Thüren dieſer Aſyle einſchlagen und die Schuldigen, welche dahinter verſchloſſen wären, ihrer Rache opfern würden. Dieſe, in den wahnſinnigſten Worten abgefaßte, Petition fand nicht allein keinen Tadel, ſondern wurde vielmehr mit Applaus aufgenommen."

Am 29. Auguſt ging Danton mit der Rohheit, womit er Alles anfaßte, mitten im Generalrath der Gemeinde auf die Frage ein. Die Maßregeln, welche auf ſeinen Antrag beſchloſſen worden, blicken ſchon deutlich hinter der Transparenz des Protocolls hervor. „Herr Danton, der Juſtizminiſter," heißt es in demſelben, „wird über die Kraftmittel vernommen, die unter den obwaltenden Umſtänden zu ergreifen ſind, und er trägt unter anderen darauf an, in den Sectionen ein Verzeichniß von allen bedürftigen Bürgern anfertigen zu laſſen, die zum Militairdienſt verwandt werden können, und ihnen einen Sold auszuzahlen."

Auf den, Dantons Gedanken ergänzenden, Antrag Manuels ward Nachmittags in allen Stadtvierteln Rappell geſchlagen, in Folge deſſen alle von Hauſe abweſenden Bürger nach ihren Wohnungen zurückkehren und dieſelben die ganze Nacht hindurch erleuchtet halten mußten, wonach die Verhaftungen vorgenommen wurden und am 30. des Morgens alle Gefängniſſe angefüllt waren.

Am 30. Auguſt beſtimmte der Generalrath der Gemeinde officiell die Weiſe, in welcher die Verhafteten abgeurtheilt und gerichtet werden ſollten. „Es iſt beſchloſſen worden," heißt es im Protocoll, „daß die Sectionen damit beauftragt werden ſollen, die dieſe Nacht verhafteten Bürger

Digitized by Google

unter ihrer Verantwortlichkeit abzuhören und zu richten."

Am 31. August verkündete Tallien Namens einer Deputation der Gemeinde vor der Barre der Versammlung das den Gefangenen vorbehaltene Loos in folgenden Worten:

„Wir haben Verschwörer festnehmen lassen und sie zu ihrem und des Staates Besten den Gerichten überantwortet ... Wir haben auch die Unheil anstiftenden Priester verhaften lassen; dieselben befinden sich in einem Privathause verwahrt, und der Boden der Freiheit wird binnen wenig Tagen von ihrer Gegenwart befreit sein."

Man sieht's, es war nicht möglich, über das Schicksal der Gefangenen im Zweifel zu sein. Am 31. August schickten die Eleven des Abbe's Sicard eine Deputation an die gesetzgebende Versammlung, um ihren Lehrer zu reclamiren. Denselben Tag schrieb der Abbe Bousquet, der in dem Karmelitergefängnisse gefangen saß, an Barrere, der sich dann bei Danton für seine Freilassung verwandte. „Am 1. September," sagt Journiac von St. Meard, „wurden drei unsrer Kameraden, die Herren Saint-Felix, Laurent und Chignaed, aus der Abtei entlassen. Auch aus den anstoßenden Gemächern wurden mehrere freigegeben, u. a. Herr von Jaucourt.

Es war hauptsächlich die Abtei, die fast nur politische Gefangene beherbergte, wo kurz vor dem Gemetzel solche Freilassungen statt fanden.

In der Force hatte man, obgleich das Morden dort erst am 3. Septbr. beginnen sollte, schon am 2 die Lieferung von Lebensmitteln eingestellt. „An diesem Tage," sagt Maton de la Varenne, „waren nur wenig Lebensmittel eingegangen, und es fehlte schon in der Stunde daran, wo gewöhnlich ihre Austheilung statt fand. Wir wußten nicht, was das zu bedeuten hatte.

In der Abtei wurden die Gefangenen früher als gewöhnlich gespeist. „Am Sonntag, den 2. Septbr.," sagt Journiac de Saint Meard, „brachte unser Kerkermeister uns das Mittagsmahl früher als gewöhnlich. Sein verstörtes Ansehn, sein unstäter Blick ließen uns sogend ein Unheil ahnen. Um 2 Uhr kam er wieder; wir bestürmten ihn mit Fragen, er gab aber keine Antwort darauf, und nachdem er, gegen seine Gewohnheit, alle die Messer, die wir in unsren Seevietten zu bewahren pflegten, an sich genommen hatte, schickte er mit kurzen Worten die Krankenwärterin des Schweizerofficieres Reding fort."

Nun sage man noch, daß das Vorbedachte der Septembermetzeleien nichts weiter als eine Erfindung der Royalisten sei!

In der Rede, welche Petion am 5. November 1792 in Anlaß des von Louvet gegen Robespierre erhobenen Anklage zu halten hatte, sagte er mit Bezug auf die Septembermetzeleien: „Sind diese Mordthaten anbefohlen gewesen, von einigen Männern geleitet worden? Ich habe Verzeichnisse unter Augen gehabt, habe Rapporte erhalten ..."

Diese Verzeichnisse der Septembropfer, die Petion, wie er sagte, unter Augen gehabt hatte, sind von uns aufgefunden worden und wir werden sie veröffentlichen. Sie betreffen die Gefangenen der Conciergerie, des Bicetre, des Chatelets und des Karmeliterklosters, und sind hauptsächlich deßhalb von Wichtigkeit, weil auch sie das Vorbedachte der Mordthaten bekunden, indem sie den Mördern zum Leitfaden dienten.

(Fortsetzung folgt.)

Hymnologische Reisebriefe an einen Freund des protestantischen Kirchenliedes, von G. Ch. H. Stip. Erstes bis drittes Heft. Berlin 1851. 52. Gebauer'sche Buchhandlung (J. Petsch). VI, 172; VI, 333; IV, 156 Seiten. Gr. 8.

Das erste Heft enthält fünf Briefe 1. (einleitender). 2. Leipzig. 3. Dresden. 4. Herrnhut. — Zittau. — Prag. 5. Zwickau; das zweite gleichfalls fünf: 1. Zwickau. 2. Bamberg. — Nürnberg. — Augsburg. 3. München. 4. Mephisto und das Lied der Protestanten in Deutschland. 5. Straßburg. — Karlsruhe; das dritte wieder fünf: 1. Die Bedeutung der gläubigen Hymnologie: Orthographie. 2. Die Bedeutung der gläubigen Hymnologie: Das Wort. 3. Von Hof nach Heidelberg: Bedürfnisse. St. Gallen. Zürich. Bern. Unwald. Elsaß. Heidelberg. 4. Darmstadt: Darmstadt. Der unverfälschte Liedersegen und die Pabsthymnologie. 5. Frankfurt am Main: Methodische Aneignung des unverfälschten Segens für Häuser. Frankfurt a. M.

Das Kirchenlied ist als Zweig der deutschen Nationalpoesie auch in den Augen fremder Nationen ein Gegenstand der Bewunderung, für uns ein Gegenstand der Liebe und einer eigenen Wissenschaft, Hymnologie genannt. Der Verf. obiger Briefe hatte bereits im Jahre 1842 durch seine „Beleuchtung der Gesangbuchsbesserung insbesondere aus dem Gesichtspunkte des Cultus" (Hamburg, Friede. Perthes) mit der früher hergebrachten Hymnologie gebrochen und führet in den Briefen fort, das selbstständige Recht des kirchlichen Volksliedes gegen die Einmischung und Bevormundung von Seiten der Theologen und Kirchenregierungen zu vertreten, die allerdings an diesem Volksliede ihren Witz in einer Weise geübt haben, von der man sich keine Vorstellung machen kann, wenn man nicht selber ihn hört und sieht. Auch auf die Erfindung der s. g. Nummerntafeln, durch welche es den Theologen erst möglich gemacht wurde, ihre Gemeinden zum Anstimmen der durch theologische Hände bearbeiteten Lieder aus eingeführten Büchern zu zwingen, läßt der Verf., besonders Heft 1. Brief 4. (vergl. auch Heft 2. S. 106 ff.) ein helles Licht fallen; er fordert die frühere Freiheit der singenden Gemeinden zurück und sucht den Blick nur auf Lieder, nicht mehr auf Bücher zu richten. Obgleich er selber im Jahre 1851 ein Gesangbuch unter dem Titel: „Unverfälschter Liedersegen, Berlin 1851" herausgegeben, warnt er ernstlich vor allem Büchereinführen (Heft 1. S. 95 ff. 101 ff.). Indem es ihm so lediglich um Lieder zu thun ist, nicht um Bücher, scheidet er Heft 2 und 3 seine Hymnologie außerdem von zwei neueren hymnologischen Richtungen. Die eine derselben nennt sich die gläubige. Sie bearbeitet das Volkslied, wie sie sagt, jedesmal nach den „Bedürfnissen unserer Zeit," und ist im Jahre 1850 darauf verfallen, das unbearbeitete kirchliche Nationallied als mit „Perücken, Puder, Schimmel, Rockschößen, altem vertrocknetem Obst, Lappen, Schnörkeln, Runzeln und anderen Dingen behaftet" zu verachten, und hat diese sonderbare

Digitized by Google

Charakteristik unserer geistlichen Volkspoesie in dem genannten Jahre sogar durch Veröffentlichung in einem für „Kirche, Schule und Haus“ bestimmten Erbauungsbuche in Umlauf zu setzen gewagt. Der Verf. erklärt sich gegen diese populäre Methode der gläubigen Hymnologie und vertheidigt das Kirchenlied. Da in jenem Erbauungsbuche die Anhänger dieses Liedes u. a. „gewisse rein unüberzeugbare Leute,“ „Leute, die sich etwas in den Kopf gesetzt haben,“ „Nachtreter,“ über welche die in Gott ruhenden Geister „lächeln“ würden u. s. w. genannt werden, fordert der Verf. diese Richtung, die sich auf den „Geschmack der gebildeteren Mittelklassen“ beruft, auf, von den allgemeinen Angriffen und deren Veröffentlichung in Erbauungsbüchern abzulassen, und dagegen durch einen wissenschaftlichen Angriff auf drei namhaft gemachte *Lieder*, die der Verf. oben an stellt, die aber von der gläubigen Hymnologie theils verändert, theils ausgelassen werden, endlich zur Sache zu kommen. (Heft 2. S. 299). — Eben so entschieden tritt der Verf. gegen die Angriffe einer *anderen* hymnologischen Richtung auf. Diese will das Kirchenlied bis auf den Buchstaben, bis auf das „Wie“ der „dichtenden“ Väter, bis auf die Schreibart, u. s. w.; der Verf. nennt sie die „*abergläubige*“ Hymnologie und stellt als Aufgabe der Hymnologie, „den Organismus des Liedertextes“ (nicht des Buchstaben) *wissenschaftlich* (Heft 3. S. 138) zu erringen. Er vertheidigt die kirchliche Hymnologie gegen die Angriffe dieser Richtung (die z. B. in Schreibarten, wie: daselbst statt daselbs ꝛc. schon eine Fälschung entdeckt und das bekannte: Du dummes Vieh, was blöckst Du? von dem Verf. verlangt) durch genaue Nachweisung, daß jener Buchstabendienst trotz aller Versicherungen des Gegentheils an entscheidender Stelle das protestantische Lied und Liederwort dem Volke raubt (Heft 3. S. 141), während die kirchliche Hymnologie beides bewahrt. Er steht also in der *Mitte* zwischen zwei Richtungen und hat sich gegen die Angriffe beider zu *vertheidigen* gehabt. Am Schlusse des dritten Heftes wendet er sich zu der praktischen Frage der „methodischen Aneignung des unverfälschten Segens“ unserer Kirchenlieder, zunächst für die „Häuser.“ Denn nach Heft 2. S. 209 liegt gegenwärtig *nichts* an Büchern, *wenig* an Lesarten (weshalb er auch die gläubige Richtung nicht durch Lesarten, sondern aus dem Princip ihrer eigenen Sprache schlägt), Alles aber an den geschichtlich der Kirche angehörenden *Liedern* und deren Segen. Die Lieder sollen in Herz und Mund des ganzen Volkes gelegt werden; ist dies vorher gegangen, dann kann „ein späteres Geschlecht oder auch noch die gegenwärtige Hymnologie“ auch die „Lesarten“ mit gewissenhafter Akribie und ohne Verwirrung der singenden Gemeinden herstellen (ebendas.). Darum richtet er seinen Blick Heft 3. Brief 5 vor Allem auf Väter, Mütter, ältere Geschwister, Erzieher ꝛc. und giebt ihnen methodische Anleitung, wie sie, ohne Bücher, die Kinder in's Liederheiligthum einführen können.

Durch diese Entwickelung der Hymnologie wird es denn nun an die Sache gehen, die für unsere Nation eine Lebensfrage ist, ob der Protestantismus das Volkswort seiner singenden Kirche neu zu gewinnen vermag. Es liegt zu Tage, daß die gläubige Richtung trotz ihrer „Perücken“ u. s. w. ohnmächtig ist, ein singendes Volk zu erzeugen; eben so wenig hat die abergläubige sich bewährt. Der Verf. geht einen vorsichtigeren Gang. Er verlangt zunächst nur *drei Lieder*, die *merkwürdiger Weise beiden genannten Richtungen verloren gehen*, von dem Verf. aber behauptet werden. Auf diese drei Lieder zieht er sich zurück; er bittet (Heft 2. S. 239), „bis auf diese drei Lieder alle anderen Dinge auszusetzen oder als im Voraus, bis auf Weiteres, zugestanden und eingeräumt zu betrachten.“ Diese Bitte, an die gläubige Richtung gerichtet und die Sache vereinfachend, hat aber die abergläubige nicht abgehalten, den Verf. anzugreifen, daß er nicht „überall“ die „ursprüngliche Form“ und „Gestalt“ aller Lieder gebe; der Verf. beweist (Heft 3. Brief 4), daß er dieses Princip (ursprüngliche Form u. s. w.) nicht theile und schlägt die abergläubige Richtung, die es aufstellt, mit ihrer *eigenen* Waffe, von der nur bei jenen drei Liedern, deren zwei von dieser Richtung gar nicht gegeben werden, deren eines aber — das größte Bekenntnißlied unseres Volkes — in der Stille verfälscht, und demnach für „*unveränderter Text*“ ausgegeben wird, Gebrauch gemacht zu haben, die Vertheidigung des Verf. um so ehrenvoller erscheinen läßt. Es ist offenbar, daß nur auf diesem Wege die verschiedenen hymnologischen Schulen wissenschaftlich mit einander einigen können; es handelt sich nicht um einzelne Buchstaben und Wörter, sondern um *Lieder* und um das *lebendige Liederwort*. Der Verf. hat schon angedeutet, welche Lieder alsdann an die Reihe kommen werden, wenn die jetzt aufgestellten drei gegen jene Richtungen, die sie sorgfältig zu umgehen scheinen, behauptet sind.

Neben dieser Aufgabe, die schwebende Liederfrage *wissenschaftlich* zu stellen und zu führen, verfolgt der Verf., — namentlich Heft 1. und dann wieder Heft 3. Brief 3 und 5 die höchst *praktischen* Fragen, welche sich für das neue Aufleben unsers kirchlichen Volksliedes in den Vordergrund drängen. Auch hier hat er eine schwierige Stellung, der er aber mit Muth und Begeisterung entgegen geht. Für Fachgelehrte bietet er endlich eine auf *Autopsie*, die er durch Reisen gewonnen hat, gegründete Darlegung Dessen, was er nach bibliographisch für diesen Theil der deutschen Nationalpoesie entdeckt hat.

Bibliographisches findet sich: Heft 1: *Leipzig* Seite 24—39. *Dresden* S. 45—67. *Herrnhut* S. 75—81. *Zittau* S. 121. 122. *Prag* S. 123—126. *Zwickau* S. 127—143. Heft 2: *Bamberg* S. 50. 51. *Nürnberg* S. 51—57. *Augsburg* S. 57—65. *München* S. 66—96. *Straßburg* S. 308—311. *Karlsruhe* S. 311—333. Heft 3: *Heidelberg* S. 99—102. *Darmstadt* S. 103—124. *Frankfurt am Main* S. 153—156.

Die Beschreibungen des Verf. sind mit Genauigkeit abgefaßt und werden, glauben wir, den Bibliographen genügen; die Titel sind sorgfältig copirt und auf beachtungswerthe Vorreden und andere Eigenthümlichkeiten ꝛc. ist überall Rücksicht genommen. Sie ergänzen und vervollständigen *Wackernagel's* treffliches Werk: „*Das deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nicolaus Herman und Ambrosius Blaurer. Stuttgart 1841.*“ in verdienstlicher Weise. Daß der Verf. auch werthvolle hymnologische Manuscripte nicht unbeachtet gelassen, bedarf wol kaum erwähnt zu werden.

Als Beispiele der Beschreibungen wählen wir:

1) In Augsburg vorhanden, aus der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts:

„Geistliche | Lieder. | Mit einer newen Vorredt | D. Mart. Luth. | Warnung. | D. Mart. Luth. | Viel falscher Meister ꝛc. Am Ende: Gedruckt zu Leipzig, | durch Jacobum Ber- | wald,

Digitized by Google

Wonhafftig | in der Nickels | Straßen. M. D. LVI. In 8. Mit Noten.

Die Angabe bei Wackernagel S. 580. aus der Ausgabe vom J. M. D. LX.: „In der letzten Strophe" (des Liedes: Elend hat mich umfangen ꝛc.) „wird das Haus Hildstein genannt" findet sich auch hier bestätigt: „vnd auch vom Haus Hildstein". Irrthümlich wird aber das Lied von Wackernagel einem „unbekannten" Dichter zugeschrieben. Denn das „Haus Hildstein" ist nichts anders als ein ehrlicher Hans Hildstein, „Johannes Hiltstein Predigee," wie er sonst unterzeichnet."

In einer gleichfalls in Augsburg und auch in Leipzig sich findenden Ausgabe der „Geistlichen Lieder" von 1567 heißt es richtig: „vnd auch vom Haus Hildstein."

2) Ein in Straßburg gedrucktes und dort aufbewahrtes Gesangbuch aus der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts:

Das | Gros Kirchen | Gesangbůch, | darin̄ begriffen seind | die fürnemisten vnd besten | Psalmen, Geistliche Lieder, Hym | ni, vnd alte Chorgesenge. Aus | Wittembergischen, Strasburgischen, vnd ande- | rer Kirchen Gesangbüchlin zůsamen bracht, cor- | rigiert, vnd abermals mit fleis gedruckt. | Hat nahe bey XL. stücken jetzund mehr, dann | das vorige Kirchengesangbůch, Anno Ix. | aldie ausgangen, Deren etliche gantz | new hinzů gethon sind. | Für Cheistliche Stett vnd Dorff Kirchen, | Latinische vnd Deutsche Schůlen. | Gedruckt zu Strasburg | 1572. Am Ende: Getruckt zů Strasburg bey Thiebolt Berger | am Weinmarck, Anno M. D. LXXII. In Folio. Mit Noten.

Am Schlusse der Vorrede D. Martin Bucers werden die Autoren und die Lieder angegeben. Dann „An den gůthertzigen Gesangverwalter," eine Vorrede dieser neuen Auflage. — Erhalt uns Herr ist mit D. Martin Luthee bezeichnet. Die Eintheilung ist folgende: Psalmengesänge; Geistliche Lieder; Hymni vnd Festlieder (hier auch die Deudsche Litania); der Letzte Theil haltet inn sich schöne Alte Choralgesang. In diesem letzten Theile u. a. Komm du Tröstee heilger Geist erfüll mit Gnaden das Herz dee Gläubigen ꝛc.; die Symbola; Te Deum; das deutsche Sanctus; das Kyrie eleison, dreifaches; Danckſagen wie alle; Nimm von uns Herre Gott (zu zeiten anstatt der Litanei zu singen); Deinen Frieden gib Du uns Herre Gott; O Jesu Christe du ewige Weisheit Gottes himmlischen Vatere; Gelobet seist du Heree dee Gott unsee Väter; Das ist je gewißlich wahr; Gott dem ewigen Könige; Lob und Ehre und Weisheit. Die beiden letztgenannten sind kurze Doxologien.

3) Ein, in Darmstadt befindliches frankfurter Psalmen- und Gesangbuch aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts:

Psalmen vnd Gesang- | Buch, | Darinn die Geist- | liche Lieder D. Mart. | Lutheri. vnd andeeer Chri- | sten begrieffen zu viee Stimmen | Contrapuncts weiß ordentlich | colligiert vnd zusamen | gesetzt, | Durch | Johañ Georg Schotten, | Not. Cæs. P. | Frankfurt am Meyn, durch | Sigismundum Latomum. | M. DC. III. In 12. mit Noten.

Stephen und Zeilen abgesetzt. Dedication unterz. zu Butzbach „Hans Georg Schott, Keys. gefreytee Notarius, vñ Statschreiber daselbst." Vorrede erwähnt, daß man sich des 4stimmigen Singens befleiße. Das Buch sei aus den vornehmsten und reinsten als nemlich: Bonnischen, Wittenbergee, Hambuger, Leipziger, Nürnberger, Frankfurter und anderen bewährten und unverdächtigen Büchern colligirt. „Ob mir abee jemands möchte fürweeffen, du bist ein Schreiber, Warumb warteſt du nicht deiner Fedee, dann die vorhin mehe befohlen, wedee du kanst außrichten? Antwort: Ein jeglichee Christ, geb er sey ex professo oder nicht: Theologus oder Politicus, ist Gott vnd seinem Nächsten beydes in Ecclesia & Politia, seinen von Gott habenden gaben nach, zu dienen schuldig, pflichtig vnd verbunden." So habe auch er „extra officium Notariatus" dienen wollen.

4) Zwei in Frankfurt a. M. vom Verf. aufgefundene einzelne Lieder:

1. Ein newes Klag Lied, | Philips Landgraff aus Hessen, In | der Melodey, Nach willen dein | oder, So wünsch ich jhr ein | gutte nacht etc. | Anno 1550.

s. l. et p. 4 Bl. in 8. SChwer langweylig ist mir mein zeit.

2. Ein Lobspruch, | Oder gantz hertzliche Danck- | sagunge, ꝛc. | ꝛc. 1552. In 8.

Für die Erledigung des Churfürsten Johann Friedrich. Lob, eer vñ preiß in ewigkeit, Mit höchstem danck zů allee zeit. Auf der letzten Seite: Amen, das wünscht Ciriacus Schnauß. In einem Sammelbande Auct. Germ. L. 521.

Die bibliographischen Untersuchungen des Verf. reichen besonders der Geistlichkeit und den jüngeren Theologen die Mittel dar, in den ihnen zugänglichen Bibliotheken das Ihrige zu benutzen. Jeder weiß nun, was und wo er zu suchen und zu finden hat. Die schweren Opfer, die ein solches Unternehmen, aus Autopsie an Ort und Stelle die noch sich darbietenden Schätze bekannt zu machen, erfordert, werden hoffentlich durch die Folgen und den Segen solcher Aufopferung für unser Volk und unsere Kirche, dem Verf. versüßt werden. Da die geistliche Nationalpoesie, das kirchliche Volkslied, nicht blos den Theologen interessirt, sondern jeden gebildeten Deutschen, darf er wol darauf rechnen, daß seine hymnologischen Arbeiten nicht allein für die Theologie unternommen werden.

Das vierte Heft der „Hymnologischen Reisebriefe" wird namentlich die Ergebnisse der Studien darlegen, welche der Verf. während mehrerer Monate der hymnologischen Sammlung des verst. Hrn. Senior Dr. Rambach, deren sich die hamburger Stadtbibliothek jetzt als ein höchst schätzbares Geschenk seiner Witwe erfreut, sowie den bereits in der Bibliothek früher vorhandenen hymnologischen Werken, gewidmet hat. Der Bibliographie der Hymnologie, zu der Bibliographie überhaupt, wird durch diese zu erwartenden neuen Mittheilungen ein bedeutender Gewinn in Aussicht gestellt.

Die Verlagshandlung hat für die äußere Ausstattung der drei Hefte bestens gesorgt. H.

Digitized by Google

Gedichte von Emil Grundmann. Berlin, M. Simion, 1852. 118 Seiten. 12.

Unter stolz sich erhebendem, weit sich ausbreitendem und dennoch frucht- und blüthelosem Gebüsche blüht oft ein zartes, liebliches Veilchen in stiller, stummer Pracht, ohne das Auge des Wanderers auf sich zu lenken, da es von einem einzigen überhangenden Blatte des stolzen Nachbarn gänzlich verdunkelt und verborgen wird. Schwer ist es zu entdecken; — doch, hat man es gefunden, so verachtet man das umherstehende Gestrüpp, betrachtet mit Wohlgefallen die zarte Farbe des Blümchens und genießet mit Lust den süßen Duft seiner Blüthen. —

Im großen deutschen Dichtergarten giebt es auch dem Veilchen und dem nur Blätter tragenden Gebüsche ähnliche Gewächse. Wohl freuen sich deshalb Alle, die den Genuß der schönsten Musengabe kennen, wenn sie ein Büchlein finden unter den Tausenden, das bescheiden auftritt und aufgenommen zu werden wünscht, wenn auch nur von Wenigen, die es verstehen, in deren Herzen seine Lieder wiederklingen; denn es giebt so Viele, die da hervortreten mit wenigen gereimten Worten und wähnen, den Koryphäen der deutschen Dichterschaar nicht gar weit nachzustehen.

Emil Grundmann ist der Name eines wahren Dichters, der da zu schöpfen hat aus einem reichen Borne edler Begeisterung, der da versteht, der Lyra die schmeichelndsten, sanftesten, aber auch wehmüthigsten Klänge zu entlocken. Er schlägt seine Leier nicht mit ganzer Kraft, daß sie nach kurzer Zeit zerschellt und statt sanfter Harmonieen nur scheidende Mißklänge ertönen läßt; er schlägt sie nicht, um glänzend dazustehen in den Reihen der Dichterheroen, — nein, nur, um Einer geliebten Seele sanfte Erinnerungen vergangener Zeiten in das Herz zurückzurufen. Doch, nicht allein das ist ihm gelungen; — er hat mehr Herzen sich gewonnen durch seine Lieder, als er vielleicht hoffet und erwartet.

Die vorliegenden Gedichte (die übrigens auch im Aeußern, was ihre Ausstattung betrifft, eine liebliche Erscheinung sind) lassen uns ihren Schöpfer in seinem ganzen Wesen klar erkennen; sie verrathen sein tieffühlendes, für alle edleren Regungen leicht empfängliches Herz, sein sanftes Gemüth, das die Schönheiten der Natur wohl zu erfassen weiß und, begeistert davon, die lieblichsten Lieder zu ihrem Lobe erschallen läßt; sie zeigen endlich den Jüngling, der schon manchen harten Schlag des Schicksals in seinem Leben erfahren haben mag und nun sein herbes Weh in milder, stiller Weise seiner Leier anvertraut. Denn fast alle seine Lieder athmen eine sanfte, aber dem Gefühlvollen dennoch wohlthuende Schwermuth.

Wir sollen sie kritisiren, — das ist schwer möglich; — ihr lieblicher, reizender Inhalt, bei dem das Herz so lange und gerne weilt, lassen das Auge und das Ohr die Form vergessen, in welche die Gefühle des Dichters gekleidet sind; und dennoch, wenn wir auch nur die Form allein betrachten, wir finden keinen Fehl und keinen Mangel. Ueberall wird es klar, wie der Dichter allein mit seinen Gedanken und Gefühlen beschäftigt, diese nur in Worte faßte, aber nie der Form dabei gedachte; wir bemerken, wie geläufig ihm die Kunst des Versbaus ist, so daß er darauf nicht zu achten hat und doch schaffen kann, was vor der Kritik gar wohl besteht. Er theilt seine Lieder ein, indem er, nach einer Widmung an die entfernte Geliebte, Natur, Liebe und Leben in ihnen besingt. Sollten wir von jeder Art eins hervorheben als Beleg für das dem Dichter gerechter Weise gespendete Lob, so wüßten wir wahrlich nicht, welches am würdigsten wäre, dem Büchlein als Probe entnommen zu werden. Doch eins, in dem die lebhafte Erinnerung an die Entfernte unverkennbar, so wie überhaupt seine große Empfänglichkeit für eines Mädchens Liebe sich ausspricht, mag hier Platz finden.

Gleichniß:

Der Blitz zuckt durch die Nacht, die Donner rollen,
Es wölbt sich drohend schwarz des Himmels Zelt;
Zeus schüttelt seine Locken und die Welt
Erbebt vor ihres Herrschers lautem Grollen.

Als hätte sie dem Gotte trotzen wollen,
Hebt kühn die Eiche sich auf weitem Feld; —
Da wird von einem Blitz die Nacht erhellt —
Und Splitter decken rings des Erdreichs Schollen.

Es raucht der morsche Stumpf, zerbrochen schwanken
Die Aeste nieder, jetzt noch fest und dicht
Umschlungen von des Epheu's zarten Ranken.

Dem Epheu gleicht das Weib; wenn auch zerbricht,
Was es geliebt, die Hoffnungen versanken, —
Auch in dem Tod stirbt Frauenliebe nicht.

Beurtheile Jeder nach diesem Gedichte die übrigen; sie sind Alle des Verfassers würdig. Für diejenigen, die sich vielleicht in den Besitz des Buches setzen werden, bemerken wir besonders die beiden Gedichte: Zur Goethe-Feier, am 28. Aug. 1849 und: Das Kloster Belani bei Keskau, die wir hier abdrucken lassen würden, wenn ihr größerer Umfang es gestattete.

Der Dichter schrieb eigentlich nur, wie er angiebt, für Ein Herz, das er kannte, das mit dem seinigen in Weichheit und Sanftheit harmonirte; natürlich also werden kalte, herz- und gefühllose Menschen (allein zu solchen ist nicht geredet) den Werth der Gedichte nicht so hoch schätzen, wie wir es gethan,

Denn nur, wem die Lieb' zu eigen,
Kann den Dichter recht verstehn!

F...

Jugend-Bibliothek zur Bildung und Unterhaltung. Erzählungen interessanter Reisebegebenheiten und Abentheuer in fremden Zonen. Zur Belehrung in geographischer, naturhistorischer und völkergeschichtlicher Hinsicht. Jahrgang 1851. Nürnberg. Verlag von J. L. Lotzbeck. Gr. 12.

Erste und zweite Lieferung: Jakob und Eduard Jeffer-son's Reise nach Californien. Von Philipp Köbbe. Mit einem Stahlstich und zwei colorirten Lithographien in Tondruck. 204 Seiten. Dritte und vierte Lieferung: El-Dorado. Schilderung einer Reise nach Californien's Goldminen im Jahre 1848 von Philipp Köber. Mit drei colorirten Bildern in

Digitized by Google

Tondruck. 192 Seiten. Fünfte und sechste Lieferung: 1) Feodor Golowin's Verbannung nach Sibirien. Unterhaltende und belehrende Erzählung für die Jugend von Philipp Körber. Mit einem Stahlstich und zwei colorieten Bildern in Tondruck. 112 Seiten. 2) Capitain John Roß's zweite Nordpolexpedition in den Jahren 1829 bis 1833. Für die Jugend bearbeitet von Philipp Körber. Mit drei colorieten Bildern in Tondruck. 120 Seiten.

(Jede einzelne Schrift hat auch einen besondren Titel.)

Es ist dieses der zehnte Jahrgang eines literarischen Unternehmens, welches sich, wie man schon aus der langen Fortdauer seines Bestehens schließen kann, eines großen Beifalls erfreut hat und fortwährend erfreut. Wie die Angabe des Inhaltes ergiebt, wird stets dafür Sorge getragen, aus dem großen Schatze der Reiseliteratur das Beste und Neueste zum Gegenstande einer dem Zwecke der „Jugend-Bibliothek" entsprechenden, belehrenden und unterhaltenden Bearbeitung zu wählen. Ein Buch, welches zunächst für die Jugend bestimmt ist, muß auch äußerlich einladend ausgestattet sein; die Verlagshandlung hat in dieser Hinsicht es an Nichts fehlen lassen; namentlich jedoch verdienen die hübschen Stahlstiche und die colorieten Bilder in Tondruck, die zu dem Besten gehören, was Jugendschriften in dieser Art darbieten, gelobt zu werden.

Wir können natürlich die einzelnen Reisebeschreibungen und Schilderungen, deren Stoff unsern älteren Lesern hinlänglich bekannt ist und gewiß von ihnen als wohl geeignet für die Kinderwelt anerkannt werden wird, nicht näher besprechen; im Allgemeinen aber müssen wir versichern, daß Herr Körber auch hier seinen längst erworbenen Ruf als Volks- und Jugendschriftsteller bewährt hat. „El-Dorado" besonders empfehlen wir auch Lesern, die das glückliche Kindesalter bereits überschritten haben, bestens. H.

Johann Ludwig **Runeberg's** Gesammelte Dichtungen. Deutsch von Hans Wachenhusen. Erster Band: Die Sagen des Fähnrich Stahl. Ein Romanzen-Cyclus. Zweiter Band: Nadeschda. Neun Gesänge. (Jeder Band auch mit dem angegebenen besonderen Titel.) Leipzig. Verlag von Carl B. Lork. 1852. 123 und 91 Seiten. 8.

Unsere Leser kennen den in Finnland lebenden trefflichen schwedischen Dichter; eine deutsche Uebersetzung seines Idylls: „Hanna" ist in diesen Blättern besprochen und enthalten dieselben mehrere Uebertragungen seiner Dichtungen in's Deutsche von Heren H. Zeise, die allgemein angesprochen. Auch seiner äußern Lebensverhältnisse, deren Darstellung, sowie der nähern Angabe seiner Werke, das Vorwort gewidmet ist, haben wir früher gedacht. (Runeberg ist in Jacobstad in Finnland geboren, studirte in Helsingfors und ward später Lector am Gymnasium zu Borga.) Die erste der beiden Dichtungen, welche wir hier übersetzt erhalten, die zarte, romantische „Nadeschda," nennt Herr H. Wachenhusen das lieblichste Gebilde des Dichtergeistes Runeberg's, zu dem er den Stoff aus Rußland's weitem Reiche nahm; die zweite, die „Sagen des Fähnrich Stahl," einen Lorbeerzweig für die heroischen Opfer seines Vaterlandes in dem russischen Kriege, einen Blumenkranz für das Grab des schwedischen Finnlands; eine Vorbemerkung des Uebersetzers und am Schlusse historische Noten dienen zum bessren Verständniß einzelner Stellen dieser Romanzen, unter denen namentlich „Döbeln bei Jutas" wol den Preis verdient.

Ueber seine Bearbeitung äußert sich Herr Wachenhusen so: „Was nun diese Bearbeitung endlich selbst betrifft, so ist ja die Schwierigkeit bekannt, welche sich dem Uebersetzer fremder Poesien darbietet, wenn er bei den, durch die Verschiedenheit der Sprachen bedingten, bösen Stellen treu sein und dem Dichter nicht Dinge unterschieben will, welche derselbe nicht als sein Eigenthum anerkennen würde. Solcher Stellen fand ich bei der eigenthümlichen Ursprünglichkeit der Runeberg'schen Dichtungen manche und bin ich ihnen nirgendwo aus dem Wege gegangen, sondern habe unter strenger Beibehaltung des Versmaßes einige Male von der deutschen Sprache ihre äußerste Schuldigkeit verlangt, natürlich so weit wir beide uns nicht dagegen sträubten. Der Himmel hat ja die bedeutenden Geister so weitläufig auf der Erde ausgestreut, daß eine Nation sie nicht anders für sich sammeln und zu ihrem Eigenthum machen kann als dadurch, daß sie ihnen ihre Sprache in den Mund legt, und wenn dabei für den Bearbeiter auch nur einige Bosamen der Anerkennung abfallen, so mag er damit reichlich befriedigt sein.

Hinsichts dieser deutschen Ausgabe bediene ich mich hier eines Ausdrucks Runeberg's, den er bei einigen arteischen Uebersetzungen gebrauchte: „Mich überkam bei Verpflanzung dieser herrlichen Poesien das Gefühl, welches Den beschleicht, der eine blühende Pflanze aus einem Erdreich in das andere zu versetzen im Begriff ist; jeden Augenblick fürchtete ich, den zarten Wurzeln, den Blättern und Blüthen zu schaden, und ich zweifle, daß es mir gelungen, sie vor allen zerstörenden Spuren meiner Hand zu bewahren.""

In den folgenden Bänden haben wir zu erwarten: „die Elenschützen"; „König Fjalar"; „Hanna"; „der Weihnachtsabend"; „das Grab in Perrho"; „die Nächte der Eifersucht"; „Idyll und Epigramm", und Runeberg's kleinere Gedichte.

Ein sauberes Bildniß Runeberg's ziert den ersten Band seiner, von der Verlagshandlung schön ausgestatteten, gesammelten Werke. H.

Miscelle.

Zwerg Tom Pouce, der vor mehreren Jahren in Paris und anderen europäischen Hauptstädten einiges Aufsehn machte, lebt gegenwärtig zu Bridgeport in den Ver. Staaten, wo ihm sein Vater für sein Geld das größte Haus hat aufführen lassen. Der lilliputanische General ist in diesem Hause ganz nach seinen Proportionen eingerichtet, hat kleine, aber niedliche Zimmer, desgleichen Bettstelle, (von Rosenholz) Sessel und Tische; außerdem hat er einen Saal, der ganz mit den Geschenken angefüllt ist, die er in Europa erhalten hat. Sein Zeitvertreib besteht in Waffenübungen mit Pistol und Säbel.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 86. Mittwoch, den 27. October. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 669
Die Haupt-Personen einiger Dramen des Dr. Karl Gutzkow.
2. Das Urbild des Tartuffe ..... „ 671
Literatur:
Sieg der gesunden Vernunft. Von Friedrich von Drieberg... „ 673
Die Vagabunden. Von Karl von Holtei ..... „ 674
Das Buch vom Rübezahl. Von H. Kletke..... „ 675
Catalogo 1—20 di libri italiani vendibili presso G. Franz „ 675
Katalog der von dem verst. Herrn Grafen Adam von Moltke hinterlassenen Bibliothek ..... „ 676
Wesen und Unwesen des modernen Constitutionalismus ..... „ 676

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

„Am 26. August, um Mitternacht," sagt Journiac de St. Meard, „trat ein Municipalbeamter in unser Gemach, um unsre Namen aufzuzeichnen und den Tag, an welchem wir verhaftet worden waren. Er machte uns Hoffnung, daß die Municipalität den andern Tag Commissarien schicken werde, um diejenigen loszugeben, gegen welche nur vage Denunciationen vorlägen."

Es ist also um Mitternacht ein Municipalbeamter nach der Abtei gekommen, der sich nicht darauf beschränkt hat, das Gefangenregister einzusehen, sondern der die Gemächer der Gefangenen besucht hat, um Letztere im Namen der Municipalität ins Verhör zu nehmen. Es geschah das, wie Journiac sagt, am 26., um Mitternacht. Nun findet sich gerade in dem Register der Abtei aus jener Zeit ein Verzeichniß von Gefangenen, die vom 11. bis 27. August eingebracht worden sind. Dasselbe füllet zwei Seiten des großen, sogenannten Schülerpapieres, und enthält ein funzig Namen. Mehr als die Hälfte dieser Namen gehören den gefallenen Opfern an.

Das Dasein der Verzeichnisse der Abtei wird noch durch zwei andere Zeugnisse erwiesen. Die Mordthaten in diesem Gefängnisse wurden zum Theil unter den Augen und mit Beihülfe des Sectionsausschusses vollführt, der seinen Sitz nach der Seite der Abteihöfe hin, in der kleinen St. Catharinenstraße hatte, welche jetzt die Erfurtstraße heißt. Der Präsident des Ausschusses dieser Section hieß Jourdan. Er war ein rechtlicher Mann, den nur die Furcht an seine gräulichen Functionen band, auch wurde er am ersten Abend gegen Mitternacht über den Dunst von Menschenblut, der ihm zu Kopfe stieg, auf seinem Sessel ohnmächtig.

Anstände, die sich wegen Zahlung des Soldes zwischen dem Ausschuß und den Todtschlägern erhoben hatten, veranlaßten Jourdan, sich nach der Mairie, zu dem Executions-Ausschuß zu begeben. Ueber diese Zusammenkunft hat er folgende Details mitgetheilt:

„Einer der Commissarien, der zur Linken des Präsidenten saß, sagte zu mir: „Ist's wahr, daß in den Vier Sectionen einige Personen gerettet worden sind?" — Ja, das ist mit einigen der Fall gewesen. — „Mit wie vielen?" — Mit weniger, als ich es wohl gewünscht hätte. — „Wie können Sie so sprechen? Wissen Sie wohl, daß wir Alle würden umgebracht worden sein, wenn diese Bösewichter die Oberhand behalten hätten?" — Ich weiß nicht, was abseiten ihrer geschehen sein würde, aber das weiß ich, daß wenn mein Feind zu Boden gestreckt liegt, ich ihm die Hand reiche, um ihn wieder aufzuhelfen, und ihn nicht ermorde. — „Oho, Herr, mit Ihren schönen Gefühlen! so vernehmen Sie denn, daß diesen Leuten da die Anzahl ihrer Opfer bekannt ist, und daß, wenn ihnen einige daran fehlen sollten, der Kopf des Präsidenten der Vier Nationen dafür aufkommen muß!" — Ich verstehe .... Wohl denn, ich habe geschworen, auf meinem Posten zu sterben, wenn es sein muß; mein Posten, das ist der Sessel des Ausschusses der Vier Nationen; wenn man mich aber dort zu morden käme, so glauben Sie nicht, daß ich mich wie alle jene Unglücklichen gleich einem

Digitized by Google

Hammel abschlachten lassen würde! . . . Der Präsident suchte mich nun zu beruhigen, und sagte letztlich, wir könnten ihnen alle diese Arbeiter zuschicken, und der Executions-Ausschuß würde sich dann mit ihnen zu verständigen suchen . . . Darnach ging ich fort."

Demnach hatte der mit der Leitung der Mordthaten beauftragte Ausschuß, officiell als Executions-Ausschuß bezeichnet, Maillard ein Verzeichniß der Opfer gegeben, die in den Gefängnissen der Abtei gemordet werden sollten.

Der Deputirte Jouneau, am 15. Juni nach der Abtei gesandt, weil er dem Girondisten Geangeneuve eine Ohrfeige gegeben hatte, und der, trotz eines Decrets der Versammlung, nur mit genauer Noth befreit wurde, hat selber dies Verzeichniß in Maillards Händen gesehen.

„Er hatte schon," sagt Peltier, der sich während der Metzeleien in Paris befand, „einige seiner Gefährten zur Schlachtbank abführen sehen, als er von zwei Föderirten erkannt wurde. Unter diesen beiden Männern, die in ihren Ansichten verschieden waren, erhob sich ein Streit über die Unverletzlichkeit eines Repräsentanten der Nation, doch verschaffte derjenige, der ihm zu Gunsten war, ihm die Mittel, an den Präsidenten der Versammlung zu schreiben.

„Jouneau, dem es weder an Geistesgegenwart noch an Muth fehlte, wußte auch, nachdem er seinen Brief geschrieben hatte, mit seinem Mörder plaudernd und zechend die erforderliche Zeit zu gewinnen, um darauf Antwort zu erhalten. Aber den Brief an seine Adresse gelangen zu lassen, das hielt schwer, indem das Directorium des Blutbades ausdrücklich jede Entsendung eines Blättchen Papiers verboten hatte. Vergebens machte der Föderirte, der sich Jouneau's annahm, Maillard darauf aufmerksam, daß solcher ein Deputirter sei; derselbe sah das ihm gegebene Verzeichniß durch, und da er keine Bemerkung zu Gunsten Jouneau's fand, so riß er diesem das Schreiben aus der Hand, und warf es in dem Gemische, wo er seine Urtheile fällte, auf den Tisch. Der Föderirte ließ sich indeß nicht entmuthigen; er blieb in dem Verhörgemache, und wartete einen günstigen Augenblick ab, sich unbemerkt des Briefes wieder zu bemächtigen und ihn an seine Adresse zu befördern. Das Ringen eines der Gefangenen, der sich gegen seine Mörder zur Wehr setzte, machte ihm das möglich. Der Präsident der Versammlung reclamiete dann seinen Confrater, der demnach Mühe hatte fortzukommen.

Ein letzter Umstand, der noch heutigen Tages verificirt werden kann, beweist ebenfalls, wie alles Vorbesagte, mit welcher Sorgfalt der Executions-Ausschuß den Mördern die Opfer bezeichnet hatte.

„Am 3. September um 2 Uhr," berichtet Jouenioc de St. Meard, „trat unser Gefangenwärter Bertrand allein bei uns ein, und versprach uns, auf unser Ansuchen, einen Krug Wasser zu bringen. Er sagte, daß Herr Manuel sich bei dem Herrn Lavaquerin, dem Aufseher des Gefängnisses befände, daß er sich die Gefangenlisten habe zeigen lassen, und daß er bei vielen Namen ein Kreuz gemacht habe.

Diese Kreuzbezeichnungen Manuels sind auf dem Gefangenregister der Abtei noch jetzt zu sehen, untermischt mit den Wein- und Blutflecken, womit die Mörder es besudelt haben.

Ein Hundert neun und zwanzig Namen in dem Gefangenregister der Abtei sind mit Zeichen versehen, und diese Namen gehören vier verschiedenen Classen an: Schweizersoldaten, königlichen Gardisten, Priestern, und mehr oder minder politischen, in Folge des 10. August zur Haft gebrachten Personen. Diese 129 Personen haben nicht einzeln, sondern zu Vieren gefangen gesessen.

Von 99 Gefangenen, deren Namen mit einem vorgesetzten Punkt bezeichnet sind, sind 79 ermordet worden.

Von 10 Gefangenen, vor deren Namen sich ein kleiner horizontaler Strich befindet, ist Keiner dem Mordmesser entgangen.

Von 4 Gefangenen, deren Namen vorn mit einem Kreuz bezeichnet sind, sind 2 ermordet worden.

Von 3 Gefangenen, deren Namen vorn mit einem Punkt und einem kleinen schrägen Strich bezeichnet sind, sind 2 ermordet worden.

Zwei Gefangene, deren Namen ein F vorgesetzt worden, sind beide durch Mörderhand gefallen.

Zehn Gefangene, die den Punkt hinter ihrem Namen hatten, sind sämmtlich verschont geblieben, so auch Einer, dessen Namen gar kein Zeichen hatte, und noch sechs andere, deren Namen außer einem Punkte noch ein x beigefügt war. Diese sind sämmtlich gerettet und nach dem Hospital Groß-Caillou verlegt worden.

Diese Bildung von, vor dem Morden angefertigten, Gefangenenverzeichnissen, um den Mördern zur Richtschnur zu dienen, kann also nach den Zeugnissen und Thatsachen, welche wir dem Leser vor Augen gelegt haben, nicht in Zweifel gezogen werden, und es ist gewissermaßen als ein Ueberfluß von Beweisen anzusehen, wenn wir nun noch dasjenige hinzufügen, was Louvet, Brissot und Prudhomme über diese Verzeichnisse gesagt haben.

„Mir, wie vielen anderen," sagt Louvet in seiner Antwort an Robespierre, kaum drei Monate nach den Metzeleien, „ist von Gorsas die sonderbare Unterhaltung mitgetheilt worden, die er mit einem Manne gehabt hat, der in einem am 9. September von ihm ausgestellten Schein sich den Titel eines an den Tagen des 2. und 3. von dem Volke erwählten obersten Richters beigelegt hatte.

„Dieser Mann kömmt zu einem Buchhändler, bei dem sich eben auch Gorsas befindet, und fragt nach dem Courrier des departements der letzten vierzehn Tage. Der Buchhändler hält dies Blatt nicht, was jenem sehr unlieb zu sein scheint. Nun tritt Gorsas zu ihm heran, macht sich namhaft, und fragt ihn, was er in den begehrten Nummern habe suchen wollen. „Nun," antwortet er, „es ist in dem Berichte über die Septembertage auch meiner gedacht worden." — Oho! Sie sind also mit dabei gewesen? — "Gewiß bin ich das, und als Oberrichter." — So! nun so können Sie mir wohl sagen, wie Sie dabei verfahren sind, und woran Sie die Unschuldigen erkannt haben? — „Bah! deren gab es fast keine." — Wenn aber doch, wie hielten Sie's damit? — „Nun, wir hatten unsre Verzeichnisse, auch konnte man gleich sehen . . . . Doch gabs einen großen Kerl, der sein Haar nach der Weise der Jacobiner verschnitten trug, dessen Name nicht deutlich zu lesen war, und der sich nicht übel vertheidigte, so, daß er uns viel zu schaffen machte. Na, da habe ich denn zu Danis und

Digitized by Google

Marat geſchickt, und die haben mir ſagen laſſen, ich ſollte ihn nur frei geben."

Briſſot hat in ſeinem „Schreiben an alle Republikaner Frankreichs" geſagt: „Was die Begebenheiten vom 2. September betrifft, ſo werde ich, wenn berufen noch einmal von dieſem gräulichen Tage zu ſprechen, den Beweis liefern: daß das Loſungswort im voraus gegeben worden war; daß die Verzeichniſſe der Gefangenen unterſucht und geläutert, und dann, mit Bezeichnungen verſehen, damit kein Irrthum ſtatt finden konnte, den Henkern übergeben worden ſind, und daß die Richter ſich in zweifelhaften Fällen an die oberſten Anordner des ganzen Auftritts gewandt haben."

In folgender Weiſe hatte Briſſot aus Danton's eigenem Munde das Vorhandenſein der Verzeichniſſe erfahren:

„Von Schrecken ergriffen, möglicher Weiſe auch aus Ungeduld, tritt Briſſot am 4. des Morgens bei dieſem Juſtizminiſter ins Zimmer. Er findet ihn mit Fabre d'Eglantine beiſammen; er beſchwert ſich über die gräulichen Metzeleien. „Wie iſt's aber zu verhindern geweſen, daß nicht der Unſchuldige mit dem Schuldigen hat büßen müſſen?" ruft der ſo grauſame wie einfältige Briſſot aus. „Nicht ein einziger Unſchuldiger iſt zu Schaden gekommen," entgegnet ihm Danton. „Wodurch wird das verbürgt?" fragt Briſſot wieder, und der Juſtizminiſter antwortet: „Ich habe mir Gefängnißliſten geben laſſen, und auf denſelben ſind diejenigen geſtrichen worden, die frei zu geben gut befunden wurde."

Es dürfte ſehr ſchwer fallen, die Autorität dieſer Danton'ſchen Antwort in Zweifel zu ziehen; denn wenn dawider eingewandt würde, daß Peltier, der ſie citirt, ein Royaliſt ſei, ſo iſt nicht zu überſehen, daß ſie am 2. September auch Prudhomme gegeben worden iſt, und daß dieſer, der ſie faſt mit denſelben Worten erzählt, die Metzeleien vom 10. Auguſt in den abſcheulichſten Ausdrücken gutgeheißen hat.

„Der Miniſter Danton," ſagt Prudhomme, „befand ſich in der Verſammlung. Ich wartete in dem Salon, wo ich die Damen Danton, Camille Desmoulins, Robert Keralio und Hebert antraf, bis 3 Uhr. Dann erſchien Danton. Mit ihm in ſeinem Cabinette eingeſchloſſen, beſchwor ich ihn, mich wegen des umlaufenden Gerüchts — es war am 2. September, um 3 Uhr, vor dem Anfange der Metzeleien — zu beruhigen. In dem Augenblick trat auch Camille Desmoulins ein, und Danton ſagte zu ihm: „Siehe da, Prudhomme fragt mich, was man beginnen wolle!" — Ja, antwortete ich darauf, mir blutet über dem, was ich gehört habe, das Herz. Da ſagte Camille, ſich an Danton wendend: „Du haſt ihm alſo nicht geſagt, daß die Unſchuldigen nicht mit den Schuldigen büßen werden?"

Außer den ſchon angeführten Beweiſen über das Vorbedachte der Septembermetzeleien, giebt es noch Einen, den wir uns bis zuletzt aufgeſpart haben, und gegen den etwas einzuwenden rein unmöglich iſt, nämlich die Sammlung der officiellen adminiſtrativen Documente: Beſchlüſſe, Depeſchen, Koſtenberechnungen, Verordnungen, Mörder-Bons, von den Mördern quittirt, Alles noch in den Archiven der Polizei vorhanden.

(Fortſetzung folgt.)

Die Haupt-Perſonen einiger Dramen des Dr. Karl Gutzkow.

2.

Das Urbild des Tartuffe.

Zu dem Tartuffe*) des Molière verhält ſich das unter dem obigen Titel in dem Jahre 1847 erſchienene Bühnenſtück von Gutzkow wie eine Ilias post Homerum. Wir müſſen es dahingeſtellt ſein laſſen, ob Gutzkow von dem eigentlichen Urbilde des Tartuffe, welches er in der gedichteten Perſon eines Präſidenten Lamoignon zur Anſchauung bringt, nähere Kunde hatte oder nicht; übereinſtimmenden Angaben nach aber diente Molière'n als Prototyp zu ſeinem Tartuffe: Gabriel von Roquette, Biſchof von Autun. Derſelbe war zu Toulouſe in dem Jahre 1626 von adeligen Eltern geboren, die ſich zum katholiſchen Glauben bekannten; ein Zweig der Familie aber war proteſtantiſch geworden. Zum geiſtlichen Stande beſtimmt, erhielt er ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung in dem Seminar des genannten Ortes, und kam bald darauf nach Paris. Hier gelang es demſelben, durch ſein geſchmeidiges, ränkevolles Weſen, ſo wie durch den Schein großer Frömmigkeit, unter deren Hülle er die von ihm entworfenen ehrgeizigen Pläne verbarg, beſonders die Gunſt der verwittweten Prinzeſſin Condé ſich zu erwerben. Mittels eben dieſer Maske wußte er die zärtliche Neigung zu verdecken, die er für einige der in dem Gefolge der Prinzeſſin befindlichen Damen gefaßt hatte, und die ſpäter unter Verbreitung großen Aergerniſſes an den Tag trat.

Ein glaubhafter Mann, der die allgemeine Achtung genoß und mit ſtrenger Würde ſchrieb, der Staatsrath Lenet, hat in ſeinen Memoiren die erſte Kunde von dem Urbilde des Tartuffe gegeben, der Abbé Choyſi**) aber ein vollſtändiges Gemälde von dem Charakter dieſer Perſon geliefert.

Der Abbé Roquette hatte den Titel eines Ober-Vicar des Prinzen Conti erhalten, der Abbé von Cluny***) war, ſo, daß derſelbe gleichzeitig zu den Hausbeamten dieſes und der verwittweten Prinzeſſin Condé gehörte.

„Roquette beſaß", ſagt der Abbé von Choiſy, „ganz die „Gemüthsart und Denkweiſe, die von dem Verfaſſer des Tartuffe „ſo meiſterhaft nach dem Muſter eines falſchen Menſchen geſchildert „worden ſind. Eines Abends, als der Prinz Conti, ungeachtet der „ihm von dem Abbé Cosnac gemachten Vorſtellung, daß des „Prinzen ungegeiffener Geſundheitszuſtand ihm das Nachtwachen „nicht wohl geſtatte, ſich zu einem Ball maskirt hatte, und der „Abbé, da er wahrnahm, daß der gedachte Grund bei dem Prinzen „keinen Eingang fand, ſich erdreiſtete zu demſelben zu ſagen: daß „es bei dem Wuchſe deſſelben (der Prinz war buckelig) unmöglich

*) Merkwürdig iſt die abgeſchmackte Angabe Einiger: in dem Tartuffe ſei der Charakter von Ludwigs Beichtvater, Lachaiſe, den er einſt Trüffeln genießen ſah (daher jener Name) copirt. Welch eine Etymologie, Tartuffe von truffe herzuleiten!

**) Mémoires pour servir à l'histoire de Louis XIV., par M. l'abbé de Choisy. Utrecht et Amsterdam. 1727. Tome III, pag. 5. — Man ſehe auch die: Historiettes de Tallement des Réaux; Tome X.

***) Vormals eine Benedictiner-Abtei in dem jetzigen Departement Saone und Loire.

Digitized by Google

„sei, sich zu maskiren ohne erkannt zu werden, trat in dem näm„lichen Augenblicke, als der Prinz im Begriff stand das Zimmer „im Gefolge derjenigen Personen zu verlassen, die ihn begleiten „sollten, der Abbé Roquette ein, und indem er sich zu dem Prinzen „wandte, sprach derselbe, als wenn er seine Worte an den Kammer„herrn von Vardes richtete: mein Herr, haben Sie doch die Ge„fälligkeit mir Seiner königlichen Hoheit zu zeigen; und darauf sich „zu dem Abbé Cosnac umkehrend sagte er: mein Herr, welche „von diesen Masken ist unser gnädiger Herr? — Genug, dieser „von Falschheit ganz erfüllte und wahrhaft abgeschmackte Höfling „trieb eine Menge Gaukeleien und Possen, die seinem kriechenden „Wesen entsprachen, bis endlich der Abbé Cosnac die Geduld „verlor, und so laut, daß es der Prinz wahrnahm, zu demselben „sagte: aber Herr von Roquette, ich dächte Sie müßten vor Schom „darüber vergehen, hier eine solche Komödie aufzuführen; denn es „ist doch wohl außer allem Zweifel, daß wenn Seine königliche „Hoheit sich zum Vergnügen maskiren, Dieselben recht gut wissen „werden, daß Deren Wuchs und der des Herrn von Vardes ver„schieden sind. — Diese im nachdrucksvollen Tone gesprochenen „Worte machten eine solche Wirkung auf den Prinzen, daß derselbe „seinen Maskenanzug ablegte, indem er wohl einsehen mochte, daß „es in der That lächerlich ist, voranzusetzen, ein Mann, der einen „starken Höcker hat, werde in Maskenkleidung für einen schön ge„wachsenen Mann gehalten werden. Der Prinz verließ gleich „darauf das Zimmer und ging zu Bette."

Die Worte des Abbé Cosnac hätten beinahe Veranlassung zu Zwistigkeiten in der Familie des Prinzen gegeben; sie wurden die Quelle des Hasses, den Roquette und Cosnac von dieser Zeit an fortwährend gegen einander hegten und der einen Freund Cosnac's, Namens Guilleragues, bewog, die Denkwürdigkeiten zu verfassen, aus welcher Molière späterhin den Stoff zu seinem Scheinheiligen entnahm. — Diese zuverlässigen Zeugnisse werden, gleich den Gerüchten, die in Betreff Roquette's umliefen, durch eine boshafte Anspielung der Frau von Sevigné in einem an ihre Tochter gerichteten Briefe vom 9. Septembre 1677 bestätigt: „Wir mußten bei Herrn von Roquette, dem armen Manne, ein Mittagsmahl einnehmen!" — eine Hindeutung auf die belustigende Schlußscene des dritten Actes in Molière's Tartuffe. — In einem anderen Briefe aus dem Jahre 1680 sagt Dieselbe: „Ich hörte „heute Herrn von Autun; er war dieses Mal weder Tartuffe noch „Pantalon, sondern ein Prälat in dem wahren Sinne des Wortes, „der mit großer Würde predigte."

Uebrigens erlaubte er sich, um den Ruf als ausgezeichneter Kanzelredner zu erlangen, für den Zweck der Ausarbeitung von Reden, seine Zuflucht zu der Feder eines Andern (des Abbé's Nicole) zu nehmen, dessen Verdienst er sich sodann allein beimaß, machte ihn nun zu diesem Betruge wirkliche Unfähigkeit bewegen, oder der Hang zu Ränken ihm die Muße zu den desfalls erforderlichen Vorbereitungen rauben. Dieses Verfahren desselben war so allgemein bei Hofe und in der Stadt bekannt, daß darüber nachstehendes Epigramm in Umlauf kam, dessen Grundgedanke dem Martial *) entlehnt ist, und für dessen Verfasser Boileau galt:

Der Abbé Roquette soll, wie man sagt,
Der Reden eines Andern sich bedienen;
Ich, der weiß, daß er sie kauft,
Behaupte, daß sie ihm gehören.

Er hatte auch einst eine Leichenrede auf eine fürstliche Person von einem Pater, Namens Hercule, sich verfertigen lassen, von der es dann hieß: „Man kann dieselbe wirklich ein schönes Werk „nennen, denn sie ist eine von den Arbeiten des Hercules."

Alles dieses hinderte jedoch nicht, daß Roquette zu den höchsten kirchlichen Würden gelangte und im Jahre 1666 das Bisthum Autun *) erhielt. — Einstmals nahm er den Hof, der durch seinen Amtsprengel kam, bei sich auf. Der Erzbischof von Rheims, welcher in dem Gefolge des Königs sich befand, bewunderte das in dem Speisesaal aufgestellte schöne Silbergeschirr, und Roquette sagte mit erkünstelter Bescheidenheit: „Gnädiger Herr, Sie sehen hier das Gut der Armen"; der Erzbischof aber erwiederte ihm in derber Weise: „Gnädiger Herr, Sie hätten gut „daran gethan, denselben die Kosten für dessen Fassung (façon) zu ersparen."

Als er eines Tages bei einem Herrn von Hofe darüber sich beklagte, daß die Stadt-Beamten während seiner Predigt sich entfernt hätten, um in das Theater zu gehen, so antwortete derselbe ihm: „Diese Leute haben in der That einen schlechten Geschmack, „Sie für umherziehende Komödianten zu verlassen."

Der Dichter Chevrier hat den niedrigen und heuchlerischen Charakter des damaligen Bischofs von Autun zum Gegenstande eines Epigrammes auf einen andern Bischof von Autun gewählt, das den Epigrammen, die seiner Zeit gegen den Abbé Roquette gerichtet wurden, an Witz nicht nachsteht:

Roquette au temps passé, Talleyrand dans le nôtre,
Furent tous deux prélats d'Autun:
Tartuffe est le portrait de l'un,
Ah! si Molière eût connu l'autre!

Damals wie jetzt hinderten Epigramme und Satiren gemein denkende und kriechende Menschen nicht, ihren Weg zurückzulegen und mit Ehren und Reichthümern überschüttet zu werden. So verfolgte auch Roquette ruhig seine Laufbahn bis in sein ein und achtzigstes Jahr. Er starb am 23. Februar 1707. —

Wie bekannt, verflossen nach der ersten Darstellung des Tartuffe zwei Jahre, bevor Molière von dem Könige schriftlich die Erlaubniß erhielt, das Stück wieder zur Aufführung zu bringen. Während Ludwig XIV. den Vorurtheilen Berücksichtigung angedeihen ließ, deren Gegenstand der Tartuffe war, und denselben eine Zeitlang nachgab, hatte er sich doch niemals die mit ihnen verbundene Ungerechtigkeit verhehlt. Als der König eines Tages mit dem Prinzen Condé die Vorstellung einer, den Titel „Scaramuz als Einsiedler" führenden, Posse verließ, die der Sittlichkeit Hohn sprach und die Religion beleidigte, sagte derselbe zu dem Prinzen: „Ich möchte wohl wissen, warum die Leute, welche an Molière's „Theaterstück ein so großes Aergerniß nehmen, kein Wort über „Scaramuz verlieren?" „Der Grund hiervon ist", erwiederte der Prinz, „daß Scaramuz den Himmel und die Religion verspottet, „um welche jene Herren sich gar nicht bekümmern, und daß Mo„lière's Theaterstück sie selbst verspottet, was sie nicht leiden können."

R — n.

*) Zweites Buch, zwanzigstes Epigramm.

*) In dem jetzigen Departement Saone-Loire.

Digitized by Google

Sieg der gesunden Vernunft. Vier Gespräche über den **Luft- u. Wasserdruck,** worin die Gegner selbst auftreten. Als Anhang: 1) Die Kunst, unvergängliche Mumien zu bereiten. 2) Vorschläge zu einer Flugmaschine. Von Friedrich von Drieberg. Mit drei Tafeln Abbildungen. Berlin 1852. Verlag der T. Trautwein'schen Buch- und Musikalien-Handlung. (J. Guttentag.) 127 Seiten. Gr. 8.

Herr Kammerherr von Drieberg hat auch in dieser Schrift den Kampf für seine viel besprochene und angefochtene Theorie tapfer fortgekämpft und zwar in einer eigenthümlichen Weise. Als Einleitung dient ein Gespräch mit einem tüchtigen Praktiker, Herrn Hoßbach, „dermalen Machinist in der tausendköpfigen Fabrik des Herrn Borsig," dem er seinen Entschluß, seine Gegner zum sprechen zu bringen, eröffnet. Das probate Mittel, die Stummheit derselben zu kurieren, sollen Gespräche werden, in welchen er ihnen nicht allein die beste Vertheidigung ihrer Sache, sondern auch so weit es angeht, ihre eigenen Worte in den Mund zu legen beabsichtige. Herr Hoßbach macht ihn mit einer Miscelle des Hrn. Professors Michelet: „Herr v. Drieberg und die Physiker," die sich im neuesten Hefte der „Jahrbücher für speculative Physik" befindet, bekannt, die wir unsern Lesern mittheilen wollen. Sie lautet:

„Der rüstige Kampf des Herrn von Drieberg gegen die Physiker fängt an für diese eine bedenkliche Wendung zu nehmen. Schon erheben sich Stimmen für den als Dilettanten Verschrieenen; schon regen Physiker von Profession sich auf dem Kampfplatz, weil sie den Angriff doch ehrenhalber nicht länger ignoriren können. Zwei Punkte sind es nun, die bei dem vorliegenden Streite wohl zu unterscheiden sind; der eine ist die Widerlegung des Luftdruckes durch Herrn von Drieberg, der zweite, seine Erklärung des Barometers durch eine andere Naturkraft. Das erste hat Herr von Drieberg in's vollständigste Licht gesetzt. Wie gewiß er aber auch seiner Sache ist, so ist er doch zugleich überzeugt, daß die Physiker die Wahrheit noch hundert Jahre unterdrücken werden. Wohl möglich. Was kümmert dies aber den Wahrheitsforscher?"

„Herrn von Drieberg's Hauptargument ist darum so schlagend, weil es aus den eigenen Prämissen der Physiker folgt. Wasser in Wasser, Luft in Luft, sagt er, ist in vollkommenem Gleichgewicht, d. h. die Theile drücken sich nicht in sich. Müßten wir sonst auch nicht durch den ungeheueren Luftdruck so vieler tausend Pfunde unser nemes Gehirn so platt gedrückt sehen, wie ein Brett? Denn daß der Druck eben so vieler Pfunde von unten uns retten soll, vergleicht Herr von Drieberg sehr gut mit einem Schraubstock, der uns um so gewisser zerquetschen müßte. Und doch merken wir von diesem Unsinn der Theorie, Gott sei Dank nichts. Wollen die Physiker nun hier auch im Angesichte der Natur Recht behalten? Um es zu behalten, erwidern sie: wir würden den Druck schon merken, wenn unser Kopf luftleer wäre. Die luftigsten Hirngespinnste sind freilich dabei geblieben. Kurz, ich wiederhole es, Herr von Drieberg hat die Absurdität des Luftdruckes mit sonnenklaren Beweisen zu Boden geworfen."

Drei der Gespräche, in welchen Hr. v. Drieberg die schlagendsten seiner alten Beweise beibehalten, und neue, wo diese nicht ausreichen, neue aufgesucht hat, in deren Detail einzugehen, wir jedoch den Naturwissenschaften gewidmeten Zeitschriften überlassen müssen, werden von ihm und seinen entschiedensten Widersachern geführt; im ersten tritt Hr. Prof. Magnus, im zweiten Hr. Prof. Poggendorf, im dritten Hr. Director August auf. Die erste Tafel Abbildungen dient zur Erläuterung dieser physikalischen Unterhaltungen, in deren letzterer, welche die Theorie der Griechen und die Anwendung derselben auf die neuere Physik enthält, „unserem hochberühmten Alexander von Humboldt die Ehrenrolle eines unparteiischen Beurtheilers übertragen ist." Am Schlusse dieses Gespräches wird Hrn. v. Drieberg der Rath ertheilt, seine Theorie an die Pariser Akademie mit dem Gesuche: Aus ihrer Mitte zur Prüfung derselben eine Commission zu ernennen, zu übersenden. Wir erfahren dann, daß dieses bereits geschehen, und er von dem beständigen Secretair der Akademie, Hrn. Flourens die Benachrichtigung erhalten habe, daß zur Prüfung seiner Schrift („Beweisführung" ꝛc. 3. Aufl.) die Herren Arago, Stnem und Duhamel ernannt worden seien; Humboldt wünscht ihm und der Wissenschaft Glück zu der Ernennung solcher Männer, vorzüglich zu der des berühmten Arago.

Im ersten der Anhänge belehrt uns der Verf. über die Kunst unvergängliche Mumien (d. h. solche, bei welchen die Gestalt des Körpers und die Gesichtszüge unverändert bleiben, die also weit verschieden sind von den eingeschrumpften scheußlichen Geripen, die wir als ägyptische Mumien kennen, und nach der wohlfeilsten der drei Arten von Einbalsamirung, über welche Herodot und Diodor berichten, präparirt wurden) zu bereiten. Sie würde entdeckt sein, sagt Hr. v. Drieberg, wenn ein Mittel aufzufinden wäre, durch welches Feuchtigkeit und atmosphärische Luft, die Ursachen der Fäulniß und Verwesung auf immer entfernt werden könnten; ein solches Mittel liege aber sehr nahe, und bestehe lediglich darin: daß der Körper in einem sogenannten leeren Raum ausgetrocknet und aufbewahrt werde. Er mumisirte denn auch einigen Versuchen die Leiche eines Kindes, und ließ hiezu einen gläsernen Sarg anfertigen (Tafel 2). Hr. Geheimerath Dr. Barez billigte sein Verfahren, und rieth ihm sein Manuscript dem Königl. Ministerium der geistlichen und Medicinal-Angelegenheiten mit dem Antrage zu überreichen: die vorgeschlagene Methode auf seine Kosten durch Sachverständige prüfen und in Ausführung bringen zu lassen. Es geschah. Der damalige Minister Eichhorn ertheilte jedoch die unerwartete Antwort: In christlichen Staaten sei die Mumisirung menschlicher Körper nicht in Anwendung zu bringen, und deshalb könne er auf seinen Antrag nicht eingehen!

Die „Vorschläge zu einer Flugmaschine" (zu welchen die dritte Tafel die Erläuterung liefert) im zweiten Anhange, belehren uns über die Arten des Vogelfluges, die Größe und Geschwindigkeit des Flügelschlages der Vögel, die Schußbewegung des Vogels, den fliegenden Menschen, den Flächeninhalt der künstlichen Flügel (jeder muß 15 Fuß lang und 8 Fuß breit sein), die Größe und Geschwindigkeit des Auf- und Niederschlages der Menschenflügel, die Anwendung der menschlichen Kraft (vermittelst der Streckmuskeln der menschlichen Beine) zur Flügelbewegung und die Vermehrung

Digitized by Google

der Kraftwirkung (nämlich dadurch, daß auf jeden Flügelschlag nicht eine Senkung des Beines, sondern deren zwei ausgeführt werden, und zwar die erste mit dem rechten, die zweite mit dem linken Beine). Wer den in den „Vorschlägen" nur angedeuteten Mechanismus der Flügelbewegung näher kennen lernen will, den verweist der Verf. auf seine bei Trautwein erschienene Schrift „Das Dädalean."

Die äußere Ausstattung ist ungemein splendid und elegant (Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin). F. L.

Die Vagabunden. Roman in vier Bänden von Karl von Holtei. Breslau, Verlag von Trewendt & Granier. 1852. XVI, 340, 340, 276 und 228 Seiten. 8.

Der Verfasser hatte den vorliegenden Roman schon 1845/6 begonnen, aber wieder aufgegeben. Da schrieb ihm sein Landsmann Professor August Kahlert aus Breslau: „den Deutschen fehlt das tiefe, liebevolle Eingehen in Einzelheiten der Personen und Situationen, was die Engländer seit allen Zeiten besitzen" und ermuntert ihn, einen biographischen Roman zu schreiben. Die Mappe, in welcher er allerlei Entwürfe zu Erzählungen größeren Umfangs aufbewahrte, ward hervorgesucht und die „Vagabunden" wurden gewählt und vollendet. Der Verf. hätte der Kritik gegenüber kaum zu erwähnen nöthig gehabt, daß sie ihm Eines nicht abstreiten könne: die Wahrheit; die innere Wahrheit der Charaktere, wie die äußere der Begebenheiten, die vorhanden sei, weil kein Mensch im Romane auftrete, den er nicht gekannt, beobachtet habe; kein Ereigniß geschehe, welches nicht ein erlebtes wäre. Die Wirklichkeit ist im Romane so anschaulich, oft fast zu anschaulich und ausgeführt, geschildert, daß man an Phantasiegemälde nur selten zu denken Veranlassung findet. Die Welt, in welcher sich die Vagabunden bewegen, ist freilich eine eigenthümliche, nicht die still bürgerliche, in der wir Andern leben; nur wenige der auftretenden Personen gehören den höheren Gesellschaftskreisen an. Die Leute, die uns begegnen, führen fast alle ein Landstreicherleben, das Wort jedoch nicht im strengsten Sinne genommen, denn man kann ihnen nicht nachsagen, daß sie betteln ohne dafür Etwas zu thun, sie selbst nennen ihr Leben ja gar zu gern ein Künstlerleben. Doch erwarte oder befürchte man keinen Schauspielerroman, Herr von Holtei würde dann für sein Buch einen nobleren Titel ausgesucht haben. Im ersten Bande (nach der Darstellung der Genovefa in Liebenau) scheint es einmal allerdings, wir würden den Korbmachersjungen Anton auf einer dramatischen Laufbahn begleiten müssen; später, wie er Ludwig Devrient sich darstellt (im zweiten Bande), vermuthen wir es abermals; aber es wird Nichts daraus; er bringt es nur bis zum Puppenspieler.

Die Furcht des Verfassers, zu vernehmen, der Leser habe sich bei seinem Romane gelangweilt, wird er jetzt längst überwunden und daß derselbe „ein amüsantes Buch" sei, schon aus manchem männlichen und weiblichen Munde gehört haben. Und wie sollte es nicht? Der Held, ein hübscher, kluger Dorfbarsche, der seine Aeltern nicht kennt und sie doch zuletzt findet, der das bunte Vagabundenleben durchlebt und am Schlusse des Romans ein wohlbehaltener Gutsbesitzer, Herr Anton Hahn auf Liebenau wird, als solcher am 13. Nov. 1850 an Herrn Karl von Holtei irgendwo einen freundlichen Brief schreibt, würde auch ohne die mit lebhaften Farben gemalten Bilder einer großen Anzahl anderer Vagabunden eine ganz interessante Erscheinung sein. Aber der Kern, das Charakteristische des Buches, die erwähnten Bilder, geben demselben doch die eigentliche Bedeutsamkeit und einen besonderen Reiz. Wenn Anton's Thun und Treiben uns von Zeit zu Zeit etwas wunderbar dünkt, und man sich fragt, wozu? warum? ja, wenn er, trotz der Theilnahme, die wir ihm schenken, doch nur da zu sein scheint, damit an ihn, an seine Persönlichkeit, die Schilderungen aus dem Wanderleben von Dorfkomödianten, Kunstreitern, Seiltänzern, Menagerie- und Wachsfigurenbesitzern, Puppenspielern, Riesen und Zwergen, Declamatoren, Bauchrednern und Taschenspielern (heut zu Tage Professoren der natürlichen Magie genannt), u. s. w. angeknüpft werden können, so lockt uns diese reiche Bildergalerie das Geständniß ab, der Verf. hat nach der Natur und zwar mit Meisterhand gemalt. Wer sich, wie Referent, in der vielfachigen Gauklerwelt etwas umgesehen, z. B. den Thierbändigern nicht blos einen flüchtigen Besuch geschenkt, sondern, um auch der Natur zu zeichnen, länger unter ihnen verweilte, wer in seiner Jugend mit, damals sehr beliebten, italienischen Pantomimendarstellern (die bei den frivolsten Späßen, die sie des lieben Brods wegen machen mußten, die frommsten Leute waren) im Verkehr war und einen kleinen Bajazzo zum Schulkameraden hatte, oft den unheimlichen Schauer, dessen Hr. von Holtei gedenkt, in der Gesellschaft wächserner Kaiser und Könige, Voltaire's mit der großen Allongeperücke, Holofernes' und Judith's, des Schinderhannes und seiner Geliebten, empfand, Dem vorzugsweise mußten die Vagabunden, inmitten ernsterer Beschäftigungen, eine angenehme Unterhaltung gewähren. Doch, wenn solche Erinnerungen auch nicht vorhanden, erkennt man bald, daß der Verf. nicht Erfundenes, sondern Erlebtes, obgleich bisweilen wol in das Gewand der Dichtung gekleidet, berichtet. Da der Verf., wie er es ja selbst gesteht, auch ein Wanderer (Herr Anton Hahn adressirt daher, wie oben erwähnt, seinen Brief an ihn: irgendwo!) ist, so hat er vieler Menschen Sitte und Städte gesehen, dabei sich einen tüchtigen Vorrath Menschenkenntniß erworben (auch in andern Schichten der Gesellschaft als der vagabundirenden), der dem Romanschreiber und seinen Lesern zum Nutz und Frommen gereicht. Psychologen vom Fache und strenge Sittenrichter werden ohne Zweifel und mit Recht an dem Haupthelden Manches auszusetzen haben. Mögen sie! Wir nehmen den vom Toni abwechselnd zum Anton und Antoine werdenden liebenswürdigen und viel geliebten Vagabunden, so wie er uns entgegenkommt, ohne ihn jedoch als Muster zur Nachahmung zu empfehlen, obgleich nicht zu leugnen, daß die jüngere Generation auch einige gute, zu beherzigende Lehren und Warnungen aus dem Roman sich entnehmen kann.

Gutes Papier und sauberer Druck zeichnen auch diesen Verlagsartikel der Herren Trewendt & Granier aus.*) H.

---

*) Einer unserer geehrten Mitarbeiter hat zwar schon in Nr. 74 eine Besprechung des ersten bis dritten Bandes des Romans geliefert; wir glauben jedoch der obigen zweiten um so weniger die Aufnahme versagen zu dürfen, da sie die „Vagabunden" theilweise in anderer Auffassung zur Anschauung bringt. Die Redaction.

Digitized by Google

Das Buch vom Rübezahl. Des Berggeistes Fahrten und Schwänke neu erzählt von H. Kletke. Breslau, Verlag von Trewendt & Granier. 1852. IV und 75 Seiten. 12.

Dieses Büchlein enthält unter 30 Nummern ausgewählte Sagen vom Rübezahl mit Benutzung der Hauptquellen: „Bekannte und unbekannte Historien von dem oberthrenlichen und weltberuffenen Rirbenzahl (von Lindner, Hirschberg 1736)“; (Nr. 15. „Wie Rübezahl sich als Holzhauer verdingt ist aus Prätorius' Daemonologia Rübenzalii etc. [Leipzig 1662] entnommen.) Es sind höchst ergötzliche Geschichten, aus deren Mehrzahl sich eine nützliche Lehre ziehen läßt und daher der Mährchen liebenden Jugend unbedenklich zum Lesen gegeben werden können. Die Schilderung des Berggeistes, die als Einleitung dient, ist gelungen. „Der Geist,“ sagt der Verf., „welchem die Sage seit Jahrhunderten das schöne Riesengebirge zum Wohnsitz und Eigenthum angewiesen hat, ist kein böser, dem menschlichen Geschlecht feindselig grollender. Der Herr des Gebirges, wie sich der Geist so gern nennen hört, erweist sich im Verkehr mit Menschen, denen er fast in jeder Gestalt, als Mensch, Thier oder leblosen Wesen zu Gesicht kommt, oft genug wohlwollend, hülfreich und freigebig, um ihn im Ganzen als einen Freund derselben bezeichnen zu dürfen. Er ist ein Helfer der Armen, Redlichen und Bescheidenen, und fordert, wenn er giebt, nichts weiter als das rechte Vertrauen zu seiner Gabe, die ihren wahren Werth nicht immer gleich an den Tag legt. Dazu ist er ein abgesagter Feind der Flucher und Gotteslästerer. Bei so viel guten Seiten wird man den Herrscher-Eigensinn, welcher das Tobackrauchen im Gebirge nicht leiden will, keinen Hand auf demselben duldet, seine zauberkräftigen Wurzeln nicht ausgraben läßt, sich gern gefallen lassen. Freilich ist auch die Lust zu muthwilligen Streichen und Neckereien in seiner Gnomennatur fest begründet, und sein Charakter zeigt eine Launenhaftigkeit, welche dem Reisenden oft beschwerlich wird. Er darf dem Sonnenscheine, der ihn grüßt, nicht trauen, denn schon im nächsten Augenblick umfaßt ihn eine gespenstische Wolke, der Sturm heult, der Regen strömt, Hagel, Blitz und Donner wechseln in wilder Hast, bis es dem Berggeist einfällt, mit einem heitern Blick das Unwesen wieder zu bannen. Indeß ist zu bemerken, daß selbst der Muthwille des Geistes sich meist nur gegen Solche richtet, die irgendwie eine Strafe verschuldet haben, und das die schlimmen Wetterlaunen häufig nur die Erwiderung sind auf vorangegangenen Unglimpf. Wer aber durch Spott und Hohn den Herrn des Gebirges auf seinem eigen Gebiet herausfordert, darf sich des Schadens, welcher plötzlich im Unwetter über ihn kommt, nicht beklagen. Ganz besonders ist es der Name Rübezahl, welcher dem Geist so widerwärtig ist, daß ihn der Ruf gleichwie die schmählichste Beleidigung mit Zorn erfüllt. Was nun der Grund davon sei, und welches sein rechter wirklicher Name, das ist in Wahrheit bis auf den heutigen Tag nicht bekannt geworden.“

Wie Rübezahl die Kunst, selbst in ihren schwachen Versuchen würdigt und belohnt, sieht man aus der Sage „Rübezahl und der Lautenschläger“, die hier als Beleg, wie der Verf. seinen Stoff behandelt, folgen mag.

„Ein Student aus Schlesien, welcher sich einbildete, ein Meister auf der Laute zu sein, ging einst mit seiner Laute nach dem Gebirge, in der Absicht, Rübezahl eine schöne Musik zu bringen und als Belohnung vielleicht ein gutes Trinkgeld davon zu tragen. Wie er nun auf dem Gebirge ein wenig weiter kam, ward er plötzlich eines herrlichen Palastes ansichtig, vor dessen Thor er anhielt, seine Laute nahm und nach bester Kräften aufspielte. Nicht lange, so kam ein vornehmer Herr heraus, sah ihn an und fragte: was seine Absicht wär'? Der Student entgegnete ein wenig bestürzt, er sei wohlmeinend hierhergekommen, dem Herren eins aufzuspielen; zugleich griff er wieder zu seiner Laute, und glaubte Wunder welche Musik hören zu lassen. Nachdem der Herr, oder vielmehr Rübezahl, ein wenig zugehört hatte, hieß er ein paar andre Musikanten aus seinem Schloß kommen, die in Wahrheit so vortreffliche Lautenisten waren, und dermaßen zu spielen begannen, daß der arme Student selbst inne wurde, welch ein stümperhafter Gesell er gewesen sei. In solcher Scham und Betrübniß war er dran Willens, sich ganz heimlich davon zu schleichen; Rübezahl aber merkte es, und sprach freundlich: Nein, guter Bursch, damit Du deine Mühwaltung gleichwohl nicht umsonst gethan habest, so geh' zu jenem Baum, nimm einen der Kränze, die dort hangen, mache Dich auf den Weg und lerne von nun an was Besseres! Der Student langte den besten Kranz herunter, welcher ihm aber, wie er ihn in die Hand hielt, als der schlechteste dünkte. Gleichwohl ging er zufrieden seines Weges, und als er in der Herberge seinen Kranz recht betrachtete, da sah er, daß derselbe von lauter Gold und Edelsteinen war!“

Papier und Druck sind sehr gut. H.

Catalogo 1—20 di libri italiani vendibili presso Giorgio Franz in Monaco, Perusagasse, Nro. 4. (München 1835—1852.) No. 1—7, jeder 16, No. 8—20: 24, 20, 20, 20, 16, 16, 20, 12, 16, 16, 16, 40, 67 Seiten. Gr. 8.

Der neueste dieser Kataloge, deren erster im Juli (August) 1835 erschien, wurde im Mai 1852 ausgegeben. Ich bin durch die Güte des Herrn G. Franz im Besitze der vollständigen Reihenfolge derselben und nehme davon Veranlassung, ihnen einen Artikel in diesen Blättern zu widmen.

Die Kataloge sind alphabetisch geordnet; die Titel sind mit Angabe des Verlagsortes, der Jahreszahl und des Formats verzeichnet; der Inhalt solcher Werke, die aus mehreren Bänden, Abtheilungen ꝛc. bestehen, ist specificirt, z. B. von: Bancograzia teorica; Archivo storico italiano; G. B. Nicolini, Opere; Vinc. Gioberti, Opere; Italia del Popolo — Periodico —; Conte Pompeo Litta, Famiglie celebri italiani; &c. Vorzugsweise sind neuere und die neuesten Bücher aufgenommen, aber denselben auch einige ältere untermischt. Die Preise sind nach dem 24 Gulenfuß: 1 Guld. 48 Kr. = 1 Rthlr. berechnet.

Ist die nächste Bestimmung dieser Verzeichnisse auch eine merkantilisch-bibliopolische, so verdienen sie doch eben so sehr als Beiträge zur italienischen Bibliographie der Neuzeit eine genaue Durchsicht aller Freunde der italienischen Literatur, aller Geschichts- und Alterthumsforscher, Philologen, Aerzte und Juristen, und namentlich aller Bibliothekare, denen hinreichende

Digitized by Google

Mittel zur Verfügung stehen, die ihrer Obhut anvertrauten Sammlungen mit werthvollen Productionen der italienischen Pressen, deren Zahl größer, als man gewöhnlich glaubt, zu vervollständigen. Der Herausgeber ist im Stande, ihm zukommende Aufträge möglichst bald und billig auszuführen.

Dem Katalog vom 1. März 1839 ist die Anzeige einer von Hrn. Franz begonnenen Arbeit beigefügt, die leider nicht erschienen, aber ein wahres Bedürfniß ist. Es sollte nämlich in einzelnen Heften veröffentlicht werden: „Catalog der in Italien erschienenen Werke, sowohl in italienischer Sprache, als in anderen lebenden und todten Sprachen. Ein nothwendiges Handbuch für Bibliotheken, Gelehrte, Schriftsteller, Freunde und Lehrer der italienischen Sprache, Buchhändler, Antiquare ꝛc." Möchte doch der Hr. Herausgeber, wenn nicht unbesiegbare Hindernisse im Wege stehen, das vielfach nützliche Unternehmen zur Ausführung bringen, wozu derselbe, bei seinen Verbindungen mit italienischen Buchhändlern, und, wie aus der Anzeige ersichtlich, bei schon vorhandenem Material, vorzugsweise berufen und geeignet ist. Ein solcher Katalog wird allerdings mehr Vorzügliches, Mittelgut bringen müssen, wie Dergleichen sich denn auch in einzelnen der 20 Sortiments-Kataloge findet, (— denn Manches, was im Lande nicht abzusetzen, wandert wol nach München —), aber der Gesammtüberblick, den er über die neuere italienische Literatur gewähren dürfte, würde ein höchst belehrender und für Gelehrte und Buchhändler gleich interessanter sein.

Von den 20 Verzeichnissen ist das letzte (67 Seiten) das beachtungswertheste und reichste; ich habe auf dasselbe bereits in Nr. 208 der „Staats- und Gelehrten Zeitung des Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten" aufmerksam gemacht, und dort hervorgehoben, was ich hier zu wiederholen mir erlaube, daß Neapel in diesem Katalog mit einer verhältnißmäßig sehr bedeutenden Anzahl neuer, zum Theil für die Wissenschaften wichtiger Werke erscheint;*) so wie auch, daß es mir schwer werden würde, wenn es überhaupt dem Zwecke der Anzeige entspräche, einzelnes Vorzügliche anzuführen, weil sonst ein langes Verzeichniß aus allen Wissenschaftsfächern abgedruckt werden müsse.

F. L. Hoffmann.

Katalog der von dem verst. Herrn Grafen Adam von Moltke hinterlassenen Bibliothek.

Der Verkauf dieser Bibliothek, einst das Eigenthum eines der geist- und kenntnißreichsten Männer seiner Zeit, die bisher auf dem Schlosse Nütschau aufgestellt war, wird in Hamburg am 29. November dieses Jahres beginnen. Der XII und 252 Seiten 8. starke Katalog enthält 6062 Bände und 78 zum Theil treffliche Portraits. Der Inhalt ist folgender: 1. Geschichte der Wissenschaften, Bibliographie, Lebensbeschreibungen, Briefwechsel gelehrter Männer ꝛc. 2. Sprachenkunde. Meteik ꝛc. 3. 4. Griechische und römische Schriftsteller nebst Uebersetzungen. 5. Gesammelte und vermischte Werke. 6. Zeitschriften. 7. Philosophie und Theologie. Pädagogik. 8. Naturwissenschaften, Astronomie, Mathematik. Garten- und Landbau, Pferdezucht ꝛc. Medizin. 9. Staats- und Rechtswissenschaft. 10. Geographie, Topographie, Statistik und Reisebeschreibungen. 11. Geschichte nebst Denkwürdigkeiten und Lebensbeschreibungen von Fürsten, Staatsmännern ꝛc. 12. Schriften, die Geschichte und politischen Verhältnisse ꝛc. Frankreichs, vorzüglich während und in Veranlassung der ersten Revolution betreffend. 13. Theorie der schönen Redekünste. 14. Deutsche, italienische, französische, englische, dänische u. a. Romane, Novellen, Satiren, Gedichte und dramatische Werke nebst Uebersetzungen. 15. Alterthumskunde, Mythologie, Theorie und Geschichte der schönen bildenden Künste ꝛc. — Als besonders reichhaltig und beachtungswerth werden im Vorworte bezeichnet die Abtheilungen 3. 4. 5. 7. 9. 12. 14. (die italienischen und englischen Schriftsteller) und 15. Unter den Werken über Alterthumskunde ꝛc. (15), befinden sich mehrere größere werthvolle Kupferwerke.

Wer über einzelne Bücher Näheres zu wissen wünscht, hat sich an Dr. F. L. Hoffmann zu wenden.

Wesen und Unwesen des modernen Constitutionalismus.

(M. vgl. die Anzeige dieser Preisschrift in Nr. 69.)

Wir erfahren jetzt aus zuverlässiger Quelle, daß der Verfasser des obengenannten Werkes Herr Prediger J. F. Ch. Bndy in Stettin ist, der auch außer der in unseren Blättern, Nr. 73 besprochenen („Erzählungen und Novellen"), folgende Schriften verfaßt hat: „De Düwel als Woahl-Kandidoat. To Nutz un Liehr för den Brodre Buurn"; „Upklärung för Stadt un Land"; „Jugend-Haefe. Dichtungen"; „Pneumatischer Zusammenhang der christlichen Lehre. Ein Beitrag zur Verständigung über die Wahrheit des Christenthums", so wie mehrere Predigten. Jenes Werk ist bereits auch in einer Prachtausgabe auf Velinpapier (in Commission bei Schneider) mit deutschen Lettern erschienen und in dieser Gestalt an sämmtliche Fürsten und Prinzen in Deutschland und einige andere europäische regierende Häupter abgesandt worden; sehr beifällige huldvolle Dankschreiben sind von Denselben erfolgt und der Herausgeber, Herr Stadtrath August Moritz in Stettin hat den anhaltinischen Hausorden Albrecht des Bären vom Herzog Leopold von Dessau empfangen.

---

*) Mein geehrter Freund, Herr P. A. Bastanzi, der gründliche Kenner seiner vaterländischen Sprache und Literatur, hat meine bibliographische Bibliothek mit verschiedenen Katalogen vermehret, die einen ansehnlichen Vorrath in Neapel gedruckter Werke darbieten. In einem derselben sind die Werke über einen bestimmten Gegenstand, z. B. über Sicilien, die neapolitanischen Familien ꝛc. zusammengestellt; ein anderer (von Berri u. Bompard, 1845) enthält blos Autori patrii ed opere risguardanti il regno di Napoli.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 87. **Sonnabend, den 30. October.** **1852.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Auf der Ostsee. Von Heinrich Zeise ..... Seite 677
Die Kunstschätze des Mittelalters und der Renaissance im Louvre, nach ihrer jetzigen Aufstellung ..... " 678
Die Haupt-Personen einiger Dramen des Dr. Karl Gutzkow. 3. Pugatschow ..... " 679
Literatur:
Valeria. Tragödie in fünf Acten von Dr. Rud. Gußmann .. " 681
Handbuch zur Erlernung der holländischen Handelscorrespondenz. Von L. Nyneveld ..... " 683
Philine. Ein Roman. Von E. Merx ..... " 683
Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz von Jeremias Gotthelf ..... " 684
Miscellen ..... " 684

Auf der Ostsee.

Weiche, linde Töne schwellen
Durch die mondenhellte Nacht,
Und das Boot es schaukelt sacht
Auf den goldbedurchblitzten Wellen.

Wie der Klang von fernen Glocken
Schallt es aus den Wogen klar,
Und der Nereiden Schaar
Scheint mich heimathsüß zu locken.

Drunten auf dem feuchten Grunde
Zwischen Muscheln und Gestein,
Tönen Zaubermelodein,
Leis verhallend in die Runde:

„Wandrer, streif' die Reiseschuhe
Von den müden Füßen dir,
Was du suchst, harrt deiner hier,
Süß Vergessen, ew'ge Ruhe."

„Schmerz und Gram, die an dir haften,
Nimmt des Meers krystallner Schooß,
Schlummern wird, den ruhelos
Peitschten wilde Leidenschaften."

„Jeden Schmerz wirst du vergessen,
Und der Nereiden Schaar
Schlinget in dein lockig Haar
Dunkle Rosen und Cypressen."

Und in Wehmuth tief versunken
Sah ich in des Meeres Grund,
Aber an des Himmels Rund
Blitzten tausend goldne Funken.

Nur auf Erden herrscht das Leben,
Sang der Stern, und sang die Luft,
Und in Bechern, reich an Duft,
Glänzt der Saft der goldnen Reben.

Und wenn sie uns hier nicht bliebe,
Die ein ew'ges Paradies
Einst der trunknen Brust verhieß, —
Nur auf Erden herrscht die Liebe.

Und von Duft und Glanz umgeben
Scholl's vom leuchtenden Azur:
„Liebe herrscht auf Erden nur,
Nur auf Erden herrscht das Leben!"

Heinrich Zeise.

Digitized by Google

Die Kunstschätze des Mittelalters und der Renaissance im Louvre, nach ihrer jetzigen Aufstellung.

Von Jules Labarte.

(Aus dem Journal des Débats.)

In dem Schranke links, wenn man aus dem großen Saal in der Nähe des Fensters herausstellt, hat der Graf von Laborde (der Conservateur der besagten Kunstschätze) die ältesten Pieces chronologisch geordnet. Da sieht man zuvörderst ein Gehäuse, das zur Aufbewahrung des Evangelienbuchs gedient haben wird. Die obere Seite ist mit einem Goldblatte verziert, auf welchem die Kreuzigung in getriebener Arbeit dargestellt ist. Diese Sculptur hat Kraft und Ausdruck, sie ist aber plump behandelt und es fehlt den Figuren an Feinheit. Man erkennt an dieser Arbeit das Streben der Kunst, aus der Erstarrung herauszutreten, in die sie durch die Unglücksfälle des zehnten Jahrhunderts im Abendlande versetzt worden war. Die Anfertigung dieser Piece kann man in der That von dem Anfang des eilften Jahrhunderts, aus der Zeit herdatiren, wo der König Robert von Frankreich der Goldarbeiterkunst großen Vorschub gab, indem er durch die geschicktesten Goldschmiede eine Menge Sachen anfertigen ließ, womit er die von ihm gestifteten Kirchen und Klöster beschenkte. Die Schmelze, welche nebst den polirten, aber ungeschnittenen Rubinen die Einfassung des Basreliefs bilden, sind byzantinisch.

Neben dem vorbesagten Gehäuse oder Kästchen befindet sich ein schönes Fragment byzantinischer Goldarbeiterkunst, das wohl eben so alt seyn mag, ebenfalls ein Basrelief in getriebener Arbeit auf einem Goldblatte. Es stellt die heiligen Frauen am Grabe des Heilands, neben dem ein Engel sitzt, dar. Dies Basrelief übertrifft das auf jenem Gehäuse bei weitem: der schöne Charakter der Figuren, die Gruppirung der Gewänder, und das Vollendete in der Ausführung ehren der byzantinischen Kunst das Wort. Die Griechen hatten selbst in jener Zeit des Verfalls noch einige Traditionen des Alterthums bewahrt, und sie mußten den Vorrang in den industriellen Künsten bis Ende des zwölften Jahrhunderts über alle Völker in Europa zu behaupten.

Es giebt hier seynen drei Vasen zu beachten, die sich aus der Abtei von St. Denis herschreiben, und von welchen die eine, aus Felskrystall, reich mit Gold und Edelsteinen eingefaßt, dem Schatze jener Abtei durch Segur geschenkt worden ist, der sie von Ludwig VII. erhalten hatte; dann das Reliquienkästchen, das zur Aufbewahrung eines Armes Karls des Großen gedient hat, und dessen Arbeit sich von 1165 herdatiren läßt; einen Ring des heiligen Ludwig; noch ein Reliquienkästchen von schöner Arbeit, muthmaßlich das des heiligen Patentius, des zweiten Bischofs von Sens, und eine sehr schöne kleine Statue der heiligen Jungfrau von Gold, die der Abtei von St. Denis im Jahr 1339 durch Johanna von Evreux, damals Wittwe von Karl dem Schönen, verehrt worden ist. In demselben Schranke befinden sich auch eine Menge Schmelzarbeiten auf Kupfer, in der schwarzen Kunst des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, aus den Fabriken von Limoges hervorgegangen. Das vollkommenste und merkwürdigste Stück darunter ist ein Ciborium mit einem Deckel, der inwendig, was selten vorkommt, des Künstlers, Alpais, Namen und die Angabe seines Wohnorts, Limoges enthält.

In dem Schranke rechts der Eingangsthür werden die minder alten Goldarbeiterwerke aufbewahrt. Die interessantesten darunter sind diejenigen, die aus der Kapelle des heiligen Geistordens herstammen. Sie führen, obwohl aus sehr verschiedenen Zeiten, fast sämmtlich die Wappen von Frankreich und Polen, und die Chiffre Heinrichs III., der diesen Orden der Ritterschaft gestiftet hat. Unter diesen Stücken machen sich insbesondere ein Paar goldne Engel, Träger von Reliquienkästchen, die Ende des dreizehnten oder zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts geschaffen sein werden, und ein goldenes Reliquienkästchen von ungefähr 30 Centimetres Höhe bemerklich, das eine Art von Portal im ogivalen Styl, mit zehn Nischen darstellt, die mit kleinen Schmelzfiguren geschmückt sind. Rubinen, Saphire und Perlen, in Häkchen gefaßt, sind über der ganzen Fläche dieses schönen Kleinods, das aus dem vierzehnten Jahrhundert herstammt, vertheilt. Eine Taube von emaillirtem Golde, die Christus aus dem Munde zu fliegen scheint, wird man unstreitig hinzugefügt haben, als dies reiche Stück der Kapelle des heiligen Geistordens verehrt worden ist.

Die Schränke den Fenstern und der Thür des großen Saals gegenüber enthalten Kunstproducte des sechszehnten Jahrhunderts. Das Louvre hat dort eine kostbare Sammlung von Vasen aller Art in Achat, Sardonyx, Jaspis, Felskrystall und Lapislazuli, so daß sie das Gemmen-Cabinet der Gallerie zu Florenz, die mit Recht in großem Rufe steht, nicht zu beneiden braucht. Diese schönen Vasen sind meistens mit kostbaren Einfassungen in emaillirtem Gold bereichert, und die von Felskrystall außerdem noch mit feinen geschliffenen Zeichnungen von auserlesenem Geschmack geschmückt.

Die Alten haben in der Steinschleiferei, und in der Kunst, die Vasen mit den schönen Mineralstoffen, welche die Natur darbietet, herauszuputzen, excellirt. Während des Mittelalters ist diese Kunst nur zu Constantinopel, wo man sie von dem Alterthum überkommen hatte, geübt worden. Als das Einfallen der Türken in das morgenländische Reich die griechischen Künstler gezwungen hatte, sich nach Italien zu flüchten, da führten sie dort das Verfahren der Steinschleiferei ein, und italienische Künstler von Verdienst brachten es in dieser Kunst bald zu einem hohen Grade von Vollkommenheit. Man bestrebte sich alsdann, schöne Stoffe aufzufinden, die zu Vasen benutzt werden konnten. Im sechszehnten Jahrhundert waren solche Vasen sehr beliebt, und die größten Künstler in der Steinschleiferei verschmähten es nicht, deren eigenhändig anzufertigen. Franz I. und Heinrich II. fanden großes Gefallen an den so sauber gearbeiteten schönen Stoffen. Diese Fürsten haben deren in ansehnlicher Menge gesammelt, wie es ein in der Nationalbibliothek aufbewahrtes Inventarium ergiebt, das im Jahr 1560 über die Kleinodien in Gold und andere werthvolle Dinge, die man im Cabinette des Königs zu Fontainebleau gefunden, aufgenommen worden ist. Die Vasen der Sammlung des Louvre rühren ohne Zweifel zum Theil aus dem Schatze dieser Fürsten her.

Zu den merkwürdigen Gegenständen, welche ferner in den Schränken des sechszehnten Jahrhunderts zu sehen sind, gehören noch Karls IX. Helm und Schild, mit Basreliefs in emaillirtem Golde und Schmelz geschmückt, und ein werthvoller Spiegel in

Digitized by Google

einem mit sehr kostbaren Edelsteinen besetzten Rahmen eingefaßt, womit die Republik Maria von Medicis ein Geschenk gemacht hatte.

Ich gehe nun zu dem andern Saal über, der an den Saal der sieben Kamine, welchen wir eben verlassen, anstößt.

Die Folge von Schmelzmalereien der Schule von Limoges befindet sich in den Schaukästen rechts, wenn man eintritt, bewahrt. Als, zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, die Liebhaberei an Gold- und Silbergefäßen und Schmelzarbeiten in schwarzer Kunst die Schmelze in holbrelabenee Arbeit und die Goldschmiedeproducte Limoges in emaillirtem Kupfer verdrängt hatte, da mußten die limousinischen Schmelzer es sich angelegen lassen seyn, eine neue Anwendung der Schmelze zum Schaffen bildlicher Gegenstände zu ersinnen, und es gelang ihren Forschungen, die eigentliche Schmelzmalerei auf Metall zu entdecken. Es befinden sich über 400 Schmelzarbeiten der Meister von Limoges in der Sammlung, von dem Ursprunge der Kunst an bis zu ihrem Verfall.

In einem Schranke, zunächst desjenigen mit den Schmelzen und in zwei Schaukästen vor den Fenstern, befinden sich die Schnitzarbeiten von Elfenbein und Holz und die gläsernen Kunstsachen. Die beiden großen Schränke der Eingangsthüre gegenüber enthalten die Kunstproducte in Irdengut.

In dem ersteren gewahrt man zuvörderst die Töpferarbeiten, welche sich aus den Fabriken herschreiben, die von den Arabern in den verschiedenen Theilen Spaniens, die sie ihrer Herrschaft unterworfen hatten, angelegt worden waren, und die sie bis zu ihrer Vertreibung aus Spanien, unter Philipp III., zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, in ihren Händen behalten hatten. Diese Töpferwaaren machen sich sofort durch ihre gelbweiße Glasur und einen metallisch schillernden Glanz kenntlich.

Hieraus kommen die schönen Fayencen der italienischen Fabriken des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, nach dem Datum ihrer Fabrication geordnet. Die ältesten müssen sich ungefähr von 1480 herschreiben. Die Sammlung des Louvre in diesem Irdengute, Mezza-majolica genannt, umfaßt die verschiedenen Perioden seiner Fabrication. Die ausgezeichnetsten Arbeiten dieser Gattung sind die von Giorgio Andreoli, der im Jahr 1485 zu Gubbio in Thätigkeit war, und von Francesco Xanto, der in den Jahren 1530 bis 1550 zu Urbino lebte.

Guidobaldo II. ermuthigte, als er im Jahr 1538 regierender Herzog von Urbino geworden war, die Majolicafabriken, welche einen Hauptglanzpunkt der Städte seiner Staaten ausmachten, in jeglicher Weise. Um aus den Erzeugnissen seiner Fabriken wahre Kunstwerke zu machen, bot er alles auf, den Styl der Malereien zu verbessern. Er verschrieb zu dem Ende eine Menge Originalzeichnungen Raphaels und seiner Schüler, um sie als Muster an die Maler der Töpferarbeiten zu vertheilen. Bald genügte es ihm selbst nicht mehr, nur Copieen bekannter Werke zu besitzen, und er berief Battista Franco, einen venezianischen Maler, der sich besonders auf das Studium der Werke des Alterthums gelegt hatte, und Raphael dal Colle, ebenfalls ein talentvoller Künstler, lediglich zu dem Zwecke an seinen Hof, Zeichnungen für die Majolicafabriken anzufertigen. Das Louvre besitzt eine Menge sehr schöner Stücke aus jener Zeit. In Hinsicht auf die Zeichnung übertreffen diese Malereien diejenigen, welche sich von vor der Regierung Guidobaldo's herdatiren, bei weitem, im Colorit aber stehen sie diesen nach; sie haben nicht mehr den schillernden Metallglanz, den die Italiener sich von den spanisch-arabischen Fayencearbeiten zu eigen gemacht hatten, auch nicht das Rubinenroth, wovon die Töpfer Pesaro's seit 1480 Gebrauch machten, und das sich späterhin bei den Arbeiten Giorgio's und Xanto's wiederfindet. Neben den ausgezeichneten Malern gab es auch geschickte Modellisten, und es sind Vasen von einer so zarten Form auf uns gekommen, daß sie den schönsten Arbeiten des Alterthums in dieser Art an die Seite gestellt werden können.

Der Schrank, welcher zu dem Schranke mit den italienischen Töpferarbeiten gehört, enthält eine zahlreiche und sehr mannigfaltige Sammlung der emaillirten Fayencen von Bernard Palissy. Zu der Zeit, wo die italienischen Majoliken den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hatten, hatte dieser geniale Mann Frankreich mit Irdenerzeugnisse einer ganz neuen Art beschenkt, welche dem Töpfergute des Auslandes in keiner Weise nachgeahmt waren. Die Geschichte Palissy's und seiner Werke ist populair geworden, und seine Fayencen sind zu bekannt, als daß eine weitere Angabe über sie Noth thäte.

Die Haupt-Personen einiger Dramen des Dr. Karl Gutzkow.

3.

Pugatschow. *)

Im Monat September des Jahres 1773 brach an den südöstlichen Grenzen Rußlands zwischen den Flüssen Wolga und Jaik ein furchtbarer Aufstand aus, der das ganze Reich zu erschüttern drohte; dies war die Empörung Pugatschow's.

Die Kosaken am Jaik, ein Zweig der donischen und seit Anor Michael Feodorowitsch den russischen Heeren unterworfen, lebten vor Peter dem Großen in ihrem entlegenen reichen Lande in aller Freiheit der Kosaken: sie wählten selbst ihre Atamane und Aeltesten, wußten nichts von Steuern und Abgaben, leisteten nach den Vorschriften der Behörden zu Astrachan ihren leichten Dienst, befuhren frei das kaspische Meer, plünderten die persischen Handelsschiffe, und erhielten nicht selten strenge Verweise von dem Hofe zu Moskau. Um ihre Willkühr zu zügeln, stellte Peter das Heer am Jaik unter das Kriegscollegium, erließ Vorschriften, welche den Dienst genau bestimmten und ernannte selbst den Ataman. Die Kosaken empörten sich und wollten in die Kirgisensteppen flüchten, aber Peter zwang sie zur Unterwerfung.

Indessen konnte das Andenken an die alte Freiheit nicht so schnell verschwinden, und in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fanden am Jaik häufig Unruhen statt. Am stärksten brachen sie aus in den letzten Jahren der Regierung Anna's und im Anfange der Regierung Katharina's. In dem Jahre 1771 mußte man Truppen zur Bewältigung der Aufrührer abschicken; sie wurden nach längerem Kampfe unterworfen, die Stelle eines Atamans aufgehoben, und seine Gewalt dem Militairbefehlshaber am Jaik übertragen. Die Kosaken unterwarfen sich der Nothwendigkeit,

*) So, und nicht Pugotschew, lautet der Name im Russischen.

Digitized by Google

murrten aber mehr wie je, und warteten nur auf einen Anführer, um zu ihrer alten Freiheit zurückzukehren. Dieser zeigte sich bald.

Nach dem Tode des unglücklichen Kaisers Peter III. *) versuchten es mehrere Abenteurer als der Gemahl Katharina's II. aufzutreten.

Ein Schuhmacher aus Woronetz war der Erste, der in dem Jahre 1767 dieses Wagestück unternahm. Sehr bald ergriffen, büßte er sein Vorhaben mit dem Leben. Ein flüchtiger Soldat, Namens Czernitscheff, hatte in dem Jahre 1767 die gleiche Verwegenheit; er wurde, als er eben von einem Popen gekrönt werden sollte, festgenommen und hingerichtet. Dieses hinderte nicht einen Arzt, mit Namen Stepanoff, sich für Peter III. auszugeben. Obgleich lebhaft verfolgt, gelang es ihm doch zu entkommen und derselbe erschien nicht wieder. Ein Leibeigener der Familie Woronzoff war in dem Jahre 1772 weniger glücklich. Nachdem derselbe in den Steppen, welche den Don von der Wolga trennen, eine große Anzahl Kosaken versammelt hatte, erklärte er denselben, ihr rechtmäßiger Kaiser zu sein, und ließ sich von ihnen den Eid der Treue leisten. Indessen, sehr bald ohne Widerstand festgenommen, und nach fruchtlosen Versuchen, ihn zu befreien, endete derselbe unter der Knute. Ein Gefangener aus Irkuzk in Sibirien spielte in demselben Jahre eine ähnliche Rolle mit gleich ungünstigem Erfolge wie seine Vorgänger. Aber ein sechster Abenteurer sollte der furchtbarste werden. Dieser war Jemilian **) Pugatschow, der Sohn eines Kosaken, geboren 1726 zu Simovey, einem Dorfe am Don. Er hatte in dem siebenjährigen Kriege gegen Preußen und dann in den Feldzügen gegen die Türkei gedient. Eines Tages beauftragt, einem General, der eben von seinem Stabe umgeben war, eine Depesche zu überbringen, vernahm er, wie sämmtliche Officiere ihre Verwunderung über die ungemeine Aehnlichkeit des Kosaken mit dem verstorbenen Kaiser laut werden ließen. Diese Zufälligkeit war hinreichend, in Pugatschow die kühnsten Pläne zu erwecken. Er entfloh, wanderte in den Gehöften am Jaik umher, schmähte auf die Anordnungen der Regierung, und suchte die Unzufriedenen zu bewegen, sich unter dem Schutz der Pforte zu stellen. Er wurde ergriffen, nach Kasan geführt und zur Zwangsarbeit nach Sibirien verbannt. Kurz vor der Vollstreckung des Urtheils entfloh derselbe und erschien von neuem in den Gehöften am Jaik. Dort war inzwischen ein hinterlistiger Anschlag entworfen worden. Einige unternehmende Verbrecher, gemeine Kosaken, kamen auf den Einfall, das Moskowiterland, wie sie sich ausdrückten, vermittels eines Usurpators in Verwirrung zu bringen. Sie wußten, daß schon mehrmals unternehmende Abenteurer, wie die oben genannten, an dem Don und in der Ukraine Leichtgläubige auf das Gerücht, Kaiser Peter III. lebe noch, zu hintergehen gesucht hatten. Die Pläne waren mißlungen; aber in einem so entfernten Lande, unter einem wenig gebildeten Volke hofften die Uebelgesinnten auf Erfolg, und wählten Pugatschow, als den kühnsten, verwegensten und unternehmendsten von allen Kosaken, zu ihrem Werkzeuge. Ueberdies vermutheten sie, er werde sich in den Feldzügen gegen die Türken und Polen Kenntnisse im Kriegswesen erworben haben. Er wagte es, den Namen Kaiser Peter III. anzunehmen, und begann seine abenteuerliche Laufbahn im September des Jahres 1773.

Trotz der Plumpheit des ganzen Planes wurde derselbe doch anfänglich durch unglaublich rasche Erfolge begünstigt. Pugatschow gebot bei seinem Beginnen nur über dreihundert Mann; sammelte jedoch bald gegen dreißig tausend Aufrührer um sich, nahm in kurzer Zeit fast sämmtliche Städte und Festungen am Ural ein, und setzte die Baschkiren, Kalmücken und Kirgis-Kaisaken in Aufstand. Die Hauptursache seiner Erfolge war der Mangel an Umsicht und an rechtzeitigem Einschreiten der Ortsbehörden, namentlich des Gouverneurs von Orenburg, Rheinsdorp, eines eifrigen, aber schwachen und beschränkten Generals. Derselbe besaß die Mittel, der Empörung mit Nachdruck entgegen zu treten, gewährte ihr aber Zeit, in hellen Flammen aufzuloderen und vermochte dann trotz aller Anstrengungen nicht, derselben Einhalt zu thun.

General Kare, der von Petersburg nach Rheinsdorp zu Hülfe gesandt wurde, machte das Uebel voll. Er war in der gewissen Ueberzeugung, die ganze Sache mit einem Schlage zu beendigen, nach dem Ural gekommen, unterließ es aber die durch die Umstände gebotenen Maaßregeln zu treffen, vernahm mit Schrecken die Zahl der Empörer, stellte sich krank, verließ das Heer und ging nach Moskau. Pugatschow gewann Zeit sich zu verstärken, wobei er noch einen anderen wichtigen Umstand zu seinem Vortheil benutzte. Die Kosaken vom Jaik, größtentheils Altgläubige wie er selbst, fürchteten ihre Bärte zu verlieren, in welcher Hinsicht bereits ein Gerücht umlief, und vernahmen mit Freude, daß der vermeintliche Kaiser ihnen das Tragen des Bartes und fortwährende Freiheit bewillige. Das ganze Heer am Jaik gerieth in Aufstand, die Bewegung verbreitete sich rasch von dem Ural nach der Wolga und bald herrschte in Kasan Schrecken und Verwirrung.

Die Kaiserin erkannte die Unerläßlichkeit entscheidender Maaßregeln. General Bibikoff, ein durch glänzende Thaten in Polen bekannter Mann, wurde von ihr mit der Unterdrückung des Aufstandes beauftragt. Er begab sich nach Kasan, beruhigte die Gemüther, sammelte ein starkes Heer, wählte geschickte Unterbefehlshaber, und beeilte sich vor Allem, die Städte Jaizk, Orenburg und Ufa zu entsetzen, welche durch die Empörer hart bedrängt waren. Die klugen Maaßregeln des eben so geschickten als thätigen Heerführers ließen ein nahes Ende der Unruhen erwarten. Der Oberst Michelson rettete Ufa; General Mansurow befreite Jaizk; Fürst Golitzyn schlug Pugatschow selbst unter den Mauern Orenburgs und jagte ihn in die Steppe an den Ufern des Tobol. Der Aufruhr war dem Erlöschen ganz nahe, als ein unerwarteter Umstand den Dingen plötzlich eine andere Wendung gab.

Bibikoff starb in der Blüthe seiner Jahre und seiner Kraft; sein Nachfolger, Fürst Schtscherbatow, verstand es nicht, den Feind völlig zu vernichten, und ließ ihm durch langes Unthätigsein Zeit sich zu verstärken. Nur von der schwachen Abtheilung Michelsons verfolgt, warf Pugatschow sich in die Umgegend der ural'schen Bergwerke, bemächtigte sich der Kassen, wiegelte die Hüttenleute

*) Peter III. bestieg, nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth, am 5. Januar 1762 den Thron, ging desselben aber bereits durch die in der Nacht vom 8. auf 9. Juli 1762 ausgebrochene Empörung, die von den Garden, der Geistlichkeit und den Großen erregt worden war, wieder verlustig. Derselbe entsagte der Krone am 10. Juli, konnte jedoch hierdurch nicht sein Leben retten; sein Tod erfolgte, wie man sagte auf gewaltsame Weise, zu Ropscha am 14. Juli 1762.

**) Man findet diesen Vornamen, wiewohl unrichtig, auch: Demelka und Ilhelman geschrieben.

Digitized by Google

auf, ließ Kanonen gießen, rief Baschkiren, Tartaren und Kalmücken herbei und zog nun von dem Quellenland der Usa mit zahlreichen Schaaren gegen Kasan. Dieses hatte nur eine schwache Besatzung; der Befehlshaber desselben verlor vor Schrecken den Kopf und verschloß sich mit ihr in dem elenden Kreml, wohin auch die städtischen Einwohner, die keine Hoffnung auf Rettung mehr hatten, sich begaben. Pugatschow bemächtigte sich ohne Mühe der Stadt, brannte sie gänzlich nieder und rüstete sich die Festung zu stürmen, um nach ihrer Einnahme geradewegs nach Moskau zu ziehen.

Erschüttert durch das Unglück Kasan's, erklärte die Kaiserin dem Reichsrathe, daß sie selbst den Oberbefehl über das Heer übernehmen werde, um das Reich zu retten. Graf Nikita Panin brachte sie nur mit Mühe von diesem Entschlusse ab; sein Bruder, Graf Peter, der Sieger von Bender,*) der bisher vom Hofe entfernt gelebt hatte, bot sich aus Rücksicht für das Wohl des Staates an, das Werk Bibikoff's zu vollenden. Während der neue Heerführer Maaßregeln zur Sicherstellung Moskau's ergriff, und eine bedeutende Streitmacht sammelte, hatte der tapfere Michelson bereits den Unhold vernichtet. Als er die Bewegung Pugatschow's gegen die Wolga erfuhr, folgte er demselben rasch, erreichte ihn im Angesicht des brennenden Kasan, und begann, trotz der großen Ungleichheit der Streitkräfte, unverzüglich den Kampf. Dreimal wurde die Schlacht erneuert und jedes Mal siegte Michelson. Die Empörer zerstreuten sich.

Pugatschow warf sich jetzt auf das rechte Wolgaufer, verbreitete seine Manifeste, brachte theils durch Schrecken, theils durch Lockungen das ganze Wolgagebiet in Aufstand, und wollte nun gegen Moskau ziehen, wo seine Mitverschworenen ihm das vollständige Gelingen seiner Unternehmung in Aussicht stellten. Der unermüdliche Michelson verlegte ihm den Weg bei Arsamas,**) und jagte ihn wie ein furchtbarer Rächer an der Wolga hinab, ohne ihm auch nur eine Minute Ruhe zu lassen. Pugatschow gab jeden Gedanken an Moskau auf, und wollte sich nach der Türkei oder Persien durchschlagen; er floh eiligst, verheerte auf seinem Wege alle Dörfer und Städte, darunter Pensa***) und Saratow,†) und schon befand er sich nur noch einige Märsche von Astrachan, von wo aus er ohne Mühe auf das Meer hätte gelangen können. Michelson erreichte ihn unterhalb Zarizyn,††) schlug ihn auf's Haupt, warf ihn über die Wolga, und jagte ihn in die Steppen. Hier, in der Nähe eines großen See's, wurde derselbe von den Truppen umringt, welche auf Anordnung des Grafen Panin von allen Seiten sich zusammen gezogen hatten.

Von Suworow verfolgt, der den Oberbefehl über die Abtheilung Michelson's übernommen hatte, erkannten die Genossen Pugatschow's, daß keine Hoffnung vorhanden sei, aus den ihnen gestellten Netzen zu entkommen. Täglich verminderte, während des Verweilens an den Ufern des Usen, sein Heer sich durch die große Anzahl heimlich Entweichender. Dabei war der auf Pugatschow's Kopf gesetzte Preis von hundert tausend Silberrubeln zu anlockend. Die glänzenden Versprechungen, welche man seinen Anhängern machte, blieben nicht ohne Wirkung auf dieselben und bewogen endlich seinen besten Freund, Antizoff, so wie drei andere seiner Vertrauten, ihm den Vorschlag zur Niederlegung der Waffen zu machen. Statt jeder Antwort zog er einen Dolch aus dem Busen und drohte ihnen mit demselben; diese aber, um der Gnade der Regierung theilhaftig zu werden, bemächtigten sich in dem nämlichen Augenblicke seiner, knebelten denselben und überlieferten ihn so dem Befehligenden in Jaizk. Von dort führte man ihn gegen Ende des Monats November 1774 nach Moskau, wo er bald darauf hingerichtet wurde.

Die hiernächst von Panin ergriffenen sehr wirksamen Maaßregeln beruhigten die südöstliche Grenze des Reiches. Katharina wollte sogar die Namen der Kosaken vom Jaik vertilgen, und befahl, daß künftig der Jaik Ural genannt werden solle. Die Kaiserin bezeigte bei dem Empfange der ersten Nachricht von der Bewältigung Pugatschow's eine große Freude. In einem über dieses Ereigniß an Voltaire gerichteten Briefe äußerte dieselbe unter Anderem: „Nächst Tamerlan hat kein Verbrecher dem Menschengeschlechte größere Uebel zugefügt.“ In der That hatte Pugatschow in dem Laufe seiner Unternehmungen den wildesten Charakter entwickelt. Männer, Frauen, Kinder, Officiere, Soldaten, Alles was ihm in die Hände fiel, wurde unbarmherzig und oft mit der ausgesuchtesten Barbarei ermordet. Er überließ selbst die Häuser Derjenigen, die er auf das Beste empfing, der Plünderung und Verwüstung.

Es ist oft erwähnt worden, daß bei dem Prozesse Pugatschow's keine Merkmale sich herausgestellt hätten, die darauf hindeuteten, daß er das Werkzeug irgend einer fremden Macht gewesen sei, noch, daß er Mitschuldige von einem höheren Stande als der seinige gehabt habe. Doch dürfte wenigstens die Frage aufzuwerfen sein: wie dieser gemeine Wütherich, der weder schreiben noch lesen konnte, dazu gekommen sei, die Worte zu wählen, welche die mit seinem Bildnisse geprägten Münzen trugen: „Petrus III., redivivus et ultor;“ Peter III., der wieder Lebende und Rächer.

So war Pugatschow. Ein ganz anderes Bild desselben hat dagegen Gutzkow in seinem Drama geliefert. Die Vergleichung des theatralischen Helden mit der geschichtlichen Person wird Leser und Zuschauer zu der richtigen Beurtheilung führen. Muthmaßlich dürfte Gutzkow den Stoff zu seinem Drama aus einem in dem Jahre 1809 in Paris mit dem Titel: Histoire de Pugatschew; par Mlle. Adélaide Hordé, in zwei Bänden erschienenen Romane, der reich an Erdichtungen ist, entlehnt haben. N—n.

*) In der jetzigen Provinz Bessarabien.

**) In dem Gouvernement Nischegorod.

***) Hauptstadt des Gouvernements gleichen Namens.

†) Zu der Zeit als Saratow verwüstet wurde, in dem Anfange des Jahres 1773, befand sich daselbst, eben mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, der petersburger Astronom Georgi Lowitz, ein Deutscher, 1722 zu Fürth geboren. Der Wütherich Pugatschow ließ ihn festnehmen, auf Piken gesteckt in die Höhe heben, damit, wie er sagte, derselbe den Sternen näher sei, und ihn dann pfählen.

††) In dem Gouvernement Saratow.

Valeria. Tragödie in fünf Acten von Dr. Rudolf Gußmann. Leipzig, Druck von Otto Wigand. 1853. (IV u.) 109 Seiten. 16.

Diese Tragödie, die in dem östlichen Theile der Römerherrschaft während der letzten Jahrhunderte ihres Bestehens spielt, hat

Digitized by Google

eine Frau zur Hauptheldin, deren Schicksal in der That von hohem Interesse ist, und schon im vorigen Jahrhundert den berühmten Geschichtschreiber des verfallenen Römerreiches zu dem Ausspruche veranlaßte, daß „ihre melancholischen Abenteuer einen ganz vorzüglichen Gegenstand für eine Tragödie abgeben könnten.“ *) Valeria ist die Tochter jenes ruhmreichen Kaisers Diocletian, der, nachdem er 18 Jahre lang die zahlreichen, über drei Erdtheile ausgedehnten, Provinzen seines großen Reiches mit Weisheit und Mäßigung beherrscht hatte, wie einst Sulla, aber mit schuldloserem Herzen, Purpur und das von ihm zuerst eingeführte, Diadem von sich that, und sich in die ländliche Einsamkeit begab, um dort die friedlichen Beschäftigungen des Ackerbaues mit denen der Philosophie zu vereinigen. Sollte man nicht, nebenbei sei es gesagt, in diesen antiken Persönlichkeiten die Vorgänger jener mittelalterlichen Fürsten und Kriegshelden erkennen, die, nachdem sie muthig den Kampf des Lebens getragen, ihre letzten Jahre in den Mauern eines Klosters beschlossen, jene von Carlmann, dem Bruder Carls des Großen, bis zu Karl V. sich erstreckende Reihe charaktervoller Menschen, denen die Wirklichkeit nicht genugthat? Als Diocletian sich nach Salona zurückzog, glaubte er wenigstens über das Schicksal seiner Tochter Valeria, welche er dem, nach der neuen von ihm eingerichteten Administration des Reiches, zum Cäsar erhobenen, und jetzt durch seine Abdankung Augustus gewordenen, Galerius vermählt hatte, beruhigt sein zu dürfen. Allein Galerius genoß seines hohen Ranges nicht lange, er starb, und sein Nachfolger, der bisherige Cäsar Maximin, den er, mit Uebergehung berechtigterer Bewerber, aus einem Hirten und Krieger zum Mitbeherrscher des Reiches gemacht hatte, war eine zu niedrig sinnliche Natur, um gegen die kaiserliche Wittwe ein achtungsvolles Benehmen zu beobachten. Schon hatte diese edle Frau ein Beispiel von Selbstverläugnung gegeben, das wohl von Wenigen ihres Geschlechts nachgeahmt werden möchte, — noch bei Lebzeiten ihres Mannes hatte sie einen illegitimen Sohn desselben, Candidianus, an Kindesstatt adoptirt. Kaum war aber Galerius gestorben, als der neue Augustus, von gleicher Begier nach den Schätzen und nach der Person der Wittwe getrieben, unbekümmert darum, was mit der eignen Gattin werden sollte, um ihre Hand anhielt. Ihre Antwort war so, sagt Gibbon, wie es sich für die Tochter und Wittwe von Kaisern ziemte. Jetzt verwandelte sich die Liebe des Maximin in Wuth, und Mittel und Wege dieselbe auszulassen, waren in jenen Zeiten für einen Mächtigen nicht schwer zu finden. Unter allerlei Vorwänden wurde bald das sämmtliche Vermögen der Valeria confiscirt, ihre ganze Dienerschaft eingekerkert, sie selbst mit ihrer Mutter Prisca in die Wüsten Syriens verbannt. Vergebens bat ihr Vater Diocletian, daß man seiner Tochter wenigstens erlauben möchte, zu ihm nach Salona zu kommen; da er keine Macht mehr hatte, wurde er auch nicht gehört. In jenen Zeiten raschen Glückswechsels blieb indeß dem Unglücklichen stets der Trost, daß die Macht seines Unterdrückers nicht von allzu langem Bestande sein werde, und so schienen auch die Hoffnungen der Valeria neu zu erwachen, als Maximin im Kampfe gegen seinen Mitaugustus Licinius gefallen war. Es gelang den Frauen, aus Syrien zu entfliehen, und sich an den Hof des Licinius zu begeben. Licinius trat Anfangs versöhnlich auf, und so konnten sie hoffen, einem besseren Schicksale entgegenzugehen. Allein bald zeigte derselbe einen ganz anderen Character, und sein blutiger Plan, alle Mitglieder der früheren Regentenfamilien auszurotten, trat immer unverhohlener hervor. Noch einmal gelang es den Fürstinnen, in plebejische Tracht gehüllt, von Nicomedia, wo die Residenz des Licinius war, zu entfliehen. Sie entkamen an das europäische Ufer und irrten etwa 15 Monate als Flüchtlinge umher. Endlich wurden sie zu Thessalonica, (dem jetzigen Salonichi) entdeckt, und da das Todesurtheil schon längst über sie ausgesprochen war, augenblicklich enthauptet, ihre blutigen Körper in die See geworfen. „So ward denn,“ schließt der Kirchenvater Lactantius seine Erzählung dieser tragischen Begebenheiten, „diesen Frauen ihre Schamhaftigkeit und ihr hoher Rang zum Verderben.“ —

Diesen düsteren Stoff hat denn der Herr Dr. Gußmann in seiner Tragödie behandelt. Er ist der Geschichte so ziemlich treu geblieben; Valeria, Prisca, Maximin, Licinius, Candidianus, Diocletian, befinden sich unter seinen Personen. Indeß wird man leicht einsehen, daß unter allen diesen nur die Tochter Diocletian's es ist, der ein wahres dramatisches Interesse beiwohnt. Der Lüstling Maximin, der blutgierige Licinius, der ganz bedeutungslose Candidian, sind sicherlich nicht im Stande ein solches zu erregen, und die Rath, welche die beiden Ersteren der Valeria bereiten, ist, wie man aus der vorangehenden Darstellung ersehen wird, offenbar nicht der Art, daß sie dramatische Conflicte hervorrufen könnte. Noch viel weniger Theilnahme vermag uns wohl der Eunuch Lykias, der feile Kuppler des Maximin, einzuflößen. Diese Bösewichter auf Rechnung Anderer sind in der Wirklichkeit schon so widerlich, daß sie auf der Bühne immer die unerfreulichste Wirkung machen; wenn wir dort Bösewichter sehen sollen, so müssen es shakespearesche, ein Jago oder Richard III. sein. Wenn man aber schon dem Narcisse des Racineschen Britannicus das Verfolgen boshafter Plane ohne deutlich hervortretenden Zweck nicht mit Unrecht zum Vorwurf gemacht hat, so trifft derselbe in noch weit stärkerem Grade den Lykias der Gußmann'schen Tragödie, der keine Spur weder von der Geschicklichkeit, noch von der Menschenkenntniß, noch von der Großartigkeit der Auffassungen verräth, die, aus dem Narcisse, trotz der eingestandenen Mängel, noch immer eine sehr interessante Figur machen. —

Ueberdieß bewegen sich noch in dem Stücke eine große Anzahl von Nebenpersonen, die einige Scenen hindurch mit einem schwachen, erborgten Lichte leuchten, um dann bald wieder in ihr Nichts zurückzusinken. Ein Feldherr des Maximinus, Calvisius Rufus, der seinen Herrn verachtet, den Gegner desselben haßt, und nur stark in gesuchten Wortspielen und Vergleichen ist; — eine Lucretia, Tochter dieses Feldherrn, mit der der Pflegesohn Valerias, Candidianus, ein zu Nichts führendes Liebesverhältniß hat, und Feldherren des Licinius. Endlich eine ganze shakespearsche Staffage von Bürgern, Priestern, Kriegern, Volk. Auch an dem shakespearschen Ortswandel fehlt es nicht; die Scene wandert durch Paläste, Gärten, Marktplätze, Kriegslager und Tempel; wir sind bald in Nikomedia, bald in Salona, bald in Byzanz. — Nach Allem glauben wir, daß Herr Gußmann besser gethan hätte, sein Personenverzeichniß bis auf den dritten Theil zu verringern, und sich hauptsächlich die psychologische Entwickelung des Characters

*) „whose melancholy adventures might furnish a very singular object for tragedy.“ Gibbon, History of the Decline and Fall of the Roman Empire Chap. XIV. p. 162 der großen Londoner Ausgabe.

Digitized by Google

der Valeria angelegen sein lassen, die jetzt von den edlen Gestalten des Maximin und des Lykias, den Kriegsberichten des Calvisius, und dem Hin- und Hergerede so vieler anderer Personen in den Hintergrund tritt. Auch das Christenthum ist in diese Dinge gemischt, indem der Kaiser Maximin die Edicte des Diocletian erneuert, und sich gerade dadurch seines besten Beistandes gegen den Mitaugustus Licinius beraubt. Auch bekennen sich Valeria und Prisca zum Christenthume, und geben dadurch dem Maximin den erwünschten Anlaß zur Verfolgung gegen sie. Einen wahrhaft begeisterten Vertreter findet aber das Christenthum in diesem Stücke nicht, und die tieferen Seiten desselben kommen nicht zum Ausdrucke.

Die Sprache dieser Tragödie ist weit davon entfernt die einer dramatischen Dichtung angemessene zu sein. Dem Dialoge fehlt es durchaus an Natürlichkeit, und über den gekünstelten Wendungen, den gesuchten Vergleichen und Bildern, den bald unwürdig niedrigen, bald auf's Höchste geschraubten Ausdrücken desselben verliert man oft die Situation ganz aus den Augen. Der Verfasser hat offenbar viel Phantasie und einen Reichthum origineller, mit großer Lebendigkeit gedachter Vorstellungen, allein seinem Style fehlt es noch durchaus an Ordnung, Klarheit, und vor allen Dingen an Geschmack, und an jenem sichern Tacte, ohne den alle Vorschriften der Aesthetike und alles Studium der Poesie doch nicht wahrhaft wirksam und fruchtbringend werden können. Wir müssen leider gestehen, von keiner einzigen Scene dieser Tragödie lebhaft ergriffen worden zu sein, selbst nicht von der Weigerung der Valeria, trotz der aus ihr sprechenden sittlichen Entrüstung, ebenso wenig von der Opferscene im Tempel des Jupiter, die für Valeria und Prisca mit dem Bekenntnisse des Christenthums endet. Denn wenn in diesen Scenen auch eine Zeitlang die warme Empfindung der handelnden Personen spricht, so wird dieselbe doch nur allzubald durch die verstandesmäßige Klügelei des Dichters abgelöst, der die Masse seiner Personen vornimmt, um unter derselben seine rhetorischen Saltomortalsprünge auszuführen. — *)

Die typographische Ausstattung dieses Werkes ist sehr sauber und elegant. MM.

Handbuch zur Erlernung der holländischen Handelscorrespondenz, nebst den nöthigen Anmerkungen und Sammlung der nöthigsten Formulare von L. Rynevеld, Lehrer der holländischen Sprache in Bremen. Bremen. Verlag von A. D. Geisler. 1852. XIV u. 128 Seiten. 8.

Der Verfasser überzeugte sich beim Anfang seines Wirkungskreises als Lehrer der holländischen Sprache, daß ein Werk, aus welchem junge Kaufleute Unterricht in dieser Sprache erhalten könnten, ein Bedürfniß sei, und entschloß sich ein solches zu schreiben; ihm fehlte freilich die Kenntniß des kaufmännischen Stils, die Mitwirkung einiger Bremer Kaufleute erleichterte ihm jedoch die Ausführung seines Entschlusses. So haben wir denn ein Buch erhalten, daß gewiß seinen Zweck erfüllen und Allen, die mit holländischen Häusern in Handelscorrespondenz stehen vielfach nützlich sein wird. Unter dreißig Rubriken theilt der Verf. 177 deutsche Formulare zu merkantilischen Briefen aller Art, vom Circulare an, mit; die wenigen bekannten holländischen Wörter sind überall beigefügt. Ein holländischer Anhang giebt folgende Schemas: Wisselbrieven. Promesse. Aanwyzing. Kwitancie. Onkosten- en Expeditierekening. Assurantie-Rekening. Retourrekening. Vrachtbrief. Cognossement. Verkooprekening van Goederen. — Voran geht ein Verzeichniß der gebräuchlichsten, ursprünglichen und abgeleiteten Umstandswörter, einiger Verhältnißwörter und der vorzüglichsten Bindewörter.

Druck und Papier sind lobenswerth.

Philine. Ein Roman. Von E. Merx. 2 Bände. Breslau. Verlag von Joh. Urban Kern. 1852. 158 u. 152 Seiten. 8.

Gedachten wir des ersten bis dritten Bandes eines neuen Unternehmens des Hrn. Kern auf dem Gebiete der Romanen-Literatur („Lese-Zirkel für höhere deutsche Belletristik"), welche „Der große Kurfürst und der Schöppenmeister, von Max Ring" enthalten, mit Anerkennung, so finden wir uns dagegen von dem vierten und fünften Bande, dem vorliegenden Romane, weniger angezogen. Die Haupt-Fabel desselben, die Heirath zwischen einem bejahrten, unliebenswürdigen, übrigens ganz braven Manne (Liebermann) und einem fast den Kinderjahren noch nahe stehenden Mädchen (Philine), seiner Schwester Pflegetochter, ist an sich schon ein Stoff, der selbst bei der zartesten Behandlung, die ihm hier nicht einmal stets zu Theil geworden ist, etwas Abstoßendes, ja Widerliches hat. Andere Mitwirkende, ein junger fromm-schwärmerischer Maler und ein leichtfertiger Baron, u. s. w. bringen freilich etwas Abwechselung in die Schilderung der zärtlichen Liebeserklärungen und des wunderlichen Ehestandslebens des alten Herrn Liebermann, aber der eine erweckt zu wenig Theilnahme, der andere Abscheu. Noch eine dritte Person kommt hinzu, ein Pflegesohn Liebermann's, welcher von einer zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reise von ihm zurückgerufen wird. Der junge Mann und die junge Frau treten zu einander in das innigste Verhältniß; die Entdeckung, daß Edgar Philinens Bruder ist, stört es plötzlich. Beide werden ein Opfer dieser Entdeckung, Edgar ein freiwilliges. Liebermann — doch wir wollen den Verf. selbst reden lassen:

„Am Gründonnerstag-Morgen hatte sich eine größere Menschenmenge als gewöhnlich in der katholischen Kirche zu L. versammelt. Man wollte das Gehörte, Unglaubliche selbst schauen.

Während der erste katholische Geistliche am Hochaltar sein Amt verrichtete, Weihrauchdämpfe die Kirche durchzogen, feiervolle Harmonieen erklangen und alle Sinne in eine süße, geistige Trunkenheit versetzten, während alle Gläubigen betend und fürbittend auf den Knieen lagen, sprach Liebermann matt und fast gedankenlos seine erste Beichte in dem Beichtstuhle des Pfarrer Runer.

---

*) So eben lesen wir in dem „Literarischen Centralblatt für Deutschland" von Dr. Fr. Zarncke No. 39, Artikel Poesie eine Beurtheilung dieser Tragödie, die ungefähr zu denselben Resultaten gelangt, wie die hier gegebene.

Digitized by Google

Zusammengesunken in einem dunkeln Winkel der Kirche lag seine weinende Schwester und jammerte leise: „Ach, Bernhard, Bernhard, wie konntest Du das thun! ... Aber — wenn Du Ruhe findest — so wird Gott es Dir vergeben, daß Du Dich von dem Glauben unserer Eltern abwandtest. ... O, Gott, vergieb ihm seinen frommen Irrthum! ... er meint es ja ehrlich und gut — mein armer, lieber Bruder."

Vor dem Hochaltare sang der Geistliche mit gedämpfter Begleitung der Orgel; — Chorknaben schwangen die Räucherbecken; die Wandlung erfolgte.

Unter dem Gesange: „Du, Allerheiligster, rufst mich, ich soll Dich selbst empfahen" — trat Pfarrer Rauer zu einem Altar der heiligen Maria hinan, kniete und betete; — jetzt trat Liebermann herzu — Schauer der Andacht durchrieselten seine Seele — er sank nieder — und empfing die geweihte Hostie. —

Die katholische Kirche hatte ein Mitglied gewonnen."

Begegnen wir dem Verf., der zu erzählen und gut zu erzählen versteht, auf einem anderen Wege, so wollen wir ihn freudiger begrüßen.

Für die äußere Ausstattung ist auch bei diesen Bänden des „Lese-Zirkels" bestens gesorgt. H.

Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz von Jeremias Gotthelf. Dritter Band. Berlin. 1852. Verlag von Julius Springer. 372 Seiten. 8.

Den ersten beiden Bänden dieses Werkes, das sich viele Freunde erworben hat, schließt sich diese Sammlung von Erzählungen, die freilich schon frühre anderweitig gedruckt sind, aber von denen die meisten wol wenigen Lesern bekannt geworden sein möchten, als dritter Band an. Unsere Vermuthung, daß die meisten dieser Aebelten Jeremias Gotthelf's nicht zur allgemeinen Kunde gelangt, beruht darauf, daß sie in Zeitschriften ꝛc. erschienen, die in deutschen Lesecirkeln ꝛc. nur sparsam oder gar nicht gefunden werden; sie sind nämlich enthalten in den „Elsässischen Neujahrsblättern, 1847", „Alpenrosen, 1850 und 1851", und der „Neuen illustrirten Zeitschrift für die Schweiz, 1851"; die übrigen lasen wir schon in Rieeitz's „Volkskalender" für 1851 und 1852, und in Steffens' „Volkskalender" für 1847 und 1848.

Die fünf uns neuen sehr interessanten Erzählungen und anziehenden Bilder sind: Der Besuch auf dem Lande. Segen und Unsegen. Wahlängsten und Nöthen des Heren Böhneler. Sage vom Meyer auf der Matte. Das Erdbeeri Mareili.

Die vier bekannten: Ein deutscher Flüchtling. Wurst wider Wurst. Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken. Der Besenbinder von Rychiswyl.

Auch ohne besondere Empfehlung wird diese Zusammenstellung sich schon ihren Weg bahnen, um so mehr, da viele Leser oft nach einer geistigen belehrenden Unterhaltung verlangen, die keine ununterbrochene Aufmerksamkeit fordert; wir können jedoch nicht unterlassen zu bemerken, daß uns Jeremias Gotthelf mit solchen kürzeren Leistungen, bei welchen der ihnen zugemessene Raum, wenn auch an sich trefflichen Abschweifungen, die den Fortgang der Geschichte hemmen, nicht gestattet, vorzugsweise willkommen ist. Die Kürze schadet, wenn Menschenschilderungen von so gewandter Hand, wie die des Verfassers, entworfen werden, denselben nicht, ja läßt sie oft noch klarer und characteristischer hervortreten.

Druck und Papier sind saubre; der Preis (dies gilt von allen in Hrn. Julius Springer's Verlag erscheinenden Schriften Jeremias Gotthelf's) ist billig. Hoffmann.

Miscellen.

In der Bibliothek des Grafen Adam v. Moltke (m. s. die Anzeige des Katalogs derselben in Nr. 86) befindet sich (Nr. 5. 7. 41. 42.) ein Exemplar von Baggesen's „Ungdomsarbeider", mit dessen eigenhändigen Zuschrift: „Meinem glücklichem Adam, Graf v. Moltke, zum Andenken der Nacht zwischen d. 4. und 5. May 1797 der unglückliche Baggesen. Kiel." — Niebuhr hat in ein Exemplar (Nr. 825) der von ihm 1816 herausgegebnen Reliquiae des M. Corn. Fronto geschrieben: „An meinen Moltke. Ein Besseres vermochte ich nicht mehr." — Von Gleim's „Amor und Psyche 1796" ist ein Exemplar (Nr. 4755) mit den handschriftlichen Worten: „vom alten Gleim zu Halberst. d. 25. July 1798" vorhanden; auch (Nr. 4807) die „Zeitgedichte vom alten Gleim: Als Handschrift für Freunde. 1792." — Besonders machen wir auch noch auf Nr. 4090 des Katalogs aufmerksam: „Saxo Grammaticus. Hist. dan. lib. 16. Steph. Johannis Stephanius recogn., not. uberiorib. illustr. Sorae, typ. et sumptibus Joachimi Moltkenii, 644. (Notae m. bes. Tit. 1645.) F. Mit viel. lat. handsche. Anmerk. zum Text und Comment. Scharf, namentlich unten, beim neuen Einbinden beschnitten. Vorne 47 SS. handsche. Notabilia historica tum vet. tum nostri aevi, interess. Notiz. zur schlesw.-holst. Gesch., angef. 1655 in Oldesloe v. Matthias Paysen, geb. zu Husum 1621 d. 13. Apr., nebst sein. vit. curricul. Hinten 47 SS. handschr. lat. u. einige deutsche Gedichte u. Epigramme v. demselb." — Als sehr selten und wegen ihrer Seltenheit 1850 in neuem Abdruck (welcher auch in diesen Blättern ausführlich besprochen) erschienen, ist die von Schiller herausgegebene „Anthologie auf das Jahr 1782. Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko" (Nr. 4754) bezeichnet. — Bei Forkel's Schrift: „Ueb. J. S. Bach's Leben, Kunst und Kunstwerke. M. Bach's Bildn. u. KK. Lpz. 1802." 4., (Nr. 4751) befindet sich hinten eine handschriftliche Stammtafel der Familie Bach, aus 59 Personen bestehend. —

Ein Engländer, Namens J. F. Malins, von Chipping Norton, hatte kürzlich gewettet, daß er binnen sechs Mal einmal zwei kleine Aepfel, die er in die Luft werfen wolle, mit seiner doppelläufigen Flinte anschießen werde, nachdem er diese rücklings vom Boden aufgenommen habe, und er führte dies Experiment schon mit dem zweiten Male aus.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄTS

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 88. Mittwoch, den 3. November. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Patient wider Willen, oder: So muß man die Männer bezahlen. Lustspiel in einem Aufzuge. Von Fritz von Fr. Seite 685
Die unsichtbare Kirche. Von Heinrich Zeise ..... „ 688
Literatur:
F. A. v. Chateaubriand's Denkwürdigkeiten. Von Jenseits des Grabes. Deutsch von Dr. L. Meyer ..... „ 689
Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation ..... „ 691
Miscellen ..... „ 692

Der Patient wider Willen,
oder:
So muß man die Männer bezahlen.

Lustspiel in einem Aufzuge.

Frei nach dem Polnischen des J. Korzeniowski
von
Fritz von Fr.

Als Manuscript gedruckt.

Personen:

Paul von Steinheim, Gutsbesitzer.
Sophie, dessen Frau.
Hermine, deren Freundin.
Doctor Heilsberg.
Frau Schweigsam, Besitzerin des Gasthofs zur Rose.
Suzette, Herminen's Kammermädchen.
Joseph, Steinheim's Diener.
Ein Kellner.

Ort der Handlung: Der Gasthof zur Rose in einer Provinzialstadt.

Scene I.

(Steinheim tritt schnell aus der Thür zur Linken; hinter ihm Frau Schweigsam.)

St. Ich wiederhole Ihnen nochmals, meine gute Madame Schweigsam, daß mich die Zimmer nicht vollkommen zufrieden stellen. Für einen so treuen Anhänger Ihres Hauses sollten Sie sich doch ein Bischen mehr anstrengen.

Sch. Aber Du mein Gott, was soll ich denn noch weiter thun? — Ich habe ja die besten Möbeln hergegeben! — Eine Bettstelle von Mahagony, Komode, Schenk und Waschtisch von dito, Sopha und Stühle mit Sammt überzogen und à l'anglaise gepolstert, Toilette- und Arbeitstischchen von Polixander; alles feisch aus dem ersten Magazin der Residenz — Ich weiß wahrhaftig nicht, was du noch fehlen sollte. — Darin könnte ja eine Prinzessin wohnen.

St. Das ist alles wahr, gute Frau, aber sehen Sie, ich möchte so etwas ganz Apartes haben, Eleganz und Comfort.

Sch. Comfort? — Wo soll ich denn den hernehmen? — Denken Sie, das hat man so, eins, zwei, drei, gleich bei der Hand, wie in der Hauptstadt?

St. Haben Sie nicht vielleicht ein paar seidene Vorhänge, die man über der Thür anbringen könnte?

Sch. Vorhänge? — Ueber der Thür? — Ei warum nicht gar.

St. Das verstehen Sie nicht, gute Frau. Portièren sind jetzt sehr en vogue und schmücken das Zimmer ungemein.

Sch. Nu, das sollte mir fehlen, meinen sauer erworbenen Verdienst in solche Sachen zu stecken. — Ich bitte seidene Vorhänge! — und noch dazu über der Thüre — nein, so hoch wollen wir uns in der Provinz doch nicht versteigen.

St. Auch die Blumen fehlen; die hätten Sie doch wahrlich besorgen können. Ein Paar Vasen mit Rosen, Kamelien, Hyacinthen und dergleichen sind doch gewiß hier aufzutreiben.

Sch. Ja wohl, und vielleicht auch noch ein paar Sterne vom Himmel dazu (tritt vor Steinheim und legt verwundert die Hände zusammen), sagen Sie mir nur, Herr von Steinheim, wem alle diese Eleganz, diese Aufmerksamkeit und der — na, wie heißt denn das Ding gleich — der — Comfort gelten sollen. Seit zwei Tagen sind Sie fortwährend in Bewegung, wie eine Motte um das Licht und lassen mich mit Ihren Forderungen und Rath-

Digitized by Google

ſchlägen keinen Augenblick in Ruhe. — Soll ich Ihnen ſagen, was ich mir dabei denke?

St. (lächelnd). Nun?

Sch. Daß alle dieſe Vorbereitungen nicht der Frau von Steinheim gelten.

St. (verwundert). So!

Sch. Freilich, denn für die Frauen ſetzen ſich die Ehemänner nicht auf dieſe Art in Koſten.

St. Weil die Frauen ſo vernünftig ſind, dies von ihren Männern nicht zu verlangen.

Sch. Nun ja, was ſollen ſie auch machen? Gott bewahre! — Eine ſolche Wirthſchaft. — Ach, die Männer, die Männer!

St. (giebt ihr Geld). Ich denke, meine Madame Schweigſam, Sie haben ſo viel mit Ihrer Haushaltung zu thun, daß Sie ſich um meine Angelegenheiten weiter nicht bekümmern. Sorgen Sie wenigſtens für ſchöne Blumen, denn die Dame, welche hier wohnen wird, iſt eine große Freundin davon.

Sch. (das Geld zählend). Nun, ich werde ſehen. — Wann ſoll denn die Dame eintreffen, wenn man fragen darf?

St. Ich erwarte ſie jeden Augenblick — ſie iſt leidend, meine gute Madame Schweigſam, und will hier die Cur gebrauchen.

Sch. Oh weh, da wird für mich nicht viel abfallen. Kranke ſind immer die ſchlechteſten Gäſte; die klingeln in einem fort, und verlangen ſie etwas, ſo iſt es Fleiſchbrühe, Thee oder Waſſer zu einem Fußbade.

St. Nun, ſo ſchlimm iſt es bei der nicht, Sie können im Gegentheil immer einige Leckerbiſſen in Vorrathſchaft halten. Aber, aber — wäre es nicht möglich, das Fortepiano, worauf Ihre Tochter ſpielt, noch dort aufzuſtellen?

Sch. I wo denken Sie hin; ich werde doch wegen ein oder zwei Tagen nicht ſolche Räumereien im Hauſe machen.

St. Nicht doch, Madame Schweigſam, ſie wird mehre Wochen in Ihrem Gaſthofe bleiben. Sie hören ja, daß ſie zur Cur kommt.

Sch. Sie ſind wohl auch der Cur wegen hier, Herr von Steinheim? Sie haben ja, wenn ich nicht irre, dieſen Morgen nach dem Doctor Heilsberg geſchickt? — Weiß denn die gnädige Frau von Dero Unwohlſein?

St. (zieht die Börſe heraus und hält ſie zwiſchen den Fingern). Sind Sie nicht ein wenig zu neugierig, meine Frau Wirthin?

Sch. Ich dächte nicht. Bei mir kehren Kranke und Geſunde ein — wollte ich da über Alles nachfragen, was ich ſehe und höre, Du lieber Gott, wo bliebe da die Wirthſchaft. Im Uebrigen mache ich meinem Namen Ehre und verſtehe auch (ſie ſieht durch die Finger).

St. Deshalb eben ſteige ich ſo gerne bei Ihnen ab.

Sch. Danke gehorſamſt für den Vorzug. Bei mir können Sie ungenirt unwohl ſein und Ihrer kranken Freundin beiſpringen. —
Aber wer iſt denn die arme kranke Dame?

St. Unſrer Nachbarin, und eine Freundin meiner Frau; eine liebe, gute Dame.

Sch. Und für eine ſolche geben Sie ſich ſo viel Mühe, und kehren mir das ganze Haus um? — Das nenne ich doch ein Exempel von einem Mann! (Der Doctor tritt ein.) Ah, da iſt ja unſer Herr Doctor! — Guten Morgen, Herr Doctor! — Ich will die Herren nicht weiter ſtören (ab, geht nach der Thüre).

Scene II.

Die Vorigen. Doctor Heilsberg.

Doct. Guten Morgen, Paul.

St. Ah, willkommen Heilsberg. — Gottlob, daß man Dich aufgetrieben hat; — ich habe höchſt nothwendig mit Dir zu ſprechen.

D. (achſelzuckend). Die Praxis, Freund, die Praxis.

Sch. (zu Steinheim; leiſe). Ich werde wohl ſelbſt nach den Blumen gehen müſſen.

St. Thun Sie das, meine gute Madame Schweigſam. (Giebt ihr Geld.) Und hier — auf alle Fälle — wenn es etwa nicht reichen ſollte. —

Sch. (mit einem Knix). Schön, ſchön. Wie glücklich iſt doch die gnädige Frau, eine ſolche Freundin zu beſitzen (ab).

D. Nun, ſeid Ihr bald fertig?

St. Schon, ſchon (den Doctors Hand ergreifend, mit Wärme). Freund, Schulkamerad, Gefährte aller einſtigen Großthaten unſerer Jugend...

D. Et caetera, et caetera! Nun, was giebt's? womit kann ich dienen? — Dein Billet war eilig.

St. Es giebt ſehr viel und ſehr Wichtiges. Erinnerſt Du Dich wohl noch, daß ich es war, der gleich einer Taube Deine Billets doux an Ort und Stelle befördert, den guten Herrn Gemahl geprellt, Schildwache geſtanden, und ſelbſt ſeinen Rücken preisgegeben hat, um den Freund in ſeinen Liebhabereien zu unterſtützen?

D. Ach, wie ſollte ich nicht? — Doch laſſen wir das jetzt; ſage mir lieber, was Du von mir verlangſt.

St. Die Bezahlung für meine Dienſte. — Rette, hilf!

D. Wodurch?

St. Durch Deine Kunſt, Herzensbruder. Die Medizin ſoll mich dem Ziel meiner Wünſche entgegenführen.

D. Wo fehl's denn? Leidſt Du vielleicht an der Bruſt?

St. Ach, ſchlimmer!

D. Will der Magen nicht mehr paſſiren? Oder iſt's im Kopfe nicht, wie es ſein ſollte?

St. Schlimmer, ſchlimmer!

D. Doch nicht gar ein organiſcher Fehler? Ein Herzübel, oder ſonſt etwas ähnliches?

St. Getroffen, Freund, ein Herzübel, und zwar première qualité.

D. Nun, ſo erzähle doch.

St. (mit Extaſe). Ich bin verliebt; da haſt Du die Krankheit.

D. Nun, das wundert mich weiter nicht; Deine Frau iſt ein höchſt liebenswürdiges Weſen.

St. Biſt Du verrückt? (achſelzuckend) In ſeine Frau verliebt zu ſein.

D. Du ſcheinſt ja recht hübſche Fortſchritte gemacht zu haben, ſeit wir uns nicht geſehen.

St. Und Du ſcheinſt ein tüchtiger Philiſter geworden zu ſein, daß Du ſolche Bemerkungen machen kannſt.

D. Alſo verliebt? — Und nicht in die Frau? — Nach vier Jahren iſt das ein wenig ſchnell.

Digitized by Google

St. Und das wundert Dich, einen Philosophen, dessen Geschäft es ist, den physischen und moralischen Schwächen der Menschheit nachzuspüren? (ihn auf den Bauch klopfend) Du hast nicht umsonst angesetzt, guter Freund; der Geist hat sich in Fett verwandelt.

D. Und bei Dir scheint es in Brand gerathen zu sein.

St. Versteht sich, denn ich liebe, liebe wie ein Rasender, und hoffe in Kurzem meine Wünsche gekrönt zu sehen. Oh, es ist ein Engel, sage ich Dir, und Alles, was wir früher angebetet und besungen haben, auch nicht im Entferntesten mit ihr in Vergleich zu stellen. Doctor, ich soll der glücklichste Mensch werden, aber — ohne Deine Hülfe ist nicht daran zu denken.

D. Was könnte ich dabei thun?

St. Du mußt mich in die Cur nehmen.

D. Na höre, denn nimm Dich in Acht, Du könntest es sonst schwer bereuen. Bei mir heißt es vor Allem: strenge Diät, und zwar in Allem.

St. Ich bin ja gesund, Freund, kerngesund. Es handelt sich lediglich darum, daß Du mir eine Krankheit auf den Hals wirfst. Das versteht Ihr Doctoren ja meisterhaft; besser, als sie wegzubringen. — Mit einem Wort, Du sollst mich kuriren; wie und auf was, das ist Nebensache; das Wichtigste bleibt, daß Du mich behandelst.

D. Nun gut; so wollen wir mit ein paar kalten Sturzbädern den Anfang machen; die können nur vortheilhaft auf Dich einwirken.

St. Nein, vor dem kalten Wasser muß ich danken, sonst will ich mich zu allen bitter-sauer-süßen Mixturanzen verstehen, da sie ja doch, wie natürlich, zum Fenster hinausfliegen. Die Hauptsache ist, daß Du mir etwas verschreibst und mich täglich besuchst; daß Arzneiflasche, Löffel und Uhr sich an meinem Bette befinden und — nota bene — meine Leute dies Alles sehen. Es versteht sich von selbst, daß Du mir verbietest, mich aus der Stadt zu entfernen.

D. Das Licht Deiner Augen ist also hier?

St. Noch nicht, aber es soll heute hier einziehen (öffnet die Thür zur Linken). Sieh nur, welch niedliches Zimmerchen ich für sie habe zurecht machen lassen. Mir wird wahrhaftig schwindlig, wenn ich bedenke, welche Zeit ich hier verleben werde. Mein Zimmer ist (auf die rechte Thüre zeigend) natürlich hier.

D. Sieh, sieh; wie klug und weise. Wenn ich nun aber die Cur nicht übernähme?

St. Du wirst doch nicht...?

D. Und was sagt Frau von Steinheim dazu?

St. Unnöthige Sorge. Was hat denn seiner Zeit der Major, der Kreisrichter, der Adjunkt dazu gesagt, als der Herr Doctor in spe deren Ehehälften umflatterte? Schäme Dich, Undankbarer!

D. Freund, das waren Jugendstreiche, und als solche verzeihlich; heute müssen wir nur ihnen erröthen.

St. Ei, ei, wie erbaulich; doch meinetwegen. Willst Du mir nicht behülflich sein, so werde ich auch ohne Dich fertig. Es soll mir nicht schwer werden, mich hier arretiren zu lassen, dafür haben wir die Polizei, und sollte auch die Umstände machen, nun, so findet sich etwas anders. Aber (mit dem Fuße stampfend) ich will und muß hier bleiben. Ha, einiger ehelichen Scenen wegen soll ich ein Glück verscherzen, das ich mir mühsam aufgebaut habe, eine Gelegenheit aus der Hand lassen, die sich nur einmal, und dann nicht wieder bietet? — Nein, nein, das wollen wir bleiben lassen.

D. (eine Cigarre anzündend). Na, na, nur nicht gleich so bitzig — ich sehe schon, ich muß Dich in Deiner Thorheit unterstützen, wär's auch nur, um in Deinen Augen nicht als Undankbarer zu erscheinen (bei Seite) und um die Fäden in der Hand zu behalten. (Laut.) Aber sage mir doch, Paul, ist der Engel, für welchen Du gegenwärtig zu schwärmen beliebst, nicht etwa ein Schein, wie weiland die Inspectorsfrau?

St. (einfallend) auf die ich vier lange Abende auf dem Kirchhofe gewartet habe, um am fünften von ihrem Manne im Leichentuch übersehen zu werden.

D. Du hast ein gutes Gedächtniß, wie ich sehe.

St. Wer zum Teufel könnte so etwas vergessen? Ich gab Fersengeld, als wenn die ganze Ewigkeit mit allen ihren Schrecken mich verfolgte.

D. Und sie schien so hingebend, so voller Liebe! Ja, ja, so sind die Frauen; da heißt's: Vorsicht und die Augen offen.

St. Nun, ich war damals weit jünger und hatte noch wenig Erfahrung in Sachen des schönen Geschlechts. Heute ist das anders und der Gegenstand meines Cultus überdem ein Weib, an das kein anderes hinanreicht. Stelle Dir nur vor: der Wuchs weder groß noch klein, Haar und Augen schwarz wie eine Rabenfeder, die Stimme einer Nachtigall und die Lippen, aus den sie hervorgeht, schmelzend und rosig, der Teint durchsichtig und ein feines Matt, jede Bewegung reizend und voller Leben, Händchen und Füßchen wie bei einem Kinde, und ein Lächeln, für das der Ausdruck erst noch erfunden werden muß.

D. Das ist freilich sehr verführerisch.

St. Dazu kommt, daß sie eine 22jährige Wittwe ist und — mich liebt. — Höre, Heilsberg, wenn Du mir jetzt nicht beistehst, so bist Du ein — ein Bursche.

D. Na, na, sei ruhig; wir werden ja sehen. — Aber nochmals, wer ist das Frauenzimmer, das Dir den Kopf verrückt hat?

St. Frauenzimmer? — Pfui! — Es ist unsere Nachbarin aus dem nächsten Dorfe, und noch dazu eine intime Freundin meiner Frau.

D. Eine nette Freundschaft, das muß ich gestehen.

St. Der Fortschritt, Freund; der Fortschritt, der sich ja heut zu Tage in allen socialen Verhältnissen Luft macht. Wir kommen häufig zusammen, sie besucht uns, wir sie, und da konnte es denn nicht ausbleiben, daß der für alles Schöne so empfängliche Paul Feuer fing. Bezaubert, wie ich war, gestand ich ihr in einem günstigen Augenblicke meine Neigung, glaubte deren Erwiderung in ihren Augen zu lesen und schwimme nun in einem Meere von Hoffnungen. Die Rose hier soll mein Paradies werden.

D. Das Du meilenweit suchst, während dem Du es bequem in der Nähe haben könntest.

St. Ja, siehst Du, Freund, das hat so seine Ursachen. Meine Frau ist das beste Geschöpf von der Welt, aber sie hat, wie alle Frauen, den großen Fehler, die Augen fortwährend offen zu haben. Sie ist in einer ewigen Unruhe, im fortwährenden Verdachte, den sie zwar unter einer erkünstelten Gleichgültigkeit zu verbergen sucht, der jedoch meinem geübten Blicke nicht entgangen

Digitized by Google

ist. Ich fühle, daß ich der Mutter meiner Kinder gewisse Rücksichten schuldig bin, möchte aber auch andererseits meiner Sehnsucht nicht gern Gewalt anthun. Zu was also soll sie erst erfahren, was ihr unangenehm sein könnte; (zum Doctor) Nicht wahr, das wär doch nicht recht?

D. Ei freilich.

St. Nun, siehst Du, um dies zu umgehen, habe ich ein prächtiges Mittel gefunden. Seit mehren Tagen schon stelle ich mich unwohl, rede davon, ich brauche ärztliche Hülfe und habe nur zu Dir zu trauen. Nach diesem und jenem Hausmittel (er schüttelt sich) gelang es mir endlich, mich vom Hause entfernen zu können. Ich komme hier an, und mein erstes Geschäft ist, meiner Frau zu schreiben, Du hättest mir gerathen mich einige Wochen hier aufzuhalten. Den Gegenstand meiner Sehnsucht habe ich ebenfalls so weit gebracht, daß sie eingewilligt hat, Geschäfte halber auf einige Zeit nach der Stadt zu kommen, und so wäre denn alles aufs Beste, Klügste eingeleitet. In der Erwartung dessen, was da kommen soll, sitze ich denn hier, fahre alle Augenblicke mit dem Kopfe zum Fenster hinaus, und, finde ich mich getäuscht, wohl auch aus der Haut, stöhne und seufze, und ärgere mich über die Trägheit der Zeit.

D. Ich bewundere Dein Geschick im Arrangiren — gleichwohl — ich weiß nicht warum — taucht die Erinnerung an die Inspectorsfrau und an den ominösen Kirchhof in mir auf.

St. I, warum nicht gar!

D. Wenn nun auch sie Dich sitzen ließe?

St. Dafür ist gesorgt (ein Billet überreichend). Da lies, und küsse die Buchstaben, die aus so schöner Hand hervorgegangen sind.

D. (lesend). „Mein Herr" — Das läßt eben noch nicht auf große Vertraulichkeit schließen.

St. Habe ich Dir denn nicht aus einander gesetzt, daß wir Rücksichten zu nehmen hätten? Lies nur weiter, und Du wirst sehen.

D. (lesend). „Wozu suchen Sie mich zu bewegen? Ich liebe Sophie,"

St. Das ist meine Frau.

D. (lesend) „und Sie verlangen, ich solle die Freundschaft verrathen?"

St. Versteht sich, mit strenger Beobachtung des Geheimnisses und der Rücksichten, welche die Mutter meiner Kinder beanspruchen darf — weit entfernt vom Hause, wie es Pflicht und Gewissen verlangen.

D. (lesend). „Doch es sei; ich werde kommen."

St. (sich die Hände reibend). Nun, was sagst Du dazu? (vergnügt.) Sie kommt, sie kommt.

D. (lesend). „Doch nur, um Sie auf den rechten Weg zurückzubringen"

St. Ja wohl; man weiß, was derartige Phrasen zu bedeuten haben.

D. (lesend) „und ich hoffe, es wird mir gelingen, Sie nicht nur von einer augenblicklichen Verblendung zu heilen, sondern Sie auch in die Arme einer Gattin zurückzuführen, die an Ihnen mit ganzer Seele hängt, und von welcher Sie mein Herz losreißen wollen." — Das gehoffte Glück wird meiner Ansicht nach eine Art Gardinenpredigt werden.

St. Mensch, hat denn die ärztliche Praxis wirklich Deine Phantasie in so hohem Grade verdunkelt? Bist Du wirklich so kurzsichtig, um nicht zu begreifen, daß mit dem: ich werde kommen, die Festung bereits übergeben ist? Laß sie die schönen Sammthändchen zusammenlegen und bittend zu mir erheben; ich werde sie in die meinigen pressen, sie mit heißen Küssen bedecken und an mein klopfendes Herz drücken, und dann — dann wird wohl die Freundschaft der Liebe das Feld räumen. (Lachend) Freundschaft zwischen zwei Frauen, die einen und denselben Mann lieben — nein, es ist zu komisch, — ha, ha, ha. (Lauschend) Doch, was ist das? ich höre Geräusch; sollte sie vielleicht schon angekommen sein? — Nein, es ist die Schwiegsam und mein Joseph. Fühle mir geschwind den Puls und verschreibe ein Recept.

(Fortsetzung folgt.)

Die unsichtbare Kirche.

Ich fahre hinunter zum Meere,
Hinunter den brausenden Strom,
Es wölbt sich die Kuppel, die hehre,
Des Himmels gewaltiger Dom.

Die Berge seh' ich verschwinden,
Die Klippen so steil und so jäh,
Ein Spiel den Wellen und Winden,
Empfängt mich die heilige See.

Das ist die Kirche hienieden,
Von keiner Schranke beengt,
Wo heiliger Gottesfrieden
Dein bangendes Herz umfängt.

Die Orgel, Du hörst sie rauschen
Im mächtigen Wogendrang,
Und demuthsvoll mußt Du lauschen
Dem heiligen Chorgesang.

Du lauschst den ergreifenden Worten,
Sie schallen vom hohen Altar;
Doch bleibt Die an allen Orten
Der Priester stets unsichtbar.

Und tief auf dem kühlen Grunde,
Tief unter den Wogen floc,
Da liegen mit bleichem Munde
Die Beter am hohen Altar.

Nicht Säulen noch Bogen tragen
Der Kirche riesigen Bau,
Nicht mächtige Thürme ragen
Empor in die Wolken blau.

Das ist die Kirche hienieden,
Von keiner Schranke beengt,
Wo heiliger Gottesfrieden
Dein bangendes Herz umfängt.

Heinrich Zeise.

Digitized by Google

F. A. v. Chateaubriand's Denkwürdigkeiten. Von Jenseits des Grabes. Deutsch von Dr. L. Meyer. Zweite Ausgabe in Bänden. 4 Bände, jeder von 4 Theilen. Leipzig, Hermann Costenoble. 1852. 112, 118, 123 u. 116; 115, 99, 131 u. 159; 161, 128, 193 u. 109; 110, 101, 112 u. 141 Seiten. 8.

Chateaubriand's „Denkwürdigkeiten", wie sie veröffentlicht wurden (es ist aus guter Quelle versichert, z. B. im „Bulletin du Bibliophile Belge" von Baron v. Reiffenberg, daß dieses nicht unverstümmelt geschehen), sind freilich, weil oft nur Bruchstück und zwar ein etwas chaotisches, Vergangenheit und Gegenwart verschmelzendes, nicht ungeeignet fragmentarisch gelesen zu werden; doch der richtige Gesammteindruck, also auch die Befähigung diese Erinnerungsblätter richtig zu beurtheilen, können nur durch die Lesung des Ganzen, ohne Unterbrechung, hervorgerufen und gewonnen werden. Die Verlagshandlung bietet uns daher sehr zweckmäßig die deutsche, früher in Lieferungen erschienene Uebersetzung des Hrn. Dr. Meyer, jetzt in zweiter Ausgabe als ein solches Ganze dar.

Die französische und deutsche Kritik hat sich gegen Chateaubriand's Werk nicht sehr nachsichtig bewiesen und unleugbar sind die schwachen Seiten desselben zu sichtbar, um ihm unbedingtes Lob zu spenden. Aber wie Viele haben es dennoch nicht mit Theilnahme gelesen, werden es noch künftig lesen! Und wie sollten Denkwürdigkeiten keine Theilnahme erwecken, die während mehr denn dreißig Jahren (vom 4. October 1811 bis zum 25. September 1841) im Geheimen geschrieben, mitten unter allen Revolutionen und Wechselfällen des Lebens eines geistreichen Mannes, der die Kunst zu schreiben vollkommen verstand? — „Ihr habt mich geboren werden sehen", sagt Chateaubriand in der Recapitulation seines vielbewegten Lebens, „ihr habt meine Kindheit und mein männliches Alter kennen gelernt. In der neuen Welt begegne ich Washington, ich vertiefe mich in die Wälder, der Schiffbruch führt mich an die Küsten meiner Bretagne. Darauf folgen meine Leiden als Soldat, mein Elend als Emigrant. Nach Frankreich zurückgekehrt, werde ich Verfasser des „Génie du Christianisme." In einer veränderten Gesellschaft zähle ich und verliere ich Freunde. Bonaparte hemmt meinen Lauf mit dem blutigen Leichnam des Herzogs von Enghien; ich geleite den großen Mann von seiner Wiege in Corsika an sein Grab in St. Helena. Ich nehme an der Restauration Theil und sehe sie endigen.

So ist mir das öffentliche und Privatleben bekannt. Arm und reich, mächtig und schwach, glücklich und unglücklich, ein Mann der That und ein Mann des Gedankens, habe ich meine Hand an das Jahrhundert und meinen Geist in die Wüste gelegt; das wirkliche Dasein hat sich mir mitten unter Täuschungen gezeigt, wie das Land den Matrosen unter Wolken erscheint. Wenn diese über meine Träume verbreiteten Thatsachen gleich dem Firniß, der vergängliche Gemälde bewahrt, nicht verschwinden, so werden sie den Ort anzeigen, wo mein Leben wirksam gewesen ist.

In jeder Epoche meiner dreifachen Laufbahn habe ich mir ein wichtiges Ziel vorgesetzt: als Reisender strebte ich nach der Entdeckung der Polarwelt, als Schriftsteller suchte ich den Cultus auf seinen Ruinen wieder herzustellen, als Staatsmann bemühte ich mich, den Völkern das System der gemessenen Monarchie zu geben, Frankreich in seinen Rang in Europa wiedereinzusetzen und ihm die Kraft wiederzugeben, welche die Verträge von Wien ihm entrissen hatten, ich habe wenigstens mitgeholfen, diejenige unserer Freiheiten, die alle anderen aufwiegt, die Freiheit der Presse wieder zu erringen. In der göttlichen Ordnung, Religion und Freiheit, in der menschlichen, Ehre und Ruhm, das habe ich für mein Vaterland erstrebt.

Unter den französischen Schriftstellern meiner Zeit bin ich fast der einzige, der seinen Werken gleicht. In den amerikanischen Urwäldern besang ich die Waldeinsamkeit, auf den Schiffen den Ocean, in den Feldlagern sprach ich von den Waffen, im Exil lernte ich die Verbannung, an den Höfen, in den Geschäften, in den Versammlungen studirte ich die Fürsten, die Politik und die Gesetze.

Die Redner Griechenlands und Roms waren mit dem Staate innig verwachsen und theilten sein Loos; in Italien und Spanien, während des Mittelalters nahmen die vorzüglichsten Geister der Künste und Wissenschaften Theil an der socialen Bewegung. Welch ein sturmvolles und schönes Leben führten Dante, Tasso, Camoens, Ercilla, Cervantes! Ich, sei es Glück oder Zufall, habe in der Hütte des Trokesen unter dem Zelte des Arabers, das Gewand des Wilden und des Mameluken getragen; ich habe an dem Sitze der Könige gesessen und bin in Dürftigkeit versunken. Ich habe über Frieden und Krieg verhandelt, Verträge und Protocolle unterzeichnet, Belagerungen, Congressen und Conclaven beigewohnt, ich habe Geschichte gemacht und konnte sie schreiben und mein einsames schweigendes Leben schritt mit den Gebilden meiner Phantasie durch den Lärm und das Geräusch der Welt. Ich fürchte, ich habe einige derjenigen Seelen gehabt, die ein alter Philosoph eine heilige Krankheit nannte.

Ich habe zwischen zwei Jahrhunderten gestanden, wie am Zusammenfluß zweier Flüsse; ich habe mich in ihre trüben Gewässer gestürzt und mich mit Widerstreben von dem alten Ufer entfernt, an dem ich geboren war und bin hoffend einem unbekannten Ufer entgegengeschwommen."

Die interessantesten Partien der Memoiren waren uns immer, und dieses Interesse hat sich auch bei der Durchsicht der vorliegenden Uebersetzung bewährt, diejenigen, in welchen der Verfasser von seiner Jugend erzählt; er selbst legte einen besonderen Werth auf diesen Theil seiner Arbeit, welcher ihn, wie er gesteht, als der unbekannteste Abschnitt seines Lebens, mehr als ein anderer anzog; denn dort mußte er eine Welt erwecken, die nur ihm allein bekannt war; er fand, indem er in dieser dahingeschwundenen Gesellschaft umherirrte, nur Rückerinnerungen und Schweigen.

Die „Literarischen und Kritischen Blätter" brachten bereits von den letzten Monaten des Jahrganges 1848 an bis zum Schlusse des Jahrganges 1850 die Mémoires d'outre tombe in einer, damals gern gelesenen Uebertragung; wir können daher hier, wenn es überall noch nöthig wäre, eine nähere Analyse derselben nicht liefern. Als Probe jedoch der trefflichen Uebersetzung des Hrn. Dr. Meyer, entnehmen wir dem vierten Theile des vierten Bandes die Schilderung Talleyrand's (geschrieben zu Paris, 1838), die wir in den „Liter. u. Krit. Blättern" nicht finden.

Digitized by Google

„Im Frühling dieſes Jahres 1838 beſchäftigte ich mich mit dem „Congrès de Vérone,“ den ich nach meinem Vertrag mit dem Buchhändler zu dieſer Zeit liefern mußte. Ich habe meine Leſer an dem gehörigen Ort in dieſen Denkwürdigkeiten davon unterhalten. Ein Mann iſt geſchieden; dieſer Hüter der Ariſtokratie geleitet die ſchon geſchiedenen mächtigen Plebejer.

Als Herr von Talleyrand zum erſtenmal in meine politiſche Laufbahn eintrat, habe ich einige Worte über ihn geſagt. Jetzt iſt mir ſein ganzes Daſein durch ſeine letzte Stunde bekannt, nach dem ſchönen Ausdruck eines Alten.

Ich habe mit Herrn von Talleyrand in Beziehungen geſtanden; ich bin ihm treu geweſen, als Mann von Ehre, wie man es hat ſehen können, beſonders bei Gelegenheit des ärgerlichen Auftritts in Mons, damals, als ich mich ganz unberufener Weiſe für ihn aufopferte. Ich nahm Theil an dem Unangenehmen, was ihm begegnete, ich beklagte ihn, als Maubreuil ihn ins Geſicht ſchlug. Es gab eine Zeit, wo er mich auf eine kokette Weiſe aufſuchte; er ſchrieb mir von Gent, ich ſei ein ſtarker Mann, und als ich im Hotel des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten wohnte, ſchickte er mir ein Siegel der auswärtigen Angelegenheiten, ein Talisman, der wahrſcheinlich unter ſeiner Conſtellation gravirt war. Vielleicht, weil ich ſeine Großmuth nicht mißbrauchte, wurde er mein Feind ohne eine Veranlaſſung von meiner Seite, wenn nicht einige Erfolge, die ich davon trug und die nicht ſein Werk waren, dazu mitwirkten. Seine Reden, die in der großen Welt herumgingen, beleidigten mich nicht, denn Herr von Talleyrand kann Niemand beleidigen, aber ſeine ungezügelte Zunge hat die meinige gelöſt, und da er ſich erlaubt hat, mich zu beurtheilen, hat er mir die Freiheit gegeben, gegen ihn daſſelbe Recht zu üben.

Die Eitelkeit betrog Herrn von Talleyrand; er nahm ſeine Rolle für ſein Genie und hielt ſich für einen Propheten, obgleich er ſich in allem betrog. Seine Autorität hatte in Bezug auf die Zukunft keinen Werth; er ſah nicht vor ſich, ſondern hinter ſich. Ohne Scharfblick und Klarheit des Bewußtſeins entdeckte er nichts, als den höheren Geiſt und ſchätzte nichts wie die Redlichkeit. Er benutzte die Zufälle des Glücks, wenn dieſe Zufälle, die er nie vorausgeſehen hatte, eingetreten waren, aber nur für ſeine Perſon. Von jenem höheren Ehrgeiz, welcher die Intereſſen des öffentlichen Ruhms als die ſicherſte Quelle des Privatintereſſes anſieht, hatte er keine Ahnung. Herr von Talleyrand gehört alſo nicht in die Klaſſe derjenigen Weſen, welche geeignet ſind, zu phantaſtiſchen Schöpfungen zu werden, denen die verfälſchte oder betrogene Meinung fortdauernd neue Phantaſien hinzufügt, demungeachtet tragen mehrere Elemente dazu bei, einen eingebildeten Talleyrand zu machen.

Die Könige, die Kabinette, die früheren Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, die Geſandten, die einſt von dieſem Mann betrogen wurden und unfähig waren, ihn zu durchſchauen, ſuchen zu beweiſen, daß ſie nur einer wirklichen geiſtigen Ueberlegenheit gehorcht hätten: ſie hätten ihren Hut vor dem Küchenjungen Bonaparte's abgenommen.

Die Mitglieder der ehemaligen franzöſiſchen Ariſtokratie, die ſich an Herrn von Talleyrand angeſchloſſen haben, ſind ſtolz darauf, in ihren Reihen einen Mann zu beſitzen, der die Güte hatte, ſie ſeiner Größe zu verſichern.

Auch die Revolutionäre, wie ſehr ſie auch gegen berühmte Namen ſchwätzen, haben eine geheime Hinneigung zur Ariſtokratie; dieſe ſonderbaren Neophyten ſuchen echt gegen ihre Taufe und glauben mit ihr gute Manieren zu lernen. Der doppelte Treubruch des Fürſten kitzelt zu gleicher Zeit auf einer andern Seite die Eigenliebe der jungen Demokraten, denn ſie ſchließen daraus, daß ihre Sache gut ſein muß und daß ein Adeliger und ein Prieſter ſehr verächtlich iſt.

Demungeachtet hat Herr von Talleyrand eine dauernde Illuſion nicht hervorgerufen; er iſt zu nahe geſehen worden und wird nicht unſterblich ſein, weil ſich ſein Leben weder an eine nationale Idee, noch an eine berühmte That, noch an ein glänzendes Talent knüpft. Die diplomatiſchen Denkmale beweiſen die relative Mittelmäßigkeit Talleyrands; man kann nicht eine Thatſache anführen, die einiger Achtung werth iſt und ihm gehört. Unter Bonaparte iſt keine wichtige Unterhandlung von ihm geführt worden und wenn er allein handeln konnte, ließ er die Gelegenheit entſchlüpfen und verdarb, was in ſeine Hände kam. Wenn man demungeachtet behauptet hat, ſeine Politik ſei der Napoleon's überlegen geweſen, ſo muß man zunächſt bedenken, daß man nur ein Schreiber iſt, wenn man bei einem Eroberer, der jeden Morgen die Geographie der Staaten verändert, ein Portefeuille führt. Als Napoleon von ſeinen Siegen berauſcht war, machte er ungeheure und Allen in die Augen fallende Fehler; Herr von Talleyrand bemerkte ſie wahrſcheinlich eben ſo gut wie Jedermann, aber darin liegt noch kein Beweis eines beſonderen Scharfblicks.

Doch ein Schauſpieler kann nicht bezaubern, wenn ihm alle Mittel abgehen, welche das Parterre blenden; ſo iſt auch das Leben des Fürſten eine fortwährende Täuſchung geweſen. Da er ſeine Mängel kannte, entzog er ſich jedem, der ihn hätte durchſchauen können. Sein fortwährendes Studium beſtand darin, ſich nicht meſſen zu laſſen. Er zog ſich in ein ominöſes Schweigen zurück, und verbarg ſich ſelbſt in den drei Stunden, die er dem Whiſt widmete. Man hat ſich gewundert, daß ein ſolcher Geiſt ſich zu einem ſolchen Spiele herablaſſen könnte; wer weiß, ob dieſer Geiſt nicht Königreiche theilte, während er die Karten miſchte? Während dieſer Taſchenſpielerkünſte ſetzte er in ſeinen Gedanken einen wirkſamen Ausſpruch zuſammen, den er aus einer Broſchüre am Morgen oder am Abend aus einem Geſpräche entlehnt hatte. Wenn er Jemanden bei Seite zog, um ihn durch das Geſpräch mit ihm auszuzeichnen, ſo beſtand ſeine Hauptverführungskunſt darin, ihn mit Lobeserhebungen zu überhäufen, ihn die Hoffnung der Zukunft zu nennen und ihm ein glänzendes Geſchick vorauszuſagen; fand er aber den Glauben an ihm etwas verdächtig, bemerkte er, daß man einige kurze als tief ausgegebene Phraſen, hinter denen aber nichts war, nicht genug bewunderte, ſo entfernte er ſich aus Furcht, ſein Endchen Geiſt ſichtbar werden zu laſſen. Er erzählte ſehr gern, wenn ſein Scherz auf einen Subalternen, auf einen Dummkopf, über den er ſich ungeſtraft luſtig machen konnte, oder über ein armſeliges Opfer, das an ſeine Perſon gefeſſelt war, herfallen konnte. Eine ernſte Unterredung war er nicht im Stande zu führen, beim dritten Worte waren ſeine Ideen aus.

Alte Kupferſtiche des Abbé von Périgord zeigen einen ſehr hübſchen Mann; im Alter hatte Herr von Talleyrand einen Todtenkopf. Seine Augen waren erloſchen, ſo daß man kaum darin leſen konnte, was er wohl benutzte; da er viel Verach-

Digitized by Google

tung erfahren hatte, so war sein ganzes Wesen davon erfüllt, und sie lag offen da in seinen beiden herabhängenden Mundwinkeln.

Ein stolzes Wesen, das er seiner Geburt verdankte, eine strenge Beobachtung des Anstandes und seine kalte verächtliche Miene trugen viel dazu bei, um den Prinzen von Benevent einen täuschenden Schein zu verbreiten. Seine Manieren übten auf die kleinen Leute und auf die Männer der neuen Gesellschaft, welche die Sitten der alten Zeit nicht kannten, eine große Herrschaft aus. Sonst begegnet man auf jedem Schritte Personen, die in ihrem Aeußeren den Heren von Talleyrand glichen, und man beachtete sie nicht; da er aber fast allein mitten unter dem okeatischen Sitten dastand, so erschien er wie ein Phänomen.

Wenn man auf einen hohen Posten zur Zeit gewaltiger Revolutionen lebt, so geben diese uns eine zufällige Wichtigkeit, welche der gemeine Haufe für persönliches Verdienst nimmt. Unter Bonaparte verschwand Talleyrand, unter der Restauration strahlte er in dem Glanze eines Glücks, das nicht das seinige war. Die zufällige Stellung des Fürsten von Benevent hat ihm gestattet, sich den Sturz Napoleon's und die Wiedereinsetzung Ludwig's XVIII. zuzuschreiben. Ich, wie alle Pflastertreter, bin nicht so einfältig gewesen, dieses Märchen für wahr zu halten. Ich war besser unterrichtet, ich kannte Herrn von Talleyrand; die Kraft, die Throne stürzt und erhebt, fehlte seinem Arm.

Unparteiische Dummköpfe sagen: „Wir geben zu, daß er ein sehr unmoralischer Mensch war; aber welche Geschicklichkeit!" Ach nein. Auch diese für seine begeisterten Anhänger so tröstende Hoffnung aus dem Herrn von Talleyrand einen Dämon zu machen, muß man aufgeben.

Außer einigen gewöhnlichen Unterhandlungen, in denen er die Geschicklichkeit hatte, sein persönliches Interesse voran zu stellen, kann man nichts vom Herrn von Talleyrand rühmen. Doch pflegte er einige Gewohnheiten und einige Maximen nach Art der Sycophanten. Seine Toilette, wenn er öffentlich auftrat, eine Nachahmung derjenigen eines Ministers von Wien, war der Triumph seiner Diplomatie. Er rühmte sich, niemals gedrängt zu sein; er sagte, die Zeit sei unser Feind, man müsse sie tödten; deshalb rühmte er sich, nur wenige Augenblicke beschäftigt zu sein. Aber da Herr von Talleyrand seine Muße im Endresultate nicht zu einem Meisterwerke umschaffen konnte, so täuschte er sich wohl, wenn er von der Nothwendigkeit sprach, sich der Zeit zu entledigen. Man triumphirt nur über die Zeit, wenn man Unsterbliches schafft; durch Arbeiten, die keine Zukunft haben, durch feivole Zerstreuungen tödtet man sie nicht, man zersplittert sie.

Herr von Talleyrand trat auf die Empfehlung der Frau von Staël in das Ministerium, die seine Ernennung durch Chénier durchsetzte. Damals sehr entblößt, begann er fünf- oder sechsmal die Herstellung seines Vermögens; zuerst durch die Millionen, die er von Portugal erhielt, weil er beim Direktorium die Unterzeichnung eines Friedens bewirken sollte, der niemals unterzeichnet wurde; dann durch den Ankauf von Gütern in Belgien beim Friedensschluß von Amiens, den Herr von Talleyrand früher kannte, als er öffentlich wurde; dann durch die Errichtung des Königreichs Etrurien; ferner durch die Säcularisation der Kirchengüter in Deutschland; endlich durch den Schacher mit seinen Ansichten beim Congreß zu Wien. Dem Fürsten war Alles feil; selbst die alten Papiere in unseren Archiven, die er Oesterreich überlassen wollte. Herr von Metternich führte ihn diesmal an und schickte gewissenhaft die Originale zurück, nachdem er von ihnen Abschriften genommen hatte.

Unfähig, einen einzigen Satz allein zu schreiben, ließ Herr von Talleyrand Alles von seinen Untergebenen arbeiten, und wenn sein Sekretär endlich nach vielfältigem Ausstreichen und Verändern, die Depeschen nach seiner Ansicht gefertigt hatte, schrieb er sie eigenhändig ab. Ich habe ihn aus seinen angefangenen Memoiren einige angenehme Bruchstücke über seine Jugend verlesen hören. Da er in seinem Geschmack sehr wechselte, und heute das verabscheute, was er gestern gern gehabt hatte, so ist es wahrscheinlich, daß, wenn diese Memoiren vollständig existiren, woran ich zweifele, und wenn er die entgegengesetzten Ansichten aufbewahrt hat, seine Urtheile über dieselbe Thatsache, und besonders über eine und dieselbe Person sich vollständig widersprechen müssen. Ich glaube nicht an das Deponiren von Manuskripten in England, und der angebliche Befehl, sie erst in vierzig Jahren herauszugeben, erscheint mir wie eine Taschenspielerei auf dem Todtenbette.

Träg und ohne ernste Beschäftigung, eine frivole Natur, rühmte sich der Fürst von Benevent, daß er so viele Regierungen überlebt habe. Dies hätte seinen Stolz demüthigen sollen, denn die großen Geister, welche die Revolutionen hervorbringen, verschwinden, nur die Geister zweiter Ordnung bleiben. Diese Industrieritter sehen Generationen an sich vorüberziehen; sie haben die Aufgabe, das Visa auf die Pässe zu setzen. Herr von Talleyrand gehörte zu ihnen; er signirte die Ereignisse, er machte sie nicht.

Herr von Talleyrand hat alle Regierungen verrathen, und ich wiederhole es, er hat keine weder erhoben noch gestürzt. Er besaß keineswegs eine wirkliche, geistige Ueberlegenheit in der wahren Bedeutung des Wortes."

Indem wir noch, obgleich es, da bei der Titelangabe der Name des Hrn. Verlegers genannt ist, fast überflüssig erscheinen dürfte, der geschmackvollen äußern Ausstattung der „Denkwürdigkeiten" gedenken, machen wir vorzüglich die Inhaber deutscher Leihbibliotheken, so wie die Vorsteher von Privat-Gesellschaftsbibliotheken, die es versäumten, die erste Ausgabe derselben zu erwerben, auf diese zweite aufmerksam. Sie können sich versichert halten, daß die Mehrzahl der Leser dieser sehr guten Uebersetzung von Chateaubriand's „Aus meinem Leben. Dichtung (daran fehlt es nicht) und Wahrheit (Wahrheit, wie der Verfasser, wenn er über sich selbst berichtete, sie niederschreiben konnte)", den Vorzug geben wird vor den zum Theil höchst mittelmäßigen Verdolmetschungen vieler französischer Romane.

H.

Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation. Herausgegeben von einem Verein von Freunden des Volkes und des Vaterlandes. Zweiter Band. Neunte Lieferung. Leipzig: Avenarius & Mendelssohn. 1852. S. 545—608. Gr. 8.

Diese Lieferung enthält zwei größere, vollständig mitgetheilte Abhandlungen: 1) Zwingli und sein Antheil an der Reforma-

Digitized by Google

tion, von B. Dernhard. 2) Fortschritte und Mängel der deutschen Strafgesetzgebung, von Professor R. Köstlin. Der erste Aufsatz giebt einen Ueberblick von Zwingli's reformatorischer Thätigkeit, die in Glarus und Einsiedeln in kleineren Kreisen begonnen, nach seiner Berufung an das große Münster zu Zürich als Leutpriester ein größeres Feld fand und nun recht sichtbar sich äußerte. S. 556—560 wird der Lebens- und Entwicklungsgang Zwingli's und Luther's bis zu dem zwischen ihnen entbrennenden Kampf verglichen, um den Gegensatz, in welchen sie zu einander geriethen, zu erklären. Die Schilderung der Bestrebungen Zwingli's zur Förderung des Reformationswerkes geht bis zu seinem Tode in dem Kampfe bei Cappel, am 11. October 1531, wo er „in dem Augenblick, da er einem neben ihm Hinsinkenden zuspeach, von einem geworfenen Steine so heftig verwundet wurde, daß die nach Luzern als Siegeszeichen gebrachte Helm noch die Spur davon zeigt. Sterbend soll er ausgerufen haben: „Den Leib können sie tödten, die Seele aber nicht." Siegestrunken, Fackeln in den Händen, durchzogen die Feinde das Schlachtfeld. Da fanden Einige von ihnen Zwingli noch athmend unter einem Birnbaum, das Gesicht zur Erde gekehrt. Er wurde umgewendet und gefragt, ob er beichten wolle. Verneinend schüttelte er das Haupt. „So stirb denn, hartnäckiger Ketzer!" rief der Hauptmann Volkinger von Unterwalden, ihm den Todesstreich versetzend. Erst am folgenden Tage erkannte man Zwingli's Leichnam. Alles strömte herbei, ihn zu sehen. Einer seiner Bekannten aus Zug versichert, das Gesicht des Todten habe den Ausdruck gehabt, wie wenn ihn in der Predigt das Feuer des Gedankens ergriff. Doch sein Tod besänftigte die Wuth seiner Feinde noch nicht. Durch Trommelschlag ward ein Ketzergericht berufen, sein Leichnam durch den Nachrichter gevierthellt, dann verbrannt, und seine Asche mit der getödteter Schweine vermischt."

Heern Prof. Köstlin's Aufsatz schließt sich an zwei vorausgegangene: Die Entwickelung des deutschen Strafrechts in Theorie und Praxis, im ersten Bande der „Germanina" und: Die deutsche Strafrechtswissenschaft in ihrer geschichtlichen Entwicklung, im zweiten Bande an. Diese drei Aufsätze, und namentlich der letzte, sind der Beachtung und Erwägung Derer, die berufen sind, bei Strafgesetzgebungsarbeiten mitzuwirken, zu empfehlen. Die Summe des Ganzen ist (S. 608): „Die Grundursache aller Uebelstände in unserer modernen Strafgesetzgebung, die Ursache, welche ihre Schwungkraft lähmt, ihren Gesichtskreis verengt, ihr das Material beschneidet, den wissenschaftlichen Apparat verzettelt, die Bearbeitung systemlos, einseitig, casuistisch, lückenhaft macht, jede großartige Reform wegen mangelnder Mittel im Keime erstickt, der Gemeinsamkeit der Rechtsentwickelung die Art an die Wurzel legt, die Ursache, welche die neueste Rechtsgestaltung eines reichbegabten Volks so tief unter dem Maße der Erwartungen erscheinen läßt, die man von ihr hegen durfte — diese Ursache ist keineswegs in einem Mangel an wissenschaftlicher Befähigung, praktischer Erfahrung, scharfsinniger Erkenntniß der Uebelstände und geistiger Regsamkeit behufs ihrer Abstellung zu suchen. Nimmermehr! Das Traurigste ist ja eben, daß so viele reiche Kräfte durch Zersplitterung, Isolirung, gewaltsame Niederhaltung nutzlos vergeudet und um die schönsten Früchte ihrer dankbaren Wirksamkeit betrogen werden. Jene Ursache liegt vielmehr eben nur in der immer weiter gehenden Particularisation des deutschen Rechts." H.

Miscellen.

Die Fundy-Bay, „bereichtet jüngst der Herald," ist noch der vorherrschenden Ansicht ein Gewässer, das, selbst im Sommer, von stetem Nebel bedeckt ist, wo die Fluth eine Höhe von 120 Fuß erreicht und dem Lande, in welchem alle Häfen zugefroren sind und wo ein stetes Treibeis dem unglücklichen Schiffe, das sich dahin verirret hat, den Weg verrennt, mit der Geschwindigkeit einer Eisenbahn zuströmt. Diese Vorstellung, ob wahr oder falsch, ist von fast allen englischen Schriftstellern über Geogeophie und Ebbe und Fluth, von Sir John Herschel ab bis zu Sir Scott Russel, gehuldigt worden. Inzwischen scheinen einige der angesehensten Einwohner von Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, insbesondre die Mitglieder des Fredericktons-Athenaeums nach ihrer Meinung guten Grund zu haben, jene Ansichten für ungenau zu halten, und es ist von ihnen eine Committee ernannt worden, um die beste Weise, der Sache auf den Grund zu kommen, zu ermitteln und die wissenschaftliche Welt demnach von dem Resultate in Kenntniß zu setzen. Der Bericht dieser Committee liegt nun vor uns, so wie eine Empfehlung, daß unverzüglich eine Folge von Fluthbeobachtungen angestellt werden möge, um die hydrographischen Forschungen, welche auf Befehl von Whitehall schon im Gange sind, zu vervollständigen. Die Committee erkläet, daß die Fundy-Bay nach ihrer Ueberzeugung nicht gefährlicher als die meisten anderen Küsten sey, und daß der Handel des Hafens St. John trotz der viel vielbesprochenen Sommernebel selbst mit mehr Sicherheit betrieben werden könne, als der von Boston. Sollte die Committee in ihren Forschungen gehörig unterstützt werden, so dürfen wir der Lösung einer der interessantesten Fragen in Bezug auf die Abweichungen in den Fluthzeiten entgegensehen.

Den besten Beweis von der wirklichen Civilisation der Japanesen liefert ihre Behandlung der Frauen. Die Lage von diesen ist dem Monthly Christian Spectator zufolge der von allen andern Frauen in den orientalischen Ländren überlegen. Sie werden nicht abgeschlossen gehalten, und nehmen eine angenehme Stellung in der Gesellschaft ein. Sie sind in ihrem Benehmen freundlich und gefällig, und die Lauterkeit ihrer Sitten ist sprüchwörtlich. Ein ungetreues Weib ist in Japan ein unerhörtes Ereigniß.

Das Jahr 1769 hat sich durch die Menge berühmter Männer, die in demselben geboren worden sind, ausgezeichnet, als: Napoleon Bonaparte, der Herzog von Wellington, Herr Canning, Herr von Chateaubriand, Sir Walter Scott, Sir James Mackintosh, Baron Cuvier.

Laut neuerer englischer Verfügung müssen, dem Atlas zufolge, alle Emigrantenschiffe fortan bei 400 £ Geldbuße mit Feuerspritzen versehen seyn.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 89. Sonnabend, den 6. November. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Patient wider Willen, oder: So muß man die Männer bezahlen. Lustspiel in einem Aufzuge. Von Fritz von Fr.
Fortsetzung ..... Seite 693
Literatur:
Gedichte von Carl Christian Binzer ..... „ 696
Moritz. Novelle aus der Gegenwart von Leo Affil ..... „ 698
Miscelle ..... „ 700

Der Patient wider Willen,
oder:
So muß man die Männer bezahlen.
Lustspiel in einem Aufzuge.

(Fortsetzung.)

Scene III.

Die Vorigen. Frau Schweigsam, gefolgt von Joseph, der zwei mit Rosen angefüllte Vasen trägt.

Sch. (zu Steinheim). Na, was meinen Sie, Herr von Steinheim, bin ich nicht gehörig dahinter her, wenn meine Gäste etwas wünschen? — (pustet.) Ich bin aber auch ganz außer Athem. (Schelmisch.) Aber was fehlt Ihnen denn? Sie sehen ja ordentlich bloß aus.

St. Ach, meine gute Madame Schweigsam, mit mir geht es gar nicht gut. Der Doctor hat mich examinirt, und mir Sachen gesagt, an die ich nie gedacht hätte. (Der Doctor schreibt am Recepte.)

Jos. (für sich). Mein armer Herr; ich habe ja schon zu Hause immer gesagt, es fehle ihm etwas, und richtig, da kommt's heraus. Keinen Appetit, er, der sonst gegessen hat, wie ein Scheunendrescher.

Sch. (zu Steinheim). Mit Verlaub des Herrn Doctors muß ich Ihnen sagen, daß ich es nicht so gefährlich nehmen würde. Die Herren Aerzte haben die Gewohnheit, alles gleich recht arg zu machen und mit ihrem Achselzucken die Leute mit Angst und Schrecken zu erfüllen. Es ist gewöhnlich nicht so schlimm wie sie's machen.

D. (mit dem Finger drohend). Nehmen Sie sich in Acht, Madame Schweigsam, daß Sie mir nicht zwischen die Finger kommen.

Sch. Da soll mich unser Herr Gott vor bewahren. Wenn's einmal wo fehlt, da habe ich Kamillen und Pfeffermünze, Hoffmannstropfen und sonst noch solche Kleinigkeiten; die müssen wieder alles ins Geleis bringen. (Zu Steinheim.) Ich werde die Blumen dahineintragen lassen.

St. Thun Sie das, meine gute Schweigsam.

Sch. (leise zu Steinheim). Ei, ei, Herr von Steinheim, sollte man glauben, daß Sie ein so guter Schauspieler sind! Bald könnte ich mich selbst überreden, daß Sie krank sind. (Zu Joseph.) Na, Joseph, hier herein mit den Blumenvasen (ab mit Joseph).

D. Höre, Paul, wer weiß, wie lange Du auf den Stern Deiner Augen wirst warten müssen. Du wirst ungeduldig, und die Zeit Dir jedenfalls lang werden.

St. Da hast Du Recht.

D. Und bei dem Allen will mir die Inspectorfrau nicht aus dem Kopfe.

St. (aufsahrend). Ei so wollte ich doch .... was geht Dich jetzt das Weib an?

D. Nun, nun, das kommt so wider Willen. Höre! Anstatt so allein zu sitzen und zu seufzen, die Fensterscheiben abzuwischen und die Augen, vielleicht gar noch vergebens, anzustrengen, thätest Du besser, Du kämst mit mir in die Stadt. Wir trinken in meiner Stammkneipe ein Gläschen Ungar und treiben uns dann ein Bischen herum. Ich habe gerade ein Stündchen Zeit, und möchte Dir gerne eine und die andere unserer Stadtschönheiten zeigen.

St. Bene! Habt Ihr hier etwas Anziehendes?

Digitized by Google

D. Ha, welche Frage! Mehre Kabinetsstücke. Die Gallerie in München hat nichts Verführerisches.

St. Das könnte einem freilich Lust machen. (Nimmt den Hut.) Nun, so komm.

D. Willst Du nicht vorher das Recept in die Apotheke schicken?

St. Freilich, freilich (nimmt das Recept). Aber, sagt doch, was fehlt mir denn eigentlich?

D. Unnöthige Neugierde. Dem Kranken fehlt, was der Arzt befiehlt. Die Krankheit mit ihrem grausigen Namen sitzt im Kopfe des Heilkünstlers, im Körper des Leidenden dagegen nichts als der Schmerz. Was es eigentlich sei, ob die Krankheit so oder so heiße, und in diese oder jene Kathegorie gehöre, kann ihm ganz einerlei sein; er nimmt ein, und wird curirt.

St. Oder geht den Weg alles Fleisches.

D. Das mag er halten, wie er Lust hat. — Du kannst vor der Hand noch ruhig sein.

St. Das bin ich auch vollkommen! Aber wissen möchte ich doch, was Du da verschrieben hast. Der Teufel könnte sein Spiel haben — Euer Stadt ist voller Plaudertaschen — meine Frau könnte Wind bekommen und Wunder glauben — ... (bittend) Sage mir, was Du da verschrieben hast.

D. (drohend). Aha, siehst Du das böse Gewissen, verstockter Sünder! (Lachend.) Nun, ängstige Dich nicht weiter; das Mixtum compositum ist höchst unschuldiger Natur.

Scene IV.

Die Vorigen. Joseph. Frau Schweigsam.

St. (zu Joseph, der eintritt). Gut, daß Du kommst, Joseph; Du mußt mir das Recept gleich in die Apotheke tragen. — Ja, ja, sieh mich nur an; es geht schlimm mit mir. — Vielleicht wird es mir leichter, wenn ich ein Bischen in die frische Luft gehe (nimmt Frau Schweigsam bei Seite). Im Falle die bewußte Dame eintreffen sollte, so wissen Sie schon, was zu thun ist. — Ein grüner Wagen mit zwei Grauschimmeln.

Sch. Schön, schön.

St. (mit leidender Stimme). Gehen wir jetzt ein wenig, Doctor; ich glaube selbst, es wird mir draußen wohler werden.

D. (nickt mit dem Kopfe. Beide gehen ab).

Jos. (hinter ihnen herblickend). Armer Herr! Ich sagte es ja gleich, ihm fehlt etwas.

Sch. Ja wohl, Joseph; es fehlt ihm wirklich etwas; doch ich denke, hier wird er's wieder finden.

Jos. So will ich auch gar nicht säumen und in der Apotheke lieber gleich warten (ab).

Sch. Na, sagte ich's nicht? Ist der Mensch wirklich so einfältig, zu glauben, sein Herr sei in der That krank. — Und was wird er zu Hause nicht Alles erzählen! Ach, gnädige Frau, wenn Sie wüßten, wie schlecht es dem gnädigen Herrn in der Stadt gegangen ist, was er alles hat einnehmen müssen. — Und die gute Frau ist am Ende noch so — — nun so, noch so dumm, den schamanten Herrn Gemahl zu bedauern und ängstlich über ihm zu wachen, über ihm, dem kein Finger weh thut und der sich heimlich ins Fäustchen lacht. — Ach, wenn ich so dürfte, wie ich wollte, was wollte ich Die für eine Suppe einbrühen. — Doch so, in meinem Stande als Wirthin muß ich schon fünf gerade sein lassen. Mag der gute Mann sehen, wie er durchkommt; meine Pflicht ist zu schweigen und mir die Schwächen meiner Gäste gehörig bezahlen zu lassen. (Schmunzelnd.) Nun, es wird ein hübsches Sümmchen werden, gnädiger Herr, und Abzug darf ich wohl nicht befürchten. (Pause.) Es ist aber doch merkwürdig, was die Männer sich heut zu Tage alles ausdenken, um die armen Frauen anzuführen. — Wäre das wohl früher einem eingefallen? — So was hätte ich an meinem Seligen erleben müssen; Herr Gott, dem hätte ich heimgeleuchtet! — Ich würde ihm ein Recept verschrieben haben, dessen er sich noch bis zur letzten Stunde erinnert hätte. (Man hört einigemal mit der Peitsche knallen und bald darauf klingeln.) Horch, ist da nicht Jemand angekommen? (geht zum Fenster.) Richtig, ein grüner Wagen mit zwei Grauschimmeln. — Ich muß doch gleich hinuntergehen (geht zur Thür).

Scene V.

Frau Schweigsam. Sophie. Hermine. Susette.

H. (lebhaft zu Fr. Schweigsam). Sind Sie die Wirthin dieses Hauses?

Sch. (mit einem tiefen Knix). Aufzuwarten, gnädige Frau.

H. Ist bei Ihnen nicht Herr von Steinheim abgestiegen?

Sch. Ja wohl, gnädige Frau, er logirt schon seit drei Tagen hier. — Sollten die Zimmer, welche er bestellt hat, vielleicht für Sie bestimmt sein?

H. So ist's. — Sind sie in wohnlichem Stande?

Sch. (selbstgefällig). Na und ob! Seine Majestät würden sich darin gefallen.

H. Schön, schön, meine gute Madame! Doch wo sind sie? (Links zeigend) Hier — (rechts zeigend) oder dort?

Sch. Die Thüre rechts, zu dienen (öffnet die Thüre). Wollen Sie nicht näher treten?

H. (wirft einen Blick in die Thüre).

Sch. (für sich). Kein übles Lärvchen — auch ziemlich lebendig. — Doch wer mag die Andere sein?

H. (zurückkommend). Nun, es geht an.

Sch. (selbstgefällig). Ich schmeichle mir, daß die gnädige Frau nichts vermissen werden. — Ist doch Herr von Steinheim so emsig gewesen, wie eine Ameise, und hat mein ganzes Personal, vor allem aber mich in einem fortwährenden Laufen und Einrichten erhalten. — Der Wahrheit die Ehre; — einen so aufmerksamen Herrn muß man heut zu Tage mit der Laterne suchen.

Soph. (für sich). Für mich hätte er es nicht gethan. Oh, wir armen Frauen!

H. (zu Frau Sch.) Ueber wie viel Zimmer kann ich verfügen?

Sch. Ueber drei. (Zu Susette.) Lassen Sie immer die Sachen heraufbringen. — Auch für Sie habe ich im ersten Zimmer ein recht weiches Bettchen aufschlagen lassen.

Sus. (zu Frau Sch.). Ist denn auch ein Bette für diese Dame hier (auf Sophie zeigend) vorhanden?

Sch. Noch nicht, doch das kann im Augenblick besorgt werden. (Zu Sophie) Befehlen Sie ein Federbett oder eine Matratze?

Soph. (zuckt mit den Achseln und deutet auf Susette).

Sus. (zu Frau Sch.). Bald hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, — die Dame ist stumm.

Digitized by Google

Sch. (theilnehmend). Ach Gott, die arme Frau. (Bei Seite.) Stumm, wenn's nöthig iſt, vielleicht auch blind — ſolche Zeugen ſtören nicht.

Suſ. Ich will jetzt nach dem Gepäck ſehen. (Ab.)

H. Machen Sie ſich weiter keine Umſtände, meine gute Madame; die Dame wird bald wieder abreiſen, und kann recht gut eine Nacht auf dem Sopha ſchlafen.

(Suſette und der Kellner tragen das Gepäck herein.)

Sch. Nun, wie Sie befehlen. (Für ſich.) Sie bleibt nicht lange hier? — Aha, ich verſtehe, man will nicht geſtört ſein. — Ach, wenn ich nur ſo könnte, wie ich wollte, — aber die Kundſchaft — (legt die Hand auf den Mund.) Stumm wie ein Fiſch. (Laut zu Hermine.) Darf ich Ihnen vielleicht etwas anbieten? Thee, Kaffee, kalten Aufſchnitt?

H. (ungeduldig). Gut, gut, ſchicken Sie uns etwas herauf — was Sie wollen — und nehmen Sie dann weiter keine Notiz von uns; wir werden ſchon ſelbſt für uns ſorgen.

Sch. (geht nach der Thür, kehrt zurück). Im Falle Sie etwas bedürfen ſollten, ſo belieben Sie nur zu befehlen; bei mir finden Sie alles. Oh, mein Haus iſt in Ordnung. Wollen Sie ſich noch bemerken, daß dem Kellner einmal, dem Stubenmädchen zweimal, und dem Hausknecht dreimal geklingelt wird. (Bei Seite.) Na, nun bleibt in Gottes Namen allein und macht was ihr wollt. Viel Erbauliches wird's nicht werden. (Im Abgehen.) Ach, wenn das die arme Frau von Steinheim wüßte! — Wir Frauen ſind doch wirklich recht beklagenswerthe Geſchöpfe, ebenſo unklug, wie leichtgläubig. (Ab.)

Soph. (wirft ihren Hut auf einen Stuhl). Oh, wie beklommen iſt es mir um's Herz! (die Hände ringend) Gott, Gott, womit habe ich das verdient, ich, die ich ihn ſo unausſprechlich liebe!

H. Nun, nun, ſo ganz ohne Schuld biſt Du dabei nicht, meine liebe Sophie. Du liebſt Deinen Mann zu ſehr, und was noch ſchlimmer iſt, Du läßt ihn Deine Anhänglichkeit zu deutlich merken. — Er hat ja weder nöthig, ſich beſonders um Deine Zuneigung zu bemühen, noch braucht er zu fürchten, ſie zu verlieren. Die Männer, meine Freundin, lieben nur ſo lange, als wir ihr Intereſſe erregen, und dies verſchwindet mit dem Augenblicke, wo ſie nichts mehr zu erringen, vor nichts mehr zu zittern haben. — Doch tröſte Dich, den Delaigen wollen wir ſchon kuriren: Er liebt Dich, und die ganze Sache, welche Dir ſoviel Kummer verurſacht, iſt weiter nichts, als eine vorübergehende Phantaſie.

Soph. (entfaltet ein Billet und lieſt). Verehrte Frau! In wenig Stunden reiſe ich von hier ab und werde in der Roſe abſteigen. Die nöthigen Zimmer für Sie werde ich beſtellen, und ich ſchmeichle mir, Sie ſollen darin eben ſo wenig das Nothwendige zu Ihrer Bequemlichkeit vermiſſen, als ich darin glückliche Stunden zu verleben hoffe. — Laſſen Sie mich durch einige Zeilen wiſſen, ob ich auf Ihre Ankunft rechnen darf. — Meine Frau iſt in dem Glauben, ich reiſe in die Stadt meiner Geſundheit wegen." — Und das ſchreibt er Dir! Oh, es iſt entſetzlich. (Sie bricht in Thränen aus.)

H. (mit dem Finger drohend). Nur keine Scenen, Sophie, die würden zu nichts führen.

Soph. Mir vorzulügen, er ſei krank, wie dies noch in einem Briefe zu wiederholen, und mir zu ſagen, ſeine Leiden bedürfen einer längeren Kur, mich in ſolche Unruhe, ſolche Angſt zu verſetzen, — es iſt mehr als abſcheulich. — Du nennſt das eine vorübergehende Phantaſie? — Wenn nun ſeine Augen auf eine andere gefallen wären, als auf Dich, würde ich nicht das unglücklichſte Weib ſein?

H. Alſo — bedanke Dich dafür, daß ich ſo ehrlich und uneigennützig bin, ſei ruhig und guten Muthes, und überlaſſe es dem Geiſte und der Erfahrung einer zweijährigen Wittwe, Deinen Herrn Gemahl auf den Weg der Pflicht zurückzuführen. — Iſt das nicht eine lockende Aufgabe? Und welchen Enthuſiasmus wird eine Freundſchaft wie die unſrige in der Welt hervorrufen!

Soph. (Nimmt Herm. bei der Hand, ängſtlich.) Du liebſt ihn alſo wirklich nicht; nicht ein Bischen?

H. (lachend). Seid ihr Ehefrauen doch zuweilen lächerlich, wahrhaftig, man möchte Mitleiden mit Euch haben. Euch ſcheint es, jede müſſe Eure Männer lieben, weil ihr ſie liebt. Du ſiehſt in Deinem Mann wenigſtens einen belvederſchen Apoll, ich dagegen einen Erdenſohn, wie viele andere, weder ſehr ſchön, noch ſehr häßlich, nicht außerordentlich klug, aber auch nicht über die Maßen einfältig, einen Mann endlich, dem etwas ſtrengere Grundſätze, ein wenig mehr Gewiſſenhaftigkeit gar nichts ſchaden könnten. — Es iſt von allem ein Bischen da, doch noch nicht genug, um mich zu verführen und meiner Liebe zu Dir in den Weg zu treten. — Beruhige Dich, meine theure Sophie; ſeine Freundin will ich ſein, aber nur dann, wenn er Dir Alles iſt, was er ſoll.

Soph. Meine theure Hermine (umarmt ſie).

H. Sobald ich alſo gemerkt hatte, Herr von Steinheim habe Abſichten auf mich, und ſei der Meinung, er werde leichtes Spiel finden, war es bei mir beſchloſſen, ihm eine kleine Lection zu geben, und ihm über die Schätze, welche er in Dir beſitzt, die Augen zu öffnen. Deshalb verſchwieg ich Dir Alles aufs ſorgfältigſte, denn er mußte ſich erſt recht tief verwickeln. Es war ein wenig Gefahr dabei, doch Gottlob, es iſt gelungen; die Verwickelungen ſind vorüber, nun kommen die Entwickelungen, die Kataſtrophe. (Geht an's Fenſter.) Ah, ſieh da, der treue Herr Gemahl ſind ja im Hofe. — Ei, ei, wie emſig er meine Leute ausforſcht. — (Zu Sophie.) Komm, komm, wir wollen uns zurückziehen und (den Finger erhebend) vergiß nicht, — nur keine Scenen. (Ruft.) Suſette!

Suſ. (tritt ein). Was befehlen die gnädige Frau?

H. Bleibe hier hinter meiner Thüre und laſſe Herrn von Steinheim nicht eintreten; ſage, ich kleide mich um. Verſtehſt Du?

Suſ. Vollkommen (durch die Thür rechts ab).

H. Du, Sophie, laß Deinen Hut hier liegen. Dein liebes Männchen wird denken, es ſei der meinige, und ſich vielleicht eine und die andere Thorheit mit ihm erlauben. Das bringt die nöthige Heiterkeit in die Geſchichte.

Soph. (nimmt ihren Hut ab und bindet den Schleier los). Biſt Du nicht eine Schelmin!

H. Nun fort. Was zu thun war, iſt geſchehen, (mit Pathos) und nun Verhängniß gehe deinen Weg. (Beide rechts ab.)

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Gedichte von Carl Christian Binzer. Kopenhagen. Zu haben bei Otto Schwartz. Berlingsche Buchdruckerei. 1853. IV (VI) und 208 Seiten. 8.

Die erste Abtheilung dieser Sammlung: Lyrische Versuche 1833—1835 (S. 1—30) erschien nach Erslew's „Almindeligt Forfattee-Lexicon for Kongeriget Danmark med tilhørende Bilande" bereits 1840, gleichfalls zu Kopenhagen. Obgleich dichterische Leistungen, die in eine frühere Periode fallen, stehen sie denen einer späteren (1837—1850), die wol nicht ganz sprachgerecht Frische Lieder überschrieben und in zwei Sammlungen getheilt sind (S. 31—109), nicht nach. An diese schließen sich (Seite 111—134) Sagen und Erzählungen. 1838—1850, und Nachbildungen. 1840—1850 (S. 135—208).

Was nun zuerst die Versuche anlangt, so gestehen wir, daß sie uns besonders lieb geworden und wir, wie schon angedeutet, ihnen den Vorzug vor einigen der neueren Lieder geben. Namentlich heben wir heraus:

Möchte gerne fliegen,
Ueber Berg und Thal,
Mich auf Flügeln wiegen,
Dort im Abendstrahl. u. s. w.

und das vierte der Wanderlieder „Mein Lied," welches wir ganz mittheilen:

Mit Menschen gern
In traulem Band,
Doch fern, doch fern
Vom Heimathland;

Mit manchem Schmerz
Und mancher Lust,
Ein fühlend Herz
In meiner Brust:

So zieh' ich hin,
Wohl hin und her,
Weiß nicht, wohin?
Weiß nicht, woher?

Nur wenig froh,
Weil viel gebeicht;
Doch immer so?
Das sagt' ich nicht.

Wer sagt denn gleich,
Der Stamm zerfällt,
Sobald der Zweig
Nicht Blüthe hält?

Und wenn auch noch
Mein Liebstes schied:
Bleibst du mir doch,
Mein Lied, mein Lied!

Unter den s. g. frischen Liedern der ersten Sammlung ist „Ueber den Sternen", eins der vorzüglichsten:

Ueber den Sternen
Wohnt unser Vater,
Lenkend die Welt
Mit mächtiger Hand.

Ueber den Sternen
Wohnt die Liebe,
Schaut mit mildem
Auge herab.

Ueber den Sternen
Wohnt die Freiheit,
Unerreichbar
Dem Menschengeschlecht.

Ueber den Sternen
Liegt deine Heimath,
Seele des Menschen,
Ungekannt.

Ueber den Sternen
Wohnt die Wahrheit,
Ueber den Sternen
Wohnt der Friede.

Ueber die Sterne
Dringt kein Auge,
Ueber die Sterne
Geht kein Flug.

Tiefstes Sehnen
Regt sich im Busen;
Aber der Weise
Freut sich der Nacht.

In der zweiten Sammlung sind zuerst die Jahreszeiten in anmuthiger Weise besungen; dann folgen zwölf Minnelieder; das letzte „Glücksburg" überschrieben, lautet:

Du stiller Ort mit deinem Schloß, dem hohen,
Das dort im See sich spiegelt hell und klar,
So manche Jahre sind dahin geflohen,
Doch nie vergeß' ich, was mein eigen war.

Ein stummer Zeuge bist du jener Stunden
Der frühen Jugend voll der reinsten Lust,
Wo Liebe schon umflattert und verbunden
Zwei Herzen, sich der Liebe kaum bewußt.

Noch steht der Baum, in dessen Stamm der Knabe
Die Rune seiner Sehnsucht glühend schnitt;
Doch jene Blume — ach, sie liegt im Grabe:
Die Zeit sie stürmt dahin und reißt uns mit.

Digitized by Google

Das Gedicht: „Du und Sie“ wird gewiß auch viele Freunde finden:

Du das iſt ein Wörtchen klein,
Sagt dem Herzen zu;
Was uns lieb und werth mag ſein,
Nennt man gern auch Du.

Sie das that ſo vornehm gar,
Macht uns oftmals Schmerz;
Wo man liebt treu und wahr,
Sagt doch Du das Herz.

Du das iſt die alte Zeit,
Sie das iſt die Jetzt;
Sie iſt kalte Höflichkeit,
Du uns traut ergötzt.

Sie das dünkt ſich, iſt doch arm,
Bleibt der Freundſchaft fern;
Du das hat ein Herz ſo warm,
Weilt in Hütten gern.

Du das iſt die Jugendluſt,
Sie das iſt die Welt;
Sie beengt die junge Bruſt,
Du ihr baß gefällt.

Sie iſt Vielheit auch zumal,
Iſt Verbildung nur;
Du das iſt die Einheitszahl,
Du das iſt Natur,

Du das iſt der Freiheit Drang,
Du iſt Poeſie, —
Sie iſt Proſa, Lebenszwang,
Ariſtokratie.

Sie zerreißt der Herzen Band,
Du das nährt die Gluth;
Du das drückt uns derb die Hand,
Sie das zieht den Hut.

Du entquoll der Rede Strom
Schon im Paradies;
Du — das iſt das alte Rom,
Sie das iſt Paris.

Sie vergißt man gar geſchwind,
Hat ein fremd Geſicht;
Du — das iſt der Mutter Kind,
Du vergißt man nicht.

Du das iſt ein Heimathsgruß,
Schwebt im Traum uns vor;
In der Fremde kaum den Fuß,
Kriegt man Sie in's Ohr.

Wenn uns Sie vorübergeht,
Du verweilet doch;
Du — iſt Gott, und im Gebet
Haucht es Troſt uns noch.

Du das iſt der Liebe Wort,
Sagt dem Herzen zu;
Sie wohl ſagt man hier und dort,
Meinet dennoch Du.

„Die verſtößliche Dichtkunſt“ und „Weibliche Männlichkeit. An Virginie“ ſind etwas polemiſcher Natur. „Daß Dichter ſich das Morgenland beſehen“, will der Herr Verfaſſer ihnen gern geſtatten;

Doch für und für ſich dorthin zu ergehen,
Verlaſſend das, was uns zuerſt entzückt,
Und ſuchend das, was uns entfernt, entrückt, —
Begreift ihr's? — nein, und dennoch iſt's geſchehen.

Den ſechszehn Diſtichen können wir keinen beſondern Beifall ſpenden. Dagegen iſt „Thorwaldſens Muſeum“, S. 101—109 eine gelungenere Dichtung; wir entnehmen dieſem Cyclus:

An Thorwaldſen. *)

Südliche Gluth haſt du mit nordiſcher Ruhe vereinigt,
Und mit männlicher Kraft weibliche Milde gepaart;
Was Jahrhunderte lang geſchlummert, erweckteſt du wieder,
Die erſtarrte Natur haſt du von Neuem belebt;
Töne der Harmonie entlockteſt du mißelnd dem Marmor,
Und in den fühlloſen Block hauchteſt du Seele hinein.

Chriſtian der Vierte.

Lächelnd blickſt du herab auf das emſige Treiben der Menge,
Aber zu dir hinauf ſtrebt der Däne voll Stolz.
Schauend, o König, dein Volk im Kampf für den Heerd und die Heimath,
Führteſt ein Schutzgeiſt du kühn es zum Siege und Ruhm.

Von den Sagen und Erzählungen gehören einige der komiſchen Gattung an, ſo z. B. „Das Kloſter zu Güldenholm“, welche Sage wir zur Ergötzlichkeit unſerer Leſer abdrucken laſſen würden, wenn wir augenblicklich nicht mit dem uns zugemeſſenen Raum etwas ſparſam ſein müßten.

Nachgebildet ſind ein altdäniſches Volkslied: Der Elfenhügel; 7 däniſche Bauernlieder (das letzte nach Steen Blicher), die uns jedoch keine eigenthümlich-nationale Färbung zu haben ſcheinen, ſo z. B. „Fräulein-Stand“; Gedichte von Anderſen, Thiele, With, Oehlenſchläger, 3 Welmannſche Lieder; ein altſchwediſches Volkslied: „O freuet euch alle Tage!“ und ein ſchwediſches: „Du alter, du friſcher, du feiſtiger Nord“; ferner ein altſchottiſches Lied: „Der Krieger kehrt vom Kampf zurück“; Robin Adair (ſchottiſche Ballade); 7 Lieder von Thomas Moore (— „Der junge Maimond ſchimmert, Lieb,“ von A(uguſt) Binzer

*) So (mit einem w) ſchreibt unſer Dichter den Namen und mit ihm Viele. Richtiger iſt wol Thorvaldſen, wie der Künſtler ſelbſt unterzeichnete. (M. vgl. „Thorvaldſen's Leben v. Thiele“).

Digitized by Google

überſetzt —); „An den Kukuk“, nach J. Logau; „Die Bettler“ nach Béranger; 27 Lieder des Anakreon; „An Aphrodite“, nach Sappho, und „An Pyrrha“, nach Horaz. — Als Probe Bellmann's „Wiegenlied“ und die Ode des Anakreon.

Wiegenlied.

Kleines Carl, ſchlaf' ſüß, in Ruh',
Denn früh genug erwecken
Wird dich einſt die Welt, und du
Dann ihre Galle ſchmecken.
's iſt die Erd' ein Trauerhaus;
Wie man athmet, iſt's auch aus,
Soll die Gruft uns decken.

Auf 'nem Feld voll Garben rann
Hervor 'ne kühle Quelle;
Stand ein kleines Knabe dran
Und ſchauet in die Welle.
Kaum ſein Bild ward er gewahr
In der Fluth ſo hell und klar,
Da verſchwand es ſchnelle.

So im Leben eilt vorbei,
Was hier uns mag entzücken;
Wie man athmet froh und frei,
Da liegt man auf dem Rücken.
Carlchen denke einſt daran,
Schauſt du die die Blumen an,
Die den Frühling ſchmücken.

Schlaf' lulu, mein Bübchen, mir,
Das Glück ſei dein Begleiter;
Wenn du aufwachſt, von Papier
Schneid' ich die Roß und Reiter;
Dann ein Kartenhaus — lu lu —
Bau'n wir und zertrümmern's, du,
Singen froh und heiter.

's hat Mama für's Männchen klein
Goloſchuh' und goldne Schmücke,
Und wenn Carl will artig ſein,
Kehret bald Papa zurücke;
Kuchen bringt er mit für's Kind:
Schlaf' lulu, den Kopf geſchwind
In dein Kiſſen drücke.

Jugendliches Alter.
(11te Ode.)

„Anakreon, du greiſeſt.“
So ſagen mir die Frauen;
„Beſieh dich nur im Spiegel,
Da wirſt du ſelbſt es ſchauen,
Wie dir die Haare fehlen,
Und glatt und kahl der Scheitel.“

Ob Haare noch, ob keine,
Ich weiß es nicht, 's iſt eitel;
Doch das, ihr Lieben, weiß ich,
Dem Greiſen ziemt's im Grunde
Zu ſcherzen um ſo heiterer,
Je näher ſeine Stunde.

Die obige Angabe des Inhalts der Sammlung und die ausgewählten Proben werden leicht einen Vorzug derſelben vor ähnlichen erkennen laſſen, nämlich den, daß für Abwechſelung Sorge getragen iſt. In edler Dichterſprache ausgeſprochenen religiöſen Empfindungen, gemüthvollen Schilderungen aus der Natur und dem Menſchenleben, ſind heitere Scherze beigemiſcht, und außer dem Eigenen wird auch Fremdes, in guter Auswahl, dargeboten. Hoffmann.

Moritz. Novelle aus der Gegenwart von Leo Aſſil. Verlegt von M. Simion in Berlin. 1852. 278 Seiten. 8.

Der Hauptheld dieſer Erzählung iſt Moritz Falkmann, ein Judenknabe, der jüngſte Sohn eines hochbejahrten Rabbinees in einer kleinen Stadt des euſſiſchen Reiches, die er verlaſſen, als ſeine Söhne in das Heer eintreten ſollten. Der älteſte trennt ſich von ihm, um ſelbſt ſein Glück in der Welt zu ſuchen, Moritz begleitet den ſchwachen Vater, der in das Haus des Predigers Milder aufgenommen, dort ſtirbt und wird Mitglied der Familie. In der weiteren Entwickelung werden wir mit dieſer und mit zwei jüdiſchen Familien, die zu Milder in naher Beziehung ſtehen, bekannt gemacht. Milder hatte nämlich erſt die Schweſter Hanna der Zwillingsbrüder Mohrſtein, die aus Liebe zu ihm Chriſtin geworden, und den Tod ihres ſtrenggläubigen Vaters herbeigeführt hatte, geheirathet und war dadurch ihnen, ſeinen früheren Freunden, den Söhnen ſeines Wohlthäters, entfremdet. Karl, Hanna's Sohn, wurde von der zweiten Gattin des Predigers als eigener geliebt; er kannte ſie nur als ſeine wirkliche Mutter. Der Knabe Moritz hatte dem ſterbenden alten Rabbiner einen feierlichen Eid geſchworen, ſeinem Glauben treu zu bleiben. Als er Jüngling geworden, mußte er, unter Chriſten, die ihn liebten, die er liebte, erzogen, einen ſchweren Kampf kämpfen, aber ſiegreich ging er aus demſelben hervor und blieb Jude. Seine Liebe zu Agathen, des Predigers Tochter, ward nicht erwiedert, dafür erhielt er die Hand der ſchönen und geiſtreichen Rahel, des Doctor Mohrſtein's Tochter; am Schluſſe der Novelle ſehen wir ihn als Lehrer an einer Hochſchule. Auch Karl, der Chriſt, liebte die Jüdin Rahel; er blieb unvermählt. Moritz's Bruder, Robert, der in Mancheſter als Kaufmann ſein Glück gefunden, vermählte ſich mit Ella, des Fabrikherrn Mohrſtein Tochter. Agathe heirathete einen biedern Univerſitätsfreund unſers Helden und Karl's, Brauſer. Milder, deſſen Karl von dem Fabrikherrn und ſeiner Ella, durch zufällige Begegnung als der früh geſtorbenen Hanna Sohn erkannt worden, überwand ſeinen Vorſatz ſich den Brüdern nie zu nähern, ſie knüpften das alte Freundſchaftsband von Neuem.

Dies die Fabel, oder wenn man will das dürre Gerippe der ſehr verwickelten und inhaltreichen Novelle, die von uns wol nicht unrecht als Tendenz-Novelle bezeichnet wird, und nicht ohne Beziehung zum Jahre 1848 und deſſen Folgen iſt. Zugleich als Probe des Stils theilen wir einen Beleg aus dem Geſpräche des Predigers und ſeines Pflegeſohns mit, nachdem dieſer ihm ſeine Liebe zu Agathen geſtanden.

Digitized by Google

„Mit scheinbarer Ruhe entgegnete er ihm: „Moritz, nicht verletzen will ich dich, wahrlich nicht wehe will ich dir thun; — doch hast du denn die Hindernisse wahrgenommen, die bergehoch zwischen dich und Agathen sich drängen? — Hast du an die Religion gedacht, die dich von Agathen trennt? — du bist Jude, Moritz — Agathe Christin! — Muß ich dich daran mahnen, mein Sohn?"

„O Gott! bin ich denn nur zum Unglück geboren?" sprach Moritz knirschend. „Muß sich denn dieser Fluch meiner Geburt mir ewig an die Ferse heften, daß kein Entrinnen möglich ist. Muß er denn alle, alle meine schönsten Pläne kreuzen und vereiteln? doch nein, nein!" rief er plötzlich wie neu auflebend aus, „Vater! eine neue Zeit ist gekommen und der Moder alter Vorurtheile ist abgeschüttelt, der Jude ist wieder Mensch und darf menschlich denken, menschlich fühlen. Ja, Vater, ich darf Agathen lieben; ich darf sie besitzen, selbst wenn ich dem Wunsche des geliebten Verstorbenen gehorchend, dem Judenthum nicht entsage." —

„Du sprichst", erwiederte Milder bewegt, „von jener modernen Institution, von jenem zwitterhaften Wesen, das man eine Mischehe nennt. — Wahrlich, die Begriffe sind hierbei so ineinandergemischt und gewirrt, daß man ein solches Bündniß eben so gut eine Irrthe nennen könnte. — Glaubst du wirklich, daß Gottes Segen auf einem solchen Bunde ruhen könne, daß Gottes Hand sich schützend über eine solche Ehe legen und sie heiligen könne? — Nimmermehr!"

„Und warum nicht?" fragte Moritz betroffen über den unerwarteten Widerstand. —

„Warum nicht?" entgegnete Milder ernst, „weil die Ehe das innigste, zarteste Verschmelzen zweier Seelen, das Aufgehen zweier Herzen in einander ist. — Da giebt's nichts Fremdes, nichts Störendes, nichts Heimliches; der Wunsch des Einen ist des Anderen Wille, der Gedanke des Einen füllt auch des Anderen Geist aus. In der Ehe heißt es: „dein Gott ist mein Gott, dein Volk ist mein Volk, wo du stirbst, will auch ich begraben werden! Nicht der leiseste Zweifel darf in den heiligen Tempel der Ehe sich drängen. Die Religion ist die Weihe, ist der Schutzengel eines wahrhaft glücklichen Ehebündnisses. — Nein, Moritz, nimmermehr! Schon der Gedanke einer solchen Verbindung zweier mir so theuren Wesen ist mir schmerzhaft."

„Alles ist wahr, was Sie da so schön gesprochen haben, mein Vater", antwortete Moritz ergriffen, „doch Sie übersehen ein Hauptmoment in der Ehe, die Liebe. Die Liebe überwindet alle Hindernisse, besiegt alle Schwierigkeiten; sie gleicht alle Verschiedenheiten aus, vereint alles Trennende, das weiß ich, das fühle ich. Sie haben Recht wenn sie sagen: dein Gott ist mein Gott, dein Volk das Meine. Wir haben ja alle einen Gott der Liebe und Barmherzigkeit. Die Zeit der Idee eines Nationalgottes der Juden ist vorüber, wie die eines Gottes, der blos Eigenthum der Christenheit wäre. Ein Tempel wird fortan die Menschheit vereinen, eine Weihe sie beseligen, ein Gedanke sie begeistern — die Liebe. Wenn auch nicht ein Tempel unsere Gebete empfängt; ein Gott erhört sie. — Und wenn auch derselbe Friedhof nicht unsere Gebeine sammelt, derselbe Himmel vereinigt die, die sich auf Erden liebten."

„Leicht glaubt", entgegnete Milder, „die schwärmende Jugend an das ihr vorschwebende Ideal, doch es ist das Vorrecht des Alters, daß es weise prüft und sich durch Gebilde der Phantasie von dem sicheren Pfade der Wirklichkeit nicht täuschend ableiten läßt. Der Mensch ist gar schwach! — es kommen Prüfungen und Leiden im Leben, die ihn wankend und kleinmüthig erscheinen lassen; wie steht es dann um die gepriesenen Ideen der Neuzeit?" —

„O mein Vater, Sie sind grausam", sprach Moritz, da der Prediger einhielt.

„Nimm an, der Himmel gewährte einem solchen durch die gemischte Ehe vereinten Paar den höchsten Segen, er gäbe ihm Kinder", fuhr Milder fort. „In welcher Religion wollt Ihr sie erziehen? Blos in der einen? — Sollen sie die des Vaters, oder die der Mutter geringer achten? Oder sollen die Geschwister verschiedenem Glauben angehören? Sollen sie sich, die Kleinen, noch Unvernünftigen, ihrer Religion wegen gegenseitig verhöhnen und anfeinden? Sollen sich im Kreise der Familie, im Tempel, der der Liebe und Einigkeit geweiht ist, Unfriede, Parteiungen, Kämpfe erheben? — Soll das Fest des Einen dem Andern Alltag sein? — Soll die Mutter, der ein zartes Kind auf dem Schmerzenslager dem Tode nahe liegt, fürchten müssen, den Vater zu verletzen, wenn sie bei ihrem Seelsorger Trost und Ermuthigung sucht, wenn sie sich nach den heiligen Ceremonien ihres Glaubens sehnt?" —

„Nein" sagte Moritz „nein; ich selbst weiß es ja aus eigener Erfahrung, daß Liebe stärker ist, als alle verrosteten Vorurtheile. Ich selbst, der Jude, bin im christlichen Hause erzogen; — hat mich je ein Hohn von Ihrer Seite getroffen? Hat je Unduldsamkeit unsern Frieden gestört? War es nicht ein Sinn, ein Gedanke, der uns alle beseelte, vereinte? — Und dies sollte in einem Bunde, den die Liebe zweier Herzen schloß, nicht sein können, sein dürfen?" „Ich kann", fuhr er nach einer Pause fort, „Ihren Zweifel ehren, doch nicht theilen, da ich ihn nicht zu fassen vermag. Das Alter macht bedenklicher; es erhebt sich nicht zum Iderfluge der kühneren Jugend, der frische Odem einer neuen Zeit weht uns an, eine neue Epoche beginnt für das Menschengeschlecht, wir werden jetzt von der Idee der Ausgleichung schroffer Gegensätze, der Ausmerzung aller unbegründeten Absonderungen durchdrungen und getragen. Fortan wird sich der längst gehegte Traum von einem Hirten und einer Heerde erfüllen. — Wahrlich", fügte er nach einer Pause seufzend hinzu, wenn ich nur erst Agathens Gegenliebe gewonnen hätte, dann, ja dann, guter Vater, wagte ich allen anderen Hindernissen zu trotzen und selbst Ihren Widerstand zu besiegen."

An einer andern Stelle, heißt es von Moritz:

„Vor seinem Geiste schwebte als höchstes Ziel einst der Jugend als Leitstern in den Wissenschaften auf einem Lehrstuhle einer deutschen Hochschule voranzuleuchten und durch Wort und Schrift die Wissenschaft zu fördern.

Ein mächtiges Hinderniß jedoch stand ihm auf der Laufbahn, die er sich auserkoren hatte, hemmend im Wege; er war Jude. — Und wenn er auch als Arzt wirkte wie Hippokrates und Galen, und wenn er die Naturwissenschaften erforschte gleich einem Humboldt und Berzelius, — der Lehrstuhl blieb ihm verschlossen; der Fluch, der auf seiner Geburt ruhte, der seinen Stamm unerbittlich verfolgte, versagte ihm das Glück, das dem Christen oft ohne sein Zuthun in den Schooß fällt. — Denn, „wer nicht des Staates Glauben hat, an den auch glaubet nicht der Staat." —

Digitized by Google

Vergebens strengte er seine ganze Denkkraft an, um einen vernünftigen Grund für diese Ausschließung aufzufinden, die sein ganzes Leben zu vergiften, alle seine Ideale zu zerstören drohte; vergebens fragte er nach einer Ursache dieser hermetischen Absperrung, man gab keinen Grund an, weil Niemand den Muth hatte, zu behaupten, daß die Wissenschaft Monopol irgend einer Menschenkaste, irgend eines religiösen Bekenntnisses sei, daß man nicht fähig sei, sein Wissen anderen lehrend mitzutheilen, weil man das Unglück gehabt ein Sohn desjenigen Volkes zu sein, dem die herrschenden Confessionen ihre Lehre, ihr Dasein verdanken. —

Nur ein mächtiges, ungeheures Ereigniß, nur eine welterschütternde Umwälzung alles Bestehenden war im Stande die fast zweitausendjährige Nacht, die gerade über Deutschland, dem Lande der Denker ihre dichten Nebel gelagert hielt, zu durchbrechen, den Wahn zu zerstören, der den Bruder ausstieß, weil — seine Geburt statt in einer Kirche, in einer Synagoge verkündet wurde."

Ueber die Emancipationsfrage entnehmen wir aus einer Studentenunterhaltung Folgendes:

„Auch ich," sprach Kuei, „Freund Borcel, bin wie du, der Sohn eines Geistlichen; auch ich bin im wahren Christenthum erzogen, doch erschienen mir deine Ansichten durchweg irrig. — Also weil vor fast zwei Jahrtausenden eine fanatische Menge einen Mann zum Tode geführt, dessen göttliche Natur sie nicht zu würdigen, nicht zu fassen vermochte, dessen Lehren ihr als der Grund zum Umsturz ihrer Religion, als Hirngespinnste, als Blasphemien erschienen, — deshalb sollten ihre Nachkommen von uns bedrückt und unterdrückt werden? Dies sollten die Ergebnisse unserer schönen Lehren der Liebe sein? Dies die Kohlen auf dem Haupte des Feindes? Nimmermehr! Eindringlinge wären sie? Hat denn Gott etwa seine Erde, seine Sonne, seinen Himmel, nur einer Menschenklasse allein als Monopol verliehen?" —

„Und was das Moralische betrifft", sprach jetzt Moritz, „wessen Schuld ist es denn, daß den Juden, was man zugeben muß, so manche Fehler, manche Unsitte anklebt? — Doch nur die Schuld derer, die ihnen ihre Gesellschaften hermetisch verschlossen, die ihnen durch Druck und Verfolgung die Waffen zur Nothwehr, das Schmiegen und Biegen und jene Kreuz- Quer- und Umwege gleichsam aufgezwungen haben. Der Sklave wird feig, der Sklave wird sittenlos; ist dies nicht die Schuld des freien Mannes, der den Bruder knechtet? — Der Aemter sollen sie nicht theilhaftig sein, weil sie nicht Christen sind? — Worin besteht das Christenthum? Doch wohl im Glauben und in der Liebe. — Nun denn, was den Glauben betrifft, so müßte jetzt die Mehrzahl der Beamten, da sie nicht mehr an die Dogmen ihrer Religion glauben, beseitigt werden; und wenn es die Liebe ist, so würden die Juden, deren Wohlthätigkeitssinn, deren eheliches und häusliches Leben als musterhaft anerkannt sind, die die Liebe so schön üben, die vollkommenste Fähigkeit zu Anstellungen im Staate wahrlich besitzen. — „Uebrigens", fügte er nach einer Pause hinzu, „was die Fremdlinge betrifft, Bruder Borcel, so scheinst du vergessen zu haben, daß deine Familie zur französischen Emigration gehört, daß du eigentlich selbst ein Fremdling und Eindringling in Deutschland bist. Wie würde dir eine Staatseinrichtung behagen, die die deshalb alle Aemter und Würden vorweg abschneiden wollte?" —

Der Gang der Erzählung wird häufig durch ähnliche Erörterungen unterbrochen; so z. B. über Mosenthal's Deborah; über die neueste Revolution u. dgl. Auch komisches Element ist hineingemischt, aber nicht zum Vortheil der Darstellung; es wird nämlich eine alte Frau Commerzienräthin vorgeführet, die sich fortwährend fremder Ausdrücke bedient, die sie zum Ergötzen der Gesellschaft fast immer verkehrt oder falsch anbringt. Dies ist ein etwas abgenutztes Mittel dem Ernste Scherz beizugesellen, dessen Benutzung der Verf. künftig zu vermeiden hat, vorzüglich wenn er ferner Stoffe zu behandeln sich gedrungen fühlt, die dem seiner Novelle zu Grunde liegenden ähnlich sind.

Das Buch wird in vielen Kreisen nicht ohne rege Theilnahme gelesen werden und verdient es in mancher Hinsicht.

Die Verlagshandlung hat für guten Druck und gutes Papier bestens gesorgt. Hoffmann.

Miscelle.

Ein unlängst in polnischer Sprache erschienenes und jüngst ins Englische übersetztes höchst interessantes Werk über Sibirien, von einer dorthin verbannt gewesenen Dame, giebt u. a. folgende Beschreibung von dem Grabe eines Mannes, der bei Lebzeiten eine so sehr wichtige Rolle in der russischen Geschichte gespielt hat.

„Die Spaska-Kirche liegt in dem jenseitigen Stadtviertel von Beresow. Unweit derselben ist Menzikoff begraben. Das Grab dieses berühmten Mannes ist erst vor einigen Jahren, ob zufällig oder aufgesucht ist niemandem bekannt, wieder aufgefunden worden. Der Körper wurde ausgegraben, und war, in der Uniform seiner Zeit gekleidet, fast gefroren, dabei so ganz erhalten, als ob er erst Tage zuvor zur Erde bestattet worden wäre. Die Erde in dem Bezirke von Beresow thauet selbst im Sommer, bei der drückendsten Hitze, nur eben an ihrer Oberfläche auf. Das neue Grab des einst mächtigen Ministers und kaiserlichen Günstlings wurde dann durch einen mit Rasen bedeckten Hügel bezeichnet, auch mit einem, aber keine große Dauer verheißenden hölzernen Geländer umgeben. Kein Stein, nicht die geringste Inschrift giebt Kunde davon, wer hier begraben liegt, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird neuerdings in kurzer Zeit wieder jede sichtliche Spur von einem Manne verschwunden sein, der unter einem so merkwürdigen Stern geboren worden war, der sich aus der niedrigsten Sphäre zu den höchsten Würden emporgeschwungen hatte, der eine geraume Zeit die Waage von Nationen in Händen hielt, der seine nächsten Angehörigen bis auf einen einzigen Schritt dem Throne nahe gebracht hatte, und der, wie rasch auch seine Erhöhung gewesen, doch noch rascher in einen Abgrund des Elends und der Vergessenheit gestürzt worden war. Den Einwohnern von Beresow ist noch jetzt die Stätte erinnerlich, wo Menzikoff während seiner Verbannung gelebt hat, aber die Hütte, die ihm als Wohnung gedient, ist leider in der großen Feuersbrunst von 1798 mit in Asche gelegt worden. Man erzählt, wie er, mit der Axt auf dem Rücken, in den Wald gegangen, um Bäume zu fällen, und daß er gegen das Ende seiner Tage sehr religiös gewesen, auch als Staroste oder Aeltester der Spaska-Kirche gestorben sey.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄTS

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 90. Mittwoch, den 10. November. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

In der Nacht. Von Heinrich Zeise ..... Seite 701
Die Haupt-Personen einiger Dramen des Dr. Karl Gutzkow.
4. Uriel Acosta ..... „ 701
Der Patient wider Willen, oder: So muß man die Männer bezahlen. Lustspiel in einem Aufzuge. Von Fritz von Fr. Fortsetzung ..... „ 703
Literatur:
Herzel und seine Freunde ..... „ 706
Miscellen ..... „ 700

In der Nacht.

Es senkt sich leis auf die schweigende Flur
Der Nacht geheimnißvoll Dunkel,
Zuweilen nur bricht durch der Wolken Azur
Der Sterne lichtes Gefunkel.

O, sei mir willkommen, du heilige Nacht,
In Demuth muß ich mich neigen,
Im Osten erhebt sich des Mondes Pracht,
Und der Sprosser schlägt in den Zweigen.

Das Mondlicht zittert mit goldnem Glanz,
Und ruht auf des Teiches Wogen,
Es hält der Bäume rauschenden Kranz
Mit seinem Goldnetz umzogen.

Die grünen Fahnen gen Himmel gewandt
Erheben sich Tannen und Föhren,
Die murmelnde Quelle durchrieselt das Land,
Genährt aus den Felsenröhren.

Der Kummer allein und die Liebe wacht,
Sie schaun nach den flammenden Kerzen,
Die Sehnsucht regt in der stillen Nacht
Sich stärker im bangenden Herzen.

Du Vater, lege die milde Hand
Auf Wunden, die uns geschlagen,
Du breite sie über das ganze Land,
Und stille der Leidenden Klagen.

Heinrich Zeise.

Die Haupt-Personen einiger Dramen des Dr. Karl Gutzkow.

4.

Uriel Acosta.

Es ist ein kühner Gedanke gewesen, Uriel Acosta, oder, wie er ebenfalls genannt wurde, Jueista, zu dem Helden eines Drama's zu wählen, da die Kundgebungen desselben, gleich denen Spinoza's (den Voltaire: un pauvre juif dejudaisé, vivant avec trois cents florins de rente, Novalis [v. Hardenberg] aber einen „Gott-trunkenen Menschen" genannt hat) auf Angelegenheiten der Glaubenslehre sich beschränkten, und die Beunruhigungen seines Gewissens, welche ihm aus der strengen Prüfung der Dogmen des alten Testamentes erwuchsen, die alleinige Quelle seiner bitteren Erfahrungen und Leiden wurden. Hätte Gutzkow wie ein gewisser Graf Français, vormaliger Pair von Frankreich, gedacht, der in einer, in dem Jahre 1835 erschienenen, merkenswerthen Abhandlung „über die Truthühner", unter anderem äußert: „Les dindes „de nos basse-cours sont aux dindes sauvages ce que sont „les miserables Juifs de l'époque présente aux

Digitized by Google

„anciens Israélites, maitres dans Jérusalem", *) so würde er dem jüdischen Glaubenseiferer schwerlich seine besondere Theilnahme zugewendet haben, und wir wären eines der großartigsten Theaterstücke verlustig gegangen.

Lessing geriet seiner Zeit in Verdacht, durch die Munificenz einiger Nachkommen der Erzväter bewogen worden zu sein, den über die Maaßen schatzgräberischen, ruhmzollenden und tautologischen **) „Nathan" (der Weise zubenannt) zu dichten; an eine gleiche Vermuthung in Absicht Acosta's, ist glücklicherweise nicht zu denken. Die Quelle, aus der Gutzkow schöpfte, mag vielleicht das den Titel: „The remarkable Life of Uriel Acosta an eminent Freethinker" führende Werk gewesen sein. Da uns diese Schrift nicht zugänglich geworden ist, so müssen wir den mitunter etwas verworrenen Angaben in Bayle's „Dictionnaire historique et critique" über die Lebensschicksale unseres Helden folgen mit Benutzung einiger anderer in dieser Hinsicht erlangten Notizen.

Acosta, gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts zu Oporto in Portugal geboren, war von Abkunft ein Jude; seine Aeltern aber hatten den christlichen Glauben angenommen, erzogen in diesem ihren Sohn mit allem Eifer und gaben ihm den Namen Gabriel. Seine ausgezeichnete Frömmigkeit, sein fleißiges Besuchen der Kirchen, sein eifriges Lesen der Schriften des neuen Testaments und sein erbaulicher regelmäßiger Lebenswandel schien auch die Mühe, welche sein wahrhaft gottesfürchtiger Vater auf seine Ausbildung in Absicht der Glaubenslehre verwandte, reichlich zu belohnen. Er widmete sich in der Folge der Rechtskunde und erhielt in seinem fünf und zwanzigsten Jahre das Amt eines Schatzmeisters an einer Stiftskirche.

Aber schon in seinem zwei und zwanzigsten Jahre bemächtigte sich seiner Seele eine große Unruhe, und vergebens suchte er die in ihm erwachten Glaubenszweifel zu bekämpfen. Die christlichen Lehrsätze genügten ihm sehr bald nicht mehr; er legte sich nun eifrig auf die Prüfung des mosaischen Gesetzes und es dünkte ihn in diesem mehr Bestätigung zu finden.

Nach Verlauf einiger Jahre wandte er sich ganz dem Judenthume zu, wagte es, mit Gefahr seines Lebens, dieses für das alleinige Mittel zur Erlangung des wahren Seelenheiles zu erklären und wußte seine Familie die gleiche Ueberzeugung einzuflößen. Er verzichtete nun auf einen Theil seines Vermögens, so wie auf seine einträgliche Stelle und glücklicher Lage, schiffte sich mit seiner Mutter und seiner Familie nach Amsterdam ein und bekannte sich dort öffentlich zum Judenthume. Bald aber wurde er mit Schrecken gewahr, daß der Gottesdienst und die Gebräuche der Juden keinesweges mit den Vorschriften Moses übereinstimmten, daß vielmehr die Einfachheit und Reinheit derselben durch eine Menge von Zusätzen und grillenhaften Erfindungen der Rabbinen erschwert und verunstaltet seien. Hierin glaubte der Getäuschte nicht schweigen zu dürfen. Er äußerte sich laut und nicht ohne Bitterkeit, wurde aber von den Rabbinen in den Bann gethan. Sich zu vertheidigen schrieb er eine Abhandlung, in welcher er jedoch nicht blos die pharisäischen Traditionen u. s. w. bestritt, sondern auch die Lehre von einem zukünftigen Leben und der Unsterblichkeit der Seele angriff, weil — und dies war die Grundlage seiner Behauptungen — Moses selbst nichts von dieser Lehre gesagt habe. Die Juden kamen einer öffentlichen Bekanntmachung jener Abhandlung zuvor, und durch sie veranlaßt, schrieb ihr Glaubensgenosse, der gelehrte Arzt Samuel de Silva, in dem Jahre 1623 eine sehr scharfe Widerlegung der Ansichten Acosta's und erklärte denselben für einen Ketzer, Abtrünnigen, Lüstling und Gottesleugner. Ein Jahr darauf erschien Acosta's Gegenschrift und Vertheidigung. Die Juden gaben denselben bei der Obrigkeit von Amsterdam als den Verfasser eines Werkes an, welches den Zweck habe, die Grundpfeiler des Judenthums und Theistenthums zu untergraben. In Folge hievon ließ ihn der Magistrat in gefängliche Haft bringen. Nach acht oder zehn Tagen erhielt er zwar wieder seine Freiheit, mußte aber nebst einer Geldstrafe von dreihundert Gulden noch eine bedeutende Bürgschaft leisten und es sich gefallen lassen, daß man sämmtliche noch vorgefundene Exemplare seiner Schrift in Beschlag nahm. Diese ihn betroffene harte Ahndung vermochte nicht, ihn zu einer Aenderung seiner Religionsansichten zu bewegen; sie veranlaßte denselben vielmehr, noch weiter zu gehen. Er griff jetzt sogar den Stifter der mosaischen Religion selbst an, leugnete die Wahrheit und Göttlichkeit des Gesetzes und bezeichnete es als eine blos menschliche Erfindung. Die Folge hiervon war, daß er in den Bann gethan wurde. In diesem verblieb er, von seinen Glaubensgenossen abgesondert und von Mutter und Brüdern getrennt, funfzehn Jahre hindurch. Die fortwährenden Quälereien und Beschimpfungen, denen er ausgesetzt war, brachten ihn endlich zu dem Entschlusse, seine Meinungen — aber, wie es sich in der Folge ergab, nur zum Scheine — zu ändern und den Inhalt seiner Schrift zu widerrufen. Der Bann wurde aufgehoben und er wieder in die Gemeine aufgenommen. Bald nachher angeklagt, zwei Christen zur Annahme des Judenthums verleitet, auch mehrere Vorschriften seines Glaubens außer Acht gelassen zu haben, that die Synagoge ihn abermals in den Bann. Er brachte in dieser Lage sieben Jahre zu, während er die heftigsten Verfolgungen von Seiten seiner Familie und der Juden in Holland zu erdulden hatte.

*) Es heißt dort ferner von den Consistorialvögeln: „C'est dans „les antiques forêts qui bordent les fleuves du Saint-Laurent „(St. Lorenzfluß), du Mississipi, de Delawarre, qu'il faut voir cet „oiseau dans sa beauté native, avec son manteau d'un noir d'ébène, „relevé par des reflets d'améthyste et de teintes d'or bruni, avec „sa cravate purpurine, avec ses caroncules, où brille le rubis sur „un fond d'albâtre, avec les ailes puissantes, qui lui servent à „franchir les fleuves et les lacs. Cette oiseau, l'orgueil des forêts, „pèse jusqu'à soixante livres, tandis que, devenu chétif dans l'état „domestique, son poids s'élève à peine à douze ou quinze livres. — „La terre promise aux indes qui languissent dans l'esclavage de „nos basse-cours, ce sont les immenses Forêts qui couvrent le „Nouveau-Monde."

**) Die Tautologien oder Wiederholungen einzelner oder mehrerer auf einander folgender Worte in den Jamben dieses sogenannten „dramatischen Gedichtes" überschreiten jedes Maaß; dabei ist die Diction der Verse, wir wohl nicht zu leugnen, äußerst mangelhaft, und das fragmentarisch abgerissene der Sätze raubt häufig der Rede allen Fluß und Wohllaut. Durch Beseitigung der durch die Wortüberfülle entstandenen Auswüchse wäre die Dichtung um ein sehr Bedeutendes abgekürzt worden. Nathan der Weise steht übrigens in jeder Beziehung Emilia Galotti und Minna von Barnhelm weit nach.

Digitized by Google

Durch die Härte seines Geschickes endlich zur Verzweiflung gebracht, faßte er den Entschluß, Buße zu thun. Diese wurde ihm in einer Weise auferlegt, welche über jene Ahnung, die er von der Strenge derselben gehabt, weit hinausging. An dem zu der Buße festgesetzten Tage und zu der bestimmten Stunde mußte nämlich Acosta in der mit Menschen überfüllten Synagoge erscheinen, in ein Trauerkleid gehüllt und eine schwarze Fackel tragend. Er trat hierauf an ein Pult und las mit lauter Stimme das Bekenntniß seiner Sünden und den Widerruf seiner Irrthümer und anderer schwerer Vergehen ab. Hierauf mußte derselbe sich in einen Winkel der Synagoge zurückziehen und das weitere über ihn Beschlossene abwarten. Er wurde wieder vorgeführet, bis auf den Gürtel entblößt, an eine Säule gebunden und empfing neun und dreißig Geißelhiebe. Während des Vollziehens dieser Züchtigung wurde ein Psalm abgesungen. Endlich mußte er sich auf die Thürschwelle legen und sämmtliche Anwesende über sich weggehen lassen. Diese unerwartete, und bis dahin ganz unerhörte, öffentliche Beschimpfung brachte den so tief Erniedrigten zu dem Entschlusse, Rache zu nehmen und dann seinem Leben ein Ende zu machen. „Durch die empörende Behandlung, welche ich erdulden „mußte, ist mir das Leben verhaßt geworden; welcher Mann von „Ehre könnte auch wohl ein Dasein voller Schmach und Schande „ertragen wollen", äußert derselbe in einer Art Selbstbiographie unter dem Titel: Exemplar vitae humanae, welche nach dem Tode desselben unter seinen Papieren vorgefunden wurde.

Die beschlossene Rache sollte seinen Vetter treffen, der ihn so bitter haßte und zu der ihm widerfahrenen so grausamen Züchtigung das Meiste beigetragen hatte. In dem Monat April des Jahres 1647 versuchte er es denselben zu tödten, indem er ein Pistol auf ihn abdrückte; aber dasselbe versagte. Wüthend über dieses Mißlingen, da er sich entdeckt sah, und unvermögend, den Versuch zu wiederholen, erschoß er mit einem in Bereitschaft gehaltenen zweiten Pistol sogleich sich selbst.

Acosta bietet das Beispiel einer edlen, glühenden und erhabenen Seele dar, die durch den Stolz des menschlichen Verstandes auf Abwege gerathen war. Den größten Theil seines Lebens hindurch empfand er das unersättliche Bedürfniß religiösen Glaubens, ohne zu der Einsicht zu gelangen, dieses Gefühl sei ein Beweis, daß es eine Art von Wahrheit giebt, zu deren Erforschung die Formen der Urtheilskraft unzureichend sind. Man kann es sich nicht versagen, seinem unglücklichen und bewegten Leben Theilnahme zu zollen; gewiß hat derselbe noch mehr durch die Zweifel seiner Seele gelitten. N—n.

Der Patient wider Willen,
oder:
So muß man die Männer bezahlen.

Lustspiel in einem Aufzuge.

(Fortsetzung.)

Scene VI.

Steinheim (hereinstürzend). Susette (hinter der Thüre rechts.)

St. (tritt auf den Zehen herein und sieht sich überall um). Also richtig eingetroffen! (Reibt sich die Hände.) Welch ein Glück — und welche Perspective, ein paar Wochen ohne die unvermeidliche Hauskontrolle leben zu können! Oh, es ist köstlich, ein wahres Meisterstück in der Politik des Ehestandes, ein diplomatischer Coup, auf den ich mir etwas einbilden darf. — Es ist ordentlich lächerlich, wenn mir Heilsberg immer mit der Inspectorsfrau in die Quere kommt (sich in die Brust werfend). Als ob man heute nicht weiter wäre, als damals! (Sieht sich in der Stube um.) Ah, was sehe ich? ein Hut? (er nimmt ihn und betrachtet ihn.) Der hat gewiß diese schönen Locken berührt! (Küßt ihn, betrachtet ihn genauer.) Aber, wie ist mir denn, den Hut sollt' ich kennen, einen solchen trägt ja meine Frau. — Das ist sonderbar (nach einer Pause). Doch, was quäle ich mich da mit Vermuthungen und unangenehmen Zweifeln. — Kann sie nicht einen gleichen Hut haben? Nichts natürlicher, als das. — Deshalb also fort mit euch, ihr störenden Gedanken, und hin zu ihr, zu den Füßen der reizenden Frau, der ich endlich ungestört sagen kann, was ich für sie fühle (er will die Thüre rechts öffnen).

Sus. (hinter der Scene). Wer ist draußen? — Es kann jetzt Niemand herein, die gnädige Frau kleidet sich eben an.

St. (leise, durch das Schlüsselloch). Susettchen, ich bin's — komm doch einen Augenblick heraus.

Sus. (tritt heraus und hält die Thüre mit der einen Hand). Ah, Sie sind's, Herr von Steinheim, — die gnädige Frau ist eben bei ihrer Toilette — Sie müssen sich ein wenig gedulden.

St. (freudig). So seid Ihr denn wirklich hier — ach, wie glücklich macht mich das. (Zieht seine Börse und giebt Susette Geld.) Nun, mein niedliches Suschen, Du bist doch immer ein gutes, gefälliges Mädchen?

Sus. Ei freilich, so gut, daß ich zu Zeiten mit offnen Augen blind bin. —

St. Eine prächtige Eigenschaft, die ihre guten Zinsen trägt. — Seid Ihr schon lange hier?

Sus. Eben erst angekommen.

St. Und Deine Gebieterin? Ist sie wohl, munter?

Sus. Munter, wie ein Fisch, frisch wie Quellwasser, und blühend wie eine Rose —

St. Und schön und gut wie ein Engel. Seid Ihr zufrieden mit der Einrichtung?

Sus. Wie sollten wir nicht? Das erste, was die gnädige Frau sagte, als sie eintrat, war: Wie gut er ist.

St. (freudig). Hat sie das wirklich? (Reibt sich vergnügt die Hände.) Weißt Du nicht, mein reizendes Susettchen, wie lange sie hier zu bleiben gedenkt?

Sus. Nun — doch wohl zwei bis drei ....

St. Doch nicht gar Tage?

Sus. I bewahre, Wochen.

St. Für diese Nachricht muß ich Dich umarmen (thut es).

Sus. (entwindet sich). Was machen Sie, Herr von Steinheim? Wenn das drinnen gesehen würde.

St. Reine Freude, obgleich auch (sie verliebt anblickend) Deine schelmischen Augen daran schuld sein könnten. — Doch gehe, gehe jetzt, mein hübsches Suschen, vielleicht ist die gnädige Frau schon angezogen.

Sus. (mit einem tiefen Knix). Sie haben's wohl sehr eilig, Herr von Steinheim? Nun, warten Sie, ich werde sehen (rechts ab).

Digitized by Google

St. Sage mir doch Einer, ich sei nicht unter einem glücklichen Sterne geboren; es geht alles so erwünscht, daß ich mich fast fürchten möchte. — Doch wozu die Furcht? Nur dem Kühnen lächelt das Glück, besonders wenn es hier (auf die Stirn zeigend) nicht fehlt. (Horcht an der Thür.) Alles still — sie putzt sich noch. — Oh, Weiber, Weiber! selbst wenn Ihr liebt, muß die Eitelkeit mit im Spiele sein. — Doch Geduld, Geduld; noch wenige Augenblicke, und ich schwimme in einem Meere von Wonne.

Hermine (hinter der Scene). Suselte!

St. Ha, welche Stimme! Welch süße Harmonie in diesem Flötenton! Ach, wenn sie mir erst sagen wird: mein theurer, mein einziger Paul! Wie schwindelt. (Horcht an der Thür.) St! sie kommt; oh, glücklicher Augenblick, dreimal glückseliger Paul (er streckt die Hände gegen die Thür aus, diese öffnet sich und heraus tritt Sophie. Steinheim tritt bestürzt zurück). Ha, meine Frau!

Scene VII.

Steinheim. Sophie.

Soph. (auf St. zurürend). Mein theurer Paul, wie glücklich bin ich, Dich wiederzusehen. Aber Du bist leidend, Du siehst blaß aus, was fehlt Dir, lieber Mann?

St. Ach, mir ist nicht wohl zu Muthe (bei Seite) verflucht wäre hier der passende Ausdruck. (Laut.) Aber was machst Du hier?

Soph. Dein Brief hat mich dermaßen geängstigt, ich war so unruhig, Dich hier allein und ohne die nöthige Pflege zu wissen, daß ich...

St. Ich danke Dir von Herzen, Sophie. (Bei Seite.) Also keine Möglichkeit, sich vor einer liebenden Ehehälfte zu verbergen. Fatale Zugabe, wenn man verheirathet ist.

Soph. Dein Bote hat mich nicht zu Hause getroffen und mir deshalb Deinen Brief zu Hermine gebracht, bei der ich gerade zum Besuche war.

St. (bei Seite). Der Dummkopf.

Soph. Die Sache traf sich sehr glücklich, Hermine war gerade im Begriff, hierher zu fahren, und da ich Dringendwegen in der schrecklichsten Unruhe war, so bat ich sie, mich mitzunehmen. (Zärtlich.) Du bist doch nicht böse darüber?

St. I bewahre. (Bei Seite.) Wenn sie wüßte —

Soph. Was meint denn der Doctor Heilsberg? — Ich möchte ihn sehr gerne sprechen. — Hast Du ein bequemes Zimmer, und Platz genug, um mich bei Dir aufzunehmen, damit ich Dich pflegen kann? — Welche Nummer hast Du denn?

St. (links zeigend). Die hier — aber es ist ein bischen enge.

Soph. Hermine und ich logiren hier (rechts zeigend). Weißt Du's schon?

St. (verwundert). So? — Das ist ja recht schön.

Soph. Im Fall Du keinen Platz übrig hast, so bleibe ich bei Hermine, — es ist ja ganz nahe, nur über den Saal weg — und Du darfst nur klingeln, so bin ich bei Dir. Nicht wahr, lieber Paul?

St. Ja wohl, liebe Sophie. (Bei Seite.) Es ist um aus der Haut zu fahren.

Soph. (gefühlvoll). Paul, sage mir die Wahrheit; hast Du's gerne, wenn ich bei Dir bleibe?

St. (verlegen). Ei freilich — warum denn nicht?

Soph. Mir scheint, als wenn Du mir zürnst. Du bist so sonderbar, so einsilbig.

St. Ich fühle mich unbehaglich, (mit Nachdruck) sehr unbehaglich; sonst nichts.

Soph. Ja, ich sehe, daß Du krank bist, aber außerdem bist Du noch böse darüber, daß ich hierher gekommen bin. Mein Gott, war denn das nicht meine Pflicht? Bin ich nicht Deine Frau?

St. Halt, ein herrlicher Ausweg. (Laut und ernst.) Meine liebe Sophie, ich bin Dir für Deine Sorgfalt sehr dankbar; sie rührt mich ungemein; aber — ist auch der Mann ein wenig unwohl, — wie ich zum Beispiel, so weiß er sich schon allein zu helfen, (bei Seite) wie ich; (laut) aber die Kinder, — wenn die krank werden sollten! — Wahrhaftig, ich kann nicht begreifen, wie Du das außer Acht lassen konntest. Es macht mich unruhig und verschlimmert meinen Zustand. — In der That, ich fühle schon, wie das Blut wieder in mir wallt.

Soph. Vergieb mir, Paul, daß ich das vergessen konnte; aber stelle Dich an meinen Platz. Die Angst tödtete mich ja.

St. Du stellst Dir aber auch gleich alles viel schlimmer vor, wie es wirklich ist.

Soph. Weil ich Dich liebe (nähert sich ihm). Ist Dir denn das nicht angenehm?

St. Ei wohl, (bei Seite) besonders gegenwärtig. (Laut.) Ich denke, Du zweifelst nicht daran. Ich habe aber immer geglaubt, Du liebst die Kinder mehr als mich.

Soph. Ich liebe Euch Alle gleich.

St. Daran thust Du Unrecht. — Du sollst die Kinder mehr lieben.

Soph. (bei Seite). Ha, der Falsche! (Laut.) Ich sehe ein, daß ich Unrecht gehandelt habe, und — obgleich es mir schwer fallen wird, Dich hier allein zu lassen, obgleich ich im Voraus überzeugt bin, ich werde keine Nacht schlafen, so will ich doch Deinen Willen befolgen, und morgen nach Hause zurückkehren.

St. (bei Seite). Ich lebe neu auf. (Laut.) Meine gute Sophie! Du siehst ja, es steht mit mir nicht so schlimm, wie Du Dir eingebildet hast. Ich denke, Du bist vollkommen beruhigt. Ueberdem wirst Du ja auch nach Heilsberg sprechen, der Dir selbst sagen wird, meine Krankheit habe nichts Gefährliches. Kehre deshalb recht schnell zu den Kindern zurück, denen es ja nur in Deiner Nähe wohl sein kann, und auch ich werde ruhig sein, wenn ich die Kinder unter Deiner Obhut weiß. Eine bessere Arznei giebt es nicht für mich. — Mein Wagen steht unten; Du kannst ihn morgen nehmen, und ihn mir in ein paar Tagen zurückschicken.

Soph. Zu was? Das ist gar nicht nöthig. Ich fahre mit Hermine.

St. (bestürzt). Wie? sie fährt ebenfalls? — (Bei Seite.) Gute Nacht, geträumtes Paradies.

Soph. Ich denke — was sollte sie denn auch hier machen?

St. Ah, Du weißt es nicht? — Nun, dem sei, wie ihm wolle, so wünsche ich nicht, daß Du Jemandem lästig fallest, wenn Du Deinen eignen Wagen hast. (Ernst.) Man muß die Aengstlichkeit seiner Nachbarn nicht mißbrauchen, und Freunden gegenüber ganz besonders die nöthigen Rücksichten nicht außer Acht lassen. (Bei Seite.) Sind das nicht sehr schöne Argumente? Schade, daß sie Heilsberg nicht hört.

Digitized by Google

Soph. Wie Du wünschest, mein Lieber; Du weißt, wie ich Dich liebe, und was ich für Dich thue. (Joseph bringt Arznei.) Ah, ist das Deine Arznei? Nimm gleich ein, lieber Paul. (Zu Joseph.) Joseph, gieb mir die Flasche und bringe einen Löffel, aber keinen zu kleinen. — (Joseph ab.) Was steht denn da darauf? (Lies't.) „Alle halbe Stunde drei Eßlöffel voll zu nehmen", Himmel, das muß ja sehr gefährlich sein (ab).

St. Ha warte, heilloser Quacksalber; das soll Dir eingetränkt werden.

Scene VIII.

Die Vorigen. Joseph.

Soph. (eintretend, in die Thüre rufend). Laß Dir auch unten eine Obertasse geben; es nimmt sich daraus besser ein.

St. Aber liebe Sophie, es eilt ja durchaus nicht; ich werde schon selbst an's Einnehmen denken.

Jos. (bringt Löffel und Obertasse).

Soph. Nein, lieber Paul, bessre, Du thust es bei mir und jetzt. Ich will Dir Alles zurecht machen. (Gießt drei Löffel voll aus der Flasche in die Obertasse.) So, mein Freund — Du weißt ja, wie ich mit Kranken umzugehen verstehe. (Reicht ihm die Obertasse.) Na, nun trinke aus; das wird Dir hoffentlich gut thun.

St. (setzt die Obertasse an die Lippen, schüttelt sich, und nimmt sie schnell wieder weg). Puh! wie abscheulich! Das schmeckt ja, wie reine Galle. (Bei Seite.) Oh, möchtest Du dafür in der Hölle brennen, Du Giftmischer!

Soph. Na, lieber Mann, sei kein Kind, und besinne Dich nicht lange, wenn's auch ein Bischen bittre ist. Du nimmst ein Stückchen Zucker darauf, und ich gebe Dir einen recht süßen Kuß. Nun? Eins, zwei, drei.

St. (Versucht nochmals zu trinken, nimmt jedoch die Tasse abermals vom Munde.) Nein, es geht wirklich nicht, besonders wenn Du mir zusiehst. Ich will die Geschichte mit auf mein Zimmer nehmen, dort bringe ich sie schon eher hinunter.

Soph. Nein, lieber Paul, hier, oder — ich werde ernstlich böse. Siehst Du, wie nothwendig meine Anwesenheit hier ist.

St. (für sich). Nein, es ist zum Verzweifeln (ballt die Faust), doch warte, warte. (Laut.) Nun, meinetwegen, ich werde das Gebräu hinunterschlucken, aber Du mußt Dich umdrehen, und auch Joseph zur Thür hinausgehen.

Soph. Gut, auch das, doch einnehmen mußt Du. Joseph, gehe einen Augenblick hinaus. (Joseph ab. Sophie kehrt Steinheim den Rücken, dieser schleicht auf den Zehen an's Fenster und gießt die Obertasse aus. Sophie hat sich umgedreht, es bemerkt, und ruft) Paul, was sehr ich? — Du hast ja die Medizin zum Fenster hinausgegossen.

St. (verwirrt). Ich? — Mit Nichten.

Soph. Willst Du vielleicht meine Augen Lügen strafen? Oder — wäre die ganze Krankheit wohl gar nur eine erdichtete, und Du brauchtest gar keine Arznei? — Das will ich von Dir nicht glauben, und um mich in dieser Hinsicht zu beruhigen (sie schüttelt die Flasche um und gießt wiederholt Arzni in die Obertasse) wirst Du jetzt vor meinen Augen einnehmen.

St. Sophie, kannst Du mich wirklich so quälen?

Soph. Ja, wenn es zu Deinem Besten ist. Nimm und trinke.

St. (für sich). Um nicht Verdacht zu erregen, muß ich wohl in den sauren Apfel beißen. (Laut, mit Resignation.) Nun, so gieb denn, in Gottes Namen (er trinkt, und verzieht den Mund). Br! Ha, ist das abscheulich!

Soph. So recht, mein Männchen; nun trinke einen Schluck Wasser darauf (ruft zur Thüre hinaus) Joseph, ein Glas Wasser.

Jos. (hinter der Scene). Gleich, gnädige Frau. (Er bringt es auf einem Teller.)

St. (nippt am Glase, für sich). Da muß mit einem Glase Champagner nachgeholfen werden. (Ab.)

Jos. (mitleidig). Der arme gnädige Herr. Ich wußte es ja, mit unserm Herrn ist es nicht richtig. (Heileberg tritt ein. Joseph ab.)

Scene IX.

Sophie. Heilsberg.

Doct. Ah, finde ich Sie hier, gnädige Frau? — Das ist mir sehr, sehr angenehm. Ich hatte schon die Absicht, einen Boten an Sie zu expediren, um Sie hierher zu bitten.

Soph. Sie sehen doch keine Gefahr bei meinem Manne, Herr Doctor?

Doct. Doch, wenigstens in gewisser Beziehung, allein bei seinem Leiden sind Ihr Verstand und Ihre Güte wirksamere Mittel, als diejenigen, welche ihm die Apotheke schickt.

Soph. (verwundert). Sollte er Sie in sein Geheimniß gezogen haben?

Doct. So ist's, gnädige Frau; und gerade deshalb muß ich ihn verrathen, weil mir Steinheim seit lange ein lieber Freund ist und ich — Sie verehre.

Soph. Ich weiß Alles, Alles, und bin deshalb mit meiner Freundin, deren Herz und guten Ruf mein Mann durch sein Benehmen an den Pranger stellt, hergekommen.

Doct. Ich kann nicht verhehlen, gnädige Frau, daß ich sehr neugierig bin, eine so ungewöhnliche Freundin kennen zu lernen, um so mehr, als ich in einer Sache wenigstens ihr gleiche. Auch ich werde der guten Sache wegen am Freunde zum Verräther. —

Soph. Ein Verrath der Art gereicht Ihnen zur Ehre und berechtigt Sie zu den höchsten Ansprüchen auf meine Dankbarkeit. Da wir nun zusammen conspiriren, so hören Sie, wie die Sachen im Augenblick stehen. Paul war nicht wenig erstaunt, die erwartete Freundin in meiner Gesellschaft zu finden und dadurch seinen Plan scheitern zu sehen. Ich sagte ihm, wie mich nur die Sorge um sein Wohl hierhergeführt habe, und wie ich hergeeilt sei, um ihn zu pflegen. Zufällig brachte gerade Joseph die Arznei. Mein Mann wollte Umstände machen, sie einzunehmen, und goß sie auch, als er sich einen Augenblick unbemerkt glaubte, wirklich zum Fenster hinaus. Doch ich ließ ihn so wohlfeilen Kaufs nicht durch. Wohl wissend, daß Sie ihm nichts Schädliches verordnet haben konnten, zwang ich ihn, die vorgeschriebene Portion auszutrinken.....

Doct. Und er nahm sie wirklich? — Na, da mag er ein sehr saures Gesicht gemacht haben; ha, ha, ha.

Soph. Das hat er in der That. Nun will er aber durchaus, ich solle zu Hause fahren und ihn allein hier lassen.

Digitized by Google

Rathen Sie mir nun, was ich thun soll; bis jetzt habe ich mich gestellt, als wisse ich von Nichts. (Steinheim tritt ein.)

Doct. (leise zu Sophie). Bleiben Sie dabei, und verlassen Sie sich im Uebrigen auf mich.

(Schluß folgt.)

Herzel und seine Freunde. Federzeichnungen aus dem böhmischen Schulleben vom Verfasser der „Südslavischen Wanderungen". 2 Theile. Leipzig. Friedrich Ludwig Herbig. 1853. X, 223 und 216 Seiten. 8.

Der Verfasser oder Zeichner, wie er sich selbst nennt, dessen „Südslavische Wanderungen" früher in diesen Blättern besprochen wurden, beginnt sein Vorwörtchen: „Was die Leser hier zur Hand nehmen, ist kein Roman; es fehlt ihm dazu der hervorragende Held. Es ist keine Novelle; dazu hätte es tiefrer psychologischer Beziehungen bedurft. Es ist auch keine Biographie; es spiegelt sich darin kein abgeschlossenes Leben ab, weder des Einen noch des Andern. Soll man die Wahrheit sagen, so muß man gestehen, daß es nichts als eine Reihe von Federzeichnungen ist" u. s. w. Er versichert uns, der Zeichner sei auf offenem Markte mitten unter den Menschen gesessen, als er sie aufgenommen, und die man darauf abconterfeit sehe, seien nicht Gespinnste eines kränkelnden Gehirnes, sondern Menschen, denen heute noch Fleisch an den Beinen liege und Blut in den Adern strömte.

Schilderungen aus dem Schul- und Universitätsleben üben eine besondere Anziehungskraft für ältere Leser; diese und jene fatale oder heitere Situation, in welcher man sich als Schüler oder Student selbst befand, treten bei der Lesung wieder lebendig vor unsere Augen, man sagt sich: den dummen Streich hast Du auch gemacht, den Angstschweiß hast Du auch vergossen, auch Du hast ein Stück des jugendlichen Phantasielebens durchlebt, in welchem die Scholaren und Studenten, mit denen Du jetzt Bekanntschaft machst, sich so glücklich fühlten! Es fehlt nicht an solchen deutschen Schul- und Studentengeschichten, Dichtung und Wahrheit; (Theodor von Kobbe, Bechstein u. A.). Die „Federzeichnungen" eröffnen uns aber eine ganz neue Welt; wir möchten wetten, daß manche vielgeplagte wackere Lehrer, mancher gelehrter ordentlicher und außerordentlicher Professor, einen Augenblick seine Plagen, seine Untersuchungen über die Frage: Ob die Druiden gute Lateiner waren? oder ähnliche spinöse (stelligte) Fragen vergißt, wenn er unserem Rathe folgt, und sich die mit leichter Hand gezeichneten, deshalb jedoch nicht weniger charakteristischen und ansprechenden Federzeichnungen besieht. Böhmisch wird ihm gar Vieles allerdings vorkommen, es ist nicht zu leugnen, aber darauf bereitet ihn ja schon der Titel vor.

Eben weil das Buch kein Roman, keine Novelle, keine Biographie ist, will es uns nicht gelingen den Inhalt in nuce vorzutragen; die Bilder werden uns in unterhaltender und spannender Abwechslung rasch vorgeführt: wir sehen eine Dorfschule, in der es gar bunt hergeht, darin den „Herrn Lehrer" Metlischka mit seinem ordentlichen Schulgehilfen (zu welcher ordentlichen Schulgehilfenschaft er nach 15, schreibe fünfzehnjähriger außerordentlicher gelangt war), Herrn Kutzkamy, und dem außerordentlichen Gehilfen Herrn Holub, der jedoch in seiner Person mancherlei andere Würden und Obliegenheiten vereinigt, z. B. die Stelle eines „Briefstellers für Liebende" im Dorfe versetzt, bei Begräbnissen, außer daß er den Baß singt, auch noch die Posaune bläst u. s. w. u. s. w. Ein anderes Bild zeigt uns das Gymnasium caesareum regium Tmavicense und einen der Professoren desselben, Herrn Mudrtz, der Professor, Kostherr, Gatte und Schriftsteller in einer Person ist, und, voll glühender Begeisterung für das Tschechische, schon damals zu den eifrigsten „Wlastenci" gehörte. Die Züge zu seinem Portrait sind, wir wollen es glauben, der Natur abgelauscht; obgleich der Satyr dem Zeichner bisweilen den Crayon geführt hat, so z. B. wenn er ihn uns als Schriftsteller, und zwar als vaterländischen zeichnet: „Ihm verdankt die vaterländische Literatur mehrfache Versuche, die Fragmente lateinischer und griechischer Literatur, wie sie eben in den vielerwähnten Chrestomathien vorkommen, in's Tschechische zu übersetzen, welche jedoch, die Ungunst des Geschickes sei angeklagt, nie dazu gelangten, gedruckt zu werden. Er ist es ferner, dem die vaterländische Literatur eine vierbändige Abhandlung „Homer ein Slave" verdankt, in welcher Herr Professor Mudrtz dem Streite der sieben Städte dadurch ein Ziel setzt, daß er auf's Gründlichste nachweist, wie die Ehre der Herkunft dieses Dichters weder der einen noch der andern derselben, sondern dem Slaventhume angehöre, dann eine Tragödie „Herkules", in der er sich bemüht, in allegorischer Weise das tragische Geschick der altslavischen Stämme darzustellen, die, von Fremdlingen verdrängt oder in ihnen aufgegangen, als mahnende Rufe an spätere Besser dunkle Ahnungen ihres Bestandes in Lauten und Klängen zurückgelassen, wie selbst in dem Titel der Tragödie zu erkennen, da „Herkules", der Gott der Kraft und der warmen Bäder, seinen Namen offenbar von nichts Anderem abgeleitet habe, als von „herky, horky", so wie auch „orcus", der Ort, wo es bekanntlich höllisch heiß ist, nichts Anderes sei, als locus „horkus". Professor Mudrtz nannte seinen „Herkules" eine „philologische Tragödie". Leider ist auch sie, so wie der „Homer ein Slave" ungedruckt geblieben!

Die Sprödigkeit der Presse gegen die Erzeugnisse seiner Feder hielt jedoch Herrn Professor Mudrtz nicht ab, alle Zeit, die ihm seine andern Qualitäten erübrigen ließen, unverdrossen dem Dienste der Musen zu widmen. Er pflegte sich in solchen Momenten hermetisch in seine an unsere Kammer grenzende Stube einzuschließen, und war eben ganz Schriftsteller, als er eine Stunde früher ganz Professor, ganz Kostherr oder ganz Gatte gewesen. Herr Professor Mudrtz ließ Niemanden etwas von den Erzeugnissen seines Geistes lesen. Die Titel seiner Werke waren nun wie eine Sage in das Bewußtsein der gesammten Tmawitzer Bewohnerschaft gedrungen, ohne daß sich jedoch Jemand hätte rühmen können, dieselben mit einem Auge gesehen zu haben. Zeichner dieses kann jedoch versichern, daß er, als es ihm einmal gelang, einen Ueberblick der Arbeitsstube des Herrn Professors durch das Schlüsselloch zu gewinnen, den Schreibtisch desselben von mehreren namhaften Stößen beschriebenen Papieres umlagert sah, von denen kaum zu bezweifeln war, daß sie die obengenannten opera enthielten."

Digitized by Google

Die curieuſe Gelehrtenhiſtorie erhält im Mitgetheilten einen intereſſanten Beitrag zum Kapitel: „Von Schriften der Gelehrten, die nicht an den Tag gekommen".

Wir greifen aus der bunten Reihe noch ein paar Bilder! Da ſehen wir ein „Theaterſtück" von Horaz, einem portiſchen Schüler des Tmawitzer Gymnaſiums, „Kunerich, oder Haß, Schwur und Rache", wie die Gymnaſiaſten Theater ſpielen und das Spiel durch den Eintritt des ganzen Profeſſorencollegiums, den Präfecten und den Catecheten an der Spitze, unterbrochen wird und ein klägliches Ende nimmt. —

Die Hauptheldeu, Herzel Samuel, Horaz und der Zeichner, ſind auf dem Wege nach Prag, um dort Studenten zu werden. Das ziellaſe, abenteuerliche Wanderleben, welches ſie eine Woche lang geführt, hat das Röllchen Thaler, die Horazen's Vater, der Wirthſchaftsrath, dem Sohne in den Geldbeutel geſteckt, verſchwinden laſſen; Horaz geht nach J... um ſeine Uhr zu verſetzen; die Freunde wollen ihn daran verhindern und eilen auf anderem Wege ihm voraus, um zu „fechtrn" und ihm Geld entgegenzubringen. Der Zeichner malt uns die „Dechanten", in welcher ſie, nach mißglücktem Verſuche bei einem Barbier, ihr Glück verſuchen, und den Dechanten, der ſich Herzels ehrenvollen Zeugniß geben läßt, und dann wiederholt ausruft: „Schad', daß er ein Iſraelit iſt!" Der Zeichner wirft ihm die in Papier gewickelte Münze — einen Kupfergroſchen, wie es ſich ſpäter zeigt —, empört über die Mißhandlung des Kameraden hin, und folgt dieſem. Das „Judenhaus", in welchem Horaz, der ſich ihnen, die Nichts erfochten, wieder angeſchloſſen, ſeinen Geldbeutel zu füllen hofft, bietet ein freundlicheres, wohlthuenderes Bild dar: „Eine große Tafel über einem Gewölbe, deſſen Eingang mit allerhand bunten Waaren ausſtaffirt war und auf welcher mit großen Buchſtaben die Aufſchrift „Specerei-, Farb- und Schnittwaarenhandlung des Salomon Seligmann" zu leſen war, ſetzte uns ſchon von Ferne von dem Namen des reichen Juden in Kenntniß.

Vor dem Gewölbe ſaß eine Frau in einfachem, aber von Wohlhabenheit zeigendem Anzuge, eine reichbeblumte Haube auf dem Kopfe, ein breites, ſchwarzes Sammtband über die Stirn gebunden, und ſtrickte. Neben ihr auf einem Schemmel ſaß ein junges, etwa fünfzehnjähriges Mädchen mit glänzend ſchwarzem Haare und funkelnd ſchwarzen Augen und beſchäftigte ſich an einem Stickrahmen.

Das mußte die Frau Seligmann ſein.

Ohne ſich erſt in umſtändliche Begrüßungsförmlichkeiten einzulaſſen, ging Horaz auf die Frau zu und fragte ſie, ob ſie nicht Luſt hätte, ihm ſeine Uhr abzukaufen.

„Eine Uhr?" fragte Frau Seligmann, wahrſcheinlich durch vielfache Kaufanbote von dergleichen Gegenſtänden, bei denen der Rechtstitel des Beſitzes nicht immer ganz unzweifelhaften Urſprungs war, und deren ſich die leichtfertigen Beſitzer am beſten „beim Juden" entledigen zu können glaubten, vorſichtig gemacht, indem ſie Horazen etwas ſcharf ins Auge faßte.

„Nun ja doch!" lachte Horaz auf. „Iſt daran etwas Sonderbares?"

„Das eben nicht! Man kann ja nichts voraus wiſſen," erwiderte Frau Seligmann, „und man kann Niemandem gleich ins Herz ſchauen. Laſſen Sie ſie einmal ſehen!"

„Da!" reichte Horaz die Uhr hin. „Was geben Sie dafür?"

„So weit ſind wir noch nicht, junger Herr!" entgegnete Frau Seligmann, indem ſie die Uhr in Empfang nahm. „Darf man Sie auch fragen, woher Sie dies koſtbare Uhrlein haben?"

Es war nämlich eine äußerſt niedliche Cylinderuhr mit einem allerliebſten Email, das eine Mutter vorſtellte, die ihr aus der Schule heimkommendes Söhnlein tüchtig abherzte.

„Das hat mir meine Mutter geſchenkt! gab Horaz, etwas verdrießlich über das viele Ausfragen, die verlangte Auskunft.

„Die Mutter hat ihm das geſchenkt?" erhob ſich das ſchwarzlockige Mädchen von ihrer Stickerei, als würde ſie erſt jetzt aufmerkſam. „Laß' mal ſehen, Mutter!"

Frau Seligmann übergab ihrem Töchterlein die Uhr mit der Warnung, ja Acht zu haben, daß ſie nichts daran verderbe, und fragte Horazen, warum er ſich denn veranlaßt fühle, die Uhr zu verkaufen.

„Weil ich kein Geld habe!" war Horazens kategoriſche Antwort. „Ich mache mit meinen Kameraden eine kleine Fußreiſe, und da iſt uns denn allen Dreien gerade heute das Geld ausgegangen. Bettler ſind wir nicht ....."

„Nicht wahr, Mutter, Du kaufſt die Uhr nicht?" ſtellte jetzt das ſchwarzäugige Mädchen der Frau die Uhr zurück, und ſah dabei Horazen mit einem Blicke an, der einer kleinen, ungeſprochenen Strafpredigt nicht unähnlich ſah.

„Und deshalb müſſen Sie die Uhr gleich verkaufen?" fuhr Frau Seligmann in einem Tone fort, der erkennen ließ, daß das zwar etwas burſchenhafte aber offne Weſen Horazens daran war, ihr Vertrauen einzuflößen.

„Wir können ja nicht unter freiem Himmel übernachten! Und vier oder fünf Tage hungern, denn ſo lange würde es wenigſtens dauern, bis eine Antwort käme, wenn ich auch augenblicklich nach Hauſe ſchriebe, iſt eine lange Zeit!" entgegnete Horaz. „Bekannte haben wir in dieſer Gegend nicht; was bleibt uns Anderes zu thun?"

„Was Sie Anderes thun können?" erwiderte Frau Seligmann. „Viel Anderes könnten Sie thun, wenn Ihnen etwas daran gelegen wär', daß Ihnen Ihr' Mutter das Uhrlein geſchenkt hat! Da fragen Sie meine Judith! Die hat nicht ſtudirt, und iſt nur das Kind von verdammten Juden! Die wird's Ihnen gleich ſagen! Verhungern möcht ſie lieber, eh' ſie etwas verkaufen thät', was ich ihr einmal geſchenkt hab'!"

Horaz verſtummte. Auf dieſe Wendung ſeines Kaufanbotes war er nicht gefaßt geweſen. Dazu traf ihn Judith's großes ſchwarzes Auge noch einmal, und ſo gewaltig, daß er wie angewurzelt ſtehen blieb. Judith aber entſchlüpfte gleich darauf erröthend ins Gewölbe.

„Kein Geld haben iſt kein Unglück!" fuhr Frau Seligmann fort. „Aber, Gott behüte, keine Menſchen finden, das iſt ein Unglück! Haben Sie ſich ſchon nach Menſchen umgeſehen, ehe ſie ſich vorgenommen haben, ein Geſchenk von Ihrer Mutter wegzuwerfen? Wer ſucht, der findet! Und damit Sie ſehen, daß man nicht gleich eine Mutter zu verachten braucht, wenn man am ſieben Uhr nicht weiß, wo man um acht den Kopf zur Ruhe legen ſoll, werd' ich Ihnen gleich zeigen, wie Gott hilft! .... Judith! .... Die Menſchen müſſen einander helfen, nicht aber ſchinden und zum Böſen treiben .... Judith! ....

Judith kam endlich wieder zum Vorſchein, aber ſo verſchämt, daß ſie ſich nicht getraute aufzuſchauen.

Digitized by Google

„Geh' hinein, mein Kind!“ fuhr Frau Seligmann fort, „und sag' der Katschena, sie soll im rückwärtigen Zimmer drei Betten aufbetten, die drei Studenten werden heut' über Nacht da bleiben — das heißt, wenn sie wollen!“

Horaz wußte vor Beschämung nicht, ob er rechtsum machen und hinausrennen solle aus dem Orte und in den hereinbrechenden Abend hinein, um sich irgendwo in einen Straßengraben hinzuwerfen und vor aller Welt zu verbergen, oder ob er dem Stern des bessern Zufalls folgend, sich lieber eine kleine, wohlverdiente Lection gefallen lassen und die Gastfreundlichkeit der Jüdin mit Worten des Dankes erwiedern solle. Auch ich schämte mich ein wenig im Namen des Herrn Dechants, und nur das Angesicht Herzel Samuel's, der mittlerweile leise herangeschlichen war, wiederstrahlte von innerer Genugthuung.

Nach kurzem Kampfe endlich siegte in Horazen der bessere Genius.

„Frau Seligmann,“ sprach er, „wir bleiben bei Ihnen! — Aber sagen Sie mir, womit haben wir Ihre Güte verdient?“

„Muß denn der Mensch alles verdienen, was ihm zukommt?“ antwortete Frau Seligmann. „Wenn das wäre, da wären die Menschen übel daran, und thäten mehr Böses erfahren als Gutes! Sie müssen eine brave Mutter haben, und der ihr Verdienst genießen Sie!“

Das Bild: „Eine Stube im Ghetto“ mag andern Lesern ein Lächeln abgewinnen; uns hat es nicht heiter gestimmt. Gleich darauf werden wir wieder in das schon bekannte Haus: Specerei-, Farb- und Schnittwaarenhandlung von Salomon Seligmann“ geführt, treffen dort den Doctor Herzel Samuel, der gekommen, der Familie Seligmann sich in seiner neuen Qualität zu präsentiren und sie gleichzeitig zu bitten, als „Unterführer“ seiner auf den Neujahrstag anberaumten Vermählung mit Klara (einer der zwölf Insassen der Ghetto-Stube) beizuwohnen zu wollen; ferner den Zeichner und Judith, die Tochter des Hauses; zuletzt den jetzt gefeierten Dichter Horaz, der seine Freiheit wagend — denn er hatte, wie sich sein Vater oft unter Kundgebung des tiefsten Schmerzes auszudrücken pflegte, „sich mit allen k. k. Behörden überworfen, die höchstgestellten Beamten bekritisirt, und sogar über Seine Durchlaucht den Fürsten Staatskanzler ein in sehr ungeziemenden Ausdrücken abgefaßtes Buch geschrieben“ — von fremden Gebiete auf das verpönte heimische zur Geliebten geeilt war — um sie für ewig zu verlieren. Sie, Judith, kann ihm nur die innigste, treueste, zärtlichste Freundin sein — so sagt sie wenigstens; aber einen tiefern Blick in des Mädchens Herz gewähren uns ihre Worte: „könnte sich Ihre Freundin auch entschließen, ein Opfer zu bringen, durch das sie Ihre Täuschung zu der eigenen machte, den Ihrigen und ihren eigenen Eltern aber unendlich Herzeleid, vielleicht ein frühes Grab bereiten würde: wären Sie dann glücklich? Könnte Judith, das schwache Weib, das es nicht über sich bringen kann, einem Glauben zu entsagen, Ihnen, dem starken, weltstürmenden Geiste genügen? Kann sie, den Schmerz einer liebenden, verlassenen Mutter auf dem Herzen, Sie beglücken?“ Und als nun Horaz hinausgeeilt war in die öde trostlose Winternacht, aus der er vor wenigen Stunden so reich an Glück und Hoffnungen in den befreundeten Kreis getreten, da wankte Judith, nach einer Pause, der schmerzvollsten wol die ein Frauenherz zu überstehen vermag, der Thüre zu; doch ihre Kräfte versagten und machtlos brach sie an der Schwelle zusammen.

Herzel Samuel's Persönlichkeit, Fleiß, Schul- und Liebesleiden, sein Dulderstun, aber auch die hell auflodernde Flamme des Zorns, wenn die Unbill seine innersten und heiligsten Gefühle verletzten, sind mit so lebhaften und kräftigen Farben gemalt, daß man das enge Freundschaftsband, welches den Zeichner an Herzel fesselte, in jedem Zuge sieht, so glauben möchte, es sei ein Selbstportrait, was wir erblicken. In der Schlußskizze erscheint jedoch Herzel als herrschaftlicher Arzt in seiner und der Heimath des Zeichners, der in dem Promotionssaal der Carolo-Ferdinandea mit dem Doctorhut sämmtlicher Rechte geziert und im Begriff war, den erledigten Posten auf den gräflich J...'schen Besitzungen, zu denen auch sein heimathliches Dorf gehörte, anzutreten.

Die Ueberschriften der 27 Federzeichnungen sind folgende: Herr Holub. Ein Pardus. Die obere Klasse. Die große Prüfung. Das Attest. Eine Lebensfrage. Die Inscription. Professor Mudrik. Gymnastastische Societäten. Ein Theaterstück. Kokrha Wojtsech. Hussitische Epigonen. Das Plakat. Concert und Concil. Auf dem ***ee Berge. Dechantei und Judenhaus. Ein jüdischer Student. (Besonders beachtungswerth, was S. 45—50 zu lesen ist.) Frau Behle Zadikens. Im Canalischen Garten. Ein Examen geometricum. Auf der letzten Galerie. Herzel Samuel. Eine Stube im Ghetto. Judith. Ein nächtlicher Gang. Horaz. Finale.

Die Blätter sind vom Zeichner an Alfred Meißner gesandt „zur Erinnerung an Dies und Jenes“. Horaz wird vor Anderem solche Erinnerung unfehlbar hervorrufen.

Druck und Papier lassen Nichts zu wünschen übrig. H.

Miscellen.

In der Uebersetzung eines Berichts über ein unlängst in England stattgefundenes Pistolenduell, das einiges Aufsehen gemacht hatte, aus englischen Zeitungen, haben fast sämmtliche Pariser Blätter einen gar drolligen Bock geschossen. Der Text besagte, es sey zwischen den Duellanten ausgemacht worden, daß ein Schuß, der versage, nicht mitzählen solle. Nun passirte es dem Herrn Barthelemy, — so hieß der eine Duellant — daß sein Zündhütchen barst, worauf er ein anderes aufsetzte, dem es wieder so erging. Dies haben die Pariser Dollmetscher nun, das Wort Zündhütchen mit Hut und Kleidung verwechselnd, folgendermaßen gegeben: „Es war vor dem Duell unter den Parteien ausgemacht worden, daß kein Schuß zählen solle, der in die Kleider ginge. Beide drückten sodann ab, und des Herrn Barthelemy Hut wurde getroffen; er setzte einen neuen auf, und dem erging es eben so.

Ob das Malice ist, oder ob es als eins aus dem anderen folgend angesehen wird? In amerikanischen Zeitungen findet man in der Rubrik der Anzeigen die Empfehlungen von Apotheken stets mit den Empfehlungen von Sarg-Niederlagen der Tischler in Verbindung gebracht, die ersteren voran.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 91. Sonnabend, den 13. November. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

SOCIETÄT

Inhalt.

Romanze. Von Heinrich Asmus ..... Seite 709
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 710
Der Patient wider Willen, oder: So muß man die Männer bezahlen. Lustspiel in einem Aufzuge. Von Fritz von Fr. (Schluß.) ..... „ 712
Literatur:
Bulletin du Bibliophile Belge ..... „ 714
Miscellen ..... „ 716

Romanze.

Gestützt auf seinem Stabe
Und mit gesenktem Blick,
Verwünscht ein holder Knabe
Sein herbes Mißgeschick.

Schon sinkt der Sonne Schimmer,
Die Sterne flimmern hell,
Er aber steht noch immer
Unweit der Waldkapell'.

In seinem Herzen wüthet
Verschmähter Liebe Schmerz,
Und schwarz ist, was er brütet,
Voll Rache pocht sein Herz.

Doch als die Glocke läutet
Im nahen Gotteshaus,
Da fährt er auf und schreitet
Der Menge rasch voraus.

„Ich will dem Vater danken
Für seine Lieb' und Gnad'
Daß er mich ohne Wanken
Erhält auf seinem Pfad'."

Und als er so gesprochen,
Ohn' Heuchelschein und List,
Da ist sein Schmerz gebrochen
Daß Ella ihn verließ.

Die Orgelklänge brausen durch die Gänge
Und es erschallt vielstimmiger Gesang,
Den Jüngling zieht es durch die fromme Menge
Hin zum Altar mit mächt'gem Herzensdrang.

„O Vater! betet er mit leiser Stimme,
Gieß lindernd Trost mir in das wunde Herz,
O dämpf' den Groll in seinem wilden Grimme,
Auf daß ich nicht vergeh' in meinem Schmerz.

Vergieb auch ihr, daß sie mich hat verlassen,
Der falschen Ella, die ich treu geliebt,
Und lehre mich, sie nimmer, nimmer hassen,
Wenn auch ihr Meineid mich so tief betrübt."

Und als er so gebetet,
Wird ihm das Herz erweicht,
Denn was er sehnlichst wünschte,
Das hat er jetzt erreicht.

Und als er dankend blicket
Im Gotteshaus empor,
Da flattert eine Fahne
Nicht weit vom Kirchenthor.

Digitized by Google

Wie bebt da jede Fiber,
Wie zittert jedes Glied!
Ihm iſt's als wenn ihn Ella
Hin zur Standarte zieht.

Und raſch, mit einem Ruck
Entreißt er das Panier
Der Felſenwand, und ſtürmet
Fort aus der Kirchenthür.

Und als der Mond erneuet
Kaum einmal ſeine Bahn,
Sieht man den Jüngling ziehen
Zum Blachfeld mit der Fahn'.

Die Schlacht erbrauſet durch das weite Land,
Der Jüngling voran, die Fahn' in der Hand,
Die Wange glüht ihm von Begeiſt'rungsglut,
Er kämpfet für Freiheit, für Recht und Gut.

Und todesmuthig in der Feinde Reih'n
Deinget er keck und verwegen hinein,
Und ob auch rings um ihn grinſet der Tod,
Hoch flattert die Fahne im Morgenroth.

Die Trommeln wirbeln und die Röhre ſpei'n
Tod und Verderben und lichten die Reih'n, —
Er aber ſchreitet auf der Leichen Bahn
Furchtlos und kämpfend den Seinen voran.

Und immer heftiger der Kampf erbrauſ't —
Einem Racheengel gleich der Jüngling hauſ't;
Schon wanket und flichet der Söldnerſchaar,
Schon bringen die Sieger den Dank Gott dar.

Da, plötzlich pfeift noch aus dem Todesrohr
Der Feinde eine Spitzkugel hervor,
Der Jüngling wanket — legt an das Gewehr —
Doch ſinket er nieder — und athmet nicht mehr.

An einſam ſtiller Stätte
Unweit der Waldkapell',
Da ruht in grünem Bette
Der tapfre Junggeſell.

Sein Puls hat ausgeſchlagen,
Es klopft das Herz nicht mehr,
Untreu konnt' er nicht tragen,
Doch Tod ward ihm nicht ſchwer.

Noch heut' bis dieſe Stunde,
Schwört Treu' dort manche Maid
Mit roſigrothem Munde,
Was den Geliebten freut.

Und wie die Sage gehet,
Ja bleibend ſolche Treu
So lang' die Fahne wehet —
Bleibt immer jung und neu.

Heinrich Remus.

Geſchichte des Directoriums.

(Fortſetzung.)

Die Urheber der Septembermetzeleien.

Unter den Urhebern der Septembermetzeleien ſind drei Arten von Straffälligen zu unterſcheiden: diejenigen, welche dieſelben erdacht und geleitet haben; diejenigen, die, ohne direct dabei betheiligt geweſen zu ſein, darum gewußt, und doch keine wirkſamen Schritte, ſie zu verhindern oder zu hemmen gethan haben; diejenigen, die in der Adminiſtration ihre Vollſtrecker geweſen ſind und ihre blutigſten und ſchmutzigſten Details überwacht haben.

Diejenigen, von welchen die Idee der Metzeleien ausgegangen iſt und die dieſelben geleitet haben, ſind Danton, Manuel, Billaud-Varennes, Marat, und, neben Danton, Camille Desmoulins und Fabre d'Eglantine geweſen.

Diejenigen, welchen ſie bekannt geweſen iſt, und die nichts Ernſtes gethan haben, ihr in den Weg zu treten oder ſie zu hemmen, ſind Robespierre, Petion, Roland und Santerre.

Diejenigen, die in der Adminiſtration der Municipalität der Ausführung der Metzeleien vorgeſtanden, deren Details geleitet, die Rechnungen genehmigt haben, das ſind die Mitglieder des Executionsausſchuſſes auf der Mairie geweſen: Panis, Sergent, Lenfant, Guermeur, Leclerc, Duffort, Duplain, Jourdeuil, Marat, Defergues und eine anſehnliche Anzahl von Sections-Commiſſarien oder Angeſtellten der Gemeinde, deren Theilnahme an dem Verbrechen ſich aus ihren eigenen Unterſchriften ergeben wird.

Der allgemeine Schrei der Zeitgenoſſen bezeichnet Danton als das Haupt der Septembriſten, eine Benennung, die ſich von dem Preußen Anacharſis Clootz herſchreibt.

Folgen wir darum Danton auf der Fährte von officiellen Documenten.

Schon am 29. Auguſt wird Danton im Generalrathe der Gemeinde über die kräftigen Mittel vernommen, welche die augenblicklichen Umſtände erheiſchen, und da trägt er auf die Werbung und Beſoldung der Bedürftigen in jeder Section an. In Folge dieſes Antrags läßt Manuel decretiren, daß die Barrieren geſchloſſen werden, die Bürger in der ganzen Stadt ſich von 1 Uhr an zu Hauſe halten und bei ihnen Hausſuchungen vorgenommen werden ſollen. Gleichzeitig wird eine Commiſſion von fünf Mitgliedern beauftragt, die Verhaftung all der ſchlechten Bürger zu bewerkſtelligen, die ſich ſeit dem 10. Auguſt verborgen gehalten haben. Am 29. Auguſt um Mittag geſchloſſen, wurden die Barrieren erſt am 1. September wieder geöffnet. Der Fang war gemacht.

Bei dieſem gemeinſchaftlichen blutigen Werke lieferte Danton die Mörder, Manuel die Opfer.

Digitized by Google

Am 30. August waren die Gefängnisse gefüllt, und der Generalrath der Gemeinde befahl den Sectionen durch einen Beschluß, die über Nacht verhafteten Büeger unter ihree Verantwortlichkeit zu richten.

Am 2. September bemächtigte die Gemeinde sich aller Gewalten, und griff, ohne die gesetzgebende Versammlung zu fragen, zu fuechtbaren und entscheidenden Maßregeln.

Unter dem Vorwande des Einrückens der Preußen in Verdun, eine falsche Nachricht, die aber schon seit dem vorherigen Tage durch ganz Paris verbreitet worden war, beschloß die Gemeinde, daß die Barrieren abermals gesperrt, alle diensttauglichen Pferde in Beschlag genommen weeden sollten; daß die zum Dienst requirirten Bürger sich bereit zu halten hätten, auf den ersten Wink zu marschiren; daß die Läemkanone gelöst und in allen Stadtvierteln Generalmaesch geschlagen werden sollte, um den Bürgern anzuzeigen, daß das Vaterland in Gefahr sei; und daß die Mitglieder des Generalraths sich sofoet nach ihren respectiven Sectionen begeben sollten, um dort in einer energischen Weise den Verrath zu schildern, von dem man umgeben sei.

Die Vermessenheit der Gemeinde ging so weit, daß sie diesen Maßregeln ganz beiläufig die Worte hinzugefügt hatte: „die Nationalversammlung, die vollziehende Gewalt sollen von diesem Beschlusse in Kenntniß gesetzt werden.

Es war also gleich bei der Eröffnung der Sitzung des Generalraths Alles durch die Gemeinde abgemacht worden, wie die Worte im Protocoll lauten. Gegen Mittag erschien Danton in der gesetzgebenden Veesammlung, und zeigte ihr die Beschlüsse an, die in dem Stadthause genommen worden waren. Hier genügt selbst der Moniteur nicht mehr, und man muß das officielle Protocoll der Versammlung zu Hülfe nehmen. Es heißt darin:

„Der Justizminister zeigt an, daß das Vaterland durch die von der Pariser Gemeinde genommenen Maßregeln gerettet werden wird. Er verlangt, daß in einer Erklärung ausgesprochen werde, daß die Hauptstadt sich ums Vaterland verdient gemacht habe.

„Er sollicitirt um ein Decret, nach welchem alle diejenigen, die sich weigeen würden entweder in Peesen zu marschieen, oder Waffen, die sie im Besitz hätten, herauszugeben, mit dem Tode bestraft weiden sollten."

Die Veesammlung votirte Alles, was Danton verlangte, ja noch mehr; denn sie decretirte, daß das Vermögen aller Franzosen der ausführenden Gewalt zur Verfügung gestellt sein solle.

Nachdem Danton die Versammlung verlassen hatte, kehrte er nach dem Justizministerium, auf dem Vendomeplatze, zurück, und dort hat er sich gegen Prudhomme, seinen Freund, über die Mordanschläge ausgesprochen, die schon beschlossen waren und im nächsten Augenblick ausgeführt werden sollten.

„Die allgemeine Bestürzung sprach sich in allen Gesichtern aus," sagt Prudhomme; man wagte weder sich anzublicken, noch mit einander zu sprechen. Schon Morgens um 8 Uhr kamen mehr als zwanzig rechtschaffene Bürger zu mir, um Aufschlüsse über schauerliche Gerüchte zu haben, welche seit zwei Tagen großes Unglück zu verkünden schienen. Da ich über die Ursachen der allgemeinen Allarmirung selber in Unkunde war, so forderte ich sie auf, zwischen 4 und 6 Uhr wieder bei mir vorzusprechen. Ich befand mich in einer häkeligen Lage: an wen sollte ich mich wenden, um nicht falsch berichtet zu werden? Ich beschloß endlich, mich gegen 2 Uhr nach dem Justizministerium zu begeben. Der Minister Danton befand sich in der Versammlung; ich wartete aber bis 3 Uhr in dem Salon, und da kam er.

„Mit ihm in seinem Cabinette eingeschlossen, beschwor ich ihn, mich über das umlaufende Gerücht zu beruhigen, daß man Stuem läuten und die Lärmkanone lösen werde. Darauf sagte er zu mie: „beeuhige Dich, altee Freund der Freiheit, es wird ein Siegesgeläute sein. Man hat uns Alle ermorden wollen, die patriotischen Schriftsteller zuerst; alle die schurkischen Aristokraten, die sich in den Gefängnissen befinden, sind mit Dolchen und Feuerwoffen versehen worden; zu einer bestimmten Stunde in nächster Nacht sollten ihnen die Pforten geöffnet werden, und dann würden sie im Verein von mehr als zwanzig tausend Aristokraten die Weiber und Kinder der Patrioten ermordet haben, die zum Aufbruch bereit sind um gegen den Feind, die Preußen und zehn tausend Emigranten in ihrem Gefolge, zu marschiren.

„Alles dies," äußerte ich mich darauf, „erscheint mir ein wenig einbildneeisch; aber angenommen, daß dem so wäre, was gedenkt man denn zu thun, um die Ausführung eines solchen Complottes zu verhindern? „Was man zu thun gedenkt?" erwiederte er; „das erbitterte und zeitig unterrichtete Volk will selbst über all die schlechten Bürger Gericht halten, die sich in den Gefängnissen befinden. Mich schauderte, und ich antwortete: mich wird man an den angeblichen Willen des Volks nicht glauben machen; das Volk hat keinen anderen Willen, als den, der ihm eingegeben wird. Der Tag des 10. August ist auch im Namen des Volkes gemacht woeden; das gesetzgebende Corps ist freilich mit im Complott gewesen.

„In diesem Augenblick trat Camille herein, und Danton sagte zu ihm: „Der Prudhomme da will von mir wissen, was man zu thun gedenkt." — Ja, sagte ich zu ihm, mir blutet das Herz, nach dem, was ich so eben gehört habe. — „Dann hast Du ihm wohl nicht gesagt," sagte Camille darauf, sich an Danton wendend, „daß die Unschuldigen nicht mit den Schuldigen leiden werden.

„Ich erwiederte: Blut vergießen ist ein abscheuliches Mittel . . . . . Warum habt Ihr aber seit mehreren Tagen eine Menge braver Bürger und siebenzigjähriger Greise einkerkeen lassen? — „Jede gemäßigte Maßregel," sagte Danton darauf, „nützt nichts; der Zorn des Volkes hat den höchsten Grad erreicht, und es würde selbst gefährlich sein, ihn hemmen zu wollen. Wenn sein erster Zorn Befriedigung gefunden hat, wird es schon Raison annehmen.

„Aber," sagte ich wieder, „wenn das gesetzgebende Corps und die bestehenden Behörden sich in Paris verbreiteten und das Volk haranguirten?" — Nein, nein, entgegnete Camille, das würde gefährlich sein; denn das Volk könnte in seinem ersten Zorn selbst seine theuersten Freunde zu Opfern machen.

„Ich ging schmerzerfüllt fort. Bei meiner Rückkunft in meiner Wohnung fand ich die Leute vor, die des Morgens bei mir gewesen waren und die mich mit Ungeduld erwarteten.

Digitized by Google

„Weint nur, meine Heeren, über das Unglück, wodurch die Revolution entehrt werden wird," sagte ich zu ihnen — „mehr kann ich Ihnen nicht sagen."

Es würde unmöglich und überflüssig sein, diesen Offenbarungen noch etwas hinzuzusetzen. Prudhomme war ein alter Freund von Danton, und sein Zeugniß ist nie jemand verdächtig erschienen. Im gegenwärtigen Falle ist dasselbe personell, directe, bestimmt, umständlich, auch stimmt es völlig mit den officiellen Thatsachen und den öffentlich constatirten Umständen.

Am Tage des 2. September ward Danton durch ein Schreiben nach der Gemeinde beschieden; der Copist adressirte dies Schreiben aber aus Versehen an den Kriegsminister, der sich gegen 3 Uhr einfand. Sein Erscheinen brachte das Versehen zu Tage. Diese in dem Protocoll verzeichneten Details dienen dazu, einem durch Mad. Roland veröffentlichten wichtigen Umstand eine völlige Authenticität zu geben.

Am Sonntag, den 2. September, fand sich gegen 5 Uhr Nachmittags eine Bande von ungefähr zwei Hundert Mann im Ministerium des Innern ein und verlangte Roland zu sprechen. Madame Roland suchte sich ihrer bestmöglich zu entledigen, und sagte, daß ihr Mann sich in dem Conseil befände, das im Maineministerium gehalten würde.

„Ich bestieg darauf sogleich meinen Wagen," sagt sie, „um nach dem Maineministerium zu fahren und meinen Gatten von dem zu unterrichten, was eben vorgefallen war. Das Conseil war noch nicht versammelt, und ich fand einen zahlreichen Zirkel vor. Der Kriegsminister und der Justizminister fehlten noch, die anderen waren gesellschaftlich im Salon versammelt. Ich erzählte mein Abenteuer, das von einem jeden verschieden commentirt ward.

„Was trieb Danton den Augenblick? Ich habe das erst einige Tage hernach erfahren; doch ist's schon gut es hier zu bemerken, um die Thatsachen zusammen zu stellen. Er befand sich auf der Mairie, in dem sogenannten Ueberwachungsausschuß, von dem der Befehl zu den vielen Verhaftungen ausgegangen war, die seit einigen Tagen statt gefunden hatten."

Zwei Gründe lassen nicht daran zweifeln, daß Danton sich in der That im Executionsausschusse befunden hat. Zuvörderst haben wir gesehen, daß ihn ein Schreiben des Conseils hinbeschied; nächstdem ergiebt sich aus dem Protocoll der Gemeinde, daß der Kriegsminister und Santerre am 2. September Abends 8 Uhr einer Versammlung beiwohnten, die in der Mairie berufen worden war. Da die beiden Minister, der eine wie der andere, in dem Conseil auf der Marine auf sich warten ließen, und der eine sich auf der Mairie befand, so ist es sehr wahrscheinlich, daß auch der andere, der überdem hinberufen worden war, sich dort ebenfalls befunden hat.

Was endlich der Verantwortlichkeit Dantons wegen der Septembermetzeleien das Siegel aufdrückt, das ist das von allen Mitgliedern des Executionsausschusses unterzeichnete berüchtigte und geäußerte Circular, in welchem alle Municipalitäten Frankreichs aufgefordert wurden, dasselbe Mittel des öffentlichen Heils zu adoptiren, von dem die Pariser Gemeinde Gebrauch gemacht habe, und alle die in den Gefängnissen befindlichen Verschwörer durch das Volk aus der Welt schaffen zu lassen.

Es ist Danton gewesen, durch den dies Circular in officieller Weise unter seinem Couvert allen Gemeinden Frankreichs zugesandt worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Patient wider Willen,

oder:

So muß man die Männer bezahlen.

Lustspiel in einem Aufzuge.

(Beschluß.)

Scene X.

Die Vorigen. Steinheim.

Doct. Ah, guten Tag, Steinheim. — Wie froh bin ich, daß Deine Frau Gemahlin hergekommen ist und mich unterstützen kann. Deine Krankheit bedarf sorgfältiger Pflege.

St. (nimmt den Doctor bei Seite). Bist Du von Sinnen? Was redest Du denn da für Zeug?

Doct. (nimmt die Medizinflasche und schüttelt sie um; laut) Hast Du gehörig eingenommen?

St. Freilich (leise zum Doctor). Ich mußte nolens volens Deine Mischkuranz hinunterschlucken; dafür sollst Du einst in der Hölle brennen. — Sage, Du fändest mich besser, aber ich müsse noch hier bleiben.

Doct. (leise zu St.) Aha, ich sehe, Du willst sie los sein.

St. (leise). Getroffen, Golddoctorchen. (Zu Sophie.) Nun, liebe Sophie, hat Dich der Doctor beruhigt?

Soph. (zum Doct.) Ich möchte gerne nach Hause zurück, und doch fürchte ich mich, meinen Mann hier sich selbst zu überlassen.

St. Aber so fahre doch in Gottes Namen. — Du siehst mich ja in guten Händen, und überdem ist die Sache durchaus nicht gefährlich, nicht wahr, Heilsberg?

Soph. (zum Doct.) Was meinen Sie, lieber Herr Doctor?

Doct. Ich werde sehen, gnädige Frau. (Zu Steinheim.) Setze Dich einmal hierher an's Fenster.

St. (thut es; leise zum Doct.) Mach Deine Sachen jetzt am Gotteswillen gut.

Doct. (fühlt St. den Puls und hält dabei die Uhr in der Hand). Hm, hm. (Kopfschüttelnd.) Der Puls ist sehr erhöht.

St. (leise, zornig). Speich doch nicht so albernes Zeug; der Puls ist ruhig, Punktum.

Doct. Du wirst Dich hinlegen und ein paar Tage im Bette bleiben müssen.

St. (leise, wüthend). Bist Du denn ganz des Teufels, Mensch?

Soph. Siehst Du, Paul, Du hintergehst mich; Du bist ernstlich krank, und verlangst, ich solle Dich verlassen.

Doct. (zu Soph.) Schicken Sie doch nach dem Chirurgen — es wird ein Aderlaß nöthig sein. Lassen Sie ihm sagen, er möge zugleich aus der Apotheke ein zwanzig Blutegel mitbringen.

St. (springt auf, leise). Heilsberg, ich bringe Dich um.

Digitized by Google

Soph. (die Hände ringend). Ach Gott, ach Gott, was bin ich für ein unglückliches Weib (ruft zur Thür hinaus) Joseph, Joseph! (Joseph erscheint an der Thür; sie spricht leise mit ihm, und dieser macht Zeichen der Bestürzung.)

St. (zum Doct.) Aber sage mir nur, willst Du mich im Ernste rasend machen? Du verdirbst ja Alles!

Doct. Kurzsichtiger! Merkst Du denn nicht, daß ich das Alles nur sage, um der Sache einen größeren Schein von Wahrheit zu geben? — Uebrigens sind ja auch ein paar Unzen Blut keine so große Sache.

St. Geh zum Henker; ich hätte eher Lust, Dir zur Ader zu lassen. (Verzweifelnd.) Da bin ich schön angekommen. — Rufe Einer auf Freunde. (Joseph geht ab.)

Doct. Haben Sie geschickt, gnädige Frau?

Soph. Ja wohl. — Ich will einstweilen die Binden zurecht machen und mir alte Leinwand suchen.

Doct. (geeilt zum Hute). Ich bin den Augenblick wieder hier; ich habe nur noch einen wichtigen Besuch zu machen. (Zu Sophie.) Sagen Sie dem Chirurgen, er möge ohne mich nichts vornehmen. Sollten während meiner Abwesenheit Wallungen eintreten, so gießen Sie Ihrem lieben Mann einen Krug kalten Wassers über den Kopf. (Ab.)

St. Möchtest Du doch darin ersaufen, Satanas!

Soph. Um Gotteswillen, Paul, Du bist ja furchtbar aufgeregt. — Setze Dich, mein Liebes, und beruhige Dich (sie setzt ihn auf einen Stuhl — und fühlt ihm an die Stirn). Himmel! wie das brennt! Da müssen gewiß die Blutegel angesetzt werden. Ich bin nur froh, daß Du Dich an einen so guten Arzt gewandt hast. — Bleibe hübsch sitzen, ich bin gleich wieder hier. (Ab.)

St. (Geht mit großen Schritten auf und ab.) Da habe Einer große, geniale Gedanken, wenn er das Unglück hat, verheirathet zu sein. — Der Kerl ist wirklich im Stande, Ernst zu machen, und wenn er noch unschlüssig sein sollte, so wird ihm meine Frau schon tüchtig zureden. — (Schlägt sich vor die Stirn.) Oh, es ist, um den Verstand zu verlieren! — Also statt aller gehofften und so nahen Freuden, will man mich ins Bette stecken und mich mit kalten Begießungen erfreuen; — ich soll mit aller Gewalt gefährlich krank sein, und mir wäre jede Gelegenheit abgeschnitten, mich Hermanen zu nähern? (Stampft mit dem Fuße.) Nein, nein, und nochmals nein; zum Trotz will ich durchsetzen, was ich mir vorgenommen habe, und müßte ich alle Doctoren der Welt über den Haufen rennen. — Ach, wenn sie doch wenigstens herauskäme und sähe, was ich um ihretwillen leide! Nur aus ihren Augen noch kann ich den Muth schöpfen, dessen ich jetzt mehr als je bedarf. (Hermine tritt aus der Thür rechts.) Ha, da ist sie. (Auf sie zueilend.) Ach, theure Freundin, was muß ich leiden.

Scene XI.

Hermine. Steinheim.

H. (sich furchtsam umsehend). Still, still, ich bin daran nicht schuld.

St. (ergreift ihre Hand). Sollte ich so Sie hier sehen?

H. Ich konnte es ihr nicht abschlagen — sie bestand darauf, mich zu begleiten, weinte so sehr, daß ich einwilligen mußte — Herr von Steinheim, was wird mein Schritt für Folgen haben? Sie sehen, wie ich zittere.

St. Gewiß die besten. Ich denke, wir erlangen Alle, was uns frommt. Beruhigen Sie sich nur, theure Hermine; morgen fährt sie nach Hause.

H. Morgen? — Oh, ich Unglückliche! Welch übereilten, unüberlegten Schritt habe ich gethan! Sie liebt mich so sehr — traut mir, wie sich selbst, und ich? — Nein, es ist unrecht, ich darf nicht — morgen reise ich auch. —

St. Hermine, Sie wollten wirklich? — Oh, haben Sie Erbarmen mit einem Unglücklichen, der sich von Liebe zu Ihnen verzehrt, dem Sie theurer sind, als Alles auf der Welt.

H. Nein, nein; ich fühle den inneren Richter in mir, der mir nur zu gerechte Vorwürfe macht. (Für sich.) Hoffentlich liegt er bald zu meinen Füßen. (Laut.) Dringen Sie nicht weiter in mich, Herr von Steinheim, und lassen Sie mich durch meine Abreise einen Schritt wieder gut machen, den ich, ich fühle es immer klarer, nicht hätte thun sollen.

St. (kniet vor ihr nieder). Hermine, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung! Ich lasse Sie nicht, und trotze jedem Widerstande, jeder Gefahr (er ergreift ihre Hand und bedeckt sie mit Küssen; in höchster Extase). Hermine! Ich habe mich durch Hindernisse aller Art durchgewunden, und selbst meine Frau hinter's Licht geführt, um hierher gelangen zu können; hier angekommen, habe ich das ganze Haus umgedreht und alle Hände und Füße in Bewegung gesetzt, um Ihnen einen angenehmen Aufenthalt zu bereiten; ich habe die Rolle des Kranken übernommen, und eine Arznei verschluckt, die (sich schüttelnd) mehr noch als abscheulich war. Dies alles habe ich gethan, um mich Ihnen ungestört nähern zu können. Deshalb sprich es aus, das Wort, was ich längst schon in Deinen Augen gelesen habe; sage mir, daß Du mich liebst, daß Du mein bist, oder bei Gott ...

H. (hustet einigemal, gleich darauf tritt Sophie ein).

Scene XII.

Die Vorigen. Sophie.

Soph. (bleibt bestürzt an der Thür stehen). Himmel! was muß ich sehen?

St. (springt schnell auf). Nun bin ich geliefert.

Soph. (zürnend zu St.) Das also ist Deine Krankheit? — Schön, sehr schön; hätte ich mir doch eher den Tod vermuthet, als Zeuge einer solchen Scene sein zu müssen.

St. Aber .....

Soph. Solche Falschheit! Und von wem? Oh, es ist abscheulich (sie weint).

St. Aber so höre doch nur, Sophie .... ein Mißverständniß ....

Soph. Wie, Ungeheuer? .... ein Mißverständniß ...

St. Nun freilich; ... ich ... ich ... beschwor Deine Freundin, Dich .... zur Abreise zu bewegen; Du weißt ja, ... von wegen der Kinder.

Soph. Und dazu diese Stellung, in der ich Dich gefunden habe?

St. Deine Freundin war schwer zu bestimmen ..... ich weiß eigentlich selbst nicht recht, wie ich dazu kam .... (ärgerlich) und Du solltest nicht Verdacht schöpfen, wo keiner zu suchen ist. Auf die Art werden wir nicht lange zusammen leben.

Digitized by Google

Soph. Du hast Recht, und deshalb (einen Brief aus der Tasche ziehend und ihn ihm überreichend) bitte ich um Vergebung.

St. (bestürzt). Alle Teufel! Mein Brief an Hermine; nun bin ich vollkommen in der Klemme. (Zu Hermine.) Sollten Sie vielleicht .....

H. Aufzuwarten; ich habe den Brief Ihrer Frau übergeben.

St. Und mich, wie man zu sagen pflegt, an der Nase herumgeführt. (Der Doctor erscheint an der Thür und horcht zu.)

H. So scheint es. Mußten Sie denn nicht wissen, wie sehr ich Sophie liebe, und wie so viel Charaktere zutrauen, daß ich in meiner Zuneigung eben so wahr und beständig bin, als ich die Pflichten kenne, welche die Freundschaft von mir fordert.

St. Nun ..... ehrlich war es eben gerade nicht.

H. Gerade so ehrlich, wie Ihr Benehmen gegen Sophie. Wie, mein Herr, nennen Sie es ehrlich, daß Sie mich kompromittiren wollten, oder gewissenhaft, daß Sie die Absicht hatten, zwei Freundinnen aus einander zu reißen, und einem Engel von einer Frau, der Mutter Ihrer Kinder, den Rücken zu kehren, die Sie, verzeihen Sie mir das Wort, nicht werth sind. Ich, an Ihrer Stelle, würde bis hinter die Ohren erröthen.

St. (bei Seite). Der Doctor hatte Recht; eine Predigt in bester Form. (Der Doctor tritt ein.) Ho, bist Du da? Nun, genieße die Früchte Deines guten Raths, Du ausgezeichneter Doctor.

H. Hielte ich die ganze Sache nicht für einen Scherz, für eine augenblickliche Laune (mit Nachdruck) und ich wünsche sie dafür gehalten zu wissen — so müßte ich mich wundern, wie ein Mann von so viel Erfahrung sich von einer Frau hinter's Licht führen ließ.

St. Madame, Sie haben Recht; es war ein Scherz, vielleicht sogar ein unpassender, jedenfalls aber ein solcher, der mich lehren wird, vorsichtiger zu sein.

H. Er soll Sie lehren, ein Wesen nicht zu verkennen, daß nur in Ihnen lebt, und nach allen Kräften eine Liebe zu erwiedern, die eben so wahr, als innig ist. (Nimmt St. bei der Hand und führt ihn zu Sophie.) Hier knieen Sie nieder und flehen Sie Vergebung.

Soph. (hält die Hände vor das Gesicht und schluchzt).

St. Sophie! — Sie weint! (Fällt ihr zu Füßen.) Willst Du mir vergeben?

Soph. Oh, Paul, Paul, Du hast ein leichtsinniges Spiel getrieben, indessen in der Hoffnung, daß es nie wieder geschieht — (umarmt ihn).

Scene XIII.

Die Vorigen. Dr. Heilsberg. Frau Schweigsam. Susette. Joseph.

Doct. (hervortretend). Nun, meine Vorschriften wirken ja, wie ich sehe, recht heilsam.

H. Ja, mein Herr; der Kranke ist außer Gefahr; die Krise ist glücklich vorüber.

Frau Sch. (an der Thüre). Ich muß doch sehen, ob.... Himmel, was sehe ich? Nun fängt er gar mit der Stummen an. Für die Männer ist doch Jede recht, wenn's nur nicht die Frau ist. Ach Gott, ist das jetzt eine Welt.

Sus. (tritt aus der Thüre rechts; für sich). Ei, haben die Sachen sich so gestaltet?

Soph. (drückt dem Doctor die Hand). Ihnen, verehrter Freund, habe ich es zu danken, daß die Sache eine solche Wendung genommen hat, und (Hermine die Hand reichend) hier meine Freundin, die diesen Titel im vollen Sinne des Worts verdient.

Doct. Ganz gewiß, gnädige Frau.

Frau Sch. (hervortretend). Wie? die Stummen sprechen? (Spricht leise aber lebhaft mit Susette.) Ach so — nun, um so besser. (Mit einem Knix gegen Sophie.) Freut mich, die Ehre zu haben, die gnädige Frau in meinem Hause zu sehen. — Befehlen die Herrschaften hier zu speisen oder auf dem Zimmer?

St. Hier, gute Frau Schweigsam, am Orte der Versöhnung (bei Seite) und der Fatalitäten dieses Tages. (Laut.) Vier Couverts. Oeffnen Sie die Schleusen Ihrer Vorrathskammer, und setzen Sie uns das Beste vor, was Sie haben.

Jos. (tritt ein, zu Sophie). Ich war beim.... beim.... Gri... Gregorius, habe ihn aber nicht zu Hause gefunden. — Sein Gehülfe wollte es ausrichten, meinte aber, Igel führe sein Herr nicht, und auch nicht der Apotheker; die müßten im Walde erst gesucht werden.

Soph. (zu Jos). Schon gut, schon gut, Joseph; Dein Herr ist gesund, und bedarf Alles dessen nicht mehr.

Jos. Ei, das ist schnell gegangen. — Nun, Gottlob, daß es vorüber ist.

St. (zu Hermine, ihr die Hand reichend). Sie haben sich so glänzend als Freundin bewährt — meiner Frau, und, wenn ich's recht überlege, auch mir, daß ich Sie nur bitten kann, bleiben Sie uns auch für die Folge, was Sie uns bisher waren. (Zum Publikum gewendet.) So wünsche ich Allen unter allen Umständen im Falle eines — Scherzes, einer Laune, eine so glückliche Kur wie die meinige. (Der Vorhang fällt.)

Bulletin du Bibliophile Belge, fondé par M. le Baron de Reiffenberg, publié par F. Heussner, sous la direction de M. Ch. de Chènedollé. — Tome IX. No. IV. — Bruxelles, F. Heussner, librairie ancienne et moderne. 1852. Seite 289—368. Gr. 8.

Dieses bibliographische Journal, welches jetzt 25 genannte Mitarbeiter zählt, gewinnt mit jedem Hefte an Interesse und, wir bitten es zu beachten, nicht blos für Bibliographen, sondern für jeden Gelehrten, dem es Bedürfniß, etwas über die Grenzen seiner Fachwissenschaft hinauszusehen. So wird z. B. unbezweifelt Hrn. Alexander Buttemaer's ausführlicher, von dem Hrn. Redacteur des Journals mit, seine Bestrebungen ehrenden und anerkennenden Worten eingeleiteter Bericht an den Secretair der Königlichen Akademie Belgiens, Hrn. Quetelet, über das großartige System gegenseitigen Austausches von Denk- und Kunstwerken, Münzen, Naturalien ꝛc. gewiß nicht ohne Theilnahme von Allen gelesen werden, denen die Beförderung des internationalen wissenschaftlichen Verkehrs in ihrer ganzen hohen Bedeutsamkeit klar ist, und Wem sollte sie es nicht sein? — Die Freunde und Kenner der Länder- und Völkerkunde und deren Literatur finden eine vollständige, specificirte Angabe der von dem Hrn. Obristen von

Digitized by Google

Siebold herausgegebenen Werke über Japan, die ihres sehr hohen Preises wegen im Allgemeinen wenig bekannt sind; Hr. de Chênedollé hat sie einem Briefe des gelehrten Reisenden entnommen, der an einen Freund des Letzteren gerichtet und von demselben mitgetheilt ist. — Die fortgesetzte Notice raisonnée des ouvrages, lettres, dissertations, &c., de l'abbé de Saint-Léger bietet den Nachweis einer Menge von Aufsätzen der verschiedensten Art dar, deren einige zur Vergleichung bei Ausarbeitungen von Monographieen ꝛc. vielfältigen Nutzen leisten können und durch dieses Verzeichniß zur Kunde gebracht werden, während sie bisher in verschiedenen Zeitschriften als todte Schätze vergraben lagen. — Eine geistreiche, fein-ironische Kritik des von Hrn. Baron Isidor von Stein von Altenstein's herausgegebenen Annuaire de la noblesse de Belgique. 6e année, von Hrn. H. de L., bildet den ersten Artikel der Revue bibliographique; sie kann, wird in der Note richtig bemerkt, wahre, ans Standesvorurtheilen freie, Excellenz nicht verletzen.

Haben wir nun an einzelnen Beispielen zu zeigen versucht, wie das Bulletin sehr wohl geeignet ist, sich auch außerhalb des kleineren Kreises der Bibliographen, Freunde und Leser zu erwerben, so müssen wir jetzt über Dasjenige berichten, was dieses Heft in streng-bibliographischer Beziehung bringt.

Hr. Jules Borgnet hat neue Untersuchungen über die Buchdrucker von Namur, als Fortsetzung früherer, im sechsten Bande des Bulletin befindlicher, geliefert; sie führen uns 13 Typographen, von 1616 bis 1805 vor. — Eine ikonographische und bibliographische, Heinrich IV. betreffende Notiz hat Hr. G. Brunet mitgetheilt. — Hr. Victor Tilliard lehrt uns ein elftes Erzeugniß der Buchdruckerei des Fürsten de Ligne zu Beloeil kennen: Amusemens, Gayetés et Frivolités poétiques par un bon Picard (Pierre-Antoine de la Place). Londres 1783. 8.) eine Sammlung sehr freier Gedichte, Erzählungen und Epigramme, von der größten Seltenheit.

Die Glanures bibliographiques des Hrn. Edward van Even sind fortgesetzt und enthalten wieder viel Neues. Zuerst (im neunten Art.) beschäftigt sich der Verf. mit der löwener Buchdrucker- und Buchhändler-Familie Velpen (Velpius) 1539–1680; Reynier Velpen; Reynier Velpen der Jüngere; Rutgert Velpen; Hubert Anton Velpen; Johann Theodor Anton Velpen; von dem Letzteren heißt es: „Sa maison, qui était située à la Montagne de la Cour (in Brüssel) et qui avait été le lieu de réunion ou le Café Procope des beaux esprits de Bruxelles du XVIIe siècle, doit être convertie depuis bien longtemps en une élégante boutique. Une modiste pleine de gentilesse étale peut-être, à l'heure qu'il est, ses articles de toilette devant les montres où le grave imprimeur exposait les productions de ses presses. Le temps est un despote sans pitié. Il brise, change et façonne à son gré.“ Der zehnte Art. handelt von dem Buchdrucker Henrick van Haestens, 1609 bis 1629. Sein Buchdruckerzeichen ist eine geflügelte Schildkröte in einer hübschen Einfassung mit der Umschrift: Cunctando propero (Propelyck haest-ick); m. s. Bulletin, Tome 5. S. 376. Erycius Puteanus (Erik de Put), der auch ein ausgezeichneter flämischer Dichter war (— Hr. van Even hat ihn von dieser Seite in einem Aufsatz des Gentsch Eendragt, 1849—50, Nr. 1 bis 4 und 25: Erycius Puteanus, als liefhebber der Moedertael en nederduitsch dichter, geschildert —), erklärte dieses Embleme in folgenden Versen:

Op't druckteecken der vliegender Schilt-Padde aen Henrick van Haestens eere der boecken.

Druckt, Haestens cloeck, druckt aen,
Het werck vereyscht nu spoedt,
En haest u om te gaen.
Met tragen-haesten voet.
Hy comt naer synen wil
Die vlieght en't samen gael,
Die loopt al is hy still,
Naer eer, en dan naer baet:
Die mengend' 't suer met 't soet,
En oock het ys me vier
Draeght dat hy dragen moet:
Gelyck dit wonder dier
In 't cruypen voert syn dack
Met vlogelen beplant.
Ons lichaem in ons pack
De veders ons verstandt.

M. s. Erycii Puteani Musarum ferculum, carmina ejus selecta complectens. Lovanii apud Henr. Hastenium 1622. 12. S. 68. — (Herr de Chênedollé hat in einer Anmerkung von den brüsseler Buchdruckern François und Balthazar Vivien Nachricht gegeben.) Von Haestens ist Verfasser eines Werkes über die merkwürdigen Baudenkmale der christlichen Welt: De Magnificentie ofte Lust-hoff van gansch christenryck, &c. Amsterdam 1619. 4., mit Holzschnitten. Im elften Art. ist des Historiographen Johann Baptist Gramaye (geb. zu Antwerpen um das Jahr 1576 und gestorben zu Lübeck 1635), dem Hr. Baron v. Reiffenberg im Bulletin, Tome 1, S. 464–69 eine, vorzüglich sein Werk Lovanium. Brussel. 1606. 4., und dessen ikonographische, durch Unterstützung des löwener Gemeinderaths ermöglichte Ausstattung betreffende Notiz gewidmet, gedacht.

Hrn. Alexander Pinchart verdankt dieses Heft: Correspondance littéraire de Rapedius de Berg. Sie bezieht sich auf seine, mit dem Preis gekrönte Beantwortung der von der brüsseler Akademie 1780 gestellten Frage: Seit wann ist das römische Recht in den Niederlanden bekannt, und seit wann hat es dort Gesetzeskraft? Für ein malitiöses Epigramm, welches die Preisschrift veranlaßte, tröstete er sich selbst durch ein Gegenepigramm und wurde getröstet durch schmeichelhafte Verse des Fürsten de Ligne und der Demoiselle Marie Caroline Murray, die, wie aus einer Note des Hrn. Redacteurs zu ersehen, in allen biographischen Werken unerwähnt geblieben ist, aber eine gelehrte, geistreiche und kunstfertige Dame war, die für ihre Lobschrift auf den Kanzler Jean de Cocqueleet, 1785, den Preis der Akademie, von Maria Theresia und Joseph II. eine Pension erhielt und in Wien starb. Hrn. Pinchart's Mittheilung, in welcher auch Bezug genommen ist auf Hrn. Britz's Mémoires sur l'ancien droit belgique, in der ersten Abtheilung des 20. Bandes der Mémoires couronnés de l'Académie, dürfte Zuerst nicht uninteressant sein.

Unter der Rubrik: Chronique et Variétés ist unter Anderem auch ein sonderer Bericht über die bedeutenden Erwerbungen der

Digitized by Google

Königlichen Bibliothek aus der Auction der Bibliothek des Königs Louis Philippe erstattet. Die übrigen Artikel sind: Personnel de la Bibliothèque royale (Hr. Adolphe Mathieu aus Mons, ein vortrefflicher Dichter, ist zum Conservateur adjoint ernannt). L'imprimerie introduite à Houdeng. Le Résumé devenu Bourgeois. Établissement formé à Gand, par M. de Hertschap pour l'échange des productions d'auteurs belges. La Société des bibliophiles belges et le Bulletin du bibliophile belge. Description du royaume de Japon. (Oben näher erwähnt.) Extrait d'une lettre de M. S. Poltoratzky à M. F. Heussner, écrite de Moscou, le 19 juillet 1852 (hinsichtlich Hrn. de Chênedollé's Entdeckung, daß der Fürst A. Beloselsky der Verfasser des Essai sur la littérature russe sey).

In der Revue bibliographique werden sorgfältig analysirt neuere Nummern von Petzholdt's „Anzeiger", Naumann's „Serapeum" und Techener's „Bulletin du bibliophile", aus dessen März-Hefte ein Bruchstück eines merkwürdigen Briefes mitgetheilt wird, den der Gesandte der französischen Republik am österreichischen Hofe, General Bernadotte, an den General Ernouf im Jahre VI aus Wien schrieb: „C'est ici, où l'on sent tout l'avantage d'être républicain; les distinctions de rang sont si dégradantes qu'en vérité je suis à concevoir comment il peut exister encore autant de princes et cordons. Cependant je ne désespère pas avant la fin du siècle de voir cette gent privilégiée faire nombre avec les citoyens. Le peuple paraît se complaire dans cette idée, et une fois lancé, je crois qu'il ira bon train." — Am Schlusse ist über eine geschichtliche Monographie: Histoire de la ville et du comté de Dalhem depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, par Charles Rahl. Brux. 1852. 8., von welcher nur 100 Exemplare gedruckt sind, kurz referirt. Der Verfasser, Herr Rahlenbeck, sachsen-weimar-eisenachischer Konsul in Belgien, gab bereits 1850 heraus: Les Belges en Bohême, ou Campagnes et Négociations du comte de Bucquoy, grand-baillli du Hainaut.

Das fünfte Heft des Bulletin, mit 10 Holzstöcken von seltenen schönen Druckerzeichen, ist gleichfalls bereits erschienen. Sobald es uns zukommt, werden wir unsere Leser von seinem Inhalte in Kenntniß setzen. F. L. Hoffmann.

Miscellen.

„Carl B. Lorck's Skandinavischer Sortimentskatalog 1848 – 1852" (24 Seiten gr. 8.) verdient der Beachtung sowol aller Freunde der skandinavischen Literatur, als auch allen Bibliothekaren angelegentlichst empfohlen zu werden. Er umfaßt in Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland in den angegebenen fünf Jahren erschienene Bücher, Karten und Kunstsachen und besteht aus folgenden 12 Abtheilungen: 1. Altnordische Literatur und Sprache. 2. Neuere Skandinavische Literatur und Sprache. Wörterbücher. Lehr- und Lesebücher. Anthologien. 3. Gesammt-Ausgaben Skandinavischer Autoren und fremder Autoren in Skandinavischen Sprachen. 4. Schöne Literatur. 5. Geschichte und Geographie. Biographien. Statistik. Reisen. Reisehandbücher. 6. Naturwissenschaften. Naturgeschichte. Medicin. Physik. Chemie. Pharmacie. 7. Theologie. Predigten. Andachtsbücher. 8. Philologie. Pädagogik. 9. Jurisprudenz. Gesetzsammlungen. 10. Gewerbe und Industrie. Landwirthschaft. Handel. Bergbau. Angew. Mathematik. Kriegs- und Seewissenschaft ꝛc. 11. Zeitschriften. 12. Kunstsachen. Kupferwerke. Einzelne Kunstblätter. Portraits. Karten. — In allen diesen Abtheilungen findet man bedeutende wissenschaftliche Erscheinungen; einige überraschen durch ihren Reichthum, so 4, 5, 11. Für die altnordische Literatur und Sprache ist in dem kurzen Zeitraum Viel geleistet; das am schwächsten besetzte Fach ist das achte. Unter den Zeitschriften sind 13 politische täglich erscheinende Zeitungen (— Berlings-Avis erscheint täglich 2 Mal —); 17 (mit Inbegriff der Schriften gelehrter Gesellschaften) sind der Literatur und Geschichte, 8 der Unterhaltung, 10 den Naturwissenschaften und der Medicin, 8 der Theologie, 6 den Rechts- und Staatswissenschaften, 14 dem Handel und den Gewerben, der Kriegswissenschaft und Baukunst gewidmet. — Die Werke folgender Skandinavischer Schriftsteller werden in Gesammt-Ausgaben aufgeführt: Jens Baggesen, St. St. Blicher, C. J. Boye, C. F. Dahlgren, H. J. F. Esteup, J. Ewald, Erik Gustaf Geijer, B. S. Ingemann, Clos. Livijn, Poul M. Möller, J. P. Mynster, Johann Jacob Nervander, J. Nybom, Adam Öhlenschläger, H. C. Oersted, Christiern Pedersen, Schack Staffeldt, E. Tegnér, J. O. Wallin, Wergeland, J. H. Wessel und „Skrifter af Forfatteren til en Hverdagshistorie." — Aus dem Verzeichnisse der Kupferwerke und Karten machen wir außer dem schon früher in den „Litter. u. Krit. Blätt." erwähnten „Musée Thorvaldsen" und „Thorvaldsen's Arbeiten bis 1828", noch namhaft: „C. J. Billmark, Pittoresk Resetour från Stockholm till Neapel genom Swerige, Danmark, Tyksland, etc, till Italien. 100 Vuer tecknade efter Naturen" und „Thersners fordna och närwarande Swerige", 1.—53. Heft, Fol., mit 212 Lithographieen; O. N. Olsen, Generalkort over Island. 1849. color., und Uppdráttr Islands. Kort over Island, i 4 Blade (mit franz. Titelblatt und Zeichen-Erklärung) 1844—49, vollständig color. Hoffmann.

Dem Londoner Globe zufolge verbrauchen die Amerikaner jährlich über zwei Yard englischer Leinewand pr. Kopf, während der Absatz von englischem Leinen in Europa nur auf $\frac{1}{16}$ Yard pr. Kopf anzuschlagen ist.

Nach dem Glauben der Mormonen hat kein weibliches Wesen Anspruch auf des Himmels Seligkeit, das nicht verheirathet gewesen ist, und die himmlischen Freuden des Mannes steigern sich mit der Zahl von Frauen, die er auf Erden gehabt hat. Die Vielweiberei ist bekanntlich bei dieser Secte erlaubt.

Zu Nottingham, in England, ist kürzlich ein Hecht von dem beispiellosen Gewicht von 35 ℔ an einer Angel gefangen worden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 92. Mittwoch, den 17. November. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 717
Japan und die Japanesen ..... „ 719
Literatur:
Vorlesungen über Goethe's Torquato Tasso. Von L. Eckardt. „ 720
Zwei Generationen oder Geburt, Herkunft und Erziehung. Eine Novelle vom Grafen von Belfast ..... „ 723
Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise ..... „ 724
Miscellen ..... „ 724

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Manuel.

Die directe und officielle Betheiligung Manuels an den Septembermetzeleien braucht nicht erst erwiesen zu werden; sie ergiebt sich schon von selber daraus, daß die Pariser Gemeinde diese Metzeleien vorbereitete und ausführen ließ, und daß Manuel Procurator der Gemeinde war. Im Nothfall konnte der Maire durch den Generalrath ersetzt werden, mindestens während der Dauer einer so gewaltsamen Krisis; den Gemeinde Procureur aber konnte niemand ersetzen, weil er allein das Requisitionsrecht in Händen hatte.

Von Reue und Schaam überwältigt, hat Manuel sich schon am 5. November aufs Läugnen gelegt; das haben aber Robespierre, Petion, Marat, Panis und Sergent ebenfalls gethan; das Leugnen Manuels ist also an und für sich ohne Gewicht, und man wird sehen, wie es durch Thatsachen zu Schanden gemacht wird.

Zuvörderst ist es Manuel gewesen, der alle die am 2. September des Morgens getroffenen Maßregeln, das Schließen der Barrieren, die Versammlung auf dem Marsfelde, die Proclamirung der Gefahr des Vaterlandes, die Requisition der Pferde, und das Signal durch die Lärmkanone verfügt hat.

Was hat Manuel nachdem, auf die um 2 Uhr auf der Gemeinde eingelaufene Kunde von dem Beginn des Mordens in den Gefängnissen, gethan? Hat er verlangt, daß Truppen hingesandt würden, die Gefängnisse zu vertheidigen? — Keineswegs! er verlangte nur, daß die Sectionen gewisse Kathegorien von Gefangenen frei lassen, die anderen aber Preis geben sollten. Hier seine eigenen Worte nach dem Protocoll der Sitzung:

„Der Gemeinde-Procureur verlangt, daß jede Section aufgefordert werden soll, die Gefangenen ihres Arrondissements zu reclamiren, welche wegen Schuld- oder Civilsachen in Haft sind, so auch diejenigen Militairs, die eines Disciplinvergehens halber Arrest haben.

„Auf den Antrag, die Gefangenen aus St. Pelagie zu entlassen, welche laut Ausweis des Gefangenregisters dort nur Schulden halber eingesperrt sind, beschließt der Rath, daß das Gefängniß von St. Pelagie geöffnet werden soll."

Zur selbigen Zeit, wo der Generalrath der Gemeinde auf den Antrag von Manuel die Freilassung der Schuldgefangenen befahl, damit die Mörder in den Gefängnissen nur noch Priester und politische Gefangene vorfänden, nahm der Executionsausschuß dieselbe Maßregel. Man höre Marat, der die Seele dieses Ausschusses war:

„Ich befand mich in dem Ueberwachungsausschuß," sagt er, „als dort die Kunde eintraf, daß das Volk mehrere, Machinationen bezüchtigte, widerspänstige Priester, die von dem Ausschusse nach la Force geschickt worden waren, der Wache entrissen und getödtet habe, und daß es die Gefängnisse zu erstürmen drohte. Da riefen wir, Panis und ich, wie aus Inspiration aus: „Laßt uns die armen Schuldner, die Gefangenen wegen Raufereien, und die kleinen Delinquenten retten!

„Der Ausschuß gab auf der Stelle den verschiedenen Kerkermeistern den Befehl, dieselben von den großen Missethätern und den contrarevolutionairen Verräthern zu trennen, damit das Volk

Digitized by Google

nicht Gefahr liefe, irgend einen Unschuldigen zu opfern. Die Scheidung hatte statt gefunden, als die Gefängnisse erbrochen wurden."

Man muß sich also diese, auf den Befehl des Generalraths der Gemeinde und des Ueberwachungsausschusses erfolgte, Scheidung der Gefangenen vergegenwärtigen, um die Sendung der Commissarien, welche von der Gemeinde beauftragt worden waren, die Gefängnisse durch Reden zu vertheidigen, nach ihrem moralischen Gehalt zu beurtheilen. Es war dieses eine schaurige und blutige Komödie, die von Petion, Manuel und der gesammten Municipalität gespielt wurde, welche von Stunde zu Stunde Nachricht von den Strömen Blutes erhielt, die da flossen. Die Priester, die Schweizer, die königlichen Gardisten, kurz jedermann, der seit dem 10. August zur Haft gebracht worden war, war dem Tode geweiht; und wenn man zu ihrer Rettung nur mit Reden auftrat, so geschah das, weil man sie nicht retten wollte. Die Commissarien, die man nach den Gefängnissen gesandt hatte, um die Mörder abzumahnen, waren eben die Haupteleiter der Mordthaten.

Während der Abbé Sicard, der sich nach dem Ausschuß der Section der Vier Nationen geflüchtet hatte, vom Zufall Tod oder Rettung erwartete, wurde ein Commissar der Gemeinde angemeldet. „Als er eingetreten war," sagt der Abbé Sicard, „richtete er folgende Worte an den Ausschuß: Die Gemeinde läßt Euch sagen, daß sie, falls Ihr Hülfe bedürft, Euch deren schicken wird. — Darauf antworteten die Commissarien: nein, das thut nicht Noth, hier geht Alles gut (es wurde aufs äußerste massacrirt.) Er sagte dann noch: ich komme von den Karmelitern und den anderen Gefängnissen her: auch dort geht Alles gut. Des Schlages waren die Commissarien, welche die Gemeinde zu den Gefängnissen geschickt hatten, um sie zu beschützen!

Manuel war eben einer dieser Commissarien: er ging zuerst nach der Abtei, und darnach nach la Force. Das Protocoll der Gemeinde spricht sich über das Ergebniß seiner ersten Sendung in folgender Weise aus:

„Herr Manuel berichtet über das peinliche Schauspiel, das er in der Abtei vor Augen gehabt hat. Er sagt, daß die Bemühungen von zwölf Commissarien der Nationalversammlung, die seinigen und die seiner Collegen vom Municipalcorps, fruchtlos geblieben sind, um die Verbrecher vom Tode zu retten."

Will man wissen, welcher Art die Bemühungen Manuels, die Verbrecher zu retten, gewesen sind? Man höre:

„Manuel hat," sagt der Abbé Sicard, „mitten auf der St. Magarethenstraße, dem großen Gefängnisse gegenüber, in dem Augenblicke, wo das Morden begonnen hatte, folgende Anrede an die Mörder gehalten: „Französisches Volk, laßt Euer Beil bei der legitimen Rache, die Ihr auszuüben im Begriff steht, nicht ohne Unterschied auf alle Häupter niederfallen. Die Verbrecher, welche in diesen Kerkern gefangen sitzen, sind nicht alle gleich sehr schuldig."

Die Frau von Fausse-Landry, eine Nichte vom Abbé de Chapt de Rastignac, die mit diesem ehrwürdigen Priester in der Abtei eingeschlossen saß, spricht sich über das Benehmen Manuels eben so wie der Abbé Sicard aus.

„Am Montag, um 7 Uhr Morgens," sagt sie, „wurde uns Manuel angemeldet, der Alles zu mißbilligen schien aber doch nichts abstellet. Seine Gegenwart war also sehr unnütz, oder vielmehr schädlich. Er brachte einen großen Theil des Tages im Gefängniß zu. Da ich zu ihm heranzutreten genöthigt war, um die Erlaubniß, die Haft meines Onkels zu theilen, zu erhalten, so äußerte ich gegen ihn auch meine Besorgniß wegen der Gefahr, von welcher der Gegenstand meiner zärtlichen Verehrung bedroht sein könne. „Sein Sie unbesorgt, Madame," sagte er darauf zu mir; „es wird ihm nichts geschehen, ich bürge dafür mit meinem Kopf!" Dieser Abbé de Chapt de Rastignac ist noch denselben Tag ermordet worden.

Am selbigen Tage, den 3. September gegen 8 Uhr Morgens, begab Manuel sich nach la Force, um auch die dort beschäftigten Mörder zu haranguiren. „Mir," sagt Maton de la Varennes, der eben so wie der Abbé Sicard nur wie durch ein Wunder dem Tode entging, „waren vier Säbel auf die Brust gesetzt worden. Ich wurde einer Personage mit einer Schärpe vorgeführt, die ihren Sitz in dem Bureau des Gefangenaufsehers genommen hatte. Dies Individuum trat kurz, war ziemlich groß und von schmächtigem Wuchs. Sieben oder acht Monate später bin ich von demselben wieder erkannt und angeredet worden. Wie man mir gesagt hat, war es der Sohn eines ehemaligen Procureurs und hieß Chepy. Als ich den sogenannten Ammenhof passirte, sah ich ihn mit Mördern angefüllt, vor welchen Peter Manuel, der damals Gemeindeprocureur war, pérorirte."

Die Sendung Manuels nach den verschiedenen Gefängnissen hatte also überall einen und denselben Zweck, den, die Gefangenen zu retten, welche im Namen des Gesetzes verhaftet waren, und diejenigen den Mördern zu überliefern, die man aus politischem Haß eingekerkert hatte. Das ist die Rolle gewesen, die er in den Augen der acht und vierzig Pariser Sectionen gespielt hat; auch heißt es im Protocoll der Section der Sansculotten vom 2. September 1792:

„Der Gemeinde-Commissair Bürger Thomas hat über dasjenige, was er vernommen, Bericht erstattet, namentlich über die Maßregeln, welche Herr Manuel zur Freilassung der Schuldgefangenen getroffen hat."

Darnach kann der Leser nun beurtheilen, welcher Glaube demjenigen zu schenken ist, das Manuel über die Septembermetzeleien vorgebracht hat, als: „Auf einen Haufen von Leichnamen gestiegen, predigte ich Achtung vor dem Gesetze; ich sah mich nach Bosquillon um: er war mein Feind, deßhalb wollte ich ihn vor allen retten." Der, nawer wilde, Collot d'Herbois konnte ihm mit Grund antworten: „Manuel ist in den Revolutionen nicht so unbewandert, daß er nicht wissen sollte, daß die Sturmglocke, die er hat anziehen lassen, die Lärmkanone, die abgefeuert worden ist, und welche die Bürger gemahnt, sich eiligst nach Chalon zu begeben, ihnen nicht zugleich gebot ihre Frauen und Kinder der Gnade oder Ungnade der Verschwörer Preis zu geben. Manuel hat zu diesem Tage mitgewirkt; er gebe also seiner Meinung keinen anderen Anstrich. Manuel muß es einsehen, daß es ein großer Tag gewesen, dem er als Werkzeug gedient hat."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Japan und die Japaneſen.

Das New York Journal of Commerce giebt folgende Beſchreibung eines Beſuches, welchen ein Capitain Welſh, Befehlshaber des amerikaniſchen Oſtindienfahrers Meelln, im Jahr 1850 einer japaneſiſchen Inſel, muthmaßlich Nifon, abgelegt haben ſoll.

Auf der Rhede angekommen, beſtieg der Capitain mit bewaffneten Matroſen ein Boot, und ließ ſich dem Lande zurudern, an deſſen Ufer ſich Tauſende des Volkes, worunter dem Anſehen nach auch Soldaten, verſammelt hatten, ſo daß er wegen ſeiner Sicherheit beim Landen ſtutzig wurde. Während er noch im Zweifel ſtand, ob er ſeine Fahrt fortſetzen oder wieder umkehren ſollte, bemerkte er auf einem Vorſprunge, wo weniger Volks verſammelt war, einen Mann, der ſeinen Hut ſchwenkte und ihn augenſcheinlich herbei winkte. Er ließ deßhalb ſein Boot nach dieſer Richtung ſteuren, und hörte den Winkenden, der europäiſch gekleidet ging, auf Engliſch rufen: „Herbei, herbei, um Gottes Willen! nehmt mich auf, ſonſt werde ich ermordet werden.“ Obwohl auch an dieſer Stelle eine ziemliche Anzahl Eingeborner verſammelt war, wurde dem Capitain das Landen nicht verwehrt. Der Mann, der ihn um Erlöſung angerufen hatte, wies ſich als ein engliſcher Miſſionnair aus, deſſen Leben, nachdem er drei bis vier Jahre in dieſem Lande zugebracht, nun bedroht war; doch verſicherte derſelbe dem Capitain Welſh, daß er für ſeine Perſon nichts zu befürchten habe, vielmehr abſeiten der Eingebornen auf eine loyale und freundſchaftliche Behandlung rechnen dürfte.

Im Innern des Landes auf zwei bis drei Meilen Entfernung, erblickte Capitain Welſh eine Stadt, die ihn durch ihre Größe und die Zahl ihrer Kuppeln und Thürme in Erſtaunen ſetzte. Sie war, wie er hörte, die Reſidenz des Gouverneurs der Provinz. Anfangs bediente er ſich des erwähnten Miſſionnairs als Dollmetſcher, doch fand er es nachdem gerathener, ſtatt ſeiner einen Chineſen zu benutzen, den er unter ſeiner Schiffsmannſchaft hatte und der ſich mit den Japaneſen ziemlich zu verſtändigen wußte.

Bald nachdem Capitain Welſh gelandet war, erſchien ein Beamter in eigenthümlicher Tracht bei ihm, um ſich nach ſeinem Begehr zu erkundigen, und nachdem derſelbe den Gouverneur hievon in Kenntniß geſetzt hatte, kehrte er bald mit dem Beſcheide zurück, daß den Wünſchen des Fremden in allen Stücken gewillfahrt werden ſollte. Der Capitain Welſh ließ ſodann ſein Schiff an einer ſichren Stelle vor Anker legen, und theilte unter ſeinen Leuten gemeſſene Befehle aus, den Einwohnern in keiner Weiſe Anlaß zur Klage zu geben, was die Folge hatte, daß ſich bald ein ſehr freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen Beiden bildete.

Wenige Tage nach ſeiner Ankunft erhielt der Capitain Welſh eine Einladung von dem Gouverneur, die er mit Freuden annahm, wiewohl ihm der Miſſionair viel von der Verrätherei und der Treuloſigkeit der Japaneſen vorgeſchwatzt hatte. Zu der zu dem Beſuche bei dem Gouverneur anberaumten Stunde ſah Capitain Welſh ſich am Lande von 2 bis 3000 Soldaten in ſonderbarem Coſtum empfangen. Die Officiere trugen prachtvolle Gewänder, mit carmoiſinrother Seide, Gold und Silber beſetzt, und hielten goldgetäfelte Stäbe in den Händen. Bei der Annäherung des Capitains und ſeiner Begleitung machte ihm das Volk ehrerbietig Platz, die Soldaten ſtellten ſich in einer Doppelreihe auf, und die Officiere verneigten ſich vor ihm faſt bis zur Erde. Er wurde zu einem prachtvoll ausſtaffirten Tragſeſſel geführt, und nachdem er darin Platz genommen hatte, hoben mehrere Träger ihn auf und der Zug ſetzte ſich unter dem Vorantragen von vielen Flaggen und Fahnen und unter dem Getöſe von Gongs, Trompeten, Trommeln und anderen geräuſchvollen Inſtrumenten in Marſch. Ueber eine ſchöne und gutgepflaſterte, zu beiden Seiten mit Bäumen beſetzte Straße, ging es zur Stadt — deren Name dem Capitain entfallen iſt (!) —, die ihn aber durch die Menge und Pracht ihrer öffentlichen Gebäude, den Reichthum ihrer Kaufläden, die Sauberkeit ihrer Straßen, und die große Ordnung, die ſich in Allem kund gab, gar ſehr in Erſtaunen ſetzte. Er ſchätzte ihre Einwohnerzahl auf 200,000 Seelen. Eine zahlloſe Volksmaſſe, jedoch nur von Männern, denn von Frauenzimmern ließ ſich keine einzige auf den Straßen ſehen, wälzte ſich dem Zuge entgegen, machte demſelben aber auf ein Zeichen, das ein ihm vorausgehender Beamter mit ſeinem Stock gab, Platz und jedermann verneigte ſich vor unſerm Capitain gar tief.

In dem Palaſte angekommen, nahm ein glänzend ausſtaffirter Beamter den Capitain Welſh in Empfang, und führte ihn mit vieler Ehrerbietung nach einem großen, im öſtlichen Bauſtyl eingerichteten und decorirten Vorzimmer. Hier wurde er höflich eingeladen, ſeine Schuhe abzulegen, wozu er ſich auch verſtand, jedoch mit dem Vorſatze, ſich keiner weiteren Erniedrigung zu unterwerfen. Es währte nicht lange, ſo wurde er zu der Thüre des Empfangzimmers geführt, und als er daſſelbe betrat, wurde er von dem Glanze der Decorationen deſſelben faſt geblendet. Es war mit den koſtbarſten Teppichen belegt, und die Wände waren mit den prachtvollſten carmoiſinrothen ſeidenen Stoffen behangen, glitzernd von einer ſolchen Menge von Filigran und goldenen und ſilbernen Einfaſſungen, daß ihm dabei die Erzählungen aus Tauſend und eine Nacht einfielen. Im Hintergrunde dieſes Gemaches, auf einer Erhöhung, ſaß Se. Hoheit der Gouverneur, in der prachtvollen orientaliſchen Tracht gekleidet, mit untergeſchlagenen Beinen auf einem Kiſſen. Von der Thür ab bis zu ſeinem Sitze befanden ſich mehrere, ebenfalls ſehr reich gekleidete, Beamte mit ihren Dienſtſtäben in der Hand aufgeſtellt, die ſich vor dem Capitain tief verneigten. Der Begleiter deſſelben hatte ſich aber gleich beim Eintritt in das Gemach niedergeworfen, und war auf allen Vieren zu dem Throne hingekrochen, um, ohne aufzublicken, den vornehmen Fremden anzumelden.

„Als der Capitain bis in die Mitte des Empfangzimmers vorgeſchritten war, verneigte er ſich in einer anſtändigen Yankee-Weiſe vor Se. Hoheit, was freundlich erwidert ward, und nahm dann auf ein ihm von demſelben gegebenes Zeichen Platz neben dieſem Bruder der Sonne und Vetter des ganzen Himmelszeltes, während ſein vorheriger Begleiter wieder ohne aufzuſchauen rückwärts zur Thür kroch, wo er ſich aufrichtete, und, einen Salam vor ſich hermurmelnd in das Vorzimmer zurückkehrte. Bei der hierauf unter Beiſtand des Dollmetſchers eröffneten Unterhaltung, ſprach ſich der Capitain Welſh über ſein Vaterland, deſſen Inſtitutionen, die freundlichen Geſinnungen ſeiner Landsleute für die Japaneſen, und wie ſehr es ihr Wunſch ſei, mit denſelben in gutem Einverſtändniß zu leben, aus, und bot Alles auf, bei dem Gouverneur einen guten Eindruck zu hinterlaſſen, was ihm auch, nach ſeiner nachherigen Behandlung, gelungen zu ſein ſcheint. Nachdem er mit

Digitized by Google

Confect, Eingemachtem und sonstigen Erfrischungen bewirthet, und ihm die Erlaubniß gegeben worden war, sich nach Belieben in der Stadt umzusehen, wurde er auf's freundlichste entlassen und mit derselben Ceremonie, wie man ihn empfangen hatte, zur Lanoungestätte zurückgeführt.

Vorlesungen über Goethe's Torquato Tasso. Vorgetragen in der Aula der Berner-Hochschule, von Ludwig Eckardt. Versuch eines litterarisch-ästhetischen Kommentars für Freunde des Dichters und höhere Lehranstalten. Bern. Druck und Verlag von Chr. Fischer. 1852. IV und 313 (314) Seiten. Gr. 8.

Goethe meinte, Tasso sei leichtverständlich. Eckermann läßt ihn sagen: „Die Hauptsache ist, daß man kein Kind sei und gute Gesellschaft nicht entbehrt habe. Ein junger Mensch von guter Familie mit hinreichendem Geist und Zartsinn und genügsamer äußerer Bildung, wie sie aus dem Umgange mit gebildeten Menschen hervorgeht, wird den Tasso nicht schwer finden." Wer aber wird es nicht gerne eingestehen, daß so oft er Tasso gelesen, ihm viele Stellen ein Räthsel geblieben? Beziehungen auf Tasso's Leben vor dem Augenblicke, in welchem er uns im Drama erscheint, Hindeutungen auf seine Zukunft, der Prinzessin Charakter, und manches Andere, kann der Leser, der Zuschauer, eben so wenig sich klar deuten, als das Verhältniß Goethe's zu seinem Tasso, wenn er sich nicht mit einem Hauptabschnitt in dem Leben des Ersteren, mit den früheren Lebensschicksalen und Lebensansichten des Letzteren vorher bekannt gemacht hat. Es ist diese Behauptung jedoch nicht so zu verstehen, wie oft irrthümlich geglaubt ist, als habe Goethe den geschichtlichen Tasso darzustellen beabsichtigt (— der Verfasser hat, wie wir unten sehen werden, diesen Irrthum zu bekämpfen versucht —); aber nur sorgfältige biographisch-geschichtliche Vorstudien befähigten Goethe, einzelne Züge des Bildes seines Tasso zu zeichnen, welche dem Dichter ohne dieses Studium sich nicht dargeboten hätten. Es war daher eine zweckmäßige, glückliche Wahl, das Drama in einer Reihe von Vorlesungen zum rechten Verständniß zu bringen, wenn auch die Aufgabe genügend zu lösen nicht leicht. Versuche dieser Art sind freilich schon früher gemacht, aber theils wurden sie von anderen Standpunkten aus angestellt, theils waren sie nicht umfassend genug. Was das Letztere besonders betrifft, so ist mit Anerkennung hervorzuheben, daß vom Verfasser das Wünschenswertheste, das Genügendste geleistet ist.

Umsichtig wird uns zuerst Goethe vor und während des Tasso dargestellt, Goethe, den der Verf., als ersten Commentar zu seinem Drama betrachtet; die italienische Reise ist Gegenstand eines besonderen Abschnitts. „Gleichwie Werther," schließt diese Vorlesung, „das Monument der ersten — so ist uns Tasso das Monument der zweiten Durchgangsperiode: dort ward der Mensch, hier der Dichter Goethe gerettet!" Dann ist (zweite Vorlesung) eine historische Skizze Torquato Tasso's gegeben; indem der Verf. erklärt, daß er in Bezug auf die Daten der „Geschichte der italienischen Poesie von Dr. E. Ruth," Leipzig, Brockhaus, 1847, mit Dank gefolgt sei, glaubt er ihm doch nicht unbedingt Recht geben zu können, wenn er die Liebe zwischen Tasso und der Prinzessin hinwegleugnet. (Bornhagen von Ense sagt in seiner Beurtheilung von Eckardt's Vorlesungen in der geschätzten Zeitschrift „Jahreszeiten": „Die Liebe Tasso's zur Prinzessin Eleonore, seit vielen Jahren in Italien und selbst in Deutschland ein Gegenstand so großer Zweifel und heftiger Streitigkeiten, steht wie poetisch nun auch gerichtlich fest, seitdem der Genf Alberti, früher als Herausgeber schriftlicher Beweisstücke wegen literarischen Betrugs verurtheilt, durch ein weises Urtheil sachverständiger Gelehrten völlig freigesprochen worden.") — In der dritten Vorlesung erhalten wir eine Skizze der Handlung des Drama, die theils als gedrängtes Bild bei den folgenden Betrachtungen dienen, theils die Leser einladen soll, den poetischen Stoff mit dem historischen zu vergleichen — zu untersuchen, welche Züge Goethe und warum diese in die Dichtung herübergenommen habe. Daran schließt sich in größerer Ausdehnung (S. 48—118) in der vierten die psychologische Entwicklung der Charaktere, die jedoch in der sechsten ihre Ergänzung findet, da diese Entwicklung nur bis zum Beginne des Drama geht und die Charakterbilder nur so gezeichnet sind, wie sie sich uns bei ihrem ersten Erscheinen auf der Bühne darstellen. Tasso ist, nach dem Verf., unter den auftretenden Personen der einzige nichtfertige Charakter. Alle Gestalten neben ihm sind, so sind dazu da, damit er werde. — „Goethe führt uns in Tasso einen Dichter im entscheidenden Momente seines Lebens, in jener bedeutenden Uebergangsperiode vor, in die früher oder später jeder Dichter geräth." — „Er will uns nicht den Dichter als solchen, sondern einen kranken Dichter zeichnen; daher ward Tasso zwar kein Held im überlieferten Sinne des Wortes, wol aber eine, den Intentionen des Verfassers entsprechende Hauptgestalt des Drama, dessen Seelengemälde doch höheres Interesse erregt." (Es ist Dies gegen Schlegel's Vorwurf gerichtet, daß Tasso nur eine, mit Unmuth über sein grillenhaftes Betragen gemischte Theilnahme erwecke.) Am Schlusse der Entwicklung des Charakters der Prinzessin Leonore, heißt es: „Frau von Staël hat zwar den Dichter getadelt, weil Eleonore nicht südliches Blut in sich trage, sondern ein deutsches Gemüth — ein Tadel, den man auch gegen Iphigenie geltend gemacht — aber sie bedachte nicht, daß Goethe eben eines solchen schwärmerischen, tiefsinnigen Charakters hier benöthigte. Goethe hat in Eleonoren (so wird die Prinzessin in den Vorlesungen stets genannt, um sie von ihrer Freundin zu unterscheiden) das schöne Frauenideal, wie es einem echten deutschen Dichter vorschwebt, nach Belieben unter Italiens ewigblauen Himmel versetzt. Und hat er auch Eleonore nicht vollständig in weißrothgrüne d. i. italienische Farben gekleidet, so war er um so größer im Entwerfen eines reinmenschlichen Bildes!" — Die allgemeine Ansicht, Antonio vertrete dem Dichter gegenüber den Weltmann, wird zurückgewiesen; „Antonio steht dem werdenden Jünglinge als fertiger Mann, dem Schwankenden als Vollendeter und Insichabgeschlossener, dem Menschen der überwiegenden Fantasie als Mann des überwiegenden Verstandes gegenüber." Daß Goethen bei seinem Antonio Herder vorgeschwebt, ist S. 99. 100, u. s. w. angedeutet und wird im Verfolg der Vorträge näher nachgewiesen. — Leonore Sanvitale soll die Folie zu dem Charakter der Fürstin bilden, diesen durch ihren

Digitized by Google

Gegensatz heben. Ihr hat Goethe die wichtige Rolle der Trägerin der Entwicklung überlassen; „sie hält die durch Antonio's Hinzutritt zerstreuten Theile der Gesellschaft allein zusammen, sie verkehrt mit Allen und zeigt als Vermittlerin ihre diplomatische Anlage, obwol nicht immer vom Glücke begleitet. Daher überträgt Alfons ihnen „zarten Lippen" das Amt der Versöhnung." — Daß von dem geschichtlichen Alfons, dem die Geschichtschreiber, z. B. Sismonde Sismondi, eben nicht günstig sind, ganz abgesehen werden müsse, ist vom Verf. erinnert. „In Alfons zeigt uns Goethe das Bild eines Fürsten, der die Vorzüge dieses Standes wie Ritterlichkeit und galante Huldigung, Würde der Erscheinung und ruhigen Ueberblick mit den Schwächen desselben, zu denen wir den Egoismus des Herrschers in erster Reihe zählen, verbindet, aber über den Fürsten den Menschen nicht ganz vergessen hat. Um uns mit seinem Bilde zu versöhnen, nenne ich seine schönste Eigenschaft mit Absicht zum Schlusse: ich meine die Stärke seines Herzens, das jedes Geschick mit immer gleichem Muthe trägt. Diese höhere Ruhe, aus dem Bewußtsein der Würde hervorgehend, tritt uns im Schauspiele am augenscheinlichsten beim zweiten Aktschlusse hervor. Tasso, selbst Antonio sind erregt, während er in einer milden, Versöhnung andahnenden Stimmung verharrt. Tasso senkt vor diesem Blicke das Schwert und Antonio demüthigt sein stolzes Herz. Während Alles schwankt, das Steuer bricht, das Schiff unterzugehen droht, sehen wir mitten unter den vom Sturme Erschütterten ihn als den Einzigen, der hinter dem Gewitter den Friedensbogen ausspannt. Seine Schuld ist es nicht, wenn auch dieser zertrümmert wird." — Die fünfte, kurze Vorlesung beschäftigt sich mit der Vergleichung der Charaktere. Die Berührungspunkte, in denen die Charaktere zusammentreffen, sind ein mehr äußerer, der Hof, und ein mehr innerer, der wichtigste, die Poesie, dessen Mittelpunkt Tasso ist. „Durch ihn laufen die Fäden, welche den Fürsten, wie Leonore an die Dichtkunst knüpfen. Selbstständig huldigen dieser Antonio und die Fürstin, ersterer mit ruhigem Verstande in der Poesie eine schöne Quelle der Erholung erkennend, letztere mit tiefem Gefühl in ihr das Höchste verehrend." — Die dramatische Entfaltung des Kunstwerks (sechste Vorlesung) ist sehr ausführlich (S. 124 bis 192) und ein trefflicher Commentar des Drama, der jedoch ganz, mit dem Buche zur Seite, gelesen sein will. Besonders sind die drei Monologe Tasso's im vierten Aufzuge, die der Verf. psychologische Meisterstücke nennt, genau und sorgfältig analysirt. — In der siebenten, vom Verf. bescheiden als Versuch bezeichneten Vorlesung: Die Idee des Kunstwerks, erörtert er zuerst einen von Eckermann uns überlieferten Ausspruch Goethe's selbst, (3. Theil, S. 171), dann die Ansichten Lewitz's, Fickler's, Dr. Scholl's, Rötscher's, Bischoff's, Ulrici's, Gervinus', Hillebrand's, Cyfell's, die alle, so verschieden sie auch lauten,*) in dem Einen übereinkommen, daß sie die Idee nicht im Helden, sondern im Kontraste zwischen Tasso und Antonio finden und diesen Gegensatz zum Zwecke der Dichtung machen. „Unsere Idee des Schauspiels", sagt der Verf., „liegt in Tasso selbst." „Wir sehen zunächst", heißt es S. 200, „Tasso als dasjenige Werk an, in welchem Goethe seine eigenen inneren Kämpfe, sein eigenes Schwanken zwischen verschiedenen Wirkungskreisen, dem des Staatsmannes, des Naturforschers, des bildenden Künstlers, des Dichters, — sein endliches Sichselbstwiederfinden ... aber als Künstler niedergelegt und sich dadurch von seiner Selbstqual befreit hat. ..... Wenn Lewitz das Schauspiel ein Hofstück nannte, so fasse ich meine Anschauung von demselben in ein gerade entgegengesetztes Wort zusammen. Tasso ist ein Dichtergemälde ..... Mit dieser Bezeichnung des Drama will ich aber nicht sagen (was sich eigentlich von selbst versteht), daß Goethe hier zeigen wolle, wie der Dichter als solcher sei oder sein solle. Tasso ist wie Werther kein Beispiel der Nachahmung, kein Ideal menschlicher Vollkommenheit. Weil wir ein Dichtergemälde vor uns haben, daher die Einheit des Tones, daher der über das Ganze verbreitete ätherische Duft; daher auch der nur kleine, gewählte Leserkreis des Tasso. Er hat keine universelle Bedeutung wie Faust. Wenn Goethe hier auch das Hofleben zeichnete, so war dies schon vom historischen Tassostoffe geboten; auch zog es ihm wol an, seinem Dichtergemälde denselben Hintergrund zu geben, auf dem sein eigenes Lebensdrama spielte. — — —" ..... „Goethe handelte vollkommen übereinstimmend mit dem Grundgedanken seiner Dichtung. Erdrückt von den Verhältnissen in Weimar und unklar in seinem Streben flüchtete er nach Italien. Dort fand er sich als Künstler wieder und kehrte nun heiter nach Weimar zurück, um seinen innersten Beruf in gegebenen Verhältnissen zu erfüllen, die ihn nun nicht mehr von der Dichtung abzuziehen und seinen Geist zu unterdrücken vermochten....." (S. 207. 208.) — Die in der achten Vorlesung aufgeworfene Frage: Ist „Tasso" ein Schauspiel oder eine Tragödie? wird dahin beantwortet, daß das Drama den Namen einer Tragödie verdiene, „denn ihr Stoff ist der drohende Untergang einer edlen Seele unter dem Uebergewichte einer, wenn nicht gelehrten, gefährlichen Geistesanlage; die Folgen der dadurch eintretenden Verirrungen treffen den Helden mit schwerem Leide, mit der Verbannung vom geliebtesten Wesen, aber in diesem Pathos erhebt sich die bisher unterdrückte bessere Natur, — zu spät, um jenes Leid, jene Verbannung aufheben zu können, aber nicht zu spät, als daß wir nicht durch Läuterung des Helden versöhnt schieden. Der Schluß der Tragödie ist auch die beginnende Wiedergeburt." — Die Ueberschrift der neunten Vorlesung ist: Das „Eigene" in Tasso. In der ersten Vorlesung, die uns Goethe vor und während des Tasso kennen lehrte, fallengelassene Fäden, sind hier wieder aufgenommen. Daß Goethe aus seinem eigenen Leben Viel in seinen Tasso hineinlegte, sagt er selbst; vielfache Anklänge an dasselbe finden wie in der Dichtung. Die folgenden Worte, die er beim Abschiede von Rom ausruft: „Wie mit Dold dem Lokal nach, so kann ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück", diese Worte, die, wie der Verf. richtig hervorhebt, doch verrathen, daß Goethen, was er in einem Gespräche

*) W. E. Weber, in seinen „Vorlesungen zur Aesthetik, vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller. Hannover. 1831", die wir von Eckhardt nicht erwähnt finden, Vorlesungen über Goethe's Tasso, S. 28 bis 76, nimmt S. 41 an, daß uns in dem Drama der Widerstreit der Idee und der Welt des Gegebenen, und der schmerzliche Anblick einer Niederlage der ersten durch die zweite, vor die Seele gebracht werde.

H.

Digitized by Google

mit Ampère (s. die oben angeführte Stelle im 3. Bande von Eckermann's Gesprächen) nicht zugestehen wollte, eine Idee bei der Composition des Drama verschwebte, nimmt er als Goethe's wichtigstes Bekenntniß über Tasso, als Bekräftigung seiner Grundidee an. — Ein einziges Vorbild zu Eleonoren aufzufinden, meint Herr Eckardt, sei wol vergebliche Mühe. Einzelne Züge fanden sich an Frau von Stein, in dem Bilde der Herzogin Louise, vorzüglich im Leben des Fräuleins von Klettenberg wieder. (Aus deren Unterhaltungen und Briefen sind bekanntlich, wie Goethe später selbst sagte, die Bekenntnisse einer schönen Seele in „Wilhelm Meister's Lehrjahren", entstanden. In J. M. Lappenberg's „Reliquien der Fräulein Susanna Catharina von Klettenberg, nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele. Dem Andenken des 28. August 1749 gewidmet. Hamburg 1849", Anhang: Aus den Motiven einiger Werke Goethe's, lesen wir S. 302: „Aus Goethe's eignem innersten Leben möchte in den größeren Dichtungen nirgends so viel und so herrlich eingeschreint sich finden als im Torquato Tasso. Wie viel die Prinzessin Leonore von der Frau von Stein entlehnt habe, können die Briefe an dieselbe freilich nicht wörtlich nachweisen, aber diese Bruchstücke lassen uns ahnen, wie schön und großartig die lebendige Unterhaltung gewesen ist. Doch dürften die noch nicht im Drucke erschienenen Briefe uns noch fernere Andeutungen liefern. Das Geschichtliche der Fabel des Stücks, in welche jene eigenen Erlebnisse gekleidet sind, so weit es Goethe's vorlag, ist hinlänglich bekannt." Die Note verweist auf W. E. Weber's „Vorlesungen zur Aesthetik" S. 51 ff. und wird hinzugefügt, daß gegen die gewöhnliche, auf den wenig glaubwürdigen Bevisoni gestützte Ansicht von Tasso's Leidenschaft für die Prinzessin Leonore von Ferrara sich L. Ranke, „Zur Geschichte der italienischen Poesie" *) S. 77 ff. ausgesprochen habe.) Das Original zu Leonoren wird vom Verf. in Corona Schröter vermuthet, einzelne Züge lieh vielleicht auch Fräulein von Göchhausen. „Das Original zu Alfons ist der Großherzog (der Herzog Carl August) selbst mit seinen Vorzügen, mit seinen Schwächen." „Das Vorbild zu Antonio, zu dessen belehrendem Tone, zu dessen Spottlust, zu dessen Superiorität über jüngere Männer findet man leicht in Herder, wenn man bedenkt, daß Goethe sich zu der Zeit des Tasso noch immer mit vieler Aengstlichkeit um das Urtheil Herder's bewarb, dieser aber, wie es scheint, Goethe's Genius nie ganz zu verstehen vermochte. Auf Herder's poetische Versuche, Uebersetzungen und Volksliedersammlungen sollte vielleicht jene seltsame, sonst unerklärliche Stelle zielen:

— — Er, der mit steifem Sinn
Die Gunst der Musen zu erstreben glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zusammenreiht, sich selbst ein Dichter scheint?

(Varnhagen von Ense erklärt sich über diese Stelle in den „Jahreszeiten" a. a. O. so: „Neu und überraschend ist uns der Aufschluß, daß zu dem Bilde Antonio's die wichtigsten Züge Herder geliefert hat. Und der Verfasser hat uns völlig überzeugt! Die Züge sind so tief und fein, daß sie lange verborgen bleiben konnten, ja von Herder selbst wol nicht erkannt wurden sind, und doch, einmal aufgedeckt, lassen sie sich nicht mehr verleugnen; daß in dieser Bezeichnung Herder eher gewinnt, als verliert, versteht sich von selbst, denn welche Wirklichkeit gewänne nicht in dichterischer Gestaltung?") Auch Graf Görtz hat vielleicht manche Züge, die des Staatsmanns und Höflings, dem Dichter leihen müssen." Aber auch in Antonio erkennt der Verf. Eigenes; es wird einer späteren Abhandlung vorbehalten, das Doppelich des Dichters in zwei kontrastirenden Gestalten, welches sich in fast allen Dichtungen Goethe's von der „Laune der Verliebten" an bis zu den spätesten mehr oder minder deutlich nachweisen lasse, zu zeigen. „Die eine Hälfte ist die liebenswürdigere, reich an Geist und Fantasie, im höchsten Grade anziehend, aber leidenschaftlich, launisch, leichtsinnig, schwach — die andere Hälfte ist scharf, reich an Verstand und Erfahrung, gegen die Außenwelt fast kalt, aber voll Selbstbeherrschung, ruhig, abwägend, willensstark. Die erste Hälfte ist meist der Held, nur in der ersten großen Dichtung ist der Fall umgekehrt." Es wird an einzelnen Beispielen gezeigt: Götz — Weislingen; Clavigo — Carlos; Werther — Albert; Egmont — Oranien; Orest — Pylades; Tasso — Antonio; Wilhelm Meister — Werner oder Jarno; Eduard — Hauptmann (in den „Wahlverwandtschaften); Faust — Mephistopheles." „Wie reich", so schließt diese Vorlesung, „ist eine Dichterbrust, die solche Kontraste liegt! Goethe mag wol deshalb sich so objektiv gehalten beschaut und dargestellt haben, weil er sich in zwei Hälften theilte. Die eine stellte dann die andere wie etwas Fremdes vor sich hin und beobachtete sie; dann umgekehrt. So ward es ihm möglich, indem er sich bald auf Tasso's, bald auf Antonio's Standpunkt stellte, sich ganz kennen zu lernen und zwei so objektiv gehaltene Gestalten hinzustellen. Und doch sind beide „Eigenes" aus Goethe's Brust." — Die Fortsetzungen des Tasso: „Kerker und Krone" von Zedlitz und „Tasso's Tod" von Raupach, werden in der zehnten Vorlesung besprochen; die Sprüche und Sprache des Drama in der elften; die Sprüche seien wie in Einer Beziehung eine große Schönheit, in anderer eine Schwäche der Dichtung. Alles reflectire in dem Drama — der Dichter wie der Staatsmann, der Fürst wie die Frauen, die heitere Dame wie die tiefsinnige. Ueberdies Alle von gleichem Standpunkte und in gleichem Tone. Es fehle ihnen an individueller Färbung. Als Gegensatz wird Shakespeare hingestellt. Groß sei hingegen der Werth dieser Sprüche in Bezug auf Inhalt und Sprache; jener beweise den großen Denker, diese den Meister der Form. „Der Vers des Tasso verräth eine Meisterhand; wir könnten den ungezwungenen Fluß desselben, seinen musikalischen Bau, seinen bezaubernden Wohllaut, seinen Reichthum an Bildern (Tasso's Vision, das Gemälde des Frühlings, die Charakteristik Ariosto's, die Schilderung des Turniers und des goldenen Zeitalters, die Vergleichung der Zunge mit dem Speere des Achilles), bald sein ruhiges, oft sanftes Hinrieseln, bald sein gleich gemäßigtes, wenn auch majestätisches Hinströmen mit unerschöpflicher Begeisterung rühmen, wenn nicht gerade dieser Theil ohnehin dem Leser am nächsten liegen, von ihm am ersten aufgefaßt würde." — Der Vers, den Goethe aufnahm, war der fünffüßige Jambus. Auf der

*) Zur Geschichte der italienischen Poesie. Gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1837. 4. S. 58—85: Torquato Tasso, und S. 87. 88: Nachträgliche Bemerkung: Besonders beachtungswerth ist was Ranke über die religiösen Scrupel Tasso's S. 79—81 sagt. H.

Digitized by Google

Bühne erſchien dieſer zuerſt im Auguſt 1770 auf der Wiener Bühne in dem „Brutus“ von v. Brawe (nicht Bave)*), Goethe's „Taſſo“ gelangte erſt am 16. Februar 1807 zur Darſtellung. — Eine Paraphraſe ausgewählter Sprüche (zwölfte Vorleſung) füllt die Seiten 241—313. Sie ſind nach den Charakteren des Drama geordnet, um ſie leicht mit den Charakterſkizzen (vierte Vorleſung) vergleichen zu können. Einzelne Stellen, deren Paraphraſe überflüſſig ſchien, folgen in einer Note noch, damit die Sprachſammlung als ſolche vollſtändig ſei. Als Probe Taſſo's Ausſpruch:

„O wenn aus guten, edlen Menſchen nur
Ein allgemein Gericht beſtellt entſchiede
Was ſich denn ziemt! anſtatt daß jeder glaubt
Es ſei auch ſchicklich, was ihm nützlich iſt.
Wie ſteht ja, dem Gewaltigen, dem Klugen
Steht alles wohl, und er erlaubt ſich alles.

Wol wäre es gut, wenn nur edle Menſchen zu Gerichte ſäßen! Dann würde nie ein liebloſes Urtheil gefällt und ſtets der Gewalt entgegengetreten, wenn ſie das Recht verletzen will. Dann würde nimmer jener Ausſpruch: „Erlaubt iſt, was gefällt“ zum Geſetze werden wollen, dann würde nur die Sitte herrſchen, aber nicht jeder ſeinen Vortheil als Sitte ausgeben, dann würde dem Gewaltigen das Recht der Fauſt, dem Klugen die Macht der Liſt entriſſen werden, dann würde das weiße Banner des Friedens und der Liebe ob den Völkern ſchweben. Jene von Taſſo erſehnte Zeit haben wir auch noch zu erſehnen; vielleicht ſchreibt ein Enkel noch abermals dreihundert Jahren, wenn er dieſes Blatt vergraut zufällig wo entdeckt, mit Wehmuth darunter: Auch wir! Gewalt, Klugheit, Eigennutz ſind noch jetzt ein gewaltiges Triumvirat: Dem Rufe des Rechtes, der Mahnung der Liebe, dem Ausſpruche der edelſten Menſchen, der Stimme der Geſchichte trotzt noch immer die rohe Macht. Doch — verzage Keiner bei dieſer Erſcheinung. In der Geſchichte liegt ein höherer Plan; älter als die ägyptiſchen Rollen entrollt er ſich ſchwer, aber ſchon aus den wenigen Buchſtaben, die wir bis jetzt errathen haben, hoffen wir eine erhobene Löſung des weltgeſchichtlichen Räthſels.“ Nachträglich ſind hier noch drei Sprüche hinzugefügt:

„Der Menſch iſt nicht geboren, frei zu ſein.
Und für den Edlen iſt kein ſchönes Glück
Als einem Fürſten, den er ehrt, zu dienen.

Als allgemeiner Ausſpruch wäre dieſe Stelle geradezu verwerflich, iſt ſonſt für Goethe's politiſche Anſchauung bezeichnend. Ich glaube, ſie aus ſeiner Verachtung der Menge herleiten zu dürfen. Menge und Volk verwechſelnd ſtand er bald auf einem entſchieden ariſtokratiſchen Standpunkt. Nichtsdeſtoweniger war er der lebhafteſte Vertheidiger der perſönlichen Freiheit und hielt in Beziehung auf geiſtige und moraliſche Entwicklung des Menſchen deſſen Autonomie aufrecht. Er rief wie Taſſo: Iſt im Palaſt der freie Geiſt gefeſſelt?

Kein Heiligthum heißt uns den Schimpf ertragen.

— — — Thöricht iſt's
In allen Stücken billig ſein; es heißt
Sein eigen Selbſt zerſtören. —“

Durch die obige Skizze der zwölf Vorleſungen glauben wir unſere Leſer, wenn auch nur andeutend, darauf hingewieſen zu haben, was ſie von der eigenen Lectüre derſelben erwarten dürfen; zu erinnern iſt jedoch, daß die von uns entlehnten kleinen Bruchſtücke in der Regel nur das Ergebniß gründlicher und geiſtreicher ausführlicher Erörterungen darbieten, daß überall Belege aus dem Drama eingeflochten und die Vorträge auch in pſychologiſcher Beziehung großes Intereſſe gewähren. Wenn die übrigens edle Diction hin und wieder eine etwas weniger gewählte Färbung erhält und ſich dem Converſationstone nähert, ſo iſt Dies daraus zu erklären, daß ſtets auf das Menſchenleben, oft auf die moderne Wirklichkeit hingeblickt wird. — Troxler erwähnt rühmend, daß die ſo umfaſſende und wohlgehaltene Analyſe in dieſer Scheift ſich nicht, wie jetzt ſo häufig geſchehe, in Spitzfindigkeiten und Verkünſtlung verloren, aber auch nicht hinter einer freien, eindringenden, ſinnigen Betrachtungsweiſe zurückgeblieben ſei. ..... — „Von Lewitz und Cyſell“, fährt er fort, „ſind bekanntlich eigene ſchätzbare Einzelſchriften über Goethe's Taſſo erſchienen. Dieſen teilt nun ein neuer Verſuch Eckardt's, in die geheimnißvolle Werkſtätte des hohen Dichtergeiſtes einzudringen, an die Seite. Es iſt ein anerkennenswerther Beitrag zum endlichen Abſchluß der vielen und ernſten Studien, welche die Deutſchen vorzüglich dieſem Kunſtwerk ihres großen Dichters gewidmet haben. Solche Analyſen mit dem vielen lehrreichen Detail, welches nicht in Handbüchern der Aeſthetik und der Kunſtgeſchichte kann aufgenommen werden, erleichtern und fördern das Studium der Kunſt. Daher iſt deren Beachtung beſonders den Freunden äſthetiſcher Bildung und der ſtudirenden Jugend zu empfehlen.“

Wir wiſſen dieſem Urtheile, dieſen empfehlenden Worten Nichts hinzuzuſetzen; nur möchten wir auch die Aufmerkſamkeit deutſcher Bühnenvorſtände und dramatiſcher Künſtler auf Eckardt's Vorleſungen lenken; das Studium derſelben dürfte namentlich den Darſtellern von nachhaltigem und lohnendem Nutzen ſein, in nächſter Beziehung und hauptſächlich freilich zu Taſſo, aber eben ſo ſehr in weiterer, für die richtige Erkenntniß und Auffaſſung auch einzelner anderer Charaktergebilde der Goethe'ſchen Dramen.

Für die würdige Ausſtattung des Werkes iſt von dem Verleger in anerkennungswerther Weiſe geſorgt.

F. L. Hoffmann.

---

*) „Trauerſpiele (Brutus. Der Freigeiſt.) des Herrn Joachim Wilhelm von Brawe. Berlin 1768“, mit Leſſing's Vorbericht. Der Verf., geb. d. 4. Febr. 1738 zu Weißenfels, ſtarb daſelbſt ſchon d. 7. April 1758; den Freigeiſt, ein bürgerliches Trauerſpiel in Proſa, ſchrieb er in ſeinem achtzehnten Jahre, den Brutus, ein heroiſches Trauerſpiel in Verſen, kurz darauf; es wird in dem erwähnten Vorberichte ſehr günſtig beurtheilt. H.

Zwei Generationen oder Geburt, Herkunft und Erziehung. Eine Novelle vom Grafen von Belfaſt. Aus dem Engliſchen übertragen von L. Du Bois. Lemgo & Detmold, Meyer'ſche Hofbuchhandlung. 1852. 310 Seiten. 8.

Dieſe Novelle würde ihren engliſchen Urſprung jedem Leſer bald verrathen, wenn er auch auf dem Titelblatte unangedeutet

Digitized by Google

geblieben wäre. Man könnte sie, was die Reflexionen über Erziehung, englisches Schulwesen u. dgl., die Beachtung verdienen, anlangt, den Schriften beizählen, die aus der Mitte bekannter Vereine hervorgehen, wenn die Geschichte selbst nicht zu ersichtlich auf das Gebiet der Romantik hinüberschweifte und Scenen enthielte, die, obgleich verhüllt, jüngeren Leuten anzuschauen unmöglich frommen kann. Womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß der Verfasser einen anderen Zweck habe, als den, das bestrafte Laster, die belohnte Tugend, zur Warnung, zur Ermunterung, zu schildern. — Zwei Brüder der adelichen Familie Bewleigh, deren Charaktere und Schicksale sehr verschieden (der eine, bessere, Henry, stirbt als Selbstmörder), stehen einander feindselig gegenüber; aber die Hauptheldren sind Edith und Valerian, deren eheliche Verbindung die Novelle schließt. Edith ist eine Erscheinung, die einen angenehmen Eindruck hinterläßt, was nicht von allen Persönlichkeiten zu rühmen ist, z. B. von der jüngern Lady Bewleigh und ihrem Sohne Cosmo. Valerian ist auch Lord Bewleigh's Sohn, aber aus früherer, kurzer Ehe mit einer französischen, von ihm verführten Gräfin, deren Gemahl der Lord erschossen. In einem italienischen Kloster erzogen, lernt Valerian erst als Mann seinen Vater kennen und wird, nachdem derselbe gestorben, der nichtsnützige Cosmo sich ertränkt, Lord Bewleigh. — Unterhaltung gewährt das Buch hinlänglich und für Abwechslung hat der Verf. auch gesorgt; England, Italien, Paris sind die Schauplätze der Handlung und an Nebenpersonen, welche sie beleben, fehlt es gleichfalls nicht.

Druck und Papier sind gut.

Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise. Von Aurelie; A. W. Grube; Fr. Güll; Thekla v. Gumpert; Victor Herzenskron; Friedr. Hoffmann; Irene; Erdm. Müller; Gust. Nieritz; Cheistoph v. Schmid; F. A. Schmidt; G. H. v. Schubert; Charlotte Späth; Verf. des „armen Martin"; C. Stöber; Fr. Tschudi; J. J. Wartmann; O. Wildermuth; Amalie Winther u. A. Mit Bildern und Musikbeilagen. Jahrgang 1852. Stuttgart. Druck und Verlag von Eduard Hallberger. VI und 592 Seiten. Gr. 8. M. 28 zum Theil color. Bildern und 6 Musikbeilagen.

Wir haben von Zeit zu Zeit durch die Anzeige einzelner Hefte des Jahrganges 1852 unsere Leser an diese Jugendzeitschrift erinnert, obgleich, bei der weiten Verbreitung, bei dem ungetheilten Beifall, den sie gefunden, eine solche Erinnerung wol fast überflüssig war. Doch können wir es uns nicht versagen, da der Jahrgang jetzt, mit einem hübschen Titelbilde geziert, vollendet vor uns liegt, zunächst allen fleißigen Mitarbeitern, dann auch dem Herausgeber (und Redacteur) für den Fleiß und die Sorgfalt, welche sie dem Album widmen, und durch dasselbe in höchst anerkennungswerther Weise zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend beitragen, unsern Dank auszusprechen. Familien, die nicht im Wege der Subscription das Album heftweise erhielten, können wir kein besseres Weihnachtsgeschenk empfehlen; die zwölf Monatslieferungen bilden vereint einen stattlichen Band, der jeder Jugendbibliothek zum Schmuck gereicht; man überzeuge sich durch eigene Ansicht in unseren Buchhandlungen.

Für Diejenigen unserer Leser, die es versäumt sich mit diesem vorzüglichen Erzeugnisse der Jugendliteratur bekannt zu machen, lassen wir die Angabe der Rubriken folgen, unter welche die einzelnen Bestandtheile gestellt sind: 1. Erzählungen. 2. Anekdoten. 3. Weltgeschichte. 4. Alterthumskunde; Götter- und Heldenlehre. 5. Länder- und Völkerkunde. 6. Naturgeschichte und Naturlehre. 7. Jagd- und Seebilder. 8. Technologie. 9. Gedichte. 10. Dramatisches. 11. Räthsel u. s. w. 12. Gärtnerkunststücke. Als Beispiele des Inhalts einiger dieser Abtheilung theilen wir denjenigen der ersten, fünften und siebenten mit:

Die Stieftochter. (Gekrönte Preiserzähl.) Das letzte Wort. Der neue Joseph. Eine Gespenstergeschichte. Des Vaters Sprichwort. Die Jacquardmaschine. Die Nacht auf dem Entenpfuhle, eine Dorfgeschichte. Das Bild der Mutter. Der Raub.

Erloschene Vulkane. Das Schlangenwesen in Neuschottland. Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt am Nordpole. Ein chinesisches Gastmahl. Der Winter in den Polargegenden. Die St. Stephanskirche in Wien. Aus dem Briefe eines jungen Officiers in China an seine Schwestern in England. Thierkämpfe in England.

Die Zobelfänger. Meine erste und letzte Gemsenjagd. Die fürchterliche Schildwache. Hungersnoth auf einem Schiffe. Kampf mit Wölfen. Abenteuer beim Wallfischfange.

Die theils colorirten, theils schwarzen Bilder zeichnen sich vor ähnlichen Ausschmückungen von Jugendschriften vortheilhaft aus; Druck und Papier sind ungemein sauber und stellen das Jugend-Album in gleiche Reihe mit dem Besten der englischen und französischen Pressen. F. L. Hoffmann.

Miscellen.

Wir vernehmen, daß das Beispiel des französ. Präsidenten und der officiellen Häupter der industriellen und artistischen Departements Frankreichs und Belgiens — sagt der Londoner Globe — in der dem Herrn Roney gegebenen Zusage, die große Dubliner Ausstellung im nächsten Jahr nach Kräften fördern zu wollen, auch von den preußischen Autoritäten aufs großmüthigste befolgt worden ist, und daß die Beiträge aus dem Zollverein denen zu der Weltmesse von 1851 schwerlich an Großartigkeit, Abwechselung und Werth nachstehen werden.

Ein von dem Maler Isabey im Jahr 1818 gemaltes Miniaturbild des Herzogs von Wellington ist auf einer unlängst zu Versailles gehaltenen Auction, aus dem Nachlasse der Gräfin Hsor, mit 10,601 Fr. bezahlt worden. Zu diesem enormen Preise wurde es dem Marquis von Hertford nach einem heißen Kampfe mit einem anderen nicht bekannt gewordenen Kaufslustigen zugeschlagen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

SOCIETÄTS

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 93. Sonnabend, den 20. November. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Relandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Sangeslust. — Die Roßtrappe. Von Heinrich Zeise..... Seite 725
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 726
Ein Tiefdenker und Glaubenseiferer des dreizehnten Jahrhunderts „ 727
Verbesserte Lesart ..... „ 729
Literatur:
Der König träumt. Romantisches Drama in einem Akt. Aus dem Dänischen von Heinr. Zeise..... „ 730
Die Neugriechische Helena, oder der grüne Kranz auf Hohenschwangau. Von Wilhelmine Soltmann ..... „ 730
Illustrirtes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd..... „ 731
Lebensbilder aus der Heimath und Fremde..... „ 731
Miscellen..... „ 732

Sangeslust.

Es rauscht der Wald ein stolzes Lied,
Es rauschen Wind und Wellen,
Es rauscht am See das schwanke Ried,
Das ist ein Klang, der weiterzieht,
Das ist ein Drang und Schwellen.
O sieh, wie rings die Blumen all
Die Blüthenfahnen schwingen,
Da mußt auch du mit Jubelschall
Gleich munteren Lerchen singen!

Es musicirt der ganze Wald,
Es rauscht von allen Zweigen,
Kann bei der Töne Allgewalt,
Im grünen, blüthenreichen Wald
Des Menschen Lippe schweigen?

Und ähnlich, wie vom Felsenwall
Die muntern Bäche springen,
So mußt auch du mit Jubelschall
Aus vollem Herzen singen!

Wirf ab, was deine Seele drückt,
Entschlage dich der Sorgen,
So lang dein Haupt ein Veilchen schmückt,
So lang dein Herz ein Lied beglückt,
Bist du vor Gram geboegen.
So wie im Feld die Lerchen all
Sich wirbelnd aufwärts schwingen,
So soll dein Lied mit Jubelschall
Bis in die Wolken dringen.

Kurz ist des Lenzes Wonnezeit,
Kurz seines Jubels Reigen,
Der Wald verliert sein grünes Kleid,
Dann rauscht er dir sein tiefes Leid
Mit welken, dürren Zweigen.
Du aber sollst des Frühlings Lust
Die teen und fest bewahren,
Und singen noch aus voller Brust
In silberweißen Haaren.

Die Roßtrappe.

Zu meinen Füßen liegt der Schmelz der grünen Wiesen,
Und dort am Felsenhang erheben sich die Riesen
Der dunklen, schwarzen Tannenschlucht,
Und drunten wälzt empört die Bode ihre Wogen,
Der Riesenschlange gleich kommt zischend sie gezogen,
Sie stürzt daher in wilder Flucht.

Digitized by Google

Sie stürzt in wilder Flucht sich von dem Klippenhange,
Sie streckt den Silberleib, die stolze Riesenschlange,
Und jede ihrer Schuppen glänzt,
Im jähen Sturze schießt sie blitzesschnell von dannen,
Und donnernd stürzt sie durch den Wald voll finstrer Tannen,
Der malerisch die Höhen kränzt.

Sieh auf dem Felsen hier im Urgestein die Truppe,
Auf dieser Höhe stand und bäumte sich der Rappe,
Der eines Königs Tochter trug.
Der Riese folgte ihr auf seinem stolzen Rosse,
Er wagt den jähen Sprung; doch von dem Bergkolosse
Er in die Tiefe niederschlug.

Jetzt heult er drunten laut mit den empörten Wogen,
Des Königs Töchterlein ist ihm davongeflogen,
Die Jungfrau blondgelockt und schlank,
Er aber sitzt gebückt auf dem krystallnen Throne
Im klaren Fluthenschooß; und schirmt die goldne Krone,
Die von dem Haupt der Fürstin sank.

Heinrich Zeise.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Billaud-Varennes.

Ehe er Gemeinde-Procureur geworden, war Billaud-Varennes bei Danton Schreiber gewesen. Späterhin ist er dessen Rival und Henker geworden; am 20. September war er erst noch sein Werkzeug.

Billaud-Varennes begab sich am 3. September sehr früh Morgens nach der Abtei. Er war eines besonderen Umstandes wegen dahin berufen worden. Es war zwischen dem Ausschusse der Section, die den Metzeleien präsidirte, und den Henkern, welche dieselben ausführte, zum Streit gekommen, indem beiderseits auf die den Gemordeten abgenommene Beute Anspruch gemacht wurde.

„Mitten in der Nacht," berichtet Sicard, „erfährt Billaud-Varennes, daß die Mörder die Gefangenen ausrauben, nachdem sie sie umgebracht haben. Er begiebt sich sofort nach dem Hofe der Abtei, und redet da seine Arbeiter von einer Estrade herab folgendermaßen an:

„Freunde, ich bin von meinen guten Freunden, der Gemeinde, hergesandt worden, um Euch darauf aufmerksam zu machen, daß Ihr dies schöne Tagewerk entehrt. Es ist derselben gesagt worden, daß Ihr diese schurkischen Aristokraten plündertet, nachdem Ihr ihnen ihr Recht angethan hättet. Laßt alle Kostbarkeiten, alles Geld, und alle Kleidungsstücke, die sie am Leibe tragen, unberühret, damit daraus die Kosten des großen Acts der Gerechtigkeit, den Ihr ausübt, bestritten werden mögen. Man wird dafür Sorge tragen, Euch dasjenige zu zahlen, worüber man mit Euch eins geworden ist. So seid denn edel, groß und hochherzig, wie das Gewerbe, was Ihr verrichtet; mögt an diesem großen Tage (!!!) Alles des Volkes würdig sein, dessen Souverainität Euch übertragen ist!"

Der Abbé Sicard hörte diese Worte von dem Versteck aus, in welchem er in der Section der Vier Nationen verborgen saß. Es geschah dann auch, wie Billaud-Varennes es verlangt und die Pariser Gemeinde es verfügt hatte: der Nachlaß der Opfer wurde für die Kosten bei Seite gelegt. Man liest in der That in einem durch Lecomte, Mitglied der Section, an den Generalrath der Gemeinde abgestatteten Bericht über die Tödtung der Gefangenen in der Abtei:

„Wir sind Ihnen auch eine genaue Abrechnung über die Ausgaben schuldig, welche die Ereignisse nöthig gemacht haben, wozu wir durch einen Beschluß der Municipalität ermächtigt waren, und deren Belauf von dem Bürger Billaud-Varennes gutgeheißen worden ist. In dem Status dieser Ausgaben sind die Arbeiter mit eingegriffen, welche zum Wegschaffen und zum Auskleiden behülflich gewesen, so auch die Verkäufer, welche Wein und Brodt nebst allem absolut Nothwendigen geliefert haben, und jeder Artikel ist durch einen Bons der Commissarien des Ausschusses belegt.

„Wir übergeben Ihnen endlich den vergleichenden Status der empfangenen und der abgelieferten Gegenstände, mit dem Resultate dessen, was wir noch in Händen haben.

„In diesem Status werden Sie bemerken, daß der größere Theil des baaren Geldes zur Bezahlung der Unkosten gedient hat; dies hat darin seinen Grund, daß wir, da es uns von der Section gestattet worden war, uns aus der Sache selbst bezahlt zu machen, das baare Geld am liebsten genommen haben."

Zur unmittelbaren Erledigung des Punktes der Frage, ob es von dem Generalrathe der Pariser Gemeinde förmlich durch einen Beschluß festgesetzt gewesen, daß die Mörder Bezahlung erhalten sollten, und die Section der Vier Nationen Vollmacht erhalten habe, mit den Mördern wegen ihres Lohnes zu feilschen, wonach diese dann das ihnen von Billaud-Varennes gethanene Gebot angenommen hätten, wollen wir hier die ersten Zeilen dieses Kostenverzeichnisses hersetzen:

„Status der Kosten, welche die Section der Vier Nationen an den Tagen vom 2., 3. und 4. des letztverflossenen Septembers unter Ermächtigung des Generalraths der Gemeinde zu bestreiten gehabt hat.

„Municipalität von Paris. Auszug aus dem Deliberationsregister des Generalraths der Commissarien der 48 Sectionen.

„Vom 4. September 1792, im vierten Jahr der Freiheit und im ersten der Gleichheit.

„Auf Verlangen der Bürger Arbeiter von der Section der Vier Nationen ist diese Reclamation durch den Generalrath dem Ausschuß der besagten Section der Vier Nationen überwiesen worden. (Folgen die Unterschriften des Präsidenten, &c.)

„Rechnung darüber, was die Commissarien der Section der Vier Nationen an Arbeiter und Lieferanten für die Wegschaffung und Entkleidung der Leichen bezahlt haben, die in dieser Section den Tod gefunden. Nach der Abmachung durch den Bürger Billaud-Varennes, Substituten des Gemeindeprocureurs."

Es war also Billaud-Varennes, der den Lohn der Mörder in der Abtei bestimmte und was er dafür ausgesetzt hatte, das

Digitized by Google

diente der Ausgabe zur Basis. Obgleich dieser Umstand schon unwiderruflich erwiesen ist, scheint es uns dennoch von Interesse zu sein, den gegebenen Details noch einen Auszug aus einem Documente der über die Metzeleien aufgenommenen Acten, und die Darstellung des Präsidenten der Section, Jourdan, welcher mit Billaud-Varennes den Lohn der Mörder discutirte, hinzuzufügen.

„Von den Mördern bestürmt, die Beute zu theilen," heißt es in diesem Documente, „sandte der Ausschuß einen Commissair ab, um diese Forderung mitzutheilen, darüber Bericht zu erstatten, und ein Gutachten einzuholen. Der Rath schickte darauf Billaud-Varennes und Cotieur an Ort und Stelle. Als Letzterer auf dem Perron angekommen war, pressirte er die Mörder, beglückwünschte sie, sagte ihnen Dank, forderte sie auf, sich nicht in der Beute zu theilen, und versprach ihnen 24 Livres. Als er sich über diesen seinen Vorschlag in dem Ausschuß äußerte, und dieser ihm erklärte, daß derselbe wegen Mangel an Baarschaft nicht ausführbar sei, da versicherte er, der Minister des Innern würde schon Fonds anschaffen, vorläufig müßte aber irgend jemand Vorschuß leisten. Der Präsident sprach dann mit dem Bürger Laconte darüber und dieser wieder mit Roland."

Vor allen war es der Präsident des Ausschusses der Vier Nationen, mit welchem Billaud-Varennes über die Besoldung der Mörder unterhandelte. Er hat sich bei der Untersuchung, die im Monat Thermidor des Jahres III auf Verlangen des Ausschusses der allgemeinen Sicherheit unternommen worden war, selber darüber in folgender Weise ausgesprochen:

„Am Vormittag des 3. kamen sieben oder acht der Todtschläger zu mir, und verlangten ihren Lohn. „Welchen Lohn?" sagte ich sie. Der Ton des Unwillens, in welchem ich diese Frage that, verdutzte sie. „Wir haben," sagten sie darauf, „einen ganzen Tag damit zugebracht, die Todten zu entkleiden. Sie sind ein billiger Mann, Herr Präsident, und so mögen Sie uns geben was Ihnen Recht däucht."

„Der Bürger L..., (Laconte) einer meiner Collegen, stand neben mir, und ich machte ihm den Vorschlag, diesen Scheusalen einen kleinen Thaler zu geben, um sie los zu werden. — „Das ist nicht genug," antwortete mir der Bürger L...; „damit werden sie nicht zufrieden sein.

„In demselben Augenblick trat der Bürger Billaud-Varennes, der damals Municipalbeamter war, bei uns ein. Er suchte uns in einer langen Rede die Nützlichkeit und Nothwendigkeit alles dessen zu beweisen, was vorgefallen war. Er endigte damit, daß er zu uns sagte, er sei auf dem Wege zu unserm Ausschusse mehreren Arbeitern — so drückte er sich aus — begegnet, die an diesem Tage beschäftigt gewesen wären; sie hätten ihren Lohn von ihm verlangt, und da habe er ihnen versprochen, daß wir ihnen einem jeden einen Louisdor geben würden.

„Woher dies Geld nehmen?" sagte ich zu ihm. „Sie wissen so gut als wir, daß den Sectionen keine Gelder zu Gebote stehen. — Er wußte einen Augenblick nicht, was er hierauf erwidern sollte; dann sagte er aber, wir müßten uns an den Minister des Innern wenden, der zu dem Ende mit Fonds versehen sei.

„Darauf äußerte der Bürger L... gegen mich, daß er bei dem Minister des Innern zu Tisch geladen sei, und erbot sich, mit ihm über die Sache zu sprechen. Ich nahm das an, und gab ihm sofort eine Vollmacht mit, um von dem Minister eine Summe von 3000 Fr. zu verlangen, über deren Verwendung die Section der Vier Nationen darnach Rechnung ablegen würde."

Der Leser wird sich erinnern, daß Billaud-Varennes der Substitut des Gemeinde-Procureurs und auf Beschluß des Generalraths mit Vollmacht versehen war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tiefdenker und Glaubenseiferer des dreizehnten Jahrhunderts.

Wenn auch die erstere Bezeichnung nicht in dem engsten Sinne des Wortes, so gebühret doch die letztere ganz eigentlich dem Raymondo Lullo, der später den Namen Lullus *) annahm. In dem Jahre 1235 in Palma, der Hauptstadt der Insel Mallorca, geboren, war derselbe lange Zeit hindurch wegen seiner Lehren berühmt, die nach ihm Ars Lulliana benannt wurde und während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts in großem Rufe stand.

Jacob I., König von Aragonien, erbittert über die schlechte Behandlung, welche seinem Gesandten von dem mahomedanischen Könige der Inseln Minorca und Mallorca widerfahren war, eroberte diese Inseln in dem Jahre 1229 und vertrieb die Saracenen von denselben. Der Vater des Lullus, ein Edelmann, aus Barcelona gebürtig, unterstützte den König bei dieser Unternehmung, erhielt von demselben zur Belohnung ansehnliche Besitzungen auf der Insel Mallorca und nahm dort seinen Aufenthalt. Der junge Lullus genoß anfänglich keine wissenschaftliche Bildung. In dem Schoße eines Hofes erzogen, der Liebe und ritterliches Wesen mit der Religion verband, brachte er die ersten Jahre seines Mannesalters nur in Zerstreuungen hin. Das Amt eines Palastmarschalls legte ihm dabei keinen Zwang auf, und eine Gattin, von der er keine Kinder hatte, vermochte nicht ihn zu fesseln. Er soll, von den Reizen einer Dame entzündet, solche eines Tages bis in eine Kirche verfolgt, und die Dame bei der geheimen Zusammenkunft, welche sie ihm bewilligte, ihren von einem Krebsgeschwüre zerstörten Busen entblößt, dieser Anblick aber gemacht haben, daß er in sich ging, den Hof verließ und, nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, von der Welt sich zurückzuziehen, nach dem Wallfahrtsorte, zum heiligen Jakob **) genannt, in der Provinz Gallicia, sich begab. Bei seiner, nach Verlauf einiger Jahre, erfolgten Rückkehr nach Mallorca, widmete er sich dem Seelenheile Anderer, um sein eigenes zu begründen. Er legte das Mönchskleid an, und lebte

*) „Lullus ist sowohl durch seine Bemühungen, die Mahomedaner zu „bekehren, als durch seine tiefen Kenntnisse in der Alchymie berühmt ge„worden; besonders erwarb er sich aber einen großen Ruf durch die Kunst, „welche von ihm die Benennung Ars Lulliana führt, und die, statt eine „Kunst zu sein, die Wahrheit zu erfinden und zu beweisen, eine Kunst ist, „von allen Dingen zu schwatzen."

(Allgemeine Geschichte der Philosophie von Eberhard. Halle, 1788; S. 245.)

**) Nahe bei der Stadt St. Jago, auch Compostela genannt, in der gedachten Provinz.

Digitized by Google

dann wieder längere Zeit, von allem Verkehr mit Menschen abgeschieden, in einer ihm angehörenden, auf dem Berge Randa in der genannten Provinz belegenen Einsiedelei. In Folge der von dem Papste Clemens IV. an die christlichen Fürsten ergangenen dringenden Mahnungen, das heilige Land durch Wiedereroberung von den Muselmännern zu befreien, war Jakob I. einer der Ersten gewesen, die in dem Jahre 1268 von neuem das Kreuz genommen hatten, um gegen die Ungläubigen zu Felde zu ziehen. Lullus, von gleichem Eifer beseelt, entwarf seinerseits den Plan, einen geistigen Kreuzzug zu unternehmen. In der Absicht, die Ungläubigen, welche zu überwinden den Kreuzfahrern nicht gelungen war, durch Vernunftgründe zu bekämpfen, legte derselbe sich mit dem größten Fleiße auf die Durchforschung der theologischen und philosophischen Schriften; während er aber die Lehrsätze des Gottesglaubens zu verkünden hatte, suchte er die Grundlagen seiner Glaubenslehren in erhabeneren Gedankenformen als diejenigen des Aristoteles sind. Ein Traum, den er hatte, als er eine Nacht an dem Fuße eines Baumes zubrachte, ließ ihn auf den Blättern des Mastixbaumes oder vielleicht des Johanniskrautes Züge erkennen, die türkische oder arabische Schriftzeichen darzustellen schienen. Bei seinem Erwachen hielt er entschieden zu der Bekehrung der Völker sich berufen, welche jener Schriftzeichen sich bedienen. Der Eifer, mit dem er die fremden Sprachen sich zu eigen machte, um den Ungläubigen die Lehrsätze des Christenthums zu verkündigen, fühlte ihn gleichzeitig dazu, alle seine geistigen Mittel auf sein Endbestreben zu verwenden, welches darin bestand, die Mysterien der Glaubenslehre auf eine solche Weise einleuchtend zu machen, daß er den unwiderlegbaren Beweis führen könne, sie stritten nicht gegen die Vernunft. Derselbe ersann daher seine Lehrart, die auch die allgemeine oder beweisende Kunst der Wahrheit genannt wird. Die wunderbare Erscheinung, welche er im Traume gehabt hatte, die Erhabenheit seines Lehrgebäudes, von dem derselbe eine allgemeine Uebersicht in Palma vortrug, ließen ihn für einen Gottbegeisterten gelten, und man bewunderte denselben, ohne jedoch ihn zu verstehen.

Jakob II., der Sohn des in dem Jahre 1276 verstorbenen Eroberers, sandte den Lullus nach Montpellier; dort wurde die Lehrart desselben geprüft und solche von dem Könige beifällig aufgenommen, der in Folge dessen die Gründung eines Collegiums in dem Gebäude der Minoriten zu Palma genehmigte, damit dort die morgenländischen Sprachen und die neue Methode gelehrt würden. Papst Johann XXI. bestätigte diese Stiftung in dem ersten Jahre seiner Regierung.

Lullus hatte von einem Araber, der bei ihm in Diensten stand, dessen Landessprache in den Unterhaltungen mit demselben erlernt. Als der Araber wahrnahm, daß sein Herr die Absicht habe, die Kenntniß des Arabischen als eines Mittels gegen das Gesetz Mohammed's sich zu bedienen, wollte er denselben mit einem Dolche erstechen. Sein Herr wich jedoch dem Stoße aus und begnügte sich damit den Diener zu entwaffnen; indessen konnte er nicht verhindern, daß derselbe zur Haft gebracht wurde. Obgleich dieses Ereigniß einer Vorbedeutung des Schicksales zu sein schien, das ihn eines Tages zu treffen drohte, so begab er sich doch auf den Weg nach Rom, um die Erlaubniß zur Gründung neuer religiöser Gesellschaften zu erhalten, die zu der Verbreitung seiner Lehrart dienen sollten, mittelst welcher derselbe nicht nur die Ueberzeugung in Angelegenheiten des Glaubens bewerkstelligen, sondern auch das Verhandeln in Betreff aller übrigen Arten von Verhältnissen, die auf das Erzielen einer nähreren Verbindung der Morgenlande mit den christlichen Staaten und die näheren mündlichen Erörterungen darüber, sich bezogen, möglich machen zu können hoffte. Lullus hatte hierbei mit Zuversicht auf die Frömmigkeit und den Eifer des Papstes Honorius IV. gerechnet; da dieser aber inzwischen gestorben war, nahm er seinen Weg nach Frankreich, dessen König der Beschützer des seinigen war.

Er kam nach Paris, und erklärte daselbst in dem Jahre 1287 seine „allgemeine Kunst." Von dort aus begab er sich in dem Jahre 1292 über Genua nach Tunis, wo er mit den Gelehrten des Koranes sich zu besprechen und Untersuchungen über Glaubenssätze und Lehrmeinungen anzustellen begann. Er wollte durch die aus seiner Lehre entwickelten Grundregeln, unter Darlegung einer in der Gottheit enthaltenen dreifachen Art von Eigenschaft, welche sich als die Macht, das Handeln und die Wiesamkeit des letzteren kundgeben sollte, den Mohamedanern den geheimen Sinn (das Mysterium) der Dreieinigkeit beweisen; aber, in Folge einer gegen ihn erhobenen Anklage, daß er damit umginge, die bestehende Glaubenslehre anzugreifen, wäre ohne die Vermittelung eines gelehrten arabischen Geistlichen, der seinen Vorträgen über den christlichen Glauben mit lebhafter Theilnahme beigewohnt hatte, die Todesstrafe über ihn verhängt worden. Dieser Geistliche bewirkte es jedoch, daß den Lullus nur die einfache Verbannung traf. Er schiffte nun wieder nach Genua über, und, weit entfernt, den Muth zu verlieren, beschäftigte er sich mit einem Schlüssel zur Erläuterung der beweisenden und erfindenden Kunst, indem er die Grundregeln und Hauptpunkte seines Lehrverfahrens nach Fächern in einer allgemeinen Tabelle ordnete. *) Diese beendigte derselbe in dem Jahre 1295 zu Neapel, wo er die zu dem Zeitpunkte der Erwählung des Papstes Cölestin's V. seine Lehrart öffentlich vortrug. Er ging damals den Papst mit erneuerten Gesuchen an, und nach der Abdankung Cölestin's V. bewarb er sich um die Gunst Bonifacius VIII., dem er nach Rom folgte, um ihn seinen Absichten geneigt zu machen. Dort entwarf er zu dem Zwecke, die Darstellung seiner allgemeinen Kunst und seiner Lehrart leichter verständlich zu machen, seinen Baum der Wissenschaften, welcher die Grundregeln und die Fächer des Wissens durch die Wurzeln und den Stamm, die Thätigkeit, die Handlungen und Verrichtungen durch die Aeste, die Zweige und die Blätter, die Wirkungen und Ergebnisse durch die Blüthen und Früchte andeutet. Er schrieb auch sein Buch von den Hauptstücken des Glaubens, und legte alles auf den Altar des heiligen Petrus nieder. Da er von Bonifacius VIII. nichts zu erlangen vermocht hatte, so kehrte er nach Paris zurück, um bei Philipp dem Schönen die Errichtung einer Anstalt zu dem Behufe des Vortrages seiner Kunst nachzusuchen. Um diese Zeit, die in

*) Seine Ars magna sive universalis, der Mnemotechnik sich annähernd, ist eigentlich die Aufstellung einer Fachung allgemeinster Begriffe (einer Topik), wodurch die Anweisung gegeben wird, jeden beliebigen Gegenstand unter eine Anzahl von Gesichtspunkten, Bestimmungen und Fragen zu stellen, um nach Anleitung derselben über ihn die gesuchte Aufklärung sich zu verschaffen.

Digitized by Google

das Jahr 1298 fällt, scheint der öffentliche Vortrag seiner Philosophie auf dem Festlande begonnen zu haben.

Die Lehrart des Lullus beschränkte sich nicht auf philosophische Streitigkeiten; die Ueberspannung seiner Gefühle glich derjenigen seines Geistes; er erinnerte sich dabei, daß er Vater sei. Auf „den Baum des Wissens" folgte „der Baum der Philosophie der Liebe", nebst „einer Kunst zu lieben", welche Schriften an seinen Sohn gerichtet waren; und endlich „Betrachtungen des Freundes und des Geliebten", die in 365 Abschnitte, Tage benannt, zerfallen. Diese Werke enthalten die praktische Philosophie des frommen Verfassers und entspringen aus seiner Vernunftbeschauung, deren Grundlage oder erster Absatz in der Stufenfolge der Eigenschaften, welche der Gottheit beigelegt werden, die Güte ist. Der Verfasser nennt sich darin einen Einsiedler der dritten (?) Classe der Franziskaner; er widmete und überreichte das zuletzt gedachte Werk dem Könige und der Königin von Frankreich.

In dem Jahre 1305 begab Lullus sich nach Genua, von dort nach der Berberei und verweilte dann, ein neuer Augustinus, in Bona (dem alten Hippona), wo es ihm gelang, mehre, den Lehren des Averroes anhängende, Philosophen zu bekehren, die den Glauben als der Vernunft widerstrebend betrachteten. Hierauf sah Algerien ihn mehre Bekehrungen vollführen; als er aber dort mit einem arabischen Philosophen, Namens Homerius (wahrscheinlich Omar), Streitfragen verhandelt, und diesen durch Wort und Schrift widerlegt hatte, wurde er festgenommen und eingekerkert. Da er die an ihn gerichtete dringende Aufforderung und ihm verheißene Belohnung, durch die man ihn zum Aendern seiner Meinung bewegen und ihm den Mund verschließen wollte, zurückwies, so wurde er als Störer der öffentlichen Ruhe für immer verbannt.

Das genuesische Fahrzeug, auf dem er sich eingeschifft hatte, scheiterte an der Küste von Toscana, in der Nähe von Pisa. Kaum gerettet und in Sicherheit, beschäftigte Lullus sich sogleich wieder damit, die Hauptpunkte seiner Lehre zusammen zu fassen und in abgekürzter Weise darzustellen. Indem er auf das Beispiel der St. Johanniterritter hinwies, vermochte er durch seine Bitten die Einwohner Pisa's dazu, ihn mit Empfehlungsschreiben an den Papst zu versehen, deren Zweck sein sollte, dem Kirchenfürsten die Stiftung eines Ordens christlicher Ritter in Vorschlag zu bringen, um durch diesen die heiligen Orte von der Herrschaft der Türken befreien zu lassen, deren Bekehrung Lullus gleichzeitig bewerkstelligen wollte. Es wurden ihm dergleichen Schreiben nicht allein in Pisa, sondern auch in Genua ausgefertigt. Die angesehensten Frauen der letzteren Stadt bildeten einen Verein und überwiesen ihm aus ihren Mitteln eine reichliche Beisteuer zu dem Zwecke seines Vorhabens. Der Papst fand jedoch jenen Plan zu abenteuerlich und ließ denselben ganz unberücksichtigt.

Lullus kehrte nun wieder nach Paris zurück, wo er in Folge der seiner Lehrart von vierzig Doctoren und Baccalaurei der dortigen Universität ertheilten Zustimmung seine große allgemeine Kunst in abgekürzter und zusammengefaßter Weise öffentlich vortrug. Er beschäftigte sich auch damit, seine Werke umzuarbeiten und dieselben zu dem Behufe des Unterrichtes der Sarazenen, auf den stets sein Bestreben gerichtet war, aus dem Catalonischen und Lateinischen in das Arabische zu übersetzen.

Endlich kehrte derselbe, in einer Begeisterung, die ihm der letzte Aufschwung seines Eifers verlieh, nach dem Tode Jakob's II. und Philipp's des Schönen, versehen mit seinen sämmtlichen Schriften, nach Mallorca zurück, nahm, nach einem kurzen Aufenthalte daselbst, von seinen Mitbürgern sehr feierlich Abschied und schiffte sich dann, obgleich bereits fast achtzig Jahre alt, nach Afrika ein, wo er, wie das erste Mal, zu Tunis, am vierzehnten August 1314 an das Land stieg.

Hier läßt einer der Verfasser seiner Lebensgeschichte ihn sterben, während er, der Angabe Anderer zu Folge, von dort nach Aegypten sich begab. Er soll in Bona seine alten Freunde besucht, dann eine Zeitlang in Bugia verweilt und nach Verabredung mit einigen bekehrten Sarazenen auf den öffentlichen Plätzen den Mahomedanern die Menschwerdung des Erlösers gepredigt haben. Er verkündete ihnen, daß er, ungeachtet seiner Verbannung, befreit von dem Verlangen, ihr Heil zu begründen, zurückgekehrt sei. Sein Muth erbitterte dieselben; er wurde von ihnen verfolgt, mit Steinen geworfen, und stürzte endlich, für todt gehalten, an dem Meerufer nieder. Dort wurde der Greis in der Nacht von genuesischen Kaufleuten aufgehoben und in ihr Schiff gebracht. Er athmete noch; sie gingen nach Mallorca unter Segel und der unglückliche Lullus soll im Angesichte dieser Insel an dem St. Peter- und Paul-Tage des Jahres 1315 seinen Geist aufgegeben haben. Er wurde hierauf heilig gesprochen.

Nach der Mittheilung Einiger hätte Lullus eine Reise nach England gemacht, um den König Eduard zu bewegen, eine Flotte gegen die Türken auszurüsten und zu bewaffnen; nach Anderen hätte er die Universal-Medicin erfunden und durch solche das Leben sich verlängert.*) Diese Angaben erscheinen jedoch eben so unbegründet, als diejenige, wonach er die Werke über Gegenstände der Arzneikunde verfaßt haben soll, die ihm zugeschrieben werden.

Berlin. N—n.

Verbesserte Lesart.

Schiller's Dichtung „die Weltweisen" findet man zum ersten Male mitgetheilt in den Horen, Jahrgang 1795, eilftes Stück.

*) Brantome (geb. 1527, gest. 1613, Kammerherr der Könige Karl IX. und Heinrich III.), gedenkt des Lullus in seinen „Dames galantes" (Band 3 seiner sämmtlichen Werke, Ausgabe von 1787). Er sagt dort von demselben unter Anderem: „Als Lullus aus dem Kriege in dem gelobten Lande, in welchen er, einem Gelübde gemäß, gezogen, zurückgekehrt „war, begab er sich nach Paris, um dort unter dem ausgezeichneten italienischen Arzte und Philosophen Arnoldus de Villanova seine Studien „zu machen. (?) Als er dieselben beendigt hatte, nahm er seinen Aufenthalt in England, wo der König Eduard ihn sowohl wegen seiner vielseitigen Kenntnisse, als auch deshalb mit dem größten Wohlwollen empfing, „weil er mehre Stöße Gold und Silber in Stangen Eisen, Blöcke Zinn „und Platten Kupfer verwandelt hatte, indem er die gemeine alltägliche „Weise, Blei und Eisen in Gold zu verwandeln, verachtete, da ihm bekannt war, daß Letzteres mehre seiner Zeitgenossen eben so gut verstanden „als er, während er das Geheimniß beider Verfahrungsarten besaß, und „zeigen wollte, daß seine Kunst höher stehe als diejenige der Anderen." — Es bleibt zweifelhaft, ob Brantome der Angabe in Betreff jenes Kunststückes des Lullus, der bei ihm Lulle heißt, Glauben beigemessen hat oder nicht, da er hierüber gänzlich schweigt.

Digitized by Google

Dieſelbe führt dort die Ueberſchrift „die Thaten der Philoſophen.“ Das am Schluſſe des zwölften Stückes jenes Jahrganges enthaltene Verzeichniß der Druckfehler ergiebt in Betreff der dritten Verszeile genannter Dichtung, daß ſtatt Kloben zu leſen ſei: Nagel; ſo, daß es alſo dort heißen muß:

Der Nagel, woran Zeus den Ring
Der Welt u. ſ. w.

Dieſe Berichtigung iſt bei allen ſpäteren Abdrücken der Dichtung unbeachtet geblieben, obwohl das Wort Nagel dem Sinne jener Verszeile entſprechender iſt als: Kloben.

N—n.

Der König träumt. Romantiſches Drama in einem Akt. Aus dem Däniſchen von Heinr. Zeiſe. Den Bühnen gegenüber als Manuſkript gedruckt. Altona, Karl Wendeborn. 1852. 8. 40 Seiten.

Wir erhalten in dieſem, nach des deutſchen Verfaſſers Angabe, aus dem Däniſchen entlehnten Drama einige Scenen aus dem Leben jenes Chriſtian II. von Dänemark, welcher der letzte Unionskönig war, und durch die leidenſchaftliche Heftigkeit, mit der er alle ſeine, zum Theil aus einem wohlwollenden Sinne ſtammenden, und mit den allgemeinen Beſtrebungen der Zeitperiode in Einklang ſtehenden, Pläne betrieb, dieſe für die politiſche Bedeutung des Nordens ſo weſentliche Verbindung zerriß. Eine eigentliche Handlung iſt in dieſem Drama nicht vorhanden, das daher kaum dieſen Namen führen darf. Wie ſchon der Titel ſagt, haben wir es mit Träumen des alten, im Schloſſe zu Sonderburg auf Alſen gefangen gehaltenen Königs zu thun. Die Scene beginnt mit dem Monologe eines alten, neben dem Bette des ſchlummernden Königs, als treuer Gefährte des Gefangenen Wache haltenden Kriegers, Namens Benth, in welchem derſelbe das Schickſal ſeines Herrn beklagt. Plötzlich wird „die Bühne in einen Nebelſchleier eingehüllt“, nach deſſen Zertheilung man den jungen Chriſtjern in bürgerlicher Kleidung bei der Gaſtwirthin Sigbrit zu Bergen in Norwegen ſieht, der er als Schreiber eines vornehmen Mannes Erik Walkendorf vorgeſtellt worden. Er macht aus ſeiner Liebe zu ihrer Tochter Dyveke (Täubchen) kein Hehl, und giebt ſich auch bald als der Prinz Chriſtian, Statthalter von Norwegen, zu erkennen. Er wirbt um Dyveke's Hand, und dieſe weiſ't ihn an ihre Mutter. Nun verſchwindet die Viſion wieder; man hört noch vom Alkoven her des Königs letzte Worte:

Noch einen Tanz, mein Täubchen, einen Tanz!

Er erwacht, um gleich wieder einzuſchlafen, und der alte Benth erzählt in einigen Worten, die Regierungsart Chriſtjerns in Dänemark und die Ankunft der Dyveke in Kopenhagen, woſelbſt ſie bald durch Gift ihr Leben einbüßte. Nun tritt eine zweite Viſion ein. Chriſtjern hat mittlerweile die Schweſter Karls V., Iſabelle, geheirathet, aber die Dyveke lebt noch bei ihm in Kopenhagen. Ein vornehmer Däne, Torben Oxe, wirbt um ihre Hand, aber es ſcheint, daß die Verwandten dieſe Verbindung nicht gern ſehen. Oxe will daher mit ihr entfliehen, und ſendet ihr als verabredetes Zeichen, einen Korb reifer Kirſchen. Jedoch ein Mönch weiß dem Ueberbringer dieſes Geſchenkes, den Schreiber Faaborg, der ſein Beichtkind iſt, das Körbchen auf einen Augenblick zu entlocken, er giebt daſſelbe zurück, nachdem er Gift über die Kirſchen ausgegoſſen. Dyveke erhält dieſelben, ißt von ihnen, und ſtirbt. Chriſtjern erſcheint und droht Torben Oxe und allen ſeinen Angehörigen den Tod. Eine wilde Diſſonanz in der Muſik deutet die nun beginnenden Grauſamkeiten Chriſtjerns an, die bald in dem Stockholmer Blutbad ihre furchtbare Spitze erreichen ſollten. Das Gefängniß kommt wieder zum Vorſchein, und Benth erzählt den weiteren Verlauf der Begebenheiten; Chriſtjerns Wüthen gegen den Adel, ſeine Abſetzung, ſeine Flucht und Gefangennehmung. Chriſtian erwacht, und ſpricht weiter von dem holſteiniſchen Friedrich, der ſeine däniſchen Lande in Beſitz nahm, von ſeiner treuloſen Einkerkerung, und betet endlich für Dänemarks Wohl. Da öffnet ſich eine Luke an der Decke, eine Leiter wird hinuntergeſchoben, und ein Ritter erſcheint, der ihm von dem mittlerweile Geſchehenen berichtet, von dem Siege Chriſtians III. über Geiſtlichkeit und Adel, und der Einführung der Reformation, auch kündigt er ihm größere Freiheit für die Zukunft an, und giebt ſich endlich als Chriſtian der Dritte ſelbſt zu erkennen. Der alte Benth kann aber dieſe Freiheit nicht theilen, er iſt unterdeß geſtorben; Chriſtjern ermahnt den neuen König, bei dem Anblicke dieſer Leiche den Entſchluß zu faſſen, ſtets treu zum Volke zu halten und Chriſtian der Dritte endet das Stück mit den Worten:

Gott ſtreckt den Arm aus, und der Menſch iſt Staub,
Die Königskrone iſt nur welkes Laub! —
Komm, Chriſtjern, laß uns an die Sonne eilen,
Unſ're und Dän'marks Wunden wird ſie heilen!

Dramatiſch wird man dieſes Ende nicht gerade nennen können, denn die in dem Schickſale der Hauptperſon vorgehende Veränderung iſt zu unbedeutend, um ein lebhaftes Intereſſe bei uns zu erregen. Daß einem alten Gefangenen gegen das Ende ſeines Lebens ſein Schickſal erleichtert wird, iſt, ſo angenehm es auch dieſem ſein mag, für den Zuſchauer nur ein Factum von ganz untergeordneter Bedeutung. Für Charakterentwickelung bieten die beiden Viſionen aus Chriſtjern's früherem Leben offenbar nicht Raum genug, und dieſelbe iſt auch durchaus nicht geſucht. Indeß iſt Phantaſie in dieſem kleinen Werkchen bemerkbar, und daſſelbe lieſt ſich nicht unangenehm. Herrn Zeiſe's Uebertragung, (wenn ſie nicht mehr, als Das ſein ſollte, was wir aus Unkenntniß des Originales nicht beurtheilen können), hat den Vorzug einer anmuthigen Verſification, die den gewandten, und bei den Leſern dieſer Blätter ja auch ſehr wohl angeſchriebenen Dichter beurkundet. Herr Zeiſe hat überdies noch Gedichte, 1847, Altona, Reiſeblätter aus dem Norden, 1848. Altona. Kampf- und Schwertlieder, 1849, Kiel, und Neuere Gedichte, 1850. Kiel, erſcheinen laſſen.

M. M.

Die Neugriechiſche Helena, oder der grüne Kranz auf Hohenſchwangau. Ein Roman nach hiſtoriſchen Anklängen von Wilhelmine Soſtmann, geb. Blumenhagen. 2 Theile. Hamburg. Neſtler & Melle. 8.

Die Zeiten kehren wieder, wo die geſammte Romanen-Literatur von Frauenhand bebaut wird, ein Glück für die Leſewelt, wenn

Digitized by Google

es eine so gewandte, wie diese ist. Frau Hoffmann ist eine Veteranin unter den Schriftstellerinnen, sie hat Schwung und Gefühl wie wenige, dagegen entrückt sie uns gänzlich vom Felde des sonstigen Romans, dem socialen. Die Verfasserin hat sich eine jüngstvergangene Zeit zurückgegriffen und verstanden, die Charaktere so darzustellen, wie sie sich finden. Marko Bozaris, der große, so jung dahingeschiedene Held des Griechen-Volks, ist einer der Träger des Romans; der Verfasserin ist es gelungen, den Mann in seiner ganzen Größe mit wenigen Strichen zu zeichnen, es ist Fleisches vom Scheitel bis zur Zehe. Nicht minder glücklich sind die übrigen männlichen Charaktere, Graf Max von Hohenschwangau und Lord Strangford gezeichnet, beide repräsentiren das aristokratische Leben Deutschlands und Englands, beide sind Aristokraten, mit allen Schwächen und Mängeln, so wie mit allen Vorzügen, nur mit dem Unterschiede, daß Graf Max der blasirte, verlebte, jeder Schürze nachlaufende deutsche Edelmann ist, welcher der Welt genug gethan zu haben glaubt, wenn er einmal gut gegessen und einer Dame Schmeicheleien gesagt hat; Lord Strangford ist dagegen der strenge, ernstere Engländer, nachdem er die erste Jugendleidenschaft in Paris hinter dem Rücken hat.

Die Damen sind minder klar und abgerundet dargestellt, bei ihnen ist nur die Gefühlsseite hervorgehoben: Helene, die griechische Fürstin, die Repräsentantin des schlechten Princips, und Clara, die Adoptivschwester und Schwägerin des Grafen Max, die Repräsentantin des guten Princips; die erste, die leidenschaftliche Südländerin, die Gift und Dolch stets zur Hand hat, um ihren Leidenschaften zu fröhnen, Clara, die nur in ihrer Traumwelt lebende Deutsche; die letztere ist besser gelungen, wie überhaupt die Entsagungsscenen der Verfasserin mehr zusagen, wie Alles Uebrige. Die deutschen Landschaftsskizzen so wie das Badeleben zu Wiesbaden sind hübsche Bilder, man sieht, die Verfasserin hat das Leben mitgelebt, es sind wahre Lebensbilder. Die Sprache des Romans könnte zuweilen gefeilter, die einzelnen Abtheilungen könnten klarer verbunden sein.

Druck und Papier sind gut, wie die bekannte Firma ihre Druckwerke stets gut ausstattet.

Illustrirtes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd. II. Band. 8. 9. Heft. S. 193–244. Gr. 4. Mit sechs Stahlstichen.

Wir dürfen wol voraussetzen, daß dieses „Familienbuch", über dessen Inhalt wir vom ersten Hefte dieses Bandes an berichtet, unseren Lesern, in Bezug auf seine Tendenz, seine elegante Ausstattung u. s. w., hinreichend bekannt ist und genügt es gewiß, wenn übersichtlich angegeben wird, was die beiden neuen Lieferungen bieten. In der ächten erhalten wir von Adelaide die Novelle: Die Familie; zu dem Stahlstich: Römerin, nach Kaulbach, eine Malernovellette aus Rom: Still Nichtchen, in welcher im Kreise jugendlicher Künstler der alte Reinhard, der alte Roden und der alte Vater Koch erscheinen; Gedichte: Köhlerglaube (altböhmische Sage), von Isidor Proschko. Der Fels, von K. A. Kaltenbrunner; Geschichtliches und Biographisches: Bethoven (sehr interessant), mit zwei Holzschnitten im Texte; Florian (Graf Joseph Stein,) Episode aus dem Kriegsjahr 1809 (der Schauplatz Steiermark —), von C. Poul, nebst einem trefflichen Stahlstich: die Flucht; literarische Notizen über A. J. Weidenbach's „Mythologie der Griechen, Römer und der nordischen Völker", und Otto Hübner's „Statistische Tafel aller Länder der Erde. 2. Aufl."; Ansichten aus Mähren. 2. Schloß Eisgrub und Umgebung, von Friedrich Steinebach, mit dem gleichnamigen Stahlstich. Die neunte Lieferung enthält: Uebelthat und Sühne, ein Charaktergemälde aus dem dreißigjährigen Krieg von August Becker; wie in der Einleitung versichert wird, aus einer alten Handschrift. Auszug aus dem Kirchenprotocoll des Städtleins X. in der rheinischen Pfalz; in 3 Abschnitten: Schön Ann'merle. Das Klageweib. Die Pestjungfer. (Es ist eine der Schreckensgemälde, an welchen der dreißigjährige so reich; vorzüglich hat es dem Untergang des Dörfleins Weiher zum Gegenstande.) Eine Begebenheit aus dem Tirolerkriege (Magdalena Bindelmayer und ihre Söhne; eine kleine Skizze, die uns jedoch mehr angesprochen, als die Schilderung der Greuel und Unthaten in der vorhergehenden Darstellung; dazu der Stahlstich: Der sterbende Krieger); Gedichte: Ewige Jugend, von Ingár v. Sivers; Aveläuten, von Dr. Joh. Nep. Vogl; Besprechungen von Heinrich Kurz's „Geschichte der deutschen Literatur" (sehr empfohlen) und Ingór v. Sivers' „Palmen und Birken; Dichtungen". Der Stahlstich: Anna Boleyn (in Tracht und Angesicht nach einem Gemälde von Holbein) ist biographisch erläutert. Der übrige Inhalt besteht aus Folgendem: Der Tempel des olympischen Jupiter bei Athen (mit Stahlstich) als dritter Abschnitt des Artikels: Die Denkmale Griechenlands, von A. R. v. Perger; die Blutgerichte bei den Gebirgsbewohnern des Kreises Cattaro in Dalmatien; einige Bemerkungen über Wasserscheu, von E. Rittler; Schraubenlinien und Fässche, von A. R. v. Perger; Gutta-Percha-Sohlen; der Schiemanker (neue Erfindung vom Schiffslieutenant Marel); Buntes (— Was ein Füchslein zehren kann — Lebensdauer des Menschen —).

H.

Lebensbilder aus der Heimath und Fremde. Zur Unterhaltung und Belehrung für Jung und Alt. Von W. O. v. Horn, Gg. A. Winter u. A. Mit Stahlstich. Leipzig, Verlag von Jm. Tr. Wöller. 188 (184) Seiten. 8.

Wir haben früher unseren Lesern eine Reihe in Hrn. Wöller's Verlag erschienener empfehlungswerther Jugend- und Volksschriften namhaft gemacht, an welche sich die vorliegende anschließt. Drei etwa ausgenommen, sind die neun Erzählungen, welche das Buch enthält, alle dem wirklichen Leben entlehnt und gewinnen dadurch bedeutend an Werth und Interesse. Sie alle bezwecken den Sinn für Rechtschaffenheit, Menschenliebe und Frömmigkeit in den Herzen von Jung und Alt zu erwecken und zu stärken; ungeachtet dieser zu lobenden Tendenz sind sie aber nichts weniger als langweilig, sondern gewähren angenehme Unterhaltung, ja einige haben selbst eine etwas romantische Färbung. Ueber die allerdings über-

Digitized by Google

raschende Aehnlichkeit in den Lebensschicksalen Friedrich Müllner's und des hochverdienten Taubstummenlehrers Reich, welche in den beiden ersten Lebensbildern: Der zerrissene Stiefel, von Gg. A. Winter, und: Gott führt die Seinen wunderbar, von Jm. Tr. Wöller, geschildert werden, hat der Verf. des Letzteren sich erklärend ausgesprochen. Von W. O. v. Horn sind folgende, in bekannter anziehender Darstellung abgefaßte Erzählungen: Antonio, der Fischer von Capri; Gutes bleibt nicht unbelohnt (Scenen aus den spanischen Freiheitskämpfen); Eustache (Geschichte eines edlen Negers, dem 1831 der Montyon'sche Preis von der französischen Akademie ertheilt wurde); von Gg. A. Winter außer der schon erwähnten: die goldene Kette; das Händlein der Frau Einnehmerin; die Grenzeiche. Verfasser der letzten interessanten Lebensgeschichte eines jungen Deutschböhmen: Kaiser Joseph II. und der Deserteur, ist Fr. Schwed.

Die saubere Ausstattung theilt das Buch, welches sich besonders auch zu einem zweckmäßigen Weihnachtsgeschenk eignet, mit anderen ähnlichen Wöller'schen Verlagsartikeln. H.

Miscellen.

Einer der Veteranen der Bibliographie in Frankreich, Hr. Justin Lamoureux in Nancy, giebt im März-Hefte des Pariser Bulletin du bibliophile interessante Notizen über eine lächerliche Schrift, die sorgfältig unterdrückt wurde, daher sehr gesucht wird und so selten geworden ist, daß weder Peignot in seinen Prédicatoriana, noch Quérard in der France littéraire sie anführet. Es ist dies eine „Oraison funèbre du Dauphin, prêchée le 22 janvier 1766, dans l'église des religieuses capucines de Paris, par le R. P. Fidèle de Pau, capucin de la province d'Aquitaine. Paris 1766." 4. Ein kleines Bruchstück derselben lautet: „Et vous (madame la Dauphine) qui puisâtes dans son sein la gloire et le plaisir de vos jours! vous, qui voyez les caractères de sa tendresse gravés sur le front de vos enfants! vous, l'amour de son âme, dont le coeur est poursuivi nuit et jour par son ombre encore votre amante! dites-nous, ô princesse de douleur! si le Dauphin fut pour vous un prince du bel amour? Les seules larmes de l'épouse font ici l'éloge du mérite de l'époux; les pleurs d'Artémise ont immortalisé Mausole; mais pour ne rien donner aux vivants aux dépens des morts; ce fut à Fontainebleau la pieuse tendresse qui déplorait le sort de l'amour vertueux, l'incorruptible pudeur qui s'épuisait en soupirs sur la perte de son intime compagne, l'inviolable fidélité; ce furent les Grâces plongées dans un océan de douleurs par le commerce à jamais interrompu de leurs innocents et délicieux plaisirs; et aujourd'hui encore, c'est la Dauphine dans son veuvage trop accablée de langueur pour avoir été tant aimée du Dauphin trop aimable: ô horreur! quel crime de la nature! que la séparation de ces deux coeurs à qui la sympathie des plus nobles penchants ne faisait pousser qu'un même soupir! coeurs bienheureux, dont l'union retraçait l'image des félicités éternelles." Hr. de Chênedollé, aus dessen Analyse der Januar-, Februar- und März-Hefte des Pariser Bulletin, im 4. Hefte des Bulletin du bibliophile belge, wie Obiges entnommen, fügt diesem Unsinn, von dem man kaum glauben kann, daß er wirklich an heiliger Stätte gesprochen, ein wohlbegründetes Ouf! hinzu. H.

Das zweite Verzeichniß einer Sammlung von Manuscripten, Documenten und Autographen, ꝛc. der Buch- und Antiquariats-Handlung von J. A. Stargardt in Berlin, mögen Bibliophilen und Autographen-Sammler ja nicht unbeachtet lassen! — Die Autographen (deutsche Kaiser, Preußen, Polen und Rußland ꝛc. Staatsmänner, Gelehrte ꝛc. Nebst Anhang) füllen die Seiten 5—24; es befinden sich unter denselben manche merkwürdige Stücke z. B. ein eigenhändiger deutscher Brief Luther's vom J. 1532 „an meine lieben Herrn u. Freunde in Christo so itz in Leipzig umb Christi willen verleiden werden sollen, sämmptlich u. sonderlich" (abgedr. in der Walchischen Ausg. der Werke B. 10. S. 2224); ein Brief Melanthon's (abgedr. in Bretschneider's Corp. Reform. V. 10.); Ordinations-Brief der wittenberg. theol. Facultät für Barthol. Scholtz zum Prediger, unterzeichnet von Phil. Melanthon, Joh. Bugenhagen, Georg Major, Joh. Forster, Lucas Hegee, Paul Eber, Sed. Feöschel. 10. Nov. 1555; auf welchem Melanthon noch eigenhändig 18 Zeilen hinzugefügt hat, unter Anderem: „ipso die anno 1483 natus est reverendus vir M. Lutherus cuius voce deus Evangelii lucem ecclesiae restituit"; ein Brief von Schiller an Gleim, vom 7. Nov. 1794; ein Brief von (Heinrich od. Robert) Stephanus an Phil. Melanthon. Jen. (Genf?) 3. Febr. 1552; ein Brief von Fr. Leop. Graf zu Stollberg an de la Motte Fouqué, Wittenhausen 6. Dec. 1814: „Mich dünket mein ganz Haar würde mit Herzeleid in die Grube fahren, wenn ich erleben sollte, daß Deutsche wieder gegen Deutsche zu Felde zögen!"; ein Brief von Klopstock an Gleim v. 7. Sept. 1769; ein Brief von Wellington; Permutio inter magist. dom. Ludov. de Ariostis et dom. Antonium Maria et fratres de Furtanis, Docum. auf Perg. m. eigenh. Unterschr. Ariosto's; ein prächt. Exemplar von Ulrich von Hutten's Ad Carol. Imp. . . . advers. intentatam sibi a Romanistis vim et iniuriam conquestio etc. o. O. u. J. (Ebernburg 1521), 4., mit eigenhändiger Dedication u. einigen Correcturen im Texte von Hutten. — Die Manuscripte ꝛc. bestehen aus 70 Nummern; wir finden hier ein schönes Mscpt auf Papier von Virgil's Aeneis und Bucolica, aus dem 14. Jahrh.; Briefwechsel des Generals v. Bielefeld mit der Karschin und Gedichte der Letzteren, die in der Sammlung von 1764 und 1792 fehlen; mehrere in kalligraphischer Hinsicht interessante Stücke. Hoffmann.

Wie der Hull Advertiser berichtet, hatte sich kürzlich ein Bauer aus der Nähe des Dorfes Kirby-under-Dale an einem Sonntage mit einem großen Zettel am Hute, auf welchem mit großen Buchstaben folgendes Heirathsgesuch gedruckt stand, vor der Kirchthüre jenes Dorfes hingepflanzt: „Wünscht eine Frau, mit ein wenig Geld, um mit derselben nach Amerika zu gehen." Ob der Heirathe-Candidat seinen Zweck erreicht hat, wird nicht angegeben.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 94. Mittwoch, den 24. November. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

SOCIETÄT

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 733
Die Hörner in symbolischer Bedeutung ..... " 735
Ein Fehlschluß Jean Jacque's ..... " 735
Literatur:
Pneumatischer Zusammenhang der christlichen Lehre. Von J. F. Ch. Budy ..... " 736
Attila. Schilderungen aus der Geschichte des fünften Jahrhunderts von Amédée Thierry ..... " 737
Miscellen ..... " 740

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Marat.

Marat hat zwei bedeutende Rollen bei den Septembermetzeleien gespielt: er gehörte zugleich zu denen, die dazu angespornt hatten, und denen, die sie ausführten. Inzwischen hat er die eine wie die andere dieser Rollen keck in Abrede gestellt.

„Das unheilvolle Ereigniß vom 2. und 3. September", schrieb er unterm 6. October, „das von Treulosen und Söldlingen der Municipalität zugeschrieben wird, ist lediglich durch die Rechtsverhöhnung des Gerichts, welches den Verschwörer Montmorin freigesprochen hat, und durch die Indignation des Volkes, das der Sclave all der Verräther zu werden fürchtete, die so lange seine Unfälle und Leiden verursacht haben, provocirt worden."

Es ist dieses, wie der Leser schon weiß, eine der Fabeln, welchen man über die Ursachen der Metzeleien hat Glauben verschaffen wollen. Aber die, am Freitag, den 31. August des Nachmittags durch das Revolutionstribunal erfolgte, Freisprechung des Herrn von Montmorin hat nicht die Veranlassung sein können, daß Sergent schon am 25. August die Frau von Fausse-Lendry davon abzuhalten suchte, sich zu ihrem Onkel, den Abbé Chapt de Rastignac, in der Abtei einsperren zu lassen, weil das, wie er sagte, unvorsichtig wäre und die Gefängnisse nicht als sicher anzusehen seien; sie hat nicht Ursache sein können, daß ein Professor Felix, Mitglied der Sansculotten-Section, und, wie man sehen wird, stark bei den Metzeleien betheiligt, schon am Morgen des 21. August den Vorschlag machte, eine Aussonderung mit den Priestern von St. Firmin vorzunehmen. Eine vage und allgemeine Gährung, ohne Plan, ohne Anführer und ohne Zweck hätte selbst nicht machen können, daß der Gefängnißaufseher der Abtei am 2. September früh Morgens seine Frau und Kinder aus dem Gefängniß fortschickte, eine Vorsicht, welche der Frau von Fausse-Lendry auffiel.

Uebrigens machte Marat sich kein Gewissen aus den Metzeleien: er äußerte sich darüber in seiner am 25. September im Convent gehaltenen Rede folgendermaßen:

„Wer von Ihnen, meine Herren, würde es gewagt haben, mir ein Verbrechen daraus zu machen, daß ich das Beil der Volksrache auf die schuldigen Häupter der Bösewichter herabgerufen habe? Das Volk hat, ohne sich erst von einer Stimme leiten zu lassen, die gute Einsicht gehabt, zu begreifen, daß darin in der That sein Hülfsmittel beruhe: es hat sich desselben mehrere Male bedient, um seinen Untergang zu verhindern. Die blutigen Auftritte vom 14. Juli, 6. October, 10. August und 2. September sind es gewesen, wodurch Frankreich gerettet worden ist. Schade, daß sie nicht durch geschickte Hände geleitet worden sind!.... Es bedauernd, daß das Beil ohne Unterschied alle Straffällige traf, die kleinen Sünder wie die großen Bösewichter, und in dem Wunsche, es allein auf die Häupter der vornehmsten Gegenrevolutionairs zu lenken, habe ich es mir angelegen sein lassen, diese furchtbaren und ungeregelten Bewegungen der Weisheit eines Leiters zu unterordnen... Den Einsichtsvollen wird das Angemessene dieser Maßregel einleuchten, meine Herren. Wenn Sie in diesem

Digitized by Google

Stücke nicht mit mir auf gleicher Höhe stehen sollten, so würde das nur zu Ihrem Nachtheil sein."

Doch werden alle Ausreden Marat's durch ein Paar authentische Zeugnisse zunichte gemacht: erstens durch eine öffentliche Rede Petions; zweitens durch ein officielles, nicht in Druck gekommenes officielles Document, das sich in den Archiven der Polizeipräfectur befindet.

„Der Ueberwachungsausschuß der Gemeinde," sagt Petion, indem er von den Septembermetzeleien spricht, „füllte die Gefängnisse an. Ein Mann unter anderen, dessen bloßer Name eine Beschimpfung geworden ist, dessen Name das Gemüth aller friedlichen Bürger mit Schrecken erfüllt, schien sich der Leitung und der Bewegungen der Polizei bemächtigt zu haben. Sich zu allen Conferenzen drängend, mischte er sich in alle Angelegenheiten, er sprach und verfügte nach Willkür. Ich beschwerte mich darüber laut bei der Gemeinde, und sagte am Schlusse: „Marat ist entweder der wahnwitzigste aller Menschen, oder auch der ärgste Bösewicht!"

In Folge seiner Theorie von der Nothwendigkeit, das Volksbeil auf das Haupt der vornehmsten Gegenrevolutionairs zu lenken, wollte Marat auch Roland mit in das Gemetzel einbegriffen wissen.

„Der Ueberwachungsausschuß," setzt Petion hinzu, „fertigte in der That einen Verhaftsbefehl gegen den Minister Roland aus. Es geschah dies am 4., und das Morden währte noch fort. Danton hatte es erfahren, und kam in Gesellschaft von Robespierre nach der Mairie. Er war im höchsten Grade aufgebracht über einen so eigenmächtigen und unsinnigen Schritt, der nicht Roland, wohl aber denjenigen, von welchen er ausgegangen war, den Untergang bereitet haben würde. Danton setzte seine Zurücknahme durch, und er wurde dann in Vergessenheit begraben."

Der Antheil, welchen Marat an der Leitung der Metzeleien genommen hat, ist also außer Zweifel.

Robespierre.

In den Erklärungen, welche Robespierre in Betreff der Septembermetzeleien gegeben hat, sind zwei Gesinnungen vorherrschend: eine bis zur Lüge getriebene Verstellung, und die kälteste Grausamkeit.

Robespierre läugnete von Haus aus jede persönliche Betheiligung an den Metzeleien, hielt sich dabei aber in der Unbestimmtheit von Ideen und Worten, aus welcher er selten herauszutreten pflegte.

„Mir sind die Umstände unbekannt," sagte er; „ich stelle sie nicht in Abrede, glaube aber auch eben so wenig daran. Ich bin nie mit irgend einer Commission beauftragt gewesen, und habe mich auch in keiner Weise mit irgend einer besonderen Operation befaßt. Ich habe nie auch nur einen Augenblick den Vorsitz in der Gemeinde geführt, und zu dem so sehr verläumdeten Ueberwachungsausschusse nie in irgend einer Art von Beziehung gestanden."

Da es damals kein Leichtes war, Robespierre seine Unthätigkeit und Enthaltsamkeit streitig zu machen, indem diejenigen, die es hätten thun können, seine Freunde waren, so blieb er mehr und mehr bei diesem, allen Urhebern von Metzeleien gemeinsamen, Vertheidigungssystem.

„Diejenigen, die da gesagt haben, daß ich an den Ereignissen, von welchen ich spreche, den geringsten Antheil genommen hätte," setzte er hinzu, „sind entweder Menschen, die äußerst leichtgläubig oder äußerst boshaft sind. Was den Mann betrifft, der, auf den Erfolg der Verläumdung rechnend, geglaubt hat damals ungestraft drucken lassen zu können, daß dieselben von mir geleitet worden wären,*) so könnte ich mich darauf beschränken, ihn seinen Gewissensbissen zu überlassen, wenn diese nicht eine Seele voraussetzten. Zu Nutz derjenigen, die durch Trug haben irre geleitet werden können, erkläre ich, daß ich vor der Zeit, wo diese Ereignisse statt gefunden, aufgehört hatte den Generalrath der Gemeinde zu besuchen. Die Wahlversammlung, deren Mitglied ich war, hatte ihre Sitzungen begonnen; die Vorgänge in den Gefängnissen sind mir erst durch das öffentliche Gerücht, und später als den meisten Bürgern zu Ohren gekommen, denn ich war gewöhnlich zu Hause."

Man sieht es, daß Robespierre, so wie er einmal den Weg betreten hatte, welchen die Criminalrichter ein Alibi nennen, er mit jedem Worte einen neuen Schritt darauf thut. Zuvörderst hatte er in der Gemeinde den Vorsitz nicht geführt und sich in nichts gemischt; sodann hatte er aufgehört in dem Generalrath zu erscheinen, und letztlich sagt er uns noch, daß er selbst nicht mehr zu der Gemeinde gekommen sey.

„Man hat es gewagt," sagt er, „durch eine abscheuliche Zusammenstellung anzudeuten, daß ich die Sicherheit einiger Deputirten hätte gefährden wollen, indem ich sie der Gemeinde bei den Hinrichtungen der Verschwörer denuncirt hätte. Ich habe auf diese Schändlichkeit schon damit geantwortet, daß ich es in Erinnerung gebracht, daß ich schon vor diesen Ereignissen die Gemeinde zu besuchen aufgehört hatte.

Das Läugnen ist demnach sehr bestimmt, sehr formell, und oberflächliche Geschichtschreiber haben sich schon dadurch können täuschen lassen. Und doch ist dies Läugnen in allen Stücken erlogen! Robespierre hat den Gemeinderath während der Mordscenen nicht verlassen gehabt; er hat an den die Metzeleien betreffenden Deliberationen Theil genommen; er hat mit Bezug auf die Metzeleien eine Mission ausgeführt; er ist der Metzeleien wegen und während sie noch fortwährten wenn nicht zu dem Ueberwachungsrathe in der Mairie, doch nach der Mairie gegangen. — Wie wollen wir den Leser aber überzeugen, daß Robespierre gelogen hat? Durch das Protocoll der Sitzungen des Generalraths der Gemeinde, in welchen Robespierre zugegen gewesen ist, wo er gesprochen, wo er eine Mission nach dem Tempel, dem die Mörder ein gleiches Loos wie den anderen Gefängnissen zugedacht hatten, angenommen gehabt hat.

Wenn Robespierre von den Operationen der mit Ernennung der Conventsdeputirten beauftragten Wahlversammlung spricht, so findet bei ihm eine Verwechslung oder eine Vergessenheit statt.

Die Sectionen organisirten die Ueberversammlungen am 27. August. Robespierre gehörte der Section des Vendomeplatzes an, die nach dem 10. August die Benennung Pikensection annahm. In der Sitzung vom 27. August wurde Robespierre einstimmig zum Präsidenten ernannt. Er präsidirte in der That die Versammlungen dieser Section Behufs der Ernennung ihrer zwölf Wähler. Die Operationen der zwölf

*) Eine Anspielung auf Louvet.

Digitized by Google

Wähler haben den 7. September begonnen, an welchem Tage Robespierre mit Danton und Collet d'Herbois zum Conventsdeputieten ernannt wurde. Die Metzeleien sind demnach zwischen der Ernennung der Wähler und der Ernennung der Deputirten vorbereitet und in Ausführung gebracht worden, und Robespierre hat während all dieser Zeit an den Werken des Generalraths der Gemeinde Theil genommen.

Am 1. September führte Robespierre zweimal das Wort im Generalrathe. Das erste Mal verlangte er, daß das Municipalbureau zu seinen Sitzungen einen anderen Saal als den des Generalraths nehmen sollte, um nicht die Morgensitzungen zu unterbrechen. Das zweite Mal entwickelte er in einem beredten Vortrage alle die Umtriebe, die gemacht würden um den Generalrath um das öffentliche Vertrauen zu bringen, und was der Rath alles gethan habe, um sich desselben würdig zu machen. Er resumiete sich, und sagte, daß er kein andres Mittel, das Volk zu retten, wüßte, als daß demselben die Gewalt zurückgegeben würde, welche der Generalrath von ihm erhalten hätte."

Manuel antwortete Robespierre, und bestritt seine Ansicht wegen der Resignation der Gewalten der Administratoren; doch wurden die von ihm gehaltene Rede und die von ihm in Vorschlag gebrachte Adresse auf Kosten der Gemeinde bei Duplain gedruckt.

Am 2. September beschloß der Generalrath in seiner um 4 Uhr begonnenen Abendsitzung eine Menge Maßregeln, die sich auf die, schon von den Mördern überfallenen Gefängnisse bezogen. Er nahm Beschlüsse zu Gunsten von Gefangenen wegen Civilschulden und militairischer Disciplinvergehen ꝛc.; er ließ das Gefängniß von St. Pelagie erschließen; er schickte eine bewaffnete Macht nach den Tempelthurm; er ernannte Commissarien, die sich nach den Gefängnissen begeben sollten: an allen diesen Maßregeln hat Robespierre, der in der Sitzung gegenwärtig war, Theil genommen. Er hat noch weit mehr gethan, indem er inmitten dieses ersten Mörderwahnsinns in Gemeinschaft von Billaud-Varennes eine Verschwörung denuncirte, die den Zweck haben sollte, den Herzog von Braunschweig den Thron besteigen zu lassen. Diese Denunciation spielet sehr deutlich auf Brissot und einige Girondisten an, so deutlich, daß der Ueberwachungsausschuß der Mairie am 3. September um 7 Uhr Morgens bei Brissot eine sehr scharfe Haussuchung vornehmen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hörner in symbolischer Bedeutung.

Da bei den Alten die Hörner ein Sinnbild der Stärke und der Macht waren, so ist es begreiflich, daß dieselben zum unterscheidenden Merkmale für den Gott Pan, für die Feld- und Waldgötter (Satyrn), für den unglücklichen Nebenbuhler des Herkules (Acheloos) und für Herkules selbst dienen konnten. Es giebt Statuen des Bachus, welche ebenfalls mit Hörner versehen sind; aber dieser Hörner ist nur bei den Dichtern Erwähnung geschehen. Man muß in solchen gleichzeitig eine symbolische Anspielung auf die Wirkungen des Weines, auf die Stärke, die Entschlossenheit und die Macht erblicken, welche derselbe Denjenigen verleihet, die einen mäßigen Gebrauch von ihm machen.

Bei den Spartanern war es Sitte, daß die Frauen die Stirn ihrer Männer in dem Augenblicke, wo diese zu einem Kriege aufbrachen, mit Kränzen von Hörnen schmückten; wie schon erwähnt: ein Symbol der Stärke und des Muthes. Gewiß verbanden dieselben mit diesem bildlichen Gleichnisse durchaus keinen anderen Gedanken, und sie waren weit davon entfernt, hierin eine Vorbedeutung der Verletzung des ehelichen Gelübdes zu erblicken. Diese letztere Anspielung ist es jedoch, welche bei uns die Oberhand gewann, indem wir den alten und wahren Sinn, welcher jener Sitte zu Grunde lag, aus den Augen verloren. Hieraus entsprangen sodann die gemeinen und abgenutzten Redeweisen, in denen das Wort Hörner dazu gebraucht wird, die von einer Frau der Ehre ihres Mannes zugefügte Schmach zu bezeichnen, und der Beiname Hörnerträger (Hahnrei)*), mit dem man Denjenigen belegt, der hintergangen worden ist.

Man sieht, daß die Neueren, welche von den Alten so viele Dinge entlehnten, diese oft auf seltsame Weise entstellt und verfälscht haben. Es lohnte auch wahrlich der Mühe, aus der griechischen Sprache einen Ausdruck in die unserige zu übertragen, um solchen — milde geäußert — eine Abgeschmacktheit sagen zu lassen; man würde aber mit geringer Mühe mehrere Verkehrtheiten ähnlicher Art nachweisen können. — O! Athener der Neuzeit!

N—n.

Ein Fehlschluß Jean Jacque's.

In dem ersten Theile des „Emil" findet man folgende Stelle: „Il est certain, que les grands mangeurs de viande sont en général cruels et feroces plus que les autres hommes. Cette observation est de tous les lieus et de tous les temps: la barbarie anglaise est connue." — Die con amore frosch- und salateffenden Franzosen, welche hinsichtlich des ersteren Genusses, Hogarth so unterhaltende Gruppen lieferten, haben, trotz jener physiologischen Weisheit des werthen J. J. in der ersten Revolution Greuel begangen, die denen unter Ghengiskan und Tamerlan verübten gewiß nichts nachgeben, was indessen nicht hindert, daß die Franzosen bei jeder Gelegenheit „une nation polie, douce, et galante" sich nennen. An blendenden Sophismen aller Art sind überhaupt Rousseau's Schriften reich, die sich nur mit dem: „errare humanum" entschuldigen lassen.

N—n.

---

*) Der Hahnrei, dänisch und schwedisch Hanrel; bairisch, Hanrey, Hainel, Haindel, Hainz, verderbt aus Hainreich; bei Pater Abraham a Sancta Clara (Ulrich Megerle): Henricus; nach Schneller, aus dem Französischen Henri entstanden; ein Spottname für einen unmännlichen Mann, Hörnerträger.

(Sprachvergleichendes Wörterbuch der deutschen Sprache, von Kaltschmidt. Leipzig, 1839.)

Digitized by Google

Pneumatiſcher Zuſammenhang der chriſtlichen Lehre. Ein Beitrag zur Verſtändigung über die Wahrheit des Chriſtenthums v. J. F. Ch. Budy, Prediger zu Stettin. Stettin, 1850, bei Großmann. 43 Seiten. 8.

Weil unſere Zeit an Worten reich und an Gedanken arm iſt, weil unſere Volksredner und Schriftſteller ſo häufig einen abgeſtandenen Gedanken zur Qual ihres Publikums breit treten und dabei noch auf Redner- und Schriftſteller-Talent Anſpruch machen: ſo iſt es einem Rec. ordentlich ein Labſal, wenn ihm einmal eine Schrift vor Augen kommt, von welcher er ſagen kann: Wenig Worte und viele Gedanken! Eine ſolche Schrift iſt die obige, welche zwar ſchon ein zweijähriges Alter erreicht hat, aber bei dem Vorherrſchen politiſcher u. a. äußerer Beſtrebungen weniger bekannt geworden zu ſein ſcheint, als ſie es ſowohl wegen ihres Inhalts als ihres Zweckes verdient. Zwar ihr Inhalt: der geiſtige Zuſammenhang der chriſtlichen Lehre; ihr Zweck: die Verſtändigung über die Wahrheit des Chriſtenthums; ihre Diction: die bibliſch-philoſophiſche, mag einen Theil unſerer Zeitgenoſſen, — denen das äußere, bürgerliche Leben und deſſen Erſcheinungen für das non plus ultra aller menſchlichen Thätigkeit, und eſſen, trinken und ſich amüſiren für die wahre menſchliche Beſtimmung gilt, welche mit religiöſen Wahrheiten ſich nur ſo lange und ſo weit beſchäftigen, als ſie dieſelben auf eine, ihrem gemeinen Menſchenverſtande bequeme Weiſe zurecht legen können, denen Goethe's Mephiſtopheles zuruft:

„Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr ſei nicht wahr“;

die Jedem, der eine Sache tiefer faßt, ängſtlich zurufen: Zerſtellt mir meine Kreiſe nicht! — wenig zuſagen und ſie alſo auch nicht zur Verſtändigung bringen. Wer aber urtheilen und aburtheilen will, von dem fordert doch das einfachſte Gerechtigkeitsgefühl, daß er erſt kenne und gründlich kenne, was er zu beurtheilen ſich herausnimmt. Leider fehlt eine genaue, gründliche Erkenntniß der chriſtlichen Wahrheiten im Allgemeinen und der chriſtlich-proteſtantiſchen Lehre im Beſonderen Tauſenden, welche ſich Chriſten und proteſtantiſche Chriſten nennen, ſelbſt Jugendlehrern, und es geht ihnen daher wie dem Schweizer Bauern, welcher den erbeuteten Edelſtein Karls des Kühnen als Glas verkaufte. Was aber Einſicht in den innern geiſtigen Zuſammenhang der chriſtlichen Lehre betrifft, ſo heißt es bei Vielen: „Wer will was Lebendig's erkennen und beſchreiben, ſucht erſt den Geiſt herauszutreiben, dann hat er die Fäden in ſeiner Hand, fehlt leider! nur das geiſtige Band.“ Der Verf. obiger Schrift erklärt deshalb gleich Anfangs mit Fug und Recht: „Der eigentliche Grund der Beſchwerde über die Unfruchtbarkeit gewiſſer chriſtlicher Dogmen liegt nicht in *dieſen*, ſondern in dem Mangel an *Einſicht* in das *Weſen* derſelben und in die Einheit chriſtlicher Lehre überhaupt bei denen, welche eine ſolche Klage erheben. Könnten ſie ſich losmachen von dem unbibliſchen Ideenkreiſe, in welchem ihre, mit ſich ſelbſt zerfallene Vernunft (von der ſie, „wie ein Thier auf dürrer Haide von einem böſen Geiſt, im Kreis herumgeführt werden“); ſie würden nicht allein die Göttlichkeit des Chriſtenthums und die Einheit ſeiner Lehre, ſondern auch die *Fruchtbarkeit* und *Nothwendigkeit* jener angefochtenen Dogmen erkennen. Wer aber das Ganze nicht nach ſeinem tiefſten Grunde und in ſeinem einheitlichen Weſen erfaßt hat, der kann auch das Einzelne nicht ergreifen; und ſelbſt in ſolchen Dingen, welche er ſelbſt meint oder Andern ſcheint erfaßt zu haben, blickt der Grundirrthum hervor, wenn man in die Tiefe geht. Steckt in einem Syſtem auch nur ein Irrthum, und iſt Conſequenz in dieſem Syſtem, ſo hat der eine Irrthum Einfluß auf das Ganze oder das Syſtem iſt ein in ſich zerrüttetes, d. h. es beſtehen darin zwei oder mehre Syſteme neben einander. Die *Wahrheit* aber iſt *eine* und iſt ein *Ganzes*. Sie iſt ein Syſtem, ja das *eine* Syſtem, das Syſtem aller Syſteme. *Wahrheiten* ſind nur Manifeſtationen der *einen* Wahrheit in anderen Formen und Momenten. Alle Wahrheiten haben ihren Grund in Gott; alle Wahrheiten ſind Gedanken Gottes, ꝛc.“ Der Verf. zeigt dann, daß wir mit Ergründung *unſeres Weſens* nur *unſer Weſen* ergründet haben, nicht Gottes Weſen; daß der Begriff Gottes ſich nicht aus dem Kopfe eines Philoſophen konſtruiren läßt, Gott iſt nur ſeine Selbſtoffenbarung; er hat *uns* eine Offenbarung von ſich gegeben, aber dieſe ſchwingt ſich in uns höchſtens zur Idee der Unbegreiflichkeit Gottes empor, denn nur der Geiſt, ſagt die Schrift, d. i. der Gottesgeiſt, weiß, was im Geiſte (Gottes) iſt; gleich wie der Menſchengeiſt weiß, was in ſeinem individuellen Geiſte iſt. Da Gott nun die menſchlichen Begriffe überſteigt, ſo iſt klar, daß wir (die in Zeit und Raum Beſchränkten) von ihm nur gerade ſo viel zu erkennen vermögen, als es einestheils ſein Wohlgefallen war, uns zu offenbaren, anderntheils unſere Beſchränktheit zuließ, zu erkennen. — Wie der Geiſt nicht ohne Leib zur Erſcheinung kommt, ſo auch der Gedanke nicht ohne ſein Kleid, das Wort. Die Bibel iſt im Ganzen wie im Einzelnen Gottes Wort, welches uns geworden durch die Offenbarung des Sohnes. Ihr Urtext iſt als normal zu betrachten, nicht eine Ueberſetzung. Mag auch durch Abſchreiben und Ueberſetzen manches aus dem Text zu ſcheiden, auch die Eigenthümlichkeit der Propheten und Apoſtel unverkennbar ſein, das Wort Gottes, im Munde Jeſus, Petrus, Paulus, Johannes, iſt und bleibt immer das Wort Gottes, das ſie nicht aus eigenem Nachdenken, ſondern durch den Geiſt des Herrn geleitet, „ſie erinnernd an Alles, was der Herr geſagt hatte“, niederſchrieben. Iſt aber das Syſtem göttlicher Wahrheiten pneumatiſch, ſo muß zweierlei daran zu erkennen ſein, einmal, daß ſie alle, wie die Kräfte des Geiſtes eine Einheit, ein Ganzes bilden, und dann, daß ſie ſowohl für ſich ſind, als auch daß ſie einander pneumatiſch durchdringen.

Nun zeigt ſich aber merkwürdiger Weiſe, fügt der geehrte Verf. hinzu, daß gerade ein chriſtliches Dogma, das von der Trinität, welches von Vielen für ganz unfruchtbar gehalten wird, das hauptſächlich unterſcheidende Merkmal in Gott und die Drei-Perſönlichkeit als Einheit lediglich ein Prädikat Gottes iſt, wenn auch bei der menſchlichen Seele ſich in der Einheit eine Dreifachheit kund giebt. Einheit und Dreieinigkeit wird uns von Gottes Weſen offenbart und zeigt ſich in allen ſeinen Wirkungen, wo alle einzelnen chriſtlich religiöſen Wahrheiten ihren Brennpunkt finden und als Manifeſtationen derſelben erſcheinen (wie dies denn bereits von Daub, Marheinecke u. a. iſt gezeigt worden), ſo daß alle chriſtlichen Lehren friſch, warm, konkret, lebendig, und nicht todte, abſtrakte Produkte des denkenden Geiſtes ſind. Mag die Theorie zur beſſeren Ueberſicht und Durcharbeitung Lehre und Leben, Dogmatik und Ethik als beſondre Wiſſenſchaften von einander

Digitized by Google

trennen; im Reiche Gottes ist die Ethik von der Dogmatik nicht geschieden; Wahrheit und Leben sind Eins. Wie die Dogmatik im Grunde eine ethische sein muß, so muß die Ethik eine religiöse sein, d. h. Erkenntniß, Glaube und That gehen beim gesunden Christen (wo Kopf, Herz und Wille in Harmonie stehen) Hand in Hand. Aus dem reflektirenden Verstande, welcher Alles unter Begriffe zu bringen suchte, entstanden Sekten, entstand der Irrthum. Ist das Forschen unser Theil, so ist das Forschen unsre stete Pflicht, dazu sind drei Bücher uns aufgeschlagen: Schrift, Natur und das eigene Herz."

Doch diese Darstellung der Trinitäts-Lehre als des Centrums des Christenthums, welche, (obgleich sie die unterscheidende Lehre desselben ist, obgleich ein jeder Christ darauf getauft, konfirmirt worden ist, obgleich sie bei dem Gottesdienst, bei Beichte, Abendmahl rc. dem Christen zum Bewußtsein kommen sollte, obgleich sie das Verhältniß Gottes zur Menschheit, nicht blos als des Schöpfers (was auch in anderen Religionslehren geschieht), sondern auch auf die höheren geistigen Wohlthaten der Erlösung und Heiligung hinweiset:) — von Wenigen gehörig erkannt, von Vielen für einen Widerspruch in sich gehalten wird, muß in der scharfsinnigen und glaubenstreuen Schrift selbst nachgelesen und studirt werden. Wenn der Verf., wie er Hoffnung giebt, diese aus dem evangelischen Kirchblatt Pommerns abgedruckte Abhandlung ausführlich zu bearbeiten geneigt ist, so wünschen wir zum Frommen nichtgelehrter Leser, daß die wissenschaftlichen und Kunstausdrücke, so viel als möglich, vermieden werden mögen.

Dr. J. C. Kgr.

Attila. Schilderungen aus der Geschichte des fünften Jahrhunderts von Amédée Thierry, Mitglied des Instituts von Frankreich. Deutsch von Dr. Eduard Burckhardt. Leipzig. Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck. 1852. 184 Seiten. 8.

Der Uebersetzer hat in der Vorbemerkung zu zeigen versucht, wie sich während der letzten dreißig Jahre in Frankreich das Streben kundgegeben, auf dem Felde der Geschichtschreibung mit den übrigen Völkern, die in Europa auf dem Höhepunkte der Civilisation und Wissenschaft stehen, zu wetteifern: er nennt Mignet, Thiers, Capefigue, Guizot, Villemain, Lamartine. „Vor allem", fährt er fort, „wollen wir aber unsere Leser auf die beiden Brüder Augustin und Amédée Thierry aufmerksam machen, die sich durch die ausgezeichnetsten Arbeiten über die ältere Geschichte Frankreichs, sowie durch eine Reihe trefflicher historischer Rundgemälde den Ehrenplatz unter den derzeitigen Geschichtschreibern Frankreichs errungen haben. Wenn auch dem Urtheile eines Meisters (Villemain) an dem erblindeten Augustin Thierry die Neuheit der Ergebnisse seiner Forschung, die glänzende Wahrheit des Colorits, die unnachahmliche epische Schilderung der Sitten des Mittelalters, der Scharfsinn und die Genauigkeit in Prüfung derjenigen Institutionen, woraus die Gestaltung des neuen Europa's allgemein hervorgegangen ist, rühmend anerkannt werden muß, so trifft dieses günstige Urtheil nicht minder seinen Bruder Amédée Thierry, von dem wir unseren Lesern in den nachfolgenden Blättern eine Darstellung des „Hunnenkönigs Attila und seiner Zeit" in deutscher Uebersetzung mitzutheilen uns erlauben. „Es ist" — so läßt sich ein deutscher Kritiker in einer geachteten Zeitschrift über dieses Werk vernehmen — „es ist ein markiger und spannender Genuß in diese Lapidarschrift zu lesen, die in ruhiger Gemessenheit, kein Wort zu wenig oder nach zu viel, dahinschreitet, einen Schleier nach dem andern lüftet, ohne Hast und Rast fortbauend den Gang und Lauf der Ereignisse und doch keine Massen aufthürmend, dabei mit Meisterhand die Charaktere der Handelnden in großen und kleinen Zügen abschildernd. Es ist ein Mosaik, das aber, wenn es fertig vor uns steht, keine Spur mehr von mühsamer Arbeit an sich trägt. Kurz es klingt dem Leser dieser Historie von vergangenen Zeiten wie ein Epos an." —

Fügen wir hinzu, daß wir in dieser Darstellung nichts von dem gelehrten Apparat weitschweifiger Anmerkungen finden, der namentlich manchem deutschen Geschichtschreiber als unerläßliches Erforderniß erscheint, während trotzdem dem aufmerksamen Beobachter der gründliche Forschergeist auf jeder Seite vor Augen tritt, so dürfen wir wohl die feste Ueberzeugung hegen, daß diese „Schilderungen aus der Geschichte des fünften Jahrhunderts" dem Theile des deutschen Publikums willkommen sein werden, welcher eine ebenso unterhaltende, als echte und kräftige Nahrung den romanhaften Zerrbildern vorzieht, mit denen eine Partei der französischen Presse den deutschen Büchermarkt überschwemmt."

Das Werk besteht aus acht Kapiteln, deren Hauptinhalt ist: Ankunft der Hunnen in Europa. Flucht der Westgothen. — Das Hunnenreich an der Donau. Attila und Bleda. — Verschwörung des Theodosius gegen Attila. Gesandtschaft der Römer in's Hunnenreich. — Attila's Hof. — Einfall in Gallien. Die heilige Genovefa. — Belagerung von Orleans. Niederlage Attila's bei Chalons. — Einfall in Italien. Gesandtschaft des Papstes Leo des Heiligen. — Tod Attila's. Auflösung seines Reichs.

Diesen Kapiteln geht ein einleitender, „Attila" überschriebener Artikel voran. Er lautet:

„Attila, das ist ein Name, der sich in dem Andenken des Menschengeschlechts einen Platz neben den Namen eines Alexander und Cäsar erobert hat: diese verdanken ihren Ruhm der Bewunderung, jener der Furcht; allein Bewunderung oder Furcht, welches Gefühl es auch sei, das einem Menschen Unsterblichkeit verleiht, lenken sich sicher und gewiß nur auf das Genie. Man muß die Saiten des menschlichen Herzens gar gewaltig erschüttert haben, wenn sich die Schwingungen davon in solcher Weise durch Jahrhunderte hindurch fortpflanzen sollen. Der unselige Ruhm Attila's rühret übrigens weniger von dem Bösen her, was er verübte, als von dem, was er thun konnte und wovon die Welt in Schrecken versetzt geblieben ist. In dem leider zu zahlreichen Verzeichniß von Verwüstern zählt die Geschichte Männer, die weit größere Zerstörungen angerichtet haben, deren Namen aber nicht, wie der Attila's, mit ewigem Fluch belastet sind. Alarich führte den Todesstreich gegen die Civilisation des Alterthums, indem er den Zauber der Unverletzlichkeit, welcher Rom seit sieben Jahrhunderten deckte, zerbrach; Genserich hatte ein allerniedrigstes Vorrecht unter jenen Privilegien der Zerstörung, nämlich Rom und Carthago zu verwüsten; Radagaisus, das grausamste Wesen, welches die Geschichte unter die Menschen gerechnet, hatte das Gelübde gethan, zwei Millionen

Digitized by Google

Römer zu den Füßen seiner Götzen zu erwürgen — und doch finden sich ihre Namen nur in den Büchern aufgezeichnet. Attila dagegen, der vor Orleans scheiterte, der von unseren Vorvätern bei Châlons geschlagen ward, der auf die Fürbitte eines Priesters Rom verschonte und durch die Hand eines Weibes umkam, Attila hat einen Namen im Munde der Völker zurückgelassen, der gleichbedeutend mit Verwüstung ist. Diese offenbare Widerspruch fällt auf den ersten Blick auf, sobald man jene furchtbare Erscheinung genauer betrachtet. Man gewahrt, daß die Attila der Geschichte keineswegs der der Sage ist, daß sie sich einander ergänzen müssen, oder sich wenigstens einer durch den andern erklären lassen, wie man überdies auch zwei Quellen der verschiedenen Ueberlieferungen unterscheiden muß: die römische Ueberlieferung, welche sich mit den Thaten Attila's unter den civilisirten Völkern beschäftigt, und die germanische Ueberlieferung, die sein Auftreten unter den barbarischen Völkern zum Gegenstande hat.

Bei den hier unternommenen Studien werde ich, so weit es nur in meinen Kräften steht, die Urkunden der überlieferten Sagen in's Auge fassen, dabei aber immer die Geschichte, namentlich die Berichte der Zeitgenossen, zur Führerin nehmen. Attila's Leben, dem ein unvermutheter Zufall in dem vielleicht zur Vollendung seiner weitumfassenden Pläne bestimmten Augenblicke ein Ende setzte, ist nur ein abgebrochenes Drama, in welchem der Held plötzlich verschwindet und den Nebenpersonen die Sorge um die Lösung des Knotens überläßt. Dieser Ausgang ist der Schluß der Römerherrschaft im Abendland und die Zerstückelung der einen Hälfte Europa's unter die Söhne, Heerführer, Vasallen und Geheimschreiber Attila's, welche Kaiser oder Könige wurden. An dem Werke der stummen Personen kann man die Größe des Helden messen und so urtheilt auch die Welt darüber."

Der Verfasser hat, wie wir uns durch Vergleichung mehrerer Stellen überzeugt haben, aus den Hauptquellen, Jornandes' Geschichte der Gothen und den Excerpten aus der byzantinischen und der gothischen Geschichte des Priscus (— neuester Abdruck im ersten Bande des Corpus scriptorum historiæ byzantinæ, S. 139—228 —), welcher den Maximinus auf seiner Gesandtschaftsreise begleitete, mit vieler Umsicht geschöpft und andere Nebenquellen (— sie fließen nicht in Fülle —) nicht unbeachtet gelassen, wie einzelne den Schilderungen eingeflochtene Züge darthun. Wir haben oben schon von dem Uebersetzer gehört, daß vom Verf. nur das Ergebniß seiner sorgfältigen Studien über den Hunnenkönig mitgetheilt, der gelehrte Apparat zurückbehalten sei; statt dessen ist aber manche Scene aus Attila's Leben, manches bedeutsame Ereigniß uns mit den Worten der Gewährsmänner vorgeführt. Einige dunkle Partieen sind noch jetzt noch nicht ganz aufgeklärt, Mehreres jedoch in ein helleres Licht gestellt und die ganze Composition bietet ein lebendiges Bild der wildbewegten Zeit, ein Bild, das vorzugsweise als Schreckensgemälde bezeichnet werden muß, aber auch seine Lichtseiten hat. — Lesern, die in der Geschichte zugleich Unterhaltung suchen, wird das Buch vollkommen Befriedigung gewähren. Amédée Thierry darf als gewissenhafter Geschichtschreiber freilich nicht rasch hinwegeilen über die Heereszüge, die Kämpfe, die Verwüstungen der Völkerschaften, die miteinander, gegeneinander stritten, er hat Kriegsgeschichten zu schreiben; aber auch keine Gelegenheit läßt er unbenutzt, um die Intriguen, das Leben des barbarischen Hofes und der civilisirten morgen- und abendländischen Kaiserhöfe vor unsern Augen zu entwickeln so wie anziehende Excurse einzuflechten, wie z. B. eine Schilderung des Badehauses des Onegesius im ungarischen Residenzorte Attila's; die merkwürdige Unterredung des griechischen Geschichtschreibers Priscus mit einem zum Hunnen gewordnen Griechen (S. 82—85; Priscus l. c. S. 190—195); die Geschichte Genovefa's (Geneviève), deren Andenken die Stadt Paris seit vierzehn Jahrhunderten feiert, u. dgl.

Zugleich als Probe der Art und Weise, wie der Stoff von dem französischen Geschichtschreiber behandelt ist, und der deutschen Uebersetzung, jetzt ein paar Bruchstücke.

Das Heer, mit welchem Attila den Einfall in Gallien unternahm, wird folgendermaßen geschildert: „Die Geschichte hat uns das grausenhafte Verzeichniß dieses Heeres aufbewahrt, dessen Massen nicht allein die Ausgänge der Donau, sondern auch die angrenzenden Lande überschwemmten. Niemals seit Xerxes hatte Europa ein solches Zusammenströmen bekannter oder unbekannter Völkerschaften gesehen; man zählte daselbst nicht weniger als fünfmalhunderttausend Krieger. Asien erschien hier durch die häßlichsten und wildesten Vertreter repräsentirt: der schwarze Hunne und der Akatzire, mit ihren langen Köchern versehen, der Alane mit seiner ungeheuern Lanze und seinem Harnisch mit Hornplättchen, der Neure, der Bellonote, der Galone, bemalt und tatowirt, der als Waffe eine Art Sense und als Schmuck ein Wamms von Menschenhaut trug. Aus den sarmatischen Ebenen waren auf ihren Karren die bastarnischen Tribus gekommen, halb Slaven, halb Asiaten, in ihrer Bewaffnung den Deutschen, in ihren Sitten den Scythen, der Vielweiberei nach den Hunnen ähnlich. Germanien hatte seine entlegensten Völkerschaften aus dem Westen und Norden gestellt: den Rugier von den Ufern der Oder und der Weichsel, den Scyren und Turcilinger, Nachbarn des Niemen und der Düna, damals noch unbekannte Namen, die jedoch bald aufhören sollten, es zu sein; sie zogen mit dem runden Schilde und dem kurzen Schwerte der Skandinavier bewaffnet heran. Auch sah man den Heruler, den flüchtigen Läufer, den unbesiegbaren Streiter, der jedoch grausam und der Schrecken der übrigen Germanen war, die ihn endlich auch vertilgten. Weder der Ostgothe, noch der Gepide fehlt beim Aufgebot; sie waren hier mit ihrem schweren, von den Römern so gefürchteten Fußvolk. Der König Ardarich befehligte die Gepiden; drei Brüder aus dem Geblüt der Amaler, Walamir, Theodimir und Widemir, standen an der Spitze der Ostgothen. Obgleich die Königswürde durch Wahl in die Hand des ältesten, Walamir's, gekommen war, so wollte er sie doch mit seinen Brüdern theilen, die er zärtlich liebte. Die Häuptlinge dieser Unmasse von Teufeln, die vor Attila zitterten, hielten sich in der Ferne, wie seine Diener, oder seine Leibwachen, den Blick auf ihn hingerichtet, aufmerksam auf das geringste Zeichen seines Kopfes, auf den leisesten Blinken seiner Augen; dann eilten sie zum Empfang seiner Befehle herbei, die sie ohne Zögern und ohne Murren zur Ausführung brachten. Zwei von ihnen zeichnete Attila mitten in diesem Haufen ganz besonders aus: die beiden Könige der Gepiden und der Ostgothen. Walamir zeigte in seinen Urtheilen eine Offenheit, eine Umsicht und eine Sanftmuth in der Sprache, welche dem Hunnenkönige gefielen, Ardarich dagegen eine seltene Klugheit und eine in allen Proben bewährte Treue. — So war dieses Heer beschaffen, welches die barbarische Welt entvölkert zu haben schien, trotzdem aber noch nicht einmal vollständig war. Die Ver-

Digitized by Google

rückung so vieler Völkerschaften war gleichsam eine Revolution in der großen Ebene von Nordeuropa; die slavische Race stieg zum schwarzen Meere herab, um hier die von den Ostgothen verlassenen Landstrich wieder in Besitz zu nehmen, die sie schon früher einmal innegehabt hatte; der Hinterbann der schwarzen Hunnen und die Vorhut der weißen Hunnen, der Avaren, der Bulgaren, der Ungarn und der Türken setzten noch einen Schritt weiter nach Europa hinein. Die größten aller Verwüster, die künftigen Heeren Italiens und die Stellvertreter der Cäsaren des Abendlandes fanden sich hier im bunten Gemisch, Häuptlinge und Völker, Freunde und Feinde, zusammen. Orestes konnte hier den Odoaker, einen einfachen turcilinger Soldaten treffen und der Vater des großen Theodorich, der Ostgothe Theodimir, war einer der Kriegshauptleute Attila's: alle Ruinen der civilisirten Welt, alle auserwählten Größen der barbarischen schienen das Gefolge des Geistes der Vernichtung zu bilden." —

Nachdem die belagerte Stadt Orleans sich endlich auf Gnade oder Ungnade ergeben mußte, „zeigten die aufgebrochenen Schlösser und die geöffneten Doppelthüren, am nächsten Morgen, mit Tagesanbruch an, daß die hunnische Armee einziehen könne. Die Häuptlinge drangen zuerst ein, um sich die Beute auswählen zu können, und die Plünderung begann. Sie wurde in allen Vierteln der Stadt mit einer Art von Regelmäßigkeit und Ordnung vollzogen; aufgestellte Karren nahmen aus den Häusern herausgeholte Beute auf, während die in Gruppen vertheilten Gefangenen nach dem Loose unter die Soldaten vertheilt wurden. Dieses Verfahren wurde durch ein plötzliches Geschrei unterbrochen, welches Hoffnung in die Herzen der Besiegten zurückrief und Schrecken in die der Sieger warf. Man erblickte Aëtius und Thorismund an der Spitze der römischen Reiterei mit verhängten Zügeln heranspreugen und sah hinter ihnen die Adler der Legionen und die Fahnen der Gothen glänzen. Bald waren sie vor der Stadt. Das erste Gefecht fand an dem Brückenausgang, auf dem Ufer selbst bis hinein in die Fluthen der Loire statt; andere folgten im Innern der Mauern, wo die Gefangenen ihre Ketten brachen und den Römern nach besten Kräften beistanden. Die Hunnen, von Straße zu Straße gehetzt, zermalmt von den Steinen, welche die Einwohner von ihren Häusern auf sie herab schleuderten, wußten nicht mehr, was sie beginnen sollten, als Attila zum Rückzug blasen ließ. Der Patricius hatte sein Wort gehalten: es war am 24. Juni (451). Dies war jener berühmte Tag, welcher die Civilisation des Abendlandes vor einer gänzlichen Zerstörung rettete. Die Kirche von Orleans beging ihn lange Zeit hindurch mit einer feierlichen Handlung, wobei die Namen von Agnan, Aëtius und Thorismund in ihre Gebete verschmolzen wurden; allein Orleans war bestimmt, noch ein anderes Mal über das Schicksal unserer Ahnen zu entscheiden und der jüngere und poetischere Ruhm der Jungfrau von Domremy hat den des alten gallischen Priesters erbleichen lassen. Dennoch war dieser Ruhm noch im 13. Jahrhunderte groß genug, da ja selbst der heilige Ludwig mit seinen Söhnen nach Orleans kam, um die Ehre zu haben, die Gebeine des heiligen Agnan bei einer Versetzung der Reliquien zu tragen. Die religiösen Kriege schonten jedoch die letzten Ueberreste eines Helden nicht, der die Schuld trug, Bischof gewesen und canonisirt worden zu sein: ums Jahr 1500 erbrachen die Calvinisten sein Reliquienkästchen und streuten seine Asche in die Winde. Durch ein trauriges Zusammentreffen ward auch das Grab des heiligen Königs, der, den Bischof zu ehren, nach Orleans gekommen war, zu Saint-Denis unter der Herrschaft anderer Leidenschaften und anderer Schrecken geschändet, und die Stadt Paris sah auf dem Grèveplatz die Ueberreste jenes ehrwürdigen Mädchens verbrennen, deren patriotische Ahnung und muthvoller Wille die Zerstörung der Stadt verhindert hatte. So ertheilt Frankreich seinen Kindern abwechselnd bald die glorreichste Apotheose, bald die Gemonien. Möge darum wenigstens die Geschichte Denen, welche dem Vaterlande zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Trachten, als Priester, Könige, Krieger, Schäferinnen, oder Königinnen, gedient, eine sichere Freistätte öffnen, wo ihre Reliquien nicht profanirt werden!"

Nach dem Treffen auf den maurianischen Feldern (nicht weit von Mauriacum, Méry-sur-Seine) gab es kein Mittel mehr einem allgemeinen Gefechte auszuweichen. „Einige Meilen über Châlons hinaus, nahe bei dem Orte, der in den Reisebüchern Fanum Minervae, Tempel der Minerva, genannt wurde, erblickt man noch heute die Ueberreste eines befestigten Lagers in römischer Weise, welches die Straße nach Straßburg beherrschte und bestimmt gewesen zu sein scheint, die beiden Städte Rheims und Châlons, zwischen denen es gelegen ist, zu decken. Nicht weit von diesen Ruinen läuft durch eine weite Ebene der Fluß Vesle, der nahe an seiner Quelle erst ein schwaches Bächlein ist, und dieser Umstand, verbunden mit andern von der Geschichte angeführten topographischen Details, scheint die Meinung zu bestätigen, welche in diesen Ort das Lager der Römer und der Hunnen verlegt. In der That bezeichnet die Sage unter dem Namen: das Lager des Attila diese Ueberreste einer Niederlassung, deren Charakter jedoch unbestreitbar römisch ist, und welche sich nach vierzehn Jahrhunderten noch in so gutem Zustande erhalten hat, daß jeder Gedanke an ein barbarisches, in der Eile aufgestelltes Bivouak davon ausgeschlossen wird. Fand Attila diese Befestigungen für sich zugänglich, würde er sie nicht als ein Geschenk des Glückes benutzt haben? Würde er sich nicht der römischen Umfriedigung bedient haben, um seinem Lager mehr Halt zu geben? Man kann dies mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen und diese Voraussetzung bringt, ohne großen hypothetischen Aufwand, die locale Sage und den gesunden Verstand in Uebereinstimmung. Da Attila einmal zum Kampfe entschlossen war, ließ er seine Karren im Kreis aufstellen und schlug die Zelte in der Mitte auf. An demselben Tage lagerte die Armee des Aëtius ihm gegenüber — die Legionen nach den Regeln der römischen Lagerkunst, die verbündeten Barbaren ohne Verschanzungen, noch Palisaden, jede Nation von der andern getrennt.

Attila verbrachte diese Nacht in einer unaussprechlichen Aufregung. Der schlechte Zustand seiner entmuthigten Armee, die durch Entbehrungen geschwächt und an Mannschaft wie an Pferden beträchtlich reducirt war, ließen ihn nur zu sehr die Wahrscheinlichkeit einer Niederlage ahnen und diese Wahrscheinlichkeit machte sich selbst minder klarsehenden Augen, als den seinigen, bemerkbar. Seine Soldaten hatten in einem benachbarten Gehölz einen Einsiedler aufgegriffen, der unter den Bauern das Geschäft eines Propheten betrieb. Attila kam auf den Gedanken, ihn zu befragen. „Du bist die Geisel Gottes", sagte der Eremit zu ihm, „und der Hammer, mit welchem die himmlische Vorsehung die Welt schlägt; aber Gott zerbricht,

Digitized by Google

wenn's ihm beliebt, die Werkzeuge seiner Rache und läßt nach seinen Rathschlägen das Schwert aus einer Hand in die andere gehen. Wisse denn, daß Du in Deiner Schlacht gegen die Römer besiegt werden wirst, auf daß Du erkennst, daß die Gewalt nicht von der Erde kommt!" Diese muthvolle Antwort erzürnte den König der Hunnen nicht. Nachdem er den christlichen Propheten angehört, wollte er nun auch die Wahrsager seines Heeres vernehmen; denn bei den Hunnen scheinen, wie nachmals bei den Mongolen, die Befragungen über die Zukunft unter entscheidenden Umständen eine öffentliche Einrichtung gewesen zu sein. Er ließ daher die Zauberer und die Haruspices, welche den Truppen folgten, rufen — so erzählt ein Geschichtschreiber dieses Kriegs, — und nun begann eine seltsame, schreckliche Scene, von welcher die Geschichte, indem sie ihre Hauptzüge mittheilt, der Einbildungskraft die Sorge, sie zu vervollständigen, überläßt.

Man stelle sich vor: unter einem mitten auf der Ebene der Champagne aufgeschlagenen Tatarenzelte trifft bei düsterem Fackelscheine der gesammte Aberglaube von Nordeuropa und Asien zusammen: der ostgothische, oder rugische Opferpriester, die Hände in die Eingeweide eines Opfers getaucht, dessen Zuckungen er beobachtet, der alanische Priester, der auf einem weißen Tuche seine Zauberstäbchen herumwirft und aus ihren Verschlingungen prophetische Zeichen erblickt, der Zauberer der weißen Hunnen, der beim Tone der magischen Trommel die Geister der Verstorbenen citirt und sich mit der reißenden Schnelligkeit eines Rades um sich selbst dreht, bis er erschöpft, mit schäumendem Munde, in die Unbeweglichkeit der Starrsucht verfällt, und im Hintergrund des Zeltes, auf seinen Fußschemel gehockt, Attila, die Krämpfe beobachtend und den leisesten Schrei dieses Dollmetschers der Hölle auffassend. Die Hunnen hatten jedoch einen eigenthümlichen, mit größeren Feierlichkeiten verbundenen Aberglauben, den die europäischen Reisenden noch im 13. und 14. Jahrhunderte am Hofe der Nachfolger Dschingis-Khan's herrschend fanden: nämlich die Wahrsagekunst aus Thierknochen, besonders aus den Schulterblättern der Schafe. Das Verfahren bestand in dem Ablösen des Fleisches von den Knochen, mit welchen man operiren wollte; man stellte sie hierauf an's Feuer und stellte dann aus der Richtung der Adern, oder aus den Spalten der Knochensubstanz, die durch die Hitze Risse bekam, das Prognosticum. Die Regeln dieser Kunst waren durch eine Art von Ritual festgestellt, wie das Ceremoniel der römischen Haruspices. Attila beobachtet selbst die Knochen und las darin auch nur seine bevorstehende Niederlage. Sogar die Priester erklärten auf Befragung, daß die Hunnen besiegt werden, der feindliche Feldherr aber im Kampfe seinen Tod finden würde. Bei dem Worte: der feindliche Feldherr, welches Attila auf Aëtius bezog, verklärte sich sein Gesicht vor Freude. Aëtius war ja das große Hemmniß, das allen seinen Plänen in den Weg trat: er war es, der durch seine Gewandtheit die so wohl angelegte Intrigue, die Westgothen von den Römern zu trennen, vereitelt hatte; er hatte die Hunnen in ihrem siegreichen Marsche aufgehalten; er war endlich die Seele dieser Völkerhaufen, von denen jeder auf den andern eifersüchtig war und mit denen Attila ohne ihn leicht fertig geworden wäre. Seinen Tod mit einer Niederlage erkaufen, das war nach der Meinung des Hunnenkönigs ihm nicht zu theuer erkauft."

„Attila" ist auch als Supplementband zu der jetzt aus 25 Bänden bestehenden „Historischen Hausbibliothek" zu betrachten; Format, Preis und Ausstattung sind dieselben wie bei den übrigen Bänden dieser in unserer Zeitschrift früher schon erwähnten Sammlung.

Miscellen.

Kataloge des antiquarischen Bücherlagers von H. W. Schmidt. Es liegen schon wieder fünf neue Verzeichnisse dieses reichhaltigen Lagers, Nr. 62, 63, 64, 65 und 67 vor uns, die der genauen Durchsicht aller Bücherfreunde nicht entgehen dürfen. Sie umfassen Militairwissenschaft (609 Nummern). — Nachtrag zu dem historisch-geographischen Katalog: Schriften über Rußland, Polen, Ungarn, Slovische Völker, u. andere histor.-geogr. u. numismatische Werke (über 1427 Nummern). — Kunde der neueren, classische und belletristische Literatur der nichtdeutschen lebenden Sprachen (2295 Nummern; ital. Literat. Nr. 2054—2267; altdeutsche Schriften und Werke über altdeutsche Sprache Nr. 394—512). — Encyclopädien; Literatur u. Kunstgeschichte. Theolog. Werke. Orientalia. Philologie (Griech. u. röm. Classiker). Allgem. Naturgeschichte u. zoologische Werke (1365 Nummern; Orientalia Nr. 732—823. — Orientalia (458 Nummern; verschiedenen Inhalts mit der Abtheilung Orientalia des eben angeführten Kataloges). Es ist zu bemerken, daß alle diese Verzeichnisse neben älteren aus dem Buchhandel längst verschwundener, auch eine bedeutende Anzahl neuerer, und verhältnißmäßig zu recht billigen Preisen ausgebotener Werke enthalten. H.

In einer Miscelle der Nr. 93 dieser Blätter, welche ein Bruchstück einer höchst eigenthümlichen Leichenpredigt bei dem Absterben des Dauphin enthält, ist des französischen Bibliographen Gabriel Peignot Werk „Prédicatoriana" angeführt. Wir theilen jetzt den Titel desselben ausführlich mit: Prédicatoriana ou Révélations singulières et amusantes sur les prédicateurs; entremêlées d'extraits piquans des sermons bizarres, burlesques et facétieux, prêchés tant en France qu'à l'étranger, notamment dans les XVe, XVIe et XVIIe siècles; suivies de quelques mélanges curieux, avec notes et tables, par G. P. Philomneste. Dijon. 1841. 8. Dieser Titel giebt den Inhalt des Buches genügend an. (Ein anderes merkwürdiges literarisches Erzeugniß Peignot's mag hier beiläufig nambaft gemacht werden: Choix de testamens anciens et modernes, remarquables, par leur importance, leur singularité ou leur bizarrerie, avec des détails historiques et des notes. 2 Vols. Par. et Dijon. 1829. 8. Wie verlautet wird, ist der in dieser Sammlung befindliche Abdruck des Testamentes Napoleon's der vollständigste, welcher vorhanden.) H.

Im Gegensatz zu den vielfachen Ausbietungen von Waaren zu Einkaufspreisen, meistens um leichtgläubige Käufer — zu dupiren, hat ein Detailliſt zu Brüssel mit großer Schrift an seinem Schaufenster angezeigt, daß er nicht zu Einkaufspreisen verkaufe.

Gedruckt bei A. H. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 95. Sonnabend, den 27. November. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 741
John Bull ..... „ 743
Literatur:
Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters. Von Wilhelm Lübke ..... „ 744
Anleitung zum richtigen und geschmackvollen Plan- und Landcharten-Zeichnen. Von G. Sey ..... „ 745
Moderner Jesuitismus. Roman von Th. König ..... „ 746
Gothaischer genealogischer Hof-Kalender nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuche auf das Jahr 1853 ..... „ 747
Boz (Dickens). Weihnachtsmärchen ..... „ 748
Miscellen ..... „ 748

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Sehr natürlich über eine solche Maßregel in Schrecken gesetzt, veröffentlichte Brissot noch denselben Tag ein „Schreiben an seine Mitbürger.“ Er sagte darin: „Gestern, Sonntag, bin ich, ein Theil der Deputirten der Gironde, und andre gleich tugendhafte Männer der Gemeinde von Paris denuncirt worden. Wir wurden beschuldigt, Frankreich dem Herzog von Braunschweig haben überantworten zu wollen, von ihm Millionen erhalten, und uns in Bereitschaft gesetzt zu haben, nach England zu flüchten. Bürger, es war 10 Uhr Abends, als man mich so denuncirte, und zu dieser Stunde wurde in den Gefängnissen gemordet .... Heute Morgen, um 7 Uhr, haben sich drei Commissarien der Gemeinde bei mir eingefunden und drei Stunden lang alle meine Papiere aufs sorgfältigste untersucht: hier das Resultat davon.“ Es folgt ein Auszug des von den drei Commissarien abgestatteten Berichts, worin sie erklären, daß sie in den Papieren Brissots durchaus nichts gefunden hätten, was dem öffentlichen Besten schaden zu können schiene.

Diese Haussuchung war augenscheinlich das Ergebniß von Robespierre's Denunciation; er war es selbst am 4. September gegen Petion geständig, daß er Brissot habe bezeichnen wollen, als die zu Gunsten des Herzogs von Braunschweig angezettelte Verschwörung von ihm aufgedeckt worden sei. „Sie lassen sich umgarnen,“ sagte er zu Petion; „Sie lassen sich lenken; man nimmt Sie gegen mich ein; Sie verkehren täglich mit meinen Feinden, mit Brissot und seinem Anhang.“ — Sie sind im Irrthum, Robespierre, antwortete Petion; niemand ist mehr wie ich auf seiner Huth, sich irre leiten zu lassen. Ich spreche Brissot wohl, aber doch nur selten; aber Sie, Sie kennen ihn nicht, ich kenne ihn hingegen von Jugend auf. — Robespierre wollte sich nicht bedeuten lassen, verschanzte sich aber hinter allgemeinen Ausdrücken. — Aber, ich bitte Sie, sagte ich da zu ihm, lassen Sie uns ins Reine kommen; sprechen Sie es gerade heraus, was Sie auf dem Herzen haben, was Sie wissen! — „Nun gut,“ antwortete er mir darauf, „ich glaube, daß Brissot Braunschweig angehört.“

Am 3. September war das Morden in den neun Pariser Gefängnissen allgemein geworden, und Robespierre war im Gemeinderath zugegen. Auch der Tempel war ernstlich bedroht. Die der Monarchie getreuen Sectionen, namentlich die Section der Fontaine aus der Straße Montmartre, schickten aus eigenem Antriebe energische Bürger dahin, um die königliche Familie zu vertheidigen; die revolutionnairen Sectionen aber wollten, daß der König, die Königin, die ganze königliche Familie in der allgemeinen Ermordung mit eingegriffen sein sollten. So liest man in dem Protocoll der Section des Königs von Sicilien, aus welcher nach dem 10. August die Section der Menschenrechte geworden war, folgende Zeilen unterm 3. September: „Es sind mehrere Anträge gemacht worden, die darauf hinausliefen die königliche Familie zu respectiren; man ist darüber zur Tagesordnung übergegangen.“

Digitized by Google

Die Pariſer Gemeinde, welche für die Bewachung des Königs verantwortlich war, ließ ihrerſeits den Tempel vertheidigen, wobei ſie jedoch keinen beſonderen Eifer entwickelte. Das Protocoll der Sitzung vom 3. ſpricht ſich folgendermaßen aus: „Die Commiſſarien des Raths, welche den Dienſt im Tempel verſehen, ſchicken das Verzeichniß von verſchiedenen Dingen ein, welche Herr Capet zu haben wünſcht. — Auf den andern Tag vertagt. — Die Herren Delteuf, Manuel und Robespierre werden zu Commiſſarien im Tempel ernannt, um dort die Ruhe zu ſichern."

An demſelben Tag, den 3. September, verbreitete ſich das Gerücht, daß Robespierre im Begriff ſtände Paris zu verlaſſen. Sollte dies einer Miſſion wegen ſein, wie Billaud-Varennes und eine Menge Mitglieder der Gemeinde deren erhielten? — Wir wiſſens nicht; aber es wurden von den Sectionen Deputirte an ihn geſandt, um ihn zu bewegen, daß er bleibe.

Robespierre hat am 1. 2. und 3. September einen ſehr thätigen Antheil an den Berathungen des Generalraths der Gemeinde genommen; er hat mehrere Male das Wort geführt; er hat Briſſot denuncirt; er hat eine Miſſion im Tempel gehabt; er hat an den vielfachen Beſchlüſſen in Betreff der Metzeleien Theil genommen; er hat endlich, wie der ganze Municipalrath, in der Blutatmoſphäre gelebt, in welcher das Stadthaus und die Mairie ſechs Tage lang eingehüllt waren.

Am 4. September begleitete Robespierre Danton nach der Mairie, als er den Verhaftsbefehl zurückgenommen haben wollte, welchen der Vollziehungsausſchuß gegen Roland erlaſſen hatte. „Es war am 4.," ſagt Petion, „und das Morden währte noch fort. Danton wurde davon benachrichtigt; er kam nach der Mairie; er hatte Robespierre mit ſich."

Nun urtheile man über die Wahrheit der Ableugnungen Robespierres, und über ſeine wiederholten Betheurungen, daß er nie mit einer Commiſſion beauftragt geweſen ſei; daß er den Generalrath noch vor der Zeit dieſer Ereigniſſe nicht mehr beſucht gehabt habe; daß ihm die Vorgänge in den Gefängniſſen erſt auf dem Wege des öffentlichen Gerüchts, und ſpäter als den meiſten Bürgern, zu Ohren gekommen wären.

Die ſchamloſe Ruhe, mit welcher Robespierre jede Mitſchuld an den Septembermetzeleien ableugnet, iſt nur mit der ſchauerlichen Ruhe zu vergleichen, in welcher er darüber ſpricht.

Zuvörderſt rettet Robespierre dem Ueberwachungsausſchuß darüber das Wort, daß er ungeſetzliche Weiſe die Gefängniſſe angefüllt, die royaliſtiſchen Journale unterdrückt und die Preſſen und Lettern der Royaliſten an die Patrioten vertheilt hat. „Wie! ungeſetzliche Verhaftungen?" ruft er aus. „Muß man denn mit dem Criminalcodex in der Hand auf die heilſamen Maßregeln bedacht ſein, welche das öffentliche Beſte in kritiſchen Zeiten, die eben durch die Unmacht der Geſetze herbeigeführt worden ſind, erheiſcht? Warum macht Ihr uns auch nicht einen Vorwurf daraus, ungeſetzliche Weiſe die künſtlichen Federn zerknickt zu haben, deren Metier es war, den Trug zu verbreiten und die Freiheit zu verläſtern? Warum ſetzet Ihr nicht eine Commiſſion ein, um die Beſchwerden ariſtocratiſcher und royaliſtiſcher Schriftſteller entgegen zu nehmen?"

Darnach ſucht Robespierre die Metzeleien durch die politiſchen Reſultate zu rechtfertigen, welche dadurch gewonnen worden ſind. „Die Welt, die Nachwelt," ſagt er, „wird in dieſen Begebenheiten nur ihre geheiligte Veranlaſſung, ihr hehres Reſultat ſehen: Ihr müßt ſie aus demſelben Geſichtspunkte betrachten. Ihr müßt dieſelben nicht als Friedensrichter, ſondern als Staatsmänner und Geſetzgeber der Welt beurtheilen. Nein, wir haben nichts Unrechtes gethan, ich ſchwöre es bei dem Thron, der umgeſtürzt iſt, und bei der Republik, die ſich erhebt!"

Robespierre zeigt ſich endlich noch kälter grauſam als Collot d'Herbois: der ehemalige Penſionnair von la Montanſire ſagte zu Manuel: laß der Menſchheit das Bedauern zukommen, das ſie erheiſcht!" Robespierre aber will, daß man im Beweinen der Opfer Maß halten ſolle.

„Man verſichert," ſagt er, „daß ein Unſchuldiger umgekommen ſei; man hat beliebt, die Zahl noch zu vergrößern; indeſſen iſt ſchon ein Einziger zweifelsohne viel zu viel. Bürger, beweint dies grauſame Verſehen; wir haben es längſt beweint.. aber laßt unſern Gram ein Ziel haben, wie das mit allen menſchlichen Dingen der Fall iſt. Laßt uns einige Thränen für ergreifendere Calamitäten aufſparen."

Dieſer einzige Schuldloſe, den Robespierre ſchon längſt beweint haben wollte, war ein Familienvater, deſſen tragiſches Ende Briſſot, wie folgt, erzählt:

„In dem Hotel von la Force, wo man den Gefangenen mit einem Schein von Förmlichkeit, mit Komödien-Geſchwornen den Garaus machte, berief ſich ein Gefangener, welcher der Anfertigung falſcher Aſſignaten angeklagt war, auf einen Bürger in der Straße St. Anton. Man läßt ihn holen. Er iſt eben beſchäftigt, mit einem Einwohner Abrechnung zu halten. Er verliert aber, als er angekommen iſt, über den Anblick der Leichenhaufen, der blutgefärbten Keulen, und der Henker, die den Richter ſpielen, den Kopf, und wird erſchlagen. Da erinnert ſich der Korporal, der ihn herbeigeholt hatte, noch des Umſtandes, daß er ihn mit einem Manne angetroffen, der Zahlen ſchrieb; dieſe Zahlen meint er, könnten wohl falſche Aſſignaten geweſen und er ein Mitſchuldiger ſein; er macht ſich alſo wieder auf den Weg, holt ihn her, und da wird er ebenfalls expedirt! Dieſer Mann war jedoch ein guter Familienvater, ein guter Bürger, ein Wähler von 1791, Tags vorher als Wähler von ſeiner Section ernannt."

Dieſer Unglückliche war unſtreitig ein Unſchuldiger; aber es gehörte das verderbte und verhärtete Gemüth der Revolutionnairs dazu, um in den Schweizerſoldaten, dieſen Helden des Muthes und der Treue Schuldige zu ſehen, ſo wie in den heiligen Prieſtern, welche die Armuth im Exil dem Reichthum bei der Apoſtaſie vorzogen; in den armen Geiſteskranken der Salpetriere, die den Tod erlitten, ohne es einmal zu erkennen, daß ſie ſtarben; ja ſelbſt in den unglücklichen Kindern von dreizehn Jahren, die in der Correctionsanſtalt von Bicetre eingeſchloſſen waren, und deren Tödtung den Mördern, wie ein Zeitgenoſſe ſagt, ſo viele Mühe machte. „Es hielt weit ſchwerer, ſie abzuthun, als die Erwachſenen," ſagte der alte Gefängnißwärter Richard."

Was nun den Vortheil betrifft, um den Preis ſo vieler Verbrechen den Thron niedergeworfen und die Republik aufgerichtet zu haben, ſo war dies bloß ein Nebelbild vor dem Geiſte der

Digitized by Google

Demagogen, dessen Täuschung ein Sophist wie Robespierre nicht einzusehen vermochte. Es gehört eine gesunde und geradsinnige Intelligenz dazu, die Wahrheit zu erkennen, zu begreifen und sich zu gewinnen; die Intelligenz der Revolutionnaires und der Factiosen ist zu wirre und umnebelt, um es einzusehen, daß es nie von erastem und dauerndem Nutzen gewesen ist, Monarchien zu stürzen und Republiken zu errichten.

(Fortsetzung folgt.)

John Bull.

Diese beiden Worte lauten buchstäblich übersetzt: „Hans Ochs" und sind wie allgemein bekannt, der sinnbildliche Ausdruck, mit welchem man die untere Schicht der Bevölkerung Englands ihrem besonderen Wesen nach bezeichnet. Derselbe bekundet zugleich die unbezähmbare Hartnäckigkeit und das Streben nach Unabhängigkeit, von denen dieses Volk niemals abgestanden hat, selbst dann nicht, als dasselbe das Joch der Lehnsherrschaft und des Erbadels sich auflegen ließ. England der Vergangenheit treu bleibend, stets von den Erinnerungen an die mittelalterliche Zeit beherrscht, hat diese sinnbildliche Andeutung aus seiner Umgangssprache nicht verbannt.

Der John Bullism ist heut zu Tage die Uebertreibung des englischen Humors und Charakters; man entdeckt denselben jetzt nur noch auf dem Lande unter den Farmers und Yeoman's. Folgendes ist das Bild eines dieser John Bull's, von einem englischen Reisenden entworfen: „Auf einem Ausfluge, den ich in die nördlichen Provinzen Englands unternahm, traf ich mit einem Farmer aus Sussex zusammen, einem jener reichen unabhängigen Yeoman's mit rauher Rinde, von denen noch einige Muster vorhanden sind. Es war ein Originalwesen und ganz aus einem Stücke gemacht. Er trug einen Rock von feinem Tuche; sein Jabothemde, auf welchem eine ungeheure Tuchnadel von Agat blinkte, und seine Halsbinde waren weiß wie Schnee; sein schöner Hut von Biberhaar warf einen herrlichen Glanz von sich, und ein bedeutendes Pack Gehänge zierte seine Uhrkette. Der Ton seiner Stimme war wohlklingend und hatte etwas Gebieterisches; er sprach richtig und wußte mit Gewandtheit sich auszudrücken, obwohl bisweilen einige sehr derbe Worte und Provinzialismen mit unterliefen. Er hatte sich seine eigne Meinung gebildet und verlautbarte besondere Ansichten über das Reformgesetz, die inländische Frage, die Kornbill und andere Dinge, die in dem Kreise seiner Betrachtungen lagen. Es machte ihn nichts stutzig. Alles an ihm ließ den Mann erkennen, der gewohnt war in seinem Dorfe zu herrschen, der Tyrann seiner Familie zu sein, mit seiner Frau wie mit seinem Pferde, Ochsen und Esel umzugehen, während seine Söhne das Collegium besuchten und seine Töchter Fortepiano spielten.

London war für ihn nichts anderes, als ein weiter, mit verpesteten Dünsten angefüllter, Raum; ein Schlupfwinkel der Diebe, Gurgelabschneider und Wüstlinge; eine Stadt, in die ein vernünftiger Mensch sich gar nicht hineinwagt, wenn er für sein Leben, seine Gesundheit und seine Börse besorgt ist. Er dankte Gott, im Ganzen nur zwei Monate in der Hauptstadt zugebracht zu haben, und zwar mit einem Zwischenraum von sieben und zwanzig Jahren. Das erste Mal war er vom Morgen bis zum Abend in den Straßen umhergeirrt, aus Furcht vor Feuer und dem Geschmeiße in den Wirthshäusern; das zweite Mal hatte er sich nicht über die letzte Häuserreihe von Smithfield hinausgewagt. Alles was er nicht kannte hielt er keiner Beachtung werth, und das Wort french (französisch), für ihn mit fremd gleichbedeutend, war eine Bezeichnung, deren er sich bediente, um den höchsten Grad von Abscheu, Mitleiden, und Verachtung auszudrücken. Ich muß noch hinzufügen, daß, obgleich bäurisch, anmaßend und voll von Vorurtheilen, er doch nicht gemein war. Wir befanden uns in einem Wirthshause an den Marken Leicestershire's, das wir durchreiset hatten. Mein Farmer konnte nicht genug die Schönheit des Landes bewundern. „Welch schönes, welch prachtvolles Land." — Was nennen Sie ein schönes Land? sagte ich zu ihm in der Zerstreuung und den Kopf mit den Alpen, Apenninen, Pyrenäen und den Ufern des Po angefüllt. — Nun gewiß dieses hier ist ein solches; welch ein schöneres würden Sie irgend wo mir anführen können? — Ich habe aber nichts wahrhaftig Pittoreskes in demselben bemerkt. — Pittoresk? wiederholte mein Farmer, mit geringschätzender Miene; ich weiß nicht was Sie pittoresk nennen; oder verstehen Sie darunter einen Boden, der gehörig eingeengt, wenn die Pflugschaar ihn umwendet? für mich giebt es kein schönes Land, als ein solches, das einen reichen Ertrag liefert.

Diesem unbeugsamen englischen Landmann, der durch seinen Stolz und das hartnäckige Beharren bei seinen beschränkten Begriffen, lächerlich ist, kann man das in kraftvollen Zügen entworfene Bild des an seiner Ehre gekränkten und Gerechtigkeit verlangenden John Bull's entgegenstellen. Diese Scene in Colman's John Bull, wird stets von lebhaften Beifallsäußerungen begleitet und ist der treffendr Ausdruck der Denkart des englischen Volks.

Sir Simon (zu Job). Also ein Rechtshandel. Ihr kommt gerade zu ungelegener Zeit, denn es ist Jemand da, der auf mich wartet. Beeilt Euch daher. Was ist die Veranlassung eures Erscheinens!

Job. Die Entführung meiner Tochter, Sir Simon.

Sir Simon. Wer seid Ihr?

Job. Kaufmann, Sir Simon, ich bin seit länger als einem Jahre Eigenthümer in Ihrem Bezirke.

Sir Simon. (bei Seite). Eigenthümer! Teufel! Ein Wühler! der vielleicht der Erwählung meines Sohnes Karl nützlich sein kann. (Laut.) Mein ehrenwerther Freund, wollt Ihr nicht einen Sessel nehmen?

Job. Danke Sir Simon, ich kenne den Platz, der mir gebührt. Ich bin nicht hergekommen, um mich neben Sir Simon Rochdale zu setzen weil ich Eigenthümer bin; ich erscheine um Gerechtigkeit zu fordern, weil Sie eine obrigkeitlicher Person sind.

Sir Simon. Ein achtbarer Kaufmann und Eigenthümer würde in einem so ernstlichen Falle wie der seinige besser thun, sich an das betreffende Gericht zu wenden.

Job. Ich bin zur Zeit nicht reich Sir Simon, wie auch immer vormals meine Lage gewesen sein mag.

Sir Simon. Einer obrigkeitlicher Person mein Freund, kann Euch keine Genugthuung verschaffen, Ihr müßt Euch bei einem Advocaten Raths erholen.

Job. Die Prozesse sind theure; es würde mir an Mitteln fehlen den meinigen zu betreiben.

Digitized by Google

Sir Simon. Wer iſt der Mann über den Ihr Klage führt?

Job. Er wohnt auf Ihren Beſitzungen.

Sir Simon. O! ein Lehnsmann! ſo mag er Eure Tochter heirathen, mein Werther.

Job. Er will nicht.

Sir Simon. Warum das?

Job. Er heirathet eine Andere.

Sir Simon. Solche Schmach einem achtbaren Kaufmanne, meinem Nachbarn, einem Eigenthümer, einem Wähler zuzufügen! . . ſo etwas zu verweigern. . . Sagtet Ihr nicht er ſei arm?

Job. Nein Sir Simon, und wenn Sie nicht dagegen ſind, ſo kann er ſehr reich werden.

Sir Simon. Ei der Teufel! wäre es etwa ein Adeliger?

Job. Ich habe dieſe Frage ſchon beantwortet.

Sir Simon. Daß ich nicht wüßte!

Job. Mich dünkt geſagt zu haben, daß er meine Tochter verführt hat.

Sir Simon. Ach! Teufel! Höret, Nachbar, wenn es ein Adeliger iſt, ſo mag er Euch eine gute runde Summe zahlen, und Alles ſei abgemacht.

Job. Eine gute runde Summe! Ich bitte Sie, Herr Simon, ich bitte Sie, kränken Sie nicht einen armen Vater, indem Sie demſelben Geld als Erſatz für die Ehre ſeiner Tochter vorſchlagen.

Sir Simon (bei Seite). Man muß mit dieſem Burſchen etwas ſanft umgehen. (Laut.) der Raptus gehört zu den Hauptverbrechen. . . Alles was in meiner Macht ſteht, werde ich . . .

Job. Der Schuldige befindet ſich in Ihrer Gewalt, Sir Simon.

Sir Simon. Gut, gut! Keine Uebereilung. . ? Ich werde mich von Allem näher unterrichten . . . Man muß die Angelegenheit der Form gemäß behandeln; aber ereifert Euch nicht. (Er ſetzt ſich an den Tiſch und nimmt eine Feder) . . Gebt mir ſeinen Namen, Vornamen, Zunamen und Stand an, und ich will ſehen, was ich für Euch zu thun vermag. . . . Nun, wie lautet der Name, den ich niederſchreiben ſoll?

Job. Karl Rochdale.

Sir Simon. Teufel! mein Sohn! (Er läßt die Feder fallen, erhebt ſich ſchnell vom Stuhl, und blickt Job an).

Job. Ich bin ein achtbarer Kaufmann, Eigenthümer und Ihr Nachbar . . . Die Entführung gehört zu den Hauptverbrechen. Iſt es nicht ſo Sir Simon?

Sir Simon (mit Bitterkeit). Ihr heißt, wie ich glaube Thornberry?

Job. Ja, Sir Simon . . . Ich bin niemals über meinen Namen erröthet, bevor Ihr Sohn mich zwang über den Ihrigen zu erröthen.

Sir Simon. Thornberry . . Ich vernahm vor einigen Tagen . . ich wußte etwas . . von einem . . von einer . . von der kleinen Unbeſonnenheit meines Sohnes.

Job. Wahrſcheinlich gelangte die Kunde davon nicht in einem jener Augenblicke zu Ihnen, die Sie der Gerechtigkeit vorbehalten.

Sir Simon. Es iſt dieſes ein . . eine ſehr kitzliche Sache Maſter Thornberry. . . . ein wahres Unglück . . . wir können nichts dagegen thun; man muß ſuchen derſelben ſo viel wie möglich eine milde Wendung zu geben.

Job. Was wollen Sie damit ſagen Sir Simon?

Sir Simon. Man muß ein Auskunftsmittel ſuchen; wir wollen die Sache unterdrücken.

Job. Ein Auskunftsmittel ſuchen, die Sache unterdrücken? Und wenn wir ſie unterdrücken, Sir Simon, wer wird das (er ſchlägt ſich auf die Bruſt), was hier ſitzt, unterdrücken? Wird Ihr Sohn meine Tochter heirathen?

Sir Simon. Die Tochter eines Tuchhändlers? mein Sohn die Tochter eines Tuchhändlers heirathen?

Job. Er hat die Tochter eines Tuchhändlers entehrt!

Sir Simon. Mein wackerer Mann . . . ich weiß nicht welche Art von Tuch Ihr in Eurem Laden verkauft; aber, wenn Ihr denſelben verlaßt und Euch zu einem Baronet begebt, um ihn den Antrag zu machen, ſeinen Sohn mit Eurer Tochter zu verheirathen, ſo will ich des Teufels ſein, wenn Ihr da nicht verbotene Waare zu Kauf bringt!

Job. Und ich weiß nicht, welche Art von Gerechtigkeit Sie hier pflegen; aber, wenn Ihres Gleichen vor Gott, mit dem Verlangen ihm Gerechtigkeit zu gewähren, ſich an Sie wendet, ſo will ich des Teufels ſein, wenn derſelbe ſich nicht Gehör verſchafft.

Sir Simon. Ihr werdet unverſchämt! macht, daß Ihr aus dem Zimmer kommt!

Job. Sie werden die Güte haben, zu bedenken, Sir Simon, daß ich meiner Pflicht ſo lange mich erinnerte, als Sie die Ihrige nicht vergaßen. Sie boten bei dem Beginne unſerer Unterredung mir an, mich in Ihrer Gegenwart zu ſetzen; aber ich wußte, was ich Ihnen als einem Baronet und Richter ſchuldig war; jetzt hört meine Achtung vor der Beamtenwürde auf, wenn die obrigkeitliche Perſon durch ihr Benehmen unter meines Gleichen ſich herabſetzt, und da dieſelbe den Armſeſſel verlaſſen hat (er nimmt dieſen und ſtellt ihn mitten in das Zimmer hin), ſo werde ich mich auf denſelben niederlaſſen (er ſetzt ſich), denn Einer muß doch jeden Falls denſelben einnehmen; . . . aber, Gott verdamme mich, wenn ich dieſes Haus verlaſſe, bevor ich meiner Tochter Genugthuung verſchafft habe . . . oder ich bringe in der ganzen Grafſchaft Schande über daſſelbe. Für jetzt aber rühre ich mich nicht von der Stelle!" —

Die vorſtehend dargebotenen beiden Muſterbilder in Betreff des John Bull's, nach der Anſchauungsweiſe, wie England ſie von einem ſolchen hat, machen jede weitere Erläuterung überflüſſig. N—n.

Vorſchule zur Geſchichte der Kirchenbaukunſt des Mittelalters. Von Wilhelm Lübke. Zweite, vermehrte und verbeſſerte Auflage. Mit 3 lithographirten Tafeln. Dortmund, Chriſt. Leonhard Krüger. 1852. 50 Seiten. 8.

Die günſtige Aufnahme, welche der ſchnell vergriffenen erſten Auflage dieſer kleinen Schrift zu Theil geworden, hat den Ver-

Digitized by Google

faſſen, wie es im Vorworte ſagt, Veranlaſſung zu einer durchgreifenden Umarbeitung derſelben gegeben; den beiden lithographirten Tafeln iſt eine dritte hinzugefügt und auf eine ſorgfältigere Ausführung der Zeichnungen geachtet worden.

Es iſt nicht der Zweck des Verf., den äſthetiſchen oder überhaupt den geiſtigen Inhalt der kirchlichen Bauſtyle im Allgemeinen ſo wie der einzelnen Formen darzulegen, ſondern die nothwendigſten Grundbegriffe, die materiellen Elemente des chriſtlichen Kirchenbaues durch Schrift und Bild klar zu machen und ſo den Laien einen Leitfaden in die Hand zu geben, aus welchem ſie ſich über die Beſtandtheile des Bauwerkes wie über die techniſchen Benennungen deſſelben belehren können. Der Gegenſtand der Darſtellung iſt die Entwicklung der Kirchenbaukunſt des Mittelalters in Deutſchland, ſo weit dieſelbe nach den vorhandenen Denkmälern der Erforſchung offen liegt. (Beſonders iſt auch Weſtphalen berückſichtigt.)

Zuerſt wird vom romaniſchen Styl (c. 1000—1200), der lange Zeit der byzantiniſche genannt iſt, gehandelt. Es iſt bemerkt, daß es wol einen byzantiniſchen Styl gab und gebe, der ſich dem romaniſchen gegenüber ungefähr verhalte, wie die griechiſche Kirche zur römiſch-katholiſchen; der zwar einzelne Formen, ja Grundformen des Baues von Rom entlehnte, wie man hinwiederum im romaniſchen Style wol einzelne von Byzanz ſtammende Motive entdecken könne; im Weſentlichen aber ſeien beide Style weit von einander verſchieden, ſei der byzantiniſche eine partikuläre Erſcheinung, während der romaniſche der eigentlich katholiſche, d. i. in ſeiner Allgemeinheit die ganze damalige Welt umfaſſende geweſen. Wie aber jene Sprachen, die ſich aus der altrömiſchen bildeten, beſondere nationale Umgeſtaltungen der Stamm-Mutter, ſo ſei auch der Bauſtyl, der aus den Formen des römiſch-heidniſchen ſich entwickelte und den man auch richtiger Analogie den romaniſchen genannt habe, in mannichfachen Modifikationen bei den verſchiedenen Völkern hervorgetreten.

Dieſe erſte Abtheilung (S. 4—25) beſteht aus drei Abſchnitten, 1) die römiſche Baſilika. 2) Abweichende Formen. 3) Gewölbebau. Die zweite Abtheilung (S. 26—33) beſchäftigt ſich mit den Uebergangsformen (1175—1225); die dritte (S. 34—48) lehrt uns den gothiſchen Styl (1225—1525) kennen. In der Einleitung zu dieſer Abtheilung heißt es: „Wir haben vorab mit einigen Worten den Namen zu rechtfertigen, der unpaſſend genug klingt, da die alten Gothen mit dem Styl am wenigſten in Verbindung ſtehen. In neuerer Zeit, da man das Schiefe der Bezeichnung erkannte, iſt man bedacht geweſen, einen andern Namen an die Stelle zu ſetzen. Die Engländer gleich den Franzoſen vindicirten ſich den Styl als ihren „vaterländiſchen“, und in Deutſchland iſt man hierin nachgefolgt und hat ihn „deutſche, altdeutſche Styl“ umzutaufen verſucht. Mit Unrecht; denn wenn gleich die edelſte, reinſte Vollendung deſſelben dem deutſchen Genius vorbehalten blieb, ſo iſt Nordfrankreich doch die Gegend, wo zuerſt dieſer Styl geſchaffen worden iſt. So mag es denn bei dem alten, von den Italienern aufgebrachten Spottnamen bleiben, der nun doch zum Ehrennamen geworden iſt. — Neuere Nachforſchungen haben ergeben, daß es die Normandie und Paris mit ſeiner Umgebung geweſen iſt, wo ſchon im letzten Drittel des 12. Jahrh. der gothiſche Styl aufkam. Von dort wurde er zuerſt noch in demſelben Jahrhunderte nach England übertragen, wo mehrere bedeutende Bauwerke, darunter die Cathedrale von Canterbury (Chor 1174—1185), entſtanden. Sodann aber fand die neue Bauweiſe ſchnell Eingang am Rheine, und das erſte gothiſche Bauwerk auf deutſcher Erde wird das Schiff von S. Gereon zu Köln (1212—1227) ſein. Auch am Magdeburger Dom (1211 begonnen) tritt das gothiſche Princip bereits bedeutſam auf. Mit voller Entſchiedenheit durchgeführet erſcheint indeß zuerſt die Gothik an der Liebfrauenkirche zu Trier (1227—1244) und an der Kirche der h. Eliſabeth zu Marburg (1235 begonnen), und ſchon im Jahre 1248 wurde das edelſte und herrlichſte Bauwerk angefangen, das jemals chriſtliche Kunſt erdacht: der Dom zu Köln.“

In dem erſten der vier Abſchnitte, in welche die dritte Abtheilung zerfällt, ſchildert der Verf. die charakteriſtiſchſten Eigenthümlichkeiten des ſtrengen gothiſchen Styl (1225—1275), in der zweiten des ſchönen (1275—1350), in der dritten des ausartenden Styl (1350—1450), und in der vierten die Verfall-Zeit (1450—1525).

Ueberall ſind die techniſchen Bezeichnungen, die zuletzt noch überſichtlich alphabetiſch zuſammengeſtellt, ſchriftlich oder bildlich erläutert.

Wer ſich auch ſonſt nicht ſehr für die Theorie und Praxis der Baukunſt intereſſirt, äußert doch, wie die Erfahrung lehrt, ſeine Theilnahme, wenn es gilt eine Kirche zu bauen; wie der Städter den großartigen, zur Gottesverehrung beſtimmten Bauwerken, ſo wendet der Dorfbewohner ſie ſeinem aufzuführenden einfachen Bethauſe zu. Der „Vorſchule“ des Verf. wird daher auch in ihrer neuen Auflage der Beifall nicht ermangeln, deſſen ſich die erſte erfreute. Sollte, bei der Kürze, welche die wenigen Blätter zur Bedingung machten, Einiges den Leſern noch nicht ganz deutlich erſcheinen, ſo werden Sachkundige die gewünſchte weitere Erläuterung gerne geben; auch möchte zu dieſem Zwecke die Anſicht von Abbildungen mittelalterlicher Kirchen aus verſchiedenen Perioden, die größere architektoniſche Kupferwerke darbieten, und in öffentlichen und Privat-Bibliotheken leicht gefunden werden, dienen.

Druck, Papier und Lithographieen ſind ſauber. H.

Anleitung zum richtigen und geſchmackvollen Plan- und Landcharten-Zeichnen. Entworfen und geſtochen von Georg Serz. Vierundzwanzig in Stahl geſtochene Vorlegblätter. Nürnberg. Verlag von J. C. Lotzbeck. Kl. Quer-4.

Dieſe 24 Blätter, auf ſtarkem Papier und in elegantem Carton, zeichnen ſich durch Mannigfaltigkeit und Sauberkeit aus und ſind nicht blos für den Zeichner nützlich, ſondern auch zum Verſtändniß der bildlichen Andeutungen auf Plänen und Landcharten. Sie ſtellen dar: Wieſen, Haide ꝛc. — Boden und Wald. — Straßen und Wege. — Bäume. — Geographiſche Charaktere. — Plan- und Charten-Charaktere. — Fluß. Fluß-Bett. — Feſtung und Belagerungswerke. — Mauern und Einhägungen. — Städte und Dörfer. — Boden und Gewäſſer. — Militairiſche Charaktere. — Brücken. — Waſſerleitungen. — Eiſenbahn, Canal,

Digitized by Google

Fluß. — Meer- und Uferbezeichnung. — Bergscala (zwei Blätter). — Ein Berg. — Unregelmäßige Kuppen. — Rücken und Zungen der Berge. — Uebergang der Kuppen in Rücken. — Situationsplan. — Zeichnung eines ebenen sandigen Meeresufers.

Moderner Jesuitismus. Roman von Th. König, Verfasser der „Reisebilder aus Ost und West." 2 Theile. Leipzig. Hermann Schultze. 1852.

Der Verfasser hatte, als er sein Buch schrieb, wahrscheinlich einen engeren und ausgewählten Leserkreis vor Augen und ein solcher wird es gewiß als willkommene Gabe entgegennehmen; wer eine leichte, nur unterhaltende Lectüre sucht, möchte sich nicht vollkommen befriedigt sehen. An Schilderungen echt romanhafter, spannender Situationen, an gesprächsweisen Erörterungen, z. B. über Goethe's Faust, fehlt es freilich nicht, aber sie scheinen doch nur Nebensache zu sein. Jesuitismus, das Wort in weiterem Sinne genommen, offenbart sich zwar, wenn auch nur angedeutet, in den Ansichten, Grundsätzen, Handlungen mehrerer Personen des Romans; aber die angestrebte, vorbereitete Reform des wahren, eigentlichen Jesuitismus, seine beabsichtigte Umwandlung in einen modernen, zeitgemäßen, ist doch die leitende, die herrschende Idee. Zwei Dem Orden Angehörige, ein älterer und ein jüngerer, beide Franzosen, wagen mit alle Schranken des geleisteten Gehorsams-Gelübdes durchbrechender Begeisterung, dahin abzweckende energische Bestrebungen; der ältere, Abbé la Vergne, spielt seine Rolle nur eine kurze Zeit; er stirbt plötzlich. Diese schnelle Beseitigung des Abbé hat uns überrascht; sollte der Verf. sich durch dieselbe nicht einen interessanten Charaktere entzogen haben, der ihm Stoff zur Schilderung eigenthümlich psychologischer Erscheinungen geboten, ein noch regeres Leben in die Handlung gebracht hätte? Wir erwarteten Viel von diesem Jesuiten, der kein gewöhnlicher, — auf einmal verschwindet er! Dem jüngern Chevalier, der in fast sklavischer Abhängigkeit von ihm lebte, freie Hand zu lassen, mußte Dies sich vielleicht so fügen; dennoch hätten Beide wol neben einander ihrem vorgesteckten Ziele zustreben können, die Wirkung (— der für die Gegenwart verfehlte, unerreichte Zweck —) wäre um so großartiger gewesen, hätte gar zu Anderem hingeführt. — Der Chevalier d'Aubert, später General des Ordens oder vielmehr eines Theils desselben, sieht sich zuletzt gezwungen, mit gesunkenem Muthe, mit traurigem Herzen, einem jüngeren Manne in der Versammlung beizustimmen, der es ausspricht, daß die zur Reform, zur Geltendmachung des Inhalts ihres Grundsatzes Aufklärung und Wahrheit! Verbundenen es nicht wagen dürften, wenigstens nicht in der Gegenwart, sich frank und frei und öffentlich als einen neuen Orden zu constituiren, daß sie hinter den Coulissen bleiben müßten und bessere Zeiten ihnen eine bessere, ehrenhaftere Stellung in der Gesellschaft sichern würden. „Der Chevalier war mit ganz andern Ideen in die Versammlung gekommen. Damals dünkte ihm die Rolle eines Reformators leicht, groß, erhaben, jetzt schon ein wenig schwierig, fast lästig. Was er noch kurz vorher mit turpissimo Grundsatz bezeichnet hatte, er jetzt wenige Minuten darauf gleichsam sanctionirend. Es war ja die unabwehrbare Nothwendigkeit, welche ihn dazu zwang. Als er einige Stunden später aus der Versammlung nach Hause ging, sagte er bei sich selbst: „Bald werde ich auf den Glauben kommen, daß für die Gegenwart, und wohl auch für alle Zukunft, die Rolle eines Reformators eine unmögliche ist. Die Gesellschaft, die Staaten, die Völker müssen sich selber retten, und können sich auch selber retten. Ein Staat im Staate, eine Gesellschaft in der Gesellschaft sind Undinge, mögen sie Gutes oder Böses anstreben." Er wandert mit Befreundeten nach Amerika aus. Der Maler Max Günther, einer der am trefflichsten gezeichneten Charaktere des Romans, schreibt von dort an den alten Doctor Knorrich: „D'Aubert, dieser hochstrebende, kühne Mann hat uns, wie Sie schon wissen, nach Amerika begleitet. Gegenwärtig befindet er sich in New-York. Uebrigens schien er mir auf der ganzen Reise verstimmt, sogar niedergedrückt. Ich fürchte, daß seine flammenden Wünsche, seine hochherzigen Bestrebungen nicht werden nach Verdienst gekrönt werden. 'S ist keine Zeit mehr für exceptionelle Naturen seiner Art. Wir bedürfen ihrer nicht mehr, und das ist für mich ein Beweis, daß wir tüchtig fortgeschritten sind. „Glauben Sie wol" — fragte er mich unterwegs einmal — „daß ein Zweck, welchem man mit unrechten Mitteln nachjagt, ohne Ausnahme schlecht sei?" „Ich glaube es" — antwortete ich. Darauf zog er die Brauen finster zusammen, blieb lange in Nachdenken versunken und promenirte mit verschränkten Armen auf dem Verdecke hin und her."

Vom Jesuitismus abgesehen ist die Liebe das bewegende Element des Romans; sie führt schmerzensreiche Kämpfe, wunderbare Verwickelungen herbei, aber durch diese zu befriedigenden Schluß-Ergebnissen. — Mit gutem Erfolge ist ein christlicher, beschränkt-aristokratischer Edelmann einem getauften jüdischen Banquier, der auch ohne Taufe sein würde, was er ist, ein Ehrenmann, ein liebevoller Vater, gegenübergestellt.

Aus den beiden Briefen, welche die letzten Seiten des zweiten Bandes füllen, einem Schreiben des Malers Günther und der Antwort des in Deutschland zurückgebliebenen lakonischen alten Arztes Knorrich, lernen wir die erwähnten Schluß-Ergebnisse kennen. Warum hat der Verf. nicht auch den von Günther dem Doctor angekündigten Brief des Grafen Rudolph mitgetheilt? von ihm selbst ein Geständniß über seine nicht gewürdigten philantropischen Bestrebungen zu lesen, wäre nicht uninteressant gewesen.

Zum Schlusse noch den Hauptbestandtheil des Antwortschreibens Knorrich's an den Maler:

„Seid doch bei alledem nicht taktfest in der Zahlenlehre, Ihr Amerikaner. Maß Euch das sagen, kann mir nicht helfen!

Thut der seine Schuldigkeit nicht zu elf Zwölftel, welcher den Acker baut, Bäume pflanzt und Kinder zeugt, that sie gerade nur zur Hälfte. Maß jede Creatur ihr volles Wesen fortpflanzen, das ist ein Naturprincip. Ist aber das menschliche Wesen zwiefachter Natur, leiblicher und geistiger. Maß sich der Mensch nicht blos physisch, sondern auch geistig in der Schöpfung zurücklassen, fortpflanzen, verewigen. Haben Geist und Körper gleiche Rechte und Verpflichtung, sich geltend zu machen, ihre Existenz thatsächlich nachzuweisen. Punktum!

Ist das aber den Bürgern Euer neuen Welt zu eigen, sich mehr sichtbar als unsichtbar fortzupflanzen, Mache ihnen übrigens daraus keinen Vorwurf. Werden schon mit der Zeit diese Ein-

Digitized by Google

seitigkeit abstreifen, meine ich; gründen zuerst ein festes äußeres Reich, werden später auch das innere in Angriff nehmen.

Müßt Ihr Leute da drüben aber auch eben darum nicht vornehm auf uns herabblicken, rath' ich Euch. Haltet Euch die Stange, glaubt mir, gelten nicht einen Heller weniger denn Ihr! Besitzen wie Deutsche z. E. manche Dinge, zwei besondere, die sich auf der ganzen Kugel in dem Grade nicht wieder finden. Besitzen wir Humor und Gemüth! Sind das zwei Dinge, versichre Euch, welche einen ganz unschätzbaren Werth haben, welche eigentlich die Quintessenz aller menschlichen Entwickelung und Veredlung sind. Sind das gleichsam die Lungen des großen Menschenkörpers in seiner Vollendung. Leidet eine Gesellschaft an einer unheilbaren Krankheit, so sie krankhafte Lungen hat. Kann ohne sie nicht frische, gesunde Luft einathmen, muß ohne sie zu Grunde gehen!

Sind aber Humor und Gemüth die Veilchen in dem Blumenregister menschlicher Tugenden. Wachsen darum still und bescheiden auf, strahlen nicht, glänzen nicht, schreien nicht, und duften nur für die, so sich Mühe nehmen, sie aufzusuchen. Ist das die Ursache, weshalb wir Deutschen auf der großen Schaubühne der Völkerdramen wenig Lärm machen und nicht beklatscht und bekränzt werden. Brauchen übrigens die Kränze nicht, haben den Beifall nicht nöthig. Spielen gemessen und bedächtig und mit jener liebenswürdigen Umständlichkeit, in welcher uns keine Nation gleichkommt, unsere Rolle weiter. Punktum!

Bin im Grunde doch ein thörichter Kauz! Komme da Sachen aus, welche gleich einem Kusse von der Geliebten am süßesten schmecken, wenn sie schweigend und unter dem Schleier des Geheimnisses genossen werden. Weiß ich denn gar, ob ich nicht meine Perlen vor ..... — Verzeihen Sie, Max — geworfen habe? — Warum wandelten Sie aus!"

Manche Leser der Lit. u. Krit. Blätter werden von unserm Bericht wenig erbaut sein, wie haben ihnen ja nicht die „Fabel" des Romans des Breiteren erzählt; nun, eben weil wie sie zum Selbstlesen veranlassen wollten, geschah es nicht. Schöne Lettern, reiner, klarer Druck (von C. E. Elbert in Leipzig) auf treflichem Papier werden ihnen dasselbe noch angenehmer machen.

H.

Gothaischer genealogischer Hof-Kalender nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuche auf das Jahr 1853. Neunzigster Jahrgang. Gotha, bei Justus Perthes. 12.

Bliebe einmal einer der vielen Volks- und Komischen Kalender oder eins der eleganten Damen-Taschenbücher aus, die Freunde derselben würden nicht in Verlegenheit gerathen, nach einem andern ebenbürtigen greifen und sich so bald trösten. Welche Klagetöne würden wir aber hören müssen, wenn den Diplomaten und Hofcavalieren, den Verehrern und Kennern der höchsten und hohen Genealogieen ein Jahr seinem Ende entgegen ginge, ohne daß sie in dem gothaischen genealogischen Hof-Kalender für das neue, herannahende blättern könnten! Und die Damen? Auch sie erfreuen sich gar zu gerne an den saubern Bildnissen der hohen Herrschaften, die er jährlich bringt.

Doch genug des Scherzes! Der Kalender für das, Gott gebe! unserem deutschen Vaterlande, unserem lieben Hamburg reichen Segen, Vergessen des Vergangenen, Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen spendende Jahr 1853, liegt vor uns. Wie immer äußerlich sauber ausgestattet, geschmückt mit sechs Bildnissen (des Kaisers von Rußland, des Königs und der Königin von Hannover, des Herzogs und der Herzogin von Sachsen-Altenburg, des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich), enthält er (einschließlich des astronomischen Kalenders) 816 Druckseiten (— der Jahrgang 1816 enthielt deren nur 296, der Jahrgang 1834: 514 —). Die Anordnung des Stoffes, die nicht zweckmäßiger zu treffen, ist sich gleich geblieben, also überflüssig dabei zu verweilen. Besondere Sorgfalt ist auch wieder dem ungemein nützlichen diplomatischen Jahrbuche (— Verzeichniß der europäischen und americanischen Ministerien und obersten Verwaltungsbehörden, so wie der, bei den verschiedenen Regierungen beglaubigten diplomatischen Agenten; mit Angabe statistischer Nachrichten —) gewidmet, wie eine, wenn auch nur flüchtige Vergleichung mit dem Jahrgange 1852 sogleich darthut und sich an Einzelnem leicht nachweisen ließe. — Die Chronik (vom 1. Juli 1851 bis zum 30. Juni 1852, mit besonderen Seitenzahlen 1—64) umfaßt alle irgend bedeutsame Ereignisse. In den Nachträgen und Berichtigungen (S. I—XIV) sind die wesentlichsten Veränderungen zu finden und ist in demselben von einigen eben so zuverlässigen als wichtigen Mittheilungen, die leider zu spät kamen, beschränkter Gebrauch gemacht worden.

Werke, die, wie das vorliegende, der Klasse der statistisch-genealogischen angehören, müssen, bei der unermüdlichsten Selbstthätigkeit der Verfasser oder Redactoren, auf fremden Beistand rechnen; er ist dem Hof-Kalender auch stets geworden, wie schon oft dankbar anerkannt ist; wenn, ungeachtet der Vereinigung, der Ergebnisse eigenen Fleißes und fremder Mittheilungen diese oder jene Angabe Denen, die der Quelle nahe sind, aus welcher bestimmtere Daten zu entnehmen, ungenau erscheint, so darf man deshalb keinen Tadel aussprechen, sondern möge davon die Gelegenheit nehmen, die verdienstliche und mühevolle Arbeit künftig freundlichst zu unterstützen. —

An einem Orte, wo man es freilich nicht erwartet, am Schlusse des Vorwortes, sind von dem Redacteur der verstorbenen Dauphine einige Zeilen der Erinnerung gewidmet, die wir für diejenigen Leser und Leserinnen unserer Zeitschrift, welche den Kalender nicht besitzen, zu wiederholen uns nicht versagen können:

„Unter den Todesfällen, von welchen erhabene fürstliche Familien im verwichenen Jahre getroffen worden sind, mahnt derjenige der Dauphine Prinzessin Marie Therese Charlotte von Frankreich an den Unbestand irdischen Glücks. Tochter, Schwester und Nichte von Königen, nach Geburt und Recht selbst Königin, wer hätte mehr als Sie einen Thron zu zieren verdient? Ihr war jedoch nur die Krone des Schmerzes beschieden. Ihrem Unglück kam der Muth gleich, es zu ertragen, und Ihre Liebe für das Land, für dessen Thron Sie bestimmt war, und aus welchem verbannt Sie Ihr Leben beschloß. Dreimal trugen die Fluthen der Revolution sie in die Verbannung; das, was Ihr nicht entrissen worden war, theilte Sie mit den Armen. Ihr letztes Wort war ein Gebet für Frankreich. Geboren im Palast zu Versailles, ruht sie nun in der bescheidenen Kirche eines Klosters in Steiermark, jetzt dem St. Denis der Verbannung.

Digitized by Google

Ihr Name ist es, welchem derjenige, der diese Zeilen schreibt, den schwachen Tribut wehmüthiger Verehrung darzubringen sich verpflichtet, und es thun zu dürfen, sich geehrt fühlt."

H.

Boz (Dickens). **Weihnachtsmärchen.** Aus dem Englischen von E. A. Moriarty und Jul. Seybt. Leipzig. Verlag von Carl B. Lorck. 1852. (VI und) 431 S. 8.

Die Vereinigung von fünf der Weihnachtsbücher, mit welchen Dickens jedes Jahr seine Leser beschenkt, zu einer Sammlung in deutscher Uebersetzung, ist eine glückliche Idee. Es ist in der kürzlich besprochenen literarhistorischen Einleitung („Charles Dickens. Eine Charakteristik von Dr. Julian Schmidt") zu der Uebertragung der Werke Dickens' in unsere Muttersprache, deren 18. Band die „Weihnachtsmärchen" sind, bemerkt, daß der rührende Ton, der in den Weihnachtsbüchern vorherrsche, am meisten mit dem Ton des „Raritätenladen's", der rührendsten Geschichte, die Dickens geschrieben, übereinkomme und sie in der Regel so angelegt seien, daß eine bestimmte sittliche Idee den Leitfaden bilde, und sich in einzelnen Erscheinungen mehr allegorisch als novellistisch individualisire. Vorzüglich und mit Recht rühmt Schmidt den schönen Anfang der meisten Erzählungen, wie z. B. das Gespräch zwischen dem Heimchen und dem Theekessel in dem Märchen: „Das Heimchen am Heerde."

Die eben genannte Erzählung ist die gelungenste der Sammlung, die ferner enthält: Der Weihnachtsabend. — Die Sylvester-Glocken. — Der Kampf des Lebens. — Der Verwünschte. In einigen Märchen — denn dies ist die richtigste Bezeichnung der Dickens'schen Weihnachtsgaben — ist doch das Schaudre erregende Element, der Geisterspuck wol in zu größer Fülle waltend. Vielen Lesern ist Dergleichen übrigens erwünscht, und der Zweck des Verfassers, unter solcher einladenden Hülle Rechtthun und Menschenliebe jugendlichen Gemüthern einzuprägen, nicht zu verkennen. Deshalb kommt die Märchen-Sammlung gerade zur rechten, zur Weihnachtzeit, und ist, als zugleich unterhaltend und belehrend, ein schönes Festgeschenk und — ein billiges. Die 27 Bogen, aus welcher sie besteht, kosten noch nicht einen ganzen Thaler; der Inhalt würde, mit anderer Schriftsorte gedruckt, die Doppelzahl derselben füllen.*)

H.

Miscellen.

In der Schweiz erscheinen nach Lorck's Zeitungs-Katalog folgende, der Geschichte und der Alterthumswissenschaft vorzugsweise Zeitschriften und Abhandlungen wissenschaftlicher Vereine:

Abhandlungen des historischen Vereins des Kanton Bern. Bern (Zürich, Schultheß.). In zwanglosen Heften. Gr. 8. — Archiv für die Geschichte der Republik Graubünden. Herausgeg. v. Th. v. Mohr. Chur, Hitz. Jährl. 1 Bd. von 3 Heften. Gr. 8. — Archiv für schweizerische Geschichte, herausgeg. v. der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Zürich (Meyer u. Zeller; Höhe). Jährl. 1 Bd. Gr. 8. — Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Herausgeg. v. der historischen Gesellschaft zu Basel. Basel, Schweighauser'sche Buchh. In Bdn. Gr. 8. — Der Geschichtsfreund. Mittheilungen des historischen Vereins der fünf Orte: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Jährl. 1 Bd. Gr. 8. — Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Zürich, Meyer u. Zeller. In zwanglosen Hftn. Gr. 4. — Neue schweizerische Viertelsjahrsschrift. Bern, Jent u. Reinert. Jährl. 4 Hfte. 8. — Verhandlungen der St. Gallisch-Appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft. St. Gallen u. Bern, Huber u. Comp.

Dem Londoner Athenaeum ist von einem Herrn Edward Newmann, bei dem unlängst eine Subscription zu Gunsten des Professors Nees Eisenbeck eröffnet worden, angezeigt, daß mehrere ausgezeichnete Naturforscher sich dabei mit Summen von 5 Schil. bis 5 Lsterl. betheiligt hätten, und daß bereits eine erste Remesse, nicht groß, aber doch ausreichend, um den ersten Bedürfnissen des bejahrten und um die Wissenschaften verdienten Gelehrten zu genügen, nach Breslau abgesandt worden sei.

In den Londoner Times vom 17. d. befindet sich unter den Anzeigen eine, wie sie außerdem wohl noch nicht vorgekommen ist. Dieselbe lautet: „Eine Dame, die sich im Besitze eines Quantums des Kopfhaares des verstorbenen illustren Herzogs, (Wellington) im Jahr 1841 geschnitten, befindet, ist erbötig, einen Theil davon um 25 Lsterl. abzulassen. Genügende Beweise über die Identität des Haares, und wie die Eigenein dazu gekommen ist, werden gegeben werden."

Der französische Justizminister macht am Schlusse seines in diesem Jahre dem Präsidenten abgestatteten sehr ausführlichen Berichtes über die Criminaljustizpflege in Frankreich im Jahr 1850 auf einen Umstand aufmerksam, der, unsers Bedünkens, auch an vielen Orten Deutschlands statt findet und wohl der Beachtung der Regierungen zu empfehlen sein dürfte. Er sagt nämlich: „Die Salarirung der Arbeit und die Verwendung der Erzeugnisse derselben haben unstreitig die allgemeine Wohlfahrt erweitert; aber hat die Gesellschaft sich denn auch in moralischer Hinsicht eben so gebessert, als in der intellectuellen und der materiellen? Diese Frage muß verneint werden, und zwar aus dem Grunde, weil auf die Ausbildung des Gemüths weniger Rücksicht genommen wird, als auf die des Geistes, oder auch weil die Verbreitung der Wohlhabenheit den Drang nach materiellen Genüssen zum Nachtheil der öffentlichen Moral dermaßen vermehrt hat, daß die Mittel, dieselben legitim zu befriedigen, in hohem Grade übersteigen werden. Die Achtung des Gesetzes und der Principien, auf welchen die Gesellschaft beruht, ist leider in einer fortwährenden Abnahme.

---

*) Auch die dritte Lieferung des in Nr. 83 angezeigten „Bleakhouse" liegt vor uns; die Fortsetzung wird rasch folgen.

Gedruckt bei A. H. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Digitized by Google

SXIETET

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 96. Mittwoch, den 1. December. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 5 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße Nr. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der arme Waisenknabe ..... Seite 749
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... „ 749
Verhandlungen der Londoner geographischen Gesellschaft mit Bezug auf die Fahrbarkeit der Gewässer von Spitzbergen, ꝛc..... „ 751
Literatur:
Etude sur les oeuvres poétiques de Frédéric le Grand .. „ 752
Der Waldläufer. Erzählungen aus dem amerikanischen Waldleben von Gabriel Ferry..... „ 755
Gustav Rosen, ein schweizerischer Roman von C. A. Bruhin.. „ 755

Der arme Waisenknabe.

Romanze von Dr. Sigismund Wallace.

Verwaist war schon der Knabe,
Eh' ihn die Mutter gebar;
Der Vater lag ja im Grabe,
Die Mutter schon Wittwe war.
Sie hat den Säugling getragen
Auf hagerm, schwächlichen Arm;
Ihr Herz hat kräftig geschlagen
Voll Mutterliebe, so warm!

Und bettelnd ist sie gezogen
Umher im fremden Land;
Doch bettelnd blieb sie gewogen
Dem Knaben an ihrer Hand!
Sie hatten sie oft vertrieben,
Die Mutter mit ihrem Kind;
Kein Obdach war geblieben
Den Regen und kalten Wind!

Doch hat sie nimmer gerastet,
Sie liebte ihr Kind so treu;
Die Mutter hat oft gefastet,
Daß nur ihr Kind nicht hungrig sei!

Sie wußte so sanft zu bitten
Um Brod für sich und den Sohn;
Palast und ärmliche Hütten
Ach! spendeten oft nur Hohn!

Lang' trug die Arme ihr Elend,
Die Mutterliebe gab Kraft;
Den Schmerz im Lächeln verhehlend,
Bis Tod sie hinweggerafft! —
Die Mutter wurde getragen
Zur Gruft und hineingesenkt,
Umsonst ist des Knaben Fragen,
Kein Freund der Mutter gedenkt!

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Petion.

Von den drei Gründen, die Petion angegeben hat um sich von der Verantwortlichkeit der Septembermetzeleien frei zu sprechen, sind die beiden ersteren Lügen und der dritte ist eine Spitzfindigkeit.

Er behauptet zuvörderst, in seinen Functionen als Maire fast sequestrirt gewesen zu sein. „Man hatte mich in meinem Amte gelassen," sagt er; „es war aber nur noch ein leerer Titel; ich sah mich vergebens nach den damit verknüpften Verrichtungen um: sie waren zerstreut, in aller Welt Händen; ein jeder übte sie aus .... Der Maire war nicht mehr ein Mittelpunkt der Einheit; alle Fäden waren in meinen Händen durchschnitten; die Gewalt war zerstreut; die überwachende Thätigkeit war ohne Kraft, mit der niederhaltenden Thätigkeit war es eben so."

Demnach will er von den Metzeleien, wie sie angefangen, gar nichts gewußt und nachdem auch nur Unvollständiges zufällig erfahren haben. „Ich verkehrte," sagt er, „in einer falschen

Digitized by Google

Sicherheit; mir waren dieſe Grauſamkeiten unbekannt; ſeit einiger Zeit wurde mir nichts geſagt; endlich erfahre ich ſie: aber wie? Obenhin, indirecte, entſtellt; dabei wird mir geſagt, daß Alles vorbei ſei; die ergreifendſten Details erfahre ich erſt ſpäter; aber ich halte mich aufs feſteſte überzeugt, daß der Tag, der dieſe Gräuelſcene beleuchtet hat, ſich nicht wiederholen würde."

Endlich ſetzt er hinzu, daß er Befehle ertheilt habe, dem Morden Einhalt zu thun, daß man dieſe Befehle aber nicht gehört, ſie nicht befolgt habe. „Ich ſchreibe an den Generalcommandanten," ſagt er; „ich fordere ihn auf, Truppen nach den Gefängniſſen zu entſenden. Ich erhalte keine Antwort. Da ſchreibe ich noch einmal, und darauf zeigt er mir an, daß er Ordres ertheilt habe. Aber es erweiſet ſich in nichts, daß dieſe Ordres in Vollzug geſetzt werden, doch währen die gräulichen Auftritte fort; da begebe ich mich nach dem Gemeinderath, und von dort, in Geſellſchaft mehrerer meiner Collegen, nach dem Hotel von la Force."

Da haben wir, wir wiederholen es, zwei Lügen und eine Spitzfindigkeit. Petion iſt keineswegs in ſeinen Functionen ſequeſtrirt geweſen; Petion hat von den Metzeleien Kunde gehabt wie jedermann, und die Schlaffheit der Autorität kann ihm nicht zur Entſchuldigung dienen, indem ſie ſein Werk iſt.

Petion hat ſeine Zeit vom 1. bis zum 8. September in folgender Weiſe zugebracht, und ſeinen Functionen angelegentlicher als je ein Maire vorgeſtanden:

Am 1. September führte er den Vorſitz in dem Generalrathe der Gemeinde.

Am 2. September verdoppelte ſich ſeine Thätigkeit: er präſidirte nicht im Generalrathe, aber er antwortet — ſo hören wir von ihm ſelber — auf die finſtre und leidenſchaftliche Rede Robespierre's. Darnach entbietet er durch ein Circular die 48 Präſidenten der Sectionen nach der Mairie, wo eine Conferenz mit den Miniſtern gehalten wird, der er von 8 Uhr Abends am 2. bis 1 Uhr Morgens am 3. präſidirt, und in welcher auch ſicherlich die grauſigen Ereigniſſe, welche der Zeit Paris mit Schrecken und Entſetzen erfüllten, zur Sprache gebracht und discutirt worden ſind. „Noch geſtern," ſagte Roland den folgenden Tag in einer Verſammlung der Präſidenten aller Sectionen, welche von den Miniſtern bei dem Herrn Maire berufen worden war, *um die Gemüther zu verſöhnen und ſich gegenſeitig aufzuklären*, „habe ich das Mißtrauen erkannt, das argwöhnt, aufhorcht, den Wirrwarr unterhält und den Operationen im Wege iſt."

Am 3. September empfängt Petion Danton und Robespierre auf der Mairie; er verhandelt mit erſterem über den gegen Roland erlaſſenen Verhaftsbefehl, und verſtändigt ſich mit letzterem wegen ſeiner Anklage gegen Briſſot.

Am 5. September erſcheint Petion an der Spitze der Pariſer Municipalität vor der Barre der Nationalverſammlung, und legt einen Eid ab, „daß er mit Allem, was in ſeiner Macht ſteht, für die Aufrechthaltung der Freiheit und Gleichheit, *ſo wie der Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums*, und für die Vollſtreckung der Geſetze Sorge tragen will.

Am 6. September ſchreibt Petion an den Generalrath der Gemeinde, daß das Morden im Hotel la Force noch fortwähre, und bald darnach begiebt er ſich mit einer Deputation der Municipalität ſelber dahin.

Am 7. und 8. September präſidirt Petion dem Generalrath der Gemeinde.

Es iſt demnach völlig erwieſen, daß Petion vom 1. bis 8. September ſeinen Functionen ſowohl im Stadthauſe als in der Mairie unausgeſetzt vorgeſtanden hat. Nun wollen wir auch unterſuchen, ob es wahr iſt, *daß er von den Grauſamkeiten nichts gewußt hat, daß ihm nichts geſagt worden iſt.*

Von allen denen, welche das Morden geleitet, oder es im Einverſtändniß oder aus Furcht geſchehen laſſen haben, war Petion der einzige, dem es nicht hatte unbekannt bleiben können.

Die Mairie war unter ihm, wie ſchon geſagt, in dem jetzigen Hotel der Polizeipräfectur eingerichtet. Die Zimmer des Maire befanden ſich in der Gallerie, welche der Jeruſalemsſtraße gegenüber liegt und die links parallel mit dem Goldſchmiedskay läuft. Man gelangte zu denſelben vermittelſt der ſteinernen Treppe rechts, wenn man den Hof betritt, unter dem Gewölbe, und die damals an dem Abſatze des erſten Stocks endigte, indem der hölzerne Theil, der bis zu dem Cabinette des Präfecten führt, ein in der Mauer des vormaligen Rechnungshofes gemachter ſpäterer Bau iſt. Die Art Perron, welcher dieſer Treppe zur Baſis dient, war die Stätte, welche Pache ſich gewählt hatte, um mit einer *rothen Mütze* auf dem Kopfe und *hölzernen Schuhen* an den Füßen mit dem Volke, das ſich auf dem Hofe verſand, zu *fraterniſiren*.

Am äußerſten weſtlichen Ende dieſer Gallerie, hinten im Hofe links, unter dem Staatsſaal von Petion, hatte der Ueberwachungs- und Executions-Ausſchuß, unter der Präſidentſchaft von Panis ſeinen Sitz. Der Saal dieſes Ausſchuſſes dient gegenwärtig zur Ertheilung von Päſſen. Man gelangte über einen finſtren und ſchaurigen Korridor dahin, der noch jetzt, unter dem Gewölbe, beim Eintritt links, unmittelbar vor der Loge des Beſchließers, vorhanden iſt. Beaumarchais, der am 24. und 25. Auguſt vierzig Stunden ſtehend in dieſem ſchaurigen Korridor zugebracht hat, ehe er bei Panis zum Verhör kam, hat ihn ſo bezeichnet, daß man darüber nicht irren kann. In dem Augenblick, wo Beaumarchais endlich verhört wurde und Panis ihm ein ehrenhaftes Atteſt ausfertigen ließ, „trat," ſo erzählt er, „ein kleiner Mann mit ſchwarzem Haar und einer Stumpfnaſe, von erſchreckendem Anſehn, ein und ſprach leiſe mit dem Präſidenten." Dies war Marat.

Marat hatte ſich in der That ein Cabinet in der Nähe des Ueberwachungsausſchuſſes genommen. Es iſt daſſelbe, welches man hinten im Hofe links, unmittelbar vor der großen Thür ſieht, die gegenwärtig zum Paßſaal führt. Es hat noch ſein Pompadour-Kamin von roſigem (Brescia) Marmor, und hat ſich nicht weiter als in ſeinen Papieren verändert.

Auf dem zweiten Hofe der Polizeipräfectur, dem Haupteingange gegenüber, befand ſich der Stall des erſten Präſidenten, und über dieſem Stall ein großer Heuboden, der damals als Depôt diente. In dieſem Depôt ſah ſich der Abbé Sicard nebſt einer großen Anzahl von Prieſtern eingeſchloſſen, ehe er nach der Abtei abgeführt ward.

Möchte man nun noch glauben, daß bei dieſer Oertlichkeit der Stätten, wo die Metzeleien angeordnet worden ſind, Petion darüber in Unwiſſenheit hätte bleiben können? Nein, Petion hat von Anfang bis zu Ende darum gewußt.

Am 2. September war er im Generalrath, als die Kunde von dem Morden dahin gelangte, als eine Commiſſion von dort abging, um die Verſammlung davon in Kenntniß zu

Digitized by Google

setzen, und als Manuel über sein nutzloses Haranguiren in der Abtei Bericht erstattete.

Am 3. September erhielt er ein Schreiben von Roland der ihn wegen der zu nehmenden Maßregeln zu Rathe zog.

Am 4. besprach er sich mit Danton über den gegen Roland ausgefertigten Verhaftsbefehl, wohl wissend, — er sagt es selber — daß das Morden noch fortwährte.

Am 5. empfing er in seiner Wohnung funfzehn der Mörder von la Force, und ließ sie mit Getränk bewirthen. „Ich, so wie auch Brissot, Genfonne und mehrere andere Deputirte," sagt Duhem, „war am 5. September bei Petion zu Tische. Gegen das Ende der Mahlzeit öffneten sich die beiden Flügelthüren, und ich war sehr erstaunt, ein funfzehn Halsabschneider mit von Blut triefenden Händen eintreten zu sehen. Sie wollten von dem Maire Befehle über achtzig Gefangene einholen, die es noch in la Force zu morden gab. Petion gab ihnen zu trinken, und entließ sie mit den Worten: sie möchten Alles aufs Beste machen."

Endlich, am 6. September, am fünften Tage des Mordens, und drei Tage nach dem Decret der Nationalversammlung, das die Personen und das Eigenthum unter den Schutz des Gesetzes stellte, entschloß sich der Maire von Paris, sich nach la Force zu begeben.

„Ziemlich friedliche Bürger," sagt er, „drängten sich in der Straße, die zu diesem Gefängnisse führt. — Eine sehr schwache Wache befand sich vor der Thür. Ich trat ein .. Nein, nie wird der Anblick sich wieder aus meinem Herzen verwischen, der mir zu Theil ward! — Ich sah zwei Beamte, mit ihren Schärpen angethan; ich sah drei Männer ruhig an einem Tische sitzen, die Gefangenregister offengeschlagen vor Augen, welche die Gefangenen aufriefen; andere Männer nahmen dieselben ins Verhör, und wieder andere fungirten als Geschworene und als Richter; ein Dutzend Henker aber, in bloßen Armen und mit Blut bedeckt, führten, einige mit Keulen, andere mit Säbeln und Hirschfängern sofort die gefällten Urtheile aus."

Was meint man nun, daß diese Magistratsperson solchen Verbrechen gegenüber that? Ließ sie einige Soldaten, einige Nationalgardisten, eben so entrüstet als sie selber, kommen, um die zwölf Henker und die sehr schwache Wache fortzujagen? Keineswegs! Der pedantische und aufgeblasene Advocat wollte vor diesen Buben glänzen, und hielt ihnen zu dem Ende eine Rede. „Ich sprach zu ihnen," sagt er, „in der ernsten Sprache des Gesetzes; ich sprach zu ihnen in dem Gefühl der tiefen Indignation, von der ich durchdrungen war. Ich ließ sie alle vor mir hinausgehen; ich war aber kaum selber hinausgegangen, als sie sämmtlich wieder zurückkehrten."

So zeigte sich Petion während der ganzen Dauer des Mordens: er sah Alles, er wußte Alles, aber verhindern that er nichts. Er hat von Befehlen gesprochen, die Santerre, der übrigens seinen Maire durch und durch kannte, und auf seine Reden gerade so viel achtete wie die gedungenen Mörder, wiederholt ertheilt worden wären. Aber weiß man, von welchem Tage sich Petions zweite Ordre herschrieb? Sie datirte von demselben Tage, wo er sich selber nach la Force begeben hat, vom fünften Tage des Gemetzels, dem 6. September. Wir haben das Concept davon aufgefunden; hier ist es:

„Paris, den 6. September 1792, im Jahr IV der Freiheit.

„Ich habe Ihnen, Herr Generalcommandant, in Betreff des Gefängnisses von la Force geschrieben, und Sie ersucht, dort eine so imponirende Mannschaft aufzustellen, daß man sich nicht versucht fühle, die Excesse fortzusetzen, welche wir zu beklagen haben. Sie haben mir nicht geantwortet; ich weiß nicht, ob Sie meinem Verlangen nachgekommen sind, aber ich wiederhole es Ihnen hiemit für heute Morgen. Da ich der Versammlung Bericht abzustatten habe, so weiß ich nicht, was ich ihr über den Zustand dieses Gefängnisses sagen könnte.

„Der Maire von Paris, Petion

Man sieht, es war nicht das Schicksal der Gefangenen, das Petion am Herzen lag, sondern seine Verantwortlichkeit. Und so hat er es all die Zeit des Mordens gehalten. Am 4. September wandte sich der Oeconom der Salpetriere, als dieselbe von den Mördern bedroht war, an den Maire, um prompten Schutz für die armen irrsinnigen Frauen zu verlangen, die seiner Obhut anvertraut waren. Wann ists aber gewesen, daß der Maire Santerre aufgefordert hat einen Posten von funfzig Mann dahin zu schicken? Den 8., drei Tage nachdem Alles vorbei war und die Leichen der armen Opfer schon in die Steingruben von Clamart geworfen worden waren!

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen der Londoner geographischen Gesellschaft mit Bezug auf die Fahrbarkeit der Gewässer von Spitzbergen, ꝛc.

(Aus dem Athenaeum.)

In der Sitzung obgenannter Gesellschaft vom 8. v. M. verlas Herr Petermann einen Aufsatz, in welchem er zuvörderst bemerkt, daß die Annahme, auf welcher sein der Gesellschaft vorgelegter Plan zur Aufsuchung von Sir John Franklin begründet wäre, nämlich, daß Letzterer den Wellington Canal hinauf gefahren sei, seitdem bedeutend an Wahrscheinlichkeit gewonnen habe. Es wird dann weiter darin erwähnt, daß Sir E. Belcher mindestens zwei bis drei Jahre brauchen würde, um die Spur von Sir John Franklin zu verfolgen, der bereits sechs Jahr in der Fahrt sei, ohne daß es ihm möglich gewesen, sich aus seinem Labyrinthe zu befreien und ins Vaterland zurückzukehren. Drittens macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß der gesammte asiatische Theil der arctischen Regionen — in welcher die vermißte Expedition höchst wahrscheinlich festgebannt sei — augenblicklich auf eine Aufsuchung durchaus unvorbereitet wäre, jener Theil aber, das Ziel der von ihm in Vorschlag gebrachten Route, Europa am nächsten und zugänglichsten liege. Diese Route führe, sagt er weiter, durch das Meer zwischen Spitzbergen und Novazembla, und dieses sei der eigentliche Gegenstand seiner gegenwärtigen Mittheilung. Da das Meer, um welches es sich handle, keinen Namen führe, und die Benennung Spitzbergen-Meer, wie man sie augenblicklich gebrauche, überflüssig sei, indem sie nur gelegentlich auf den Theil des Meeres in Anwendung käme, das allgemeiner als grönländisches Gewässer bezeichnet würde, so trage er darauf an, dem in Rede stehenden Meere jenen Namen beizulegen. Dasselbe sei, außer von englischen Seefahrern, auch von holländischen und

Digitized by Google

russischen und denen anderer Nationen befahren worden, die Thatsachen aber, die er anführen wolle, rühreten lediglich von Engländern höchster Autorität und die noch am Leben wären her.

Gedachtes Meer, fährt Herr Petermann fort, werde gegenwärtig von aller Welt als völlig unzugänglich und unfahrbar betrachtet, er wolle aber darthun, daß diese Annahme durchaus grundlos und einer der merkwürdigen geographischen Irrthümer sei, die, wenn sie einmal Wurzel gefaßt hätten, sich schwer ausrotten ließen. Er halte das Spitzbergen-Meer von vornherein für die ausführbarste und bequemste Durchfahrt der nach den Polargegenden bestimmten Schiffe, weil es die in hohem Grade weiteste, ja die einzige oceanische Durchfahrt sei. Capitain Scoresby tüchtiges Werk über die arctischen Regionen enthalte nichts, was die Annahme von der Unfahrbarkeit jenes Meeres im geringsten rechtfertige, es sei vielmehr darin ausdrücklich angegeben, daß zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf der östlichen Seite von Spitzbergen ein wichtiger Wallfischfang betrieben worden wäre. Noch mehr würden seine, des Verfassers, Ansichten durch das Werk des Capitains Beechey, eins der wichtigsten über jene Region, unterstützt.

Der Autor citirte dann folgende Stelle aus einem Schreiben des Herrn Crowe, brittischen Consuls zu Hammerfest, auch Begründer und Eigenthümer eines brittischen Etablissements auf Spitzbergen:

„Herr Scharostin, ein intelligenter Russe, mit dem ich viel verkehrt habe, hat 39 Winter auf Spitzbergen zugebracht, und funfzehn Jahre, ohne die Insel überall zu verlassen. Wie er erklärt, sind ihre Küsten, so lange er dort gelebt hat, stets vier und einzeln selbst fünf Monate des Jahres frei von Eis gewesen. Ich kann dem noch hinzusetzen, daß meine eigenen Schiffe zum öfteren die Küsten der Ryke-Yres Inseln, das äußerste südöstliche Ende, um die Westküste herum befahren haben, bis nach den sieben Inseln am äußersten nordöstlichen Ende, und sie hätten unter sechs Mal mehr als vier Mal ganz Spitzbergen umschiffen können."

Hiernach verglich der Verfasser Spitzbergen, das über den achtzigsten Breitegrad hinausgeht, mit den Regionen auf der amerikanischen Seite im fünf und siebenzigsten Breitengrade, und erwähnte, daß Sir E. Parry mit kleinen Fahrzeugen bis zum 83sten Breitengrade im Norden von Spitzbergen gelangt sei, auf einer Fahrt, die in sechs Monaten von der Themse aus hin und zurück abgemacht worden wäre und die nur 9977 £ gekostet hätte, während die Fahrten auf der amerikanischen Seite, wohin all die neueren Expeditionen ihren Cours genommen, viele Hundert Tausend £, manches Menschenleben, viele Jahre und Schiffe erfordert hätten, um nur bis zum 76. Breitengrade zu gelangen.

Sodann wurde diese Reise des Capitains Wood, im Jahr 1676, der letzte Versuch, die nordöstliche Durchfahrt zu finden, sorgfältig beleuchtet, und nachgewiesen, daß jener unglückliche Cremann, aus Aerger darüber, seinen Zweck nicht erreicht zu haben, manche falsche und grundlose Angaben gemacht habe, um die Unmöglichkeit, jene Meere zu befahren, darzuthun. Jene falschen Angaben scheinen aber bis auf die neueste Zeit Glauben gefunden zu haben.

Letztlich äußert der Verfasser, die Beantwortung der Frage, um die es sich handle, würde sich mit Hülfe eines Dampfboots in vierzehn Tagen, und bei höchst unbedeutenden Kosten, im Vergleich zu den Millionen, welche schon für arctische und antarctische Entdeckungsfahrten ausgegeben seien, abmachen lassen, überdem dürfte eine Erforschung jenes großen und sehr zugänglichen Gewässers, abgesehen von der Aufsuchung der Franklin'schen Expedition, höchst wichtig für den brittischen Wallfischfang werden, indem das grönländische Meer leer gefischt sei, die Wallfische in dem spitzbergischen Meere aber unbehelligt geblieben wären und folglich dort in Massen anzutreffen sein würden. Er setzt hinzu, die Amerikaner hätten durch den Wallfischfang in der Behringsstraße in der kurzen Zeit von zwei Jahren ein Capital von acht Millionen Dollars gewonnen, und er hoffe, die Engländer würden sich nicht in derselben Weise in dem spitzbergischen Meere den Rang ablaufen lassen. Was die geographische Entdeckung betreffe, sei es klar, sagt er, daß, wenn Sir E. Parry in einem kleinen Fahrzeuge bis zum 83. Breitengrade hätte kommen können, mit einem Dampfboote Resultate zu erzielen sein müßten, die alle seitherigen arctischen Entdeckungen in Schatten stellten.

Nachdem der Verfasser seinen Vortrag beendigt hatte, erhob sich eine lebhafte Debatte, an welcher sich vor allen der Capitain Beechey betheiligte. Derselbe sagte, es seien schon vielfache Versuche nach dem Meere von Spitzbergen unternommen worden, aber ohne Erfolg geblieben; auch habe Sir E. Parry dort viel Eis angetroffen, und wenn eine Expedition dorthin gemacht werden sollte, so müßte sie die westliche Seite von Spitzbergen inne halten und nicht die östliche, wie es Herr Petermann vorschlüge. Dieser erwiederte hierauf, es sei seit 1676 auch nicht ein Versuch, im Osten von Spitzbergen vorzudringen, gemacht worden, und selbst die vor jener Zeit gemachten oberflächlichen Versuche, zuvörderst der von Barentz, seien sehr glücklich ausgefallen. Jene früheren Reisen könnten jedoch für die Jetztzeit nicht als gültiger Maßstab dienen. Der Admiral Lütke, der vier Jahre nach einander in der Aufnahme von Novazembla beschäftigt gewesen, habe bestimmt erkläret, daß ein in der Weise der englischen arctischen Expeditions-Schiffe ausgerüstetes Fahrzeug jene Meere würde befahren können. Auch Sir E. Parry habe am Schlusse seines Werkes gesagt, daß ein Schiff bis zu dem 82. Breitengrade würde segeln können, ohne fast eine einzige Eisscholle anzutreffen.

Étude sur les oeuvres poétiques de Frédéric le Grand.

Das schönste Denkmal, welches dem großen Könige errichtet werden konnte, die neue, von dem Brandenburgischen Historiographen, Herrn Professor Preuß redigirte Ausgabe seiner sämmtlichen Werke *), ist der Vollendung nahe. Wir haben über ein-

*) Oeuvres de Frédéric le Grand. Tome 1—18. Berlin, chez Rodolphe Decker, imprimeur du roi, successeur et héritier de Decker, père et fils. 1846—51. — Die drei Abtheilungen, in welche das Ganze zerfällt, haben folgende besondere Titel: 1) Oeuvres historiques de Frédéric II., roi de Prusse. 7 Tomes. 2) Oeuvres philosophiques, &c. 2 Tomes. 3) Oeuvres poétiques, &c. 6 Tomes. a) Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci. 2 Tomes. b) Poésies posthumes. 2 Tomes. c) Poésies éparses. d) Mélanges littéraires. 3) Correspondance de Frédéric II, roi de Prusse. Tome 1—3. — Vier neue Bände der Correspondenz liegen zur Ausgabe bereit oder sind vielleicht

Digitized by Google

zelne Lieferungen von Zeit zu Zeit in diesen Blättern Bericht erstattet *) und dabei besonders auf die jedem Bande vorgesetzte, mit vieler Sorgfalt und Sachkenntniß bearbeitete Einleitung oder erläuternde Uebersicht des Inhalts aufmerksam gemacht. Ihrer Bestimmung ganz entsprechend sind diese einleitenden Worte keine kritische oder doch nur in beschränktem Maße, in leiser Andeutung; auch auf nähere Analysen konnten sie sich nicht erstrecken. Allen Besitzern dieser, namentlich was die dichterischen Erzeugnisse des Königs anlangt, hier zum erstenmal vollständig dargebotenen Sammlung seiner Werke, werden daher Leistungen, wie sie Herr Professor C. de la Harpe hinsichtlich der Oeuvres historiques im Journal français de Berlin, No. 43, 44 u. 45, der Oeuvres philosophiques im Programme d'examen du Collége royal français, 1848, und füglich in der Étude sur les oeuvres poétiques de Frédéric le Grand, die der Einladungsschrift des Herrn Director Ranke zu den Schul-Feierlichkeiten, welche im Königlichen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium den 24. September Statt fanden (Berlin, 1852. Druck von A. W. Hayn. 55 Seiten 4., von denen die Abhandlung Seite 1—41 einnimmt), vorangeht, geliefert hat, sehr willkommen und belehrend sein. Durch seine verdienstliche Mitwirkung bei der neuen Ausgabe **) ist der Verfasser zu solcher Arbeit mehr denn ein Anderer befähigt.

Herr de la Harpe verkannte die Schwierigkeiten nicht, die sich dem Beurtheiler der Dichtungen Friedrich's des Großen entgegenstellen, namentlich ihm; die Schwächen derselben boten mehr Stoff zum Tadel als zum Lobe. Aber er versetzte sich auf einen andern Standpunkt; er lenkte seine Blicke nicht allein auf den Dichter, sondern auch auf den Menschen, den Denker, den Fürsten, und suchte sich das Bild des großen Mannes, der sein Jahrhundert beherrschte, zu vergegenwärtigen, indem er diese kritische Analyse seiner Gedichte unternahm.

Die Anordnung der dritten Abtheilung der sämmtlichen Werke, welche die poetische umfaßt, genügte so wie sie von dem Herausgeber gewählt ist, obgleich sonst plan- und zweckgemäß, dem Verf. bei der Erörterung ihres Inhaltes nicht, er classificirte die Dichtungen nach den Gattungen, denen sie angehören. Friedrich versuchte sich fast in allen: er dichtete Oden, Epopeen, Erzählungen, Epigramme, Satiren, Lustspiele, philosophische Briefe u. s. w. Hauptsächlich und vorzugsweise ist er didactischer und moralischer Dichter; l'Art de la guerre und die Épîtres sind seine vorzüglichsten Dichtwerke; er erhebt sich in diesem Lehrgedichte, bemerkt der Verf., oft zu einer großen Höhe, und unter den letzteren ist mehr als eine Production, die Voltaire nicht würde verleugnet haben; unter allen übrigen Gedichten sind sie die sprechendsten Beweise der außerordentlichen Fruchtbarkeit seines Geistes, seines ausgebreiteten und vielfachen Wissens, seiner gründlichen Menschen- und Weltkenntniß, erhabenen Gedanken, weisen Ansichten, seines Edelmuthes und seiner Charakterstärke; in diesen Dichtungen ist Friedrich am meisten Er Selbst, am meisten Dichter.

Der Verf. beschäftigt sich dann mit den einzelnen Dichtungsarten, zuerst mit der Ode. Die Oden sind bei Weitem schwächer als die Épîtres, und Nachahmung Malherbe's und J. J. Rousseau's. Kunst und Wissenschaft, das Vaterland, die Freundschaft, die Philosophie, namentlich die Moral haben den Stoff dazu gegeben. Es fehlt ihnen die wahre Begeisterung; die Form ist mangelhaft. Einzelne Oden hat der Verf. näher besprochen; so die Ode sur le temps und die Apologie des bontés de Dieu, von der drei Redactionen vorhanden. — Sehr ausführlich ist das meisterhafte Lehrgedicht: L'Art de la guerre (S. 11—15) analysirt, und dabei das Urtheil des französischen Majors, Hrn. Merson, der dieses Gedicht gegen Hrn. Sainte-Beuve's Kritik (in dem Causeries du lundi) vertheidigt hat, benutzt. „Ce poëme", heißt es am Schlusse, „est un ouvrage complet et substantiel. Il n'offre pas la prolixité qu'on peut souvent reprocher aux poésies de Frédéric. Il est facile de voir que l'auteur est pénétré de son sujet, et qu'il n'a pas besoin de couvrir de phrases sonores des pensées creuses. Tout y porte le cachet du bon sens, et les préceptes ont l'autorité de l'expérience unie à la réflexion philosophique. L'enthousiasme patriotique et guerrier y éclate en maint endroit. Frédéric sait que la Prusse est un État essentiellement militaire; aussi parle-t-il de la guerre avec une chaleur que toute son humanité ne parvient pas à éteindre. Ses idées bien arrêtées étaient le fruit de longues et profondes méditations. C'est pourquoi il n'en changea pas; et les plus belles opérations de la guerre de sept ans ne furent en réalité que l'application des théories que nous venons d'esquisser."

Ueber ein Gedicht ganz anderer Art: Le Palladion (im Winter 1748—49 verfertigt) (S. 15—17) ist eine freimüthige, offene Erklärung abgegeben, die gewiß allgemeine Beistimmung, auch der größten Verehrer des Königs finden wird. Herr de la Harpe äußert: „Le poéte suppose que M. de Valori était le palladium de l'armée prussienne, qui dut son salut au dévouement de Darget. Voilà tout le fond de l'ouvrage. Il n'y aurait rien à reprocher au sujet en lui-même, car enfin il est permis à tout le monde de s'amuser parfois; dulce est dissipere in loco. Mais ce qui n'est pas aussi innocent, c'est la mise en scène, le choix des personnages et des incidents; et, quoique ce poëme soit fort spirituel, on ne peut s'empêcher de regretter que Frédéric ait imité nonseulement le rythme et certains passages de la Pucelle de Voltaire, mais aussi l'esprit dans lequel ce triste ouvrage est conçu. Il faut avouer que le Roi ne plaissante pas toujours avec goût ni avec délicatesse. Certaines joyeusetés qui faisaient une partie essentielle de l'ancienne gaieté française méritent aujourd'hui un autre nom, et l'on voit avec peine un grand esprit tremper son pinceau dans la lie pour peindre de vilaines choses." — Dann ist des Gedichtes vom Jahre 1771: La Guerre des confédérés (1768), bei welchem La Guerre civile de

---

jetzt schon ausgegeben; es bleiben noch acht zur Bearbeitung über. — Die hamburger Stadtbibliothek besitzt den 1.—5. Band der historischen Werke in der, typographisch und ikonographisch glänzend und höchst geschmackvoll ausgestatteten Prachtausgabe; ein wahrhaft königliches Geschenk! Wem diese Zierde unserer Bibliothek noch unbekannt, versäume nicht, sich die Ansicht derselben zu verschaffen.

*) Jahrg. 1848. Nr. 74; Jahrg. 1849, Nr. 56; Jahrg. 1850, Nr. 11 u. Nr. 125.

**) Herr Professor de la Harpe besorgt die Correctur und redigirt die Avertissements und Anmerkungen des Herrn Herausgebers.

Digitized by Google

Genève dem Könige zum Vorbilde diente, kurz gedacht. — Die Erzählungen und Fabeln, die Luſtſpiele, die Todtengeſpräche werden S. 19—21 behandelt. Die Luſtſpiele entbehren alles wirklich komiſchen Elements, wie genügend an dem Singe de la mode und der École du monde gezeigt iſt. „Le drame en vers de Louis XV aux champs Élysées", heißt es S. 20: „est une satire d'un goût équivoque contre une tombe à peine fermée (1774) ..... C'est un de ces ouvrages sur lesquels on aime à passer rapidement, comme ces pensées sur lesquelles madame de Sévigné dit qu'il faut glisser."

Eine der intereſſanteſten Partieen der Abhandlung iſt der nun folgende Abſchnitt (S. 22—30), welcher eine gründliche, zum Theil in Einzelnes tief eingehende Analyſe mehrerer der Épîtres morales enthält, ſo z. B. Épître VII, à Maupertuis, und A mon Esprit, (eine Vertheidigung der Neigung Friedrich's zu den wiſſenſchaftlichen Studien und namentlich zur Poeſie: — „On le voit", ſo ſchließt der Verf., „ces vingt Épîtres renferment la quintessence des idées de Frédéric sur les hommes et les choses, et, à quelques exceptions près, elles méritent les éloges des juges les plus difficiles. Nous pouvons donc être d'accord avec l'Épître à mon Esprit, et trouver que le Roi a bien fait de s'adonner à la poésie." — Die Épîtres familières, die mit den eben erwähnten viele Aehnlichkeit haben, nur daß ſie leichter hingeſchrieben und oft gegen den guten Geſchmack verſtoßen, ſind kurz berührt (S. 30); dagegen die Pièces diverses, die auf ſie folgen, weitläufiger beſprochen (S. 31—37). Es ſind Gelegenheitsgedichte und ſie füllen den größten Raum des 12., 13. und 14. Bandes. Einige ſind unbedeutend; andere (die aus den Jahren 1757 bis 1774) erregen die lebhafteſte Theilnahme und befinden ſich mehrere beachtungswerthe Dichtungen unter denſelben, wohin beſonders die der Periode des ſiebenjährigen Krieges angehörenden zu rechnen. Faſt allen fehlt der Frohſinn, der heitere Ton, denn Friedrich täuſchte ſich nicht über ſeine Lage in jenem denkwürdigen Lebensabſchnitte. Wir können uns nicht verſagen, die trefflichen Worte, die S. 31. 32 zu leſen ſind, abzuſchreiben: „Quand on pense à l'effroyable responsabilité qui pésait sur le Roi, et qu'on le voit capable de versifier au milieu des péripéties d'une lutte acharnée, où il y allait de sa couronne, de son existence, de son honneur, alors on apprécie la stoïque fermeté de son caractère, et l'on se demande involontairement s'il existe encore des âmes aussi vigoureusement trempées. Comme histoire intime de l'époque, les poésies composées pendant la guerre de sept ans sont en vérité sans prix; car personne ne pouvait parler des événements avec plus de connoissance de cause, ni les juger à la fois de plus haut et de plus près que Frédéric, et sa sincérité bien connue garantit l'exactitude de ses récits. Aussi est-il impossible de connaître l'histoire de cette guerre sans avoir lu les poésies qui s'y rapportent." So wie überall, werden auch hier vorzüglich gelungene einzelne Stellen hervorgehoben und gewürdigt, z. B. aus den beiden Dichtungen, die den Entſchluß Friedrich's, ſeinem Leben ſelbſt ein Ziel zu ſetzen (1757), ausſprechen: Épître au marquis d'Argens und Épître chagrine. An den Marquis d'Argens richtet der König die Verſe:

Ami, le sort en est jeté;
Las du destin qui m'importune,
Las de ployer dans l'infortune
Sous le poids de l'adversité,
J'accourcis le terme arrêté
Que la nature notre mère
A mes jours remplis de misère
A daigné départir par prodigalité.
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
Devoirs jadis sacrés, désormais superflus!
Défenseur de l'Etat, mon bras ne peut donc plus
Venger son nom, venger sa gloire,
En perpétuant la mémoire
De nos ennemis confondus!
Nos héros sont détruits, nos triomphes perdus;
Par le nombre, par la puissance
Accablés, à demi vaincus,
Nous perdons jusqu'à l'espérance
De relever jamais nos temples abattus.

Elf Lettres en vers et prose, Briefe in denen das poetiſche Element das vorherrſchende (einer an Jordan, die zehn übrigen an Voltaire, 1743—1750, findet man im 11. Bande. — Die Mélanges littéraires (im 15. Bande), in Proſa, hauptſächlich ſatiriſchen Inhalts (— am bedeutendſten iſt: Lettre au maréchal de Belle-Isle à l'occasion de la sienne, du 23. juillet 1759, au maréchal de Contades —) lehrt der Verf. uns S. 37—40 kennen.

Dem Epilog der Abhandlung entlehnen wir nur Folgendes: „On ne saurait sans injustice, surtout si l'on se rappelle qu'il n'est pas Français, lui refuser parmi les poëtes un rang honorable encore, et une assez belle place. Mais si Frédéric a, comme écrivain, des égaux et même des supérieurs, comme, homme il n'en a pas. Les défauts de sa poésie tiennent à la nature de son esprit, à son éducation, à la langue dont il se sert, tandis que tout ce qu'elle renferme de beau vient de son noble coeur et de sa raison supérieure. Nous retrouvons toujours en lui le monarque juste et humain, le sage et libre penseur, l'homme laborieux, modeste, sensible, disposé à pardonner, fidéle à ses amis et à sa parole; surtout il pratique la religion du devoir et l'abnégation autant qu'il est possible de le faire."

Gelegenheitsſchriften gleich denjenigen, deren Beſtandtheile die Abhandlungen über die philoſophiſchen und die poetiſchen Werke Friedrich's des Großen ſind, überſchreiten ſelten den beſchränkten Kreis, für welchen ſie zunächſt beſtimmt; es wäre daher erwünſcht, wenn die gedachten beiden Arbeiten, nebſt der früheren im Journal français de Berlin über die hiſtoriſchen Werke, vereinigt in einem beſonderen Abdruck, wenn möglich im Formate und mit der äußeren Ausſtattung der Werke des Königs als Ganzes veröffentlicht würden.

Digitized by Google

Der Waldläufer. Erzählungen aus dem amerikanischen Waldleben von Gabriel Ferry. Für die Jugend bearbeitet von Julius Hoffmann, Diaconus in Coswig. Zwei Theile. Mit 12 Kupfern in lithogr. Farben-Druck nach Originalzeichnungen von F. Koska. Breslau, Verlag von Trewendt & Granier. 1852. (IV), 306 u. 260 Seiten. 8.

Herr Diaconus Hoffmann hat die jungen Leser schon früher durch „die Lederstrumpf-Erzählungen meines Onkels" mit dem amerikanischen Leben bekannt gemacht; in einen ähnlichen Kreis führt er sie jetzt in der vorliegenden Bearbeitung des „Waldläufers", eines höchst interessanten und belehrenden Werkes, dessen Verfasser nicht mehr unter den Lebenden weilt. Sie schließt sich möglichst eng an das Original an, welches dabei nebst der Uebersetzung von Hrn. Dr. Grieb, mit dessen Genehmigung, zu Grunde gelegt ist.

Daß die Erzählung der Abentheuer des Waldläufers, seiner Freunde und Feinde, sehr umfassend ist, zeigt schon die oben angegebene Seitenzahl des Buches; sie ist in jeder Beziehung geeignet die Aufmerksamkeit der Leser zu fesseln. Denn theils ist die Schilderung der Schicksale des Hauptheldes, die Charakteristik desselben, höchst anziehend und, was nicht zu übersehen, sein Waldleben als Beispiel männlichen Kampfes gegen fast unüberwindlich scheinendes Ungemach und treuer Freundschaft sehr belehrend, theils sind die Ereignisse so eigenthümlicher Art, daß sie beim Lesen in steter Spannung erhalten. Auch die übrigen Personen, deren eine nicht unbedeutende Anzahl handelnd auftritt, namentlich Fabian, der von seinem Oheim seines väterlichen Erbes beraubte Graf von Medina, die Häuptlinge der Indianer u. A. sind gut gezeichnet und geeignet das Interesse der Leser in Anspruch zu nehmen. Gleich der Anfang der Erzählung, welcher uns (1808) in ein einsames Küstenschloß auf dem felsigen Gestade des biscayischen Meerbusens und unter die Küstenwächter versetzt, dann die Entführung und Ermordung der Gräfin von Medina, deren Gemal von einer feindlichen Kugel getödtet, und die wunderbare Rettung ihres Kindes durch einen Matrosen, Rosenholz, (der später als „Waldläufer" erscheint) berichtet, reizt zum Weiterlesen. Die Goldsucher und das Goldthal spielen eine bedeutende Rolle; das amerikanische Waldleben, die großartige Natur, die Kriegführung und Kriegsgebräuche der Indianer, die Büffel- und Bärenjagd, das Einfangen der wilden Pferde, das Märchen von dem tausendjährigen weißen Renner der Prairie, und vieles Andere bietet einen reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung und Belehrung. Namentlich sind die Naturscenen in gelungener Weise veranschaulicht und gewähren ein treues und lebendiges Bild. — Die Bearbeitung ist mit Umsicht und steter Beachtung der Leseclasse, für welche sie zunächst bestimmt (— auch Lesern, die derselben nicht mehr angehören, kann das Buch übrigens bestens empfohlen werden —), ausgeführt; die Diction vorzüglich.

Haben wir nun den innern Werth dieser Jugendschrift zu würdigen uns bemüht, so bleibt uns noch übrig, das Verdienst der Verlagshandlung um die äußere Ausstattung derselben hervorzuheben. Sie ist mit schönen Lettern ungemein sauber (von Robert Nischkowsky in Breslau) gedruckt, das Papier ist trefflich, die 12 beigegebenen gut ausgeführten Bilder in Farben-Druck verständlichen den Schauplatz der Erzählung und die Hauptereignisse. Die beiden Theile sind in einen eleganten, geschmackvollen Band, mit Goldverzierung (der Figur des Waldläufers) auf dem Rücken (von Louis Friedrich in Breslau) gebunden. Inhalt und Aeußeres geben dem „Waldläufer" volles Recht, einen der ersten Plätze unter den Weihnachtsgaben für die Jugend einzunehmen. H.

Gustav Rosen, ein schweizerischer Roman von C. A. Bruhin. (Enthalten in: Erholungs-Stunden. Blätter zur Unterhaltung aus den belletristischen Erzeugnissen der Heimath und Fremde. Sechster Jahrgang, 1851. Mai- bis August-Heft. Schaffhausen. Verlag der Brodtmann'schen Buchhandlung. 8.)

Dieser Roman, der bezeichnender „der Sohn des Heimathlosen", wie der Held desselben oft genannt wird, heißen könnte, ist vermuthlich außerhalb der Schweiz wenig bekannt geworden, verdient jedoch, theils wegen des Interesse, welches der Inhalt gewährt, theils wegen des männlichen Ernstes, der auf vielen Seiten sich kund giebt, nicht blos von Freunden der Romanenlectüre gelesen zu werden. Es ist nicht zu verkennen, daß Selbsterlebtes, des Verfassers oder eines innig Befreundeten, den Stoff zum Ganzen, oder doch einzelner Partieen dargeboten, mag immerhin die Dichtung wohlbedacht bisweilen die Wahrheit verhüllen. Einer in den letzten Jahren oft mit Theilnahme genannten Persönlichkeit des Ungarn-Kampfes, seiner Gattin, die in der Schweiz ein Asyl fand, schweizerische Dichter und Componisten, ꝛc. wird, wenn auch nicht handelnd, doch in Beziehung zu Gustav Rosen gedacht; die Schauplätze, auf welchen sich die Handlung abwechselnd bewegt, die Schweiz, Ungarn und Griechenland, können so wie sie geschildert sind, nur aus eigener Anschauung geschildert werden.

Wenn uns der Anfang mit Schmerz und Unmuth über das traurige Loos der Heimathlosen erfüllt, so bringt der Schluß die Kunde, daß die Bundesversammlung das von der Nation an denselben begangene Unrecht gutgemacht und ihre Einbürgerung beschlossen.

Die Geschichte Gustav Rosen's hätte sich auf wenigen Blättern erzählen lassen: Als Knabe von Zigeunern entführet, kommt er nach Ungarn; Graf Ludwig Batthiany nimmt ihn zu sich nach Pesth, sorgt für seine Erziehung und läßt ihn in Wien studiren; er begegnet seiner Schwester, die mit einer Bande fahrender Seiltänzer und Schauspieler umherzieht (— die Mutter hatte den Verlust des Knaben nicht lange überlebt, der Vater war verschollen —); später geht er als Militairarzt nach Batavia; doch mit Mühe hielt er dort bis zum Ablauf seiner Dienstzeit aus, die Sehnsucht zog den Schweizer nach der Schweiz. Diese seine früheren Lebensereignisse erzählt er einem bald nach der Heimkehr gewonnenen Freunde, Theodor, mit dem er eine Fußwanderung durch die Urschweiz unternimmt; Batthiany's Tod, den er aus einer Zeitung erfähret, bringt ihn fast zum Wahnsinn; auf dem Rigi lernen Rosen und sein Freund ein italienisches Geschwisterpaar kennen; die Liebe zu Francesca belebt ihn wieder, sie giebt ihm Kraft alle sich ihr entgegenstellende Hindernisse zu überwinden, er folgt den Toskanern nach Griechenland, sieht mit der an einen edlen Römer vermählten, von ihr nicht geliebten Francesca; das glückliche Zusammenleben

Digitized by Google

der Liebenden, von welchem der Römer, ihnen unbekannt, Zeuge wird, bestimmt diesen das Eheband lösen zu lassen und die Glücklichen ziehen nach der Schweiz. — Häufig eingeflochtene Episoden, Betrachtungen über Zeitzustände, und Gedichte füllen einen großen Raum des Buches; Manches konnte nur in der Schweiz gedruckt werden und wir müssen uns hier selbst jede Andeutung enthalten. Als Stilprobe mögen zwei Bruchstücke aus dem Tagebuche Gustav Rosen's, welches er während seiner Reise nach Griechenland schrieb, dienen:

„Vor mir liegt Genf, die Stadt Calvins und Rousseau's. Welcher Abstand zwischen diesen zwei Männern und den Zeiten, deren Vertreter sie waren! Calvin erhob Genf zur Würde des protestantischen Roms, setzte sich nach der Niederlage des Papsthums selbst auf den pythischen Dreifuß der Unfehlbarkeit, zündete im Namen des Protestantismus, der freien Forschung und des freien Glaubens Scheiterhaufen an und drückte der Stadt jenes finstere Gepräge auf, das ehmals im Charakter der Einwohner sich kundgab; Rousseau dagegen litt selbst als Opfer calvinischer Unduldsamkeit, sah seine Werke durch Henkershand verbrennen, wollte den ganzen Bau der neuern Bildung dem Erdboden gleich machen und über den Trümmern des protestantischen Roms den Urwald des Naturzustandes wieder aufwuchern lassen, und führte alle Gewalt auf einen jeden Augenblick auflöslichen Vertrag, alle Autorität auf die Einzelvernunft zurück. Calvin ein Mann des scharfen Verstandes, Rousseau mehr der Einbildungskraft und des Gefühls, Beide jedoch voll Leidenschaft und unglücklich. Doch erregt war der Letztere mein herzliches Mitleid, und dies im reichsten Maße. Diese kühne Geist, dieses so empfängliche, reiche Gemüth war ein Sklave des Unglücks, eine Harfe, auf der nur der Schmerz seine Akkorde griff. Sein Leben glich nur einer düstern Nacht, durch deren Wolkenschleier nur zuweilen ein goldenes Sternchen blinkt. Sagt nicht, er habe sich jede Stunde selbst verbittert! Die Natur, die ihn gesäugt und gebildet, verlieh seiner Seele den Grundton, der sie auszeichnete. Wie hat es mich oft empört, sah ich aus ihm einen Vater aller Revolutionsgräuel, einen Himmelsstürmer, einen Feind Gottes und der Menschheit machen, und „heilige Einfalt!“ mußte ich mit dem Blutzeugen von Konstanz ausrufen, so oft ich auf dem Gemälde der Kirche zu Feuftsberg Voltaire und Rousseau, die Helden ihres Jahrhunderts, als Feinde der Kirche in den Abgrund der Hölle geworfen sah! Seine Vaterstadt hat nun ihrem berühmten Sohne verziehen, dessen Stolz es gewesen, sich Bürger von Genf zu nennen; man wallfahrt zu seinem Standbilde, bekränzt sein steinernes Haupt mit Lorbeerkränzen, indeß man seinem glühenden, lebendigen nicht einmal eine Stätte gewährte, um es darauf niederzulegen. Deine Gemüthszustände, verklärter Geist, hatten solche Verwandtschaft mit den meinigen, daß ich mich zu keinem Bewohner des Elysiums so hingezogen fühle, wie zu dir. Ich verstehe die Schmerzenslaute, die aus deinen unsterblichen Schriften heraustönen; wer nicht selbst gelitten, wie du, findet darin nur unauflösliche Räthsel. Wer hat die Liebe geschildert wie du in deiner Heloise, und wer zugleich weniger Befriedigung gefunden? Wer eine Heloise dichten konnte und nie ein solches Wesen sein nannte, mußte unglücklich, sehr unglücklich sein! —

* * *

Wie verschieden ist dies heutige Genf vom ehemaligen? Der auszeichnend calvinische Geist ist gewichen, das Weltbürgerthum hat seinen Einzug gehalten. Genf ist eine der ersten Vorburgen der Demokratie der Neuzeit. Alle Meinungen tummeln sich frei im Lichte der Oeffentlichkeit; die flüchtigen Revolutionaire aller Länder lieben vor allen diesen Winkel der Erde, wo Fazys Zipfe grünt.“ —

„Auf der Rhone. Wäre nur der zudringliche Deutsche, der mir immer auf dem Nacken sitzt, im Pfefferland! Immerfort prahlt er mit den Heldenthaten seiner Landsleute, erzählt von den Michelein des Jahres 1848 und schulmeistert die ganze Welt. Schleudere ich ihm ein derbes Wort zu, so erschrickt er gleich und wedelt und plappert doch wieder wie ein Mühlrad. Die Schweizer und Holländer sind Brüder der Deutschen, und doch wie verschieden! Während sie im besten Verhältnisse zu einander stehen und einen gewissen verwandtschaftlichen Zug nicht verleugnen, tritt zwischen ihnen und den Deutschen oft genug tiefgewurzelte Abneigung hervor, die bei den Letztern ihren Grund zum Theil im Neide, bei den Ersteren in ihrer höhern, freiern Stellung hat. Nicht als ob deshalb die Deutschen einander mehr liebten! Nein, sie stoßen sich gegenseitig nicht minder ab, als die beneideten Vettern. Ich hatte gehofft, es habe sich seit meiner Abwesenheit von Europa Eins oder das Andere in Deutschland geändert; allein ein plötzlicher Zeitenwechsel gestaltet den Charakter eines Volks nicht um, und wenn die Februarrevolution dem Bruder Michel eine Bühne eröffnete, so konnte er darauf eben nichts Besseres, als Micheleien spielen. Ich möchte dem deutschen Volksstamme, einem der edelsten auf Erden, nicht Unrecht thun; allein diesen Doktorleins gegenüber, die von ihren Universitäten alljährlich zu Hunderten gebacken werden, fühl' ich mich, obwohl ein Heimathloser, doch immer als Schweizer. Ich habe die schweizerische Mundart schon wieder so ziemlich in meiner Macht und muß gestehen, wir hätten uns daraus eine wohlklingendere, reichere Schriftsprache schaffen können, als die Holländer aus der ihrigen. Indessen gerne ich, wie sehr ich unser Schweizerdeutsch in Ehren gehalten wünsche, doch die Beibehaltung des Hochdeutschen als Schriftsprache nicht; eine weit verbreitete Sprache öffnet auch einen weitern Geschäfts- und Wirkungskreis; ferner besitzt nun die Menschheit ein Verbindungsmittel mehr, und endlich haben wir immer noch die Hoffnung, die Deutschen werden im Laufe der Zeit ihren Sprachgenossen in den Alpen wieder mehr Ehre machen. Mein Doktorlein (er nennt sich romanhaft Werther) gebärdet sich als Held im Reiche der Minne und weiß unendliche Eroberungsgeschichten zu erzählen. Ich hasse dieses saftlose Geschwätz, dieses Liebesprahlereien. Als er mir von den Siegen sprach, die er über die schweizerischen Schönen erfochten zu haben meinte, hätt' ich dem Gecken bald eine Maulschelle gegeben. Mit aller Gewalt wollte er die deutschen Heerchen zu den besten Mädchenbeschwätzern der Welt machen, vor denen die Skandinavier, Engländer, Holländer, Flämen und Schweizer nur mit langen Nasen abzögen. Diese Geckenhaftigkeit ist auch eine Ursache, warum die kernigern Eidgenossen ihnen nicht hold sind.“

Papier und Druck genügen vollkommen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 97. Sonnabend, den 4. December. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Am Grabe Klopstock's ..... Seite 757
L'arbre Cracovie ..... " 757
Blue-stoking (Blaustrumpf) ..... " 758
Der Gentleman ..... " 758
Literatur:
Drei Bücher Epigramme von C. G. Kühn ..... " 759
Katalog eines Theils der ehemaligen Bibliothek des Kölner Augustinerklosters ..... " 761
Der 16. October 1813 und — Deutschland im Jahre 1852 .. " 762
Literaturbriefe von Hugo Goering ..... " 762
Miscellen ..... " 763

Am Grabe Klopstock's.

Ein laues Abendlüftchen säuselnd flüstert
Wie Seufzer in dem dichtbelaubten Baum;
Und unter ihm im Grabe engverschwistert
Da ruhen sie im Schlummer ohne Traum
Die theuer einst dem deutschen Dichter waren,
Die ihm verschönet seines Heerdes Laaren.

Der Dichter-Jüngling einst zu lieben wähnte,
Der unerhört der Liebe Schmerz empfand,
Nach Gegenliebe sich der Sänger sehnte
Bis er des Herzens Glück und Meta fand;
Doch wenig Jahre nur, er mußte trauern
An Meta's Gruft bei jener Kirche Mauern.

Doch heilte seiner Seele tiefe Wunden
Die traute Freundin, die ihm Gattin ward!
Das Band zerriß, das Liebe fest gebunden,
Die zweite Gattin starb dem greisen Bard'!
Am doppelt Grab sah man gebeugt ihn stehen,
Bis Gott ihn rief zum Wiedersehen!

Er sang von Herman und Thusnelden,
Mit hehrer Gluth vom deutschen Vaterland;
Der Glaube gab zum Epos ihm den Helden,
Die Saiten rührte er mit frommer Hand.
Es tönten seines Rythmus frömmste Klänge,
Den Heiland preisen seines Lieds Gesänge!

Von deiner frommen Andacht auch begeistert,
Tönt dir des Nachbars Dichter-Gruß zuerst,
Der ach! wie du der Harfe Ton nicht meistert,
Und dessen Gruß du Sänger-Fürst nicht hörst,
Doch fühlet er in seiner Pulse Beben,
Daß ihn dein Geist und deine Weih' umgeben!

Dr. Sigismund Wallace.

L'arbre Cracovie.*)

Diese sehr uneigentliche Bezeichnung, deren die Franzosen noch jetzt mitunter sich bedienen, hat folgenden Ursprung. In dem Garten des Palais-Royal, wie derselbe vor der in dem Jahre 1783 erfolgten Aufführung der Arkaden beschaffen war, stand ein aller Baum, in dessen Schatten die Neuigkeitskrämer jener Zeit sich zu versammeln pflegten. Einer von diesen, Namens Metra, welcher damals einen großen Ruf in jenem Fache genoß, war der Vorsitzende dieses Vereines politischer Schwätzer. Hier war es, wo der Eine mit seinem Rohrstocke in dem Sande den Zug des russischen Heeres entwarf und sich

*) In den Wörterbüchern findet man: Nouvelles de l'arbre de Cracovie, gleichbedeutend mit nouvelles d'antichambre und de basse-cour.

Digitized by Google

Constantinopels zu Gunsten Katharina's II. bemächtigte; wo die verschiedenen Parteigänger Englands und der vereinigten Staaten Amerika's, damals im Kriege gegen einander begriffen, sein von dem Schauplatze des blutigen Kampfes sich friedliche Schlachten lieferten. Die Menge der unter diesem Baume verbreiteten falschen Gerüchte, welche in der Volkssprache „craques" hießen, machte, daß jener Baum, vermittelst einer sehr freien Veränderung des gedachten Wortes, den Namen „arbre de Cracovie" erhielt. Die Neugierde führte an diesen Ort Personen aus den höchsten Ständen hin, und man erzählt, daß, als eines Tages Metra einen Diener in Livree aus den ihn umgebenden Kreise vertreiben wollte, dieser dagegen den Einwand geltend machte, er sei dort nur anwesend, um den Platz seines Herrn, des Grafen von *** offen zu halten.

Der Garten des Palais Luxembourg, ein anderer Versammlungsort der Neuigkeitskrämer, hatte ebenfalls seinen „arbre de Cracovie". Unter diesem war der gewöhnliche Redner ein Abbé, den man den „Abbé von dreißigtausend Mann" nannte, weil seine stets wiederholte Redensart war: „man gebe mir nur dreißigtausend Mann, und ich mache mich anheischig diese Stadt zu erobern oder diese Schlacht zu gewinnen. Einer von den Zuhörern desselben, welcher ihm besonders anhing, war von seiner kriegerischer Beredsamkeit so entzückt, daß er ihn zum Erben seines kleinen Vermögens einsetzte, und da ihm der Familienname desselben niemals bekannt geworden, so schrieb er in sein Testament: „Ich vermache eine Summe von 20,000 Franken dem Herrn Abbé von dreißigtausend Mann." Seitenverwandte wollten dieses Legat anfechten; aber die Gerichte bestätigten es in Folge des Zeugnisses achtbarer Kannengießer aus dem Faubourg Saint-Germain, welche darthaten, daß man den Neuigkeits-Geistlichen niemals anders benannt habe.

Jene Bäume sind längst verschwunden, aber die Krakauer (Cracovians) sind noch immer vorhanden; nur versammeln sie sich nicht mehr in Gärten, sondern in einem Palaste, und Diejenigen, welche Neuigkeiten an der Börse verbreiten, sind weit davon entfernt, dieses in so gutem Glauben zu thun, wie es von Metra und von dem Abbé von dreißigtausend Mann geschah. R—n.

Blue-stoking (Blaustrumpf).

Mit diesem Namen belegt man in den engländischen Salongesellschaften spottweise eine Frau, die schriftstellert, pedantisch ist, den Schöngeist macht, und sich anmaßt sehr viel, wenn nicht alles zu wissen.

Zu der Zeit, als die berühmte Lady Montague in ihrem Gesellschaftskreise die ausgezeichnetsten Schriftsteller Großbritanniens versammelte, soll ein Fremder von großem Rufe, der eben erst in London eingetroffen war, sich geweigert haben, ihr sofort vorgestellt zu werden, indem er zu seiner Entschuldigung anführte, daß er sich im Reiseanzuge befände. Die von dieser Weigerung unterrichtete schöne Lady habe erwiedert: er mache zuviel Förmlichkeiten, und man könne ihn sogar in blauen Strümpfen vorgestellt werden. — So lautet die eine Angabe über den Ursprung des Ausdruckes: Blaustrumpf. Eine andere findet man in der „History of chivalry" von Milles. Dieser zufolge, bildete sich in dem Jahre 1400 in Venedig ein, ganz dem Vergnügen und der Literatur gewidmeter, Verein, der den Namen „Sozietá della calza" (die Gesellschaft vom Strumpfe) annahm, weil das Kennzeichen seiner Mitglieder, wenn dieselben mit Literatur sich beschäftigten, in der Farbe ihrer Strümpfe bestand, die gewöhnlich blau waren. Diese Gesellschaft läßt sich in dem Jahre 1500 auf. Mills behauptet, daß damals diese Benennung in Frankreich üblich wurde, und von dort nach England überging, wo sie sich einbürgerte.

Lord Byron hatte eine entschiedene Abneigung gegen die Blaustrümpfe; in seinen satirischen Gedichten versäumt er keine Gelegenheit, auf dieselben zu sticheln. Uebrigens dürfte er selbst über den Ursprung des blue-stoking nicht im Klaren gewesen sein, wie aus der folgenden Stelle in dem vierten Gesange seines „Don Juan" sich schließen läßt: „O Blaue, so Tief — so Dunkel — so Vollkommen — Blaue, wie einer unserer Dichter es von dem Himmel sagt, und wie ich es von euch, gelehrte Damen, sage! Man behauptet, eure Strümpfe seien blau, Gott weiß warum, denn ich habe noch nie welche von dieser Farbe an eueren Füßen gesehen."

Schiller hat zwar der Blaustrümpfe nicht gedacht, aber in seiner launig satirischen Dichtung „die berühmte Frau", das Treiben einer gelehrten Dame und die Leiden ihres Gatten sehr ergötzlich geschildert. R—n.

Der Gentleman. *)

Den Reformen und Reformatoren zum Trotze, sind in England die Sitten und Gesetze noch ganz von dem Geiste des Adels und Lehnwesens durchdrungen, und als eine natürliche Folge leider ist die Bevölkerung in drei scharf geschiedene Klassen: die nobility (den Adel) the gentry (das Bürgerthum) und the public in general (den großen Haufen, die unterste Schicht des Volkes) eingetheilt. Der Adel behauptet seine Stelle so lange er es vermag, denn er fühlt sich wohl auf ihr und verläßt dieselbe nicht gern; der Bürger hingegen, sobald er die Eigenschaften, durch welche die Ungleichheit zur Geltung gebracht wird, Vermögen und Ansehen erlangt hat, strebt mit allen Kräften auf dem Boden des Adels Fuß zu fassen, und ist nicht ungehalten darüber, als Gentleman zu erscheinen. Er nimmt dann einen Sprachlehrer, Tanzmeister, Fechtmeister an, um seiner Erziehung nachzuhelfen und die nöthige Umwandelung

*) Es hat uns gewundert, seiner Zeit in den „Briefen eines Verstorbenen" die über Englands Bewohner sich so ausführlich ausbreiten, etwas Näheres in Betreff der Bezeichnung: „gentleman" nicht erwähnt gefunden zu haben. Es heißt dort nur bei Anführung des Wortes: „temper": „dieses ist eben so unübersetzbar wie „gentle". Hinsichtlich des ersteren Ausdruckes, kommt der Verstorbene, nach einer Erklärung die zwei volle Blattseiten füllt, endlich, seltsamer Weise, zu nachstehendem Ergebniß: „Wie viele Worte wird man sagen, um eins zu beschreiben (?), und dennoch ist dadurch nur unvollkommen ausgedrückt, was — temper — sey." — Temper, wörtlich übersetzt: „gleichmüthig, unbewegt," dürfte, dem Sinne des griechischen Wortes Sophrosyne entsprechend, „das richtige Maas im Handeln und Denken" bezeichnen.

Digitized by Google

zu bewerkſtelligen; er beſitzt überdieß ein vollſtändig eingerichtetes Haus, Equipage, Dienerſchaft, und trägt ſelbſt den würdevollen ariſtokratiſchen Ernſt zur Schau (den ſich anzueignen, ihm die mehrſte Mühe macht); ſo ſtellt derſelbe ſich nun zwar, wenn man will, als ein wahrer Gentleman dar, dem ein Ariſtokrat, der ſich zu Gunde gerichtet hat, dadurch gern eine Ehre erzeigt, daß er Geld von ihm borgt und an ſeiner Tafel ſpeiſt; aber derſelbe wird doch nie ein Adeliger von vollem reinen Blute ſein; irgend etwas wird immer ſeine gemein bürgerliche Abkunft verrathen.

Auf dem Lande findet ein gleiches Verhältniß ſtatt, oder doch beinahe eben daſſelbe wie in den Städten. Wenn ein Pächter reich genug geworden iſt, um die Ländereien ſeines Herrn anzukaufen, ſo wird er ein Gentleman — Farmer. Der Handwerker, der Mann aus dem Volke, der Habeloſe (Proletarier) ſeinerſeits, wenn er ſich am Sonntage ein wenig geſäubert hat, um in ſeiner Pfarre eine Predigt anzuhören, wenn er einen falſchen Halskragen angelegt, um glauben zu machen, daß er ein Hemd von ſeinem Linnen trage, was in England beinahe als ein Gegenſtand des Luxus betrachtet wird, iſt ſehr erfreut, für das zu gelten, was er nicht iſt, für einen Bürger, und unter dieſer Vorausſetzung einige Grüße von Leuten zu empfangen, die ihn niemals geſehen haben. Es giebt keine Frau in der niedrigſten Schichte des Volkes, ja keine Bettlerin, welche nicht die Haube verachtet und ſich den ariſtokratiſchen Hut anmaßt, um ſich das Anſehen zu geben, ſie ſei eine Frau von Stande (gentleman). —

Wenn ein Engländer einem auf den Fuß tritt, kann man ſich nicht beſſer rächen, als wenn man zu ihm ſagt: „You are not a gentleman“, (Sie ſind kein artiger Mann). Dieſes iſt eine ſo kränkende Beleidigung, daß dieſelbe nur durch dieſe andere Redensart aufgewogen zu werden vermag, welche eine engländiſche Seele auf das angenehmſte kitzelt: „Sir, you are a true gentleman,“ (mein Herr Sie ſind ein wahrhaft artiger Mann). Dieſe Artigkeitsäußerung faßt alles in ſich, was es von ſchmeichelnden Lobeserhebungen giebt.

Allgemeine Regel: wenn ein Engländer über den Kanal fährt um ſich auf das Feſtland zu begeben, ſo wird er der That und dem Rechte nach ein Gentleman. Der Gentleman, ſo wie man ihn auf dem Continente erblickt, iſt ein ſeltſames Thier, das zu beſchreiben die Naturforſcher vergeſſen haben, und der ſich zum Faſhionable (Weltmanne) wie die Gattung zur Art verhält. Der Gentleman bewohnt in den großen Städten die theuerſten Hôtels; er geht müßig, d. h. er iſt ſehr mit ſeinen Vergnügungen beſchäftigt. Er genießt zum Frühſtück Thee, verläßt ſeine Wohnung nur mit ſorgfältig umgelegter Halsbinde, gut gebürſtet, geſtiefelt, gewichſt, mit neuen Handſchuhen, das Haar ſeltſam gekräuſelt und geglättet, und gut raſirt; er trägt eine Reitpeitſche oder ein Spazierſtöckchen in der Hand und ein Paar Sporen an den Füßen. Er ſpeiſt ſehr gut, und bringt den Abend im Theater zu, oder wenn er in Geſellſchaft geht, ſo ſtellt er ſich in eine Ecke des Saales und wartet, bis die Frau vom Hauſe zu ihm kommt, um ihn zu fragen, wie ihm der Aufenthalt in der betreffenden Stadt zuſagt; worauf er mit einer außerordentlichen Ruhe erwiedert: „O! ich? ich unterhalte mich bedeutend ſtark in dieſem achtbaren Orte.“ — Der Gentleman hat übrigens ſeine ſchöne und gute Seite; er iſt großartig in ſeinem Benehmen, er hat die Taſche voll Gold, er iſt freigebig bis zur Verſchwendung; bedient er ſich der Extrapoſt, ſo zahlt er den Poſtillonen reichliche Trinkgelder und läßt ſich von den Hôteldeſitzern rufen, ohne zu laut darüber zu klagen. Er ſpricht wenig, aber gut; es hält ſchwer, daß er mit Jemanden vertraut werde; aber wenn es geſchieht, ſo iſt ſolches für die Dauer. Er läßt ſich nach den Gletſchern Chamouny's, nach den Laven des Veſuv, nach Rom, Paris, Frankfurt am Main und Berlin von Galignani's Zeitungsblatt begleiten, um nicht den Schatten ſeines geliebten Landes aus den Augen zu verlieren. Nachdem er viel geſehen, viel Geld ausgegeben, viele Genüſſe ſich verſchafft hat, kehrt er in ſeine sweet home (theure Heimath), ganz derſelbe ſteife Engländer, ganz derſelbe Gentleman zurück, wie er von dort abgereiſt war. N—n.

Drei Bücher Epigramme von C. G. Kühn.

Malim elegos, malim sylvas contexere longo
Carmine, quam ductu cultum Epigramma brevi.
Caelius Calcagninus.

Berlin. Verlag von Alexander Duncker, königl. Hofbuchhändler. 1852. 139 Seiten. 12.

Begegnet man unter der täglich wachſenden Menge von Gedichtſammlungen einer, die das Gepräge der Eigenthümlichkeit trägt, deren einzelne Beſtandtheile, wenn auch nicht wael-, doch geiſt- und gedankenreich, die Theilnahme nicht blos für den Augenblick feſſeln, ſo darf man wol ſagen: wir ſind einer ſeltenen Erſcheinung begegnet! Von den „Drei Büchern Epigrammen“ gilt Dies unbedingt.

„Wie Diamanten an Werth vorgehen gewichtigen Steinen,
Wiegt manch ein Epigramm ſchwerer als dein Folianl.“

Die drei Bücher ſind Aglaja (51 Epigr.), Thalia (88), und Euphroſyne (51) überſchrieben. Sie beziehen ſich, ihrer Natur gemäß, auf ſehr verſchiedenartige Gegenſtände, vorzugsweiſe aber theils auf literärgeſchichtliche, ſelbſt bibliographiſche, und numismatiſche, theils auf Eiſenbahnen und Actien (im dritten Buche). Die numismatiſchen ſind mit kurzen Anmerkungen verſehen; ein bibliographiſches (zweites Buch, 18):

Shakeſpear Dramen in 8.

Welches der glücklichſte Fund mir ſei, hört! welcher vor allen? —
Shakeſpear Dramen gedruckt Saeculo XVII Octav.

giebt Veranlaſſung zu einem intereſſanten Excurs, zu dem gewiß in keiner Sammlung von Dichtungen der Neuzeit ein Seitenſtück aufzufinden iſt: „Ein Londoner Druck von 1672. 8., enthaltend Shakſpeare's Sommernachtstraum und die Falſtaff-Scenen“ (Anhang S. 121—139). Der Herr Verfaſſer ſpricht zuerſt von den vor 1709 erſchienenen Folio-Drucken Shakſpeareſcher geſammelter Dramen, denen Quartausgaben von 19 einzelnen Stücken vorausgingen, nämlich von den vier Ausgaben von 1623, 1632, 1664 und 1685 und macht uns dann mit dem Londoner Druck in Octav von 1672 bekannt, welcher aus zwei Bänden beſteht. Wir müſſen uns hier darauf beſchränken die Titel derſelben abgekürzt mit-

Digitized by Google

zutheilen, Freunde der Bibliographie auf die beachtungswerthe Abhandlung selbst verweisend: The Wits or Sport upon Sport. In selected Pieces of Drollery digested into Scenes by way of Dialogue ..... Part I. London. Printed by E. C. for Fancis *(sic)* Kickman, next Door to the Sign of the Priucess Arms, in St. Pauls Church-Yard. 1672. — Der Titel des zweiten Bandes, welcher jedoch als solcher nicht ausdrücklich bezeichnet ist, lautet: The Wits, or Sport upon Sport. Being a Curious Collection of several Drols and Farces ..... Written I know not when, by several Persons, I know not who, But now newly Collected by your Old Friend to please you, Francis Kickman. London, Printed for Francis Kirkman, and are to be Sold by most Book Sellaer. 1672. Der erste Band enthält fast vollständig den Sommernachtstraum, hier genannt: The Merry conceited Humours of Bottom the Weaver; der zweite Band Scenen aus Hamlet und Falstaff-Scenen aus König Heinrich IV.; diesem Bande ist ein Titelkupfer beigegeben, welches ganz vollständig die Scene der damaligen Theater darstellt und in derselben stehen in den einzelnen Dramen handelnde Personen in ihren Costümen; vorn sind die Lampen angebracht (m. s. die nähere Beschreibung S. 137—139).

Ein zweites bibliographisches Epigramm ist folgendes (erstes Buch, 23):

Albinen.

Hoffnung besseren Lichts nächstkommender Zeit zu verkünden,
Wurde der Anker von dir, Albine, als Zeichen erwählt.

Wir wählen jetzt aus jedem der drei Bücher einige der kürzeren Epigramme, überzeugt, daß ihr Wiederabdruck unsern Leser genügender als es uns in anderer Weise möglich, beweisen wird, daß in dem, Druck, Papier und Einband anlangend, sehr geschmackvoll ausgestatteten Büchlein Gaben dargeboten werden, die in dem Geber uns zugleich den Dichter und den Wissenschaftskundigen erkennen lassen.

Auf das Standbild des Königs Friedrichs des Großen in Berlin.

Feldherr, Weiser und Fürst. Ihn schmückt die Krone der Lorbeer.
Strömet ihr Zeiten, es glänzt ewig des Einzigen Ruhm.

H. Heine.

Daß nicht nage der Wurm und die Schwabe die köstlichen Lieder,
Streuetest du mitten hinein reichlich ein tückisches Gift.

Häuser in großen Städten.

Wie du solide gebaut; von der Schwelle zum Giebel ein Steinhaus.
Ach! und die Menschen darin hart und die Herzen von Stein.

Die Gloria.

Wessen das strahlende Bild? — „Die Gloria, Tochter der Tugend." —
Jene begleitende Schaar? — „Freier ein lästiges Volk." —
Wessen dereinst der Gespons? — „Sie alle veracht' ich."
— Weshalb? — „Nur
Welcher die Mutter umarmt, sei mein Liebling erwählt.

Ihn mit glühender Lieb' umfaß' ich; entführt er, ich folg' ihm,
Und den Gefreiligten schmückt ewig der Gloria Glanz."

Mutterliebe.

Liebe der Mutter — O sprecht, was reicht an die Liebe der Mutter? —
Mühvoll, leidvoll oft, unter dem Herzen das Kind
Trägt sie. Das theuerste Pfand dann ihr auf dem Arm, an der Brust ihr
Muß es erstarken — Sie lebt tragend im Herzen das Kind.

Das Epigramm.

Das Epigramm soll gleichen dem Blick der Geliebten: es trifft dich;
Ob du dich sträubest, du trägst haftend im Busen den Pfeil.

Die Elemente.

Vier Elemente zu sein lehret billig die Schule. Das Leben
Lehrt uns des fünften Gewalt. Welches? — ich meine das Geld.

Ein Demokrat.

Stets von Palmen, arabischen Scheikhs und dem Schiffe der Wüste
Tönest du. Sage mir frei — sahst du die heilige Stadt?

Der Enthusiast in der Oper.

Beifall spendest du stets in der Oper, unmäßigen, fechtend
Hoch mit den Händen. Da brüllst „Bravo" zu jeglichem Takt.
Aergerlich rufen vereint an der Rechten, der Linken, die Nachbarn:
„Mäßigung! Mäßigung! Herr!" Aerger noch wüthest du fort.
Tauub dein Treiben gewohnt an des Orpheus begleitende Schaaren,
Brüllend und blökend in Lust sonder Vernunft und Verstand.

Ein Dichter und ein Historiker.

Jener ein Dichter und du — Historiker. — Wechselt die Rollen!
Du sei Dichter, es sei Jener der Wahrheit Hort.
Deine Geschichte bewegt sich tänzelnd im Kreise der Dichtung.
Jener, ein Nüchterner, giebt treulich historischen Text.

Actien-Tand.

Actien soll mein Lied und die Münzen verherrlichen. Greift nicht
Actien-Tand oft tief, tief in die Münzen hinein?

Dichtung und Wahrheit.

Wie? selbst Börsenverkehr dem Bereich einreihen der Dichtung?
Geben im düreen Gewirr Zahlen poetischen Stoff?
Wohl in der Wahrheit Reich soll wurzeln der Stund der Berechnung,
Aber die Course bewegt oft ein phantastisches Spiel.

Eisenbahnen im Kriege.

Naht aus im Westen der Feind, dann flink ihr Bahnen von Eisen,
Waffen, die blanken, und Korn, eisernes, schaffet zum Rhein.

Digitized by Google

Die goldene Zeit.

Stürmen durch Felder und Wald mit der Windsbraut Flügeln die Züge,
Kehren auf eisernem Pfad goldene Zeiten zurück.

Börsenmänner.

Ihr Alchymisten, verstummt! Paracelsus und Beireis lernt von Männern der Börse die Kunst Eisen zu wandeln in Gold.

Studien.

Welches der Studien sei das erschöpfendste, welches von allen?
Nicht Aristoteles, nein — von den Papierchen der Cours.

Heliogabalus.

Heliogabalus dies? — mit der Aufschrift: Summus Sacerdos.
Silberner Nummus, du lügst. Schweigend erröthet das Bild.

Heliogabalus.

Nein, Fluchwürdiger nichts hat Heliogabal ersonnen,
Als Antoninus zu sein, Pius und Marcus Aurel.

Beckers falsche Münzen.

Hat dir Hermes geschärft zu der Fälschung den Griffel und war dir
Eine der Grazien selbst Lehrerin griechischer Kunst?

Derselbe.

Preßt ihr Kenner und rafft ihr Sammler zu Haufen! Es hat doch
Becker, der neckende Gnom, alle getäuscht — und entzückt.

Für Freunde der Numismatik lassen wir noch die Ueberschriften sämmtlicher anderen numismatischen Epigramme folgen: Throdahatus Rex Goth. Kupfer-Münze. Münzen der Gothen mit „Invicta Roma.“ Trojanus. Kupfermünze des Agathokles. Silbermünze des Alexanders Magnus. Goldene Dareiken. Denarius von Trajan restituiet. Julius Caesar. Münze des Germanicus. Electrum. Denarius des Prestrennius Niger. Denarius des Didius Julianus. Goldmünze der Kaiserin Sabina Hadriani (alto capillorum cultu). Denarius des Probus. Denarius von Bolko I. Bellicosus, Herzog von Schweidnitz. Denarius von Henricus Barbatus. Stiftung des Klosters Trebnitz.

Die Epigramme sind ersichtlich nur einem auserwählten Leserkreise bestimmt, aber selbst in diesem möchten hin und wieder die Beziehungen einzelner Epigramme nicht klar erkannt werden, z. B. in dem Epigramm Dairinus Kuhlmann, die Koeschin, Börsenmänner (Beireis) u. s. w. In einer zweiten Ausgabe würden kurze Anmerkungen das Verständniß mancher Epigramme erleichtern und zu deren Vermehrung dem Herrn Verf., was für ihn, den Bibliophilen und Bibliographen, nur der Andeutung bedarf, mehrere, gleich dem Anker des Aldus bedeutungsvolle Embleme älterer Typographen zu gediegenen und geistreichen Epigrammen neuen Stoff liefern. (Herr Edward von Even hat im 4. Hefte des Bulletin du Bibliophile Belge Veesr von Erycius Puteanus, aus dessen Musarum ferculum, Op't dructeeken der vliegender Schilt-Padde aen Henrick van Haestens eere der boecken mitgetheilt (m. s. Nr. 91. unsr. Zeitschr.); treue Abbildungen sinnvoller belgischer Buchdruckerzeichen enthält die genannte Zeitschrift. Das Werk von Roth-Scholtz ist bekannt, weniger vielleicht: P. A. Tosi's Fac-simile di alcune impresse di stampatori italiani dei secoli XV e XVI. Milano, 1838, 4 Seiten gr. 8., mit 25 Tafeln.) F. L. Hoffmann.

Katalog eines Theils der ehemaligen Bibliothek des Kölner Augustinerklosters, sowie der von dem Herrn Pfarrer H. W. Best, Medizinalrath Dr. J. J. Günther, Dr. Köhnen, Dr. phil. Steinhauer ꝛc. ꝛc., nachgelassenen Bibliotheken, welche den 3. Januar 1853 bei J. M. Heberle in Köln öffentlich versteigert ..... werden. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. Köln. 1852.

Die Heberle'schen Antiquariats- und Auktionskataloge sind längst als solche bekannt, die mit Reichthum des Inhalts stets eine richtige Auswahl des Vorzüglichsten auf dem Gebiete der älteren, nicht mehr dem Buchhandel angehörenden, und der neueren Literatur vereinigen. Auch der vorliegende Katalog, welcher über 8270 Werke, also eine bedeutend größere Anzahl von Bänden, enthält, schließt sich den früher veröffentlichten als ebenbürtig in jeder Beziehung würdig an, ja übertrifft sie theilweise. Es gilt dies namentlich von der größeren, ersten Hälfte (— 5024 Werke —). Kostbare Handschriften, zum Theil auf Pergament mit Miniaturen ꝛc.; Pergamentdrucke, Indulgenzbriefe, alte Spielkarten, fliegende Blätter; alte Pergament-Miniaturen in Farben und Gold; alte Drucke, Seltenheiten ꝛc.; Bibelausgaben, Bibel-Commentare, Controverszen ꝛc. kommen am ersten Tage zum Verkauf. (Sehr zweckmäßig sind auf der Rückseite des Titelblattes die Nummern angegeben, welche an jedem Tage, vom 3. Januar bis zum 14. Februar, versteigert werden.) Besonders merkwürdig durch die prachtvollste Ausstattung ist die Vita S. Simperti von Adilbert, Prior des Augustinerklosters zu St. Ulrich und Afra zu Augsburg, und dieses Folio-Pergament-Manuscript, wahrscheinlich für den Prinzen Johann von Lothringen und dessen Gemahlin, eine Prinzessin von Bourbon, geschrieben. Beachtungswerth sind unter Anderem auch Fr. Filelfos' handschriftliches Dedicationsexemplar an Carl den Kühnen von Burgund, der exhortatio ad bellum suscipiendum in Turcos, auf 36 Pergamentblättern in schönen italienischen Charakteren; ferner Calvin's Institution de la religion chrestienne (Genève, Bourgeois, 1562. 4.) mit Noten von Sully's Hand und einigen beigefügten Autographen desselben; der einzige Pergamentdruck von Alb. Dürer's Randzeichnungen zum Gebetbuch des Kaisers Maximilian in 45 farbiggedruckten lithogr. Bll. getreu wiedergegeben von Strixner; ein Musterwerk der alten Druck- und Buchkunst: Biblia Sacra cum gloss. ordin. 3 Vol. S. l. et a. (Argentor. p. Ad. Rusch c. 1480), sehr gr. F. (beschrieben im „Serapeum“ Jahrg. 1852. S. 135—138). Von den übrigen Bibelausgaben nenne ich nur: Novum Testamentum. Gr. lat. Bas., Froben, 1519 Mense Martio, F., die zweite sehr seltene Aus-

Digitized by Google

gabe mit Titeleinfassungen von Holbein, die auch Panzer, Luther bei seiner Uebersetzung gebraucht hat. Unter Nr. 163 ist aufgeführt: Neues Testament getollmetschet durch Joh. Jac. Juckheerott. Offenb. 1732. 8., mit der Anmerkung: Eine kauderwelsche sehr seltene Uebersetzung; als Pröbchen davon: „Apostelgeschichte Cap. 13 V. 26.“ Männern Brüdern söhne gethes Abrahams auch die in euch fürchtend den Gott da euch die erde der rettung da dieser da ausdin ist geschickt worden da abhin.

Alle Unterabtheilungen der Theologie bieten viel Seltenes und Werthvolles dar; dasselbe gilt von den übrigen Wissenschaftsfächern, die mit den werthvollesten Werken in Fülle ausgestattet sind. Mehrere Seiten dieser Blätter könnten leicht mit einer Blumenlese aus denselben gefüllt werden, wenn nicht vorauszusetzen, daß der Katalog bereits im Besitze aller Bibliophilen. Hervorzuheben ist jedoch, daß die Klassen: Alt- und neudeutsche Sprachenkunde und Literatur; Aechäologie, Architectur ꝛc.; Kunstgeschichte; Kunst- und Kupferwerke, Werke mit Holzschnitten ꝛc. besondere Aufmerksamkeit verdienen. Zwei eigenthümliche kleine Sammlungen sind überschrieben: Marienliteratur (Nr. 3908—3952 [bis]) und: Historische Dokumente, die Böhmischen Brüder, die Wiedertäufer, Franz von Sickingen, Luther ꝛc. betreffend, in fliegenden Blättern und Plakaten, dann Ablaßbriefe, Kalender und sonstige Seltenheiten. (Nr. 4614—4644½).

F. L. Hoffmann.

Der 16. October 1813 und — Deutschland im Jahre 1852.

Vor Kurzem ist der dem Kaiser von Oesterreich gewidmete erste Band eines für die Kriegsgeschichte besonders wichtigen Werkes: „Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig im October 1813. Von Heinrich Aster ꝛc.“ (Dresden, Arnold) erschienen. Die Würdigung des Buches kommt Anderen zu; hier aber können wir es uns nicht versagen, die eben so kräftigen als wahren, und ehre so wohlgemeinten als wohl vergeblich gesprochenen Schlußworte des gedachten ersten Bandes (in welchem die Schilderung des 16. Octobers 1813 enthalten ist), zur **Beherzigung** und **Beachtung** oder — zur **Beschämung** für einen jeden echten Deutschen herzusetzen: „Nur ungern verläßt der echte Deutsche die Schlachtfelder von Wachau und Möckern. Sie liefern Belege von wahrhafter Einigkeit. Sie zeigen eine Uebereinstimmung zwischen Fürsten und Völkern, eine Aufopferung der letzteren gegen erstere, wie solche nie wieder erscheinen wird; sie stellen Beispiele von gegenseitigem Vertrauen, gegenseitiger Achtung und Hingebung auf, die schwerlich ein zweites Mal heraufbeschworen werden dürften. Da wurde Niemand gefragt, ob er Preuße, Russe oder Oestreicher, ob er Ungar, Kroate, Kosak oder Kalmücke sei. Alle strebten nach Einem Ziele. Jeder reichte dem Andern die Bruderhand, um ein großes Ganze zu erlangen, und sie erlangten auch ihr Ziel durch ihre Einigkeit. Da herrschte wahrhafte Nationalsinn sogar unter allen deutschen Völkern und Völkchen. Betrachtet man hingegen die Jetztzeit, welche Erbärmlichkeit, Zerrissenheit, Eigenliebe und Mißgunst, welcher Stolz (wie Hochmuth) und Neid, welches Mißtrauen! Wie wenig deutscher Sinn herrscht seit 1848 unter Denen, die solchen am meisten bedürfen und die doch vergeblich darnach streben! Der echt deutschgesinnte Mann muß jetzt mit düsterem Blick auf die Zeit sehen, wo wirklich deutsche Einheit andämmerte; noch düsterer aber wird er gestimmt, wenn er an die Zukunft denkt und sieht, wie Alles gethan wird, um sich dem Abgrund immer mehr und mehr zu nähren. Er muß trauren und seine Augen vor jedem Ausblicke niederschlagen, weil er zu befürchten hat, daß dieser ihm zuruft:

„„Ihr Deutschen — Hoch und Niedrig — habt Eure Zeit „„und Eure Geschichtslehren nicht begriffen, noch weniger etwas „„daraus gelernt. Ihr gebt Euch zum Spielball des Aus„„landes hin, leßt Euch von diesem verhöhnen, vernichtet Euch „„durch Euren kleinlichen Uebermuth und Eigendünkel selbst, und „„verhindert Alles, was die Einigkeit der deutschen Stämme „„befördern könnte, damit ja kein echter deutscher Nationalsinn „„erweckt und wach erhalten werde!““ —

Denken denn die deutschen Regierungen und Völker nicht an die Schmach von Jena und die Folgen des 14. Octobers 1806? oder erinnern sie sich nicht an die letzten Tage der griechischen Freiheit zur Zeit des macedonischen Philipp? und — zwingt denn nun die Noth Deutschland zur Einigkeit? Nun! die Noth kann kommen — über Nacht! K.

Literaturbriefe

von

Hugo Goering.

V.

Es ist die Zeit von Weihnachten. Die Büchercouverte, die von Leipzig aus in die Welt gehen, sind stärker als sie je in diesem Jahre waren. Auf dem Recensententische häufen sich die Bücher, deren Verleger wissen wollen, ob sie mit Annahme derselben einen guten, oder einen Fehlgriff gethan haben. Auch vor mir liegen eine Menge Werke, die ein Urtheil verlangen. Es ist von Anfang nicht der Zweck dieser Literaturbriefe gewesen, tiefeingehende Kritiken zu liefern, sondern vielmehr nur hervorzuheben aus der Masse, oder Winke und Andeutungen zu geben. Diese Tendenz liegt auch dem heutigen unter, und es mag vielleicht vorkommen, daß darin Werke erwähnt werden, die schon eine tiefergehende Kritik eines der verehrten Mitarbeiter besprochen hat. Ich führe die einzelnen Werke vor, wie sie mir in die Hände fallen:

Zunächst mache ich auf den nun vollständig erschienenen 1sten Band von:

Freie Gaben für Geist und Gemüth. Herausgegeben von J. F. Jencke. Dresd. u. Leipzig. à Heft 5 Ngr., der ganze Band 1 Thlr.

aufmerksam. Nicht leicht kann für einen milden Zweck, — hier für den Fond zur Unterstützung armer erwachsener Taubstumme, ein besseres Unternehmen hervortreten als diese freien Gaben, da

Digitized by Google

bis jetzt die klangvollsten Namen der dresdner Schriftstellerwelt Beiträge geliefert, und auch in Aussicht gestellt haben. Die eben erst erschienenen Hefte 5 und 6 enthalten sehr anziehende Artikel: Einen Aufsatz von Herm. Krone über den Mond. Eine Zusammenstellung sämmtlicher bis jetzt gemachten Entdeckungen. Ferner eine naturphilosophische Abhandlung von Dr. Stanitian über das deutsche Teinken; eine sehr gelungene Erzählung von M. Marezki: Der Alpenrose und die Waise, und eine Skizze von Caroline von Göhren: Das Carneval der Armen. — Ueberblicken wir das Inhaltsverzeichniß des ganzen Bandes, so läßt sich das Verdienst des Gediegenen und Mannichfaltigen daraus hervorlesen, und giebt dem Werke, als ganzen Band, die Empfehlung eines belehrenden und empfehlenden Familienbuches.

Da liegen ferner drei Werke eines Verfassers: Heinrich Smidt. Ueber die Devrientnovellen ist Viel geschrieben worden. Man hat die Form getadelt in die Smidt sein biographisches Material gekleidet hat. Vielleicht mit Unrecht. Es hätten in einer strengen Biographie Anekdoten wegfallen müssen, deren einzelne Züge den Mann und das Genie Devrient besser zeichnen, als eine Biographie, die kritische Sichtung verlangt. Das zweite Smidt'sche Werk trägt den Titel: Skandinavische Kreuz- und Querzüge. Der Verfasser hat es verschmäht ein strenges Reisetagebuch zu schreiben. Nur hie und da hat er unterwegs den Bleistift zu Notizen ergriffen, diese gesammelt, und daheim als Skizzen ausgearbeitet. Unter den Ueberschriften der einzelnen Capitel bringt er meist hübsche Geschichten. So führt er uns die liebliche Sage von Möens-Kint in lebendigen frischen Farben vor das Auge, und läßt des Sagenhaften genug in seinem Werke durchschimmern. Aber auch das Tiefstragische eines Dichterlebens entwickelt er uns in der kurzen Biographie des Johannes Ewald. Die See muß Smidt besonders lieb haben, da er für ihre Reize ein besonders offenes Auge und lebhafte Schilderung zeigt. Das scheint auch sogar der Titel des dritten Werkes zu verrathen: „Grünes Land und blaue Wellen", Novellen, deren Beurtheilung in einem späteren Blatte erfolgen soll. —

Auch für die liebe Jugend liegt Einiges vor mir: Die Illustrirte Zeitung für die Jugend. Redigirt von J. E. Valbeding. Leipzig, bei Brockhaus. Ein Blatt wie dieses, welches, in der Mitte der vierziger Jahre gegründet, sich in den revolutionären Jahren glücklich oben erhalten hat, trägt gewiß den Kern der Tüchtigkeit in sich. Zu besonderem Schmucke gereichen ihm die Namen bedeutender Jugendschriftsteller, und die lieblichen Holzschnitte, die jede Nummer zieren. — Ganz frisch aus der Druckerei ist auch gekommen:

Belehrendes und unterhaltendes Jugendtheater. Eine Sammlung von Schau- und Lustspielen für das reifere Alter. Herausgegeben von Robert Schiff, J. Neumann (Sotori) u. A. 4tes Bändchen. Enthaltend: der Neujahrsabend. Leipzig, bei Herm. Fritzsche. Preis 7½ Ngr. —

Der Kinderfreund von Ch. F. Weisse, aus welchem sonst die Jugend ihre Stoffe zu theatralischen Aufführungen holte, ist vergriffen. Der Drang, sich auf die Bretter, die die Welt bedeuten, zu stellen, ist immer gleich groß, darum kann man ein Werkchen, das dabei fördernd an die Hand geht, nur freundlich begrüßen. Schon die ersten drei Bändchen entfalten leicht darstellbare Pièçen, die sowohl in Bezug auf Technik als Moral (die Lehrenlesen aus dem Kinderfreund ist unter ihnen) ganz dem jugendlichen Alter angemessen sind. — Dazu kommt aus demselben Verlage:

Aesops Fabeln für die Jugend bearbeitet. 3te verbesserte Auflage. Mit color. Bildern und Randzeichnungen, mit Kpfrn. 20 Ngr, ohne Kpfr. brosch. 10 Ngr.

Dieses wunderhübsch ausgestattete Büchelchen läßt sich als ein liebliches Weihnachtsgeschenk bezeichnen, da sein Inhalt den verschiedenen Stufenjahren der Jugend entspricht. Die kleineren Kinder mögen sich an den Verschen und Bilderchen ergötzen, die erwachseneren an den kernigen Weisheitslehren, welche die Fabeln enthalten. —

Ein schon merkwürdig gewordenes Buch, das eben in zweiter Auflage erschienen ist, soll unsere heutige literarische Umschau beschließen:

Gesammelte Schriften von Wilhelm Meinhold. Supplementband. Die Weissagungen des Abtes Hermann von Lehnin. 2te Ausgabe. Leipzig. H. Fritzsche. 1853. Pr. 1 Thlr.

Wer Meinholds bei J. J. Weber in Leipzig erschienene sämmtlichen Werke besitzt, muß diesen Schlußstein seiner literarischen Thätigkeit denselben antrieben. Mit merkwürdigem Geiste ist das Vaticinium Lehninense von Meinhold gegen alle feindlichen Angriffe vertheidigt, metrisch zum ersten Male übersetzt und erklärt worden. In der vorausgehenden religiöse-philosophischen Einleitung stellt er gelehrte Forschungen über den Begriff, das Wesen und die Unterschiede aller Weissagung in alter und neuer Zeit auf. Ein Bild des Klosters Lehnin, wie es im Jahre 1598 aussah, schmückt das Werkchen.

Miscellen.

Surrogat für Papier zu Jugendschriften. Die Verleger Cundall und Addey in London haben einige Abc-, Buchstabir- und Lesebücher herausgegeben, zu welchen ein bis dahin wol kaum gebrauchtes Material statt des Papieres benutzt ist. Diese kleinen, anderwüstlichen, mit wacker gezeichneten Holzschnitten gezierten Lesebücher für den Primair-Unterricht sind nämlich auf starken, weißen Schirting gedruckt, und die Bogen nach dem Trocknen zwischen Zinkplatten auf der Walzenpresse so stark calandirt, daß sie Angriff und Aussehen wie Pergament gewonnen haben. Der Abdruck der Holzschnitte auf dem zu gutem Drucke doch immer sehr undankbaren Material erscheint ganz leidlich, und die Verwendbarkeit desselben für manche Zwecke ist dadurch augenfällig erwiesen. Jedes einen Bogen starke Bändchen kostet in London einen Schilling ordinair, und erfüllt für die kleinen Papierverwüster gewiß seinen Zweck. Inhalt und Anordnung ist der kindlichen Auffassung vollkommen angepassend. — (Aus: „Journal

Digitized by Google

für Buchdruckerkunst, Schriftgießerei und die verwandten Fächer. Herausgegeben von Johann Heinrich Mayer. Braunschweig" Nr. 17.)

Nach langer Pause sind endlich einmal wieder Nachrichten über die deutschen Reisenden in Afrika, die Herren Doctoren Barth und Overweg, eingetroffen. Die Times berichten über sie: „Beide reiseten zusammen im September 1851 nach Borgu, einer gebirgigen Gegend im Nordosten vom Tschad-See, halbwegs zwischen diesem und Aegypten, ab. Sie nahmen zunächst an einer nach den Gegenden ostwärts von Tschad ausgeführten kriegerischen Expedition des Scheich von Bornu und seiner Verbündeten Theil, um das Land bis Borgu und Wadai zu erkunden. Unfern vom Tschad wurde diese Expedition jedoch von den Feinden zurückgeworfen, und Barth und Overweg retteten sich und ihre Instrumente nur durch eine schleunige Flucht. Wieder in Kuka angekommen, schlossen sie sich einer neuen, von dem Vezier von Bornu befehligten Razzia an, welche gegen den Sultan von Mandara, einem südwärts von Bornu belegenen, bereits durch Major Denham bekannten Lande, gerichtet war. Diese Expedition bestand aus etwa 10,000 Reitern, eben so vielem Fußvolke und einem zahlreichen Heergefolge; sie rückte viel weiter vor als Denham s. Z. gekommen ist, und machte erst am Serbenel, einem bedeutenden Flusse, Halt. Die Razzia kehrte im Januar d. J. mit 5000 Sclaven und 10,000 Stück erbeuteten Viehes heim. Die Gegend, welche sie durchzog, wird als sehr fruchtbar und reich geschildert. Vom März bis zum Ende Mai machte der Dr. Overweg eine Reise in südwestlicher Richtung und gelangte bis auf anderthalb hundert (englische) Meilen von Yacoba, der Hauptstadt der Fellatahs, während der Dr. Barth eine Reise in südöstlicher Richtung nach dem mächtigen Königreiche Bagherm unternahm. Bei Abgang der letzten, vom 15. August datirten, Berichte des Dr. Overweg war Dr. Barth noch nicht wieder nach Kuka zurückgekehrt, von wo Beide zusammen südwärts bis an den indischen Ocean, das Ziel ihrer Reise, die noch etwa drei bis vier Jahre erfordern dürfte, vordringen wollen.

Ein Lille Blatt, la Liberté, giebt folgende merkwürdige biographische Notiz über einen unlängst zu Lille in einem Alter von 88 Jahren verstorbenen französischen Officier, Namens Coulomdon.

Am 10. Mai 1784, damals 19 Jahr alt, dem Regimente Royal Auvergne einverleibt, hat der junge Coulomdon von der Pike auf gedient. Im Jahr 1785 zum Korporal, im folgenden Jahr zum Sergeanten, und im Jahr 1791 zum Feldwebel avancirt, trat er im Jahr 1791 mit letzterem Range in die königliche Garde. Die Garde des unglücklichen Ludwigs XVI. war aber nur noch von kurzer Dauer: sie wurde einig Monate darnach aufgelöst und Kerkermeister traten an ihre Stelle.

Da sich, vor Ablauf jenes Jahres, ein Mangel an Anführern herausstellte, so wurde Coulomdon mit einem Ruck zum Grade eines Commandanten erhoben, und beauftragt, das 8. Bataillon von Pas-de-Calais, zur 184. Halbbrigade gehörend, zu organisiren. In dem unglückseligen Kriege der Vendee war es, wo der junge Bataillonschef sich besonders auszeichnete. Der General Hoche hatte ihm zum Theil den Erfolg der Sache von Quiberon zu verdanken. Coulomdon überfiel und nahm das Fort Penthievre, das 2000 Emigranten darg, mit einigen hundert Mann.

Der Ruf, den Coulomdon sich zu Quiberon erworben hatte, war nun Ursache, daß die Vendeer hauptsächlich auf ihn fahndeten und um die kleine Stadt Lamballe, im Departement der Nordküsten, her überall Hinterhalte anlegten. Eines Tags, am 2. Prairial des Jahres IV, wollte Coulomdon, nur von einer schwachen Escorte begleitet, sich nach St. Brieuc begeben, wohin er durch den General Valletaux berufen worden war. In der Entfernung einer Stunde Weges von Lamballe, sah er sich von einem Trupp Vendeer angegriffen, und gerieth, da ihm das Pferd unterm Leibe erschossen wurde und seine Bedeckung die Flucht ergriffen hatte, in Gefangenschaft. Nachdem, der Form wegen, ein Verhör mit ihm angestellt und seine Identität konstatirt worden war, wurde er zum Tode verurtheilt. Der feindliche Chef, der ihm sein Urtheil ankündigte, bot ihm jedoch Begnadigung an, wenn er das Losungswort der Republikaner verrathen und damit die Einnahme von Lamballe erleichtern wolle.

Obwohl schon Familienvater, wies Coulomdon einen so schimpflichen Antrag ohne weiteres von der Hand, und sagte: „Thut eure Schuldigkeit! meine Kinder sollen über das Benehmen ihres Vaters nie zu erröthen haben." Darauf wurde sofort zu seiner Execution geschritten. Er erhielt zwei Kugeln in den Unterleib und acht andre in den oberen Körpertheil, außerdem noch vier Bayonnetstiche, und mehrere Kolbenschläge auf den Schädel.

Als man den vermeintlich Todten eben in die bereit fertige Grube geworfen hatte, erscholl plötzlich die Trommel, indem die nach Lamballe entkommene Escorte Coulomdons dort Lärm gemacht hatte und die Garnison ausgerückt war, um ihrem Commandanten zu Hülfe zu kommen.

Da der Körper von Coulomdon, den man noch unverschüttet in der Grube fand, noch einige Lebenszeichen von sich gab, so wurde er nach seiner Wohnung getragen, und es gelang der Sorgfalt und Kunst von acht Aerzten, ihn, wenn auch erst nach einem langen Schmerzenslager, wieder herzustellen.

Als Coulomdon so grausam maltraitirt ward, war er 26 Jahre alt, doch hat er darnach noch sechszig Jahre gelebt! Zwanzig Jahre lang trug er über eine seiner vielen Wunden auf der Brust, die erst binnen vierzehn Jahren vernarbte, eine silberne Platte.

Im Jahr 1804, gleich bei der Errichtung dieses Ordens, mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt, ist Coulomdon bis zum Jahr 1814 in Activität geblieben. Er hat successive als Commandant von Leuwarden, Chateau-Thierry und dem Brückenkopfe von Flandern, bei Antwerpen, fungirt. Nachdem sein ältester Sohn, Artillerie-Lieutenant, bei Waterloo gefallen war, hat Coulomdon, mit Wunden und mit Ruhm bedeckt, in Ruhe unter seinen übrigen Kindern, die sich der Industrie gewidmet haben, und deren eins eine wichtige Maschinerie zu Lille besitzt, gelebt.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 98. Mittwoch, den 8. December. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... Seite 765
Blutige Folgen eines Gastmahles zur Zeit der ersten französischen Revolution ..... „ 767
Ein Brief Buonaparte's ..... „ 767
Literatur:
Blumen des Bayrischen Hochlandes. Dichtungen von Leonhart Wohlgemuth ..... „ 768
Stadtgeschichten von Max Ring ..... „ 769
Statistische Tafel aller Länder der Erde von Otto Hübner .... „ 771
Liederchronik deutscher Helden. Aus vaterländischen Dichtern zusammengestellt von Adolf Böttger ..... „ 771

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Roland.

Roland ist einer derjenigen, den die Septembermetzeleien in der Geschichte am meisten beflecken werden, denn statt des Ruhms, den er damit zu ernten gemeint hat sie gebrandmarkt zu haben, fällt die Schande auf ihn, ihr Anstifter gewesen zu sein.

Schon am 2. September, um 5 Uhr Abends war Roland von dem Morden benachrichtigt worden, obwohl Madame Roland versichert, die Kunde von dem Ueberfall der Gefängnisse erst nachdem erhalten zu haben. Ungefähr zwei hundert Mörder drangen in das Ministerium des Innern ein, sprachen mit Mad. Roland, und nahmen ihren Kammerdiener als Geißel mit sich fort, der ihnen jedoch nach einer Stunde wieder entkam. Um diese Zeit wurde in der Conciergerie und in der Abtei gemordet, was zu St. Firmin und bei den Karmeliteen schon vorher geschehen war; es ist demnach nicht wohl denkbar, daß diese, größerntheils betrunkenen, Banditen aus ihrem Vorhaben oder ihren Thaten ein Hehl sollten gemacht haben.

Es war überdem an diesem Tage, wo der, am 4. durch Danton annullirte, Verhaftsbefehl gegen Roland erlassen worden war. „Denselben Tag, am 2. September," sagt er, „hatte der geheime Ausschuß der Stadt einen Verhaftsbefehl gegen mich ausgestellt. War das geschehen, um mich in die Abtei zu setzen und mich dort mit Bösewichtern wieder frei zu geben? Die Herren Petion, Santerre und Danton haben diesen Befehl, dem keine Folge gegeben ist, gesehen."

Am 3. September, während das Morden überall im Gange war, haben Roland und seine Frau ein großes Diner gegeben, an welchem auch Delaconte, einer der Commissarien, welche die 24 Livresanweisungen für die Mörder in der Abtei ausstellten, Theil nahm und bei dem die Begebenheiten des Tages den Stoff der Unterhaltung hergaben.

„Diesen selben Tag, den 3. September," sagt Madame Roland, „hatte ein Mann, der früher ein Confrater von Roland gewesen war, und dem ich deßhalb die Ehre erweisen zu müssen geglaubt hatte, ihn mit zu Tisch zu laden, den Einfall, mir den Redner des Menschengeschlechts zuzuführen, ohne mich zuvor davon unterrichtet, und gefragt zu haben, ob es mir Recht sei. Ich behandelte Clootz, von dem mir nichts weiter als seine schwulstigen Declamationen bekannt waren, mit Artigkeit. Die Begebenheiten des Tages bildeten den Gegenstand der Unterhaltung, und Clootz gab sich Mühe zu beweisen, daß das eine unerläßliche und heilsame Maßregel sei. Er brachte viele Gemeinplätze über die Rechte der Völker, über die Gerechtigkeit ihrer Rache, und den Nutzen, den sie für das Glück der Gattung habe, zu Tage."

Madame Roland spricht weder von ihrem andern Gaste Delaconte, noch von der schriftlichen Anforderung von 3000 Fr. zur Besoldung der Mörder in der Abtei, zu deren Uebergabe er von Jourdan, dem Präsidenten der Section der Vier Nationen, beauftragt worden war; aber denselben Tag stellte

Digitized by Google

sich die Bande Mörder, welche die Galeerensclaven im St. Bernhardsthuem umgebracht hatte, und vier der Mörder, durch welchen die Priester in St. Firmin erwürgt worden waren, in den Büreaus von Roland ein, um ihren Sold zu empfangen.

Wir werden weiterhin nachweisen, daß die Section des Pflanzengarten von dem Ueberwachungsausschuß beauftragt wurde, zur Ermordung der Priester im Seminar von St. Firmin, und der zu den Galeeren verurtheilten Sträflinge, die, um nach den Galeerenplätzen abgeführt zu werden, in dem Bernhardinerkloster unfern der St. Genofevakirche aufbewahrt wurden, zu schreiten. Dort, wie überall, ging man mit gleichem Eifer daran, die Opfer, wenn gemordet, auszuplündern. Selbst mit den armen Galeerensclaven sollte in dieser Weise verfahren werden, und ein Professor Felix hatte den Auftrag erhalten, die blutige Bekleidung dieser Missethäter unter die Mörder und die Fuhrleute zu vertheilen. Es kam dabei aber zu Zank und Streit, in Folge dessen die blutbefleckten Lumpen dem Ausschuß zurückgegeben wurden und die Section den Betheiligten eine Anweisung von sechs und dreißig Livres auf die Casse von Roland ausstellte. Ueber diesen Vorfall berichtet ein Protocoll der Versammlung der Section folgendermaßen:

„Am 3. September, Abends. Die Bürger, welche mit dem Auskleiden und dem Transport der in dem Bernhardinerkloster getödteten Galeerensclaven beschäftigt gewesen, sind mit dem Herrn Felix gekommen, von dem die Summe gezählt worden ist, welche bei diesen Sträflingen gefunden worden, und die sich auf 173 Livres, 5 Sous und 3 Heller belaufen hat, wovon 3 L. für einen Fuhrmann und 19 L. 11 S. für Getränke und Käse verausgabt worden sind

„Die Versammlung hat nachdem beschlossen, daß Herr Felix, Professor, und M.... als Commissarien ernannt werden sollen, um zu bestimmen, was den Arbeitern zu geben ist, welche das Auskleiden und den Transport der Leichen der Galeerensclaven beschafft haben.

„Sie hat sodann verfügt, daß die Herren Barquet, Imbert, Labadie und Rebinet zu Commissarien ernannt werden sollen, um die Papiere, Effecten und Kleidungsstücke, die von den Sträflingen herrühren, nachzusehen und den Rest des Geldes zu übernehmen, von welchem 86 L. zur Bezahlung der Fuhren, jede zu 6 L, und 5 L. für diejenigen, die beim Transport behülflich gewesen, verwandt worden sind. Damit ist die Debatte über diesen Gegenstand abgethan.

„In Folge einer neuen Differenz mit den Fuhrleuten und Arbeitern, welche bei den Leichen der Galeerensclaven beschäftigt gewesen sind, und die den von den Commissarien bestimmten Lohn nicht haben annehmen wollen, hat Herr Imbert, einer dieser vier Commissarien, die Effecten und das Geld, welches ihnen gegeben worden war, wieder zurückgenommen, und die Versammlung hat beschlossen, daß ihnen Anweisungen auf den Schatz des Ministers des Innern ausgefertigt werden sollten, um zu erhalten was ihnen zukomme.

„Nach vielen Einreden arbeiten der Arbeiter und der Fuhrleute hat die Versammlung entschieden, daß der Rest der von den Sträflingen herrührenden Summe zu gleichen Theilen unter sie vertheilt, und ihnen für den Rest ihrer Forderungen Anweisungen auf den Minister gegeben werden sollen. Herr Nicolas ist als Commissair zur Austheilung des Geldes an die Arbeiter ernannt worden.

„Die Versammlung hat die Fuhrleute der Leichen ermächtigt, sich zu dem Minister des Innern zu begeben, um dort als Fuhrlohn 36 Liv. ausgezahlt zu erhalten."

Diese gräuliche Verhandlung beschäftigte die Versammlung der Section des Pflanzengartens oder der Sansculotten den 3. September. Am 4., des Morgens, hielt sie Abrechnung mit vier Mördern von St. Firmin. Darüber heißt es im Deliberationsregister:

„Vier Bürger, die zum Expediren der Priester zu St. Firmin gedient haben, nämlich: Gilbert Petit, Nicolas Guy, Michel Lepage und Pierre Henri Corcin, haben sich zur Empfangnahme ihres Lohns gemeldet, den sie zu zwölf Livres per Mann für zwei Tage berechnen. Die Versammlung hat befohlen, daß ihnen Anweisungen auf den Minister des Innern gegeben werden sollen, um dort ihre 12 Livres für jeden in Empfang zu nehmen."

Diese Arbeiter fanden sich denn auch bei Herrn Roland ein, und Louvet, der bekanntlich viel mit demselben verkehrte, erzählt den doppelten Besuch in folgender Weise, wobei er jedoch deren Gegenstand und Datum mit einander verwechselt.

„Eines Morgens," sagt er, „fanden sich vier Männer im Hause des Ministers des Innern ein, und wandten sich an den Bürger Fappoult, den Bureauchef. Sie waren mit Piken und einem blutbefleckten Trauerdegen bewehrt, und wollten den Lohn ihrer Arbeit holen, welcher, wie ihnen gesagt worden war, ihnen von dem Minister ausbezahlt werden sollte. Trotz der grausigen Erklärungen, die ihm gegeben wurden, that der Büeger Fappoult immer, als ob er es nicht verstände, welcher Art die Arbeit sei, wofür sie bezahlt sein wollten. Während dieser eigenthümlichen Verhandlung hatte sich einer der Arbeiter auf einen Sessel gesetzt, wo er, trunken von Blut und Wein, bald einschlief. Herr Fappoult blieb inzwischen unausgesetzt der folgender Ansrede: „Es ist Euch Arbeit aufgetragen worden, und Ihr habt tüchtig gearbeitet, wie Ihr sagt; nun wollt Ihr dafür bezahlt sein, und das ist ganz in der Ordnung, nur müßt Ihr euch deßhalb an diejenigen wenden, die Euch beschäftigt haben." Endlich entfernten sich die Henker ziemlich unzufrieden, nachdem sie ihren Kameraden geweckt hatten.

„Denselben Abend, zwischen 7 und 8 Uhr, kam einer von ihnen zurück, mit einer Anweisung in Händen, die ungefähr wie folgt lautet: „Es wird dem Herrn Valle de Villeneuve (Stadtschatzmeister) befohlen, an .... (hier folgen vier Namen) jeden 12 L. für die Expedirung der Priester zu St. Firmin zu zahlen." Der Schreiber, der in dem Burschen einen der vier Gäste vom Morgen erkannte, wollte ihm nicht erst bis zu dem Bürger Fappoult gelangen lassen, sondern gab ihm die Adresse des Büeger Valle de Villeneuve auf. Wie der mit ihm fertig geworden sein mag, weiß man nicht."

Der Stadtschatzmeister ist dadurch mit ihm fertig geworden, daß er ihn bezahlt hat, wie sich das aus dem Status der Kosten für das Gemetzel erweist, welchen der Herr Gueret, Mitglied der Steuercommission der Stadt Paris, aufbewahrt und am 7. Vendemiaire des Jahres IX dem ersten Consul übergeben hat. So ungeheurlichen und scheußlichen Verbrechen so nahe gegenüber gestellt, was that Roland dazu? — Was ihm einmal in der Natur lag: er schmierte.

Am 3. September schreibt er an die Nationalversammlung, man solle über die Metzeleien des vorherigen Tages einen

Digitized by Google

Schleier ruhen lassen. „Gestern ist ein Tag gewesen," drückt er sich aus, „über dessen Ereignisse es wohl nöthig ist, den Schleier liegen zu lassen. Ich weiß, daß das Volk, furchtbar in seiner Rache, noch mit einer Art von Gerechtigkeit dabei verfähet. Es nimmt sich nicht alles zum Opfer, was ihm in den Wurf kommt, sondern richtet seine Wuth gegen diejenigen, von welchen es glaubt, daß sie zu lange von dem Schwerdte des Gesetzes verschont geblieben sind, und deren sofortige Hinopferung ihm die Gefahr der Umstände nöthig erscheinen läßt."

Am 13. richtet er ein Schreiben an die Pariser, in welchem er die Metzeleien gutheißt, und erkläret, daß er nur ihrer ununterbrochene Dauer getadelt habe. „Ich habe," sagt er, „den 10. August bewundert; die Folgen des 2. September aber haben mich schaudern gemacht. Ich habe es nie wohl denken können, was die Folge der langen getäuschten Geduld des Volkes und seiner zu übenden Gerechtigkeit sein würde; ich habe nicht unüberlegt eine furchtbare erste Aufwallung getadelt, und nur geglaubt, daß deren ununterbrochene Dauer vermieden werden müßte, und daß diejenigen, die nach ihrer Verewigung strebten, sich durch ihre Einbildung hatten hinreißen lassen."

In demselben Schreiben sagte Roland, daß er es einer verständigen Erziehung verdanke, Zeit seines Lebens den Principien der strengsten Moral angehangen zu haben, und daß er, wenn auch für Ruhm empfänglich, diesen nie gegen die Tugend in die Wagschaale gelegt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Blutige Folgen eines Gastmahles zur Zeit der ersten französischen Revolution.

.... Der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Schiller.

Nach dem Sturze Robespierre's hat man demselben zwar viele Greuelthaten zur Last gelegt, als deren Urheber eigentlich seine Mitgenossen und Mitfrevler anzusehen sind; eine der abscheulichsten Verbrechen aber, und eins von denjenigen, die ihm unmittelbar angehören, ist ohne Zweifel der an der Familie Saint-Amaranthe verübte Mord.

Louise Denier, verwittwete Saint-Amaranthe, in dem Jahre 1752 geboren, war noch zu jener Zeit, von der wir sprechen, eine der schönsten Pariser Frauen. Sie empfing in ihrem Hause die ausgezeichnetsten Personen jener Periode ohne Rücksicht auf die Partei, der dieselben angehörten. Es scheint sogar, daß in ihren Zirkeln die Revolutionsmänner die größere Zahl bildeten.

In dem Jahre 1794 fanden sich dort auch zuweilen Robespierre und Saint-Just ein, und man behauptete, daß Letzterer durch Zurückweisung seiner Anträge Seitens dieser Frau gereizt, mehr als irgend ein Anderer zu ihrem Verderben beigetragen habe. Gewiß aber ist, daß Maximilian Robespierre zwei Tage vor ihrer Verhaftung bei derselben zu Mittag speiste, und daß er, da er etwas mehr als gewöhnlich getrunken hatte, sich Aeußerungen gestattete, die seine Freunde für unvorsichtig erachteten. Einer von diesen, Namens Trial, ging an dem nächsten Morgen zu ihm, und machte ihm darüber sehr ernste Vorstellungen, wobei er die Bemerkung fallen ließ, daß mit Ausnahme von wenigen alle übrige Gäste, die dort Tages zuvor versammelt gewesen, königlich gesinnt und Widersacher der Revolution wären, denen Robespierre daher nicht hätte trauen sollen. „Glaubst Du das?" entgegnete dieser — vor den Folgen zitternd, die seine Unbesonnenheit nach sich ziehen könne — „nun gut, ich werde zu verhindern wissen, daß sie sprechen."

An dem nächsten Tage wurden sämmtliche, ihm als verdächtig bezeichnete Gäste, dreißig an der Zahl, verhaftet, und mit denselben auch die Wittwe Amaranthe, ihr, erst siebenzehn Jahre alter Sohn, ihre reizende Tochter von neunzehn Jahren, und deren Gatte, ein Sohn des ehemaligen Ministers Santine. Alle, gleich Mördern mit rothen Hemden bekleidet, bestiegen am siebzehnten Junius 1794 das Blutgerüst, mit ihnen aber gleichzeitig noch sechs und zwanzig andere Personen, gegen die der fürchterliche Fouquier-Thinville Anklage erhoben hatte.

Vierzig Tage darauf, am zehnten Thermidor (28. Julius) erfolgte Robespierre's Sturz, durch den sie gerettet worden wären. Sechs und funfzig Köpfe fielen innerhalb einer Stunde. — *) Diese, so überaus schnell vollführte, Hinrichtung galt als ein Meisterstück der Scharfrichter, und diese rühmten sich deßelben. — Man versicherte sogar, daß ihnen dafür von Fouquier-Thinville eine Belohnung zu Theil geworden sei, um sie für die Folge zu gleichem Eifer anzuspornen.

N—n.

Ein Brief Buonaparte's.

Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß Napoleon während der ersten Zeiten seines Lebens nicht solche Geistes-

*) Dennoch hat es Menschen gegeben, die bemüht gewesen sind, Robespierre, dieses Ungeheuer, das mit der größten Kaltblütigkeit Hunderte in den Tod sandte, zu rechtfertigen und seine Frevelthaten als die nothwendigen Mittel zur Erreichung von ihm beabsichtigter edler Zwecke darzustellen. — Als die Schwester Robespierre's, „Charlotte", die übrigens selbst noch unter der Restauration ein Jahrgehalt von 1800 Franken bezog, in dem Jahre 1834 starb, gab ein gewisser Laponneraye einen Band Memoiren derselben heraus, die indessen nur zum geringsten Theile Wahres enthalten. In diesen ist auch die an dem Grabe derselben gesprochene Lobrede (jedoch ohne Angabe ihres Verfassers) abgedruckt. Die nachfolgende Stelle aus derselben läßt den Geist und den Zweck der ganzen Schrift hinreichend erkennen. „Sie wurde häufig verläumdet; man hat „derselben den Vorwurf gemacht, ihren Bruder verleugnet und mit Den„jenigen im Bunde gestanden zu haben, die ihn in das Märtyrerblut des „zehnten Thermidor tauchten. Welche abscheuliche Verlästerung! Nein, „tugendhafter, unglücklicher Maximilian, deine Schwester hat Dich nicht „verleugnet; nein, sie ist nicht abtrünnig geworden und hat niemals die „Grundsätze mit Füßen getreten, die ihr während ihres ganzen Lebens „als ein Evangelium galten. Schwester Maximilian Robespierre's, ent„reiße dich auf einen Augenblick den Armen des Todes; erscheine uns noch „einmal und sage uns, ob du jemals aufgehört hast deinen guten unglück„lichen Bruder, so oft du seiner gedachtest, wahrhaft zu lieben und zu ver„ehren, ob du jemals aufgehört hast seinen Tugenden zu huldigen?" (!!)

Digitized by Google

gaben zu besitzen schien, daß man aus ihnen seine dereinstige hohe Bestimmung ahnen gekonnt hätte. Obgleich derselbe in den besten Schulen Frankreichs Unterricht genoß, so war er doch niemals der Erste seiner Classe und zeigte anfänglich wenig Anlage zu den mathematischen Wissenschaften. Alles was er von seinem Eintritte in den Dienst an, bis zu seiner Beförderung zum General geschrieben hat, ist in Bezug auf Inhalt und Fassung von sehr großer Mittelmäßigkeit.

Wir lassen hier einen Brief Desselben, den er in dem Jahre 1791, kurz vor seiner Ernennung zum Artillerie-Hauptmann, an einen Freund richtete, buchstäblich treu nach der Urschrift folgen, welcher beweist, daß er zu jener Zeit im Stil wenig Gewandtheit besaß und selbst mit der Rechtschreibung nicht ganz vertraut war.

„R (eçu) le 21 Février 1791.
Rep (ondu) le 23“ *)
„Monsieur, **)

Si je suis passé a chalons ***) il y a quelques jours sans m'être procuré le plaisir de vous voir et de presenter mes homages a madll ****) vôtre soeur: C'est que je n'ai été instruit de votre sejour qu'au moment que je montois en voiture je me suis nessecité †) a remetre a la premiere ocasion a m'aquitter de la Commission de mon frere, qui éspére venir lui même l'année prochaine (?) deputé a l'assemblée nationale renouveller votre connaissance et faire celle de Mad. votre mere et de madlle votre soeur en ††) attandant je me flatte que Vous voudriez bien vous resouvenir de moi si vous passiez de ces cotes ci, le frere de vôtre ami doit un peu être le votre c'est †††) avec ces sentiment

Monsieur
Mes respect a Monsieur votre pere
votre tr.....s.....s..... [1])
auxonne [2]) le 16 fevr. Buonaparte.

N—n.

---

*) Bemerkung des Briefempfängers.

**) Die sehr nachläßige und deshalb undeutliche Handschrift Bonaparte's wird dadurch in diesem Briefe beinahe unleserlich, daß zuweilen drei auch vier Wörter ohne Zwischenraum in eins zusammen gezogen worden sind.

***) Chalons an der Sarne, in dem jetzigen Departement Sarne-Loire.

****) ... Mademoiselle...

†) ... nécessité...

††) Mit „en“ beginnt ein neuer Satz.

†††) Beginn des Schlußsatzes.

[1]) Die einzelnen Buchstaben sollen wahrscheinlich die Höflichkeitsformel: très-humble et très-obéissant serviteur andeuten; das Uebrige verläuft sich in einem Gewirre von Zügen und Strichen.

[2]) Auxonne, in dem jetzigen Departement Côte-d'or.

N—n.

Blumen des Bayrischen Hochlandes. Dichtungen von Leonhart Wohlgemuth. Erlangen, 1853. Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke. (Adolph Enke.) 75 Seiten. Gr. 8.

Diese Dichtungen sind unter zwei Ueberschriften zusammengestellt: Hohenschwangau: Stimmen der Natur. Blätter der Geschichte, und: Starnberg.' Eine See-Idylle. Der Dichter besingt die Waldeinsamkeit, die Mittagsruhe, die Mainacht am See; dann giebt er uns sechs liebliche Lieder: Auf den Bergen; das dritte lautet:

Ich pflücke mir die Alpenrose,
Das ist ein Blümchen, treu und wahr,
Nicht wie die giftige Herbstzeitlose,
Die drunten mir das Thal gebar.

Du schöne Blume, nicht vergebens
Blickst du mich an so sanft und mild,
Du bist mir meines neuen Lebens
Unwandelbares Frühlingsbild.

Wie deine ewig junge Blüthe,
So still und innig, fromm und rein,
Soll fortan auch in dem Gemüthe
Mein Glauben und mein Lieben sein.

Auf den „Blättern der Geschichte“ erzählt er uns von Füssenfeld, Elisabeth von Bayern, Hiltebold von Schwangau, dem letzten Klang der Staufenglocke, den Welfengräbern zu Steingaden, dem Kaiserbrunnen. Vom Kaiser Ludwig dem Bayer heißt es:

So stieg in's Grab des Klosters der Büßer von dem Thron,
Ihm folgte nach als Herrscher Ludwig, sein großer Sohn.

Als Deutschlands größter Kaiser im Reiche rings bekannt,
Ob seiner Heimathliebe der Bayer stets genannt.

Der Mann, vor dessen Geiste erzitterte die Welt,
Fand seine schönsten Stunden im Kloster Fürstenfeld.

Hier, in des Vaters Stiftung, hier fühlt' er sich zu Haus,
Hier raht er von den Mühen des schweren Amtes aus;

Als endlich diesen Mühen sein großes Herz erlag,
Wollt' schlummern bei dem Vater dies Herz im Sarkophag;

Dies Herz, in dem geathmet ein Mensch, ein Mann, ein Held,
Es ruht in stiller Urne im Kloster Fürstenfeld.

Der Cyclus der Lieder von Fürstenfeld schließt mit folgendem:

Die Zeiten, die im Sturme erschütterten die Welt,
Sie gingen nicht vorüber am Kloster Fürstenfeld.

Gewaltig hat gerüttelt an diesem Bau ihr Zahn —
Kein Abt liest hier mehr Messe, kein Kaiser wohnt ihr an.

Digitized by Google

Ein Haus der Invaliden ist nun der Klosterbau,
Die alt und müde pilgern im schönen Ampergau.

Uns aber will's bedünken, die ganze Zeit sei müd,
Und alles große Streben geknickt und invalid.

Besonders gelungen ist

Hiltebold von Schwangau.

Ein lauer Athem küßt die grünen Fluren,
Durch die geheimsten Adern der Naturen
Geht der Verjüngung schöpferischer Schlag;
Ein feisches, wonnevolles Blüthenleben
Beginnt das glanzgelockte Haupt zu heben:
Es ist des jungen Frühlings erster Tag.

Aus seiner Burg gewölbten Bogengängen,
Die schwer und bang die kranke Brust bedrängen,
Tritt in die Lenzesfreie Hiltebold:
Noch einmal will er seiner Heimath Gauen,
Noch einmal seine theuren Alpen schauen,
Und einmal noch des Abends Sonnengold.

Die Krankheit wühlt im Marke seines Lebens —
Ihm wurden achtzig Jahre schönsten Strebens,
Er steht am Ende seiner Sängerbahn:
Er sang am Po, er dichtete am Rheine,
Er wandelte im fernen Palmenhaine,
Genezareth trug ihn auf leichtem Kahn.

Ein thatengroßes, herrliches Jahrhundert,
Ein Streben, viel geschmäht, doch mehr bewundert,
Hat er als Jüngling, Mann und Greis durchlebt;
Er hat gewirkt, gesungen und gelitten,
Er hat manch schönen Siegespreis erstritten,
Durch Nacht und Traum die Wahrheit sich erstrebt.

Der neue Lenz bringt ihm die Sterbekunde,
In seiner ersten, wundervollen Stunde
Ruft er den greisen Minnesänger ab:
Noch einmal singt die liederreiche Kehle,
Noch einmal hebt Begeisterung die Seele,
Der sie so oft den Schwung der Töne gab.

Der Zukunft dunkle Schleier fallen nieder,
Der Mann des Kampfes, Ruhmes und der Lieder
Schaut in das offne Buch der spätern Zeit:
Die Schwanenburg mit ihrem zarten Leben
Sieht er in neuen Formen sich erheben,
Dem Geist der Liebe und der Kunst geweiht.

Er lächelt still in seliger Verklärung,
Ihm dämmert die erfüllende Gewähreung
Aus einer bessern Zeit gewissem Lauf;
Er scheidet glücklich aus des Lebens Traume,
Frei steigt zur Wahrheit heimathlichem Raume
Die staubentbundne Dichterseele auf.

Die See-Idylle füllt einen bedeutenden Raum (S. 47—75). Der Inhalt derselben ist sehr einfach: die Liebe zweier Freunde zu demselben Mädchen, das Glück des Einen, die edle Entsagung des Andern. Sie ist reich an anziehenden Naturschilderungen (— Im Walde — Gewitter —). Als auf den heimatlichen Bergen zur Weihe der Johannisnacht von den kräftigen Alpensöhnen der Feuerbrand entzündet wird, Georg ins Gebirge gewandert, um zum Preise seines Mädchens das Feuer zu zünden, ihm den Flammengruß der treuen und heißen Liebe zu senden, da

An eines Berges steilem Rande
Im schönen, freien Schweizerlande
Steht Roderich in dieser Stunde,
In tiefer Brust die heiße Wunde,
Im Aug' der Thränen stumme Klage:
Ihn hat das Schicksal unsere Tage
Gestoßen aus dem Vaterland.
Sein Blick umflort sich trüb und trüber,
Nach Osten schaut er bang hinüber.
Er weiß, daß in den Heimathgauen
Das helle Sonnwendfeuer brennt,
Es drängt ihn mächtig, nur zu schauen
Den Widerschein am Firmament:
Jetzt sieht er, wie die goldnen Strahlen
Sich auf dem blauen Grunde malen;
Da breitet er die Arme aus
Nach Heimathland und Vaterhaus,
Nach all den Theuren, all den Lieben,
Die ihm daselbst zurück geblieben —
Ein Strom von heißen Thränen bricht
Hernieder auf sein Angesicht. — —

Möge der Dichter den wenigen Blättern der Geschichte, die er beschrieben und die uns vorzugsweise angesprochen, recht bald **mehrere** hinzufügen; er bedarf für ihn wol nicht unserer Erinnerung, wie inhaltsreich das **Buch** seiner vaterländischen, der Geschichte des schönen Bayernlandes ist! Und nicht in's graue Alterthum allein wird der Rückblick ihm Stoff zu seinen Dichtungen bieten; er gedenke nur des edlen, menschenfreundlichen Maximilian Joseph's! Zu mehr als einem Liede vom braven Manne wird *sein* Leben ihn begeistern.

Druck und Papier (von Fr. Campe & Sohn in Nürnberg) sind vorzüglich. Dem erlanger oder nürnberger Bibliopegen müssen wir aber etwas zürnen, und unser altes Klagelied über das leichtfertige Heften einmal wieder anstimmen. Es thut dem Büchrefreunde weh, sieht er ein so geschmackvoll ausgestattetes Büchlein sich bei der ersten Berührung gänzlich auflösen!

H.

Stadtgeschichten von Max Ring. Erster Band. Christkind-Agnes. (Auch m. d. Titel: **Christkind-Agnes.** Eine Stadtgeschichte.) Verlegt von M. Simion in Berlin. 1852. 286 Seiten. 8.

Mußte bisher das Dorf den Stoff zu einer kleinen Bibliothek von Geschichten liefern, so ist es ein glücklicher Gedanke des

Digitized by Google

durch „die Grafen“, „die Kinder Gottes“ und der „große Kurfürst und der Schöppenmeister“ auf dem Gebiete der schönwissenschaftlichen Litteratur sehr thätigen Verfassers, die Stadt als Schauplatz zu wählen. In allen Schichten der städtischen Gesellschaft, in den unteren und oberen, hat man nicht lange nach Persönlichkeiten, Ereignissen und Schicksalen zu suchen, die, wenn der Wahrheit ein wenig Dichtung beigemischt wird, sich in romantischer Einkleidung dem Lesepublikum mit Erfolg vorführen lassen. Man braucht deshalb gerade keine „Geheimnisse“ zu erzählen, von denen es, schwache und zum Theil widerliche Nachahmungen eines genialen Vorbildes, mehr denn zu viele giebt, manche unter ihnen, vor welchen man in sittlicher und ästhetischer Hinsicht nicht genug warnen kann. Leider ist die vorliegende Geschichte auch nicht ganz frei von dem in den „Geheimnissen“ vorherrschenden Element; der „blinde Fritz“, Diebstahl, und, freilich nur leise angedeutet, beabsichtigter Mord hätten immerhin fehlen können, ohne daß die Erzählung bedeutend an Interesse verloren und dem begabten Verf. wäre es gewiß ohne große Anstrengung gelungen einen andern Knoten zu schürzen und ihn, ohne Diebstahl, zu lösen. Für dieses Mal ist es die verarmte und wohlhabende Mittelklasse einer Stadt, die mit richtigem Tacte nicht genannt ist, aus welcher die handelnden Personen gewählt sind. Einer durch den Leichtsinn des Mannes in's Elend gerathenen Familie steht eine andere, deren Betriebsamkeit und nüchternes, kleinbürgerliches, aber behagliches Leben mit irdischen Gütern belohnt und gesegnet ist, gegenüber. Beide sind Kellerbewohner; aber welch verschiedene Ansicht gewähren schon die Wohnungen derselben! Die Personen sind auch sehr heterogener Natur; auf der einen Seite der unerdliche, durch diese Unredlichkeit tiefgesunkene und im Fortgange der Erzählung immer tiefer sinkende Neumann und sein Weib, eine stille Dulderin, die sich von einer heimlichen Schuld (— ihre Tochter ist die Frucht eines früheren, nicht ehelichen Verhältnisses —) niedergedrückt fühlt; auf der andern Seite der thätige, etwas jähzornige, aber wackere Victualienhändler Hintze, in der Nachbarschaft allgemein Vater Hintze genannt, und seine Frau, das rührige freundliche Mütterchen. Nur in einem Punkt sind beide Familien sich gleich: sie besitzen brave Kinder; die Neumann'sche, neben anderen jüngeren, etwas verwilderten, Agnes, die jedoch nicht Neumann's Tochter; die Hintze'sche einen braven Sohn, Karl. Ein Zufall führt Agnes und Karl schon früher einmal zusammen; später, als Agnes, die Noth der Eltern zu lindern, sich entschließt, zu dienen und in den Dienst der Frau Hintze tritt, nähern sie sich wieder, lieben und — heirathen sich. Das klingt nun Alles recht einfach und schön; aber nicht so gemüthliche Scenen unterbrechen dieses städtische Stillleben; der alte Neumann lernt im Mäßigkeitsverein, dem er sich in einem Augenblick der Reue anschließt, unter andern Mitgliedern, die reinweltliches Interesse, den einen z. B. um sich einer erwärmten Räumlichkeit zu erfreuen, in die Versammlungen lockt, den schon erwähnten s. g. blinden Fritz, einen boshaften, verbrecherischen Jungen kennen, der einen blinden Harfenspieler, den Jugend-Geliebten und Verführer der Neumann, Agnes' Vater, leitet und betrügt, der den neuen schwachen Freund für seine Zwecke ausbeutet und zum Einbruch bei einem reichen Wucherer beredet, um mit dem gestohlenen Geld nach Amerika zu gehen. Der Diebstahl gelingt jedoch nicht; Neumann drückt seiner Tochter, die auf dem Hofe einer Zusammenkunft mit ihrem eingeschlafenen Karl harrt, die Dietriche in die Hand und wird mit ihr, die den Vater nicht verrathen will, verhaftet. Er erhenkt sich im Gefängnisse; der Tochter Unschuld kommt durch den Blinden, unter Karl's Beistand, an's Licht; Vater Hintze, der von der Heirath überall nichts wissen will, wird von der Angst, seine gute Alte, die sie begünstigt und vor Kummer, ihren lieben Karl's Wunsch nicht erfüllt zu sehen, hinsiecht, bestimmt, nachzugeben; am Weihnachtsabend, nachdem Karl seine Bescheerung von der Mutter empfangen, eilt er in's Schlafzimmer: „Heraus, heraus! Christkind zeigt Dich!“ Da öffnete sich die Thür der Schlafstube und auf der Schwelle erschien das Christkind Agnes (— der Alte hatte sie aus ihrer Wohnung geholt und verkleidet —) mit lieblich strahlendem Gesicht..... Eine zarte Purpurröthe schimmerte auf ihren Wangen. Demüthig, wie von all' dem Glanz geblendet, schlug sie die frommen Taubenaugen nieder. — Das ist meine Bescherrung! — lachte Vater Hintze auf. — Nun, willst Du sie nicht? — ....., Einige Wochen nach diesem wahrhaft heiligen Abend war die Hochzeit, auf welcher Rieke als Kränzeljungfer mit einem dicken Rosenkranz im schwarzen Haar und am Arme ihres Schlossers erschien.“ Wir haben den letzteren, unwesentlichen Umstand der Geschichte entnommen, um zu bemerken, daß die genannte Rieke, ein gutherziges (— während Agnes verhaftet, weiß sie sich den Weg zu ihr zu bahnen und bringt einen großen Kuchen mit —), stets heiteres Dienstmädchen, die Schalkfreundin unserer Agnes, ist, welcher der Verf. die Rolle der lustigen Person in seinem Drama zugetheilt hat. Viele Seitenstücke zu Rieke möchten schwerlich selbst Diejenigen, die in dem Kreise, dem sie angehört, sich ausgebreitete Bekanntschaft rühmen können (— wie meinen, was zur Vermeidung eines Mißverständnisses zu erinnern vielleicht gut ist, die Vermiethsecours, von denen eine Prima Donna, Madame Strmee und ihr Miethskomptoir und Geschäftsbureau arbst Publikum S. 51—74 naturgetreu, aber doch wol gar zu umständlich geschildert werden —), schwerlich aufweisen können. Der heitere, frohe Sinn, das herzliche Lachen gehören zu den Seltenheiten, nicht allein unter den Dienstmädchen!

Die Geschichte bestätigt Das, womit der Verf. sein von dem Verleger hübsch ausgestattetes Buch beginnt, und womit wir unsere, übrigens nur rhapsodische Analyse schließen wollen: „Jedes Haus hat seine Geschichte, und wenn die Wände und Mauern reden könnten, so würden sie gewiß uns Dinge erzählen, wie sie so leicht kein Dichter in seinem Kopf ersinnen mag. Die Straßen einer großen Stadt sind immer die interessantesten Bibliotheken, und jedes Gebäude ein Buch voll rührender und erschütternder Begebenheiten, dessen Kapitel von den verschiedenen Stockwerken gebildet werden. Boden und Keller, Belle-Etage und dritter Stock, welche Fülle von Romanen und Tragödien, humoristischen Lebensbildern und überraschenden Situationen! Wer den hinkenden Teufel zur Seite hätte, der durch Zauberschlag plötzlich die Dächer von den Häusern hinwegnahm, würde das wunderbarste Schauspiel von der Welt erleben. Hier rast die düsterste Verzweiflung, dort jubelt die ausgelassene Lust. In jenem Zimmer liegt eine starre Leiche, von heißen Thränen benetzt, in diesem ein neugeborenes Leben von dem glücklichen Lächeln der Mutter begrüßt! Auf schwellendem Divan dehnt sich der Reichthum, auf elendem Strohlager dehnt sich das Elend. Leid und Freude, Tugend und Laster, Lachen und Weinen, Leben und Tod, diese ganze wunderbare Welt wird

Digitized by Google

von vier Mauern eingeschlossen, in denen die Tragödie und das Lustspiel des Daseins mit seinem bunten Scenenwechsel an uns vorübergeht."

„Christkind-Agnes" ist mit sinnigem, anspruchslosen Worten Herrn und Frau Ceelinger, „den besten und edelsten Menschen, dem trefflichen Manne, der herrlichen Frau und berühmten Künstlerin" gewidmet. H.

Statistische Tafel aller Länder der Erde von Otto Hübner. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Verlag von Heinrich Hübner in Leipzig. 1852.

Diese Tafel erscheint von Zeit zu Zeit verbessert und ergänzt in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache und mit Angabe der Werthe in Thalern, Gulden, Pfunden und Francs. Oben ist der Flächeninhalt der fünf Welttheile und die Zahl ihrer Bevölkerung angegeben. Die Hauptrubriken sind folgende: Namen des Landes. (Dabei ist bemerkt: Ueber die wenigen Länder, welche hier nicht aufgeführt sind, fehlen zuverlässige Nachrichten.) — Flächeninhalt in geogr. Q. M. — Staats-Ausgaben und Schuld. — Papiergeld und Banknoten-Umlauf. Nominalbetrag. — Stehendes Heer. — Kriegsflotte. — Handelsflotte. — Einfuhr. — Ausfuhr. — Haupt-Erzeugnisse, welche in den Welthandel geliefert werden. (Dabei die Bemerkung: Erzeugnisse der Fabriken, welche Schutzzölle genießen, kommen hier nicht in Betracht, da Waaren nichts mit dem Welthandel zu thun haben, welche zwangsweise im Inlande zu Preisen verkauft werden, die sie im Welthandel nicht werth sind.) — Silberwerth der Rechnungs- und Geld-Währung in Preußisch Courant. — Gewicht verglichen mit Zollvereinspfunden. — Ellenmaaß verglichen mit franz. Metern. — Hohlmaaß für Wein und Getreide verglichen mit franz. Litres. — Hauptstadt und wichtigste Orte. (*Seehafen.) — Außerdem enthält die Tafel: Statistik des Steigens des Volkswohlstandes durch Handelsfreiheit in Großbritannien 1847, 1848, 1849, 1850, und Statistik der englischen Finanzen (in Millionen Livres Sterling) 1822, 1825, 1826, 1830, 1835, 1844, 1845, 1850. —

Das sehr große Folioformat dieser Tafel und die zweckmäßige typographische Einrichtung machen es möglich, auf einem Bogen übersichtlich eine große Menge von statistischen Notizen zu liefern, die allen Klassen der Gesellschaft zu kennen nöthig und nützlich. Die wiederholten Auflagen sind der beste Beweis, daß die mühevolle Arbeit die verdiente Anerkennung gefunden. H.

Liederchronik deutscher Helden. Aus vaterländischen Dichtern zusammengestellt von Adolf Böttger. Leipzig, Friedr. Ludw. Herbig, VI u. 406 Seiten. 12.

Diese Sammlung besteht aus zwei Büchern: Aeltere Zeit (94 Dichtungen) und: Neuere Zeit (60 Dichtungen.) Das erste Buch füllt die Seiten 1—248, das zweite die Seiten 250—400; ein alphabetisches Dichterverzeichniß mit kurzen biographischen Notizen die Seiten 401—406. Die Dichter deren Lieder der Herausgeber chronologisch zusammengestellt hat, sind: T. Apel, E. M. Arndt, D. A. Assing, A. A. Graf v. Auersperg (Anastasius Grün), L. Bechstein, G. Bernhard, A. Böttger, L. Bornitz, E. Brauer, A. Bube, S. G. Bürde, G. A. Bürger, K. Candidus, A. v. Chamisso, F. Dingelstedt, F. G. Dreimborn, K. Egon Ebert, A. Fischer, A. A. L. Follen, T. Fontane, F. Freih. de la Motte Fouqué, L. A. Frankl, F. Freiligrath, A. E. Fröhlich, E. Geibel, Göthe, K. Grüneisen, K. R. Hagenbach, Ida Gräfin Hahn-Hahn, R. Hirsch, H. Hoffmann von Fallersleben, U. Horn, E. Kauffer, J. Kerner, F. G. Klopstock, A. Knapp, A. Kopisch, K. F. Kretzschmann, F. Kugler, F. K. Kuhn, A. Freih. v. Leutrum-Ertingen, H. M., A. Meißner, W. Menzel, v. Metzreich, J. Minding, J. Mosen, G. Mühl, W. Müller, C F. N., Novalis (Freih. v. Hardenberg), T. Oelckers, M. v. Oer, E. Ortlepp, C. Parucker, G. Pfizer, P. Pfizer, Karoline Pichler, A. Graf v. Platen, F. Graf Pocci, Rapp, E. Raulf (pseud.), F. W. Regge, F. Rückert, C. W. Schäfer, F. v. Sallet, Sandtner, M. v. Schenkendorf, Schiller, F. v. Schlegel, C. A. Schloenbach, L. F. Schmidt, C. D. Schubart, G. Schwab, J. G. Seidl, K. Simrock, A. Freih. v. Sternberg, A. Stöber, Adelheid v. Stolterfoth, M. Graf v. Strachwitz, K. Streckfuß, N. Nimbsch v. Strehlenau (Nicolaus Lenau), J. Sturm, L. Uhland, J. M. Vogl, Wilhelmi, A. Graf v. Württemberg. — Man sieht aus diesem Verzeichnisse, in welchem neben hochgefeierten Namen auch weniger bekannte erscheinen, deren dichterische hier dargebotene Erzeugnisse jedoch zum Theil vollkommen den ihnen eingeräumten Platz verdienen, daß der Herausgeber auf einem weiten Felde gesammelt und einseitige Parteilichkeit ihm ferne gewesen.

Es bedarf wol kaum bemerkt zu werden, daß in der Liederchronik nicht blos Männer, die durch kriegerischen Muth, durch kühne Waffenthaten hervorragen, sondern auch Geisteshelden besungen sind. Vorzugsweise führt sie uns deutsche Helden vor. Durch die Hinzufügung der Zeitbestimmung bei jedem Gedichte wird dem weniger geschichtskundigen Leser Veranlassung gegeben, sich sofort zu orientiren und näher mit den Besungenen bekannt zu machen. — Gewährt das Buch überhaupt schon vielfachen Genuß, so möchte es insbesondere noch zur Benutzung in Schulen (namentlich auch zu Declamirübungen) zu benutzen sein. Man wird schwerlich eine bedeutende Persönlichkeit der deutschen Geschichte (bis zu dem Freiheitskriege) auffinden, an welche in dieser Zusammenstellung von 154 Gedichten nicht erinnert wird.

Könnten wir die einzelnen Lieder alle namhaft machen, so würde der Reichthum der Sammlung sich am klarsten darstellen; da dies nicht thunlich, so mögen wenigstens die Ueberschriften der letzten 8 der älteren und der ersten 8 der neueren Zeit hier folgen: Ernst der Eiserne, Herzog von Steyermark (das theuerste Hufeisen), v. E. Raulf; Guttenberg, v. A. Graf v. Württemberg; der sächsische Prinzenraub (nach einem alten Bergmannsliede); Eberhard im Bart, v. J. Kerner; die Martinswand, v. A. Grün; deutscher Brauch, v. Demselben; Kaiser Max und Albrecht Dürer, v. A. Fischer; Max im Verscheiden, v. A. Grün. — Karl der Fünfte (das Wiegenfest in Gent), v. A. Grün; der Witwe Haus zu Eisenach (Luther), v. K. Hagenbach; die 95 Thesen, v. F. v. Sallet; Ulrich v. Hutten, v. Ida, Gräfin Hahn-Hahn; die Flucht aus dem Kloster (Hutten) v. A. E. Fröhlich; Luther in Worms, v. Hagenbach; Wartburgslieder, vom Herausgeber; Philipp v. Hessen, v. R. Hirsch.

Als Proben geben wir das letzte der „Wartburgslieder" vom Herausgeber (geb. d. 21. Mai 1815 zu Leipzig,

Digitized by Google

daſelbſt als Privatlehrer lebend) und: „Im Spielberg", von Rud. Hirſch, (geb. 1814 in Mähren, zu Wien im Miniſterium angeſtellt).

Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Zuſammenſtürzt als eitel Spott
Der Lug beredter Pfaffen.
Was Luther ſprach, was Luther that,
Steht feſt in unſern Tagen,
Und muß beſtehn in Gottes Rath,
So lang noch Herzen ſchlagen.

„Das Wort ſie müſſen laſſen ſtahn!"
Siegreich hat er's geſprochen,
Es wuchs das Wort und hat ſich Bahn
Jahrhundert' durch gebrochen.
Und immer weiter fliegt's und kreiſt
In Schloß und Hüttengiebel:
Die Ueberzeugung iſt der Geiſt,
Der heil'ge Geiſt die Bibel.

Es ſtürzt ſich ſelbſt die Schelmenzunft,
Ihr Schemen muß erliegen;
Die Wahrheit bringt, es bringt Vernunft
Freiheit und Licht zum Siegen.
Im Herzen friſch, im Geiſte ſtott,
So woll'n wir bau'n und ſchaffen:
Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr' und Waffen!

Im Spielberg.

Es war ein Fürſt im deutſchen Reich,
Den Beſten aller Zeiten gleich.
Der trat zum Herrn und Knechte ein,
Ein Vater jedem Kind zu ſein;
Der pflügte ſelbſt mit eigner Hand,
Daß man den Bauer ehr' im Land.

Nach Brünn einſt ſeinen Weg er nahm
Und in die Veſte Spielberg kam.
Er ſtieg von ſeines Thrones Höhn,
Der Menſchen Abgrund anzuſehn,
Ob dort die dumpfe Kerkerwelt
Nach ſeinem milden Sinn beſtellt.

Sie führeten ihn von Ort zu Ort,
Er ſprach manch weiſes, goldnes Wort,
Bis man ihm ſchonend angeſagt:
Im Kellergrund, wo's niemals tagt
Und ewig Nacht entgegenklafft,
Dort ſei die ſchwerſte Kerkerhaft.

Wie dies der edle Fürſt gehört,
Den Ort er gleich zu ſehn begehrt,
Und ſchritt bei hellem Fakelſchein
Durch das Gehöft zum Kerker ein.
Als ſich die Eiſenthür erſchloß,
Ihm Moderduft entgegenſchoß.

Tief drunten an der Mauerwand
Der Schreine lange Reihe ſtand.
Der Schrein im Raum drei Schuh maß,
Worin gebückt das Opfer ſaß;
O Schreckniß! die der Kerker barg —
Ein Raum, zu kurz für einen Sarg!

Weh dem, der über jenen Pfad
Das ſchauerliche Bret betrat.
Er ſah den lieben Sonnenſtrahl,
Indem er kam, zum letzten Mal,
Und hat in jene Doppelnacht
Der Kirche Troſt ſchon mitgebracht.

Zuſammengekauert dort er lag
Und wußte nicht, was Nacht was Tag,
Und da noch hat der Ketten Laſt
Lebendig ihn zerrieben faſt.
Was man ihm durch die Lucke bot
War täglich Waſſer nur und Brot.

So lag er namenlos gequält,
Bis er in kurzer Friſt entſeelt.
Man hat den Todten erſt verſpürt,
Fand man die Atzung unberührt;
Dann griff der Freimann in den Schrein
Und grub ihn auf dem Anger ein. —

Wie dies der große Kaiſer ſah,
Stand tiefen Ernſtes lang er da,
Und was er fühlt', hatt' er nicht Hehl;
Er gab dem Schließer den Befehl:
„Sperr mich in ſolch 'nen Käfig ein,
Und laß mich eine Stund allein!" —

Erſchreckt der alte Schließer ſtand,
Ihm zitterte die welke Hand,
Bis wiederholt des Kaiſers Mund
Ihm gab den feſten Willen kund.
Da hat zu Thränen er gerührt,
Was ihm geboten, ſtumm vollführt.

O Joſeph! Joſeph! heilig Blut,
Voll wunderbarem Kaiſermuth;
So ſtrahlend aus dem Wolkenflor
Trat nie die goldne Sonn' hervor,
Wie heute deine Majeſtät
Aus jenem Kerker, nachtumweht!

Und alſo ſprach der Kaiſer klar:
„Ich fühl, was mir die Stunde war;
Das iſt kein irdiſches Gericht,
Der Kerker war, ſei fürder nicht.
Ich ſchritt der letzte Menſch hinein,
Laßt ewig ihn verſchloſſen ſein!"

Papier und Druck ſind ſauber. Da die „Liederchronik" als ſchönes Feſtgeſchenk dienen kann, noch die Bemerkung, daß außer der geheften, davon auch eine elegant gebundene Ausgabe vorhanden iſt. H.

Gedruckt bei A. H. M. Kümpel, große Reichenſtraße No. 6. Expedition ebendaſelbſt.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 99. Sonnabend, den 11. December. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Brocken. Von H. Zeise ..... Seite 773
Geschichte des Directoriums. (Fortsetzung.) ..... " 773
Eine amerikanisch-afrikanische Expedition ..... " 775
Literatur:
Deutsches Volksbuch. Von Georg Hesekiel ..... " 776
Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ..... " 777
Nur Jehan. Gedicht in vier Gesängen von H. Neumann .... " 777
Das Buch der Welt ..... " 779
Das vierte Gebot, oder: Die ungleichen Brüder. Von G. Nieritz " 780
Trewendt's Geschäftskalender für 1853 ..... " 780
Souvenir. Album für deutsche Frauen und Jungfrauen ..... " 780
Miscellen ..... " 780

Der Brocken.

Die Ilse rauschte stolz, sie netzte unsre Füße,
Sie brauste wild daher, und brachte tausend Grüße
Vom Gipfel, der in Wolken schwand;
An unserm Wege hob die Eiche sich und Linde,
Geküßt vom Sonnenstrahl, vom lauen Morgenwinde,
Und jählings gähnt die Felsenwand.

Das Maulthier stieg empor; — es sullte uns in Träume
Das hehre Schlummerlied der eisenhaften Bäume,
Die Ilse rauschte wunderbar.
Sie glich der Bergesmaid, die Rosenkränze schlinget,
Die emsig durch's Gestrüpp und durch die Ranken dringet,
Umwallt vom goldgelockten Haar.

Die Buchen schwanden nun, die Linden und die Eichen,
Die ihren Riesenarm den flieh'nden Wolken reichen,
Und uns umfing der dunkle Tann,
Wie ließen uns am Stamm der schwarzen Fichten nieder,
Der Freiheit sangen wir viel' Auferstehungslieder,
Der Freiheit, die in Acht und Bann.

Und als dem Vaterland die Freiheitslieder klangen,
Da nahten Köhler sich; von den gebräunten Wangen
Schlich sich die Thräne in den Bart,
Sie sahen in die Gluth, o laßt die Gluth uns schüren,
Und dieser Männer Arm wird andre Waffen führen,
Der Bergsohn ist ächt deutscher Art.

Und immer höher ging's; ein tief unheimlich Schweigen
Umgab uns einge umher; kein Vogel auf den Zweigen,
Zu Häupten keine Lerche sang,
Nur dürres Haidekraut, und riesenhafte Steine,
Und eine Blume dort, die an dem dürren Raine
Die kleine Blüthenfahne schwang.

Doch plötzlich schollen hell der Heerde Glocken;
Es winkte uns der Thurm, wir hielten auf dem Brocken,
Und unser Blick flog weit zu Thal,
Der Boden war besät mit tausend Anemonen,
Und malerisch umfloß der Fichten ernste Kronen
Der goldne Morgensonnenstrahl.

H. Zeise.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Danterre.

Alle diejenigen, die, direct oder indirect, an den Septembermetzeleien Theil genommen haben, haben genau ein und dasselbe

Digitized by Google

Benehmen eingehalten. Inmitten der Exaltation des Augenblicks haben sie mit kaltem Blute das Verbrechen begangen, es aber in Abrede gestellt, als plötzlich Frankreichs und Europas Abscheu über solche Missethat laut wurde. So haben es Robespierre, Marat und Petion gemacht, und ebenso auch Santerre.

Eine Lebensbeschreibung Santerre's, nach von ihm hinterlassenen Originaldocumenten und Notizen seines ältesten Sohnes, Augustin, verfaßt, spricht sich über die Septembermetzeleien folgendermaßen aus: „Man erwies Santerre die Ehre, von ihm zu glauben, daß er ihrer Ausführung wohl in den Weg treten könne, und so entfernte man ihn. Er erhielt den Befehl, sich nach Versailles zu begeben, um dort die Nationalgardisten zu mustern. Er konnte erst am 4. September wieder nach Paris zurückkehren."

Hierüber ist zuvörderst zu bemerken, daß Santerre damit, daß er am 2. und 3. September von Paris entfernt gewesen, nicht hinlänglich entschuldigt ist, indem man noch am 7. des Morgens in la Force gemordet hat, wie es durch ein authentisches Protocoll bewiesen wird.

Zunächst ist die Musterung der Nationalgarden zu Versailles, wodurch Santerre am 2. 3. und einen Theil des 4. von Paris entfernt gehalten sein soll, eine pure Fabel, wie es durch die Protocolle des Generalraths der Gemeinde und der Nationalversammlung unwiderlegbar bewiesen wird.

Santerre's Anwesenheit zu Paris am 2. 3. 4. 5. und 6. September findet sich officiell constatirt.

Er ist aber nicht allein während der Metzeleien in Paris zugegen gewesen, sondern es sind ihm selber, als Generalcommandant der Nationalgarde, förmliche Befehle zum Schutz der Gefängnisse ertheilt worden. Er hat solche Befehle am 2. von der Gemeinde, am 3. von der Nationalversammlung, am 4. von dem Minister des Innern erhalten gehabt, aber keinen ausgeführt; denn wir werden die Aussage von Officieren der Sectionen, zu welchen die Abtei und la Force gehörten, beibringen, worin dieselben erklären, daß ihnen während des Mordens keine Befehle, es zu verhindern, ertheilt worden wären.

Am 2. September Abends wird dem Generalrath der Pariser Gemeinde angezeigt, daß das Volk in die Gefängnisse einzudringen beginne. Darauf nimmt der Rath sofort Beschlüsse, Schuldgefangene frei zu geben und läßt die Pforte von St. Pelagie eröffnen. Santerre, der in der Versammlung zugegen ist, erkläet, daß er eine bewaffnete Macht nach dem Tempel schicken werde.

Denselben Tag, am 2. September Abends 8 Uhr, wohnt Santerre in der Mairie, bei Petion, mit Servan, Roland und Danton einem Rath über die verliegenden Angelegenheiten bei.

Am Abend desselben Tages nimmt Santerre in dem Generalrath das Wort, und läßt einen freien Ein- und Ausgang durch die Barrieren für jedermann von Außen votiren, der Eßwaaren und andere Gegenstände des Nothbedarfs herbeibringt.

Endlich nimmt der Generalrath noch denselben 2. September, kurz vor Ende seiner Abendsitzung, folgenden Beschluß: „Der Herr Generalcommandant wird ermächtigt, zahlreiche Detaschements um den Tempel und die Gefängnisse herum aufzustellen.

Man sieht also, daß Santerre am 2. September keine Musterung über die Nationalgardisten zu Versailles hielt. Santerre befand sich zu Paris, inmitten des Generalraths der Gemeinde und inmitten eines in der Mairie gehaltenen Ministerraths. Santerre ist bei dem Anfang des Mordens zugegen gewesen, und hat, als er sich von dem Stadthause nach der Mairie begeben, nothwendiger Weise über die Leichen der Gefangenen des Chatelets und der Conciergerie, welche von den Mördern auf dem Pont-au-Change, dem Pont-Neuf und dem großen Palasthofe ausgeplündert wurden, wegschreiten müssen.

Santerre hat sich am 3. September zu Paris befunden, denn die Nationalversammlung erließ, erschrocken über das Morden, welches eben statt fand, ein Decret, um das Volk an seine Würde, seinen Character und seine Pflichten zu erinnern, und der Generalcommandant der Nationalgarde erhielt durch dies Decret, das durch acht und vierzig, der Versammlung entnommene, Commissarien den Sectionen überbracht wurde, die Weisung, alle Mittel aufzubieten und unter seiner Verantwortlichkeit alle nöthigen Befehle zu ertheilen, damit die Sicherheit der Personen und des Eigenthums respectirt werde.

Santerre ist am 4. September in Paris gewesen, denn der Generalrath der Gemeinde trug ihm auf, den Abmarsch von 250 Freiwilligen von St. Cloud und Aeches zu betreiben, und Roland schrieb ihm einen berühmten Brief, den er folgendermaßen beantwortete:

„Herr Minister, ich erhalte so eben Ihr Schreiben, worin Sie mich im Namen des Gesetzes auffordern, über die Sicherheit der Bürger zu wachen. Sie reißen die Wunden wieder auf, an welchen mein Herz blutet, indem ich jeden Augenblick die Verletzung derselben Gesetze und die Excesse, die begangen worden sind, hören muß.

„Ich habe die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß ich auf die erste Kunde, daß das Volk in die Gefängnisse gedrungen sei, den Bataillonscommandanten die gemessensten Befehle ertheilt habe, zahlreiche Patrouillen zu entsenden, um den Tempelthurm und das Hôtel la Force, welches noch nicht erstürmt werden war, zu beschützen.

„Ich werde meinen Eifer bei der Nationalgarde verdoppeln, und schwöre Ihnen, daß, wenn sie in Unthätigkeit verharrt, mein Leib dem ersten Bürger, den man zu insultiren versucht sein möchte, zum Schild dienen soll."

Dies Schreiben Santerre's, das sich in den Memoiren angeführt befindet, welche von seiner Familie veröffentlicht worden sind, liefert außer den Protocollen der Gemeinde eben den Beweis, daß der Generalcommandant der Nationalgarde sich am 2. September zu Paris und nicht zu Versailles befunden hat. Santerre sagt darin, daß er, sobald er Kunde davon bekommen, daß das Volk in die Gefängnisse eingedrungen sei, Befehle ertheilt habe. Diese Kunde ist am 2. September präcise 4 Uhr, wie es das Protocoll der Sitzung erweist, dem Generalrath öffentlich mitgetheilt worden. Santerre sagt weiter, daß er speciell das Gefängniß von la Force, das noch nicht erstürmt gewesen sei, zu schützen empfohlen habe. Es wird aber durch officielle Documente erwiesen, daß besagtes Gefängniß schon in der Nacht vom 2. zum 3. September, zwischen 12 und 1 Uhr angegriffen worden ist.

Santerre's Anwesenheit zu Paris am 2. September war sicherlich schon überflüssig durch das Protocoll des Generalraths bewiesen, doch haben wir geglaubt, daß es nicht schaden könne,

Digitized by Google

sie noch durch ein von ihm selbst unterschriebenes Document zu constatiren.

Am 5. September befand Santerre sich zu Paris, denn er erhielt von dem Generalrath den Befehl, den Posten an den Barrieren bis auf einen Korporal und vier Mann ablösen zu lassen.

Am 6. September ist Santerre ebenfalls zu Paris gewesen, indem er an diesem Tage um 10 Uhr Morgens von dem Generalrath den Auftrag erhalten hatte, eine die Section der Menschenrechte betreffende Gewehrangelegenheit ins Reine zu bringen.

Man sieht, daß die Anwesenheit Santerre's zu Paris während der ganzen Dauer des Mordens keinem Zweifel unterliegt, und daß das Abläugnen in den Memoiren, welche mit Zustimmung seiner Familie veröffentlicht worden sind, eben so wenig Grund hat, als die Betheurung Robespierre's, daß er an diesen Schauertagen sein Haus nicht verlassen habe.

In Paris anwesend, erhielt Santerre die gemessensten Befehle, die Gefängnisse zu beschützen; er erhielt diese Befehle, wie wir schon gesagt haben, am 2. September von der Gemeinde von Paris, am 3. von der Nationalversammlung, und am 4. von dem Minister des Innern. Den Tempel ausgenommen, hat Santerre nichts beschützt und die Bataillonschefs sind ohne Instructionen geblieben.

Santerre hat also, obwohl an die Spitze der bewaffneten Macht gestellt, die Septembermetzeleien von einer Bande von Mördern vollstrecken lassen, die nicht volle zwei hundert Köpfe stark, nur mit Knitteln, Degen und Piken bewehrt waren, und die durch funfzig Gendarmen auseinander gejagt und vernichtet hätten werden können. Er wußte Alles, sah Alles, und ließ Alles gewähren, eben so wie der Maire, wie der Gemeindeprocureur, wie das Ministerium, wie die gesetzgebende Versammlung. Alle diese Wühler, alle diese Ehrsüchtigen, alle diese Revolutionairs, die Sclaven des durch sie entfesselten Pöbels, sprachen mit den Mördern nicht anders als mit dem Hute in der Hand. All ihre Energie war im Complottiren, Conspiriren und Organisiren von Volksaufläufen drauf gegangen; da es aber inmitten der größten Anarchie doch immerhin irgend eine Gewalt geben muß, so ließen sie, nachdem sie die väterliche und sanftmüthige Autorität Ludwigs XVI. gestürzt hatten, sich die blutige Tyrannei von ungefähr ein hundert mit Schärpen und Federhüten ausstaffirten und im Stadthause thronenden Räubern gefallen.

Die Apologisten des Mordens haben die Gräuel mit dem Vorgeben entschuldigen wollen, die große Anzahl Truppen, welche an den Barrieren erforderlich gewesen wären, habe keine hinlängliche Macht disponibel gelassen, um den Mördern zu imponiren. Das ist eine Lüge! Paris hatte allerdings keine Linientruppen, weil sie von den Girondisten entfernt worden waren, um die Revolution vom 10. August zu vollführen; es hatte aber eine zehnfach größere Macht, als zur Sicherung der Gefängnisse Noth that.

„Ich habe gesehen," sagt Roch Marcandier, „wie der Platz des Theatre-Français mit marschfertigen Soldaten, von der Sturmglocke zusammengerufen, bedeckt war, wie sie sich aber plötzlich wieder zerstreuten, weil ihnen verrätherischer Weise gesagt worden war, das Ganze sei nur ein falscher Lärm gewesen. „Ich habe gesehen, wie 300 Mann in Waffen in dem Garten des Luxemburg exercirt haben, als zwei hundert Schritte davon, im Karmeliterhofe, die Priester gemordet wurden. Wer möchte wohl auftreten, und sagen, daß sie sich nicht gerührt haben würden, wenn ihnen befohlen worden wäre den Mördern auf den Leib zu gehen?"

Ueberdem hatte das Einrücken der Preußen Anlaß zu bedeutenden Werbungen gegeben, und Paris war voller Compagnien, die vor der Versammlung aufmarschirten, ehe sie dem Feinde entgegen zogen. Der Versammlung standen auch zu ihrem directen Dienste zwei Compagnien Gendarmerie zu Gebote, was mehr als nöthig war, die Metzeleien zu verhindern, wenn sie es gewollt hätte; statt aber Soldaten nach den Gefängnissen zu beordern, schickten die Girondisten acht und vierzig Redner dahin ab!

(Fortsetzung folgt.)

Eine amerikanisch-afrikanische Expedition.

(Aus dem New York Herald.)

Wir sind privatim, aber aus der zuverlässigsten Quelle, unterrichtet, daß unsere Regierung zu Washington Vorrichtungen getroffen hat, eine wissenschaftliche Expedition auf Kunde nach Mittel-Afrika auszusenden, um in einer gewissen Weite binnen Landes eine gesunde Gegend aufzufinden, die zur Colonisation geeignet ist. Der Befehl und die ganze Leitung dieser Expedition ist dem Commodore Lynch übertragen worden, der sich durch seine Forschungen auf dem todten Meere schon einen Namen gemacht, und sich als besonders tüchtig, eine Mission wie die in Rede stehende zu übernehmen und bestens auszuführen, bewiesen hat. Wenn das Resultat der Nachforschungen des Commodore Lynch dem Plane, welchen die Regierung im Auge hat, günstig ist, so soll sein Bericht dem Congresse vorgelegt, anderen Falles aber das ganze Project aufgegeben werden, ohne daß weiter officiell die Rede davon ist.

Das Schiff der Ver. Staaten Constitution, unter dem Capitain Moyo, ist für diesen Dienst ausersehen worden, und soll den Commodore Linch nebst seinen Leuten irgendwo an der afrikanischen Küste, wo er es will, landen. Einstweilen ist Letzterer dieser Tage*) mit dem Dampfboot Arctic nach England abgegangen, er wird aber über die Zeit und den Ort, wo er sich auf der Constitution wieder einfindet, das Nöthige in voraus bestimmt haben. Außer seiner Aufgabe, eine Gegend zu ermitteln, die in allen Stücken zur Colonisirung tauglich ist, wird auch das Aufsuchen der Quellen des Nils mit zu seinen Pflichten gehören, und er auf Alles zu achten haben, was dem Handels-Interesse seines Landes ersprießlich sein und werden könnte.

Im Verein mit den großen Bewegungen, die gegenwärtig in Australien statt finden, ist diese Expedition nach Afrika als ein bedeutendes und wichtiges Ereigniß der Jetztzeit anzusehen. Das Innere dieses hehren Continents, der einen Flächeninhalt von mehr als zwölf Millionen Quadratmeilen hat, ist, die partiellen und mageren Berichte abgerechnet, welche von Missionnarien, Sclavenhändlern und einigen wenigen Reisenden her-

*) Der Artikel ist vom 17. November d. J.

Digitized by Google

rühren, faſt völlig unbekannt. Die Zahl ſeiner Einwohner wird auf circa 120 Millionen geſchätzt, die, mit Ausnahme der halbciviliſirten Araber, welche über ſeinen nordweſtlichen Theil zerſtreut ſind, in dem elendeſten Zuſtande eines wilden Lebens verkehren und in den letzten drittehalb Jahrhunderten die Sclavenmärkte von Südamerika und den weſtindiſchen Inſeln, wie man berechnet hat, mit 40 Millionen erwachſener Sclaven verſorgt haben.

Es liegt am Tage, daß, während Großbritannien und Frankreich die Eroberungen der Waffen und der Civiliſation auf den nördlichen und ſüdlichen Punkten von Afrika ausbreiten, dieſe Republik auch den Willen kundgeben muß, zu demſelben großen Plane mitzuwirken, und, wenn möglich, dem ſpeculativen Geiſte ſeiner Bürger in dem Mittelpunkte jenes großen Landes ein neues und unbegränztes Feld der Speculation zu eröffnen. Es giebt noch zwei große Continente zu coloniſiren und mit der übrigen Welt in einen engeren Verkehr zu ſetzen. Die großen Goldgefilde Auſtraliens locken eine Emigration dorthin, daß man, wenn dieſelbe noch einige Jahre ſo fortwährt, den Zuwachs dieſes Landes an Menſchen nach Millionen wird berechnen können. Afrika, augenblicklich noch in Heidenthum und Unwiſſenheit verſunken, muß nun aber auch den Einfluß des ungeſtümen Zeitgeiſtes erfahren. Wir wünſchen von Herzen, daß die vorhabende Expedition den erwarteten Erfolg haben möge, und ſind auch überzeugt, daß, ſo weit dies von menſchlicher Geſchicklichkeit abhängt, der Commodore Lynch es daran nicht fehlen laſſen wird. Bei unſrer lange ausgeſetzt geweſenen, nun aber kräftig in Angriff genommenen, Expedition nach Java, nebſt der, welche wir hiemit veröffentlicht haben, ſo wie den noch volksthümlicheren Bewegungen, welche zur Einverleibung von Cuba und Mexiko im Werke ſind, können wir dieſem Lande Glück wünſchen, daß es dergeſtalt ſeine Wurzeln ausbreitet, ſeine gegenwärtige Größe der Welt fühlbar macht, und ſich für die Folge eine Größe ſichert, zu welcher ſich noch nie ein Reich emporgeſchwungen gehabt hat.

Deutſches Volksbuch. Zweites Bändchen. **Enguerrand von Lamalgue,** der letzte Troubadour der Provence. Von Georg Heſekiel. Magdeburg. Verlag von Walter Delbrück. 1852. (Auch mit dem beſond. Titel: Enguerrand von Lamalgue.) 80 Seiten. Gr. 8.

Wenige Leſer werden, wenn ſie den Titel dieſer Erzählung ſehen, vermuthen, daß ſie durch dieſelbe einen Troubadour, der in der letzten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts lebte, kennen lernen. Und doch führt der Verf. uns in der folgenden Zeichnung das Bild eines franzöſiſchen Edelmanns in der Provence aus jener Periode vor, den Tapferkeit und Dichtungsgabe gleich auszeichneten. „Herr Enguerrand war ein Kriegsmann, aber ſo unbeſtreitbar ſein Ruhm war als ſolcher, ſo fürchteten ſeine Feinde ſeine Lieder faſt noch mehr als ſein Schwert. Wo Enguerrand's Schwert nicht hinreichte, dahin traf der nie fehlende Pfeil ſeines Liedes und ſang er heut eines jener unübertroffenen Couplets, die in ihrer glatten Form und auch leichten Melodie den blutigſten Spott bargen, ſo ſangen es morgen ſeine Leute und übermorgen ſangen es die Schiffer am Strande und die Weinbauern auf den Bergen und Bettler am Wege, und drei Tage darauf ſang's die ganze Provence, und wehe dem, dem der Pfeil galt, er konnte ihm nicht entgehen.“ ..... Ja es war ein ſeltener Menſch, dieſer Enguerrand, dieſe letzte ſpätgeborne Blüthe des verſunkenen Ritter- und Troubadourthums, unbegreiflich faſt ſchon ſeiner Zeit, fabelhaft ſchier unſeren klugen Tagen. Dieſer Enguerrand trug in ſeiner breiten Bruſt ein ächtes Dichterherz, heiß, glühend, liebend, offen aller Welt, aber feſt war ſeine Hand und kalt, eiſig kalt, ſein Kopf und dieſer Zwieſpalt zwiſchen Kopf und Herz, der brachte einen ſchlimmen Widerſpruch in all' ſein Thun, das heiße Herz beſiegte oft den kalten Kopf, der kalte Kopf ſo oft das heiße Herz und meiſt zur Unzeit, und das war ſein Verderben.“

Die Erzählung, welche, nichts weniger als einfach und inhaltsleer, mit der von H. Smidt im erſten Bändchen den Vorzug der Kürze theilt, zerfällt in ſieben Abſchnitte: Provenzalen in Paris (im Hotel Coſſuerges 1688). Die Nacht vor Sanct Johannistag. Zwei ſtolze Seelen. (Irene von Lußgnan, des Fürſten von Tarent und Herzogs von Lateimouille Witwe, und ihres Bruders Bertran verwaiſte Tochter, Meluſine, das ſchöne Böhmenkind, deren Mutter Margarethe, eine Tochter Wilhelm von Roſenberg's, des reichſten und ſtolzeſten Edelmanns in Germanien.) Die Braut und der Glaubensmarſchall (Simon Mirepoix, Graf von Montfort). Es brechen die Mauern von Clemanges (dem Schloſſe Enguerrand's von Lamalgue). Argenſon (Criminallieutenant des Königs) und Pardaillan (der ſchönſte Mann in der Provence, der heiterſte auch zugleich, des ſtolzen Herzogs von Pienne älteſter Sohn und Erbe, ein wackerer Degen und ein guter Trinker). Ein Ende mit Schrecken. —

Enguerrand von Lamalgue hatte früher Irene geliebt; er liebt ſie noch, aber auch Meluſine mit brüderlicher Liebe. — Sie wird mit dem jüngſten Sohne des Glaubensmarſchalls verlobt, die Hochzeit geſtört, Denys Simon Montfort gefangen genommen und von Enguerrand verurtheilt und gerichtet, ihn, den Ehrenſchänder ſeiner Schweſter Blanca, nach altem Brauch in der Provence, in einen Sack zu nähen und im Meer zu erſäufen, an derſelben Stelle, an der ſeine Schweſter ihre Schmach im Schooß der Wellen brach. Dann zündet er ſein Schloß an, giebt ſeinen Leuten als freies Eigenthum, was ſie bisher zu Lehn trugen, wird im Kampfe mit den Reitern der Marechauſſée des Criminal-Lieutenants verwundet, fällt in die Hände ſeiner ſchlimmſten Feinde, der Heeren vom Parlamente zu Grenoble, und wird in gräßlicher Weiſe als Mörder hingerichtet. — Meluſine wird zwei Jahre ſpäter die Gemalin des Marquis von Pardaillan und Herzogin von Pienne. „Durch ſie kamen die Güter der Lußgnan und ihre Anſprüche auf die Königskrone von Jeruſalem und Cypern an das herzogliche Haus Pienne. Meluſine ſtarb nach einem heiteren Leben, hochbetagt, von Kindern und Kindeskindern umgeben. Ja der Provence aber ſingen und ſagen ſie noch heut von dem Meer bis zu den Bergen von Enguerrand, dem letzten Troubadour:

Von des Lebens Gütern allen
Bleibt der Ruhm das höchſte doch;
Iſt der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.“

Digitized by Google

Ueber die damaligen Rechtsverhältnisse in Frankreich findet man S. 48—51 interessante Bemerkungen. Mehrere der Spottlieder des letzten Troubadours sind mitgetheilt. H.

Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. I. Galvanoplastik. Galvanische Vergoldung. Photographie. Moser's Traumbilder. Generationswechsel im Thierreiche. Flachsbaumwolle. Leipzig. Verlag von Ambr. Abel. 1852. (IV u.) 286 Seiten. Gr. 8.

Das Vorwort belehrt uns darüber, was mit dieser Sammlung naturwissenschaftlicher Aufsätze beabsichtigt wird. Unsere Literatur, heißt es dort, besitze zwar eine hinlängliche Anzahl von wissenschaftlichen Zeitschriften, welche schnell jede neue folgenreiche Entdeckung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften mittheilten; sie seien jedoch ausschließlich für ein engeres Publikum bestimmt und brächten auch stets blos vereinzelte Mittheilungen, keine zusammenhängende Darstellung. Nur eine solche allein aber könne Den belehren, der, ohne gründliche Kenntnisse zu besitzen, Interesse an dem Fortschritte und dem gewaltigen Einflusse der Naturwissenschaften auf alle Lebensverhältnisse nähme. Der Zweck des Werks sei daher: in leichtverständlicher Sprache über die wichtigsten Forschungen auf dem ganzen großen Gebiete der theoretischen und angewandten Naturwissenschaften zusammenhängend zu berichten und jede neue Entdeckung erst dann und ausführlich in allen ihren Beziehungen zu erörtern, wenn sich dieselbe wirklich als bedeutungsvoll und einflußreich bewährt habe. Der Verleger versichert, daß eine Anzahl tüchtiger Männer, welche selbst Theil hätten an der Wissenschaft und mit dem praktischen Leben in steter Beziehung ständen, ihre Mitwirkung bereits zugesagt und theilweise in dem ersten Bande des Werks bethätigt hätten. Und wirklich sind die sämmtlichen Aufsätze, welche derselbe enthält, mit steter Berücksichtigung der Leser, für welche das Buch bestimmt ist, und mit leicht erkennbarer gründlicher Sachkenntniß ausgearbeitet; besonders ist das Geschichtliche der Entdeckungen ausführlich erzählt und die practische Anwendung derselben, so weit Dies schriftlich möglich, klar dargelegt. Für die Wissenschaftsmänner bringen mehrere der Abhandlungen allerdings nichts Neues, aber auch sie werden die in angemessener Darstellung gegebenen Zusammenstellungen mit Interesse lesen. Wem die behandelten Gegenstände unbekannt, oder, und Dies möchte von der Mehrzahl der Leser gelten, nur unvollkommen bekannt sind, wird durch diese Mittheilungen befähigt, sich eine richtige, bestimmte Einsicht in dieselben zu verschaffen. Wir empfehlen das Buch namentlich allen Lehrer- und Volks-Bibliotheken, sowie allen Bildungs-Anstalten für Künstler und Handwerker.

Der Titel giebt zwar schon den Inhalt des vorliegenden Bandes im Allgemeinen an; zur genaueren Kenntniß und besseren Würdigung desselben nennen wir noch die Einzelheiten, welche in den sechs Aufsätzen besprochen werden.

I. Die Galvanoplastik: 1. Galvani. Volta. Thatsachen, die schon früher zur Galvanoplastik hätten führen können. Die Galvanoplastik bereits den alten Aegyptern bekannt. Spencer. Jacobi. 2. Die in der Galvanoplastik verwendeten Apparate und die galvanoplastischen Operationen. 3. Verbreitung der Galvanoplastik als Gewerbe. Gefährlichkeit derselben in der Hände der Fälscher. (S. 1—57.) II. Die galvanische Vergoldung und Versilberung: 1. Feuervergoldung. Gefahr bei derselben. Versuche diese zu beseitigen. De la Rive. Boettger's und Elsner's Versuche. Ruolz. Vergoldung durch Eintauchen — Elkington — und durch den galvanischen Strom. Beigoldung von Geweben. Leichtigkeit des Betruges. Contactvergoldung. Thermoelectrische Batterie. 2. Versilberung. Ueberziehen der Metalle mit anderen, um sie vor äußeren Einflüssen zu schützen. Eigenthümliche Schmuckgegenstände. Nutzen der Galvanoplastik für Sammlungen von Vegetabilien. Ueberzug von Metall auf Glas und Porzellan. Anwendung des galvanischen Stroms in der Kattundruckerei. Galvanoplastische Zeuge. Nobilische Farben. 3. Elkington's Fabrik zu Birmingham. Die Petersburger Anstalt. (S. 58—114.) III. Die Photographie: 1. Chemische Wirkungen des Lichts. Davy's und Wedgewoods Versuche Lichtbilder hervorzubringen. Niepce. Daguerre. 2. Darstellung der Operationen. Verbesserungen, welche dieselben im Laufe der Zeit erfahren haben. Verwendung des elektrischen Funkens zur Erzeugung von Lichtbildern. Versuche, farbige Bilder direkt durch das Licht zu erhalten. Umwandelung des Bildes in eine Platte zum Drucken. 3. Photographie auf Papier. Talbot. Blanquart-Evrard. Uebertragung von Kupferstichen. Verschiedenfarbige Bilder. Direkte Darstellungen von positiven Bildern. Photographie auf Glas. 4. Versuche der Wissenschaft, die Vorgänge bei der Erzeugung der Lichtbilder zu erklären. Nutzen der Photographie für die Naturwissenschaften. Die Photographie aus dem Gesichtspunkte der Kunst betrachtet. (S. 115—203). IV. Moser's Traumbilder: Sehen. Unsichtbares und latentes Licht. Wunderthätiges Moser'sches Bild. Wärmebilder. Electrische Bilder. (S. 204—223.) V. Ueber die Generationswechsel im Thierreiche. (Einer der kürzeren, aber belehrendsten, höchst überraschende Erscheinungen vorführenden Aufsätze.) (S. 224—240.) VI. Clauß'n's Flachsbaumwolle: Deutschlands Linnen-Industrie sonst und jetzt. Baumwolle. Englands Baumwollen- und Linnen-Monopolen. Erkennung von Baumwolle in Leinen. Das gewöhnliche Verfahren der Flachsbereitung. Chemische Bleiche. Clauß'n's neue Erfindung. Widerspruch dagegen. (Der Urheber der Erfindung ist eigentlich ein Deutscher, Ahnefeld, von Geburt ein Holsteiner, der sein Talent dem Auslande verkaufen mußte, weil sein Vaterland dasselbe nicht zu würdigen verstand.) (S. 241—286.)

Der einfach-saubere Druck ist zu loben. H.

Nur Johan. Gedicht in vier Gesängen von Hermann Neumann. Breslau. Verlag von Trewendt & Granier. 1852. (Zweite [Miniatur-] Ausgabe.) (IV u.) 89 (91) Seiten. 12.

Dem Gedichte geht folgende Zueignung voran:

Es hat mich Dank, viel holder Dank beglückt,
Seit ich sie dargereicht zum erstenmal,

Digitized by Google

Die Rose von des Dichters Hand gepflückt
Am klaren See in Kaschmirs schönem Thal:
Weil sie manch' Herz, das Liebe fand, entzückt,
Manch' anderes erweckt zu süßer Qual,
Und mit den Reizen der Natur und Miene
Erfüllt die reinen unverfälschten Sinne.

So reich' ich sie zum zweitenmale dar
An Farbe und an Duft die immer gleiche;
Ob dunkel noch Dein volles Lockenhaar,
Ob es verdünnt an Deinen Schläfen bleiche,
Ob Wonne oder Leid Dein Lieben war,
Ob Du am Thron wohnst, ob am Fuß der Eiche,
Wenn treu und wahr, herzinniglich Dein Minnen,
So werde ich von Dir auch Dank gewinnen.

Dies kleine Lied, so einfach, es begehrt
Für seinen Dichter nicht des Ruhmes Prangen;
Genug, wenn nur die Welt die Geister ehrt,
Die voller Pomp noch nie Erhörtes sangen:
Mich aber hat das Leben oft belehret,
Daß Viele, die den Lorbeer früh empfangen,
Ihn früh auch welken sehen und für immer; —
Drum rühme nicht, doch auch vergiß mich nimmer!

Wir glauben dem Dichter gern, wenn er sagt, daß ihn viel holder Dank beglückt, die Dichtung ist eine der lieblichsten, die wir kennen und reich an trefflichen Naturschilderungen und Gedanken. Der Schauplatz der Handlung ist im alten Indien, ihr Gegenstand die Liebe des Kaisers Jehangir zur wunderschönen Kumela, von welcher der Dichter singt:

...glaube nicht, der Sänger wollte wagen,
Durch Worte Dir die Ahnung zu verwehn,
Kein Bild will er zu Deinem Herzen tragen,
Du selber laß das herrliche entstehn;
Und kannst Du selbst von Deiner Schöpfung sagen
Sie ist vollendet, sie allein ist schön, —
So laß Kumela Deinem Bilde gleichen,
Ein höh'res will der Dichter nicht erreichen.

Nicht schmücke sie mit kostbarem Gewande,
Nicht Gold und Perlen schlinge in ihr Haar,
Sie ist die ärmste ja aus ärmsten Stande,
Und doch die reichste, die die Welt gebar.
Millionen pflegt sie auf dem kleinen Lande
Und bietet sie geringen Preises dar;
Doch welch ein Preis, so weit die Meere rauschen,
Wär' hoch genug sie selber einzutauschen?

Indien's Herrscher hat sich ihr als einer seiner Mannen, Taimador, genähert, nur diesen kennt und liebt Kumela, und bleibt ihm treu; Taimador erzählt ihr einen Traum des Kaisers Jehangir, dessen Bild am Rosenfeste in's Leben treten solle:

„Mit höchstem Namen hat er es gekrönet,
Nur Jehan nennt er seines Lebens Licht,
Und sie zu denken ist sein Herz gewöhnet,
Wenn er von Kaschmir's hohen Wundern spricht;
Für sie nur ist sein Shahlimar verschönet
Mit allem Glanz, der Indien's Krone flicht,
Um die Geheimnißvolle zu empfangen
Beim Rosenfest, das morgen dort begangen."

(Nur Jehan, Licht der Welt, ist ein verherrlichender Namen für die Geliebte, wie Nur Mahal, Licht des Harem's.)
Kumela ist heimlich bei dem Rosenfeste, von Taimador-Jehangir selbst zu demselben geführt, anwesend; der Kaiser

...hebt die Rose; ihre Strahlen blenden
Die Frauen all' mit süßer Trunkenheit,
Und jetzt — geschwungen von des Kaisers Händen
Klingt durch die Lüfte sie und fällt — so weit,
So weit vom Kreis der reizenden Fürstinnen! —
Ein andre Weib muß solchen Preis gewinnen.

Am goldnen Gitter bleibt die Rose hangen,
Durch das Kumela nach dem Feste späht;
Doch wagt sie wohl das Pfand herabzulangen,
Das nun der Zufall ihr hat zugeweht?
Sie sieht den Preis vor ihren Augen prangen,
Es fühlt ihr Herz sich wunderbar erhöht,
Und folgend dem nur, was sie heiß durchglühte,
Hebt sie die Hand und pflückt die güld'ne Blüthe.

Die Menge staunt;

Denn Wahrheit ist geworden, was im Spotte
Ein jeder noch belächelt kurz zuvor:
Das Licht der Welt, Nur Jehan, ist erschienen
Und Alle knien, der Kaiserin zu dienen.

Man könnte hier leicht das Gedicht beendigt halten, aber das Schönste wird uns erst jetzt geboten. Kumela will nur Taimador's Geliebte bleiben:

Zurückgebeugt, die Arme sanft erhoben,
Abwehrend mit den Händen, was sich naht, —
So stand sie regungslos, den Blick nach Oben,
Wer wußte, ob sie dachte, ob sie bat!
Doch als der Kaiser rasch beim lauten Toben
Der Jauchzenden zu der Geliebten trat:
Springt sie zurück und flieht mit wilder Schnelle
Von dannen, wie die flüchtige Gazelle.

Wir wollen unsere Leser durch weitere fragmentarische Mittheilungen den Genuß, den ihnen die folgenden zwei Gesänge gewähren werden, nicht beeinträchtigen und nur verrathen, daß gegen das Ende des vierten der Herrscher spricht:

„Du bist gefangen, Taube, nicht entrinnen
Kannst Du Dich wieder zu dem blauen See,
Und Deinem Fluge soll es nicht gelingen
Mir zu entfliehen zu der steilen Höh',
Ich binde Dir die schönen weißen Schwingen,
Und folgen muß Du mir, wohin ich geh.
Drum laß das Flattern, laß das bange Sträuben,
Nur Jehan muß bei Jehangir verbleiben!"

Digitized by Google

Zweckmäßig ist einzelnes Mythologisch-Geographische ꝛc. durch kurze Anmerkungen erläutert. — Dem Aeußeren der Dichtung hat die Verlagshandlung die Aufmerksamkeit, die ihr gebühret, geschenkt.

Wir schließen mit den Worten Kumela's (im ersten Gesange) die „Nur Jehan" gewiß die Herzen aller Frauen zuwenden werden:

„Kennst Du die Zahl der unzählbaren Sterne,
Sahst Du die Wunder in des Meeres Blau,
Kannst Du Dich schwingen zu des Himmels Ferne,
Herniederträufeln mit der Nächte Thau,
Und niedersteigen zu dem Erdenferne?
Dann liegt Dir offen auch das Herz der Frau.
Doch kannst Du's nicht erreichen und erschauen,
So glaube nur dem holden Wort der Frauen."

„Denn wohnt die Wahrheit in dem Kreis der Sterne
Und schläft die Gottheit in des Meeres Blau *)
Und reicht die Hoffnung in des Himmels Ferne,
Und träufelt Segen in der Nächte Thau,
Und ruht ein Räthsel in dem Erdenferne,
So ruht ein Räthsel in der Brust der Frau;
Doch fällt der Liebe Licht in's Herz der Frauen,
Kannst Du die Wunder aller Welt erschauen."

H.

Das Buch der Welt, ein Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus den Gebieten der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte, Götterlehre ꝛc. Mit vielen colorirten und schwarzen Abbildungen. Stuttgart. Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung. 1852. 308 und 2 Seiten: Alphabetisches Register. Gr. 4.

Es möchte schwerlich unter den vielen Erscheinungen der vaterländischen und fremden Literatur ein anderes Werk aufzufinden sein, welches dem vorliegenden in jeder Beziehung gleichgestellt werden kann. Theils ist mit großer Umsicht alle Einförmigkeit vermieden, indem nicht nur aus den auf dem Titel genannten Wissenschaftsfächern eine Anzahl von werthvollen Aufsätzen dargeboten wird, sondern neben denselben das Buch auch eine Reihe von 27 unterhaltenden Erzählungen enthält, von denen jedoch mehrere zugleich naturwissenschaftlich oder ethnographisch belehrend sind; theils ist leicht erkennbar, daß die Auswahl und Anordnung des Stoffes möglichst streng überwacht und nur das wirklich belehrende und unterhaltende Neueste aufgenommen wird. Dazu kommt noch, daß der starke Großquartband einen ansehnlichen Vorrath zur Lectüre für lange Zeit liefert, daher einen bleibenden Werth hat, und in jeder Haus- und Jugendbibliothek eine Menge anderer Bücher entbehrlich macht. Die ikonographische Ausstattung ist sehr vorzüglich; die naturhistorischen sauber colorirten Abbildungen bilden großentheils kleine Gemälde; die Stahlstiche gehören zu den besten Leistungen dieser Art. Und zuletzt, was manchem Bücherkäufer nicht gleichgültig, der Preis ist verhältnißmäßig billig zu nennen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf den reichen Inhalt!

Der Erzählungen gedachten wir bereits und wollen nur diejenigen nambaft machen, die mit Kunstblättern begleitet sind: Wölfe in Ungarn, der Blinde, der Sonntagmorgen, Zehntbringung, Elfhornpyramide, jede mit einem schönen Stahlstich; Victoria regia, ein Brautwerber, und der Steinbock, mit color. Tafeln. Einige von diesen Erzählungen, z. B. Zwei Maler, die vier Fakultäten, Verbrechen und Kindesliebe u. a. füllen mehrere Seiten. — Jagd- und Reise-Abenteuer, Seebilder, Schlachten ꝛc. erhalten wir in mannigfaltiger Abwechslung, z. B. Christfest auf der Ostsee, Leben in der Tropenwelt, unterseeische Landschaften, Leiden eines Goldsuchers, Bärenjagd in Tyrol, eine Wachtscene, mit Stahlstich, Kaffernkrieg, mit color. Tafel, Zerstörung von Magdeburg ꝛc. — Aus den geschichtlichen und ethnographisch-topographischen Aufsätzen heben wir hervor: Attila und die Völkerwanderung, Bauernleben in Esth- und Ingermannland, China, mit color. Tafel, Dom zu Worms, mit Stahlstich, Franken, mit color. Tafel, das heilige Grab, mit Grundriß im Texte, Hohenschwangau, mit Stahlstich, der brittische Holzdistrikt auf der Honduraskküste, Koffern, mit color. Tafel, Madagascar, Missouri, mit Stahlstich, Sklaven in Brasilien, mit (einer ungemein charakteristischen) color. Tafel, ein Ausflug nach dem Rosenlaui Gletscher im Julius 1852. — Die Biographieen v. Zieten's, Felix Mendelssohn's, Descartes', v. Bethoven's, mit Portrait, Leibnitz's, J. J. Moser's, Oken's, mit Portrait, Rousseau's, Newton's, mit Portrait, Copernicus', Archimedes', Stevin's, Huygens', Bernoulli's, Euler's, Clairaut's und d'Alembert's sind in ansprechender Weise abgefaßt und ein beachtungswerther Bestandtheil des Werkes. — Die folgenden naturhistorischen Artikel (Originalarbeiten) sind jeder durch ein colorirtes Tableau erläutert: Ameisenfresser, Aprikosenbaum, Beutelratten, Cocus, Eisvögel, Elennhirsch, chilenische Füchse, Höher, indische Käfer (Eucheirus Macelaii, Hope). Llama, großes Nachtpfauenauge, Orchideen (Cattleya labiata, var. candida), Passifloren, Pfefferfresser (Pteroglossus pluricinctus, Gould) und Ramphastos Temminckii, Wagler, (aus der Sturm'schen Uebersetzung von J. Gould's Monographie der Ramphastiden), Salamander und Tritonen (mit interessanten Beobachtungen), Schauerklapperschlange, südafrikanische Schlange (Bucephalus viridis, Smith), deutsche Schmetterlinge, ausländische Schmetterlinge, Seemuscheln (Chama-Lazarus, Spondylus americanus. Astraea sexradiata mit mehreren anderen Seebewohnern in Gruppen), der Steinbock, Thibaudia, Teufelsfische, Welse, Würger, das Zibethier.

Obige Beschreibung des „Buches der Welt" wird gewiß genügen, um es als schönstes Festgeschenk zu empfehlen.

H.

---

*) Wischnu (d. i. der Durchdringer), der schaffende und erhaltende Gott in der indischen milden Lehre, welche Wasser und Luft als die ersten Grundkräfte annimmt, und diese häufig mit dem heilbringenden Princip der Sonne unter dem Bilde Krischna's identificirt, wird ruhend und thätig gedacht. Als solcher, ein Symbol des Sichtbaren im Raume, schläft er auf dem Boden des Oceans oder auf der Schlange der Ewigkeit im Meere fluthend.

Digitized by Google

Das vierte Gebot, oder: Die ungleichen Brüder. Eine unterhaltende und belehrende Erzählung für Kinder und Aeltern. Von Gustav Nieritz. Dritte Auflage. Leipzig. Verlag von Im. Tr. Wöller. 164 (158) Seiten. 8. Mit einem Stahlstich.

Wenn diese Erzählung in den ersten Auflagen von mehreren Berichterstattern geachteter Zeitschriften mit lobender Anerkennung empfohlen wurde, Se. Kaiserliche Hoheit der Erzherzog Stephan von Oesterreich sie in's Böhmische übersetzen ließ, nachdem sie zuvor in's Französische übertragen worden, und eine dritte Auflage Bedürfniß war, so spricht dies Alles schon für den Werth derselben. Und in der That gehört sie zu dem Besten, was der Verfasser geschrieben; die religiös-moralische Tendenz, natürlich die vorherrschende, ist geschickt mit dem Bestreben verbunden, das Leben zu schildern, wie es ist, auch über manches Gewerbliche zu belehren, und durch unterhaltende Scenen die Leser zu fesseln. Wir schreiben absichtlich: die Leser — nicht die jüngeren Leser, indem auch Eltern und Jugenderzieher das Buch lesenen dürfte. Die Darstellung entspricht dem Zwecke vollkommen, bisweilen jedoch möchte sie vielleicht etwas zu dramatisch sein, z. B. da, wo die Audienz der Kinder Pauline und Peter bei ihrem König (die Handlung ist in Sachsen) geschildert wird, eine Schilderung übrigens, die Niemand ohne Theilnahme lesen wird. Wir wünschen, daß recht viele Fürstensöhne sie lesen und beherzigen mögen!

Unter den einzelnen Charakterzeichnungen sind die des besseren der beiden ungleichen Brüder, Peter, und der des Schusters Schlegel vorzüglich gut gezeichnet.

Als Festgeschenk wird das saubre ausgestattete und doch wohlfeile Buch gewiß von den Empfängern mit nicht geringem Dank entgegengenommen werden. H.

Trewendt's Geschäfts-Kalender für 1853. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 8.

Ein typographisch sehr schön ausgestattetes Taschenbuch, reichen und praktisch-nützlichen Inhalts! Mit rühmlicher Genauigkeit findet man hier übersichtlich zusammengestellt: Die Gold- und Silbermünzen Deutschlands und der übrigen Staaten Europa's, wie auch der Südamerikanischen Freistaaten. — Mittleres Gewicht der Wald- und Feldhölzer vom preuß. Körper- (Kubik-) Fuße in preuß. Pfunden, sammt der Rinde gütn abgemessen. — Die Längen- Flächen- und Körpermaaße der verschiedenen deutschen Bundesstaaten, reducirt auf preuß. Maaß. — Uebersicht des gegenwärtig in Deutschland vorhandenen Papiergeldes (nach Noback). — Gewichts-Tabelle für den Geschäfts-Verkehr. — Tabelle über die Heizkraft der in Deutschland vorkommenden Waldhölzer. — Interessen-Tabelle für ein Kapital von 1—1000 Thal. — Porto-Taxen. — Telegraphen-Wesen (Preuß. Staats-Telegraphen). — Uebersicht der Eisenbahnen Deutschlands und der angrenzenden Länder — Meilenzeiger. — Datumzeiger für 1853. — Quadrat- und Kubik-Tafel. — Die größere Hälfte des Kalenders füllt ein zweckmäßig eingerichteter Notiz-Kalender nebst Einnahme und Ausgabe-Tabellen.

Der Einband ist geschmackvoll, aber zugleich von dauerhaftem Material; das Format bequem. H.

Souvenir. Album für deutsche Frauen und Jungfrauen. Leipzig, M. Simion's Verlag. 1853. 12.

Dieses Taschenbuch für Frauen und Jungfrauen zeichnet sich durch eine höchst ansprechende und elegante Ausstattung vortheilhaft aus und verdient, wenn es sich um die Wahl eines Festgeschenkes handelt, besonders beachtet zu werden. Es besteht aus zwei Hälften: die erste enthält 12 saubere kleine Kupfer mit ebenso viel Monatsliedern von beliebten Dichtern; von denen jedes zwei Seiten einnimmt; dabei sind 2 weiße Blätter mit Einfassung zu Notizen bestimmt; die zweite Hälfte bietet einen Blüthenkranz aus deutschen Dichterwerken der jüngsten Zeit dar. Es sind die Werke von Julius Stuem, Julius Bomme, Wolfgang Müller, Oscar von Redwitz, Theodor Storm, Tschabuschnigg, Adelheid von Stolterfoth, Abrah. Eman. Fröhlich, Ernst Freih. v. Feuchtersleben, Theodor Creizenach, Heinrich Heine, Theobald Kerner, Dilia Helena, Otto Roquette, J. W. Schäfer, J. v. Sivers, Emil Freudmann, Joh. Nepomuck Vogl, Clemens Brentano, Feirde, Bodenstedt, Alexander Kaufmann, M. Ant. Niendorf und H. Kletke, aus denen diese lieblichen Blüthen gepflückt und zum Kranze gewunden wurden. H.

Miscellen.

Wir machen unsere Leser auf das soeben erschienene Verzeichniss einer Auswahl werthvoller Werke grösstentheils in eleganten Einbänden, welche sich vorzüglich zu Weihnacht- und Festgeschenken eignen und in der antiquarischen Buchhandlung von J. H. Blöcker, gr. Bäckerstrasse No. 7, bedeutend unter den Ladenpreisen zu haben sind, aufmerksam. Der Katalog enthält aus verschiedenen Wissenschaften viel Vorzügliches in deutscher, französischer, englischer ꝛc. Sprache, und namentlich auch mehrere schöne Kupferwerke. Von den Preisen kann man mit Wahrheit sagen, daß sie billig. H.

Am 9. d. beginnt zu Paris die Auction über die ansehnliche Sammlung des verstorbenen Barons von Tremont von Autographen und geschichtlichen Alterthümern. Unter ersterer befindet sich eine Folge von Briefen aller französischen Könige seit Ludwig VII. Muthmaßlich dürfte die Auction vierzehn Tage dauern.

Zu Castleford, das nur 2200 Einwohner zählt, werden dem Globe zufolge täglich 47000 gläserne Flaschen fabricirt.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 100. Mittwoch, den 15. December. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Schnitterin und ihr Kind. Von Dr. Sigismund Wallace Seite 781
Erinnerungen von Schönbrunn. Von Alphons Valleydier.... „ 781
Versuch zur Hebung eines geschichtlichen Zweifels ..... „ 784
Literatur:
Gedichte von Carl Seriba ..... „ 784
Winterabend-Geschichten. Von H. C. Andersen ..... „ 786
Das Buch der Reisen. Bunte Bilder aus der Natur und dem Menschenleben ..... „ 787
H. C. Andersen's sämmtliche Märchen..... „ 787
Leipziger Bücher-Auction ..... „ 788
Zeitirrthümer..... „ 788

Miscellen..... „ 788

Die Schnitterin und ihr Kind.

Von Dr. Sigismund Wallace.

Leise wehen die Winde,
Küssen die Wangen dem Kinde;
Frei von Schmerzen und Kummer
Ruht es im labenden Schlummer.
Weich im Grase gebettet,
Wo Blüth' an Blüthe sich kettet,
Schlanke Halme sich wölben,
Schwer von den Aehren, den gelben.
Wiegenlieder dem Schläfer
Summen flatternde Käfer;
Traulich hüpfen die Wellen
Murmelnd dem kleinen Gesellen!
Und auf nicht fernem Acker
Mäht die Mutter sich wacker;
Rührt sich emsig, behende,
Daß bald das Tagwerk sie ende!
Rüstig Garben sie bindet,
Die sie sorgsam umwindet,
Doch die sorgenden Blicke
Sind ihrer Mutterlieb' Beücke
Und dem schlummernden Kinde
Bringen die kosenden Winde
Als dem theuersten Glücke
Freundlich die zärtlichsten Blicke!

Erinnerungen von Schönbrunn.

Von Alphons Valleydier.

(Aus dem Constitutionnel.)

Zu Anfang des Monats October 1809, an einem naßkalten Tage, begab der Kaiser Napoleon sich in der alleinigen Begleitung von Rapp und Duroc von Schönbrunn nach Wien; schweigsam, und allein den Rücksitz seines Wagens einnehmend, schien er in ernsten Betrachtungen vertieft zu sein. „Mich soll der Teufel holen!" sagte Rapp leise zu seinem Gefährten, „wenn ich weiß, was wir in Wien heute thun sollen."

— Wenn Napoleon eine andre Geliebte hätte, als den Ruhm, antwortete Duroc Rapp eben so leise wieder, so würde ich glauben, er brächte uns zu irgend einem galanten Stelldichein.

„Da würdest Du dich irren," sagte der Kaiser, der es doch gehört hatte, was die Beiden mit einander gesprochen.

— Wohin führen Sie uns denn, Sire?

„„Zu einem Grabes-Stelldichein!""

— Wozu das, Sire?

„„Um über die Vergänglichkeit des menschlichen Ruhmes nachzudenken!""

Eine Viertelstunde später hielt der Wagen auf dem Mehl-

Digitized by Google

markte an. Napoleon und die beiden Generale traten, von Kapuzinern mit Fackeln vorgeleuchtet, in die langen Gallerien eines Klosters, schweigsam wie das Grab, und stiegen eine Treppe hinunter, die sie zu den Grabgewölben des österreichischen Kaiserhauses führte. Dies letzte Asyl der Starken und Mächtigen war glänzend erleuchtet; zerbrochene Kronen und Scepter wurden von Strömen Lichts überfluthet. Der Kaiser schritt mit entblößtem Haupte rasch an einer Doppelreihe von Särgen vorbei, und kniete dann vor einem prachtvollen Mausoleum nieder, das die illustre Asche Marie-Theresiens umschloß.

„„Hier ruhet der Napoleon des österreichischen Kaiserstaates,"" sagte er, als er wieder aufstand, und setzte hinzu „„Wo wohl der Napoleon Frankreichs ruhen wird?""

— Zu St. Denis, antwortete Duroc mit Lebhaftigkeit.

„„St. Denis ist nur noch eine von der Hand der Revolution entweihte Stätte!"" rief Napoleon aus. „„Das Volk hat in seiner Raserei selbst der Reste eines Turenne, eines Ludwigs XIV, eines Heinrichs IV nicht geschont, Heinrichs IV, des einzigen Königs, dessen Erinnerung sich doch bei ihm erhalten hatte.

„„Glücklicher als Frankreichs Könige, haben die österreichischen Kaiser keine gotteslästerliche Hand zu fürchten, die die königliche Asche in den Wind streut. Es ist eine gräuliche Sache um eine Revolution!""

— Sie haben ihr den Garaus gemacht.

„„Das wird in der Zukunft mein schönster Ruhm sein.""

— Frankreich wird dessen auch nie vergessen.

„„Das ist also,"" sagte der Kaiser hiernach, indem er die Reihe der kaiserlichen Särge überblickte, „„Alles, was noch von den Cäsaren übrig ist, die die Welt mit ihren Namen erfüllt haben! Ein wenig Staub, darüber ein Stück Sammt ausgebreitet; ein Epitaphium, von der Hand eines Höflings auf eine Goldplatte hingeworfen; ein bleierner Sarg als letzter Thron, und arme Mönche als Ehrengarde — weiter nichts! Und wie viele vergossene Thränen, wie viel vergossenes Blut, wie viele Bedrängnisse der Nationen, um dahin zu kommen! O Nichtigkeit der menschlichen Größe; das ists also, was Du einst auch dem Sieger von Rivoli, der Pyramiden, Arcole's, Marengo's, Austerlitzens und Wagrams vorbehältst!

„„Nur eins giebts hier, das Wahrheit ist,"" setzte er hinzu, und zeigte mit der Hand auf das Kreuz, welches die auf den Särgen liegenden Scepter überragte.

Es war 3 Uhr Morgens, als der Kaiser, den ein erstes Grab auf St. Helena erwartete, traurig und schweigsam nach Schönbrunn zurückkehrte. Sein Adlerblick hatte vielleicht die Zukunft durchschaut.

* * *

Napoleon ging regelmäßig alle vierzehn Tage nach Wien, um die Hospitäler und die Feldlazarethe zu besuchen, welche die Verwundeten von Eßling und Wagram bargen. Die Zahl dieser Märtyrer des militärischen Glaubens war groß, denn die beiden Schlachten waren blutig gewesen, insbesondere die von Wagram, die größte, welche in den neueren Jahrhunderten geschlagen worden. Von 300,000 Mann, die sich des Morgens gegenüber gestanden, waren 44000 durch das Feuer von 1100 Geschützen niedergestreckt worden.

Die französischen Schriftsteller und auch die Fremden, welche die Geschichte dieser denkwürdigen Zeit geschrieben haben, haben vergessen die Großmuth des österreichischen Volkes nach dem Kampfe, welcher die französischen Bataillons mit tausenden von Verwundeten zum zweiten Mal nach Wien zurückführte, zu constatiren. So sei es denn uns vergönnt, diese Lücke hier auszufüllen, und den Wienerinnen, im Allgemeinen so ausgezeichnet durch Herzensgüte wie durch Schönheit, eine gerechte Huldigung darzubringen. Unsere unglücklichen Verwundeten, von den Aerzten der Armee bewundernswürdig behandelt, wurden von den Frauen der Stadt heldenmüthig gepflegt. Vornehme Damen, die unter der bescheidenen weißen Schürze einer Krankenwärterin ihr illustres Wappenschild der Geburt verbargen, und die Gefühle des Hasses und der Rache zurückdrängten, hatten sich die Asyle der Leiden von Morgens bis Abends zum Domicil erkoren, um den Bedürftigen Tag und Nacht eine sorgfältige und verständige Pflege zu widmen. Es war ein bewundernswürdiges Schauspiel, zu sehen, wie die angesehensten Damen, in barmherzige Schwestern umgewandelt, eigenhändig Wunden verbanden, und sich bestrebten Menschen das Leben zu erhalten, deren Degen ihnen vielleicht erst kürzlich einen Vater, einen Gatten, einen Bruder oder einen Sohn getödtet hatte. Die christliche Religion allein ist im Stande, solche Tugend einzuflößen!

So oft Napoleon die Hospitäler und die Feldlazarethe besuchte, versäumte er keine Gelegenheit, diesen edlen Damen, welche folgende großmüthige Worte über die Thür der hehren Anstalten, die ihrer Sorgfalt anvertraut waren, geschrieben hatten: „Für das Leiden giebts nur eine Nationalität, die Barmherzigkeit", seine Bewunderung und seine Dankbarkeit zu bezeugen.

Die tägliche Berührung unsrer Verwundeten mit jungen Frauen, die so gütig als schön waren, gab Anlaß zu mehreren romantischen Episoden, deren Andenken die Tradition bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Unter anderen ist eine darunter, die unsern Lesern Vergnügen machen dürfte. Ein junger Cavallerielieutenant, Namens Roulf, ein Lieneser von Geburt, von einer Kugel mitten in die Brust getroffen, und von dem Regimentsarzt, der die Wunde für tödtlich hielt, gewissermaßen aufgegeben, befand sich in der Zone eines Feldlazareths, in welchem ein junges achtzehnjähriges Mädchen, Lina Scheffer, als Pflegerin fungirte. „Wie schrecklich! daß ein so junger, so schöner, und dem Anschein nach so guter Mann sterben muß," hatte sie gesagt, als ihr der trostlose Ausspruch des Arztes zu Ohren gekommen war. Roulf war in der That von ausgezeichneter männlicher und regelmäßiger Schönheit, und seine von Schmerz gebrochene Stimme klang so sanft, wenn sie in der Fieberhitze den Muttersnamen aussprach. „Er hat also noch eine Mutter," sagte Lina, so oft sie diesen lieblichen Ausruf hörte. „Die arme Frau! wie groß wird ihre Verzweiflung sein, wenn sie den Tod eines Sohnes vernimmt, dessen letzten Seufzer sie, minder glücklich als ich, nicht hat entgegen nehmen, dem sie nicht die Augen hat zudrücken können. Ha! ich will ihn retten, und ich werde ihn retten!" Sich dann neben dem Bette in die Kniee werfend, von dem der Sterbende nach seiner Mutter rief, betete sie mit voller Inbrunst der Seele zu Gott. Ihr Gebet, und daneben die verständige Pflege, die sie ihrem jungen Kranken zu Theil werden ließ, wirkten denn auch so gut, daß der Arzt nach Verlauf eines Monats sein niederschmetterndes Prognosticon zurück nahm und selber Hoffnung gab. Das spornte Lina denn an, ihre Gebete und ihre Pflege zu verdoppeln,

Digitized by Google

und vierzehn Tage später konnte der junge Lieutenant schon aufstehen.

„Gott sei gedankt, er ist gerettet!“ rief Lina aus.

Unter den Fenstern des Feldlazareths lag ein großer Garten, voll Blumen und schattiger Alleen. Von seiner jungen Antigone geführt und gestützt, ging der genesene Kranke täglich in ihm lustwandeln, und da er nicht blind war, so erkannte er in den Blicken, welche mit Zärtlichkeit die seinigen aufsuchten, bald den Schlüssel der geheimen Gefühle, die auch ihm sein Herz höher schlagen machten, seit er in der Besserung war. Lina war vielmehr hübsch als schön; sie war nur klein, aber von untadelhaftem Wuchs; sie hatte kleine Hände, kleine Füße und einen kleinen Mund, aber große blaue Augen, eine hohe Stirn und langes blondes Haar. Numa Reuf liebte sie bald aufs leidenschaftlichste, und beschloß, ihr ein Leben zu weihen, das sie ihm erhalten hatte. Gewohnt, in der, welcher er seine Rettung zu verdanken, mehr einen Engel als ein gewöhnliches weibliches Wesen zu sehen, war seine Liebe zu ihr aber so lauter und so zärtlich schüchtern, daß er eine geraume Zeit es nicht gewagt hatte, die Gefühle, welche sie ihm einflößte, laut werden zu lassen. Endlich fand sich die Gelegenheit, sich auszusprechen: es war dies eines Abends, wo Lina — weil Numa binnen wenig Tagen zu seinem Regimente abgehen sollte, das zu Schönbrunn in Cantonirung lag — traurig und schweigsam mit ihm auf einer Rasenbank unter einer hundertjährigen Eiche saß.

„Was fehlt Ihnen, Lina?“ fragte er.

Lina antwortete darauf nicht, sondern wandte das Haupt zur Seite, um eine Thräne zu verbergen, die ihr ins Auge trat. Da ergriff Numa ihre Hand, und sagte:

„Warum wollen Sie mir die Ursache Ihrer Traurigkeit verhehlen? Bin ich nicht mehr Ihr Freund?“

Als Lina nun in einen Strom von Thränen ausbrach, sagte Numa weiter:

„Sollte ich Ihnen unwillkürlich Kummer gemacht haben?“

— So ists, murmelte Lina mit zitternder Stimme.

„Wie das?“

— Sie werden mich bald verlassen, und ich Sie nicht wiedersehen.

„Nie, nie verlasse ich Sie!“ rief Numa, ihr zu Füßen fallend aus. Wenn Sie mich lieben, so liebe ich Sie nicht minder.“

Der Rest des Abends verstrich unter Betheurungen der Zärtlichkeit und in Plänen des Glückes. Aber mit dem Glücke ist es hienieden ein häkeliges Ding: Numa konnte seiner Geliebten nichts weiter als sein vier und zwanzigjähriges Herz, seine Chasseurslieutenants-Epaulette und das Kreuz der Ehrenlegion, das er sich in der Schlacht von Austerlitz erworben hatte, anbieten, und Lina's Vater, ein reicher Kaufmann zu Triest, versagte ihm die Hand seiner Tochter. Darüber in Verzweiflung, erkrankte Numa neuerdings sehr ernstlich, und diesmal hatte Lina nicht den traurigen Trost, ihn zu verpflegen, weil sie auf ihres Vaters Befehl das Feldlazareth hatte verlassen müssen.

Inzwischen war diese Angelegenheit Napoleon zu Ohren gekommen, und er zog Erkundigung über Reulf ein. Dieselben lauteten günstig, denn Numa genoß der Liebe seiner Kameraden, der Achtung seiner Vorgesetzten, und war einer der wackersten Officiere seines Regiments. In der richtigen Ansicht, daß die militairische Zukunft des jungen Mannes wohl ein, wenn auch ansehnliches, Vermögen aufwöge, ließ der Kaiser die Hindernisse aus dem Wege räumen, die sich seiner Verheirathung entgegen stellten. Einem hohen Willen weichend, verstand Lina's Vater sich endlich dazu, seine Einwilligung zu geben. Numa wäre fast vor Wonne gestorben, als er aus dem Munde des Kaisers diese glückliche Kunde, begleitet von einem Capitainspatent, vernahm.

Acht Tage darnach empfingen der Capitain Reuf und Lina Scheffer in der kaiserlichen Kapelle zu Schönbrunn, im Beisein des Kaisers Napoleon, der seinen tapfern und überglücklichen Officier selber als Schemelführer hatte dienen wollen, den ehelichen Segen aus Priesters Hand.

* * *

Unter den Leuten, die in dem Schlosse zu Schönbrunn angestellt waren, befand sich auch ein alter Diener, der bis zum 10. August 1792 in der vormaligen französischen Schweizergarde gestanden hatte. Napoleon wollte diese alte Trümmer militairischer Treue sehen, und ließ Hermann, so hieß er, vor sich kommen. Er trug den Beweis, daß er an dem unheilvollen Tage, der den Thron der französischen Monarchie zusammenbrechen sah, seiner selbst nicht geschont hatte, an der Stirn, und erzählte dem Kaiser alle die Begebenheiten, wovon er Zeuge und Mithandelnder bis zu dem Augenblick gewesen war, wo er, wie er sagte, so glücklich war, durch einen Säbelhieb, der ihm den Kopf spaltete, der Schande zu entgehen, elenden Buben seine Waffen aushändigen zu müssen. „Ha!“ rief er aus, „wenn Ludwig XVI. sich von der würdigen Tochter Marie Thereſens hätte rathen lassen; wenn er nicht vor dem Gedanken zurückgewichen wäre, das Blut von Menschen zu vergießen, die ihrerseits keine Scheu trugen, dessen in Strömen zu vergeuden; ja wenn er uns nur hätte gewähren lassen, so würde er gerettet sein. Er hätte sich dann nicht in der Mitte einer ihm feindlichen Versammlung begeben, die ihn nach dem Tempel bringen ließ, um ihn von dort dem Schaffott zuzuführen. Wer weiß, ob dann der 21. Januar ein in der Geschichte Frankreichs so scheußlicher Tag geworden wäre!“

„Wie ists Euch denn nach dem 10. August ergangen?“ fragte ihn Napoleon.

— Durch einen Nationalgardisten Namens Lamy gerettet! und von ihm sterbend in sein Haus genommen und verpflegt, habe ich die Niedermetzelung meiner Waffenbrüder überlebt, und bin, von meinen Wunden — ich hatte deren am 10. August sieben erhalten — genesen bis den 16. October in Paris geblieben. Ludwig XVI. war geopfert worden, und die Königin ward es an diesem Tage ebenfalls; da habe ich den andern Tag Frankreich verlassen, und bin nach Wien zurückgekehrt. Da haben Sie meine Geschichte, Sire.

„Das ist die Geschichte eines wackern Mannes, der belohnt zu werden verdient: was möchtest Du wohl?

— Der Ehre theilhaftig werden, dem die Hand zu drücken, der der französischen Revolution ein Ziel gesteckt hat.

„Da hast Du, wackrer Mann, mit meiner Hand ein Ehrenzeichen, daß nie besser an seinem Platze sein konnte,“ sagte der Kaiser, indem er Hermann mit einem Händedruck das Kreuz übergab, das er von seiner eignen Brust abgelöst hatte.

* * *

Digitized by Google

In der Schlacht von Wagram hatten sich sowohl unter dem Adler Frankreichs wie unter dem Adler Oesterreichs glänzende Waffenthaten ereignet; denn es war beiderseits mit dem Muthe und der Erbitterung homerischer Helden gekämpft worden. Napoleon hatte seine Freude daran, die glänzenden Thaten zu erfahren, welche diesen epischen Tag ausgezeichnet hatten. Unter ihnen war eine Episode, die von ihm ganz besonders bewundert wurde, obwohl sie der feindlichen Fahne angehörte. „Der Ruhm," sagte er eines Tages zu dem Erzherzog Carl, „hat kein besonderes Vaterland, er ist das Erbtheil aller Menschengeschlechter.

Hier jene Episode. Als die Schlacht am hitzigsten raste, in einem der hehren Momente, wo der Sieg schwankt, war der General Lichtenstein, einer der tapfersten Officiere der österreich. Cavallerie, hingerissen von seinem Muthe, von einer Abtheilung französischer Cuirassire umringt, und auf dem Punkte, in Gefangenschaft zu gerathen, als plötzlich eilf Husaren auf die Cuirassire losstürzten. Nun entstand ein furchtbares Handgemenge, ein Kampf Mann gegen Mann, in welchem einerseits mit der Ueberzeugung des Erfolges, anderseits mit der Wuth der Verzweiflung gefochten wurde. Dem Fürsten von Lichtenstein ward das Pferd unterm Leibe getödtet, er sprang aber rasch wieder auf dasjenige eines Husaren, den eben ein Säbelhieb niedergestreckt hatte, und feuerte, gequetscht und mit Blut bedeckt, wie er war, dennoch stets im hitzigsten Gewühl des Kampfes, seine Vertheidiger an. Von seinen eilf Husaren mußten mehrere ins Gras beißen, die übrigen verdoppelten aber ihre hochherzigen Anstrengungen, und der Fürst sah sich endlich gerettet. Er hat daenach den Braven, welche ihrer heldenmüthigen Hingebung überlebt hatten, eine Pension ausgesetzt, und den Gefallenen ein Denkmal, in Gestalt eines Tempels, errichten lassen, das die Namen jener Tapfern aufweist.

Versuch zur Hebung eines geschichtlichen Zweifels.

Zu dem vielen Fabelhaften und Wunderbaren, das in Livius römischer Geschichte angetroffen wird, gehöret vornehmlich die Stelle (37. Kap. des 21. Buches) „ardentiaque saxa infuso aceto putrefaciunt."

Es erscheint in der That seltsam, wie ein Mährchen von derartiger Durchbrechung der Felsen, mitunter gläubige Leute finden gefunden hat; denn sämmtlicher Weinessig, der in Europa vorhanden ist, würde, wenn derselbe an dem Fuße der Alpen zusammengebracht wäre, nicht in so kurzer Zeit als Hannibal gebrauchte fast ganz Italien zu unterwerfen, einen einzigen jener Felsen in kleine Theile zersetzen und auflösen können.

Unlängst enthielt ein französisches Zeitungsblatt zur Erklärung der erwähnten Stelle, die nachstehende Mittheilung, welcher mindestens Wahrscheinlichkeit nicht abzusprechen ist. „Die sizilianischen „Bergleute nennen noch jetzt eine Spitzhacke: aceta, die sie von „der scure und zappa unterscheiden, anderen Werkzeugen deren „sie zu ihren Arbeiten sich bedienen; die piemontesischen Bergleute „bezeichnen ebenfalls mit dem Worte aceton eine Art von breiter „Hacke. Die Geschichtsschreiber, welche zuerst von dem Uebergange Hannibals über die Alpen sprachen, haben daher ganz „einfach sagen gewollt, daß er einen Weg sich bahnte, indem er „die Felsen mit der Spitzhaue and Hacke durchbrechen ließ, und „der bisherige Irrthum dürfte seinen Grund lediglich in der „falschen Auslegung eines Wortes haben, welches zu jener Zeit „in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht wurde."

Für die vorstehende Erklärung spricht übrigens der 153ste Vers in Juvenal's zehnter Satire:

Diducit scopulos, et montem rupit aceto...

in welchem das, zu dem Fabelhaften der Thatsache wesentlich mit beitragende Wort: infuso, beseitigt ist.

Die bezügliche Aeußerung des Plinius, auf welche Drakenborch in seinem Commentar zu der obigen Angabe des Livius in ernster Weise mit den Worten hindeutet: „Eam aceti vim esse, ut saxa rumpat infusum, quae non ruperit ignis antecedens, docet Plinius, hist. nat. XXIII, 1," verdient, bei dem vielen Märchenhaften, das Plinius begierig zusammengestoppelt hat, gar keine Berücksichtigung. N—n.

Gedichte von Carl Scriba. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Friedberg in der Wetterau. C. Scriba's Buchhandlung. 1852. VII und 203 Seiten. Mit Titelk. 8.

Es ist fast unnöthig, diese Sammlung von Gedichten der Aufmerksamkeit des Publikums noch besonders zu empfehlen, denn ein Buch, das bereits in seiner dritten Auflage erscheint, empfiehlt sich selbst am besten und zeigt schon eben dadurch, daß es den Leserkreis wohl gefunden hat, für den der Verfasser es bestimmte. Ref. fand beim durchlesen, daß es der günstigen Aufnahme, die es vom Publikum erfahren, allerdings werth sei und dem Leser im Ganzen liebliche poetische Blüthen darreiche. Mit düstern und schwermuthsvollen Gedichten wechseln liebliche, zur Freude und zum Genusse auffordernde Lieder. Gespannt wird bei einigen die Aufmerksamkeit fortgeleitet bis am Schlusse in zarter und überraschender Weise gleichsam die Lösung des ganzen Räthsels gegeben wird, welches die vorhergehenden Verse enthielten, deren Sinn und Bedeutung man alsdann erst recht erkennt, wie sie dazu bestimmt waren, hinzuleiten und doch wiederum für eine Zeitlang entfernt zu halten von der Erklärung und Enthüllung des Ganzen. Und bei andern Gedichten wieder, wo einfache Erzählung, und Schilderung der Naturschönheiten oder der Gefühle des Dichters den Inhalt bilden, reizt die Natürlichkeit und Einfachheit der Darstellung, die, ohne flach und kahl zu werden, sich mit einem ebenfalls nicht übertriebenen Schwung paart.

Doch muß Ref. gestehen, daß einige Gedichte, die sich meistens am Ende des ersten Buches finden, mit wenigen Ausnahmen den übrigen in Hinsicht auf ihren Inhalt bei weitem nachstehen, der weder Belehrendes, noch das Gemüth Erfreuendes darbietet; man sollte kaum, nachdem man die ersten gelesen,

Digitized by Google

dieſe Gedichte für die Erzeugniſſe einer und derſelben Feder halten. Auf die äußere Form iſt ſtets die größte Sorgfalt verwandt; oder richtiger könnte man vielleicht ſagen, daß der Versbau bei dem Verfaſſer nicht etwas durch lange Uebung erſt Angelerntes iſt, ſondern ihm vollkommen geläufig und natürlich erſcheint.

Einige der Gedichte, die in der That in dieſer oder jener Hinſicht der allgemeinen Anerkennung werth ſind und bei weitem die größte Anzahl in der vorliegenden Sammlung bilden, mögen hier Platz finden, damit ſie ſelbſt für die Begabung des Dichters, dem Talent und Phantaſie gewiß Keiner abſprechen wird, zeugen mögen.

Der gefangene Ritter.

Viel Vögel ſeh ich fliegen, dort eben um den Thurm,
Sie fliegen im Sonnenſcheine, ſie fliegen im Winterſturm,
Die Raben hör ich krächzen, ich hör der Lerche Lied,
Warum iſt hier ſo einig, was ſonſt ſich immer flieht?

Dort hinter dicken Mauern und hinter Eiſengitter,
Dort wohnt ſchon lange Jahre ein alter greiſer Ritter,
Im Kampf ward er gefangen in ſeiner Jugend Kraft,
Und hinter dieſen Mauern iſt er ergraut, erſchlafft.

Er kann nicht ſehn hinunter der Erde Glanz und Duft,
Er kann nur aufwärts ſchauen des Himmels blaue Luft,
Er kann nichts hören, ſehen, vom ganzen reichen Leben,
Als nur das Heer der Vögel, die in den Lüften ſchweben.

Doch wenn die eiſ'ge Hülle die ganze Erde deckt,
Und jedes Körnchen Speiſe in ihrem Schoos verſteckt,
Dann kommen ſie all geflogen wohl an ſein Fenſterlein,
Und picken dran und ſchauen ſo jämmerlich hinein.

Da dauert den alten Ritter der armen Thiere Noth,
Er theilet gern mit ihnen den letzten Biſſen Brod,
Und wenn ſie ſatt, dann fliegen ſie weiter unverwehrt
Und kommen täglich wieder zu dem, der ſie ernährt.

Doch wenn der Frühling kleidet die Erde mit neuem Grün,
Und wenn die Wälder ſproſſen und wenn die Blumen blühn,
Dann kommen ſie all geflogen wohl an ſein Fenſterlein
Und blicken durch das Gitter und nicken freundlich hinein.

Der Rabe im Gekrächze, die Lerche im Geſang,
Sie wollen ihm alle bringen den allerſchönſten Dank!
Es ſchallt in tiefen Tönen der Nachtigallen Lied,
Der Ritter ſitzt da innen von Jugendluſt durchglüht.

Doch einſt ſeh ich ſie ſchwirren und flattern bang und lang
Rings um den Thurm, ſie ſchreien in traurig dumpfem Klang,
Und drinnen auf dem Lager, da liegt der Ritter todt,
Der ſich ſo fromm erbarmet der armen Thiere Noth.

Des Kaiſers Thräne.

Es ſauſet der eiſige Wind mit Macht
Durch Rußlands Felder in dunkler Nacht,
Es irret im Schnee das große Heer,
Und vor ihm reitet der Kaiſer einher.

Er ſchaute düſter die arme Schaar,
Die ſchon dem Tode verfallen war,
Es ſchweifte ſein Blick lang über ſie hin
Und eine Thräne glänzte darin.

Da ſtutzte ſein treues Roß und ſtand,
Der Kaiſer den Blick zur Erde wandt',
Im kalten Schnee lag ein Krieger dahin,
Die Thräne des Kaiſers ſie fiel auf ihn.

Da rafft ſich der Krieger noch einmal auf,
Er ruft zu den theueren Führer hinauf:
Kameraden, Genoſſen, beneidet mich —
Die Thräne des Kaiſers — ſie fiel auf mich!

Es rühmt ſich kein Marſchall kein Offizier,
Daß gleiches demſelben geſchah, wie mir!
Nimm Du mein Kaiſer den letzten Gruß,
Von einem, der hier erblaſſen muß!

Er hat es geſprochen und ſinket zurück,
Der Kaiſer wandte zum Himmel den Blick,
Ergriffen war tief ſein eiſernes Herz,
Und mächtig bewegten ihn Rührung und Schmerz.

Der Odenwald.

Wie grünen die Eichen ſo friſch und ſo hold,
Wie glänzet ſo freudig das ſonnige Gold,
Wie rauſchen die Quellen ſo klar und ſo rein
Hervor aus dem ahnungsdüſteren Hain!
Wie biſt Du ſo ſchön! Dein Namen allein
Ergreift ſchon das Herz mit Zaubergewalt,
Mein grüner, mein herrlicher Odenwald!

Es ſchmiegen ſich zwiſchen den buſchigen Höhn
Die Thäler dahin ſo lachend und ſchön,
Es klappern die Mühlen am ſprudelnden Bach,
Es winket des Kirchthurms moosiges Dach,
Die hallenden Glocken rufen mir wach
Der Sehnſucht innige heiße Gewalt,
Mein grüner, mein herrlicher Odenwald.

Und Herzen voll Treue und Augen voll Luſt,
Und Mädchen mit liebebewahrender Bruſt,
Und freier Sinn, kein zitternder Knecht,
Und fröhliche Sitte und gaſtliches Recht —
Wie trägſt Du das Alles ſo blühend und echt!
Es zieht mich nach dir mit ſtiller Gewalt,
Mein grüner, mein herrlicher Odenwald.

Im zerfallenen Schloß beim Abendſchein,
Da füll' ich den Becher mit funkelndem Wein!
Es weiden die Heerden auf duftigem Hang,
Es tönet im Wald des Jägerhorns Klang,
Es ſchallt aus der Tiefe der Glocken Geſang —
Da ruf' ich hinaus mit Donnergewalt
Hoch lebe mein herrlicher Odenwald!

Digitized by Google

Und muß ich einſt ſcheiden, ach ſcheiden von hier —
Mein ſehnendes Herz hängt ewig an Dir!
Dein blühendes Thal und den düſtern Hain,
Die rauſchende Mümling — ſie lieb ich allein;
Und ſchläft einſt mein Auge auf immerdar ein,
So ſchwebet mein Herz mit letzter Gewalt
Nach Dir noch, mein herrlicher Odenwald.

Der alte Tambour.

Der alte Tambour zieht voran,
Zur Seite geht ſein Sohn,
Wie wirbelt unter ihrer Hand
Der Trommel muth'ger Ton.

Die Compagnie folgt langſam nach,
Sie ziehen in die Schlacht,
Sie ſchreiten ſtumm. Schon hören ſie
Wie fern der Donner kracht.

Die Trommel wirbelt fort und fort
Und rufet laut zum Kampf;
Bald ſtehen ſie vom Tod umbrüllt
Umwölkt von Pulverdampf.

Die Trommel wirbelt immer hell,
Die blut'ge Schlacht iſt aus,
Mit Sieg und Eichenlaub bekränzt
Kehrt froh das Heer nach Haus.

Der alte Tambour ſchreitet ſtill,
Zwei Trommeln trägt er jetzt,
Die Compagnie zieht müd dahin,
Er ſchreitet ganz zuletzt.

Vorm General, da ſchlägt er dann:
Victoria! friſch und hell,
Und eine heiße Thräne ſinkt
Herab auf's Trommelfell.

Von einer andern Seite mögen folgende Verſe eines längeren Gedichtes den Verfaſſer darſtellen.

Und um uns auf dem nackten Felſenkamm,
Welch ſonderbares Treiben, Drängen, Wogen!
Rings aus den Thälern allerwege kam
Singend und betend Schaar auf Schaar gezogen.
Um ein Kapellchen drängt ſich's allerſeits,
Stumm auf den Knieen liegt die bunte Menge,
Und fromm verſunken ſchlagen ſie das Kreuz,
Und dumpf erſchallen heiß're Glockenklänge.

Lang ſtand ich da. Ein bitteres Gefühl
Schlich ſich in meiner Seele heitre Töne.
Mir graute, daß dieſes jammernde Gewühl
Im Tempel der Natur den Götzen fröhne;
Mir ſchien ein blinder ungeheurer Spott
Dies Beten, Klagen all, dies leere Trachten,
Sie beten hier zum überird'ſchen Gott.
Sie, die den Gott in ihrer Bruſt verachten.

Daß ſelbſt der Menſch die heilige Natur
Verhunzt mit ſeinen albernen Pepanzen,
O, daß ſie ſelber in die goldne Flur
Das alte Elend: Kreuz und Galgen pflanzen!
Die Welt iſt dem, der ſie genießen will,
Sie trage Blumen, ſtatt den Marterſtücken,
Drum weg damit! Wer mag, der ſchleppe ſtill,
Dem Eſel gleich, das Kreuz auf ſeinem Rücken.

Die äußere Ausſtattung iſt anſprechend. F.

Praktiſche Winke für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Von George M. von Roß in Nord-Amerika, Redacteur der allgemeinen Auswanderungs-Zeitung. Beilage zur neueſten Karte von Nord-Mittel-Amerika und Weſtindien. Iſerlohn, Julius Bädeker. 32 Seiten. 8.

Ein nützliches Büchlein für Auswanderer, ſowol vor der Reiſe als während und nach derſelben, indem die nöthigen Nachweiſungen über die Ueberfahrtsplätze nebſt Verhaltungsregeln, Notizen über die Seekrankheit, die Landung in amerikaniſchen Häfen, die Inlandreiſe und Gaſthöfe, zuletzt eine Ueberſicht ſämmtlicher amerikaniſcher Eiſenbahnen in genügender Ausführlichkeit gegeben wird.

Ueber die Karte, zu welcher dieſe Blätter gehören, (die übrigens gerühmt wird) können wir nicht berichten, da ſie uns nicht zugekommen iſt. H.

Winterabend-Geſchichten von H. C. Anderſen. Leipzig. M. Simion's Verlag. 1853. 100 Seiten. 12.

In einladender äußerer Ausſtattung (— auf der obern Seite des Einbandes eine hübſche, ſinnvolle Lithographie, der Schnitt vergoldet, Druck und Papier ſehr ſauber —) werden uns dieſe kleinen anſpruchsloſen und doch inhaltreichen Geſchichten dargeboten. Es ſind in bunter Abwechſelung folgende: Das Jahr. Die ſchönſte Roſe der Welt. Ein Blick vom Feſtungswalle. Am jüngſten Tage. Es iſt ganz gewiß. Das Schwanenneſt. Ein guter Humor. Eine Roſe vom Grabe Homers. Die Schweine. Der Freundſchafts-Bund. Der Marionettenſpieler. Auch nur eine Geſchichte. — Für viele Winterabende

Digitized by Google

reicht das Büchlein nun freilich nicht aus, aber für einen oder zwei wird es reichlichen Genuß gewähren und gewiß von Zeit zu Zeit noch einmal wieder zur Hand genommen werden, der Name des gefeierten Verfassers bürgt dafür.

Neben anderen Festgaben dürften die „Winterabend-Geschichten" auf ein Plätzchen vollkommen Anspruch machen. H.

Das Buch der Reisen. Bunte Bilder aus der Natur und dem Menschenleben. Zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend gesammelt und herausgegeben von H. Kletke. Mit 6 colorirten Zeichnungen von Theod. Hosemann. Berlin. Verlag von Julius Springer. VI (VIII) u. 333 Seiten. 8.

Der Herausgeber äußert sich über den Zweck dieser Jugendschrift in seinem Vorworte folgendermaßen: „vor allem wünsche ich durch diese Reihe charakteristischer Darstellungen in dem empfänglichen Geist der Jugend das Bedürfniß zu erwecken, sich mit der Erde und deren Bevölkerung in ernstlicher wissenschaftlicher Weise zu beschäftigen. Ich wünsche jenen Trieb des Wissens zu entzünden, dem das Einzelne nicht mehr genügt; dem es, gerade durch seine freie eigenthümliche Entwicklung, die Lust erweckt, es auch in der Gesammtheit zu betrachten, es sich zum einheitlichen Ganzen verbinden zu lernen; dem es Bedürfniß wird, diese Erde, mit der scharf ausgeprägten Physiognomie ihrer Glieder, als eine Erdgestalt, diese Menschen, die ihm in der mannigfachsten Prägung der Sitten und Lebensverhältnisse, ja der körperlichen Bildung entgegentreten, als ein Menschengeschlecht zu erfassen."

Das Ganze zerfällt in vier Abtheilungen: Amerika, Afrika, Asien, Australien. Die Bilder sind folgende: Aus Amerika: Waldleben und Waldabenteuer in Maine. Ein Wettlauf mit Wölfen. Ein Kampf mit Wölfen. Eine Fahrt auf dem Mississippi. Die Heldin von Texas. Mexikanische Räuber. Ein Sturm auf Antigoa. Die Schlangen im Innern von Central-Amerika. Ein Erdbeben in Santiago. Die Tiger, höhle. Ein Hundekönig in Süd-Amerika. — Aus Afrika: Ein Reiseabenteuer in der Sahara. Eine Löwenschlacht in Algerien. Die Löwensagen der Araber. Die Straußenjagd bei den Arabern. In Nordafrika. Soldatenleben am Kap. Der wilde Hund in Südafrika. Die Wirthschaft eines holländischen Boers. Elephantenjagd am Kap. Reise durch die Wüste von Suez nach Kairo. — Aus Asien: Reiseerinnerungen aus Sibirien. Die ewigen Flammen bei Baku. Die Hindus. Der Fluch eines Fakirs. Leben und Treiben in Madras. Jagdabenteuer in Nepal. Ein chinesisches Gastmahl. Tigerkämpfe zu Galo. Eine Theeplantage auf Java. Die Verbrennung der Leiche des Dewa Nego. Die Hahnenkämpfe in Manila. — Aus Australien: Ein Haifischfang in Sidney. Die Holzfäller in den Urwäldern Australiens. Eine Reise im Innern von Australien. Sitten und Charakter der Neu-Seeländer. Tahiti.

Ueberall sind die neuesten und zuverlässigsten Quellen benutzt. Der Herausgeber hat sie gewissenhaft angegeben und wir finden darunter neben dem „Auslande" und dem „Magazin für die Literatur des Auslandes", Gabriel Ferry's geistreiche Skizzen (Revue des deux mondes), Steen Bille's Bericht über die Reise der Corvette Galathea um die Welt (Kopenhagen und Leipzig, 1852), das umfangreiche Reisewerk des Obrestlieutenant Mundy: Our Antipodes &c. (3 Vols. Lond. 1852) u. a. m.

Was hier gegeben ist, muß von Aehnlichem, dem großentheils ältere Quellen zu Grunde liegen, sowol hinsichtlich der umsichtigen Auswahl als auch der mit Geschick auftretenden Darstellung unterschieden werden und verdient daher die angelegentlichste Empfehlung. Wer sich mit dem Studium der Länder- und Völkerkunde beschäftigt hat, wird sich schon bei flüchtigem Durchblättern des Werkes überzeugen, daß der Herausgeber mehr als eine gewöhnliche, planlose Compilation geliefert hat.

Druck und Papier, so wie die ganze äußere Ausstattung sind vorzüglich, die sechs colorirten Zeichnungen charakteristisch.

H.

H. C. Andersen's sämmtliche Märchen. Mit 125 Illustrationen nach Originalzeichnungen von V. Pedersen. In Holz geschnitten von Ed. Kretzschmar. Dritte Auflage. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1853. 518 Seiten. 8.

Andersen's Märchen haben sich vom Pallast bis zur Hütte einen solchen allgemeinen Beifall erworben, sie haben Jung und Alt so vielfältig erfreut, ja inmitten kaum zu zählender neuer und neuester Erscheinungen auf dem Gebiete der Dichtung, selbst der vorzüglichsten, wird man stets zu ihnen wieder zurückkehren und sie zum zweiten, zum dritten Mal mit gleicher, ja manche mit gesteigerter Theilnahme lesen. Zunächst freilich zur Unterhaltung; aber in wie vielen findet man, wenn man nur recht zu suchen versteht, die trefflichsten Lehren, die beachtet und befolgt, hinführen auf den rechten Weg und den Irrweg deutlich zeigen. Und ein Vorzug vor ähnlichen Märchenbüchern, der ihnen gebührt, ist der, daß sie nicht alle aus einem Gusse, daß sie in Stoff und Einkleidung, soweit dieses, wenn sie der Dichtart, welcher sie angehören, nicht entfremdet werden sollten, verschieden, daher frei von Einförmigkeit und geeignet sind, Kindern (— für sie ist bekanntlich eine Auswahl besonders zusammengestellt —) und Erwachsenen Interesse abzugewinnen. Bald versetzen sie uns in das ideale Reich der Phantasie, der Feen und Elfen, bald sind sie aus dem Alltagsleben der nächsten Umgebung entlehnt, ja eins, sehr gelungenes, ist gewissermaßen auf geschichtlichem Grund und Boden aufgelesen; es ist wahr, Gedanken, Phrasen wiederholen sich bisweilen, aber nie am unpassenden Orte.

Diese Originalausgabe, an deren dritte Auflage hier erinnert werden soll, enthält 45 Märchen, jedes mit dem Texte eingedruckten Holzschnitten und einige noch mit größeren besonderen Illustrationen; eine Gallerie reizender Bilder, von denen mehrere in Erfindung und Ausführung kleine Meisterstücke! Der Künstler hat es trefflich

Digitized by Google

verſtanden, ſich ganz in Andreſen's bunte Märchenwelt hineinzuleben, er iſt bisweilen ſelbſt zeichnend, zum Dichter geworden.

Daß aus der Teubner'ſchen Officin nur typographiſch Schönes hervorgeht, iſt längſt bekannt; auch dieſe illuſtrirte Prachtausgabe, von welcher elegant gebundene Exemplare in allen Buchhandlungen vorräthig oder durch dieſelben zu beziehen ſind, liefert dafür einen neuen Beweis. H.

Leipziger Bücher-Auction,

10. Januar 1853.

In dem Katalog dieſer Auction, welche im T. O. Weigel'ſchen Auctions-Locale ſtattfindet, ſind namentlich die Bibliotheken der Herren Archivrath Dr. Erhard in Münſter, Profeſſor Dr. Gruber in Halle, und geh. Archivar Dr. Tittmann in Dresden verzeichnet. Sie enthalten einen anſehnlichen Vorrath älterer und neuerer Werke aus allen Fächern; hervorzuheben iſt beſonders eine große Anzahl von deutſchen Sprachdenkmälern, werthvollen Ausgaben griechiſcher und römiſcher Klaſſiker, mathematiſchen, naturwiſſenſchaftlichen und mediciniſchen Büchern, literar-hiſtoriſchen, geſchichtlichen, archäologiſchen Werken. Auch Pracht- und Kupferwerke nebſt Kupferſtichen in Rahmen und Glas, ſo wie eine Siegelſammlung von ohngefähr 11,000 Nummern kommen zum Verkauf; ferner ein beachtungswerther Folioband, enth. Abſchriften von genealogiſchen und heraldiſchen Dokumenten, den Flandriſchen und Lothringiſchen Adel betreffend, geſammelt von Butkens, Calot und Andern; meiſt in franzöſiſcher Sprache mit vielen ſchwarzen und colorirten Wappen- und Siegelabbildungen. H.

Zeitirrthümer.

In Herder's Ueberſetzung des „Cid" beginnt die fünf und ſechszigſte Romanze:

Tauſend hundert zwei und dreißig
Am dreizehnten Tag des Meimond's,
War es, als der gute Feldherr
Von Bivar die Welt verließ.

Zufolge der geſchichtlichen Zeugniſſe ſtarb jedoch der Cid bereits in dem Jahre 1099 zu Valencia und 1102 eroberten die Mauren dieſe Stadt zum zweiten Male.

Schiller läßt in dem zweiten Auftritte des erſten Aufzuges der „Piccolomini" den Buttler gleichnißweiſe von Wallenſtein ſagen:

Und wie des Blitzes Funke ſicher, ſchnell,
Geleitet an der Wetterſtange, läuft, u. ſ. w. —

Buttler konnte wohl die Möglichkeit einer Vorrichtung zur Ableitung des Blitzes muthmaßen, von der Wetterſtange oder dem Blitzableiter, wie ſolcher gegenwärtig Anwendung findet, vermochte derſelbe jedoch keine Kunde zu haben, da den erſten Vorſchlag zu Blitzableitern, Franklin in dem Jahre 1749 veröffentlichte, worauf in England in dem Jahre 1762 zu Paynshille von Dr. Watſon und 1769 in Deutſchland zu Hamburg an dem Jacobithurme, der erſte Blitzableiter errichtet wurde, wie unter anderen die Schrift „Vom Blitze, Hamburg, 1778" ergiebt. *) R—n.

Miscelle.

In England bildet ſich eine Geſellſchaft, um den italieniſchen See Fucino trocken zu legen und den Claudius-Canal herzuſtellen, falls ihr der Beſitz des ſo gewonnenen Landes, ſo wie die etwa aufzufindenden Alterthümer als Erſatz für die aufzuwendenden Koſten garantirt werden. Sie hofft um ſo mehr ein profitables Geſchäft zu machen, als in älteren Zeiten mehrere Städte und einzelne Villa's an den Ufern jenes See's in deſſen Fluthen untergegangen ſein ſollen.

Die Britannia bringt einen Artikel des Caledoniſchen Mercurs von 1764 in Erinnerung, welchem zufolge ein ſchottiſcher Schuſter eine Maſchine erfunden haben ſoll, vermittelſt deren ſechs Mann gerade ſo viel leiſten konnten als ein ganzes Regiment. Sie war im Stande, 44000 Kugeln in zwei Minuten abzufeuern und einem Cavallerie-Angriff eine Unzahl Bayonetten entgegen zu ſtrecken. (Warum dieſe Mordwaffe, die in ihrer Art unendlich mehr geleiſtet hätte, als was ſeitdem erfunden worden, unbeachtet geblieben iſt, wird nicht geſagt.)

Die Londoner Gazette zeigte jüngſt die Aufhebung der Compagnieſchaft von ein Paar Schullehrern zu Epping, in der engliſchen Grafſchaft Eſſex an, von welchen der Eine, der Beſcheerung des Globe zufolge, nicht im Stande iſt ſeinen Namen zu ſchreiben.

Die neue Kaiſerkrone Napoleons III. wird dem Vernehmen nach nicht bloß ein Meiſterſtück der Juwelierskunſt ſein, ſondern auch jeden andern königlichen Schmuck in dem Reichthum ſeiner Perlen und Edelſteine übertreffen. Der Juwelier Lemonnier iſt expreß nach Rußland gereiſt, um dort verſchiedene koſtbare Steine einzuhandeln, und die Prinzeſſin Mathilde, die im Beſitz einer ſeltnen Sammlung ſchwarzer Perlen iſt, hat dieſelben ſämmtlich zur Verfügung des Künſtlers geſtellt, der mit der Ausſchmückung der Krone, die bis Ende dieſes Jahres fertig ſein ſoll, betraut worden iſt.

Die engliſchen Miniſter, ſagt Punch in ſeiner bekannten ſarcaſtiſchen Manier, bemühen ſich fortwährend, als Protectioniſten zu gelten, und führen als Beweis deſſen an, daß ſie zu ihrem eignen Schutze Alles aufgeopfert hätten.

*) Wir ſind übrigens gern bereit, jene Verfrühung der Bekanntſchaft mit dem Blitzableiter, einer bloßen dichteriſchen Freiheit beizumeſſen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenſtraße No. 6. Expedition ebendaſelbſt.

Digitized by Google

SOCIETÆT

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 101. Sonnabend, den 18. December. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Lieder von H. Zeise ..... Seite 789
Panthea und Abradates ..... " 790
Hagestolz ..... " 792
Literatur:
Das Jahr 1848. Von Eduard Köllner ..... " 792
Liederklänge aus England und Spanien. Von Adolph Laun. " 794
Miscellen ..... " 796

Lieder von H. Zeise.

I.

Herbstlied.

Es ziehn die Schwalben nach dem Süden,
Gleich Schiffen von dem öden Strand,
Und es empfängt die Wandermüden
Ein sonniges und warmes Land.
Die Felder trauern ohne Garben,
Gekeltert ward der Feuerwein, —
Es hüllt der Herbst in Todesfarben
Den Schmuck der grünen Wälder ein!

O, könnt' auch ich den Kerker sprengen,
Der eng und enger mich umspannt,
Und laut mit jauchzenden Gesängen
Begrüßen das ersehnte Land.
Hier, wo der Sänger Lieder starben,
Soll meines Kummers Ruhstatt sein, —
Hier, wo der Herbst in Todesfarben
Hüllt Wiesen, Wald und Thäler ein!

Doch ist der Frühling auch vergangen,
Im Herzen blüht er neu empor,
Und seine Kränze seh' ich prangen
Im tausendfachen Blüthenflor.
Wenn auch der Sänger Lieder starben,
In meiner Brust soll Frühling sein, —
Hüllt mich auch einst in düstre Farben
Der kalte Herbst des Lebens ein!

II.

Lenz im Winter.

Es liegt vor mir die weite Welt
Im goldnen Morgenlicht,
Das durch das blaue Himmelszelt
In tausend Farben bricht.
Es jauchzt das Herz so froh und frei,
Stolz schweift der Blick zu Thal,
Gegrüßt, du wonnesamer Mai,
Gegrüßt sei tausend Mal!

Seht, wie vom Baum die Blüthe fällt,
Als wär' der Grund beschneit,
Ich juble: „o, du schöne Welt,
So endlos und so weit."
Ich muß hinfort, und singe laut:
„Es zog der Frühling ein,
Es küßt der Himmel seine Braut,
Die Erde, licht und rein."

Du sprichst: „daß es der Winter sei,
Der seine Flocken streut,"
Doch nein, für mich ist es der Mai,
Deß Blüthenpracht erfreut.

Digitized by Google

Wie heftig es auch draußen schneit,
Ich sing' den Lenz herbei,
Und grüße so zur Winterzeit
Den wonnesamen Mai.

III.

O, laßt mich wie die Lilien sein.

Sieh' auf dem Felde über Nacht
Die Lilien sich entfalten,
Die ihrer Blüthen Zauberpracht
Gleich einem Banner halten.
Es küßt sie goldner Sonnenschein,
Sie kennen keine Sorgen, —
O, laßt mich wie die Lilien sein,
Und denken nicht an morgen!

Sie fangen auf den Silberthau
Im leuchtenden Pokale,
Es grünt und blüht die Frühlingsau
Durchwärmt vom Sonnenstrahle.
Des Thaues Tropfen demantrein
Ruhn tief im Kelch geborgen, —
O, laßt mich wie die Lilien sein,
Und denken nicht an morgen!

Und kommt des Herbstes rauhe Zeit,
Wo alle Blüthen sinken,
Dann siehst zuletzt im weißen Kleid
Du stolz die Lilie blinken.
Und still hüllt sich die Blume ein,
Sie achtet keiner Sorgen, —
O, laßt mich wie die Lilien sein,
Und denken nicht an morgen!

IV.

Grablied.

Hast Du einen Menschen sterben sehen, so denke,
Du werdest einst den nämlichen Weg gehen.
Thomas von Kempis.

Senket in die Erde, die des Todes Hand geraubt,
Jungfrau'n mild und blühend mit dem Lockenhaupt,
Senkt den stolzen Jüngling wieder in der Jugend Wohlgestalt,
Und den Greis im Schmuck der Locken, dem der Schnee vom Scheitel wallt

Wie die Rosen sinken von dem grünen Lenzesstrauch,
Sinkt vom Lebensbaume still die Jungfrau auch,
Doch im neuen Lenze wieder wird der Strauch in Blüthen stehn,
Was gelebt im Strahl der Sonnen kann im Tod nicht untergehn.

Durch die enge Pforte, die der kalte Tod geweiht,
Führt der Pfad ins Jenseit zur Unsterblichkeit,
Rosen und Cypressen streuet schweren Herzens auf die Gruft,
Droben rauschen Friedenspalmen in der ew'gen Frühlingsluft.

Unsre Seele schwinge sich im Liede himmelan,
Dort wo der Gestorbne sich den Kranz gewann,
Den für alle Ewigkeiten nie des Todes Hand zerpflückt,
Der die neuverklärten Leiber mit des Himmels Blumen schmückt.

Panthea und Abradates.

Geschichtliche Ueberlieferung.

Nach der siegreichen Schlacht des persischen Königs Cyrus gegen die Assyrer *) wurde die Beute vertheilt; für ihn blieb ein prachtvolles Zelt aufgehoben, und eine Gefangene, die an Schönheit alle andere übertraf. Dieses war Panthea, Königin in dem Lande Susa. Ihr Gemahl Abradates war nach Bactrien gereiset, um Hülfsvölker für das assyrische Heer zu sammeln. Cyrus wollte sie nicht sehen; ihre Bewachung vertrauete er einem jungen medischen Feldherrn an, Namens Araspes, der mit ihm aufgewachsen war. Araspes beschrieb, in welcher demüthigen Stellung er sie zuerst angetroffen hatte. „Sie saß," sagte er, „in ihrem Zelte auf der Erde, von ihren Frauen umgeben, wie eine Sclavin gekleidet, mit niedergesenktem und verhülltem Haupte. Wir geboten ihr aufzustehen; alle ihre Frauen erhoben sich zugleich mit ihr. Einer von uns suchte sie zu trösten. „„Wir wissen,"" sprach er, „„daß Dein Gemahl durch edle Eigenschaften Deine Liebe verdiente; aber Cyrus, dem Du bestimmt bist, ist der vollkommenste Fürst des Morgenlandes."" — Bei diesen Worten zerriß sie ihren Schleier; ihr Schluchzen, mit dem Wehklagen ihrer Dienerinnen vermischt, schilderte uns alles Schreckliche ihres Zustandes. Wir hatten nun Gelegenheit sie näher zu betrachten, und wir können dich versichern, daß Asien nie eine gleiche Schönheit hervorgebracht hat. Aber du wirst dich bald selbst davon überzeugen."

„Nein," sprach Cyrus, „deine Erzählung ist ein Grund mehr, daß ich sie vermeiden werde. Sähe ich sie einmal, so würde ich sie öfter sehen wollen, und so könnte ich am Ende bei ihr vergessen, wohin mich der Ruhm und meine Entwürfe rufen." — „Glaubst Du denn," entgegnete der junge Meder, „die Schönheit herrsche so mächtig, daß sie gegen unseren eigenen Willen uns von unserer Pflicht ableiten könne? Warum bezwingt sie denn nicht auf gleiche Weise Aller Herzen? Weßhalb werden wir nie unkeusche Blicke auf die Frau werfen, welche uns das Leben gab, oder auf die, welche es uns verdankt? Weil das Gesetz es verbietet; folglich ist das Gesetz stärker als die Liebe. Befähle es uns aber, Durst oder Hunger, Kälte oder Hitze nicht zu empfinden, gleich würde unser Inneres sich dagegen empören. Denn stärker als das Gesetz ist die Natur; folglich würde nichts der Liebe widerstehen können, wenn sie an sich unüberwindlich wäre, und mithin liebt man nur, wenn man lieben will."

„Stände es in unserer Willkühr sich dieses Joch aufzulegen," sprach Cyrus, „so wären wir auch vermögend es wieder abzuwerfen. Oft aber sehe ich Liebende vor Schmerz über ihre ver-

*) In dem Jahre 556 vor Chr. Geb.

Digitized by Google

lorene Freiheit weinen, und ungeduldig an den Ketten reißen, welche sie weder zu zerbrechen noch zu tragen sich stark genug fühlten." — „Das waren," antwortete der Jüngling, „feige Seelen, welche ihre eigne Schwäche der Liebe aufbürden; edle Gemüther unterwerfen ihre Leidenschaften ihrer Pflicht." — „Araspes, Araspes," rief Cyrus, indem er ihn verließ, freundlich warnend, ihm zu, „besuche die Fürstin nicht zu oft!"

Panthea besaß außer den Vorzügen der Bildung, Eigenschaften des Geistes und des Herzens, welchen das Unglück noch anziehendere Reize verleiht. Araspes glaubte, ihr mit Sorgfalt begegnen zu müssen, und immer mehr steigerte sich diese, ohne daß er selbst es wußte. Sie erwiederte dieselbe mit Achtsamkeiten, zu denen sie sich gegen ihn verpflichtet hielt, und er verwechselte diesen Ausdruck ihres Dankes mit dem Bestreben zu gefallen. Kurz, seine Liebe wuchs unmerklich zu einem so hohen Grade, daß er sich endlich gezwungen fühlte sie ihr zu gestehen. Panthea wieß ihn sofort zurück; aber bei Cyrus suchte sie erst dann Schutz, nachdem Araspes sie mit wahren Gewaltthätigkeiten bedroht hatte.

Augenblicklich ließ Cyrus seinem Günstlinge sagen: er möge bei der Fürstin alle Ueberredungsmittel, nur keinen Zwang gebrauchen. Diese Weisung war für Araspes ein Donnerschlag. Er schämte sich seines Betragens, und Schmerz, Reue und Furcht vor der Ungnade seines Gebieters quälten ihn schrecklich, so daß Cyrus gerührt wurde und ihn rufen ließ.

„Warum," sprach er zu ihm, „scheuest Du meine Gegenwart? Ich weiß es zu gut, daß die Liebe aller Weisheit der Menschen, ja selbst aller Macht der Götter trotzt. Ich selbst habe nur durch Ausweichen ihrer Gewalt zu entgehen vermocht. Ich will also nicht Dir einen Fehler anrechnen, dessen erste Schuld mich selbst trifft. Ich habe, als ich Dir die Königin anvertraute, Dich einer Gefahr bloß gestellt, welche über Deine Kräfte ging." — „Ist es möglich?" rief der junge Meder aus, „während meine Feinde frohlocken, während meine bestürzten Freunde nur rathen, mich Deinem Zorne zu entziehen, während Alles sich vereinigt mich nieder zu beugen, will mein König selbst mich durch Trost aufrichten! O Cyrus! Du bist Dir immer gleich, immer nachsichtsvoll gegen Schwachheiten, deren keine Du selbst an Dir trägst, die Du aber entschuldigst, weil Du die Menschen kennst!" —

„So wollen wir denn," entgegnete Cyrus, „die Stimmung der Gemüther benutzen. Ich wünsche die Stärke und die Pläne meiner Feinde zu erfahren; begieb Dich in ihr Lager: diese Flucht wird den Schein eines Verlustes meiner Gunst erregen und Dir ihr Vertrauen zuwenden." — „Ich fliege," sprach Araspes, „zu glücklich, wenn dieser schwache Dienst meine Fehler austilgen kann." — „Aber," sagte Cyrus, wirst Du Dich von der schönen Panthea trennen können?" — „Wie sollte ich es Dir nicht gestehen," antwortete der Jüngling, „mein Herz ist zerrissen, und ich fühle es in diesem Augenblicke nur zu mächtig, daß wir zwei Seelen in uns haben, deren eine uns unaufhörlich zu dem Bösen und die andere zu dem Guten antreibt. Bis jetzt hatte ich mich der ersteren überlassen, nun aber wird, durch Deinen Beistand gestärkt, die zweite ihre Widersacherin besiegen." —

Araspes erhielt hierauf geheime Befehle, und begab sich zu dem Kriegsherrn der Assirer.

Als Panthea Araspes Flucht erfuhr, ließ sie Cyrus sagen: sie könne ihm einen treueren und vielleicht einen nützlicheren Freund als jenen jungen Günstling verschaffen. Sie meinte Abradates, den sie vermögen wollte des assirischen Königs Dienste zu verlassen, mit denen unzufrieden zu sein er Ursache hatte.

Nachdem Cyrus in diese Unterhandlung gewilligt hatte, Abradates darauf eingegangen war, kam dieser mit zwei tausend Reitern zu dem Heere der Perser, und Cyrus ließ ihn sogleich zu Panthea führen. Noch in der ersten Aufregung der Gedanken und Gefühle, welche ein lange ersehntes und fast nicht gehofftes Glück hervorbringt, schilderte sie ihm ihre Gefangennehmung, ihre Leiden, Araspes Vorhaben, Cyrus Großmuth. Mit brennender Ungeduld, seinen Dank zu äußern, flog ihr Gemahl zu diesem Fürsten, drückte ihm die Hand und rief: Ha! Cyrus! für Alles was ich Dir schuldig bin, kann ich nur meine Freundschaft, meine Dienste und meine Krieger Dir anbieten; aber dessen sei gewiß, was Du auch unternimmst, immer wird Abradates Dir als treueste Stütze dienen." — Cyrus nahm sein Anerbieten mit Freuden an, und sie entwarfen zusammen den Plan der Schlacht.

Die Kriegsvölker der Assirer, Lydier und eines großen Theiles von Asien, standen Cyrus Heere gegenüber. Abradates sollte die furchtbare Phalanx*) der Aegypter angreifen. Das Loos hatte ihm diese gefahrvolle Aufgabe beschieden, um welche er gleich anfangs nachsuchte, die ihm aber die anderen Feldherrn streitig machten.

Er war im Begriff seinen Kampfwagen zu besteigen, als Panthea herantrat und ihm eine Rüstung überreichte, welche sie in Geheim hatte anfertigen lassen, und woran mehrere Zierrathen glänzten, womit sie selbst zuweilen sich zu schmücken pflegte.

„Also auch Deinen Schmuck hast Du mir opfern gewollt!" sagte mit Rührung der Fürst. „Ach!" erwiederte sie, „ich verlange keinen andern, als daß heute die ganze Welt Dich so sehen möge, wie ich Dich immer sehe." — Indem sie dieses sprach, bekleidete sie ihn mit den glänzenden Waffen, und vergeblich zurückgehaltene Thränen überströmten ihr Antlitz.

Als Abradates die Zügel ergriff, ließ sie die Umstehenden zurücktreten, und richtete noch folgende Worte an ihn: „Hat je ein Weib ihren Gatten tausendmal mehr geliebt als sich selbst, so bin ich es sicherlich, und davon muß Dir mein ganzes Streben so überzeugende Beweise gegeben haben, wie ich in Worten auszudrücken nicht vermögen würde; aber, trotz meiner feurigen Liebe, wünsche ich dennoch — ich schwöre es bei den Banden unserer Zärtlichkeit — lieber ehrenvoll mit Dir zu sterben, als mit einem Gatten zu leben, dessen Schande ich mit tragen müßte. Denke an unsere Verbindlichkeiten gegen Cyrus, erinnere Dich, daß ich in Fesseln war, und er mich beschützte, denke endlich daran, daß ich die Ursache bin deren wegen er seinen Freund verlor, und daß er meinen Worten glaubte, einen tapferen und sicherlich einen getreueren Freund in meinen geliebten Abradates wieder zu finden." —

Der Fürst wurde hoch entzückt durch die Rede, streckte die Hand über das Haupt seiner Gemahlin aus, hob die Augen zu dem Himmel empor und rief: „Almächtige Götter! lasset mich heute als würdigen Freund des Cyrus, und vorzüglich als Panthea's würdigen Gatten erscheinen!" Und so schwang er sich in den Wagen, auf welchen zitternd einen Kuß zu heften,

*) Phalanx: der Heerkern, eig. Kern des altmacedonischen Heeres.

Digitized by Google

die erschütterte Fürstin kaum noch Zeit hatte. — In der Verwirrung ihrer Seele folgte sie dem Wagen mit fliegenden Schritten auf der Ebene nach; aber Cyrus wurde es gewahr, und beschwor sie zurückzukehren und Muth zu fassen. Nun traten ihre Frauen und Diener heran und entzogen sie den Augen der Menge, welche nur auf sie gerichtet und für Abradates Schönheit und die Pracht seiner Rüstung blind gewesen waren.

Die Schlacht fand nahe an dem Flusse Paktolus statt. Das Heer des Königs Krösus erlitt eine völlige Niederlage; das große Reich der Lydier zerfiel in einem Augenblicke, und auf dessen Trümmer erhob sich die persische Macht.

An dem Tage nach dem Siege befremdete es Cyrus, den Abradates nicht wiederzusehen, und er fragte voll Unruhe nach ihm. Einer von seinen Feldherrn berichtete nun: dieser Fürst sei fast in demselben Augenblicke, als das Treffen begann, von einem Theile seiner, dem Cyrus zugeführten, Reiter verlassen worden, habe dessen ungeachtet mit der größten Tapferkeit die ägyptische Phalanx angegriffen, und sei, nachdem er seine Feinde um sich her fallen gesehen habe, endlich selbst getödtet worden; Panthea habe seinen Leichnam an das Ufer des Paktolus bringen lassen und treffe jetzt Anstalten zu seiner feierlichen Bestattung.

Voll tiefen Schmerzes begab Cyrus sich sogleich zu Panthea; er fand dieselbe neben dem blutenden Leichname ihres Gemahls, auf der Erde sitzend. Thränen traten ihm in das Auge; er wollte die Hand ergreifen, die noch gestern so tapfer für ihn kämpfte, aber sie blieb in seinen Händen, denn in dem Getümmel der Schlacht war sie durch einen Schwerdtstreich abgehauen worden. Cyrus Rührung verdoppelte sich, und Panthea brach in ein herzdurchschneidendes Geschrei aus. Sie ergriff die Hand, überdeckte sie mit strömenden Thränen und Küssen, suchte sie dem Arme wieder anzufügen, und sprach endlich mit hinsterbender Stimme zu Cyrus: Du siehest, welches Unglück mich verfolgt: aber warum willst Du ein Zeuge davon sein? Für mich, für Dich, hat er sein Leben verloren; ich verblendete, ich selbst forderte ihn auf, Deiner Achtung sich werth zu machen; ach! zu getreu hat er meinen Rath befolgt, hat weniger an sich, als an Dich gedacht. So starb er, zwar auf der glanzvollen Bahn des Ruhmes, das weiß ich; aber, ach! er starb, und ich lebe noch!

Cyrus weinte eine Zeitlang schweigend, und sprach hierauf zu ihr: „Der Sieg hat sein Leben gekrönt, sein Ende konnte nicht ehrenvoller sein. Nimm diesen Schmuck an, welcher ihn in das Grab begleiten soll, und diese Opferthiere, die zu seiner Verherrlichung fallen werden. Seinem Gedächtnisse will ich ein Denkmal für die Ewigkeit errichten. Du aber Panthea, sollst nie von mir verlassen sein, das gebieten mir Deine Tugenden und Dein Unglück. Bestimme nur, nach welchem Orte Du gebracht zu werden wünschest." —

Panthea versicherte ihm, daß er das bald erfahren werde, und Cyrus schied von ihr. — Jetzt ließ sie ihre Diener sich entfernen, und rief die Wärterin ihrer ersten Jugend.

„Sobald ich," sprach sie zu dieser, „die Augen geschlossen habe, dann überdecke mit demselben Schleier meinen Gemahl und mich." Die Dienerin versuchte durch Bitten sie zu bewegen, von ihrem Vorhaben abzustehen; aber da ihr gerechter Schmerz dadurch nur heftiger gereizt wurde, so setzte erstere, in Thränen schwimmend, sich zu den Füßen der Gebieterin nieder. Panthea ergriff einen Dolch, durchbohrte sich die Brust, und hatte noch Stärke genug, sterbend ihr Haupt an ihres Gemahles Herz zu legen.

Wenige Augenblicke darauf ertönte von ihren Frauen und dem ganzen Gefolge der Ausruf des Schmerzes und der Verzweiflung. Drei Diener fielen durch eigne Hand als Todtenopfer ihrer Königin.

Cyrus eilte auf die erste Nachricht von dem Geschehenen herbei, beweinte von neuem das Schicksal dieser beiden Gatten und ließ ihnen ein Grabmal errichten, das ihre vereinte Asche umschloß. N—n.

Hagestolz.

Gewöhnlich wird diese Bezeichnung von dem althochdeutschen Worte „Hagestult," der Einsame, der im Hage stellt (lebt) nicht mit Familie in einer Hütte wohnt, hergeleitet. Sollte diese Deutung richtig sein, so dürfte das Wort ursprünglich zweierlei Begriffe ausgedrückt haben; denn in Tschudi's Schweizerchronik (erster Band, S. 505) liest man: „Hagstolz ist ein nit von Gelütrn geboren,*) des Vatter und Mutter nit vermählrt sind, sondern ledig." — Das Gegentheil der Hagestolzen sind bei Tschudi gewissermaßen die Semper-Lüt, auch blos die „Semper" genannt. Die letztere Bezeichnung erkläet derselbe mit den Worten: „Semper-Lüt sind Patricii, die anfänglich in Uffbuwung der Stadt oder Fleckens St. Gallen, dahin sich gesetzt; mögen Wapen führen, haben vil Freyheit."

N—n.

Das Jahr 1848. Zur Versöhnung von Freiheit und Autorität. Nebst Folgerungen für Preußens Verfassung und Regierungsform. Von Eduard Köllner, Dr. theol. et phil., ordentl. Prof. d. Theol. zu Gießen. Gießen, J. Ridersche Buchhandlung 1852. VI. 142. Gr. 8.

Motto: Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten.

Diese Schrift befand sich mit unter den Concurrenzschriften um den von Aug. Moritz zu Stettin ausgesetzten Preis über Wesen, Werth und Consequenzen des modernen Constitutionalismus, wohl anfänglich nicht zu diesem Zwecke verfaßt, wie sie auch darauf sich vornehmlich nur mit ihrem Resultate bezieht. Man erwarte hier nicht eine Aufzählung der historischen Thatsachen des Jahres 1848, wie der Titel vermuthen lassen könnte. Dem Verf. ist es nur darum zu thun, die bewegenden Hauptideen, die in der fieberhaften Hitze jenes Jahres im

*) ... Erborner ...

Digitized by Google

Schwunge gingen, einer ernsten und gründlichen Würdigung und Kritik zu unterwerfen, und die rechte Freiheit der Völker mit der gesetzlichen Autorität der Fürsten zu versöhnen. Er widmet deßhalb auch sein Buch den Fürsten und Ständekammern Deutschlands.

Die Ursache der Zeitbewegung findet er in den drei Ideen von der Freiheit, der Einheit Deutschlands und der socialen Frage. Danach zerfällt die Schrift in drei (freilich sehr ungleiche) Theile. I. von der Freiheit (S. 2—101), II. von der Einheit Deutschlands (S. 102—104), III. Sociale Frage (S. 104—114). Der Anhang beantwortet die beiden Fragen: Ob der Constitutionalismus für Preußen heilsam sei (S. 114—131). Schließlich sind die Veränderungen angegeben, welche in der preußischen Verfassung eintreten müssen.

Ausgehend von der religiös-sittlichen Grundlage in Beurtheilung der neuesten Zeitbewegung, stellt der Verf. im I. Theile den Begriff der Freiheit als die Unterordnung des menschlichen Willens unter Gottes Willen hin und verwirft den falschen Humanitätsbegriff von Freiheit, welchen die Hegelsche und Fichtesche Schule, so wie Böhme, Ruge und Noack aufgestellt haben. Die Lehren dieser Herren von der Anatomie des Geistes führe nur dahin, daß jeder Narr sich selbst Gesetz sei (S. 9). Sie stellten die Revolution als Princip des Staatslebens hin. Das historische Recht des Menschen gründet sich auf das Naturrecht, das der Mensch nie unbeschränkt besessen hat; denn die Gesellschaft beschränkt jederzeit das Recht des Einzelnen. Andere Verhältnisse bedingen andere Rechtsformen und eine Reform. Jede Revolution aber ist Sünde (S. 12). Wie der Mensch an Gott eine Autorität hat, so muß auch eine menschliche Autorität vorhanden sein, ein Repräsentant Gottes und seiner Ordnung ist nothwendig. Der Monarchie wird unbedingt der Vorzug vor der Republik gegeben, weil in ersterer die der Gesammtheit nothwendigen Thätigkeiten, Gesetzgebung, vollziehende Gewalt, Rechtspflege und Verwaltung sich am besten entfalten könne. Die Natur kennt keine Republik. Der Mensch hat nur *einen* Kopf, die Familie nur *ein* Haupt. Die Monarchie, ob auch beschränkt durch Constitution, gewähret eine größere Autorität, bessere Einheit und Energie der Regierung, die Erbmonarchie insbesondere eine bessere Ordnung der Regentenfolge, größeres öffentliches Vertrauen, setzt der Selbstsucht und dem Ehrgeize bessere Schranken. Die Schweiz, Frankreich, Amerika bieten kein erfreuliches Bild der republikanischen Verfassung. Geschichte, Gegenwart und Bedürfniß der Menschennatur sprechen unbedingt für den Vorzug der monarchischen Staatsformen. (S. 22) Von der Mitberathung der erwachsenen Kinder in der Familie nimmt der Verf. ferner den Maßstab für die Naturmäßigkeit und Nothwendigkeit der beschränkten Monarchie, der constitutionellen Staatsform, her. Die Volksrepräsentation ist alt, auch die ständische (Geistlichkeit, Adel, Gemeine) war eine solche. Ob der Regent auch von Gottes Gnaden ist, so thut eine gewisse Beschränkung desselben der göttlichen Ordnung nicht Eintrag, er ist als solcher auch noch das Haupt des Staatskörpers, der Vater der Familie des Staates (S. 25). Der Kopf nimmt Rücksicht auf die Organe, das Gesammtgefühl des Körpers bei der Bestimmung seines Willens, eine solche Beschränkung ist keine unwürdige. Der Regent muß Regent bleiben, er darf aber nicht gegen das Gesammtgefühl des Staatskörpers handeln. Eine gegenseitige Beschränkung ist nöthig, die Festsetzung des jedem Theile gebührenden Rechtes, also eine Verfassung. Unbedingt gehört dem Fürsten das Regieren, die Vollziehung der Gesetze zu, daher ist alle parlamentarische Regierung ein Unrecht gegen das Volk selbst wie gegen den Fürsten. Der Antheil des Volkes an der Gesetzgebung kann nur ein Beirath sein. Das Recht der Steuerbewilligung räumt der Verf. den Ständen nicht ein. Statt der früheren ständischen Vertretung will er eine Vertretung des Volkes nach Intelligenz und Grundbesitz, und eben in dieser Vertretung des ganzen Landes findet er das Wesen der Constitution und leugnet jede andere Fassung derselben, z. B. Gleichberechtigung des Fürsten und des Volkes, der getheilten Gewalt, der beschränkten Fürsten-, der unbeschränkten Volkssouveränität, wie sich der Constitutionalismus theils theoretisch, theils factisch in den vorhandenen constitutionellen Verfassungen zeigt; er verwirft diese letzteren Definitionen, bleibt aber den Beweis schuldig, daß hierin das Wesen des Constitutionalismus nicht bestehe (S. 125). Das allgemeine Stimmrecht verwirft er und will das Wahlrecht nach den materiellen und geistigen Leistungen der Staatsbürger für das Gemeinwesen geordnet wissen: Nur die ständische Vertretung des Volkes mit Census innerhalb des Standes ist die richtige (S. 54). Die wahren Stände des Staates (geistige Interessen, großer Grundbesitz, Industrie, kleiner Grundbesitz) sind darnach die Träger der großen Thätigkeiten, auf denen das Leben des Staates ruht. Der Verf. führt hiebei das Wort an:

Es kann, was schon im Denken logisch nicht zusammengeht,
Sich auch im Leben praktisch nicht bewähren.

Wir brauchen ihn aber nicht erst darauf aufmerksam zu machen, daß in seiner Eintheilung der Staatsinteressen (S. 55) in der Coordination des großen und des kleinen Grundbesitzes, die auch praktisch zusammengehören, ein logischer Fehler enthalten ist. Der Staat ist ein sittliches Gemeinwesen (S. 57). Wer nicht zu einem Stande gehört, darf gar kein politisches Recht haben, umgekehrt: nicht jeder, der zu einem Stande gehört, darf schon darum das Wahlrecht haben, sondern nur, wer außer der sittlichen Berufsthätigkeit auch materielle Beisteuer giebt (Census auf ständischen Grundlagen, S. 58). Da nun aber nach der Ansicht des Verf. die feudalen Stände nicht mehr, die corporativen, nach Interessen gebildeten noch nicht überall vorhanden sind, so sind eine große Menge Staatsbürger bis dahin, daß die Stände geordnet sind, Nullen; er wägt die Staatsbürger nach Geld und Gut ab. Ein armer Tagelöhner, der vielleicht vier Söhne ins Feld stellt, ein Literat, der durch sein Product das Volk aufklärt, aber bei seiner Feder darbt, hat keine Stimme. Auch möchte es dem Verf. schwer fallen, nachzuweisen, wer, wenn er einen eigenen Heerd hat, nicht zu einem Stande gehört; wer will behaupten, daß der Arbeitsmann dem Staate nichts leiste. — Der Verf. sagt: Consequent gehören die Beamten nicht in die Kammer, als Vollzieher der Gesetze (Exekutive), und doch sind sie nicht gut zu entbehren als Gesetzeskundige. Doch fürchtet er Corruption (wohl eher noch Einschüchterung). Die Diäten der Abgeordneten will er abgeschafft wissen, weil sie eine wahre Landplage werden können. Nach einem Hinblicke auf die falsche Auffassung der Bewegung von 1848, beurtheilt der Verfasser einige Einrichtungen der Zeit, als Volksbewaffnung, Petitions- und Vereinsrecht, das deutsche Parlament, die Schwurgerichte, die Preßfreiheit (ohne Censur vorher, aber Caution).

Digitized by Google

Er will nicht eine Trennung des Staates von der Kirche, der Kirche von der Schule, noch eine völlige Umgestaltung der Universitäten. Endlich stellt er das Wesen der Demokratie in ihrer Untauglichkeit und Verderblichkeit u. s. f. dar. Was über die Einheit Deutschlands gesagt wird, ist richtig, nur nicht erschöpfend. Die Lösung der socialen Frage sieht der Verf. mit Recht in der Ausübung christlicher Liebe. Ebenso richtig ist seine Beurtheilung des Communismus und Socialismus. Im Praktischen fordert er corporative Vereinigung der Gewerbsleute, Fabrikanten und Arbeiter und Anlegung von Sparkassen, welche aber der Noth auch nur spärlich abhelfen werden. Wenn er aber verlangt, (S. 112) daß der Staat den Gewerbetreibenden mit dem Rechte, die Kräfte des Arbeiters zu gebrauchen, auch die Verpflichtung übertrügt, für letzteren aufzukommen, so ist die Prämisse ebenso falsch als die Folgerung, und die Behauptung nicht frei von communistischer Färbung; denn der Staat ertheilt Niemandem das Recht, den Arbeiter anzunehmen, sondern des Arbeiters freier Wille und des Arbeitgebers Bedürfniß und freie Bestimmung schließen einen Contract auf Arbeit und Lohn; soweit die Arbeit reicht, soweit reicht auch der Lohn; die Pflicht für den Arbeiter zu sorgen, kann rechtlich, also von Staatswegen, nicht Statt haben, sondern ist lediglich eine moralische Ausübung freier Liebe (des Verf. eigene Lösung der socialen Frage!).

Im Anfange behandelt der Verf. die von Hrn. Moritz aufgeworfene Preisfrage, ob der sogenannte Constitutionalismus sich mit der Macht und Einheit Preußens und Deutschlands vertrage. In der Voraussetzung des wahren Constitutionalismus (der nach Interessen und Ständen geordneten Vertretung des Landes, im Sinne des Verf.) tritt der Verf. der Behauptung entgegen, eine solche Constitution beschränke die dem Könige von Gott gegebene Macht. Er findet in dem wahren Constitutionalismus eine Förderung der königlichen Macht; denn die gewählten constitutionellen Landesvertreter verlieren alle Macht, sobald sie entlassen sind, hingegen die fortdauernden Stände sind ein den König beschränkendes Gegengewicht: Stände (in früherem Sinne) sind geborne Mitregenten. Dies zugegeben, läßt sich mit gleichem Rechte sagen, jene Landesvertretung sei eine temporäre Mitregentin, und zwar eine solche, die auch nicht stirbt, sondern die alle drei Jahre neu geboren wird, immer wieder als eine andere, doch ihrem Wesen nach als dieselbe hundertköpfige Masse in die Kammer tritt. Dem Verf. entgeht in der That das in seiner ganzen Landesvertretung mit der ständischen Vertretung wesentlich Uebereinstimmende; hier wie da ist Constitutionalismus, damit fällt auch das Urtheil zusammen, als sei es Unrecht, den Constitutionalismus das System der Opposition zu nennen. Ob die Opposition im Princip des Systems liegt oder nicht, ist einerlei, in Wirklichkeit wird sie sich immer machen. Nicht das war zu beweisen, daß die königl. Macht sei, sondern daß der Constitutionalismus die Macht des Königs sichrer stelle, als der Absolutismus (im bessern Sinne des Wortes), was nicht zu beweisen sein wird. — In einen Widerspruch verwickelt sich der Verf., wenn für die Landesvertretung (in seinem Sinne) der Antheil an der Gesetzgebung nur ein Beirath sein soll (S. 28), und auch nachher nachgewiesen wird (S. 124), wie nachtheilig und nutzlos der bloße Beirath einer ständischen Vertretung sei. Der Rath der verschiedenen Personen möchte wohl keinen großen Unterschied begründen und die Nachtheile unbefürchtet lassen für den einen wie für den andern Theil; wir meinen, taugt der Beirath nichts, so taugt er weder von Seiten der Stände, noch der constitutionellen Landesvertretung. Der König muß aber regieren, sagt der Verf., so ist es Gottes Ordnung. Wie geben es zu, daß der König mit einem solchen fast auf den Schein reducirten Beirath regieren könne; aber wir fragen: Ist eine solche berathende Landesvertretung noch eine wirkliche Vertretung im constitutionellen Sinne? Der Sinn jeder Vertretung des Landes bleibt trotz der Behauptung des Verf. (S. 125) die Macht, die Macht den Willen des Fürsten zu beschränken, also die vom Verf. verworfene Definiton (S. 125) keineswegs unrichtig. Ferner giebt der Verf. zu, daß der französische Constitutionalismus nichts tauge (S. 126), daß eine bestimmte Constitution etwa die preußischen Mängel habe, er will jedoch nicht einräumen, daß dieser französische Constitutionalismus alle (S. 126) aufgeführten nachtheiligen Folgen herbeiführe sammt einer Menge verderblicher Institute. Der wahre Constitutionalismus sei an dem Allen so unschuldig, als an dem babylonischen Thurmbau, eine Behauptung, die ebensowohl die Geschichte, als die Constitutionen der Gegenwart widerlegen. Oder wo ist die Erscheinung der wahren Constitution im Sinne des Verf.? In England, deutet der Verf. an (S. 130). Kenner der englischen Constitution urtheilen entgegengesetzt. In dem Schlusse, der von den Veränderungen, die in Preußen mit der Constitution zu treffen, handelt, ist es dem Verf. nicht gelungen, einen überzeugenden Beweis zu führen, daß der vom ihm gezeichnete wahre Constitutionalismus die alte Macht, Einheit und Ehre Preußens aufrecht zu halten im Stande sei. Im Uebrigen enthält das Buch viele treffliche Bemerkungen, die zu weiterem Nachdenken und Forschen anregen. —

Stettin, im Dcbr. 1852.

Liederklänge aus England und Spanien. Von Adolph Laun. Bremen, Verlag von A. D. Geisler. 1852. 212 Seiten. 12.

Der Dichter bietet uns hier eine Sammlung von Liedern, die er den Tönen fremder Meister nachgesungen und in fünf Abtheilungen geordnet hat: Nach Thomas Moore (die größere Anzahl, S. 7—94); National-Arien nach Thomas Moore (S. 97—122); nach Robert Burns (S. 125—142); nach neueren englischen Dichtern und Dichterinnen (Felicia Hemans, Barton, Campbell, Miß Radcliffe, Cunningham, Coleridge, und ein altenglisches Lied (S. 145—172); spanische Romanzen und Gedichte (S. 175—206).

Ohne augenblicklich im Stande zu sein eine Vergleichung mit den Urdichtungen anzustellen, glaubt Ref. versichern zu können, daß der volksthümliche Charakter und Ton zwar in den Gedichten bewahrt ist, sie aber frei von ängstlicher Nachbildung sind und, wenigstens gilt dieses von der Mehrzahl, als vom Dichter selbst gesungen uns erklingen. Sehen wir auf die Auswahl, so ist, leicht erklärlich und natürlich, gewählt, was dem Gemüthe, der Stimmung des Dichters zusagte; gelungen ist es ihm übrigens

Digitized by Google

den Stoff zu ſeinen Nachdichtungen in ſolcher Weiſe auszuleſen, daß alle Einförmigkeit vermieden wurde. Wir haben uns bei der Durchſicht viele ſchöne Lieder bemerkt, durch deren Mittheilung wir unſere Leſer auch ein eigenes Urtheil über die „Liederklänge“ zu bilden befähigen möchten; doch müſſen wir, da noch manche andere dichteriſche Erzeugniſſe der Anzeige längſt entgegenſehen, uns auf den Abdruck der folgenden ſieben beſchränken:

Die Oſtindierin.

Erſcheine, o Mai, auf Blumenwegen
Mit duftig blühendem Roſenſtrauch,
Mit lindem, kühlem Abendregen
Und mit des Morgens friſchem Hauch;
Wenn Schmetterling' um Weiden gaukeln
Und Bienen um der Blumen Rand,
Dann kommt auf heller Wellen Schaukeln
Die Schöne her vom fremden Strand.

Sie kommt aus öſtlich fernen Thalen
Herüber durch die wilde Flath,
Und ihre hellen Wangen ſtrahlen
Noch in des Orients Sonnengluth.
Begrüßet ſie mit Blumendüften,
Ihr Zephirwinde, ſanft und mild,
Sonſt welkt, ach, bald in rauhen Lüften
Das zarte, feine Frauenbild.

Wo ſie geweilt, in jenen Räumen,
Erliſchet nie der Sonne Glanz,
Der Zephir, ſpielt, die Quellen ſchäumen
In ſchatt'ger Gärten duft'gem Kranz.
Drum komm, o Mai, auf Blumenwegen,
Sei holder, als ich je dich ſah,
Send' ihr der Roſen Gruß entgegen,
Der Schönen, wenn dem Strand ſie nah.

Liebeslied in Rußland.

Es fliegt mein Schlitten wie der Wind
Ueber den Schnee im Mondenſchein,
Wenn mir bei Liebchens Wohnung ſtand,
Eilt gegen Morgen hält er ein.
Wie hell, mein Pferd, der Nordſtern blinkt
Am Himmel dort im Demantkranz,
Viel heller doch wie grüßend winkt
Der Liebſten lieber Augenglanz!

Ihr Liebenden im Sonnenreich,
Wohl ſäumt ihr ſchön des Lebenstraum,
Doch Eure Wonne kommt nicht gleich
Der meinen hier im froſt'gen Raum,
Wie hell'er Gluth der Stern dort ſprüht,
Weil er am kalten Himmel glänzt,
So auch die Liebe tiefer glüht,
Vom Schnee der Sprödigkeit umkränzt.

Denn auf, mein Rößlein, ſchnell und leicht,
Flieg', Schlitten, über Berg und Thal,
Da Nichts dem Flug der Liebe gleicht,
Und ſieh, ſchon glänzt der Morgenſtrahl;
Der Nordſtern, der dort ſcheidend winkt,
Hat freundlich unſre Fahrt bewacht,
Doch ach, viel freundlicher noch blinkt
Der Liebſten Auge, das mir lacht.

Komm auf das Meer.

Komm auf das Meer,
O Mädchen, komm her!
Bei Sonne, Schnee und Sturm ſei mein,
Laß Zeiten vergehn,
Mein Herz wird beſtehn,
Es bleibt, wohin ich wandre, Dein!
Wie lieben uns, wie auch das Schickſal droht,
Wo Du iſt Leben, wo Du nicht, iſt Tod,
Drum auf das Meer
O Mädchen, komm her!
Komm, wie auch brauſt und tobt die Fluth,
Laß Zeiten vergehn,
Mein Herz wird beſtehn,
Es brennt für Dich in treuer Gluth.
Für Freie gemacht
Iſt des Weltmeers Pracht,
Zum Knecht dient das Land allein,
Wir ſind Sclaven hier,
Doch im freien Revier
Wird Lieb' und Freiheit unſer ſein,
Kein Ohr, das lauſcht, kein Blick, der uns bewacht,
Die Erde fern, der Himmel rings entfacht!
Drum auf das Meer,
O Mädchen, komm her!

Es ſchläft in meiner Harfe Saiten.

Schwediſche Arie.

Es ſchläft in meiner Harfe Saiten
Ein Ton, der immer wieder klingt,
Als wär' ein Traum es jener Zeiten,
Die, ach, zurück kein Sehnen bringt.
Umſonſt, daß ich ſie voller ſchlage
Zu hell'rem freud'gern Melodein,
Die Stimme der vergang'nen Tage
Tönt Wehmuth kündend ſtets hinein.

So klingt den fort in leiſem Schwingen
Und ſtimmt die Klageweiſen an,

Digitized by Google

Mögt ihr auch oft so traurig klagen,
Daß kaum mein Herz es tragen kann;
Zuweilen doch höre' ich euch beben
In hell'rem, lustbeschwingtem Ton;
Dann ist's, als müss' in euch noch leben
Ein Hauch der Freude, die entflohn.

John Anderson.

John Anderson, mein Lieb, John,
Als ich zuerst dich sah,
Wie waren schwarz die Locken,
Wie glatt die Stirne da!
Jetzt ist so kahl dein Haupt, John,
Jetzt sind die Locken weiß,
Doch segne Gott dich, Greis,
John Anderson, mein Lieb, John!

John Anderson, mein Lieb, John,
Wir klommen Hand in Hand
Bergan, und manches Tag, John,
Hat Freud' uns zugewandt.
Doch jetzo strauchle nicht, John,
Vereinigt gehn wir nun
In's Thal, wo bald wie ruhn;
John Anderson, mein Lieb, John!

An Napoleon auf St. Helena.

Nach Barton.

Fernab vom Schlachtensturm
Trieb dich dein Schicksal her,
Sinnend vom Felsenthurm
Blickst du in's kämpfende Meer.

Statt der Trompete Schall
Hörst du die Möve schrein,
Schäumend am Felsenwall
Dringet die Brandung herein.

Stolzer Standaeten Glanz
Sähst du wohl blinken gern,
Siehst nun der Wellen Tanz
Schimmern in bläulicher Fern'.

Steigender Größe Traum
Nährt die kein Schmeichler hier,
Sturmwind und Meeresschaum
Streuten die Flügel dir.

An den gekreuzigten Christus.

Nach einem Sonett der heiligen Therese.

Nicht Hoffnung trieb, o Herr, mich dich zu lieben,
Des Himmels Lohn nicht, den ich soll erlangen,
Nicht hielt der Hölle Graun mich so umfangen,
Daß ich entsagte meinen ird'schen Trieben.

Du treibst mich, Herr, der Anblick Deiner Qualen,
Die Schmach, der Tod, den Du für mich ertragen,
Der bleiche Leichnam, an das Kreuz geschlagen,
Die nackten Glieder mit den Wundenmalen.

Nur Deine Liebe konnte mich so rühren,
Selbst ohne Himmel blieb' ich Dir ergeben,
Selbst ohne Hölle würd' ich vor Dir beben,
Du selbst nur konntest hin zu Dir mich führen,
Wenn, was ich hoff', auch nicht zu hoffen bliebe,
Dich liebt' ich dennoch, wie ich jetzt Dich liebe.

Auch die einfach-geschmackvolle typographische Ausstattung trägt zur Empfehlung des Büchleins bei. L.

Miscellen.

Am Sonnabend, den 11. d., sammelte sich, sagt Galignani's Messenger, eine Masse Leute auf der Esplanade, in der Nähe der Kirche St. Vincent de Paul, um ein kleines Fuhrwerk zu betrachten, das, mit zwei Insassen darin, ohne Pferde nach allen Richtungen umher fuhr. Die bewegende Kraft war auf billigem Wege erzeugte comprimirte Luft, und sie kann dem Vernehmen nach in den meisten Fällen, wo man sich jetzt des Dampfes bedient, benutzt werden.

Die Fabrikation der Korbmöbel hat in Berlin (laut der N. Pr. Ztg.) eine sehr bedeutende Ausdehnung gewonnen. Man sieht bereits ganze Zimmer ganz mit Korbmöbeln ausgestattet und decorirt, so daß selbst die Rahmen der Spiegel, die Halter der Vorhänge ꝛc. aus diesem Material verfertigt sind. Eine neue sehr zierliche Verwendung der Geflechte ist die zu den beliebten Ofenschirmen. Für die Stickerei oder den Bezug bleibt der Raum in der Mitte offen, während der Rand und der bewegliche Fuß durch Flechtwerk gebildet werden und so Gelegenheit zu einem Umwinden mit grünenden und blühenden Ranken bilde.

Berichtigung.

Im Gedicht „der Brocken" Vers 6. Zeile 1, anstatt: Und plötzlich schellen hell der Heerde Glocken, Doch plötzlich schellen hell der Heerde traute Glocken.

Gedruckt bei A. H. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 102. Mittwoch, den 22. December. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Eigenthümlichkeiten der diesjährigen Witterung, speciell in Bezug auf Belgien ..... Seite 797
Des Wittenbergischen Theologen Abraham Calov Lebensschicksale als Gatte und Vater ..... „ 798
Literatur:
Golgatha. Seine Kirchen und Klöster. Von Dr. Titus Tobler „ 799
Kinder- und Volksmärchen. Gesammelt von Heinrich Pröhle „ 803
Atlas zu Aler. v. Humboldts Kosmos ..... „ 804

Eigenthümlichkeiten der diesjährigen Witterung, speciell in Bezug auf Belgien.

Von Dr. Forster,

Mitglied der astronomischen Gesellschaft.

(Aus dem Brüsseler Herald.)

Der Winter von 1851/52 war sehr milde gewesen und manche Frühlingspflanzen standen schon Anfangs Februar in Blüthe, ihr ferneres Gedeihen wurde aber durch Kälte gestört und wir hatten einen späten Frühling, indem das Thermometer unter der mittleren Temperatur stehen blieb, bei schweren Regenschauern, die fast bis in die Mitte des Sommers anhielten, wo heißes Wetter, mit schweren Schauern dazwischen, eintrat, und der diesjährige Sommer sich von den gewöhnlichen nassen Sommern nur dadurch unterschied, daß selbst die heftigsten Regengüsse die Wärme nicht verdrängten. Am 25. Juni stand das Thermometer bis Nachts auf 80 Grad, und die Wärme erhielt sich den ganzen Sommer hindurch fünf Grade über den mittleren Stand. Vom 4. bis 15. Juli stieg die Wärme täglich um 2 Uhr Nachmittags auf 88 bis 90 Grad, bei starkem Schwanken des Barometers, während der Wechsel des Windes, hauptsächlich zwischen Südost und Südwest, ohne allen Einfluß auf das Instrument blieb. Im August und September wechselten wieder häufigere Regengüsse mit heißer und klarer Luft. Merkwürdig ist, daß die Temperatur im October bis unter den mittleren Stand fiel, sich aber gegen November plötzlich wieder hob, so daß die Wärme am 2. d. M. eine Höhe von 70 Grad Fahrenheit erreichte, ein Fall, der um diese Jahreszeit in Belgien unerhört ist. Der ganze Monat war inzwischen regnicht, aber trotz alles Regens trat erst zum 1. December eine ansehnliche Abnahme der Wärme ein und es zeigte sich der erste Frost mit dickem weißen Nebel.

Den ganzen Sommer hindurch ist die positive Electricität der Luft vorherrschend gewesen, und einige wenige plötzliche Uebergänge zur negativen, die einigen Regengüssen vorangingen, schienen stets Krankheiten zuwege zu bringen.

Statt daß die Erscheinung der Meteore sich in der Regel auf den 10. August und den 13. November beschränkt, hat man den ganzen letzteren Theil des Sommers, bis September, mehr oder minder, Sternschnuppen fallen sehen, worunter sich am 9., 10. und 11. August sehr glänzende befanden.

Die Schwalben haben uns früh verlassen, die Hirundo apus gegen den 31. Juli, und die gewöhnliche Mauerschwalbe zu Michaelis.

Die Aurora borealis hat sich zum öftereu im October und November gezeigt, und Nachts über den dünnbewölkten Himmel eine röthliche Helligkeit verbreitet.

Während der heißen Witterung wurden mehrere Fälle von Hundswuth angemeldet, die sich aber bei näherer Untersuchung fast sämmtlich als ungegründet erwiesen. Die vorherrschenden Krankheiten waren typhusartig, im Ganzen ist das Land aber mehr gesund als krankhaft gewesen.

Merkwürdig ist, daß, obgleich wir von den verheerenden Ueberschwemmungen verschont geblieben sind, die in England so viel Unheil angerichtet haben, sich in Belgien gleichzeitig eine Depression des Barometers, und, zuweilen unter Donner und Blitz, eine schwere Luft, die Kopfweh erzeugte, bemerkbar gemacht hat.

Digitized by Google

Des Wittenbergischen Theologen Abraham Calov Lebensschicksale als Gatte und Vater.

Sechsmal ist von Calov (Calovius, ursprünglich Kalau, in Morungen in Ostpreußen — nach Herder's Geburtsort — 1612 geboren) das Band der Ehe geschlossen und fünfmal durch den Tod aufgelöst worden. „Im Beisein Churfürstlicher Durchlauchtiger Gesandten" schließt er seine erste Ehe in Königsberg 1637; diese wird durch den frühzeitigen Tod der Frau getrennt 1639. Sofort das Jahr darauf verbindet er sich mit der Tochter des ehemaligen Bürgermeisters, nachher Präsidenten im Königlichen Consistorium Feirse, welche Ehe 1658 der Tod auflöste. Wiederum das Jahr darauf verbindet er sich mit der Tochter des damaligen Leipziger Professor und Superintendent Hülsemann, die ihm 1662 entrissen wird. Nachdem die Hoffnung geschwunden und sie das letzte Abendmahl empfangen, stimmt ihr „Eheherr mit starker frendiger Stimme" nebst den Umstehenden das Lied: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern" an, „sonderlich den letzten Vers":

Wie bin ich doch so herzlich froh,
Daß mein Schatz ist das A und O,
Der Anfang und das Ende:
Er wird mich noch zu seinem Preis
Aufnehmen in das Paradeis
Deß klopf ich in die Hände:
Amen, Amen,
Komm du schöne Freudenkrone,
Bleib' nicht langen,
Deiner wart' ich mit Verlangen.

Kurz darauf ist sie verschieden und ihr Sohn zwei Stunden nach ihr. — Wiederum tritt er sofort im folgenden Jahre in die vierte Ehe ein mit der Tochter des Prof. jur. Heiland in Leipzig, einer Enkelin Polycarp Lyser I., welche wiederum nach zwei Jahren 1665 stirbt..... Das fünfte Mal schließt er 1666 die Ehe mit der Tochter des sächsischen Hofarztes Vater, welche 1684 stirbt am 4. März, und schon am 3. Septbr. verheirathet er sich zum sechsten Male mit der ältesten Tochter seines Kollegen Quenstedt. 13 Kinder wurden ihm aus diesen Ehen geboren, und nicht ein einziges, daß nicht durch frühzeitigen Tod ihm wieder entrissen worden wäre, so daß wie den Mann, der mit dem Familienschmerz das Familienglück so reichlich erfahren, in seinem zwei und siebenzigsten Jahre in dem einsamen Hause verlassen und allein dastehn sehen. Und während Schlag auf Schlag das Haupt des Familienvaters trifft — fast mit jedem Jahr eine neue Leiche — sehen wir denselben Mann doch voll ungebrochener Streitlust jedes Jahr mit einer neuen Streitschrift auf das Schlachtfeld treten..... Man wird an jenen General erinnert, welcher dem jungen Adjutanten, der am Morgen vor der Schlacht ihn auf den herrlichen Sonnenaufgang aufmerksam macht, unwillig erwiedert: „Ach lassen Sie jetzt solche Privatangelegenheiten." —

Auch an seinen Kindern wurde ihm manche schöne Hoffnung zu Grabe getragen. Sein erster Sohn, des Namens Abraham, aus zweiter Ehe, erweckt große Erwartungen; nach einer sorgfältigen Erziehung war er 1658 nach Leipzig gegangen, 1659 zur Vollendung seiner philosophischen Studien nach Wittenberg zurückgekehrt. Seine Neigung ging dahin, politica und jus zu studiren, vorschützend, wie schwer es mit den theol. Beförderungen halte; doch hat er dem Willen des Vaters sich fügend das theol. Lehramt ins Auge gefaßt, Hebräisch und Rabbinisch zu seinem besonderen Studium gemacht und 1660 durch eine in hebräischer Sprache memoriter gehaltene Rede de passione Christi sich ausgezeichnet. Aber 1662 stirbt er an demselben Tage mit seiner Stiefmutter, nur 21 Jahr alt..... — Von der dritten Gattin wird ihm der Sohn Abraham II. geboren, welcher mit 16 Jahren in consessu totius academiae hebraice und syriace perorirt, dann nach Gießen zum Studium geht, von dort nach Straßburg, wo er 1684 stirbt. An ihm hat die Erziehung geistliche Frucht nicht gebracht, wie man nach dem schließen möchte, was J. B. Majus (epp. Maji sen. cod. ms.) aus Frankfurt 1682 schreibt: „Der Sohn von Calov geht diese Messe nach Gießen; er scheint mir von seiner Gelehrsamkeit sehr aufgeblasen; alles, was er spricht, geht auf Ostentation, und er sieht alle nur unter sich." — Von seinen Töchtern war die eine 1663 an seinen Schwiegervater aus dritter Ehe, Hülsemann, verheirathet worden — wie es heißt „auf inbrünstiges Gebet und Einrathen ihres Herrn Vaters;" ihr wird bei ihrem Tode 1667 von ihrem Leichenredner nachgerühmt: „ihren Ehrherrn hat sie geliebt, geehrt und in allem gehorcht." Eine andere Tochter war an den Wittenberger Juristen Johann Leyser verheirathet worden; bei ihrem Tode hält Johann Meisner die 76 Quartseiten füllende Leichenerde über Psalm 71, 23. 24. mit dem Thema: „Die christliche Singekunst." Zum Trost über ihren jugendlichen Tod wird den betrübten Verwandten unter anderem vorgehalten: „Es will unser Herr Gott nicht eitel alte patres, nicht eitel Bassisten in seiner himmlischen Kantorei haben, sondern auch Diskantisten, die ihre Stimmen nicht mutiren wie die Knaben, sondern fein rein behalten, wie die Jungfrauen." Dieser Todesfall nach so vielen anderen scheint dem Vater vorzüglich schmerzlich gewesen zu sein. Er läßt sich in einer Dedikation an seine „beiden großgünstigen und hochgeehrten Eidämme und Kollegen" (Deutschmann und der Jurist Wilhelm Leyser) zu einer Sammlung von dreißig Leichenpredigten, „memoria Justorum Witenbergensium 1654," darüber vernehmen. Als der Sohn Abraham und die Gattin, die geborne Hülsemann, dahingeschieden, „da war noch einiger Trost an der von dreien Töchtern seligter Ehe noch hinterbliebenen, damals Jungfrau Regina, weil durch sie ihre selige Frau Mutter an Gottesfurcht und schönen Tugenden wie noch vor Augen schwebte; empfand auch nicht geringe Linderung meines Kreuzes durch ihre von Gott versehene süßnehme Ausstattung (Heirath) und dem erfolgten Ehrsegen. Aber ach wie bald ward diese kurze Freud' in großes Leid verwandelt, da diese einige übrige Ast, wie sie im Traum gesehn, abfiel." — Eine dritte, an Deutschmann verheirathete Tochter stirbt nach zehnjähriger Ehe 1667. Zwei und siebenzig Jahre alt und fünf Gattinnen und dreizehn Kinder als Leichen zu Grabe getragen — es gehört ein zäher Muth dazu, zum sechsten Mal mit dem Bräutigamskranz vor den Altar zu treten — Calov fühlt sich aufgeregt dazu und zwar — schon nach viermonatlichem Zwischenraum! *) Aber auch ein ungewöhnliches Gewicht des Ansehns muß der

*) Eine ältere sächsische Verordnung verbietet Geistlichen, nach drei oder vier Monaten eine neue Ehe einzugehen.

Digitized by Google

Theologe in die Wagschaale zu legen gehabt haben, dem um seiner polemischen Unermüdlichkeit willen diese Unermüdlichkeit in der ehelichen Pflichterfüllung verziehen, dessen Hand selbst von dem weiblichen Geschlecht nicht als die eines andern Blaubart gestohen wurde. Aber es fand sich die Tochter eines nahverbundenen Kollegen Quenstedt's, willig mit dem 72jährigen Greise das verödete Haus und Ehebett zu theilen. Kirchmaier, Kollege und Anhänger Calov's, schreibt 1659 an Saubert über das Schicksal des reformirten Theologen Berg des ältern: „Sein Ende war verhängnißvoll. Drei Tage nach dem Tode des Vaters wird in der Sterbestunde desselben in Marburg der jüngere Sohn im Duell erstochen, die Mutter über die unerwartete Nachricht bestürzt, wird vom Schlage gelähmt, fällt zu Boden und stirbt, die Tochter an Beckmann, den Professor in Frankfurt, verheirathet, wird wahnsinnig — dies der Ausgang von Bergius! †) Wenn das reformirte Frankfurt die Verhängnisse über den lutherischen Archi-Theologen mit gleichem Maaßstabe gemessen hätte? Ganz ohne Anstoß ging indeß die sechste Ehe auch unter den Lutheranern nicht hin. In einem Briefe an Majus von 1684 schreibt Difenbach aus Frankfurt a. M.: Calovius mox post uxoris suae obitum senili amore, morbo nequaquam senili, vehementer laboravit, unde ante duos menses *) Quenstedtiam filiam duxit uxorem maxima cum multorum offensione.**) (Calov litt bald nach dem Tode seiner Frau an Greisesliebe, keineswegs einer Greiseskrankheit, weshalb er vor zwei Monaten Quenstedt's Tochter, zum größten Aergerniß Vieler, ehelichte.) Der jüngere Tentzel, damals Hausgenosse Calov's, erwähnt im Oktober 1683 in einem Briefe an seinen Vater eines in Frankfurt umlaufenden Pasquills, welches Calov und seine Gattin verhöhne.***)

(Calov starb am 21. Februar 1685 an einem rückkehrenden Schlagfluß — „ohne alle Schmerzen bei völligem Verstand, in Gegenwart seines Herrn Beichtvaters und anderer vornehmer Herren und Freunde, unter andächtigem Gebet und Singen ist er in seinem Erlöser und Seligmacher entschlafen, nachdem er sein Leben gebracht hat auf 74 Jahr weniger 6 Wochen und 6 Tage.“****)

---

†) Epp. ad Saubertum ep. 124.

*) Nach Angabe Mayers und des Quenstedt'schen Leichenprogramms ist der Tod der vorletzten Frau am 4. März 1684 erfolgt, die neue Heirath am 3. Septbr. Damit ist die Angabe dieses am 1. Juni geschriebenen Briefes nicht wohl zu vereinigen oder, wie es scheint, nur auf die Verlobung zu beziehen.

**) Epp. ad Majum sen. scriptae cod. ms. bibl. Hamb.

***) Cod. epp. var. bibl. Goth. n. 418.

****) Bruchstück aus: „Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlauf des 17. Jahrhunderts, theilweise nach handschriftlichen Quellen, von Dr. A. Tholuck. Hamburg u. Gotha, Friedrich u. Andreas Perthes. 1852. XII u. 434 Seiten. Gr. 8. Das Werk besteht aus drei Abschnitten: I. Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts; II. — in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts; III. — am Anfange des 18. Jahrhunderts. Jeder Abschnitt zerfällt wieder in zwei Abtheilungen: 1. Die Persönlichkeiten. 2. Der theologische Charakter. Hinzugefügt sind drei Beilagen. — Unter den ungedruckten Materialien, welche für die erste Hälfte des trefflichen Werkes benutzt sind, befinden sich mehrere aus der reichhaltigen Briefsammlung der hamburger Stadtbibliothek. Der Herr Verfasser hat seinem Buche die folgenden Zueignungsworte vorgesetzt: „Herrn Bibliothekar Professor Petersen und Herrn Dr. Klose in Hamburg in Dankbarkeit für die unermüdliche Güte und Bereitwilligkeit, mit welcher ich — als Anwesender wie als Abwesender — bei Herausgabe dieser Arbeit unterstützt und gefördert worden bin.“ Es ist ermunternd und erfreulich bibliothekarische Gefälligkeit von einem hochachtbaren Gelehrten in einer solchen anerkennenden Weise gewürdigt zu sehen! H.

*) In Hamburg, gedr. bei Meißner, ist vor Kurzem erschienen: M. Thietmari historia de dispositione terre sancte. Collatis codicibus Hamburgensi, Vratislaviensibus Stelzneri et Rhedigeri, Guelpherbytano, libris editis, recensuit J. C. M. Laurent. Particula I. 4o.

Golgatha. Seine Kirchen und Klöster. Nach Quellen und Anschau von Dr. Titus Tobler, praktischem Arzte in Horn am Bodensee. Mit Ansichten und Plänen. St. Gallen und Bern: In Verlag von Huber und Comp. 1851. XII, 552 Seiten und 1 Seite Verbesserungen. 8.

Als Ergebniß der Reisen des Verfassers erhielten wir früher „Lustreisen ins Morgenland. 2 Theile. Zürich 1839; in der Zeitschrift: „Das Ausland“, Jahrgang 1846, 47, 48, einzelne Mittheilungen, und ein Bruchstück eines umfassenden größeren Werkes: „Jerusalem“: „Bethlehem in Palästina. Topographisch und historisch nach Anschau und Quellen geschildert. Mit Karte und Tempelplan. St. Gallen und Bern, Huber und Comp. 1849“, an welches sich jetzt „Golgatha“ als zweites anschließt. Außerdem veröffentlichte er einen „Grundriß von Jerusalem nach Catherwood und Robinson, mit einem neu eingezeichneten Gassennetze und etlichen theils zum ersten Male erscheinenden, theils berichtigten Grabesplänen“, in dem genannten Verlage, groß Folio; in demselben erschien ferner 1851: „Magistri Thetmari iter ad Terram Sanctam anno 1217. Ex codice msc. edidit Tit. Tobler.“*)

Ist es nun auch sehr zu bedauern, daß Tobler's gründliche und mühsame Forschungen nicht in einem großen, vollständigen Ganzen dargelegt werden konnten, weil Niemand sich dazu verstehen wollte, es zu verlegen, so bieten uns doch die zwei wichtigen, gegebenen Bestandtheile desselben einigermaßen für dieses Entbehren eine Entschädigung und gebühret der ehrenwerthen Verlagshandlung, von welcher wir sie erhalten, dafür alle Anerkennung.

Die Tendenz unserer Zeitschrift und unsere eigene Befähigung berücksichtigend, müssen wir uns auf wenige Auszüge und eine einfache Darlegung des Inhaltes des vorliegenden Werkes beschränken, eines Werkes, welches sorgfältiger, durch eifriges Studium des Gegenstandes vorbereitetes Autopsie seinen Ursprung verdankt. Wo aus älteren Quellen geschöpft ist oder neuere Hülfsmittel zu Rathe gezogen wurden, sind diese in einer reichen Fülle von Anmerkungen, die übrigens auch manche Nebengegenstände (so z. B. S. 535. 536 die Tradition vom Priester Johann) erörtern,

und die eigenen Worte der Gewährsmänner wiedergeben, namhaft gemacht. Ohne Kritik und Polemik einen Stoff, wie den vom Verf. gewählten, gründlich zu bearbeiten, war eine Unmöglichkeit, und schon im Vorworte wird bedauert, „daß die neueste Auflage des sonst sehr werthvollen „Palästina“ von Raumer, mit der neuesten Zeit nicht aller Wege Schritt haltend, durch kaum verantwortliche Ungenauigkeiten, (— die Tobler nachweist —) sich bemerklich mache.“ In diesem Vorworte werden die vom Verfasser benutzten Werke genannt, welche im Verzeichnisse von Karl v. Raumer, von Eduard Robinson, sowie in seinem „Bethlehem“ sich nicht finden.

Eine bisher vermißte Uebersicht der Grundrisse der Grabkirche (— der erste c. 670, der letzte 1847 —) eröffnet das Werk; dann folgt ein Abschnitt über die Ansichten derselben. Der vom Verfasser gezeichnete Grundriß ist auf der vierten Tafel abgebildet; auf der ersten, zweiten und dritten sind nach, des berliner Architekten Gustav Boestell Originalzeichnungen dargestellt: die Façade der Grabeskirche von Süd, Ansicht derselben von Süd und Ansicht der Grabeskirche und Helenenkapelle von Ost.

In der ersten, größeren Abtheilung (bis S. 404) sind die Gebäulichkeiten der Grabkirche geschildert, unter stetem Rückblick auf das Geschichtliche: Name, Lage, Beschaffenheit des Terrains, älteste Schilderung des Schauplatzes, Sagenbild; Vorplatz, die zwei Kuppeln, Façade der Kirche; Geschichte der vorfränkischen, der fränkischen, der nachfränkischen Zeit. Wir schalten hier unserer Inhaltsanzeige ein, was über die Stiftung und die Schicksale der Kirchen S. 159. 160, kurz zusammengezogen ist: „Konstantin baute etwa vom J. 326 bis 334 die ersten Kirchen, die Anastase und Basilika; vor der Zerstörung durch die Perser gab es drei Kirchen; im J. 614 wurden sie zerstört; Modestus baute zwischen den JJ. 616 und 626 wieder die Kirche der Auferstehung und der Schädelstätte und die Kirche Konstantins; um das J. 670 nannte man vier Kirchen: die Anastase, die Golgathakirche, die Basilika Konstantins oder das Martyrium und die St. Marienkirche; Thomas stellte vom J. 813 bis 820 die wackelnd gewordene Anastase wieder her; im Jahre 936 wurde die Auferstehungskirche und die Schädelstätte, sowie theilweise die Konstantinskirche verwüstet; 969 die Kirche zum h. Grabe von neuem in Brand gesteckt; diese 1010 bis auf den Grund zertrümmert, und vor 1055 wieder neu gebaut; die Franken vereinigten, wahrscheinlich zwischen 1103 und 1130, verschiedene Theile in eine Kirche, wie diese wesentlich heute dem Auge sich darbietet; 1187 zerstörten zum Theil die Sarazenen die Schädelstätte; 1244 richteten die Charemiee in der Grabeskirche bedeutende Verwüstungen an; in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts befreete die Kirche der Herzog von Burgund aus; nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts baute Bonifacius; um das J. 1602 hatte eine Ausbesserung des Grabtempels durch Sophronius und Theophanes statt; 1664 zierte Nektarius die Abseite der Anastase; 1719 baute Ladoire die Grabkuppel; 1808 brach ein Brand aus, dessen Zerstörungen sich hauptsächlich auf den Grabdom und die klösterlichen Gebäulichkeiten beschränkten; 1810 war der Neubau durch Kalfa vollendet.“ — (Ueber den Brand, nach den Aussagen eines Augenzeugen, eines römisch-katholischen palästinischen Christen, Abu Dâûd, an welchen Dr. Tobler sich wandte, um einen durch Parteihaß und Aberglauben nicht entstellten Bericht zu erhalten, sowie über den Neubau, s. m. S. 144—159 und S. 195. 196.) — Gräber, zumal der fränkischen Könige, Bilderschau; Unächtheit der Richt- und Begrabstätte; Grabkapelle, Engelskapelle, Kammer und Grab, Geschichte, Prüfung der Gräber im Allgemeinen, des Christusgrabes insbesondere, Ritter zum h. Grabe, Koptenkapelle; Golgathakapellen, Golgathagebäude, Kapelle der Kreuzannagelung, der Kreuzerhöhung, Geschichte, Adamskapelle; Helena- und Kreuzfindungskapelle, Geschichte; Griechenkirche, Geschichte; Gefängniß Christus', Longinuskapelle, Kapelle der Kleidervertheilung, der Verspottung, Stein der Salbung, Gräber Josephs von Arimathia und des Nikodemus, wo die frommen Frauen nach der Salbung und die Bekannten nach der Kreuzigung standen, wo Christus Marien Magdalenen erschien, Maria-Magdalenenkapelle, Kapelle Maria Erscheinung, Taufstein, Kapelle unserer l. Frau auf Golgatha, Standort Mariens während der Kreuzigung, Kapelle der Maria Aegyptiaca, wo Abraham Isaac opfern wollte, Apostelkapelle, Kapelle Melchisedech's, Engelskapelle der Kopten und Armenier, Kapelle der 40 Märtyrer, Kapelle der h. Dreieinigkeit, Kapelle der Maria Magdalena (am Kirchenplatze), Jakobskapelle, Nikolaus- und Andreaskapelle; Glockenthurm; Zisternen, Helenazisterne.

Seite 160—166 handelt der Verf. von der topographischen Echtheit der Richt- und Begrabstätte. Nach seinen Untersuchungen hat sich herausgestellt, daß die Kirche zum Grabe innerhalb der zweiten Stadtmauer (— „meine Abhandlung über die Stadtmauer wird“, heißt es in der Anmerkung, „wenn je, mit der Beschreibung von Jerusalem erscheinen, wo dann auch die Frage über die Lage Golgatha's, so weit meine Kräfte hinreichen, ihre endliche Erledigung finden wird“ —) liege, und die Geschichte von der Grab- und Kreuzfindung vor der Kritik nicht bestehe; nach dem Wortlaut der Bibel (Hebr. 13, 12. Joh. 19, 17 u. 20. Matth. 27, 32.) könne aber nicht bestritten werden, daß die Richt- und Grabstätte außerhalb der zweiten Mauer oder außer der Stadt liegen mußte. Seine Erklärung geht daher dahin, daß die Grabkirche nicht über der echten Richt- und Grabstätte erbaut sei. Schon ältere Reisende, wie Fabri und Quaresimus haben Zweifel geäußert; der Buchhändler Jonas Korte hat seine Meinung von der Unechtheit der Grabstätte besonders heftig verfochten..... „Wo war denn die wahre Stätte? wird man fragen“, schließt der Verf. „Etwa auf dem Zion in der Nähe des ehemaligen Barfüßerklosters, wie dies moslemitische Araber einst glaubten? Hielt es vor nahezu halb Jahrtausend schwer, ein Grab zu finden, und war es damals, nach meinen Untersuchungen, nicht vergönnt, das wahre zu entdecken, wie sollte es uns jetzt, nach so vielen neuen Verheerungen, gelingen? Darum möchte ich auch nicht einmal, wie Korte oder Clarke, eine Vermuthung laut werden lassen.“

In der zweiten Abtheilung, Seite 404 bis zu Ende, lesen wir belehrende, aber auch hinreichenden Stoff zur Unterhaltung bietende Notizen über die Menschen, welche die Kirche bewachen, besuchen und bewohnen: Tempelhüter, Aufschließer des Tempels, Kopfgeld für den Eintritt, Strenge bei der Eintreibung, Ausnahmen, Toleranz, Nazionen; moralisches und religiöses Verhalten, Begeisterung, Andacht, Wunder beim

Digitized by Google

Eintritt, peinlicher Eindruck, Besuch von Moslemin, Verierungen, selbst thätliche Mißhandlungen; festliche oder gottesdienstliche Seite, Kirchweihe, Palmsonntag und die Prozession, Mittwoche in der Charwoche, Grüner Donnerstag, Charfreitag, Charsamstag und das h. Feuer, Nacht auf Ostern, Ostersonntag, täglicher Gottesdienst, alt-christlicher Gottesdienst, Umzug beim Pilgerempfang und der der Franziskaner; Patriarchenpalast, Domherrenstift, Filialkloster der Franziskaner, koptisches, armenisches, griechisches Kloster, Abrahamskloster, abyssinisches Kloster.

Es könnten aus dieser Abtheilung viele interessante Bruchstücke entlehnt werden, wenn der Raum es gestattete. Indem wir nur ein Paar auswählen, behalten wir uns fernere Mittheilungen mehrerer für andere Blätter unserer Zeitschrift vor.

„Statt im Tempel demüthig zu wandeln, trieben auch manche Pilgrime Hoffahrt und Frevel, selbst frommen Diebstahl. Man kaufte Kerzen von blendend weißem Wachse, große oder kleine, verzierte oder einfache, wie es einen Jeglichen gelüstete. Es fehlte nicht an eiteln Menschen, welche, da sie sonderbar gewundene und mit Flitter und Farben gezierte Wachskerzen hatten, die Andern mit einfachen auslachten. Die Edelmänner suchten sich in der Grabkirche dadurch zu verewigen, daß sie ihre Namen mit Schild und Wappen an die Wände der Kirche schrieben und malten, daß sie mit eisernen Werkzeugen und mit Hämmerchen dieselben an den Säulen und Marmortafeln eingruben, selbst auf dem Schädelfelsen und auf dem Deckel des h. Grabes. Jemand hatte immer einen Röthelstein bei sich, womit er seinen Namen überall an alle Wände hinschrieb. Aber auch Welt- und Klostergeistliche thaten dasselbe, und trugen etwas Aetzendes bei sich, womit sie die heiligen Stellen bezeichneten, und die Wände verunstalteten. . . . . Von dem abendländischen Adel kam es, daß die Wände der Grabkirche ein Durcheinander darboten, schon wegen der über den Gemälden aufgehängten Schilde. Denn den Umfang der Rotunda zierte einst Mosaik; allein die Ritter, ohne Schonung gegen die Bilder und köstlichen Gemälde, hingen ihre Schilde auf, womit sie die Bildnisse Christus' und seiner Mutter verhüllten, und mit Nägeln durchbohrten. Und dieses Unfugs machte man sich so lange schuldig, bis ihm endlich der Sultan dadurch ein Ende machte, daß er die Wappenschilde und Wappenbilder herunterreißen und abschaben und verbrennen ließ, und so sah man im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts keine Schilde, aber auch keine ganze Gemälde mehr, sondern verschabte und verworrene.

Glaubt man etwa, aus der Grabkirche ein Muster von christlicher Nächstenliebe heim nehmen zu können? Mit nichten; Haß ist es, was Glaubensgenossen von Glaubensgenossen trennt, Zwist, womit sie einander verfolgen. Die Geschichte liefert hier ein reiches aber ein schwarzes Kapitel. Als im J. 1099 die Franken ihre Waffen siegreich in die Stadt trugen, und darin herrschten, beseelte sie nichts weniger, als der Geist einer umfassenden, echt christlichen Bruderliebe, der, in der allgemeinen Einigung, den verschiedenen Christen gegen den nimmer ruhigen moslemitischen Feind Stärke verleihe, sondern der böse Geist der Unduldsamkeit gegen das Schisma. Daher kam es, daß morgenländische Christen, statt die Uebergabe der heiligen Stadt aus den Händen der Mohammedaner in die Gewalt der Mitchristen freudig zu begrüßen, diesen Regierungswechsel geradezu beklagten, weil die Lateiner ihnen, als die sie für Ketzer achteten, die freie Wallfahrt nach den heiligen Orten nicht gestatteten, mithin die freie Verehrung der Leidens- und Grabstätte nicht gewährten. Allein selbst die Lateiner unter einander, ja sogar Priester, und zwar in der Grabkirche, kündigten sich durch Unverträglichkeit an. Sie zankten sich, zumal wenn mehrere waren, um den Platz des heiligen Grabes ziemlich heftig. Sie standen z. B. vor dem Grabe und erwarteten den, welcher Messe las, und sobald er vom Altar wegging, trat sogleich ein anderer hinein. Während jener noch mit Ablegung des Meßgewandes beschäftigt war, umgaben ihn schon fünf oder sechs oder noch mehr Priester, welche sich alle um dasselbe rissen, und war einmal die Alba abgelegt, so faßten sie alle fünf oder sechs oder noch mehrere und zogen an ihr, und stießen dabei gegen einander beleidigende Worte aus, daß es beinahe bis zur Prügelei kam. In dieser Aufwallung der Gemüther und in diesem Streite sagte ein Priester zum andern: Laß mir das Gewand. Dagegen versetzte ein anderer: Ich will es halten, du bist nicht würdig, mir voranzugehen. Der erstere erwiederte: Und du bist nicht würdig, das Meßopfer zu feiern; darum will ich voran, weil ich würdiger bin, als du. Und so artete denn der Wettstreit in häßliche Beschimpfungen und Verwünschungen aus, während man an der Alba zerrte, daß sie beinahe Risse bekam. Einige machten freilich kürzern Prozeß; ohne Zank drachen sie mit Gewalt hinein, so, daß sich ihnen Niemand widersetzte. In neuerer Zeit begab es sich, daß zwei Pilger, vielleicht ein Grieche und ein Armenier, trachteten, mit einander durch die kleine Grabthüre zu gehen: da aber keiner von beiden geneigt war, im unheiligen Kampfe nachzugeben, so wurden sie eingeklemmt, und blieben in dieser Lage, bis von innen Jemand sie gewaltsam hinausstieß, der dann selbst hinwieder vom grabhütenden Patre roh hinausgestoßen wurde. Roh benahm man sich übrigens auch in alter Zeit bei großem Zusammenlaufe des Volkes, z. B. am Kirchweih- oder Kreuzerhöhungsfeste, so daß man nöthigenfalls auf die Zudringlichen einhieb.

Zur Zeit, als die fränkischen Könige herrschten, gingen die Hospitalbrüder (Johanniter) in ihrem rohen Betragen so weit, daß sie bewaffnet in die Kirche des Herrn Heilandes, der am Kreuze hing, sich stürzten, und viel Pfeile, wie in einer Raubhöhle, abschossen, die sie dann zusammenlasen und an einem Seile vor der Schädelstätte, wo Christus gekreuzigt ward, aufhingen.

Weit ernster noch waren zwischen den verschiedenen Religionsgenossen die Streitigkeiten, welche, zumal in neuerer Zeit, mehrmals in Thätlichkeiten ausbrachen."

Mit dem Gottesdienst, wie er im christlichen Alterthume in des Heilandes Tempel gefeiert ward, macht uns der Verfasser in folgender Schilderung bekannt:

„Der Tempel des Heilandes war das Haupt aller Christenkirchen, die vorzüglichste; in ihr ein Stuhl des Bischofs; in ihr beinahe jede Versammlung zum Genusse des Abendmahls und fast jede Katechese, und beständiger Psalmgesang, und Vorlesung der Schrift. Man hielt viel auf gehörige Aufeinanderreihung der Vorträge und auf Zucht. Weiber und Männer waren geschieden, um dem Uebel der Zerstreuung zu begegnen. Der Prediger sagte: „Es mögen die Männer ein nützliches Buch in den Händen haben, und der eine lesen und der andere zuhören.

Digitized by Google

Falls aber ein Buch nicht zur Hand ist, so bete der Eine, und der Andere mag etwas Nützliches reden. Wenn die Jungfrauen sich versammeln, so lobpreisen sie das Göttliche oder lesen etwas, aber still, so daß die Lippen zwar die Worte ausdrücken, die Stimmen aber zu Anderer Ohr nicht gelangen; denn ich erlaube dem Weibe nicht, in der Kirche zu sprechen. So darf auch die Vermählte nur die Lippen bewegen, ohne daß die Stimme gehört wird."

Wir vernehmen jetzt das Nähere vom Gottesdienste, während dessen das h. Abendmahl ausgetheilt wurde, und wenn wir einen Rückblick auf die Possen neuerer Zeit werfen, die man mit so viel Unrecht Gottesdienst nennt, so schaudert es uns neuerdings, und wir finden Entschädigung im Martyrium, in der beziehlich markigen Einfachheit und wunderbaren Erhabenheit des altchristlichen Gottesdienstes. Der Diakon, Priester und Presbyter standen um den Altar Gottes und reichten Wasser zum Waschen der Hände, als ein Zeichen, daß die Seele rein werden solle. Dann rief der Diakon: Umarmet einander, und lasset uns einander küssen. Darauf sprach der Priester: Erhebet eure Herzen. Das Volk antwortete: Wir haben sie zum Herrn erhoben. Danach betete der Priester: Wir sagen dem Herrn Dank, worauf das Volk antwortete: Lieb und recht. Hernach geschah Erwähnung des Himmels, der Erde und des Meeres, der Sonne und des Mondes, der Gestirne und aller Geschöpfe, sowohl der vernünftigen, als unvernünftigen, so der sichtbaren, als unsichtbaren, der Engel, Erzengel, der Mächte, Herrschaften, Fürstenthümer, Gewalten, Throne, der Cherubim und Seraphim, die da sprechen: Heilige, heiliger, heiliger Herr Zebaoth. Dann bat man Gott, er wolle den h. Geist herabsenden, daß aus Brot der Leib Christus' und aus Wein das Blut Christus' werde. Nach Vollbringung des geistigen Opfers, nach der unblutigen Verehrung bat man über jenem Sühnopfer Gott für den allgemeinen Frieden der Kirche, für glückliche Zustände der Welt, für die Kaiser, die Krieger und Kriegsgefährten, für die Schwachen und Leidenden, für die Gedrückten im Gemüthe, und das Gebet umfaßte Alle und Alles, und man brachte das Opfer für alle Hülfsbedürftige. Nachher gedachte man der in den Herrn Entschlafenen, zuerst der Erzväter, Zwölfboten, Blutzeugen, daß Gott durch ihre Bitten und Fürsprache das Gebet erhöre. Hierauf betete man für die verstorbenen h. Väter und Bischöfe und überhaupt für alle aus der Mitte Hingeschiedene. Dann betete man das: Unser Vater, der du bist u. s. w., wonach der Priester ausrief: Heil den Heiligen, und eine wie göttliche Melodie klingende Stimme lud zur Gemeinschaft der Geheimnisse ein, mit den Worten: Kostet und sehet, wie gut der Herr ist. Es war vorgeschrieben, daß der zum Mahle Hingehende nicht mit ausgebreiteten Händen und Fingern sich nahe, sondern mit der Linken unter der Rechten, und den Leib Christus' in die hohle Hand aufnehme, und antworte: Amen. Nach dem Allgemeingenusse des Leibes Christus mußte man zum Blutbecher hinzutreten, nicht mit ausgestreckten Händen, sondern gebückt, in der Stellung der Anbetung und Verehrung, sprechend: Amen, und wenn von der Flüssigkeit etwas an den Lippen hing, strich man die Hände dahin, mit denen man hinwieder Augen und Stirne und andere Körpergebilde heiligte. Endlich, in Erwartung des Gebetes, mußte man Gott Dank sagen, daß man für würdig gefunden ward, so großer Geheimnisse theilhaftig zu werden. Dies der Gottesdienst, wie er uns aus dem vierten Jahrhunderte überliefert ward."

Ueber die Bewohner des Klosters der Abyssinier sagt der Verfasser:

Die Mönche, achtunddreißig an der Zahl, sind von schwarzer Hautfarbe, dabei von freundlichem, sanftem, einnehmendem Gemüthe. Sie haben auch Frauen oder Nonnen bei sich, gerade ein halbes Dutzend (zwei starben im Jahre 1846), welche das Haus- oder Klosterwesen besorgen. Die Abyssinier halten gar viel auf aszetische Uebungen. So sah ich einen mehrere Male im Thale Josaphat an der verschlossenen Thüre der Mariengrabkirche aus einem Buche beten, ohne sich stören zu lassen. Ein Mönch in der Klosterzelle las in einer pergamentenen Handschrift, keiner arabischen, sondern wohl amharischen. Die Tracht der Mönche ist die orientalische; ein blauer Leibrock und Tuchan zeichnen sie in den Augen der Franken wenig aus. Sie werden vertragsweise vom armenischen Kloster St. Jakob unterhalten, und ich sah selbst einen Mönch mit einer Speiseschüssel auf dem Wege von diesem Kloster zum abyssinischen. Die Abyssinier bekommen übrigens von den Armeniern nichts Anderes, als Brot und Suppe, und selbst dieses Einfache nicht mehr so gut, wie ehedem. Zu meiner Zeit waren zwei Konventualen ernstlich erkrankt; einer litt an einem heftigen Fieber. Auch dieser, auf dem Boden hart gelagert, war ohne alle ärztliche Hülfe, schickte sich übrigens in seine Lage mit rührender Geduld.

. . . . . .

Ich verweilte oft in dem heiteren, anmuthigen, die trotz der Hinfälligkeit noch zierliche Kuppel der Helenakapelle umgebenden Hofe dieser armen Mitchristen, theils um ihr einfaches Klosterleben zu beobachten, theils aber auch um bei Betrachtung der Trümmer mich in die Zeit der fränkischen Grabdomherren oder in eine noch frühere zu versetzen. Natürlich lernten die Leute mich nach und nach kennen, und zwar auch als Arzt, und sprachen mich in dieser Eigenschaft begreiflicherweise an. Es fehlten indeß die Hülfsmittel, um etwas Nachhaltiges leisten zu können, und als der preußische Konsul, Herr Dr. Schultz, sich der Preßhaften erbarmte, und edelmüthig, auf seine Kosten, ihnen Arzt und Apotheke zur Verfügung stellte, wollte es auch so nicht recht gehen, weil dann beim besten Willen doch wesentliche Dinge fehlten, wodurch die Kur hätte unterstützt werden sollen. Ich sehe freilich nicht vollkommen ein, daß es vernünftig sei, ohne ein besser gesichertes Auskommen so zahlreich in der hartherzigen, fernen Fremde zu wohnen."

Die Kenner des jüdischen Alterthums machen wir auf den, neue Beobachtungen enthaltenden Exeurs über die Gräber der alten Juden in Felshöhlen, S. 201—224, mit einer an Ort und Stelle verfertigten Zeichnung im Texte, aufmerksam. (Der Verfasser unterscheidet nach dem Funde in Jerusalem vier Arten von Gräbern, die er mit folgenden Namen belegt: a) Das gemeine oder Senkgrab. b) Das Ofen- oder Schiebgrab. c) Das Bank- oder Auflegrab. d) Das Trog- oder Einleggrab).—Was S. 239—249 von den Rittern zum heiligen Grabe erzählt wird, ist ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der geistlichen Ritterorden. („Die Ritter hatten den Vorrang vor jedem andern Orden, mit Ausnahme desjenigen vom goldenen Vließe; sie konnten von Rechtswegen alle uneheliche Kinder legitimiren, die Taufnamen ändern, Schild und Stammwappen erlauben, Notare erwählen,

Digitized by Google

ohne Präjudiz der Kirche, überdies, wenn sie auch nicht verheirathet waren, zum Schutze des Christusglaubens die Kirchengüter behalten und nutznießen; sie waren aller Orten frei von Mauth, Zöllen und Steuern auf Wein, Bier und Anderes; sie durften, falls sie auf der Straße einen am Galgen Gehängten sahen, mit ihrem bloßen Degen den Strick desselben abschneiden und zum Begräbniß den Befehl erlassen; zur Zeit des Krieges waren sie von Wachen und Einquartirungen befreit; sie durften sich, gleich anderen Rittern und gleich Doktoren, in Seide und Sammet kleiden. Ehemals verhieß man auch einem Grabritter, daß er nicht in's Fegefeuer, sondern geradezu in den Himmel komme. Die Vorrechte, Freiheiten und Vortheile wurden, wenigstens in späterer Zeit, in Schrift verfaßt, und, nebst einer gedrängten geschichtlichen Einleitung, dem neuen Ritter als ein förmliches Ordensdiplom zugefertigt.")

Sieben, als Beiträge A—G bezeichnete lithographirte Blätter zeigen Facsimiles verschiedener Inschriften, wie sie in dem vom Verfasser oft citirten und kritisch beleuchteten Werke des Quaresimus (Historia, theologica et moralis Terrae Sanctae elucidatio, etc. Auctore F. Francisco Quaresimo. Laudensi, Ordinis Minorum Theologo, olim Terrae Sanctae Praeside ac Commissario Apostolico. Antverp., ex offic. Plantiniano Balthas. Moreti 1639, 2 Bände, mit Kupfern, Folio; der Abschnitt von der Grabkirche im zweiten Bande, S. 345—591; der von den Rittern des h. Grabes im ersten Bande, S. 554—655) aufbewahrt sind.

Ein mit Sorgfalt ausgearbeitetes alphabetisches Register (S. 539—552) erleichtert den Gebrauch des Buches. Die angeführten oder erklärten Bibelstellen findet man am Schlusse dieses Registers.

Für Leser, welche durch die Beschäftigung mit Tobler's „Golgatha" zum weiteren Studium des Gegenstandes angeregt werden dürften, und sein „Bethlehem", woselbst ein Schriftenverzeichniß gegeben, nicht besitzen, wäre neben der Angabe der Verfasser in den Anmerkungen citirter Werke, wo dieses zuerst geschieht, auch die kurze Titelangabe nützlich gewesen.

Was die äußere Ausstattung anlangt, so hat die Verlagshandlung für dieselbe sowol in typographischer als artistischer Hinsicht bestens und ganz so gesorgt, wie es eines Werkes, das unbestreitbar den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der christlichen Alterthumskunde und der Geschichte der Kirchenbaukunst beigezählt werden muß, würdig ist.

F. L. Hoffmann.

Kinder- und Volksmärchen. Gesammelt von Heinrich Pröhle. Leipzig: Avenarius und Mendelssohn. 1853. LIII u. 254 Seiten. 8.

Diese Märchen sind theils auf dem Oberharze vom Herausgeber im Volke gesammelt, theils hat er sie aus benachbarten niedersächsischen Orten erhalten; einige sind ihm vom Gustav Freytag mitgetheilt, der sie sich in den deutschen Dörfern um Kreuzburg in Schlesien aufzeichnete, drei Märchen vom Herausgeber „zu Nutz und Frommen der lieben Kinderwelt" ersonnen; die letzteren haben ihren Platz im Anhange gefunden. Im Ganzen enthält diese Sammlung 86 Märchen.

Aus dem Vorworte, in welchem über die Quellen, die Natur ꝛc. der gelieferten Märchen sehr umständlich Bericht erstattet, und von S. XX — L eine Reihe von interessanten und für die Geschichte der deutschen Märchen sehr werthvollen Bemerkungen über jedes einzelne gegeben ist, die den wissenschaftlichen Gebrauch des Buches erleichtern, indem sie zugleich die Märchen in anderen Sammlungen namhaft machen, die zu den von Pröhle bearbeiteten in Beziehung stehen, schreiben wir die folgende Stelle ab, die zunächst freilich nur seine Zusammenstellung betrifft, aber auch auf manche andere angewandt werden kann und wohl zu beachten ist: „Unter den im Volke gesammelten Märchen hat der Herausgeber eine Scheidung und Rubricirung danach, daß sich das eine mehr und das andere auf den ersten Blick weniger für Kinder eignet, ebenso wenig vernehmen wollen, als dies in den bisherigen Sammlungen von Volksmärchen geschehen ist. Was überhaupt das Anstößige in manchen Märchen für die Kinderwelt betrifft, so kann diese wie jede andere Märchensammlung sich in dieser Beziehung nur die stolz abwehrenden Worte und Erklärungen Wilhelm Grimm's in der Vorrede zu einer der Ausgaben der „Kinder- und Hausmärchen" als Schild vorhalten. Sollte aber Jemand die Abweisung aller dieser Bedenken als allzu kühn erscheinen, wenigstens in Bezug auf die Verhältnisse der höher und feiner gebildeten Stände, so brauchten wir doch wol nur daran zu erinnern, auf welche Weise die Märchenbücher dort benutzt werden. Nirgends liest man sie wie einen Roman, sondern es wird heute dieses und morgen jenes Märchen aufgeschlagen und in Familienkreisen vorgelesen, entweder von den Kindern oder von den Aeltern selbst. Manche liebenswürdige junge Dame verschmäht es auch wol nicht, den kleinsten Kindern täglich ein Märchen, welches sie sich vorher aus dem Märchenbuche einstudirt, aus dem Gedächtniß vorzutragen."

Der eigenthümliche Vorzug dieser Sammlung besteht, von der zweckmäßigen und einsichtsvollen Bearbeitung abgesehen, vorzüglich darin, daß viele der Märchen Erzählern jedes Alters und Geschlechts auf der Studirstube möglichst wörtlich, jedoch sämmtlich in hochdeutscher Sprache nachgeschrieben und nachher sodann wiederholt überarbeitet worden sind. Die Charakteristik eines seiner Märchenerzähler hat der Herausgeber S. XVII u. XVIII gezeichnet; wir können uns nicht versagen, sie ganz mitzutheilen: „Unter meinen Quellen muß ich einen Mann nennen, der sich auf eine so merkwürdige Weise in die Wunderwelt hineingelebt hat, wie nur jemals eine solche Person einen Sammler durch ihre umfassende Kenntniß der Mythenwelt in Erstaunen gesetzt haben kann. Geboren erst 1816 wohnt er gegenwärtig in seinem Geburtsorte Lerbach, sein Name ist Bertram. Drei Jahre lang wanderte er als Schuhmachergesell zwischen Hamburg, Bremen und Kassel, in Hamburg hielt er gute Kameradschaft mit den Matrosen; seine Beschäftigung sind jetzt Wegearbeiten, welche ihn oft von der Heerstraße zwischen Klausthal und Osterode, wo er als sogenannter Stationer vereidigt ist, Wochen und Monate lang zur Ausbesserung grundloser Köhlerwege in entlegene Waldungen führen. Er lebt und webt ganz in der Natur und nach alten Ueberlieferungen, behält das glückbringende Aller-Manns-Herrn-Kraut, das er zu Himmelfahrt sammelt, das ganze Jahr über in der Tasche, behauptet den wilden Jäger schon zweimal gesehen zu haben und macht dabei doch den Eindruck eines muntern, verständigen und unermüdlich in seinem Beruf thätigen Mannes, sowie eines

Digitized by Google

musterhaften Hausvaters. Das Meiste von Dem, was er an Märchen, Sagen und Aberglauben weiß, ist ihm in seiner Jugend von einem vor fünfundzwanzig Jahren verstorbenen alten Lerbacher Silberhüttenmanne Namens Specht überliefert, der es wiederum in seiner Kindheit fast ausschließlich von seinem Großvater erfahren hatte. Doch hat er auch Einiges von der Wanderschaft mitgebracht, namentlich aus der wie mir scheint an schönen Sagen und Märchen sehr reichen Lüneburger Haide, die er mit einem ganzen Rudel Handwerksburschen durchkreuzte, von welchem besonders Einer aus Peine im Hannöverschen und ein Pommer zu erzählen verstand. Ohne diesen Wegearbeiter wäre diese Sammlung wenigstens nicht in der, soviel ich nach den Angaben anderer Sammler sehe, auffallend kurzen Frist von ungefähr drei Vierteljahren zu Stande gekommen; sein Interesse an den Ueberlieferungen und seine Einsicht ist so groß, daß er, seit seine eigenen Erinnerungen erschöpft sind, fortwährend darauf speculirt hat, mir andere Erzähler zuzuführen, worin er es auch in der Regel gut getroffen hat. Daneben muß ich überhaupt das Glück preisen, das mich in dem tiefen Lerbacher Thale einen jener Orte entdecken ließ, in dem alte Ueberlieferungen sich gleichsam zu stauen scheinen, als wüßten sie, wenn sie einmal in diese Thalkessel gelangt sind, nicht wieder über die hohen Berge hinaus zu kommen. Der große Ort wird meist von Köhlern und andern Waldarbeitern bewohnt, welche mit Arbeitern aus andern Orten zusammen während des Sommers in Hütten auf dem ganzen hannöverschen Harze umherwohnen und im Spätherbst solche Mären heimbringen, wie ich sie in diesem Buche erzähle."

Da der Inhalt nur wenigen Märchen sich ähnlich ist, so fehlt es nicht an Abwechslung und wird man das Buch mit gleicher Theilnahme vom Anfang bis zum Ende durchlesen. Natürlich sind nicht alle von derselben Bedeutsamkeit, aber in der Mehrzahl liegt Stoff genug, um, wenn sie der Jugend vorgelesen oder erzählt werden, manche nützliche Lehre an sie zu knüpfen. Das Buch ist in mehrfacher Hinsicht eine dankenswerthe Bereicherung der deutschen Märchenliteratur und ein neuer Beweis der überraschend rastlosen literarischen Thätigkeit des Herausgebers. *)

Daß für eine entsprechende äußere Ausstattung Sorge getragen ist, bedarf wol kaum hinzugefügt zu werden. H.

Atlas zu Alex. v. Humboldts Kosmos in 42 colorirten Tafeln mit erläuterndem Text. Herausgegeben von Traugott Bromme. Vierte Lieferung enthält Tafel 19—24 sammt Text. Stuttgart. Verlag von Krais & Hoffmann. Quer-F.

Das Ganze dieses, durch Inhalt und äußere Ausstattung gleich ausgezeichneten, allen Freunden der Naturwissenschaften, namentlich auch den Lesern des Kosmos, unentbehrlichen Kartenwerkes, soll, wie bei der Anzeige der früher erschienenen Lieferungen schon bemerkt ist, in 7 Heften erscheinen; es stehen also noch drei zu erwarten, die baldigst nachfolgen werden.

Das vorliegende Heft enthält: Taf. 19. Karte der Jahres-Isothermen, Isotheren und Isochimenen, oder die Linien gleicher mittlerer Jahres-, Sommer- und Winter-Temperatur, nach A. v. Humboldt, L. v. Buch, Dove u. A. Die Hauptmomente der Temperatur auf dem Atlantischen Ocean, nach Celsius. — Taf. 20, Karten der Isobaren und Oscillationen des Luftdrucks. Barometrische Windrose, Theemische Windrose. Kurve der mittleren Barometerhöhe in der nördlichen Hälfte des Atlantischen Oceans, bis 0° Temperatur. Die Korallengebilde der Südsee. Korallenriffe. Bildung der Korallenriffe, nach Ch. Darwin. Atoll oder Ringinsel. Bildung der Atolls oder Ringinseln, nach Ch. Darwin. — Taf. 21. Hyetographische Karte der Erde. Abnahme der Regenmenge von den Küsten nach dem Innern. Zunahme der Regenmenge an den Gebirgs-Abhängen. Regenmenge in den Zonen. Die Schneegränze unter verschiedenen Breiten vom Aequator nach den Polen. — Taf. 22. Europa in physikalischer Beziehung. Hauptmomente des Areals und der Gliederung von Europa, nach H. Berghaus und Nagel. Die bedeutendsten Höhen der Skandinavischen Halbinsel, der Insel Island und der Far-Oer; im Maasstabe von 1: 350,000 der natürl. Höhe, und 1: 7,000,000 der geographischen Breite. Ansicht von West nach Ost. — Taf. 23. Deutschland, Schweiz und Theile der angränzenden Länder, in physikalischer Beziehung. Die bedeutendsten Höhen der Kaepathen, im Maasstabe 1: 216,000 der natürl. Höhe und 1: 3,150,000 der geographischen Breite. Verhältniß der Höhe zur Ausdehnung 1: 8. Ansicht von West nach Ost. Die bedeutendsten Höhen der östlichen Alpen, im Maasstabe von 1: 216,000 der natürl. Höhe, und 1: 1,670,000 der geogr. Breite. — Taf. 24. Die bedeutendsten Höhen Deutschlands und der Schweiz in ihrer geographischen Breiten- und Längenlage und Erhebung über die Meeresfläche in Pariser Fuß. Die bedeutendsten Höhen des nördlichen Deutschlands, im Maasstabe 1: 145,000 der natürl. Höhe, und 1: 1,600,000 der geographischen Breite. Ansicht von West nach Ost. Die bedeutendsten Höhen des südwestlichen Deutschlands und der Schweiz, in zwei Abtheilungen, A und B. im Maasstabe 1: 180,000 der natürl. Höhe und 1: 1,250,000 der geographischen Breite. Ansicht von West nach Ost. Die bedeutendsten Höhen der Alpen und deren Pässe, nach ihrer geographischen Längenausdehnung von S W. nach N O., im Maasstabe 1: 235,000 der natürlichen Höhe und 1: 3,600,000 der geographischen Länge. Absolute Höhe von Landseen in Deutschland und der Schweiz, verglichen mit den höheren Landseen fremder Erdtheile. Die Hauptströme Deutschlands hinsichtlich der Größe ihrer Stromgebiete, Strom-Entwicklung, ihres Quellenabstandes und ihrer Strom-Krümmungen, in deutschen Meilen.

In dem erläuternden Text (S. 37—48) wird, nach Beschluß des in der dritten Lieferung enthaltenen Abschnitts: die Erde, von folgenden Gegenständen in belehrender Weise, mit Benutzung der besten und neuesten Hülfsmittel gesprochen: 1) Hebung der Erdrinde. Atlas, Taf. 6, mit alphabetischen Uebersichten der bedeutendsten Höhen der Erde und der bedeutendsten Höhen von Europa. 2) Vom Festen oder dem Lande. Allgemeines zu: Atlas, Taf. 7—12; mit einem Holzschnitte im Text.

Die Verleger haben durch durch den niedrigen Ansatz des Preises (— die Lieferung 1 Thlr. —) auch Minderbegüterten und weniger reich dotirten öffentlichen Schulen und anderen Bildungsanstalten die Erwerbung des Atlasses sehr erleichtert.

H.

*) Es liegt uns z. B. schon wieder ein neues Werk Pröhle's vor, nämlich: „Der Pfarrer von Grünrode. Ein Lebensbild. 2 Theile", und, von ihm herausgegeben: „Deutsches Leben. Novellen, Erzählungen und Skizzen. I: Der Oberamtmann und der Amtsrichter, v. Jeremias Gotthelf. Hauschronik eines deutschen Schulmeisters in Ungarn, v. Gottfried Schröer." Beide Werke gleichfalls im Verlage von Avenarius u. Mendelssohn. Zunächst werden dann (in der Schweizer'schen Buchhandlung in Klausthal) Pröhle „Sagen" erscheinen.

Digitized by Google

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 103. Sonnabend, den 25. December. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Reise zur Braut ..... Seite 805
Geschichte des Directoriums ..... „ 807
Frankreichs politische Wandelbarkeit ..... „ 809
Literatur:
Hans Jakob und Heiri, oder: Die beiden Seidenweber, von Jeremis Gotthelf ..... „ 810
Erster Blick in die Wunderwelt des Magnetismus. Von Carl Scholl ..... „ 811
Der verbannte Pole, oder: Die Familie Strema-Ukoff ..... „ 812

Die Reise zur Braut.

Ballade.

Seht Ihr dort des Ritters Feste,
Wie so stolz ins Thal sie schaut,
Wie sie gleich dem Adlerneste
Auf den Felsen ist erbaut?
Hell im Mond die Fenster glänzen,
Mit dem Wappen bunt verziert;
Und der Knapp' in Scherz und Tänzen
Schelmisch Liebesreden führt!

Horch, es singet Liebeslieder
Jetzt ein Harfner, alt und blind,
Bis vom Söller, der Gebieter
Sendet Wort dem Burggesind':
Lieblich Jenes Saiten rauschen,
Nicht das Aug', die Wange glüht;
Seinem Liede alle lauschen,
Zart ist es wie Rosen Blüth'!

Nicht mehr tanzen sie den Reigen,
Flüstern nicht mehr Liebeswort;
Auch der Sänger muß nun schweigen,
Es verklingt der Harf' Accord!
Und der Herr befiehlt den Mannen:
„Mit der Sonne seid bereit,
„Mit mir ziehet Ihr von dannen
„Zu dem Fräulein mir gefreit!

„Zeitig sollet Ihr Euch rüsten,
„Euer Helm sei spiegelblank,
„Oeffnet, Knappen, Schrein und Kisten,
„Dann gewinnt Ihr meinen Dank!
„Ziehen werden wir zu Festen,
„Nicht zur wilden Ritter-Schlacht
„In den Kreis von vielen Gästen
„Wo die Braut so freundlich lacht!"

Kaum hat nun der Hahn gekrähet,
Wiehert schon im Hof das Roß,
Und der Ritter prüfend spähet,
Ob gehorsam war der Troß.
Nicht in schwerem Stahl gekleidet,
Schmückt ihn heute Seid' und Sammt,
Freundlich grüßt er, als er scheidet,
Seine Mägde insgesamt!

Stolz ergreifft er jetzt die Zügel,
Klopft den Hals dem Lieblingspferd,
Springt behende in die Bügel,
Zeigt sich seines Rosses werth!
Und der Rappe stampft und schäumet,
Als er hört des Wächters Horn;
Wie er springet und sich bäumet
Zwingt ihn doch des Ritters Sporn!

Digitized by Google

Dröhnend kracht des Thores Brücke,
Die der Huf der Roſſe ſchlägt,
Und den Herrn zum Liebesglücke
Nun der Rapp' im Trabe trägt.
Fröhlich folgen die Vaſallen
Wie gelautet ſein Geheiß,
Und der Thurmwart läßt erſchallen
Wohlbekannte frohe Weiſ'!

Haſtig geht's durch Hain und Felder,
Nur des Mittags kurze Raſt;
Jagend ſchnell durch grüne Wälder,
Spornend immer noch die Haſt.
Wie ein Aar die Luft zu theilen
Wäre heut' die höchſte Luſt,
Und zu langſam iſt ſein Eilen
Für die Sehnſucht ſeiner Bruſt!

Länger werden ſchon die Schatten,
Und die Sonne nicht mehr glüht;
Mann und Roß auch nun ermatten
Von der ſchnellen Reiſe müd'.
Da erblicken ſie die Zinnen
Ihrer Burg in der ſie weilt,
Um die Braut wird er bald minnen,
Welche mit ihm Sehnſucht theilt.

Haltend auf des Hügels Rücken
Von dem Abendlicht beſtrahlt,
Als ſich in des Ritters Blicken
Seines Herzens Wonne malt,
Sagt er: „Knappen, Euch ſoll rufen
„Bald mein Hüfthorn, wartet hier;
„Leiſ' erklimmend jene Stufen,
„Bring' ich Ueberraſchung ihr!"

Sprach es, und vom Roſſe ſpringen,
War das Werk des Augenblicks,
Ungeſehen will er dringen
In die Nähe ſeines Glücks.
Heißes Sehnen in dem Herzen
Nach der vielgeliebten Braut,
Heilet bald der Trennung Schmerzen
In dem Kuß ſo lieb und traut.

In der Burg nun angelanget
Allen er zu ſchweigen winkt,
Und ſein Herz gar freudig bangt
Bis er zärtlich ſie umſchlingt;
Welch' ein ſeliges Entzücken,
Wenn ſich der Geliebte nähert,
Wenn beim leiſen Händedrücken
Küſſend ſie der Küſſe währt!

Hörbar dann die Pulſe ſchlagen,
Und der Buſen wogt und treibt;
Und es wechſelt Kuß mit Fragen,
Ob er auch recht lange bleibt.
Feurnlieb' iſt reich an Blüthen,
Wenn ſie in dem Buſen keimt,
Störet nicht der Jungfrau Frieden,
Die ſo ſüß von Liebe träumt.

Und der Ritter kömmt zur Pforte,
Ihm ſo traut und wohlbekannt, —
Doch man flüſtert Liebesworte, —
Und der Ritter ſteht gebannt;
Zweifelt, horchet, ängſtlich lauſchet;
Ha bei Gott, es ſpricht ein Mann,
Kuß auf Kuß wird drin getauſchet,
Und ihn treibt's zur Rache an!

Schnell gezücket iſt ſein Degen
Zu der raſch beſchloſſ'nen That;
Keine Zweifel mehr ſich regen,
Sichre dünkt ihn der Verrath!
Wie der wilden Tigerkatze
Glüht im Aug' ihm Durſt nach Blut,
Und in einem weiten Satze
Haſcht das Opfre ſeine Wuth.

Ihn erblickend ſie erblaſſet,
Angſt und Grauen ſie umzieht;
Des Geliebten Hand ſie faſſet,
Die ſo fieberhaft ihm glüht.
Von ſich hat er ſie geſtoßen,
Die er falſch und treulos glaubt;
Stürzend auf den Waffenloſen,
Ihm ſein Schwert das Leben raubt.

Auf den Fremden fällt die Arme,
Küßt und herzt den todten Mann,
Und verfallen bittrem Harme
Klagt ſie den Geliebten an:
„Freuden, Hoffnung ſind erſchlagen,
„Meines jungen Lebens Glück;
„Keine Luſt in ſpäten Tagen
„Gibt den Bruder mir zurück!

„Heute erſt zurückgekommen
„Von der Fahrt zum heil'gen Grab,
„Hat die Liebe mir genommen
„Meiner Jugend Stütz' und Stab!
„Dem ich koſend ſchon erzählte
„Von der Schweſter Liebesglück,
„Der ſchon liebte den ich wählte,
„Kehrte, ach! zum Grab zurück!

Und den Ritter faßt das Grauſen
Ob der That, die er gethan,
Höllenqualen in ihm hauſen,
Folgen tückiſch raſchem Wahn.

Digitized by Google

Sein Gedanke iſt erſchlagen,
In ihm raſet tolle Wuth,
Nicht verſteht er ihre Klagen,
Taucht die Hände in das Blut.

Doppelt faßt ihn das Entſetzen,
Lachend laut ſpringt er hinaus;
In der Tollheit wilden Sätzen
Flieht er aus der Liebſten Haus,
Ueber Berg und Thal zum Walde
Führete ihn der irre Sinn,
Gellend dort ſein Hüfthorn ſchallte,
Rief die Knappen zu ſich hin!

Und ſie gehen ihn zu ſuchen,
Sie vernahmen, ach! die That;
Wie die Lippen lachen, fluchen
Hört der Knappe, der ihm naht.
Wie die Meute ſie ihn hetzten,
Er voran in toller Jagd,
Bis dem erſten wie dem letzten
Mattigkeit die Kraft verſagt.

Trauernd nun zur Heimath kehret;
Herrenlos der Knappen Troß;
Das der Ritter fehlt, lehret
Das vom Reiter freie Roß.
Tief betrübt ſind die Vaſallen
Ob des theuern Herrn Geſchick;
Und des Schmerzes Thränen fallen
Aus der treuen Männer Blick.

Als ſie nun die Burg erſchauen
Ihres Ritters Vaterhaus,
Sehen ſie mit Angſt und Grauen
Wie die Flamme ſchlägt heraus!
Nicht der Mägde froh Getümmel
Scherzend ſich im Hofe neckt,
Angſtruf ſteiget auf gen Himmel
Von dem tollen Heeren geweckt!

Nichts mehr helfen Waſſergüſſe,
Größer wird der Flammen Wuth,
Und der Flammen heiße Füſſe
Stahlen rothe Feuergluth.
Mit dem Brande in den Händen
Springend wird der Herr geſchaut,
Zündend raſch an allen Enden
Was der Ahn' ihm einſt gebaut.

Mauern ſtürzen, Fenſter ſpringen,
Und es ſchmilzt des Daches Blei
Und des Ritters frohes Singen
Iſt des Irrwahns Melodei.
Endlich ſtürzt die Burg zuſammen,
Jammernd ſchreien Groß und Klein,
Lauter praſſeln jetzt die Flammen,
Und der Ritter ſpringt hinein!

Eines Kloſters enge Mauern
Oeffnen ſich der jungen Maid,
Wo die Schweſtern mit ihr trauern
Ob der Seele doppelt Leid.
Traurig ſchwinden ihr die Tage,
Bruderlos und Witwe ſchon,
Beides faſt an einem Tage
Als der treu'ſten Liebe Lohn!

Seht die Trümmer einer Feſte,
Die einſt ſtolz ins Thal geſchaut,
Wo ſie gleich dem Adlerneſte
Auf den Felſen war gebaut.
Und es weh'n der Winter Stürme
Ueber ein gefall'nes Haus;
Eingeſtürzte Mauern, Thürme
Sagen uns der Thaten Graus!

Dr. Sigismund Wallace.

Geſchichte des Directoriums.

(Fortſetzung.)

Die Sectionen.

Es war nicht genug, den Gedanken zu dem Morden in Maſſen gefaßt zu haben, man mußte auch eine gewiſſe Anzahl von Männern, ſo grauſam als entſchloſſen, auffinden, die Willens waren, daſſelbe in Ausführung zu bringen.

Ueber die Pläne der Gemeinde konnte niemand mehr in Zweifel ſein. Der Entſchluß, die Prieſter, die Adelichen, die Reichen, überhaupt Alle, die dieſen Plänen hinderlich ſein könnten, auszurotten, hatte ſich ſchon in der am 23. Auguſt genommenen, und in dem Protocoll, wie folgt, formulirten Entſcheidung kundgegeben:

„Auf Antrag eines Mitgliedes, daß man die Gefangenen wegen Verbrechen an der Nation von den Gefangenen wegen Schulden und dgl. in den verſchiedenen Gefängniſſen trennen ſollte, iſt dieſe Maaßregel von dem Rathe angenommen worden."

Dieſer Entſchluß wurde 30. Auguſt durch folgenden Beſcheid öffentlich bekannt gemacht:

„Es iſt beſchloſſen worden, daß die Sectionen beauftragt werden ſollen, die heute Nacht zur Haft gebrachten Bürger unter ihrer Verantwortlichkeit abzuhören und zu richten."

Die Sectionen waren keine richterliche Körperſchaften; ihnen die Unterſuchung und das Richteramt über die Perſonen übertragen, welche in Folge von Hausſuchungen, die, nachdem man die Barrieren geſchloſſen, und jede Aushändigung von Päſſen eingeſtellt, in allen Stadtvierteln von Paris ſtatt gefunden hatten, arretirt worden waren, hieß ihnen eine politiſche Handlung zutheilen, auf welche die Demagogen vermöge ihrer Principien und der Leidenſchaften des Augenblicks verfallen waren.

Digitized by Google

Es ist demnach ein sehr eitles Bemühen, wenn zwei Apologisten der Septembriseurs und der Septembertage in der Hypothese, „daß jene Metzeleien vorbedacht gewesen", eine royalistische und girondistische Erfindung sehen wollen, und die Behauptung aufstellen, die Girondisten seien erst später darauf verfallen, als sie die Montagnards, ihre Feinde zu verderben trachteten. Das Vorbedachte spricht sich selbst in dem Texte all der officiellen Documente aus.

Ein intelligenter Schriftsteller, der im Punkt der demagogischen Doctrine gewiß unverdächtig ist, Herr Michelet, hat diesen Vorbedacht sehr wohl eingesehn. Niemand kannte diese Metzeleien unerwartet, „sagt er." Robespierre, Tallien und Andere reclamirten aus den Gefängnissen einige Priester, ihre vormaligen Lehrer. Auch durch Danton, Fabre d'Eglantine und Fonchet sind einige Opfer gerettet worden.

Man wird in der That sehen, wie die revolutionairsten Sectionen sich mit einander verständigt hatten, um ein Ensemble im Morden zu Stande zu bringen, und es würde wahrlich eine große Blindheit Noth thun, um nicht den Sinn des folgenden Schreibens zu erkennen, das am 2. September Abends 10 Uhr aus dem Stadthause an ein Mitglied der administrativen Commission (Herrn Junie) erlassen worden ist:

„Heute, Sonntag den 2. Septbr., Abends 10 Uhr.

„Wir sind seit vier Uhr auf unserem Posten, Bruder und Freund. Wir sind der Meinung gewesen, daß die Umstände es erheischten, in Permanenz zu verbleiben. Wir ersuchen Sie, sich sofort her zu begeben: Ihre Gegenwart ist unerläßlich." (Folgen sechs Unterschriften.)

Die Versammlungen der Sectionen waren gleich viele Werkzeuge, deren sich die Leiter der Gemeinde bedienten, um die Verantwortlichkeit oder mindestens das öffentliche Geschrei von sich fern zu halten. Die Leiter ließen auch die Forderung, die Gefangenen zu ermorden, durch die Sectionen stellen, auf welche sie sich am meisten verlassen konnten, und diese Forderung erfolgte am 2. September des Vormittags, nur wenige Stunden vor der Ausführung, damit der Gedanke des Verbrechens nicht die Zeit haben sollte, sich zu verbreiten, commentirt, verworfen zu werden.

Die Section Poissonniere zeichnete sich vor allen andern durch ihre scheußliche Wildheit aus. Eine, wahrscheinlich straffällige, Hand hat aus dem Register ihrer Berathungen die beiden Blätter herausgerissen, die das Protocoll ihrer Sitzung vom 2. September enthalten haben; ihr Beschluß wegen der Metzeleien ist aber mehreren andern Sectionen, die ihm beigetreten sind, mitgetheilt worden, und die Vorsehung hat es so gestattet, daß dies Schanddenkmal sich erhalten hat.

Das Protocoll der Section la Fontaine, in der Straße Montmartre, lautet in der That, wie folgt:

„Eine Deputation der Section Poissonniere hat folgenden Beschluß dieser Section verlesen:

„All die Staatsverschwörer, die sich augenblicklich in den Gefängnissen zu Orleans und Paris in Haft befinden, sollen vor dem Abmarsch der Bürger, die der Gränze zueilen, getödtet werden.

„Die widerspenstigen Priester, die Frauen und Kinder der Emigrirten sollen unbewehrt an die Spitze der vordersten Reihen der Armee gestellt werden, um den guten Bürgern, die zur Vertilgung der Tyrannen und ihrer Sclaven ausgezogen sind, mit ihren Leibern als eine Schutzwehr zu dienen."

Derselbe Beschluß wurde durch Deputationen den Sectionen von Mauconseil und vom Louvre mitgetheilt, die ihm beitraten.

In dem Register der Section von Popincourt befindet sich folgende Notiz:

„Ein Mitglied hat darauf angetragen, Paris von den Verräthern zu säubern, die sich in der Abtei eingeschlossen befinden, ehe man aufbreche."

Die Section Luxemburg nahm folgenden Beschluß:

„Der Antrag eines Mitglieds, die Gefängnisse zu entleeren, indem man das Blut aller in Paris Verhafteten fließen lasse, ist nach erfolgter Abstimmung angenommen worden. Es wurden auch drei Commissionen ernannt, um sich in die Stadt zu begeben und von diesem Wunsche Mittheilung zu machen, um übereinstimmend verfahren zu können.

Die Section der Quinze-Vingts, deren Register aus jener Zeit sich nicht mehr vorfindet, hatte einen, der Luxemburger Section gleichen, Beschluß genommen, und noch den Cynismus oder die Einfalt gehabt, am 3. September Morgens dessen Bestätigung von dem Generalrath der Gemeinde zu verlangen. Der Generalrath antwortete hierauf durch einen Tagsbefehl, der einer Sanctionirung ähnlich sah. Er lautete:

„Eine Deputation der Section Quinze-Vingts stellt das Verlangen, daß die Frauen und Kinder der Emigranten als Geissein gefangen gesetzt, und die Verschwörer getödtet werden sollen, ehe die Bürger zur Armee abmarschiren.

„In Betreff dieses Verlangens geht der Generalrath zur Tagesordnung über, weil es den allgemeinen Versammlungen der Sectionen frei stehe, nach ihrer Weisheit solche Maaßregeln zu ergreifen, als es ihnen unerläßlich scheine, mit Vorbehalt, sich zu rechtfertigen, wo Rechtens."

Die Pariser Sectionen und der Generalrath der Gemeinde waren also, wie man sieht, über die Metzeleien völlig einverstanden, es that nur noch Noth, übereinstimmend zu verfahren, wie die Luxemburger Section sich ausdrückte, und zu dem Ende wurde nun auf der Mairie der Executionsausschuß organisirt, eine Bezeichnung, die sich nicht bloß von dem Abbé Sicard und von Jourdan herschreibt, sondern auch in den officiellen Acten der Gemeinde gefunden wird.

Der Executionsausschuß.

Die Mairie von Paris, womit der unglückliche Sylvain Bailly zuerst beehrt gewesen, vereinigt in sich die Attribute eines Stadtschultheissen und eines Polizeilieutenants. Die Mairie hatte ein sogenanntes Polizeidepartement, und in diesem Departement fungirten vor dem 10. August die Herren Perron, Viguier, Sergent und Panis, Letzterer ein Schweizer von Santerre.

Panis und Sergent, die in dem Plane der Metzeleien eingeweiht waren, übernahmen es, die Vorbereitungen dazu zu treffen und sie zu leiten. Ein Polizeiausschuß von nur vier Mitgliedern erschien ihnen als unzulänglich, und so beschlossen sie, ihn auf zwölf zu bringen. Panis ergriff die Initative dieser Maaßregel. „Da mehrere seiner Collegen, minder grausam als er,"

Digitized by Google

sagt Maton de la Varenne, „nicht stets zu den Einkerkerungen, worauf er antrug, ihre Einwilligung geben wollten, so benutzte er ihre Eßzeit, um ihre Büreaus unter Siegel legen zu lassen, wonach er dem Generalrath erklärte, daß dieselben nicht auf der Höhe der Revolution ständen, und sich autorisiren ließ, sich deren andere beizugesellen.

Roch Marcandier erzählt die Bildung des Ueberwachungsausschusses, durch den die Metzeleien beschafft werden sollten, fast mit denselben Worten:

„Am 30. August, kurz vor der Aufhebung der Sitzung," sagt er, „begab Paris sich, ohne daß die Commissarien darum wußten, nach dem Generalrath. Der Augenblick war günstig; es waren wenig Leute zugegen; er nahm das Wort, und sagte: „Die Mehrheit der Mitglieder des Ueberwachungsausschusses ist untüchtig; sie kommen nicht vom Fleck. Es herrscht die größte Unordnung im Ausschuß." Er beendigt seine Diatribe mit der Forderung, von dem Generalrath ermächtigt zu werden, sich zur Bildung eines Ausschusses seine Genossen, Leute, für die er wie für sich selber einstehen könne, selbst wählen zu dürfen. Der Generalrath faßt sofort einen seinem Begehren entsprechenden Beschluß, und da ist er Herr über Alles!"

Wir haben in den Deliberationsregistern des Generalrathes der Pariser Gemeinde nach der Bestätigung der Angaben von Maton de la Varenne und Roch Marcandier gesucht, und sie darin gefunden. Das Protocoll der Sitzung vom 30. August besagt:

„Herr Paris wird morgen ein Verzeichniß der Mitglieder eingeben, die sich ihm Behufs des Polizeiausschusses anschließen werden."

Mit der Vollmacht des Beschlusses vom 30. August ausgestattet, verwandte er zwei Tage dazu, sich Collegen zu dem blutigen Werke, das er im Schilde führte, anzuschaffen. Erst am 2. September war er nach einigem Tasten, wie sich das aus materiellen Status des Documents, wodurch sie eingesetzt wurden, erweist, damit zu Stande gekommen.

Folgendes ist die getreue Copie des Beschlusses, wodurch der Ausschuß der Septembermetzelei eingesetzt worden ist, und dessen Entwurf Paris von Anfang bis zu Ende eigenhändig geschrieben hat:

„Wir Unterzeichnete, durch einen Gemeindebeschluß, demzufolge einer von uns (Paris) sich drei Collegen zu wählen hat, um mit ihm einen Polizei- und Ueberwachungsausschuß zu bilden, autorisirt, haben, mit Rücksicht auf die kritischen Umstände und die verschiedenen und wichtigen Arbeiten, die uns obliegen, beschlossen, uns sechs Mitbürger als adjungirte Administratoren beizugesellen, als: Marat, den Volksfreund; Defaegues, den Büreauchef auf der Mairie; Lenfant, Grenetier, Leclerc und Duffort, die mit uns, unter unserer Aufsicht — weil das ganze auf der schwersten Verantwortlichkeit von uns vier Unterzeichneten beruht — die Signatur haben sollen.

„Die Administratoren der Polizei und der Ueberwachung: Pierre Duplain, Paris, Sergent, Jourdeuil.

„Ausgefertigt in der Mairie, den 2. September 1792.

Es ist nicht überflüssig, zu bemerken, daß die Namen Marat und Deforges, bei der Abfassung des Documentes vergessen, nachdem hinter dem Wortr Mitbürger in der Handschrift von Paris eingeschaltet worden sind, so wie auch die Zahl 6.

Dies also waren die Mitglieder des sogenannten Ueberwachungs- und Vollziehungsausschusses, dem noch Cailly beigegeben worden ist, wie es aus andern officiellen Documenten hervorgeht. Sie richteten sich in dem untern Saale der Mairie ein, wo jetzt die Pässe ausgetheilt werden.

„Dies war die Höhle," sagt Roch Marcandier, „wo die Septembermetzeleien vorbereitet wurden. In dieser scheußlichen Mörderhöhle ist über 8000 Franzosen das Todesurtheil gefällt worden, die meistens ohne irgend einen gesetzlichen Grund, ohne Anklage, ohne irgend eine Spur von Vergehen, bloß nach der Willkür der Banditen des Ueberwachungsausschusses verhaftet worden waren."

(Fortsetzung folgt.)

Frankreichs politische Wandelbarkeit.

Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.
Schiller.

Philipp, Graf Stanhope, Pair von Großbritannien, hatte stets den Principien der ersten französischen Revolution gehuldigt. Sein Sohn Heinrich, von entgegengesetzten Ansichten geleitet, zerfiel dieserhalb gänzlich mit seinem Vater und flüchtete endlich zu seinem Oheim Pitt.

In dem Jahre 1817 erbte Graf Heinrich Stanhope die Güter und Würden seines Vaters und nahm dessen Sitz in der Pairskammer ein. Gleich hielt derselbe eine Rede, die eine Menge hear him! hervorrief. Er begann mit Entwicklung seiner Ansicht: daß der König von Frankreich, damals Ludwig XVIII., weit entfernt, die Zuneigung seiner Unterthanen zu besitzen, ihnen sogar zuwider sei, und zwar besonders aus dem Grunde, weil sie denselben als einen Herrscher betrachteten, den ihnen die verbündeten Heere zu dem Zwecke aufgedrungen hätten, ihren Stolz zu demüthigen, sie für ihre Verbrechen zu züchtigen, und dem übrigen Europa eine Bürgschaft zu gewähren. Graf Stanhope fuhr dann fort: „Wenn nun aber ein König ohne die Liebe seiner „Unterthanen nicht lange friedlich auf seinem Throne verharren „kann, so müssen die Verbündeten zu verhindern suchen, daß nicht „neue Revolutionen die Ruhe Europa's stören. Man muß dem„nach dieses Königreich zerstückeln und, wie Julius Cäsar in seinen „Commentaren es vorgezeichnet hat, drei Theile daraus bilden; „oder die Besetzung Frankreichs durch die fremden Kriegsheere muß fortdauern, trotz des ausdrücklichen Wortlautes der Verträge, „welche in dieser Hinsicht das Gegentheil bestimmen." — Hierauf ging derselbe zu einer Schilderung des Charakters der Franzosen über, indem er sagte: „Von allen Völkern auf dem Erdenrunde „sind sie dasjenige, welches durchaus nichts von einem regelrechten „Verhalten weiß; ein Volk, das mit wahrer Gleichgültigkeit die „Laufbahn von Sclaven und Dieben betreten hat. Dasselbe ist „heut zu Tage von allen Völkern das verwerfenste! Gäben wie „es zu, daß die Drangsale der letzten zwanzig Jahre durch dies„selben Menschen und in gleichem Maße erneuert würden; sollten „wir uns von dem Grundsatze leiten lassen, bei Frankreichs Be-

Digitized by Google

„streben zur Ausführung seiner Absichten ruhige Zuschauer abzu„geben, so werden wir die von uns so theuer erkauften Lorbeeren „vor unsern Augen welken sehen."

Die heißen Köpfe Frankreichs, welche durch diese Rede ihre Nationalehre auf das Tiefste verletzt glaubten und, die es verdroß, daß sie aus ihrem erhabenen Schwindel des vaterländischen Ruhmes so gewaltsam aufgestört wurden, unter ihnen namentlich auch Dupin und Fiévée, geriethen in die heftigste Aufregung, bemühten sich, den Grafen Stanhope zu widerlegen, forderten von ihm wegen ausgesprochenen Beleidigungen Genugthuung, und Einige wollten sogar die vermeintliche Beschimpfung in dem Blute desselben abwaschen.

Graf Stanhope nahm alles mit kaltem Blute hin, und würdigte seine Gegner nicht der geringsten Antwort. Letztere hätten übrigens sich erinnern sollen, daß bereits ihr vergötterter Voltaire von der großen Nation ohne Umschweif geäußert hatte: „les Français sont né méchants."

Die seit der Rede des Grafen mit kurzen Zwischenräumen auf einander gefolgten politischen Zeitereignisse in Frankreich: die Vertreibung zweier Könige, die Bürgerkämpfe und zwei vollständige Staatsumwälzungen, alles dieses innerhalb einer Zeit von zwei und zwanzig Jahren, haben den Grafen vollkommen gerechtfertigt. Derselbe würde auch jetzt noch die Worte des alten Cato: „Caeterum censeo, etc." zur Anwendung bringen können, und zwar um so mehr, als die große Nation: per varios casus, per tot discrimina rerum, endlich auf einen politischen Standpunkt gelangt ist, der in Absicht wirklicher Festigkeit oder Dauer nicht die mindeste Gewähr darbietet.

Berlin. N—n.

Hans Jakob und Heiri, oder: Die beiden Seidenweber, von Jeremias Gotthelf. Berlin 1851, Verlag von Julius Springer. 139 Seiten. 8.

Unter den Schriftstellern der Neuzeit, die für das Volk durch ihre Schriften zu wirken bemüht waren, hat gewiß Keiner so zum Herzen desselben geredet, wie Jeremias Gotthelf.

Wer kennte jetzt nicht den Namen dieses edlen Mannes? Weithinaus über die Grenzen seines besonderen Vaterlandes haben sich seine Schriften verbreitet und Eingang gefunden bei Jung und Alt, bei Reich und Arm, bei Hoch und Niedrig, da sie als wahre Volksschriften nicht allein sich ankündigen, sondern sich auch als solche bewähren durch die erstaunlichen Wirkungen, die sie an so vielen Orten in unserm deutschen Vaterlande besonders hervorgerufen haben. Die Deutschen haben ganz und gar vergessen, daß es ein Schweizer ist, der zu ihnen redet von fremden Verhältnissen, in fremder Weise; sie betrachten Gotthelf's Schriften als deutsche Volksschriften, denn es sind eben nicht fremde Verhältnisse, die er schildert; dieselben wiederholen sich in ihren Grundzügen stets auch in andern Ländern. Er stellt das Leben des Menschen in allen seinen Lagen und Gestalten in Wahrheit dar, führt den Leser in die tiefsten Schluchten sittlicher Verderbtheit, wo die Sünde ihre schwarze Wohnung aufgeschlagen und ihr unseliges Wesen treibt; er schildert die glänzendsten Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft und auch diese treu der Wirklichkeit; er stellt auch die Guten noch als Sünder dar und verschweigt an seinen vortrefflichsten Charakteren selbst nicht ihre Schwächen, nicht an den verworfensten ihre edlen Züge.

Und eben diese Wahrheit, die sich ausspricht in allen seinen Erzählungen und sich nicht scheut aufzutreten vor allem Volk, die ist es, welche dem Verfasser die Liebe des Volkes erwarben und seinen Schriften die unendlich weite Verbreitung verschafft hat.

Niemand, als Jeremias Gotthelf, hat wohl klarere Blicke in die verhüllten Tiefen des menschlichen Herzens gethan; er kennt dessen Wallungen, Rührungen und Erregtheiten; er weiß zu unterscheiden zwischen Schein und Wahrheit, wenn diese Regungen des Innern sich aussprechen nach außen hin; er kennt die edlen Gefühle des Frommen und Demüthigen, er ist aber auch nicht unbekannt mit den bösen Gedanken des Gottlosen und Selbstsüchtigen. Ihm ist dabei die große Gabe verliehen, diese tiefe Menschenkenntniß in seinen Schriften auf das deutlichste auszusprechen und er ist zu aufrichtig und wahrheitliebend, als daß er irgend Etwas anders darstellen sollte, als er es nach ernster Prüfung am Menschenherzen selbst erfahren hat.

Daher treffen seine Worte, wohin sie dringen, das Herz scharf und sicher; dieser oder jener sieht sich gezeichnet in dem Bilde des ihm vorgehaltenen Geizigen, Unfrommen oder Wollüstigen; er vernimmt, wie das Ende eines solchen nie ein glückliches, stets ein unseliges sei, und zweifelt nicht an der Wahrheit der Schilderung, denn diese selbst eben faßt ihn zu mächtig durch ihren ungeheuchelten Ausdruck. Da erkennt er zu seinem Schrecken den Abgrund, an dem er wankend steht, kehrt um und dankt für die wunderbare Rettung vom Verderben. Denn eben dies ist das Ziel aller Schriften Jeremias Gotthelf's, den Menschen zur Erkenntniß seiner Sünden zu bringen, ihn dann aber auch zum Glauben an Den zu leiten, dessen Kraft in dem Schwachen, der um dieselbe bittet, mächtig ist; alle Leser also hinzuführen zu einem bessern, glücklicheren Leben durch den Rath der Selbsterkenntniß, zu der eigenen Thätigkeit, der Liebe und dem gläubigsten Gottvertrauen. Und gewiß können wir es wohl behaupten, daß schon vielfach dieses Ziel erreicht worden ist. Ist das nicht ein Zeichen davon, daß der Name Gotthelf, wo man ihn kennt, mit Dank und Freude und Ehrfurcht nur genannt wird? Wer einmal seine einfachen, lieblichen Erzählungen gelesen, die das Herz ergreifen und erschüttern in seinen innersten Tiefen, es hinweisen auf den Segen der göttlichen Kraft, die den Frommen in's Herz gegeben wird, der wird bald eine Veränderung an sich spüren; denn auch in dem verstocktesten Sünderherzen giebt es noch einen Funken des Besseren; sonst wäre er ja der Erlösung nimmer fähig; und wahrlich, diesen anzufachen zur hellen Flamme, dazu ist die herrliche Sprache des frommen Gotthelf ganz geeignet. Denn nicht nur werden bessere Gefühle durch dieselbe erregt, sondern gewiß wird auch der Leser zu dem Wollen das Vollbringen zufügen, wenn er mit Aufmerksamkeit und mit stetem Blick auf das eigene Herz gelesen hat.

Und dadurch eben stiften die Schriften Gotthelfs den unendlichen Segen, der sich schon über ganze Länderstrecken verbreitet hat und auch noch fernerhin an recht vielen Seelen das Streben des Verfassers krönen wird. Wenn nur das Volk bleiben wollte bei Dem, was es einmal so freudig und begeistert aufgenommen; es hat wahrlich zu seinem Heile gewählt unter den vielen Volksschriften der Neuzeit, indem es diese Bücher ganz und gar zu

Digitized by Google

den seinigen machte; sie sind ein Schatz, den es nicht wieder von sich gebe, sondern auf das Treueste bewahren sollte, dessen wahren Werth aber das deutsche Volk erst nach und nach immer mehr bei aufrichtigem Gebrauche erkennen wird. Die Samenkörner, die der Verfasser durch sie in die Herzen der Menschen ausstreut, sind edler Art und tragen auf rechtem und gutem Boden tausendfache Früchte. Ohne Segen kann auch der Beruf nicht bleiben, dem Jeremias Gotthelf sich geweiht, in den weitesten Kreisen die Menschen zu mahnen an die Erkenntniß ihrer selbst, ihrer Sünden und Mängel, dann aber sie auch auf den Weg zum Heil und Frieden mit sich selbst und ihrem Gotte zu führen, indem er ihnen zeigt, von wie großer Macht die göttliche Kraft im Menschenherzen und wie glücklich der sei, der sie auf sein Gebet erlangt hat.

Kaum ist es nöthig, noch irgend Etwas zu dem Gesagten hinzuzufügen was auf die einzelne oben genannte Schrift Gotthelf's Bezug hätte. Sie ist des Verfassers würdig und reiht sich den übrigen Erzählungen desselben ebenbürtig an.

In vorliegender Erzählung wird nämlich an zwei Familien, die, von gleicher Herkunft, äußerlich der ärmern Klasse angehören, der Segen der gottergebenen und den Nächsten liebenden Demuth und auf der andern Seite die unglücklichen Folgen des sich erhebenden und auf eigene Verdienst stolzen Hochmuthes in lieblicher einfacher Weise, der Wirklichkeit treu und wahr geschildert. Man möchte fast nicht zweifeln, daß der Erzählung Thatsachen zu Grunde liegen. Auch hier läßt der Verfasser uns tiefe Blicke thun in seine genaue Kenntniß des menschlichen Herzens und Wandels. Auch hier wird kein Ideal aufgestellt, das statt zur Nachahmung anzureizen, nur abstoßen würde vor der unerreichbaren Höhe, sondern einfache Menschen treten auf, die zwar fromm und liebevoll, aber dennoch als sündhaft und unvollkommen dargestellt werden, so daß der Eifer, diesen nachzustreben in Gottesfurcht und Nächstenliebe gewiß Jeden erfüllen wird, nachdem er diese Erzählung gelesen hat. F..k.

Erster Blick in die Wunderwelt des Magnetismus. Mittheilungen aus Paris von Carl Scholl, Verfasser der Messias-Sagen. Hamburg. Meißner & Schirges. 1853. 76 Seiten. 8.

Der Verfasser berichtet in dieser kleinen Schrift über Thatsachen, die er in Paris selbst gesehen und ihn, den Zweifelnden, zum Gläubigen umgeschaffen haben. Er besuchte dort nämlich fünf Sitzungen des Präsidenten einer Gesellschaft, deren einziger Zweck ist, die Wissenschaft des Magnetismus zu begründen, des Herrn Hébert, und drei Sitzungen des redacteur en chef des Journal du Magnétisme, Herrn Du Potet de Sennevoy, in welchen mesmerische Versuche angestellt wurden. Er wohnte dann ferner den Vorträgen des Letztern über Magnetismus und Magnetisiern bei, in welchen er jedoch über Dasjenige, was er eigentlich darin suchte, das wahre Wesen des Magnetismus, nur Andeutungen hörte, aber nicht die volle, ihn befriedigende wissenschaftliche Begründung gegeben wurde; der Zweck derselben war jedoch auch, wie er sich erst später überzeugte, ein anderer: praktische Anleitung zur Anwendung des Magnetismus.

„Ich weiß nun freilich" heißt es im Vorworte, „daß für Viele von den Lesern dieser Blätter meine Mittheilungen nichts Neues enthalten werden; ich weiß aber auch, daß darunter Andere sind, denen sie wie Märchen klingen werden, und die nur mit Lächeln oder Zweifel mich auf diesem Gebiete erblicken. So mögen die letztern, wie ich selber, vor der Wahrheit der Thatsachen sich beugen, und auch die ersteren, wofern ihre Ueberzeugung noch der Bekräftigung bedurfte, sie in meiner wahrheitsgetreuen Darstellung finden." Diese Wahrhaftigkeit zeigt sich in des Verfassers Berichten überall und begründet ihren Werth. Der Hauptinhalt der Vorträge des Herrn Du Potet ist S. 60—67 in gedrängter Kürze angegeben. In Beziehung auf die dem Magnetismus zugeschriebene Heilkraft ist noch beigefügt, daß der Genannte (auch Verf. eines Manuel de l'Étudiant magnétiseur. 2 édit. Par. 1851) keineswegs in oberflächlicher, marktschreierischer Weise ihn als Radikal- und Universalmittel für alle Krankheitsfälle ausposaunte. „Wie er zugab," fährt Herr Scholl fort, „daß in gewissen Fällen das magnetische Heilverfahren durch Mitgebrauch medizinischer Mittel unterstützt werden könne, ja müsse, wie er überhaupt im Entferntesten nicht die medizinische Wissenschaft ganz über Bord warf, sondern nur gegen ihr hartnäckiges Festhalten an überlebten Dogmen, gegen oberflächliches Heilverfahren, gegen Unkenntniß der eigentlichsten Natur des Menschen und gegen ihre Verblendung, gegenüber dem im Magnetismus sich darbietenden, und nach seiner Ueberzeugung einfachsten, naturgemäßesten und universellsten Heilmittel, ankämpfte, ebenso nahm er keinen Anstand, zuzugeben, daß es Fälle gäbe, wo der Magnetismus so wenig als die bisherige Medizin mehr helfen könne. Es könnten durch den Magnetismus weit mehr und im verhältnißmäßig viel kürzerer Zeit Krankheiten gehoben und zwar gründlich gehoben werden, als durch alle bisherigen medizinischen Systeme, aber allmächtig sei auch er nicht. Immerhin stehe aber so viel wieder fest, daß selbst in den schlimmsten und unheilbarsten Fällen er zum wenigsten Linderung der Schmerzen bringe, und er sehr oft den furchtbarsten Todeskampf erleichtert habe."

In dem Schlußworte wird eingestanden, daß weder, wie schon erwähnt, die Vorträge, noch das Studium des Manuel und der beiden Schriften von Ennemoser („der Magnetismus im Verhältniß zur Natur und Religion" und „Anleitung zu mesmerischen Praxis") die gewünschte Aufklärung gewähret hätten. — Was auf den letzten Seiten der Schrift vom Verf. vorgetragen ist, lassen wir hier folgen: „Du Potet's neueste Erklärung über das eigenthümliche Wesen des Magnetismus finde ich in der Festrede, die er bei der Jahresfeier zum Gedächtniß Mesmer's diesen Sommer in Paris gehalten, und wo die betreffende Stelle also lautet:

„Was wird nicht geschehen, wenn man durch gelehrten Fleiß es dahin gebracht, die Strahlen dieses göttlichen Feuers zu sammeln, und dem Auge sichtbar zu machen! Wir werden dann ein Bild der menschlichen Seele und derjenigen der Welt selber haben; denn es ist der glorreiche Wagen, in dem sich die Geister ohne Körper befinden, es ist das Agens der Uebertragung unserer Wünsche und unserer Sehnsucht; es ist es ferner, mittelst

Digitized by Google

dessen wir mit dem Schöpfer der Welten verkehren, die im Raume rollen."

Es ist nicht die Absicht dieser Blätter, das vorliegende Räthsel selbst lösen zu wollen; dazu sind Andere berufen. Meine Ueberzeugung aber ist die, daß es so lange nicht gelingen kann, als der Standpunkt jener Transcendenz nicht verlassen wird, von der, wie wir sehen, auch der Franzose nicht lassen kann. Je mehr ich aber von dem Magnetismus selbst, — oder wie man die geheimnißvolle Ursache dieser Erscheinungen nennen will, — fest und unwandelbar überzeugt bin, desto mehr dächte ich, daß es an der Zeit wäre, allen Ernstes vom Standpunkt der neuen Wissenschaft aus, die nichts Drittes mehr hinter den Erscheinungen und Gesetzen der Natur voraussetzt und fabelt, der Sache gründlich auf den Leib zu gehen. Dazu aufzufordern ist der eigentliche Zweck dieser Mittheilungen.

Die magnetischen oder mesmerischen Erscheinungen sind Thatsachen, mag man darüber lachen und spotten, so viel man will. Die Frage, um die es sich allein noch handelt, ist ihre Erklärung.

Sind sie die Folgen blos aufgeregter Phantasie? Diese Ansicht widerlegt sich ganz von selbst durch die Thatsache, daß magnetische Erscheinungen nicht nur an Personen, die schlafen, sondern auch an Thieren und Pflanzen hervorgerufen werden.

Sind sie die Folgen eines ausströmenden Fluidums, eines Nervenäthers, eines Aethers überhaupt, oder sind sie die Folgen bloser Willenskraft, durch Wahlverwandschaft, durch sogenannte „dynamische Polaritätsverhältnisse" hervorgerufen?

Diese Fragen bedürfen noch der Lösung. Sollten Reichenbach's „odisch-magnetische" Untersuchungen nichts als Selbsttäuschungen sein? Ich glaube es nicht. Ich glaube vielmehr, daß auf diesem Wege gerade, in Verbindung mit einer tieferen Erforschung jener von Du Potet oben erwähnten electrisch-magnetischen Strömungen unsres Nervensystems, sowie unsres natürlichen Seelenlebens das Räthsel wird gelöst werden.

Jedenfalls, ich wiederhole es, verdient dieser Gegenstand auf's allerernstlichste geprüft und begründet zu werden; ein Gegenstand, der wahrlich Keinem Schande bringt, der sich mit ihm redlich beschäftigt, und der wohl durch Männer wie Cuvier, Laplace, Hufeland, Treviranus, Berzelius von vornherein Zeugen genug besitzt, daß etwas mehr an ihm sey, als „vornehmthuende" Zweifelsucht glauben will.

Noch ganz in der jüngsten Zeit hat sich das radikalste Blatt in England „The Leader" und bei uns das „Deutsche Museum" von Prutz in einem Artikel von Gottschall, und einem späteren aus Hamburg, sowie der geniale Verfasser des „Genius des Christenthums", Ludwig Noack, in seiner Erklärung über die „Wunder" Jesu dafür ausgesprochen.

Auch zwei wissenschaftliche Institute haben ihre bisher beobachtete ignorirende oder verwerfende Stellung zu der vorliegenden Sache aufgegeben, und durch Ausschreiben von Preisfragen sich ihr genähert. Die „Akadémie des sciences morales et politiques" in Paris stellt die Preisfrage auf über Somnambulismus oder magnetischen Schlaf, die „Société d'encouragement des sciences, lettres et arts" in Mailand über den praktischen Werth des thierischen Magnetismus.

Diese letztere Frage nöthigt mich noch zu einer schließlichen Erklärung. Mag der praktische Werth des vorliegenden Gegenstandes sein, welcher er wolle, die theoretische Ergründung desselben ist davon unabhängig, und im allerschlimmsten Falle wäre sie eine ganz für sich bestehende Pflicht, ein nothwendiges Bedürfniß unseres denkenden und forschenden Geistes. Die Theorie desselben „verderblich" nennen, wie G. A. Wislicenus im Augustheft seiner diesjährigen „Neuen Reform" es gethan, hieße daher, — vorausgesetzt, daß sie die richtige ist, — die Natur selber hofmeistern wollen, und in dem Fall, daß sie noch nicht die richtige ist, dem Geist verbieten wollen, nach einer richtigeren zu suchen. Was nun aber den praktischen Werth betrifft, so verstehe ich in der That nicht, wie ein G. A. Wislicenus, Angesichts der Thatsachen vorgekommener Heilungen durch Anwendung des Magnetismus, ihn ebenfalls einen „verderblichen" nennen kann! Daß der Magnetismus mißbraucht, auf's schändlichste und ruchloseste mißbraucht werden kann, das haben gerade die tüchtigsten seiner Vertreter selbst am meisten beklagt; daß aber die Anwendung des Magnetismus überhaupt, und zwar nicht nur in der Hand wissenschaftlich durchgebildeter Aerzte, sondern in leichteren Fällen selbst in der Hand der Laien, zur Wiederherstellung der Gesundheit unserer Mitmenschen — ein „verderblicher Wahn" sei, das heißt das Feuer verderblich nennen, weil der Bösewicht es zur Brandstiftung, und die Vernunft verderblich nennen, weil er sie zu Lüge und Meineid mißbrauchen kann."

Die äußere Ausstattung ist sauber. H.

Der verbannte Pole oder die Familie Strema-Ukoff. Eine Erzählung für die Jugend. Zweite Ausgabe. Hamburg. Robert Kittler. 72 Seiten. 8.

Es ist die Geschichte der Verbannung und Flucht des polnischen Generals der Reiterei, Grafen Radofsky, die der Jugend hier in gewählter, ansprechender Darstellung erzählt wird. Die Charaktere der handelnden Personen, namentlich des treuen Dieners Stephan, sind trefflich geschildert; das Bild, welches uns den langen Aufenthalt des Grafen und seiner Gemalin in Sibirien vorführt, ist mit Treue gezeichnet. Die Rettung des Verbannten durch einen klugen Einfall Stephan's gränzt freilich etwas an's Wunderbare; aber dem jungen Leser wird sie gewiß große Freude gewähren. Die edle Gattin, die ihren Mann nach Sibirien begleitete, verliert er dort; dafür hat er aber die Freude eine liebe Tochter mit einem russischen Grafen vermält und als Mutter mehrerer Kinder wiederzufinden. Ein Zufall macht den Grafen Strema-Ukoff zum Lebensretter des Kaisers; die Begnadigung und ehrenvolle Anstellung Radofsky's ist der Lohn.

Aus dieser flüchtigen Skizze ersieht man, daß für die Unterhaltung hinreichend gesorgt ist; aber auch auf die Veredlung der jungen Herzen wird die Erzählung vortheilhaft wirken, und verdient daher in zwiefacher Hinsicht empfohlen zu werden.

Die hübsche Ausstattung und der billige Preis dürfen nicht unerwähnt bleiben. L.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 104. Mittwoch, den 29. December. 1852.

☞ Diese Zeitschrift erschrint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich dröhalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums (Fortsetzung).....Seite 813

Literatur:

Alma, von Ludwig Stirbritz ..... „ 815

Historien. Von H. C. Andersen ..... „ 815

Miscellen ..... „ 816

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Das Vorspiel zu dem Morden.

Die Septembermetzeleien begannen gegen 2½ Uhr, auf das Signal drei auf dem Pont-Neuf aufgestellte Kanonen. Gefangene, die aus der Mairie nach der Force, der Conciergerie und der Abtei versetzt worden waren, fielen als die ersten Opfer.

Die Gefangenen, welche von der Mairie nach der Force versetzt wurden, waren Priester. Alles, was man über sie weiß, findet sich in folgenden Zeilen Marats verzeichnet:

„Ich befand mich im Ueberwachungsausschoß, als dort die Anzeige gemacht wurde, daß das Volk mehrere widerspenstige und die Umtriebe bezüchtigte Priester, von dem Ausschusse nach der Force gesendet, ihrer Wache entrissen und getödtet habe, und die Gefängnisse anzugreifen drohe."

Wer die Gefangenen gewesen, welche auf dem Transport nach der Conciergerie umgebracht worden sind, das weiß man nicht. Von ihnen ist keine andere Spur übrig geblieben, als die folgenden Zeilen des Protocolls der Pariser Gemeinde:

„Ein Offizier der Nationalgarde bringt die Kunde, daß mehrere Gefangene, die nach der Conciergerie transportirt werden sollten, getödtet worden sind und daß das Volk in die Gefängnisse einzudringen begann."

Die nach der Abtei versetzten Gefangenen waren meistens Priester, provisorisch auf der Mairie in Haft gehalten und seit dem 10. August arretirt. Unter ihnen befand sich der Abbe Sicard, der Unterlehrer der Taubstummen, der dem Tode wie durch ein Wunder entgangen ist, und der eine umständliche, genaue und werthvolle Beschreibung der Thatsachen gegeben hat, deren Zeuge er gewesen.

„Man brachte uns unser Mittagsmahl," sagt er; „es war 2 Uhr; da fiel ein Kanonenschuß.... Da teilt einer von uns, unruhig und aufgeregt, an ein Fenster, und gewahrt mehrere Soldaten auf dem Hofe der Mairie. Er frägt sie, was der Lärmschuß zu bedeuten habe, und erhält zur Antwort, es wäre dadurch die Einnahme von Verdun durch die Preußen angezeigt worden. Das war eine Lüge. Gegenwärtig weiß Jedermann, daß der Lärmschuß an diesem Tage des Blutes das Signal zum Morden sein sollte. All die Mörder hatten den Befehl, mit dem dritten Schusse ihr Würgen zu beginnen.

„In demselben Augenblick dringen avignonesische und marseillanischer Soldaten in Haufen in unser Gefängniß, stürzen die Tische um, packen uns, und werfen uns hinaus, ohne uns die Zeit zu lassen, unsre Effecten mitzunehmen. Auf dem Hofe versammelt, deuten sie uns an, daß wir nach der Abtei gebracht werden sollen, wohin unsere Kameraden Tags vorher gebracht worden waren. Man läßt sechs Wagen kommen; wir waren unserer 24 Gefangene.*)

*) Zwei andre Augenzeugen, Mehee, der den Wagen nach der Abtei folgte, und Jourdan, der Präsident der Section der Vier Nationen, der sie dort ankommen sah, geben die Anzahl der Wagen nur zu Vier an.

Ihre Angabe ist die richtigere. Diese vier Wagen, — es waren Fiaker, welche die Nummern 3, 5, 7 und 23 führten, — wurden nach ihrer Ankunft in der Abtei zurück behalten, um die Leichen fortzuschaffen.

Uebrigens sagt der Abbe Sicard auch nur, daß man sechs Wagen habe kommen lassen, und da er den ersten bestieg, so konnte er über die, welche diesem folgten, schon in Ungewißheit sein.

Digitized by Google

atiſcher Geſchichtſchreiber macht über dieſen Trans-
~4 Gefangenen folgende begründete Bemerkungen:

„In dem Augenblick, wo der Kanonenſchuß fällt, dringen bewaffnete Männer in das Gefängniß der Mairie, und ſagen zu den Gefangenen, daß ſie nach der Abtei abgeführt werden ſollen. Dieſer Einbruch geſchah nicht durch Volkshaufen, ſondern durch Soldaten, Föderirte von Marſeille und Avignon, woraus ſich zu ergeben ſcheint, daß die Sache keine zufällige, ſondern angeordnet war, und daß der Ausſchuß die Gefangenen wenigſtens durch eine mündliche Autoriſation dem Tode Preis gegeben hat."

Nachdem die vier Wagen die Mairie über die Jeruſalemsſtraße verlaſſen hatten, fuhren ſie bis zum Pont-Neuf den Kay entlang, und bogen in die Dauphineſtraße ein, um über die Buſſyſtraße zur Abtei zu gelangen. Dieſe Wagen, groß und offen, wie es die damalige Mode mit ſich brachte, wurden am äußerſten Ende des Pont-Neuf von dichtgedrängten Volkshaufen, mit Piken und Säbeln bewehrt, angegriffen.

Heutige Schriftſteller haben, von ihrer Leidenſchaftlichkeit ſchlecht berathen, ſich große Mühe gegeben, beweiſen zu wollen, daß dieſe, in Wagen eingeſperrte und durch Soldaten bewachte und escortirte Prieſter das wüthige Volk angegriffen hätten, und haben ſich zu dem Ende auf die Ausſage von Mehée de la Touche, ihrer Behauptung nach ein royaliſtiſcher Schriftſteller, berufen.

Zuvörderſt verdient die Idee eines Angriffes gegen einen bewaffneten Haufen vom Innern eines mit gefangenen Prieſtern gefüllten Wagens aus ſchon an und für ſich keine Beachtung. Zunächſt kann nur eine ganz beſondere Zerſtreutheit Mehée de la Touche für einen royaliſtiſchen Schriftſteller im Jahre 1792 nehmen und geben wollen. Zu jener Zeit war Mehée adjungirter Canzelei-Secretair der Gemeinde, in welcher Eigenſchaft er direct bei den Metzeleien in der Abtei betheiligt geweſen iſt. Sein Name befindet ſich unter den wichtigſten Actenſtücken, durch welche dieſelben anbefohlen oder bezahlt worden ſind.

Ueberdem ſpricht die Erzählung Mehée's, auf die man ſich beruft, um darzuthun, daß es die Prieſter geweſen ſeien, die das Volk angegriffen hätten, von den Wagen nur in der Straße Dauphine, und übergeht ſonach alles das, was von der Mairie ab vorgefallen war. Hier ſeine eigenen Worte:

„Ich begab mich gegen 2½ Uhr auf meinen Poſten, und kam durch die Dauphineſtraße; da hörete ich plötzlich laut pfeifen und ziſchen. Ich ſchaute mich um, und erblickte nun vier Fiaker, die, von Föderirten der Departements, von marſeilloniſchen und bretons'ſchen Föderirten escortirt, hinter einander her fuhren.

„In einem jeden dieſer Fiaker befanden ſich vier Individuen. Es waren Leute, die bei den vorgenommenen Hausſuchungen arretirt worden waren. Sie waren auf der Mairie durch Billaud-Varennes, dem Subſtituten des Gemeinde-Procureurs abgehört worden, und er ſchickte ſie nun zu proviſoriſcher Haft nach der Abtei. Es hatte ſich ein Auflauf gebildet, und das Geſchrei nahm zu. Da ſtreckte einer der Gefangenen, unſtreitig ein Verrückter, durch den Tumult erhitzt, ſeinen Arm aus dem Kutſchenſchlag und verſetzte einem der escortirenden Föderirten einen Schlag mit ſeinem Rohrſtock. Dieſer zog ſeinen Säbel, ſprang auf den Wagentritt, und jagte ihn dem Opfer dreimal durch den Leib. Ich habe das Blut in Strömen hervorſchießen ſehen.

„Man muß ſie Alle umbringen, es ſind Buben, Ariſtocraten! riefen nun die Anweſenden, worauf die Föderirten blank zogen und in einem Nu die drei Gefährten desjenigen, der ſchon geopfert war, niederſtießen. In dieſem Augenblick ſah ich einen jungen Mann in weißem Schlafrock, deſſen intereſſante aber bleiche und matte Phyſionomie andeutete, daß er ſehr krank war, denſelben Wagen verlaſſen. Er hatte alle ſeine ſchwindenden Kräfte zuſammen genommen, und rief, ſchon einmal verwundet, noch Gnade, Gnade, Pardon! jedoch vergebens: ein Todesſtreich ließ ihn das Loos der anderen theilen.

„Dieſer Wagen, welches der letztere war, fuhr nun noch Leichen; doch hatte er während des Mordens, das in zwei Minuten vollführet worden war, nicht Halt gemacht. Trotzdem hatte ſich der Zuſammenlauf des Volks gemehret und das Geheul ſich verdoppelt, bevor man die Abtei erreichte. Dort wurden die Leichen der Getödteten auf den Hof geworfen, die noch lebenden zwölf Gefangenen aber aus ihren Wagen gelaſſen, um ſich zu dem Civil-Ausſchuß zu begeben. Bei dem Ausſteigen wurden noch Zwei geopfert, die übrigen Zehn aber gelangten in's Innere."

Andererſeits ergiebt ſich aus der Mehée'ſchen Erzählung, daß die auf dem Transport nach der Abtei gemordeten Gefangenen nicht von der Populace, ſondern von den Föderirten, das heißt von den Soldaten ſelber, die ihnen zu ihrer Bewachung beigegeben worden waren, umgebracht ſind. Ueberdem ſagt dieſelbe nicht, von wo der erſte und wirkliche Angriff ausgegangen iſt; das thut aber der Abbé Sicard, der die Abfahrt der Wagen aus der Jeruſalemsſtraße folgendermaßen erzählt:

„Es wird das Zeichen zur Abfahrt gegeben, und den Fuhrleuten zugleich bedeutet, ſehr langſam zu fahren, widrigenfalls ſie ſämmtlich auf ihren Sitzen maſſacrirt werden würden. Wir unſrerſeits werden mit tauſend Schimpfwörtern überhäuft. Die Soldaten, die uns als Begleitung mitgegeben werden, erklären uns, daß wir die Abtei nicht erreichen würden; daß das Volk, dem ſie uns überliefern würden, ſich endlich ſein Recht an ſeinen Feinden nehmen und uns unterwegs umbringen werde. Dieſe furchtbaren Worte wurden im Accent der höchſten Wuth geſprochen, begleitet von Säbelhieben und Pikenſtichen, womit die Böſewichter uns alle mißhandelten.

„Die Wagen ſetzen ſich in Zug; bald hat ſich das Volk verſammelt, und zieht ſchimpfend hinter uns drein. „In," ſagen die Soldaten, „das ſind eure Feinde, die Complicen derjenigen, welche Verdun überliefert haben, diejenigen, die nur auf euren Abmarſch warteten, um eure Frauen und Kinder zu erwürgen. Da, nehmt unſre Säbel, unſre Piken, und ſtoßt die Ungeheuer nieder!"

„Man kann ſich denken, wie ſehr die Lärmkanone, die Kunde von der Einnahme von Verdun, und dieſe aufregenden Reden den von Natur reizbaren Charakter eines verirrten Volkes, dem wir als ſeine grauſamſten Feinde dargeſtellt worden, entflammte. Der raſende Haufe ſchwoll in der erſchreckendſten Weiſe an, ſemehr wir uns über dem Pont-Neuf, der Dauphine-Straße und dem Kreuzwege Buſſy der Abtei näherten.

„Wir wollten die Kutſchenverſchläge verſchließen; man zwang

Digitized by Google

uns aber, sie offen zu lassen, damit man das Vergnügen hätte, uns zu verhöhnen. Einer meiner Kameraden bekam einen Säbelhieb über die Schultern, ein anderer wurde an der Backe, ein Dritter über der Nase verwundet.

„Ich hatte einen der hinteren Sitze inne. Meine Gefährten erhielten die Streiche, die mir zugedacht waren. Man denke sich, wenn man es vermag, wie mir bei dieser peinlichen Fahrt zu Muthe war! Wehelos sah ich, inmitten einer Volksmasse, die gerade von denen, welche zu unserm Schutze bestellt zu sein schienen, aufgehetzt wurden, das Blut meiner Kameraden fließen..... Endlich kamen wir in der Abtei an — die Mörder erwarteten uns dort."

Dies war das Vorspiel zu den Gefängnißmetzeleien, die wir nun, mit der Abtei, wo das erste unschuldige Blut vergossen wurde, beginnend, beschreiben wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Alma, von Ludwig Stiebritz, Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1853, 208 Seiten. 8.

Poesie, besonders die Lyrik, ist nach einer gewissen Seite hin betrachtet, die Sprache des Gefühls, während der Verstand sich der ungebundenen Rede bedient. Wer die Eindrücke von außen leicht auf sich wirken läßt und dann durch die Gunst der Muse im Stande ist, dieselben in individueller Empfindung und Gestaltung wieder aus vollem Herzen in Worten dahinfließen zu lassen, die, bald mächtig brausend, wie ein Strom des Gebirgs, bald sanft rieselnd, wie ein durch blumige Auen sich schlängelndes Bächlein, die Gefühle im Innern des Dichters kund geben, dem ist die wahre Poesie verliehen. Das Gefühlsleben hängt aber eng zusammen mit dem Glaubensleben. Zwar nicht Jeder, der sich im Besitze des letzteren glücklich weiß, kann sich auch der Gunst der Muse rühmen; aber Jeder, dem diese hold und ein solch inneres Leben aufgegangen ist, verdient ein Dichter genannt zu werden. Seine Schöpfungen werden selten die Kritik zu fürchten haben. Da die Lyrik überhaupt einen mehr subjektiven Charakter hat, so werden solche Dichter bei Gleichgesinnten stets Anerkennung finden; denn sie schildern sich selbst, Selbstverlebtes, und mithin Wahres.

Ein solcher Dichter zeigt sich uns in dem vorliegenden Buche, der nicht sowohl durch den Reiz und die Anmuth seiner Dichtung genauere Beachtung verdient, als auch besonders wegen dieser innern Wahrheit und Natürlichkeit seiner Schilderungen, die dennoch poetisch auf das Lieblichste ausgeschmückt sind und dadurch auch den ästhetischen Beurtheiler nicht unbefriedigt lassen.

Einzelne liebliche Bilder, die ihrem Wesen und Inhalte nach in der genauesten Verbindung und Folge zu einander stehen, reihen sich an einander zu einem eben so lieblichen und doch erhabenen Ganzen. Mag es auch auf den ersten Blick auf die äußere Form und Anordnung des Buches erscheinen, als ob wie, statt eines Ganzen, nur einzelne zu einem Ganzen gleichsam zusammengesetzte Stücke zu erwarten hätten, so werden wir doch bald den innern Zusammenhang wahrnehmen und die Totalität des Ganzen wohl erfassen.

In die einsame Hütte äußerer Unscheinbarkeit, aber desto größeren inneren Glückes, wo auf Glauben gegründete Liebe und innige Treue ein sanftes, aber festes Band um die Bewohner schlingt und wo der stille Friede nur von außen her unterbrochen werden konnte, dahin führt uns der Dichter, und wir folgen ihm gern. Denn in seiner Hand gewinnt das Geringste den anziehendsten Charakter eben durch die Wahrheit der Darstellung, die von Jedem leicht erkannt wird. Nicht allein die Gegenden und die Lebensweise ihrer Bewohner scheinen fast durch eigene Anschauung aufgenommen und derselben gemäß geschildert zu sein, sondern auch die Charaktere der Personen legen Zeugniß ab, daß der Dichter nicht oberflächliche Blicke in das Herz des Menschen gethan habe.

Und dies Alles erlangt durch den geschichtlichen Hintergrund, auf dem uns der Dichter seine Bilder vorführt, die passendste Form, indem er wie ein Rahmen sich um alle Bilder legt und sie so zu einem Ganzen vereinigt, und die Folie bildet, auf der das Erzählte eher als wahr hervortritt und das Interesse des Lesers um so mehr in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Den frommen, unterdrückten Protestanten gegenüber, zeigt uns das Gedicht in nicht zu dunkeln Farben die fanatisch verblendeten und fast entmenschten Eiferer der katholischen Kirche zur Zeit der Bartholomäusnacht in Frankreich, die selbst der Ihrigen, ihres eigenen Blutes nicht schonten, sobald sie vernahmen, daß Einer von ihnen sich der Ketzerei ergeben habe.

Geistreich und geschickt hat der Dichter am Ende die glückliche Wendung eintreten lassen, wodurch das schon verloren geglaubte Paradies des Friedens und der Liebe allen der uns lieb gewordenen Personen auf's Neue und jetzt um desto ungestörter zu Theil wird. Gewiß psychologisch richtig ist auch geschildert, wie der greise Bertram erst dann, als der Sohn das schwere Unrecht des Vaters durch die edle heldenmüthige That an Alma sühnt, bereit ist, den Bund des jugendlichen Paares zu segnen und, vergessend, daß derselbe der Mörder seines Kindes war, sogar Segen herabfleht auf die Seele dessen, der sterbend sein Unrecht erkannt und seinem Sohne vergeben hatte.

Das Gedicht ist Allen wegen seiner Anmuth und Natürlichkeit, und nicht wenigen wegen der äußeren Ausstattung des Buches zu empfehlen. F.

Historien. Von H. C. Andersen. Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck. 1853. 136 Seiten. 8.

Unter diesem Titel erhalten wir in hübscher äußerer Ausstattung folgende 19 gemüthliche und sinnvolle Geschichten, von denen mehrere jedoch der Wirklichkeit und der Märchenwelt zugleich angehören: Die Geschichte des Jahres. Am jüngsten Tage. Sie taugte nicht. Die lieblichste Rose der Welt. Eine gute Laune. „Es ist ganz gewiß." „Ein Unterschied ist da." Fünfe aus einer Hülse. Unter dem Weidenbaum. Ein Blatt vom Himmel. Das Schwanennest. Alles am rechten Platze. Ein Herzeleid. Der Kobold und der Höker. In Jahrtausenden. Das stumme Buch. Die Großmutter. Vogel Phönix. Eine Geschichte. Die vier letzten Historien sind bereits in früheren Werken des Verfassers zerstreut erschienen. (Einige finden wir auch in anderer Uebertragung in den kürzlich angezeigten „Winterabend-Geschichten.") Ganz besonders haben uns angesprochen: Sie taugte nicht; „Ein Unterschied ist da"; Alles am rechten Platze.

Digitized by Google

Als Probe theilen wir mit:

In Jahrtausenden.

Ja, in Jahrtausenden werden sie auf Flügeln des Dampfes durch die Luft über das Weltmeer herüberkommen! Die jungen Bewohner Amerikas werden die Besucher des alten Europas sein. Sie werden wegen der Denkmäler hier und der alsdann versunkenden Städte herüberziehen, wie wir in unserer Zeit nach den hinfälligen Herrlichkeiten Süd-Asiens wallfahrten.

In Jahrtausenden werden sie kommen!

Die Themse, die Donau, der Rhein rollen noch dahin; der Montblanc steht noch mit seinem schneebedeckten Gipfel da, die Nordlichter strahlen noch über die Lande des Nordens; aber ein Geschlecht nach dem andern ist Staub geworden, ganze Reihen der Mächtigen des Augenblicks sind vergessen, vergessen wie diejenigen, die jetzt schon unter dem Hügel schlummern, auf welchem der vermögende Hörer, auf dessen Grund und Boden er sich befindet, eine Bank gezimmert hat, um dort zu sitzen und über das flache, wogende Kornfeld hinauszuschauen.

„Nach Europa!“ rufen die jungen Söhne Amerikas — — „nach dem Lande der Väter, dem herrlichen Lande der Denkmäler und der Phantasie, nach Europa!“

Das Luftschiff kommt; es ist mit Reisenden überfüllt, denn die Fahrt ist schneller als zur See; der electromagnetische Draht unter dem Weltmeer hat bereits telegraphirt wie groß die Luft-Karavane ist. Schon ist Europa in Sicht, es ist die Küste von Island, die man erblickt, aber die Passagiere schlafen noch, sie wollen erst dann geweckt sein, wenn sie gerade über England sind; dort betreten sie den Boden — Europas im Lande Shakspeare's, wie es bei den Söhnen des Geistes heißt, — im Lande der Politik, im Lande der Maschinen, — so nennen es Andere.

Hier verweilt man einen ganzen Tag, so viel Zeit hat das geschäftige Geschlecht auf das große England und Schottland zu verwenden.

Die Fahrt geht weiter durch den Kanal-Tunnel nach Frankreich, dem Lande Karls des Großen und Napoleon's; Molière wird genannt, die Gelehrten reden von einer classischen und romantischen Schule des fernen Alterthums, und es wird gejubelt und man läßt Helden, Dichter und Männer der Wissenschaft hoch leben, die unsere Zeit nicht kennt, die aber auf dem Krater Europas, Paris, geboren werden sollen.

Der Luftdampfer fliegt über das Land hin, von welchem Columbus ausging, wo Cortez geboren wurde, und wo Calderon Dramen in wogenden Versen sang; reizende schwarzäugige Frauen wohnen noch in den blühenden Thälern, und die ältesten Lieder nennen den Cid und die Alhambra.

Durch die Luft über das Meer nach Italien, dorthin wo das alte ewige Roma lag; es ist verschwunden, die Campagne ist verödet; von der Peterskirche zeigt man nur noch eine einsame übrig gebliebene Mauer-Ruine, aber man zweifelt an ihrer Echtheit.

Nach Griechenland, um eine Nacht in dem reichen Hôtel, hoch am Gipfel des Olymps, zu schlafen, dann ist man dort gewesen; die Fahrt geht weiter gen Bosporus, um dort einige Stunden auszuruhen und die Stätte zu sehen, wo Byzanz lag; dort wo die Sage von dem Garten des Haerms zur Zeit der Türken spricht, spannen arme Fischer ihre Netze aus.

Ueber die Reste mächtiger Städte an der starken Donau, Städte, die unsere Zeit nicht kannte, fliegt man dahin; aber hier und da — an den reichen Stätten der Denkmäler, derer die entstehen, und die die Zeit noch gebären wird — hier und da läßt die Luft-Karavane sich nieder und hebt sich wieder.

Dort unten liegt Deutschland — das einst von dem dichtesten Netze von Eisenbahnen und Kanälen umspannen ward — die Länder, wo Luther sprach, Göthe sang, und Mozart einst das Scepter der Töne führte! Große Namen strahlen in Wissenschaft und Kunst, Namen, die wir nicht kennen. Einen Tag Aufenthalt für Deutschland, und einen für den Norden, für das Vaterland Oersted's und für das Linnée's und für Norwegen, das Land der alten Helden und der jungen Normannen. Island wird auf der Rückfahrt mitgenommen; der Geyser siedet nicht mehr, Hekla ist erloschen, aber, eine ewige Steintafel der Saga, steht die starke Felseninsel inmitten des brausenden Meeres!

„In Europa ist doch recht viel zu sehen!“ sagt der junge Amerikaner; „und wir haben es in acht Tagen gesehen, und das kann man auch, nach der Anleitung des großen Reisenden“ — hier wird der Name eines ihrer Zeitgenossen genannt — in seinem berühmten Werke: „Ganz Europa in acht Tagen zu sehen.“ H.

Miscellen.

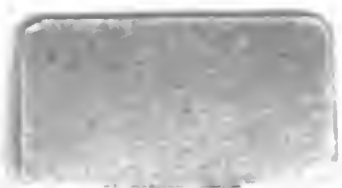
Dem Londoner Atheneum hat eine Dame aus Bayeux geschrieben, daß die Angabe in französischen Blättern, als wären die berühmten Teppiche dieser Stadt entfernt worden, unbegründet sei. Diese Kunde wird allen Liebhabern des Historischen und Pittoresken, welche den alten Städten der Normandie einen Besuch abstatten, willkommen sein.

Der Obrist Rawlinson äußert in einem Schreiben an die Londoner asiatische Gesellschaft u. a., daß er überzeugt sei, die Aera Nebucadnezars bezeichne die Einführung der assyrischen Schreibart in Babylonien, wo man sich bis dahin nur einer Art von Hieroglyphen bediente. Er glaubt Beweise gefunden zu haben, daß die hieroglyphische Schreibart elf oder zwölf Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung in Assyrien eingeführt, dort verbessert, theilweise phonetisch gemacht und nachdem zu der erwähnten Zeit in ihrer veränderten Form aufs Neue eingeführt worden sei. Der Obrist giebt einen Fall des augenscheinlichen Ueberganges von der Darstellung durch Malerei zu der Bezeichnung durch Schriftzüge, und bemerkt, daß er deren wohl zwanzig nachweisen könne.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google